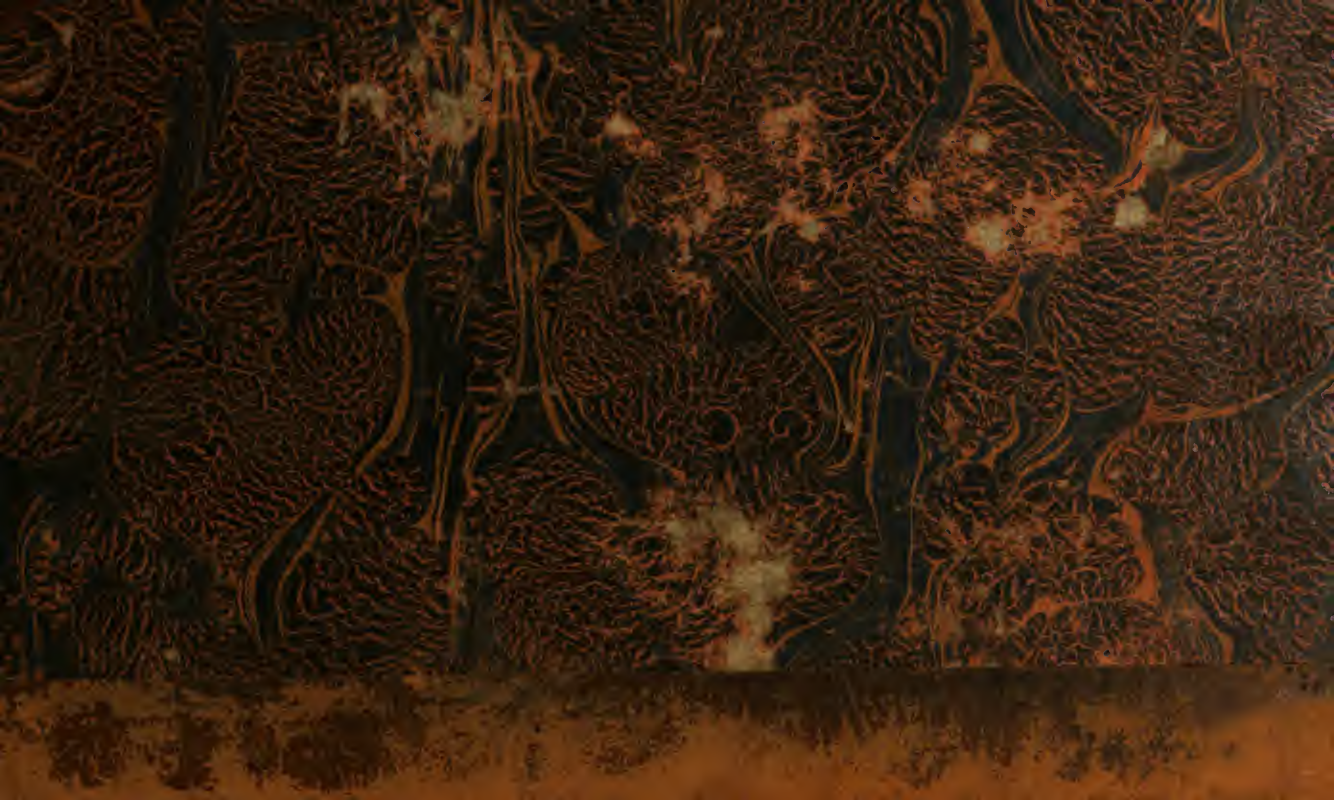
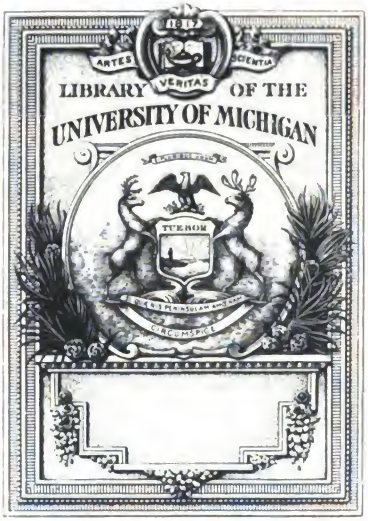


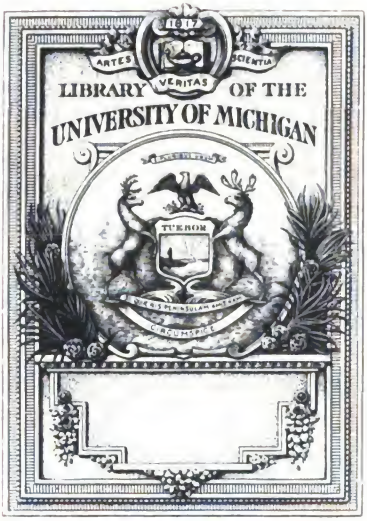
F. B. Wahr



THE GIFT OF
Professor Fred B. Wahr

2
.R4
183
v.3

F. B. Wahr



THE GIFT OF
Professor Fred B. Wahr

27
.R47
1830
v.3

Rheinisches

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

FÜR

gebildete Stände

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

in zwölf Bänden.

A bis Z

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

CÖLN

am Rhein.

Druck und Verlag von Louis Bruere.

1832.

Neues Rheinisches Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Dritter Band.

C — Deut.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein.

Verlag und Druck von Louis Bruère.

1832.

Dipt
Prof. Fred B. Wade
2-13-31

C. *)

C, 1) der dritte Buchstabe des deutschen Abc, welcher vor a, o und u wie k, vor e und i wie z lautet. 2) Als Zahlzeichen bedeutet C Hundert. 3) In der Musik bezeichnet es: a) die erste Klangstufe in jeder Octave unseres Tonsystems. Von C geht dasselbe aus. b) Das durchstrichene C bedeutet den Allabreve-Takt (s. d.); c) das undurchgestrichene den $\frac{4}{4}$ Takt; d) einen Notenschlüssel (s. Schlüssel).

Cabale nennt man 1) administrativ ein Verständniß mehrerer Beamten durch Ausschreitung ihrer Amtsautorität gewisse Zwecke zu erreichen und sich hierin, zum Schaden des gemeinen Besten, zu unterstützen; kommt, nach Hume, von den Anfangsbuchstaben der Glieder des berüchtigten englischen Ministeriums im J. 1670, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, welches unter dem Namen bekannt ist. 2) Ränke, schlechte Kunstgriffe überhaupt.

Cabanis (Pierre Jean George), Arzt, Philosoph und Literator, geb. zu Cognac 1757, kam als 14jähriger Jüngling nach Paris, wo er sich mit Eifer den Wissenschaften widmete. Im 16. J. ging er mit einem polnischen Magnaten als Secretair nach Warschau, war Zeuge des stürmischen Reichstags von 1773, der ihn mit Schwermuth und Verachtung gegen die Menschen erfüllte, und kehrte 2 Jahre später nach Paris zurück. Seine Uebersetzung zweier Bruchstücke aus dem Homer, die er der franz. Akademie vorlegte, blieben zwar von derselben unbeachtet, aber geschmackvolle Männer urtheilten anders, und er erhielt von vielen Seiten Beifall, der ihn bewog, eine vollständige Uebersetzung der „Iliade" anzufangen. In der Medizin war Dubreuil sein Lehrer und Rathgeber. Um seine durch anhaltende Studien geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, rieth ihm dieser an, aufs Land zu ziehen. Cabanis wählte das nahe bei Paris gelegene Auteuil. Hier ward er mit Madame Helvetius und durch sie mit Holbach, Franklin und Jefferson bekannt, und gewann die Freundschaft von Condillac, Turgot und Thomas. Dieser und Holbach führten ihn bei Voltaire, Diderot, d'Alembert u. a. Gelehrten vom ersten Range ein. Indeß hatte sich Cabanis ganz seinen Berufsgeschäften gewidmet und den schönen Wissenschaften entsagt. In seinem „Serment d'un médicin" nahm er 1783 förmlich Abschied von ihnen. Bei dem Ausbruche der Revolution bekannte er sich zu ihren Grundsätzen, aber er verabscheute die Gräuel, durch welche sie befleckt wurde. Gleiche Meinungen hatten ihn mit Mirabeau zusammengeführt. Das Genie dieses außerordentlichen Mannes, der die entgegengesetztesten Eigenschaften in sich vereinigte, bemächtigte sich seines arglosen Herzens und zog ihn in ein Bündniß, über welches er vielfach angefochten wurde. Mirabeau verstand meisterhaft die Kunst, sich mit fremden Arbeiten zu schmücken,

*) Artikel, welche man hier vermißt, sind unter K aufzusuchen.

und bekam von ihm die Schrift über die öffentliche Erziehung, die nach seines Freundes Tode Cabanis selbst 1791 herausgab. Eine noch innigere Freundschaft hatte er mit Condorcet geschlossen. Er st. als Mitglied des Senats am 5. Mai 1808. Seine für die Anthropologie wichtige Schrift: „Rapports du physique et du moral de l'homme" (Paris 1802, 2 Bde, 1805 verb.) ist von Jakob (Halle 1804, 2 Bde.) ins Deutsche übertragen worden. Seine vollständigen Werke sind in 4 Bdn. (Paris 1824) erschienen.

Cabarrus (François, Graf von), geb. zu Bayonne 1752, wurde von seinem Vater, einem Kaufmanne, zur Handlung bestimmt, ging, als er zu Bordeaux und Toulouse die Handelsgeschäfte kennen gelernt hatte, nach Saragossa, wo er 1772 heirathete und zu Carvanchel einer Seifenfabrik vorstand. Die Nähe von Madrid brachte ihn mit den einflußreichsten Personen in Verbindung, und auf seinen Rath wurde, während des amerikanischen Kriegs, ein Papiergeld im Umlauf gesetzt, welches ebenso gut als baares Geld stand. Darauf errichtete er 1782 die San-Carlos-Bank, deren Direktor er ward, 1785 die Handelskompagnie der Philippinen, und wurde Finanzrath. Nach Karls III. Tode fiel er aber in Ungnade, wurde 1790 verhaftet, 1792 aber freigesprochen und zum Grafen erhoben. 1798 ernannte ihn der König von Spanien zum bevollmächtigten Minister beim Friedenscongreß mit Frankreich; er hatte nach seiner Rückkehr großen Einfluß auf die innern Angelegenheiten, fiel dann später wieder in Ungnade und st. 1810 als span. Finanzminister unter Joseph Bonaparte. Er schrieb in spanischer Sprache eine Lobrede auf Karl III. und mehrere andere Schriften, die auf die Finanzen Spaniens Bezug haben. Ueber seine durch Schönheit und Talent gleich berühmte Tochter vgl. Reichard's „Briefe aus Paris."

Cabello (Puerto Cabello, Geogr.), Stadt im Dep. Venezuela des Staats Columbia auf einem Küsteneilande, das durch eine Brücke mit dem Festlande zusammenhängt, woselbst sich eine gutgebaute Vorstadt ausbreitet. Beide sind befestigt, zählen 7500 Einw. und besitzen in der Bai einen der besten Häfen des Staats, welcher vor allen Winden gesichert und selbst Kriegsschiffe aufnehmen kann; der Hafen für Caraccas verkehrt nicht allein mit Westindien und Nordamerika, sondern auch mit Europa; indeß ist die Luft für Europäer höchst ungesund und Erdbeben nicht ungewöhnlich.

Cabinet, ein kleineres Zimmer neben einem größern, entweder zum Arbeiten, oder zur besondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung kostbarer Sachen bestimmt. In einer Fürstenwohnung ist das Cabinet das Gemach, welches der Regent für seine Person ausschließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeschäfte bearbeitet, seine geheimen Räthe hört, und aus welchem seine Beschlüsse ausgehen. Daher gilt Cabinet auch für die Regierung, besonders in politischer Hinsicht, z. B. das londner, wiener Cabinet, das Cabinet des Palais Royal ꝛc. — In Oestreich besteht ein geheimes Cabinet, aus einem Direktor, 5 Sekretärs, Bibliothekaren, Vorlesern, Kanzlisten und Künstlern. In Preußen haben nach den neuern Anordnungen der Staatskanzler, der Kriegsminister, der Generaladjutant und der Cabinetsrath den ausschließlichen Vortrag im Cabinet. Cabinetsminister heißen daher auch in einigen Staaten diejenigen, welche den unmittelbaren Vorträgen bei dem Souverain (auch sonst zuweilen die geheime Confe-

renz genannt) beiwohnen, da die übrigen, welche nur an den Berathschlagungen der Minister Theil nehmen, Conferenzminister genannt werden. In England bedeutet das Cabinet einen engen Ausschuß des Ministeriums und der geheimen Räthe, zu welchen keiner von Amtswegen erscheint, sondern alle, auch die Minister, für jede Sitzung besonders eingeladen werden müssen. In Frankreich ist das Cabinetsconseil ein erweiterter Ministerialrath, zu welchem außer allen Minister-Staatssekretären noch 4 nicht fungirende Staatsminister und 2 Staatsräthe gezogen werden. — Endlich ist Cabinet jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude, oder mehrere Gebäude, worin Sammlungen von Kostbarkeiten aus dem Natur- oder Kunstreiche aufbewahrt werden, als Gemälde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Fossilien, Seltenheiten aller Art; und durch Metonomie, diese Sammlungen selbst.

Cabinetsbefehle. Diese erläßt bisweilen die englische Regierung in Colonial- und auswärtigen Angelegenheiten, im Interesse ihrer Nation, ohne vorherige Berathung und Genehmigung des Parlaments.

Cabinetsjustiz (Rechtswissenschaft) ist die Abhängigkeit der Gerichte von dem Regenten, insofern ihre Rechtspflege in Frage kommt; d. h. Befehle des Regenten, durch welche entweder processualische Handlungen oder richterliche Entscheidungen eines einzelnen bestimmten Rechtsstreites nach andern Regeln geboten werden, als nach denen, die in den allgemeinen Gesetzen schon enthalten sind. Die Ungültigkeit solcher Befehle ist nicht allein schon im römischen und kanonischen Rechte, sondern auch in Deutschland von jeher anerkannt und ausgesprochen. Der Grund jener Ungültigkeit liegt theils in dem Jure quaesito der Parteien, Rechtsgleichheit vor Gericht zu genießen, theils in der Besorgniß einer parteiischen Cabinets-Justizadministration. — In der frühesten Zeit der Völker sind die Würden des Kriegsanführers, des Priesters und des Richters gewöhnlich mit einander verbunden, und in den meisten Staaten ist das Richteramt lange ein Nebengeschäft des Kriegsbefehlshabers (des Prätors, des Grafen und Herzogs) geblieben. Das höchste Gericht hielt der König. Der heil. Ludwig (1226—30) wandte alle Abende zu öffentlichen Audienzen an, in welchen er mit Hülfe Peters de Fontaines (des ältesten Schriftstellers über franz. Recht) und Gottfrieds de Villette selbst die Rechtshändel hörte und entschied. Dennoch regte sich bald das Bedürfniß einer von solchen Einwirkungen durchaus unabhängigen Rechtspflege. Es war schon eine Bedingung der Magna Charta K. Johanns von England (1215), daß das Oberlandgericht nicht dem Hofe des Königs folgen, sondern einen beständigen Sitz haben sollte. Dasselbe verlangten die deutschen Stände wiederholt von ihren Kaisern, erreichten aber diesen Zweck erst 1495 mit der Gründung des Reichskammergerichts. Gegen die persönliche Theilnahme der franz. Könige an den Criminalprocessen gegen den Herzog von Bretagne 1378, den König von Navarra 1386 u. A. machten die Pairs des Reichs lebhafte Vorstellungen. Ein großes Uebel der Cabinetsjustiz in Frankreich waren die Lettres de cachet (s. d.), welche, wie das Conseil privé, erst in der Revolution ihre Endschaft fanden. An die Stelle des letztern Justizcollegiums trat das Cassationsgericht (s. d.). Eins der auffallendsten Beispiele von den Gefahren der Cabinetsjustiz, und wie gerade der Eifer für Gerechtigkeit zum Unrecht führt, wenn er die For-

men überschreitet, ist Friedrichs II. Verfahren in der Sache des Müllers Arnold. Joseph II. machte einige ähnliche Erfahrungen.

Cabinetsordre (Stsw.), ein Befehl, den der Regent unmittelbar aus dem Cabinet, entweder an die von ihm angeordneten Behörden, oder an einzelne Klassen, oder an sämmtliche Unterthanen ergehen läßt. Diese Cabinetsordres sind, wie auch die Benennung zeigt, französischen Ursprungs und mehr für eine militärische als eine Civilregierung geeignet. Friedrich der Große hat sie nach Deutschland verpflanzt und seitdem bestehen sie hier einzig und allein in dem Königreiche Preußen. Zur Zeit des Rheinbundes folgten einige Souveraine dritten Ranges, jedoch auch nur kurze Zeit, diesem Beispiele. Ein unbeschränkter Monarch kann Cabinetsordres über alle Gegenstände nach Belieben, mit oder ohne Unterschrift eines seiner Minister, erlassen, daher der König von Spanien sie unterzeichnet: io il Re. In einer constitutionnellen Monarchie kann aber der Regent solche unmittelbare Befehle nur in Hinsicht der Gegenstände, bei welchen er unbeschränkt ist, ausfertigen lassen; doch müssen sie von einem seiner Minister oder ersten Staatsbeamten unterzeichnet seyn, damit in dem Fall, wenn sie Beschwerden bei den Reichs- oder Landständen zur Folge haben, die Verantwortlichkeit auf demjenigen ruht, der contrasignirt hat. Auch selbst in Preußen gibt es Fälle, in welchen den Befehlen des Souverains die rechtliche Wirkung gesetzlich abgesprochen ist („Allgem. Landrecht," Thl. II., Tit. 1, §. 10).

Cabinetsstück, 1) (Malerk.), kleines 1 bis 1½ Fuß großes Gemälde, welches ganz in der Nähe betrachtet werden muß, um gehörig erkannt zu werden; 2) im Kunst- und Naturalienhandel, Seltenheit der Kunst oder Natur, z. B. Münzen, Mineralien, Medaillen u. s. w., welche von großer Schönheit und daher werth sind, in einem Cabinet aufbewahrt zu werden.

Cabochon, ein Edelstein, besonders ein Rubin, der nach seiner natürlichen Form geschliffen ist, ohne erst geschnitten zu seyn. Solche Steine haben daher oft eine ovale und krumme Form.

Cabot (Cabotto, Sebastiano), geb. zu Bristol 1477; entdeckte mit seinem Vater Giovanni Cabotto 1497 die Ostküste von Neufoundland. 1517 landete er auf einer neuen Reise in Brasilien, suchte aber umsonst einen Weg nach Ostindien und kehrte unverrichteter Sache nach England zurück. In span. Diensten untersuchte er darauf die Küsten von Brasilien und gab dem Rio de la Plata den Namen. Mit Undank belohnt, kehrte er nach England zurück, wo er als königl. Oberpilot und Gouverneur der Gesellschaft zur Entdeckung unbekannter Länder 1557 st. Er soll zuerst die Declination der Magnetnadel entdeckt haben; schrieb: „De navigatione nelle parti septentrionali" (Venedig 1583).

Cabotage, 1) der Verkehr von einem Hafen zum andern, ohne in die hohe See zu kommen; 2) die Kenntniß der Küsten und Buchten, Flüsse, Strömungen u. s. w. an ihnen. — Cabotier, ein plattes Fahrzeug, das an den Küsten gebraucht wird, ein Küstenfahrer. — Caboti'ren, die Küsten befahren, oder Küstenhandel treiben.

Cabral (Pedro Alvarez), ein Portugiese; ward vom König Emanuel 1500 nach Indien geschickt, wo er am 24. April Brasilien entdeckte, dem er den Namen Terra di Santa Croce gab. Auf dem Wege verlor er die Hälfte seiner Flotte durch einen Sturm, führte aber mit dem

Reste manche kühne That gegen die indischen Könige aus und kehrte 1501, mit Reichthümern beladen, nach Europa zurück.

Cacaobaum, wächst in den Tropengegenden; Südamerika hat davon ganze Wälder. Die Nordamerikaner benutzen diesen Baum gleichfalls. Seine höchste Höhe ist 50 Fuß. Der Stamm hat einen halben Fuß Diameter, sein Holz ist weiß und leicht, seine Rinde rauh und braun, die Blätter gleichen denen des Kirschbaums. Die Frucht hat die Gestalt einer Melone, 6 Zoll lang, 3—4 Zoll dick, oben zugespitzt, mit 10 hervorragenden Ecken und vielen Warzen. Die junge Frucht wechselt bis zur Reife die erste grüne Farbe in gelbe und zuletzt in röthliche; unter dieser obern Fruchtrinde hat sie eine dicke gelbe und im Innersten eine weiße zarte. In solcher liegen 5 Reihen Cacaobohnen, jede zu 6—8 Bohnen, von Mandelgröße, nur daß sie dicker sind; ein faseriges Fleisch verbindet die einzelnen Bohnen mit einander; jede Bohne hat eine harte, braune, glänzende Schale und einen leicht zerreiblichen violetten Kern. Die Frucht ist saftig, hat einen angenehmen, säuerlichen, erfrischenden Geschmack; bitter ist dagegen der ölreiche Kern. Die Amerikaner lehrten den Spaniern die Chocoladebereitung aus Cacao, Zucker, Vanille oder peruvianischem Balsam. Die Indier benutzen noch jetzt die Schaale zu Gefäßen, die Blätter zum Korbgeflechte oder zum Decken der Häuser. — Die Cacaobutter ist das seifige ausgepreßte Oel der Cacaobohnen. Man gewinnt diese Bohnen vom Theobroma Cacao oder Theobroma bicolor. Der Geschmack der Cacaobutter ist angenehm süß, der Geruch lieblich. Sie wird selten innerlich gebraucht, sondern gewöhnlich nur als Salbe wider Risse der Brustwarzen der Säugenden und der Mundlippen, bei Hämorrhoidalknoten und in ähnlichen Fällen. Auch dient sie zu Pomaden, bewahrt auch Metalle, z. B. chirurgische Instrumente, sehr gut gegen den Rost. Cacaoseife (Med.), aus Cacaobutter und Natrum bereitet; hat den Vortheil anderer medizinischen Seifen und widersteht besonders dem Ranzigwerden länger.

Cachao (Cacheu), Hauptort der portugiesisch. Niederlassung in Bissago in Senegambien in Westafrika, am Flusse St.-Domingo; hat Gouverneur, 15.000 Einw., welche mit Gold (Sklaven), Elfenbein, Wachs und andern afrikanischen Produkten handeln.

Cachet, lettres de, s. Lettres de cachet.

Cäcilie (die heilige), Schutzpatronin der Tonkunst, wurde im Anfange des 3. Jahrh. aus vornehmem Geschlechte zu Rom geboren. Sie trug von Jugend auf, erzählt die Legende, das Evangelium in ihrem Herzen. Musik war ein Theil der vornehmen Bildung und Erziehung, welche sie genoß; aber ihr Geist ergriff die Harmonie der Töne in himmlischem Aufschwunge: denn als irdische Klänge waren sie ihr zuwider, wie alle äußere Hoheit, die sie umgab. Sie sollte mit dem Jüngling Valerian, einem Heiden, vermählt werden; jubelnd tönte das hochzeitl. Lied, aber in dem Herzen der Braut rief ein stilles Gebet: „Herr, erhalte mich unbefleckt!" Als beide das Brautgemach betreten hatten, sprach Cäcilie zu Valerian: „Geliebter, ich habe Dir ein Geheimniß zu offenbaren, wenn Du mir versprechen willst, es bei Dir zu behalten." Valerian versprach es. Da sagte die Jungfrau: „Du sollst wissen, daß ich einen Engel zum Freunde habe, der mich bewahrt auf allen meinen Wegen, und wenn Dein Herz voll reiner Liebe ist, so kannst Du ihn schauen." Valerian versicherte ihr die Reinheit seiner Liebe, und die Jung-

frau versprach ihm, am andern Tage des Abends den Himmelsboten zu zeigen. Der nächste Abend erschien. Valerian trat in Cäcilie's Gemach; ein Gebet floß von ihren Lippen; ein Schimmer erleuchtete das Gemach und zwischen dem Erstaunten und der in Andacht Versunkenen stand der Himmelsbote, in jeder Hand einen Kranz von Lilien und Rosen geflochten, deren einen er der Braut und den andern dem Bräutigam reichte, mit den Worten: „Nehmet hin diese aus dem Paradiese Gottes euch zugebrachten Kronen und bewahret sie in unbefleckter Unschuld, so werden sie nie verwelken." So der Engel, und Valerian erkannte den himmlischen Ruf: er und sein Bruder wurden Christen und litten den Märtyrertod, so auch Cäcilie, deren Tod völlig harmonisch mit ihrem Leben war. „Pein und Tod ist mein Sieg", sprach sie zum Richter, und unter Gebet entfloh ihre reine Seele zum Himmel (224). Ihr Fest feiert die kathol. Kirche am 22. Nov. Wie Cäcilie zur Schutzheiligen der Tonkunst geworden, ist ungewiß; ihre Verehrung als solche ist sehr alt. Unter den Dichtern hat sie Chaucer, Dryden in seinem von Händel componirten „Alexanderfest", ferner Pope in einer Ode besungen. Rafael, Domenichino, Dolce und Mignard haben sie in berühmten Gemälden dargestellt.

Cacus war ein Sohn des Vulkan, ein furchtbarer Räuber im aventinischen Walde, den uns die Dichter als einen ungeheuren Riesen mit feuerspeiendem Rachen und übermäßiger Kraft schildern. Er wohnte in einer großen Höhle voll tiefer Windungen, in welche nie ein Strahl der Sonne drang; beständig rauchte der Grund von frischvergossenem Blute und an der Pforte waren die Köpfe und Arme der Erschlagenen geheftet. Als Herkules, stolz über die Besiegung des Geryon, durch Italien mit den geraubten Stieren zog, entwandte ihm Cacus mit List vier der schönsten Stiere und ebenso viele Kühe, schleppte sie am Schweife in seine Höhle, damit die Spur rechtwandelnder Füße ihn nicht verriethe, und verbarg sie im dunkeln Felsen. Unterdeß da Herkules die Heerde zum Abzug antrieb, brüllten die Rinder im Gehen auf; eine der Kühe, die im Felsen verborgen waren, gab Antwort und betrog die Hoffnung des Cacus. Darüber entbrannte Herkules vor Wuth; er ergriff sein Geschoß und eine Keule und stürzte zum Felsen hinan. Cacus entflieht und verschließt sich in seine Höhle. Vergebens spähte Herkules nach einem Zugang; da erfaßte er einen Granit und zertrümmerte die Höhle des Räubers, der ein furchtbares Gebrüll erhob und Dampf und Feuer ausspie. Da Herkules vergebens Pfeile, Bäume und Felsenstücke auf ihn schleuderte, so sprang er in den Dampf, den das Ungeheuer um sich verbreitete, hinein, schlang ihn in seine Arme fest und erwürgte ihn. Darauf sprengte er die Pforte der Höhle und führte die Stiere wieder ans Tageslicht. Evander erwies dem Herkules göttliche Ehre, weil er seine Lande von diesem verderblichen Unmenschen errettet hatte.

Cada Mosto oder Ca da Mosto (Aloiso da), geb. zu Venedig 1432, widmete sich, nach einer sorgfältigen Erziehung, dem Handel, machte einige Seereisen im mittelländ. Meere, wurde 1454 dem portugiesischen Infanten, Don Heinrich, bekannt und unternahm für ihn 1455 eine Entdeckungsreise längs der Küste Afrika's. Er kam bis zum Gambia und kehrte mit Reichthümern beladen nach Portugal zurück. 1456 reiste er mit Ant. Uso wieder nach dem Gambia und entdeckte, von einem Ungewitter in der Gegend des weißen Vorgebirges in die See getrieben,

die Inseln des grünen Vorgebirges. Dieß Mal kamen er und seine Gefährten bis zum Fluß Casamansa und dem Rio Grande. Er blieb bis zum Tode des Prinzen Heinrich 1463 in Portugal und kehrte dann in sein Vaterland zurück. Seine Reisebeschreibung, die älteste von den Schifffahrten der Neuern, welche er unter dem Titel: „Prima navigazione per l'oceano alle terre de' Negri dalla bassa Etiopia", Vincenza 1507, 4., Mailand 1519, 4., herausgab, ist in das Latein. und Franz. übersetzt und hinsichtlich der bewundernswürdigen Ordnung und der klaren und genauen Beschreibung ein wahres Muster.

Cadenz, der Tonschluß in der Musik, ist entweder der völlige Schluß einer Harmonienfolge oder ein Ruhepunkt. Letzterer heißt eine Halbcadenz. Jener, oder die vollkommene Cadenz, soll das Ohr des Hörers so beruhigen, daß er Nichts mehr erwartet; sie muß vorbereitet seyn durch den Dreiklang auf der Dominante, mit welchem man gern die kleine Septime verbindet; sie muß aus diesem in den Grundton fallen und in den harmonischen Dreiklang übergehen. Wird bei dem Tonschluß auf der Dominante länger ausgehalten und durch verschiedene Accorde der Schlußton verzögert, so nennt man es einen Orgelpunkt; diese sind besonders bei Fugen gebräuchlich. Wenn bei der Cadenz aus der Dominante in einen andern Ton als den Hauptton getreten wird, so nennt man es einen Trugschluß oder eine unterbrochene Cadenz. In Arien und Concerten pflegt man an der Vorbereitungsnote der Finalcadenz die Taktbewegung durch eine Fermate zu unterbrechen, um dem Sänger oder Concertspieler Gelegenheit zu geben, die im Tonstück herrschende Empfindung nochmals in einer Phantasie nach eigenem Gefühl auszudrücken; auch dieß heißt eine Cadenz. Eine charakteristische Stelle des Tonstücks selbst muß das Thema dieser Phantasie bilden.

Cadet (franz.) 1) eigentlich der jüngste, dann jeder jüngere Sohn besonders adeliger Familien; sonst nahmen diese wegen der bestehenden Majorate meist Militairdienste, oder traten in katholischen Ländern in den geistlichen Stand; daher 2) ein junger Mensch, der freiwillig in den militärischen Dienst tritt, um diesen zu lernen und als Offizier fortzudienen; 3) ein Zögling eines militärischen Erziehungshauses.

Cadet de Vaux (Antoine Alexis), Chemiker, Mitgl. des franz. Collège de pharmacie und vieler gelehrten deutschen Gesellsch., geb. in Paris den 13. Sept. 1743, war Anfangs Apotheker, dann erwarb er sich durch das von ihm gegründete „Journal de Paris" eine unabhängige Lage und lebte als ein glücklicher praktischer Landmann, bis in sein hohes Alter thätig durch chemische, garten- oder landwirthschaftl. Versuche, die Erde und die Fabriken seines Vaterlandes einträglicher zu machen. Für Frankreich wirkte er auch im Staatsdienste. Er war einer der Hauptredaktoren des „Journal d'économie rurale et domestique" von 1803 an, und des „Cours complet d'agriculture practique." Seine wichtigsten Schriften betreffen die Abnahme des Wassers in den Thälern, wenn ihre Höhen abgeholzt werden, Verbesserungen der Produktion in der Landwirthschaft und aller Zweige der Gesundheitspolizei, sowohl in den Städten als auf dem Lande. Selbst ein großer Weinbergsbesitzer zu Argenteuil, lehrte er praktisch, wie man durch sorgfältigere Cultur edlere Weine erzielen könne, als die Weinberge bisher lieferten. Ueber alle Zweige der Gärtnerei und Landwirthschaft verbreitete er gemeinnützige, neue oder bisher unbeachtet gebliebene Kenntnisse. Er rieth, die Hoch-

wälder auf Corsica besser zu schonen, nach Ueberschwemmungen die durch Wasser beschädigten Gebäude rasch wieder auszutrocknen, empfahl die Rumford'schen Suppen, Knochengelés, Vernichtung der Maulwürfe, das Reinigen der Wäsche durch Dämpfe, Wegschaffung alles faulenden Gewässers in der Nähe von Städten und Dörfern, die Malerei mit Milch, die Acclimatisirung des Caffeebaums und des Tabaks, die Veredlung der Gartenfrüchte, die Vermeidung gewöhnlicher Fehler beim Baumschnitt und die Krümmung der Zweige der fruchttragenden Bäume, damit sie nach einer dargelegten Erfahrung größere und zugleich mehr Früchte tragen, ohne sich dadurch zu erschöpfen; ferner die Benutzung des Kartoffelmehls zu Brot bei Getreidetheurung, die bessere Militairverpflegung durch gesündere Kost; endlich die Mittel, durch welche hohe Theurung der ersten Subsistenzbedürfnisse in Gegenden, die eine sehr starke Bevölkerung haben, abgewendet werden kann. Er starb zu Paris 1828, 85 J. alt.

Cadiz oder Cadix, 1) Provinz von 98 QM. mit 307.000 Einw. im Königreich Sevilla; 2) die reichste Handelsstadt und eine der schönsten Städte Spaniens, seit dem 21. Febr. 1829 ein Freihafen, eine Festung vom ersten Range, hat vielleicht unter allen Städten von Europa die reizendste und für den Handel die wichtigste Lage. Ihre Umgebungen, wozu eine Menge freundlicher zum Theil beträchtlicher Städte und die trefflichsten Häfen gehören, bilden einen unglaublichen Contrast gegen alle übrigen Theile Spaniens; man sieht überall in Bevölkerung, Anbau, Betriebsamkeit und Wohlstand die Folgen eines ausgebreiteten Handels. Cadiz liegt auf der äußersten Spitze der Insel Isla de Leon, welche nur ein schmaler Meeresarm, Rio St. Pedro genannt, vom festen Lande trennt. Zwischen dieser Insel und der Küste bildet das Meer einen Busen, welcher alle Flotten von Europa aufnehmen könnte und dessen Eingang durch viele Batterien und Forts, sowohl auf der Insel, als auf dem Lande geschützt ist; die zwei Abtheilungen des Busens heißen, die erste Bay von Cadiz, die zweite Bay von Puntales. Auf der Küste, der Insel gegenüber, liegen, vom Meere her gerechnet, das Fort Rota, dann das Fort St.-Catarina, dann der freundliche Ort Puerto de St.-Maria am kleinen Fluß Guadalete, von wo aus Cadiz mit Trinkwasser versehen wird; dann das Fort Matagordo. hierauf folgt der ansehnliche Ort Puerto real, bei welchem die größten Salinen Spaniens sich befinden; man gewinnt hier das Salz aus dem Meerwasser durch Verdünstung; endlich im Hintergrunde der Bay auf einer Insel, La Caracas, das große Seezeughaus für die spanische Flotte mit Schiffswerften, mehreren Becken zum Ausbessern der Schiffe, Casernen, Werkstätten für Ankerschmiede, Taudreher u. s. w. Auf der Insel selbst, wenn man vom Lande her über den schmalen Meeresarm geht, trifft man zuerst die bedeutende Stadt Isla de Leon, und seitwärts an der Bay den neuen Ort San-Carlos, wo sich Casernen, eine Seekadettenschule, ein Marinehospital u. s. w. befinden. Von Isla de Leon führt endlich eine schöne Chaussee, 1½ St. lang, am Fort St.-Lorenzo vorbei, auf einer oft so schmalen Erdzunge, daß der Weg die ganze Breite einnimmt, nach Cadiz. Die Stadt ist des Raumes wegen zwar eng, aber schön gebaut, gut gepflastert und gut beleuchtet; Spaziergänge gestattet freilich der enge Raum nicht, außer auf den schönen Wällen; dafür aber haben die wohlhabenden Einwohner meistens Landhäuser auf der gegenüberliegenden Küste, besonders aber bei dem Dorfe Chiclana, Isla de

Leon gegenüber auf dem festen Lande. Doch hat die Stadt zwei schöne Plätze, Plaça de la mar. Fast alle Häuser sind schön; dafür aber sind hier keine eigentlich bedeutenden öffentl. Gebäude. Cadiz ist der Sitz eines Bischofes, hat eine ungemein schöne Kathedralkirche, mehrere Klöster, eine Akademie der schönen Künste, Steuermanns-, nautische und mathematische Schule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See- und Landhospital, eine chirurgische Lehranstalt, einen botan. Garten, ein Theater, 15 bürgerliche Hospitäler. Die Zahl der Einw. beläuft sich über 80.000. Cadiz ist der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels. Alle See-Handel treibende europäische Nationen haben hier ihre Consuln, Agenten und Correspondenten. 1795 waren 110 große Handelshäuser in Cadiz. 1792 betrug der Werth der aus andern Erdtheilen eingeführten Waaren 100 Millionen, und der Werth der Ausfuhr 270 Mill. Realen. 1804 belief sich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1386. Cadiz, einst Gades, seit 3000 Jahren berühmt, ist nach Tyrus und Sidon zugleich die älteste Handelsstadt. Als die Pyramiden in Aegypten erbaut wurden, wurde auch Cadiz erbaut; als Troja zerstört war, erhob sich diese neptunische Stadt aus dem Schoße des Meeres, und hier war es, wo Herkules mit seiner Keule die Landenge durchschlug, Meer mit Meer vereinigte und die Säulen auf Kalpe und Abyla errichtete. Es war, wie ausgemacht ist, eine uralte Pflanzstadt der emsigen Handelsnation der Phönizier, welche diese höchst günstige Lage ausfindig machten und sie benutzten, um des Handels auf den Westküsten von Europa und Afrika wegen diese Stadt anzulegen. Der Name derselben soll so viel als Zaun bedeuten, weil man sich hier das Ende der Welt dachte, vielleicht auch wegen des Felsengrundes, auf welchem die Stadt erbaut wurde: gleichsam ein Felsenzaun, der als Brustwehr gegen das Meer errichtet ist, denn um und neben Cadiz ist es voll von Felsen, wie auch die Felsenfeste Gibraltar und die Herkulessäulen schon andeuten. Ueber die Zeit der Erbauung hat sich ein merkwürdiges historisches Datum beim Aristoteles erhalten, welches dieselbe mit der Stiftung der Colonie von Utika (237 Jahre vor der Gründung Carthago's) zugleich ansetzt. Cadiz scheint, ehe es an die Römer kam, eine republikan. freie Constitution gehabt zu haben und das Haupt der benachbarten Colonien an der Küste gewesen zu seyn, sowie es auch mit Carthago der Fall war. Mit diesem gleichfalls von den Phöniziern oder Puniern gegründeten Staate kam es bald in freundschaftliche Verbindungen und wurde nach dem ersten punischen Kriege durch Hamilkar demselben unterworfen. Nach dem zweiten punischen Kriege kam es durch freiwillige Unterwerfung an die Römer und erhielt von ihnen das Recht einer Munizipalstadt. Cäsar plünderte schon den Herkulestempel bei Cadiz; er nahm alles baare Geld und alles kostbare Geräth in jenem Bürgerkriege daraus hinweg und gab der Stadt die Rechte einer römischen Colonie, weßhalb sie später nach Cäsar benannt wurde und zwar mit dem Namen Augusta Julia Gaditana. Im Mittelalter wurde Cadiz von den arabischen Kriegshorden, so wie von den Zügen der Völkerwanderung eben so sehr überschwemmt, als die übrigen Theile Spaniens. 1596 wurde die Stadt von den Engländern erobert und geplündert, nach einiger Zeit aber den Spaniern zurückgegeben. 1702 ward sie von der vereinigten Seemacht der Engländer und Holländer vergeblich belagert. Bei Cadiz ward den 17. Jan. 1780 die span. Flotte, befehligt von Langara,

von der engl., unter dem Befehle von Rodney, geschlagen. 1805 fiel in der Nachbarschaft eine wichtige Seeschlacht vor (s. Trafalgar.) Seit der Revolution von 1808 war Cadiz bis zu Ferdinands VII. Rückkehr im Insurrektionszustande. Nach den Fortschritten der franz. Truppen in Andalusien zog sich die oberste Insurrektions-Junta nach Cadiz, versammelte dort ihre stärkste Macht und wurde noch durch beträchtliche engl. Corps aus Gibraltar und Portugal verstärkt. Sie ließ die Erdzunge von Cadiz abgraben und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feste Land mit der Insel Leon verbindet, abbrechen. Cadiz wurde dadurch gänzlich vom Lande getrennt, und da es von der Seeseite durch Festungswerke, Forts, vorzüglich aber durch starke span. und engl. Flotten geschützt war, so gehörte die Belagerung dieser Stadt zu den außerordentlichsten Unternehmungen; im März 1810 wurden die Laufgräben an mehreren Orten längs der Küste eröffnet, und ungeachtet des heftigen Feuers aus den Forts, von den Schiffen und schwimmenden Batterien und unter mehrmaligen starken Ausfällen die Belagerungswerke fortgesetzt und die Forts längs der Bay eingenommen. Nachdem sie auch das wichtige Fort Matagorda, Cadiz gegenüber, erobert hatten, befestigten sie das äußerste Ende der Halbinsel Trocadero und erbauten das Fort gl. N. In diesen Batterien wurden die berühmten Mörser a la Villantroi aufgepflanzt, die man zu Sevilla gießen ließ, und von diesem Punkte warf man Bomben, welche Cadiz kaum erreichten, jedoch ohne dort zu platzen, indem der Zünder durch die Entfernung und zu große Schnelligkeit verlöschte. Man hatte 35 Pfund Pulver nöthig, um eine Bombe abzuschießen. Wellington's siegreiches Vorrücken 1812 in die Mitte von Spanien nöthigte die Franzosen, sich aus Andalusien zurückzuziehen und die mit seltener Anstrengung betriebene Belagerung aufzugeben. 1823 ward Cadiz von den Franzosen, unter dem Befehle des Herzogs von Angouleme, bombardirt, der Trocadero, sowie das Fort Santi-Petri erstürmt und der König Ferdinand VII. am 1. Okt. wieder in Freiheit gesetzt. Am 3. Oktober hielten die Franzosen ihren feierlichen Einzug. Vgl. d. Art. Spanien (Geschichte von).

Cadre (fr.), 1) eigentlich Einfassung, Rahmen; 2) (Kriegswis.), der Stamm eines Regiments u. s. w., entweder in Friedenszeiten, wo die Offiziere und Unteroffiziere gewöhnlich vollzählig, von den Soldaten aber nur eine gewisse Anzahl beibehalten, letztere aber, bei Ausbruch eines Krieges, nach dem vorgeschriebenen Bestande kompletirt werden; oder zur Zeit eines Krieges, der zurückgebliebene Stamm eines ausgerückten Regiments ꝛc., welcher die zum Ersatz nöthigen Mannschaften und Pferde exerzirt und abrichtet; auch die zurückgeschickten Offiziere und Soldaten zu Errichtung eines neuen Regiments.

Caducëus, ein Lorbeer- oder Olivenstab, mit 2 kleinen Flügeln am obern Ende, um den sich 2 Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten. Als Merkur dem Apollo die Laute geschenkt hatte, war dieser so hoch erfreut über diesen kostbaren Schatz, daß er Jenem diesen goldnen dreilaubigen unvergänglichen Stab des Glückes und Reichthumes schenkte, von dessen Berührung die Lebenden des Todes starben und die Todten wieder zum Leben erwachten. Auch war dieser Stab ein Sinnbild des Friedens, wie das natürliche Zeichen des Friedens von jeher unter allen Völkern ein grüner Zweig oder Stab, den man vor sich hinträgt, gewesen ist. Dieß war auch ursprünglich der Caducëus: ein

grüner Oelzweig mit wollenen Bändern behangen. Später nahm man einen weißgeschälten und vergoldeten Stab, welcher beim Gebrauche mit grünem Laube umwunden ward. Anfangs bedeutete der Caducëus nur den Stab des Glückes und Reichthumes, den der Handel verleiht; in der folgenden Zeit verband man mit ihm noch verschiedene andere Begriffe. Die flatternden wollenen Bänder, mit welchen er umwunden wurde, mögen die Künstler wohl zuerst auf die Idee von zweien umschlingenden Schlangen gebracht haben. In den Händen des Merkur wurde dieser Stab nun ein Wunderstab, dessen Zauber über und unter der Erde wirkte, der die Lebenden in die Schattenwelt führte und die Todten hinauf zum Lichte des Lebens. Seine Kraft und Wirkung bestand vorzüglich in den Schlangen: denn die Schlangen, vieldeutige Symbole, waren Attribute der Wahrsager und Aerzte. Merkur hat auch von diesem Caducëus den Beinamen Caducifer erhalten. Wir finden den Caducëus auf antiken Münzen auch in den Händen des Bacchus, Hercules, der Ceres, Venus und des Anubis. Bei den Neuern dient er vorzugsweise als Sinnbild der Handelschaft.

Caducirte Güter heißen die durch Aussterben oder Einsetzung der frühern rechtmäßigen Besitzer und dem Staate und dem Regenten heimgefallenen Güter, welche zu Tafelgütern gemacht oder den Kammer- oder Staatsdomänen zugewiesen worden sind.

Caen, große, schöngebaute Hauptst. des franz. Depart. Calvados und eines Bezirks, liegt am linken Ufer der niedern Orne und am Einfluß des Oudon in dieselbe, auf der großen Straße von Paris nach Cherbourg, zählt in 6800 Häusern 38.200 Einw., ist der Sitz eines k. Gerichtshofs, Handelsgerichts, hat eine Akademie mit 3 Fakultäten, ein Lyceum, Zeichnenschule, öffentliche Bibliothek, Museum, Akademie der Künste und Wissenschaften, Ackerbaugesellschaft; Tuch-, Serge-, Barchent-, Spitzen- und Strumpfweben, Hut-, Porzellan- und Tabaksfabriken, ansehnlicher Handel mit diesen Fabrikaten und Landesprodukten, begünstigt durch eine Messe.

Caermathen (Carmathen), 1) engl. Shire in Südwales, zwischen Glarmorgan-, Brecknock-, Cardigan- und Pembrockshire, 45 Q.M. groß, mit 90.000 Einw. — 2) Hauptstadt darin am Towy, mit 8900 Einw. in 1080 Häusern, hat einen Hafen, Blechwaarenfabrik, Schifffahrt und Handel; Sitz der Cambriamgesellschaft für Alterthümer.

Caffarelli, s. Majorano.

Caffarelli du Falga (Louis Maximilian Joseph Marie), geb. zu Falga in Ober-Languedoc 1756, lebte fast immer den Wissenschaften, auch selbst unter dem Getümmel des Krieges. 1792 wurde er als Artillerieoffizier zur Rheinarmee geschickt, aber wegen seiner offen ausgesprochenen Mißbilligung der Hinrichtung Ludwigs XVI. ins Gefängniß gesetzt, woraus er erst nach 11 Monaten wieder befreit wurde. Später von Neuem bei der Rheinarmee angestellt, nahm er an den Siegen derselben den größten Antheil, stieg immer höher, wohnte, ungeachtet des Verlustes eines Beins, dem Feldzuge nach Aegypten bei, starb an einer, in der Belagerung von St.-Jean d'Acre empfangenen Wunde, als Divisionsgeneral, 1799. Seine gelehrten Schriften, die ihm auch einen Platz im National-Institut verschafft hatten, betreffen Mathematik, die Nothwendigkeit eines bessern öffentlichen Unterrichts und andere Verwaltungs- oder abstrakt-philosophische Gegenstände.

Caffé (Daniel), Portraitmaler in Pastell, geb. 1750 zu Küstrin, verlebte beim frühen Tode seines Vaters eine sorgenvolle Kindheit. In seinem 15. J. wurde er von einem Staffirmaler zum Zimmeranstreichen, später zum Malen architektonischer Zierrathen ꝛc. gebraucht. Das Fortschreiten in der Kunst ward jedoch durch äußere Umstände gehindert, die ihn nöthigten, seinen Unterhalt als Schreiber, später als Bedienter zu suchen. Doch versäumte er dabei nicht, sich im Malen zu üben. Eine vortheilhafte Anstellung als Kreisschreiber verließ er aus Liebe zur Malerei, indem er auf einer Reise nach Berlin 1778 einen Maler kennen lernte, der ihn unter dem Versprechen, ihm seine Kenntnisse in der Kunst mitzutheilen, in seine Dienste und mit nach Dresden nahm. Sein neuer Herr sah sich gehindert, jenes Versprechen zu erfüllen, daher Caffé noch ein Mal Dienste nehmen mußte. Hier erwarb er sich, in seinen Nebenstunden Jeden malend, der ihm nur sitzen wollte, die Fertigkeit, einem Portrait Aehnlichkeit zu geben, und dieses Vortheils gewiß, wendete er sich in einem Alter von 32 Jahren an die Malerakademie in Dresden, deren Direktor, Casanova, ihn freundlich aufnahm. Nun studirte er die Natur, und da er sich zum Pastellmaler bestimmte, die Gemälde von Mengs, erwarb sich auch durch Fertigkeit und Mischung seiner Pastellfarben eine gründliche Farbenkenntniß. Nach 3jährigem Studium stellte er 1785 zum ersten Male, und zwar sein eignes Portrait aus, welche Arbeit ihm nicht nur den ersten Preis, sondern auch, durch die Empfehlung Casanova's, die Bekanntschaft des Fürsten Beloselski, russ. Gesandten in Dresden, erwarb. Sein Ruf breitete sich während der 10 Jahre, die er in Dresden verlebte, so wie in der Folge von Leipzig, wo er sich häuslich niederließ, so aus, daß er seine Arbeiten in weit entfernte Länder brachte. Die Verfertigung der Pastellfarben lehrte er seinem Bruder, wodurch er den Grund zu einer Fabrik legte, die ihre Farben ins In- und Ausland versendet. 1799 malte er in Dresden den in Katharinas Geschichte bekannten Admiral Orloff nebst dessen Familie in großen Bildern in halber Figur, die zu seinen gelungensten Arbeiten gehören. Von 1807 an besuchte er mehrere Sommer Dresden und malte dort, vorzüglich für den Lord Findlater, Copien auf der Gallerie, die wegen ihrer dem Pastell ungewöhnlichen Kraft und Wärme besondern Beifall fanden. Er starb den 16. Jan. 1815 in Leipzig.

Caffeebaum, s. Arabercaffeebaum. Das bekannte aus den Caffeebohnen gewonnene Getränk wirkt auf die Nerven des Unterleibes, besonders auch auf die Nervengeflechte der großen Pulsadern, befördert daher die Strömung des Blutes, erregt eine angenehme Wärme im Magen und erleichtert die Verdauung; theils durch die Ableitung des Blutes von dem Gehirn nach dem Unterleibe, theils durch die nach dem Gehirn sich fortpflanzende Reizung der Unterleibsnerven wird die Thätigkeit der Hirnorgane mit erregt, der Schlaf und die Trägheit verscheucht und Munterkeit erhalten. Allein eben dieser Wirkungen wegen kann dieß Getränk, bei reizbaren Naturen auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und fieberartige Erscheinungen hervorbringen, und zu Hämorrhoidalbeschwerden Veranlassung geben. Die erste Nachricht vom Caffee findet man bei arabischen Schriftstellern aus dem Anfange des 10. Jahrh. Der eigentliche Erfinder des Caffeegetränks ist nicht bekannt. In Aethiopien soll man schon von undenklichen Zeiten her Caffee getrunken haben. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. hatte sich der Caffe schon

nach Aegypten, Syrien, selbst bis Constantinopel verbreitet. 1591 brachte ihn P. Alpinus als Arznei nach Venedig; 1633 ward er durch Thevenot in Frankreich bekannt, und 1669 durch Marseiller Kaufleute verbreitet. 1652 beschäftigte sich zu London ein Grieche mit der Zubereitung des Caffee's. 1669 zeigte der türk. Gesandte Soliman Aga den Parisern den Gebrauch des Caffee's. Die Neuheit der Sache, der Reiz des Ausländischen, die Prunksucht der Großen, die Seltenheit und Kostbarkeit der Bohnen und der dazu nöthigen Gefäße, die nachahmende Eitelkeit, welche durch diesen bis dahin unbekannten Genuß sich einen auszeichnenden Glanz zu geben hoffte, alles dieses reizte einige Vornehmen zuerst, auch bei sich diese Seltenheit darzureichen. Schon 3 J. nachher eröffnete ein Armenier, Namens Pascall, eine Caffeebude zu Paris, und 4 Jahre später hatte sich die Anzahl der Caffeeschenker so vermehrt, daß man sie in eine Zunft vereinigen zu müssen glaubte. Man nannte sie auch Limonadiers, weil ihnen ausschließungsweise noch erlaubt war, Limonade zu verkaufen. In Wien trank man schon 1644 in Privathäusern Caffee. Ein gewisser Colschizki, der als Spion und Briefträger 1683 bei der Belagerung von Wien diente, erhielt zur Belohnung seiner Dienste die Erlaubniß, ein öffentliches Caffeehaus in Wien zu errichten; dieses ward noch im nämlichen Jahre eröffnet und war das erste Caffeehaus in Deutschland. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts verpflanzten die Holländer Caffeebäume von Mokka nach Batavia, und brachten 1719 von Batavia einen jungen Baum nach Amsterdam. 1714 schenkte der Rath von Amsterdam dem König von Frankreich Ludwig XIV. einen jungen Caffeebaum, der nach Marly in den königl. Garten gebracht wurde. Diesem und noch einem andern, der in demselben Jahre aus Amsterdam gekommen und in den botan. Garten zu Paris abgegeben war, haben die Caffeebäume in den westind. Inseln ihren Ursprung zu danken, von dort her bei weitem der meiste Caffee nach Europa kommt. 1721 hat man den Caffeebaum in Danzig gepflanzt; einige Jahre vorher war er auch im Oestreichischen, in Schlesien, in Sachsen u. s. w. bekannt, und in den vornehmsten Kunstgärten gezogen; aber die Pflege kann nur in Treib- und Gewächshäusern geschehen, und es scheint überhaupt der Caffeebaum viel zu zärtlich zu seyn, als daß er in unserm kältern Klima gedeihen sollte. Aber in den warmen Ländern Europens wird der Anbau des Caffee's nicht ohne guten Erfolg betrieben, wenigstens gaben die bei Cadiz angepflanzten Caffeebäume schon 1821 gute reichliche Früchte.

Caffeehäuser. Aus dem Orient, wo der Unbeschäftigte gern, wenn er nicht zu vornehm ist, sich in der Hausgesellschaft oder im sogenannten Caffeehause Mährchen erzählen läßt, oder Gaukeleien u. s. w. ansieht, brachte die Sitte der Europäer, die sich fremde Gemächlichkeiten gern angewöhnen, die Einführung der Caffeehäuser nach Europa, welches wir bereits anführten. In solchen Häusern liefert die Levante das Mittel der Berauschung, den Opium, und der Dämpfung des Rausches, den Caffee zugleich. Die Zahl der Caffeehäuser für alle Stände soll gegenwärtig in Paris an 6000 betragen; das glänzendste und berühmteste derselben ist schon seit mehrern Jahren das Caffé des mille colonnes im Palais Royal. Jetzt besitzt solche Häuser jede irgend bedeutende Stadt, woselbst die Polizei die auf den Staat und seine Verwaltung Bezug habenden tadelnden Reden oft mit großem Aufwand beobachten läßt. Sie dienen zu Geschäftsberedungen, selten einem besondern Geschäftsver-

kehr, wie Lloyds Caffeehaus in London; hauptsächlich aber als Unterhaltungsort für Geschäftsmänner nach ihren Comptoirarbeiten, oder für Fremde, oder für die in größern Städten stets beträchtliche Zahl von müßigen Menschen. Die dort feilen Genüsse sind nach dem Landesgebrauche und dem Geschmacke der habituellen Gäste verschieden. Zeitblätter und Zeitungen haben aber alle mehr oder weniger. Wo die Politik die Menschen nicht öffentlich beschäftigen soll, da wird dort theils gespielt und bisweilen musizirt, theils ersetzt die Kritik des Theaters dort die Kritik der Verwaltung. Wo die Armuth und die Häuslichkeit vorherrschen, da sind die Caffeehäuser wenig besucht und für wenig oder gar nicht Beschäftigte ein gemeiner Zufluchtsort in Entbehrung des Schauspiels oder des Concerts. In mittelmäßigen Städten haben das Caffeehaus, das Weinhaus und der Italienerkeller manche Genüsse gemeinschaftlich, die Nahrung ist aber in Ersteren immer leichter und das Uebernehmen bis zum Rausche seltner. Eigentliche Caffeehäuser bewirthen wohl Fremde, ohne jedoch solche zu beherbergen.

Cagliari, Hauptst. der Insel Sardinien, einer Provinz und eines Bezirks derselben, am Einfluß des Mulargia ins Meer (39° 15′ 20″ N. Br.), besteht aus 4 Theilen: dem Kastelle auf der Spitze eines Hügels, der Marina auf dem Abhange und den Vorstädten Estempache und Villa nova am Fuße desselben. Sie enthält das k. Schloß, eine Kirche mit Marmoraltar und unterirdischen Kapellen, mehrere Klöster, einige Wohlthätigkeitsanstalten; Sitz des Vicekönigs, Erzbischofs, verschiedener Regierungsbehörden, einer 1765 verbesserten Universität mit 19 Professoren und 300 Studirenden, eines Seminars, Museums der Alterthümer und Naturgeschichte, einer 1805 von dem deutschen Baron Prunner gestifteten kgl. Ackerbaugesellschaft, eine Bibliothek von 20.000 Bdn. Ihre 28.000 Einw. verfertigen Pulver, Tabak, Papier. Cagliari ist der Stapelplatz des ganzen sardinischen Handels, daher Kornmagazin, Schiffswerfte und Quarantainehaus. Ihr geräumiger, sicherer Hafen wird durch mehrere Forts geschützt. Die Stadt hat Mangel an Trinkwasser; die altrömische Wasserleitung ist verfallen. In der Nähe sind einige Salzseen und Seesalzbereitungen. Die Stände Sardiniens versammeln sich in Cagliari.

Cagliari (Paola), s. Veronese (Paul).

Cagliostro (Alexander, Graf von), hieß eigentlich Giuseppe Massamo, Sohn armer Eltern, geb. 1743 zu Palermo, trat noch sehr jung in den Orden der barmherzigen Brüder, erwarb sich hier mancherlei medicinische Kenntnisse, ward aber wegen Ausschweifungen aus dem Orden gestoßen. In Palermo täuschte er hierauf die Leichtgläubigkeit des Volks durch Zauberkünste und Schatzgraben, spielte noch andere Betrügereien und benutzte besonders seine schändliche Geschicklichkeit, alle Handschriften täuschend nachzuahmen. Er wollte sich durch Verfälschung einer Urkunde in den Besitz eines streitigen Grundstücks setzen, ward aber entdeckt und sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Auf dem Wege nach Rom lernte er in Calabrien die schöne Lorenza Feliciani, eine Gürtlers-Tochter, kennen, und da sie ihm zur Ausführung seiner Gaunereien vorzüglich geschickt schien, verheirathete er sich mit ihr. Nun durchzog er Frankreich, Deutschland, Italien, Polen, England als Marchese Pellegrini und dann als Graf Cagliostro, verweilte in den Hauptstädten und gewann bald durch seine chemischen Mischungen, bald durch Betrü-

gereien, bald aber auch durch seine Gemahlin, die er dem Bestbezahlenden sich hinzugeben zwang, bedeutende Summen. Besonders wollte er den Stein der Weisen zu bereiten lehren; auch erhob er eine von ihm erfundene Lebenstinktur, nebst einem Schönheitswasser hoch. Mehrere Jahre dieß Handwerk treibend, war er immer so glücklich, sich noch zeitig durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren und die wachende Gerechtigkeit den Gauner zu entlarven drohte. Später trat er als Stifter einer geheimen Sekte auf, nahm den Titel Groß-Kophtha als Großmeister der wiederhergestellten ägyptischen Maurerei an und durchwanderte Europa zum zweiten Male als Wunderthäter und Magier, die Augen aller schwärmerischen Köpfe auf sich ziehend. Die Gräfin Cagliostro, deren Reize hinwelkten, war die erste und gelehrteste Schülerin ihres Gatten und spielte nunmehr meisterhaft die Rolle einer Priesterin der geheimen Weisheit. Cagliostro's System war ein Lehrgebäude der abgeschmacktesten Träumereien und des aberwitzigsten Unsinns. In Paris war er 1785 in die berüchtigte Halsbandgeschichte des Card. Rohan verwickelt; anfangs ward er in die Bastille gesetzt und dann aus Frankreich verwiesen. Nach einem kurzen Aufenthalt in London kehrte er durch Deutschland und die Schweiz 1789 nach Rom zurück, wo er 1791 als Freimaurer und Erzketzer zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde. Er st. im Sommer 1795 im Gefängnisse zu St.-Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenstaate.

Cagnoli (Antonio), berühmter Astronom, geb. 1743 auf der Insel Zante, war in seiner Jugend bei der venetianischen Gesandtschaft angestellt und studirte in seinen Mußestunden vorzüglich Himmelskunde. 1783 ließ er sich in Verona nieder und richtete in seinem Hause eine Sternwarte ein. Von hier bereicherte er die Astronomie mit manchen Entdeckungen. Nach der Verwüstung seiner Sternwarte 1798 durch die Franzosen, die jedoch seinen Schaden ersetzten, wurde er Professor der Astronomie bei der Kriegsschule zu Modena. Er ward später Mitglied des franz. Nationalinstituts und Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften des Königreichs Italien. 1814 kehrte er nach Verona zurück und st. dort 1816. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Notizie astronomichi adat. all' uso comune" (Modena 1802, 2 Bde., m. K.) und „Trigonometria piana e sferica" (2. Aufl., Bologna 1804, 4. m. K.; franz. von Chompre, 2. Aufl. Paris 1804, 4.).

Cagots (Caffets, Caffots, Gahets, Gabets, französ.), eine rohe elende Menschenklasse an den Pyrenäen, im südl. Frankreich, welche den Cretins ähneln: die meisten sind Bettler, mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt, mit einer Art erblichen Aussatzes behaftet, auf die gröbsten Nahrungsmittel beschränkt, umherschweifend, ohne Wohnung, ohne Kleider, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit schmutzigen Lumpen bedeckt, die Nächte im Koth oder in Viehställen zubringend, von hagerm, bleichem Gesicht, meistens verstümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, verachtet, verhöhnt oder bemitleidet, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft als des Lebens unwürdige, viehischen Ausschweifungen ergebene Wesen. Vielleicht stammen sie von den Westgothen, die Klodwig besiegte, vielleicht von den von Karl Martell unterjochten Arabern ab. Wenigstens erwähnt ihrer die Geschichte erst seit 800 Jahren. Sonst mußten sie zum Abzeichen ein Stück rothen

Tuchs oder eine Eierschale auf den Kleidern tragen. Die Revolution hat ihnen gleiche Rechte mit den übrigen Menschen gegeben, ohne das Vorurtheil gegen diese europäischen Parias heben zu können. Neuere Versuche haben gezeigt, daß sie der Kultur fähig sind.

Cahawba, 1) bedeutender Fluß im nordamerikanischen Staate Alabama, der weithin schiffbar ist und der Alabama zuströmt. 2) Die Hauptstadt des Staats Alabama beim Zusammenfluß der Cahawba und Alabama; erst der Embryo einer Stadt und seit 1820 der Sitz der Regierungsbehörden, mit dem Staatenhause und 1829 50 bis 60 H., mit etwa 560 Einw.

Cahors, 1) Bezirk im franz. Depart. Lot; 39 QM. groß, mit 115.000 Einw. 2) Hauptstadt des Departements und Bezirks, am Lot; 1900 H., 12.400 Einw., Akademie, Lyceum, Ackerbaugesellschaft, Bisthum, Bibliothek, Tuch- und Kasimirweben, Spitzenklöppeln, Leder- und Papierfabriken. In der umliegenden Gegend wird der Cahors- und Graveswein gebaut.

Cahorsweine nennt man die zum Verschneiden, d. h. Verbessern andrer rothen franz. Weine gebräuchlichen Pontacweine, welche theils in Bordeaux, theils in den Häfen benutzt werden, wohin die leichtern und wohlfeilern französ. Weine einen festen Absatz finden.

Caille (Nicolas Louis de la) wurde 1714 zu Rumigny geboren. Sein Vater war Jägermeister bei der Herzogin von Vendôme. Der Sohn vollendete seine Bildung auf dem Collegium Lisieux zu Paris. Seine Neigung für die Sternkunde brachte ihn in freundschaftliche Verhältnisse mit Cassini (s. d.), der ihm eine Wohnung auf der Sternwarte zu Paris verschaffte. Indem er sich der Rathschläge eines solchen Meisters erfreute, machte er sich schnell einen Namen unter den Astronomen. Er theilte mit Thury die Arbeit der Mittagslinie oder der Projektion des Meridians, der über die Sternwarte geht und das ganze Königreich durchstreichet. Als er 25 J. alt war, wurde er ohne sein Wissen zum Professor der Mathematik am Collegium Mazarin ernannt. Die Arbeiten seines Berufs entfremdeten ihn keineswegs der Astronomie. Diese Wissenschaft, zu der ihn eine unüberwindliche Neigung hinzog, ward für ihn eine Pflicht, als er 1741 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Die meisten gelehrten Gesellschaften, welche damals in Europa blühten, erwiesen ihm dieselbe Ehre. Seine geometrischen, mechanischen, astronomischen und optischen Abhandlungen, die sich in wenig Jahren folgten, beweisen, mit welchem Fleiße er sein Amt als Professor verwaltete; seine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Memoiren, die er der Akademie der Wissenschaften übergab, seine Berechnungen der Finsternisse auf 1800 Jahre, in der ersten Ausgabe der „Art de vérifier les dates", beweisen, mit welchem Eifer er seine astron. Arbeiten fortsetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichnisse unternommen und wählte dazu die Methode der correspondirenden Höhen. 1746 war er im Besitz einer eigends für ihn eingerichteten Sternwarte auf dem Collegium Mazarin. Treu der mühsamen Methode, der er den Vorzug geben zu müssen geglaubt hatte, brachte La Caille 14 J. lang seine Tage und Nächte zu, die Sonne, die Planeten und besonders die Sterne zu beobachten, um die astronomisch. Verzeichnisse und Tafeln zu berichtigen. Man hatte ihm die beiden sechsfüßigen Sektoren überlassen, womit er den Meridian von Frankreich berichtigt hatte. Da ihn immer

mehr und mehr die Sehnsucht belebte, sich eine genaue Kenntniß des Himmels zu erwerben, so unternahm er 1750 eine Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in der Absicht, den gestirnten Himmel des Südens, welcher in unserm Horizonte nicht sichtbar ist, aufmerksam zu beobachten. In einem Zeitraume von 2 Jahren hatte er, seiner Behauptung nach, 9800 bis dahin unbekannte Sterne beobachtet. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich aufs Neue anhaltend, die verschiedenen, für das Problem der Länge vorgeschlagenen, Methoden zu vergleichen. Für die wenig unterrichteten Seefahrer gab er sinnreiche geographische Hülfsmittel an, wodurch sie auf eine leichte Weise mit einer Methode vertraut gemacht wurden, die durch die Länge der Berechnungen abschrecken mußte. In ununterbrochener Thätigkeit theilte La Caille seine Zeit zwischen seinem Observatorium, seinen Rechnungen, seinen Pflichten als Akademiker und Professor und der Herausgabe seiner verschiedenen Werke. Es erschienen seine Sonnentafeln, seine „Fondamens de l'Astronomie", die Fortsetzung seiner Ephemeriden; außerdem beschäftigte er sich ganz besonders mit dem Monde und den Sternen des Thierkreises. Da er einsah, daß für den ungeheuren Plan, den er entworfen hatte, die Methode der korrespondirenden Höhen viel zu langsam sey, brachte er auf seiner Sternwarte ein Mittagsglas an, das ihm die geraden Aufsteigungen der Sterne geben sollte; aber um zugleich diejenige Genauigkeit zu erlangen, die er beabsichtigte, machte er sich zum Gesetze, in sein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht 3 oder 4 Tage beobachtet hatte, wobei er ihn jedes Mal mit mehreren von denjenigen Sternen verglich, deren Standpunkt er so mühsam bestimmt hatte. Unter so vielen Geschäften fand La Caille auch noch Zeit für fremde Arbeiten. So gab er Buoguers astron. und nautische Schriften, ferner die Beobachtungen des Landgrafen von Hessen-Cassel und Walther's, die Reise Chazelle's nach Aegypten und Feuillé's nach den canarischen Inseln heraus. Er ließ eben das Verzeichniß der Sterne, die dasselbe bestätigenden Beobachtungen drucken, als ein bösartiges Fieber ihn 1762 hinraffte. Die Eigenschaften seiner Seele ehren sein Andenken eben so sehr, als die Kenntnisse seines Geistes. Kalt und verschlossen bei Denen, die er nicht kannte, war er sanft, einfach und fröhlich mit seinen Freunden. Nicht Eigennutz, nicht Ehrgeiz beherrschte seine Seele; er besaß die Kunst, sich mit Weinigem zu begnügen. Seine Biederkeit war seine Ehre, die Wissenschaften seine Wonne und die Freundschaft seine Erholung. Alle seine Schriften zeichnen sich durch eine Genauigkeit und Richtigkeit aus, welche für die abstrakten Wissenschaften das erste Erforderniß sind. Er hinterließ außer den angeführten noch mehrere andere treffliche Werke über seine Wissenschaften.

Cairo, s. Kahira.

Cajus (Gajus) nach der gewöhnlichen Meinung mit dem Vornamen Titus oder Titius, berühmter römischer Rechtsgelehrter u. Rechtslehrer unter Hadrian, den beiden Antoninen (117—61) und Caracalla; hielt die Mittelstraße zwischen den Sabinianern und Proculejanern. Fragmente seiner Schriften (in den Pandecten, der jüdischen Compilation und bei Boëthius) sind gesammelt von Wieburg, Franecker 1733, 4. Seine Institutionen, die, sowie die libri rerum potidianarum, frühzeitig ein gangbares Lehrbuch wurden, ließ Justinian größtentheils in seine Pandecten aufnehmen und Alarich II., König der Westgothen,

nebst andern in einen Auszug bringen, der noch vorhanden ist. Seine Institutionen aber vollständig in einem Codex rescriptus (die Briefe des heil. Hieronymus waren darauf geschrieben) fand 1816 in Verona Niebuhr, auf seiner Reise als preußischer Gesandter nach Rom, mit Hülfe v. Savigny. Der Philolog Im. Becker und der Jurist Göschen, von der berliner Akademie der Wissenschaften nach Verona geschickt, und der sich ihnen freiwillig anschließende Prof. Bethmann-Holweg stellten die ganze Schrift bis auf einige unleserliche Stellen wieder her (herausg. Berl. 1820). Seitdem ist die Handschrift durch Prof. Blume nochmals verglichen und manche Ergänzungen gefunden worden, die in einer neuen Aufl. (Berl. 1825) nachgetragen worden sind. Ihr praktischer Nutzen zur Bildung neuer Rechtsprinzipien ist nichtig, denn die angenommenen sind Gesetz, dieß sind aber keine neuen vielleicht richtigern Erklärungen, die das bestehende anerkannte römische Recht verwirren würden. Hoffentlich führt uns dies zu dem Ziele, daß bessere deutsche Provinzialrechte das römische und kanonische Recht gänzlich aus unsern Gerichtshöfen verbannen. Sie haben über viele Punkte der römischen Rechtsgeschichte ganz neue Ansichten eröffnet, aber auch manche scharfsinnige Hypothese zerstört.

Calabrese wird der aus Calabrien gebürtige Maler Mattia Preti (geb. 1643, gest. 1699) genannt.

Calabrien, im Alterthum Messapien, Japygien und Salentina genannt und ein Theil von Großgriechenland, eine Landschaft in Unter-Italien, die sich vom tarentinischen bis zum japygischen Meerbusen erstreckte und vom adriatischen und jonischen Meere umgeben war. Calabrien ist ein schönes Land, und von großer Fruchtbarkeit; in früheren Zeiten war es sehr bewohnt und hatte 13 ansehnliche und blühende Städte in seinem Umfange (s. Griechenland), die aber später unter den Römern durch Kriegsverwüstungen, außer Tarent und Brundusium, zu kleinen Flecken umgewandelt wurden. Es war einst die Wohnung des Pythagoras, das Vaterland des Charondas, Zaleukus, Prariteles, Agathokles und andrer berühmten Männer. In der Folge fiel es in der Theilung des römischen Reichs dem oströmischen Reiche zu. 827 eroberten es die Saracenen und blieben trotz dem, daß es Nikephoros II. als Heirathsgut seiner Tochter an Kaiser Otto's I. Sohn abtrat und der Kaiser es zu erobern strebte, Herren davon, bis Robert Guiscard im 11. Jahrh. sie daraus vertrieb. Er nannte sich seit 1059 Herzog von Calabrien und Apulien. Durch Erbschaft kam es (um 1150) an Roger II., König von Neapel und Sicilien, und blieb seitdem integrirender Theil dieses Königreichs. Der Kronprinz von Neapel führt gemeiniglich den Titel Prinz von Calabrien. Es wird getheilt in a) Calabria citeriore (C. citra, Provincia di Cosenza), im Süden Neapels, an das tyrrhenische Meer stoßend; hat 158 (166) QM. mit 345.000 (371.000) Ew.; in 4 Distrikte; Hauptstadt Cosenza. b) Calabria ulteriore (C. oltra, südliches C., Provincia di Cantazaro), 154—155 QM. mit 434.000 Ew. zerfällt in Calabria ulteriore I. (Hauptst. Reggio) und II. (Hauptst. Cantazaro), jenes nördlich. Diese Provinzen machen die südlichste Landzunge von Italien aus. Der Apennin durchzieht sie in ihrer ganzen Länge und endet mit dem Vorgebirge Spartivento; er ist hier meist sehr schön bewaldet, wie denn der berühmte Silawald allein über 10 QM. bedeckt. Unter einem glühenden Himmel und doch von

unzähligen Quellen und Bächen herrlich bewässert, und auf dem Heerde eines unterirdischen Feuers gelegen, welches häufig, zuletzt 1783, in furchtbaren Erschütterungen ausbricht, ist diese Provinz zugleich die gesegnetste und die verwildertste des Reichs. Ihre Weine gehören zu den feurigsten, das Oel wird in großer Menge gewonnen; nirgends in Italien erreichen alle Südfrüchte eine solche Vollkommenheit, selbst die Dattelpalme und die Aloe gedeihen im Freien; die Wälder liefern viel Wild und treffliches Schiffbauholz; das Meer ist überaus fischreich, und nur Unwissenheit und Trägheit verhindern bis jetzt, die vorhandenen Schätze des Mineralreichs zu benutzen. Die Calabresen sind noch fast ganz rohe Kinder der Natur, kaum 40 Stunden von den Thoren der Hauptstadt entfernt, ist der Calabrese wild wie der Tatar, grausam wie der Mohr, roh und unwissend wie der Neger am Senegal und dennoch hat er dabei treffliche Eigenschaften. Er ist aufrichtig, gastfrei und empfänglich für Ehre. Unwissenheit, Rachsucht, Grausamkeit mit Hinterlist und Schlauheit sind Hauptzüge im Charakter des Volks. Einmal beleidigt wird der Calabrese unversöhnlich und daher trennt erblicher Haß die meisten Familien und der Einzelne geht nie aus, ohne unter seinem schwarzen Mantel bewaffnet zu seyn. Uebrigens haben die Calabresen viel Geist, den sie entweder dem Klima verdanken, oder von den alten Griechen empfangen haben. Ihre Sprache, ein verderbenes Italienisch, ist schwer zu verstehen, aber voll origineller und bezeichnender Ausdrücke. Die einigermaßen gebildete Klasse drückt sich mit einer genialen Leichtigkeit und Wärme aus. Ihre Mimik ist äußerst lebhaft und verständlich. Die Natur hat Alles für die Calabresen gethan: sie sind wohlgestaltet, muskelkräftig, bräunlich von Farbe; sie haben sprechende Züge und Augen voll Feuer und Ausdruck; aber im Herzen glühende Leidenschaft und im Kopfe verwildert, sind sie, die Sarden und die Corsen — Europas Wilde, dabei gelten sie für die tapfersten der Neapolitaner. Von den Städten sind zu merken: Cosenza im nördlichen Theile, in einer herrlichen Ebene am Fuße des Sila-Waldes, zählt 8000 Einw. und ist durch Handel, besonders mit Seide, äußerst lebhaft. In dem südlichsten Theile der Provinz, an der Meerenge von Sicilien, Messina gegenüber, liegt Reggio in einer schönen Ebene, mit mehr als 7000 betriebsamen Einw., welche vom Handel und von der Fischerei leben. Die Stadt ward 1783 (nebst mehreren andern in Calabrien) gänzlich verwüstet. Hier lag das im Alterthum bedeutende, von den Calcidensern gegründete Rhegium. (Vgl. Bartel's „Briefe über Calabrien", Götting. 1787—92: „Séjour d'un officier français en Calabre", Paris 1810 und des D. Joh. Heinr. Westphal aus Schwerin (u. d. N. Justus Tommasini) „Spaziergang durch Calabrien und Apulien" (Konstanz 1828).

Calahora, Stadt in der spanischen Provinz Soria, am Cidacos; 7200 Einw., Sitz eines Bischofs. Sonst Calagurris in Hisp. tarraconensis, merkwürdig als Quinctilians Geburtsort und durch die lange Belagerung des Pompejus, worin die Bewohner aus Hunger ihre Weiber und Kinder schlachteten, einsalzten und verzehrten, und dennoch sich ergeben mußten, wodurch der Sertorianische Krieg beendigt ward; die tapfern Einwohner wurden von Fürsten als Leibwache in Sold genommen, wie später die Schweizer.

Calais, Stadt des franz. Dep. Pas de Calais, an der Meerenge, welche die Nordsee mit dem atlantischen Ozean verbindet, mit einem gu-

ten Hafen, welcher 130 große Handelsschiffe faßt, aber nur für kleine Kriegsschiffe tief genug ist. Hier ist eine tägliche Ueberfahrt nach Dover in England; sie dauert gewöhnlich auf dem 6 deutsche Meilen breiten Kanal, auf den Dampfböten, selten 5 Stunden. Die Stadt ist regelmäßig und stark befestigt, durch einen Hauptwall mit 10 Bollwerken, eine Enveloppe, breite nasse Graben und wird noch durch eine Citadelle, sowie die starke Veste Nieulet, gedeckt. Calais hat schönes Rathhaus und schönen Markt, reizende Spaziergänge auf den Wällen und dem Damme (mit dem Anblick von Dover in England), Collegium, Börse, Handelsgericht. Am Hafen steht die Bildsäule Ludwigs XVII. und dessen erster Fußstapfen nach der Rückkehr in Bronze gegossen. Wöchentlich geht das Packetboot vier Mal und die Menge der Fremden ist ungemein groß. Man treibt etwas Handel, mehr Fischerei (Kabeljau, Häringe, Makrelen) und fertigt Seife, Mützen, Strümpfe. Calais wurde 1346 von König Eduard III. von England nach einer tapfern Vertheidigung, die die Belagerung von Calais zu einer der merkwürdigsten in der Geschichte macht, erobert. Es war ehemals die Hauptstadt der Landschaft Aye und gehörte von 1347—1558 den Engländern. Im letztern Jahre eroberte es der Herzog von Guise und die Königin Maria von England kränkte sich darüber so, daß es eine der Ursachen ihres Todes ward. Nach dem Frieden von Chateau-Campresis sollte Calais 8 Jahre in franz. Gewalt bleiben und dann den Engländern zurückgegeben werden; aber Frankreich behielt es unter eitlen Vorwänden. 1596 eroberte es der Erzherzog Albert von Oestreich, jedoch ward es im Frieden zurückgegeben.

Calandra (Giovanni Battista), berühmter Mosaikarbeiter, geb. 1586 zu Vercelli, st. 1644 (1648); ahmte Gemälde täuschend nach; besonders gerühmt werden 4 Evangelisten nach den Zeichnungen Lanfranco's, Sacchi's, Pellegrini's und Romanelli's gearbeitet, in der Kuppel der Peterskirche in Rom (welche die meisten seiner Werke schmücken), der Engel Michael, Copie von Cesaris Gemälde und eine Madonna nach Rafael.

Calandrini (Joh. Ludw.), geb. zu Genf 1703, nach und nach Professor der Mathematik, der Philosophie und Schatzmeister daselbst, st. 1758; sehr großer Mathematiker, gab „Newtons Anfangsgründe der Mathematik" heraus, 3 Bde., 1739, 4., mit wichtigen Abhandlungen und Anmerkungen.

Calas (Johann), Kaufmann zu Toulouse, protestantischen Glaubens, wurde beschuldigt: er habe am 13. Okt. 1761 seinen Sohn Markus Antonius erdrosselt, weil dieser die kath. Lehre anzunehmen entschlossen war, oder bereits sich heimlich zu derselben bekannt. Der junge Mann, der mit einem schwermüthigen Geiste einen gewaltsamen Charakter verband, hatte sich wahrscheinlich selber getödtet; indeß das Volk klagte nichtsdestoweniger den Vater an, als Urheber vom Tode des Sohnes. Vergebens berief sich der Greis auf seine Liebe zu seinen Kindern, vergebens auf die Schwermuth seines Sohnes, vergebens führte er die Thatsache an, daß er einem andern bereits zum Katholicismus übergetretenen Sohne sogar ein Jahrgeld gebe; vergebens zeigte er auf seine schwachen Arme, sein hohes Alter; vergebens sagte er, in dem Kampfe mit dem kraftvollen Jünglinge hätte er gewiß unterliegen müssen; die Verübung einer solchen Gewaltthat an demselben sey eine platte Unmöglichkeit gewesen; die kath. Magd, die in dem Hause war, würde sich einem solchen Verbrechen mit aller Macht wi-

dersetzt haben. Vergebens waren alle Gründe der Vernunft. Das Opfer mußte bluten. Er wurde, ohne daß irgend ein Augenzeuge des Verbrechens eine Aussage gethan hatte, auf den trügerischen Schein des Verdachtes verurtheilt und den 9. März 1762 lebendig in Stücke gerissen. Die Vorurtheillosen unter den Zeitgenossen des unglücklichen Calas theilten jedoch die Meinung, daß die Verurtheilung eines Greises von 68 Jahren, als habe er einen kräftigen 29jährigen Sohn, ohne die Unterstützung von Seiten Derer, welche damals zu seinen Hausgenossen gehörten, allein mit eigner Hand ums Leben gebracht, ein höchst verwegnes Urtheil sey. Ueber seinen jüngsten Sohn wurde nur die Verbannung verhängt; Calas Gattin, seine Magd sammt dem Sohne eines Sachwalters von Toulouse, Cavaisse, welche versicherten, sie hätten den Angeklagten nicht verlassen, wurden von der Anklage freigesprochen. Calas ertrug seine Leiden mit heldenmüthiger Selbstverleugnung. Er zürnte seinen Richtern nicht und gab ihnen seinen Tod nicht schuld. „Sie müssen wohl" sagte er, „durch falsche Zeugen getäuscht worden seyn. Ich sterbe unschuldig; Jesus Christus, der die Unschuld selber war, hat doch an einer weit grausamern Marter sterben wollen." Die beiden ihn begleitenden Jesuiten riefen aus: So starben einst die Märtyrer! Die Familie des Unglücklichen begab sich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte sie kennen und faßte den Entschluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Die allgemeine Aufmerksamkeit ward durch ihn aufgeregt und auf Calas Unglück und dessen Henker in Toulouse hingelenkt. Die Wittwe und die Kinder Calas warfen sich zu den Füßen des Thrones und baten um eine Durchsicht ihres Prozesses. Fünfzig Richter prüften alle Umstände und erklärten den gerichteten Vater und dessen ganze Familie für unschuldig. Es war den 9. März 1765, als dieser merkwürdige Spruch erlassen wurde. Ludwig XV. vergütete, insoweit es ihm möglich war, durch Freigebigkeit die Unglücksfälle der Familie. Calas Schicksale sind von den Dichtern Chenier, Laya und Lemierre auf die Bühne gebracht und von den Malern und Kupferstechern, z. B. von Chodowieki (s. d.), häufig zu Gegenständen ihrer Darstellungen erkoren worden.

Calasantius (Jos. St., auch Josephus a matre Dei), geb. 1556 in Aragonien; stammte aus einem vornehmen spanischen Geschlecht, ward Geistlicher und ging nach Rom, wo er Rath des Cardinals Colonna ward. Hier faßte er den Entschluß, den Unterricht der Jugend zu verbessern, und stiftete deßhalb den Piaristenorden (s. d.), welcher später von mehreren Päpsten Bestätigung erhielt. Er st. 1648 und ward 1728 heilig gesprochen.

Calatafimi, Stadt in der Intendanz Tapani im Val di Mazara auf Sicilien, am Fluß gl. N., 1700 Häuser, 10.000 Einwohner, Handel mit Käse.

Calatanisetta, 1) Intendanz auf der Insel Sicilien; 72½ QM. groß, mit 158.000 Ew.; ist in 3 Distrikte: Calatanisetta, Terra nuova und Piazza, getheilt. 2) Hauptstadt derselben; Schloß, 1500 Häuser, 15.600 Einw. Warme Quellen, Schwefelgruben.

Calatayud, 1) Provinz im spanischen Königreich Aragonien; 112 QM. groß, mit 106.000 Einw. 2) Hauptstadt der Provinz, am Einflusse der Xiloca in den Xalon; 1500 Häuser, 9000 Einw., Seifensiedereien, Hanf- und Oelbau.

Calatrava, Villa in der Provinz la Mancha (Spanien), am Guadiana; hat ein Queckſilberbergwerk. Von ihr führt den Namen der:

Calatrava-Orden, ein geiſtlicher Ritterorden Spaniens. Um das Jahr 1147 eroberte Alphons der Schlachtenlieferer, König von Caſtilien, die mauriſche Feſtung Calatrava in Andaluſſen. Acht Jahre nachher ſchickten ſich die Mauren an, den Platz wieder wegzunehmen. Doch Sanchez, Alphonſens Nachfolger, ward durch dieſes Vorhaben in den äußerſten Schrecken geſetzt und ließ öffentlich bekannt machen, er wolle den Ort einem Jeden, der ſich anheiſchig zu deſſen Vertheidigung machte, übergeben. Niemand wagte es, ſich anzubieten. Endlich erſchien ein Benediktiner vom Ciſterzienſerorden, Don Didace Velasquez, nebſt Raymond, ſeinem Abte. Sie warfen ſich mit den Landsleuten und allen Familien, welche zu ihrem Kloſter Fitero gehörten, in Calatrava, ließen alle Layenbrüder die Waffen ergreifen und befeſtigten die bedrohte Stadt. Die Mauren, welche von dieſen Vorkehrungen benachrichtigt wurden, gaben ihr Vorhaben auf. Der Platz blieb in des Abts Raymond Gewalt und die Layenbrüder verwandelten ſich in Ritter, die den Namen Calatrava annahmen. Dieſe neuen Ritter machten in der Folge mehrere Eroberungen in den damaligen mauriſchen Reichen Valenzia und Jaen; Favera, Maella, Macabon, Valdeformo, la Freſueda, Valderollaes, Calenda, Aquaviva und Opiza, fielen nacheinander in ihre Hände. Aber der Orden erhielt in der Schlacht bei Alarcos, welche die afrikaniſchen Mauren 1195 gegen den König von Caſtilien gewannen, einen gewaltigen Stoß. Faſt alle Ritter von Calatrava büßten nebſt den Rittern von Alcantara und den Rittern des heil. Jacobs ihr Leben auf dem Schlachtfelde ein. Der Großmeiſter des Ordens war unabhängig. Seine Macht mochte dadurch zu ausgedehnt werden, daher ſich 1523 der König zum Großmeiſter erklärte. Die Beſitzungen dieſes Ordens ſind noch jetzt ſehr bedeutend. Die Ordenskleidung beſteht aus einem weißen Mantel, mit einem rothen lilienförmigen Kreuze auf der linken Seite. Seit 1740 legen die Ritter nur das Gelübde ehelicher Treue, früher das der Keuſchheit ab.

Calau (Benjamin), geb. 1724 zu Friedrichsſtadt in Holſtein, wurde königlicher Hofmaler zu Berlin, und erfand die Zubereitung des ſogenannten puniſchen oder eledoriſchen Wachſes, welches die Alten beim Auftragen der Farben in der Malerei gebrauchten, und ſtarb 1785.

Calcagnini (Cäcilius), geb. zu Ferrara 1479 aus einer angeſehenen Familie, genoß in ſeinen früheſten Jahren Unterricht von Petrus Pomponatius und war Mitſchüler des berühmten Giraldi, mit welchem, ſowie mit P. Valerian, er ſein ganzes Leben hindurch die vertrauteſte Freundſchaft unterhielt. In ſeiner Jugend wählte er Kriegsdienſte und ſtand beim Heere des Kaiſers Maximilian. Nachher ging er in die Dienſte des Papſtes Julius II. und wurde mehrmals in wichtigen Geſchäften gebraucht. Bei ſeiner Rückkehr nach Ferrara ſetzte er ſich in vorzügliche Gunſt bei der Familie Eſte und begleitete den Kardinal Hippolytus nach Ungarn. 1520 wurde er Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften zu Ferrara, in welcher Stelle er ſich bis an ſeinen Tod (1545) mit vielem Ruhme behauptete. Seine zahlreichen Schriften erſchienen zu Baſel 1541. Sie umfaſſen beinahe das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften, Weltweisheit, Staatskunſt, Sittenlehre und Naturkunde. Indeß zeichnete er ſich mehr durch ſeine lateiniſchen Verſe, als durch ſeine Proſa aus, und kann ſich

in jeder Hinsicht mit den größten Meistern seiner Zeit messen. Auch gab Calcagnini schon, ehe das Kopernikanische System 1443 in Druck erschien, ein Werk heraus, worin er sich bemühete, die Bewegung der Erde zu beweisen.

Calciniren heißt, feuerbeständige Körper stärker oder schwächer glühen, wodurch sie eine solche Veränderung erleiden, daß sie in einem lesern, leicht zerreiblichen Zusammenhang oder als Pulver zurückbleiben. Insbesondere versteht man darunter die Verwandlung der reguliniſchen Form der Metalle in Metallkalk oder metalliniſche Erde. Die Metalle können auf verschiedene Weise, entweder durchs Feuer, auf dem trocknen Wege, durch eine Art von Verbrennung in freier Luft, oder auch auf nassem Wege, durch Auflösung und Niederschlagung ihrer Kalke calcinirt werden. Zum Beweise dient das Blei. Schmelzt man eine genau abgewogene Masse dieses Metalls in freier Luft in einem flachen Gefäße, so erscheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche; nach Wegnahme derselben zeigt sich das Blei auf seiner Oberfläche hellglänzend; nach einiger Zeit zieht sich eine ähnliche graue Haut darüber. Mit diesem Abhäuten kann man fortfahren, so lange noch Blei vorhanden ist, und man hat dann alles Blei in eine staubartige Masse verwandelt, die ein Kalk ist. Dieses Bleikalk ist specifisch leichter, als das metallische Blei, sein absolutes Gewicht aber beträchtlich größer, als das dazu verwendete Blei, so daß man aus 10 Pfd. Blei 11 Pfd. Bleikalk erhält. Platina, Gold und Silber erleiden nicht auf oben beschriebene Art gleiche Veränderung, weßhalb sie edle Metalle genannt werden. Sehr berühmte Chemiker sind jetzt überzeugt, daß bei der Calcination respirable Luft zersetzt werde und ein wägbarer Theil derselben zu den Metallen trete, wodurch die Vermehrung der Gewichtszunahme begreiflich wird. Jede Verkalkung ist daher eine Säurung, bei welcher jedoch der Sättigungsgrad noch bei weitem nicht erreicht, mithin keine Acidität hervorgebracht, sondern nur eine metallische Halbsäure erzeugt wird.

Calcio, eine Art Ballonspiel in Italien, das bei großen Freudenfesten gespielt wird. Die zwei spielenden Parteien unterscheiden sich durch kurze Jacken von rothem und blauem Taffet mit blau und rothen Aufschlägen. Auf einem großen Platze wird ein weiter Kreis von Zuschauern geschlossen. Man zieht mit fliegenden Fahnen und kriegerischer Musik auf den Kampfplatz und stellt sich in zwei Parteien 4 Mann hoch einander gegenüber, so eingetheilt, daß kein Mann hinter des andern Rücken zu stehen kommt. Ein jeder bekommt dadurch Raum, das Seinige zu thun, wenn der Ball vor seine Füße kommt. Zwischen beiden Parteien bleibt ein Zwischenraum, 50 Schritte breit. Es kommt Alles darauf an, den Ball mit den Füßen aus dem Felde der einen Partei in jenes der andern zu werfen. Die Spielenden wissen während oder vor dem Spiel nicht die Zeit, mit der ihr Spiel endet, und dieß ist nur Demjenigen bekannt, zu dessen Ehre das Fest gegeben wird. Die Partei, in deren Felde der Ball am Ende der bestimmten Zeit liegt, hat verloren. Selten kommt ein Spieler ohne mit Blut unterlaufene Waden und Schienbeine davon.

Calcutta, die Präsidentschaft der englisch-ostindischen Compagnie in Hindostan, enthält auf 10.000 Q.M. 32 Millionen Einwohner. Calcutta ist die Hauptstadt Bengalens und des brittischen Ostindiens, liegt (22° 33′ N. Br. 88° 28′ O. L.) am östl. Ufer des Hughly,

eines Armes des Ganges, 100 Meilen den Krümmungen des Stromes aufwärts, welcher bei der Stadt eine volle Meile breit ist und die größten Ostindienfahrer trägt. Die Zugänge zu derselben gewähren einen prächtigen Anblick, da auf beiden Ufern zierlich gebaute Landhäuser und Gärten liegen. Sie ist die Residenz des brit. Generalgouverneurs, welcher mit den ausgedehntesten Vollmachten alle Besitzungen der Engländer in Ostindien verwaltet, so daß ihm die Präsidentschaften von Maras und Bombay gleichfalls untergeordnet sind, und der Sitz der höchsten Collegien. Im Anfange des vorigen Jahrh. (1717) war diese weitläufige und prächtige Stadt noch ein kleines Dorf und die Gegend ein sumpfiges Schilfland. Als 1686 die Engländer mit den Moguln in Streit geriethen, hielten sie ihre am Hughly gegründete Faktorei nicht mehr für sicher, und der Agent und der Präsidentschaftsrath von Bengalen verlegte den Sitz der Regierung nach dem unbedeutenden Dorfe Govindpour, dem jetzigen Calcutta. 1696 erhielten die Britten vom Großmogul die Erlaubniß zur Erbauung eines Forts, welches sie ihrem König zu Ehren Fort William nannten. Die Compagnie blieb hier in blühenden Zustande, bis es 1756 genommen wurde. Im nächstfolgenden Jahre wurde es durch Admiral Watson und den Obersten Clive wieder erobert, der am 20. Juni 1757 die Schlacht von Plassey lieferte und den Grund zum brit. Reiche in Bengalen legte. Calcutta erstreckt sich auf 6 Meilen längs dem Strome hin, und die zahlreichen Thürme der Kirchen, Tempel und Minarets, mit den starken Bestigungswerken vom Fort William und andern prächtigen öffentlichen Gebäuden, sowie der Vorstadt Dschurinschih, die eine Linie griech. Paläste bildet, geben Calcutta von Außen ein so prachtvolles Ansehen, wie kaum irgend eine Hauptstadt der Welt hat. Betrachtet man aber zu Calcutta die Häuser, deren man 100.000 zählt, genauer, so wird man finden, daß es, mit Ausnahme des von Europäern bewohnten Stadttheils (wo die Straßen schön, breit, regelmäßig und wohlgebaut) und die aus ungefähr 8000 Engländern, Portugiesen und Armeniern bestehen, durchgängig armselige Gebäude sind. Ihre ganze Bevölkerung kann auf 600.000 Seelen angeschlagen werden, und die Gegend umher ist so zahlreich bevölkert, daß in einem Umkreise von 20 QM. 2.222.500 Menschen leben. Die Sehenswürdigkeiten in und um Calcutta sind nicht zahlreich, aber desto merkwürdiger. Es gibt hier weder große Tempel noch Moscheen. Die Kirchen, Kapellen und Versammlungshäuser sind keine besonders ausgezeichnete; vergleicht man sie aber mit den Privathäusern, so kann man viele wahrhaft prächtig nennen. Die Citadelle Fort William ist ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken, aber zur Vertheidigung zu ausgedehnt. Sie enthält bombenfeste Gebäude für 10.000 Mann und würde auf den Werken 600 Kanonen erfordern. Sie beherrscht den Fluß. Ein Graben umgibt das Ganze, der aus dem Hughly bis auf 8 Fuß Höhe gefüllt werden kann. Zwischen Fort William und der Stadt liegt eine Ebene, die als Spaziergang immer besucht ist. Hindus, Schwarze, Europäer, Equipagen aller Art und Palankins wimmeln hier bunt durcheinander. Auf der Westseite steht das vom Marquis Wellesley erbaute neue Gouvernementshaus, welches durch seine Pracht in die Märchenwelt von Tausend und eine Nacht versetzt. Das alte Fort ist jetzt ein Zollhaus und das berüchtigte schwarze Loch eine Niederlage. Ein 50 Fuß hoher Obelisk am Eingange enthält die

Namen der unglücklichen Gefangenen, die hier 1756, als der Nabob Suraja Dowla die Stadt eroberte und plünderte, das Opfer der unmenschlichsten Grausamkeit wurden. Andere öffentliche Gebäude sind das Gerichtshaus, eine armenische und eine englische Kirche, beide in einem schönen edlen Style erbaut. In der Mitte der Stadt ist ein großer Wasserbehälter angelegt, um die Einwohner in der heißen Jahreszeit, wo das Flußwasser abschmeckig ist, mit Wasser zu versehen. Die Gesellschaft der Europäer in Calcutta ist zahlreich. Sie sind gastfrei und gesellig, in ihrer Lebensweise verschwenderisch und in ihrem Aeußern äußerst prachtliebend. Besuche werden gewöhnlich in Palankinen abgestattet, man hat aber auch zahlreiche und bedeckte Kutschen aller Art, wie solche in England Mode sind. Oeffentliche Vergnügungsplätze sind nicht zahlreich. Man hat hier ein ansehnliches Theater und einen Gesellschaftssaal, der aber wenig besucht wird; denn ob es gleich keinen Ort in der Welt gibt, wo zahlreichere und glänzendere Privatgesellschaften Statt finden, so sind doch öffentliche Zusammenkünfte außer der Mode und der Stolz hat die große Gesellschaft in Cirkeln abgesondert, deren Mittelpunkt gleichsam die Häupter der sie umgebenden Kasten bilden. Die Nachkommen der Europäer, Halbkasten genannt, sind hier sehr zahlreich und 7 große Schulen werden von ihnen unterhalten. Von den Fremden kommen ihnen die Amerikaner an Zahl und Ansehen sowohl, als auch an äußerm Glanz am Nächsten. Sie sind friedliebende und fleißige Geschäftsleute; viele haben ausgebreiteten Handel nach China und den Häfen von Westasien bis zum persischen Meerbusen. Die Mongolen indeß sind die begütertsten und da sie ihr Geld nur zu ungeheuren Zinsen anlegen, ziehen sie einen dreimal größern Nutzen davon, als gewöhnlich ein Kapital gibt. Die Hindus bleiben, auch wenn sie reich sind, bei ihren beschränkten Begriffen und ihrer gewohnten Sparsamkeit. Ihre Häuser und Läden sind schlecht und unfreundlich; nur an Hochzeiten und religiösen Festen erlauben sie sich eine außerordentliche Ausgabe. Dann versammeln sie sich unter prachtvoll erleuchteten Baldachinen, spenden Rosenwasser und andere Wohlgerüche in Ueberfluß und speisen Zuckerwerk aus goldenen Gefäßen, während Mädchen dazu singen, oder eine Pantomime aufgeführt wird. Man hat in Calcutta vortreffliche Waisenhäuser für beide Geschlechter, Spitäler und eine Menge milder Stiftungen, welche dem Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Calcuttas Ehre machen. Seit Errichtung eines Bisthums der anglik. Kirche 1814 in Indien, das aus einem Bischofe und 3 Erzdiaconen besteht, ist auf die Erziehung der Inländer eine große Aufmerksamkeit verwandt worden. Seit 1800 ist hier eine Universität für das Studium der asiatischen Literatur zur Bildung geschickter Beamten mit der aus zahlreichen und wichtigen Handschriften bestehenden Bibliothek des Tippo Saib; ein Collegium (das bis 1807 schon an 100 Bände in der morgenländischen Literatur zu Tage gefördert, und Uebersetzungen der Bibel für die Hindus, Chinesen, Cingalesen oder Ceylonesen, Malayen, syrische und römische Christen, Perser, Araber und Juden angefangen hatte), ein Gymnasium (mit hindostanischen, englischen und persischen Lehrern), Collegium für den Unterricht der Hindukinder, eine von W. Jones (s. d.) 1784 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung der asiatischen Geschichte, der Alterthümer, der Künste und Wissenschaften mit einem Museum von asiatischen Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten (ihre herausgegebenen Schriften sind größtentheils von ho-

hem Werth, eine Akademie für Muhamedaner, eine Gesellschaft zur Beförderung der Freischulen, ein botanischer Garten (der vorzüglichste auf der Erde), eine Sternwarte, Buchdruckereien ꝛc. 1830 erschienen zu Calcutta 10 Zeitungen. Calcutta ist noch im Aufblühen begriffen, keine Stadt der Welt hat je schneller zugenommen, und wenn sie noch 1 Jahrh. so fortschreitet, wird sie das Wunder der Nachwelt. Einige ihrer Anstalten sind jedoch großer Verbesserungen fähig, vorzüglich der oberste Gerichtshof, dessen Gerichtsbarkeit sich auf eine Entfernung von 1200 Meilen erstreckt, ohne Zweige zur Abhandlung von Assisen in einzelnen Bezirken zu haben; sodaß ein Verbrecher, sammt allen Zeugen zu seiner Ueberführung, nach dem Sitze der Präsidentschaft gebracht werden muß, wo das Verbrechen begangen worden ist. Ein andrer Fehler ist, daß alle der Gerichtsbarkeit des königlichen Gerichtshofes unterworfene Inländer durch ein engländisches Geschwornengericht gerichtet werden. So haben Hinrichtungen in Calcutta nach englischen Gesetzen für Verbrechen Statt gefunden, die nach dem hinduischen keine Hauptvergehen sind. Die Fabriken aller Art sind zahlreich und höchst bedeutend. Der aus- und inländische Handel der Präsidentschaft von Calcutta beläuft sich jährlich auf 14 Millionen Pfund Sterling. Seitdem die Häfen von Calcutta, Madras und Bombay dem freien Handel geöffnet sind, wird ein großer Theil dieses Handels durch Privatunternehmer betrieben; allein die ostindische Kompagnie besitzt in dem Monopol gewisse Artikel und in dem Vorrecht, örtliche Anordnungen zu treffen, solche Vortheile, daß kein Unternehmer es mit ihr aufnehmen kann und viele Spekulationen nach den Küsten Indiens gänzlich zu Grunde gegangen sind. Ueber sechshundert Schiffe und Kauffahrer gehen alljährlich mit 150.000 Tonnen Waaren beladen, von Calcutta ab, und können ungefähr einen Begriff von der Thätigkeit machen, die auf dem Platze herrscht; Calcutta ist also der Stapelplatz von Bengalen und der Kanal, durch welchen die Schätze der innern Provinzen nach Europa gehen. In dem Hafen sieht man Schiffe aller Nationen. Es gibt Häuser, die jährlich zwischen 4 und 5 Mill. Pfund Sterl. umsetzen. Der Handel mit Zucker, Opium, Seidenzeuch, Musselin u. s. w. ist sehr beträchtlich. Calcutta's Hafen führt jährlich bloß nach England 10.000 Centner Seide und 60.000 Centner Baumwolle aus. Calcutta hat 3 Banken, 13 Assekuranzgesellschaften und viele englische, mongolische, amerikanische, portugiesische, armenische, griechische und indische Handlungshäuser. Jährlich laufen über 20000 Seeschiffe in den Hafen. Bloß der Zoll bringt der Handlungsgesellschaft über 2 Millionen Pfund Sterl. ein. Feine Mousseline und Calicot's sind wichtige Ausfuhrartikel nach Europa. Viel Salz wird nach Asam verführt, und dagegen Gold, Silber, Elfenbein, Moschus und eine eigene Seidenbaumwolle zurückgebracht. Die als Scheidemünze dienenden Kauris (kleine Muscheln) werden auf den Maldiven gegen Reiß eingetauscht. Der sonst so vortheilhafte Tauschhandel mit Pegu, Siam und den malayischen Inseln ist sehr gesunken. Der Kleinhandel von Calcutta ist meist in den Händen der Banianen und Sarkars, die mit unermüdlichem Eifer darauf aus sind, wohlfeil einzukaufen und sich jede Art von niedrigen Ränken erlauben, den Käufer zu bevortheilen. Ueber Calcutta s. „Life in India, or the English at Calcutta" (London 1828, 3 Bde.).

Caldara (Antonio), ein berühmter Componist des 18. Jahrh., 1714

zu Venedig geb. und 1763 zu Wien als Kapellmeister gestorben. Seine Kirchenkompositionen sind noch jetzt in Ansehen.

Caldara (Polidoro), von seinem Geburtsort im Mailändischen, de Caravaggio genannt, wurde 1494 geboren. Unter Leo X. kam er als Knabe nach Rom und diente bei Erbauung der vatikanischen Loggen den Maurern als Handlanger, brachte es aber durch seinen Freund Maturino aus Florenz so weit, daß er in den Zimmern, wo er vorher als Gehülfe gedient hatte, mitarbeiten konnte. In der Folge malte er Vieles a Sgraffèo, grau in grau, und erwarb sich die Achtung Rafaels, der ihn unter seine Schüler aufnahm. Zur Zufriedenheit seines Meisters malte er nun in den Gallerien des Vatikans. Bei der Plünderung von Rom 1527 ging er nach Neapel und von da nach Messina, wo er den Auftrag erhielt, für die Ankunft des von seinen Siegen über die Tuneser zurückkehrenden Kaisers Karl V. die Triumphbogen zu malen. Hier vollendete Caravaggio auch ein Oelgemälde, welches Christus mit dem Kreuze vorstellt, eine Menge schöner Figuren enthält und seine Fähigkeit, die größten Gegenstände darzustellen, verräth. Besonders strebte er, seine Zeichnung nach dem Style der Alten zu verbessern, worin ihm denn auch nur Wenige gleich gekommen sind. Correktheit seiner Figuren, Schönheit in der Gruppirung und Ordnung, Ungezwungenheit in den Stellungen, voller Ausdruck in den Köpfen zeichnen seine Arbeiten aus. Bezaubernd ist sein Helldunkel, worauf er auch den größten Fleiß verwendete. Unstreitig ist Caravaggio der vorzüglichste und talentvollste Schüler des Rafael. Seine Landschaften werden besonders hoch geschätzt. Er wollte nach Rom zurückkehren, um seine Talente in dieser Stadt der Künste noch weiter auszubilden; allein er wurde 1543 zu Messina von seinem Bedienten ermordet.

Caldarisches Erz (Chem.), eine von dem Medailleur Loos in Berlin erfundene Metallkomposition, aus Kupfer, Zink und andern Zuthaten, woraus Uhrketten, Petschafte, Löffel u. s. w. verfertigt werden, die den goldenen sehr gleich kommen, allein auch sehr theuer sind.

Calderari (eigentlich Kesselschmiede, neue Gesch.), eine politische Gesellschaft in Neapel und dem übrigen Italien; entstand in Palermo um das Jahr 1809, als Lord Bentink die Zünfte auflöste; allgemeiner Unwille erhob sich dagegen und besonders trugen die Kesselschmiede der Königin insgeheim an, sich gegen die Engländer zu erheben. Diese schlug es aus, aber doch wurden die Versammlungen der Kesselschmiede die Vereinigung der Unzufriedenen. Als Bentink hiervon Nachricht erhielt, ließ er die größten Schreier nach Neapel übersetzen. Hier stifteten sie bald neue Conspirationen gegen Murat und schlossen sich an eine der ältesten politischen Gesellschaften, die Unitarier, an, die ihren Namen in den der Calderari umwandelte. Sie bestanden aus Leuten der niedrigsten Volksklassen und nahmen nach der Rückkehr des Königs Partei gegen die Carbonari (s. d.). 1816 schlug der Fürst Canosa, damaliger Polizeiminister, vor, sie als Gegengewicht gegen dieselben zu benutzen, was jedoch nicht angenommen ward. Kurz darauf wurden sie verboten, dauerten jedoch, gleich den Carbonari, im Stillen fort. Ihr Zweck scheint hier auch Vereinigung Italiens unter Einer Regierung geworden zu seyn; nur daß sie hierbei ganz andere Wege einzuschlagen gedachten, als die Carbonari. Daß sie aus den Carbonari entstanden und von dem Fürsten Canosa insgeheim selbst mit Austheilungen von 20.000 Flinten un-

ter sie unterstützt worden wären, widerspricht dieser in einer eigenen anonymen Schrift: „Il pifferi di montagna", Dubl. 1820.

Calderon (eigentlich Don Pedro de la Barca Henao y Riano), einer der fruchtbarsten Schauspieldichter der Spanier, von altadeliger Familie, wurde 1601 zu Madrid geboren. Im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt erhielt er seine erste Bildung und vollendete sie zu Salamanca, welche Universität er schon im 18. J. wieder verließ. Geschichte, Philosophie und die Rechte waren seine Hauptstudien gewesen; frühzeitig aber hatte sich auch schon sein poetisches Genie entwickelt, denn schon vor seinem 14. J. schrieb er sein erstes Schauspiel. Sein Talent für diese Gattung von Poesie, vielleicht auch sein reicher Erfindungsgeist für festliche Veranstaltungen erwarben ihm viele Gönner und Freunde. Mehrere Große am madrider Hofe nahmen sich seiner an und eröffneten seinem Talente eine würdige Laufbahn. Nicht zufrieden mit diesem Eintritt in die große Welt, wurde er Soldat. Er machte einige Feldzüge in Italien und den Niederlanden mit. Unterdessen hatte sich der Ruhm seines Talents zur dramatischen Poesie verbreitet. Man versprach sich von ihm einen zweiten Lope de Vega, wo nicht noch mehr. König Philipp IV., der auf das Theater mehr als einer seiner Vorgänger verwandte und selbst einige Schauspiele schrieb, glaubte in Calderon den Mann gefunden zu haben, den er suchte, um das Hoftheater in den höchsten Flor zu bringen. Er berief ihn 1636 zu sich und ertheilte ihm den St.-Jago-Orden. Seit dieser Zeit war Calderon an den Hof gefesselt; und sein junger Monarch, dessen größte Sorge neue Ergötzungen und Festlichkeiten waren, erhielt ihn in beständiger Thätigkeit. Keine Kosten wurden gespart, um die Schauspiele, durch welche Calderon zu den Freuden des Hofes das Seinige beitrug, mit allem Pomp aufzuführen. Dafür mußte er aber auch sein Genie den Bedürfnissen des Hofes anpassen. Auch wurde sein Rath bei der Anordnung öffentlicher Feierlichkeiten, z. B. bei der Errichtung der Triumphbogen benutzt, durch welche die Königin, Maria von Oestreich, ihren Einzug in Spanien halten sollte. Nachdem Calderon 10 J. lang unablässig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er die Erlaubniß, in den geistlichen Stand zu treten, und bekam 1663 eine der Kapellanstellen an der erzbischöflichen Kirche zu Toledo, ohne seine bisherige Beschäftigung aufzugeben. Da ihn jedoch diese Stelle zu weit vom Hofe entfernte, so erhielt er 1668 mit Beibehaltung seiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königl. Hofkapelle und zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewiesene Pension. Sein Ruf vergrößerte seine Einkünfte noch um Vieles, indem er von den vornehmsten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos oder Frohnleichnamsstücken ersucht wurde. Seitdem er Geistlicher, war widmete er sich meist der Dichtung solcher Stücke, und in der That verdunkelte er Alles, was die an Autos so reiche Literatur Spaniens bis dahin aufzuweisen hatte. Auch seine übrigen Schauspiele gewannen in den Augen des Publikums allen ältern und gleichzeitigen den Preis ab. In einem Alter von 62 J. wurde er förmlich Priester und in die Brüderschaft von St.-Pedro aufgenommen, in welcher er sein übriges Leben blieb. 1687 erwählte sie ihn zu ihrem Caplan mayor. Noch in demselben Jahre starb er, ein Greis von 86 Jahren. Die Feinheit, durch die er der span. Komödie, ohne ihre Natur zu verändern, die letzte Bildung gab, zeigt sich in einigen seiner historischen oder

sogenannten heroischen Komödien, als edle Größe. Sie zeigt sich in seinen Intriguenstücken als reinere Ausführung der allgemeinen Charakterformen, die nun schon einheimisch auf dem span. Theater waren und die Stelle der Individualität vertreten mußten. Mit dieser innern Freiheit seiner Darstellungen stimmt die fast unglaubliche Subtilität der Verwickelungen in seinen Intriguenspielen überein; und die Eleganz seiner Sprache und Versifikation vollendet die geistreiche Harmonie dieser regellos scheinenden und freilich nicht musterhaften, aber doch ihrer eignen Regel getreuen Dichtungen. Andere Vorzüge, wie z. B. hinreißende Leichtigkeit und Raschheit des Dialogs, hat Calderon nur mit den übrigen guten Schauspieldichtern seiner Nation gemein. In seinen „Mantel- und Degenstücken" ist gewöhnlich die Intrigue so verwickelt, daß man, ohne wie ein Spanier in dieser Geistesunterhaltung geübt zu seyn, mit aller Aufmerksamkeit beim ersten Durchlesen kaum im Stande ist, nur die Fäden fest zu halten, die sich in subtile Knoten so zusammenschlingen, daß die Hauptpersonen des Stücks aus einer unerwarteten Verlegenheit in die andere gerathen. Die Ueberraschungen in dieser Verwickelung zu häufen, eine Situation der Verlegenheit an die andere zu knüpfen, und so das gespannte Interesse bis zu Ende des Stücks zu beschäftigen, versteht Calderon vorzüglich. Auf die Wirkung der Situationen scheint Calderon den Werth seiner Intriguenstücke besonders berechnet zu haben. Die Intrigue selbst beruht psychologisch auf wilder Galanterie, in die sich das moralische Interesse nicht mischen darf, und auf einem Point d'Honneur, das unaufhörlich Raufereien veranlaßt. Unter den Leidenschaften tobt vor allen übrigen die Eifersucht. In einigen der Intriguenstücke zeichnen sich besonders die Erzählungen aus, durch welche fast jede span. Komödie dieser Art an ihre ursprüngliche Verwandtschaft mit der Novelle erinnert. Zuweilen wird man mitten im Laufe der Intrigue durch schöne, wenn gleich nicht individuelle Charakterzüge überrascht. Die Feinheit des span. Point d'Honneur, das in allen diesen Schauspielen die Stelle der Moralität vertritt, zeigt sich bei Calderon zuweilen von der glänzendsten Seite. Zuweilen wird er auch dem spanischen Grundsatze, in solchen Schauspielen nie zu moralisiren, mit allem Anstande ungetreu. Von sehr verschiedener Natur und von ungleicherem Werthe sind die sogenannten heroischen Komödien Calderon's. Einige unterscheiden sich von Intriguenstücken nur durch den Rang der handelnden Personen; z. B. „Das laute Geheimniß" das man im Italienischen, Französischen und Deutschen nachgeahmt hat. Calderon's historische Schauspiele sind zum Theil das Schönste und Größte, zum Theil das Unbedeutendste, was er hervorgebracht hat. Alle aber sind Spektakelstücke, in denen bald Armeen vorbeidefiliren, bald Schlachten geliefert, bald prächtige Gastmähler gegeben werden. Die Scene ist jetzt ein Pallast, jetzt eine große Landschaft, jetzt eine Felsenhöhle, jetzt ein Lustgarten. Trompeten, Pauken, Kanonenschläge ertönen bei jeder Veranlassung. Einen hohen Vorzug von dieser Art von historischen Schauspielen behaupten schon diejenigen, in denen die Handlung ganz erdichtet und willkürlich in die Zeiten der griechischen Geschichte verlegt ist. Dahin gehört z. B. das Stück: „Eine zärtliche Großmuth ist der andern werth", eine vortreffliche Dichtung voll Zärtlichkeit und mythologischer Religiosität. Aber in dem Trauerspiele „Don Fernando" (aus der port. Gesch.) glänzt das ganze Genie Calderon's. Die Scenen des Leidens und der Seelengröße des Prinzen; der Kampf zwischen der mahomed.

Religiosität und der Dankbarkeit Muley's, der Alles vergebens versucht, den Prinzen zu befreien; die romant. Schwärmerei eben dieses Muley, der die Tochter des Königs liebt, die einem maurischen Prinzen zu Theil werden soll; und die noch zartere Schwärmerei dieser Prinzessin, bilden ein so herrliches, vom Geiste der wahren Poesie durchdrungenes Ganzes, daß man in einer so kurzen Anzeige des Stücks, wie diese ist, die mancherlei Fehler, die sich nicht wegleugnen lassen, nicht einmal nennen muß. Die Handlung scheint mit dem Tode des Prinzen zu endigen. Aber eine neue Armee rückt aus Portugal an und der Geist des Prinzen, mit einer Fackel in der Hand, stellte sich an ihre Spitze und führt sie zum Siege. Der Eindruck, den diese Geistererscheinung macht, vollendet das romantische Pathos der vorigen Scenen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen noch die lieblichen Schwärmereien, mit denen das Schauspiel anfängt. Da malt Calderon seine Lieblingsbilder in der Vergleichung der Wellen mit Blumen aus. Bei einer ähnlichen Veranlassung wird nachher die Vergleichung der Sterne mit Blumen und der Blumen mit Sternen in zwei konzertirenden Sonetten ausgeführt. Der Heroismus des Don Fernando kündigt sich schon bestimmt in der ersten Rede an seine Kriegsgefährten an; und der Adel seiner Gesinnung wird noch sichtbarer, als er dem Gefangenen Muley die Freiheit schenkt. Unter Calderon's Autos ist das Stück: „Die Wunder des Kreuzes", das Sinnreichste und Größte, was je in diesem Styl auf dem spanischen Theater gesehen worden. Die vollständigste Ausgabe seiner Schauspiele, von Don Juan de Vera Tassis y Villarel, erschien zu Madrid 1685, 9 Bde. Die neueste, sehr korrekte Ausgabe von J. G. Keil ist bei Brockhaus in Leipzig begonnen; die 3 ersten Bde. (1820—21), enthalten 30 Comedias. A. W. Schlegel hat in seinem span. Theater (Berl. 1803—9, 2 Bde.) 5 Stücke Calderons übersetzt. Mehrere andere hat Gries übertragen (Schauspiele von Don P. Calderon de la Barca, Berl. 1815—24, 6 Bde.). Auf den Bühnen zu Berlin, Wien, Weimar u. a. wurden namentlich: „Der standhafte Prinz", die Schicksalstragödie: „Das Leben ein Traum" und „Die große Zenobia", jedoch nur mit getheiltem Beifall aufgeführt.

Caldiero (Geogr.), Dorf am Vibio, hat 2000 Einw., in der Delegation Palesina, Gouvernement Venedig (lombardisch-venetianisches Königreich). Hier Schlacht am 29. bis 31. Okt. 1805 zwischen dem Marschall Massena und dem Erzherzog Karl. Ersterer versuchte zur Eröffnung des Feldzuges, den die Oestreicher in der Defensive begannen, die Verschanzungen von Caldiero hinter der Etsch zu stürmen, ward jedoch hier (am 29.) sowie bei Colognola (am 30.) und bei Chiaricca del Christo (am 31. Okt.) mit einem Verlust von 9000 Mann zurückgeschlagen. Der Erzherzog konnte jedoch, durch die gleichzeitigen Verluste in Deutschland verhindert, diesen Sieg nicht nutzen, sondern mußte am 1. Nov. seinen Rückzug nach Görz, Laibach und Cilli antreten, auf dem er von den Franzosen nur schwach verfolgt wurde; 5000 Mann, die ihn marquiren sollten, wurden jedoch unter dem General Hillinger eingeschlossen und nach heftigem Widerstande bei Casa Albertini gefangen genommen.

Caledonier, der alte Name einer großen Nation oder vielmehr eines Völkerbundes in dem heutigen Schottland (Britannia barbara). Tacitus hält sie für Deutsche, Andere mit mehrerem Rechte für Celten. Sie sind die Vorfahren der heutigen Bergschotten und wurden im 6.

Jahrh. Christen; ihre Sprache, in welcher der unsterbliche Ossian dichtete, hatte ein einst goldenes Zeitalter. S. Schottland.

Caledonischer Kanal, s. Schottland (geogr.).

Caledonisches Meer, Theil des Nordmeers, zwischen Schottland und den südl. Küsten Irlands.

Calembour heißt im Französischen eine Art von Bonmot, Impromptu u. s. w., in welchem mit Worten gespielt, hauptsächlich aber der Name einer Person oder sonst eines Dinges in seinen Sylben so getrennt wird, daß ein ganz anderer Sinn herauskommt. In der deutschen Sprache kennt man die Calembour's wenig, weil diese Sprache, ihres Reichthums wegen, sich wenig dazu eignet. In Frankreich sind sie häufiger, z. B. die Grabschrift eines Musikers, der sich zu Tode trank. Sie bestand aus den 5 Noten La mi la mi la, woraus sich ergibt l'ami l'a mis là (sein Freund hat ihn hierher gebracht). Als General Savary unter Bonaparte Polizeiminister wurde, fragten die Pariser: Comment va la police? und antworteten sodann: Ça varie! (Savary) So so! — Der Marschall von Bievre (s. d.) machte so viele Calembour's, daß Derville sie sammelte und herausgab. Aber auch den Deutschen fehlt es nicht ganz daran, z. B. „Der Kaffee hat es bequemer als der Thee; denn er kann sich setzen, während dieser ziehen muß." Den Namen haben die Calembour's von einem deutschen Edelmann, von Calemburg, erhalten, der am Hofe des Königs Stanislaus von Polen lebte und so schlecht französisch sprach, daß stets die lächerlichsten Verwechselungen zum Vorschein kamen. Die Herzogin von Boufflers, die Geliebte Stanislaus, merkte sich dieselben, um die königl. französische Familie damit zu belustigen. Es wurde nun am Hofe Mode, jeden Doppelsinn Calembour zu nennen, und vom Hofe ging das Wort auf Paris und ganz Frankreich über.

Calendae (Alth.), der erste Tag eines jeden Monats, an welchem das römische Volk in die Calabra curia zusammen gerufen wurde. Obgleich man diesen Tag mit Opfern und Lustbarkeiten hinbrachte, so wurde er doch auch Calendae tristes genannt, weil an solchem die geliehenen Kapitalien zurückzuzahlen und die Zinsen zu bezahlen waren. Vergl. Kalender.

Caliber heißt das Maß eines Durchmessers von der Mündung irgend eines Geschützes. Caliberring ein nach dem Durchmesser einer Kugel von bestimmter Schwere zugefertigter Ring von Messing, bestimmt zur Messung einer Stückkugel und der Mündung des Geschützes. Caliberstab, Visirstab, ein messingener Stab, worauf der Durchmesser von Kugeln verschiedener Größe gezeichnet ist, um messen zu können, wie viel ein Stück an Gewicht schießt. Caliberzirkel, eine Art von Tastzirkel mit einem, dem gewöhnlichen hölzernen Zirkel ähnlichen, Bogen versehen, worauf sich Abtheilungen befinden, welche anzeigen, wie schwer die Kugel ist, die man zwischen den Spitzen des Zirkels hält.

Calicut (Calecut, eigentl. Colicude, Geogr.), Hauptstadt der Provinz Malabar (Vorder-Indien); liegt im Distrikt Poolnad, hat schlechte Straßen, 24.000 Einw., welche Weberei und Handel mit Gewürze und Hölzern treiben, vorzüglich mit den Arabern. 1498 kamen die Portugiesen schifffahrend hier an; 1773 ward es von Hyder genommen, alle Kaufleute daraus verjagt, alle Plantagen umher zerstört, welches Werk Tippo vollendete, der auch die Einwohner nach Baypoor versetzte. Ca-

licut ward von ihnen Faruckabad genannt. Seit 1792 britische Besitzung und wieder in Aufnahme.

Californien, ein Staat in Mexiko, aus der großen Halbinsel, die Cortez 1526 entdeckte, und einem langen, sich längs dem Australocean bis zum Hafen S. Francesco erstreckenden Küstenstriche bestehend; erstere hieß bisher California la vieja (Alt-), letztrer, der erst seit 1770 Missionen erhalten hat, California la nuova (Neu-Californien); beide erstrekken sich von 255° 29′ bis 268° 14′ L. und 22° 55′ bis 38° 30′ Br. und bedecken einen Flächenraum von 3998 QM. Die Halbinsel wird von einer beträchtlichen Bergreihe durchzogen, die im Süden mit dem Vorgebirge St. Lukas anfängt und nordwärts längs der ganzen Westküste fortläuft. Diese Berge sind meistens kahl und enthalten bald weiße marmorartige Felsenstücke, die nichts anders sind, als versteinerte Meermuscheln; bald in Feuer gegossene Kieselsteine; bald Haufen von platten, polirten Steinen ꝛc. Der höchste Berg Cerro de la Giganta ist 4700 Fuß hoch, dem Anschein nach vulkanischen Ursprungs. Auf der ganzen von Sonora durch den californischen Meerbusen oder das Purpurmeer getrennten Halbinsel sind nur 6 Bäche, wovon nur vier das Meer erreichen; das übrige Wasser besteht aus einigen Sümpfen. Im Süden ist die Hitze sehr groß, und die Vegetation fehlt fast ganz; je weiter man aber nach Norden kommt, desto fruchtbarer wird der Boden. Altcalifornien ist ein sandiges dürres Land, obgleich unter einem stets heitern, ausgezeichnet blauen Himmel, ohne Flüsse und nur mit seltenem Regen, der nur zwischen Juni und Oktober stattfindet. Die vorzüglichsten Erzeugnisse des Landes sind: Weizen, 30 — 160fältig, Mais, Roggen, Erbsen und andere Hülsenfrüchte, Wein, Wälder mit Pinientannen, Cypressen, Eichen, Buchen, Ulmen, Birken, Eschen, langhörnige Taye (Stammvater des Schafs auf dürren und nackten Kalkfelsen), an der Südküste Perlen ꝛc. Merkwürdig sind die großen Fackeldisteln (Cactus), von denen einige 40 Fuß Höhe erreichen; der Stamm selbst ist 16 Fuß hoch und hält auf 6 Fuß im Umfang; die Aeste stellen einen prächtigen Armleuchter dar von meergrüner Farbe und seltener Schönheit. Die Stacheln sind stärker als die größten Nähnadeln. Die eierförmige Frucht hat einen säuerlichen Geschmack. Die Einwohner, kaum 40.000, sind fast durchaus Indianer von verschiedenen Stämmen, von denen 1803 9000 in den Missionen von Alt-Californien lebten. Diese Missionen werden in ersterem, nach Verjagung der Jesuiten, die 1697 zuerst sie begründeten, von Dominikanern, in letzterm von Franziskanern geleitet. Die Mönche sind nicht allein die Seelsorger, sondern auch die Richter und Herren der Indianer, welchen sie europäische Cultur, Ackerbau und Viehzucht zugeführt haben. Die Spanier besaßen bloß einige Präsidios, die sie zum Schutze der Missionen mit bedeutenden Garnisonen versahen. S. Carlos de Monterny war das Hauptpräsidio in Neu-Loreto in Alt-Californien. Jetzt ist dieser Staat, wo außer Mönchen und einigen Soldaten bloß Indianer hausen, zu der merikanischen Union getreten.

Californisches Meer (Meer des Cortez, Purpurmeer), ein Busen an dem Australocean, der sich zwischen der Halbinsel Californien und der Küste von Sonora tief in Mexiko erstreckt, 165 Meilen lang, aber nur 35—40 breit ist. Cortez untersuchte ihn völlig 1535 und bewies

woran man doch in der Folge über ein Jahrhundert lang zweifelte. Er nimmt den großen Fluß Colorado auf, trägt viele Eilande und ist sowohl wegen seiner Perlen als Fische bekannt.

Caligula (Cajus Cäsar Augustus Germanikus), der dritte römische Kaiser, war der Sohn des Germanikus und der Agrippina und wurde im Jahr der Stadt zu Rom 765 (12 nach Chr. Geb.) im Lager, vermuthlich in Deutschland, geboren. Er ward unter den Soldaten erzogen, die ihm den Namen Caligula gaben, von einer Art Halbstiefel (caligae), die er gewöhnlich zu tragen pflegte. Tiberius ernannte auf seinem Sterbebette nach dem Caligula auch des Drusus Sohn, Tiberius Nero, zu seinem Nachfolger in der Herrschaft; Caligula, der schon um seines Vaters Germanikus willen allgemein beliebt war, bestimmte gar leicht den Senat, den Sohn des Drusus hintanzusetzen und nur seine Ernennung anzuerkennen. Das ganze römische Reich jauchzte dem neuen Kaiser entgegen, in die entferntesten Provinzen verbreitete sich die Freude über seine Wahl; ja selbst fremde Völker beeiferten sich, ihm ihre Zuneigung zu bezeugen. So schöne Hoffnungen hegte die Welt, als Caligula den Thron bestieg (37 nach Chr.). Auch zeigte er sich im 1. Jahr seiner Regierung derselben würdig; alle seine Handlungen waren löblich, edel und gerecht. Er bestattete auf das Ehrenvollste die Ueberreste des Tiberius, so wie seiner Mutter und Brüder, und ordnete jährliche Feierlichkeiten diesen zu Ehren an. Er war milde und großmüthig gegen seine Feinde. Die Anordnungen des August's, die unter Tiberius abgekommen waren, machte er wieder geltend; er schaffte mehrere Mißbräuche im Staate ab und strafte aufs Schärfste die ungerechten Statthalter in den Provinzen. Den sittlichen Zustand von Rom suchte er zu verbessern; er wachte sehr genau über das Verhalten der Ritter, welche er, wenn sie sich ihres Standes unwürdig betrugen, öffentlich ihrer Würden beraubte. Die obrigkeitlichen Personen ließ er durch die Stimmen des Volkes erwählen und gab ihnen eine freie Gerichtsbarkeit, ohne Berufung an ihn selbst. Ungeachtet das Testament des Tiberius vom Senat war für ungültig erklärt worden, vollzog Caligula doch alle Artikel desselben, mit Ausnahme desjenigen, der sich auf die Mitherrschaft des Tiberius Nero bezog. Diesen ließ er zum Ersatze seines Antheils an der Krone zum princeps Juventutis erwählen. Er setzte einige Könige in ihr Reich ein, die Tiberius ungerechter Weise abgesetzt hatte, und erstattete ihnen den Rückstand ihrer Einkünfte. Vom Volke wurden diese Tugenden des Kaisers so sehr anerkannt, daß beschlossen ward, einen goldenen Schild mit seinem Bildnisse jährlich in Begleitung des Senats und der Söhne des Adels auf das Capitol zu tragen. Ja es wurde angeordnet, daß der Tag, an welchem er zur Regierung gekommen, Palilio genannt werden sollte, zum Zeichen, daß von dieser Zeit an die Stadt aufs Neue gegründet worden. Aber wie bald hatte das Volk erfahren, wie sehr es sich getäuscht. Das Glück, Herr der Erde geworden zu seyn, machte diesen schwachköpfigen Regenten, so lange es ihm noch neu war, bescheiden und mäßig; sobald er aber daran gewöhnt war, zum sinn- und gewissenlosesten Schwelger und zum übermüthigsten Tyrannen, der mit dem Leben und dem Heile von Tausenden auf die frevelhafteste und grausamste Weise seinen Muthwillen trieb, so daß es allen Glauben übersteigt und man geneigt ist, anzunehmen, daß ein schrecklicher Wahnsinn in seinem Gehirne gewüthet haben müsse, womit ihn Einige haben ent-

ſchuldigen wollen. Im Zeitraum von einem Jahre hatte er den ganzen Schatz des Tiberius, nach unſerm Gelde etwa neunzig Millionen Thaler, durchgebracht. Alles mußte bei ihm von Gold ſeyn. Seinem Lieblingspferde, das er Incitatus nannte, ließ er einen Stall von Marmor und eine Krippe von Elfenbein und Gold verfertigen. Auch gab er ihm ein Haus, Möbel und Küche. Er lud es zuweilen an ſeine eigene Tafel ein und ſetzte ihm vergoldeten Hafer und Wein in einem goldenen Becher vor. Ja er ſchwur oft bei dem Leben ſeines Pferdes, und er ſoll es ſogar zum Conſul haben machen wollen. Alles, was er that, war entweder eine Tollheit oder eine Grauſamkeit. Im dritten Jahre ſeiner Regierung unternahm er den Bau der ungeheuren Brücke von Bajä bis Puteoli, die über einen, ungefähr eine Stunde breiten Arm der See führte, damit er ſich rühmen könnte, ſowohl Herr über den Ocean, als über die Erde zu ſeyn. Er weihte dieſen Wunderbau ſelbſt ein, und nachdem er ein glänzendes Gaſtmahl gehalten, ließ er, um ſeine grauſame Gemüthsart nicht zu verleugnen, viele von ſeinen Begleitern in die See werfen und verſchiedene Schiffe, die mit Zuſchauern angefüllt waren, feindlich angreifen und in den Grund bohren. Es war ihm eine ſo große Wolluſt Menſchenblut zu ſehen, daß er ſogar bei Tiſche auf die ſchrecklichſte Art Menſchen hinrichten ließ. Einſt, da er über die römiſchen Bürger ungehalten war, äußerte er den Wunſch, daß das ganze römiſche Volk nur Einen Hals haben möchte, damit er es mit Einem Striche hinrichten könnte. Die unnatürlichen Lüſte und Laſter dieſes Kaiſers ſind ſo ſchmutzig, daß die Geſchichte, zur Ehre der Menſchheit, ſie mit einem ewigen Schleier bedecken ſollte. Sein Uebermuth ging ſo weit, daß er ſich göttliche Ehren anpaßte, und ſeine Verrücktheit war ſo ausſchweifend, daß er bald für Jupiter oder Mars, bald für eine Venus oder Diana gehalten ſeyn wollte. Er ließ ſogar einmal den Befehl ergehen, daß man ihn allein anbeten ſollte. Er errichtete ſeiner eigenen Gottheit einen Tempel, in welchem ſeine Statue von Gold täglich durch ganze Haufen von Anbetern verehrt wurde. Doch was frommt es, weiter alle unſinnigen Handlungen eines Verrückten, alle Verbrechen eines verworfenen Menſchen aufzuzählen und den ſchaudervollen Beweis zu führen, was daraus entſtehen könne, wenn die größten Laſter durch die größte Gewalt unterſtützt werden? Nachdem er einen lächerlichen Feldzug gegen die Deutſchen und Britten, der viele Millionen koſtete und von dem er Nichts mitbrachte, als Muſcheln vom brittiſchen Geſtade (einen Tribut des Meeres, wie er ſagte), unternommen hatte, erbarmten ſich endlich ein Paar Tribunen der prätorianiſchen Cohorte, Chärea und Cornelius Sabinus, der verſpotteten Menſchheit und durchbohrten mit vielen Dolchſtichen den Raſenden im 29. Jahre ſeines Alters und im 4. Jahre ſeiner Regierung (24. Jan., 41 J. n. Chr.).

Calixtiner (Kirchengeſch.), huſſitiſche Partei, ſo genannt, weil der Genuß des Kelches (calix) im Abendmahle für die Laien ihre Hauptforderung, auch Prager, weil die Bürgerſchaft zu Prag darin mit dem böhmiſchen Adel verbunden war. Als die Gemäßigteren unter den Huſſiten, erhielten ſie von dem Concilium zu Baſel 1433 das Privilegium der Laiencommunion unter beiderlei Geſtalt (sub utraque, daher man ſie auch Utraquiſten nannte), durch ihren Sieg über die Taboriten und Waiſen den 30. Mai 1434 bei Böhmiſchbrod unter Meinhard von Neuhaus die Oberhand in Böhmen und von dem Kaiſer Siegmund, den ſie zum

König annahmen, Beſtätigung ihrer Regionsfreiheit, welche ſie unter Georg Podiebrad, der ſelbſt Calixtiner war, und unter ſeinen Nachfolgern behaupteten. Bisher faſt nur im Gebrauch des Laienkelchs und der böhmiſchen Sprache bei dem Gottesdienſte von den Katholiſchen abweichend, näherten ſie ſich im 16. Jahrh. dem Glauben der Evangeliſchen. Ihre Weigerung, gegen ihre Glaubensgenoſſen im ſchmalkaldiſchen Kriege zu ſtreiten, zogen ihnen harte Verfolgungen zu; doch ließ Ferdinand I. ſie die Vortheile des Religionsfriedens ſeit 1556 mit ſeinen übrigen evangeliſchen Unterthanen genießen, und Maximilian II. gab ihnen völlige Freiheit der Religionsübung. Auch Rudolf II. erkannte in dem am 9. Juli 1609 ausgefertigten Majeſtätsbrief die von ihnen, den böhmiſchen Brüdern und den Evangeliſchen eingereichte böhmiſche Confeſſion öffentlich an, und beſtätigte ihre Kirchenordnung, vermöge der ſie bisher eigne Lehrer, Kirchen und Schulen und ein beſonderes Conſiſtorium zu Prag gehabt hatten. Als aber Mathias mancherlei Verletzungen dieſes Majeſtätsbriefes zuließ, griffen die vereinigten Proteſtanten unter Anführung des Grafen von Thurn 1617 zur Selbſthülfe, die den 30jähr. Krieg erzeugte und nach einem kurzen Triumph unter dem von ihnen erwählten König Friedrich von der Pfalz durch die Niederlage deſſelben bei Prag 1620, mit völliger Unterdrückung des Proteſtantismus beſtraft wurde. Ferdinand II. ließ viele Calixtiner, Lutheraner und Reformirte als Rebellen hinrichten und nöthigte andere zur Auswanderung, und auch Ferdinand III. dehnte den weſtfäliſchen Frieden nicht auf die Evangeliſchen in Böhmen aus. Erſt Joſephs II. Toleranzedikt gab ihnen 1782 die ſeit 162 Jahren entbehrte Freiheit der Religionsübung wieder, welche die lutheriſchen und reformirten Gemeinden, unter die ſich die Calixtiner verloren haben, auch jetzt genießen.

Calixtus. Päpſte dieſes Namens. I. War röm. Biſchof von 217—224, wo er nach langer Gefangenſchaft den Märtyrertod erlitt. — II. Guido, Sohn des Grafen Wilhelm v. Burgund, Erzbiſchof v. Vienne und päpſtlicher Legat in Frankreich, wurde 1119 zum Nachfolger des von Kaiſer Heinrich V. aus Italien vertriebenen Papſtes Gelaſius II. im Kloſter Clugny, wo dieſer geſtorben war, gewählt und zu Vienne gekrönt. Noch in demſelben J. hielt er Kirchenverſammlungen zu Touloufe gegen ketzeriſche Separatiſten und zu Rheims, wo der langwierige Inveſtiturſtreit beigelegt werden ſollte; aber da der Kaiſer einen deßhalb ſchon geſchloſſenen Vergleich nicht beſtätigte, wurde die Erkommunikation deſſelben, die Calixtus II. noch als Erzbiſchof und Legat auf dem Concilium zu Vienne 1112 ausgeſprochen hatte, feierlich wiederholt. Auch den vom Kaiſer ernannten Gegenpapſt, Gregor VIII., erkommunicirte Calixtus zu Rheims und erneuerte ältere Beſchlüſſe über die Simonie, Inveſtitur durch Laien, Vererbung geiſtlicher Pfründen, Stollgebühren und Prieſterehe. Wegen eines Rangſtreites der engl. Biſchöfe ſprach er den König Heinrich I. zu Giſors, doch ohne Erfolg. Deſto glücklicher ſetzt er den Inveſtiturſtreit durch Verbindung mit den Rebellen in Deutſchland, beſonders den Sachſen, gegen den Kaiſer Heinrich V. fort, zog 1120 nach Italien und mit großem Gepränge in Rom ein, nahm mit Hülfe der Normänner 1121 Sutri, wo Gregor VIII. ſich noch hielt, und dieſen ſelbſt gefangen, ſchändete aber auch ſeinen Sieg über den Gegenpapſt durch die ſchimpflichſte Behandlung deſſelben. Den bedrängten Kaiſer nöthigte er 1122 zur Annahme des wormſer Conkordats, das den Inveſtiturſtreit

zum Vortheile der Kirche endigte (s. Investitur und Conkordat), und sprach ihn dann erst vom Banne los. Nach einer 5jährigen Regierung st. er den 12. Dez. 1124. — Calixtus III. nannte sich der Cardinalbischof von Tusculum, Johann Unghieri, der 1168 in Rom zum Gegenpapste Paschalis III. gewählt und von dem Kaiser Friedrich I. bestätigt ward, aber neben dem außer Deutschland und Italien überall geltenden Papste Alexander III. nicht aufkommen konnte, und da der Kaiser Alexandern nachgab, 1178 sich ebenfalls diesem Papste unterwerfen mußte und von ihm die Würde eines Statthalters in Benevent erhielt. Weil er nicht unter die rechtmäßigen Päpste gehört, wird in deren Reihe ein späterer Calixtus der dritte genannt. Dieser war ein span. Edelmann, Namens Alfons Borgia, vorher Bischof von Valencia und lange Rath des Königs Alfons von Aragonien und beider Sicilien, für den er Friedensverträge mit Castilien und dem Papste Eugen IV. schloß und dadurch Cardinal ward. Sonst schlauer Unterhändler und geschickter Jurist, spielte er, im hohen Alter 1455 zum Papst erhoben, den Beherrscher der Kirche mit den Anmaßungen und Künsten seiner unternehmndsten Vorgänger. Um die nach den Concilien zu Konstanz und Basel der Papstgewalt ungünstiger gewordene Stimmung der Fürsten und Völker zu beschwichtigen, rief er sie zu einem Kreuzzuge gegen die Türken auf, den er gleich nach dem Antritte seiner Regierung durch starke Rüstungen zur See und Hülfsgelder an Scanderbeg thätig begann. Aber seine Absicht vereitelte in Deutschland die Unzufriedenheit der Reichsstände über das von Aeneas Sylvius erschlichene wiener Conkordat, die Wiederholung ihrer Beschwerden über die Fortdauer alter päpstl. Mißbräuche und die Unthätigkeit des ihm sonst so sehr ergebenen Kaisers Friedrich III. in Frankreich, der Widerwille wegen Erhebung des Zehnten zum Türkenkriege, gegen welche die Universitäten zu Paris und Toulouse förmlich appellirten, und seinen Wohlthäter, den König Alfons, beleidigte er sogar dadurch, daß er ihm sowohl die Belehnung mit Benevent und Terracina als auch die Legitimation und Anerkennung seines Bastards, Ferdinand, als König von Neapel verweigerte. Diese Krone hatte er seinem Neffen, Peter Borgia, zugedacht, den er zum Herzog von Spoleto und Gouverneur von Rom erhob, wie dessen Brüder zu Cardinälen. Da diese Neffen schlechte Menschen waren, so erregte sein Nepotismus auch das Mißfallen der Römer. Seine Galeeren gewannen den Türken drei kleine Inseln ab, aber da Niemand ihm beistand, blieb sein Türkenkrieg übrigens fruchtlos. Wie sehr ihm damit Ernst war, zeigte der nach seinem 1458 erfolgten Tode gefundene Vorrath von 115.000 Dukaten.

Calixtus (Georg), eigentlich Calissen, der geistvollste und aufgeklärteste lutherische Theolog des 17. Jahrh., geb. 1586 zu Meelby bei Schleswig, studirte zu Flensburg und Helmstädt, wurde 1605 auf dieser Hochschule Privatdocent der Philosophie, widmete sich seit 1607 den theologischen Wissenschaften, besuchte dann 2 Jahre lang die Universitäten Gießen, Tübingen, Heidelberg und trat 1611 zu Helmstädt mit polemischen Disputationen über die kirchlichen Glaubenslehren auf, die ihn als einen originellen Kopf und muthigen Bestreiter herrschender Meinungen bekannt machten. Um die verschiedenen christlichen Confessionen auf dem Schauplatze ihrer Religionsübungen und die größten Gelehrten in Person kennen zu lernen, durchreiste er das katholische Deutschland, verweilte in Köln, Mainz, wo er mit dem Jesuiten Bekanus eine Unterredung

hatte, dann Holland, England, Frankreich und kehrte 1613 nach Helmstädt wieder zurück. Er gründete seinen Ruhm als Theolog besonders bei dem Colloquium auf dem Schlosse Hemelschenburg mit dem gelehrten Jesuiten Turrianus, den er besiegte. Noch in demselben Jahre (1614) ernannte ihn Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig zum Professor der Theologie an der Helmstädter Hochschule; 1616 erhielt er die Doktorwürde; 1625 die oberste und Senioratsstelle in der theolog. Fakultät und 1636 die Abtei Königslutter. Er st. 1656. Calixtus fiel in ein Zeitalter, wo die lutherische Kirche durch lange innere Streitigkeiten zerrüttet und auch durch die Concordienformel nicht viel einiger und ruhiger geworden, zugleich auch eine vollkommene Trennung von der reformirten Kirche erfolgt war. Er wollte Frieden und Verträglichkeit von Innen und von Außen stiften, fachte aber hierdurch die Streitwuth aufs Neue an, gab übrigens einen Impuls, welcher auf das Studium und die Ansicht aller theologischen Wissenschaften vielen Einfluß hatte. Er veranlaßte neue Untersuchungen über die Prinzipien derselben und brachte eine fast allgemeine Erschütterung auf ihrem Gebiete hervor. Dazu kamen seine persönlichen Eigenschaften, sein philosophisch-systematischer Geist, seine tiefe und weite historische und exegetische Gelehrsamkeit, seine Welt- und Menschenkenntniß, sein milder, billiger, religiöser Charakter, durch alles Dieses wurde er zu vielen neuen Ideen geleitet, welche er auch in seiner, ihn gegen jede Verfolgung schützenden Lage unverhohlen bekannt machen konnte. Manche Unterscheidungslehren, die bis dahin Zwietracht und Kampf unter den Kirchenparteien erregt hatten, hielt er für minder wichtig, eine friedliche Vereinigung der Parteien darum für möglich, ohne eine unbedingte Unterwerfung der evangelischen unter die römische Kirche zu beabsichtigen. Dieser näherte er sich zwar in der Ueberzeugung, daß neben der Bibel und zum wichtigen Verständniß derselben, die Tradition aus den ersten christl. Jahrh. als ein — doch nur untergeordneter — Erkenntnißgrund der Lehre Jesu dienen könne; hielt aber im Uebrigen streng auf unumschränkte Glaubensfreiheit. Das allen christlichen Hauptparteien gemeinsame apostolische Symbolum dachte er als zureichend zur Bestimmung der Fundamentallehren des Christenthums und deßhalb auch zur Herstellung des Friedens unter allen Confessionen. Solche und ähnliche Meinungen reizten eine Menge lutherischer Theologen, besonders die Wittenberger, zu heftigem Eifer gegen ihn auf, und da seine Schüler zum Theil seine Ansichten noch übertrieben, einige von ihnen auch wirklich zur römischen Kirche übertraten, ward er des Kryptokatholizismus angeklagt, obgleich seine Abhandlungen über das Ansehn der h. Schrift, die Transsubstantiation, die Priesterehe, den päpstl. Primat u. a. m. zu dem Gründlichsten und Treffendsten gehören, was je von Protestanten gegen die Unterscheidungslehren des Katholizismus geschrieben worden ist. Auch daß er in mehreren Werken, u. a. in: „Berathschlagung über die Toleranz" ꝛc. gegen die Reformirten auch diesen Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja sogar in einigen Punkten sich ihnen näherte, wurde ihm von den Anhängern des Buchstabens der Concordienformel als die ärgste Ketzerei ausgelegt und er des Kryptocalvinismus beschuldigt; dazu kam, daß er die Trinitätslehre im alten Testamente weniger deutlich finden wollte, als im neuen; die Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit anerkannte und 1646 auf dem Colloquium zu Thorn, zu dem der reformirte Kurfürst von Brandenburg ihn als Friedensver-

mittler gesandt hatte, mit den reformirten Theologen vertraulicher umging, als mit den lutherischen, die ihn auch dort anfeindeten. Sanft zuvorkommend und friedlich war er gewöhnlich in seinen Streitschriften; aber da er oft aufs Heftigste angefallen und boshaft behandelt wurde (z. B. vom Oberhofprediger Jakob Weller zu Dresden, den Professoren Joh. Hülsemann in Leipz. und Abrah. Calov in Wittenberg), und da sogar davon die Rede war, ihn sammt seinen Anhängern aus der evangelischen Kirche auszuschließen, so überließ er sich zuweilen auch der Heftigkeit und erlaubte sich Schmähungen. So entstanden die synkretistischen Streitigkeiten (s. Synkretismus). Dieses beständige Kämpfen hielt ihn zwar zum Nachtheil der Wissenschaft ab, seine neuen Ideen und historischen Entdeckungen in größerer Vollendung durchzuführen und zusammenzuarbeiten, als man sie in seinen zahlreichen, meist schnell entstandenen und zum Theil ohne seine Zustimmung herausgegebenen Schriften findet. Die Dogmatik verdankt ihm eine bessere wissenschaftliche Form; er schied von ihr zuerst die theologische Moral als eine besondere Wissenschaft; wies ihr auch zum Theil eigene Fundamente und Gebiete an; schenkte ihr eine höhere Wichtigkeit, setzte die moralische Seite des Christenthums in ein helleres Licht, als vorhin unter den Lutherischen geschehen; stellte das Unterscheidende der christl. Moral bestimmter dar und bereitete auch in dieser Hinsicht eine Revolution in seiner Kirche vor. Da er die Kirchengeschichte mit andern theologischen Wissenschaften zu verbinden pflegte, so erweckte er unter seinen Schülern, deren er eine schöne Anzahl forschender und denkender bildete, Liebe für das kirchenhistorische Studium, besonders der frühern Zeiten. Seine Schüler arbeiteten in seinem Geiste fort und vertheidigten in den von seinem Sohne Friedrich Ulrich (geb. 1622, st. 1701) weiter geführten synkretistischen Händeln seine Ehre. Letzterer ist auch durch mehrere gehaltvolle kirchenhistorische und dogmatische Monographien berühmt.

Callao, Stadt und Hafen in der Peru-Intendantschaft Lima, nur 1¼ Meile von der Metropole Peru's entfernt, an einem kleinen gleichnamigen Flusse, der sich bei ihr in den Australocean mündet; ist stark befestigt, hat den besten Hafen am Australoceane in Süd-Amerika und in etwa 1100 hölzernen Häusern 6000 Einw. Es war der letzte Platz auf dem Festlande von Amerika, wo noch spanische Fahnen wehten. 1826 im Jan. capitulirte es, durch Hunger genöthigt, nachdem es Rodil lange mit Muth vertheidigt hatte.

Calkoen (Jan Frederik van Beek), geb. 1772 zu Gröningen, besuchte die Hochschulen Utrecht, Göttingen, Leipzig und Jena, sowie die Sternwarten zu Gotha und Berlin, um für seine Lieblingswissenschaften, Astronomie und Theologie, immer mehr Kenntnisse sich zu verschaffen. 1799 wurde er Professor der Astronomie zu Leyden, 1805 zu Utrecht. In der niederländischen Kommission der Maße und Gewichte war er so thätig, daß ihn König Ludwig bei der Stiftung des holländ. Nationalinstituts zum Mitgliede desselben ernannte. Auch war Calkoen Mitglied und Korrespondent mehrerer deutschen gelehrten Gesellschaften. Er st. 1811. Denkwürdig bleibt sein Werk: „Euryalus, über das Schöne" (1802), u sein zweites über die Uhrwerke der Alten. Die Tayler'sche Stiftung krönte seine Preisschrift, zur Widerlegung des Werks von Dupuis, „Origine de tous les cultes," in der er gründlich den wahren Ursprung des mosaischen und christlichen Gottesdienstes enthüllte. Viele treffliche,

halb und ganz vollendete Abhandlungen dieses Gelehrten sind noch als Handschrift vorhanden.

Callenberg (Joh. Heinrich), lutherischer Theolog, geb. im Gothaischen 1694, studirte in Halle, wurde daselbst Professor, zuerst der Philosophie, dann der Theologie, und st. 1760. Besonders bekannt ist er durch seine Anstalten zur Bekehrung der Juden und Mohammedaner, zu deren Behuf er nicht allein verschiedene Druckereien errichtete, das neue Test. und andere Bücher in die, unter ihnen üblichen Sprachen übersetzen, drucken und vertheilen ließ, sondern auch mehrere Missionnäre zu ihnen schickte. Seine meisten Schriften beziehen sich auf diese Gegenstände, so wie er auch unermüdet war, viele Schriften ins Jüdisch-Deutsche, Arabische und andere morgenländische Sprachen zum Behuf seines Instituts zu übersetzen.

Callico (Calico, Calicoes), ursprünglich ein weißes ostindisches Baumwollenzeuch, das in England gebleicht, in Mancheſter und in London, gleich andern weißen Kattunen, gedruckt wurde und so in den Handel kam. Im Auslande wurden bald alle englische gedruckte Kattune Callicos genannt. Auch in England nahm man nicht mehr weiße ostindische Callicos, besonders nicht für das Ausland, sondern statt ihrer in England gewebte weiße Kattune. Da zuerst gemeiniglich diese Kattune mit braunem Grunde und Mustern, worin rothe Blumen vorherrschend waren, gedruckt wurden, so kamen davon zweierlei Arten in den deutschen Handel: full chints (Doppeldruck), wo die rothe Farbe doppelt aufgetragen war, und half chints, einfacher rother Druck. Späterhin brachten die Engländer auch mit andern Farben gedruckte Callicos in den Handel.

Callisen (Heinrich), berühmter Arzt und Wundarzt, geb. 1740 zu Pentz in Holstein, bildete sich aus sich selbst, diente im dänischen Heere und auf der Flotte, dann in den Hospitälern zu Kopenhagen, wurde 1771 Oberwundarzt der dänischen Flotte, 1773 Professor der Chirurgie bei der Universität zu Kopenhagen, 1802 vom König von Dänemark zum Staatsrath, 1809 zum Danebrogsman und 1813 zum Commandeur ernannt. Er st. d. 5. Febr. 1824. Seine „Institutiones chirurgiae hodiernae“ (Kopenh. 1777) nahm ganz Europa mit Beifall auf, und in Wien, sowie auf den russischen Universitäten, wird über dieselben gelesen.

Callot (Jacques), der malende Gozzi, wie ihn Jean Paul nennt und Hoffmann in seinen „Phantasiestücken in Callots Manier“ schildert, geb. 1594 zu Nancy. Kunstliebe trieb ihn als 12jähr. Knabe aus dem väterlichen Hause nach Italien. Aus Mangel an Geld mußte er sich einem Trupp Zigeuner anschließen, um seine Reise nach Rom zu vollenden, wo er unter Jul. Parigi zeichnen, unter Philipp Thomassin kupferstechen lernte. Bekannte brachten ihn in seine Heimath zurück, er entwischte aber zum zweiten Mal. Darauf wieder nach Hause kommend, gab endlich sein Vater den Wünschen Callots nach, der nun wieder nach Rom reiste. Von hier wandte er sich nach Florenz, wo er unter Canta-Gallina arbeitete und bis zum Tode des Großherzogs Cosmus II. verweilte, welcher unsern Künstler sehr achtete. 1624 kehrte er nach Nancy zurück und heirathete. Durch die Huld des Herzogs von Lothringen wurde ihm ein glückliches Loos. Da sein Name bereits in allen Landen Europa's war bekannt geworden, so ließ die Infantin, damalige Statthalterin

der Niederlande, die Belagerung von Breda von ihm malen. Ludwig XIII. berief ihn nach Paris, damit er die Belagerung von La Rochelle und der Insel Re zeichnen möchte. Dieser Fürst bat ihn auch, die Einnahme von Nancy, dessen er sich 1631 bemächtigt hatte, in Kupfer zu stechen; allein der Künstler sagte im Unwillen: „Ich würde mir lieber den Daumen abhauen, als Etwas gegen die Ehre meines Fürsten und meines Vaterlandes zu thun.“ Der König, dem der Ausdruck solcher Grundsätze und Empfindungen gefiel, erwiderte mit Huld und Güte, „der Herzog sey glücklich, daß er solche Unterthanen besitze.“ Eine große Pension war nicht im Stande, ihn seiner Heimath zu entfremden. Er st. dort den 28. März 1635 an einer Magenverhärtung. Obgleich Callot einer adeligen Familie angehörte, die seit 1417 die ersten Ehrenämter in seinem Vaterlande besessen hatte, so war er dennoch der Meinung, es sey nur ein Vorurtheil, daß es dem Adel schade, wenn er sein Leben den Künsten weihe. Er ergab sich ihnen mit einem Eifer, der seine Schöpfungen sehr vervielfachte. In einem Zeitraum von 20 J. erfand und fertigte er an 1600 Stücke. (S. das Verz. in dem „Cabinet de singularités, d'architecture, peinture, sculpture et gravure“ von Le Comte, Thl. 2., S. 376—392, und besser noch in Gersaint's „Catalogue de Lorangère“.). Der größte und geschätzte Theil davon besteht in geätzten Kupfern. Noch kein Künstler hat in einem so hohen Grade das Talent besessen, in einem kleinen Raume eine Menge Figuren zusammen zu häufen und in 2 bis 3 Zügen des Grabstichels die Handlung, den Fortgang und besondern Charakter jeder Person darzustellen. Mannigfaltigkeit, Naivetät, Wahrheit, Geist, Feinheit sind die eigenthümlichen Grundzüge seines Grabstichels. Seine besten Werke sind: 20 Platten mit Schlachten der Medicis, die 7 Todsünden nach B. Pochoti, der Märtyrertod der unschuldigen Kinder, die oben erwähnten Belagerungen, Jahrmärkte, Scenen aus dem Elend des Krieges, ungestalte Bettler, Bälle, festliche Aufzüge. Seine Neigung zum Komischen war so groß, daß er dasselbe sogar in Darstellungen heiliger Geschichten mischte, z. B. in die Versuchung des h. Antonius. Seine burlesken und grotesken Figuren werden nach ihm Callot'sche Fratzen genannt. Zu bemerken ist noch, daß er der Erste war, der beim Aetzen sich des Scheidewassers und eines Firnisses bediente. S. Callot's Biographie bei Gersaint a. a. O. oder von Husson (Paris 1766).

Calmar, Hauptst. der schwed. Provinz Smaland, an der Ostsee, Oeland gegenüber gelegen, mit 5400 Einw., auf der Insel Quarnholm. Sie ist der Sitz eines Bischofs und des Landhauptmanns, hat einen kleinen, aber guten Hafen, 50 eigene Schiffe, beträchtlichen Ausfuhrhandel (Bretter, Alaun, Theer), Wollenzeugmanufakturen. Auf dem vor der Stadt im ölandschen Sunde gelegenen, wohlbefestigten Schlosse Calmar wurde 1397 unter der Königin Margaretha (s. d.) die berühmte Union der 3 Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden geschlossen.

Calmet (Augustin), ein als exegetischer und historischer Schriftsteller berühmter Benediktiner von der Congregation des heiligen Vanuus, geb. 1672 zu Mesnil la Horgue bei Commercy in der Diözes von Toul, trat 1688 zu Toul in den Orden und studirte in den Klöstern desselben, besonders unter Hyacinthe Alliot in der Abtei Monzen-Moutier, nachdem er die hebräische Sprache ohne Lehrer erlernt hatte. In dieser Abtei

lehrte er seit 1698 Philosophie und Theologie, kam 1704 als Subprior und Vorsteher einer gelehrten Mönchsgesellschaft, deren einzige Beschäftigung das tiefere Forschen in den heil. Büchern war, in die Abtei Münster im Elsaß, ging wegen der Herausgabe seines Commentars über die heil. Schrift 1706 nach Paris, dann 1709 in die Abtei St.-Mihiel, von der er 1715 als Prior nach Lay, 1718 als Abt nach St.-Leopold in Nancy versetzt und 1719 zum Visitator seiner Congregation erhoben wurde. Endlich erhielt er 1728 die Abtei Senones in Lothringen, schlug die Würde eines Bischofs in partibus aus und starb 1757 zu Paris. Seine Tugenden standen seinen Einsichten gar nicht nach. Er besaß ein großes Wissen, ohne stolze Ernsthaftigkeit, und Frömmigkeit, ohne übertreibende Strenge. Sein Charakter war die Milde und Güte selbst. Obgleich der Zauber der Wissenschaften ihn fesselte, so verwahrloste er keineswegs die Verwaltung des Weltlichen der Abtei; er machte Verschönerungen und bereicherte die Büchersammlung mit namhaften Schätzen. Er hat eine Menge Schriften herausgegeben, die sich alle durch eine ausgebreitete, obgleich weder durch Ordnung, noch Auswahl sich empfehlende Gelehrsamkeit auszeichnen. Sein vorzüglichstes Werk ist sein „Commentaire littéral sur tous les livres de l'ancien et du nouveau Testament" (Paris 1707—1716, 23 Bde. 4.), d. h. Wortcommentar aller Bücher des alten und neuen Bundes. In Ansehung der Entwickelung des Wortverstandes besitzt dieser Commentar viel Treffliches; mystische und allegorische Erklärungen sind vermieden und Alles mit rücksichtloser Unbefangenheit auseinander gesetzt. Er enthält auch einige Forschungen und schätzbare Abhandlungen zur biblischen Alterthumskunde, verräth aber Mangel an tiefer Kenntniß der orientalischen Sprachen. „Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine" (Nancy 1728, 4 Bde.). Diese Geschichte von Lothringen dürfte ungeachtet ihrer Weitschweifigkeit durch die selbstständige Forschung, durch treue und genaue Angaben ihrem Verfasser bleibenden Nachruhm sichern. „Dictionnaire historique, critique et chronologique de la Bible" (Paris 1722—28, 4 Bde.), d. h. historisches, kritisches und chronologisches Wörterbuch der Bibel. Dieses Werk hat ungemeine Ausbreitung erhalten, ist in das Englische, Holländische und Deutsche übersetzt, wie der Commentar oft aufgelegt und auch von Protestanten fleißig benutzt worden. Es hat den Forschungsgeist geweckt; aber daß es mit der Zeit von seiner Brauchbarkeit verlieren mußte, liegt in der Natur ähnlicher Werke. Calmet hat zahlreiche Sammlungen handschriftlich hinterlassen; denn er pflegt Alles, was ihm bei seinem unermüdlichen Lesen merkwürdig erschien, abzuschreiben oder abschreiben zu lassen. Er legte 1733 auf der königl. Bibliothek zu Paris eine genaue Abschrift des Vedam nieder. Bekanntlich eignen die Nationen Hindostans dieses Buch ihrem Gesetzgeber Brama zu, der es, wie sie sagen, aus Gottes eigener Hand erhielt. Da die Braminen keine Abschrift des Vedam mittheilen dürfen, so verschaffte Calmet sich dieselbe vermittelst eines Braminen, der durch die Bekehrungsanstalten der Jesuiten zum christlichen Glauben übergetreten war.

Calmoucks, ein zuerst in England, vorzüglich in Leeds verfertigtes, locker gewebtes, dickes, sehr langhaariges, in den niederländischen, sächsischen und schlesischen Manufakturen mit Erfolg nachgemachtes, zu Winter-Oberröcken dienliches Zeuch.

Calonne (Charles Alexandre de), geb. 1734 zu Douay, wo sein

Vater erſter Parlamentspräſident war. Auch er glänzte erſt in der Juſtiz und genoß des Hofes Vertrauen in der Unterſuchungsſache wider den Statthalter, Herzog v. Aiguillon in Bretagne und die dortigen Stände. Das Parlament zu Rennes gab den Letztern Recht, dagegen der Kommiſſar die ſtatthalteriſche Willkühr als weiſe Maßregeln billigte. Er bekleidete die wichtigen Intendanturen von Metz und Lille, war ein ſtrenger Finanzmann, der Geld von den Pflichtigen beitrieb. Daraus ſchloß der Hof, daß Calonne der Mann ſey, welcher die Finanzen ordnen könne, welche Turgot, Fleury, Ormeſſon und Necker nach einander im Grunde in immer größere Verwirrung gebracht hatten. Calonne wurde Finanzminiſter nach Maurepas Abgang 1783. Der Defekt war groß. Statt den Schaden gründlich zu heilen durch Sparſamkeit in der Verwaltung und erhöhete Auflagen zugleich, ging er den ſonderbaren Weg, mehr als ſeine Vorgänger zu verſchwenden, immer zu leihen und die Zinſen richtig zu zahlen, folglich den Defekt zu vergrößern, ohne Einnahmevermehrung von Bedeutung, alſo die Sache, die endlich in Ordnung gebracht werden mußte, fortgehend zu verwirren und reich bei der höchſten Verlegenheit zu ſcheinen. Perſönlich war er ein ausſchweifender verſchwenderiſcher Mann, der, wie ſein Vorgänger Necker bewies, ſelbſt den Monarchen über den Finanzzuſtand täuſchte und ſeine Vorgänger, die wenigſtens Ordnung in die Sache zu bringen verſuchten, der Dilapidation beſchuldigte. Durch erhöhete Grundſteuer und Stempeltaxe wollte er 115 Mill. Deficit decken. Adel und Geiſtlichkeit ſollten mehr als bisher zu den Staatslaſten beitragen. Er berief die Notabeln aus den erſten beiden Ständen und aus den Parlamenten und Municipalitäten Frankreichs. 1787 den 27. Febr. begannen ihre Sitzungen. Die Notabeln tadelten den Finanzminiſter mit Recht wegen böſartiger Verheimlichung des alten Schadens. Calonne ſtürzte zwar ſeinen Gegner, Marquis de Mirosmenil, den Siegelbewahrer, fiel aber ſelbſt und mußte dem Erzbiſchof von Toulouſe, Lomenie de Brienne, weichen. Als er nach England emigrirte, bewies er in Flugſchriften, daß auch ſeine Gegner die Finanzübel nicht zu heilen verſtänden, und tröſtete ſich mit einer reichen Heirath. Die Revolution kam und Calonne gab ſich der Idee hin, daß vor Allem die Herſtellung der Emigranten in ihre alten Rechte zur Herſtellung der Weltordnung nöthig ſey, und bewies es im „Tableau de l'Europe en Novembre 1795.“ Napoleon erlaubte ihm 1802 die Rückkehr und er ſtarb zu Paris am 29. Oktbr. des nämlichen Jahres. — Sein Bruder, der Abbé Calonne, ſtiftete in London mit Montloſier den „Courrier de l'Europe“, ging nach Canada und ſt. 1822 als Pfarrer zu Trois-Rivières.

Calottiſten (Regiment der Calotte, Régiment de la Calotte), eine Geſellſchaft in Paris zu Ludwigs XVI. Zeit, von einer platten Mütze, die man Einem wegen Kopfſchmerzen aufzuſetzen im Scherz gerathen hatte, ſo genannt. Sie ſchickte Jedem, der ſich durch Lächerlichkeiten oder Thorheit irgend einer Art auszeichnete, ein Patent. Natürlich machte ſie ſich viele Feinde, entging aber mehrmals durch Beſchützer der ihr drohenden Auflöſung, die ſie aber endlich doch wegen Unſchicklichkeiten (man hatte ſogar fremden Königen Patente geſchickt) ereilte.

Calpe, eine der ſogenannten Säulen des Herkules, und zwar die europäiſche, das heutige Gibraltar. Die auf der afrikaniſchen Küſte gegenüberliegende hieß Abyla.

Calprenede (Gautier de Costes de la), geb. zu Tolgau in Gascogne, gest. zu Paris 1663 als königl. Kammerherr, war der Erste, den seine reiche Phantasie zur Wiederherstellung des großen Ritterromans hinriß, und der es wagte, Begebenheiten aus der wahren Geschichte der Griechen und Römer im Geiste und in der Manier des ältern Ritterromanes so zu bearbeiten, daß nur die Namen griechisch und römisch blieben, die Abentheuer selbst aber, die Situationen und die Charaktere ganz in die romantische Ritterzeit fielen. Calprenede trat schon unter Richelieu seine literarische Laufbahn an. Der Cardinal mochte ihn wohl leiden. Bei Hofe empfahl er sich zuerst durch sein Talent, die Herren und Damen in den Vorzimmern durch mündliche Erzählung romantischer Begebenheiten zu unterhalten. Wenn er die Feder in die Hand nahm, flossen ihm auch die Zeilen so schnell hin, als ob er gesprochen hätte. Er selbst gesteht, daß er nur flüchtig gearbeitet und sich nicht bemüht habe, seinen Werken eine Bildung zu geben, die nicht der günstige Augenblick mit sich brachte. Auf seine Trauerspiele wurde wenig geachtet. Sie blieben weit hinter denen des Corneille zurück. Aber seine Romane wurden, ehe Boileau's kritische Gesetzgebung den Geschmack der Nation fesselte, von dem franz. Publikum mit Entzücken gelesen. Calprenede war eine Zeit lang unstreitig einer der beliebtesten Schriftsteller, die es in Frankreich gegeben hat. Von ihm sind „Kassandra", 10 Bde.; „Kleopatra", 12 Bde.; „Faramond", 7 Bde.; fortgesetzt von Baumoriere bis 12 Bde. Schnell verschwand nach seinem Tode sein Ruhm. Er gehörte zu der extravaganten Partei, die das Genie auf Kosten des Geschmacks triumphiren lassen wollte, und eben dadurch der Gegenpartei, die in die Beobachtung der Geschmacksregeln ihr größtes Verdienst setzte, den Sieg in die Hände spielte. In seiner Kassandra findet man den Heroismus der Ritterzeit, die schwärmerischen Extasen der Liebe, die Kämpfe der Pflicht mit der Leidenschaft, die schönen Siege der Großmuth, Redlichkeit und Milde über Gewalt, Betrug und Barbarei in echtkomischen Situationen und Charakteren wieder, unter denen der des Artaban zum Sprichwort geworden ist, welcher freilich zugleich das Lächerliche der Uebertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Die Begebenheiten sind mit vieler Kunst ineinander verflochten, und so gedehnt das Ganze ist, so hat es doch eine wahrhaft poetische Haltung. Die Sprache ist nicht gemein, malerisch, anmuthig, voll Gefühl und naiver Wahrheit. An Abentheuerlichkeit hat seine Gemahlin in ihrem Roman: „Les nouvelles, ou les Divertissements de la Princesse Alcidiane", ihn noch übertroffen.

Calpurnius (Tit. Julius), gebürtig aus Sicilien, lebte um 280, Verf. von 11 Idyllen, in denen sich eine mit vieler Originalität verbundene Nachahmung Theokrits und Virgils, wiewohl mehr Leichtigkeit der Versifikation als dichterisches Talent zeigt. Die Latinität ist für dieses Zeitalter lobenswerth. Die beste Ausgabe ist von Beck (Leipz. 1803); deutsch von Wiß, Leipz. 1805; am besten von Klausen, Altona 1807.

Calquiren, eine Zeichnung mit einem in Oel getränkten Papier bedecken und zu copiren. In der Malerei und in den mit ihr verwandten Kunstzweigen ist es oft von großem Nutzen. Besonders machen auch die geschicktesten Kupferstecher häufig Gebrauch davon, wenn es darauf ankommt, das zu copirende Original ganz genau auf die Platte zu bringen.

Caltagirone (Caltagerone), Parlamentsstadt in der Intendantur Catanien (Königr. Sicilien) am Terranova; hat 2868 H. 22.000 Ew., Akademie, lebhaften Handel, weitläufiges Gebiet mit reichlicher Production sicilianischer Gewächse. In der Nähe die Einsiedelei il Paradiso loi Indica.

Calumet, s. Friedenspfeife.

Calvados (Geogr.), Departement im nordwestlichen Frankreich, gebildet aus einem Theile der Niedernormandie, von einer Felsenkette am Ufer benannt; hat 101½ QM. mit 505.500 Ew., Getreide, Obst, Flachs und Hanf, Marmor und Steinkohlenbrüche, Torfgräbereien, Tuch-, Leinen- und Baumwollenmanufakturen, Handel. Es ist in 6 Bezirke getheilt. Hauptstadt: Caen.

Calvaire (la Congrégation de notre Dame du), Congregation der heil. Maria von Calvaria, ein Nonnenorden, ehemals in Frankreich, nach der Regel des heil. Benedict; ward im J. 1617 zu Poitiers von Antoinette von Orleans, der Wittwe Karls von Gondi, mit 24 Nonnen des Ordens von Fontevrault gestiftet und von Papst Paul V. und König Ludwig XIII. bestätigt. Nach dem baldigen Tode der Stifterin nahm sich der Capuziner François le Clerc du Tremblay, sonst Joseph genannt, dieses Ordens, bei dessen Errichtung er schon sehr thätig gewesen war, an, und so entstanden auch noch mehrere Klöster desselben. Die Nonnen tragen ein weißes Kleid und darüber einen weißen Schleier.

Calvarienberg, Golgatha, die Schädelstätte, der Richtplatz der alten Juden, lag ehedem vor Jerusalem, wird aber jetzt von dessen Ringmauern umschlossen. Ein Theil des Berges war von Gärten umgeben, wovon einer dem Joseph von Arimathea, einem geheimen Jünger des Herrn, zugehörte, woselbst er für sich ein Grab hatte bereiten lassen, wo der Leichnam des Erlösers beigesetzt wurde. Der Calvarienberg bleibt den Christen ewig eine heilige Erinnerung, weil hier der Heiland die Welt mit seinem himmlischen Vater durch den Kreuzestod versöhnt hat. Schon die heilige Helena, Mutter Konstantins des Großen, ließ zur Bedeckung des Grabes des Erlösers einen Theil von der berühmten Kirche zum heiligen Grabe bauen; aber die darauf folgenden christlichen Fürsten erweiterten sie dergestalt, daß ihr Umfang nun auch den Calvarienberg einschließt, welcher vom heiligen Grabe 50 Schritte entfernt ist. In katholischen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Capelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat und wohin man in der Fasten zur Feier und Darstellung des Leidens Christi wallfahrtet, Calvarienberg. Es sind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern aus der Leidensgeschichte besetzt ist.

Calvaert (Dionysius), berühmter Maler, geb. 1555 zu Antwerpen, kam früh nach Bologna, wo er anfänglich Landschaften, später Historien malte, als ihn Fontana, ein geschätzter Künstler und Lehrer Ludwig Carracci's, in seine Schule aufnahm. Er ging, die Werke Correggio's, Rafaels, Mazzuoli's u. A. zu studiren, mit Sabbatini nach Rom. Nachdem er einige Zeit nach Rafael gezeichnet hatte, kehrte er nach Bologna zurück, eine sehr schätzbare Schule zu stiften, in der ein Guido, Albano, Domenichino und 134 Andere, die später als Meister berühmt wurden, die ersten Grundsätze der Kunst empfingen. Die

Bologneser betrachten ihn als einen der Wiederhersteller ihrer Schule. Sein Pinsel ist angenehm, seine Farben sanft und harmonisch; er verstand die Perspektive, Anatomie und Architektur, aber seine Figuren sind zuweilen unedel und zu kühn gezeichnet. Er st. 1619 zu Bologna; dort sind auch seine besten Gemälde. Ag. Carracci und Sadeler haben einen Theil seiner Werke gestochen.

Calvert (Georg), geb. zu Kiplin in Yorkshire, studirte zu Cambridge die Rechte, bekleidete unter Jakob I. ehrenvolle Posten, erhielt den Orden des Hosenbandes, wurde 1619 Staatssekretär und 1625 zum Grafen von Baltimore ernannt. 1624 trat er zur katholischen Kirche über. Als Staatssekretär erhielt er durch eine Parlamentsakte den südlichen Theil von Newfoundland, mußte aber den Besitz davon, wegen der Nähe der Franzosen, aufgeben, und gründete dagegen, um seinen Religionsverwandten ein ruhiges Asyl zu verschaffen, nordwärts von Virginien die Provinz Maryland. Ehe er jedoch von Karl I. die Erlaubniß dazu erhielt, starb er zu London 1632. Sein Sohn Cecil, der Erbe seiner Titel, setzte das angefangene Unternehmen fort, und gab dem erworbenen Lande, zu Ehren der Königin Henriette Maria, Gemahlin Karls I., den Namen Maryland. Die Kolonie selbst legte jedoch Leonhard Calvert, Bruder Cecils, den 4. Februar 1634 an.

Calvin (Joh.), Stifter der zweiten großen kirchlichen Partei — der Reformirten, — welche sich im 16. Jahrh. von der katholischen Kirche trennte, hieß eigentlich Chauvin und wurde 1509 zu Noyon geboren, wo sein Vater ein Böttcher war. Er widmete sich dem geistlichen Stande, erhielt, kaum 12 Jahre alt, eine Pfründe am Dome seiner Vaterstadt und im 18. J. den Titel so wie die Einnahme eines Pfarrers, und hatte im 20., während er seine Studien in Paris fortsetzte, mehrere Pfründen mit ansehnlichen Einkünften. Die kirchlichen Neuerungen hatten auch ihn ergriffen, daher entsagte er dem geistl. Stande und studirte zu Orleans und später zu Bourges die Rechte. Hier schloß er eine vertraute Bekanntschaft mit Melchior Vollmar, einem Deutschen, der die ersten Keime der neuen Lehre, die ihm sein Landsmann Pet. Rob. Olivetan in die Seele gelegt hatte, belebt und entwickelte. Zu gleicher Zeit begeisterte ihn Vollmar für das Studium der griechisch. Sprache. Von Bourges ging Calvin nach Paris, entsagte seinen Pfründen und gab 1532 Seneka's Schriften: „De clementia" mit einem Commentar, heraus, wo er sich zuerst Joh. Calvinus nannte. Seine Verbindung mit den Anhängern der neuen Lehre und der Eifer, ihr die Oberhand zu verschaffen, nöthigten ihn, Paris zu verlassen, daher begab er sich nach Angouleme und von da wanderte er noch einige Zeit ohne Bestimmung umher, bis er endlich in Basel 1534 ein ruhiges Asyl fand. Daselbst gab er 1536 seine „Unterweisung in der christl. Religion", anfangs lateinisch, hernach französisch heraus. Er hatte dieses Werk als Apologie seiner Glaubensgenossen geschrieben; in ihm legte er seine religiösen Ansichten und Meinungen nieder; dabei bestritt er des Papstes Kirchenregiment und die Autorität der Concilien, die Heiligkeit der Messe, die Verehrung der Heiligen, und schrieb, nach Luthers Beispiele, ein dem Könige Franz I. gewidmetes Glaubensbekenntniß. Seine Anhänger vermehrten sich in und außer Frankreich. Von jetzt an trat er als Reformator der Religion auf. Er reisete nach Italien, um dort seinen Glauben zu predigen; hielt sich

aber dort nur eine kurze Zeit auf und wagte sich 1536 wieder nach Paris, welches er bald wieder verlassen mußte. Auf dem Wege nach Basel kam er nach Genf, schloß sich dort an den für die Ausbreitung der neuen Lehre äußerst thätigen Farel an, der übrigens, obwohl ein sehr mittelmäßiger Kopf, doch ein großer Schreier war. Calvin übernahm hier den theologischen Unterricht und überließ Farel'n die Kanzel. Weil aber Beide zu schnell alles Alte abschaffen und reformiren wollten, so entstanden Empörungen unter dem Volke und theologische Streitigkeiten unter den Predigern. Calvin und Farel sahen sich genöthigt, Genf zu verlassen; sie flohen nach Bern und suchten und erwarteten hier vergebens, zurückberufen zu werden. Calvin folgte daher einer Einladung Bucers und ging nach Strasburg, woselbst er die Professur der Theologie annahm. Er vereinigte in einer Kirche die Flüchtlinge aus Frankreich und trennte sich 1540 in seinem Werke über das Abendmahl durchaus von Luthers Ansichten. Seine Freunde bewirkten 1551 seine Zurückberufung nach Genf. Die Einführung einer strengen Kirchendisciplin, die Gründung der genfer Akademie und die Errichtung eines Consistoriums, aus Geistlichen und Laien bestehend, waren sein Werk. Verbesserte er dadurch die Sitten von der einen Seite, so kann man ihn doch nicht von Intoleranz und strenger Rache wider manche anders Denkende freisprechen, die ihn und seine Glaubensbrüder früher verfolgt haben mochten. Durch Urtheilssprüche dieses geistl. Gerichts wurde (um aus vielen nur ein Paar Beispiele anzuführen) Jakob Gruet enthauptet, „weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben und die Kirchenordnung zu stören gesucht habe." Mit gleicher Strenge wurde Servet (s. d.) zu Genf 1558 auf Calvins Anklage zum Scheiterhaufen verurtheilt. Calvin, der besorgt war, Servet möge seiner Todesart wegen zum Märtyrer erhoben werden, fand es nöthig, ihn durch Beschuldigungen in Verruf zu bringen, daß er überall keine Religion gehabt habe, und schrieb unmenschlicher Weise den Ausdruck seiner natürlichen Gefühle bei der Annäherung einer so furchtbaren Todesart einer viehischen Rohheit zu. Calvin kam auch in den Verdacht irdischer Zwecke; er war nämlich zugleich politischer Reformator der genfer Republik und der thätigste Mann des kleinen Staats, den er durch Autorität seines Verstandes regierte. 1561 trennten sich, in Folge des Gesprächs zu Poissy, Calvins Jünger ganz von den Lutheranern. Uebrigens war Calvin ein ebenso eifriger, durch Correspondenz und Vielschreiben ebenso wirksamer Mann, als die wittenbergischen Neuerer und vielleicht ihnen allen an schöner, durch klassische Literatur geübter Feinheit des Geistes weit überlegen. Einen bequemern Mittelpunkt seiner Wirksamkeit hätte er auch nicht treffen können, als Genf; hier konnte der Sammelplatz aller italienisch. u. französ. Flüchtlinge seyn. Viel leichter ließen sich in einer solchen kleinen Republik seine neuen hierarchischen Ideen in Wirksamkeit bringen, als wenn er, wie Luther, unter dem Schutze eines großen Fürsten gelebt hätte. Die neue Universität Genf wurde in Kurzem, was ehemals Wittenberg gewesen war, und selbst der melancholisch-cholerische Eifer Calvin's, so inquisitorisch er zu seyn schien, hat dem Aufkommen derselben nicht so viel geschadet, als man befürchten sollte. Calvin ist aber ein warnendes Beispiel eines Temperamentstheologen. Daß er trotz seiner exegetischen Kenntniß, trotz Allem, was Verstand und Herz jedem Menschen von Gottes Güte sagt, auf die Meinung einer göttlich willkürlichen Prädestina-

tion (Vorherbestimmung) gewisser Menschen zum ewigen Verderben gerathen konnte, ist ein trauriger Beweis, wie sehr oft unsere Ueberzeugungen durch viele zufällige Umstände bestimmt werden. Unbiegsamkeit und Strenge gegen sich selbst und Andere waren Calvin's herrschende Charakterzüge. Sein Lebensziel war Herrschaft seiner Ideen; Freundschaft und Nachgiebigkeit kannte er nicht. 1539 mit einer Wittwe, Idelette de Bury, verehelicht, verlor er jung seinen einzigen Sohn und wurde 1549 Wittwer. Uneigennützigkeit und Mäßigkeit waren ihm eigen. Er war ein bitterer Polemiker, überzeugte seine Gegner daher selten. Seine Gestalt war von mittlerer Größe, mager und bleich, der Kopf aufrecht, der Blick ernst und feurig. Oft von Krankheiten gequält und durch Arbeiten aufgerieben, st. er den 27. Mai 1564. Die Sammlung seiner dogmatischen, exegetischen (gehaltvoller Bibel-Commentar) und polemischen (einzeln meist pseudonym erschienenen) Schriften kam zu Amsterd. 1676, Fol., 9 Bde., heraus. Auch rührt von ihm die Verbesserung der französ. Bibel (nach Olivetans Uebersetzung), Genf 1551, her. Die genfer Bibliothek besitzt von ihm, außer den gedruckten Predigten, 2025 in der Handschrift, so wie auch die berner mehrere ungedruckte theologische Abhandlungen. Die „Institutionen" hat Krummacher deutsch herausgegeben.

Calvinismus, der nach Calvins Lehre modifizirte Glaube der Reformirten, s. Reformirte Kirche.

Calvisius (Sethus), berühmter Musiker und großer Chronolog, geb. 1556 zu Gorschleben in Thüringen, wo sein Vater, Jacob Kalkwitz, als ein unvermögender Ackersmann lebte. Seine erste Ausflucht war in das nächstgelegene schwarzburgische Städtchen Frankenhausen, wo er 3 J. lang die Schule besuchte und dabei die Anfangsgründe der Singkunst lernte. Hierauf bezog er die Schule zu Magdeburg, dann die Universitäten zu Helmstädt und Leipzig, wurde in letzterer Stadt Musikdirektor an der Paulinerkirche, 1582 Cantor zu Schulpforte und 1592 in Leipzig an der Thomasschule. Berufungen nach Frankfurt a. d. O. und Wittenberg wurden abgelehnt. Er st. 1617 zu Leipzig. Dieser Gelehrte und Tonkünstler verdient unsere Aufmerksamkeit auf seine Schicksale und seine Werke, da er durch sein Beispiel jenes Vorurtheil so ganz vernichtete, als ob die Musik ihre Liebhaber und Ausüber an gründlicher Erlernung anderer Wissenschaften verhindere. Sein Hauptwerk ist: „Opus chronologicum" (Frankfurt 1615). Wie glücklich er in das Chaos, in welchem sich bis dahin die Zeitrechnung befunden hatte, Licht und Ordnung brachte, bezeugen in frühern Jahrh. Scaliger, Casaubon und Petav, in unsern Zeiten der berühmte Astronom v. Zach also: „Dieser genaue und feurige Forscher (Calvisius) war kein bloßer Compilator, wie die Meisten seiner Zeitgenossen sind. Er beurtheilte, was er gesammelt hatte. Zum Behufe seiner Zeitrechnung hat er nahe an 300 Finsternisse benutzt, und seine Zusammenstellung der Bewegung der Himmelskörper mit den geschichtlichen Zeugnissen zeugt von eben so viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn." Wenn ihm nach einer Ueberlieferung eine astrologische Meinung einige Unruhe verursacht hätte, so wäre dieß mit dem Geist seiner Zeit leicht zu entschuldigen, da die Sterndeuterei damals der Gegenstand allgemeiner Huldigung war. Seine andern chronolog. und wissenschaftlichen Werke sind: „Formula Calendarii novi Calendario Greg. expeditior, melior

et certior" (Heidelb. 1613 ꝛc.); „Elenchus Calend. Greg." (1613) u. m. a. Seine gründlichen und in gutem Latein geschriebenen theoretisch-musikalischen Werke findet man in Gerber's „Biogr. Lexik. der Tonkünstler" angeführt. Man hat auch noch viele große Motetten und Hymnen von ihm.

Camaldulenser (Camaldoliten, Kircheng.), Orden vom heil. Romuald, einem Benediktiner aus Ravenna im Toskanischen, um 1019 zur strengsten Beobachtung der Regel Benedicts gestiftet und 1072 vom Papst bestätigt, so benannt nach Camaldoli (Campo Maldoli, einer Anhöhe bei Arezzo, wo Romuald 1012 anfing, Einsiedeleien anzulegen. Zunächst nur in Italien verbreitet, theilten sie sich in Eremiten, die in neben einander stehenden Klausen lebten, und Mönche in gewöhnlichen Klöstern mit milder Observanz, doch im 15. Jahrh. mit sehr schlechter Zucht. Die aus dem zu Murano im Venetianischen 1212 als Einsiedelei gestifteten, 1300 Kloster gewordenen Stammsitze St.-Michael hervorgegangene, 1476 abgesonderte Congregation von Camalduenser Mönchs- und Nonnenklöstern ward zwar 1513 mit Camaldoli vereinigt, aber 1616 wieder getrennt. Im 17. und 18. Jahrh. bestand der Orden aus 2000 Religiösen in 5 von einander unabhängigen Congregationen, unter eigenen Generalen (majores). Alle trugen weiße Kutten, weitere die Mönche; Bärte und größere Strenge im Fasten, Schweigen und Selbstgeißeln hatten die Eremiten voraus. Sie haben sich den Wissenschaften wenig, der Seelsorge und Thätigkeit nach Außen nie, dem beschaulichen Leben ganz gewidmet. Jetzt besteht nur noch Camaldoli selbst, mit wenigen im Kirchenstaat und 1822 im Neapolitanischen wiederhergestellten Einsiedeleien. Die übrigen sind aufgehoben, Mauerbach bei Wien ist seit Joseph II. ein Spital der Unheilbaren.

Camaldulenserinnen (Kircheng.), Namen des Ordens von Camaldoli, stiftete dessen General Rudolph 1086 zu Mucellona im Toskanischen; 24 Klöster derselben bestanden im 17. Jahrhundert. Die Kleidung war weiß mit schwarzem Schleier. Sie bestehen nicht mehr.

Camayeu oder Camaïeu heißt ein einfarbiges Gemälde; tadelnd auch eine eintönige Malerei.

Cambacérès (Jean Jacques Regis), ehemaliger Consul der franz. Republik, Herzog von Parma, Prinz und Reichserzkanzler unter Napoleon, Mitglied des Instituts ꝛc. ꝛc., geb. 1753 zu Montpellier, stammte aus einer alten, aber bürgerlichen Familie, die vorzüglich viele Rechtsgelehrte aufzuweisen hatte. Er selbst studirte daher ebenfalls die Rechte und trat 1771 an die Stelle seines Vaters bei der Rechnungskammer in seiner Vaterstadt. So lange die Parlamente die einzigen Vertheidiger der öffentlichen Rechte waren, zeigte er parlamentarische Grundsätze und erwarb sich durch sein Betragen allgemeine Achtung. Bei dem Ausbruche der Revolution bekannte er sich zu den Grundsätzen derselben, wurde 1791 Präsident des Criminal-Tribunals, setzte im Herault-Departement die Geschwornen-Gerichte mit vieler Einsicht und Gewissenhaftigkeit in Thätigkeit und wurde endlich zum Abgeordneten in dem National-Convent erwählt. Hier betrug er sich sehr gemäßigt und fast als schweigender Beobachter. Nur bei dem Prozesse Ludwigs XVI. erhob er seine Stimme und entwickelte in einer ausführlichen Rede die Behauptung, daß die Versammlung das Recht nicht habe, über den König ein Urtheil zu sprechen. Das Votum selbst war indeß zweideutig, und er scheint, aus

Furcht vor der Wuth der Parteien, nur für Aufschub des Todesurtheils gestimmt zu haben. Indessen hatte er wenigstens so viel durchgesetzt, daß der unglückliche Monarch mit seinen Advokaten und mit seiner Familie frei verkehren und sich einen beliebigen Beichtvater wählen durfte. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, klagte er am 26. März 1793 den General Dumouriez des Hochverraths an, nachdem er kurz zuvor seine Treue gerühmt. Indessen erwarb er sich durch den bedeutenden Antheil, den er an Abfassung des Civil-Gesetzbuches und anderer Gesetzsammlungen hatte, in dieser Zeit wesentliche Verdienste um den Staat. An der Revolution des 9. Thermidor hatte er keinen Antheil, wußte sie jedoch zu benutzen, um die Versammlung für Ordnung, Frieden und menschliche Grundsätze zu stimmen. Auf den Präsidentenstuhl des National-Convents berufen, redigirte er in einer Adresse an die Franzosen eine Art von politischem Glaubensbekenntniß, welches mit großem Beifall aufgenommen wurde, und hielt zwei merkwürdige Reden, die eine bei der Beisetzung Rousseaus im Pantheon, die andere, um dem Volk den Rückzug der Verbündeten aus dem Gebiete der Republik zu verkündigen. Als Cambacérès von dem Präsidentenstuhl abgetreten, erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Ein unvorsichtiger Ausdruck in einem aufgefundenen Briefe machte ihn des Royalismus verdächtig; er ward aus dem Direktorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewiesen, blieb aber im Conseil der Fünfhunderte. 1796 auch aus diesem Rath ausgeschlossen, praktizirte er nun als Advokat und unterstützte von seinem Erwerb seine Familie, namentlich einen mehr als 80jährigen Vater. Indessen führte die Gesetzlosigkeit selbst eine Ernennung des Direktoriums herbei. Sieyes ward Präsident und Cambacérès Justizminister. An der Revolution des 18. Brumaire (9. Novemb. 1799) hatte er wenig Antheil. Bonaparte ernannte ihn jedoch zum zweiten Consul. Die Einrichtung der Gerichtsverwaltung war seine Hauptbeschäftigung. Unter der Kaiser-Regierung ward er allmählig Herzog von Parma, französischer Reichsfürst und Reichs-Erzkanzler, Comthur der Ehrenlegion und fast aller Orden Europas. Die vielen Senats-Consulte, die während Napoleons Regierung erschienen, sind von ihm abgefaßt. Der Geist, in dem sie geschrieben, ist noch im frischen Andenken. Bei Annäherung der Verbündeten 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois und sandte von dort seine Zustimmung zu des Kaiser Absetzung. Cambacérès zog sich jetzt von allen öffentlichen Geschäften zurück; er schien das Zutrauen der bourbonischen Dynastie nicht zu genießen. Napoleons Landung 1815 kam ihm ganz unerwartet. Nur auf wiederholten Befehl fand er sich bei dem zurückgekehrten Kaiser in den Tuilerien ein und wurde zur provisorischen Uebernahme des Justiz-Ministeriums von ihm genöthigt. Zugleich wurde er Präsident der Napoleonischen Pairskammer. Nach Napoleons zweitem Sturze traf ihn die Verbannungsverordnung Ludwigs XVIII. Nun lebte er ein Jahr in Brüssel und Amsterdam. Da sich jedoch ergeben hatte, daß sein Votum im National-Convent unter die absolvirenden war gezählt worden, so erlaubte ihm Ludwig XVIII. 1818 die Rückkehr ins Vaterland und setzte ihn wieder in den Genuß aller seiner bürgerlichen Rechte. Er lebte nun in Paris unangefochten als Privatmann bis zu seinem Tode, 6. März 1824. In den kritischen Epochen der Revolution machte Cambacérès sich durch die Weisheit seiner Grundsätze und die Mäßigung seiner Meinungen bemerk-

lich und war weit entfernt, den Geist der Propaganda und der überspannten Ideen zu begünstigen. Ein Freund des Friedens und der innern Ruhe, versäumte er Nichts, um die von der Revolution geschlagenen Wunden zu heilen, und er war der Erste, welcher ein gemäßigtes System einführte, von dem der Convent weit entfernt war. Im Besitz der wichtigsten Stellen, hat er weder dem Consul noch dem Kaiser Napoleon je andere Rathschläge ertheilt, als deren Nützlichkeit anerkannt worden, und die, wären sie befolgt worden, große Uebel abgewendet hätten. In der Abwesenheit des Kaisers mehrere Male mit der Regierung beauftragt, hatte man ihm nie den Vorwurf zu machen, willkürliche Handlungen begangen oder die konstitutionellen Bürgschaften verletzt zu haben. Unter seiner Autorität war Person und Eigenthum geachtet; er hat nicht ein einziges Individuum einsperren lassen. Einen bleibenden Ruhm in der Geschichte muß es ihm erwerben, daß er der Erste war, der den blutigen und unbändigen National-Convent zur Mäßigung zurückzuführen vermocht hat.

Cambai (Cambaya), Stadt im Distrikt Cheroten, Gebiet des Guicowar in der vorderindischen Provinz Guzurate, am Busen Cambai; war sonst belebt und reich, jetzt zum Theil in Verfall; hat 300.000 Einw., einige Festungswerke, berühmten Hindustempel (Jumma Musja), mehrere unterirdische Tempel, muhammedanische Gräber; man fertigt baumwollene Zeuche und schneidet Steine. Der Handel verfällt mit dem Zurückziehen des Meeres; ist Residenz eines eignen Nabobs, dem Guicowar zinspflichtig.

Cambiosi (Lucas, Comgiage genannt), geb. zu Maneglai im Genuesischen 1527, hatte seinen Vater zum Lehrer. Er ging nach Frankreich und Rom, um Rafael und Michel Angelo zu studiren, dann nach Spanien, wo er mehrere Plafonds im Escurial ausführte, wovon das Paradies das vorzüglichste ist. Er zeichnet sich durch große Leichtigkeit, fruchtbare Einbildungskraft, treffliche Verkürzungen aus. Obwohl sein Colorit nicht von Anmuth entblößt ist, so vertheilte er es doch zu weitschweifig, und zierliche Zusammensetzungen, schöne Auswahl, nicht der Charakter seiner Werke, der sich in 3 verschiedenen Manieren (die erste gigantisch, doch unnatürlich, die zweite mehr studirt, die dritte eine gute geschwinde Praktik) aussprach, zeichneten ihn aus. Allein das Hinzukommen großer Vorzüge zu seinen Fehlern ließ ihn das Haupt der genuesischen Schule werden, als welches er 1585 st.

Cambodscha (Cambodja, Cambodsha, Geogr.), 1) Landschaft in dem hinterindischen Reiche Anam (Asien); grenzt an Lao, Siam, das chinesische Meer und den Busen von Siam; hat angeblich 2800 QM. und eine Million Einw.; ist von Bergen umschlossen, bewässert vom Maykaung und seinen Armen, soll nur die Thäler angebauet haben, außerdem bergig und dicht waldig seyn. Sonst unabhängig, ward es in der Mitte des 18. Jahrh. den Anamesen tributbar und endlich ganz unterthänig. Es ist noch sehr unbekannt, theilt sich in 3 Distrikte: das obere oder nördliche (Hauptst. Cambodscha s. unten), das südliche oder untere, auch Donnai (Hauptst. Saygan) und Cancar oder Pontiamo (Hauptst. gl. N.). 2) (Louweck), Hauptst. des Reichs, Sitz der beiden Mandarine (Kriegs- und Civilgouverneure), sonst eines eignen Königs; liegt auf einer Insel, wird durch mehrere Kanäle mit Palmenalleen durchschnitten, hat schöne Straßen, Pallast; war sonst Festung und niederländische Faktorei; hat viele Baumwollfabriken und andere indische Indu-

strie. Hier herrscht der Buddhaismus, der, was ihm eigenthümlich ist, wo sein Kultus es nur vermag, edles Metall, als seinem Gotte gefälligen Zierrath verschwendet. In der Nähe Ruine einer großen Stadt.

Cambray (Cameryk), eine befestigte Handelsstadt an der Schelde und dem Kanal St.-Quentin im franz. Nord-Departement mit 3000 Häusern und 16.000 Einw. Die Festung hat eine große, starke Citadelle, an der Südseite liegend, übrigens aber vernachläßigte Werke. Cambray ist der Sitz eines Bischofs, Handelsgerichts, hat eine Bibliothek von 27.000 Bdn. Hier wird die feine Leinewand, als: Kammertuch, Battist ꝛc. genannt, verfertigt, welche in Bielefeld längst glücklich nachgeahmt wird; auch herrscht sonst viele Fabrikatur. Zwei Erzbischöfe der hiesigen Kathedralkirche wurden berühmt, Fenelon durch seine Tugenden und der Cardinal Dubois, Prinzipalminister des Regenten Herzogs von Orleans, durch seine Laster.

Cambrayer Ligue (Gesch.), ein 1508 zu Cambray geschlossener Traktat, worin sich der Papst Julius II., Kaiser Maximilian, König Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand der Katholische von Aragonien zum Untergange Venedigs verbanden und sich einander zum Voraus den Besitz der venetianischen Länder zusicherten. Der Papst machte mit dem Bannstrahl den Anfang, trat aber auch zuerst ab (1510) und ihm folgte König Ferdinand von Aragonien; ja beide verbanden sich sogar mit den Venetianern und den Schweizern in der heiligen Ligue gegen Frankreich, der auch Heinrich VIII. von England beitrat. Maximilian allein blieb noch dem Bunde treu und machte im venetianischen Gebiete beträchtliche Eroberungen, schloß aber mit den Venetianern einen Waffenstillstand auf 10 Monate und zog seine Truppen von der franz. Armee zurück (1512). Mit dem Papst war Maximilian schon vorher zerfallen, dessen Absichten damals auf die päpstliche Krone gerichtet waren. Ludwig XII. ward von den Bundesgenossen, zu denen nun auch der Kaiser gehörte, in seinem eigenen Lande angegriffen und fand zuletzt seine Rettung nur in Partikularverträgen. Endlich kam auch zwischen dem Kaiser und der Republik Venedig ein Friede zu Stande (1518), worin jener der letztern das eroberte Verona gegen eine bestimmte Geldsumme wieder herausgab.

Cambrayer Friede, geschlossen zu Cambray 1529; beendigte den zweiten Krieg zwischen Spanien und Frankreich, worin letzteres auf alle Hoheit über Artois und Flandern Verzicht that, und dafür den Besitz des Herzogthums Burgund und der zugehörigen Grafschaften wieder erhielt. Weil der Friedenstraktat durch Karl's V. Vaters Schwester, Margarethe, verwittwete Herzogin von Savoyen, Gouvernantin der Niederlande, und von Seiten Frankreichs durch Franz I. Mutter, Louise, verwittwete Herzogin von Angoulême, abgeschlossen war, so führt er auch den Namen: „Traité des dames" (Damenfriede). 1724 ward in Cambray vom Kaiser Karl VI. und Philipp V. ein Friedenskongreß eröffnet, der sich aber durch den wiener Vergleich vom 30. April 1725 zerschlug.

Cambridge, die Hauptst. in der Grafschaft gleiches Namens, liegt am Cam, in einer fruchtbaren Gegend von England, deren Butter und Safran sich vorzüglich auszeichnen. Sie hat 10.000 Einw. und ist besonders durch ihre Universität merkwürdig, die schon 630 gestiftet worden seyn soll, aber 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt, und 1829 die Zahl von 4500 Studirenden hatte, von denen aber ein großer Theil nicht anwesend ist. Unter den 12 Collegien dieser Stadt zeichnet sich das Tri-

nity-College besonders aus. Es hat 4 Hallen, worin 1100 Studenten unter Aufsicht wohnen, 2 Bibliotheken, eine Gemäldegallerie und Kupferstichsammlung, und zugleich mit der Stadt das Recht, seine eigenen Deputirten ins Parlament zu schicken. Milton, der unsterbliche Sänger des verlornen Paradieses, erhielt an der hiesigen Universität seine wissenschaftliche Bildung, und in dem Garten des Christ-College steht noch jetzt ein großer alter Maulbeerbaum, den er gepflanzt haben soll. Dieser wird mit großer Sorgfalt gepflegt, und man hat den Stamm, um ihn vor dem Einflusse der Witterung zu schützen, mit einem Ueberzuge von Blei bekleidet. Unter den Gebäuden steht die berühmte Kapelle des Kings-College oben an. Selbst der große Wren erstaunte vor der Kühnheit dieses gothischen Gebäudes, dessen Schönheit, Größe und Leichtigkeit nicht seines Gleichen in England hat. In der Nähe der Stadt, beim Zusammenfluß der Stour und Cam, wird jährlich die berühmte Messe gehalten. — 2) Hauptst. der Grafschaft Middlesex im nordamerikanischen Freistaate Massachusetts, am Charlesflusse, mit Boston durch eine Brücke verbunden; 660 Häuser, 3200 Einw., Universität, Harvard-College genannt (1829 20 Professoren, 420 Studenten), Bibliothek (25.000 Bde.), Sternwarte, lat. Schule, Staatsarsenal.

Cameen nennt man gewöhnlich erhaben geschnittene Steine, wo die Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf eingegrabene Figur. Da nun der Onyx unter den Achaten vorzüglich solche regelmäßige Lagen hat, so hat man die erhaben geschnittenen Steine überhaupt hiervon benannt. Lessing leitet diesen Namen, nach dem alten Mineralogen, von Gemmenhú ab, welches das abgekürzte Gemma Onychia bezeichnet. Sardonyx heißt der Camee, wenn er dreierlei Farben hat nämlich zwei des Onyx und die dritte des Sarder. Die Cameen werden mit dem nämlichen Instrument, wie die tiefgeschnittenen Steine, nämlich mit dem Rade und der Diamantspitze gearbeitet, allein sie verlangen einen geübtern Künstler als jene. Da bei den tiefgeschnittenen Steinen die vorzüglichste Arbeit darin besteht, Aushöhlungen und Vertiefungen hervorzubringen, so hilft die Beschaffenheit der konveren Instrumente zu diesem Endzweck. Bei den erhaben geschnittenen Steinen aber, wo man runde und konvere Theile hervorzubringen sucht, widersetzt sich das Instrument, das selbst konver ist, und weil es immer nur an einem Ort greift, so wird die Behandlung des fließenden und runden Contours in der ganzen Oberfläche des Körpers, der ausgedrückt werden soll, höchst schwierig. Diese besondere Unbehülflichkeit im Gebrauch der Instrumente ist vielleicht Mitursache, warum so viele antike Cameen nicht rein ausgearbeitet und vollkommen beendigt sind; oft aber war es bloß Eilfertigkeit und Ermüdung, bisweilen Unwissenheit des Künstlers, welches der Vollendung entgegenstand. Bei den Cameen gilt vorzüglich Das, was Plinius von den alten Künstlern sagt, daß sie oft, wenn sie ihre Augen von der anstrengenden Arbeit ermüdeten, zur Bearbeitung des Smaragds übergingen, um durch dessen angenehmes Grün ihre Augen wieder zu stärken. Man sollte glauben, die am Erhabensten gehaltenen Figuren wären von den Alten am Meisterhaftesten ausgearbeitet, weil der Künstler dort Raum hatte, sein Talent zu zeigen; doch Dieses ist gerade das Gegentheil; denn man findet unter den flach gehaltenen Figuren das größte Detail und den meisten Verstand in der Zeichnung. Eine der feinsten dieser Art ist der Camee, der sich in dem Kabinette der Herzoge von

Devonshire befindet und die Entwendung des Palladiums vorstellt. Weil sich sehr wenige erhaben gearbeitete Steine aus dem Alterthum vollkommen erhalten haben, so muß man Acht haben, ob sie nicht irgendwo ergänzt sind. Zu einem vollkommenen Camee gehört ferner, daß die Farben des Grundes und der Figuren sich durchaus rein von einander abscheiden und Nichts von der einen in die andere läuft. Bei den Alten waren die Cameen meistentheils Bedürfnisse des Schmuckes; sie besetzten ihre Spangen, Gürtel, Armbänder und Schuhe damit. Auch die Trinkgeschirre wurden damit ausgeziert. Der berühmteste Camee ist der große Achat aus der St.-Chapelle zu Paris (1 pariser Fuß hoch, 10 Zoll). Man hält die 25 Figuren auf diesem Camee für die Darstellung der kaiserl. Familie zu den Zeiten des Tiberius. Ein anderer berühmter Camee, August's Vergötterung vorstellend und an Reinheit der Zeichnung und vortrefflichen Ausführung den ersten weit übertreffend, ist in dem Schatz zu Wien; wahrscheinlich ein Werk des berühmten Dioskurides, der zu den Zeiten des Augustus lebte. Vergl. d. Art Steinschneidekunst.

Camenen (oder Camönen) werden auch die Musen genannt. Eigentlich war Camena gleichbedeutend mit Carmenta, einer prophetischen Gottheit, welche die älteste in Latium einwandernde Colonie unter Evander mit aus Arkadien brachte; daher die Sage sie seine Mutter nennt. Andre nennen 2 (carmentes), als in die Vergangenheit und Zukunft blickende, siegende Schicksalsgöttinnen, welche nachher auch zu Göttinnen der Geburt wurden. — Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain und ebendaher werden sie mit den Musen verwechselt.

Cämentation, ein chemisches Verfahren, wodurch ein Metall (oft auch andre Körper) mit Substanzen, welche darauf wirken sollen, oft schichtweise (stractum super stractum) in verschlossenen Gefäßen in Verbindung gesetzt werden, damit nach Verschiedenheit des beabsichtigten Zwecks in einer erhöhten Temperatur ersteres von Beimischungen getrennt oder verändert (oft auch oxidirt) werde. Das Gefäß heißt die Cämentirbüchse (Schmelztiegel); die Substanz, womit die Metalle oder andere Körper umgeben werden, das Cäment oder Cämentpulver. So wird Gold mit einem Gemenge von Ziegelmehl, Calcothar und Kochsalz, Eisen mit Kohlenstaub und andern Substanzen cämentirt und dadurch in Stahl verwandelt; Glas dagegen durch Cämentation aus Eisen, das man in schwefelsaure Kupferauflösung legt, durch Entziehung des Sauerstoffs und der Säure ꝛc.

Camera, Camerarius, s. Kammer.

Camera clara (helle Kammer), ein vom Opticus Rheinthaler erfundenes optisches Instrument, welches den Mängeln der Camera obscura abhilft und den Vortheil hat, daß der abzubildende Gegenstand nicht von der Sonne beschienen zu werden braucht. Alle Gegenstände bilden sich darin mit großer Bestimmtheit und Schärfe ab und sie ist bei hellem und trübem Wetter, bei Sonnen- und Mondschein gleich vortheilhaft zu gebrauchen. — Camera lucida ist die etwas unpassende Benennung eines in England erfundenen Instruments, welches mit der Camera obscura (s. unten) nur insofern Aehnlichkeit hat, daß es die gegenüberstehenden Gegenstände ganz der Natur getreu und in sehr verjüngtem Maßstabe darstellt. Der Hauptbestandtheil ist ein Prisma. Wenn der Beschauer sich diesem, nachdem es gehörig aufgestellt ist, mit dem Auge

nähert, so erblickt er das Bild des davor befindlichen Gegenstandes
größter Klarheit und vollkommener Schärfe der Umrisse auf dem unt
gelegten Papierbogen und kann denselben mit geringer Mühe darauf
zeichnen, während die Umstehenden nur seine Zeichnungen auf dem Pap
entstehen sehen. — Camera obscura (finstere Kammer) eine optis
Vorrichtung, in welcher das durch eine Oeffnung und durch eine da
angebrachte konvere Linse einfallende äußere Licht die Bilder der vor
genden äußern Gegenstände auf eine weiße Fläche, mittelst eines Sp
gels, reflektirt und alle diese Gegenstände in ihrer Farbe, Gestalt u
Bewegung deutlich, aber verkleinert, abbildet. Sie dient nicht nur
Unterhaltung, sondern auch zur Miniaturmalerei von Landschaften,
daß kein Landschaftsmaler eine Landschaft genauer, als mit dies
Hülfsmittel aufnehmen kann. Man setzt sich dieselbe zusammen, ind
man die Lichtstrahlen durch eine Linse sammelt, sie in einen finst
Kasten auf einen Spiegel fallen läßt, und das Bild, was der Spie
zurückwirft, auf einem weißen Papiere oder einer matten Glasta
auffängt; wiewohl dabei am Colorit, welches zwar treu, doch mat
ist, eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit
winnt; auch bekommen auf diese Art gemachte Zeichnungen immer
was Steifes. Ueber die Theorie dieses Instruments s. Brander's „
schreibung einer ganz neuen Art von Camera obscura," Augsbu
1767; Zusätze dazu, ebend. 1775. Der Erfinder desselben war
neapolitanischer Arzt, Joh. Baptista Porta, im 16. Jahrh.

Cameralwissenschaften, von Camera oder Kammer (s. d
dem Orte, wo die Finanzen eines Landes verwaltet wurden; auch füh
das Collegium, welchem diese Verwaltung oblag, diesen Namen; da
wurde den Kammerkollegien auch die Verwaltung der Polizei, das
tendanturwesen des Militairs und andre administrative Geschäfte
Staats aufgetragen. In Preußen wurden dagegen diese Collegien Krie
und Domainenkammern genannt, weil Intendantur-, Einquartierungs-
Serviswesen und die Verwaltung der Domainen als ihr Hauptgesch
betrachtet wurde. Auch gehört die Regulirung des Steuerwesens,
Erhebung der Abgaben und deren Verrechnung zu ihrem Geschäfte. Z
Kenntnisse, welche zur Verwaltung der Kammerämter gehörten, nan
man die Cameralwissenschaften und wer sich denselben widmete, ein
Cameralisten. Da die Haupteinnahme in den meisten deutschen Staa
aus den Domainengütern, deren Administration oder Verpachtung ge
gen wurde, so wurden diejenigen Kenntnisse, welche zu einer guten V
pachtung der Domainen gehörten, als die Haupterfordernisse ein
guten Cameralisten angesehen. Zum Steuer- und Serviswesen wurd
wissenschaftliche Kenntnisse eben nicht für nöthig gehalten. Aber Deko
mie, d. i. Kunst, Pachtanschläge zu machen, den Ertrag der Güter ge
rig zu tariren, dazu schien ein besonderes Studium nöthig zu seyn. U
dieser Umstand war auch wohl die Haupttriebfeder, wodurch die pre
Regenten zuerst bewogen wurden, eine Professur der Cameralwissensch
ten auf ihren Universitäten einzurichten. Der Name Cameralwissensch
ten gibt übrigens keinen genau bestimmten Begriff, weil die Wissensch
ten, die für einen Kammerbeamten nöthig sind, in jedem Lande und
jeder Provinz andre seyn können, daher dieses Wort ein sehr ungeschick
Ausdruck ist, um einen präcisen Begriff von einer bestimmten W
senschaft zu geben. Diejenigen Wissenschaften, welche zur Beurtheilu

und Administration eines Staats gehören, können nicht durch den Begriff eines so unbestimmten Dinges, als die Kammer ist, erkannt werden, sondern vielmehr ist es der Begriff des Staats, aus welchem hervorgehen muß, was zur Erkenntniß und zur Beurtheilung der Vollkommenheit desselben nöthig ist. In unsern Zeiten bildete sich der Begriff der Staatswissenschaften aus und trat an die Stelle der Cameralwissenschaften, ein Name, der wegen seiner Unbestimmtheit in der Sprache der Wissenschaften billig ganz eingehen sollte.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhistoren Deutschlands, der am Meisten zu den Fortschritten der Künste und Wissenschaften im 16. Jahrh. beigetragen, war 1500 zu Bamberg geboren. Sein alter Familienname war Liebhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil seine Vorfahren am Hofe Kammermeister gewesen. Er studirte zu Leipzig unter Richard Crokus die griechische Sprache, und vertrat in einem Alter von 16 Jahren oft die Stelle seines Lehrers, wenn dieser abwesend war. 1518 ging er nach Erfurt, wo er mit Cobanus in Verbindung trat, und im J. 1521 zog der Ruf Luther's und Melanchthon's ihn nach Wittenberg. Melanchthon schenkte ihm seine ganze Freundschaft; Camerarius war 24 Jahr alt, als er sein erstes Werk, die lateinische Uebersetzung einer Rede des Demosthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erschienen seine Bemerkungen über die Tuskulanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechsel kam. 1525 verließ er des Krieges wegen Wittenberg und bereisete Preußen; ward 1526 zu Nürnberg als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache angestellt, und 1530 von dem Senat zum Abgeordneten am Reichstage zu Augsburg ernannt. Er nahm mit Melanchthon großen Antheil an den Berathschlagungen daselbst, in deren Folge Beide die, unter dem Namen der Augsburgischen Confession bekannte Akte abfaßten. Vier Jahre nachher wählte ihn der Nürnberger Senat zum Sekretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte. Der Herzog Ulrich von Würtemberg berief ihn auf die Universität Tübingen, und hier schrieb Camerarius seine „Elemente der Rhetorik." Einige Zeit darauf trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachsen auf, die Universität Leipzig neu zu organisiren. Er verfaßte, gemeinschaftlich mit Ksp. Borner, die Statuten derselben. Lange stand er ihr als Rektor und Dekan vor. 1555 ging er aufs Neue als Abgeordneter zum Reichstage nach Augsburg und von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verschiedene Religionsgegenstände zu verhandeln, und 1556 begleitete er diesen Gelehrten auf den Reichstag zu Regensburg. In der Folge gab er die, für die Zeitgeschichte so wichtigen „Briefe Melanchthon's" heraus, mit dem er 38 Jahre in Verbindung gestanden hatte. Auch schrieb er ein „Leben Melanchthon's", zugleich mit der „Geschichte der Reformation." 1569 lud Maximilian II. ihn nach Wien ein, um sich über verschiedene kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geschenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren schien. Er wollte sich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Sektion seines Körpers, und st. zu Leipzig 1574. Unter seinen 9 Kindern waren 5 Söhne, nämlich Johann, herzogl. preuß. Rath, der zu Königsberg starb; Joachim (s. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt, und Gottfried, in Diensten des Pfalzgrafen Richard. Camerarius

war von Natur ernst und einsylbig, selbst gegen seine Kinder. Lüge war er über alles feind und duldete sie selbst im Scherze ni Der Umfang seiner Kenntnisse, die Weisheit und Mäßigung seiner Grs sätze, die Kraft seines Charakters, seine sanfte und überzeugende redsamkeit, erwarben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Perso Seine Schriften belaufen sich auf 150, meistens Uebersetzungen aus griechischen und Lateinischen. Auch hat man von ihm lateinische griechische Gedichte und elf Bücher vertrauter Briefe. — 2) Joachim des Vorigen Sohn, geb. zu Nürnberg 1534, war einer der gele sten Aerzte und größten Botaniker seiner Zeit. Nachdem er zu T tenberg, Leipzig und Breslau die Medizin studirt hatte, bereisete Italien, hörte die berühmtesten Professoren und promovirte zu Bolog Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er s Kunst mit großem Erfolg auszuüben. Er benutzte sein Ansehn, Magistrat zur Stiftung einer medizinischen Lehranstalt zu vermögen, de Dekan er bis an seinen Tod war. Vor allem liebte er die Bota über die er mehrere große Werke herauszugeben sich vornahm. Er le einen botanischen Garten an, und sparte weder Mühe noch Kosten, Materialien zu sammeln. So kaufte er von Kasp. Wolf in Zürich kostbare botanische Bibliothek und die Handschriften Konr. Geßner's 150 Gulden. Es befand sich dabei eine Sammlung von 1500 in H geschnittenen Pflanzen, welche Camerarius zum Theil für seine „Epito utilissima Petri Andrae Matthioli" u. s. w. benutzte. Eine kle Zahl von Abbildungen hat er jedoch hinzugefügt, und zwar von se nen Pflanzen, deren erste Kenntniß man ihm verdankt. Sämmtli Abbildungen sind als die vollkommensten zu betrachten, die in H ausgeführt worden. Camerarius fügte seinem Werke die lateini Uebersetzung von „Calceolarius Reise nach dem Berge Baldo" bei, ren deutsche Uebersetzung (von G. Handsch) unter dem Namen „Kr terbuch" bekannt ist. Von seinen übrigen Werken nennen wir folg de: „Hortus medicus et philosophicus; Syla Hercynica" (ein talog der Pflanzen seines Gartens); „Electa georgica sive Opus la de re rustica" u. s. w. Er st. zu Nürnberg 1598. Noch nenn wir Johann Rudolph Camerarius und dessen Sohn Elias Rudol ferner dessen beide Söhne Elias und Rudolph Jakob, und endlich Letztern Sohn Alexander, welche sich sämmtlich um die Medizin, bes ders aber um die Botanik bedeutende Verdienste erworben haben.

Camerino, 1) Delegation im Kirchenstaate; 18½ QM. groß; 31.200 Einw. 2) Hauptstadt darin; mit 5400 Einw., Erzbisth 19 Klöstern, geringer Universität und Seidenmanufakturen.

Cameronianer (Cameronier, Kirchengesch.), eine Partei unter Presbyterianern in Schottland, welche, unzufrieden mit den willkürlich auf Vertilgung des Presbyterianismus abzielenden Aenderungen Karls und seines schottischen Parlaments in der Kirchenverfassung sich ihren fügsamern Glaubensgenossen 1675 absonderte, bei ihrer alten ki lichen Ordnung beharrte und dem Könige, als einem Meineidigen, Recht auf den Thron absprach. Ermordungen und Hinrichtungen Ihrigen machten sie nur entschlossener, Gewalt mit Gewalt zu vertreib Der Prediger Archibald Cameron, ihr Anführer, nach dem man sie nannte, fiel 1678 in einem Gefecht; doch die Grausamkeit der Re rung gegen sie und die Menge ihrer Blutzeugen bestärkte sie, sich n

entschiedener gegen den katholischen Jakob zu erklären, bis die Folgen des Falls der Stuarts 1690 dem Presbyterianismus die Herrschaft in Schottland wiedergaben. Nun verlor sich die Partei unter den übrigen Presbyterianern, blieb aber, obwohl ungekränkt, noch lange erbittert gegen die zu nachgiebig gewesenen Glaubensgenossen. Noch 1799 mußte ein gegen Verordnungen der Regierung, die ihnen neuen Gewissenszwang drohten, zusammengerotteter Haufen derselben durch die bewaffnete Macht zerstreut werden. Seitdem erlosch ihr Separatismus durch die Toleranz des Hauses Hanover ganz.

Camerti Varino, genannt Phavorinus, auch Vavorinus, nach der Mitte des 15. Jahrh. geboren, hatte das Glück, im Griechischen und Lateinischen von Politian unterrichtet zu werden, der in einem seiner Briefe die Fortschritte dieses Schülers höchlich rühmt. Während seines Aufenthalts in Florenz scheint er dem Dienste der Mediceischen Familie sich ganz gewidmet zu haben. Auch schloß er damals mit Julius von Medici, nachmal. Papste Clemens VII., vertraute Freundschaft, die bis zum Tode dieses Letzteren ununterbrochen fortdauerte. Das erste von Camerti herausgegebene Werk war eine Sammlung von Abhandlungen über griechische Sprachlehre, welche er mit unglaublicher Mühe aus den Ueberbleibseln der Schriften von 34 auf den Titeln benannten alten Sprachforschern gesammelt hatte. Die erste Ausgabe dieses Werks erschien 1496 und wird mit Recht für das schönste Buch gehalten, welches Aldus hat drucken lassen. Spätere Sprachlehrer nennen diese Sammlung mit vielem Lobe und man behauptet, sie habe dem gelehrten Budäus bei seinen Erläuterungen über die griechische Sprache große Dienste geleistet. Camerti, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und in den Orden der Benediktiner getreten war, erhielt 1512 von Leo X., als er noch Cardinal war, die Aufsicht über dessen Bücherſammlung, in welchem Amte er auch nach Leo's Erhebung auf den päpstlichen Stuhl blieb. 1514 gab der Papst dem Camerti das Bisthum Nocera, welchem er mit großem Ruhme über 23 Jahre vorstand. Camerti st. zu Nocera 1537. Zunächst nach dem obengenannten Werke gab Camerti eine lateinische Uebersetzung griechischer Apophthegmen von verschiedenen Verfassern heraus, welche Stobäus gesammelt hatte (Rom 1517, 1519, Krakau 1529). Das größte Werk aber, welches das Andenken des Camerti auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat und immer einen ehrenvollen Platz unter den Beförderern der griechischen Literatur zusichern wird, ist sein griechisches Wörterbuch (Rom 1525, Basel 1538, Venedig 1712).

Camillus (Marcus Furius). In der großen Schlacht, welche die Römer gegen die Volsker und Aequer schlugen, trat der bisher noch unbekannte Furius Camillus ans Licht hervor und gab dem Geschlecht der Furier, durch sein ausgezeichnetes Benehmen, unter den Befehlen des Diktators Posthumius Tubertus, den Glanz, der sich bis auf die spätesten Nachkommen übertrug. Das dankbare Vaterland belohnte ihn mit der Würde eines Censors, ein Amt, welches zu damaliger Zeit in großem Ansehen stand. Als Camillus auf seiner angetretenen ehrenvollen Laufbahn zum 2. Male die Würde eines Obristen bei der Armee erhalten hatte, traf ihn das Loos, gegen die Falisker und Capenaten, welche während der Belagerung von Veji häufig in das römische Gebiet einfielen, zu Felde zu ziehen. Er nöthigte sie, sich mit vielem Verluste zurückzuziehen. Im 10. J. der Belagerung von Veji (s. d.) (404—395 vor

Chr.) ernannte ihn der Senat zum Diktator. Er bahnte sich in dieſe Stadt einen unterirdiſchen Weg und bemeiſterte ſich ſo eines Platzes, der lange der römiſchen Macht getrotzt hatte. Das Volk murrte, als man Camillus, auf einem prächtigen Wagen mit vier weißen Roſſen und das Geſicht geſchminkt, im Triumph einziehen ſah; denn das Eine wie das Andere gebührte nur den Göttern. Aber auf's Höchſte ſtieg die Unzufriedenheit der Bürger, als der Diktator den zehnten Theil der Beute von ihnen zurückforderte, um ein dem Apollo für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu bezahlen. Nach langem Streite kam man überein, dem Gott eine goldene Schale zu weihen, wozu die römiſchen Frauen all ihr Geſchmeide in den öffentlichen Schatz liefern mußten. In dem wiederum entſtehenden Krieg gegen die Falisker erhielt Camillus abermals das Commando der Armee. Er brach in das Gebiet der Falisker ein und belagerte die Stadt Phalerii. Durch ſein edelmüthiges Benehmen bei dem ſchändlichen Verrath des Stadtlehrers von Phalerii, der ſeine Zöglinge dem Camillus überlieferte, auf ſeinen Befehl aber gefeſſelt unter Ruthenſtreichen von den Knaben zurückgeführt wurde, erwarb er ſich die Bewunderung der Bewohner, die alſobald ihre Stadt übergaben. Ihre Abgeordneten an den röm. Senat ſagten: „Die Römer haben uns dadurch, daß ſie die Gerechtigkeit höher achteten, als den Sieg, bewogen, lieber beſiegt als frei zu ſeyn. Wir halten uns nicht ſo ſehr von der Macht überwältigt, als wir geſtehen, von eurer Großmuth überwunden zu ſeyn.“ Der Haß des Volkes wuchs durch dieſe That noch mehr, denn es verlor dadurch die Beute, die es durch die Plünderung der Stadt zu machen gehofft hatte. Camillus ſah die Folgen dieſes Haſſes voraus und verließ daher, ehe noch ein Urtheil über ihn ausgeſprochen war, freiwillig die Stadt und bat die Götter, dem Volke ſeine Ungerechtigkeit recht bald fühlen zu laſſen, damit er Gelegenheit habe, ſeinem Vaterlande durch ſeine Dienſte wiederum nützlich zu werden. Sein Wunſch wurde nur allzubald erfüllt. Brennus (ſ. d.) hatte ſich Roms bemächtigt und ſchickte ſich zur Belagerung des Capitoliums an. Camillus, der in Ardea wohnte, bewog die Einw. der Stadt zum Widerſtande, machte einen Ausfall auf die ſorglos gelagerten Gallier und ſchlug ſie. Die Römer, welche nach der Niederlage am Allia ſich nach Veji zurückgezogen hatten, trugen dem Camillus an, ihr Feldherr zu werden, er aber lehnte es unter dem Vorwande ab, das Anerbieten nicht ohne Beſtätigung des Senats auf dem Capitolium annehmen zu können. Durch den entſchloſſenen Pontius Cominius, der ſich durch die Feinde hindurch aufs Capitolium geſchlichen hatte, erhielt Camillus die Genehmigung des Senats und zugleich die Würde eines Diktators. Er ſah ſich bald an der Spitze eines Heers von 40.000 Mann, mit dem er zum Entſatz des Capitols herbeieilte, das im Begriff war, ſich um tauſend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Schon lag das zu ihrer Loskaufung beſtimmte Gold auf der Wagſchale, als plötzlich Camillus mit ſeinem Heere erſchien und die Unterhandlungen abbrach, indem er ſagte: „Die Römer pflegen ihr Vaterland nicht mit Gold, ſondern mit Eiſen zu erhalten“, und erklärte den Frieden mit Brennus für ungültig, worauf dieſer zu den Waffen griff. Das Gefecht wurde allgemein, von beiden Seiten fielen Opfer; endlich zog Brennus ſich, da er einſah, daß er gegen Camillus nichts ausrichten würde, bis an den gabiniſchen Weg zurück. Camillus ereilte die Gallier mit ſeiner wohlgeordneten Armee, ſchlug ſie in einer

hartnäckigen Schlacht und bemächtigte sich ihres Lagers. So wurde Rom, nachdem es 7 Monate in der Gewalt der Feinde gewesen war, durch die Klugheit und Tapferkeit des Camillus gerettet. Camillus hielt einen glänzenden Triumph, als Erretter des Vaterlandes, denn er hatte Rom nach Rom zurückgebracht. Die Einwohner der Stadt, die mit ihren Weibern und Kindern sie verlassen hatten, folgten seinem Triumphwagen nach, und diejenigen, die auf dem Capitolium belagert worden und beinahe vor Hunger umgekommen waren, gingen den Ankommenden entgegen, umarmten sie und weinten vor Freude über die unglaubliche Begebenheit. Die Priester und Tempelhüter brachten die Heiligthümer, die sie entweder bei ihrer Flucht vergraben oder mit sich weggenommen hatten, wieder gerettet hervor und zeigten ihren Mitbürgern, die sie mit Freuden empfingen, den erwünschten Anblick. Es schien als wären die Götter selbst wieder nach Rom zurückgekommen. Bei dem Wiederaufbau Roms warf das Volk abermals seinen Haß auf Camillus, da es lieber nach der Stadt Veji gezogen wäre, als daß es aus den Ruinen mit großer Mühe neue Gebäude aufführen sollte. Noch standen die Römer in voller Arbeit, Rom aus den Trümmern wieder aufstehen zu lassen, als sie abermals in einen Krieg verwickelt wurden. Die Aequer, Volsker, Etrusker und selbst die Lateiner verbanden sich unter einander. Camillus, zum dritten Male zum Diktator ernannt, bewaffnete Alles und kam den von den Feinden eingeschlossenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er steckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute seinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptstadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker und zwang die Tuskier zum Rückzuge. Er triumphirte zum dritten Mal, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was sie früher zur Erfüllung seines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach so großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatstand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von seinen Collegen den Oberbefehl und nahm strenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eifersucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei seiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in Kurzem Reue zu empfinden. Man beschloß, die Pränestiner, Bundesgenossen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte ungeachtet seines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es schien nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, sein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er diesen eine Schlacht liefern und beschränkte sich auf die Führung eines Rückhalts. Seine Erscheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von diesem rühmlich unterstützt, einen vollständigen Sieg. Die Bewohner von Tuskulum, gegen die er sofort aufbrach, unterwarfen sich ohne Widerstand und erlangten so Roms verscherzte Freundschaft wieder. Bei den Unruhen und Empörungen des Volks, durch Licinius Stolo angezettelt, wählte man den Camillus zum vierten Male zum Diktator. Er unterdrückte die Unruhen und wandte durch sein kluges Benehmen viele Uebel ab, legte aber späterhin, als er einsah, daß sein Bemühen fruchtlos seyn würde, ferner so zu wirken, wie er es wünschte, die Diktatur nieder. Allein als die abermalige Annäherung der Gallier die Empörung gedämpft und das Volk in Schrecken gesetzt hatte, wählte man den Camillus zum fünften Mal zum Dik-

tator. Ungeachtet seines 85jährigen Alters lehnte er dießmal die Diktatur nicht ab, sondern ließ vielmehr sogleich die Truppen zusammenziehen und wählte eine zweckmäßige Bewaffnung, die seine Krieger vor den Schwertern der Gallier schützen sollte. Am Flusse Anio trafen die Armeen zusammen und Camillus lieferte seine letzte, aber nicht minder glückliche und glänzende Schlacht. Die Einnahme der Stadt Veliträ verrichtete er in diesem Feldzug als eine Nebensache, indem dieselbe sich ohne Schwertstreich ergab. Seine kriegerische Laufbahn hatte er mit diesem Feldzuge beendet, allein der schwerste politische Streit, den er wider das Volk zu führen hatte, war noch übrig. Dieses erneuerte nämlich sein Verlangen, daß bei der Wahl der Consuln einer aus dem Volke gewählt werden sollte. Der Senat gab daher nicht zu, daß Camillus, dessen Ansehn ihn schützen sollte, die Diktatur niederlegen dürfte. Da Camillus bei diesen Streitigkeiten häufig selbst in Gefahr kam, so nahm er sich der Sache um so thätiger an und that das Gelübde, nach glücklich gestilltem Aufruhr der Göttin Concordia einen Tempel zu erbauen. Die Streitigkeiten wurden beigelegt, der Wunsch des Volks erfüllt und der Diktator Camillus zur Verkündigung desselben gewählt. Freudengeschrei und Händeklatschen des Volks waren die Lorbeeren für seine Bemühung bei dieser Sache. Der Tempel der Concordia stand aufgerichtet da, als Camillus sein thatenreiches Leben in einem sehr hohen Alter, durch die Folgen der damals in Rom wüthenden Pest, von seinen Mitbürgern beweint, 365 v. Chr. endete.

Camisarden, s. Sevennenkrieg.

Camoens, auch Camoes (Luis de), der unsterbliche Sänger der Lusiade, Portugals berühmtester Dichter, wurde zu Lissabon 1524 geb. Seine Eltern waren von altem Adel und konnten ihrem Sohne eine Erziehung geben lassen, die ihm den Eintritt in die Laufbahn der militärischen und bürgerlichen Ehre öffnete. Sein Vater war See-Capitain und verlor in einem Schiffbruche an der indischen Küste das Leben. Luis besuchte die Universität Coimbra und erwarb sich besonders eine Menge historischer und mythologischer Kenntnisse. Einige seiner Elegien und Sonette, die auf die Nachwelt gekommen sind, scheinen in jener Periode entstanden zu seyn, aber ihm doch nicht die Freundschaft des Ferreira und andrer vorzüglichen Köpfe erworben zu haben, die um dieselbe Zeit in Coimbra studirten. Von der Universität kehrte Camoens nach Lissabon zurück. Er erregte hier bald durch sein unvorsichtiges Betragen in den Herzensangelegenheiten, die ihn damals, wie es scheint, nächst der Poesie vorzüglich beschäftigten, vieles Aufsehen. Die Dame, welcher er damals huldigte, war Katharina de Attayde, ein Hoffräulein. Um ihretwillen wurde er aus Lissabon verwiesen. Mit diesem Ereigniß fängt der zweite Theil der Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes an. Camoens war jetzt, im Alter der kühnsten Ansprüche und des flammenden Enthusiasmus, von der Hoffnung, sein Glück auf dem gewöhnlichen Wege zu machen, fürs Erste ganz abgeschnitten. Eine Zeitlang hielt er sich ruhig zu Santaram in der Nähe von Lissabon auf und machte Verse, die das Andenken an den nahen Gegenstand seiner Liebe immer tiefer einprägten. In einer Laune, die bei einer solchen Empfindungsart nicht ungewöhnlich ist, ließ sich Camoens von seinem Patriotismus, seinem Heldengefühl und auch wohl von seinem Verdrusse hinreißen, seinen ganzen Lebensplan zu ändern. Er wurde Sol-

dat und diente als Freiwilliger auf der portugiesischen Flotte im mittelländischen Meere gegen die Marokkaner. Held und Dichter zugleich zu seyn, wurde sein Stolz. In diesem Kriege hatte er die Freude, gegen die Marokkaner vor Ceuta an der Seite seines Vaters zu fechten. In diesem Kampfe, in welchem er sich vorzüglich auszeichnete, verlor er sein rechtes Auge. Jetzt glaubte er als Held die Belohnung erwarten zu dürfen, auf die er als Dichter nicht rechnen sollte. Er kehrte nach Lissabon zurück; aber Niemand bei Hofe interessirte sich thätig für ihn. Alle seine Bemühungen, ein rechtliches Auskommen zu finden, schlugen fehl; und er stand schon an der Grenze des männlichen Alters. Mißmuthiger, aber auch stolzer als vorher, klagte er nun sein Vaterland laut der Undankbarkeit an, während doch, wie seine Gedichte beweisen, sein Herz von Vaterlandsliebe glühte. Auf immer diesem Lande, an welchem sein Herz noch überdieß fortwährend mit den Banden einer andern Leidenschaft hing, den Rücken zuzukehren, schiffte er sich auf gutes Glück 1553 nach Ostindien ein. Das undankbare Vaterland, sagte er mit dem Ausrufe das Scipio, solle seine Gebeine nicht besitzen. Von dieser Zeit an war das Leben des Camoens nur eine Kette von Abenteuern und Widerwärtigkeiten. Das Geschwader, mit welchem er nach Indien absegelte, bestand aus 4 Schiffen. Drei derselben gingen im Sturm zu Grunde; aber Camoens kam auf dem 4. im Hafen von Goa an. Da sich hier kein Amt für ihn fand, mußte er sich entschließen, von Goa aus eine Expedition wieder als Freiwilliger in einem Truppencorps mitzumachen, welches der portugiesische Vicekönig von Indien einem indischen Fürsten zu Hülfe sandte. Da sah er in einer ungesunden Gegend einen Theil der portugiesischen Mannschaft binnen wenigen Tagen als Opfer des Klima's hinsinken; aber er selbst kehrte glücklich, nachdem die Expedition ihren Zweck erreicht hatte, nach Goa zurück. Es blieb ihm nun Nichts übrig, als sich bald darauf wieder von dort aus zu einem Feldzuge nach dem rothen Meere gegen die arabischen Seeräuber einzuschiffen. Auf der Insel Ormus, wo er überwinterte, hatte er wieder mehr Muße, zu phantasiren und zu dichten. Alles, was er Merkwürdiges sah und hörte, nahm eine poetische Form in seiner Seele an, und die Flamme seines Patriotismus brannte immer heller, je bekannter er selbst mit dem Schauplatz der portugiesischen Thaten in Indien wurde. Aber auch zu satyrischen Spielen des Geistes fühlte er sich hingerissen durch Manches, was er dort sah und hörte. Noch hatte die Regierung in Goa eigentlich Nichts für ihn gethan. Anstatt ihr deßhalb zu schmeicheln, spottete er derselben und ward vom Vicekönig zur Strafe ins Exil nach der chinesischen Insel Makao geschickt, wo man ihm das Amt eines Sterbevogts verlieh, um leben zu können. Dort arbeitete er immer, so viel es die Umstände erlaubten, in diesem Berufe an seinem Heldengedichte (der Lusiade) fort, sich in der Phantasienwelt für die Rolle entschädigend, die er als Sterbevogt spielen mußte. Endlich erhielt er die Erlaubniß, nach Goa zurückzukehren. Aber auf dieser Rückreise litt er Schiffbruch und kaum rettete er sein Leben und sein vom Seewasser durchnäßtes Gedicht. Camoens wurde in Goa bei seiner Rückkehr freundlich genug aufgenommen, aber es erschien ein neuer Vicekönig, der sogleich den Feinden des Dichters Gehör gab, als diese ihn öffentlich einer treulosen Verwaltung des Amts beschuldigten, das er in Makao bekleidet hatte. Er mußte in ein Gefängniß wandern

und von hieraus seine Rechtfertigung führen. Indessen erhielt er durch ein Gedicht an den Vice-König seine Freiheit wieder. Jetzt sehnte er sich nach Europa zurück. Aber da er kein Geld hatte, die Reisekosten zu bestreiten, traten mehrere liberale Männer zusammen, die nöthige Summe herbeizuschaffen. Wohlbehalten, aber bettelarm, kam Camoens aus dem reichen Indien 1569, nach einer Abwesenheit von beinahe 16 Jahren, im Hafen von Lissabon wieder an. Der dritte Theil der Lebensgeschichte dieses vom Schicksale herumgeschleuderten Dichters ist der traurigste. Lissabon wurde, als er es wieder erreichte, von einer verheerenden Pest heimgesucht. Niemand hatte Zeit, in dieser Noth auf poetische Verdienste zu achten; und die letzte Hoffnung des Camoens ruhte auf seinem Gedichte, dem einzigen Schatze, den er aus Indien mitgebracht hatte. Auch bei Hofe hatte sich indessen Vieles verändert. Der junge König Sebastian ging schon mit dem Plane zu seinem unglücklichen Feldzuge gegen Marokko um. Camoens, der in dergleichen Plane leicht hineinging, eignete sein Gedicht mit desto mehr Feuer dem König zu. Die Zueignung wurde gnädig aufgenommen, aber durch eine so kümmerliche Pension erwiedert, daß die Dürftigkeit des Dichters nur noch drückender für ihn wurde. Er sollte die Ehre haben, den Hof überall begleiten zu dürfen, und er hatte kaum Brot, sein Leben zu fristen. Da soll ein treuer Sklav, der ihn aus Anhänglichkeit nach Europa begleitet hatte, bei Nacht für ihn gebettelt haben, damit sich der Dichter, dessen Name nun schon in ganz Portugal und Spanien berühmt war, bei Tage anständig im Publikum zeigen konnte. Der letzte Schlag, der das patriotische Herz des Camoens traf, war der Ausgang des Feldzuges, den sein König gegen Marokko unternommen hatte. Nun erlag auch der bis dahin robuste Körper des edlen Dichters dem Elend und dem Kummer, und die letzte seiner Hoffnungen war dahin. Versunken in seinen Schmerzen, zog er sich ganz von der Welt zurück. Einige Mönche sollen sein letzter Umgang gewesen seyn. Wenn ein Brief, den er damals geschrieben haben soll, echt ist, so hielt er selbst kurz vor seinem Tode sein Unglück für unerhört. Er nannte es eine Art von Unverschämtheit, dem Schicksale widerstehen zu wollen, wenn es so viele Leiden noch zuletzt in den engen Raum eines Krankenbettes zusammenpresse. In einem Hospitale soll er sein Leben beschlossen haben. Er st. 1579, dem 55. seines Alters; erst 16 Jahre nach seinem Tode ward die Stelle, wo sein Ueberrest ruht, von einem seiner Verehrer durch ein Denkmal bezeichnet. In demselben Jahre gab der gelehrte Rodriguez Lobo Zurupita die erste Sammlung der bis dahin zerstreuten Gedichte des Camoens heraus. Camoens Leben ist ein wesentlicher Theil der Geschichte der portugiesischen Poesie. So hat, nach Dante, kein Dichter vom ersten Range sein innigstes Gefühl zugleich mit Allem, was er selbst Merkwürdiges sah und hörte, in seinen Werken niedergelegt. Camoens ist einer der größten Dichter aller Jahrhunderte; und wenn es der Ausländer beim ersten Anblick etwas seltsam findet, daß dieser Dichter in der portugiesischen Literatur mit dem bleibenden Beinamen, wie sonst nur in der Weltgeschichte einige Könige, der Große heißt, so erkennt doch der Weltbürger gern in der unbedingten Huldigung, die dem Namen dieses Mannes, nachdem er selbst im Elende verschmachtet war, in seinem Vaterlande zu Theil wurde, das allgemeine Bestreben, wieder gut zu machen, was die Mitwelt gegen ihn verschuldet zu haben schien. Camoens wollte für die Portugiesen werden, was Homer für die Griechen war, der erste und zu-

gleich der nationalste Dichter; er ist der erste neuere Dichter, dem ein ernsthaftes Epos nicht mißlang. Aber er war, mit allem seinem Streben nach klassischer Vollendung, Portugiese im Geiste seiner Zeit; das Schönste in seinen Gedichten, besonders in seiner Lusiade, hält die Probe der strengsten Kritik nach dem Maßstabe der wahrhaftesten Poesie und der klassischen Vortrefflichkeit. Camoens machte Versuche in allen Gattungen der Poesie, von denen er eine bestimmte Idee hatte. Aber seine Lusiade ragt so hoch unter seinen übrigen Werken hervor und trägt dabei den eigenthümlichen Charakter der Poesie dieses Dichters in so kräftigen und mannigfaltigen Zügen, daß man alle kleinern Gedichte desselben als Seitensprossen ansehen kann, die aus den Wurzeln jenes Stammes erwuchsen. Camoens hat im Gebiete der epischen Poesie eine ganz neue Bahn gebrochen. Nur den Styl seines Gedichts bildete er größtentheils nach antiken Mustern und die Diktion in eleganten Stanzen nach den Italienern; aber die epische Idee seines Werks ist ihm ganz eigen; und eine solche Art von Composition, wie diesem Gedichte zum Grunde liegt, war etwas ganz Neues in der poetischen Literatur. Vasco da Gama's (s. d.) Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieser noch nie zuvor versuchten Seefahrt, ist der Gegenstand seiner „Lusiade". Am bekanntesten sind aus derselben die Episode der Ines de Castro und die Erscheinung Adamastro's, der, kraft seiner Herrschaft über die Stürme, Gama's Reise aufhalten will, als er im Begriff ist, das Cap zu umschiffen. Im damaligen Zeitgeschmack verband in seinem Gedicht der „Lusiade" Camoens die Erzählungen der portugiesischen Geschichte mit dem Glanze der Dichtkunst und das Christenthum mit der Fabel der Mythologie. Er gefiel sich, den Ursprung der Portugiesen von den Römern abzuleiten, für deren Stammältern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bacchus die erste Eroberung Indiens zuschreibt, war es natürlich, diesen als eifersüchtig auf die Unternehmung der Portugiesen darzustellen. Hat indeß diese Nachahmung der Werke des klassischen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, so besteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemälde Abbruch geschah, die man in einem Werke zu suchen berechtigt ist, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beschrieben werden. Die Versifikation der „Lusiade" hat etwas so Reizendes und Prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, sondern auch das Volk von dem Zauber derselben entzückt ist und die herrlichen Stanzen auswendig lernt und singt. Das allgemeine Interesse des Gedichts besteht vorzüglich in dem patriotischen Gefühle, von welchem es durchdrungen ist. Der Nationalruhm der Portugiesen erscheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann; und so mußten es natürlich Camoens Landsleute noch mehr bewundern als Ausländer. Einige Kritiker sprechen der „Lusiade" ein kräftigeres und reineres historisches Colorit als Tasso's „Befreitem Jerusalem" zu. Die übrigen poetischen Werke des Camoens schienen in den Augen des Dichters selbst neben der „Lusiade", an der ihm Alles lag, nur ein beiläufiger Erguß seines Gefühls und seines Darstellungsbedürfnisses gewesen zu seyn. Besonders fruchtbar war die Phantasie dieses Dichters an Sonetten. Die meisten sind Sonette der Liebe, sehr ungleich an Werth, einige voll Zartheit und Grazie und mit klassischer Korrektheit ausgebildet, andere stürmisch und abenteuerlich oder voll ermüdender Bilder des Kampfs der Leidenschaft mit der Vernunft. Aus seinen Canzonen kann

man besonders sehen, wie Camoens in das Innere der Petrarchischen Poesie eingedrungen ist. Auch hat die Sprache in diesen Canzonen die höchste Eleganz und die weiche Harmonie der italien. Silbenmaße ist vollkommen erreicht. Seine Oden unterscheiden sich von den Canzonen im Wesentlichen wenig, ob sie sich gleich, nach der Absicht des Dichters, wie es scheint, dem antiken Styl mehr nähern sollen. Auf die Oden folgen einige Sertinen, deren erkünstelte Schönheit ihm nicht mißlungen ist. Aber eine ernstere Aufmerksamkeit verdienen seine Elegien. Hier erblickt man die schwärmerische Seele des immer unglücklichen Mannes fast ohne Schleier. Sie drücken die Empfindungen aus, die ihn auf seinen Reisen und Abenteuern in Ostindien begleiteten. Das allgemeine Loos der Menschheit, das er, auch abgesehen von seinen persönlichen Verhältnissen, tief und immer poetisch empfand, schwebte ihm besonders in Ostindien vor Augen und in seinen Elegien ließ er sein Gefühl ganz ausströmen. Aus ihnen lernt man den Dichter als Menschen mehr noch, als aus seinen übrigen Werken, bedauern und lieben. Seine Eklogen sind mit vorzüglichem Fleiße gefeilt. Von allen diesen Werken, in denen Camoens den italien. Styl und die italien. Silbenmaße zum Muster genommen, hat man diejenigen abgesondert, die er im verfeinerten Nationalstyl ausführte und in Redondilien versifizirt; sie sind sehr berühmt und ihres Ruhmes vollkommen werth; er sang sie aus den innersten Tiefen seiner Seele in Ostindien, als er auf der Rückkehr von Makao nach Goa kaum dem Tode entronnen war. Mit demselben Nationalsinn, der dem patriotischen Camoens nicht erlaubte, die alten Formen der portugiesischen Liederpoesie zu verstoßen, schrieb dieser Alles versuchende Dichter auch einige Schauspiele, die sich erhalten haben. Sie gehören noch mehr dem Zeitalter des Camoens, als ihm selbst, an. Wenn sie aber auch nur zum letzten Beweise der poetischen Gewandtheit dieses bildsamen Geistes dienten, der sein ganzes Zeitalter in sich aufnahm, soweit er es sich als portugiesischer Nationaldichter aneignen konnte, würden sie schon deßwegen merkwürdig bleiben. Die vorzüglichste Ausg. der „Lusiade": „Os Lusiadas etc." gab José Maria Souza-Botelho (Paris 1807 bei Didot, kl. Fol.) heraus. Die beste franz. Uebersetzung mit Anm. ist: „Les Lusiades, ou les Portugais etc.", von J. B. F. Millié (Paris 1825, 2 Bde.), die beste deutsche von Kuhn und Winkler (Leipzig 1807). — Eine Biographie des Camoens findet man in den „Halleschen Biogr." (8. Bd., 3. St.); sehr schätzbar aber sind John Adamson's „Memoirs of the life and writings of L. de Camoens" (London 1820, 2 Thle.), wovon der 2. Bd. eine Kritik seiner Werke enthält. S. auch den Art. d. Fr. Staël über ihn in der „Biogr. univers." (6. Bd.).

Campagna di Roma, der Landstrich Italiens, welcher den größten Theil des alten Latiums umfaßt, im Osten ans mittelländische Meer, im N. an Sabina und Toskana, im W. und O. an Neapel grenzt, 30 deutsche Meilen lang und 15 breit ist. Im engern Sinne versteht man aber darunter die wellenförmige wüste Ebene von Viterbo bis Terracina, und von den letzten Vorgebirgen des Apennin bis ans Meer (10 M. lang, 2—4 M. breit), in deren Mitte Rom liegt. Einst zu den Zeiten der alten Römer ein lachendes Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit gewährend, wo Saatfelder, Haine, Städte, Villen, zahlreiche Monumente reizend miteinander wechselten, und nach den Versicherungen eines Strabo, Varro und Plinius die gesundeste Luft herrschte

— einige sumpfige Landstriche an den Küsten ausgenommen — ist sie jetzt eine beinahe ganz menschenleere verpestete Einöde, die im Sommer nur mit Gefahr der Gesundheit bewohnt werden kann. Der Boden dieser Gegend ist fast durchaus vulkanisch und hat nur wenig Erhöhungen. Die höchsten Spitzen der Campagna sind 3 Meilen südlich Roms die albaner Berge, worunter der waldbewachsene Monte Cavo der höchste. Auf seinem Gipfel prangt herrlich ein Passionistenkloster. Ihn umgibt eine Kette niedriger Berge und Hügel, auf denen die Orte Colonna, Frascati, Castel Gandolfo, Albano ꝛc. sind. Einsam stehend erhebt sich 4 Meilen nordöstlich Roms der ansehnliche Soracte, jetzt S.-Oreste, und ½ Stunde von Rom nördlich der Monte Marino, mit der schönen Villa Millini, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Hauptstadt der Welt und ihre Umgebungen genießt. Alle diese Berge und Hügel sind voll Grotten und Höhlen, die Hirten und Räubern als Zufluchtsörter dienen. Unter den Seen der Campagna, welche alle ehemals Krater von Vulkanen waren, sind: Regillus, Nemi Solfatara, der aus Schwefelquellen sich bildet, und woraus der Fluß Albula, dessen Wasser von den Alten als vorzüglich heilkräftig geschätzt wurde, in den Anio fließt. Der albanische See ist ein Wunder der Natur und der Kunst der alten Zeit. (Vgl. *Albano*). Der Boden der Campagna ist trocken aber fruchtbar, besonders an feuchten Stellen. Indeß wird der Anbau fast gänzlich vernachlässigt; nur in Jahren der Fruchtheuerung benutzt man einen kleinen Theil des Landes zum Waizenbau. Der Boden wird im Herbste gepflügt; Lohnarbeiter aus der Nähe und Ferne besorgen die Ernte und dreschen auf dem Felde die Frucht aus, welche dann aus den großen Magazinen der Gutshöfe nach Rom oder Ostia zu weitern Ausfuhr geschafft wird. Die Stoppeln bleiben 2—3 Fuß hoch stehen und werden dann abgebrannt, wornach man auf dem Felde eine große Menge verbrannter Schlangen und andere Thiere, die dem Feuer zu entfliehen suchten, auf den staubigen Landstraßen getödtet findet. Die Arbeiter sind so unvorsichtig, daß sie unter den wenigen Bäumen oder ganz im Freien schlafen; und erkranken sie nach einigen feuchten und kalten Nächten am Fieber, so gibt ihnen den Gutsverwalter den verdienten Lohn und ein Brot, womit sie in ihre Berge zurückwandern, wenn sie der Tod nicht früher ereilt. Je jünger die Arbeiter sind, desto eher ergreift sie das Fieber. Dörfer und Flecken gibt es in der Campagna nicht; hie und da trifft man einzelne jämmerliche Hütten, an die Trümmer irgend eines alten Thurmes oder Tempels gelehnt und aus den Bruchstücken dieser alten Gebäude zusammengestoppelt, die man dort Casali nennt. Außerdem zeigen sich in der Campagna noch unzählige Ruinen von Tempeln, Rennbahnen, Grabmalen, vorzüglich auf der Via Appia, und die langen Reihen zerstörter oder noch erhaltener Wasserleitungen, deren Bogenpfeiler Epheu und anderes Gesträuch malerisch umrankt. Im Winter weiden Schafheerden in diesen Einöden; während des Sommers werden sie auf die Apenninen getrieben; wilde Rinderheerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der Campagna. Die Hirten derselben werden auch bald ein Raub des Todes, oder verfallen in ein Siechthum, welches allmählig ihrem elenden Leben ein Ende macht. Das Ansehen der Hirten läßt den staunenden Wanderer eher an die Steppen der Tartarei als an die Nähe Roms denken. Es begegnet oft genug, daß man Schäfer, ganz in Felle gekleidet, mit blutigen Händen aus einer der unzähligen

Höhlen treten sieht, worin sie eben ein Lamm geschlachtet haben. Die Rinderhirten sind beritten und mit großen Lanzen bewaffnet, womit sie ihre wilden Thiere sehr geschickt im Zaume zu halten wissen. Uebrigens verräth sich die Ungesundheit weder durch Nebel noch durch eine stinkende Atmosphäre, die Luft scheint vielmehr rein und der Horizont von reiner Bläue. Baumpflanzungen würden, wenn sie im Großen betrieben würden, das Uebel mildern, wie der See von Bolsena mit seinen Wäldern beweiset; aber jene großen Flächen haben wenige Grundeigenthümer, die an Baumpflanzungen und Kolonisirung wenig denken, und die große Ebene — wie oben bereits gesagt — selten zu Getreide, gemeiniglich aber zur Viehweide benutzen. Die Baumpflanzungen der franz. Regierung, als sie den Kirchenstaat einverleibt hatte, waren Spielerei. Seit der Periode der Völkerwanderung verschwand in dieser vordem so kultivirten Gegend die kleine Landwirthschaft und die Spatenkultur, die Cato Major so hoch stellte, und je mehr das große Eigenthum in der Campagna im Besitz der geistl. Korporationen und Familienfideikommisse zunahm, je ungesunder wurde das alte Römergebiet. Geruch und Dämpfe verrathen jetzt die überall hervorbrechenden Schwefelquellen, die stehende Sumpflöcher bilden. Diese Luft (aria cattiva) rührt aber nicht allein von dem Sumpfwasser, noch von der Nacktheit des Bodens her; denn sie ist auf den Bergen nicht minder gefährlich, als in der Tiefe der Wälder. Das Uebel hat wahrscheinlich in der durch einen verborgenen Gang der Natur entwickelten chemischen Beschaffenheit des Bodens seinen Ursprung. Schon jetzt sind mehrere Gegenden Roms wegen der üblen Luft berüchtigt, und das Uebel scheint nach den unverwerflichsten Zeugnissen sich von Jahr zu Jahr mehr auszubreiten, so das Straßen und Gegenden der Stadt, welche bei Menschengedenken noch völlig gesund waren, jetzt schon zu den verlassenen gehören. Die größte Gefahr ist übrigens nur in den Monaten vom Julius bis Okt. vorhanden. So schreitet das Verderben immer weiter, und es ist, wenn kein Verbesserungsmittel der ungesunden Luft, oder kein neuer Vulkan die Reinigung der Atmosphäre durch Eruptionen übernimmt, höchst wahrscheinlich, daß eben jene Luft, in deren süßen Schmeichelwehen Niemand Verrath und Tücke ahnen sollte, nach einigen Jahrh. sich in den vollen Besitz der 7 Hügel setzen, Rom aus Rom verdrängen, und also ganz Mittelitalien jenseit des Appennin eine zur Viehweide im Winter brauchbare Steppe und im Sommer ganz unbewohnbar bleiben wird. Die an die Campagna südöstl. grenzenden Pontinischen Sümpfe (s. d.) haben aber ganz andere Ursachen ihrer Ungesundheit, die von der niedrigen Lage und schlechten Abwässerung, indeß die geringe Bevölkerung Folge der Unsicherheit vor Räubern in Wohnungen außer den Städten seyn mag.

Campagnola (Domenico), Maler des 16. Jahrh.; lebte zu Venedig und war Schüler von Titian, den er so gut nachahmte, daß beider Arbeiten oft verwechselt werden.

Campan, Marktflecken im Bezirk Bagneres, Dep. der obern Pyrenäen (Frankreich), hat 3700 Einw., welche Etamines, Crepons u. dgl. fertigen; liegt im schönen und fruchtbaren Campanerthale, durch welches sich der hier entspringende Adour schlängelnd hinzieht.

Campan (Jeanne Louise Henriette), geb. Genet zu Paris 1752, Vorleserin der Töchter Ludwigs XV., gewann die Zuneigung der Gemahlin des Danphins, der nachmaligen Königin Maria Antoinette, welche

sie mit dem Sohne ihres geh. Sekretärs, Hrn. Campan, verheirathete, und sie zu ihrer ersten Kammerfrau ernannte. Mad. Campan gab ihrer Beschützerin Beweise von Treue und Anhänglichkeit und wollte ihr nach dem 10. Aug. 1792 in den Tempel folgen, was aber Petion nicht gestattete. Nach Robespierre's Sturz errichtete Mad. Campan eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu St.-Germain, die bald einen ausgebreiteten Ruf erhielt. Daher ernannte Napoleon sie zur Vorsteherin der von ihm gegründeten Anstalt für Töchter der Offiziere der Ehrenlegion zu Ecouen, welche sie einrichtete und 7 Jahre lang verwaltete. Nach der Restauration bob Ludwig XVIII. diese Anstalt auf. Mad. Campan verlor ihre Stelle. Ihr einziger Sohn st. 1821 an den Folgen erlittener Mißhandlungen, weil er ein Verwandter des Marschalls Ney war. Mad. Campan st. zu Mantes 16. Mai 1822. Von ihren „Memoiren über das Privatleben der Königin Maria Antoinette, nebst Erinnerungen an die Zeiten Ludwigs XIV., XV. u. XVI.", 4 Bde. (ins Deutsche übersetzt 1824), erschien (Paris 1823) die 5. Aufl. Sie enthalten zum Verständniß der franz. Revolution anziehende Beiträge. Auch ihr „Journal anecdotique" (Par. 1824) ist reich an pikanten Zügen von Napoleon, Alexander I. u. A.

Campana (Pedro), geb. zu Brüssel 1530, legte sich daselbst auf die Malerei und folgte Dürers Kunstgeschmack. Er ging hierauf nach Rom, malte aber auf seiner Durchreise 1550 zu Bologna einen Triumphbogen zur Krönung Karls V. Seine Hauptwerke sind zu Sevilla. Er besaß eine richtige Zeichnung, gründliche anatomische Kenntnisse und ein kräftiges Helldunkel. In den Gestalten und Zügen seiner Figuren schimmert aber noch etwas von der Manier der alten florentinischen Schule durch. Seine Bildnißmalereien sind ebenfalls vortrefflich und schön drappirt; vorzüglich wußte er weiße Gewänder geschickt zu malen. Er war schon 1548 in Sevilla, ging aber in seinem hohen Alter in sein Vaterland zurück und st. 1580.

Campanella (Thomas), eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Philosophie, zu Stilo in Calabrien 1568 geboren, zeigte frühe eine lebhafte Einbildungskraft und ein seltenes Gedächtniß, so daß er, kaum 12 J. alt, schon als Dichter und Redner sich auszeichnete. Von seinen Eltern der Rechtswissenschaft bestimmt, entsagte er diesem Studium und trat aus Frömmigkeit und als Bewunderer Alberts des Großen und Thomas von Aquino's in den Dominikaner-Orden. Auf den Schulen zu Neapel und Cosenza machte er in dem Studium der Aristotelischen Philosophie reißende Fortschritte, fühlte sich aber von der Theologie weniger angezogen. Nachdem ihm durch sein eignes Nachdenken und die Angriffe des berühmten *Telesius* (s. d.) die peripatetische Philosophie war verdächtig worden, machte er sich von der sklavischen Anhänglichkeit derselben frei, suchte in den übrigen Systemen der Alten Befriedigung, und als er diese nicht fand, auf seinem eigenen Wege Philosophie. Da seine Schriften gegen die Aristoteliker ihm viele Feinde zuzogen, verließ er Neapel 1592, sich bis 1598 abwechselnd in Rom, Florenz, Padua, Venedig, Bologna und andern Städten Italiens aufhaltend, und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück. Wegen Prophezeihung einer Staatsveränderung Neapels auf das J. 1600 aus dem Stande der Gestirne, und daß er für seine Person Muth besitze, das unterdrückte Reich in eine Republik zu verwandeln, es der Tyrannei des Königs von Spanien zu entreißen und die Fahne der Freiheit aufzupflanzen, kam er in Verbin-

dung vieler Mißvergnügten und sogar in Verdacht eines heimlichen Einverständnisses mit der ottomanischen Pforte; die Verschwörung wurde aber 1599 von der span. Regierung entdeckt und Campanella als das Haupt derselben verhaftet. Die grausamsten Foltern konnten ihm zwar kein Geständniß abgewinnen, aber der Neid vieler Gelehrten und der Argwohn der Regierung bewirkte, daß er 27 Jahre schmachtete in verschiedenen Schlössern Neapels. Während dieser Zeit schrieb er mehrere philosophische Werke und schöne latein. Gedichte, welche der weimar. Hofrath Tob. Adami, der ihn im Kerker besucht und seine Freundschaft gewonnen hatte, Frankf. a. M. 1622, 4. herausgab. Dichtend in seiner Philosophie, philosophirt er in diesen Gedichten, und dieß aber mit so viel wahrhaft poetischer Kraft, daß die erwähnte Sammlung, aus der Herder (Adrastea) anziehende Proben mitgetheilt hat, vorzügliche Beachtung verdient. Auch schrieb er Mehreres über den Streit Papst Paul V. mit der Republik Venedig, worin er das Verfahren des Papstes zu rechtfertigen suchte. Von seinen vielen Schriften aus dieser Zeit ist noch merkwürdig seine schwulstig geschriebene: „Atheismus triumphatus", worin er, der Platonische Philosoph, die christl. Offenbarung und den Katholizismus gegen die Häretiker und und Ungläubigen zu vertheidigen sucht. Indeß bewegte des Campanella Schicksal Viele zum Mitleiden, welche ihn als Anhänger der Platonischen Philosophie, die damals viele Bewunderer fand, für einen wichtigen Mann hielten; besonders bemüheten sich die reichen Fugger in Augsburg mehrmalen beim span. Hofe um seine Befreiung, welche schon 1608 der Papst Paul V., aber vergebens nachgesucht hatte. Endlich gelang sie 1626 Urban VIII., der sich anbot, ihn als einen Ketzer zu richten. Campanella ward vom Papst nur zum Scheine der römischen Inquisition ausgeliefert, wurde aber 1629 mit einer päpstl. Pension ganz frei gelassen, welches den spanischen Hof sehr aufbrachte. Urban VIII. gestattete ihm außerdem noch freien Zutritt in seinen Pallast und schenkte ihm seine besondere Huld. Die Freundschaft, mit welcher der franz. Gesandte in Rom, Graf v. Noailles, den Campanella beehrte, erweckte am span. Hofe neue Besorgnisse wegen unserem Philosophen, der es gerathen fand, um den Nachstellungen der Spanier zu entgehen, nach Frankreich zu flüchten (1634). In Paris ward er besonders vom Cardinal Richelieu, der damals Absicht auf Neapel hatte, ehrenvoll empfangen, mit einem Jahrgehalt von 2000 Livr. beschenkt und bei den Conferenzen über die italien. Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Auch unter den Gelehrten der Hauptstadt verschaffte er sich ein großes Ansehen. Seit 1635 mit der Ausgabe seiner sämmtl. Werke im Dominikanerkloster St.-Honore zu Paris beschäftigt, überraschte ihn der Tod am 21. Mai 1639 im 71. J. seines Lebens. Campanella war ein eklektischer Dogmatiker, hingeneigt zu kabbalistisch-theosophischen und idealistischen Ansichten. Empfindung galt ihm als alleiniges Erkenntnißvermögen, sinnliche Erfahrung und Offenbarung als Quelle der Erkenntniß, Metaphysik als nothwendige Wissenschaft, Logik nur als Kunst der philos. Sprache, Philosophie als Inbegriff des gesammten menschlichen Wissens. Die Philosophie des Campanella hat mehr negativen als positiven Werth. Die Bestreitung der Aristotelischen Philosophie, des Atheismus, der falschen Politik oder des Macchiavellismus, die Vertheidigung der Denkfreiheit und des Rechts der Vernunft, sich neue Ansichten zu eröffnen, zeugen von einem lebhaften Interesse für die wahre Erkenntniß

der Vernunft; so wie sein Streben, von festen Prinzipien auszugehen, von seinem philosophischen Geist; aber die Prinzipien selbst und die Ausführung, in welcher fremde und eigene, wahre und falsche Gedanken sehr lose an einander hangen, von seinem Unvermögen, die Aufgabe des philosophischen Wissens befriedigend zu lösen. Indessen hat er doch das Bedürfniß desselben aus einem rationalen und theologischen Interesse deutlich ausgesprochen. Die Aufzählung seiner philosophischen Werke würde uns zu weit führen. Seine Sprache, sowohl in seinem Latein als in seinem calabrischen Italienisch, ist rauh; er besitzt aber große, oft hinreißende Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks.

Campani (Alimeni, Mattia), Pfarrer zu Rom, Erfinder der stummen Penduln, so wie der Laterne, die man seitdem in der Laterna magica anwendet, und durch welche in der Nacht die Stunden deutlich auf einem Buche erscheinen, schrieb: „Horologium" (Rom 1678, 4.) und war auch wegen Anfertigung großer Glaslinsen für astronomische Instrumente berühmt. Er st. um 1680.

Campanien (von dem hellenischen Worte Kampa, eine Krümmung), jetzt Terra di Lavoro, im Königreich Neapel, schon im Alterthume als die schönste und fruchtbarste Gegend Italiens anerkannt, erstreckte sich längs dem tyrrhenischen Meere und ward von den samnitischen und oskischen Gebirgen umgrenzt. Hier sind der Vesuv, der avernische See und die phlegräischen Gefilde. Es war nicht nur sehr ergiebig an Getreide und Oel, sondern lieferte auch die besten Weine, wie die Falernischen, Statanischen und Calenischen. Die ältesten Einwohner waren die Optiker und Ausonier; allein diese wurden bald von den Oskern verdrängt, die sich aber auch nicht behaupten konnten und den Cumanern weichen mußten. Nach diesen hatten es die Etrurier inne, welche 12 Städte erbauten, unter denen Capua die Hauptstadt war. Von den Etruriern kam es an die Samniter und endlich unter die Macht der Römer, von welchen die Vornehmern in den Zeiten des Luxus und der Verschwendung die prächtigsten Landhäuser und Paläste daselbst erbauen ließen. Außer Capua sind noch folgende Städte zu nennen: Cumä, Neapolis, Herculanum, Pompeji, Puteoli, Misenum, Liternum, Venafrum, meist Nomen, welche die Erinnerung an die wichtigsten Begebenheiten und größten Männer in der Geschichte aufregen.

Campbelltown, Stadt in Mittelschottland, in Argyleshire, auf der Halbinsel Kantyre, zählt in 1200 Häusern 8000 Einwohner, hat einen guten Hafen, Musselinwebereien und einträglichen Häringsfang.

Campe (Joachim Heinrich), Sprößling einer durch Mißheirath gestifteten Nebenlinie der altadeligen Familie v. Campe, geb. zu Deensen im Braunschweigischen 1746, studirte anfangs auf der Schule zu Holzminden, dann theologische Wissenschaften zu Helmstädt und Halle. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regiment Prinz Heinrich von Preußen in Potsdam. Schon damals beschäftigten sein Nachdenken Reformationsplane des Erziehungswesens. 1777 wurde er Edukationsrath des Fürsten zu Dessau und nach Basedow's Abgange Vorsteher des Philanthropins daselbst. Er zog sich jedoch von diesem Posten bald zurück und legte ein eigenes Institut in Hamburg an, das er wegen geschwächter Gesundheit 1783 dem Professor Trapp überließ, worauf er in Wittow bei Hamburg privatisirte. 1787 ward er als Schulrath und Kanonicus des St.-Cyriaci-Stiftes nach Braunschweig berufen,

1805 Dechant jenes Stiftes und erhielt 1809 von der helmstädter Universität die theolog. Doktorwürde. Campe besaß auch eine Buchhandlung und Buchdruckerei, die unter der Firma der braunschweigischen Schulbuchhandlung bekannt ist und vorzüglich durch den Verlag seiner eignen Schriften sich zu einer der angesehensten in Deutschland emporschwang. Später übergab er dieselbe seinem Schwiegersohne, dem Buchhändler Vieweg, dessen Offizin jetzt in jeder Hinsicht eine der berühmtesten in Deutschland ist. Die letzten Jahre seines gemeinnützigen Lebens brachte er geschäftslos in dem engern Kreise der Seinigen, meist in seinem Garten bei Braunschweig zu, und st. am 22. Okt. 1818 in einem Alter von 72 J. Seine Wittwe folgte ihm am 29. Jan. 1826. Besserung der Sitten und Bereicherung des Geistes, eine Umwandlung unsers gesammten Erziehungswesens und die daraus folgende bessere Bildung jugendlicher Seelen war das Ziel seines Strebens. Seine Verdienste um das Erziehungswesen sind allgemein anerkannt, wiewohl seine voreiligen Urtheile über das klassische Alterthum, sein Parteinehmen für den Philanthropismus und die damit zusammenhängende überpraktische Richtung zu tadeln sind. So rief Campe der Jugend ausdrücklich zu, es sey verdienstlicher, einige Pfund Flachs oder Wolle gesponnen zu haben, als Verfasser oder Herausgeber eines Bändchens von Gedichten zu seyn. Doch scheint kein poetisches Talent von Bedeutung durch dieß wohlmeinende Gutachten des verehrten Erziehers unterdrückt worden zu seyn. Campe besaß eine seltene Gabe, sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend, die er unterrichten will, herabzulassen, und noch gehören sein „Robinson der Jüngere" seine „Entdeckung von Amerika", sein „Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend" zu den gelesensten und geschätztesten Werken dieser Art. Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften Campe's erschienen, Braunschweig 1806—22 in 38 Bdchen; neue Aufl. 1829. Die obengenannten sind in fast alle europäische Sprachen übersetzt. Um die Verbesserung und Reinigung der deutschen Sprache hat er sich wahrhaft verdient gemacht, wie seine „Drei Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung" (Braunschw. 1791—94), sein „Wörterbuch zur Aufklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" (2 Bde., ebend. 1801; 2. Aufl. 1813) und das von Theod. Bernd bearbeitete „Wörterbuch der deutschen Sprache" (5 Bde. ebend. 1807—11, 4.) hinlänglich beurkunden. Seine 1789 aus Paris geschriebenen „Briefe" erregten damals durch das übertriebene Lob, welches sie der franz. Revolution spendeten, allgemeine Aufmerksamkeit. Campe's Styl ist rein und fließend, frei von den Künsten der Schule, lebhaft, sanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart ist er Muster.

Campeche, St.-Francisco de Campeche, Stadt am Franciscofluß und am Meerbusen Campechebai im merikan. Freistaate Yukatan in Nord-Amerika, zählt in 3000 Häusern ungefähr 18.000 Einw., besitzt ein Castell, einen Hafen, Baumwollenwebereien und treibt ansehnlichen Handel mit Campecheholz, Cochenille, Indigo, Piment, Zucker, Wachs, Rum und Salz. Der Schleichhandel dahin ist aber noch bedeutender als die Fracht zurück.

Campecheholz (Blauholz), das Holz eines Baumes, der an der Nordküste des merikan. Meerbusens in Nord-Amerika wächst. Der Baum, ein eigenes Geschlecht ausmachend, wird nur 16—20 Fuß hoch,

wächst gewöhnlich krumm und mißgestaltet und selten dicker als ein Mannsschenkel. Die Zweige sind unregelmäßig und mit Stacheln besetzt; die Blätter, gefiedert, bestehen aus 2—4 Paar kleinen eirunden gezähnten Lappen und werden als Arzneikraut zu Commentationen benutzt. Auch erwärmt es den Magen und bewirkt die Sekretionen wie das Malabatrum. Die Blumen sind wohlriechend, blaßgelblich, wachsen traubenförmig, haben einen purpurrothen Kelch, welcher sowohl als die Krone aus 5 Blättchen besteht. Den Blumen folgen als Früchte längliche Hülsen oder Schoten, welche 2—3 nierenförmige Samenkörner enthalten, die aromatisch und stärkend sind. Das Holz hat, wenn es alt genug ist, eine so stark färbende Eigenschaft, daß es das Wasser, worin es eine Zeitlang gelegen, in eine brauchbare Dinte umschafft. Es kommt in großen, von der Rinde befreiten Stükken nach Europa. Sehr hart, fest, schwer und von rother Farbe, wird dieses Holz von Färbern vorzüglich zum Schwarzfärben sehr gesucht. Die Farbe läßt sich sowohl durch Wasser als auch durch Weingeist ausziehen. Die Flüssigkeit daraus nimmt anfänglich ein schönes, in Purpur spielendes Roth an. Der Aufguß wird nach und nach dunkler und zuletzt fast schwarz. Dem mit Alaun und Weinstein vorbereiteten Tuche gibt er ein schönes, aber nicht dauerhaftes Violett. Das Laugensalz macht die Farbe dunkler; durch Säuren wird sie gelb. Durch mannigfaltige Versuche hat man gefunden, daß der Färbestoff des Campecheholzes in vieler Rücksicht große Aehnlichkeit mit dem Gerbestoff hat, allein in mancher andern sich davon unterscheidet. Seit einiger Zeit wird dieses Holz auch gegen die Ruhr gebraucht.

Campenhausen (Balth., Freiherr von), russ. kaiserl. geh. Rath und zuletzt Reichs-Controleur, st. 1823. Er hatte an dem Aufblühen der neuen russ. Universitäten vielen Antheil und war wegen seiner naturhistorischen Kenntnisse berühmt. Als Schriftsteller ist er bekannt durch: „Liefländ. Magazin", „Bemerkungen über Rußland", „Genealogisch-chronologisch geordnete Geschichte des Hauses Romanow", „Elemente des russ. Staatsrechts, oder Hauptzüge der Grundverfassung des russischen Kaiserthums".

Camper (Peter), einer der scharfsinnigsten Aerzte und Naturforscher des 18. Jahrh., geb. 1722 zu Leyden, erhielt dort seine wissenschaftliche Bildung, ging dann auf Reisen, ward 1750 Prof. der Philosophie, Medizin und Chirurgie zu Franeker, 1755 zu Amsterdam und 1763 zu Gröningen, wo er auch Botanik lehrte, während einer der unglücklichen Menschheit gewidmeten sehr thätigen medizin. Praxis. 1773 zog er sich nach Franeker zurück, brachte mehrere Jahre auf Reisen zu, erhielt seit 1787 Sitz im Staatsrath und zog deßhalb nach Haag, wo er 1789 starb. In der Peterskirche zu Leyden steht sein einfaches Denkmal. Von seinen zahlreichen Schriften sind die meisten namentlich ins Deutsche übersetzt. Er schrieb in 4 Sprachen und erhielt bei verschiedenen Akademien zehn Mal den Preis. Seine Verdienste um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Arzneiwissenschaft sind allgemein anerkannt. Besonders ausgezeichnet sind seine anatom. Werke. Er studirte die Anatomie mancher thierischen Körper, besonders der Affen, ebenso genau, als der menschlichen, und bewies mit Scharfsinn die natürlichen Folgen der Abweichungen auf die physische Organisation und das Denkvermögen. Er zeigte, daß der in der Länge und

Breite gemessene Kopf eines Europäers einen Winkel von 80, der der Mohren und Kalmücken 70 und der des Affen nur von 42—50′ bildet. Die Vogelköpfe beschreiben den kleinsten Winkel und je mehr Verstand ein Thier besitzt, desto näher kommt der Gradwinkel seines Kopfs dem menschlichen. Er hat viel Sinniges über die Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künsten gesammelt und wie unsre Künstler in ihren Gemälden, Sculpturen, Kupferstichen die Winke der Anatomie benutzen müssen, welche Ideen besonders die math. brit. Gelehrten aussprachen. Dabei war er selbst ausübender Künstler, zeichnete ungemein fertig mit der Feder, malte in Oel, bossirte und verstand den Bildhauermeißel zu führen.

Camperdûn (Campredüine), Dorf an der holländ. Küste. Hierbei Seeschlacht zwischen den Engländern und Holländern. Der holländ. Admiral de Winter hatte bei der schwachen Blokade des Terels durch die Engländer diesen am 7. Okt. 1797 mit 5 Linienschiffen und 13 Fregatten verlassen; der engl. Admiral Duncan kehrte auf diese Nachricht von Portsmouth zurück und schlug de Winter auf der gedachten Höhe am 11. Okt. gänzlich; 7 Kriegsschiffe, worunter 3 Fregatten, fielen in die Hände der Engländer, de Winter und der Vice-Admiral Reyetjes wurden gefangen und die übrigen Schiffe kehrten nach dem Terel zurück.

Campher, ein eigenthümliches Harz mit ätherischem Oel, welches die meisten Pflanzen mit lippenförmigen Blumen liefern, aber am vollkommensten in Laurus camphora China's und den nördl. Provinzen Japans enthalten ist. Der Baum ist, dem Klima und der Berghöhe seines Vaterlandes gemäß, sicher in Europa und vielleicht schon in Südfrankreich zu acclimatisiren. In Sumatra unter der Linie quillt der Campher freiwillig aus der Rinde des Laurus sumatrensis (Kapour Borros) hervor und bildet sich zwischen der Rinde und dem Splint; in Japan wird er aus Holz und Blättern, die gehackt und mit Wasser übergossen werden, destillirt. — Da die Wurzeln des Zimmetbaums (Laurus cinnamomum) Campher liefern, so ist der Campher wahrscheinlich allen aromatischen Holzarten eigen, woran die Oasen Afrika's reicher sind, als öfters unsere auf Alterthümer mehr als auf Botanik und Vegetation aufmerksame Reisende bisher bemerkten. Der durch den Handel bei uns aus Asien eingeführte Campher erhält, ehe er benutzt wird, noch eine Reinigung.

Campidoglio, jetziger Name des Capitols (s. d.) in Rom.

Campistron (Jean Gal. de), Dramatiker, geb. zu Toulouse 1656, dessen Tragödien anfangs bewundert wurden, schnell aber in Vergessenheit geriethen, so daß sich nur noch zwei Stücke von ihm (die Tragödie Andronikus, die Geschichte Don Carlos unter andern Namen darstellend; und das Lustspiel le Jaloux désabucé) auf dem Repertoire erhalten haben. „Man hat die Verständigkeit seiner Plane gepriesen; das sind sie auch, aber nicht minder eben so schwach angelegt, als schlecht ausgeführt.“ Dieß ist das Urtheil La Harpe's über unsern Dichter, der 1723 zu Toulouse starb.

Campo-Formio, Castell bei (vielmehr Vorstadt von) Udine in Friaul, einer Provinz des östr. Guberniums Venedig, merkwürdig durch den in der Nacht vom 17. auf den 18. Okt. 1797 zwischen Oestreich und Frankreich und zwar von Seiten Oestreichs von den Gesandten Cobenzl, Meerveldt, Degelmann und Marchese di Gallo, von Seiten Frankreichs vom General Bonaparte unterzeichneten Frieden. Die Unterhandlungen

hatten zu Udine den 19. Mai begonnen und wurden abwechselnd hier und in dem Schlosse Passeriano, welches Bonaparte bewohnte, fortgesetzt. Oestreich entschloß sich erst, als Bonaparte mit der Erneuerung des Krieges drohte, zur Abtretung Mantuas. Hierauf ward der Friede an beiden Orten unterzeichnet, man datirte ihn aber von Campo-Formio, ohne sich dahin zu begeben, weil dieser Ort zwischen Udine und Passeriano lag. Oestreich entsagte den Niederlanden, Mailand und Mantua. Die cisalpinische Republik ward aus Mailand, Mantua, Modena, Bologna, Ferrara, Romagna und der venetian. Terra firma am rechten Ufer der Etsch gebildet. Die Republik Venedig ward getheilt. Oestreich erhielt Venedig, Istrien, Dalmatien, die Mündungen des Cattaro und die Terra firma des linken Ufers der Etsch; Frankreich: die venetianischen jonischen Inseln und die venetian. Besitzungen in Albanien. Wegen des Friedens mit dem deutschen Reiche sollte ein Congreß zu Rastadt gehalten werden. Durch geheime Artikel willigte der Kaiser in die theilweise oder gänzliche Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, wofür Oestreich Salzburg und einen Theil von Baiern am Inn bekommen sollte. Dem Herzog von Modena und andern Fürsten, die Länderverlust erlitten, wurden Entschädigungen in Deutschland zugesichert. Bonaparte hatte diesen Frieden eigenmächtig abgeschlossen. Merkwürdig ist seine Erklärung hierüber in seinem „Mémoire (Bd. 4.) dicté au comte de Montholon“ (London 1824, S. 242 fg.). Das Directorium war mit dem Traktate unzufrieden; spätere Ereignisse veranlaßten die zweite Coalition gegen Frankreich 1785; darauf erklärte Frankreich an den König von Ungarn und Böhmen und an den Großherzog von Toscana den Krieg, am 12. März 1799. (S. Rastadt, Luneville, Frieden zu, und Schöll's Traités de paix“, Bd. 5.)

Campomanes (D. Pedro Rodriguez, Graf von), ein im Anfang des 18. Jahrh. geborner Asturier, der von Jugend auf mit der großen Idee sich befaßte, den Wohlstand seiner Landsleute und ihre Moralität zu verbessern. Er studirte die Rechte, war sehr thätig, uneigennützig und voll Talente, als ihn 1765 König Karl III. von Spanien zum Fiskal des Raths von Castilien ernannte. Aber man hat ihm niemals verziehen, daß er unter des Grafen Aranda Ministerium die Jesuiten (s. d.) vertreiben half. Er wollte aufs Humanste die Polizei, die Abgaben, Ackerbau, Handel und Industrie organisiren, den Getreidehandel völlig frei machen und das Gauner- und Bettelwesen vernichten. 1788 ernannte ihn Karl IV. zum Präsidenten des Raths von Castilien und zum Staatsminister. Damals führte er den Vorsitz in der vom Monarchen ernannten Provinzialdeputation, und Alles schien aufzublühen, als ihn ein späterer Günstling des Monarchen, Graf Florida Blanca, stürzte. Er st. in Ungnade seines Monarchen in hohem Alter erst im laufenden Jahrh., jedoch wurde seine Verwaltung von den Administrirten und besonders von den spätern polit. Reformatoren gepriesen. Unter seinen zahlreichen meistens histor. und geograph. Schriften befinden sich zwei mit Castri gemeinschaftlich aus dem Arabischen übersetzte Capitel des Ebn al Avam über den Ackerbau; alle sind geschätzt, aber die staatsökonomischen am meisten.

Campomayor, Villa im Correigao de Elvas, Prov. Alentejo (Portugal), Festung gegen Spanien mit den Forts St.-Joao und Schomberg; hat 1400 Ew. Schlacht der siegreichen Spanier gegen die Briten und Portugiesen 1709. Auffliegen des Pulvermagazins 1732 und Zerstörung

faſt der ganzen Stadt. Von ihr der Titel des Marſchalls Beresfo (Marquis von C. M.)

Campremoldo di Sopra, Marktflecken im Diſtrikte Piacen (Herzogthum Parma), am Rinazzo; hier ſoll das Treffen in der Tr bia zwiſchen Hannibal und den Römern vorgefallen ſeyn.

Canada, brit. Provinz in Nordamerika, auf der Weſtſeite des L renzfluſſes und Labrador, nördlich von den vereinigten Staaten, gren im Norden an die Hudſonsbai und im Weſten an den Miſſiſippi, 35.952 QM. groß, von denen aber die Hälfte Waſſer iſt; Unter-Canad hat 6896 und Ober-Canada 29.056 QM., darin im SO. die Apalach oder blauen Berge, und im W. das Alleghany-Gebirge; die Flüſſe S Lorenz, Miſſiſippi, Ohio und Niagara; und die großen Landſeen: ober See, Huron, Michigan, Erie, Ontario und Nipiſſin. Erzeugniſſe d Landes ſind: Steinkohlen, Blei, Kupfer, Getreide, Lein, Pelzthiere; groſ Waldungen. Von den 1.003.600 Einw. wohnen in Ober-Canada od dem Gouvernement York 280.000, und in Unter-Canada oder dem Go vernement Quebec, 723.000 Menſchen. Die kath. Kirche, wozu ſich al Canadier bekennen, hat ihren Biſchof zu Quebec; auch die Epiſkopalc haben dort einen Biſchofsſitz. Man treibt Ackerbau, Viehzucht, Fiſchere Jagd, Handel mit Pelzwerk, Potaſche, Korn, Leinſamen, Schiffsbauhol Canada war 1497 von den Bitten unter Cabotto aufgefunden, 153 von dem Franzoſen Cartier unterſucht und ſeit 1608 unter Champlai coloniſirt, 1759 aber von den Britten erobert und 1765 an dieſelben vo den Franzoſen cedirt. Der Name kommt von Cabo de Nada, ödes Lan von den Spaniern ſo genannt, als ſie die Höhe des Lorenz erreicht.

Canäle ſind Waſſergraben, in der Abſicht angelegt, um mittelſt d Schifffahrt die Verbindung eines Ortes mit dem andern zu erleichter Das auf den Canalbau verwendete Capital wird durch einen angemeſſ nen Zoll verzinſt. Der merkwürdigſten Canäle ſoll unter den einzelne Artikeln der Länder Erwähnung geſchehen. S. auch Waſſerſtraßen

Canal, Pas de Calais, ſ. Calais.

Canaletto, 1) ein venetian. Maler, geb. 1687, der eigentlich An tonio Canale hieß und durch ſeine naturwahren Landſchaften und Ar chitekturgemälde berühmt iſt. Er ſt. zu London 1768. Er war de erſte, der ſich der Camera obscura zu der Perſpective bediente. Ein ſeiner berühmteſten Gemälde iſt eine Anſicht von Venedig aus der Vo gelperſpective. 2) So heißt auch ſein Vetter Bernando Bellotti, de ebenfalls ein guter Landſchaftsmaler war, und viele Anſichten italien Gegenden und Proſpecte von Dresden lieferte. Er lebte in Dresde als Mitglied der Malerakademie und ſt. nach 1770.

Cananove, Stadt mit Hafen im Diſtrikte Cotioto, Provinz Ma labar (britiſch Vorderindien); hat mit dem Gebiet 10.400 Einw welche Handel mit Gewürz und Holz treiben; ſteht unter einer Re gentin (Bilby), welche Handelsgeſchäfte macht.

Canara (Carnata), vorderindiſche Provinz, zur brit. Präſidentſcha Madras gehörig; hat 378½ QM. Küſtenland, iſt ſandig und gebirgi durch die Ghats, bewäſſert durch den Chandraghiri, Comardauree, So vurna u. A., nebſt vielen Seen; man baut Getreide, Reiß, Kokospalmen Gewürze; Einw. 580.000, meiſt Hindus, doch auch Muhammedaner. E theilt ſich in Süd-Canara (Tulavá) mit 400.000 Bew. und der Haup ſtadt Mangelore und Nord-Canara mit der Hauptſtadt Cundapoor.

Canarisect, s. Canarische Inseln.

Canarienvögel, gehören zum Finkengeschlechte und haben ursprünglich in ihrem Vaterlande, den canarischen Inseln, weißlich-gelbes Gefieder mit grünlichen Schwanz- und Schwungfedern, welche Farbe durch Vermischung mit Stieglitzen, Hänflingen, Zeisigen u. a. viele Abänderungen leidet (Fringilla canaria L.). Diese Vögel sind erst seit dem 15. Jahrh. in Europa bekannt, wo sie wegen ihres Gesanges und Gefieders (vorzüglich in Tirol und dem Schwarzwalde) als Stubenvögel gezogen werden. Sie sind gelehrig und zu mancherlei Kunststücken abzurichten, werden bis 20 Jahr alt, und mit Hanf, Mohn, Rübesamen und Canariensamen gefüttert, von welchem letztern sie doch leicht zu fett werden und dann ihren Gesang verlieren sollen.

Canarienzucker, die allerfeinste Gattung der Raffinaden, gelingt am besten bei sehr weichem Wasser und der Mischung der Zuckerarten mehrerer Klimate. Da er selten theuer genug für die veranlaßte Mühe bezahlt wird, so machen ihn wenige Zuckersiedereien. Es liefert ihn aus den bemerkten Ursachen Hamburgs Industrie besser als die Londoner.

Canarische Inseln liegen (0°—4° 49′ 3″ O. L., 27° 39′—29° 26′ N. Br.) im Westen von Afrika im atlant. Meer, ungefähr 18 Meilen vom Festlande entfernt. Diese (20) Inseln, 151 QM. enthaltend, sind vulkanischen Ursprungs und haben ein so herrliches Klima und einen so fruchtbaren Boden, daß der Name der glücklichen Inseln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Juba II., König beider Mauritanien, hat sie zuerst genauer beschrieben. Sein Buch, das leider verloren gegangen ist, hatte Plinius vor Augen. Nur wenige Nachrichten sind von jener alten räthselhaften Völkerschaft, welche ehedem diese Inseln bewohnte, auf uns gekommen. Diese Völker verstanden die Kunst, die Leichen einzubalsamiren. Ihre Mumien, die man besonders in den Grabgewölben von Teneriffa findet, sind nicht, wie die alten ägyptischen, mit Harz durchzogen oder mit Binden umwickelt, sondern mit vegetabilischen Spezereien so kunstreich balsamirt, daß sie aufs Kenntlichste mit Haut und Haar erhalten und dann in feingegerbte Ziegenhäute aufs Kunstreichste eingenähet worden sind. Hierauf wurden sie in Särge, die aus Einem Stück Holz gemacht sind, gelegt und in Grotten beigesetzt. Diese Mumien riechen angenehm, zerfallen aber in Staub, wenn man sie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt. Noch immer sind diese Mumien in europ. Cabineten selten. Die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Cultur der canarischen Völker, Guanches genannt, von ihrer Achtung des weiblichen Geschlechts, von ihren reinen Sitten und von ihrer aristokratischen Verfassung. Ihre Sprache stimmte zwar einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten festen Landes reden; indessen wissen wir zu wenig von ihr, als daß man darüber urtheilen könnte. — Zu Ende des 13. Jahrh. wurden die canar. Inseln von den Genuesen durch die Schiffskapitäne Tedisio Doria und Ugolina Vivaldi entdeckt, und man findet sie schon in der alten Landcharte, die Andr. Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. 1344 schenkte sie Clemens IV. dem span. Prinzen Ludwig de la Cerda u. d. T. eines Königreichs, der jedoch nie in den Besitz derselben kam. Ueberhaupt scheinen die Spanier diese Inseln nicht geachtet zu haben. 1456 nahm sie der portug. Infant, Heinrich der Seefahrer (s. d.) und verfolgte von dort

aus die Entdeckungen bis nach der Küste von Guinea. 1478 fingen die Spanier aufs neue an, sie zu erobern, wodurch die Eingebornen allmählig gänzlich vertilgt wurden. Jetzt sind diese Inseln von 100.000—200.000 Einw., span. Abstammung, bevölkert und stehen unter der Herrschaft des Königs von Spanien, der die Verwaltung einem Gouverneur übertragen hat. Die Thiere und Früchte der Tropen und Europa's (Wein, Wachs, Getreide, Südfrüchte, Zucker, Baumwolle, Canarienvögel ꝛc.) gerathen hier vorzüglich und beide werden häufig ausgeführt. Das vorzüglichste Erzeugniß dieser Eilande ist der sogen. Canariensect (der von sehr reifen Weinbeeren durch Austräufelung gewonnene Most, welcher durch Gährung in süßen und starken Wein verwandelt wird, von dem jährl. ungefähr 40.000 Ohm, meistens nach Amerika und England, ausgeführt werden). Der Betrag der Ausfuhr beläuft sich auf 242.000 Piaster. Die größte canar. Insel ist Teneriffa (41 QM., 120.000 Ew.) mit dem 13.278 Fuß hohen Pic, der Hauptst. St.-Cruz, Sitz des Gouverneurs, und der Stadt Laguna, Sitz des Bischofs und der Tribunale. Canaria (33 QM., 45.000 Ew.) ist wenig untersucht, jedoch fruchtbarer als Teneriffa. Die Hptst. Palmas (9400 Ew.) ist der Sitz der obersten geistlichen Behörden der Inseln. Die Insel Palma (15 QM., 25.000 Ew.), mit einem Vulkan, liefert den vortrefflichen Palmensect. Die Insel Fortaventura (35 QM., 8000 Ew.) leidet an Trockenheit. Die Insel Lancelotta (13 QM., 9000 Ew.) hat 3 Vulkane, die 1823 fg. heftig wütheten. Ferro (5 Meilen lang, 3 M. breit, 5000 Ew.) ist wenig fruchtbar. (Vgl. d. einzelnen Art.) Mehrere der Canarien sind unbewohnt. S. Leop. v. Buch's „Physikal. Beschreib. der canar. Inseln" (Berl. 1825, 4).

Cancion (Poetik), lyrische Reimversart der Spanier, bestehend meist aus 12 trochäischen Versen, deren 4 erste und 4 letzte, gewöhnlich jedoch mit Variationen auf den Grundreim, übereintreffen, und wo die 4 letzten meistens eine zarte Auflösung des in den 4 ersten entsponnenen, in den 4 mittleren in eine veränderte Wendung gebrachten Gedankens enthalten; auch im Deutschen nachgebildet von Fr. Schlegel („Wie so innig, möcht' ich sagen," in dessen „Abendröthe"), Silvio Romano (F. W. Riemer) u. A.

Candelaber (candelabrum, bei den Griechen Lychnuchen), Gestell zu Aufstellung von Lichtern, auch wohl Räucherwerk, ursprünglich aus Rohr, oben mit einem Teller, unten mit einer Scheibe. Später ward dieser Gedanke von den sinnigen Griechen vielfach ausgebildet, jedoch immer die Grundidee des Rohrstabes beibehalten. So bilden die Candelaber säulenartige in- und auseinander zu schiebende Schäfte, aufschießende Akanthusstauden mit übergeschlagenen Blättern, zierliche, mit Epheu umwundene, in Vasen oder Glockenblumen endende Stämme u. s. w. Das Fußgestell bildeten Löwentatzen. Schon die Alten benutzten die so gefällige und sinnreiche Form der Candelaber, mit verständiger Berücksichtigung der Umgebung und Bestimmung, zu kolossalen plastischen Werken. Die Aehnlichkeit in Beziehung mit der besonders im Aeskulapsdienste vieldeutigen und geheiligten Fackel gab Denkmälern dieser Form eine noch bedeutsamere Würde. Das brittische und französische Museum, noch mehr aber der Vatican, enthalten sehr schöne marmorne Candelaber; noch schöner und luftiger sind aber die mit Silber eingelegten und mit verschiedener Metallmischung glänzenden, welche man zu Herculanum fand.

Höchst merkwürdig war der bei Alexandrien in Aegypten als Leuchtthurm dienende Candelaber am Hafeneingange (Pharos). Vorzüglich berühmt in der alten Welt waren die Candelaberfabriken in Tarent und Aegina. — 2) Auch jetzt noch ein nach antiken Mustern geformter gueridonartiger Leuchter; so 3) der thüringische Candelaber, ein 30 Fuß hohes candelaberähnliches geformtes Denkmal auf der Stelle der ersten von Bonifacius (s. d.) gegründeten christlichen Kirche, bei Altenberga im thüringer Wald im Gothaischen, aus gesammelten Beiträgen von Herzog August von Gotha 1811 aus seeberger Sandstein, nach einer Zeichnung des Hofbaumeisters Pönsch in Gotha, errichtet.

Candidaten nannte man in Rom Diejenigen, welche sich um ein öffentliches Amt bewarben. Sie hatten den Namen von dem schneeweißen Kleide (toga candida), welches sie während der 2 Jahre dauernden Zeit der Bewerbung trugen. Im ersten Jahre hielten sie entweder selbst, oder auch Andere in ihrem Namen, mit Erlaubniß der Obrigkeit, Reden an das Volk, worin sie das Amt, um welches sie anhielten und ihre Fähigkeit dazu anzeigten. Im folgenden wandten sie sich wieder an den Magistrat, mit der Bitte, ihren Namen mit in die Liste der übrigen, welche auf dieses Amt Anspruch machten, eintragen zu lassen. Wenn der Magistrat die Empfehlung des Volks annahm, so wurden in der Senatsversammlung erst die Gründe des Candidaten und sein Leben und seine Aufführung in Untersuchung genommen. Sowohl schlechte Sitten und Handlungen, als auch das nicht gesetzliche Alter des Candidaten, machten ihn unfähig. In den letzten Zeiten der Republik konnte Niemand ein öffentliches Amt erhalten, der nicht anwesend war, und der sich nicht an den gesetzmäßigen Tagen, d. h. an den 3 Markttagen vor der Versammlung der Comitien selbst, gemeldet hatte. Wenn nun die Candidaten zur Wahl gelassen wurden, so suchten sie sich an jenen 3 Tagen durch mancherlei Kunstgriffe und Schleichwege des Volkes Gunst zu gewinnen und zeigten sich demselben in den Versammlungen. Geld unter das Volk austheilen, war nach den Gesetzen verboten, geschah aber doch öffentlich. Außerdem gebrauchten sie auch Leute, welche mit dem Volke um ihre Stimme handelten. Bisweilen traten die Candidaten in Parteien, um die Bemühungen der übrigen Competenten zu vereiteln. Endlich begaben sich die Candidaten auf das Wahlfeld selbst und betrieben da auf die angezeigte Art ihre Angelegenheit so lange, bis der Präsident der Versammlung die Namen der vorgeschlagenen Candidaten und ihre Gründe ablas und die Tribus zur Ablegung ihrer Stimmen aufforderte. Wer die meisten Stimmen für sich hatte, erhielt das gesuchte Amt wirklich, worauf er sich zuerst bei der Versammlung gleich auf dem Platze bedankte und sich sodann ins Capitolium begab, um daselbst den Göttern zu danken. — Jetzt nennt man in der evangelischen Kirche Candidaten Diejenigen, welche nach beendigten Studien und untergangener Prüfung die Befugniß, zu predigen und Anwartschaft auf eine Pfarre erhalten haben.

Candide, s. Voltaire.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklärtem Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. s. w. In Italien und dem südl. Frankreich sind sie ein Gegenstand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua sind z. B. die daselbst candirten Citronate, kleinen grünen Pomeranzen u. s. w. berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die schönsten candirten Früchte.

Candis ist der bekannte Zucker in großen Krystallen, welcher in scharfkantige Stücke bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckersaft in Gefäßen an Zwirnsfäden krystallisiren. An diesen Fäden bilden sich die größten Krystalle, die kleinern schießen an den Seiten und an dem Boden der Gefäße an.

Candy, s. Ceylon.

Canea, s. Kandia.

Canicatti, Parlamentsstadt in der Intendanz Calatanisetta (Königreich Sicilien), hat 16.500 Einw., welche Getreide, Wein, Feigen, Mandeln, Aloë bauen.

Canigou, 8640 Fuß hoher Berg in den Pyrenäen, bei Prades, auf dessen Gipfel ein eisernes Kreuz steht; er ist über 7 Monate im Jahre mit Schnee bedeckt und Aufenthalt von Wölfen, Bären und wilden Schweinen.

Canino, kleiner Ort im Kirchenstaat, Besitzthum Lucian Bonaparte's, der davon den Titel eines Fürsten hat.

Canisius (Petrus), geb. zu Nymwegen 1524, einer der Ersten und Eifrigsten unter den Deutschen, welche sich zu dem Institute der Jesuiten bekannten. Von Köln, wo er seine Studien vollendet hatte, ging er 1549 nach Ingolstadt in das Collegium seines Ordens als Professor der Theologie und wurde hier in der Folge Rektor des Collegiums, sowie Vicekanzler der Universität. 1551 ward er als Rektor in sein Collegium nach Wien versetzt, wo er eifrig und wohlthätig für die Verbesserung des Schulwesens in den kaiserl. Staaten, sowie für eine gänzliche Umformung der Universität der großen Kaiserstadt wirkte. Sein Ansehen und der Ruf seiner Gelehrsamkeit stand auf gleich hoher Stufe mit seiner Religiosität und seinem sittlichen Wandel. Kaiser Ferdinand I. sandte ihn nach Trient auf das Concilium. Als Provinzial seines Ordens in Deutschland, trug er ungemein viel zu dessen Ausbreitung bei; die Collegien zu Prag, Augsburg, Dillingen, Freiburg in der Schweiz, waren seine Stiftungen. Ausharrend in Eifer und rastloser Thätigkeit für Religion, Bildung der Jugend und Verbesserung des Schulwesens, st. Canisius im Collegium zu Freiburg 1597, verehrt und geliebt von Allen, die sein großer Wirkungskreis umschlossen hatte. Sein Werk: „Summa doctrinae christ," (beste Ausg. Prag 1585, Fol.), in fast allen Sprachen übersetzt, auch ins Griechische, Prag 1612, deutsch neueste Ausg. Augsb. 1712, ist berühmt. Sein Katechismus, von den Jesuiten nach jenem Werk bearbeitet, leitete bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrh. den Volksunterricht im katholischen Deutschland und wird jetzt wieder hervorgesucht. Auch von seinem „Katholischen Gebetbuche" erschien Landshut 1826 die 7. Aufl.

Canitz (Friedrich Rudolph Ludwig, Freih. v.), geb. zu Berlin 1654 aus einem alten adeligen Hause, studirte zu Leyden und Leipzig die Rechte, bereiste dann Frankreich und Italien, ward Kammerjunker am berliner Hofe, bald darauf Legationsrath und als guter Geschäftsmann vom Kurfürst Friedrich Wilhelm an mehrere Höfe gesandt. Dessen Nachfolger Friedrich ernannte ihn zum geheimen Staatsrath und später zu seinem Minister auf dem diplomatischen Kongresse im Haag. Seine Mußestunden widmete er literarischen Studien und den Freuden des häuslichen und ländlichen Lebens. Er hatte sich mit dem durch körperliche Reize, wie durch Geist gleich ausgezeichneten Fräulein Dorothea von Arnim vermählt, de-

ren frühen Tod er durch die damals vielgepriesene Klageode auf sie verherrlichte. Er st. 1694, allgemein geachtet und als Dichter bewundert, ob er gleich selbst nie etwas von seinen Versen hatte drucken lassen. Seine Gedichte: „Poetische Erholungen," Berlin 1700, erschienen erst in der 6. verbesserten Aufl. 1719 unter seinem Namen. J. U. König veranstaltete eine 10. Aufl. mit dessen Biographie, Berl. 1727, neueste Aufl. 1765. Ein solcher Beifall war seit Opitz keinem deutschen Dichter zu Theil geworden. Canitz war ein feiner und kenntnißreicher Weltmann und gab unter den Deutschen zuerst wieder das Beispiel eines bessern Geschmacks, und half dadurch den Weg zu den folgenden Revolutionen in der deutschen Poesie und Literatur bahnen. Am besten gelang ihm die Satyre und die Elegie. Seine Phantasie ist dürftig, aber er schildert wahr und kräftig und wirkt auf den Verstand. Studium und strenge Feile sind überall sichtbar.

Cannä (jetzt Canne), Stadt in der neapolitan. Provinz Puglia an der Mündung des Aufidus (jetzt Ofanto) am adriat. Meere, berühmt durch die große Schlacht, welche hier die Römer 216 v. Chr. gegen Hannibal verloren. Gleich den Vorgängern im Oberbefehl des röm. Heeres wider die Carthager, befolgten die Consuln Aemilius Paulus und Terentius Varro den Defensivplan wider Hannibal, der immer dahin strebte, durch Einen Schlag Roms Schicksal in diesem Kriege zu entscheiden; weil aber der röm. Senat wußte, daß das röm. Heer 87.000 M., das feindliche aber nur 50.000 Reiterei, stark war, und daß Hannibal weder Verbündete noch einen Stützpunkt für ein geschlagenes Heer habe, dessen Ernährung aus einem verheerten Lande im Rücken immer schwieriger wurde, so befahl der Senat den Consuln, durch eine Hauptschlacht den langen Krieg zu beendigen. Hannibal entdeckte bald die Veränderung in den Operationen seiner Gegner; um nun die Römer zu einer Hauptschlacht zu bewegen, gönnte er dem Consul Terentius Varro die Freude, in leichten Reitereitreffen Sieger zu heißen, indem die carthagische Reiterei sich jedes Mal rasch nach dem Hauptquartier Hannibal's zu Cannä, das schon im Jahr zuvor abgebrannt worden war, zurückzog. Von der andern Seite gaben die Römer ihre feste Stellung zu Canusium auf und schlugen ein paar Meilen östlicher, um Hannibal noch mehr einzuengen, ein neues Lager auf und zwar an beiden Ufern des Aufidus. Endlich fanden die Römer das Schlachtfeld am rechten Ufer des Aufidus zu enge, und gingen deßhalb mit dem ganzen Heere auf das linke Ufer. Der Consul Varro lehnte seinen rechten Flügel an den Fluß und breitete sich weit in die Ebene aus. Zur nämlichen Zeit überschritt bei einer Furth Hannibal den Aufidus und stellte sein kleineres Heer dem röm. entgegen. Das röm. Heer hatte auf dem rechten Flügel die röm., auf dem linken die verbündete Reiterei und alles Fußvolk wie gewöhnlich in der Mitte. Schlau stellte Hannibal die numidische Reiterei derjenigen der röm. Verbündeten und die der Spanier und Gallier der röm. gegenüber. Seine Infanterie aus Afrika theilte er in 2 Massen, jede der beiden Massen stand nahe bei der Reiterei. Gesondert von beiden Flügeln durch einen freien Raum, standen in der Mitte im stumpfen Winkel die Spanier und Gallier zu Fuß, und hinter solchen noch ein starkes Corps. In der Mitte übernahm Hannibal selbst das Commando. Berechnet hatte er, daß der Wind Volturnus, der in Apulien in damaliger Jahreszeit in gewissen Stunden in einer bekannten Richtung weht, in der Periode des Angriffs

Staub und Sand den Römern entgegenstreuen und sie verhindern würde, seine Evolutionen zu errathen, ehe sie entschieden. Die leichten Truppen beider Heere begannen das Treffen, die Römer mit Wurfspießen, die Gegner mit balearischen Schleuderern, deren einer gleich anfangs den Consul Aemilius Paulus verwundete, indem er die erste Unordnung herstellen wollte. Heftig war das erste Anprellen der röm. Reiterei auf die Spanier und Gallier; als der Kampf lange dauerte, verließen die Kämpfer ihre Rosse und griffen einander zu Fuß an. Die gewandtern Gallier und Spanier warfen aber schnell die röm. Reiterei, die ihre Pferde verlassen hatte, und hieben Alles, was floh, nieder. Das röm. Fußvolk wollte seine Reiterei retten und zog sich nach dem Flügel im Bogen hin, in welchem es mit vielem Nachtheile focht, und fiel das span. und gall. Fußvolk an, das sich in guter Ordnung nach Hannibal's Befehl in die großen leeren Räume zwischen der Mitte und den Linien immer weiter fechtend zurückzog. Dieß veranlaßte nun schnell, daß Hannibal vom Mittelpunkte aus den unvorsichtig vordringenden und eingeengten Römern mit eben der afrikan. Infanterie, die er für diese Benutzung geschont hatte, in die Flanke fiel. Nun schwankte der Kampf nicht länger, überall fielen die eingedrängten Römer, unter ihnen der Consul Aemilius Paulus und beide Proconsuln Servilius und Atilius. Was vom Schlachtfelde floh, hieb in der Ebene die numid. Reiterei nieder. Der Sieger machte 13.000 Gefangene. Der Römer Verlust betrug nach ihren eigenen niedrigsten Angaben 45.000, nach den höchsten 70.000 Mann. Von den gefallenen Rittern der Römer ließ Hannibal die Goldringe sammeln und schickte davon einige Scheffel zum Zeichen des Siegs nach Carthago. Weil der Sieg das Heer Hannibal's geschwächt hatte, so drang er nur mit Vorsicht bis Rom vor, hoffte vergebens Insurrection in der Stadt und Abfall der italien. Verbündeten. Geld fehlte dem carthag. Feldherrn immer und daher die Recrutirung. Dieser Mangel und nicht das kurze Wohlleben des Winterquatiers in Capua, war der wahre Grund, warum er nach 17 Feldzügen immer mehr geschwächt, endlich Italien aufgeben mußte. (Vgl. Hannibal.) Noch gräbt man auf dem Schlachtfelde, das jetzt das Blutfeld heißt, Waffen u. a. Dinge aus, die an jenen Tag erinnern, und noch sieht man Trümmer von dem alten Cannä. Das heutige Cannä steht nicht auf der Stätte des alten.

Cannelirungen heißen in der Baukunst senkrechte Aushöhlungen längs dem Schaft einer Säule oder eines Pilasters herab; sie sind besonders der jonischen Säulenordnung eigen, mit welcher sie zuerst erfunden wurden, ob sie gleich bei allen reicher geschmückten Säulenordnungen, wie bei der korinthischen und römischen, auch vorkommen, seltener werden sie bei der dorischen und toskanischen gebraucht. Jede Säule hat 24 Cannelirungen und jede derselben ist genau nach dem 4. Theile eines Cirkels ausgehöhlt. Die dorische Säule hat nur 20. Zwischen den Cannelirungen sind schmale Räume, die man Streifen nennt; außer den dorischen, wo die Cannelirungen, deren Rand, nur schmal geschärft, dazwischen hervortritt, sich berühren.

Cannibalen, 1) Einwohner der caraibischen Inseln, welche ihre Feinde zu fressen pflegten (s. Caraiben); hiervon figürlich: 2) Menschenfresser, wilde, grausame Menschen. Cannibalisch, im höchsten Grade grausam.

Canning (George), einer der ersten Staatsmänner unserer Zeit, Sohn eines mittelmäßigen Dichters, geb. den 11. April 1770 zu London, studirte in Eton und Oxford. Schon in Eton gab er mit den beiden Brüdern J. und X. Smith und mit Frere die Zeitschrift „Mikrokosmus" heraus und machte sich durch einige Gedichte, u. a. über die sklavische Unterdrückung der Griechen, vortheilhaft bekannt. Einige witzige Verse, im Sinne des Ministeriums, erwarben ihm Pitt's Zuneigung; auch trug seine Persönlichkeit — Geist und Anmuth im Umgange — viel zu seiner schnellen Beförderung bei. In Cambridge veranlaßte er mit Frere und Ellis 1792 die Zeitschrift: „Anti-Jacobin oder der wöchentliche Untersucher." Nach seinen Universitätsjahren wollte er sich den Rechten widmen, aber die Politik zog ihn ganz an sich. 1793 trat er ins Unterhaus und zeichnete sich hier bald als talentvoller Redner aus; besonders sprach er sehr lebhaft für die Abschaffung des Sklavenhandels. Eine der Hauptstützen der Pitt'schen Verwaltung, ward er schon 1796 Unterstaatssekretär. Als Pitt, um den Frieden von Amiens möglich zu machen, sich 1801 vom Staatsruder entfernte, zog auch Canning sich zurück, trat aber nach dem Friedensbruch zugleich mit Jenem wieder ins Ministerium. Mit Pitt's Tode (1806) verlor Canning seinen Einfluß. Fox, sein Gegner, wurde erster Minister, und Canning trat in die neue Opposition. Als Perceval ans Ruder kam (1807), ward Canning zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Als solcher befahl er die Wegführung der dän. Flotte aus Kopenhagen, schloß den 14. Jan. 1809 einen Allianztraktat zwischen Großbritannien und Spanien mit der obersten Junta ab und war Urheber der unglücklichen Expedition nach Walcheren (Aug. 1809). Wegen dieser verunreinigte er sich mit seinem Collegen Castlereagh und schoß sich mit demselben. Canning ward leicht verwundet. Er trat nun aus dem Ministerium, ohne sich jedoch entschieden einer Opposition anzureihen. Im Parlament sprach er 1812 eifrig für die Emancipation der Katholiken und gegen die Unabhängigkeit Norwegens. 1813 ging er als Gesandter nach Lissabon, kehrte aber 1816 durch Frankreich nach London zurück. Am 12. Juni dess. J. ward er von seinen Freunden in Liverpool nach einem heftigen Kampfe mit den Candidaten der Volkspartei zum Parlamentsmitgliede gewählt. 1817 trat Canning aufs neue ins Ministerium und ward Präsident des indischen Ministerialdepartements. Da er jedoch in der Sache der Königin und der Emancipaiton der Katholiken anders dachte, als Lord Liverpool, so ging er als außerordentlicher Gesandter nach der Schweiz, kehrte aber nach Entscheidung des Processes der Königin (Nov. 1820) nach London zurück, wo er seinen vorigen Einfluß im Ministerium fortwährend behauptete. Im März 1822 vertheidigte er im Parlament gegen Creevey das indische Ministerialdepartement glücklich und ward von den Direktoren der Compagnie an die Stelle des aus Ostindien zurückkehrenden Marquis von Hastings zum Generalgouverneur der Staaten der brit.-ostind. Compagnie ernannt. Allein nach des Marquis von Londonderry Tode ward er an dessen Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten und änderte sogleich das System Großbritanniens in ein weit liberaleres. In diesem Sinne trat er 1823 vermittelnd in der spanischen Angelegenheit auf, ließ den Griechen, statt der bisherigen Anfeindung, mittelbar Hülfe zukommen und bewirkte die höchst wichtige Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten von Seiten Großbritanniens. In der 1825 im

Parlament zur Sprache gekommenen Emancipation der Katholiken sprach er für dieselbe und war so eine der Hauptursachen, daß dieselbe im Unterhause durchging, ohne jedoch deren Verwerfung im Oberhause verhindern zu können. 1826 wendete er die Getreidenoth auf den brit. Inseln glücklich ab, erstickte die unruhigen Bewegungen der Fabrikarbeiter und bot mit Weisheit den neuen Staaten in Amerika die Hand. Kein Minister war so populär-national, und keiner hatte im Unterhause eine so schwache Opposition zu bekämpfen als Canning. Allein endlich erlag seine Gesundheit den Anstrengungen und den Angriffen seiner Feinde, der Tories, im Oberhause, wo Wellington ihm gegenüberstand. Canning st. den 8. Aug. 1827 als erster Minister — arm, obwohl ihm seine Gemahlin, eine Tochter des Gen. Scott, ein großes Vermögen zugebracht hatte. Im Jan. 1828 erhielt seine Wittwe die Pairswürde und eine jährl. Pension von 3000 Pfd. Der älteste Sohn, Seekap. W. Canning, ertrank beim Baden d. 24. Sept. 1828 auf der Insel Madeira. Der 2. Sohn erbt von der Mutter die Pairswürde. — Canning ist als Minister durch aufgeklärte Gesinnung, durch Eifer für das wahre Wohl seines Landes, durch Sinn für echte Freiheit und Gerechtigkeit, durch seine Festigkeit ohne Härte der erste würdige Nachfolger des großen Chatam geworden. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er besaß ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfsinn, einen unerschöpflichen Reichthum an sinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche seines Witzes verfehlten ihres Gegenstandes nicht und keine Blöße seines Gegners entging ihm. An seinen Reden hatte man indessen früher viel auszusetzen; man fand darin eine gesuchte Gelehrsamkeit, einen steifen Witz und vorzüglich eine Heftigkeit, welche ihn oft zu Entschuldigungen nöthigte. Er arbeitete seine Reden aus und schnitt nachher in den zum Druck bestimmten jene Sarkasmen weg, die seinen Reden so oft zur Würze dienten. Sein „Speeches" (über 50) erschienen zu London 1825. R. Therry gab Canning's „Speeches with a memoir of his life" (Lond. 1828, 6 Bde.) heraus.

Cano (Alonzo oder Aleris), geb. zu Granada 1603, ein gleichberühmter Maler, Bildhauer und Baumeister. Sein Vater, Mich. Cano, der Baumeister, Fr. Pachew, der Maler, und Herrera der Alte, ertheilten ihm den ersten Unterricht in diesen verschiedenen Künsten, die er alle mit Erfolg ausübte. Als der Herzog von Olivarez ihn nach Madrid 1638 berufen hatte, ließ er ihm die Stelle des Oberdirektors der königl. Werke ertheilen, sammt der ehrenvollen Auszeichnung, dem Prinzen von Asturien die Zeichnungskunst zu lehren. Als er in Madrid die Menge ausgezeichneter Gemälde betrachtete, da entfuhren ihm jene Worte, die den großen Kunstkenner und Künstler ahnen ließen: „Armer Cano, rief er aus, wie klein ist dein Talent! Du bedürftest mehrere Lebensalter, um nur das Schöne zu erreichen, das in Einem dieser Gemälde sich ausspricht!" Auch ist Cano durch seine Schicksale im Leben gleich merkwürdig geworden. Er theilte die Meinung, daß ein Mann, der sich in der Kunst auszeichne, nicht sterben dürfe. Er hatte das Unglück, die Folter bestehen zu müssen. Aus Achtung für ihn als Künster wurde dem Henker geboten, seinen rechten Arm zu verschonen. Der König nahm ihn, nachdem er Priester geworden, wieder in seine Gunst auf, ernannte ihn zum Racionero (Residenten) von Granada, als welcher er 1676 starb.

Merkwürdig war seine unbegrenzte Abneigung gegen die Juden. Auf dem Sterbebette weigerte er sich, das Abendmahl von einem Priester zu nehmen, der es auch bekehrten Juden gegeben hatte. Sein berühmtes Gemälde, die Empfängniß Mariä, ist im Dome von Granada. Die Manier dieses großen Künstlers empfiehlt sich durch schöne Anordnung, vollendete Zeichnung und harmonisches Farbenspiel.

Canopus oder Canobus. Man kannte und verehrte unter diesem Namen, wie Creuzer sagt, einen der Naturgötter, die man bald die großen, bald die guten vorzugsweise nannte. Canopus ward das Symbol des Nils und man zeigte mit ihm an, daß Aegyptens Glück und Fruchtbarkeit durch nichts so sehr, als durch den Nil, erhalten werde. Daher glaubt Böttiger, daß die erste und einzige Bestimmung der Canopen die Aufbewahrung des heiligen, erquickenden Nilwassers war, wozu die Gefäße in der Stadt gleichen Namens gefertigt und dann weit umher, mit Nilwasser angefüllt, versendet wurden. Hug findet die Erklärung in dem, neben den Steuerrudern des großen Wettschiffes auf der Himmelskugel befindlichen großen, glänzenden Sterne Canopus. Ein Canop, ein bauchiger Wasserkrug, hatte außer dem alltäglichen auch noch einen gelehrten Gebrauch. Die Astronomen schufen sich nämlich das zur Astronomie nöthige Zeitmaß dadurch, daß sie einen mit Wasser gefüllten und unten mit einer sehr kleinen Oeffnung versehenen Topf über einen leeren stellten, sobald ein Stern, den sie beobachten wollten, den nächtlichen Gesichtskreis betrat. Diese Zeitmesser gaben auch die Länge der Tage und Nächte, und taugten also, die beiden Gleichungen zu beobachten. In diesem Falle erhielt ein Gefäß einen Deckel zur Verzierung, der einen Hundskopf vorstellte, oder überhaupt in seinem Aeußern die Gestalt eines ganz aufrecht auf den hintern Beinen sitzenden Hundes hatte. Canopus ist auch ein Sinnbild des Höchsten und Heiligsten; als Zeitbestimmer in den Bewegungen der Gestirne war er selbst der Inbegriff aller Zeiten, in denen die Körper durch den Raum wandeln, und bei seiner Betrachtung ging der Gedanke der Zeit in die Vorstellung des Ewigen über, den man gleichsam daran versinnlicht sah. So war er, als Stern, der Steuermann der Sonne, des Mondes, der Sterne, des herumschiffenden Jahres und des Osiris; auf seine Anstrengung kam Bewegung in das Weltall; es erhielt die Richtung und die ewige Kraft zu seinen Umkreisungen.

Canosa, Stadt in Unteritalien (neapolit. Prov. Terra di Bari), unweit der Mündung des Ofanto ins Meer mit 4100 Ew., berühmt durch die in ihrer Nähe befindlichen Gräber. Eine halbe Meile von Canosa, da, wo Hannibal die Römer schlug, gibt es eine Anhöhe, die mit alten Gräbern angefüllt ist. Sie sind in Felsen gehauen, der mit Erde bedeckt ist. Man hatte in diesen Gräben einige Vasen von grober Erde und weißlicher Farbe, auch einige gemalte, aber von grober Arbeit und Intaglios ohne Werth gefunden. Millin ließ bei seinem Aufenthalte zu Canosa 1812 nachgraben, wobei man 4 Gräber entdeckte. 1813 ließ ein dortiger Gutsbesitzer auf seinem nicht weit von jenem Begräbnißplatz gelegenen Gute einen Keller in der Tufmasse graben und man öffnete dabei eine schöne Grabkammer. Vasen so wie die gefundenen Waffen und Geräthschaften, werden nun in dem königl. Museum zu Neapel aufbewahrt. S. Millin's „Description des tombeaux de Canosa ainsi que des bas-reliefs, des armures et des vases peints qui y ont été décou-

verts en 1813" (Paris 1813, Fol.), welchem Werke sehr genaue Abbildungen beigegeben sind. Die Malereien auf jenen Vasen sind das Bedeutendste dieser Entdeckung; sie beziehen sich, wie fast alle, auf den griechisch-italischen Geheimnißdienst der alten Bewohner dieser Landstriche, namentlich auf die Einweihungslehre von der Unterwelt.

Canossa, unweit Reggio im Herzogthum Modena, ein jetzt in Trümmern liegendes Bergschloß. Hier ward 951 Adelheid, K. Lothar's Wittwe, von Berengar II. belagert, als sie Otto d. Großen, Kaiser der Deutschen, ihre Hand und die Krone von Italien anbot. Im 11. Jahrh. gehörte Canossa der Markgräfin Mathilde von Toscana, bei welcher Gregor VII. sich 1077 befand, als er hier dem von ihm in den Bann gethanen K. Heinrich IV. (s. d.) die harte Buße auflegte.

Canot (Pirogue), Fahrzeug der amerik. Wilden; sie werden gewöhnlich aus Baumrinde und für 3—5 Personen gefertigt und wegen der Leichtigkeit bei gefährlichen Stellen in Flüssen ausgehoben und fortgetragen. Einige haben Segel und sind für mehrere Personen eingerichtet.

Canova (Antonio), geb. zu Passagno, unweit Treviso, im J. 1757, war ohne Widerrede der erste Bildhauer neuerer und in mehr als Einer Hinsicht auch älterer Zeiten. Von der zartesten Jugend an zeigte er ein besonderes Talent im Ausschneiden mancherlei Thiere von Papier, mit der Scheere aus freier Hand, die er in den verschiedenartigsten Stellungen so treffend, besonders Pferde und Hunde, ausschnitt, daß sie die Bewunderung seiner nächsten Umgebungen erregten. Im achten Jahre formte er aus Lehm und andern weichen Substanzen kleine Statuen, meistens Heilige vorstellend, die nicht ganz schlecht modellirt gewesen seyn sollen. Ein für die Tafel des venet. Nobili Falieri von Butter geformter Löwe erregte zuerst dessen Aufmerksamkeit auf den elfjährigen Knaben und war Ursache, daß er ihn nach Bassano in die Lehre zu einem eben nicht sonderlich ausgezeichneten Bildhauer gab; von da kam er auf die Akademie nach Venedig, wo er sich durch mehrere Arbeiten so vortheilhaft auszeichnete, daß ihn der dortige Senat 1779 mit einem nicht unbedeutenden Jahrgehalt nach Rom sandte, um sich daselbst freier auszubilden. Hier entsprach er den Absichten seiner Gönner vollkommen und schon im J. 1783 hatte er ein Werk vollendet, dessen Vollkommenheit das Staunen aller Kenner verursachte und seinen Ruf für immer gründete. Es war sein Theseus, auf dem getödteten Minotaur ruhend; diese Gruppe verrieth sein tiefes und gründliches Studium der Antike. Von jetzt an wurde der Künstler mit den ehrenvollsten Aufträgen und Bestellungen der angesehensten Personen Europas überhäuft, Monumente, Statuen, mythische Gruppen aller Art, wurden von ihm begehrt, und er vollendete die angenommenen Aufträge zur höchsten Zufriedenheit der Besteller. Mehrere Hauptkirchen Roms, besonders die Peterskirche, prangen mit C's Meisterwerken. 1802 wurde C. von Pius VII. durch ein Diplom zum Oberaufseher aller röm. Kunstsachen und aller Kunstunternehmungen im ganzen Kirchenstaate ernannt und Ritter des goldenen Sporns. In demselben Jahre wurde er von Bonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu einer kolossalen Bildsäule desselben zu machen. Im Anfang des J. 1803 sah man das Modell dieser Büste und später auch das der kolossalen Statue in der Werkstatt des Künstlers. Es ist unmöglich, ein Porträt charaktervoller aufzufassen und es zugleich reiner im antiken Heldensinne zu idealisiren. Es ist in einem wahrhaft großen

und edeln Styl behandelt, auch der Wurf der Haare ist vortrefflich. Es gibt in dieser Art nichts Gelungeneres als diese Büste. Die Figur dieser Kolossalstatue ist bei weitem nicht so trefflich. König Georg IV. von England hat sie dem Herzog von Wellington geschenkt. Seine andern vorzüglichsten und gelungensten Schöpfungen sind: eine Adonis und eine Psyche, einen Schmetterling in der Linken haltend; eine Gruppe, Amor und Psyche darstellend; das Mausoleum Clemens's XIII. in der Peterskirche, das Denkmal des Admirals Emo, eine büßende Magdalene, das Monument der Erzherzogin Christine von Oestreich in der Augustinerkirche zu Wien, die kolossale Statue Ferdinand's I. (IV.) von Neapel, Perseus mit dem Medusenhaupte; ferner eine sitzende Statue der Mad. Lätitia Bonaparte, welche der Herzog von Devonshire für 36.000 Franken erstand, die Büste Pius's VII. und Kaiser Franz's I. u. m. a. Aber sein vorzüglichstes Werk ist ohne Zweifel der vom Kreuze abgenommene Erlöser, eine Grnppe von 3 Personen in ganz erhabener Abeit, Christus, die Jungfrau und die heil. Magdalena vorstellend. C. hat sich auch viel mit Basreliefs beschäftigt, die im Ganzen nicht zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören; wir erwähnen nur die Statur der Stadt Padua als besonders gelungen. C. war auch ein lieblicher Maler; zu Passagno sieht man von ihm in der Kirche ein schönes Altarblatt. — Liebenswürdig als Mensch und freundlich im Umgang war C. Er kannte keinen Neid, keine Mißgunst, unterstützte angehende Künstler mit Rath und That, er schenkte bedeutende Summen an Arme, nahm fremde Urtheile über seine Werke gern auf, sogar von Layen der Kunst, verbesserte seine Werke nach diesen Urtheilen, wenn sie ihm gewichtig schienen. Weder seine Erhebung in den Adelstand durch Pius VII., noch seine Ernennung zum Ritter, noch die zum Marchese von Ischia mit 1500 Zechinen Einkommen, sowie alle andere Ehrenbezeugungen, die ihm in reichem Maße wurden, hatten Einfluß auf seinen Charakter und vermochten eine Aenderung in seinem Lebenswandel zu bewirken. Nur auf Napoleon war C. nicht gut zu sprechen. Der todtenstarre Blick des Kaisers, als er ihm zur Fertigung der Büste saß, dieß ecchio di pesu mortu, wie er es nannte, war ihm so zuwider, daß er bei den spätern Copien derselben lieber die Wahrheit der Schönheit aufopferte. Er st. den 13. Oktob. 1822 zu Venedig, wo ihm 1827 aus Beiträgen von ganz Europa und aus Amerika ein Marmordenkmal in der Kirche de' Frati errichtet wurde. C. kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitssinnes und des lieblich reizenden Styls anerkannt werden, sowie als Stifter einer neuen Schule in Ansehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors. In der Art, wie Canova den Marmor behandelte, ist ein besonderes Streben sichtbar, den Reiz des Schmelzes hervorzubringen. Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimsstein die zarteste Bestimmtheit und einen milden, matten Glanz gegeben zu haben, hat er eine ins Gelbliche spielende Beize erfunden, die aus Ofenruß zubereitet ist, und welche er nach der letzten glänzenden Politur auftrug, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demselben das Weiche, Mürbe des Elfenbeines oder Wachses zu geben. Dieß Verblasene ist für Kunstliebhaber anziehender, als für echte Kenner. Canova pflegte die Modelle seiner Erfindungen zuerst klein in Wachs zu verfertigen, dann in Thon von derselben Größe, die das Werk haben sollte. Das Uebertragen des in

Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, so wie das Aushaue des Bildes aus dem Groben, überließ er geschickten Arbeitern bis au den Punkt, wo er selbst wieder die vollendete Hand anlegte. Al Künstler kann man C. wohl am Treffendsten mit Mengs vergleichen Beide waren Erwecker ihrer Kunst aus der Ohnmacht, worein si durch verdorbenen Geschmack gesunken war; beide wurden von glei chem Streben beseelt, nur war das Talent des italien. Bildhauers er giebiger, geschmeidiger und fühlender. Ueber ihn s. A. W. Schlegel „Sendschreiben an Göthe", so wie Göthe's Urtheil in der Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert"; ferner C's. Lebensbeschreibun von Missirini (4 Thle., Prato 1824), auch die „Biografia" vom Gra fen Cicognara (Venedig 1823). S. C's. Lebensbeschreibung von Hein rich Hase in den „Zeitgenossen" N. R. XXI. Abbildungen seine sämmtlichen Werke sind in Italien und zu Paris erschienen.

Canstein (Karl Hillebrand, Freihr. v.), geb. zu Lindenberg 1667 war Anfangs Page des Kurfürsten v. Brandenburg und diente hier auf als Freiwilliger in den Niederlanden. Von einer langwierige Krankheit genesen begab er sich nach Halle und widmete sich dort from men Werken. Damit auch Aermere sich die Bibel verschaffen könnten besorgte er eine wohlfeile Ausgabe derselben mit stehenden Lettern schrieb eine „Concordanz der 4 Evangelien" (Halle 1718, Fol.) „Das Leben des Dr. Spener," das jedoch erst 1729 erschien, und st zu Halle 1719. Seine Bibliothek und einen großen Theil seines Ver mögens vermachte er dem hallischen Waisenhause. Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestattete diesem letztern 1735 neue Privilegien zu Wiederanlegung einer Druckerei. Die von Canstein gestiftete Can steinsche Bibelanstalt begann 1712 mit dem Abzug von 5000 Exem plaren des neuen Testaments; im folgenden Jahre erschienen 4 neu Auflagen und die ganze Bibel in erster Auflage. Der Absatz davon bei der Niedrigkeit der Preise, hat sich bis jetzt so erhalten, daß in Laufe eines Jahrhunderts aus der Anstalt 2.171.986 ganze Bibeln und über eine Million neue Testamente hervorgegangen sind. Noch jetzt werden täglich 12.000 Bogen gedruckt.

Cantabile (ital., sangbar, Musik), 1) das Zusammenhängende Leichte und Fließende einer Melodie, wodurch sie sangbar wird; 2) die sanftern oder melodiösen Stellen eines Tonstücks, im Gegensatz der mehr bewegten, rauschenden oder der Passagen; 3) ein Tonstück von langsamer Bewegung und gleichem Charakter.

Cantal, 1) 5964 Fuß hohe Spitze des Auvergner-Gebirges in Frankreich, im Departem. Cantal. 2) franz. Departem. zwischen den Departements Cerrèze, Puy-de-Dôme, obere Loire, Lozère, Aveiron und Lot; 106½ QM. groß, mit 262.000 Einw., hat Viehzucht, Ack ker- und Weinbau, Leinweberei, Spitzenklöppeln. Das Departemen ist in 4 Bezirke: Mauriac, Murat, St.-Flour und Aurillac getheilt seine Hauptst. ist Aurillac.

Cantate, 1) (cantata, v. ital. cantare, singen, Musik und Dichtk.), ein lyrisches, auf musikal. Darstellung zunächst berechnetes Gedicht. Sie stellt Gefühle dar, wie jedes lyrische Gedicht, unterschei det sich aber dadurch von den andern Gattungen der Lyrik, daß sie der Begleitung der Musik nicht entbehren kann. Sie besteht aus 2 Theilen: einem deklamatorischen (dem Recitativ), und 2 rein lyrischen

der Arie und dem Chor. Das Recitativ ist erzählend, die Arie stellt eine einzelne bestimmte Empfindung dar, der Chor aber drückt die Gesammtempfindung Aller aus. Die geistlichen Cantaten oder Oratorien (s. d.) stellen religiöse Gefühle dar; die ihnen entgegengesetzten weltlichen oder profanen Cantaten haben es mit Gegenständen des Lebens, der Kunst ꝛc. zu thun. Ueberhaupt ist die eigenthümliche Sphäre der Cantate ein Kampf von Empfindungen. Der Streit zwischen Zweifel und Glauben, zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Bekümmerniß und Trost, wird, so wie der Triumph des siegenden Gefühls, im Gesange dargestellt. Die dramatische Behandlung ist nicht wesentlich. Als Dichter der Cantaten und Oratorien sind Ramler, Gerstenberg, Riemeyer, Jacobi, Bürde, van Swieten, Meißner („Lob der Musik"), als Componisten: Händel, Rolle, Wolf, Schuster, Jos. Haydn („Schöpfung", „Jahreszeiten"), B. A. Weber, K. M. v. Weber („Kampf und Sieg"), Winter („Timotheus"), A. Romberg ꝛc. zu den vorzüglichsten zu zählen. Die Cantate entwickelte sich im 16. Jahrh. aus dem Madrigal. 2) (Cantate-Sonntag), der 3. Sonntag vor Pfingsten, an welchem die Messe mit den Anfangsworten des 98. Psalms: „Cantate Domino canticum novum" beginnt.

Canterbury, Hauptst. der Grafschaft Kent in England; sendet 2 Parlamentsdeputirte, ist Sitz des Erzbischofs von Canterbury, eine alte Stadt, mit merkwürdiger Kathedrale, Synagoge, Generalhospital, ökonomischer Gesellschaft; 2093 Häuser und 12.750 Einw., welche Seidenwaaren, Kattune, besonders aber Musselin fertigen und mit Pöckelfleisch handeln. Starker Hopfenbau. In der Nähe 2 Heilquellen. Der Erzbischof von Canterbury ist Primas von Großbritannien, erster Pair des Königreichs, hat die Königskrönung zu verrichten, befiehlt über 20 Bischöfe (der londner ist sein Provinzialdecan, der von Wincheſter sein Kanzler, der von Rochester sein Capellan), schreibt die Nationalsynoden aus, wohnt gewöhnlich zu Lambeth-House bei London.

Cantharіden, s. Fliege.

Canto fermo wird dem Canto figurato (s. Figuralgesang) entgegengesetzt und bezeichnete sonst die psalmodische Recitation; neuerdings versteht man darunter oft eine einfach fortgehende choralmäßige Melodie.

Canton (franz.), überhaupt jeder in einer gewissen Beziehung abgegrenzte, als für sich bestehendes Ganze, betrachtete Theil eines Landes oder Gebiets oder einer Stadt. 2) Bezirk, aus welchem für einzelne Regimenter Rekruten ausgehoben werden. In Deutschland hat die Conscription und die darauf gekommene allgemeine Militärpflichtigkeit dem Cantonsystem ein Ende gemacht. 4) Die einzelnen Theile der helvetischen Republik, wiewohl solche in der Schweiz selbst nicht Cantons, sondern Orte und Ortschaften heißen. 5) Bisweilen braucht der Ausländer: Cantone für Schweiz. — Cantoniren heißt, wenn die Soldaten zwar nicht im Felde, aber doch in Städten und Dörfern nahe beisammen liegen, um sich, sobald es nöthig, zu einem Heere zu vereinigen; daher Cantonirung, Cantonirungsquartiere, und Cantonspflichtig so viel als militärpflichtig.

Canton (John), scharfsinniger, englischer Naturforscher, geb. zu Strout in Gloucestershire 1718; Anfangs für das Geschäft seines Vaters, eines Tuchwebers, bestimmt, bewog er diesen durch seine außerordent-

liche Neigung zu den math. und physik. Wissenschaften, ihn 1737 nach London zu schicken, wo er Schreiber bei Samuel Watkins, einem Lehrer an der Akademie des Spital Square, ward und später dessen Stelle erhielt. Schon 1750 machte er sich durch die Erfindung, künstliche Magnete ohne den Gebrauch der natürlichen zu fertigen, bekannt und ward Mitglied der Royal Society zu London, in deren Schriften er schätzbare Aufsätze lieferte; vorzüglich beschäftigte er sich mit Elektricität, trug viel zur Verbreitung der Franklinschen Entdeckungen bei, erfand den Elektrometer und entdeckte 1762 zuerst die Elastizität des Wassers, indem er bewies, daß das Wasser durch das doppelte Gewicht der Atmosphäre um $\frac{1}{10800}$ seines Raumes zusammengepreßt werde. Er st. 1772 zu London.

Canut I., König von England und Dänemark, regierte von 1017 — 1035. Man hat ihn den Großen genannt und nicht unwürdig scheint er dieses Namens. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit vereinigten sich in ihm. Zuerst vertheilte er, um sich den großen Reichsbaronen dankbar zu erweisen, die wichtigsten Provinzen unter sie und behielt bloß Wessex für sich; in der Folge aber zog er jene Provinzen wieder gewaltsam ein und vertrieb die Großen aus dem Reiche. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete überhaupt eine ungemeine Strenge; viele Hinrichtungen geschahen, weil er sie seiner Lage nach für nöthig hielt; mit Recht fiel zwar der Verräther Edrik, Graf von Mercia, der 1015 seinen König Edmund von England verrathen und ihn 1017 sogar hatte ermorden lassen. Sobald aber durch diese Blutscenen das Reich beruhigt war, zeigte sich Canut als gütiger Herrscher, um die Besiegten mit sich auszusöhnen. Er übte strenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterschied zwischen Dänen und Engländern, schickte einen großen Theil der Erstern wieder nach Dänemark zurück, stellte alle angelsächs. Gewohnheiten wieder her und riß die Scheidewand, welche beide, an Sprache und Sitte einander so ähnliche Völker, trennte, nieder, so daß sie seitdem sich nie wieder als zweierlei Nationen betrachteten. Seinen noch immer wankenden Thron in England stellte er fest gegen die französischen Normänner, indem er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Ethelred's Wittwe, die Königin Emma heirathete. Hierauf unternahm er einen Kriegszug nach seinen dän. Staaten, in welche der König von Schweden eingefallen war. Späterhin, 1028, machte er einen andern Zug nach Norwegen, vertrieb den dortigen unkriegerischen König Olav und eignete sich dessen Provinzen zu. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn ernste Gedanken an die zukünftige Welt; er fand, wie Salomo, die irdische Majestät eitel und warf sich fromm in die Arme der Religion. Er baute Kirchen und Klöster und beschenkte sie königlich, unternahm eine Wallfahrt nach Rom, wo er sich lange stillen und frommen Betrachtungen hingab. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor seinem Tode, war gegen Malcolm, König von Schottland, gerichtet, der seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollte. Von seinem Privatleben wissen wir fast Nichts. Er st. 1035. Um seine Schmeichler zu beschämen, setzte er sich einst zur Zeit der Fluth an das Meeresufer und gebot den Wellen, seine Füße nicht zu berühren, da sie aber dennoch aufschwellend selbige benetzten, stand er mit den Worten auf: „Nur der Allmächtige, der dem Ocean seine Thore gab, konnte sagen: Bis hierher und nicht weiter!“

Canzone, lyrische Dichtart provenzalischen Ursprungs, schon im 13. Jahrh. in Italien gebräuchlich, von Petrarca in bestimmte Form gebracht (daher Canzone Petrarchesca) und von den Toscanern ausgebildet (daher Canzone Toscana) besteht aus Stanzen von eilf- und siebensylbigen Versen, mit gleich gestellten Reimen und schließt gewöhnlich mit einer Stanze, die kleiner ist, als die übrigen, und ripresa, congedo, comiato (Abschied) heißt. Die Canzone Anacreontica besteht aus kleinern Stanzen und kürzern Versen; die Canzone Pindarica (Canzone alla Greca), (zuerst im 16. Jahrh. durch Luigi Alamanni eingeführt und durch Chiabrera ausgebildet), ist so, wie die Anacreontica, den Dichtern des Alterthums nachgebildet. Die Form ihrer Stanzen, die Freiheit in der Versart und Stellung der Verse machen sie den griech. Chören gleich. — Der romant. Gesang, der im Italienischen Canzone heißt, ist nicht so populär, wie das Lied, aber doch von der eigentlichen Ode sehr verschieden. Er thut Verzicht auf die Gedankenfülle, die Kühnheit, die Energie und den Lakonismus, durch den sich die gelungene Ode auszeichnet. Der Flug der Ode ist Adlerflug. Die Canzone gleicht einem Schwane, der auf einer großen Wasserfläche feierlich hingleitet und weite Kreise zieht. Durch Umständlichkeit der Empfindungsgemälde nähert sich diese Dichtungsart der Elegie. Sie liebt viele Worte und wird deßwegen leicht geschwätzig. Selbst im philosoph. Ernste, den sie mit der Ode gemein haben kann, behält sie etwas Ueppiges und Weiches. Mit diesem Charakter stimmt auch ihr metrischer Bau überein. — Canzone a ballo, eine der ältesten ital. Dichtarten, welche beim Tanze gesungen wurde, ist seit dem 16. Jahrh. nicht mehr üblich.

Canzoncita (Poesie und Musik). 1) In der ital. Poesie eine Canzone aus kurzen Versen, die bei den Dichtern des 15. Jahrh. sehr im Gebrauch waren. Rinuccini und nach ihm Chiabrera haben deren in neuerer Zeit gedichtet und ihnen mehr Anmuth eingehaucht. Meist sind es Lieder mit dem Ausdrucke zärtlicher Empfindung. In der Musik versteht man deßhalb gemeiniglich darunter 2) kleine ital. Lieder, oder auch kleine Melodien und Themen zu Variationen.

Cap, Vorgebirge, bezeichnet überhaupt eine jede Landspitze, die sich ins Meer hinein erstreckt. Gewöhnlich aber begreift man unter diesem Namen das Vorgebirge der guten Hoffnung (Cap de bonne espérance), nämlich die Südspitze von Afrika und zugleich die wichtigste Colonie der Engländer in diesem Welttheile. Von Südosten nach Südwesten sind hier viele Gebirge; im Osten ist das Mondgebirge und im Norden das Niewveldsgebirge. Das Klima ist gemäßigt; man kennt nur 2 von den periodisch abwechselnden Winden entstehende Jahreszeiten, von denen der Winter, vom Mai bis August, die schönste ist. Die höhern Berggegenden bringen Gras hervor und taugen am Besten für die Viehzucht; die Steppenländer werden vorzüglich zur Schafzucht benutzt; doch sind auch hier gesegnete Gegenden, die vielfältige Frucht bringen und mit dem erzeugten Weizen und allen Arten der besten Küchenkräuter nicht nur die vielen hier landenden Fahrzeuge aller Seenationen versorgen, sondern auch noch einen beträchtlichen Ueberfluß von Weizen nach Batavia abgeben können. Der hier wachsende Capwein ist einer der besten und feurigsten Weine. Alle aus Europa nach den Weinbergen von Constantia am Cap versetzte Weinstöcke haben etwas vom Geschmack der Mutterreben behalten, aber sich sämmtlich veredelt. Der vorzüglichste

ist der Cap Pontac geworden. So lange die Holländer diese Colonie besaßen, war der Weinbau nur unbedeutend, wächst aber jährlich jetzt immer mehr. Die Britten, welche die mit Branntwein versetzten Weine, z. B. die Portofaktorweine lieben, schätzen den Capwein nicht sehr hoch, weil man dort nicht gewohnt ist, ihm den Branntweinzusatz zu geben, welchen er nicht bedarf, um sich zu halten. Er ist daher im Cap wohlfeiler, als zur Zeit der niederländischen Regierung. Die herrschende Religion ist die evangelische. Die neueste Missionsanstalt der Herrnhuter ist 120 deutsche Meilen von der Capstadt. Die engl. Regierung hat den Missionarien, die sich dort niederlassen wollen, eine bedeutende Strecke Landes zum Anbau angewiesen. Künste, Wissenschaften und Fabriken wurden bisher sehr vernachlässigt. Dieses Vorgebirge wurde zuerst 1486 von den Portugiesen unter Bartholomäus Diaz entdeckt, obgleich die Venetianer schon im 14. Jahrh. damit bekannt gewesen seyn sollen, und man noch in dem Kloster St.-Michael zu Murano bei Venedig das Planisphärium des ital. Mönchs Fra-Mauro, nach Andern Paul Toscanello, aufbewahrt, auf dem das Vorgebirge deutlich steht. Diaz nannte das Vorgebirge, wegen der daselbst ausgestandenen Stürme, Cabo tormentoso oder tormentos, das stürmische; aber König Johann II. verwandelte diesen Namen in den des Vorgebirgs der guten Hoffnung, weil er nun nach Erreichung der Südspitze von Afrika gegründete Hoffnung hatte, daß seine Nation auch den Seeweg nach Ostindien glücklich finden würde. Doch legten die Portugiesen keine feste Colonie hier an. Dieß thaten die Holländer 1653, und Van Riebeck soll von den benachbarten Hottentotten diese Freiheit mit den erforderlichen Ländereien für 90.000 Gulden erkauft und da ihnen das Geld unbrauchbar gewesen wäre, ihnen dafür Leinwand, baumwollene Zeuche, Corallen, Messer ꝛc. nach willkürlichen Sätzen gegeben haben. Allmählig vermehrte sich die Zahl der Colonisten, die sich nun auch in den entlegenen Gegenden an der Ost- und Westküste anbauten. Von den alten Colonisten besitzt jeder 60 Morgen als völlig freies Eigenthum, ohne Abgabe von demselben zu entrichten. Die spätern bezahlen einen jährl. Grundzins von 24 Thlr. Die Gutsbesitzer um die Capstadt lassen ihre meisten großen Güter durch Sklaven unter gewissen Aufsehern bearbeiten und verzehren ihre oft ansehnlichen Einkünfte in der Stadt. Die entferntern bebauen ihre Felder selbst und halten sehr zahlreiche Heerden, oft von 3000 Rindern und 10.000 Schafen, und leben fern vom Luxus und durch große Räume, Flüsse, Gebirge ꝛc. oft von ihren nächsten Nachbarn getrennt. Auch hier besorgen Sklaven die schwerste Arbeit. Die wichtigsten Staatseinkünfte wurden bisher aus dem Zehnten des Getreides, aus dem Monopol des Weinhandels, der Verproviantirung der anlandenden Schiffe ꝛc. gezogen; aber sie deckten bei weitem die ungleich stärkere Ausgabe nicht. In dem Kriege mit Frankreich nahmen die Engländer 1795 diese Colonie in Besitz, gaben sie aber im Frieden zu Amiens wieder zurück. Beim Wiederausbruch des Kriegs nahmen die Engländer im Anfange des J. 1806 die Colonie abermals und behielten sie durch den Traktat mit den Niederlanden vom J. 1814. An der Spitze der Regierung steht ein engl. Gouverneur (jetzt Lord Cole), der eine Garnison von 6000 Mann unter sich hat. Für die besondern Fächer der Verwaltung sind eigene Collegien verordnet. Jeder Distrikt hat überdieß seinen eigenen Bürgerrath. Das Land hat 7 Distrikte. Die einzige Stadt der Colonie und des Gouver-

nements, Capstadt, hat 1200 regelmäßig angelegte Häuser, die von Ziegelsteinen gebaut und wegen der dort stürmenden Winde mit Stroh gedeckt sind. An der Ostseite ist sie durch ein Kastell mit 5 Bastionen, hohen Mauern und Gräben, das die Bai bestreicht, und an der Westseite durch das Fort Amsterdam gedeckt. Bei jenem sind auch die Magazine und Packhäuser der ehemaligen Compagnie und die Werkstätten der für dieselbe arbeitenden Handwerker. Merkwürdig sind ferner die Schiffswerfte, das Hospital und der berühmte Garten der ehemaligen ostindischen Gesellschaft mit der Sommerwohnung für den Gouverneur. Sehr wichtig ist der Handel mit den vorbeisegelnden Schiffen, die sich nie unter 4 hier aufhalten. 1825 hatte die Capstadt über 20.000 Einw., darunter 7500 Negersklaven. Die ganze Colonie (oder das Capland bis zum 30° S. Br., 6000 QM.) zählt über 40.000 Hottentotten und 23.000 Malaien und Neger, mit den Weißen und Freien überhaupt 120.000 Bew. Die Einkünfte beliefen sich 1829 auf 1.463.500 Thlr., und die Ausgaben an 1.250.000 Thlr. 1826 legte die brit. Regierung in der Capstadt ein Museum für Natur- und Kunstgegenstände an. Vergl. Le Vaillant, Sparmann, Lichtenstein, Percival, Barrow und Burchell's Prachtwerk: „Account of the Interior of South-Africa", sowie Thompson's „Travels and Adventures in Southern Africa" (Lond. 1827. 4.)

Cap Breton, eine englisch-nordamerikanische Insel vor dem Eingange des Lorenzflusses von 112 QM. mit 4700 Einw., hat sehr zerrissene Küsten und ist durchaus waldig. Man bauet dort Gerste und Hafer, gewinnt aber viel durch Fischfang und Steinkohlengruben. Sidney ist die jetzige Hauptstadt und der Sitz eines Statthalters; die Verwaltung ist ganz militärisch.

Capacität (v. lat.), 1) Tüchtigkeit, Fähigkeit, Fassungskraft; 2) der körperliche Inhalt eines hohlen Raums, so: eines Schiffs, Fasses oder sonstigen Gefäßes. — Capacität für Elektricität (Phys.), Menge der Elektricität, deren ein Körper bedarf, um zu gleicher elektrischer Spannung, wie ein anderer zu gelangen; sie richtet sich nach der Oberfläche, nicht der Masse; in einem vertheilend wirkenden Körper nimmt sie eben so zu, wie seine Intensität abnimmt — Capacität für Wärme, das Verhältniß der Menge von Wärmestoff, welche in einem Körper eine bestimmte Veränderung seiner Temperatur hervorbringt, zu der Masse (dem Gewichte), oder nach andern auch zum Volumen desselben Körpers. Die Temperatur des Wassers verhält sich zu der des Quecksilbers wie 33 zu 1.

Capelle (capella, lat.), 1) (Kirchenw.), eine kleine Kirche zum Unterschied der eigentlichen Pfarr- oder Kathedralkirchen, welche entweder an eine größere angebaut ist oder für sich besteht, oder auch in einem Privathause angebracht ist. Der Name soll von dem Diminutivum des lateinischen cappa, Kappe kommen und ursprünglich ein Käppchen, womit man den Kopf bedeckt, bezeichnen. Die fränkischen Könige verehrten nun das Käppchen des heil. Martin als Relique und bewahrten es in einem besondern Raum auf. Dieser erhielt den Namen capella und die zur Bedienung der Reliquie bestimmten Leute den Namme capellani Später ging dieser Ausdruck auf andere kleinere gottesdienstliche Gebäude über. 2) In den evangelischen Kirchen ein Nebenzimmer oder abgesonderter verschlossener Stuhl in der Kirche; 3) die Gesammtheit der zur Bedienung einer Capelle bestimmten geistlichen Beamten (Capellane) über-

haupt; 4) insbesondere die Gesammtheit der zum Gottesdienst bestimmten Musiker, weil diese gewöhnlich in einer an die Kirche angebauten Capelle stehen; daher in weiterer Bedeutung 5) jeder Verein von Tonkünstlern, welche ein Fürst oder Herr in Diensten hat. Er besteht gewöhnlich, wenn er für Kirchenmusiken bestimmt ist, mit Einschluß der Sänger aus 70—80 Personen; ohne dieselben werden wenigstens 30—40 Personen erfordert. Der Capellmeister leitet das Ganze, bald ohne Instrument mit dem Taktstocke, bald bei Kirchenmusiken durch die Orgel; bei Theater- und Kammermusiken, wo 14 Personen das Minimum ist, mit dem Flügel, bei kleineren Musiken und schwacher Besetzung mit der Geige. Jede Capelle muß gut eingespielt seyn und sich nach einer angenommenen Manier richten, damit sie durch gemeinsames Streben nach Einem Ziele ein Ganzes bildet. Der Capellmeister muß außer der umfassendsten Harmoniekenntniß auch jedes einzelne Orchesterinstrument wenigstens theoretisch kennen, und in den Stimmen vorkommende Fehler anzugeben oder zu verbessern verstehen. Vgl. „Matthèson vollkommener Capellmeister," (Hamburg 1739) und „Junker einige der vornehmsten Pflichten eines Capellmeisters" (Winterthur 1782).

Capello (Bianca), aus einer der berühmtesten Patricier-Familien Venedigs entsprossen, die zweite Gattin von Franz von Medicis, wurde durch eine sonderbare Begebenheit zum fürstlichen Range erhoben. Ein junger Florentiner, Peter Bonaventuri, aus einer biedern, aber armen Familie, Commis des Bankgeschäftes, welches die Salviati von Florenz zu Venedig führten, wohnte gerade im Angesichte des Pallastes Capello. Er sah Bianca, welche die Natur mit dem Zauberreiz seltener Schönheit begabt hatte, verliebte sich in die junge Venetianerin und gab es ihr zu erkennen. Eine einnehmende Gestalt sprach zu Bonaventuri's Gunsten; er warderhört. Bianca konnte sich seit der ersten Zusammenkunft der Liebe nicht erwehren und trug um so weniger Bedenken, sich ihrer Neigung hinzugeben, als sie in diesem Augenblicke Bonaventuri für Salviati selbst hielt. Salviati war aus einem sehr bedeutenden Hause aus Florenz, mit dem das ihrige ohne Mißverhältniß sich verbinden durfte. Als ihr in der zweiten Unterredung mit ihrem Geliebten in dieser Hinsicht ihr Irrthum benommen war, verlor sie zwar die Hoffnung, ihn als ihren Gatten umarmen zu können, allein die Liebe dauerte fort; sie verbot ihm jedoch, sie ferner zu besuchen. Bonaventuri, in dessen Herzen es mehr als je glühte, fand Mittel, ihr ein Briefchen zukommen zu lassen, worin er sie beschwor, ehe sie den letzten Entschluß faßte, noch einmal die Dunkelheit der Nacht und die Stunden zu benutzen, wo in ihrem Hause Alles in tiefem Schlafe liege, um zu ihm zu kommen und mit ihm zu sprechen. Dieses sey für sie um so leichter, da sie nur quer über die Straße zu gehen habe. Er versicherte sie zu gleicher Zeit über die Folgen dieses Schrittes, indem er ihr auf das Heiligste beschwor, ihre Tugend solle bei dieser nächtlichen Zusammenkunft ungefährdet bleiben. Zu schwach, einen solchen Vortrag abzulehnen, verließ Bianca ihr Haus in der folgenden Nacht, ließ die Thüre für ihre Zurückkunft nur halb offen, und schlich in das Zimmer ihres Geliebten. Sie verließ ihn um die Morgendämmerung, und als sie sich wieder nach Hause begeben wollte, fand sie die Thüre geschlossen. Jetzt galt es, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Bianca gab dem Bonaventuri ihr Wort und schlug ihm vor, mit ihr zu fliehen. Es geschah

auf der Stelle. Sie warfen sich in den ersten besten Kahn, ohne daß sie sich die Zeit nahmen, sich zu vermummen, und da sie glücklich aus den Lagunen herausgekommen waren, schlugen sie den Weg nach Florenz ein. In Pistoja war es, wo ein Priester den Fliehenden die Einsegnung ihres Bundes ertheilte. Bonaventuri führte seine Braut zu seinem Vater nach Florenz, der in einem der Armuth nahen Zustande dort lebte. Bianca, welche die Liebe über die Ungunst des Glücks tröstete, theilte ohne Murren mit ihrer Schwiegermutter alle Sorgen der Haushaltung. So lebte sie einige Zeit; und obgleich sie sich fast nie außerhalb des Hauses sehen ließ, führte doch der Zufall den Großherzog vor ihrem Fenster vorüber; sie ward von ihm wahrgenommen. Dem Eindrucke, den ihre Schönheit auf das Herz des Fürsten machte, folgte bald die lebendige Begierde, sie kennen zu lernen. Er entdeckte dieses einem seiner Günstlinge. Dieser hatte eine gewandte und in den Künsten der Buhlerei viel bewanderte Gattin, welche, in einer Unterhaltung mit Bianca's Schwiegermutter, ihre Dienste für die Schwiegerin anbot und zugleich das Versprechen gab, ihr bei dem Großherzog jede Gnade, die sie sich ausbieten würde, auszuwirken. Bianca gab um so williger diesem letzten Vorschlag Gehör, als sie in steter Unruhe wegen ihrer Familie lebte, deren Verfolgungen sie fürchtete, und weil sie mehr als einmal an Mittel gedacht hatte, Empfehlungen bei dem Herzoge zu erhalten, damit sie durch seinen Schutz hinlänglich gesichert wäre. Als sie darauf von dieser Dame eingeladen wurde, begab sie sich zu derselben. Der Großherzog fand sich auch wie von ungefähr da ein und bot ihr gerade in dem Augenblicke seinen Gruß, als die Dame unter einem Vorwande sie allein gelassen. In der ersten Bewegung bei dem überraschenden Anblicke des Fürsten warf sie sich zu dessen Füßen und bat ihn mit Thränen, er möge doch nicht nach ihrer Ehre streben. Er hob sie huldreich von dem Boden auf, machte ihr eine Liebeserklärung voll Schonung und Achtung und eilte schnell fort, indem er sie in solcher Bestürzung zurückließ, daß sie vergaß, die Gelegenheit zur Erbittung einer Schutzwehr zu benutzen. Ihre Lage veränderte sich nach dieser Zusammenkunft sehr bald. Der Großherzog ließ ihren Gatten kommen und gab ihm eine beträchtliche Stelle am Hof; er überhäufte ihn mit Ehren und Pensionen, und Bianca sah sich bald in glänzende Glücksumstände versetzt. Der junge Bonaventuri genoß jedoch nicht lange seines Wohlstandes; Stolz und Dünkel bemächtigten sich seiner Seele; er machte sich mächtige Feinde und wurde in der Nacht auf den Straßen von Florenz im J. 1574 von einem Trupp gedungener Meuchelmörder niedergedolcht. Als einige Jahre später der Großherzog durch den Tod seiner ersten Gemahlin, der Johanna von Oestreich, Wittwer geworden war, da ward er tiefer als je von Bianca's Reizen ergriffen und verband sich mit ihr im J. 1579 durch eine feierliche Vermählung. Zwei Gesandte vom ersten Range und der Patriarch von Aquileja, mit einer Begleitung von 90 Nobili, wurden von der Republik Venedig nach Florenz abgeordnet, um die Feierlichkeit dieser Vermählung durch ihre Gegenwart zu erhöhen. Der Senat, der Bianca Capello die Juwelen des Hauses Capello gestohlen zu haben beschuldigt und auf ihres Gatten Kopf einen Preis von 2000 Ducaten ausgesetzt hatte, überhäufte sie jetzt mit Auszeichnungen. Eine Urkunde desselben, worin sie zur Königin von Cypern erklärt war, wurde öffentlich verlesen und die königliche Krone ihr von einem der

Gesandten auf das Haupt gesetzt. Der Großherzog lebte mit seiner neuen Gemahlin stets in der vollkommensten Herzenseintracht und nichts würde ihrem Glücke gefehlt haben, wenn nicht die ungeziemenden Reden und das Geschrei seines Bruders, des Cardinals Ferdinand von Medicis, der zu Rom weilte, einige Bitterkeit eingemischt hätte. Der Cardinal, der nun einmal in die Verbindung seines Hauses mit gekrönten Häuptern vernarrt war, sprach von der jüngsten Vermählung seines Bruders nur mit dem Ausdrucke der Verachtung. Auf einer Reise, die er im J. 1585 nach Florenz machte, wurde er von dem Großherzog auf einer Jagdpartie auf dem schönen Hause Poggio zu Canajo, einige Meilen von Florenz, eingeladen. Hier speiste der Cardinal mit dem Großherzog und dessen Gemahlin; allein gegen das Ende der Mahlzeit wurde die Großherzogin und fast im nämlichen Augenblicke der Großherzog urplötzlich von grausamen Schmerzen in den Eingeweiden ergriffen und erlagen in wenig Stunden der Gewalt des Giftes. Bianca verschied 5 Stunden darauf, als sie ihren Gemahl hatte sterben sehen. Der Cardinal verweigerte ihnen, so sagt man, die Hülfe, die sie forderten und verbot, Aerzte herbei zu rufen; demnach läßt sich kaum zweifeln, daß er der Urheber dieses Verbrechens gewesen ist. Der Cardinal legte jetzt seine geistlichen Würden nieder und bot nun Alles auf, um seinen Leumund von dem unseligen Verdachte einer Vergiftung zu befreien; allein auch die unparteiloſe Nachwelt hat bisher noch keine Gründe finden können, welche sie berechtigten, das durch den Mord des Bruders befleckte Andenken Ferdinands für makellos zu erklären. — Meißner hat diesen Stoff zu einem interessanten Romane benutzt.

Caper, ein Schiff, welches in Kriegszeiten von einem oder mehrern Privaten (armateurs), oder auch auf Actien ausgerüstet wird, um Schiffe, die feindlicher Unterthanen Eigenthum sind, oder neutrale Schiffe, die dem Feinde Kriegsvorräthe zuführen, oder wider erklärte Blocadegesetze nach feindlichen Häfen oder aus diesen Handel treiben, wegzunehmen. Die dazu nöthige Autorisation (Lettres de marque) ertheilt gemeiniglich die Admiralität des Landes. Ohne solche Caperbriefe betrachtet man die Caperunternehmungen als Seeraub, und straft deren Capitaine und selbst deren Matrosen als Seeräuber. — Eigentlich ist die Caperei dem Völkerrecht zuwider, weil die Kriege zwischen den Regierungen, nicht aber zwischen feindlichen Kaufleuten geführt werden. Dennoch findet sie bis jetzt bei allen Seekriegen statt. Die ersten Spuren derselben findet man im 12. Jahrh., wo in Dänemark ein Verein gegen Seeräuber, auch um sie anzugreifen, zusammen trat. Der Wunsch, welchen die franz. Nationalversammlung 1792 aussprach, die Caperei gänzlich abzuschaffen, fand damals noch kein Gehör; nur zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist in einem Vertrag von 1785 bedungen worden, daß sie auch im Falle eines Krieges keine Caperei gestatten wollten. (Vergl. Neutralität.) Die Caper stehen unter den Befehlen der commandirenden Seeoffiziere ihres Staats und müssen die Sicherheitspässe derselben respektiren. Eigenmächtige Besitznahme der angefallenen Schiffe ist ihnen nicht erlaubt, sondern sie müssen dieselbe in einen Hafen ihres Souveräns bringen und vor den bestellten Prisengerichten als Kläger auftreten und solche für gute Prise erklären lassen. Wenn sie die Prise auch in fremde Häfen bringen, werden dennoch die Papiere an das Admira-

litätsgericht des Souveräns eingeschickt, und dort das Urtheil gefällt. In Frankreich hat die Organisation dieser Gerichte ein sehr abwechselndes Schicksal gehabt. Früher gehörte dieses Gericht zu dem Amte des Großadmirals, später, 1719 und 1744, wurde ein eigenes Prisengericht eingerichtet; 1793 wurden die Handelsgerichte damit beauftragt; endlich 1800 das Prisengericht wiederhergestellt, welches seit 1814 zum Departement des Marineministers gehört. In England gehören Prisensachen vor das Admiralitätsgericht, welches von einem einzigen Richter gebildet wird. Das Admiralitätsgericht spricht nach röm. Recht; die Appellationen gehen an die Kanzlei, wo eine besondere königl. Commission zu ihrer Erledigung besteht.

Capern sind die Blüthenknospen des Caper- oder Capernstrauchs (cappares spinosa) im südlichen Frankreich und in noch wärmern Gegenden. Auch die zarten Blumenknospen des Genist (spartium scoparium), Bramknospen, können, in Salz und Essig gelegt, solche vertreten, gleich den Blüthenknospen der indianischen Kresse (tropaeolum majus).

Capetinger. So heißt das franz. Königsgeschlecht, das Europa 120 Souveräne gegeben hat, als 37 Könige von Frankreich, 22 Könige von Portugal, 12 von Neapel und Sicilien, 5 von Spanien, 3 von Ungarn, 3 Kaiser von Konstantinopel, 3 Könige von Navarra, 17 Herzoge von Burgund, 12 Herzoge von Bretagne, 2 Herzoge von Lothringen und 4 Herzoge von Parma. Die Geschichte dieses Königsstammes ist zugleich die Geschichte der Entstehung und der Ausbildung der franz. Monarchie. (Vgl. Frankreich.) Die capetingische Dynastie begann 987 mit Hugo Capet (s. d.), und ist, nach dem Hause Welf, gegenwärtig das älteste regierende Haus der Welt. (Vgl. Bourbon, Haus).

Capi-Aga, Capigi, Capigi-Baschi, s. Serail.

Capillarität (Physik), die Anziehungs- und Cohäsionskraft, in wiefern solche sich in Haarröhrchen (s. d.), aber auch zwischen von einander nur um den Diameter eines Haarröhrchens entfernte Platten, auf eine der Schwere der in oder zwischen ihnen befindlichen Flüssigkeiten entgegengesetzte Weise, also diese bis zu einer gewissen Grenze aufhebend, äußert. Zu Folge derselben steigen Flüssigkeiten in Haarröhrchen, oder zwischen einander sich sehr nahen Platten, von größerer Dichtigkeit und specifischer Schwere aufwärts und zwar im umgekehrten Verhältniß der Durchmesser; Wasser z. B. erhebt sich in einem Haarröhrchen von $\frac{1}{2}$ Linie im Durchmesser um 1 Zoll, von $\frac{1}{4}$ Linie im Durchmesser um 2 Zoll ꝛc. Quecksilber dringt in ein gläsernes Haarröhrchen gar nicht ein, wohl aber in ein goldenes. Viele Naturerscheinungen finden in der Capillarität ihre Erklärung, so: die durchgängige allmählige Benetzung eines nur mit einem Ende in Wasser getauchten Stücks ungeleimten Papiers, die Eigenschaft, vermöge deren dasselbe als Löschpapier dient, das Zerfließen des Zuckers, der nur mit einer seiner Flächen Wasser berührt; das Naßwerden von Sand (bis zur Höhe von 18 Zoll), wenn auch nur die Grundfläche eines Sandhaufens mit Wasser in Berührung kommt; das Aufsteigen des Oels, oder geschmolzenen Wachses oder Talges in dem Dochte einer Lampe oder einer Kerze; das gemeine Phänomen des Trockenwerdens nasser Stellen durch Abwaschen mit Schwämmen oder wollenen oder leinenen Lappen ꝛc.

Capitain, der Befehlshaber einer Compagnie. Im Mittelalter bedeutete es einen Feldherrn oder Feldhauptmann. Ein Schiffs-C. hat ein Schiff zu befehligen. General-C. ist in Spanien der höchste Befehlshaber über die Landtruppen; in den Colonien auch der Generalgouverneur. C.-Lieutenant, im östreich. Dienst so viel wie Stabs-C. C.d'armes, Kammerunteroffizier einer Compagnie, dem die vorräthigen Kleidungsstücke, Waffen u. s. w. zur Aufsicht und Verwaltung übergeben sind.

Capitale, Vorräthe beweglicher nützlicher Sachen, die zunächst nicht zur Verzehrung, sondern zur Hervorbringung eines Einkommens für den Eigenthümer bestimmt sind. Dieses Einkommen bewirken sie dadurch, daß mit ihnen Arbeit und deren Bedingungen bezahlt, dadurch aber nützliche Dinge von so großem Werth hervorgebracht werden, daß nicht nur das ganze Capital, welches die Arbeit gekostet hat, wieder ersetzt wird, sondern auch noch Etwas übrig bleibt, welches für die Eigenthümer der Capitale ein Einkommen bildet. Die Nothwendigkeit und der Nutzen der Capitale für ein Volk läßt sich leicht einleuchtend machen. Nur sehr wenig von Dem, was der Mensch täglich braucht, liefert ihm die Natur, ohne daß er selbst Etwas dabei zu thun brauchte; das Meiste muß durch Arbeit, Geschicklichkeit und Fleiß geschaffen, vermehrt, vervollkommnet werden. Hierzu bedarf der Mensch Zeit, und während der Zeit, daß er die verschiedenen Bedürfnißmittel hervorbringt, muß er leben. Dieses könnte er aber nicht, wenn nicht Vorräthe von Lebens- und Bedürfnißmitteln vorhanden wären, die ihm vorgeschossen würden, und wenn er diese verzehrt hat, muß er wieder von neuem dergleichen hervorbringen, folglich neue Vorschüsse erhalten, d. h., es sind Capitale und wiederholt Capitale nöthig, wenn nützliche Arbeit fortdauernd geschehen soll, und um so mehr und um so größere Capitalien, je vollkommner der Zustand der menschlichen Gesellschaft wird. Denn 1) da in einem solchen Zustande Das, was der Arbeiter macht, ihm selten zur Zehrung dient; da ferner, wenn die Arbeit vertheilt ist, die Bestandtheile des Dinges durch sehr viele Hände gehen müssen, ehe es vollendet ist; da oft sich einander ganz fremde Menschen, deren keiner von dem andern Etwas weiß, an einem und demselben Dinge arbeiten, worüber viel Zeit vergeht, ehe das Ding zur Befriedigung eines Bedürfnisses gebracht werden kann, während welcher Zeit die ganze Reihe jener Arbeiter leben will; da endlich die Sachen, wenn sie auch fertig sind, bald eine kürzere, bald eine längere Zeit aufbewahrt werden müssen, ehe sie zum Verbrauche gelangen können: so müssen alle diese Arbeiter, welche mit jenen Sachen beschäftigt sind, von einem andern Produkte zehren als von dem ihrigen, und es muß also der ganze Unterhalt derselben, oder ihr Arbeitslohn, vorräthig seyn, wenn die Arbeit geschehen soll. 2) Die Arbeiter verbrauchen eine Menge Materialien zu ihren Arbeiten, die um so größer seyn muß, je mehr das Produkt durch eine geschickte Vertheilung der Arbeit in kurzer Zeit vervielfältigt ward. Diese rohen Materialien müssen also gleichfalls in Vorrath angeschafft und immerfort erneuert werden, wenn die Arbeit ohne Unterbrechung fortgesetzt werden soll. 3) Auch sind Instrumente, Maschinen, Arbeitsgebäude, Magazine u. s. w. nöthig, welche sämmtlich erst durch vorgängige Arbeit hervorgebracht werden müssen, und zum Capitale gehören. 4) Sollen die vorräthigen Waaren gekauft werden, so müssen die Käufer den Tauschwerth vorrä-

thig gaben, um ihn dem Eigenthümer der Waaren zu geben, d. h. sie müssen Capitalien besitzen; insbesondere wenn sie die Waaren nicht zum Selbstverzehren, sondern um sie wieder zu verkaufen oder damit zu handeln, anschaffen. Endlich 5) erfordert auch die Verführung von Waaren von einem Ort zum andern einen großen Apparat von Schiffen, Wagen u. s. w. Alles Dieses sind Bestandtheile des Capitals einer Nation, und sie machen die nothwendigen Bedingungen aus, unter welchen allein die Vervollkommnung der Arbeit sich ausbreiten kann. — Da das Geld das allgemeine Tauschmittel ist, wofür also alle nützliche oder brauchbare Dinge zu haben sind, so gehören die Geldvorräthe bei einem Volke natürlicherweise auch zum Capitale, ja man nennt die Geldvorräthe schlechthin Capitale. — Zu dem Begriffe des Capitals gehört der Begriff der Beweglichkeit. Daher gehören Grundstücke oder Grund und Boden nicht unter den Begriff Capital. Der Reichthum eines Landes besteht aus Grundstücken und Capitalien. Erstere können vermittelst der Capitale hervorgebracht oder vervollkommnet seyn, und man sagt sodann: es stecken Capitale in ihnen, aber sie selbst werden nicht zu den Capitalien gerechnet. Die Capitale hören auf Capitale zu seyn, sobald sie zur Verzehrung übergehen, und sie werden in dieser Hinsicht dem Einkommen (s. d.) entgegengesetzt. Eine Nation so wie ein Individuum wird jährlich reicher, wenn sie ihr Einkommen nicht ganz verzehrt, sondern davon jedes Jahr Etwas zum Capital schlägt, und auf diese Weise ihr Capital immer mehr vergrößert. Wenn diese wachsenden Capitale so angewandt werden, daß dadurch immer mehr Produkte erzeugt werden, als während ihrer Erzeugung von dem Volke verzehrt wurden, so wächst der Nationalreichthum immer mehr. — Capitale sind eine Hauptbedingung, ohne welche keine Produktion und kein Gewerbe gedeihen oder groß werden kann; wenn daher ein neues Gewerbe in einem Staate aufkommen soll, so muß erst das dazu nöthige Capital vorhanden seyn. Ist daher in einem Gewerbe ein Capital vorhanden, und wird dieses Capital durch andere vortheilhafte Gewerbe angezogen, so muß das erstere Gewerbe eingehen, wenn nicht irgend ein anderes Capital hinzutritt, um das wegziehende zu ersetzen. Die Gewerbsthätigkeit in einem Lande kann sich daher nur mit der Vermehrung der Capitalien vermehren und erweitern; wo Letzteres nicht statt findet, da können die Gewerbe zwar verändert, aber nicht vermehrt werden.

Capitalist, eine Person die Capitalien besitzt und von diesen lebt. Die Capitalisten sind, als Besitzer eines lebendigen Capitalstoffs, dem Staate wichtig, weil sie zur Erhaltung und Beförderung der Nationalproduktion wesentlich beitragen. Indessen hat man sie in einigen Staaten rücksichtlich der Besteurung zu viel, in andern zu wenig begünstigt. Ersteres war der Fall bei gänzlicher Befreiung der Münzcapitalisten von der Theilnahme an öffentlichen Lasten, Letzteres, wenn man ihren Capitalstoff oder die Renten, ohne Abzug der Bedarfssumme für ihren Lebensunterhalt, besteuerte. Alle inquisitorische Formen zur Begründung der Zinsrentsumme, welche die Capitalisten beziehen, sowie jede Beschränkung derselben in der freien Verfügung über ihr Vermögen, müssen die Regierungen vermeiden, da sie nicht nur widerrechtlich, sondern auch zweckwidrig sind. Es genüge an den eigenen Angaben und der Schätzung der Capitalisten. Beseitigung der Hindernisse des Handels und der Industrie, gute Hypothekenanstalten, schleunige und wohlfeile

Handhabung der Justiz, sind die Mittel, die Münzvorräthe derselben im Inlande zu erhalten, wenn sie auch einer vorsichtigen und billigen Besteurung unterworfen sind, oder wenigstens die Steuerfreiheit nicht unbedingt und zu allen Zeiten in Anspruch nehmen dürfen.

Capitalverbrechen (capitale crimen, Rechtsw.), 1) bei den Römern dasjenige Verbrechen, welches den Verlust des Lebens, der Freiheit und der bürgerlichen Rechte nach sich zog; 2) jetzt Verbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird.

Capitälchen, in der Sprache der Buchdrucker die latein. Buchstaben, die nach der Figur (Schnitt) der großen, aber nur in gleicher Größe mit dem Körper der kleinen gegossen sind.

Capitanata (la Provincia di Lucera), neapolit. Provinz am adriatischen Meere (sonst ein Theil von Apulien), 175¾ QM. mit 269.100 Ew., wird von den Apenninen durchzogen und vom Ofanto, Biferno, Fortero u. a. bewässert. Man treibt wenig Ackerbau, meist noch mit Hülsenfrüchten, mehr Wein-, Olivenbau und Viehzucht (Pferde, Schafe, Büffel); das Land bringt Südfrüchte in Ueberfluß, wie die Gebirge Holz und Wild; Heuschrecken verheeren oft die Fluren. Industrie und Handel sind nicht bedeutend. Die ganze Provinz steht unter drückenden Auflagen der größern Gutsbesitzer. Hauptstadt ist Foggia.

Capitel, Hauptstück, Abtheilung eines Buchs, daher auch Gegenstand eines Gesprächs. — Da die Regeln und Statuten der geistl. Orden und Stifter in Capitel eingetheilt waren, so wurde auch die Versammlung der Ordensglieder und Stiftsherren, weil man dabei alle oder einige Capitel dieser Regeln vorlas, und der Ort, wo sie zusammenkamen, ja auch der Verweis, den ein straffälliges Mitglied bei Vorlesung des übertretenen Capitels der Regeln erhielt, Capitel genannt. — Die Ritterorden, welche ursprünglich viel von der Verfassung der geistlichen angenommen haben, bedienen sich desselben Ausdrucks von den Versammlungen ihrer Glieder, und selbst einige Innungen nennen ihre Zunftversammlungen Capitel. Als eigentliche Corporation gebührt dieser Name nur den stimmfähigen Domherren, und ihr Collegium nennt sich zum Unterschiede von den nicht stimmfähigen jüngern Canonicis, Capitularen. (S. Stift.)

Capitolium, die Burg des alten Roms, der Sage nach benannt nach einem beim Grundlegen gefundenen Menschenhaupte (caput Oli oder Toli), stand auf dem capitolinischen Berge, dem kleinsten von den sieben Hügeln Roms, welcher in frühern Zeiten der saturninische, auch tarpejische hieß. Den Grund dazu legte man 614 v. Chr. unter Tarquinius Priscus, vollendete es aber erst nach Vertreibung der Könige. Zu Sylla's Zeit ging es in Flammen auf, wurde aber vom Senate wieder aufgebaut. Das nämliche Schicksal hatte es noch zwei Mal; Vespasian und Domitian stellten es wieder her. Der Letztere ließ es prächtig wieder aufrichten und verordnete die capitolinischen Spiele daselbst. Eigentlich bestand das ganze Gebäude (nach Dionysius, nebst den außenstehenden Säulen 200 Fuß lang und 185 breit) aus 3 Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet und durch Mauern von einander abgesondert waren. In dem weiten Porticus wurden dem Volke die Triumphmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiter's war sitzend auf einem Sessel von Gold und Elfenbein abgebildet; das Dach, wie die Pforte des Tempels von vergoldetem Erz. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Kostbarkeit verschwendet. Die Vergoldung

allein soll 12.000 Talente (gegen 12 Mill. Thlr.) gekostet haben, weßwegen die Römer das Gebäude auch das goldene nannten. Auf dem Giebel stand eine Quadriga (ein Viergespann), anfangs von Thon, dann von vergoldetem Erz. Der Tempel selbst enthielt eine unermeßliche Menge der prächtigsten Geschenke. Die wichtigsten Staatsakten, desgl. die sibyllin. Bücher wurden in demselben aufbewahrt. Das heutige Capitolium (Campidoglio), welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten steht, da dieses von den Gothen völlig zerstört wurde, ist ein neues Gebäude nach dem Risse des Michel Angelo. Der Hauptzugang auf dasselbe bietet einen prächtigen Anblick dar; aber die Gebäude gehören nicht zu den vorzüglichsten Arbeiten dieses Künstlers. Es besteht das neue Capitol aus drei Hauptgebäuden (in dem vorzüglichsten wohnt der Senator von Rom), welche den capitolin. Berg nicht ganz bedecken. Auf den Ruinen des ehemaligen Tempels des Jupiter Capitolinus, von welchem man noch einige Säulen findet, steht jetzt eine Franciscanerkirche. — Auch andere Prachtgebäude des Alterthums in andern Städten führten diesen Namen und noch in neuerer Zeit hat man zu Washington ein prächtiges öffentliches Gebäude, Capitol benannt.

Capitularе (Capitularia, lat., Mittelalter), 1) eine in Capitel (Titel) eingetheilte; daher 2) jede fürstliche Verordnung enthaltende Schrift. Sie unterscheiden sich von den Gesetzen vorzüglich durch die Art ihrer Entstehung, indem sie von den Reichsständen oder Bischöfen entworfen und von den Königen sanctionirt, nach Andern von dem Könige entworfen und von den Reichsständen bestätigt wurden. Ein großer Theil dieser Capitularien ist dem deutschen Privatrechte gewidmet; daher betreffen sehr viele Verordnungen das Lehnswesen, Polizei- und Cameralsachen (z. B. Caroli M. Capitulare de villis suis), besonders das Kirchenstaatsrecht, da der päpstl. Hof den Carolingern die Kirchenregierung noch nicht zu entziehen vermochte. Oft waren auch Concilienschlüsse den Capitularien einverleibt. Diese C. wurden in der Reichskanzlei vom Kanzler aufbewahrt und bei den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten in den Gerichtsbüchern gesammelt.

Capitulation 1) (Kriegsw.), ein Vertrag zwischen zwei kriegführenden Corps, wodurch das eine dem andern Etwas einräumt, meist sich kriegsgefangen ergibt, so die C. von Prenzlau, die C. nach der Schlacht von Marengo ꝛc. Eine solche C. sollte eigentlich nach den strengen Forderungen der Ehre bei einem Corps über 1000 bis 1500 Mann nie oder doch nur in höchst seltenen Fällen eintreten. Fast immer wird ein entschlossenes Durchschlagen gute Früchte tragen, und nie sollte eine C. ohne mehrmalige Versuche desselben gutgeheißen werden; besonders 2) ein Vertrag zwischen der Besatzung einer Festung und deren Belagerern wegen der Uebergabe derselben. Gewöhnlich hören, sobald die Verhandlungen wegen derselben anfangen, die Feindseligkeiten auf; der Belagerer schickt, sobald der Belagerte durch Aufsteckung der weißen Fahne, Schlagen von Chamade ꝛc. dieselbe angetragen hat, einen Offizier in die Festung, oder ein Offizier der Besatzung kommt aus derselben heraus in das Lager der Belagerer. Bedingungen sind im günstigen Fall (wenn sich die Festung noch lange halten kann, das Belagerungscorps Mangel leidet, die Besatzung sich tapfer gewehrt hat) freier Abzug und Escortiren an einen sichern Ort, im ungünstigen Gefangenschaft; den Einwohnern wird Vergessenheit, Schutz der Religion, Recht der Auswanderung

ꝛc. ausgemacht. Alle Bedingungen müssen kurz, klar und deutlich aufgesetzt und ausdrücklich mit angeführt werden, daß die zweifelhaften Punkte zu Gunsten der Besatzung zu deuten. Nach geschlossener Capitulation wird das nächste Thor von den Belagerern besetzt, die Artillerievorräthe, Charten, Pläne, Minenvorräthe aller Art werden damit beauftragten Offizieren übergeben, und die Besatzung zieht durch die Thore, oder, wenn eine gangbare Bresche vorhanden ist, durch diese, nach den zugestandenen Bedingungen, mit oder ohne Kriegsehren ab, um sich in die Heimath zu begeben, oder auf dem Glacis das Gewehr zu strecken. Pflicht ist es für jeden braven Commandanten, den nicht ein eignes Zusammentreffen von Umständen bestimmt, sobald noch ein Ausweg vorhanden ist, nicht zu capituliren, sondern den feindlichen Drohungen festen Muth entgegenzusetzen und im Nothfall noch in den Straßen der Stadt sich dem Feinde entgegen zu stellen. Die Vertheidigungen der span. Festungen in dem Kriege 1808—13 sind hierin ein bis jetzt unübertroffenes Muster. Ist eine Citadelle vorhanden, so zieht sich der Commandant in diese, bevor er capitulirt. Sehr oft wird ein kühner Versuch, sich durchzuschlagen, gelingen, wie den Hanoveranern 1794 in Menin und den Spaniern 1810 in Hostalrich. 3) C. der deutschen Kaiser, s. Wahlcapitulation; 4) der Vergleich, den ein Offizier mit einem Soldaten bei dessen freiwilliger Anwerbung eingeht und worin die Dienstzeit, das Handgeld ꝛc. bestimmt wird.

Capo d'Istria (Geogr.), 1) Distrikt von 26 QM. mit 65.100 Einw., im Königreich Illyrien (Kaiserthum Oestreich); 2) Hauptstadt darin am Busen von Triest, liegt auf einer Insel und ist durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden; hat 1092 Häuser und 5250 Einw., Schloß, Bischof, Lyceum und Gymnasium, Gerbereien, Handel mit Seesalz, Baumöl und Wein, treibt Fischerei und Küstenschifffahrt. Eine künstliche Wasserleitung versieht die Stadt mit Trinkwasser; in der Nähe Salzschlämmereien.

Caponnière, in den Festungen ein gegen das feindliche Feuer von der Seite oder auch von oben gedeckter, zu Verbindung zweier Werke oder zu Festhaltung eines wichtigen Punktes dienender Platz; besonders 1) ein durch zwei glacisähnliche Brustwehren geschützter Gang, der durch den trockenen Graben von einem Festungswerke zum andern, z. B. vom Hauptwalle zum Ravelin führt; ist nur von einer Seite Gefahr zu besorgen und daher nur Eine Brustwehr da, so ist diese eine halbe Caponnière; ist oben eine Bedeckung von Faschinen oder Holz vorhanden, ein Coffre, doch wird der letztere Begriff mit der Caponnière häufig verwechselt; 2) kleine Blockhäuser im bedeckten Wege, sehr geschickt zu dessen Vertheidigung.

Caprara (Giambattista), berühmt durch seine diplomatisch-geistlichen Sendungen bei Joseph II. und Napoleon, wurde zu Bologna 1733 geb. Sein Vater war der Graf von Monte-Cocolli, seine Mutter aus dem alten, in Staat und Kirche ausgezeichneten Geschlechte der Caprara's. Der Ruhm seiner mütterlichen Ahnen bewog ihn, sich nach dem Namen seiner Mutter zu nennen. Von früher Jugend an ward er zu dem geistlichen Stande bestimmt. Schon in seinem 25. J. ward er von Benedikt XVI. als Vicelegat nach Ravenna geschickt. 1765 ernannte ihn Clemens XIII. zum Nuntius von Köln, wo er dem östreichischen Prinzen Maximilian die Mehrheit der Stimmen zuwandte. 1775 wurde er Nun-

cius zu Luzern in der Schweiz und beseitigte die Mißhelligkeiten dieses Landes mit dem päpstlichen Stuhle. Um die kirchlichen Neuerungen Joseph II. zu hintertreiben, ging er 1785 nach Wien; allein seine Gewandtheit scheiterte an Josephs II. und Kaunitzens Hartnäckigkeit. Er wurde 1792 von Pius VI. zur Cardinalswürde erhoben. 1801 fiel die Wahl von Pius VII. auf den Cardinal Caprara, um die Verhältnisse wieder anzuknüpfen, welche die Revolution zwischen Frankreich und dem heil. Stuhle abgebrochen hatte. Er begab sich nach Paris mit dem Titel eines Legatus a latere, hielt 1802 seinen feierlichen Einzug und arbeitete an der Zustandebringung des Concordates. Nachdem er mehrere durch den Geist christlicher Liebe und Duldung ausgezeichnete Breven erlassen hatte, begleitete er 1804 Napoleon auf seiner Reise nach Brüssel. Er wurde zum Erzbischof von Mailand ernannt und salbte 1805 den Kaiser Napoleon zum König von Italien. Dieser Kardinal starb erblindet zu Paris 1810. Seine Güter vermachte er dem Hospitale zu Mailand. Er war eine unversiegliche Trost- und Hülfsquelle für Arme und Nothleidende.

Capri (bei den Alten Caprae), eine kleine Insel im Golf von Neapel, liegt in der Provinz und dem Königreich Neapel, der äußersten Spitze des Vorgebirges della Campanella gegenüber. Ein hoher Bergrücken, der M. Solaro, durchschneidet gleich einer Wand die Insel und trennt das östl. niedere Capri von dem (1600 Fuß) höher gelegenen Anacapri, wohin man auf einer Felsentreppe von 522 Stufen von ersterem gelangt. Das Thal zwischen beiden, 500 F. über dem Meere erhaben, gehört zu den fruchtbarsten, gesundesten, trefflich angebautesten und schönsten Erdstrichen Italiens und produzirt Oel und Wein. Das Ganze enthält auf 1 QM. 6500 Einw., welche sich mit Viehzucht, Wachtelfang (dessen Ertrag dem hiesigen Bischof gehört), Korallen- und gewöhnlicher Fischerei beschäftigen. Die Häuser liegen überall einzeln zerstreut, doch nennt man die im Thale am einzigen Landungsplatz der Insel gelegenen Häuser die Stadt Capri, wo eine Schiffahrtsschule sich befindet. Schroffe Felsen machen die übrige Küste unzugänglich. Kaiser Augustus tauschte die reizende Insel von den Neapolitanern ein und ließ sie zu einem Ort des Vergnügens einrichten und auf dem höchsten Punkte einen Pallast erbauen. Tiberius, der hier 12 Villen mit Prachtgebäuden anlegte, wählte die schwer zugängliche Insel in seinen letzten Regierungsjahren zu seinem Aufenthalt, um der Welt seine schändliche Lebensweise besser zu verbergen. Die Ruinen seines Pallastes sind noch vorhanden.

Capriccio (ital.) (Caprice), ein Gegenstand, der auf eine eigene, sonderbare Weise behandelt ist; so 2) ein Gemälde, von launenhafter, doch genialer Erfindung und Ausführung. 3) Capriccio musicale, ein Musikstück, wo der Componist, sich seiner Laune überlassend, von den hergebrachten Formen abweicht und die Gedanken freier und lockerer an einander reiht. K. M. v. Weber hat darin besonders Mehreres geleistet. 4) Tonstück, das bloß die Uebung in gewissen Notenfiguren und schwierigen Passagen zum Zweck hat und daher diese vorzugsweise enthält.

Caprification, s. Feigen.

Capstadt, s. Cap.

Capua, einst Hauptstadt Campaniens und eine der größten und

schönsten Städte Italiens, die man wegen ihres Umfangs und ihres Glanzes mit Rom und Carthago verglich. Hannibal nahm daselbst nach der Schlacht bei Cannä seinen Aufenthalt und versprach ihr, sie zur Hauptst. Italiens zu erheben; sie verband sich daher mit ihm wider die Römer, welche sie aber nach 5 J. eroberten. Capua ward zur Zeit der Völkerwanderung von den Vandalen verwüstet; und obgleich sie Narses wieder herstellte, ward sie durch die Longobarden abermals zerstört. Man sieht noch Reste alter Gebäude daselbst, die einen großen Raum einnehmen. — Das neue Capua, eine Stunde von dem alten, aus dessen Trümmern es um 860 zum Theil ausgeführt ward, liegt am linken Ufer des Volturno mitten in der schönen campanischen Ebene, ward 1718 neu und regelmäßig befestigt, mit einem Brückenkopfe am rechten Ufer. Sie ist die Hauptst. der neapolit. Provinz Terra di Lavoro, Sitz eines Erzbischofs, Criminalhofs und Civiltribunals; hat mit Lava gepflasterte Straßen, schlechtes Trinkwasser, ungesunde Luft und einige Mineralquellen; eine schöne Metropolitankirche, eine Kriegsschule, Hospital, über 8000 Einw., Weinbau, wenig Industrie und Handel. Am 2. Mai 1815 wurde die Festung den Oestreichern unter Bianchi übergeben, der von ihr den Titel: Herzog von Capua führt.

Capuciner, s. Franciscaner.

Caput Mortuum (Todtenkopf), ein technischer Ausdruck in der Chemie für den Rückstand einer trockenen Destillation, welcher hinsichtlich des durch diese zu gewinnenden Produkts unnütz ist; 2) davon übertragen, überhaupt ein Rückstand nach Ausscheidung des Nutzbaren daraus.

Cap Verd, s. Grünes Vorgebirge.

Capweine, s. Cap.

Carabiner (franzöſ. carabine), Reiterflinte, Stutz, Stutzen oder kurze gezogene Feuerröhre mit gewöhnlichem Flintenschlosse, ohne Bayonnet, welche die Reiterei gewöhnlich führt. Sie tragen sehr weit. Bei dem preuß. Heere sind nur die 4. Züge jeder Escadron damit bewaffnet. — Carabinier, ehedem ein Schütze zu Pferde, der in allen Bewegungen des Pferdes geübt war, sein Gewehr zu laden und richtig zu schießen. Die Jäger zu Pferde sollen heutzutage die Carabiniers ersetzen.

Carababo, Dorf in dem Distrikt Varinas des Depart. Venezuela im südamerik. Freistaat Colombia. Hier fiel am 24. Juni 1821 die denkwürdige Schlacht vor, die Colombia's Unabhängigkeit sicherte. Die royalistische Armee ward völlig vernichtet und verlor 6000 M., ihre Artillerie ꝛc. Schon den 28. Mai 1814 war hier ein Gefecht zwischen den Royalisten und Republikanern vorgefallen, wobei Erstere geschlagen worden waren, jedoch wenige Tage später bei Puerta einen entscheidenden Sieg errangen.

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Bassianus Britannicus) gehört wie Caligula und Nero in der Reihe römischer Tyrannen, die alle Schranken der Menschlichkeit übersprungen haben und, auf die unglückliche Menschheit losgelassen, reißenden Thieren glichen. Er war der älteste Sohn des Kaisers Septimius Severus und 188 n. Chr. zu Lyon geboren. Nach seines Vaters Tode (211) ward er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Geta von der Armee zum Kaiser ausgerufen. Beide

Brüder waren aber durch entgegengesetzte Charaktere schon von ihrer Kindheit an so feindselig getrennt, daß die getheilte Regierung unmöglich lange zwischen ihnen bestehen konnte. Nachdem dem C. mehrere Versuche auf das Leben seines Bruders mißlungen waren, drang er in Begleitung einiger Centurionen in Geta's Zimmer, überfiel und ermordete ihn mit einem Dolche in seiner Mutter Armen. Den Prätorianern, deren Liebling Geta gewesen war, theilte er den ganzen Schatz seines Vaters aus; solchen Gründen für die Gerechtigkeit seiner Sache gaben die Soldaten gerne nach und Geta ward für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Kaum sah sich C. im Besitze der Alleinherrschaft, als er seine Laufbahn mit Blut zu bezeichnen begann. Alle, die mit Geta irgend in Gemeinschaft gestanden hatten, selbst die Kinder derselben, ließ er umbringen. Ein schreckliches Blutbad richtete er in Rom an. Der Geschichtschreiber Dio gibt die Zahl der Schlachtopfer auf 20,000 an, die alle unter der allgemeinen Benennung, daß sie Freunde seines Bruders gewesen wären, ums Leben kamen. Ganze Nächte wurden mit Vollziehung seiner blutigen Befehle hingebracht und die todten Leichname des Volkes von allen Ständen auf Karren vor die Stadt geschafft, wo sie, ohne alle Begräbnißgebräuche, haufenweise verbrannt wurden. Obgleich er vom Volke sich gehaßt wußte, so fürchtete er dasselbe doch nicht, weil er sich im Schutze der Soldaten sicher glaubte, deren Gunst er durch die größte Freigebigkeit gewann. Nachdem die Schatzkammer erschöpft war, wurden die Provinzen ausgesogen und die römischen Bürger ihrer Güter beraubt. Ungefähr ein Jahr nach der Ermordung des Geta verließ er die Hauptstadt und durchreiste, in Begleitung seiner Soldaten, die weiten Provinzen seines Reiches. Zuerst unternahm er einen Zug nach Deutschland, und nachdem er, durch eine niederträchtige Treulosigkeit und List, den Namen Alemannicus sich geholt hatte, wendete er sich nach Macedonien, wo er eine lächerliche Leidenschaft für Alexander den Großen zeigte, den er in vielen äußern Dingen nachahmte; er nahm einen solchen Gang an, wie Alexander gehabt haben sollte, und ließ, gleich ihm, den Kopf auf die eine Schulter hängen, u. s. w. Unter andern Thorheiten ließ er eine Bildsäule dieses Monarchen machen, mit 2 Gesichtern, von welchem eins ihm, das andere dem Alexander gleich war. Ja er war für den großen macedonischen Eroberer so begeistert, daß er alle Schriften des Aristoteles vernichten wollte, weil er glaubte, daß dieser an der Verschwörung des Antipater Theil genommen. Bald darauf, als er die Ruinen von Troja besuchte, war Achilles der Gegenstand seiner thörichten Verehrung. Um denselben in seinem Schmerze um seinen Patroklus nachzuahmen, tödtete er auf seinem Grabe seinen liebsten Freigelassenen. Von da ging er nach Aegypten, wo er eine große Menge Volks im Theater zu Alexandria niederhauen ließ. Er übersah und leitete diese Metzelei von einem sichern Standpunkte in dem Tempel des Serapis. Aus Aegypten begab er sich nach Syrien und lud den Artabanus, den König der Parther, zu einer Unterredung ein. Als ihm darauf Artabanus, unbewaffnet und von vielen seiner Edlen begleitet, entgegen ging, ließ er ihn mit seinem Gefolge von den röm. Truppen umringen, wilde Thiere unter sie los und richtete ein schreckliches Blutbad an, dem Artabanus kaum entkam. Dafür erhielt er vom Senat den Namen Parthicus. So wurden fast alle Provinzen der Schauplatz des grausamen Wahnsinnes dieses Ungeheuers. Doch ward seinen Grau-

samkeiten und Thorheiten nicht lange darauf ein Ende gemacht. Als die Parther wegen seiner Verrätherei sich an ihm rächen wollten, und C. sich aufs Neue zum Kriege gegen sie rüstete, ward er von einem gewissen Martialis, auf Anstiften des Opilius Macrinus, des Befehlshabers der Wache, auf dem Wege nach dem berühmten Lunustempel zu Carrhä, im 6. J. seiner Regierung, erdolcht (217). — Uebrigens ist seine Regierung noch merkwürdig durch die herrlichen Denkmäler, die C. in Rom errichten ließ, durch die prächtigen Bäder, die von ihm den Namen führten und durch einen Triumphbogen, der die Thaten seines Vaters Severus verherrlichet.

Caracas, s. Colombia.

Caraccioli, 1) (Louis Antoine de), geb. zu Mons 1721, stammte von der alten berühmten neapolitanischen Familie dieses Namens ab, welche zusammen 12 Fürstenthümer, 27 Herzogthümer, 26 Marquisate und 52 Grafschaften besitzen soll. Sein Vater hatte sein Vermögen durch Law's Mississippi-Handel verloren. Der Sohn trat 1739 in die Congregation des Oratoriums. Nach Beendigung seiner Studien suchte er das Land seiner Väter auf. Später bereiste er Deutschland und Polen; in dem letztern Lande übernahm er die Erziehung der Söhne des Fürsten Newski, der Kronfeldherr und erster Senator des Königreichs war. Er bekam von demselben das Patent als Oberster und zugleich eine Leibrente von 3000 Livres. Er kehrte in sein Vaterland zurück, wo er sich nur mit der Literatur abgab und dort 1803 starb. Seine Schriften, die sehr zahlreich sind, beschäftigen sich größentheils mit Moral und Geschichte, und unter diesen sind Ganganelli's Briefe, unter dem Titel: „Lettres intéressantes du Pape Clément XIV." (Paris 1775), sein berühmtestes Werk. Diese Briefe sind voll Feinheit, Anmuth und sanfter Philosophie, welche die Grundgesätze der Moral und Religion keineswegs ausschließt. Gerichtet sind die besten an einen jungen Mann, um denselben von seinen Verirrungen zurückzubringen, an einen neuen Bischof, über die Pflichten des Bisthums, an einen Redner über die Trauerrede auf Benedikt XIV. und den Panegyrikus des heiligen Paulus. Diese Briefe stehen so hoch über den übrigen Schriften von Caraccioli, daß lange die Meinung galt, sie seyen wirklich aus Ganganelli's Feder geflossen. Sonderbar ist es immer, daß dieser Schriftsteller seinen schönsten Anspruch auf Ruhm in der gelehrten Welt zu Gunsten eines Andern aufzugeben keinen Anstand gefunden hat. Sämmtliche Werke, Lüttich 1761, 10 Bde. — Ein Marquis de Caraccioli, der sich durch seine Verbindung mit den Encyklopädisten, insbesondere mit Marmontel und D'Alembert bekannt gemacht hat, geb. 1714, war gegen die Mitte des 18. Jahrh. neapolit. Gesandter in London und Paris. Hier galt derselbe für einen der feinsten Köpfe, und eine Zierde der damaligen so hoch ausgebildeten pariser Gesellschaft. Man findet seiner in allen Memoiren aus dieser Zeit gedacht. Er wurde später zum Vicekönig von Sicilien ernannt u. st. zu Palermo 1789. — Franz, Marchese de Caraccioli, verdienter neapolit. Admiral; trat noch sehr jung zur Marine, durchlief die untern Dienstgrade und ging dann nach England, wo er vorzügliche Anlagen entwickelte. 1793 commandirte er bei der Einnahme von Toulon die neapolit. Schiffe und gab viele Beweise seiner Unerschrockenheit und Erfahrung. Als 1789 der Hof von Neapel nach Sicilien ging, befehligte C. die Flotte, welche ihn überführen sollte;

die königl. Familie wählte aber engl. Schiffe, behandelte den braven, talentvollen Mann mit Verachtung und gab ihm zu verstehen, er möchte nach Neapel zurückgehen. Dieß that er und diente der parthenopeischen Republik, indem er mit wenig Schiffen einen Landungsversuch der sicilisch-englischen Flotte abschlug. Als Ruffo 1799 Neapel einnahm, ward C. capitulationswidrig verhaftet und von der Junta, der Speziale (s. d.) vorstand, zum Tode verurtheilt, an den Mastbaum seiner Fregatte gehangen und ins Meer geworfen. Sein Tod ist ein Flecken in Nelsons Ruhm.

Caracten, Masken, die nicht im Domino, sondern in nachgeahmter gewöhnlicher Kleidung gewisser Stände erscheinen. In der Conversation werden sie häufig Charaktermasken genannt.

Caraffa, ein großes neapolitan. Haus, das viele Staatsmänner und Feldherren zählt. Der k. k. östreich. Feldmarschall Anton C. ward den Ungarn verhaßt durch seine Grausamkeit, als Vorstand des Blutgerichts zu Eperies 1687. (S. Tököly.) Er eroberte Munkacs und Belgrad und starb zu Wien 6. März 1693.

Caraiben, die Urbewohner der kleinen Antillen (oder Caraibischen Inseln), kamen, durch innere Kriege verdrängt, aus Nordamerika in der Nähe von Florida auf diese Inseln und siedelten sich an. Auch wandte sich ein Theil derselben nach Guiana in Südamerika, wo sie mit den europäischen Ankömmlingen in stetem Kampfe lebten. Die Hauptmenschenrace auf den Antillen, unstreitig die bessere, sanftere und regelmäßig constitutionnirte, ist von ihren Eroberern fast ganz und gar aufgerieben; nur in dem gegenüberliegenden festen Lande zeigen sich ihnen ähnliche Völker. Die zweite, die wildere Race, die der C., hat sich dagegen besser erhalten. Sie leisteten größern Widerstand, und ob sie gleich nach und nach den boshafteren, gescheideren Europäern weichen und auf kleine öde Inseln fliehen mußten: so zwingt dennoch ihre hartnäckige Tapferkeit den hoch kultivirten Räuber, den Europäer, ihnen noch jetzt auf einzelnen Flecken der von ihm usurpirten Inseln eine Art von Unabhängigkeit zuzugestehen. Die Spanier suchten die C., welche sich auf den Inseln vorfanden, unter dem Vorwande ihrer Menschenfresserei zu vertilgen, oder sie als Sklaven in die Minen der großen Antillen zu schicken. Endlich sahen sie sich aber wegen des großen Verlustes, den sie bei diesen Kriegen erlitten, genöthigt, diesem tapfern Gegner den Frieden anzubieten. Allein außer den C. auf Dominika und St.-Vinzent vergaß dieses höchst rachsüchtige Volk nie die alte Feindschaft. Der C., wegen der vormaligen Gewohnheit, sich mit dem Fleische seiner Feinde zu nähren, auch Cannibale genannt, ist gut gebildet, aber gewöhnlich von etwas kleinerem Wuchse, als der Europäer, dagegen äußert sein breitschultriger Bau hohe Schnellkraft und Stärke. Durch das Barfußgehen haben die muskulösen Beine einen sehr breiten Fuß. Die Weiber sind zwar beträchtlich kleiner, allein sie sind rund und fast zu sehr zum Fettwerden geneigt. Das lange straffe Haar ist von glänzender Schwärze. Die C., wenn sie sich gleich sonst alle Haare des Leibes, sowie auch selbst den Bart, ausreißen, halten sehr sorgfältig auf das Haupthaar. Die Männer tragen es oftmals vorn kürzer, aber sie schmücken es mit schönen Federn; den Weibern hingegen hängt es stets sehr lang herab, aber sie scheiteln es. Bis zu den Jahren der Mannbarkeit zeigen sich beide Geschlechter völlig im Stande der Natur. Alsdann wird aber dem Mäd-

chen nebſt den perennirenden Halb- oder Viertelſtiefeln, das Camiſa angelegt. Es beſteht nur aus einem viereckigen Lappen Zeuch, der um die Hüften gebunden, vorn ziemlich tief herabhängt. Die Männer tragen einen Strick um die Hüften, der ihnen dazu dient, ein Meſſer gleich einem Degengehenk zu halten, auch bedecken ſie durch einen 6 Zoll breiten Catunſtreifen etwas ihre Blöße. Die Knaben gehen völlig nackend. Heutiges Tages kleiden ſie ſich auf einigen Inſeln wie die Neger. Die Farbe der Haut iſt von Natur gelblich braun, olivenfarb; allein dieſes natürliche Colorit wird nur ſelten ſichtbar. Um ihre Schönheit zu erhöhen, ſetzen ſie vielgeſtaltige Figuren von Weiß, Schwarz und Blau hinzu. Hierdurch erhalten ſie die Haut geſchmeidig, ſchützen ſich gegen die Stiche der Maringoins und vermindern die zu heftige Ausdünſtung. Sonſt iſt dieſe Nation in jeder Rückſicht ſehr reinlich und waſcht ſich ſehr häufig. War der C. dem Aeußern nach bereits ſehr von jener erſten Menſchenracе der größern Antillen verſchieden, ſo iſt er es noch weit mehr in Rückſicht ſeines Charakters und ſeiner Sitten. Unabhängigkeit, Muth bis zur Tollkühnheit und dauernde Rachſucht zeichnen ihn beſonders aus. Gleich nach der Entdeckung von Amerika zeigten ſie gegen die Spanier, wie weit ſie von den friedfertigen Bewohnern von St.-Domingo unterſchieden wären. Kaum thut der Knabe den erſten Athemzug, ſo läßt ſich der Vater, welcher ſtatt der Wöchnerin in dem Hamak liegt und dort faſtet, mit ſcharfen Thierzähnen die Schultern zerreißen; mit dem herausfließenden Blute wird der Säugling beſpritzt. Sowie der Knabe heranwächſt, ſind ſeine Hauptbeſchäftigungen: mit Kühnheit zu ſchwimmen, Fiſche zu fangen, Carbets oder Häuſer zu errichten und beſonders den Bogen zu ſpannen. Treten die Jahre der Mannbarkeit ein, ſo wird der Jüngling härtern Proben ausgeſetzt. Der Vater faßt einen großen Raubvogel, Manaſenis genannt, lebendig bei den Beinen und erſchlägt ihn auf dem Jüngling, und dieſer darf, wenn gleich von den Schlägen, dem Geſchrei und dem Blute des Thieres ganz betäubt, dennoch keine Klagen von ſich hören laſſen. Sodann zerſchneidet er dem Sohne den Rücken mit den Zähnen des Agouty und läßt ihn mehrere Tage hindurch faſten. Er wird hierauf mit einem neuen Namen unter die Tapfern, unter die Männer aufgenommen. Die Krieger haben ihre beſondere Kriegsſprache, welche den Weibern und unmündigen Knaben unverſtändlich iſt. Die C. führen vergiftete Pfeile, erſchlagen ihre männlichen Gefangenen, eſſen ihr Fleiſch und beſtreichen ihre Kinder mit ihrem Blute. In dieſer Rückſicht heißen ſie mit Recht Cannibalen. Glücklicherweiſe ſind doch dieſe Scheußlichkeiten einigermaßen gemildert. Dagegen behauptet dieſes Volk, daß ſein Charakter ſich im Ganzen durch die Europäer ſehr verſchlimmert habe. Ihrer Nackheit ungeachtet waren ſie keuſch; eine ungetreue Hausfrau war etwas höchſt ſeltenes; auch war ihre Strafe unerläßlich der Tod; ſie ward geſteinigt. Noch unbekannter war bei den C. der Diebſtahl. Jeder Hausvater iſt Herr in ſeiner Familie, und alle ſind ſich gleich. Nur gelten die Hauptleute (Caciquen) im Kriege als Obere. 1763 waren von den echten rothen Caraiben nur noch 100 Familien auf St.-Vincent. Auf Dominika fand Atwood 1790 nur noch 30 Familien rother Caraiben. Auf Martinique fand Iſert, ſowie Young auf Tabago noch einige ſolcher Familien, alle ſind indeſſen im Abnehmen. Auf der Inſel St.-Vincent ſind auch ſchwarze C. (oder Zambos genannt, ungefähr 1000 Familien) aus einer Vermiſchung von Neger-

klaven mit caraibischen Weibern entstanden. Sie sind braunschwarz und haben sich, aller Anstrengung der Engländer ungeachtet, mit Gewalt der Waffen im freien Besitz ihres Antheils an der Insel erhalten. — Das caraibische Meer grenzt im N. und O. an die Antillen, im S. an das feste Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela ist.

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Morigi, gen. Michel Angelo da), ein italien. origineller Colorist, geb. 1569 zu Caravaggio, einem Flecken im Mailändischen, eines Maurers Sohn, rieb anfänglich Mörtel für die Frescomaler, bis er sich selbst zur Kunst wendete, aber weder einen Maler noch die Antike zu Rathe zog und von der Natur allein Belehrung erwartete; ging nach Venedig, wo Giorgino's Färbung auf einige Zeit von ihm nachgeahmt ward, dann, in dürftigen Umständen, nach Rom, wo er Aufsehen erregte. Man kann ihn als den Erfinder einer Manier ansehen, welche viele Nachahmer fand. Er wählte seine Gegenstände nur aus dem gewöhnlichen Leben und alles scharf Bezeichnende war ihm darin merkwürdig. Da er die einfache Natur nur als Führerin copirt hatte, so fielen seine Arbeiten so treu aus, daß sie für lebende Gegenstände und wahre Wunder der Kunst angesehen wurden. Indessen suchte er nur auf das Auge zu wirken und kam auf den eigenthümlichen Einfall, sein Arbeitszimmer in Rom schwarz anstreichen und das Licht von oben hereinfallen zu lassen, wodurch er in den Stand gesetzt war, Gegenstände der Natur aus einem ganz originellen Gesichtspunkte, mit scharfen Lichtern und schneidenden Schatten darzustellen. Seine Färbung ist vortrefflich, die Figuren runden sich und treten aus der Fläche; aber die scharf abgesetzten Schatten ohne Widerschein sind wenig klar und verlieren sich ins Schwarze, auch hindern sie die Uebergänge der Farben, wodurch nur der Schein des Wahren hervorgebracht wird. Uebrigens ist die Behandlung des Pinsels frei und leicht: Vorzüge, welche der Zeichnung fehlen. C.'s moralischer Charakter war ohne Werth. Ein Renomist, stieß er mit dem Degen in der Hand alle Diejenigen nieder, die sich seinen Einfällen widersetzten. Er st. 1609. Sein vornehmstes Gemälde ist Christus im Grabe, sowohl in Bezug auf Vertheilung der Lichter, als auf Colorit und Hervortreten; dann der Großmeister von Malta, Adolf von Vignacourt, und die Zigeunerin. Die Maler Manfredi, Valentin und Ribeira (Espagnolet) haben ihn am meisten nachgeahmt. — 2) (Polydor Caravaggio), s. Caldara.

Caravane (ein persisches Wort), Gesellschaft Reisender in Asien und Afrika, die sich zur Sicherung vor Räubern vereinigen und hauptsächlich die Handlung und Pilgerfahrten (besonders die Besuchung des Grabes Mohammeds zu Mekka) zur Absicht haben. Da eine solche Gesellschaft oft mehr als 1000 Kamele bei sich hat, welche das Gepäck und die Waaren tragen und welche einzeln hinter einander gehen, so ist ein solcher Zug bisweilen eine Meile lang. Sie reisen der Hitze wegen meist sehr früh. Da jeder Mohammedaner in seinem Leben wenigstens ein Mal das Grab Mohammed's besuchen muß, so gehen jährlich von mehreren Sammelplätzen Caravanen nach Mekka, z. B. von Kahira, zu der sich die Konstantinopolitaner halten, von Damask, aus Persien, Indien ꝛc. Der Anführer einer solchen Mekka-Caravane, der einiges Geschütz zur Bedeckung mit sich führt, wird Emir-Adge genannt. Während der Reise werden Verse aus dem Koran gesungen. Handelscaravanen

erwählen sich aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, welchen sie Ca ravan-Baschi nennen und der auch die Tagereisen bestimmt. — Car vanenthee, s. Thee.

Caravanserai, im Orient ein großes öffentliches Gebäude au den Landstraßen in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke kein Städte und Dörfer sind, aber auch fast in allen Städten, durch gut thätige Mohammedaner zur Aufnahme der Reisenden von allen Reli gionen bestimmt. Diese Gebäude, zum Theil sehr prachtvoll erbaut sind inwendig durch Gallerien in viele Schwibbogen unterschieden, ent halten aber keine Mobilien, daher der Reisende Bett und Teppich mit bringen und für Essen ꝛc. selbst sorgen muß. In vielen geschieht di Aufnahme unentgeltlich.

Carbonari (Kohlenbrenner), eine politische, um das J. 1820 vor züglich im Königreich Neapel verbreitete Gesellschaft. Gleich allen ge heimen Gesellschaften hat auch sie ihre mythische Geschichte und leite sich bald von den Köhlern Schottlands, die Franz I., König von Frank reich, als er einst an den Grenzen Schottlands (!!) gejagt, zu eine geheimen Gesellschaft verbunden gefunden und an seinen Hof eingeführ habe, bald von deutschen Köhlern her. In der Wirklichkeit scheint ih Ursprung erst der neuesten Zeit anzugehören, und ein gewisser Maghella ein geborner Genueser, Polizeiminister der ligurischen Republik, dann Nea pels, dieselbe in den Jahren 1810—15 gestiftet oder wenigstens ausge bildet zu haben. Er ahmte hierbei die Freimaurer (mit denen sie übri gen Nichts gemein haben) nach, und nahm seine Bilder, wie jene vo Bauen, von Kohlenbrennen. Vielleicht hatte er hierbei den niedrigste (eigentlich Vorbereitungs-) Grad der franz. Freimaurer, die Charbonniers im Sinne. Alle Bilder waren nur von Kohlenbrennen und Vertreibe der Wölfe aus den Wäldern entlehnt. Der Versammlungsort hie baracca, die Umgebung desselben der Wald, das Innere baracca vendit (Verkauf). Die Hütten waren provinzweise in Republiken vertheilt, di die alten Namen führten, wie Ostlucanien, Westlucanien, Hirpinien Daurien ꝛc. Die Oberhütten (alta vendita) zu Salerno und Neape suchten eine Oberherrschaft zu gewinnen, ohne jedoch diesen Zweck zu erre chen. In den Hütten selbst bezog sich die ganze Dekoration auf Koh lenbrennen, und alle Bilder und Benennungen waren davon hergenom men. Man hatte wahrscheinlich 4 Grade; doch sind nur die 2 erste bekannt, von denen der zweite den Namen Pythagoräer führte. In ersten nannte man sich gute Vettern. Man mischte viel Religiöses i das Ritual und verehrte den heil. Theobald als Schutzpatron. Dennoch war der geheime Zweck der Carbonari Religionsfreiheit und Vereinigun von ganz Italien unter Eine Regierung; wenigstens wurde er dahin nac 1815 geändert, da er vorher nur Befreiung von fremder Gewalt gewe sen war. In diesem Sinne hielten es die Carbonari Anfangs mit de alten zurückgekehrten neapolitanischen Regierung. Da diese aber kein repräsentative Verfassung, die zu ihrem Zweck führen sollte, annahm, s waren die Carbonari Hauptursache der neapolit. Revolution 1820 un nöthigten die Regierung, die Constitution der span. Cortes anzunehmen Kurz vor und um diese Periode mehrten sie sich außerordentlich, wi denn im Monat März 1820 über 650.000 neue Mitglieder aufgenom men wurden. Natürlich konnte bei dieser Menge die Auswahl nich streng seyn, und Mancher, den man als Räuber kannte, ward Carbonari

Die kleinste Stadt hatte ihre Vendita's und in der Provinz Principato citra zählte man deren 182. Trotz der allgemeinen Theilnahme war doch die Wirkung der Carbonari, der es an Einheit und an Leitung fehlte, bekanntlich höchst gering, und das Institut, von dem Papst mit dem Kirchenbanne belegt, ward vor ganz Europa lächerlich, da es vorher furchtbar erschienen war. Die östr. Armee vertilgte es daher nach ihrem Einrücken nach Neapel mit Leichtigkeit, erklärte 1820 alle Carbonari für Hochverräther und löste sie auf. Später, 1826, 1830 und 1831 regten sie sich von Neuem, in letzterm Jahre (Febr., März, April) im Kirchenstaate, in Modena, Parma, um eine republikan. Verfassung einzuführen, wurden aber schnell von einem östr. Heere wieder unterdrückt. S. Calderari und „Denkwürdigkeiten der Carbonari u. a. geh. Gesellschaften, übers. von H. Döring" (Weim. 1822).

Carbonarismus, Gesinnungen und Grundsätze der Carbonari.

Carbunkel, auch Karfunkel, bedeutet überhaupt einen glänzenden Edelstein; welche Gattung aber eigentlich darunter verstanden wird, darüber sind die Alterthumsforscher nicht einig. Ueberhaupt aber verstand man unter Karfunkel mehr einen geheimnißvollen, als wirklichen Stein. Daher die vielen Fabeln im Oriente von der magischen Kraft desselben. Die Perser nannten ihn die Fackel der Nacht und den König der Edelsteine. Sie behaupteten, er wachse in dem Kopfe des Adlers oder eines Drachen. Die Mystiker und Phantasten der christlichen Zeit, wie Paracelsus, Jakob Böhme u. A., setzten einen hohen Werth in den Karfunkel; er war bei ihnen der Stein der Weisheit. Verschiedene unsrer neuern Dichter sind ihnen darin gefolgt, haben aber auch vielen Spott erfahren, z. B. „Die Karfunkelweihe", romantisches Trauerspiel von Till Ballistarius, 1817. — Der Carbunkel des Auges ist eine kleine brennende dunkelrothe Geschwulst im Weißen des Auges oder auf der Hornhaut, welche in eine Brandkruste übergeht und Blindheit, Brand des ganzen Augapfels und oft den Tod selbst zur Folge hat (Carbunculus oculi).

Carcasse, ein Kopfzeug, eigentlich das dazu erforderliche Gerippe von Draht; auch eine Brandkugel. (S. Brandgeschoß.) Endlich das Gerippe eines Schiffs, wenn es noch ohne Wände, Verdecke, Masten ꝛc. auf dem Stapel liegt.

Carcassonne, Hauptst. des franz. Departem. Aude und eines Bezirks, liegt an der Aude, worüber eine schöne Brücke führt, hat (in der Neustadt) schöne Straßen und Gebäude, Rathhaus, Kirche mit Glasmalerei, Börse; Sitz des Präfekten, eines Bischofs, Handelskammer und Handelsgerichts; zählt in 1606 Häusern 17.750 Einwohner, welche Tuch (jährl. 25—30.000 Stück), Kattun, Strümpfe, Papier, Nägel, Draht, Seife, Leinwand u. dgl. fertigen und stark mit Wein, Obst und Leder handeln.

Cardano (Geronimo), berühmt als Denker, Arzt und Geometer, wurde den 24. Sept. 1501 zu Pavia geboren. Er kam mit schwarzem und gekräuseltem Haar auf die Welt. Die Natur gab ihm Scharfsinn des Geistes, aber eine minder glückliche Gemüthsart. Sonderbar, unbeständig, halsstarrig, wollte er, wie Sokrates, einen vertrauten Genius haben; allein sein Genius, wenn er einen hatte, war minder weise, als der des hellen. Philosophen. Cardano hatte den Gang, die Sprache und Phantasien eines Narren. Nachdem er seine Narrheit, eben so gut wie seine Wissenschaft in der Arzneikunst und Mathematik zu Padua, Mai-

land, Pavia und Bologna erprobt hatte, eilte er nach Rom, wo er ins mediz. Collegium aufgenommen wurde, und vom Papst eine Pension erhielt. Er st. daselbst den 21. Sept. 1578, wie Einige sagen, freiwillig vor Hunger, um sein Horoskop zu erfüllen. Er hatte sein Wort gegeben, er lebe nicht über 75 Jahre; er wollte dasselbe lösen. Seine Sitten waren ebenso unregelmäßig, als sein Kopf. Weiber und Spiel nahmen die Zeit ein, die er nicht dem Studium widmete. Seine sämmtl. (mehr als 50) Werke (Lyon 1663, 10 Bd. Fol.) sind eine ungeheure Zusammenstoppelung von Träumereien und Unsinn. Das vorzüglichste derselben ist seine Abhandlung: „De subtilitate", welche von Julius Scaliger oft mit Recht, weit häufiger aber ohne Grund angefochten wird. In diesem Buche führt er Lehrsätze verschiedener Religionen auf, sammt den Gründen, auf welchen sie fußen. Er trägt die Gründe der Heiden, der Juden, der Mohammedaner und der Christen vor; allein die Gründe der Letztern sind jedesmal die schwächsten. In der Geschichte seines Lebens, worin er gleichfalls seine guten und schlechten Eigenschaften mit einer ungewöhnlichen Freimüthigkeit gesteht, erscheint er mehr abergläubisch, als Freigeist. Er versichert, daß, obgleich sein Herz von Natur zur Rache geneigt war, er sie dennoch aus religiösen Gründen unterließ. Seine Abhandlung: „De rerum varietate", enthält Alles, was er von Physik, Metaphysik und Natur kannte; sie ist zugleich ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes. Die Wuth der gerichtlichen Astrologie bricht aus allen seinen astronom. Abhandlungen hervor. Er war es, der in jenen letzten Jahrhunderten die ganze geheimnißvolle und chimärische Philosophie der Kabbala und der Kabbalisten wieder aufweckte. Er schrieb seinem Sterne seine gottlosen Streiche, seine Unarten, seine Bösartigkeiten, seine ungeregelte Neigung zu dem schönen Geschlecht, seine Leidenschaft für das Spiel u. s. w. zu. Als Arzt war Cadano so berühmt, daß der Primas von Schottland, der während seiner 10jährigen Krankheit die Aerzte von Frankreich und des Kaisers vergebens zu Rathe gezogen hatte, ihn zu sich berief. Cardano kam und heilte. Seine in classs. Latein geschriebene Lobrede auf Nero (Encomium Neronis) ist sehr selten. — Die Algebra, welche seit ihrer Entstehung nur in Italien bearbeitet worden war, reizte den Wetteifer der Mathematiker, die ihre Entdeckungen sorgfältig geheim hielten, um sich bei ihren öffentlichen Wettstreiten damit den Rang abzugewinnen. Cardano erfuhr, wie gesagt wird, daß Tartalea die Auflösung der Gleichungen des 3. Grades gefunden habe, entlockte ihm deren Mittheilung durch List und unter dem Versprechen der Verschwiegenheit, machte diese Methode aber dennoch 1545 in seinem „Ars magna" bekannt. Es erhob sich ein heftiger Streit darüber, der jetzt nicht mehr mit Sicherheit entschieden werden kann. Die Ehre, der Erfindung seinen Namen zu geben, blieb Demjenigen, der sie zuerst bekannt machte, und noch jetzt nennt man sie die Formel Cardano's. Man glaubt einstimmig, daß Cardano einige neue Fälle erfand, die in Tartalea's Regel nicht begriffen seyn mochten, daß er die Vervielfältigung der Wurzeln der höhern Gleichungen und endlich das Daseyn negativer Wurzeln, deren Gebrauch er jedoch nicht kannte, auffand.

Cardi (Ludovico), auch Cigoli und Civoli genannt, ein ital. Künstler von ausgezeichnetem Verdienst, ward 1559 auf dem Schlosse Cigoli in Toscana geboren und st. 1618. Er wählte den Barocci zum Muster

nd ſuchte durch Correggio ſich zu vervollkommnen. Seine Zeichnung ſt edel, die Erfindung und Zuſammenſtellung immer neu, das Colorit ieblich und verſchmolzen, und die Ausführung, ohne trocken zu ſeyn, is in die kleinſten Theile vollendet. Unter ſeinen Werken iſt das er- aunenswürdige Gemälde vom Märtyrerthum des heil. Stephanus ins der merkwürdigſten.

Cardigan, 1) Grafſchaft im Fürſtenthum Wales (England); liegt m iriſchen Meere, hat 31 QM., meiſt bergiges Land, bewäſſert vom Tivy und mehreren Seen, bringt Getreide, Zuchtvieh, Fiſche, Metalle Silber, Blei, Kupfer, Eiſen), hat 57.800 Ew. 2) Hauptſtadt daſelbſt m Tivy, 450 Häuſer, 3800 Ew., Handel, beſonders mit Lachſen; Hafen, Schifffahrt. Hier 1136 Schlacht zwiſchen den Engländern und Waleſen.

Cardinal iſt der Name eines Geiſtlichen in der kathol. Kirche, der as Recht hat, bei der Papſtwahl mitzuſtimmen. Die Cardinäle folgen m Range nach unmittelbar auf den Papſt, behaupten fürſtl. Rang nd führen ſeit 1631 den Titel Eminenz. Urſprünglich war Cardinal der Geiſtliche, der einer beſtimmten Kirche einverleibt (incardinatus) ar, und ſeinen Unterhalt von derſelben bezog. Schon im 4. Jahrh. nter dem Papſt Sylveſter I., wurde dieſe Benennung vorzugsweiſe ei- igen Prieſtern gegeben. Als ſpäterhin die vielſeitigen Geſchäfte des Apoſtels mit der Ausbreitung der chriſtl. Religion ſich außerordentlich vermehrten, wurden mehrere einſichtsvolle und brave Geiſtliche gewählt, m mit Rath und That dem Papſte behülflich zu ſeyn. Dieſe Prie- ſter erhielten mittlerweile, und zwar in einer höhern Bedeutung, den Namen Cardinäle, auch 1160 unter Alexander III. das ausſchließliche Recht der Papſtwahl. Innocenz IV. (reg. v. 1243—1245) gab ihnen den Rang vor den Biſchöfen und den rothen Hut, und Bonifaz VIII. den Fürſtenmantel. Sie haben 3 Rangordnungen: Diakonen, Presbyter und Biſchöfe, und bilden mit dem Papſt das heil. Collegium. Die Ehren- und Unterſcheidungszeichen der Cardinäle ſind: ein purpurnes Kleid, ein rother, aus Seide gewirkter und mit gleichen Schnüren und Quaſten gezierter Hut, ein rothes Biret. Ihre Zahl ward endlich 1587 von Sixtus V. auf 70 feſtgeſetzt, wovon 14 Diakonen, 50 Presbyter und 6 Biſchöfe. Bei dieſer großen Anzahl von gelehrten und ſcharfſinnigen, meiſtentheils durch Erfahrung erprobten, aus allen chriſtl. Ländern ausgeſuchten Männern iſt es nicht zu wundern, wenn die Regierung der weit ausgebreiteten kathol. Kirche mit der größten Vorſicht und Klugheit geführt wird. — Dem Papſte ſteht allein das Recht zu, Cardinäle zu ernennen. Die Namen Derer, welche er dazu beſtimmt, läßt er in dem Conſiſtorium mit der Formel „Fratres habetis“ (Ihr ſollt zu Brüdern erhalten ꝛc.) vorleſen. Den Gewählten ertheilt er mit folgenden Worten den Hut als Zeichen ihrer Würde: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes, zur Zierde des heil. apoſtoliſchen Stuhls, nimm hin den rothen Hut, als Kennzeichen der Cardinals-Würde, wodurch angedeutet wird, daß Du auch bis zum blutigen Tode für die Erhöhung des Glaubens, für den Frieden und die Ruhe des chriſtl. Volkes, für die Vermehrung der heil. röm. Kirche Dich unerſchrocken zeigen ſollſt. Im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. Amen.“ — Cardinal wird auch ein aus weißem Wein, bittern Pomeranzen und Zucker bereitetes Getränk genannt.

Cardinaltugenden (auch Stammtugenden, Philoſ.), vornehmſte

und allgemeine Tugenden genannt, denen die übrigen untergeordnet sind. Plato führt deren 4 auf: die Weisheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit. Auch im „Buch der Weisheit" 8, 7, findet sich diese Eintheilung. Cicero („De offic." I. 4.) nennt als C. die Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit. Diese Eintheilung ging später auch in die christl. Moral über. Doch fügte man, wenn gleich sehr unlogisch, noch die theologische, Glaube, Hoffnung, Liebe (1 Kor. 13, 13.) hinzu. Aristoteles („Ethic" III. 8.) unterschied 11 Cardinaltugenden: Standhaftigkeit, Mäßigkeit, Freigebigkeit, Prachtfreigebigkeit, Großmuth, Ehrliebe, Sanftmuth, Freundschaft, Wahrhaftigkeit, das moral. Zartgefühl, die Gerechtigkeit. Nach diesem Beispiele haben auch die ältern theolog. Moralisten 9 (Gal. 5, 22.), 7 (Isa. 11, 1 ꝛc.), 8 (Matth. 5, 1 ꝛc.) gezählt; worüber sich Ammon sehr treffend so ausdrückt: „Ein Wortspiel unphilosoph. Schriftgelehrten, für einen Tugendkatalog zu arm, für eine logische Eintheilung zu reich." Andere, wie Budda, nahmen nur 3 C. an, Frömmigkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, Mosheim den Eifer für die Ehre Gottes, die Selbstverläugnung und Nächstenliebe, Platner aber nur 2, Mäßigkeit und Wohlwollen. Ammon endlich unterscheidet nach 2 Tim. 2, 22. Gerechtigkeit und Liebe, welche letztere man dann wieder in die Liebe zu Gott und den Menschen (Selbst-, Nächstenliebe) theilen könne. Es gibt eigentlich nur eine Cardinaltugend, welche alle übrigen Tugenden in sich schließt, und dieß ist die Begierde, täglich innerlich vollkommner zu werden.

Cardona, Stadt in der span. Prov. Catalonien, mit 2400 Ew., Seidenweberei, Messerfabrikation. Der über 500 Fuß hohe Felsen, worauf ein Schloß steht, und die ganze Gegend, mehr als eine Stunde im Umkreis, bestehen aus Steinsalzfelsen, die kaum ½ Fuß mit Erde bedeckt sind. Man räumt letztere ab und gewinnt so das Salz für ganz Catalonien, einen Theil Frankreichs und des übrigen Spaniens, sowie auch zu allerhand Kunstwaaren, jährl. gegen 10 Mill. Pfund, was dem König von Spanien über 3 Mill. Realen reinen Gewinn bringt.

Carenage (Port Cartries), Stadt und Hauptort der brit. Insel St.-Lucie in Westindien, auf der Nordwestküste, Sitz des Gouverneurs, 450 Häuser und 4300 Einw., vorzüglicher Hafen, der 30 Linienschiffe faßt, aber nur einen engen Eingang hat, und durch das Fort Morne Fortune geschützt wird. — 2) S. Gustavia.

Carettschildkröte (Testudo imbricata L.), Art aus der Gattung Meerschildkröte; hat ein elliptisches, mit einem Kiel versehenes Schild; die (13) bräunlichen Platten liegen dachziegelförmig über einander, sind vielfarbig und durchscheinend; lebt in heißen Meeren, hat unschmackhaftes, wohl auch ungesundes Fleisch, doch desto bessere Eier; liefert das gute Schildpatt zu Kunstwerken.

Carga, das Verzeichniß der Ladung eines Schiffs, auch, sowie Cargaison, diese selbst. — Cargador (portug.), ein Mäkler, der für einen Schiffer Ladung sucht, ihm auch die Ankunft geladener Waaren anzeigt. — Cargo, der Agent einer Handelsgesellschaft oder eines Privatmannes, der mit einer Schiffsladung nach entfernten Gegenden gesandt wird, um die Aufsicht über die Waaren zu führen und den Verkauf derselben und Wiedereinfuhr der Retouren zu besorgen. Sind zwei auf dem Schiffe, so heißt der, welcher die Oberaufsicht führt, Supercargo, der andere Untercargo.

Cariaco, Stadt in der südamerik. Republik Colombia, Dep. Orinoco, am Meerbusen Cariaco, zählt 7000 Einw., welche sehr feine Baumwolle, vielen Cacao und etwas Zucker bauen.

Caricatur (Zerrbild), ein Kunstausdruck, von dem italien. caricare, überladen, übertreiben (charger bei den Franzosen; daher auf dem Theater chargirte Darstellung). C. ist demnach eine Darstellung, in welcher Theile, Eigenschaften, Merkmale des dargestellten Gegenstandes, der Menge oder Größe nach, übertrieben worden sind, die Aehnlichkeit aber dennoch unverkennbar bleibt. Durch den Gegensatz, welcher sich dem Betrachtenden dabei aufdringt, werden sie meist lächerlich; daher kommt es, daß man gewöhnlich, wiewohl unrichtig, bei der C. zunächst und hauptsächlich an das Lächerliche denkt. Es gibt aber auch schreckliche Caricaturen. Entwickelt man sich die Ursache jenes Gegensatzes, so findet man den Grund. Jener Gegensatz geht hervor aus einer Vergleichung des angeschauten Individuellen mit dem Musterbilde, welches der Einbildungskraft von der Gattung vorschwebt, und welches nie ganz verloren gehen kann, weil sonst das dargestellte Wesen aufhören würde, der Gattung anzugehören. Indem nun ein Theil nach diesem unaufgeblichen Urbilde gearbeitet ist, die übrigen aber entweder ins Zwergartige oder ins Riesenhafte ausarten, geht jener Gegensatz hervor, den man nicht gewahr werden kann, ohne das gegebene Mißverhältniß nach Ursache und Wirkung zu beurtheilen. Was in der Caricatur der allgemeinen Gattungsregel gemäß ist, wird für die Ursache, das Uebrige für die Wirkung genommen, die nun entweder als zu groß oder als zu klein erscheint. Das Erste gibt die schreckliche, das Zweite die lächerliche Art der Caricatur. Mit Recht sagt daher Bendavid: „Ein Kind von gehöriger Größe mit einem kolossalen Kopfe, Arme u. s. w. ist eine fürchterliche Caricatur; ein erwachsener Mensch mit einem kleinen Näschen, kleinen Mündchen und einem süßen Stimmchen ist ein putziger, schnurriger Kerl, eine lächerliche Caricatur.“ Es kann aber auch Caricaturen geben, in welchen Beides gemischt ist, z. B. der Bramarbas, der sich ein martialisches Ansehen dadurch zu geben sucht, daß er außerwesentliche Theile unmäßig vergrößert, als den Schnurrbart, Haarzopf, Stiefeln, Sporen, Hut, Säbel ꝛc., wobei das Lächerliche dieser Furchtbarkeiten stets wieder um so mehr hervorleuchten wird, je mehr es etwa mit der kleinen Figur des Bramarbas abstickt. Das, was furchtbar seyn soll, wird aber hier aus keinem andern Grunde lächerlich, als weil die menschliche Willkür ins Spiel tritt. Fürchterliche Caricaturen, bei denen dieß nicht der Fall ist, sind als bloße Mißgestalten zu betrachten, die durchaus kein Gegenstand für die schöne Kunst seyn können. Sie sind unverschuldetes Unglück, welches nur unser Mitleid in Anspruch nehmen kann, wenn sie nicht geradezu Abscheu erregen. Deßhalb sind Alle, die, um Caricaturen darzustellen, sich in Aufstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen erschöpfen, welche nur bübischer Muthwille zum Gegenstande der Verspottung nehmen kann, vom Wesen der Caricatur ebenso schlecht als vom Zwecke der schönen Kunst unterrichtet. Wenn also Darstellung unverschuldeter körperlicher Gebrechen hier nicht stattfinden soll, so werden im Gegentheil die verschuldeten ganz eigentlich hierher gehören. Diese, Abdrücke der innern Häßlichkeit, geben sich theils in der ganzen körperlichen Beschaffenheit, theils und vornehmlich in den beweglichen Zügen des Gesichts zu erkennen. Der ganze Körper wird vollkommen deut-

liche Erſcheinung einer mißgebildeten Seele, Ausdruck des geiſtig oder moraliſch fehlerhaften Charakteriſtiſchen in einem menſchlichen Einzelweſen oder der Geſammtheit ſolcher, z. B. eines Standes, einer Sekte u. ſ. w. In dieſem Sinne hat der ernſte L. da Vinci ſeine Caricaturen gezeichnet. Hier ſieht man den Zänkiſchen, den Mürriſchen, den Prahler, den Faullenzer, die Feiſtheit des Gefräßigen, die Ausſchweifung des Wollüſtlings, die Plumpheit des Ungebildeten, das Lachen der Dummheit u. ſ. w. mit charakteriſtiſcher Treue dargeſtellt und die ſonſt weniger bemerkbaren Züge nur ſtärker hervorgehoben. Allerdings findet ſich da Abweichung von dem Ideal der Wohlgeſtalt des innern und äußern Menſchen, deſſen Neigungen und Leidenſchaften mit der Vernunft in ſchöne Harmonie geſetzt worden ſind; an eigentliche Uebertreibung des fehlerhaften Charakteriſtiſchen iſt aber noch nicht zu denken. Dieſe entſteht erſt durch Idealiſirung. Man denke hierbei nur nicht an Verſchönerung, denn wie es eine Idealiſirung ins Schöne gibt, ſo gibt es auch eine ins Häßliche (ſ. Ideal); dort und hier wird das jedesmalige Charakteriſtiſche bis zu dem Punkte der möglichen Vollkommenheit geſteigert. Die Vollkommenheit im Schlechten wird natürlicherweiſe, je mehr ſie erreicht worden iſt, nur um ſo ſichtbarere Unvollkommenheit in moraliſcher und äſthetiſcher Hinſicht; dieſe Unvollkommenheiten aber ironiſch als Ideal aufgeſtellt, ſind die eigentlichen Caricaturen, die man deßhalb erklären kann als Ideale geiſtiger Mißbildungen im angemeſſenen Ausdruck und entſprechender Geſtaltung des Körpers (wenn man vornehmlich auf bildende Kunſt ſieht); oder als Handlungsweiſen, die nach der zum Grunde liegenden Denkart und Geſinnung Ideale geiſtiger Mißbildung beurkunden, wenn man die Poeſie berückſichtigt. Nach dieſer Erklärung kann es nicht ſchwer fallen, zu entſcheiden, ob und inwiefern Darſtellungen von Caricaturen in der ſchönen Kunſt zuläſſig ſeyen. Vollkommen zweckmäßige Darſtellung der verſchuldeten geiſtigen Gebrechen der Menſchen iſt der Gegenſtand der Satyre; Caricaturen ſind deßhalb die Ideale des Satyrikers. So lange man noch deſſen Anſprüche auf einen, und zwar ehrenvollen Platz auf dem Parnaß nicht abgewieſen hat, was mit allen Sophiſtenkünſten nie erreicht werden wird, ſo lange darf man die Caricaturen nicht als Gegenſtände äſthetiſcher Darſtellung verwerfen, und zwar weder die ſchrecklichen noch die lächerlichen, denn beide fallen in das Gebiet des Satyrikers, der entweder mit erhabenem Ernſt die Böſewichter, oder mit komiſcher Laune die Narren des menſchlichen Geſchlechts darſtellt. Dorthin gehören die ſelbſtverſchuldeten moraliſchen Gebrechen, welche die ſchrecklichen, hierher die ſelbſtverſchuldeten Geiſtesgebrechen, welche die lächerlichen Caricaturen geben. Jene ſind Gegenſtand der pathetiſchen, dieſe der komiſchen Satyre. So müßte man ſie nun ſchon in der Poeſie, der Satyre und Komödie laſſen; allein es fragt ſich, ob auch in der bildenden Kunſt? Wahr iſt es, daß hier die Caricaturen dem gebildeten Geſchmack anſtößig und der Bildung deſſelben hinderlich ſind. Immer haben ſie etwas Widriges, welches hier, wo der Gegenſtand unmittelbar vor den äußern Sinn gebracht wird, weniger gemildert als in poetiſchen Darſtellungen iſt, und man darf daher ein Zeitalter mit vorherrſchender Neigung für Caricaturen als ein Zeitalter des Ungeſchmacks annehmen. Damit iſt nun aber noch keineswegs ihr völliges Verbannungsurtheil ausgeſprochen. Denn wie man die italieniſche von der niederländ. Schule, eine Madonna della Sedia von einem Kopfe Denner's unter-

scheidet, die letztern aber, um vieler Trefflichkeiten willen, gern bestehen läßt, wiewohl hinter den ersten: so kann man überhaupt die Charakteristiker neben jenen bestehen lassen, welche die reine Schönheit erstreben und darstellen. Wie diese ganz in der Poesie sind, so nähern sich jene der Prosa; es gibt auch in der Poesie Gattungen, die näher an die Prosa grenzen, hauptsächlich jene, die sich in der Moral begegnen. Unter den Werken dieser Art gibt es treffliche, obgleich sie nicht reinpoetisch genannt werden dürfen. Setzen wir in der bildenden Kunst etwas Aehnliches, so lassen sich Darstellungen von Caricaturen in ihr, wofern sie rechter Art sind, retten; sie entsprechen der Satyre und Groteske in der Poesie, und so werden sie auch schon von den Alten gebraucht, die unter ihren Masken eine Menge Caricaturen hatten. Mehrere herculanische Gemälde beweisen Dasselbe. Allein sie lassen sich auch wirklich nur retten, wofern sie rechter Art sind, d. h. wofern die Idee derselben in der That poetisch, das Dargestellte in der angegebenen Art charakteristisch und sinnreich ist. Musterhaft in dieser Art ist Hogarth (s. d.) Eine rühmliche Erwähnung verdienen indeß auch Leonardo da Vinci, Annibale Caracci, Ghezzi, Callot, und unter unsern Landsleuten vornehmlich Ramberg (s. d.). Ungleich fratzenhafter sind mehrere politische Caricaturen, die hauptsächlich in London in so großer Menge erschienen sind, daß man dicke Bände damit anfüllen könnte. Die Engländer scheinen sich besonders zu diesem Geschmacke hingeneigt zu haben, vielleicht mehr, weil er ihrer politischen Freiheit, als weil er ihrem Schönheitssinne zusagte. Die Freiheit geht aber hier nicht selten bis zur zügellosen Frechheit, indem das Heiligste und Erhabenste dem Spott und der Verachtung preisgegeben wird. Die englischen Gesetze verbieten bei Strafe alle Schmähschriften; allein der Gesetzgeber vergaß, daß der Künstler ebenso gut schmähen kann als der Schriftsteller. Gilray und Bunbury sind es hauptsächlich, von denen die neuen britischen Caricaturen stammen. Den Letztern hat man öfters den neuen Hogarth genannt, und er verdient diesen Namen insofern, als er sein glückliches Talent öfters zu moralischen Zwecken benutzt hat. Bei so viel Vorliebe der Engländer für Caricaturen ist es nicht zu verwundern, wenn wir nur von einem Engländer (Grooſe, Lond. 1788, übers. v. J. G. Grohmann, „Regeln zur Caricaturzeichnung, nebst einem Versuche über die komische Malerei", Leipzig 1799) eine Theorie erhalten haben, die jedoch vielerlei zu wünschen übrig läßt. Auch gehört hierher Malcolm's „Historical sketch of the art of caricaturing, with graphic illustrations" (Lond. 1813, 4). Des originellen Gilray Spottbilder hat Böttiger in der weimarschen Zeitschrift „London und Paris" erklärt. Sie sind mit hist.-polit. Erläuterungen und biograph. Nachrichten (London 1824, von Pyne, wie man glaubt) gut commentirt, erschienen. Ueberhaupt dürfte es unthunlich seyn, da Regel vorschreiben zu wollen, wo dem Witze und der genialen Laune so Vieles überlassen werden muß.

Carignano, Stadt in der piemontesischen Provinz Turin (Königr. Sardinien), am Po; hat schönen Marktplatz und 7300 Einw. Stammort der Prinzen von Carignan.

Carillon (fr.) 1), ein Glockenspiel (s. d.); 2) Tonstück, welches für dasselbe eingerichtet ist.

Carissimi (Giacomo), ein berühmter ital. Tonsetzer des 17. Jahrh. Er soll aus Padua gebürtig gewesen seyn, und lebte noch 1672. Er

hatte viele geistl. Oratorien, Cantaten und Motetten geschrieben, und seine Zeitgenossen rühmten ihn wegen des charakteristischen Ausdrucks der Empfindungen und wegen seines leichten, fließenden Styls. Zu seinen Hauptverdiensten wird gerechnet die Verbesserung des schon vor ihm eingeführten Recitativs, dem er mehr den Ausdruck der natürlichen Rede gab. Ueberhaupt wirkte er zu einer freiern Gestalt der Musik und größern Feinheit des musikal. Ausdrucks, indem er seinen Bässen mehr Bewegung und Figuren gab. Auch soll er die ersten kirchl. Cantaten geschrieben haben, und eine Anleitung zum Singen, welche öfters herausgegeben worden ist, wird ihm zugeschrieben.

Carità (ital., von dem lat. caritas), nennt man in dem Gebiete der Malerei die Darstellung der christl. Liebe oder Nächstenliebe. Sie wird in der christl. Kunst als liebevolle Mutter repräsentirt, die ihre Kinder nährt, pflegt und wohlwollenden Antheil an ihnen bezeigt. So hat sie z. B. Andrea del Sarto geschildert in einem Bilde, welches sonst in dem Museum Napoleon sich befand. Eine ernste, holde Mutter mit zwei Knaben, von denen der eine an ihrer Brust liegt, der andre sich an süßen Früchten labt; ein dritter schlummert sanft in ihrer Nähe, von ihrem Blicke bewacht. Diese seelenvolle Huld der Darstellung war der Antike fremd.

Carli (Giovanni Rinaldo), auch nach seiner Gemahlin Carli-Rubi genannt, aus einer alten gräfl. Familie zu Capo d'Istria 1720 geboren. Schon frühe entwickelte sich in ihm eine vorherrschende Neigung zur Alterthumskunde, womit er das Studium der schönen Wissenschaften verband. In der Folge studirte er zu Padua Mathematik, griech., hebr. und lat. Sprache und ward darauf Mitglied der Akademie der Ricovrati. Von nun an erhielt er in der gelehrten Welt Celebrität durch seine literar. Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumsforschern Fontanini und Muratori. 1741 bestieg er zu Venedig den Lehrstuhl für Sternkunde und die Seewissenschaft, welchen Posten er 12 Jahre hindurch mit vielem Ruhm bekleidete, bis die Verwaltung seines bedeutenden Vermögens ihn veranlaßte, seine Professur niederzulegen, und nach seinem Geburtsorte zurückzukehren, wo er mehrere wichtige Werke über die Alterthümer seines Vaterlandes, sowie gelehrte Untersuchungen über alte Münzen u. s. w. herausgab. In der Folge ernannte ihn Kaiser Joseph II. zum Präsidenten des höchsten Handelsgerichts und des Studienraths zu Mailand, endlich zum Geh. Staatsrath und Präsidenten des Finanzcollegiums. Noch in seinem Alter schrieb er über die verschiedenen Theile des thierischen Lebensprozesses. Er st. den 22. Febr. 1795. Seine sämmtl. Werke wurden 1784–94 von ihm selbst in 15 Bdn. herausgegeben. In dieser Ausgabe sind jedoch die „Amerikanischen Briefe nicht mitbegriffen, welche ein besonderes Werk in 5 Bänden ausmachen.

Carlin. Unter diesem Namen, dem ital. Diminutivum von Karl, ist der berühmteste Arlequin der franz. Bühne, von welchem Einige sogar den Namen Arlequin herleiten, bekannt. Er hieß nämlich Carlo Antonio Bertinazzi, geb. zu Turin 1713 und gest. zu Paris 1783. Sein Vater war Offizier unter den Truppen des Königs von Sardinien, und er selbst trat als Fähnrich bei einem dortigen Regimente in Dienste. Sein Vater st. früh und hinterließ kein Vermögen. Dieß nöthigte C., Unterricht im Fechten und Tanzen zu ertheilen, und dadurch sein Leben zu fristen. In den Stunden der Muße spielte er mit seinen Schülern

Komödie. Als er sich eines Tages zu Bologna befand, und dort ein neues Stück aufgeführt ward, erbot er sich, die Rolle des Arlequin an der Stelle des Schauspielers zu übernehmen, der sich aus dem Staube gemacht hatte, und spielte sie mit dem entscheidensten Beifall, ohne daß ihn Jemand erkannt hatte. Erst bei der vierten Vorstellung entdeckte man in dem unbekannten Schauspieler C. Von dort reiste er nach Venedig und andern Städten Italiens. 1741 reiste er in Gesellschaft der Schauspielerin Casanova, Mutter der bekannten Brüder Casanova, nach Paris, um sich bei der ital. Komödie daselbst zu engagiren. Hier hat er 42 J. hindurch die Rollen des Arlequin mit nie sich verringerndem Beifall gespielt. Goldoni fand ihn noch dort und rühmte ihn nicht nur als einen der größten Komiker, sondern auch wegen seiner trefflichen Sitten. Ebenso behauptet Goldoni, daß ihn die Natur mit einer unnachahmlichen Anmuth beschenkt habe. Seine Figur, seine Gebärden, seine Bewegungen nahmen für ihn ein, so daß er auf der Bühne ebenso sehr bewundert wie im Umgange geschätzt ward. C. hatte sich die Gunst des Parterre so sehr zu erwerben gewußt, daß er mit einer Zwanglosigkeit und Vertraulichkeit zu ihm sprach, die sich kein andrer Schauspieler hätte erlauben dürfen. Wollte man eine Rede an das Publikum halten oder sich wegen irgend Etwas entschuldigen, so bekam Er den Auftrag, und seine gewöhnlichen Ankündigungen waren angenehme Unterhaltungen mit den Zuschauern. Er war noch größer im Improvisiren als in der Ausführung niedergeschriebener Stellen. Ein großes Stück von 5 Akten: „Les vingt-six infortunes d'Arlequin", hat er auf solche Weise durchgespielt und das Publikum vollkommen befriedigt entlassen. Die Vereinigung von Heiterkeit und Wohlwollen in seinem Charakter mit einer unerschütterlichen Rechtlichkeit machten ihn so beliebt, daß von ihm gesagt wurde:

Dans ses gestes, ses tons, c'est la nature même,
Sous la masque on l'admire, à découvert on l'aime.

Viele witzige und geistreiche Aeußerungen von ihm waren lange im Umlauf. Eines Tages war das Theater so leer, daß die Gesellschaft nur vor 2 Zuschauern zu spielen hatte. Am Ende des Stücks gab er dem Einen derselben ein Zeichen, wodurch er ihn einlud, sich ihm zu nähern. Es geschah. C. trat bis an den Rand der Bühne vor und sagte zu jenem mit der ihm eignen Liebenswürdigkeit: „Wenn Sie, mein Herr, beim Hinausgehen Jemand begegnen sollten, so haben Sie doch die Güte, ihm zu sagen, daß wir morgen wieder ein Stück von Arlequin aufführen werden." Merkwürdig wegen des Contrastes mit der Heiterkeit, die ihn auf der Bühne nicht verließ, war seine große Hypochondrie im spätern Alter, über die mancherlei Anekdoten im Umlauf sind. C. ist Verf. eines Stücks von 5 Akten: „Les nouvelles métamorphoses d'Arlequin", welches 1763 im Druck erschienen ist. Pujoulx hat in dem 1784 u. d. Titel: „Caprice de Proserpine, ou les cafés à la moderne", bekanntgemachten Lustspiele dem Namen C.'s eine eigene Scene gewidmet.

Carlisle, Hauptstadt der Grafschaft Cumberland (England), am Eden; sendet 2 Parlamentsdeputirte, hat einen Bischof, Citadelle und festes Schloß, schöne Kathedrale, Lancasterschulen, großes Zeughaus, Pulvermagazin, 1986 Häuser, 15.500 Einw., welche Musselin, Kattun, Twist, Hüte, Leder, Fischangeln und Peitschen fertigen, auch ansehnliche Pferdemärkte halten; stand schon zu Zeiten der Römer (Luguvallum), ist neuerdings sehr verschönert.

Carlos, Stadt am Aguire, im Districte Caraccas, des Colombia-Departements Venezuela; hat 9500 Einw., die von den Canaris abstammen und sich durch Fleiß und Thätigkeit auszeichnen; sie bauen vorzüglich Kaffe und Indigo, und halten große Viehheerden.

Carlos (Don), Infant von Spanien, Sohn Philipps II. und der Maria von Portugal, einer Prinzessin von Asturien, war den 8. Juli 1545 zu Valladolid geboren. Seine Geburt erkaufte die Mutter mit ihrem Leben; denn vier Tage nach ihrer Niederkunft starb sie. Der Körper des Prinzen war schwächlich und kränklich. Die ängstliche Sorge um seine Leibeskonstitution artete bei der Erziehung in Verzärtelung aus, und so verstärkte seine Erzieherin, Johanna von Oestreich, verwittwete Königin von Portugal, die Anlagen ihres Neffen zu allen heftigen und lasterhaften Neigungen. Nach dem Berichte seines Lehrers Don Honorio de Juan, kaiserl. Kammerherrn und nachherigen Bischofs von Osma, zeigte er eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Studien und eine Vorliebe zu Grausamkeiten. So machte er sich ein Vergnügen daraus, kleine Kaninchen, welche man ihm von der Jagd mitbrachte, langsam zu Tode zu marten, und freute sich, wenn er sie in krampfhaften Zuckungen in seinen Händen sterben sah. Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien wurde beendigt und in den Friedenspräliminarien festgesetzt, daß Isabella, Tochter Heinrichs II. von Frankreich, die Gemahlin des Don Carlos werden sollte, wenn er das männliche Alter erreicht haben würde. Der Tod der Königin Maria von England, Gemahlin Philipps II., gab diesem Friedenspunkte eine andere Gestalt. Philipp war ohne eheliche Bande und zählte erst 32 Jahr, da sein Sohn kaum das 14. J. erreicht hatte. Heinrich II. glaubte demnach seiner Tochter ein glücklicheres Schicksal zu bereiten, wenn er sie an die Seite eines regierenden Königs kettete. Philipp stimmte diesem Vorschlag bei und wurde (2. Febr. 1560) zu Toledo mit Isabellen vermählt. Fast um dieselbe Zeit ließ Philipp eine Versammmlung der Cortes berufen, Don Carlos als seinen Thronfolger krönen und ihm den Eid der Treue leisten. Da Don Carlos schwach und bleich war, so schwinden die schönen Farben, welche man von seiner Außenseite entwarf und woran man die Dichtung reihte, als habe er in liebender Verbindung mit Isabellen gestanden, und mit ihr jene angebliche Reise bis Alcala, welche er um der Königin Willen soll gemacht haben. Von einem mehrtägigen Fieber genesen, ward er von Philipp auf die Universität zu Alcala de Henarez gesandt, damit er durch diese Reise seine Gesundheit bessere und in dem Schooße der Wissenschaften seine Sitten mildere. Am 9. März 1562 stürzte der 19jähr. Prinz mehrere Treppen seines Pallastes hinab und ward für todt gehalten. Es wurden sogleich in allen Kirchen Gebete zu seiner Wiedergenesung angestellt. Mehrere bedeutende Wunden am Schädel und eine wundärztliche Operation am Gehirn hatte eine Kopfschwäche des Prinzen zu Folge, welche ihn an der Bildung seines Geistes hinderte und seinen ohnehin rohen Charakter vollends unverträglich machte. „Waren dieß etwa die herrlichen Anlagen, um zärtliche Gefühle in dem Herzen einer tugendhaften Fürstin rege zu machen?“ fragt ein span. Schriftsteller, Llorente. — 1563 kehrte Don Carlos mit seinem Lehrer Don Honorio de Juan wieder an den königl. Hof zurück und ward seiner Leitung entzogen. Bis zu dem Tode Don Honorio's legte er gegen ihn die größte Hochachtung an den Tag und

wurde nie über die Freimüthigkeit beleidigt, mit welcher dieser ihm die Goldregeln des Lebens einschärfte. Leider aber entsprach er ihnen nicht, sondern überließ sich ohne Rückhalt dem Sturme seiner heftigen Leidenschaften. Um die Märchen eines St.-Real, Mercier u. a. Geschichtschreiber zu widerlegen, welche so pomphafte Zeichnungen von seinem Charakter entwarfen, dienen hier einige Anekdoten. Als einst sein Kämmerer auf das Geräusch der Klingel nicht schnell genug herbeieilte, ergriff er ihn und wollte ihn zum Fenster hinaus werfen; als er eines Abends in den Straßen von Madrid zufällig mit Wasser begossen wurde, befahl er, das Haus in Brand zu stecken und die Einwohner zu erschlagen; und als ihm ein Schuster zu enge Stiefeln brachte, befahl er, sie in Stücke zu schneiden und sie zu kochen, worauf sie der Unglückliche essen mußte und seinen Geist aufgab. Von den eigentlichen Zügen seines Charakters entwirft der Erzbischof von Rosano folgendes Bild: „Der Prinz ist von einem unerträglichen Stolze beseelt, zügellos in seinen Sitten, schwach an Geist und dabei launisch und halsstarrig, so daß man mit Recht sagen kann, er sey seiner geistigen Kräfte nicht mächtig und habe Anfälle von Wahnsinn.“ Unangenehme Berührungen mancherlei Art, in welche er täglich mit seinem Vater verwickelt wurde, bestimmten Don Carlos 1565, heimlich eine Reise nach Flandern zu unternehmen. Mit Hülfe seines Anhanges hatte er auch schon fünfzig tausend Dukaten zusammengebracht, als ihm sein Hofmeister Evoli, durch eine klug angewandte List, diesen Plan vereitelte. 1567 hatte Philipp den Herzog von Alba zum Gouverneur von Flandern ernannt. Ueber diese Ehrenbezeugungen wurde Don Carlos so aufgebracht, daß er gegen Alba den Dolch zog und ihn getödtet haben würde, wenn ihn nicht die Geistesgegenwart und die Ueberlegenheit der Kraft des Herzogs daran gehindert hätte. Sein Oheim, Maximilian II., und seine Tante, die Kaiserin Maria, bewahrten noch immer die Liebe für Don Carlos, die sie seit seiner frühesten Jugend für ihn gehegt hatten. Sie wünschten ihn sogar mit ihrer Tochter Anna zu vermählen. In kluger Berücksichtigung der Sittenlosigkeit seines Sohnes, verfuhr Philipp bei Realisirung dieses Vorschlages mit der bedächtigsten Langsamkeit, um seine Nichte nicht etwa in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Kaum aber hatte Don Carlos Kenntniß von diesen Planen, als er beschloß, ohne Zustimmung seines Vaters Spanien zu verlassen, nach Deutschland überzugehen und von Wien aus alle seine Bedenklichkeiten zu beseitigen. Bei der Ausführung dieses Entwurfes wurde er von dem Prinzen von Oranien, dem Marquis von Berg, den Grafen Egmont und Horn und allen Häuptern der Verschwörung in Flandern unterstützt. Die Geldanerbietungen des Marq. von Berg und des Barons von Montigny schlug er aus und schrieb fast an alle Granden Spaniens, ihn bei dieser Unternehmung zu unterstützen. Sie versprachen ihm ihren Beistand unter der Bedingung, daß dieses Unternehmen nicht gegen den König gerichtet seyn dürfe. Der Admiral von Castilien ahnete in der Dunkelheit, mit welcher diese Abreise umhüllt war, verbrecherische Absichten und schickte den Brief des Prinzen an den König. Don Juan von Oestreich, welchem Don Carlos sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, hinterbrachte alle seine gemachten Entdeckungen Philipp. Man vermuthet, daß Don Carlos mit dem Plane umgegangen sey, sich an die Spitze der Niederländer zu stellen, und gründete diese Meinung

auf mehrere Briefe seines Kammerdieners Garcia Alvarez Osorio, worin derselbe unter andern schreibt, daß er, trotz allen Versprechungen, nur 6000 Dukaten erhalten habe, und daß er doch zu der bewußten Unternehmung 600.000 bedürfe. So wenig man aus diesen Briefen nur die entferntesten Anschläge zu einer Empörung entnehmen konnte, so verlor doch der Baron Montigny deßhalb seinen Kopf. Indessen soll Don Carlos, seiner Aeußerung zufolge, Philipp haben ermorden wollen, welches diesem verrathen wurde. Don Carlos verfiel in eine wahnwitzige Krankheit und legte sich den 18. Jan. 1568 schon Abends um 6 Uhr zu Bette. Um 11 Uhr ging der König die Treppe herab, begleitet von dem Herzog Feria, dem Großprior des Johanniter-Ordens, Don Antonio, Bruder des Herzogs von Alba, dem General-Lieutenant und 12 Gardisten, in das Zimmer des Prinzen. Die Offiziere bemächtigten sich seines Degens und Dolches, und der Herzog von Feria hatte ihm eben erst eine geladene Büchse weggenommen, als der Prinz in seinem Schlafe unterbrochen wurde. Auf seinen Schrei, wer da sey? und nach einigen Drohreden, welche er ausstieß, erhielt er zur Antwort, der Staatsrath sey da. Rasch sprang er auf und wollte zu den Waffen greifen, da wurde er des Königs ansichtig: „Was will man mit mir?" schrie er wie ein Wahnsinniger. „Das wird Euch die Zeit lehren" — war die Antwort Philipps. Der König befahl ihm hierauf, sich bis auf weitere Befehle ganz ruhig in diesem Zimmer zu verhalten. Dem Herzog Feria sagte er: „Ich übergebe Euch die Person des Prinzen, damit Ihr Acht auf ihn habt und ihn sorgfältig bewachet." Zu Ludwig Quijada, dem Grafen von Lerma, und zu Don Rodrigo de Mendoza sprach der ernste Monarch: „Ich trage Euch die Bedienung des Prinzen auf; aber übet keinen seiner Befehle aus, ohne mich vorher davon benachrichtigt zu haben". Auch schärfte er ihnen bei Strafe des Hochverraths ein, ihm weder etwas schreiben, noch mit Jemanden reden zu lassen. Bei Austheilung dieser Befehle erhob der Prinz ein gellendes Gelächter, und mit Bitterkeit brach er in die Worte aus: „Tödtet mich, König, ehe Ihr mich gefangen haltet. Wenn ihr nicht so mitleidig seyd, mir das Leben zu nehmen, so werde ich selbst den Dolch in meine Brust zu führen wissen." Der König antwortete: Er möge keine Handlungen begehen, welche man nur von einem Wahnsinnigen erwarten könne. „Ich bin nicht wahnsinnig, schrie er, aber in Verzweiflung über die Schritte, welche man gegen mich vornimmt!" Nach einer Weile entfernte sich der König. Der Herzog von Feria bemächtigte sich der Schlüssel von den Koffern, und ließ jeden Behälter nach den Zimmern des Königs bringen; stellte 4 Monteros d'Espinosa, 4 span. Hellebardiers und ebenso viele Deutsche nebst einem Lieutenant zur Wache auf; ließ die Betten der Bedienten entfernen, und der Herzog von Feria, der Graf Lerma und Don Rodrigo brachten die Nacht über bei ihm zu. Der Zutritt ward jedem seiner Diener untersagt; kein Messer wurde ihm bei Tische verabreicht, denn das Fleisch wurde zerschnitten aufgetragen, und sogar durfte nicht einmal die Messe in seinem Zimmer gelesen werden. Den 19. Jan. 1568 berief der König eine Rathsversammlung, und stattete ihnen über die Ursachen, warum er den Prinzen habe verhaften lassen, vollständigen Bericht ab. Bei Erzählung der Thatumstände soll er sich der Thränen nicht haben enthalten können. Auch bei dem deutschen Kaiser, mehreren europ. Fürsten, dem Papste, der span. Geistlichkeit, den

königl. Gerichtshöfen, Civil- und Militär-Gouverneurs der Provinzen rechtfertigte der König seine Maßregeln. Vergeblich waren die Bitten des Papstes Pius V., vergeblich sandte Maximilian II. den Erzherzog Karl nach Madrid, um sich zu Gunsten des Don Carlos zu verwenden; der König befahl, seinem Sohne den Prozeß zu machen. Nicht die Inquisition, sondern eine andere Commission setzte Philipp in dieser Staatsangelegenheit nieder. Außerdem daß der König darin den Vorsitz hatte, bestand sie aus dem Cardinal Don Diego Espinosa, dem Bischofe von Siguenza, dem Rui Gomez de Silva, Prinzen von Evoli, Don Diego Bribiesca de Mugnatones. Letzterm lag die Leitung des Prozesses ob. Um dem Gerichtsgange das Ansehen zu geben, als beschäftige er sich mit Ermittelung eines Majestäts-Verbrechens, ließ der König die Aktenstücke des Prozesses von seinem Urgroßvater Johann II. gegen dessen ältesten Sohn Carlos aus den königl. Archiven von Barcelona nach Madrid bringen. Während des Laufes der Unterhandlungen wurde die Gefangenschaft des Prinzen so strenge, daß die Gemahlin des Königs und ihre Prinzessin, Donna Johanna, den Unglücklichen nicht einmal besuchen durften, und Philipp so finster und mißtrauisch, daß er seine gewöhnlichen Vergnügungsreisen nach Aranguez, Prado und Eskurial einstellte. Don Carlos überließ sich unterdessen einer leidenschaftlichen Ungeduld, die nahe an Raserei gränzte. Er verwarf die Beichte und verweigerte die Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten, verschluckte einen Demant, um daran zu erwürgen, und gab sich allen den Unordnungen preis, welche wir nur an Wahnsinnigen bemerken. Wuth und Zorn hatten so sein Blut entzündet, und seine Sinne in dem Grade erhitzt, daß ihn das Eiswasser, dessen er sich täglich bediente, nicht mehr abzukühlen im Stande war. Er legte eine Menge Eis in sein Bett, und sein Gemüth wollte dennoch keine Ruhe gewinnen. Nackt und barfuß lief er auf den Zimmerplatten umher, und tobte so oft ganze Nächte hindurch. Im Monat Juni wies er jede Art Speise von sich und genoß während 11 Tage nichts als Eiswasser. Er schwächte sich dadurch so sehr, daß er in eine fieberartige Krankheit verfiel, und man glaubte, er werde nicht lange mehr leben. Der König besuchte ihn hierauf und sagte ihm einige freundliche Worte des Trostes. Der Erfolg war, daß er mehr aß, als ihm in seinem Zustande dienlich war. Sein Fieber wurde bösartig und von heftigen Anfällen, Gallenwurf und einer gefährlichen Diarrhöe begleitet. Der Prinz genoß der Pflege des Dr. Olivares, des ersten Arztes des Königs, der den Kranken allein besuchte, und wenn er das Zimmer verlassen, sich mit den übrigen Aerzten des Königs besprach. Inzwischen war die von Don Diego Bribiesca de Mugnatones eingeleitete gerichtl. Untersuchung schon so weit vorgerückt, daß man im Stande war, ohne den Schuldigen zu hören, ein summarisches Urtheil zu fällen, oder einen Anwald des Königs zu ernennen, der in der Eigenschaft eines Fiskals den Prinzen wegen der in der vorläufigen Instruktion aufgeführten Verbrechen anklagen könnte. Der Prinz wußte von allen diesen Unterhandlungen Nichts; die Aussagen von Zeugen waren durch Briefe und andere Papiere ersetzt. Aus den Aktenstücken ergab sich, daß man nach den Grundgesetzen des Reichs nicht umhin könne, den Prinzen zum Tode zu verurtheilen; denn er sey des Majestätsverbrechens im ersten und zweiten Grade schuldig, weil er den Plan zum Vatermorde habe in's Werk setzen wollen, und

weil er gesonnen gewesen, sich der Herrschaft Flanderns durch einen Bürgerkrieg zu bemächtigen. Mugnatones lieferte einen Bericht hierüber, sowie über die Strafen, welche das Gesetz in diesem Falle über Unterthanen verhängte. Doch fügte er hinzu, könne Se. Majestät besondere Umstände und den Rang des Verbrechers berücksichtigen, und als Souverän, aus Rücksichten der Staatsweisheit, Milderung der Strafe eintreten lassen. Der Cardinal Espinosa und der Prinz von Evoli erklärten, daß sie das Gutachten des Mugnatones billigten. Philipp II. äußerte hierauf: daß ihm sein Gewissen nicht gestatte, bei einem Prinzen, der allen Leidenschaften und Lastern ergeben sey, eine Milderung des Gesetzes eintreten zu lassen. Dessen ungeachtet glaube er, daß, da der Gesundheitszustand seines Sohnes bedauernswerth geworden sey, es gut wäre, wenig Sorgfalt mehr auf ihn zu verwenden, sondern ihn soviel essen und trinken zu lassen, als er nur immerhin wolle. Denn, nach seiner Geisteszerrüttung zu urtheilen, könne es nicht fehlen, daß er Ausschweifungen beginge, die sein Ende beschleunigen würden. Das, was er noch wünsche, sey, seinen Sohn zu überzeugen, daß sein Tod unvermeidlich, und daß es demzufolge für ihn nöthig sey, zu beichten, um sein ewiges Heil zu sichern. Die Prozeßakten schweigen von einem solchen Entschlusse des Königs. Es ward kein Urtheil geschrieben, noch unterzeichnet; nur findet man eine kleine Note des Sekretärs Petro del Hoyo, worin er sagt: „daß das gerichtliche Verfahren so weit gediehen gewesen sey, als der Prinz an seiner Krankheit starb, weßhalb es zu keinem Urtheilsspruche kam". Am 20. Juli verordnete der Dr. Olivares dem Don Carlos noch eine Medizin, welche keine guten Folgen hatte. Die Krankheit fing an, tödtlich zu werden, da erklärte der Arzt dem Leidenden, es wäre gut, wenn er sich als ein guter Christ zum Tode bereite und die heil. Sakramente empfinge. Der Prinz befolgte diese Mahnung, und verlangte nach seinem gewöhnlichen Beichtvater, dem F. Diego de Chares. Diesem Geistlichen trug er auf, den König, seinen Vater, in seinem Namen um Verzeihung zu bitten. Philipp ließ ihm antworten: er verzeihe ihm von ganzem Herzen, gebe ihm seinen Segen, und hoffe, daß Gott seine Reue gnädig aufnehmen werde. An demselben Tage empfing er mit der größten Ergebung das heil. Abendmahl und die letzte Oelung, und machte, mit Bewilligung seines Vaters, ein Testament, das durch seinen Sekretär, Martin de Gastelo, aufgenommen wurde. Sein Todeskampf währte den 22. und 23. fort, und er hörte in diesem Zustande mit Ruhe die Ermahnungen seiner geistlichen Beichtväter an. In der Nacht vom 23. bis den 24. begab sich der König, auf die Schultern des Prinzen Evoli und des Großpriors gelehnt, in sein Zimmer, gab ihm nochmals unerkannt seinen Segen und schied weinend von ihm. Bald darauf am 24. Juli, Morgens 4 Uhr erfolgte der Tod des Don Carlos. Ohne seinen Tod weiter zu verheimlichen, wurde er mit allen, seinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen in dem Dominikaner-Nonnenkloster el Real zu Madrid, jedoch ohne Leichenrede beerdigt. Spanien beweinte Don Carlos, weil der König keinen männlichen Sprößling hinterließ, und seine Hoffnungen auf die dritte Niederkunft der Königin, durch den Tod der makellosen Isabelle (23. Oktober dess. J.) durch die Folgen einer zu frühzeitigen Entbindung herbeigeführt, vernichtet wurden. Philipp II. befahl, um das Andenken an die Gerechtigkeit, mit der man in der Sache seines Sohnes zu Werke gegangen, zu

bewahren, daß die Prozeßakten im Original und zugleich mit der Uebersetzung gesammelt und aufbewahrt werden sollten. 1592 wurden die drei vorhandenen Aktenstücke in ein kleines grünes Kästchen niedergelegt, von dem Könige verschlossen und in das königl. Archiv von Simancas gebracht. Schiller, Alfieri, Otway und Campistron haben diesen Stoff zu einer Tragödie benutzt.

Carlotta, Stadt in der spanischen Provinz Jaen, in der Sierra Morena, regelmäßig gebaut, hat 8900 Einw., Glashütte, ist deutsche Colonie.

Carlow (Caterlagh), 1) Grafschaft in der irländischen Provinz Leinster von 13¾ QM. mit 81.400 Einw. 2) Hauptstadt darin, am Barrow; 1200 H. 8050 Einw., Wollenzeuchweben, Handel mit Getreide, Butter, Steinkohlen.

Carmagnala, Stadt in der Prov. Turin, Fürstenthum Piemont, sardin. Staat, hat 12.000 Einw., Seidenbau, beträchtlicher Handel, große Seidenmesse jährlich im Juni.

Carmagnole, ein Wort, welches die unglückliche Zeit der franz. Revolution geboren hat; es bezeichnet einen Tanz, der mit einem Gesange begleitet wurde, der so anhub: Madame Veto avait promis etc. mit dem Refrain: Dansons la Carmagnole! Vive le son du canon! Diesen betäubenden Singtanz pflegte man an Nationalfesten, bei Hinrichtungen und ähnlichen Schauderfesten aufzuführen. Ob man diesen Tanz nach der piemontesischen Stadt Carmagnole, oder nach einem zügellosen Weibe, welches Paris anzuzünden sich angeboten hatte, wenn die Freiheit untergehen würde, und auch diesen Namen führte, benannt hat, ist unbestimmt. Später belegte man ein nach einer besondern Form zugeschnittenes Kleid, sowie Diejenigen, so es trugen, mit diesem Namen.

Carmel, ein Vorgebirg in Palästina, welches von seiner Fruchtbarkeit diesen Namen empfing. Gegen Südosten erstreckt es sich längs dem Bache Kison bis zur Ebene Jesreel, in der Länge von 5 Stunden. Nach dem Bericht der neuern Reisenden soll dieses Vorgebirge wenige Merkmale seiner Fruchtbarkeit mehr an sich tragen, indem statt der obsttragenden Bäume niedriges Gesträuch und nacktes Buschwerk die Nachlässigkeit der Araber verrathe, welche dermalen ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen haben. Eine auf uns gekommene Sage erzählt, daß Elias auf diesem Berge in einer Höhle gewohnt habe, die noch jetzt Eliashöhle genannt wird. Nach ihm soll sein Schüler Elisa auf eben diesem Vorgebirge ein von der Welt abgesondertes beschauliches Leben geführt haben, durch dessen Beispiel dann das sogenannte Einsiedlerleben in der Folge entstand. Der Ort, wo eine Capelle steht, ist einer der unfruchtbarsten im ganzen Gebirge; aber in kleiner Entfernung von demselben findet man eine reiche und ergiebige Gegend, die mit wohlriechenden Kräutern, Gesträuchen und Bäumen auf das Anmuthigste bekleidet ist. Ungefähr 3 Meilen von dem Kloster fließt eine Quelle guten Wassers, welches Elias durch ein Wunder aus dem Boden hervorgelockt haben soll.

Carmeliter-Orden. Um die Mitte des 12. Jahrh. stifteten Pilger unter Leitung Berthold's aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf dem Carmelgebirge, welcher der Patriarch von Jerusalem, Albrecht, 1209 eine mit der alten Basilianischen meist übereinstimmende Regel, und Honorius III. 1224 die päpst. Bestätigung gab. Dieß ist der wahre Ursprung U. L. Fr. vom Berge Carmel oder der Carmeliter.

Diese Mönche selbst schreiben jedoch ihre Stiftung dem Propheten Elias zu, um sich den Vorzug eines in seiner Art einzigen Alterthums zu geben. Nach ihrer Meinung gehörten ihrem Orden alle Propheten und heil. Männer des alten Testaments von Elias bis auf Jesus, Pythagoras und die gallischen Druiden an; die Rechabiten, Essener und Pharisäer sollen Tertiarier, die heil. Frauen des N. T. mit der heil. Jungfrau Maria Nonnen, und die Einsiedler des christl. Alterthums echte Glieder ihres Ordens gewesen seyn. Auch Christum machen sie zum besondern Beschützer desselben, wo nicht gar zum Carmeliter, und seine Apostel zu Missionairs vom Berge Carmel. Diese unsinnigen Behauptungen hat der Jesuit Papebroch widerlegt, und die gelehrte Welt längst für Fabeln erklärt. Dennoch blieben die Carmeliter dabei und durften noch unter Benedict XIII. im 18. Jahrh. die Statue des Propheten Elias, als ihres Stifters, in der Peterskirche zu Rom aufstellen. Zwischen 1138—44 haben sie, von den Saracenen verdrängt, sich nach Europa verpflanzt, und 1247 eine mildere Regel angenommen, die sie zum Klosterleben berechtigte. Ihre anfangs weiß- und braungestreiften Mäntel vertauschten sie 1287 mit ganz weißen, unter denen sie sonst schwarze, seit der Mitte des 15. Jahrh. aber kastanienbraune Kutten trugen. Der Carmeliterorden zerfiel in seiner weiten Ausbreitung durch innere Streitigkeiten in 4 von einander unabhängige Körperschaften. 1) Den Hauptstamm machen die beschuheten Observanten nach der im 15. Jahrh. aufs neue gemilderten Regel aus, zu denen die von der strengen Observanz in Frankreich und Italien, und die 1462 von dem General Sereth gestifteten Carmeliterinnen gehören. Sie hatten im 18. Jahrh. 38 Provinzen in der kathol. Christenheit und nach ihrer eigenen sehr übertriebenen Angabe 7050 Klöster mit 180.000 Religiosen beiderlei Geschlechts. 2) Die 1433 von den Observanten geschiedene und durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua mit 45 Mönchs- und wenigen Frauenklöstern. 3) Die Barfüßer und Barfüßerinnen oder Theresianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der h. Theresia gestiftet, 1593 von den Observanten unabhängig wurden und im 18. Jahrh. zu 6 Provinzen mit über 2000, meist weiblichen, Religiosen angewachsen waren. 4) die Barfüßer in Italien, welche sich 1600 von der spanischen trennten und im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Polen und Asien mit 8000 Mönchen und Nonnen hatten. Ihnen gehörte die heil. Maria Magdalena von Pazzi an. Diese beiden Barfüßercongregationen folgen der ältesten strengen Regel mit neuen Verschärfungen, z. B. Fasten, Stillschweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einsiedelei, zur Uebung in der vollkommenern Eremitenheiligkeit. Fast in keinem Orden wurden die Selbstpeinigungen und unerhörten Proben des blinden Gehorsams gegen die Obern weiter getrieben als bei diesen Barfüßern, welche darum auch die Auserwählten unter den Carmelitern zu seyn glauben. Jede dieser 4 Körperschaften hat ihren eignen, unmittelbar vom Papste abhängigen General. Nur einige Klöster der Carmeliterinnen stehen unter den Bischöfen. Die Barfüßerinnen in Frankreich hatten seit 1661 ihren eignen selbst erwählten Orden. Die Vorrechte der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr., welches 6 Zoll breit über Brust und Rücken herabhängt und von grauer Wolle zu seyn pflegt, haben alle Carmeliter mit einander gemein. Sie schreiben diesem Scapulier wundervolle, beseligende Kräfte zu, und er-

richteten ihm zu Ehren eine Scapulierbrüderschaft, der diejenigen Laien angehören, die es tragen und den Orden vor andern begünstigen. Im gleichen Verhältnisse zu den Carmelitern steht die Erzbrüderschaft U. L. Fr. vom Berge Carmel zu Rom. Am engsten ist ihnen ihr dritter Orden verbunden, der 1476 entstand und sehr leichte Regeln beobachtet. Die Glieder desselben sind, wie die Tertiarier anderer Orden, zu gewissen Fasten, Gebeten und zum Gehorsam gegen den General der Congregation verbunden, zu der sie sich halten. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden U. L. Frauen vom Berge Carmel und des heil. Lazarus hing mit den Carmelitern nur durch den Namen zusammen. Da die Lebensart dieser Letztern jede gemeinnützige Thätigkeit ausschloß, so wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen untersagt, und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika haben sie sich bis jetzt unverändert erhalten. In Paris, wo die vornehmen Damen ihre Bußübungen sonst am liebsten bei den Carmeliterinnen anstellten, besteht seit 1817 wieder ein Frauenkloster dieses Ordens. Das gegenwärtige Schicksal der Mission in Persien, welche die italienischen Barfüßer unternommen hatten, ist unbekannt.

Carmer (Joh. Heinrich Casimir, Graf v.), der sich durch die Abfassung des allgemeinen Landrechts um die preuß. Staatsverfassung ein so hohes Verdienst erwarb, war 1721 in der Grafschaft Sponheim geboren. Als angehender Staatsdiener entging er dem Auge Friedrichs des Großen nicht, der ihn bis zu der Würde eines Staats- und Justizministers erhob. Er st. 1801 auf seinem Landgute Rutzen bei Glogau, als Ritter des schwarzen Adlerordens ꝛc., nachdem er 50 Jahre hindurch dem preuß. Staate seine rastlosen Dienste gewidmet hatte. In den Geschichtsannalen Preußens verewigte er sich durch seine meisterhafte Einrichtung der ritterschaftlichen Creditsysteme und durch die Reform, welche er in der Gerichtsverfassung, vornehmlich aber in dem Civilprozesse einführte. S. Landrecht (Preuß.).

Carmin ist das mit einem erdigen oder metallischen Oxyd verbundene Pigment der Cochenille (s. d.). Die Schönheit dieser theuern Farbe wird nicht allein in Folge des angewandten Verfahrens, sondern auch des quantitativen Verhältnisses der Zuthaten sehr modifizirt. Der Carmin, welcher zum Malen dient, wird gewonnen, wenn 1 Unze gepülverte Cochenille mit 1—1½ Maß reinen Wassers in einem zinnernen Kessel gekocht und hierauf 2 Skrupel von reinem, nicht eisenhaltigen Alaun zugesetzt werden. Die von dem Rückstande geschiedene Flüssigkeit setzt nachher den Carmin als ein feines Pulver ab. Zur Bereitung des Carmins muß immer die feinste Cochenille gewählt werden; übrigens sind die Verfahrungsarten verschieden. Die Zusätze zu dem Carmin fin du Duval de Paris, bestehen in Soda, Zinober, Chouan, Alaun, D'actour, Borax, Eiern und Weinstein; Carmin fin de l'anglois de Paris, in Eiern, Soda und Alaun; Carmin fin de Mad. Anette d'Amsterdam fordert bloß Salpeter und Sauerkleesalz; Carmin de la Chine, Alaun und Zinnauflösung in salpetersaurer Salzsäure; Carmin d'Allemagne, bloß Alaun, und der ältere Carmin, Soda, Chouankörner, Rocourinde und Alaun. Den violetten florentiner Lack erhält man, wenn der Rückstand von jenem Absude mit 1½ Th. von Kali oder Natrum und dem nöthigen Wasser abgekocht und diese Flüssigkeit mit 2 Th. Alaun gefällt und der Niederschlag ausgewaschen wird. Die rothe Schminke wird, nach

Lavoiſier, in Frankreich aus Carmin allein oder aus Zuſatz von Saflor bereitet, welche mit feingeriebener ſpan. Kreide oder auch mit Talk gemengt werden. In den Färbereien kann die ſcharlachrothe Farbe der Cochenille noch ſehr durch gelbe Farben, durch Saflor und Zuſatz von Zinnauflöſung erhöhet werden, wovon Scharff die beſondern Verhältniſſe anzeigt. Für leinenes und baumwollenes Zeuch iſt eine Arſenikbeitze erforderlich, welche aus Arſenikauflöſung in Pottaſche beſteht. Uebrigens iſt die Bereitung des beſten Carmins ein Fabrikgeheimniß.

Carmona, Stadt in der ſpaniſchen Provinz Sevilla, an der Guadiana und am Carbones; hat ein altes Schloß, 13.000 Einw., welche ſich beſonders mit Oelbau (100 Oelmühlen) beſchäftigen. Das alte Carmona, von dem ſich noch ſchöne Ueberreſte finden.

Carmontelle, franzöſiſcher Schriftſteller, geboren 1717 zu Paris, geſtorben daſelbſt 1806, war Vorleſer und Ordonnateur der Fetes bei dem Herzog von Orleans; vorzüglich bekannt durch ſeine Proverbes dramatiques," 6 Bde., Paris 1763, ſpäterhin noch durch einen 7. und 8. Bd. vermehrt; nach ſeinem Tode erſchienen noch 2 Bdchn. unter dem Titel: „Nouveaux proverbes dramatiques," Paris 1811. Die Grundlage dieſer kleinen Stücke iſt im Ganzen ſehr locker, und man darf weder einen künſtlichen Knoten noch eine gehörige Entwickelung darin ſuchen, Nichts als eine Folge dramatiſcher Scenen. Sie ſind jedoch äußerſt brauchbar für Geſellſchaftstheater, und manche dramatiſche Dichter haben ſie als eine reiche Fundgrube vielfach benutzt. Außerdem hat er noch ein „Théatre de campagne", 4 Bde., Paris 1778, ſo wie einige Romane geſchrieben. Er beſaß auch das Talent zu malen. Faſt alle berühmte Perſonen ſeiner Zeit hat er abgebildet; auch malte er eine Art Transparents, die 100 Fuß lang waren, und wie ſie ſich nach und nach abrollten, eine Folge von Scenen zeigten.

Carmoſiren oder Carmuſiren, von dem ſchwediſchen Karm, Rand, einen größern Edelſtein mit kleinern einfaſſen. Davon Carmoſirgut, ſehr kleine Edelſteine, die nur zum Einfaſſen anderer taugen.

Carnarvon, Hauptſt. der gleichnamigen engl. Grafſch. in Nord-Wales, am irländ. Meere, der Inſel Angleſey gegenüber, hat 2 Vorſtädte, 1130 Häuſer, 5880 Einw., guten Hafen, Handel mit Schiefer, Kupfererzen, Blei, Ocher; Seebad, Landbaugeſellſchaft. Geburtsort von Eduard II.

Carnation (v. lat., Fleiſchhaltung, Malerei), die Nachahmung der Hautfarbe am menſchlichen Körper, deren Töne nach Maßgabe des Alters und Geſchlechts ſehr verſchieden ſind. Vgl. Nacktes.

Carneol (Sarda, Carniola, Mineral.), ein Halbedelſtein aus der Gattung Achat, hat Wachsglanz, Durchſchein, rothe Farbe (oft ins Gelbe oder Braune übergehend), iſt eckig und kantig, an der einen Seite ausgehöhlt, an der andern bauchig. Der Carneol wird zu allerlei Schmuck und Zierrathen, im Orient beſonders zu Siegelringen verarbeitet, wozu man diejenigen mit einer lebhaften rothen Farbe, ohne Punkte, Flecken und Wolke vorzüglich wählt. Die Alten kannten den Carneol unter dem Namen Sardes und benutzten ihn vorzüglich zu Gemmen u. dgl., insbeſondere den blutrothen (Carniola nobilis). Fundorte: Arabien, Griechenland, Sibirien, Sachſen ꝛc.

Carneval, Faſching, ſ. Faſtnacht und Karneval.

Carnot (Lazare Nicolas Marguerite), geb. zu Nolay in Burgund

d. 13. Mai 1753 aus einer niedern Bürgerfamilie, der Sohn eines Advokaten, zeigte von Kindheit an ein seltenes Talent für Mathematik und militär. Wissenschaften, ward in dem Geniecorps angestellt und stieg unter Begünstigung des Prinzen von Condé. Nachher gab er mathemat. Versuche heraus, die seine Aufnahme in mehrere gelehrte Gesellschaften bewirkten; seine Lobrede auf Vauban wurde von der Akademie zu Dijon gekrönt. Als die Revolution ausbrach, war er Ingenieurhauptmann und schlug sich mit Enthusiasmus, aber mit unbescholtener Mäßigung im Handeln, auf die Seite derselben. Er wurde 1791 zum Abgeordneten bei der gesetzgebenden Versammlung ernannt, nahm aber anfangs nur an den militär. Angelegenheiten Theil. Auf seinen Vorschlag wurden die adeligen Offiziere verabschiedet und bürgerliche angestellt. Als Mitglied des Convents stimmte er für Ludwigs Tod, ward darauf im März zur Nordarmee gesandt, half Jourdan durch seinen Rath bei Maubeuge siegen, setzte auf dem Schlachtfelde den feigen General Gretien ab und stellte sich, die Muskete ergreifend, selbst an die Spitze des Heeres und trieb den Feind zurück. Er ward bald hierauf Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und leitete als solcher das Strategische der Kriegsoperationen mit dem glänzendsten Erfolge. 1795 kam er in das Direktorium und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß; als er aber durch Barras das Kriegsportefeuille verlor, und hierauf sein Plan, diesen zu stürzen, mißlang, ward er, nebst Andern, am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt, welcher er durch die Flucht nach der Schweiz entging. Durch Aufdeckung der Schändlichkeiten seiner Collegen in der Schrift: „Reposé de Carnot, l'un des fondateurs de la republique et membre constitutionnel du directoire exécutif au rapport fait sur la conjuration du 18 fructidor an V, etc.“ (Lond. 1799; deutsch, Hamb. 1799), gelang es ihm, deren Sturz (18. Juni 1799) zu befördern. Nach dem 18. Brumaire ward Carnot zurückberufen und Inspecteur aux Revues (Musterinspektor), im April aber zum Kriegsminister ernannt, legte jedoch diesen Posten bald nieder und zog sich zurück. Den 9. März 1802 ward er Mitglied des Tribunats. Dieselbe Unbeugsamkeit der Grundsätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, verleugnete er auch hier nicht. So votirte er als der Einzige gegen Napoleons lebenslängliches Consulat und Kaiserwürde. Nach Aufhebung des Tribunats (1807) lebte er als Privatmann, mit Schriftstellerei beschäftigt. Das vorzüglichste seiner gehaltvollen militär. Werke: „Sur la défense des places fortes“ (Paris 1809; deutsch mit Anhang von R. [ühle] v. L. [ilienstern] 1811, 2. Aufl. 1816), ist auf Befehl Napoleons verfaßt. 1814 bot er seine Dienste dem bedrängten Vaterlande an und übernahm den Oberbefehl in Antwerpen. Er verband die tapferste Vertheidigung mit der zartesten Schonung der Stadt, welche er hernach, auf Befehl Ludwig XVIII., dem engl. Gen. Graham übergab. Er behielt zwar seine Titel und Würden, konnte aber, als ein bedeutender und strenger Republikaner, die Gunst der königl. Regierung nicht erlangen. Durch eine Denkschrift an Ludwig XVIII. (wider seinen Willen bekannt und gedruckt) machte er sich dem Hofe verhaßt, ward auch bei der neuen Einrichtung der Akademie der Wissenschaften übergangen. Bei Napoleons Rückkehr 1815 ward er von diesem zum Grafen und Pair des Reichs erhoben, übernahm auch das Ministerium des Innern, welchen schwierigen Posten er mit gewohnter

Thätigkeit verwaltete. Carnot hatte diese Würden einzig in der Absicht übernommen, um Napoleon zu einer freien Regierungsform mit Lucian u. A. zu bewegen. Nach des Kaisers zweitem Sturze ward er Mitglied der provisorischen Regierung von Frankreich. Hernach ward er vom König in der Verordnung vom 24. Juli begriffen. Er ging zuerst nach Cerney, wo er sich mit politisch. Schriftstellerei beschäftigte, dann mit seiner Familie nach Warschau und nahm endlich seinen Aufenthalt in Magdeburg, wo er eingezogen der Erziehung seines jüngern Sohnes Hypolit (der ältere ist in französ. Diensten) lebte, ein „Mémoire sur la fortification primitive" und vermischte Gedichte, ohne besondern Werth, drucken ließ. Hier st. er in beschränkten Umständen den 3. Aug. 1823, allgemein geschätzt, im 71. J. seines Lebens. S. d. „Corresp. de Nap. Buonap. av. le Cte. Carnot, pend. les 100 Jours" (Paris 1819) und „Carnots Leben" in den „Zeitgenossen", N. R. XVI.; von Rioust (Gent 1817); deutsch von W. Körte (Lpz. 1820); in letzterer Schrift sind auch die vorher ungedruckten Poesien Carnot's aufgenommen. Die Gebrüder Baudouin in Paris, welche den Besitz aller Handschriften Carnot's erworben haben, gaben 1824 „Mém. histor. et militaires sur Carnot, redigés d'après ses manuscrits, sa corresp. inédite et ses écrits etc. par Tissot" heraus, die man als Carnot's Memoiren ansehen kann.

Caro (Annibale de), Commandeur des Malteser-Ordens, ein berühmter Dichter und Redner seiner Zeit, wurde 1507 zu Civita Nuova in der Mark Ancona geboren. Kümmerlich fristete er die Tage seiner Jugend, bis er von dem reichen Ludovico Gaddi bemerkt wurde, der ihn zu sich nach Florenz rief, zum Erzieher seiner Kinder und nachher zu seinem Sekretär machte. Hier entwickelten sich seine Talente und empfingen durch den Beifall des Publikums einen gewissen Glanz. Nach dem Tode seines ersten Gönners 1543 trat er als Sekretär in die Dienste von Pietro Lodovico Farnese, welchen 1545 sein Vater, Papst Paul III., zum Herzog von Parma und Piacenza erhob. Durch den Reichthum und die ausgebreiteten Verbindungen dieser erlauchten Familie wurde ihm der Zutritt zu den Münzcabinetten und Antikensammlungen eröffnet, deren Studium er sich mit der ganzen Macht seiner Vorliebe hingab. Auch brachte er eine bedeutende Sammlung dieser Kunstgegenstände zusammen. Um diese Zeit gab er seine „Lettere" heraus. Die Reinheit und Richtigkeit in den Ausdrücken und Wendungen der toskanischen Sprache, der leichte Ton, welcher die langen Phrasen eines Cicero vermied, die Sprache des gemeinen Lebens veredelte und ohne Affektation und Witzelei in einer schönen Simplizität dahinfloß, erwarben ihm auf dem Felde der Dichtkunst und Beredtsamkeit hohen Ruhm in ganz Italien. Der Herzog Pietro Lodovico übertrug ihm mehrere Botschaften an Kaiser Karl V.; doch ging Caro damit um, einen Dienst zu verlassen, den ihm die Launen und Laster des Fürsten verleideten, als dieser zu Piacenza ermordet ward. Er selbst war in Gefahr, flüchtete nach Parma und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farnese, mit Freundschaft aufgenommen. Die beiden Cardinäle Ranuccio und Alessandro, Brüder Ottavio's, ernannten ihn nacheinander zu ihrem Sekretär, und in des Letztern Diensten stand er bis an seinen Tod. Schon alt und seit lange vom Podagra gequält, vertauschte er seinen Aufenthalt zu Parma mit Rom und verweilte während der

schönen Jahreszeit in den lieblichen Gefilden von Frascati. 1516 starb er zu Romanus, und wurde in der St.-Laurenz-Kirche beerdigt, wo man noch heut zu Tage sein Grabmal zeigt. Seine Uebersetzung von Virgil's „Aeneide," Venedig 1581, Paris 1760, 2 Bde., 8., ist meisterhaft, wiewohl mehr Nachbildung als treue Uebersetzung. Außerdem schrieb er, unter dem erdichteten Namen Barbagrigia ein Lob der Feigen (la Ficheide) und eine scherzhafte Rede auf die große Nase des Leoni von Ancona, Präsidenten der Akademie della Virtù (Diceria de' nasi). Nach seinem Tode erschienen noch, außer einer Uebersetzung des Longus und der Rhetorik des Aristoteles, seine „Lettere familiari," Venedig 1572—75, 2 Bde., 4., und öfter, neueste Aufl., 6 Bde., Mailand 1807, ein Lustspiel unter dem Titel: „Gli Straccioni," ebend. 1582, 89, und seine „Rime," die sich in einer Sammlung seiner vermischten, meistens lyrischen Gedichte, ebend. 1569, befinden. Seine Sonette werden denen des Petrarca und Bembo an die Seite gesetzt. Seine „Opere," mit seinem Leben, neueste Ausg. in 7 Bdn., Venedig 1757.

Carolath-Beuthen, 1) mittelbares Fürstenthum des Fürsten von Carolath-B. und Grafen von Schönaich, im freystädter Kreise des Reg.-Bez. Liegnitz (Schlesien); 4½ QM. groß, mit 1 Stadt, 1 Marktflecken, 21 Dörfern und 10.000 Ew. 2) Marktflecken des gleichnamigen Fürstenthums und Residenz des Fürsten (Heinrich Karl Wilhelm, seit 1817, geb. den 29. Nov. 1783), mit schönem Residenzschloß und 600 Ew.

Carolina, 1) (Gesch.), nordamerik. Landschaft, die, von den Spaniern 1512 in Besitz genommen, anfangs einen Theil von Florida ausmachte, dann aber von Franzosen besucht ward, die ihr den Namen Carolina beilegten, sich aber sonst nicht darum bekümmerten. Die Engländer versuchten darauf 1584 hier eine Niederlassung, die mißglückte, und erst 1662 ward das Land von den Engländern ordentlich colonisirt, nachdem es 8 Briten zum Eigenthum verliehen war. Diese gaben jedoch 1720 ihre Patente an die Krone zurück und nun ward C. in zwei unabhängige Colonien, Nord- und Süd-Carolina, abgetheilt, die bei der Revolution als eigene Colonien in die Union eintraten. 2) (Geogr.), a) Nord-Carolina, der nördl. Theil der Landschaft, im N. an Virginia, im O. an den Ocean, im S. an Süd-Carolina, im SW. an Georgien, im W. an Tennessee grenzend; ist 2778 QM. groß und zählte 1829 über 665 000 Ew., unter denen 20.000 freie Farbige und 205.000 Sklaven, der Rest ein Gemisch von Briten und Angloamerikanern, unter welchen vollkommene Religionsfreiheit herrscht, Presbyterianer, Methodisten und Baptisten aber die Mehrzahl ausmachen. Das Land ist meistens eben, nur im Westen gebirgig, der Boden, besonders in den mittlern Theilen, höchst fruchtbar; Hauptflüsse: der Roanoke und Cap Feas; der Chesapeakkanal zieht sich durch den Dismäswamp. Das Klima ist warm. Hauptprodukte: Mais, Weizen, Reiß, Baumwolle und Tabak, mehr Plantagen als Ackerbau; die Viehzucht und Fischerei unbedeutend; eine Goldwäsche in Cabarras. Manufakturen noch wenig; die Staatsverfassung demokratisch und auf die Constitution von 1776 gegründet. Zum Congresse sendet der Staat 2 Senatoren und 13 Deputirte; er ist in 62 Grafschaften abgetheilt und hat zur Hauptstadt Raleigh. b) Süd-Carolina, südlich vom vorigen, mit 1432 QM. und 1829, 520.000 Ew., worunter 6800 Farbige, 450 Indianer und 255.000 Sklaven, der Ueberrest britischer Abstammung,

doch mit Franzosen, Deutschen und Schweizern untermischt; unter ihnen 10 verschiedene Religionssecten, sämmtlich mit gleichen Rechten, am zahlreichsten Episkopalen, Presbyterianer, Baptisten und Methodisten. Das Land ist von ähnlicher Beschaffenheit wie Nord-Carolina; im W. die Apalachengebirge, mit dem 4300 Fuß hohen Tafelberg; der Savannahfluß trennt Süd-Carolina von Georgien. Das Klima ist so warm, daß schon Tropenfrüchte gedeihen. Stapelwaaren sind: Baumwolle, Reiß, Tabak; Bergbau auf Eisen und Blei; andere Produkte: Bauholz, Terpentin, Pech, Waizen und Mais. Der Kunstfleiß ist noch unbedeutender als in Nord-Carolina. Die demokratische Staatsverfassung gründet sich auf die Constitution von 1790. Der Staat ist in 28 Distrikte getheilt; Hauptort: Columbia.

Carolina, s. Halsgerichtsordnung.

Carolina Maria, Gemahlin K. Ferdinands I. beider Sicilien, T. Kaiser Franz I. und Maria Theresia's, geb. den 13. Aug. 1752, eben so liebenswürdig als geistvoll, nur zu ihrem Unglück ohne festen Charakter. Dem Vermählungstractate zufolge sollte die junge Königin nach der Geburt eines männlichen Thronerben im Staatsrathe Sitz nehmen. Ihre Neigung, persönlich mitzuregieren, wartete aber nicht so lange, sondern schon vorher entfernte sie den alten Minister Tanucci, der des Königs Vertrauen und die Zuneigung der Neapolitaner besessen hatte und erhob zum Prinzipalminister den aus Frankreich gebürtigen Acton (s. d.), der die Finanzen des Staats durch Verschwendungen zerrüttete und wegen des Vorzugs, den er den Ausländern bei Besetzung der Hof- und Staatsämter verlieh, wegen der Einführung eines Staatsinquisitionssystems wider Jedermann, der gegen den Günstling oder seine Verwaltung zu reden oder zu handeln sich erkühnte, und wegen andrer Schwächen, wenn nicht Vergehen, den Haß aller Stände sich zuzog. Hatte die Königin diesem Manne dafür grenzenloses Zutrauen geschenkt, daß er ihr und der Dynastie höchst ergeben war, so erbitterte dieß die Nation gegen die Monarchin, die ihren Einfluß auf ihren Gemahl in Maßregeln der Strenge wider Alle geltend machte, die beschuldigt wurden, dem franz. Jakobinismus anzuhängen, in der That aber nur verdächtig waren, dem herrschenden Minister und seiner Verwaltung entgegenzuarbeiten; denn das neapol. Volk kannte damals nicht einmal das jakobin. Revolutionssystem, glaubte sich aber unter Actons Verwaltung bei steten Verhaftungen, Dienstentsetzungen, Verurtheilungen und beständig vermehrten Auflagen sehr übel zu befinden. Nur die Monarchin und den Minister erschreckte die stille Gährung der unterdrückten Volksstimme nicht, die noch lauter unter dem Reichsadel als in den andern Ständen sich aussprach. Verhaftungen, Verbannungen, Hinrichtungen sollten den Oppositionsgeist in der Nation dämpfen, und fachten ihn nur immer mehr an. Der Präsident der Sicherheitsjunta, Vanini, mußte dem Hasse des Volks weichen, das zur Empörung reif war. Mit Recht verglich der Geschichtschreiber Cuoco Jenen mit Robespierre, der auch allenthalben Verrath und Verschwörung witterte. Die Kriegserklärung Neapels wider Frankreich 1798 war Folge des Glaubens der Regierung und der Königin, die öffentlich das Staatsruder führte, nur dadurch der Volksunzufriedenheit eine andere Richtung geben zu können; aber Mack's Niederlage führte die Franzosen schnell vor die Thore der Hauptstadt, und die Dynastie mit ihren Ministern unter Bedeckung der brit. Flagge nach Si-

cilien. Des Cardinals Ruffo Aufstand in Calabrien wider die Franzosen und die republikanische Partei in der Hauptstadt gab das Reich dem Könige 1799 wieder zurück. Aerger als einst Acton und Vanini, wüthete nun der unglücklichen Königin Freundin, die berüchtigte Lady Hamilton, die auf die Monarchin, ihren Gemahl, engl. Gesandten am Hofe zu Neapel, und auf den brit. Admiral Nelson nur zu viel Einfluß erlangt hatte. Die Capitulation von Neapel wurde gebrochen, und eine Staatsjunta ernannt, welche, unter Speziale's (s. d.) Vorsitz, die Anhänger und Beamten der interimistischen Regierung gerichtlich ächtete und strafte. Erst nach der Schlacht von Marengo hörte diese Epurationsverwaltung auf. Als die Königin 1805 einer neuen Allianz wider Napoleon in Wien beigetreten war, eilten zwar 12.000 Russen dem Königreich Neapel zu Hülfe; aber die vereinte Macht hinderte doch Frankreichs Uebermacht nicht, in Neapel dießseits des Faro für Napoleons Bruder Joseph, und, nach dessen Resignation, für dessen Schwager Joachim Murat ein Königreich zu gründen. Nicht rasch genug ging die Wiedereroberung Neapels durch engl. Hülfe nach dem Sinne der Königin; sie entzweite sich darüber mit dem brit. Oberfeldherrn, Lord Bentink in Sicilien, der sie durchaus von allem Einflusse auf die Regierung des Staats entfernt wissen wollte und die Vicariatsregierung des Prinzen von Calabrien, ihres Sohnes, sowie die sicilianische Verfassung veranlaßte. Vielleicht war dieses Mißverständniß Ursache, daß die Monarchin 1811 sich über Konstantinopel nach Wien begab. Sie starb am 8. Sept. 1814 zu Schönbrunn, ohne die Herstellung des Throns von Neapel erlebt zu haben.

Carolina Amalie Elisabeth, Königin von Großbritannien, eine Tochter des bei Auerstädt 1806 tödtlich verwundeten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, geb. 1763 zu Braunschweig. Sie verlebte am Hofe ihres Vaters eine zwangvolle Jugend. Die ersten 15 J. ihres Lebens verflossen in dem Unterrichte und den Beschäftigungen, die ihrem Alter, ihrem Geschlechte und Stande angemessen waren, so wie die folgenden Jahre bis zu ihrer Verehelichung kein bemerkenswerthes Ereigniß auszeichnet. Georg III., König von England, wählte sie wegen ihrer seltenen Anmuth, Schönheit und Geistesgaben zur Gemahlin seines Sohnes, des Prinzen von Wales, welcher damals schon 30 und einige Jahre zählte. Bei der Ankunft der Prinzessin mit ihrem glänzenden Gefolge wurde sie am britischen Hofe mit allen Zeichen des ihr gebührenden Respekts und der Rücksicht ihres Gemahls, als Thronerben, empfangen. Die öffentlichen Blätter jener Zeit waren voll des Lobes ihrer Schönheit und Vollkommenheit und beschrieben die glänzende Ceremonie des Vermählungsfestes, welches am 8. April 1795 Statt hatte, mit allem Pompe. Die Nation bezeugte ihre freudigste Theilnahme von jeder Provinz her. Manche erinnern sich noch sehr gut, daß von allen Männern an seines Vaters Hofe, welche auf Schönheit und einnehmendes Wesen Anspruch machen konnten, der Prinz als der ausgezeichnetste, von der Natur mit seltener Verschwendung begabt da stand, und diese Begabung war durch die Kunst zu unwiderstehlicher Höhe gesteigert; kein Mann vermochte mit ihm zu wetteifern, und Keiner von seinen Zeitgenossen war zu diesem Grade allgemeiner Hochachtung gelangt. Dabei hatte er ein offenes zugängliches Herz und man erinnert sich einer Menge Beispiele, welche die Güte und den Adel seines Charakters erwiesen.

Wenige Monate nach der ehelichen Verbindung des königl. Paares traten verschiedene Umstände hinzu, berechnet, seinen häuslichen Frieden zu stören. Wem sie zuzuschreiben sind, ist ungewiß; vielleicht bloß geheimer Cabale von Solchen, die eifersüchtig auf die Prinzessin wegen der Zuneigung waren, worauf sie sich ein gesetzliches Recht erworben hatte, und die vielleicht mit machiavellistischer Unbefangenheit Ursachen schufen, die Unzufriedenheit zu erregen, welche vorher nicht bestand. Von welcher Quelle auch immer diese Mißstimmung der Gefühle entsprungen seyn mag, ihre Existenz wurde bald entdeckt, und es fanden sich Individuen, welche ihre Privatursachen hatten, sie, statt zu ihrer Verminderung beizutragen, zu erhöhen. Endlich erfolgte eine Trennung, obgleich die Parteien immer noch unter einem Dache lebten. In diesem zwangvollen Zustande blieben die Sachen — kein gemeinschaftlicher Freund bot die Hand zur Versöhnung. Der Bruch erweiterte sich nachgerade, und schien durch folgende hinzukommende Umstände bald hernach unheilbar zu werden. Ein bei der verstorbenen Königin angestellter Kaplan, bloß durch eigenes Verdienst mit dem königl. Vertrauen beehrt, war Willens, die Heilquellen von Baden in Deutschland zu besuchen und fragte bei der Prinzessin von Wales an, ob sie ihm Briefe an ihre Mutter oder andere Personen in Deutschland mitzugeben habe? Sie nahm dieses Erbieten an und er empfing aus ihrer Hand ein Schreiben an die Herzogin von Braunschweig. Im Augenblick, als er sich einschiffen wollte, bekam er die Nachricht von der tödtlichen Krankheit seiner Frau; er kehrte daher um nach London und gab den erhaltenen Brief, mit einem gewissen Grade von Unbehutsamkeit, in die Hände einer Person zurück, durch welche späterhin sein Inhalt verrathen wurde. Das Gerücht ging, daß dieser Brief Stoff enthielt, geeignet, Mißvergnügen zu erregen. Ein Schleier des Geheimnisses umzog die ganze Angelegenheit, und die Prinzessin ward nach der Niederkunft ihrer ewig betrauerten Tochter die Bewohnerin eines abgesonderten Etablissements zu Blackheath im April 1796, 12 Monate nach der Hochzeit und 3 nach der Niederkunft. Es ging eine Unterhandlung vorher, an welcher Lord und Lady Cholmondely Theil nahmen, indem sie dem Prinzen das Verlangen seiner Gemahlin mittheilten, zu wissen, auf welchem Fuß sie künftig zusammen leben würden, worauf der Prinz zu verstehen gab, daß, da ihre Zuneigung zu einander weder in des Einen noch des Andern Gewalt stehe, so könne auch Keiner von Beiden für den andern Theil verantwortlich seyn, da die Natur keinen Theil von ihnen für den andern geschaffen habe. In Folge dieser Aeußerung kam man wechselseitig überein, eine freundschaftliche Trennung eintreten und unter dem Namen von Gatten nur das Verhältniß der Freundschaft obwalten zu lassen. Die 10 folgenden Jahre bieten nichts Wichtiges dar. 1806 verbreiteten sich anzügliche, verläumderische Berichte über die Prinzessin von Wales im Publikum, weßhalb der König eine Kommission niedersetzte, um zu untersuchen, ob es wahr sey, daß, wie man vorgab, die Prinzessin gewisse Verbindungen mit dem Capitän Manby, dem Admiral Sir Sidney Smith, u. s. w. habe und sie mit einem Knaben niedergekommen sey. Die zu dieser Untersuchung ernannten Kommissarien, bezeichnet unter dem Namen delicate investigation (zarte Nachforschung), waren der Lord Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, der Graf Spencer und Lord Ellenborough. Zahlreiche Zeugen, worunter sich der Herzog von Kent befand, wurden verhört und

das Resultat des durch die Kommissarien an den König abgestatteten Berichtes war, daß die Prinzessin von Wales von der Anklage der Schwangerschaft und Niederkunft freigesprochen wurde, und daß das, unter dem Namen Augustin Billy bekannte Kind der Sohn einer armen Frau aus Diptfort sey, den die Prinzessin in Schutz genommen hatte. Die Kommissarien glaubten jedoch, dem König vorstellen zu müssen, die Prinzessin sey nicht ganz frei von Leichtsinnigkeit und Unbesonnenheit. An der Spitze der Opposition befand sich damals H. Spencer Perceval, welcher, nach Pitts Tode, aus der Regierung getreten war, die Vertheidigung der Prinzessin übernahm und über die ganze Prozedur ein Werk dem Publikum bekannt machte, das aber, als H. Perceval bald darauf unter dem Herzog von Portland dirigirender Minister ward, nach einem Regierungsbeschluß unterdrückt wurde. Nicht nur der königl. Familie, sondern selbst dem Staate war daran gelegen, daß die Unschuld dieser Fürstin auf eine feierliche Weise anerkannt würde; auf Empfehlung der Minister machte ihr also der König einen Höflichkeitsbesuch in ihrer Residenz Blackheath und überhäufte sie öffentlich mit Achtung und Aufmerksamkeit. Die Prinzessin empfing dieselben Besuche von den Prinzen, ihren Schwägern, erschien bei Hofe und in der Oper, begleitet von dem Herzog vom Cumberland, der ihr eifrigster Vertheidiger war. Der größte Theil des Publikums bezeigte seine Freude darüber, daß sie den Anklagen des Sir John und der Lady Charlotte Douglas so siegreich entgangen sey. Unter Perceval's Ministerium bestätigte ein Beschluß des Staatsrathes nicht nur die Freisprechung der Prinzessin, sondern fügte noch hinzu, daß die Zeugen, welche sie wegen Leichtsinnes angeklagt hatten, durchaus keines Zutrauens würdig wären, wodurch denn ihre Schuldlosigkeit fast vollkommen bestätigt wurde. In diesem Zustande blieben die Sachen 6 Jahre lang und beide erlauchten Gatten lebten, dem Anscheine nach, in zufriedener Ruhe. Allein auf einmal wurde diese glückliche Ruhe durch einen unverhofften Schritt der Prinzessin von Wales unterbrochen. Sie adressirte am 14. Jänner 1813 an den Prinzen-Regenten, ihren Gemahl, Klagen über ihre eigene Lage, über die Erziehung der Prinzessin Charlotte und vorzüglich über die Art von Trennung, die man täglich mehr erschwere, indem man die junge Prinzessin immer seltener zu ihrer Mutter kommen lasse. Die Mitglieder des geheimen Raths des Prinzen erklärten hierauf, daß die Beschränkung des Umgangs Ihrer königl. Hoheit mit der Prinzessin Charlotte müsse gehandhabt werden: auf diese Weise rechtfertigten sie die vom Prinzen-Regenten getroffenen Maßregeln. Nachdem hierauf die Prinzessin ihren Wunsch zu erkennen gegeben hatte, ins Ausland zu reisen, so erhielt sie am 28. Juli 1814 von ihrem königl. Gemahl die Genehmigung dieser Reise, mit der Freiheit, ihre Residenz an jedem beliebigen Orte aufzuschlagen. Dem zufolge trat sie ihre Reise über Wien nach Mailand an, wo sie vom 9. Oktbr. 1814 an mit einem ansehnlichen Gefolge 3 Monate verweilte. Bei ihrer Abreise begleitete sie ein gewisser Pergami, der mittlerweile in ihre Dienste als Courier getreten war, über Rom nach Neapel. Die inquisitorische Obhut, welche eine Commission in Mailand, im Einverständnisse mit ihren Feinden in England, über das Betragen der Prinzessin ausübte, bewog sie, nach Venedig zu gehen; von da schiffte sie nach Griechenland über und besuchte dann das Gebiet von Jerusalem. Nach ihrer Rückreise kaufte sie ein schönes Landhaus am Comersee, welchen

Aufenthalt sie aber in der Folge mit dem im Pallaste Corsini zu Rom vertauschte, wo einst Christina von Schweden ihr Leben endete. Am 29. Jan. 1820 bestieg der Prinz von Wales, nach dem Tode seines Vaters, Georgs III., als Georg IV. den britischen Thron. Nun nahm auch die bisherige Prinzessin von Wales die Rechte einer britischen Königin in Anspruch und erhob Beschwerden über die verweigerte Anerkennung. Die Vermittelungsversuche führten zu keinem Erfolge; die in ihrem Rechte gefährdete Frau faßte daher den muthigen Entschluß, nach England zurückzukehren, wo sie am 5. Juni von Calais eintraf und am 6. im Triumphe in London einzog. Nun trat der Minister Lord Liverpool im Parlamente mit einer Anklage gegen die Königin auf, welche zum Zwecke hatte, dieselbe als eine der Wollust ergebene, der Königskrone unwürdige Ehebrecherin der öffentlichen Verachtung preiszugeben. Die öffentliche Stimme sprach sich aber auf die auffallendste Weise zu Gunsten der von ihrem Gemahle der Schande übergebenen Königin aus, so daß, nachdem alle Künste der britischen Rechtsformen und der Gewalt erschöpft waren, und mit kaum erlangter Stimmenmehrheit von 123 bejahenden, gegen 94 verneinende Stimmen, der Strafantrag beim dritten und letzten Vorlesen im Hause der Lords durchgegangen war, die Minister es gerathen erachteten, die weitere Verfolgung der Strafbill auf 6 Monate zu verschieben — oder der That nach, gänzlich fallen zu lassen. So endete dieser Proceß. Königin Carolina lebte forthin, wenn gleich vom Hofe des Königes, ihres Gemahls, entfernt, nach ihrem Range, ihrer Würde anerkannt, unter dem Schutze der britischen Nation. Des Sieges froh, verlangte sie im Julius 1821, als Georg IV. feierlich gekrönt wurde, erst mit gekrönt zu werden, dann der Krönung beizuwohnen, welche Absicht sie aber nicht durchsetzte, und bei dieser Veranlassung, ungeachtet der Theilnahme der Oppositionspartei, persönlich die Demüthigung erfuhr, als sie sich am Krönungstage in die Westminsterabtei drängen wollte, zurückgewiesen zu werden. Eine kurze aber äußerst schmerzhafte Krankheit ergriff nicht lange nachher die hohe Dulderin und brachte sie in wenigen Tagen an den Rand des Grabes. Sterbend rief die Königin aus: „Sie haben mich vernichtet, aber ich verzeihe ihnen; ich sterbe mit der ganzen Welt im Frieden.“ Sie ließ die Marianne Brune, die Schwester der gegen sie gezeugten Demont, zu sich kommen und sagte ihr: „Ihre Schwester hat mir viel Böses zugefügt; ihre Bosheit war unerhört; aber sagen sie ihr, daß meine sterbende Stimme ihr verzeihe, daß ich ihr bei meinem letzten Seufzer verziehen habe.“ Sterbend ergriff sie die Hand der Lady Hamilton, ihrer treuen Freundin in allen Verhältnissen ihres Lebens, so lange sie in England war, und rief: „Der allmächtige Gott segne Sie!“ und gleich darauf hauchte sie ihr Leben (am 7. Aug. 1821, zu Brandenbourghouse-Hammerschmied) in den Armen dieser Dame und der Lady Hood aus. Ihrem ausdrücklichen Verlangen gemäß wurde die sterbliche Hülle der hohen Vollendeten in das Grab ihres Vaters und Bruders zu Braunschweig beigesetzt. Jener Leichentransport, wie die Beisetzung des Sargs, gaben erst in London, dann in Braunschweig Veranlassung zu manchem Unfuge, der seinen Ursprung fand im Widerstreite gegen willkürliche Ministerialbeschlüsse, nicht in der wahren Achtung der Dahingeschiedenen. Der Name der Königin Carolina von Großbritannien wird in der Geschichte der Selbstständigkeit dieser Nation gegen die Gewaltanmaßungen des Ministeriums immer genannt

werden; der Verherrlichung des sittlichen Werthes ihres Geschlechtes ging ihr Leben unter den ungünstigsten Verhältnissen verloren.

Caroline Mathilde, geb. den 22. Juli 1751, nachgeborne Tochter des Prinzen von Wallis, Friedrich Ludwig, verm. 1766 mit dem K. Christian VII. von Dänemark, gebar am 28. Jan. 1768 den jetzt regierenden König von Dänemark, Friedrich VII. — Haß und Zwietracht herrschten am dän. Hofe, und sowohl die verw. Großmutter ihres Gemahls, die Königin Sophia Magdalena, als auch seine Stiefmutter, Juliana Maria, waren der jungen Königin abgeneigt. Der Widerwille der Erstern war ein gewöhnlicher Kaltsinn, der aus der Ungleichheit des Alters, des Charakters und der Lebensart bei dem Zwange des Hoflebens unter fürstl. Personen leicht entstehen kann, und insofern der jungen Königin nicht gefährlich. Trauriger wurde für sie die erklärte Abneigung der Stiefmutter ihres Gemahls. Letztere war beleidigt worden durch die Wahl des Königs, der sie sich möglichst entgegengesetzt hatte. Mit allen Reizen der Jugend und Schönheit erschien die junge Monarchin in Kopenhagen. Sie war leutselig und herablassend gegen Jedermann und ward vom Volke verehrt. Eine Zeitlang tröstete sich die junge Königin über das Betragen der ältern Königinnen durch die Anhänglichkeit ihres Gemahls, durch die Bewunderung des Hofes und dessen Vergnügungen. Sie wurde erst gleichgültiger gegen den Gemahl, als dessen Aufmerksamkeit abnahm, erbittert gegen die Stiefmutter und mißtrauisch gegen die Höflinge. Bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit verbarg sie ihre Gesinnungen keinesweges. Der Monarch bemerkte das kaum, desto feindlicher wurde die Stiefmutter desselben gegen die regierende Königin gestimmt. Um die nämliche Zeit hob sich in seines Monarchen Gunst Joh. Friedrich Struensee (s. d.). Der Königin fiel dieß auf; allein der Günstling hielt sich gegen die Monarchin stets in den Schranken der Ehrfurcht. Dieß verminderte allmählig ihren Widerwillen gegen ihn, und sie gewöhnte sich an seinen Umgang, da er den Monarchen wenig verließ; ja, sie begegnete dem einsichtsvollen Manne mit Achtung und Gnade. 1770 impfte Struensee dem Kronprinzen die Blattern ein, er und die Königin verpflegten den jungen Prinzen allein, und die Königin wollte, daß er künftig des Kronprinzen Erziehung besorgen solle. Struensee wurde Conferenzrath und Vorleser des Königs und der Königin. Die Letztere beurtheilte Struensee als einen Mann, der ihr bei ihren polit. Planen von Nutzen seyn könne, und eröffnete ihm ihre Wünsche. Struensee erkannte das und glaubte den König gut genug zu kennen, um ihn nach der Königin Wunsch zu leiten. Der König erwies nun seiner Gemahlin ein Vertrauen, wovon sie Gebrauch machte, und Struensee arbeitete dahin, die königl. Gewalt in seine und der Königin Hände zu bringen. Weil des Königs Beschlüsse von seiner Umgebung abhingen, so sonderten sie ihn von aller Gesellschaft ab, die sie nicht gewählt hatten. Brandt, Struensee's Freund, hatte den Auftrag, Alles zu erfinden, womit der junge König seine Tage angenehm vertändeln könnte, und die Regierung des Staats gerieth dadurch in Struensee's Hände. Gegen diesen Gang der Dinge vereinten sich die Königin Stiefmutter und ihr Sohn, Prinz Friedrich. Ihre Partei verhaftete am 17. Jan. 1772 die Königin, die Grafen Struensee und Brandt und Alle, die ihnen als Freunde angehörten. Die Königin Caroline Mathilde mit ihrer Tochter Louise Auguste, einer Hofdame und Amme, wurden nach der Festung Kronenburg

in Verhaft gebracht, Struensee und Brandt dagegen in Ketten gelegt und am Ende einer kommissarischen Untersuchung als Hochverräther verurtheilt und gerichtet. Selbst die Königin lief anfangs Gefahr einer öffentlichen Verurtheilung, ohne des engl. Gesandten Ritter Keith energische Vorstellungen. Indeß wurde sie am 6. April 1772 von der Hofkommission, die die Inquisition wider sie und die verhafteten Günstlinge des Königs geführt hatte, von ihrem Gemahl geschieden und sollte in Aalborg ihre Tage beschließen. Doch bewirkte die Verwendung ihres Bruders, des Königs Georg III., daß sie in Freiheit gesetzt wurde. Sie verließ Dänemark und ihre beiden Kinder und kam am 20. Oct. 1772 in Celle an, lebte dort allgemein geschätzt und geliebt, und starb aus Gram und Kummer an einem Brustfieber und Friesel am 10. März 1775, kaum 24 Jahre alt. Merkwürdig bleibt ihr Abschiedsschreiben an ihren königl. Bruder, das man in der Schrift: „Die letzten Stunden der Königin von Dänemark", nachlesen kann. Im franz. Garten setzten ihr die Landstände von Celle ein Monument. Vgl. die „Memoires de Falkenskiold" (Paris 1826) und die Schriften v. Höst.

Carora, Stadt im südamerikan. Freistaat Columbien, in dem Dep. Sulia, am Morere; hat 10.000 Ew., die eine starke Viehzucht und ansehnliche Gerbereien unterhalten. Die Umgegend ist reich an Cochenille und Gummi.

Carotten (Carrotten), Tabak in möhrenförmigen Stangen von ungefähr 1 Fuß Länge und verschiedener Dicke, mit Bindfaden umwunden. Man formt den Tabak so, um ihn bequemer zu Schnupftabak zerreiben oder mahlen zu können. Die besten Sorten kommen von Dünkirchen, Straßburg u. St.-Omer.

Carpentras, 1) Bezirk im Dep. Vaucluse (Frankreich); 16 QM. groß, mit 47.500 Ew. 2) Hauptstadt darin; hat 2 Friedensgerichte, Synagoge, Hospital, schöne Kathedrale, Bibliothekgebäude (mit 6—8000 Bdn. und 6000 Medaillen), Wasserleitung von 48 Bogen (deren größter 40 Fuß hoch, 70 weit ist), 2500 H. und 10.000 Ew. (worunter 2000 Juden in einer besondern Gasse), welche Leder, Wasserrichter, Scheidewasser, Branntwein, Seiden- und Baumwollenwaaren bereiten, Obst und Safran bauen. Dabei die Reste eines röm. Triumphbogens, der zu Ehren des Besiegers der Allobrogen, Domitius Ahenobarbus, errichtet war. Ehemals Hauptstadt der Grafschaft Venaissin.

Carpi, Stadt im Herzogthum Modena; hat Bischof, Schloß, Seminar, 500 H., 5000 Ew., welche Seidenbau treiben, liegt an einem Kanale der Secchia; war sonst Hauptort des Fürstenthums Pico, verkauft an Modena 1530.

Carpzov, eine Familie, welche mehrere berühmte Rechtsgelehrte hervorgebracht hat. Benedictus C., geb. den 22. Oct. 1565 zu Brandenburg, ward 1595 Professor der Rechte zu Wittenberg, 1602 Appellationsrath zu Dresden, ging 1618 mit Genehmigung des Kurfürsten wieder nach Wittenberg und starb daselbst den 26. Nov. 1624. Wir besitzen von ihm „Disputationes juridicae". Seine 5 Söhne haben sich theils als Juristen, theils als Theologen ausgezeichnet. Von allen der berühmteste ist Benedict Carpzov, geb. 1595 zu Wittenberg, gest. 1666 zu Leipzig. Mit regem Eifer und anhaltendem Fleiße studirte er auf der Universität zu Wittenberg 5 Jahre lang die Rechtswissenschaft. Nachdem er die Universitäten zu Leipzig und Jena besucht,

nahm er 1619 den Titel eines Doktors der Jurisprudenz an. 1631 wurde er Assessor beim Oberhofgerichte in Leipzig, und 1639 kurfürstlicher Ober-Appellationsgerichtsrath zu Dresden. Seine Aussprüche im kirchlichen und peinlichen Rechte galten noch lange nach seinem Tode, so daß man ihn mit Recht Sachsens Gesetzgeber nennen kann. In seinen Statuten verordnete er unter andern, daß die Leugnung der Wirklichkeit teuflischer Besitzung und Bündnisse schwer bestraft werden müsse. Unter seinen Zeitgenossen war er ein Jurist vom ersten Range, und soll 20.000 Todesurtheile verfaßt haben. Seine Hauptwerke sind: „Practica rerum criminalium"; „De capitulatione Caesarea"; „Decisiones illustrium Saxonum"; „Definitiones forenses"; „Processus juris saxonici;" „Responsa jur. elector. u. s. w.

Carracci (Agostino), wurde zu Bologna 1557 geb. Kein Theil der Philosophie, Mathematik, Geographie, Astrologie, Geschichte und Dichtkunst blieb ihm unbekannt; er verehrte und trieb alle diese Wissenschaften mit vielem Glücke. Im praktischen Theile der Malerei steht er hinter den beiden Folgenden, ist aber geistreicher in seinen Ideen und vollkommner im Ausdruck, als der Letztere. Seine Zeichnung ist edel und richtig. Sein vorzüglichstes Werk ist die Communion des h. Hieronymus, eine Composition von 15 Figuren über Lebensgröße, auf Tuch; es befand sich unter Napoleon im Pariser Museum. In der Kirche zu Bethlehem, die Hieronymus über der Stelle der Krippe Jesu gebaut hatte, läßt sich der 99jährige Mönch vor den Altar tragen, um seine letzte Communion zu empfangen. Diese Hauptidee ist eines großen Grades von Würde und Ehrfurcht für den Ort, für die Handlung und den Stifter selbst fähig. Eine sichere Zärtlichkeit in der Bedienung des Gutthäters und Lehrers, der Apparat der Religion, die möglichsten Differenzen von Formen in Stand, Alter, Kleidung, Bewegung, Architektur, so viel Anwendung des Ausdrucks der Menschlichkeit machte den Gegenstand zu einem wahren Concurrenzstück für Meister in der Kunst. Agostino und Annibale verfertigten eine Zeichnung dazu um die Wette — und Annibale wich. Die Zeichnung des Ganzen in diesem herrlichen Kunstprodukte ist durchaus seines großen Meisters würdig, die Köpfe sind mehrentheils edel, aber die Anordnung könnte edler seyn. Die Stufen der Theilnahme sind überdacht, aber der Raum ist offenbar überladen — sonst Agostino's Vorzüge, seine fleißige gelinde Manier, sein Geistreiches, sein Großes, steht in hinreichender Fülle da. Dieß Bild diente lange zum Hauptstudium der Carraccischen Schule; Dominichino (s. d.) war davon ganz durchdrungen, und daß er es ganz und streng durchstudirt, hat seine eigene Composition desselben Gegenstandes gezeigt. Agostino glänzte auch durch seine vortrefflichen Kupferstiche, die sich über ganz Italien verbreiteten, und er hat mehr gestochen als gemalt, aus Rücksichten, welche den vortheilhaftesten Begriff von der Sanftmuth seines Charakters geben. Als er nämlich nach seiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintoretti's gesehen, in einer Preisbewerbung seinem Bruder Annibale vorgezogen worden, und bald darauf seine Communion des heil. Hieronymus ihm den allgemeinsten Beifall erwarb, ward dieser eifersüchtig auf den Ruhm Agostino's, und suchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferstechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen seinen Bruder that. Später begleitete er denselben nach Rom,

half ihn in seinen Arbeiten an der Farneſiſchen Gallerie und gab ihm einige von den poet. Ideen an, welche man hier mit ſo vielem Vergnügen bemerkt. Da ſich der Ruf verbreitete, daß der Kupferſtecher beſſer arbeite, als der Maler, entfernte Annibale ſeinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, ſein Styl ſey zwar elegant, aber nicht groß genug. Agoſtino begab ſich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und malte hier in einem Saale die himmliſche, die irdiſche und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als er, erſchöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1652. ſtarb. Für die von ihm und ſeinem Vetter in Bologna geſtiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perſpektive und Architektur abgefaßt, die er ſelbſt erläuterte. Er ſtach auch eine Sammlung ſchlüpfriger Vorſtellungen in Kupfer, die aber ſehr ſelten geworden iſt. — Carracci (Annibale), Bruder des Vorhergehenden, geb. zu Bologna 1560. Er theilte der Landſchaftsmalerei, der ſich ſchon die Bril's (ſ. d.) gewidmet hatten, mehr Geſchmack und Abwechſelung mit. Auch in der Freskomalerei war er groß; die Vortheile dabei findet man ſchon im Colorit der berühmten Farneſiſchen Gallerie, die zugleich als Muſter diente, dem verdorbenen Geſchmack der Maler zu Rom eine andere Richtung zu geben. Eines der ausgezeichnetſten Gemälde des Annibale iſt die Almoſenvertheilung des h. Rochus, die eine Zierde der Gallerie zu Dresden iſt. In den Feierſtunden pflegte er ſich gemeiniglich mit Carricatur-Zeichnungen zu beſchäftigen, die ihm aber nicht geringe Feinde zuzogen. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Cardinals Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, 1609 und ward an Rafaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. — Carracci (Ludovico), geb. zu Bologna 1555, ſt. 1619, Vetter der beiden Vorigen und der Sohn eines Fleiſchers. In ſeinen Arbeiten iſt unerſchöpfliche Schönheit und Erhabenheit, in allen muß man den Urheber bewundern, der aufs Genaueſte die größten Meiſter ſtudirt hat. Er iſt als Stifter dieſer neuen Schule, und Lehrer der beiden Vorhergehenden zu betrachten. — Francesco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibale's, iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemälde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſt. zu Rom 1618. — Die Carracci bildeten ſich, nachdem ſie mit beſonderm Fleiße die Werke des Correggio, Paolo, Tizian und Mazzola ſtudirt hatten, eine eigene Manier, worin bald der Charakter des einen, bald des andern jener Meiſter hervorleuchtet; aber durch ihre großen Talente wußten ſie nur Dasjenige zu wählen, was ſich nicht entgegen ſtand. Wenn es daher der Gegenſtand erforderte, ſo brachten ſie durch ihre Behandlungsweiſe eine Miſchung aus der Manier des Primaticcio, des Tintoretti, des Tibaldi ꝛc. hervor. Der Ruf von ihrer Geſchicklichkeit verbreitete ſich immer mehr; man trug daher öfterer, nicht Einem allein, ſondern Allen, die Ausführung einer Arbeit auf, und durch mehrere zuſammentreffende Umſtände ſtieg der Name Carracci nicht nur in der Lombardei und Toskana, ſondern auch im venetian. Gebiete zu einer außerordentlichen Höhe. Da die andern Beiden dem Weg folgten, den ihnen Ludovico eröffnet hatte, ſo iſt keine weſentliche Verſchiedenheit in ihnen zu entdecken, und die Kunſtrichter ſind zweifelhaft, wem im Ganzen unter ihnen die Palme des Vorzugs gebührt. Alle haben nach einem und demſelben Ziele geſtrebt, Alle haben es erreicht;

Alle besitzen eine vollendete kraftvolle Zeichnung, ungemeine Stärke der Farbengebung, Adel und vollkommnen Ausdruck, sowie eine bewundernswürdige Kenntniß des Helldunkels. Die Schüler der Carracci sind zahllos. Es gehören dazu Dominichino, Guido Reni, Albani, Lanfranco u. A. (Vgl. Italienische Kunst.)

Carrara, Stadt im Modenesischen, mit berühmtem, weißem und grünem Marmor und vielen Bildhauerwerkstätten, deren Arbeiten über Spezzia und Viareggio oder Lavenza zur See ausgeführt werden. Die eigentlichen Brüche des edlen carrarischen Marmors, der, gleich dem von Paros im Alterthum, durch Feinheit und Weiße vor allen bekannten sich auszeichnet, liegen beim Dorfe Torano; doch auch hier gehören große Blöcke ohne Fehler, d. h. ohne Sprünge oder Flecken zu den Seltenheiten und werden sehr theuer bezahlt.

Carrick, Stadt am Suir (schiffbar) in der Grafschaft Tipperary, Provinz Munster (Irland); hat 11.000 Einw., Wollenzeuchmanufakturen, Schiffahrt, Handel.

Carrier (Joh. Baptist), geb. 1756 zu Volai bei Aurillac, war ein Mann ohne Talente und wenig unterrichtet. Er trat 1792 in den National-Convent, verlangte nur Maßregeln des Schreckens, und ließ den 9. März 1793 das Revolutionstribunal errichten. Er ward in das Dep. Calvados gesandt, um dort die zu Gunsten der geächteten Deputirten gebildeten Aufläufe zu zerstreuen. Als er auf seiner Rückreise nach der Vendee abgeordnet wurde, kam er zu Nantes den 8. Okt. 1793 an, und er ließ sogleich öffentlich verkündigen, „er werde aus diesem Theile Frankreichs einen Gottesacker machen". Carrier nahm seine Zuflucht zu Erschießungen; er ließ Schiffe mit Klappen machen, die 100 Menschen zugleich ersäuften, erfand die republikan. Hochzeiten, die darin bestanden, daß Personen männl. und weibl. Geschlechts Brust an Brust ohne Umhüllung aneinander gefesselt wurden, die man darauf ins Meer stürzte. Carrier's Sendung endete 1794. Er half jetzt Robespierre stürzen, klagte Tallien an, als stehe derselbe an der Spitze einer neuen Partei, eilte aber jetzt seinem Untergange entgegen. Er wurde vor dem Revolutionstribunal angeklagt, daß er Kinder von 13—14 Jahren habe erschießen, Ersäufungen und republikanische Hochzeiten und zwar in gegenrevolutionären Absichten anstellen lassen, und den 15. Dezbr. 1794 zum Tode verurtheilt. Er ging mit Entschlossenheit dem Tode entgegen, und sagte: „Ich sterbe als Opfer und unschuldig, ich habe nur die Befehle der Ausschüsse in Vollziehung setzen lassen".

Carron Iron Works, große Eisengießerei (größte in Schottland), in der mittelschottländischen Grafschaft Stirling, am Carron; man fertigt Kanonen (jährlich gegen 5000), Eisenbahnen, Brücken, Kessel ꝛc., und verbraucht dazu wöchentlich gegen 800 Tonnen Kohlen, 400 Tonnen Eisenstein und Eisenerz.

Carronade (Kriegsw.), ein, vorzüglich auf englischen Schiffen gebräuchliches, 6—8 Kaliber langes Geschütz mit cylindrischer Kammer, welches, statt der Schildzapfen, unten einen metallenen Ring hat, den ein starker eiserner Bolzen mit der Lafette verbindet. Man schießt daraus Granaten und massive Kugeln mit $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{8}$ kugelschwerer Ladung. Sie sind nach Einigen von den Gebrüdern Carron erfunden und benannt, nach Andern haben sie von der Eisengießerei Carron Iron Works ihren Namen und wurden zuerst 1774 im amerikanisch. Kriege auf der

englischen Flotte eingeführt. Ihr Vortheil vor anderm Geschütz besteht in der Kürze und größeren Leichtigkeit.

Carrousel (fr., Carousſel, Ringelrennen), 1) ritterliche Uebung zu Pferde im Ringelstechen, Pfeilschießen, Hauen ꝛc. Die C. sind sehr alt, und kommen schon im J. 842 vor, wo Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche ein C. zur Feier ihrer Versöhnung und zur Uebung der ritterlichen Jugend an ihren Höfen gaben. Später wurden sie durch die Turniere verdrängt, traten jedoch, als diese aufgehört hatten, wieder an ihre Stelle. Wie man sonst Mann gegen Mann eine Lanze brach, so übte man jetzt seine Kraft an den Bäumen und Säulen. Um diesem Spiele noch mehr Unterhaltung zu geben, stellte man einen hölzernen Ritter auf, nach diesem wurde in vollem Laufe des Pferdes mit eingelegter Lanze gerennt. Wurde die Brust getroffen, so brach die Lanze, ohne daß der hölzerne Mann wankte; wurde er aber nur von der Seite gestreift, so wendete er sich und gab dem ungeschickten Ritter einen Schlag mit einem hölzernen Säbel. Ein anderes Spiel des C. war das Ringstechen. Ueber der Bahn waren an einem Querbalken ein oder mehrere Ringe lose befestigt; hier galt es, diese Ringe mit der Lanze behend herunter zu holen, doch so, daß sie nicht auf die Erde fallen durften. Die dritte Art des Ringelrennens war die, wo man einen Kopf als Ziel für die Lanze oder das Schwert aufstellte. Heinrich III. von Frankreich gab sehr prächtige C. Jetzt sind sie nur noch an Höfen zur Feier großer Feste gewöhnlich und ahmen hier die Tourniere nach, sodaß Damen Preise vertheilen ꝛc. Es zeigen sich bei solcher Gelegenheit die Cavaliere des Hofs in prächtigen Kleidungen auf schönen Pferden; die Uebungen bestehen vornehmlich darin, paarweise, durch Kleidung unterschieden, künstliche Quadrille-Figuren zu Pferde auszuführen, weßhalb man auch dieses mit C.-Reiten bezeichnet. Man hatte ehedem auch komische C., wo die Fehlstechenden und -schießenden einen Schlag von der Figur, nach der sie stachen, erhielten, mit Wasser bespritzt wurden ꝛc. Auch Damen nahmen an dem C. Theil und stachen, im Wagen sitzend, nach den Ringen. Hiervon: 2) Vorrichtung auf Messen, Jahrmärkten, Vogelschießen, in Lustgärten ꝛc.; wo Pferde und Wagen an das Ende von kreuzweis gelegten Balken befestigt sind; diese lassen sich horizontal um den Mittelpunkt drehen, Apparate zum Ringstechen ꝛc. sind gleichfalls angebracht, um diese Maschinen dem wirklichen C., das sie nachahmen sollen, so ähnlich wie möglich zu machen.

Carstens (Asmus Jakob), berühmter deutscher Künstler, geb. 1754 zu St.-Jürgen bei Schleswig von armen Eltern, zeigte früh eine große Neigung zur Malerei, sah sich aber gezwungen, bei einem Weinhändler in Dienste zu treten und seine Kunst aufzugeben. Nur in seinen Mußestunden weihete er ihr einige Zeit; aber da er von einem jungen Maler im Gebrauch der Oelfarbe unterrichtet ward, riß ihn sein Genie mit unwiderstehlicher Kraft hin, sich ganz der Kunst zu widmen. Er ging nach Kopenhagen, studirte die Werke der königl. Gallerie und malte sein erstes Bild, den Tod des Aeschylus; hierauf Adam und Eva am Baume der Erkenntniß, wofür er 100 Thlr. erhielt. Schwach bemittelt, mußte er sich mit Porträtiren seinen Unterhalt verschaffen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen. 1783 unternahm er mit seinem Bruder, der Zeichnen gelernt hatte, eine Reise nach Rom: sie mußten aber, von Geld entblößt, schon zu Mailand umkehren und gingen nach Zürich, wo er Geßner und Lavater besuchte, mit wel-

chem er über die schönen Künste disputirte, sich aber nicht verständigen konnte. Von Zürich ging er nach Lübeck, wo er mehrere merkwürdige Zeichnungen ausführte. Er trachtete bei dem Studium der alten Kunstwerke vorzüglich den stärksten Charakter derselben zu erfassen, der darin besteht, die Gegenstände zum Ideale zu erheben. 1788 sandte er der berliner Akademie zur Ausstellung ein großes, in Oel gemaltes, die 4 Elemente vorstellendes Werk. Für die zweite Kunstausstellung führte er eine reiche Composition, den Fall der Engel (über 200 Figuren) darstellend, aus. Es war nur eine bloß getuschte Zeichnung, allein sie verdiente die Aufmerksamkeit der Kenner und erwarb ihm eine Stelle in der Akademie. Das beträchtlichste Werk, welches er zu Berlin ausführte, ist die Dekoration des Saals im Pallaste Dorville. 1792 reiste er nach Rom und stellte dort 1795 seine Zeichnungen zur Schau aus. Während der Ausstellungszeit malte er nach der Hesiodischen Mythe die Nacht mit ihren Kindern. Die Nacht als Hauptfigur bildet mit den Genien des Schlummers und des Todes, welche ihr am Busen ruhen, eine bewundernswerthe Gruppe. Das Urtheil der Kenner über seine zahlreichen Arbeiten fiel sehr ehrenvoll aus. Man bemerkt besonders seine Composition von Megapont, welche ihn mit Rafael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Er machte noch andere schöne Compositionen; fast zu allen ist der Gegenstand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeschylus, Shakspeare und Ossian geschöpft. Apollonius Rhodius lieferte ihm den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnungen, die er 1796 selbst ätzen wollte, als ein Brustkrankheit ihn den Künsten entriß. Koch hat sie in Kupfer gestochen unter dem Titel: „Les Argonautes“ (Rom 1799). Sein letztes Werk war Oedip nach Sophokles. Er st. zu Rom 1798.

Cartagena, eine zum Handel wohlgelegene alte carthagische Stadt in der spanisch. Provinz Murcia, auf einer Landspitze an einem Busen des mittelländischen Meeres, der hier einen tiefen und sichern Hafen bildet, im Range der dritte Kriegshafen Spaniens, vertheidigt durch zwei Vesten. An der Landseite hat die Stadt Mauern, Gräben und eine Citadelle. Sie wird von 30.000 Menschen bewohnt, hat treffliche Schiffswerfte, welche über 2000 Arbeiter beschäftigen, ein herrliches Seearsenal, eine Seecadettenschule, mathematische und Pilotenschulen, eine Sternwarte, botan. Garten. Die Fischerei beschäftigt über 2000 Menschen, und Industrieprodukte werden von den fleißigen Einwohnern in Menge geliefert. Sie hat einen ausgebreiteten Handel, führt viele südspan. Produkte aus und hat in der Nähe einen sehr fruchtbaren Boden, auch sehr wohl bebaute Berge, heiße Quellen und gute Salzwerke. Wegen der sonnigen Abdachung gedeiht hier mehr afrikan. als europ. Erzeugniß. Die Stadt wurde vom carthaginiensischen Feldherrn Asdrubal erbaut, später von den Mauren zerstört und von Philipp II. wieder hergestellt. Im Kriege mit Frankreich 1808—14 blieb es unerobert. 2) Hauptst. des Colombiadepartements Magdalena und eines Distrikts, welcher 170.000 Einw. zählt, auf einem Eilande, an der Küste einer weiten Bai, die einen der bequemsten und sichersten Hafen darbietet; ist stark befestigt, Vorstadt Xerimuni, auf einem andern Eilande; steinerne Häuser und 28.000 Einw., die Handel mit Perlen und Smaragden, sowie mit den Produkten der Nachbarschaft treiben. Hier hat ein Bischof den Sitz. Sie ist mehrere Male von Piraten genommen. 1741 widerstand sie mit Glück den Britten, aber 1816 fiel sie, nachdem sie sich unabhängig erklärt hatte, nach einer hartnäckigen Belagerung in die Hände der Spanier, die sie

doch ein Paar Jahre darauf wieder verlassen mußten. Ihr Klima ist heiß und ungesund.

Cartago, Hauptstadt des mittelamerikanischen Staats Costa Rica, an dem gleichnamigen Flusse und auf einer ziemlichen Anhöhe; seit 1522 angelegt, machte die Stapelstadt der Provinz aus und zählt 8337 Einw.

Cartell. Fall alle deutsche Staaten stehen mit ihren Nachbarn im Cartell, d. h. man liefert sich einander die aus dem Militärdienst des einen Staats in einen andern entwichenen Ueberläufer aus und wenigstens Das, was der Deserteur an Rüstung mitnahm, nimmt auch wenigstens im Frieden solche nicht mehr unter die eigenen Fahnen auf. Daher der Ausdruck Cartell-Schiff zur See, welches diese oder ähnliche Geschäfte zu besorgen hat. Ein solches Schiff darf weder Waaren, noch Kriegsvorräthe, und nur eine einzige Kanone führen. — Cartell heißt auch eine schriftliche Aufforderung zum Zweikampf.

Cartesius, s. Descartes.

Carthago, eine im Alterthume durch ihren ausgebreiteten Handel und ihre Seemacht ausgezeichnete Stadt Afrika's. Wie jede erste wichtige Nationalbegebenheit, so ist auch die Stiftung Carthago's in romantisches Dunkel gehüllt. Eine Frau voll Majestät, deren erdichtete Schicksale Virgil zu einem Romane ausgeschmückt hat, soll den Grund zu dieser großen Stadt und hochwichtigen Republik gelegt haben. Dido (s. d.), so erzählt die dem römischen Gedichte zu Grunde liegende Mythe, entwich von ihrem Bruder Pygmalion, der ihren Gemahl Sichäus ermordet, nach Cypern, gesellte dort 80 andere Frauen zu sich und schiffte mit ihnen nach Utika, einem reizenden Eilande an Afrika's nördlicher Küste. Das fruchtbare Ufer lockte sie an. Sie erkaufte vom wilden Gätulerkönig Jarbas so viel Land, als man mit einer Ochsenhaut bedecken konnte. Dies ist der Ursprung vom Schlosse Byrsa, einem Felsen, der im Hintergrunde eines Meerbusens gelegen war. Um ihn her erhob sich Karchedon, d. i. die neue Stadt, Carthago (878 v. Chr.). Die glückliche Lage der neuen Stadt konnte von den Einwohnern zu Allem genutzt werden. Die anfängliche Monarchie ward bald abgeschafft, die Unabhängigkeit von Gätulien schon früh durch viele Kriege errungen, hierauf die Nachbarn unterjocht, Colonien rings umher gestiftet, die nomadischen Horden durch Vermischung mit Ankömmlingen zum Ackerbau und festen Wohnsitzen gewöhnt, und die frühern Niederlassungen der Phönicier, Utiker und Andrer in eine große Conföderation gezogen, über die sich Carthago eine oft drückende Vormundschaft anmaßte. Durch die Nomaden und Caravanen zogen die Carthager aus Hammon in der libyschen Wüste, aus Oberegypten, aus den südlichen Ländern der Garamanten und wohl noch weiter her. Von den Afrikanern erhoben sie Tribut in Naturprodukten, die Bundesgenossen mußten Geld steuern, welches oft im halbem Ertrage ihrer Einkünfte bestand. Auch die Nomaden mußten reichlich liefern, und die Zölle wurden überall mit großer Strenge erhoben. Aber die reichsten Quellen flossen ihnen aus den Ländern jenseit des Meeres. Denn kaum, daß sie auf dem festen Lande Fuß gefaßt, suchten sie sich auf allen westlichen Inseln des mittelländischen Meeres festzusetzen. Die Balearen, Corsika und Sicilien, wurden zuerst genommen. Hierauf bemeisterten sie sich Spaniens, das sie zwar nie ganz besaßen, das ihnen aber zu allen Zeiten unermeßliche Schätze und tapfere Soldaten gab. So gründete die Familie Mago, Vater,

Sohn und Enkel, die Herrschaft ihrer Handelsrepublik in Sicilien, Sardinien, Spanien und Afrika, zur Zeit, als Cyrus, Kambyses und Darius den Thron von Persien über Asien erhoben. In diese Zeit fällt ihre erste Seeschlacht mit den Phocäern, in diese Zeit die Entdeckungsreise, die zwei Enkel Mago's, Hanno und Himmilko, jenseit der Säulen des Herkules, Jener an der Westküste Afrika's, Dieser an Spaniens und Galliens Ufern, unternahmen. Die Carthager pflegten bis an das grüne Vorgebirge, bis an die britischen Inseln zu schiffen; vielleicht sind sie noch weiter gekommen, denn sie hielten ihre Entdeckungen ebenso geheim, als die Phönicier, und verboten die eben aufgefundene Fahrt nach den canarischen Inseln. Sie wollten nun einmal den ausschließenden Handel im Westen besitzen; darum suchten sie keine Niederlassung jenseits Carthago und Sicilien nach Osten zu, entweder wegen alter Verhältnisse mit Phönicien, oder weil sie es westlich leichter ins Werk zu setzen hofften, wo sie sich anfangs mit keiner andern Nation durchkreuzten. Sie legten viele Handelsstädte, aber nur kleine an, um sie in größerer Abhängigkeit halten zu können. Dadurch waren sie genöthigt, große Flotten und Heere zu halten. Wie alle Nationen, die zugleich Handel und Krieg führen wollen, wie schon die Tyrier gethan, nahmen sie Fremde in Sold. Fast halb Europa und Afrika hatten diese reichen Republikaner im Solde. Horden halbnackter Gallier mit einem Schwerte, bloß zum Hieb eingerichtet, standen neben den Schaaren schwerbewaffneter Iberier in weißen, leinenen Kleidern mit rother Verbrämung; wilde Ligurer neben weithergezogenen, schwarzbraunen Nasamonen und Lothophagen mit langen Lanzen; den Kern des Heeres bildete die heilige Schaar, geborne Carthager, die sich durch schwere Bewaffnung, Tapferkeit und Pracht auszeichneten; voraus zogen balearische Schleuderer, leichte Truppen, deren weithin geworfene Steine Schild und Panzer zerschmetterten, und auf den Flügeln stritt numidische Reiterei, die sie im heutigen Fez und Marokko, längs der Seeküste bis an das griechische Cyrene hin, anwarben. Diese behenden Reiter, wahrhafte Centauren, machten die Stärke des Heeres; sie tummelten sich auf ungesattelten, kleinen, aber vortrefflichen Pferden; ein Buchenstrick war ihr Zügel, dessen die gelehrigen Thiere kaum bedurften, ein Tiger- oder Löwenfell kleidete sie am Tage, deckte sie des Nachts, und ein Stück Elephantenhaut diente als Schild, wenn sie zu Fuß fochten. Carthago setzte absichtlich seine Heere aus den verschiedensten Völkerschaften zusammen, um durch die Mannigfaltigkeiten der Sprachen jede Vereinigung zu Tumulten zu erschweren. Eine weit größere Stütze Carthago's war ihre Seemacht. In den syrakusanischen Kriegen hatten sie Flotten von 150 bis 200 Kriegsschiffen; im ersten Kriege mit Rom, wo ihre Seemacht den höchsten Gipfel erreicht hatte, in der furchtbaren Seeschlacht, durch welche sich Regulus den Weg nach Afrika bahnte, fochten 150.000 Mann auf 350 carthagischen Galeeren gegen 330 römische Schiffe, die 140.000 Mann trugen. Ueber 50 Schiffe wurden in den Grund gebohrt, 64 von den Römern geentert und über 30.000 Menschen von Schwert und Wellen hingerafft. Ihre Kriegsschiffe waren, bis auf die Kriege mit den Römern, Dreirudrer (Triremen). Wahrscheinlich waren die Ruder nicht senkrecht über einander gebracht, sondern 3 Ruderbänke und Ruderhaufen standen schief hinter einander an der Seite des Schiffs. Je mehr Reihen das Schiff hatte, je höher war es und je mehr

einzelne Ruder begriff jede Bank oder Reihe. In dem ersten Kriege mit Rom hatten sie bereits Fünfrudrer (Quinqueremen). Diese Fahrzeuge waren mit Kriegern und Ruderknechten bemannt; die letztern waren Sklaven des Staats und mögen eine eigene Schaar gebildet haben. Ihre Menge erhöhte die Geschwindigkeit des Schiffs. Auf einem Fünfrudrer standen 300 solcher Matrosen und 120 Streiter. Der eigentliche Standplatz dieser Flotten, der Hauptkriegshafen der Republik, war in der Hauptstadt selbst, obschon auch andere carthagische Städte ihre Schiffswerfte hatten. Carthago hatte einen doppelten Hafen, einen äußern und einen innern. Zu dem äußern führte eine 70 Fuß breite Meerenge, die mit einer Kette geschlossen werden konnte. Die Handelsschiffe ankerten hier sicher, und für diese war er nur bestimmt. An der Seite lief ein eigenes Thor in die Stadt, ohne daß man durch den innern Hafen kam, in welchem die Kriegsschiffe lagen; er war durch eine doppelte Mauer von jenem geschieden. Von einer hohen Insel in seiner Mitte sahe man weit hinein ins offene Meer. Was im Hafen vorging, konnte vom Meere aus nicht gesehen werden. Vor dem Eingang jeder der 200 Dokken standen 2 jonische Säulen; diese liefen um den ganzen Hafen, wie um die Insel herum, und gaben dem Ganzen das Ansehen eines prächtigen Portikus. Die Verfassung der Carthaginienser war, nachdem man die königl. Würde schon früh abgeschafft, aristokratisch, mit einem Scheine von Demokratie. Die reichsten Geschlechter waren, fast wie in den Hansestädten, auch die herrschenden. Aus ihnen wählte man die Suffeten, welche die höchste obrigkeitliche Würde, aber wohl nicht auf Lebenszeit, bekleideten. Ihnen zur Seite stand ein zahlreicher Senat, aus welchem wieder ein eigener Ausschuß, die Gerusia, erkoren ward. Unter diesen standen die Feldherren, welche nicht als Magistrate betrachtet wurden. Von ihnen erhielten die Befehlshaber der Flotten ihre Befehle, nicht selten versiegelt, um sie erst auf hoher See zu eröffnen. Das Volk wählte die Magistrate und hatte Theil an der Gesetzgebung. Als der Feldherr Malchus den Staat zu unterjochen suchte, und die glänzenden Eroberungen Mago's die Republik mit militärischer Herrschaft zu bedrohen schien, da sollte ein neuer Gerichtshof, das hohe Staatstribunal der Hundertmänner, gegen die Eingriffe allzumächtiger Aristokraten schützen, was er auch so lange that, als er sich nicht selbst despotische Gewalt anmaßte. Auf Sicilien hatten sich Griechen, Phönicier und Carthager niedergelassen. Carthago konnte nur nomadische Barbaren neben sich dulden, es haßte die sicilischen Griechen ebenso bitter als nachmals die Römer. Die mächtigste Stadt Siciliens, das reizende Syrakus (s. d.), wollte über das ganze, an allen Produkten so reiche und vortheilhaft gelegene Eiland gebieten. Nicht minder Carthago. Als sich demnach Xerres mit halb Asien über das kleine Griechenland stürzte, griff Carthago, dem geschlossenen Bunde gemäß, die Griechen auf Sicilien an. Aber an demselben Tage (13. Sept. 480 v. Chr.), wo Themistokles die persische Flotte bei Salamis schlug, erfocht Gelo von Syrakus einen glorreichen Sieg über den Carthager Hamilkar bei Himera, und zwang ihn zu einem schimpflichen Frieden, der eine siebzigjährige Ruhe herbeiführte. Allein so wie Dionys I. auf den Thron von Syrakus erhoben worden war, der, gleich seinen Nachfolgern, nicht bloß Sicilien, sondern auch das griechische Unteritalien unterwürfig zu machen gedachte, loderte die Kriegsfackel von Neuem. Zwei und vierzig Jahre lang (v. 410—368) fraß

das Schwert unter Himilkon und dem ältern Hannibal, öfter noch die Pest, um sich, ohne daß einige Mächte mehr, als einige Fuß breit Landes gewonnen hätten. So blieb, bei abwechselndem Kriegsglück, Sicilien 276 J. lang das Hauptziel der carthag. Republik, bis der abenteuerliche König von Epirus, Pyrrhus, den Schauplatz betrat. Bis dahin hatte Carthago mit Rom in gutem Vernehmen gestanden, ja zweimal vortheilhafte Verträge mit ihm geschlossen. Aber das herrschsüchtige Volk an der Tiber duldete nur so lange mächtige Nachbarn neben sich, als es diese nicht vernichten konnte. Es hielt Freundschaft mit Carthago, weil es seiner Feindschaft noch nicht gewachsen war. Des Pyrrhus Feldzüge in Unteritalien brachten den Samen des Krieges zur Reife, der schon lange in den Herzen zweier selbstsüchtiger Völker gelegen hatte. Denn als sich die aus Campanien, ihrem Vaterlande, vertriebenen Mamertiner Messina's bemeistert hatten und erst von Carthago gegen Syrakus unterstützt wurden, dann aber die carthagische Besatzung vertrieben, und nun ihre Unabhängigkeit gegen beide Mächte zu behaupten suchten, sandte ihnen Rom, auf ihr Begehr und nach langer Berathung, den Appius Claudius zur Hülfe. Dieß war der Anfang dreier Kriege, der sogenannten punischen, die an Wuth und bitterm Hasse, mit welchem sie geführt wurden, an Listen und Hülfsmitteln, welche jeder der beiden Staaten aufbot, an Hartnäckigkeit und durchdachtem Ingrimm, mit welchem man sie wieder aufnahm, ihres Gleichen in der Geschichte suchen. Sie dauerten 118 Jahre. Nach dem ersten 23jährigen folgte ein 22jähriger Frieden. Carthago hatte 500 Schiffe, zahllose Menschen, die Herrschaft über Sicilien, ja über das mittelländische Meer verloren. Aber in Spanien und Afrika waren bald neue Schaaren geworben, aus den spanischen Goldgruben zog man noch immer große Schätze, der Landhandel blühte wie vorher, und eine Menge gemietheter Hände hatte bald neue Werkzeuge des Krieges gezimmert und geschmiedet. Den äußerst unmenschlichen Krieg im Innern gegen aufrührerische Söldner und gedrückte Unterthanen, die ihre Herrscher in der Hauptstadt selbst belagerten, den sogenannten libyschen oder unversöhnlichen Krieg, endigte eines Hamilkar Barkas Heldenmuth und des Herrschers von Syrakus, Hiero (s. d.), Beistand, blutig aber siegreich. Von der Zeit an, von der bundeswidrigen Besitznahme Sardiniens durch Rom, richtete die Familie Barkas mehr als das handelnde Carthago selbst, ihr ganzes Augenmerk auf das silber- und goldreiche Spanien. Hamilkar flößte seinem Eidam Hasdrubal, wie seinem Sohne Hannibal, den unaustilgbarsten Römerhaß ein, und brachte das ganze südliche Spanien bis an den Ebro, theils friedlich, theils gewaltsam, unter carthaginiensische Botmäßigkeit. Sein ein und zwanzigjähriger Sohn erbte des Vaters Plane, wie dessen unversöhnlichen Haß. Von der Natur auf alle erdenkliche Weise begabt, durch Beispiel, Uebung und eigenen festen Willen vollendet, ward er der Liebling seines Heeres, der Schrecken der Römer. Der zweite, 17jährige Kampf um die Weltherrschaft begann, den die Scipionen, ein Sempronius, Flaminius, Fabius Cunctator, L. Aemilius Paulus, C. Terent. Varro, Hasdrubal und Hannibal, erst in Spanien und Italien, dann in Afrika selbst stritten. Die Geschichte dieses Krieges ist in diesen Artikeln zu lesen. Die blutige Schlacht von Zama entschied das Schicksal von Rom und Carthago. Carthago hatte sein eigenes unvermeidliches Ge-

schick nur aufgeschoben, und Rom hatte seinen Stolz, sowie seine Macht zerbrochen. Zweiundfünfzig Jahre verstrichen unter eklem Gezänk und unendlichen Händeln, und Carthago war durch römische Politik schon im Innern erschöpft und zerrüttet, durch den Faktionsgeist und Geldgeiz der herrschenden Familien in seiner Grundfeste gebrochen, als es Rom beliebte, ihm den letzten Kampf anzusagen, der nur vier Jahre dauerte. Durch Forderungen, die Rom geschickt steigerte, brachte es die republikanischen Kaufleute auf den höchsten Grad der Erbitterung, und endlich zur Verzweiflung, in welcher Cornel. Scipio Aemilianus den ganzen Krieg durch einen geschickten Schwertstreich endigte. Die Hauptstadt ward geschleift, die andern entwaffnet, die Einwohner verpflanzt, das Land zur Provinz gemacht. Polybius sah seinen, wie seines Vaterlandes Fall, und der große edle Scipio (s. d.) vergoß Thränen der Menschlichkeit mit einer traurigen Weissagung für sein Vaterland. Ausschweifend, grenzenlos war die Freude der Römer über den schrecklichen Sturz einer Stadt, die man eine Feindin der Römer und des menschlichen Geschlechts nannte, und Verwünschungen trafen selbst den unschuldigen Boden, auf welchem die reiche Herrin der Meere gethront hatte. Wahrscheinlich wurde durch die Römer schon während der Belagerung oder nach solcher der alte treffliche Hafen durch einen Molo verschlämmet, weil sich von diesem und der hohen Burg keine Spur mehr findet. Die Wuth, mit welcher die ersten Soldaten der alten Welt Stadt und Staat vernichtet, scheint auch alle Denkmäler carthaginiensischer Cultur getroffen zu haben. Was Hannibal in griechischer Sprache, was Mago, Philinus, Klitomachus und Himilkon geschrieben, ist unwiederbringlich verloren. Wir besitzen Nichts, als unscheinbare Fragmente, einen Auszug aus Hanno's Tagebuche, und jene, der griechischen Bühne nachgebildeten Sittengemälde, voll feiner, zarter Schattirungen, in den Lustspielen eines Terenz, der in seiner Jugend als Sklave nach Rom kam. Mit der Zerstörung Carthago's verschwindet das Volk gänzlich aus der Geschichte, keine andere Stadt am Mittelmeer blühet nach dieser Zerstörung mehr als vorhin, die Kunde des inneren Afrika's concentrirt sich nach ihrem Verschwinden gänzlich auf Aegypten und Cyrene. Auf den kanar. Inseln findet man von den klugen Carthaginiensern auch nicht die mindeste Spur. Sollte man daher nicht vermuthen dürfen, daß sie nach Südamerika und besonders nach Mexiko vielleicht zum Theil sich retteten, und aus Politik mit dem so verbreiteten verhaßten Römerreiche jede Verbindung abschnitten, um nicht abermals die Vertilgungswuth dieser Eroberer zu reizen? Unter Augustus erhob sich C. als eine römische Pflanzstadt wieder; doch nicht ganz auf dem Platz des alten. Es ward nachmals der Hauptsitz des vandalischen Reichs (439); von den Byzantinern erobert (533) und endlich von den Arabern zerstört (467). Kaum erkennt man jetzt an einigen Ruinen des Alterthums, an den Cisternen und Wasserleitungen bei Tunis und an den unterirdischen Gewölben von Melcha, den Ort, wo einst das mächtige C. stand; an seiner Stelle sieht man die armseligen Dörfer El Mersa, Melcha, Derilschut und Sidy Mosaid. — Die Religion der Carthager war ein Zweig des im Orient verbreiteten Stern- u. Feuerdienstes. Ueber den Moloch (Baal oder Sonne), den phönicischen Hauptgott, die Menschenopfer u. a. Gegenstände, die sich auf den punischen Cultus beziehen, hat der Bischof von Seeland, D. Fr. Münter, in seiner Schrift:

„Religion der Carthager" (Kopenhagen 1821, 2. Aufl., 4.) interessante Untersuchungen angestellt. S. „Geschichte der Carthager", von Dr. W. Böttticher (Berl. 1827); Kluge: „Aristoteles de politica Carthaginensium" (Berl. 1824). Aber Keiner hat noch die Geschichte Carthago's — trotz ihrer Dunkelheiten, Lücken und Verunstaltnngen als eine der interessantesten und lehrreichsten des gesammten Alterthums erscheinend mit so viel Gründlichkeit und Scharfsinn behandelt, als der vortreffliche Heeren in seinen „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" („Histor. Werke", 13. Thl.).

Carthäuser. Dieser geistliche Orden ward 1086 von dem heil. Bruno (s. d.) in seiner Einöde bei Grenoble gestiftet. Die Bewohner dieser Wüste erbauten eine Kirche, schufen durch Arbeit und Kunst einen Theil der Waldung in Gärten um und belebten durch ihren Fleiß einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalt wilder Thiere bestimmt zu haben schien. Dabei lebten sie in der größten Armuth, trugen grobe Kutten, genossen nur Vegetabilien und Kleienbrot. Alle Klöster desselben werden nach dem Namen der Gegend des Stammklosters (la Chatreuse) Carthausen genannt. Zur Regel Benedicts erhielten sie von ihrem 5. Generalprior Guigo (st. 1137) ewiges Stillschweigen und Einsamkeit in abgesonderten Zellen vorschreibende Statuten, zu denen 1254 Verbot alles Fleischessens kam. Handarbeit, Bücherabschreiben und Chordienst wurden ihre Beschäftigung, die zwar nicht wissenschaftliche Studien, aber alles Wirken nach Außen ausschloß. Als sie 1170 päpstl. Bestätigung und Exemtion von bischöflicher Gerichtsbarkeit erhielten, hatten sie noch nicht 20, 1258 schon 56, 1300 211 Mönchs- und Nonnenklöster. Die Regierung des Ordens führte der Generalprior der großen Carthause bei Grenoble mit 8 jährlich erneuerten Definitoren. Die Regel ward in Nebendingen mehrmals gemildert, doch, wie die harte Criminalgesetzgebung, gewissenhafter als in andern Orden beobachtet, die Bußübung selten übertrieben, der anwachsende Reichthum zu Bequemlichkeit, Pracht und Wohlthun verwendet. Die Carthausen wurden geräumige, ja einige, wie die große bei Grenoble und die mit dem feinsten Kunstsinn ausgeschmückte Carthause zu Neapel, prachtvolle Palläste. Jeder Mönch hat darin seine freundliche Wohnung mit mehreren Zimmern, Wirthschaftsgelaß und Gärtchen. Gastfreiheit und Wohlthätigkeit übten diese meist gebildeten Mönche reichlich aus. Nie bemerkte man an ihnen das rauhe, schmutzige Wesen der Bettelmönche. Den 13 Mönchen jeder Carthause dienten 16 weiß gekleidete Laienbrüder mit Bärten, kurzen Scapulieren und braunen Mänteln und 7 braun gekleidete Donaten (freiwillig Leibeigene) zur Feldarbeit. Die Mönche trugen weiße enge Kutten, Scapuliere und Kapuzen und schwarze Mäntel. Carthäuserinnen entstanden im 12. Jahrh., kleideten sich ganz weiß mit schwarzem Schleier und durften zusammen speisen (die Mönche nur an Festtagen). Leinzeuch war Mönchen und Nonnen verboten. Ueber die Carthaus bei Grenoble sagt Mercier in seinem „Neuen Paris": „Hier wo man Nichts hört, als den dumpfen Schall einer Glocke, scheint diese Glocke eure Seele abzurufen, um sie in die Ewigkeit einzuführen: wo man Nichts sieht, als schweigende, durch Bußübungen gebleichte Menschen, ununterbrochen in Betrachtungen versenkt, oder mit Beten beschäftigt, da wird man von sehr ernstem Nachsinnen ergriffen, und man zaget und zittert selbst bei dem Bewußtseyn seiner eigenen Un-

schuld; wo man endlich nirgends den Fuß hinsetzen kann, als auf den Rand eines Grabes: da fühlt man, wie wandelbar die Grundlage aller Güter dieses Lebens, alles Glückes und Dessen ist, was dem Menschen so wünschens- und so beneidenswerth erscheint. Bei dem Anblick der weißen Schatten, welche um den traurigen Kirchhof herumwandeln, entwickelt sich Youngs großer Gedanke: „Der Mensch sinkt in das Grab, um unsterblich daraus sich wieder zu erheben.“ Gänzlich ist da der Mensch sich selbst überlassen, und frei von dem Zauber der Welt und ihrer mannichfaltigen Täuschungen, erblickt er dann die Wahrheit im hellsten Lichte. Bejammernswerth ist es, daß es nun keine jener stillen Wohnungen mehr gibt, wo der von Leidenschaften gegeißelte, oder der vom Schicksal hart gedrängte Mensch sich erquicken, sich erneuen und jene Ruhe, jenen innern Frieden finden könnte, der nur eine Gabe der Religion ist.“ — Die C. hatten 1780 in 16 Provinzen 157 männliche und 5 weibliche Carthausen, wovon diese und 70 männliche in Frankreich waren, die übrigen zur deutschen, italienischen und spanischen Nation gehörten, aber nur in Spanien, Portugal und Sicilien noch jetzt bestehen. In neuester Zeit sind in Frankreich wieder einige Klöster entstanden. Die Mitglieder des Ordens haben von der Verachtung der Welt, die ihr Stifter in einer Elegie besungen hatte, ein merkwürdiges Beispiel gegeben. Als man sie unter Elisabeth's von England Regierung zwingen wollte, ihren Glauben abzuschwören, da zogen sie dem Meineide den Tod vor. Dieser Orden ist auch nach Ablauf von 7 Jahrhunderten, die Reichthümer ausgenommen, dem Geiste seines Stifters treu geblieben. Die Ausdauer desselben in der Liebe zum Gebete, zur Arbeit und zur Einsamkeit war ein Gegenstand der Bewunderung bis zu seiner Aufhebung. Die weiblichen Klöster dieses Ordens verdienen gleiches Lob. Der Urgeist des Ordens ruhte auf ihnen, nur mit dem kleinen, leicht erklärbaren Unterschiede, daß das Gelübde des Stillschweigens gemildert ward.

Carton (fr.), 1) eigentlich ein Bogen starkes Papier, oder ein Stück Pappe, daher 2) (Buchb.), der Einband eines bloß einfach gehefteten Buchs von leichter Pappe; 3) eine von Pappe gemachte Schachtel zu Bändern, Hauben u. dgl.; 4) ein Behältniß von Pappe, Kupferstiche, Landcharten u. dgl. hineinzulegen; 5) (Bauk., Pauk., Malerei), Pappe, dergl. sich die Künstler beim Frescomalen bedienen, um, indem sie solche ausschneiden oder durchlöchern, dann auf die noch feuchte Wand legen, und mit einem spitzigen Instrument daran hinfahren, oder Kohlenstaub durch die Löcher sieben, die Umrisse, die Figuren und die Theile, wo Licht und Schatten hinkommen sollen, noch vor der Arbeit in rohen Umrissen aufzutragen; 6) eine ähnliche Vorrichtung auch für Tischler, Bildhauer, Stubenmaler u. s. w.; Vorbild zu der Malerei in Fresco, in Oel oder für Webung von Tapeten, um sich nicht in der Wahl der Farbentöne zu irren. Die Maler entwarfen dieselbe meistentheils auf Papier und vollendeten sie darauf mit der größten und sorgfältigsten Kunst. Eine solche Zeichnung ist eben so groß, als die Malerei, die man ausführen will, und man richtet sich danach bei der Ausführung. In England werden noch Originalcartons aufbewahrt, welche Rafael für Tapeten gemacht hat und die unter seine trefflichsten Arbeiten, folglich unter die vollkommensten Werke der Malerei, gehören. Sie stellen 7 Geschichten aus dem neuen Testamente vor, wurden von König Karl I. gekauft und sind im Pallaste zu Windsor noch zu sehen. Die beste Abbildung

derselben hat Nik. Dorigny, eine historische und kritische Beschreibung aber Richardson gegeben. Einige nach diesen Cartons verfertigte Tapetengewebe werden in Dresden aufbewahrt. Außerdem wird der Carton zu der Schule von Athen, welcher durch die Franzosen nach Paris kam, und ein Fragment der Schlacht des Marentius und Konstantin in der Ambrosianischen Gallerie in Mailand aufbewahrt. Auch gibt es Cartons von Giulio Romano in der Sala Borgia, von Domenichino und andern italienischen Meistern, welche die Gemälde größtentheils nach diesen Cartons von ihren Schülern ausführen ließen. Die ältern italien. Meister legten großen Werth auf Cartons. In der spätern Zeit hört man weniger von denselben; theils fehlte es an Aufträgen zu großen Malereien, besonders in Fresco. Nur neuerdings haben wieder einige deutsche Künstler durch Verfertigung fleißiger Cartons Aufmerksamkeit erregt. Hierher gehört Cornelius, dessen Cartons zu allegorisch-mythologischen Frescogemälden das „Kunstblatt" (1821, St. 66 fg.) beschreibt; derselbe hat auch den Carton zu dem Frescobilde, welches den traumdeutenden Joseph vorstellt, gezeichnet. Ferner Overbeck, der den Carton zu dem Gemälde: die 7 magern Jahre, und Josephs Verkaufung allein, mit Wilh. Schadow und Phil. Veit aber die glücklichen Jahre gemalt hat. Die letztgenannten Bilder aus Josephs Geschichte hat sich der verst. preuß. Generalconsul Bartholdy in seiner Wohnung in Rom von den genannten Künstlern in Fresco ausführen lassen. Für die Villa Massimi hat Overbeck Cartons zu Bildern aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" und Julius Schnorr aus Arioso's Gedicht; für das Schloß in Pillnitz Vogel gearbeitet. S. das „Kunstblatt" zum „Morgenblatt" (1825). — 8) (Auswechselblatt, Buchdr.), a) ein ungedrucktes Blatt, was anstatt eines fehlerhaft gedruckten eingeklebt wird; letzteres wird bei rohen Büchern, zum Zeichen, daß es weggeworfen werden soll, durchschnitten; b) ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichst zu verhüten.

Cartouche, ursprünglich Rolle, in den bildenden Künsten, die Verzierung auf Landcharten, Plänen, Wappen ꝛc., welche die Titel enthält und gewöhnlich die Form einer halb aufgerollten Rolle hat. — Bei dem Militär: eine kleine Patrontasche der Grenadiere, jetzt vorzüglich der Cavallerie; ferner eine Patrone, d. i. die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Kanonen; auch die bloße Pulverladung des Wurfgeschützes, welche nie mit der Haubitze oder Bombe verbunden seyn kann; und beim Kartätschenschuß, wenn die Kartätsche von der Ladung abgesondert, was jetzt mehr gebräuchlich ist; die ganze Kartätsche selbst.

Cartouche (Louis Dominique), ein berüchtigter Dieb, dessen Namen zum Sprichwort geworden, geb. zu Paris 1695. Er ward wegen Diebereien schon aus der Schule, später von seinen Eltern vertrieben, trat dann in der Normandie in eine Gaunerbande, die er in der Folge verließ, nach Paris zurückkehrte und sich als Hauptmann einer ähnlichen Rotte, die er durch die stärksten Schwüre sich verpflichtete und über die er unumschränkter Gebieter war, zum Schrecken der Hauptstadt machte. Lange entging er der Wachsamkeit der Pariser Polizei, die ihn endlich 1721 in einer Schenke glücklich ergriff und ins Chatelet brachte. Er wurde, nachdem er mehrmals versucht hatte, sich durchzubrechen, auf die Folter gespannt, um seine Mitgenossen zu nennen, welches er standhaft verwei-

gerte. Endlich zum Rade verurtheilt und nach dem Greveplatz geführt, übersah er die Volksmenge, hoffend, die Mitglieder seiner Bande würden ihn befreien; als dieses nicht geschah, bekannte er Alles und ward hingerichtet. Sein an Abenteuern reiches Leben hat mehrere Biographen gefunden.

Cartwright (Edmund), geb. 1745 in Nottinghamshire (Bruder des Majors John Cartwright, des bekannten Redners für die Parlamentsreform), studirte zu Oxford. Dieser seit 1762 durch seine Gedichte bekannte Senior aller engl. Dichter st. 1824. Den meisten Beifall erhielt seine Erzählung: „Armin u. Elvire 1771. Er war einer der Hauptredacteurs des „Monthly review", auch ein sehr geschickter Chemiker und Mechaniker. Wegen verschiedener von ihm angegebenen Färbungsmittel trugen die Manufakturbesitzer von Mancheſter darauf an, ihm eine Gratifikation zu ertheilen, und das Parlament bewilligte ihm deshalb 10.000 Pf. Sterl. Er erfand in neuerer Zeit eine Maschine, um durch Treten von zwei Menschen bedeutende Lasten schnell fortzuschaffen. Man hat ihr den Namen: „Cartwrights Centaur", gegeben. 1786 stellte er die erste Webemaschine auf. Seit 30 Jahren beschäftigte er sich mit der Bewegung der Wagen und Schiffe durch Dämpfe; man sagt, er habe seinen Plan eines Dampfschiffes einem amerikanischen Ingenieur mitgetheilt und dieser dann ihn ausgeführt.

Casa (Giovanni della), einer der zierlichsten Schriftsteller Italiens im 16. Jahrh., aus einer edeln und alten Familie von Mugello bei Florenz stammend, war daselbst 1503 geb. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt der mit seltenen Naturgaben ausgestattete Jüngling auf den Hochschulen zu Bologna, Padua und Rom, trat dann in den geistlichen Stand und wurde von den beiden Cardinälen Aless. Farneſe in Dienste genommen. Als einer derselben 1534 unter dem Namen Paul III. den päpstl. Thron bestieg, war d[ie]. in der apostol. Kammer angestellt, und 1541, wegen seiner politischen Kenntnisse, als päpstl. Commissär nach Florenz gesandt, wo ihn die dortige Akademie feierlich als Mitglied aufnahm. 1544 erhob ihn der Papst zur Würde eines Erzbischofs von Benevent und zum apostol. Nuntius zu Venedig. Er gab hier bei mehreren Gelegenheiten Beweise von seinem Rednertalent und von seiner Geschicklichkeit in Leitung von Geschäften. Seine Reden wurden von den Kritikern für das Beste gehalten, was Italien im Fache der politischen Beredtsamkeit aufzuweisen hat; es sind lauter herrliche Denkmale der Schreibart in korrekten und sonoren Perioden. Er brachte unter Paul III. die Allianz von Venedig und Frankreich gegen Karl V. zu Stande: der Zenith seiner politischen Wirksamkeit, die mit Pauls III. Tode aufhörte, wo er von Paul IV. zurückberufen und zum geh. päpstl. Sekretär ernannt wurde. Er stand bei diesem Papste in der höchsten Gunst, und durfte hoffen, in Folge einer Empfehlung des Königs von Frankreich, mit dem röm. Purpur geschmückt zu werden, als er an einem zurückgetretenen Anfall des Podagra's st., wahrscheinlich 1556. C.'s berühmtestes Werk ist sein „Galateo, ovvero de costumi", dem ein anderes: „Degli Uffizj communi tra gli amici superiori e inferiori" (eine von ihm selbst gemachte Uebersetzung seiner latein. Abhandlung: „De officiis inter potentiores et tenuiores amicos") gleichsam als Supplement dient. In diesem Werke gibt er über das gute Betragen in Gesellschaften Vorschriften, ganz in den Schranken der Nachahmung der antiken didaktischen Prosa und der Manier Cicero's in den „Büchern von den Pflichten." Sein

korrekter Styl hat bis auf die neuesten Zeiten für ein Muster im didaktischen Vortrag gegolten, ob es ihm gleich, da das Ganze eine ängstliche Nachahmung ist, bis auf die Stellen, wo er selbstständiger spricht, an Leichtigkeit fehlt. Sein berüchtigtes Werk: „Capitolo del Forno", ist mit seinen „terze rime" in den „Opere burlesche" von Berni (s. d.) u. A. in 3 Bänden abgedruckt worden. Dieses Werk — worin die unnatürliche Lust gepriesen wird — hat zu einer Menge Irrthümern und Mißdeutungen Anlaß gegeben, wodurch das Andenken dieses gelehrten und geschmackvollen Schriftstellers dem allgemeinen Hasse preisgegeben worden ist. Menage („Anti-Bailet" P. II. Sect. 119) hat ihn gegen diese Vorwürfe sehr geschickt vertheidigt. Daß er sich selbst bewußt war, sehr unrecht daran gethan zu haben, erhellt aus einer vortrefflichen Stelle seines latein. Gedichts „Ad Germanos", worin er damit sich zu entschuldigen sucht, daß er jenes Stück in den leichtsinnigen Jahren seiner Jugend geschrieben, und nachher sich bemüht habe, durch Fleiß, regelmäßige Lebensart und Enthaltsamkeit den Schaden wieder gut zu machen. Sein Beispiel mag junge Schriftsteller warnen, Nichts zu schreiben, was sie einst bereuen müssen. In seinem „Disc. contra P. P. Vergerium", der ihm dasselbe hart aufgemutzt hatte, scheint er gerne von sich abwälzen zu wollen, daß er jenes Capitolo geschrieben habe. Seine Geschäftsbriefe, im Namen des Cardinals Caraffa ausgearbeitet, werden wegen ihrer klass. Korrektheit geschätzt; aber ein so geschmückter Ton und eine so polirte Sprache eignen sich nicht ganz zu Briefen dieser Art. Die beste und vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Venedig 1752, 3 Bde. 4. Die Lateinischen haben besonders Casel und Gundling in Deutschland herausgegeben.

Casale, 1) sardinische Provinz im Fürstenthum Piemont; 17 QM. groß, mit 94.400 Ew. 2) Hauptstadt darin und des sardin. Herzogthums Montferrat, am Po; hat Bischof, einige Festungswerke, altes Schloß, ehemalige Residenz der Grafen von Montferrat, mehrere Klöster und 16.200 Ew., welche Seide spinnen und Syrup de Casale (aus den Wurzeln einer Art Schilf) machen.

Casalanza, Dorf in der Provinz und dem Königreich Neapel. Hier Convention, nach welcher Neapel 1815 den Oestreichern übergeben ward. Nach ihr führt der östreichische General Bianchi den Titel: Herzog von Casalanza.

Casanova (J. J. de Seingalt). Dieser Odysseus des 18. Jahrh. war der Sohn eines Schauspielers, welcher aus dem vornehmen span. Geschlechte Palafor abstammen soll. Geboren zu Venedig 1725, empfing er seinen ersten Unterricht zu Padua und machte in der latein. Sprache sowie in andern Fächern des Wissens bewundernswürdige Fortschritte. Hier hatte er auch sein erstes, fast kindisches Liebesabenteuer, welches aber für C. nicht glücklich endete. Er widmete sich jetzt der Rechtswissenschaft und zwei in seinem 16. J. geschriebene Abhandlungen bewiesen seine Kenntnisse in derselben. Schulden halber ging er nach Venedig, dort als Gesellschafter des alten Senators Malpieri, der als siebzigjähriger Greis noch den Einflüssen jugendlicher Reize erlag, in auserlesene Zirkel kommend, in welchen zwar ein gebildeter, aber frivoler Ton herrschte. Ein Zufall gab ihm Veranlassung, sich dem Priesterstande zu widmen, und durch Umstände begünstigt erhielt er in kurzer Zeit vom venet. Patriarchen die niedern Weihen und die Erlaubniß, die Kanzel zu besteigen.

Seine erste Predigt fand allgemeinen Beifall; in der zweiten aber stockte er und mußte beschämt die Kanzel verlassen. Mißmuthig hierüber, verließ er Venedig, kehrte auf kurze Zeit nach Padua, dann wieder in seine Vaterstadt zurück. Hier beschäftigten ihn Bekanntschaften mit jungen Schönen, aber durch eine Tändelei mit Malpieri's Geliebten verlor er dessen Gunst. In diese Zeit fällt der Tod seiner Großmutter, die ihm mehrmals seine Schulden bezahlt hatte, und die er daher sehr hochschätzte und liebte. Ueber die Nachlassenschaft derselben bekam er Streitigkeiten, die ihm, der von heftigem Temperament war, einen Aufenthalt im Fort St.-Andreä zuzogen. Die Freundschaft seiner Mutter, Schauspielerin in Warschau, mit dem Bischof von Mortorano im Neapolitanischen gab C. bei diesem Prälaten die schönsten Aussichten zu hohen geistlichen Würden. Er entschloß sich daher zu einer Reise nach Mortorano, welche ihn unter Liebes- und andern Abenteuern nach Neapel führte, wo er im Genusse der mannigfaltigsten Freuden einige Zeit verlebte; aber Mortorano mißfiel ihm, weßhalb er sich einrichtete, nach Rom zu reisen. Hier angekommen, knüpfte er abermals einige Liebschaften mit jungen Römerinnen an; besonders wußte er die Gattin eines Juristen zu fesseln, deren Umgang ihm Rom unvergeßlich machte. Glänzende Aussichten schlossen sich ihm auf, als der Cardinal Aquaviva ihn in Dienst nahm, wodurch C. sogar mit dem Papst Benedikt XIV. in persönliche Berührung gerieth. Aber eine Unbesonnenheit nöthigte ihn, den Kirchenstaat zu verlassen. Er ließ sich einen Paß nach Konstantinopel geben; der Cardinal Aquaviva versah ihn mit Empfehlungen an den Renegaten Bonneval (s. d.) daselbst; aber in Ankona durch Liebschaften gefesselt, verlor er seinen Reisepaß und gerieth in den Cordon der damals in Italien stehenden östreichischen Truppen als Gefangener. Durch Verein mehrerer günstigen Umstände erhielt er bald seine Freiheit wieder und aus Liebe zum Militärstande trat er in venet. Kriegsdienste. Er verschaffte sich indeß einen Urlaub, nach Konstantinopel zu reisen, wo er mit einem reichen Türken Bekanntschaft schloß, der über die geistreiche Unterhaltung, welche ihm C. gewährte, denselben so liebgewann, daß er ihm unter der Bedingung der Religionsänderung seine Tochter zur Gattin anbot. Dieses ausschlagend, verließ C. Konstantinopel, ging in seine Garnison nach Corfu, wo er sich in eine schöne Frau verliebte, welches Abenteuer aber damit endete, daß der junge Fähnrich disgustirt wurde. Von seinem Schicksal wieder nach Venedig geführt, suchte er sich durch Unterrichtgeben auf der Violine seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Nicht lange aber blieb er in dieser beschränkten Lage; denn eben anwesend, als der Senator Bagradio vom Schlage getroffen ward, traf er schnell solche Anordnungen, gegen die Ansicht der Aerzte, daß er hiedurch den Patrizier völlig wieder herstellte, der dann in ihm seinen Lebensretter verehrte, und ihn als einen Mann bewunderte, welcher die geheimen Kräfte der Natur kenne. Er lebte nun in Gesellschaft seines Verehrers ein genußreiches Leben, aber sein großer Leichtsinn führte ihn bald zu Unbesonnenheiten, wodurch er sich gezwungen sah, Venedig zu verlassen. Er durchzog nun die Lombardei unter manchen sonderbaren Abenteuern, wurde in Cesena (wo er sich mit einer Schatzgräberei abgab) durch Vertheidigung eines ungar. Offiziers vor der Polizei mit dessen Geliebten, einer reichen, vornehmen, schönen Französin, bekannt, floh mit ihr nach Parma, wo sie von ihrer Familie genöthigt wurde, nach Frankreich zurückzukehren. Er war

ihr Begleiter bis Genf, nahm hier Abschied von ihr und begab sich wieder nach Venedig, wo er in Gesellschaft Bagradio's und dessen Freunden einige Zeit verlebte, bis er auf einmal den Entschluß faßte, Paris zu sehen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt daselbst, besuchte er wieder seine Vaterstadt, wo er wegen gewisser Vergehen in Verhaft genommen und in die Bleikammern gesperrt wurde, aus denen sich bald zu befreien ihm gelang, worauf er abermals nach Paris reiste. C. hatte sich indeß als Kenner kabbalistischer und alchymistischer Künste bei Vielen einen großen Ruf erworben. In Frankreichs Hauptstadt trugen bei seinem jetzigen Aufenthalte alle Umstände dazu bei, ihn in der großen und eleganten Welt bekannter zu machen. Nach einigen Jahren durchreiste er Deutschland und die Schweiz, schloß Bekanntschaft mit Haller und Voltaire (interessant ist seine Unterredung mit Letzterm, s. das Taschenbuch „Urania" 1822), ging dann durch Südfrankreich über Nizza nach Genua, wo eine neue Liebschaft ihn auf einige Zeit den Aufenthalt versüßte. Von Genua nach Florenz wandernd, machte er hier Suwarow's Bekanntschaft, und das Verhältniß, in welches C. zu ihm trat, gehört zu den Merkwürdigkeiten des Aufenthalts an letzterem Orte. Aber auch aus dem Toskanischen verwiesen, wohnte er eine kurze Zeit in Rom und Neapel, alte Liebschaften erneuernd, und ging endlich durch Oberitalien wieder nach Paris, dann nach London, wo er vermittelst seiner geheimen Künste auf einem glänzenden Fuße lebte, aber nach einiger Zeit England verlassen mußte. Sich nach Berlin wendend, machte er Bekanntschaft mit dem Lotterieeinführer im preuß. Staate, Calsiabigi, und gelangte durch den Grafen Schwerin bis zu Friedrich II., der ihm die Gouverneurstelle des Cadetteninstituts antrug. Aber Casanova reiste nach Petersburg, kam hier durch Empfehlungen mit der Kaiserin Katharina II. in persönliche Berührung, und diese Monarchin unterhielt sich mehrmals mit ihm über Regierungsgegenstände. Ueber Moskau ging er nach Warschau, wählte letztere Stadt zu seinem Aufenthalte, gerieth aber mit dem Kronmarschall, Grafen von Branicki, in Streit, der sich mit einem Duell endigte, worauf C. aus Polen flüchtete und sich nach einigen Querzügen durch Deutschland über Aachen wieder nach Paris begab. Aber ein Lettre de cachet nöthigte ihn, dasselbe zu verlassen, und Madrid ward das Ziel seiner Reise. Hier entging ihm nichts Interessantes, und unter den höchst anziehenden Gemälden, die er in seinen Denkwürdigkeiten entwirft, sind jene von Mengs und dessen Lebensweise in der Hauptstadt Spaniens besonders zu erwähnen. Durch seine Unbesonnenheiten aus Madrid verwiesen, verließ er Spanien, durchwanderte West- und Südfrankreich, traf in Aix mit dem Marquis d'Argens und mit Cagliostro zusammen, und widerlegte um diese Zeit Amelot de la Hossaie's Werk „Ueber die Staatsverfassung Venedigs" (Amsterdam 1796). Durch dieses Werk scheint er sich wieder mit seinem Vaterland ausgesöhnt zu haben; denn wir sehen ihn nach einer Durchreisung Italiens, eine kurze Zeit in Rom und Neapel verweilend, wieder nach Venedig und von da nach Paris gehen. Hier speiste er eines Tages beim venetian. Gesandten in der Gesellschaft des Grafen Waldstein aus Dux in Böhmen, der in ihm einen Mitlaborirer in der Kabbala und Alchymie fand, und C. bewog, ihn nach seinem Schlosse Dux in Böhmen zu begleiten. Hier übernahm er die Aufsicht über des Grafen Bibliothek, und lebte bis an seinen Tod (1803) den Wissenschaften. C. besaß das seltene Talent, im unmittel-

baren Leben sich hervor zu thun und nicht selten zu glänzen. Aus eigener Anschauung, aus unmittelbarer Theilnahme erwarb er sich ein Bild von der Gesammtheit der damaligen civilisirten Welt. In seinen Memoiren hat er dasselbe aufgestellt; außer einigen Fragmenten sind von denselben im Druck erschienen: „Casanova, Memoiren oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuskript bearb. von W. v. Schütz.“ 9 Thle. 8. Leipz 1822—26. Das Manuskript (in schlecht Französisch geschrieben und 600 Foliobogen stark) besitzt Brockhaus in Leipzig, wo es ebenfalls 1826 im Druck erschien. Kein Buch zeigt so sehr, wie verderbt das sogenannte Zeitalter des fünfzehnten Ludwigs war, dessen Sittenlosigkeit ganz Europa verpestet hatte, als eben diese Memoiren. Weil die Darstellungen der Liebesabenteuer oft zu nackt und natürlich erscheinen, hat man sie aus der Literatur verbannt wissen wollen; denn allerdings eignet sich diese Lektüre nicht für Jedermann. Folgendes sagt ein ebenso geistreicher als gelehrter Mann über diese Memoiren: „Das ist das wahrhafteste Buch in der Welt. So waren, so sind die Menschen und die Sitten in Italien. Dagegen sind Rousseaus Erzählungen nicht viel besser als Lüge, und Göthe's Wahrheit Dichtung. So ein Buch bringt wahrhaft weiter in der Welt- und Menschenkenntniß. Man wird schreien, man wird lästern, aber man wird und muß verschlingen. Und vielleicht lernt ein hochfahrender Sittenlehrer im Stillen, mit welchen Sinnlichkeiten und Ausschweifungen, die den gemeinen Menschen stranden lassen, ein seltner Mensch ungemeine Tugenden verbinden kann.“ — Außerdem hat C. noch eine Menge Schriften hinterlassen, deren Aufzählung wir uns hier überheben. — 2) Franz, Bruder des Vorigen, geboren zu London 1830, kam früh mit seinen Eltern nach Venedig, wo er sich der Malerkunst widmete. Von hier ging er in seinem 25. J. nach Paris, wo van der Meulen und Parrocel seine Muster waren, und er sein Studium vorzüglich auf das Colorit und die in stark gruppirten Gemälden so mühsam wieder zu gebenden Wirkungen des Lichtes gerichtet seyn ließ. In der Folge ward die Schlachtenmalerei sein Lieblingsfach; so verfertigte er zu Dresden ein großes Bild dieser Art, wodurch er bei der dortigen Akademie angestellt wurde. Es war von lebendiger und kühner Ausführung, zeigte große Massen, eine geistreiche Anordnung der Menschen und Pferde und verrieth Kenntniß von den Wirkungen des Lichtes. Seine schönsten Produkte dieser Art sind die Siege, welche die Kaiserin Katharina über die Türken erfocht, die in ihrem Pallaste nachher aufgestellt wurden. C. hat sie zu Wien verfertigt, und unweit dieser Stadt, nämlich zu Brühl war es, wo er im J. 1805 verschied. 3) Johann, dessen jüngerer Bruder, geb. zu London 1732 und zu Venedig erzogen; ward 1764 Professor der bildenden Künste und Direktor der kurfürstlichen Akademie der Künste zu Dresden, wo er 1795 st. Seine Abhandlungen über verschiedene alte Denkmäler der Kunst, besonders aus der kurfürstl. Antiquitätensammlung, ital., auch deutsch, Leipz. 1771, werden noch immer geschätzt.

Cäsar (Cajus Julius), groß als Feldherr, Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. den 10. Juli (Quinctilis) 100 v. Chr., war der Sohn des Prätors C. Julius C. und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta. Er hatte keinen starken Körper, ein blasses, hageres Gesicht und litt oft an Kopfschmerzen. Doch wußte er durch strenge Mäßigkeit und durch gymnastische Uebungen sich so zu stärken und abzu-

härten, daß er jede Beschwerde des Kriegs leicht ertragen konnte. Seine Reisen waren Flügen vergleichbar, und Alles, was er that, geschah rasch, lebhaft und doch stets mit kluger Besonnenheit. Liebe und Ehrgeiz waren seine heftigsten Leidenschaften und in Uebermaß hat er beide befriedigt, aber nie verlor er darüber den Geist, der ihn über alle großen Männer seiner Zeit erhob. Er hatte seinen Vater früh verloren, aber seine Mutter Aurelia, eine treffliche Frau, besorgte seine Erziehung und ließ ihn von den geschicktesten Lehrern unterrichten. Von ihr selbst lernte er die bezaubernde, sanft einschmeichelnde Beredtsamkeit und die empfehlende Freundlichkeit im Umgange, die ihn nachher überall so beliebt machte. Als öffentlicher Redner stand er nicht weit unter Cicero. Er besaß einen durchdringenden Verstand, ein großes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geschäften unermüdet und konnte nach dem Zeugnisse des ältern Plinius, zugleich schreiben, lesen, hören, diktiren, und zwar vier bis sieben verschiedene Briefe. Als die Partei des Marius in Rom die Oberhand hatte, verheirathete Cinna seine Tochter Cornelia an ihn, weil er sich dadurch in seiner Gunst desto fester zu setzen hoffte; und als Sylla nach Rom kam, suchte er den Cäsar zu bereden, sich von der Cornelia zu scheiden. Seine Weigerung reizte Sylla's Zorn, der nur auf die Bitten seiner Freunde davon abstand, ihn in die Acht zu erklären, und äußerte, daß er in ihm einen künftigen Marius erblicke. Dieß bewog Cäsar, heimlich Rom zu verlassen. Er reiste erst in Sabinum umher, wurde daselbst von Sylla's Soldaten gefangen genommen und mußte sich mit zwei Talenten lösen. Darauf verließ er Italien ganz und begab sich an den Hof des Königs Nikomedes von Bithynien. Von da ging er zum M. Minutius Thermus, Prätor in Asien, welcher ihm die Ausführung der Flotte übertrug, womit Mitylene belagert werden sollte. Cäsar that sich dabei sehr hervor, ungeachtet er noch nicht 22 Jahre alt war. Jetzt verließ er auf einige Zeit die kriegerische Laufbahn und ging nach Rhodus, um sich unter des berühmten Apollonius Anleitung der gerichtlichen Beredtsamkeit zu widmen. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen und mußte sich mit 50 Talenten loskaufen. Sich dafür zu rächen, rüstete er in Milet einige Schiffe aus, überfiel die Seeräuber, nahm sie größtentheils gefangen und ließ sie vor Pergamus kreuzigen. Darauf kehrte er nach Rom zurück und ward Legionstribun, Quästor und Aedil. Zugleich wußte er sich durch Freundlichkeit, Freigebigkeit, prächtige Gastmäler und Spiele zum Liebling des Volks zu machen, und im Vertrauen auf die Volksliebe wagte er es, die Bildsäulen und Siegeszeichen des dem Senate und den Patriciern verhaßten Marius wieder aufzurichten. Zwar ward er deßhalb angeklagt, aber losgesprochen. Durch einen seiner Verwandten, L. Julius Cäsar, dem er zum Consulate verhalf, ließ er viele Anhänger des Sylla theils verbannen, theils zum Tode verurtheilen. An der Verschwörung des Catilina, welche jetzt ausbrach, hatte er gewiß insgeheim Antheil; er vertheidigte die gefangenen Mitverschwornen und wußte gegen Cato, der ihm heftig widersprach, einen Tumult zu erregen, durch welchen derselbe mit Lebensgefahr die Rednerbühne zu verlassen genöthigt ward. Dennoch siegte Cato, und Cäsar verlor sogar einige Zeit die Prätur. Bald aber ward er vom Volke zum Pontifex maximus erwählt und ging, nachdem er die Prätur niedergelegt hatte, als Statthalter in das jenseitige Spanien. Da seine Gläubiger ihn nicht fortlassen wollten, ver-

bürgte sich Crassus für seine ungeheure Schuldenlast von 830 Talenten. Auf der Reise nach Spanien that er bei dem Anblicke eines elenden Dorfes den Ausspruch, der so ganz sein nach der höchsten Gewalt strebendes Gemüth charakterisirt, daß er lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite seyn wollte. In Spanien zeigte er sich zuerst als Feldherr, machte verschiedene Eroberungen und kehrte mit so vielem Gelde nach Rom zurück, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Seit seiner Rückkehr betrug er sich herrischer; und die übrigen Großen Roms sahen erstaunend, mit welcher Gewalt Cäsar das Volk nach seinem Willen lenkte. Pompejus selbst konnte ohne Cäsar Nichts durchsetzen. Selbst Crassus, der durch seine Bürgschaft ihn gerettet von dem Ungestüm seiner Gläubiger, der fast alle Bürger durch ausgeliehenes Geld sich verpflichtet, sah den Cäsar als Herrn gebieten. Beide mußten sich daher, wollten sie nicht von der Höhe ihres Ansehens gestürzt werden, an Cäsar schließen. Dieß geschah, und ohne das Volk oder den Senat weiter zu fragen, theilten diese drei Männer nach Belieben die römischen Provinzen unter sich. Cäsar ging nach Gallien, gewann sich hier die Liebe eines geübten Heers und durch neue Eroberungen allgemeinen Kriegsruhm. Die Römer besaßen erst wenige Distrikte in Gallien; aber in einem Zeitraume von 9 Jahren eroberte Cäsar das ganze Land; er war der erste Römer, der über den Rhein nach Deutschland ging, der erste Römer, der nach Britannien überschiffte. Während er aber in Gallien, fern von Rom, bloß mit seinen Kriegen und Eroberungen beschäftigt schien, vernachläßigte er keineswegs den Zustand der Dinge in der Hauptstadt. Er hatte dort in seinen Freunden treue Geschäftsführer und lag, wie ein schlauer Feind, im Hinterhalte bereit, zu jeder Zeit mit gerüsteter Macht hervorzutreten. Pompejus hatte unterdessen durch sein Schleichen und Zaudern dem Senate Freiheiten abgenöthigt, die man bisher noch keinem Andern bewilligt hatte; er blieb in Rom, obgleich er Statthalter in Spanien war, und ließ seine Provinz durch Abgesandte verwalten. Cäsar verlangte vom Senate gleiche Rechte; dagegen sprach Pompejus mit Heftigkeit, brachte den Senat auf seine Seite, und Cäsar ward für einen Feind des Vaterlandes erklärt, wenn er nicht sogleich die Waffen niederlegte, sein Heer abdanke und nach Rom käme. Dieser Beschluß empörte durch seine Ungerechtigkeit, und Cäsar forderte seine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertschlag in Besitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Consuln, Senatoren und Magistraten Rom verlassen hatte. Nachdem Cäsar sich durch den Schatz der Republik in den Stand gesetzt, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er sich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherren des Pompejus eine Schlacht zu liefern, in seine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marseille und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Diktator ernannt wurde, welches Amt er elf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächstfolgende Jahr zum Consul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus Morgenländern zusammengezogen. Cäsar rückte ihr entgegen, stieg mit fünf Legionen in Epirus an's Land und bemächtigte sich einiger Städte auf der Grenze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil seines Heeres nachholen sollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, schlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieser jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäsar die erwarteten Verstärkungen und bot eine Schlacht

an; Pompejus wich derselben aus, sah sich aber, da Cäsar ihn in seinem Lager eingeschlossen hielt, endlich genöthigt, einen entscheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dieß gelang; Cäsar ward in die Flucht geschlagen und mußte sich nach Apollonia zurückziehen. Dennoch verlor er den Muth nicht; er ermunterte seine niedergeschlagene Armee wieder und eroberte verschiedene Städte in Thessalien. Pompejus folgte ihm und kam mit seinem Heere bei der Stadt Pharsalia an. Er war gar nicht Willens, dem Cäsar eine neue Schlacht zu liefern; aber seine Unterfeldherren zwangen ihn durch ihre allgemeine Einstimmung im Kriegsrathe, den Befehl zur Schlacht zu geben. Cäsar freute sich über den Entschluß des Pompejus, obgleich das Heer des Letztern mehr als noch einmal so stark war, als das seinige. Die Schlacht war blutig, und das Ende derselben entschied sich ganz für Cäsar'n, der auch das ganze feindliche Lager eroberte. Cäsar bewies sich gegen die Ueberwundenen sehr gütig und setzte alle römischen Bürger sogleich in Freiheit. Pompejus selbst war verkleidet aus der Schlacht entflohen; seine Flotten waren auf dem Meere Meister, und er konnte leicht ein neues Heer auf die Beine bringen. Alle diese Betrachtungen bewogen den Cäsar, sich nur zwei Tage in Pharsalia aufzuhalten und dann an der Spitze seiner Reiterei den Pompejus zu verfolgen. Als er am Hellespont ankam, setzte er mit einer kleinen Anzahl von Ruderschiffen nach Asien über, wohin Pompejus seinen Weg genommen hatte. Unterwegs begegnete ihm L. Cassius mit einer Flotte des Pompejus, die aus 70 Schiffen bestand. Cäsar war so kühn, den Cassius sogleich zur Uebergabe aufzufordern, und dieser, erstaunt über Cäsar's Unerschrockenheit und Glück, unterwarf sich ohne weiteres Bedenken. Von Asien aus nahm er seinen Weg nach Aegypten, um zu verhindern, daß nicht Pompejus dieses mächtige Reich für sich in Besitz nehmen und von da aus den Krieg weiter fortsetzen möchte. Als Cäsar in Aegypten ankam, erhielt er auch schon die Nachricht von der Ermordung des Pompejus. Er vergoß darüber bittere Thränen, die seinem Herzen Ehre machten, ließ seinen Leichnam aufs Prächtigste begraben und dessen Freunde, welche König Ptolemäus hatte gefangen nehmen lassen, in Freiheit setzen. Da er sie überdieß noch mit Wohlthaten überhäufte, so gingen sie aus Dankbarkeit insgesammt zu seiner Partei über. Cäsar mußte wegen widriger Winde sich einige Zeit zu Alexandrien aufhalten und diese Zeit wandte er dazu an, den Streit zwischen dem jungen Ptolemäus und seiner Schwester Cleopatra zu entscheiden. Sobald der Tod des Pompejus in Rom bekannt geworden war, wetteiferten der Senat und das Volk, wer dem Sieger die meiste Ehre erzeigen würde. Man ernannte ihn auf 5 J. zum Consul und auf 1 J. zum Diktator, sowie zum ersten Volkstribun auf Lebenszeit. Cäsar kam aber jetzt nicht selbst nach Rom, um seine neue Würde in Besitz zu nehmen, sondern schickte den M. Antonius dahin ab, um an seiner Statt die Regierung zu verwalten. Er selbst begab sich nach dem nördlichen Asien, um den Pharnaces, König des cimmerischen Bosphorus, einen Sohn Mithridates des Großen, zu bekriegen, weil dieser während der bürgerlichen Unruhen den Versuch gemacht hatte, die Länder seines Vaters in Asien wieder zu erobern. Unterwegs begnadigte er den König Dejotarus, der es mit Pompejus gehalten hatte. Cäsar beendigte diesen Krieg so schnell, daß er die Nachricht davon an seine Freunde bloß mit den Worten meldete: „Veni, vidi, vici"! Nun trat Cäsa seine Reise

und Italien und Rom an. Als er in Brundusium anlangte, kam ihm Cicero entgegen, in der Absicht, Gnade von ihm zu erbitten. Sobald ihn Cäsar erblickte, ging er auf ihn zu und umarmte ihn aufs Zärtlichste. Ebenso gütig behandelte er Alle, die es mit dem Pompejus gehalten hatten, und erwarb sich dadurch allgemeine Liebe. In Rom zog er ohne das geringste Gepränge ein und beschäftigte sich gleich anfangs damit, einige entstandene Unruhen und Verwirrungen beizulegen. Dem äußern Schein nach wurde die bisherige Verfassung Roms nicht von ihm geändert, obgleich im Grunde Alles nach seinem Willen ging. Die Güter des Pompejus ließ er öffentlich verkaufen, und da Niemand weiter darauf zu bieten wagte, so erstand sie M. Antonius um einen sehr geringen Preis, den er aber auch nicht einmal an Cäsar'n bezahlte. Jetzt war eigentlich seine Diktatur zu Ende, er legte sie aber doch nicht nieder, sondern ließ sich aufs Neue zum Consul wählen. Nachdem er seine Angelegenheiten in Italien in Ordnung gebracht hatte, dachte er darauf, den Krieg in Afrika zu führen, wo die Partei des Pompejus noch sehr mächtig war, und von berühmten Feldherren, besonders dem Cato, angeführt wurde. Während der Zurüstungen zu diesem Kriege erhielt er die unangenehme Nachricht, daß die zehnte Legion, die er vor andern immer durch besondere Zuneigung ausgezeichnet hatte, sich empört habe. Er schickte den Crispus Sallustius an sie ab, um sie zu besänftigen; aber vergebens. Die Aufrührer marschirten gerade auf Rom los und verlangten, selbst mit Cäsar'n zu sprechen. Dieser schickte ihnen die Antwort, daß sie in die Stadt kommen und auf dem Marsfelde sich versammeln könnten, aber vorher die Waffen, die Schwerter ausgenommen, niederlegen müßten. Als sie in Rom angelangt waren, ging Cäsar zu ihnen und befahl ihnen ihre Klagen vorzubringen. Sie baten — durch die Gegenwart ihres Feldherrn ganz bestürzt gemacht, daß er ihnen den Abschied geben möchte. Dieß war aber gar nicht ihr Ernst und um so größer war daher ihre Bestürzung, als er ihr Verlangen ohne Anstand bewilligte. Sie nahmen nun ihre Zuflucht zu den demüthigsten Bitten, sie nicht so schimpflich zu verabschieden und aus der Reihe seiner Legionen zu verstoßen. Cäsar blieb lange unbeweglich, aber endlich ließ er sich doch rühren und vergab ihnen. Er machte nun Regium zum Sammelplatz aller seiner Legionen und begab sich nach Sicilien, von wo er mit dem ersten günstigen Winde nach Afrika segelte und bei der Stadt Adrumetum landete. Die Pompejanische Partei vertheidigte sich tapfer, und verschiedene Male mußte Cäsar den Kürzern ziehen. Der Sieg bei Thapsus aber über Scipio Metellus entschied den Ausgang der Krieges für Cäsarn. Dieser zog darauf gegen Utica, wo Cato (s. d.) sich aufhielt; und da dieser strenge Republikaner bei dessen Annäherung sich selbst ums Leben brachte, unterwarf sich die Stadt dem Sieger, der sie ebenfalls schonend behandelte. Von hier ging Cäsar nach Mauritanien und Numidien, machte diese Königreiche zu röm. Provinzen und trat dann seine Rückreise nach Rom wieder an. Er ertheilte den Befehl, daß die Städte Carthago und Korinth (s. d.) wieder auferbaut werden sollten, welches auch in Einem Jahre geschah, sowie sie vor 100 Jahren in Einem Jahre waren zerstört worden. In Rom wurde er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen; man verdoppelte die Anzahl seiner Liktoren, verlängerte seine Diktatur auf 10 Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Censors, erklärte seine Person für unverletzbar und stellte seine Bildsäule neben der

Statue des Jupiters im Capitolio auf. Er erklärte darauf in einer Rede dem Volke, daß er die ihm übertragene Gewalt nur zum Besten des Staats anwenden werde, und die Begnadigung, die er gleich darauf einem seiner größten Feinde, dem Claudius Marcellus, auf die Fürbitte der Senatoren und insbesondere des Cicero, widerfahren ließ, verscheuchte vollends alle Furcht, die Einige bisher noch vor ihm gehabt hatten. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigsten, die man in Rom seither gesehen hatte. Er gab sodann in Rom verschiedene gute Gesetze, schaffte Mißbräuche ab und ließ fremde Gelehrte nach Rom kommen, um die Wissenschaften in Aufnahme bringen. Am Merkwürdigsten ist die Verbesserung des Calenders, welche er jetzt vornahm. Während dieser friedlichen Beschäftigungen hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu sammeln und in Spanien so große Fortschritte zu machen, daß C. beschloß, selbst gegen sie zu Felde zu gehen. Seine erste Unternehmung in Spanien war die Belagerung von Corduba, wo die Besatzung sich zwar mit außerordentlicher Hartnäckigkeit vertheidigte, aber endlich sich ergeben mußte. C. eroberte noch einige andere Plätze, und nun kamen die beiden Hauptarmeen bei der Stadt Munda einander gegenüber zu stehen. Hier entschied eine Hauptschlacht Alles für C. mit dem glücklichsten Erfolge; sie kostete den Feinden 30.000 Mann und ihre vornehmsten Befehlshaber. Der ältere Pompejus fand auf seiner Flucht seinen Tod, und C. eroberte nun mit geringem Widerstande eine Stadt Spaniens nach der andern, nach einem siebenmonatlichen Feldzuge wieder nach Rom kehrend, wo er im Triumph einzog. Man überhäufte ihn hier mit neuen Ehrenbezeugungen, ungeachtet alle Bürger innerlich mit seinem Triumphe unzufrieden waren; man ernannte ihn zum Diktator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten seiner Gewalt und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souveränität. Er fuhr indessen fort, sich gnädig gegen Feinde zu betragen und ließ sogar die Bildsäule des Pompejus wieder aufrichten. Seine Freunde belohnte er mit Ehrenstellen und machte viele gemeine Soldaten, Ausländer und Söhne von Freigelassenen zu Senatoren, so daß die Anzahl derselben jetzt von 300 bis 900 stieg. Diese Herabwürdigung des Senats durch die Aufnahme ganz gemeiner Leute beleidigte die Römer noch mehr als der Stolz, mit dem er sich gegen diesen selbstgeschaffenen Senat betrug. Als er einst auf einem goldenen Stuhle auf den Rostris saß, überreichte ihm M. Antonius ein königliches Diadem; er aber schlug es aus, und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifall. Am folgenden Morgen fand man seine Bildsäule mit Diademen geschmückt. Die Volkstribunen ließen sie herunter reißen und die Urheber der Scene des vorhergehenden Tages ins Gefängniß werfen. Das Volk bezeigte laut seinen Beifall; aber Cäsar setzte die beiden Tribunen ab und hielt eine öffentliche Rede, in welcher er die Tribunen mißhandelte und das Volk verspottete. Dieß erbitterte das Volk und gab den ersten Anlaß zu der bekannten Verschwörung gegen ihn, deren Urheber C. Cassius war. Cäsar ließ sich von dieser Gefahr so wenig träumen, daß er noch die weitaussehendsten Plane machte. Er wollte die Parther bekriegen, dann über den Kaukasus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern und endlich so wieder nach Italien zurückkehren und in Ruhe leben. Cä-

sar's Freunde sprengten nun aus, daß nach den Sibyllinischen Büchern die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten, und einer von ihnen, Aurelius Cotta, sollte im Senate vorschlagen, Cäsar'n in Rücksicht Italiens bloß mit dem Namen Diktator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Versammlung des Senats auf den 15. März festgesetzt, und an eben diesem Tage sollte auch seine Ermordung geschehen. Als er im Senat ankam, trug man ihm eine Bitte zu Gunsten des Bruders des Metellus Cimber vor, daß er denselben aus seinem Exil zurückberufen möchte. Cäsar schlug die Bitte mit einigem Unwillen ab, worauf Cimber den Rock des Diktators faßte und ihn von den Schultern herunter riß. Dieß war das verabredete Zeichen. In eben dem Augenblicke zuckte Servilius Casca, der hinter ihm stand, den Dolch auf ihn und verwundete ihn am Halse. Cäsar kehrte sich um und hatte kaum die Worte ausgesprochen: „Verfluchter Casca, was machst du?" als die Verschwornen ihn von allen Seiten umringten und mit ihren Dolchen auf ihn eindrangen. Cäsar vertheidigte sich tapfer, aber als er sich nach einem Orte zur Flucht umsah und auch seinen geliebten Brutus mit dem Dolch in der Hand gewahrte, so bedeckte er unter dem schmerzhaften Ausrufe: „Und auch du, mein Sohn Brutus!" das Gesicht mit seinem Kleide und ergab sich in sein Schicksal. Er sank am Fußgestelle der Bildsäule des Pompejus, mit 23 Wunden bedeckt, nieder. So endete der Mann (15. März 44 J. v. Chr., 56 J. alt), welcher zum Unglück der Welt in Rom zuerst einen Thron aufgerichtet und der 500 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert hatte. Er rühmte sich bloß in auswärtigen Kriegen, die er alle zur Befriedigung seiner ehrgeizigen Plane unternommen, 1.192.000 Menschen getödtet zu haben, ohne die mehrere Hunderttausende, die in den Bürgerkriegen mittelbar durch ihn den Tod gefunden hatten. — Cäsar behauptete auch als Gelehrter und Schriftsteller einen hohen Rang. Guter Sprachkenner, Dichter, Redner, Rechtsgelehrter, machte er sich schon früh durch Gedichte, Reden, grammatische u. a. Schriften bekannt, von denen indeß nur wenige Fragmente übrig sind. Vollständig besitzen wir von ihm 7 Bücher über den gallischen und 3 Bücher über den bürgerlichen Krieg, eine Art Memoiren (commendarii), in denen man bei großer Klarheit, Rundung, Präcision, obwohl Mangel an schulgerechtem Gepränge, alle die leichte Grazie findet, die ein Polyhistor von so glücklichem Genie, wie Cäsar war, über ein Werk, das in der Zerstreuung eines rastlos thätigen Lebens, ohne Kunst und Zeitaufwand, geschrieben ward, nur immer verbreiten konnte. Für den Geschichtsforscher, den Geographen, den Soldaten, den Politiker, hat das Werk hohes Interesse und empfiehlt sich auch durch anspruchlosen und bescheidenen Ton; dennoch erregten Mehrere, wie Asinius Pollio, gegen die Glaubwürdigkeit desselben wohl nicht ganz grundlose Zweifel. Die geschätztesten Ausgaben sind von Clarke (Lond. 1712, Fol.), Grävius (Leyden 1713, 2 Bde.) und Oudendorp (Leyden 1737, 2 Bde., 4.). Eine der besten neuern Handausgaben ist die von Oberlin (Leipz. 1805). Deutsche Uebersetzungen haben wir von Haus und Wagner. Von A. G. Meißner, und nach dessen Tode vollendet von J. C. L. Haken, erschien (1799—1812) das „Leben des C. Julius Cäsar" (4 Bde.). Aus den Quellen hat ihn dargestellt Dr. Soltl (Berlin 1826). Die einem Jul. Celsus beigelegte „Historia Julii Caesaris" ist vom Prof. Schneider in Breslau, als ein Werk von Franz Petrarca verfaßt (Leipz. 1827), herausgegeben worden.

Casas (Bartolomeo de las), s. Las Casas.

Casaubon (Isaak de), (gewöhnlich Casaubonus) geb. 1554 zu Genf, legte sich mit regem Eifer auf das Studium der Theologie, Jurisprudenz und der schönen Wissenschaften, ging dann nach Paris als Professor der griech. Sprache und wurde 1594 als Docent der belletristischen Wissenschaften nach Montpellier berufen. 1603 vertraute ihm Heinrich IV. die Aufsicht über seine Bibliothek an. Hier beurkundete er, nachdem die Protestanten neuen Muth durch den Majestätsbrief von Nantes erhielten, und fast alle Federn gegen die kathol. Kirche in Bewegung setzten, seinen Sinn für Wahrheit, der lieber ein freies Forschen, als ein parteiisches Kirchthum haben wollte. Nach dem Ableben seines Gönners ging er nach London, wo er mit allen Zeichen verehrungsvoller Hochachtung empfangen, und mit mehreren nicht unbedeutenden Gefällen beschenkt wurde. Er st. 1614 und wurde in der Westminster-Abtei begraben. Unter den Gelehrten der reform. Kirche damaliger Zeit nimmt er eine nicht unbedeutende Stelle ein. Einen vorzüglichen Ruhm erwarb er sich durch die Abfassung der Schrift: „De satyrica Graec. poesi et Rom satyra libri duo etc." (Paris 1605), worin er den bedeutenden Unterschied der Satyre der Lateiner von der der Griechen bemerkbar machte. Seine Commentare über Theophrast, Strabo, Polybius, Sueton, Persius, Plinius u. A. erwarben ihm das Lob eines belesenen und allseitig ausgebildeten Kritikers. — Sein Sohn Merici, geb. zu Genf 1599, wurde Doktor der Theologie an der Universität zu Oxford und in der Folge Domherr von Canterbury. Durch die Hinrichtung Karls I. verlor er seine Ehrenstellen und Pfründe. Nachdem das Haus Stuart den Thron wieder erlangt hatte, wurde er für seine Anhänglichkeit an dasselbe auf eine ehrenvolle Art entschädigt. Sein edler Freiheitssinn wies den Antrag des Protektors Cromwell, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, ab. Ebenso schlug er die Einladung der Königin Christine von Schweden, an ihrem Hofe in Stockholm zu leben, aus. Er st. 1671, nachdem er seine wissenschaftliche Bildung durch mehrere Werke auf eine erhebliche Art kund gegeben hatte. Seine vorzüglichsten Schriften sind die Commentare über Diogenes Laertius, Hierokles, Epiktet, u. A.

Cascade (fr.), 1) Wasserfall (s. d.); bes. 2) künstlicher Wasserfall in Gärten nach altem französ. Geschmack. Das Wasser fällt über Mauerwerk, häufig in eine Muschel und von da oft über 6, 10 oder mehrere Absätze in ein allgemeines Reservoir. Die C. zu St.-Cloud und zu Weißenstein bei Cassel sind besonders berühmt. 3) (Artill.), ein Kunstfeuer, wo unterhalb eines aufrechtstehenden, starken Branders sich mehrere horizontal liegende Brander unter einander befinden, so daß sie, gleichzeitig angezündet, gleichsam einen feurigen Wasserfall darstellen.

Casematte, d. i. Mordkeller (von dem span. Worte Casa, Haus, und matar, tödten), bombenfestes Gewölbe unter dem Hauptwalle, besonders in den Basteien, um den Graben daraus zu bestreichen und Gegenminen anzubringen; auch dienen sie zur Aufbewahrung des groben Geschützes, und nöthigenfalls zur Wohnung der Besatzung.

Caserne (fr., Kriegsw.), ein zur Wohnung für eine Anzahl Soldaten bestimmtes und hiernach eingerichtetes Gebäude in den Standquartieren der Truppen. In Festungen werden sie bisweilen bombenfest gebaut und zur Vertheidigung eingerichtet (Defensivcaserne). Oft dienen sie auch Offizieren zur Wohnung.

Casimir III., der Große, geb. 1309, hatte durch manche Großthat sich unter der Regierung seines Vaters, Ubislaus Loketeks, in einem Zuge gegen die deutschen Ritter einen rühmlichen Namen erworben, als er 1333 nach dem Ableben seines Vaters als König von Polen gekrönt wurde. Sogleich nach seiner Thronbesteigung erneuerte er den Waffenstillstand, den sein Vater mit den deutschen Rittern abgeschlossen hatte, und berief 1335 einen Congreß nach Wissegrad. Durch die Dazwischenkunft des Königs von Ungarn wurde hier festgesetzt, daß die Ritter an die poln. Krone das Palatinat von Cujavien und den Landstrich Dobrzin abgeben, dabei noch eine Entschädigungssumme von 10.000 Fl. zahlen sollten; Casimir erbot sich dagegen, allen Ansprüchen auf Pommern zu entsagen. Da diese für Polen nachtheilige Uebereinkunft von dem Reichstage keine Bestätigung erhielt, so rief man den heiligen Stuhl um eine rechtskräftige Entscheidung an. Von dort aus erschien das Urtheil, welches mit dem Bannstrahle begleitet war, daß die Ritter alle ihre unrechtmäßigen Besitzungen (Pommerellen ꝛc.) an Polen wieder abtreten, alle von ihnen zerstörten Kirchen wieder aufbauen und endlich noch an Casimir die Zahlung einer nicht unbedeutenden Entschädigung leisten sollten. Die Ritter wandten sich an Kaiser Ludwig V., und erwirkten sich von ihm den Befehl, unter keiner Bedingung die Güter ihres Ordens aus den Händen zu lassen. Casimir, der keine männlichen Erben hatte, ernannte 1339 seiner Schwester Elisabeth und des Königs Karl von Ungarn Sohn, Ludwig, zu seinem Nachfolger. Seit 1340 zwang er Kleinrußland mit der Gewalt der Waffen unter seine Oberherrschaft, knüpfte, um von Seiten der deutschen Ritter nicht beunruhigt zu werden, neue Friedensunterhandlungen mit ihnen an, welche von dem Reichstage 1343 bestätigt wurden, und riß, als siegreicher Eroberer, Fraustadt von Schlesien ab. Aufgebracht über diese rechtswidrige Erweiterung der polnischen Macht, griff der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien, zu den Waffen. Casimir wurde zu gleicher Zeit von den Tataren bedroht. Er eilte an die Weichsel, schlug diese wilden Horden, von da ging er nach Schlesien, dort die Macht des Königs von Böhmen vernichtend. 1347 berief er einen Reichstag nach Wislicza, wo er von den rechtskundigen Staatsmännern eine Umgestaltung der Gesetzverfassung entwerfen und ausführen ließ. Er suchte den Bürgerstand in Polen, wie in den gleichzeitigen germanischen Reichen zu begründen. Der Adel und die Juden, in deren Händen sich der Handel ausschließlich befand, verhinderten aber die Errichtung von Gilden und Innungen. Casimir erhielt den für ihn so ehrenvollen Namen eines „Bauernkönigs," weil seine Menschlichkeit das Loos der Bauern verbessern, und denselben Erbrecht in ihren Gütern, Schutz ihrer Person und ihres Eigenthums gegen den Gutsherrn und Befreiung von ungemessenen Diensten verschaffen wollte. Gegen Erlaßscheine konnten sie ihre Söhne den Handwerken, Künsten und Wissenschaften bestimmen, und selbst bedeutende Landgüter nach deutschem Rechte besitzen. Die übrigen Gesetze bestimmten die Unveräußerlichkeit der Krongüter, untersagten die Selbsthülfe, führten gleiches Maaß und gleiche Münze ein, und setzten die Summen fest, mit welchen ein begangener Mord bestraft werden sollte. Bald rüstete er sich von Neuem zum Kriege, drang in Klein-Rußland ein, schlug die Litthauer in einer Schlacht, machte ihren Herzog zum Gefangenen, und entriß ihnen die Besitzungen in Volhynien. Kaiser Karl IV., der sich mit einer

Enkelin Casimirs vermählt hatte, eroberte 1366 Rothrußland und brachte das Palatinat von Belz unter polnische Lehnsherrlichkeit. Casimir errichtete mehrere Festungen, gründete Hospitäler, legte Schulen und Universitäten an, und suchte auf alle Weise die Neigung für die Künste und Wissenschaften in seinen Staaten zu beleben. Er starb 1370 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Ausschweifende Liebe zum weiblichen Geschlechte und übermäßiger Genuß geistiger Getränke waren die Schattenseiten seines Charakters. Casimir hatte viele Maitressen, darunter eine Jüdin, Namen Esther, welche ihren Glaubensgenossen die Freiheiten auswirkte, deren sie seitdem in Polen genossen haben. Mit Casimir erlosch das Geschlecht der Piasten, das 523 Jahre über Polen geherrscht hatte. Die Polen wählten jetzt Fremdlinge und legten dadurch den ersten Grund zu den Unruhen, welche das Reich bis zu seinem Untergange zerrüttet haben.

Casino ist die Benennung, welche die wohlhabenden Einwohner Neapels ihren Landhäusern geben, die nicht groß genug sind, um auf den Titel einer Villa Anspruch machen zu können, sondern nur kleinere Güter haben. Die Benennung soll folgenden Ursprung haben. Der Monte Casino in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, auf welchem die älteste vom heil. Benedict 430 gestiftete Benediktinerabtei steht, hat eine herrliche Lage und von dem Kloster genießt man der reizendsten Aussicht. Das Klima ist schön und gesund, die Luft so rein und die Luftperspective stellt Alles in so zauberischen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reiste, um die Naturschönheit zu genießen. Dazu kam, daß die Mönche sich der Heilkunde gewidmet hatten und in dem Rufe standen, heilende Balsame vom Berge Zion zu besitzen und die Kraft der Pflanze Diptan zu kennen, welche die Schmerzen stillt. Die Wallfahrten nach dem Monte Casino hörten nicht auf, und er war, wie unsere Bäder, ein Vereinigungsort nicht bloß für Kranke, sondern auch für Gesunde, welche hier die schöne Jahreszeit in ländlichen Ergötzlichkeiten verlebten, wobei das Kloster außerordentlich reich ward. Die geselligen Vergnügungen des Monte Casino blieben in der Erinnerung. Man suchte sie, wie jede entflohene Freude, wieder zu erzeugen. Man stiftete Zusammenkünfte bekannter und gewählter Personen, und glaubte den Zauber der Gesellschaften des Monte Casino mit dem Namen Casino auf die neugebildeten Zirkel zu übertragen. Hier geben die Eigenthümer kleine Feste im traulichen Zirkel ihrer Familie und Freunde, und bringen gewöhnlich die Sommerabende hier zu, wobei Tanz, Gesang und Saitenspiel auf der Guitarre und Mandoline das Meiste zu einer fröhlichen und jovialen Unterhaltung beitragen; Kartenspiele finden dabei nicht Statt; Erfrischungen, in südlichen Früchten, köstlichen Weinen ꝛc. bestehend, werden im Ueberfluß gereicht. Fremde werden, wenn sie mit dem Besitzer eines Casino's und seiner Familie nicht schon genauer bekannt sind, höchst selten dahin eingeladen, wo man sich gerne alles Zwangs und steifer Etikette entledigt. Fast jeder Kaufmann von einiger Bedeutung besitzt ein solches Casino, oder miethet doch eins für die schwülen Sommermonate. Diese Häuser sind meistens sehr einfach und ganz ländlich eingerichtet, haben nur wenige Zimmer und prunklose Meubel; förmlich bewohnt werden sie nicht, vor Mitternacht kehrt gewöhnlich die ganze Gesellschaft in die Stadt; da zu schlafen würde in mehr als Einer Rücksicht nicht angehen, und gefährlich seyn. Von diesen Landhäusern

hat man auch den gesellschaftlichen Verein der sogenannten vornehmen Welt großer und kleiner Städte den Namen Casino gegeben, die aber an vielen Orten gerade das Gegentheil von jenen Landhäusern sind, indem oft ein steifes Ceremoniel und eine kleinliche Rangsucht alle Annehmlichkeit aus solchen Zirkeln verbannen. In vielen Städten ist das Casinofähig mit mehr Umständen verknüpft, als ehedem das Hof- und Stiftsfähig. Das italienische Kartenspiel Casino ist schon längst vergessen, und besonders durch das L'Hombre verdrängt worden; auch manche Gesellschaftsspiele führen den Namen Casino.

Casiri (M.), geb. 1710 zu Tripoli in Syrien, studirte zu Rom Theologie und die oriental. Sprachen, empfing 1734 die Priesterweihe und begleitete den gelehrten Assemanni nach Syrien, wohin dieser vom Papste geschickt war, um der Synode der Maroniten beizuwohnen. Casiri stattete von den Religionsmeinungen der Maroniten 1738 zu Rom einen vollständigen Bericht ab. Er lehrte darauf in seinem Kloster die arabische, syrische und chaldäische Sprache, Theologie u. Philosophie. Der König von Spanien berief ihn 1748 nach Madrid, um sich seiner als Bibliothekar zu bedienen; demzufolge untersuchte und ordnete Casiri die durch Handschriften so berühmte Bibliothek in dem Eskurial, deren Vorsteher er in der Folge wurde, und als solcher die Materialien zu seiner gelehrten Bibl. arabico-hispana, Madrid 1760—70, 2 Foliobände sammelte. Dieses Werk ist in 1851 Artikel abgetheilt, und liefert ein Verzeichniß und zugleich Auszüge von allen arabischen Handschriften der Eskurialbibliothek und ist für alle orientalische Sprachforscher ein wahrer Schatz. Casiri weckte unter den Spaniern das Studium der morgenländ. Sprachen, denen er durch seine seltene Kenntniß hierin vorleuchtete. Er starb 1791 zu Madrid.

Caspe, Stadt in der span. Provinz Aragonien, am Einfluß des Guadalope in den Ebro; 8200 E. Handel.

Cassabuch (Einnahme- und Ausgabebuch, Handelsw.), ein Handlungsbuch, in welchem alle baare Einnahme und Ausgabe eingetragen wird. Es ist das wichtigste der sogenannten Hülfsbücher, allein auf das baare Geld gestellt und dient zur schnelleren Uebersicht der Casse. In großen Handlungen wird es durch einen besonderen Cassirer geführt, sonst durch den Buchhalter. Beim Einschreiben der Posten bemerkt man Jahr und Tag, wofür und wessen Rechnung, von wem und an wen und in welchen Münzsorten die Gelder empfangen oder ausgezahlt sind. Ist eine Seite voll, so wird sie saldirt und der Rest auf ein neues Conto transportirt. Monatlich zieht man eine Bilanz. Von Zeit zu Zeit specificirt man die Münzsorten in Form eines Registers nach ihren Species und Gattungen, um alle Zeit sehen zu können, wie viel von jeder Sorte vorhanden ist. — C.-conto (C.-rechnung), in dem Cassabuch das Conto, welches sich lediglich auf die Casse bezieht. — C.-credit, das Soll der Casse, worin alle baar ausgehenden Gelder eingetragen werden. — C.-debet, das Haben der Casse, worin alle baar eingehenden Gelder eingetragen werden.

Cassai (Kathee, unrichtig Meckley), Provinz im Reiche Birma in Hinterindien, grenzt an Bengalen, hat das Gebirge Mugg, Garrow zum Theil, Anoupectoumjou, mit beschwerlichen Engpässen nach Assam und Aracan, wird bewässert vom Orotung, ist reich an allerhand ostindischen Produkten, wird bewohnt von den Cassaiern, welche gute Reiter und

Waffenschmiede sind, auch Kanonen gießen und unter einem eigenen, seit 1774 von den Birmanen abhängenden Rajah stehen. Die Hauptstadt ist Munipoor.

Cassander (Georg), kathol. Theolog, geb. 1515 auf der Insel Cassand bei Brügge in Flandern, nach der er sich nannte; zu Brügge, Gent und Köln Lehrer der alten Sprachen, Theologie und des Kirchenrechts. Er suchte in jenen traurigen Zeiten der Religionstrennung die Parteien in Liebe und Sanftmuth und durch Nachgiebigkeit wieder zu vereinigen, welches ihm vorzüglich in seinem Geburtsorte gelang. In seiner Schrift, worin er die Religionsstreitigkeiten schlichten wollte, tadelte er die Heftigkeit Calvin's, wodurch er aber in Streit mit diesem und mit Beza gerieth. Als er 1564 zu Duisburg mit Bekehrung der Wiedertäufer beschäftigt war, rief ihn Kaiser Ferdinand I. nach Wien, um durch ihn eine Vereinigungsschrift der Katholiken und Protestanten ausarbeiten zu lassen. Er wurde durch Kränklichkeit verhindert, selbst nach Wien zu reisen, richtete aber das verlangte Gutachten, da Ferdinand in eben diesem Jahre gestorben war, an Maximilian II. Seine Vorschläge gehen auf Abschaffung der Bilder- und Reliquienverehrung, Freiheit in Kirchengebräuchen, Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe und Beibehaltung des Papstthums, der Hierarchie, der Transsubstantiationslehre ꝛc. hinaus; sie verfehlten aber bei den eifrigen Katholiken und Protestanten den Zweck, weil er nach jenen zu viel, nach diesen zu wenig nachgab. Seine Abhandlungen über Kirchengeschichte und Liturgie machten zu ihrer Zeit ebenfalls viel Aufsehen. Er starb zu Köln ohne Amt 1566. Seine Werke gab gesammelt Decordes, Paris 1616, Fol., heraus.

Cassano 1), Stadt am Coscile in der neapolit. Prov. Calabria citeriore, unweit des Meerbusens Rossano, mit 6100 Ew., Sitz eines Bischofs, in dessen Sprengel 5—6000 Arnauten wohnen. — 2) Flecken an der Adda in der Delegation Mailand, Gouvern. Mailand (lombardisch-venet. Königreich). Hier unentschiedenes Gefecht am 16. Aug. 1705 zwischen den Oestreichern unter Prinz Eugen und den Franzosen unter Vendome, und am 27. April 1799 Schlacht zwischen 45.000 M. Oestreichern und Russen unter Suwarow und 28.000 M. Franzosen unter Moreau. Letztere, durch Verluste an der Etsch muthlos gemacht, wollten hier Verstärkungen erwarten; die Verbündeten forcirten aber die Adda, schlugen erst den linken Flügel der Franzosen, dann die Mitte und warfen sie mit Verlust von 6000 M. Todten und Verwundeten, 5000 Gefangenen nach Alessandria zurück; sie selbst verloren 4000 M.

Cassas (Louis François), geb. 1756 zu Azay de Ferron, faßte von seiner Jugend an Geschmack für Zeichnen, Malen und Architektonik, war ein Schüler von Lagrenne dem Jüngern und Levien, durchreiste zu Anfang der Siebziger J. des vorigen Jahrh. Kleinasien, Palästina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Istrien, Dalmatien und Troas, zeichnete viele alte Denkmäler jener Gegenden und die merkwürdigsten Landstriche mit ebenso viel Geschmack als Richtigkeit und gab diese Arbeiten, von den besten Meistern gestochen, heraus in „Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, et la Palestine et de la Basse-Egypte“, wovon seit 1799 35 Lieferungen in gr. Fol. erschienen; Text von de la Porte du Theil. Der Graf Choiseul-Gouffier, dessen Begleiter Cassas auf dieser Reise war, mit dieser Herausgabe unzufrieden, nöthigte ihn gerichtlich, sie

unvollendet zu lassen. Auch hat man: „Voyage hist. et pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie, redigé d'après l'itinéraire de Cassas par J. la Vallée“ (Paris 1802, gr. Fol., m. 69 Kpf.). Cassas war zuletzt Inspektor und Professor der Zeichnenkunst an der Gobelinenmanufaktur zu Paris und seit 1821 Mitglied der Ehrenlegion. Sein Tod erfolgte am 1. Nov. 1827 zu Versailles.

Cassation, ein aus dem Mittelalter stammendes Wort, die Erklärung für zu Recht nicht beständig, unwirksam, null und nichtig, in rechtlichem Sinne gar nicht vorhanden. So wird ein Vertrag, ein Testament, eine Ehe, ein Privilegium, die Verhandlungen einer Behörde, ein gerichtliches Verfahren, ein Richterspruch cassirt, wenn dabei wesentliche Formen verletzt worden, oder wenn der Inhalt verbietenden Gesetzen zuwider ist, insbesondere wenn die Staatsbehörde den Kreis ihrer Amtsbefugnisse ganz überschritten hat. Ein Beamter wird cassirt, wenn er die Pflichten seines Amtes so gröblich und vorsätzlich verletzt, daß seine ganze Anstellung zurückgenommen werden muß, und er also dadurch zugleich seiner ganzen Amtsehre, seines Anspruchs auf standesmäßigen Unterhalt vom Staate und aller andern mit dem Staatsdienste verknüpften Vortheile verlustig wird; es ist also der stärkste Grad der Entfernung vom Amte. — Das Testament Ludwigs XIV. ward vom pariser Parlament cassirt, weil der König darin Verfügungen über Gegenstände getroffen hatte, welche in der Verfassung bereits bestimmt waren und vom König nicht willkürlich geändert werden konnten (über die Regentschaft, Thronfolge u. s. w.). — Inwieweit die Verletzung einer gesetzlich vorgeschriebenen Form oder einer den Inhalt selbst betreffenden gesetzlichen Bestimmung die Nichtigkeit der Handlung nach sich ziehe, gehört zu den bestrittenen Lehren der Jurisprudenz; im Ganzen wird man sagen müssen, daß eine Handlung, deren Inhalt den Gesetzen zuwider ist, nicht rechtsbeständig seyn kann, daß daraus Entschädigungsansprüche entstehen; Formen hingegen ziehen nur dann durch ihre Verletzung die Nichtigkeit nach sich, wenn dieß ausdrücklich vorgeschrieben war. Die Rechtswidrigkeit, welche eine Nichtigkeit der ganzen Handlung zur Folge hat, heißt auch Nullität (s. d.).

Cassationsgericht (Cassationshof, Rechtsw.), derjenige Gerichtshof, welcher entweder allein zur Aufhebung nichtiger Urtheile, oder, wie in Frankreich, auch zur Erhaltung einer gleichen richtigen Gesetzanwendung bestimmt ist. Außer den zu Berlin und Darmstadt, jedoch nur für die an Preußen und Hessen gefallenen vormaligen Rheinprovinzen errichteten Cassationshöfen findet man in Deutschland keine solche Gerichtsbehörde, weil gewöhnlich die obersten Landesgerichte über nichtige Urtheile zu entscheiden haben. Ein Cassationshof ist an und für sich keine höhere Instanz, sondern er vernichtet nur ein das Gesetz verletzendes Urtheil. Nirgends ist dieses Institut als oberster Richter einer gleichen, kräftigen Anwendung der Gesetze so vollkommen eingerichtet, wie in Frankreich, wo es seit 1791 ununterbrochen sich erhält. Es bestand nach der Organisation von 1800 aus 48 Mitgliedern, welche auf Vorschlag der Consuln vom Senate ernannt wurden und ihre Präsidenten selbst aus ihrer Mitte erwählten. Später wurde die Ernennung der Präsidenten dem Kaiser überlassen; in der Charte constitutionnelle von 1814 ist auch das Recht, die Räthe zu ernennen, dem Könige beigelegt, sie können aber nicht wieder entlassen werden. Der Justizminister (Garde des sceaux) hat das Recht, den Vorsitz zu führen, wenn das Tribunal die ihm zustehende Cen-

für und Disciplinargewalt über die königl. Hofgerichte (Cours royales) ausübt, außerdem hat es einen Oberpräsidenten (prem. prés) und 3 Sectionspräsidenten. Das Gericht spricht nie in der Hauptsache, sondern nur über die Competenz der Gerichte, die Regreßklagen gegen dieselben und über die Nichtigkeitsgesuche der Parteien in Civil- und Criminalsachen, und verweist die Sache, wenn ein Erkenntniß wegen Verletzung der Form oder klarer Rechtssätze bei der Entscheidung der Sache cassirt wird, an ein anderes Gericht. Es theilt sich zu diesem Ende in 3 Sectionen, die Section des requêtes, welche über die Zulässigkeit der Gesuche in Civilsachen entscheidet, die Section de cassation civile und die Section de cassation criminelle. Wird, nachdem ein Erkenntniß cassirt worden ist, von dem zweiten Gericht in derselben Sache wieder ebenso gesprochen und zum zweiten Mal Cassation nachgesucht, so muß das Cassationsgericht entweder authentische Interpretation des Gesetzes von der Regierung erbitten, oder wenigstens müssen alle 3 Sectionen zusammentreten, um die Cassation wiederholt auszusprechen; und wenn das dritte Erkenntniß wieder ebenso ausfällt, so macht ein abermaliges Cassationsgesuch die authentische Interpretation schlechthin nothwendig. Die Erkenntnisse des Cassationshofes werden nicht nur in die Bücher der Gerichte eingetragen, deren Urtheile cassirt sind, sondern auch durch ein amtliches Bulletin bekannt gemacht und dadurch die Zustimmung und Gleichförmigkeit in der Entwickelung der Rechtswissenschaft erhalten, ohne welche die Praxis nur ein willkürliches Schwanken zwischen mannigfaltiger Theorie, nicht aber eine wahre Fortbildung der Wissenschaft und Gesetzgebung gewähren kann. Von seiner Errichtung an hat das Cassationstribunal die Achtung und das Vertrauen Frankreichs genossen und zählt mehrere der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten unter seinen Mitgliedern, wie den Präsidenten Henrion de Pansey, die Räthe Chabot, Merlin und Carnot. — In England gehen die Restitutionen und Nichtigkeitsklagen (writ of error) von einem der 3 Obergerichte in den meisten Fällen an die beiden andern (von Common pleas an die Kings-bench; von Exchequer an das Gericht der Exchequer chamber, bestehend aus dem Großkanzler, dem Lordschatzmeister und den Richtern der Kings-bench und Common pleas; von der Kings-bench in Schuld- und einigen andern Sachen an die Exchequer-chamber, bestehend aus den Richtern der Common pleas und Exchequer) und in letzter Instanz immer an das Haus der Lords als obersten Nationalgerichtshof.

Cassel (Franz Peter), berühmter Gelehrter unsrer Zeit, geb. 1784 zu **Köln** am Rhein, Sohn eines Arztes, der seine ersten Schritte auf dem wissenschaftlichen Gebiete leitete. Nach Vollendung der Gymnasialbildung ward er der Centralschule zu Köln übergeben, an welcher berühmte Männer, Wallraf, Gall, Kramp, Faber, Jaeckel u. A. damals lehrten. Er arbeitete mit so wunderbarer Kraftanstrengung, daß er in seinem 19. J., außer der Mathematik und Physik, Chemie und Anatomie, sich auch mehrerer alten und neuen Sprachen in einem hohen Grade von Vollkommenheit bemächtigt hatte. Jetzt bezog er die Universität zu Göttingen, wo er die Vorlesungen der Hochlehrer Heyne, Blumenbach, Schrader, Himly, Richter, Bouterweck ꝛc. hörte. Der Letztere pflegte ihn als den talentvollsten seiner Zuhörer zu bezeichnen. Von da begab er sich nach Paris, wo er 1805 die Doktorwürde in der Arzneikunde erhielt. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde ihm an der höhern

Schule das Lehramt der Naturgeschichte, Botanik, Chemie ꝛc. anvertraut. Die Erwartungen seiner Mitbürger erfüllte er nicht nur durch seine gediegenen Vorlesungen, sondern auch durch die Herausgabe trefflicher, die Botanik vorzüglich berücksichtigender Werke. Auch der Dichtkunst war er vorzüglich hold, wie es mehrere Gedichte und das 1811 erschienene Bruchstück eines großen, noch in der Handschrift vorhandenen Gedichtes: „Die Pflanzenwelt," bewiesen. 1815 wurde er bei der Universität zu Gent als ordentlicher Hochlehrer der mathematischen und physischen Klasse vom König der Niederlande ernannt. Seinem Verdienste kam auch die gebührende Ehre entgegen; denn 1818 erhielt er die höchste Ehrenwürde an der Universität, und bekleidete sie mit ehrfurchtheischender Umsicht. Das Jahr darauf versah er das Prorektorat wieder mit nicht geringem Ruhme. Zur Gattin und Gefährtin des Lebens erkor er die edle, mit allen Vorzügen des holden Geschlechts reichbegabte Frau, Colette von Vlieger aus Gent, des Kaufmanns P. P. Serdobbel Wittwe. Aber die Freude dieser Verbindung ward nur zu bald durch den Leichenschleier getilgt und verdunkelt; denn einem wiederholten Anfalle der Wassersucht erlag er 1821. Als Mensch war er edel, hülfreich und gut; Freundschaft war ihm das mächtigste Bedürfniß; und um in einem Worte Alles zu sagen, sein Herz war weit reicher begabt, als sein Geist. Seinen Ruhm und seinen Namen bringen mehrere schätzbare naturwissenschaftliche Werke auf die Nachwelt. Nees v. Esenbeck hat, aus Achtung für die Verdienste des Verstorbenen um die Pflanzenkunde, einer Pflanzengattung den Namen Casselia gewidmet.

Cassenanweisung, s. Papiergeld.

Cassia (cassia senna), Strauch mit sechspaarig gefiederten, fast eirunden Blättern, gelben Blüthen, sichelförmig gekrümmten, ovalen, zusammengedrückten Hülsen, in Aegypten und Arabien wild, in Persien, Syrien, Italien, Frankreich angebaut; liefert die als Purgirmittel bekannten Sennesblätter.

Cassini. Diese in der Geschichte der Astronomie und Geographie berühmte Familie hat vier Generationen hindurch sich die größten Verdienste durch wissenschaftliche Leistungen erworben. 1) (Joh. Domenico), geb. zu Perinaldo bei Nizza den 8. Juli 1625, aus einer adeligen Familie; empfing in Genua bei den Jesuiten seine erste Bildung, woselbst seine Neigung zur Astronomie durch Betrachtung des gestirnten Himmels zuerst angeregt wurde. Durch Lektüre der Meisterwerke über dieses unsichere Feld menschlichen Wissens machte er sich so vertraut mit dem Gegenstande seiner Beflissenheit, daß er 1650 an der Universität zu Bologna zum Professor der Astronomie ernannt wurde. Bei der Reparatur der Kirche der heil. Petronia, wo J. Dante die Linie des Meridian gezogen hatte, um durch die Aequinoktien und Solstitien die Kirchenfeste bestimmen zu können, zog er eine genauere Mittagslinie, berichtete die Theorien über die Sonne und bestimmte sehr genau die Parallaxe dieses Gestirns. Er machte mehrere Reisen, um die astron. Apparate seines Vaters kennen zu lernen und sich derselben zur Erweiterung seiner Kenntnisse zu bedienen. Auf der Sternwarte zu Citta della Piave in Toskana bemerkte er auf der Jupitersscheibe den Schatten, welcher durch den Lauf der Trabanten entsteht, wenn sie zwischen diesem Planeten und der Sonne zu stehen kommen. Diesen Schatten unterschied er von Flecken auf der Jupitersscheibe, erweiterte so seine Lehre über die Bewegung der Traban-

ten und erfand eine genauere Bestimmung der Umschwungszeit des Jupiter und des Mars um ihre Aren. Erstere setzte er auf 9 Stunden 56 Minuten, die des letztern auf 24 Stunden 40 Minuten fest. Durch seine Abhandlung über den Cometen, welcher 1652—53—54 erschien, erhöhte er seinen Ruhm; aber durch seine „Ephemeriden der Jupitertrabanten" (1668) zog er die ungetheilte Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich. Bei Errichtung der franz. Akademie in Frankreich berief ihn Colbert nach Paris, wo er sich 1673 verheirathete, das franz. Bürgerrecht annahm und auf immer daselbst verblieb. Hier bereicherte er die Astronomie mit Entdeckung von 4 Saturnus-Trabanten (außer den von Huygens gekannten), er widerlegte die Ansicht, daß die Mondare senkrecht auf der Ebene stehe, und enthüllte den Grund des Librations-Phänomens. Seinen Bemerkungen über den indischen Kalender ließ er 1693 eine verbesserte Herausgabe seiner Tafeln über die Jupitertrabanten folgen. In den letzten Jahren seines Lebens verlor er sein Gesicht. Er st. 1712. Lalande gab (in „Bibl. astronomique") ein vollständiges Verzeichniß seiner wichtigen Werke u. Abhandlungen heraus. Seine „Opera astronomica", Rom 1666, enthalten alle frühern Schriften vollständig. Sein von ihm selbst beschriebenes Leben machte sein Enkel, Cassini de Thury, in „Mem pour servir à l'hist. des sciences" 1780, 4., bekannt. — Sein Sohn Jacques, Erbe der Talente seines Vaters und sein Nachfolger in der Akademie der Wissenschaften, war 1677 in Paris geb. Unter der Leitung seines Vaters, in dessen Gesellschaft er mehrere Reisen machte und der ihn zu allen seinen Hauptunternehmungen zuzog, hatte sein Talent eine vortreffliche Bildung gewonnen. Mehrere Abhandlungen über die Barometer, den Stoß der Gewehre ꝛc., welche er als Denkschriften der Akademie übergab, erwarben ihm einen Namen. Durch sein Werk aber: „Grandeur et figur de la terre", welches dem Newton'schen System, der Anziehungskraft und der Herumdrehung der Erde um ihre Are entgegen war, erwarb er sich durch die gelehrten Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, seinen eigentlichen Ruf. Die Annahme der Erdverlängerung nach den Polen zu, und der Einwand seiner Gegner, der gemessene, 9 Grade betragende Bogen, sey viel zu gering, um irgend einen astronomischen Satz darauf machen zu können, bestimmten Ludwig den Fünfzehnten, daß er den Befehl ertheilte, die Grade des Meridians unter dem Aequator und Polarkreise auszumessen. Cassini erhielt von der Akademie den Auftrag (1734), die Länge von Frankreich, von Paris bis an den Rhein bei Strasburg, auszumessen. Er folgte aber zu viel seinen mangelhaften Instrumentrn und verfiel hier in mancherlei Irrthümer. Er starb auf seinem Landgute zu Thury 1756; hinterließ außerdem „Eléments d'astronomie", Paris 1740, 4., lat. von Hell in Wien übersetzt, „Tables astronomiques", ebend. 1740, 4., als Fortsetzung vorigen Werks, u. m. — Dessen Sohn Cassini de Thury, Direktor des königl. Observatoriums, wurde 1714 zu Paris geb. Die Bemühungen seines Vaters waren bei dem talentvollen Knaben von so glücklichem Erfolge, daß er schon in seinem zehnten Jahre den abwechselnden Schein des Mondes auf das Genaueste zu berechnen mußte. 1734 wurde er außerordentliches Mitglied der Akademie und verbesserte mehrere Irrthümer an der Mittagslinie, welche durch das Observatorium gezogen war. Der Plan, Frankreich geometrisch aufzunehmen, fesselte so sehr seine Aufmerksamkeit, daß er sich dessen Ausführung mit der ganzen Thätigkeit seines jugendlichen Alters widmete.

Er hatte die Absicht, Frankreich topographisch aufzunehmen und die Entfernung aller Städte und Oerter von der Mittagslinie von Paris und dem Perpendicularkreise dieses Meridians genau anzugeben. Obschon ihn das Gouvernement in dieser schwierigen Unternehmung unterstützte, brachte er sie doch nur bis auf 180 Blätter; denn er starb 1784 an den Pocken. Er hinterließ, außer Zusätzen zu den „Tables astronomiques" seines Vaters, mehrere Schriften, die meist auf jene Unternehmung Bezug haben. 4) (Jakob Dominik., Graf), des Vorigen Sohn, geb. zu Paris 1740, ebenfalls Direktor des Observatoriums und Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst; nahm an der neuen Eintheilung von Frankreich in Departements Theil; vollendete die große Unternehmung seines Vaters, indem er 1789 der Nationalversammlung die aus 180 Blättern bestehende „Carte de la France" (auch als „Carte de l'Académie" und „Carte de Cassini" bekannt) überreichte. Sie befaßt mit der carte d'assemblage und des triangles 182 große Blätter. Sie fing 1750 mit einer Charte der Umgegend von Paris an, wovon wegen des starken Vertriebs scharfe Abzüge in der vollständigen Sammlung selten sind, und endigte mit den zugegebenen Blättern 1793. Sie reicht bis zu dem Theil von Flandern, welchen die franz. Truppen besetzt hielten, und ist das Modell aller großen Werke dieser Art neuerer Zeit geworden; zusammengefügt deckt sie eine Quadratfläche von 33 F. Höhe und 34 F. Breite. Unter mehreren Versuchen einer Verkleinerung derselben ist die von Dumey und andern Ingenieurs 1791 unternommene, in welcher sie auf $\frac{1}{4}$ reducirt ist, als „Atlas national" die bekannteste. 1793 ward Cassini vom Revolutionstribunal verhaftet, rettete aber sein Leben; doch gingen die Kupferplatten der großen Charte, die $\frac{1}{2}$ Million Franken gekostet hatten, verloren. — In der fünften Generation erlosch die Liebhaberei der Cassini für die Mathematik und Astronomie, denn der Sohn des Vorigen ist ein Rechtsgelehrter geworden und jetzt Präsident eines Distrikttribunals im südlichen Frankreich.

Cassiodorus (Magnus Aurelius), ein edler Italiener, geb. zu Squilaci (Aquiliacum) 480 (u. A. 470) u. Chr., ward von dem ostgothischen König Theodorich seiner wissenschaftlichen Kenntnisse wegen zu den höchsten Staatswürden berufen, 30 J. in den großen Geschäften mit Auszeichnung thätig und lebte dann noch fast ebenso lang in der Stille eines von ihm erbauten Klosters (Vivarese in Calabrien) den Wissenschaften. Er ließ die Mönche seines Klosters Handschriften von alten Schriftstellern abschreiben und wurde durch sein Lehrbuch „De septem disciplinis liberalibus", in welchem er das „Trivium" und „Quadrivium" behandelte und Bruchstücke der alten klass. Literatur niederlegte, ein Lehrer für das Mittelalter. Auch hat er eine interessante Samml. von Staatsschriften, Briefen, Rescripten ꝛc. („Variarum libros duodecim"), welche er theils im Namen der goth. Herrscher, theils im eignen Namen als prätorian. Präfekt verfaßte, auch der Anstellungsformeln der Dignitarien und Staatsbeamten, hinterlassen. Der Geist der preiswürdigen Regierung Theodorichs spiegelt sich in dieser Sammlung, welche zugleich für den Geist und die Tugend des Ministers, der ihn leitete, ein schönes Denkmal ist. Noch hat Cassiodor ein „Chronicon breve" von der Schöpfung bis 519 n. Chr. und, als Hauptwerk, 12 Bücher von den „Gothischen Geschichten" geschrieben. Das erste ist noch

vorhanden; die gothischen Geschichten aber leider nur in derjenigen Mittheilung, welche uns der Mönch Jornandes, der Leser derselben, aus seinem Gedächtniß und mit Hinzusetzung manches Eigenen und Fremden gegeben hat. Auch verfaßte Cassiodor mehrere theolog. Schriften. Seine Werke hat J. Garet (Venet. 1679, Fol.; neue Ausg. 1721) gesammelt.

Cassius Longinus (Cajus), Freund des Brutus, rettete als Quästor des Crassus die wenigen in der mörderischen Schlacht gegen die Parther übriggebliebenen röm. Soldaten und behauptete damit Syrien gegen die Parther bis zur Ankunft des Bibulus. In dem zwischen Pompejus und Cäsar ausgebrochnen bürgerlichen Kriege schlug er sich zur Partei des Erstern, dem er als Befehlshaber zur See wichtige Dienste leistete. Als Cäsar nach dem Siege bei Pharsalus den Pompejus verfolgte, stieß er beim Uebersetzen über den Hellespont mit wenigen Fahrzeugen auf die aus 70 Segeln bestehende feindliche Flotte, welche Cassius befehligte. Cäsar forderte sie zur Uebergabe auf, und Cassius, über den Muth und die Kühnheit Cäsar's erstaunt, gehorchte ihm. Als aber über Cäsar's Absicht, sich zum Oberherrn des röm. Staats aufzuwerfen, kein Zweifel mehr blieb, faßte Cassius als ein eifriger Republikaner den Entschluß, ihn zu tödten, und führte ihn, vereint mit mehreren Mitverschwornen, 44 Jahre v. Chr. aus. Dann warb er in Verbindung mit Brutus ein Heer, um mit den übrigen Republikanischgesinnten die erlangte Freiheit zu behaupten. Es kam zwischen diesen und Octavius und Antonius, die Cäsar's Tod zu rächen vorgaben, bei Philippi zu einer Schlacht, in welcher Cassius, weil er Alles für verloren hielt, sich selbst ermordete (42 v. Chr.). Brutus nannte ihn den letzten Römer. (Vgl. Brutus und Cäsar.)

Castagnetten (v. span. castanuellas, Musik), Klapperinstrumente, bestehend aus zwei kleinen, meist schalenförmigen, ausgehöhlten Becken, die genau auf einander passen, aus sehr hartem Holze gearbeitet und mit einem Bande verbunden sind. Sie werden mittelst des Bandes an den Daumen befestigt, und die übrigen Finger glitschen dann so schnell auf demselben ab, daß eine Art Triller entsteht, der den Takt des Gesanges oder Tanzes, den sie begleiten, sehr fühlbar macht und beiden eine gewisse Munterkeit verleiht. Die Castagnetten stammen aus dem Orient und waren wahrscheinlich schon den Griechen bekannt. Die Araber brachten sie mit nach Spanien, und hier, wie im Morgenlande, auch hin und wieder im südlichen Frankreich, sind sie noch jetzt sehr beliebt. Den Namen haben sie von ihrer kastanienbraunen Farbe. Der Reiz der Abwechselung hat ihnen auch in den Ballets und Opern (z. B. „Johann von Paris") einen Platz verschafft.

Castaing (Edm. Sam.), geb. zu Paris 1796 und Arzt daselbst; bekannt durch den 1823 über ihn verhängten Criminalprozeß, zu Folge dessen er, auf den höchst wahrscheinlichen Verdacht einer aus eigennützigen Absichten bewirkten Vergiftung zweier seiner Freunde (Hippolyt und August Ballet), besonders durch Anwendung des essigsauren Morphiums, aber ohne Ausmittelung des Thatbestandes und ohne Eingeständniß der That, auf bloßen Ausspruch des Geschwornengerichtes, das mit 7 gegen 5 ihn zwar von der Schuld der Vergiftung in dem frühen Todesfall von Hippolyt Ballet frei, aber in dem zweiten spätern von August Ballet selbst gegen die gutachtliche Erklärung Sachverständiger über die wirkliche Todesursache, ihn derselben schuldig erklärte, von dem Assisen-

hof in Paris zum Tode verdammt und guillotinirt ward. (Vergl. „Castaing, der zweifache Giftmischer, nach franz. Aktenstücken bearbeitet, v. L. Hoffmann", Berlin 1825.)

Castel Gandolfo, Stadt in der Delegation Rom (Kirchenstaat); liegt am albanischen See, hat päpstliches Lustschloß mit herrlicher Aussicht auf Rom, die Tiber und das Mittelmeer, ist der Sommeraufenthalt des Papstes.

Castellan (v. lat.) 1) (castellanus) im Mittelalter Der, dem ein Schloß (castellum) zur Vertheidigung übertragen war; er stand entweder unter dem Fürsten unmittelbar, oder unter einem Herzoge; später änderte sich der Titel in Burggraf um. Noch in neuerer Zeit hatten die Befehlshaber der Citadellen von Mailand, Neapel, Antwerpen den Namen C. 2) Jetzt ein Titel des Aufsehers über fürstliche Schlösser oder andere öffentliche Gebäude, welcher die Erlaubniß hat, den Fremden die Merkwürdigkeiten eines solchen zu zeigen.

Castello, 1) Provinz im span. Königreich Valencia; 91¼ QM. groß, mit 192.200 E. 2) Castello de la Plana, Hauptstadt darin, unweit des Meeres; 10.750 E. Leinen- und Hanfwebereien. 3) Castello a mare Stabia, Stadt im Königreich Neapel, in der Provinz Terra di Lavoro; liegt am Meerbusen von Neapel, hat Festungswerke, Hafen, Arsenal, Kathedrale, Bischof und 15.000 E., welche sich mit Schifffahrt, Fischerei, Schiffbauen abgeben. In der Nähe sind Mineralquellen.

Castelnaudary (Chatel d'Arry), 1) Bezirk im Depart. Aude (Frankreich); hat 20 QM. und 50.000 Einw. 2) Hauptstadt darin am Südkanal; hat 2 Friedensgerichte, Handelsgericht, Börse, 1215 H. und 9600 Ew., welche Seidenwaaren liefern und mit Getreide und Federvieh handeln.

Castel nuovo, östreich. Stadt im dalmatischen Kreise Cattaro, am Meerbusen Lizano; 9550 Ew., Schiffahrt, Handel. Bei der Stadt die beiden Festungen Cornigrad und Sulimanega auf einem hohen Felsen.

Castel Sarrazin, 1) Bezirk im franz. Dep. Tarn und Garonne; 25¾ QM. groß, mit 70.500 Einw. 2) Hauptstadt desselben an der Sanguine; 918 H., 7000 Einw., Leinen- und Wollenzeugweben, Hutfabriken, Gerbereien.

Castelvetrano, Parlamentsstadt in der Intendanz Trapani (Königreich Sicilien, Palmenstadt genannt), liegt auf einem Felsen; hat 15,000 Einw., Wein- und Mandelbau.

Casti (Giambatista), ausgezeichneter Dichter Italiens, geb. 1721 zu Prato in Toskana, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Montefiascone, wo er 1745 Professor, hierauf Domherr wurde. Nach einigen Reisen durch Italien und Frankreich ging er auf Veranstaltung des Hofschauspieldirektors zu Wien, Fürsten von Rosenberg, nach dieser Kaiserstadt, wo er sich die Freundschaft Joseph's II. zu erwerben wußte. Im Gefolge von Gesandtschaften besuchte er Petersburg (wo ihn Katharina II. mit Auszeichnung empfing), dann Berlin und andere Residenzen, ward nach seiner Rückkehr zu Wien vom Fürsten von Rosenberg zum kaiserl. Hofpoeten ernannt, welche Stelle er nach Joseph's II. Tode niederlegte, wieder nach Florenz und 1783 nach Paris reiste, wo er 1803 im 83. J. seines Lebens starb. Bis an sein Ende behielt er die ganze Kraft und Thätigkeit seines Geistes. Mit Heiterkeit, Naivetät, Welterfahrung, welche seinen Umgang so anziehend machten, verband er zugleich Eigenschaften, welche

ihm allgemeine Hochachtung erwarben. Seine „Novelle galanti in ottave rime (London [Paris] 1793, N. Aufl., Paris 1804, 3 Bde.) zeichnen sich durch die Lebhaftigkeit, Eigenthümlichkeit und Zierlichkeit des Styls vortheilhaft aus; die in den meisten herrschende Zügellosigkeit verdunkelt einigermaßen ihre sonstigen Vorzüge. Berühmt ist sein episches Gedicht in 26 Gesängen: „Gil animali parlanti" (3 Thl. Paris 1802; deutsch, Bremen 1817). Er läßt darin die Thiere derbe Wahrheiten sagen. Die Idee ist übrigens nicht neu; denn schon Frankf. und Lpz. 1741 erschien unter dem Titel: „Die redenden Thiere", ein satyrisches Werk in Gesprächform, welches wegen seines kräftigen Witzes aus dem Staube gezogen zu werden verdient. Sehr angenehm ferner sind Casti's „Rime anacreontiche" und höchst originell und lustig seine komischen Opern: „La grotta di Trofonio", „Il Re Theodoro in Venezia" u. a.

Castiglione (Castiglione delle Stiviere), östreichische Stadt in der mailänd. Delegation Mantua, mit 5300 Einw. und einem Schloß. Das Gebiet war sonst ein kleines Fürstenthum mit einem Fürsten aus dem Hause Gonzaga, das es 1773 an Oestreich für 300.000 Gldn. überließ. — Hier Schlacht am 5. Aug. 1796, wo Bonaparte (vgl. d.) den östr. General Wurmser schlug. Bonaparte war Herr von ganz Oberitalien, seitdem sich anfangs Juni die Trümmer von Beaulieu's Heer in die Engpässe Tirols zurückgezogen; nur in Mantua prangte noch Oestreichs Banner. Um die wichtige Festung von der Franzosen Belagerung zu befreien, drangen die Oestreicher unter Wurmser's Oberbefehl mit bedeutenden Verstärkungen, Bonaparten um Vieles überlegen, in 2 durch hohe Gebirgsrücken und den Gardasee von einander getrennten Heersäulen, die eine unter Wurmser's Anführung durch das Etschthal über Verona gerade auf Mantua; die andere unter Quosdanowich über Brescia vor. Bonaparte erkannte augenblicklich seines Gegners großen Fehler, getrennt gegen ihn heranzurücken und eilte denselben nach seinem ganzen Umfang zu benutzen. Plötzlich hob er die Belagerung Mantua's auf, in welche Festung Wurmser am 1. Aug. einzog. Zwischen Wurmser und Quosdanowich eingeklemmt, maskirte Bonaparte seinen Abmarsch vor dem Erstern durch lebhafte Gefechte, wendete sich über den Mincio gegen Brescia und warf sich auf Quosdanowich. Nach den Gefechten bei Lonato und Salo (31. Juli) griffen 2 östr. Divisionen unter Quosdanowich (3. Aug.), 30.000 M., die Franzosen, 20—23.000 M., bei Lonato an, drangen mit Ungestüm vorwärts und eroberten 3 Kanonen. Man hielt den Feind für geschlagen, suchte ihm den Rückzug abzuschneiden, dehnte sich zu weit aus und gab sich Blöße. Diesen Fehler bemerkte der aus dem Mittelpunkt operirende Feind, durchbrach die Linie der Kaiserlichen, schlug, verfolgte sie und brachte ihnen einen Schaden von 4000 Todten und Verwundeten bei. Lonato war mit Sturm genommen worden und die Kaiserlichen abgeschnitten. Ein Theil zog sich nach dem Mincio, ein anderer nach Salo, wurde aber auch hier gedrängt: denn Wurmser konnte keine Hülfe senden; er ward vielmehr von Augereau zur Verlassung Castiglione's gezwungen. Bonaparte hatte nun die Vereinigung Quosdanowichs mit Wurmser, obgleich mit vielem Verluste bei der Deutschen mannhaftem Kampfe, verhindert. Seine Geistesgegenwart rettete am 4. Aug. Lonato und bewirkte die Gefangennehmung von 4000 M. Wurmser sammelte indeß die Corps seines Heeres und postirte es (30.000 M.) auf den Höhen hinter Castiglione. Das franz. Heer zählte

25.000 M. Am Abend des 4. Aug. hatte Bonaparte den Gen. Serrurier mit der Belagerungsdivision von Mantua abgeschickt, um die Nacht durchzumarschiren und mit Tagesanbruch Wurmser's linkem Flügel in den Rücken zu fallen. Er selbst besetzte mit Anbruch des Tages die Höhen bei Castiglione. Sobald man die ersten Kanonenschüsse Serrurier's hörte, fiel das franz. Heer die Kaiserlichen an, welche auf diese Weise den Vortheil des ersten Feuers verloren hatten. Auch hier schlugen die Deutschen sich tapfer. Ein Hauptstützpunkt für ihren linken Flügel war eine in der Ebene befindliche Anhöhe, welche sie standhaft behaupteten. Dahin sandte Bonaparte den Gen. Verdier, unterstützt von Marmont mit 20 Kanonen. In hitzigem Gefecht wurde der Posten genommen. Massena faßte den rechten Flügel, Serrurier den linken und Augereau das Centrum. Gegen dieses Manövre konnte die geprüfte Tapferkeit der Kaiserlichen nicht Stand halten, überflügelt waren sie und wurden geschlagen, aber nicht überwunden. Sie zogen sich eilends nach Tirol zurück, um nicht eine Niederlage zu erleiden, und am 9. Aug. war Mantua schon wieder belagert.

Castiglione-See (oder Sumpf von), veranlaßt die pestilenzialische Luft in den Maremmen. Eine am Schlusse des verwichenen Jahres 1828 ergangene Verordnung des Großherzogs von Toscana bestimmt die Austrocknung desselben. Man hofft in 10 Jahren damit zu Stande zu kommen, und aus diesem Sibirien Italiens ein anderes Campanien zu schaffen.

Castiglione (Balthasar, Graf von), einer der zierlichsten ältern italien. Schriftsteller, geb. 1478 zu Casatico bei Mantua. Seine Mutter Luise war aus dem regierenden Hause Gonzaga. Zu Mailand unterrichtete ihn Merula im Lateinischen und Chalkondyles im Griechischen, und da er sich hier durch persönliche Vorzüge, besonders durch Geschicklichkeit im Reiten und Fechten, auszeichnete, so nahm ihn der Herzog Ludwig Sforza als Offizier in seine Dienste. Er gab jedoch sein Studium nicht auf. Seine Lieblingsschriftsteller waren Cicero, Virgil und Tibull. Auch las er fleißig die besten Schriftsteller seines Vaterlandes, unter welchen Dante, Petrarch, Lorenz von Medici und Polizian von ihm bewundert wurden. Als Ludwig Sforza gestürzt war, begab der Graf sich zu seinem Verwandten, dem Markgrafen Franz von Mantua, den er nach Neapel begleitete, wo er 1503 mit in die Schlacht am Gariglione zog. Bald nachher machte er einen Besuch in Rom, wo ihn sein vertrauter Freund und Verwandter, Cäsar Gonzaga, an den Herzog von Urbino, Guidubald von Montefeltro, empfahl. Der angenehme und gebildete Umgang, wodurch sich der Herzog und sein Hof auszeichnete, bewog den Grafen Castiglione, zum großen Verdruß des Markgrafen von Mantua, hier Dienste zu nehmen. Er blieb am Hofe dieses gelehrten Fürsten bis an dessen Tod 1508 und wurde als sein Gesandter an mehrere Höfe geschickt, besonders nach England, wo er 1506 im Namen des Herzogs den Orden des blauen Hosenbandes in Empfang nahm, den Heinrich VIII. jenem Fürsten schenkte. Nach des Herzogs Tode blieb Castiglione im Dienste seines Nachfolgers Franz Maria della Rovere. Für die vielfachen Dienste, die er ihm geleistet hatte, bekam er das Schloß Novellara, zwei Meilen von Pesaro. Als Leo X. zum Papst erwählt war, schickte der Herzog von Urbino den Grafen als Gesandten nach Rom, wo er sich die besondere Gewogenheit des Papstes erwarb,

der ihm große Achtung bezeugte. Hier trat er mit den berühmtesten Literatoren und Künstlern in freundschaftliche Verbindung. Mit dem Eifer eines Kunstliebhabers verband er die Einsichten eines Alterthumskenners und sammelte vorzügliche Stücke damaliger Meister, sowie schätzbare Ueberreste alter Kunst. 1516 heirathete er eine Tochter des Grafen von Torelli, welche aber zu Mantua 1518 im Wochenbette starb, indeß er selbst als Gesandter des Markgrafen von Mantua in Rom bleiben mußte. Die vornehmsten Männer am päpstl. Hofe bemühten sich, durch allerlei Aufmerksamkeit seinen Schmerz zu lindern, und Leo X. ertheilte ihm eine Pension von 200 goldenen Kronen. Nach dem Tode dieses Papstes blieb Castiglione in Rom bis zur Erwählung Hadrian's VI., nach dessen Ankunft begab er sich nach Mantua, welches er aber nach der Thronbesteigung Clemens VII. verließ, um als Gesandter des Markgrafen nach Rom zurückzukehren. Der neue Papst, welcher damals einen Gesandten an Kaiser Karl V. (vgl. d.) senden mußte, wählte ihn zu diesem Posten. In Madrid ward er (März 1525) vom Kaiser mit vieler Auszeichnung aufgenommen. Indessen er hier alle Kräfte aufbot, um die Streitigkeiten der europ. Mächte auszugleichen, erhielt er die schreckenvolle Nachricht von der Eroberung und Plünderung Roms und von der Gefangennehmung des Papstes durch die Horden des Connetable von Bourbon. Sein Schmerz über diesen Vorfall wurde dadurch vergrößert, daß der Papst ihn der Vernachlässigung seines Interesses beschuldigte. Doch gelang es ihm, denselben von seiner Unschuld zu überzeugen; allein alle Gunstbezeugungen des Kaisers, der ihm das reiche Bisthum Avila schenkte, konnten ihm seine vorige Gemüthsruhe nicht wiedergeben. Er fiel in ein Fieber und st. zu Toledo d. 2. Febr. 1529. Der Kaiser selbst sprach seine Lobrede in wenigen, aber wahren Worten aus, indem er zu Ludwig Strozzi, Castiglione's Neffen, sagte: „Ich versichere Sie, wir haben einen der gebildetsten Männer des Zeitalters verloren." Castiglione's berühmtestes Werk ist sein „Cortigiano" (erste Ausg. Venedig 1528), aus 4 Bchrn. bestehend und in Form eines Gesprächs abgefaßt, es ward in die meisten europ. Sprachen übersetzt. Er lehrt darin die Kunst, welche ein Hofmann anwenden müsse, um seinem Fürsten angenehm und nützlich zu seyn und überhaupt am Hofe mit Erfolg aufzutreten. Durch die Empfehlung echter Ehrbegierde, Großmuth, Mäßigung und Bescheidenheit, wird es für jeden Leser jedes Zeitalters, Geschlechts und Standes sehr lehrreich. Der Styl ist rein und zierlich. Castiglione hat auch einige Gedichte in seiner Muttersprache hinterlassen, die eben so schön wie seine lateinischen geschrieben sind. Letztere setzte Scaliger den trefflichen Werken des Alterthums an die Seite. Seine Briefe (Comino 1769, 2 Bd. 4.) sind zugleich für die politische und Literaturgeschichte wichtig. Castiglione war ein Freund von Rafael und Giulio Romano, und der Letztere errichtete ihm zu Mantua ein Denkmal, das noch daselbst gezeigt wird.

Castiglione (Benedetto Benedette, gen.), berühmter italien. Künstler, geb. 1616 zu Genua; studirte anfangs, widmete sich aber in der Folge der Malerei. Er lernte bei Paggi, Ferrari und Anton van Dyk. Unter dieser Anleitung und bei dem erstaunenswürdigen Fleiß, den er anwendete, nach den größten Meistern in Rom, Florenz, Parma und Venedig zu studiren, gelangte er in allen Arten der Kunst zur Vollkommenheit. Der Herzog von Mantua nahm ihn höchst vortheilhaft bei sich auf,

wo er 1670 starb. Dieser Künstler, der mit gleicher Geschicklichkeit Geschichte, Bildnisse und Landschaften malte, fand vorzüglich Geschmack in Vorstellung von Schäferstücken, Märkten und Thieren, worin ihn Niemand übertraf. Zartheit des Pinsels, Zierlichkeit der Zeichnung. Schönheit der Färbung, vereint mit vollkommener Kenntniß von Schatten und Licht, geben seinen Gemälden sehr hohen Werth.

Castiglione (Duc de), s. Augereau.

Castilien, Castilla (spr. Castilja), die größte Landschaft oder Königreich in Spanien, die gegen Norden an Asturia und Biscaya, gegen Osten an Navarra, Aragon und Valencia, gegen Süden an Murcia und Andalusien und gegen Westen an Portugal und Leon grenzt. Die Natur theilt es durch ein langes Gebirge in 2 Theile; der im Norden des Gebirges liegende und eher, als der andere, den Sarazenen entrissene Theil heißt Altcastilien, der im Süden liegende Neucastilien. Altcastilien enthält auf 800 QM. über 800.000 Einw. Diese Provinz wird von vielen Gebirgen durchschnitten, weßhalb nur die Thäler angebaut sind; Bäume sieht man beinahe gar nicht, daher auch nur wenig Obst gezogen wird. Das Klima ist bedeutend kälter als das von Neucastilien und der Holzmangel also um so empfindlicher. Industrie und Handel sind so gut als gar nicht vorhanden. Die Einwohner haben bei vieler Rechtlichkeit ein ernstes und verschlossenes Wesen; die so verrufene spanische Steifheit und Etiquette (grandezza) sind hier ganz vorzüglich zu Hause. Sie wird in 4 kleinere Provinzen, Burgos, Soria, Segovia, Avila getheilt. — Neucastilien enthält 1400, n. A. mit 1.218.000 Einw. 1450 QM. Es nimmt die Mitte der pyrenäischen Halbinsel ein, und bildet eine hohe, zwischen den Gebirgen Guadarama und Sierra Morena eingeschlossene, hoch über dem Meere gelegene Ebene. Sie enthält die größte Ebene von ganz Spanien; dieser Umstand und der Mangel an Bewässerung machen, daß diese Provinz nur schlecht angebaut ist, im Sommer an gewaltiger Hitze, im Winter zuweilen an einer empfindlichen Kälte leidet. Der Neucastilianer zeichnet sich durch ein ernstes und feierliches Wesen, durch Indolenz und Mangel an Betriebsamkeit, dagegen aber auch durch Talente für ernste Wissenschaften und einen zuverlässigen, edlen Charakter aus. Das reinste Spanisch wird in dieser Provinz gesprochen. Sie wird in 5 Provinzen getheilt: Madrid, Toledo, Guadalarara, Cuenza, La Mancha. Unter dem Castilianischen Reich versteht man, außer diesen beiden Provinzen: Leon, Asturia, Galicia, Estremadura, Andalusien, Granada und Murcia, nebst dem Gebiet der Stadt Antequera. — Anfangs eine Grafschaft in Burgos, die zu Leon oder zum Königreich Asturien gehört hatte, ward Altcastilien ein eigner für sich bestehender Staat, nachdem sich die Grafen, als königl. Gouverneurs, unabhängig und zu Erbherren gemacht hatten (933). Ferdinand Gonzales (Gonsalvo) ward als der erste souveraine Graf und sein Urenkel, Garcias Sanchez (st. 1028), als der letzte genannt; dessen älteste Schwester Nunnia (Nugna) brachte die Grafschaft ihrem Gemahl, dem Sanctius (Sancho) Mayor von Navarra zu, welcher auch Aragonien, Sobrarbien u. a. den Mauren entrissene Landstriche besaß. Durch die Ländertheilung unter seine 5 Söhne (1036) erhielt Ferdinand I., der Große, Castilien als Königreich, sowie durch Vermählung mit Veremunds III. Schwester und Erbin, Sanctia, das Königreich Leon (1037), das er mit jenem vereinigte. Allein die Vereinigung beider Reiche dauerte nur so lange, als ihr Stifter regierte;

Ferdinands 3 Söhne theilten (1065), Sanctius II. bekam Castilien, Alfons VI. Leon und Garcias Galicien, mit dem ehemaligen Portugal. Alfons VI. vereinigte zwar durch Erbschaft die Länder seiner Brüder (S. 1073) und vergrößerte sie durch Eroberung des maurischen Königreichs Toledo (Neu-S. 1085); und mit Ausnahme der Provinz am Minho und Duero (woraus nachher Portugal erwuchs), fielen sie alle an seine Tochter, Urraca (1109), sowie nach ihr an Alfons VII. (VIII. 1126—56); allein dieser zersplitterte Castilien und Leon aufs Neue durch die Theilung zwischen Sanctius III. und Ferdinand II., bis endlich des Erstern Sohn, Alfons IX., seines Bruders Enkelin, Berengaria, heirathete und ihr Erbprinz, Ferdinand III., beide Reiche in seiner Person vereinigte (1230). Von dieser Zeit an gab es nur Ein Königreich Castilien mit der Residenzstadt Burgos, und es wuchs zu einem ansehnlichen, mächtigen Staat empor, aber im Innern nicht so geordnet und nach constitutionellen Grundlagen regiert, wie Aragonien. Ferdinand III. führte die Untheilbarkeit des Reichs und das Recht der Erstgeburt ein, doch ohne die weibl. Descendenten von der Succession auszuschließen, noch die Erbrechte der Seitenlinien genauer zu bestimmen, daher öftere Thronstreitigkeiten entstanden. Er machte manche das Gerichtswesen verbessernde Einrichtungen und glänzt als Gesetzgeber (durch einen angefangenen Codex, Partida) und als Eroberer von Andalusien und Murcia. Sein Sohn, Alfons X., der Weise, folgte ihm, und diesem Sanctius IV. (1284—95), Ferdinand IV. (—1312), Alfons XI. (—1350), Peter der Grausame (—1369), Heinrich II. Rothus (—1379), Johann I. (—1390), Heinrich III (—1406) Johann II. (—1454), unter welchem die canarischen Inseln besetzt und zur Krone geschlagen wurden. Heinrich IV. hinterließ seiner Schwester, Isabella, das Erbreich (1474), und schon vorher war durch deren Vermählung mit dem Kronprinz, Ferdinand von Aragonien (1469) die künftige Vereinigung beider Hauptländer zu Einer Monarchie bewirkt worden. Seit ihrer Vereinigung (1479) gibt es nur ein Königreich Spanien. Das Wappen ist im rothen Felde ein goldenes Castell mit 3 Zinnen, schwarzen Mauerstrichen und geöffneter kleiner Thür und zwei Fenstern.

Castlereagh (Lord), s. Londonderry.

Castleton (Castletown), Haupst. auf der engl. Insel Man, liegt an der Castletonbai; hat ein Schloß, geistliches Seminar, schlechten Hafen und 2050 Ew.; ist Sitz der Gerichtshöfe, des Gouverneurs u. a.

Castletown, Dorf in der südschottl. Grafschaft Roxbourgh, hat 1800 Einw. und besuchte Bäder; dabei die Castletownhöhle (Peakhöhle, devils arse), welche 2742 Fuß lang ist und aus mehreren Gewölben besteht, in deren einigen Häuser mit Bewohnern befindlich sind. Sie hat tiefer einen See und einen Fluß, der sich in die Tiefe stürzt und tiefer unten wieder erscheint.

Castramentation (Castrametation, v. lat.), Lagerkunst, die systematisch geordnete Lehre, das Lager eines Heeres nach dem Plane des Feldherrn und nach dem Terrain zu wählen, abzustecken, zu sichern und einzurichten; gehört in das Bereich des Generalquartiermeisteramtes oder Generalstabes. In der ältern Kriegsführung war dieser Zweig der Kriegswissenschaften verwickelter und wichtiger, als in der neuern, wenigstens in Betreff der Marschläger, weil jedes Lager auch Defensivstellung war und eine Entwickelung, einen Aufmarsch der Armee nach der Schlachtordnung

vorausſetzte. Die jetzige Colonnenſtellungen und darnach ſich bildenden Bivouacs haben dieſe Lehre in der alten Form ziemlich verſchwinden laſſen und das Bleibende mehr auf allgemeine Grundſätze beſchränkt.

Caſtrat. Wenn durch eine chirurgiſche Operation ein ſehr weſentlicher Theil der männlichen Sexualtheile hinweggeſchnitten und dadurch dem Individuum die Fähigkeit geraubt wird, ſich fortzupflanzen, ſo nennt man ſolche Verſtümmelte: Caſtraten. Zwar wird durch dieſe Operation die äußere Form der gedachten Theile nicht weſentlich geſtört, wie aber dieſer Akt auf die ganze Organiſation vom allerwichtigſten Einfluß iſt, erleidet doch auch ſelbſt die äußere Geſtaltung jener Theile einige Veränderungen, die ſich hauptſächlich auf die ſchlechte Ernährung derſelben, vom Augenblicke der Caſtration an, begründen. Außer der phyſiſchen Veränderung des ganzen Körpers der Caſtraten erſtreckt ſich auch der Einfluß ſolcher elenden Verſtümmelung ſehr bedeutend auf ihren Geiſt. Sie ſind im Allgemeinen ohne beſondere Geiſtesanlagen, unempfänglich für alle edlen Empfindungen, traurig-melancholiſch im Bewußtſeyn ihrer Nullität dahinſchleichend, feig und engherzig. Es iſt bekannt, daß unter den Urſachen, die den Menſchen auf dieſen nichtswürdigen Gedanken brachten, in ältern Zeiten, beſonders in Italien, ſehr häufig die Erfahrung bei Knaben die Caſtration veranlaßt hat, daß ſolche Knaben ihre zarte Diskantſtimmen die Lebenszeit hindurch erhalten, und ſo den einzigen erbärmlichen Erſatz bekommen für den Verluſt des größten Gutes des irdiſchen Lebens. Viele von ihnen haben auch wirklich ſich eine bejammernswerthe Berühmtheit erſungen, z. B. C. B. Farinelli (ſ. d.). Ein anderer, ſehr berühmter Caſtrat, ein ital. Sänger, war Careſtini; die Leſer finden ſein Bild in Hogarths unvergleichlichen Blättern: „Die Heirath nach der Mode.“ Man kann, hinſichtlich der verſchiedenen Grade der Verſtümmelung, verſchiedene Arten von Verſchnitteneu unterſcheiden. Die Alten nannten Spadonen oder unvollkommene Caſtraten ſolche Männer, die nur auf der einen Seite caſtrirt waren. Menſchen dieſer Art haben keine der erwähnten Eigenthümlichkeiten an ſich; ſie können ſich auch fruchtbar begätten, und das römiſche Geſetz erlaubt ihnen deßhalb auch die Ehe. Eine zweite Gattung bilden die Unglücklichen, denen nämlich beide Tiſtikel, ſey es durch einen Schnitt, ſey es durch eine ſonſtige Manipulation, fehlen. Dieſe Gattung bildet die eigentlich ſogenannten Caſtraten, ihre Begattungen ſind durchaus unfruchtbar. Wie ſehr dieſe phyſiſch verſchlechterten Menſchen auf die Verſchlechterung der Sitten bei den Römern wirkten, erzählt Juvenal. Eine dritte Gattung von Verſchnitteneu endlich iſt aller äußern Sexualtheile durch die grauſamſte Operation beraubt; ſie bildet die Klaſſe der eigentlich ſogenannten Verſchnitteuen oder Eunuchen. Wie man bekanntlich ganze Klaſſen von männlichen Thieren caſtrirt, um ſie zur fruchtbaren Begattung untauglich und dafür zu andern Zwecken geſchickter zu machen, ſo hat mun auch verſchiedenen weiblichen Hausthieren einen Theil der innern Sexualorgane herausgeſchnitten. Ja, dieſe fürchterliche Operation iſt ſogar, nach durchaus glaubwürdigen Schriftſtellern, zuweilen ſelbſt am weiblichen Geſchlechte vollzogen worden, wo aber die Caſtration, ſonderbar genug, gerade eine entgegengeſetzte Wirkung als bei Männern zur Folge hat. Nur darin gleichen caſtrirte Weiber caſtrirten Männern, daß auch bei jenen der ſinnliche Trieb durch dieſe Operation ſehr abgeſtumpft wird. Ein grauſam-nichtswürdiges Geſetz der Indianer verdammt die Ehebrecherinnen,

noch kurz vor der Todesstrafe, zur Castration. Verschiedene Beweggründe haben die Menschen bewogen, sich der Castration zu unterwerfen. Die Gewinnsucht, die schändliche Eltern sonst antrieb, die Männlichkeit ihrer Kinder aufzuopfern, indem sie sie zu künstlichen Sopransängern bilden, haben wir bereits erwähnt. In früheren Zeiten wurden in Italien, namentlich im Kirchenstaate, jährlich im Durchschnitt mehr als 4000 Knaben castrirt, bis endlich der Papst Clemens XIV. diesen Mißbrauch verbot. Dennoch war er durch das päpstliche Gesetz nicht ganz ausgerottet, und noch lange nachher wurde die Castration mitunter sogar öffentlich getrieben. In der neuern Zeit sind indessen nachdrücklichere Gesetze dagegen gegeben worden. Eifersucht und Rache haben in nicht seltenen Fällen das Messer zur Castration geführt. Wer hat nicht von der Liebe Abälards und Heloisens gehört? (S. Abälard.) Im Morgenlande vertraut der eifersüchtige Orientale nur Verschnittenen die Wache über seine Weiber. Unter dem vielen Unheil, das religiöser Fanatismus in der Welt gestiftet hat, ist die Castration, zu welcher er sehr oft Anlaß gab, keines der kleinsten Uebel. Der Kaiser Konstantin und Justinian mußten wirklich ihre ganze Macht aufbieten, um dem religiösen Wahnsinn der Priester der Kybele zu begegnen, welche sich selbst verstümmelten. Die Valerianer, eine religiöse Sekte, glaubten nicht nur Gott wohlgefällig zu seyn, indem sie sich selber verstümmelten, sondern sie castrirten auch Jeden, der unglücklicher Weise ihnen in den Wurf kam. Auch als gesetzliche Strafe hat man die Castration aufgestellt. Nach Diodorus wurden Solche, die sich der Nothzucht und ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht hatten, in Aegypten castrirt, und nach Pietro della Valle findet dieselbe Sitte in Persien Statt. Endlich haben unwissende, marktschreierische Chirurgen die Castration als vorgebliches, radikales Heilmittel der Brüche genannt. Schließlich erwähnen wir des einzigen Falls, wo die Castration gesetzlich erlaubt ist, dann nämlich, wo sie von einem schon gewissen Tode rettet, also in Krankheiten.

Castres, Bezirk im franz. Depart. Tarn (35 QM. und 115.300 Ew., mit der gleichnamigen Hauptst., am Agout (hier schiffbar), Sitz eines Bischofs, Handelsgerichts, hat in 1689 Häusern 15.660 Einw., welche Wollenzeuche fertigen. Merkwürdig sind die Kathedrale und Börse. In der Nähe der Hügel Puytalos (mit den Steinen Priapolithes und Histerá Petrá, dem zitternden Felsen, la Roquette, einem eirunden, auf der Spitze stehenden, 11 Fuß hohen Stein, der stark gestoßen, sich einige Male bewegt und wieder still steht), und die Höhle mit einem Bache, Zufluchtsort (angeblich) des heil. Dominicus.

Castro, 1) Herzogthum, einverleibt der Delegation Viterbo im Kirchenstaate; ward von Paul III. an seinen Sohn Peter Aloys von Farnese, nachherigen Herzog von Parma und Piacenza, gegeben, später an den Monte di Pieta zu Rom verpfändet, bei Nichtabtragung der Zinsen und nach Ermordung eines abgeschickten Bischofs die Stadt geschleift und das Herzogthum zur päpstlichen Kammer gezogen. Die Herzöge von Parma entsagten erst 1736 ihren Ansprüchen. — 2) Stadt am adriatischen Meere, in der neapolit. Provinz Otranto; hat Bischof und 7000 Einw., welche viel Tabak bauen. — 3) Castro Giovanni, Parlamentsstadt in der Intendanz Calatanisetta, im Val di Noto auf der Insel Sicilien; 2198 Häuser, 11,150 Einw., hat Festungswerke, in der Nähe Steinsalzgruben. — 4) Castro-Reale, Parlamentstadt in der sici-

lianischen Intendanz Messina, am Flusse Reale, hat 2336 Häuser, 11.350 Ew., Wein- und Oelbau. — 5) Castro Vireyna, Distrikt in dem Staate Peru, zwar nur 7000 Ew. zählend, aber berühmt wegen seiner feinen Vigognewolle.

Castrum Doloris (Trauerbühne), nicht gleichbedeutend mit Katafalk. Dieser (das Trauergerüst) ist bloß die stufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabenen Todten mit der denselben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen, Wappen, Inschriften ꝛc., welche sich in einer Kirche, ohne daß diese übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Castrum Doloris aber ist der ganze Raum, worin ein Katafalk sich befindet, nebst allem Zubehör. Wenn eine fürstliche oder andre vornehme Person, deren Familie dem Verewigten diese Ehre gewähren will, gestorben ist, wird der Sarkophag (der gewöhnlich leer ist, weil eine so lange Aufbewahrung der Leichen selten möglich ist) des Verstorbenen auf einer stufenmäßigen, schwarz bedeckten Erhöhung (dem eigentlichen Katafalk) zur Schau ausgestellt. Die den Rang des Todten andeutenden Zeichen sind auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epauletts ꝛc. eines Offiziers), oder einzeln auf 4 bis 6 den Sarg umgebenden Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürstlichen Insignien), wenn es ein regierendes Haupt oder zur Herrscherfamilie gehörig gewesen. Hohe Armleuchter umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn, an dessen Pfeilern 4 Marschälle stehen. Der im Dienste des verst. Fürsten dessen Person zunächst gestandene Offizier oder Offiziant steht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denselben berührend, zum Zeichen der auch über das Grab hin reichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer ist schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Gehängen, passenden Sinnbildern ꝛc. ernst und edel verziert und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet. Ein solches geschlossenes Zimmer, oder die Kirche oder Capelle, wenn sie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich Castrum Doloris. Die Franzosen nennen es Chapelle ardente, welcher Ausdruck wohl von Chambre ardente (s. d.) zu unterscheiden ist.

Casuar, nach dem Strauße der größte Vogel; er mißt vom Schnabel bis zu den Klauen bis 5½ Fuß. Die Flügel des Casuars sind noch kleiner als die des Straußes und zum Fliegen ganz unbrauchbar. Statt der Schwungfedern hat er an jedem 4 bis 6 kahle Schäfte, die den Stacheln eines Stachelschweins gleichen. Sein Lauf ist so schnell, daß ihn die flüchtigsten Jagdhunde nicht einholen können. Er bewohnt Ostindien, besonders Java und die Molucken. Seine Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen. Zu Botanybai und Port Jackson hat man eine Gattung Casuare entdeckt, die noch weit größer sind, und sie neuholländische genannt.

Casualpredigten (Casualreden), religiöse Vorträge der Prediger, die bei außerordentlichen, entweder angenehm oder traurigen Veranlassungen gehalten werden, und ihnen besonders Gelegenheit darbieten, das Leben für die Religion zu interpretiren.

Casuismus (lat., philos. Moral), die Meinung, nach der die freien Handlungen des Menschen vom Zufall abhängig seyn sollen. Sie ist grober Casuismus, wenn sie dem blinden Zufall diesen Einfluß beimißt, feiner, wenn sie dabei eine Mitwirkung der göttlichen Regierung zuläßt. Vgl. Indeterminismus.

Casuisten (Theol.), Moralisten, welche nachzuweisen suchen, wie sittliche Grundsätze, göttliche oder kirchliche Vorschriften, auf einzelne, besonders schwierige und zweifelhafte Fälle anzuwenden sind. Unter den Evangelischen haben sich Spener und Baumgarten, unter den Katholiken, nach den Scholastikern, vor andern die Jesuiten Toletus, Sa, Sanchez, Suarez, Bauny, Escobar, Busenbaum u. A. als Casuisten ausgezeichnet.

Casuistik, derjenige Theil der Theologie und Moral, welcher sich mit den Grundsätzen beschäftigt, nach welchen schwere Gewissensfälle (besonders wo eine Collision der Pflichten eintritt) entschieden werden müssen. Kant nennt sie Dialektik des Gewissens. Daher Casuist, ein Moralist, welcher dergleichen Gewissenszweifel zu lösen sucht.

Casula (Casubula, Planeta, lat.), das oberste Kleid, das die Priester beim Messelesen anziehen. Es war sonst so lang und breit, daß es den Priester vom Hals bis zum Fuß bedeckte und ihn wie ein kleines Haus (casula) ganz einschloß, daher es auch den Namen erhalten haben soll. Erst später hat es die gegenwärtige Form erhalten und besteht aus einem breiten Streifen, welcher durch eine Oeffnung in der Mitte dem Priester um den Hals gehängt wird und vorne etwa bis an die Knie, hinten etwas tiefer reicht. Sie ist nach Beschaffenheit der Kirche oft sehr kostbar und reich geschmückt, meistens von Seide, aber auch zuweilen von Wollstoff, und muß nach Vorschrift der Meßrubriken zu verschiedenen kirchlichen Zeiten und Festen weiß, roth, schwarz, blau und grün seyn.

Cäsur. Einige Versrhythmen haben außer den kleinern Einschnitten zwischen den einzelnen Versfüßen und Metris, wodurch der poetische Numerus gegliedert oder artikulirt wird, auch noch größere Einschnitte in der Mitte. Diese größern Einschnitte werden Cäsuren genannt und rühren entweder vom Rhythmus oder von den Worten her, welche jenem angepaßt sind. Die erstern sind rhythmische, die andern prosodische oder rhetorische Cäsuren, von welchen jene in die poetische Rhythmik, diese in die Prosodik gehören. Eine rhythmische Cäsur findet z. B. im Pentameter statt, welcher dadurch in zwei gleiche Hälften getheilt wird, die gleichsam als größere Füße oder Metra anzusehen sind; und da mitten im Worte nicht wohl pausirt werden kann, so erfordert es die Uebereinkunft des Wortfußes mit dem Versfuße, daß sich mit dieser Cäsur ein Wort endige, wenn auch nicht ein ganzer Satz, z. B.

Rings am entwölkten Azur | bildet sich Roms Horizont.

Die Stelle dieser rhythmischen Cäsur ist unveränderlich, die der prosodischen oder rhetorischen hingegen veränderlich, weil diese letztere von dem logischen Satze abhängt, welcher in seinen kleinern und größern Abschnitten, den Kommatis, Kolis u. s. w., einen kleinern oder größern Ruhepunkt erheischt, der den poetischen Rhythmus in einem Verse am wenigsten stört, wenn er mit den rhythmischen Abschnitten zusammentrifft. Denn beim Lesen des Verses muß nicht das Metrum oder der poetische Takt, sondern auch der Sinn berücksichtigt werden. Die prosodische Cäsur aber findet in allen Versarten (nicht bloß im Herameter und Jambustrimeter, wie Hermann sagt), und zwar in jeder Stelle des Verses, zu Anfange, in der Mitte und am Ende desselben statt. Sie ist Das, was Hermann eine Reihe nennt (arma vi | rumque ca | no. Vid. Epit. §. 57). Ob es aber gleich zur innigen Vereinigung der Worte mit dem poetischen Rhythmus gehört, daß die rhythmischen Abschnitte mit den prosodischen (Wort- oder rhetorischen Pausen) im worterfüllten Verse übereinstimmen,

so leidet doch auch diese Regel, wegen der Schwierigkeit ihrer Beobachtung, nicht selten Ausnahmen. Außer den beiden genannten Cäsuren wird auch bisweilen die Zerschneidung des Wortfußes durch den Versfuß Cäsur genannt, wodurch bewirkt wird, daß die einzelnen Wörter des Verses nicht seine einzelnen Füße ausmachen, was zur innigen Verbindung der Materie des Verses mit dessen Form oder Rhythmus, oder zur Einheit der Theile zu einem Ganzen und folglich auch zur größern Vollkommenheit eines Verses erforderlich ist; weßhalb ein Vers wie folgender:

Doctus | nobilis | astro | semper | rarior | ovo,

nicht unter die guten zu rechnen ist. Diese Cäsur kann man füglich die Wortcäsur oder podische nennen (s. Wolf's „Liter. Analekten" H. 5. S. 305), welche als Mittel zur Vereinigung des Wortfußes mit dem Versfuße dient, ob sie gleich nicht wie jene beide trennt, sondern vielmehr trennend vereinigt, mag sie übrigens genannt werden wie sie will, in der Prosodik, wohin sie eigentlich gehört, ihre Würdigung findet. — In der Musik kommt der Ausdruck: Cäsur seltner vor; in dieser bedient man sich statt desselben lieber des deutschen Wortes: Einschnitt.

Casus (Beugungsfall, Endfall), die Verhältnißform, unter welcher ein declinirbarer Redetheil vorkommen kann, oder die eine Beziehungsform der Beugung. Die Casus sind nicht in allen Sprachen in gleicher Anzahl vorhanden: die gewöhnlichsten sind: a) Nominativus (Nennfall), gibt das Subject des Satzes an, und dient zur Benennung einer Sache überhaupt, ohne ihre Beziehung; b) Genitivus (Beschränkungs-, Besitz-, Gattungsfall), gibt ein den Hauptbegriff beschränkendes Merkmal, oder auch die höhere Gattung desselben an; c) Dativus (Gebe-, Zweckfall), drückt die Beziehung aus, in welcher ein Substantiv zu einer Handlung steht, zeigt z. B. wem, für wen, wozu, wem zu Nutzen oder Schaden etwas ist, oder geschieht; d) der Accusativ (Anklage-, Zielfall), zeigt das Object oder das Ziel an, worauf eine Handlung gerichtet ist und das eine Veränderung erleidet; e) Vocativus (Ruffall), zeigt eine Anrede oder einen Zuruf an; f) Ablativus (Beschaffenheits-, Bestimmungs-, Nehmfall), bestimmt die Zeit, den Ort, das Mittel oder sonst ein Verhältniß eines Gegenstandes zu einem andern, entweder für sich allein, oder, wie im Deutschen, vermittelst einer Präposition. Von diesen C. heißen der Nominativus und Vocativus Casus recti, unabhängige, weil sie eine Sache geradehin anzeigen, und für sich verständlich sind, die übrigen C. obliqui, C. conversi, abhängige, weil sie sich auf ein anderes Wort beziehen und nur erst in Verbindung mit einem solchen einen Sinn haben können.

Casus reservati, Fälle der Disciplin und der Hierarchie der katholischen Kirche, in welchen sich der Papst das Recht der Lossprechung von Sünden selbst vorbehalten hat, oder nur durch Bischöfe ausüben läßt. Bei herannahendem Tode (in articulo mortis) gilt weder päpstliche noch bischöfliche Reservation, und jeder Priester kann von allen und jeden Sünden lossprechen.

Cataldo, Parlamentsstadt in der sicilianischen Intendanz Calatanisetta, mit 7900 Einw.

Catalonien (Cataluna, spr. Catalunja), Spaniens nordöstlichste Provinz (524 QM. groß), an Frankreich und das Mittelmeer grenzend, am Fuß der Pyrenäen, deren zahlreiche Aeste, Montserrat,

Sierra de la Llena ꝛc., das ganze Land durchziehen; es hat mehrere Vorgebirge (Cabo de Creur, de Estardi, de Tosa de Salu, de Tertosa) und schöne Thäler (Andorra, Arran). Das Klima ist daher schon viel gemäßigter und besonders unbeständiger als in den südlichen Provinzen. Von den vielen Flüssen ist der beträchtlichste: der Ebro, welchem die Segre mit der Noguera zufließt; ferner die Küstenflüsse Llobregat, Ter, Fluvia, Besos ꝛc. Der Ackerbau ist nicht ganz ergiebig, obschon er mit Anstrengung (vorzüglich mit Hülfe guter künstlicher Bewässerung) getrieben wird; doch bringt das Land Getreide, Reiß, Hafer, Hülsenfrüchte; der Weinbau bringt dicke und feurige Gewächse, Obst gedeiht trefflich, auch Südfrüchte, sehr viele Haselnüsse, Baumöl u. s. w. Die Viehzucht erstreckt sich auf Schafe, Rinder, Schweine (Catalonische Schinken), Ziegen, weniger Pferde. Die Gebirge haben reichliches Holz, (Korkeichen) und Wildpret (dabei aber auch Bären, Wölfe), die Thäler sind bedeckt mit Rosmarin, Lavendel, Cistus und Maulbeerbäumen (mit viel Seidenraupenzucht). Der Bergbau liefert Eisen (wenig betrieben), Silber, Alabaster, über 177 Marmorarten, edlere Steine (Topase, Amethyste), Steinsalz ꝛc. Warme Bäder. Bienen, Fische, Korallen. Die Fabriken in Baumwolle, Wolle, Seide, Leder u. dgl., sonst sehr ansehnlich, haben durch Südamerika's Revolution sehr gelitten, sowie der übrigens durch gute Häfen unterstützte Handel. Die durch Betriebsamkeit ausgezeichneten Einwohner (856.000), von den übrigen Spaniern durch Sitte und Charakter sehr verschieden, theilen sich in 12 Vergerias und 2 Valle. Diese Catalanen sind stark, kräftig, thätig, unternehmend, gute Soldaten, stolz auf ihre Vorzüge, die Freiheit und das Vaterland liebend, treue Freunde, anhaltende Feinde, theilnehmend und nicht ohne Gefühl. Sie hassen den Castilianer, der sich ebenfalls für den Ersten hält, unendlich mehr aber noch die Franzosen und das schon von alter Zeit her. Ihre Sprache ist ein eigener Dialekt. Die Provinz gehört unter den Generalcapitain und die Audienz von Barcelona, der Hauptstadt. — Die ältesten Bewohner Cataloniens waren die Laletani, Castellani, Indigetes, Ilergetes, Ilercaones, Cerretani und Ausetani, welche nach und nach von den Römern besiegt wurden und später in den Ueberschwemmungen der Gothen, Vandalen ꝛc. untergingen. Später von den Mauren angefallen, riefen sie Karl Martell zu Hülfe, der die Unterwerfung der Sarazenen zwar versuchte, sie indessen nicht vollenden konnte. Erst Karl d. Großen gelang dieß. So entstand die Markgrafschaft Barcelona, die seit 864 als ein fränkisches Lehn regiert ward, bis sie von Raimund V. 1137 durch Heirath mit Aragonien verbunden und von seinem Sohne, Alfons II., unter dem Namen und Titel eines Fürstenthums 1162 völlig damit vereinigt ward. Indeß behielt Frankreich noch immer Ansprüche auf Catalonien, denen es erst 1258, als Aragonien einige Ansprüche an franz. Städte aufgab, völlig entsagte. Mit Aragonien kam Catalonien an Castilien und so zur spanischen Monarchie. 1640 empörte sich Catalonien gegen Spanien, durch außerordentliche Bedrükkungen zur Zeit des Krieges mit Frankreich dazu veranlaßt, und trat zur franz. Partei über. Erst 1652 ward es von Spanien wieder genommen, und 1659 trat Frankreich im spanischen Frieden Catalonien förmlich wieder ab. Später ward es als Grenzprovinz stets der Schauplatz des Kriegs zwischen Frankreich und Spanien. Im spanischen Erbfolgekriege hielt es am treuesten und längsten an der östreichischen Partei. Auch

bei der franz. Occupation Spaniens durch Napoleon zeigte sich Catalonien sehr treu und machte den Franzosen, ohne fremden Beistand, durch eigene Kraft, von 1808 bis 1814 so viel zu schaffen, daß sie es nie ganz zu erobern vermochten und ungeheure Verluste daselbst erlitten. 1823 blieb es am längsten der Partei der Cortes treu und war die einzige Provinz, wo der geführte Krieg einigermaßen den Anschein des Ernstes hatte. 1826 und 27 war besonders diese Provinz im Aufruhr. Karlistenbanden, jetzt Agraviados genannt, zogen umher, belagerten Gerona, bedrohten Barcelona ꝛc., unterwarfen sich aber, nachdem der König von Spanien mit seinem Heere in der Ebene von Tarragona (Sept. 1827) angelangt und den Aufrührern eine Amnestie zugestanden war.

Catania (im Alterthum Catana, eine ansehnliche römische Colonie), Hauptst. der gleichnamigen Intendanz (84 QM., 290.000 Ew.) des Königreichs Sicilien, im Val di Demona, am südöstl. Fuße des Aetna und am Einfluß des Indicelle ins Meer, doch hat sie keinen Hafen, sondern nur eine unsichere Rhede. Sie liegt in einer entzückend fruchtbaren Ebene und ist ohne Vergleich die freundlichste und reinlichste Stadt der ganzen Insel. Obgleich häufig durch Erdbeben erschüttert, von Lavaströmen, besonders 1693 zerstört, haben die betriebsamen Einwohner sie immer schöner wieder aufgebaut. Sie hat ein Schloß und einige Festungswerke; ihre Straßen (worunter die Straße della Colonna wohl eine Stunde lang), durchaus gerade, breit und reinlich, sind mit schönen, zum Theil prächtigen Gebäuden, meist aus Lava, besetzt. Sehr schön ist der mit Säulenhallen umgebene Markt und der mit einem ägyptischen Obelisk gezierte Platz vor der prächtigen Kathedrale zu St. Agatha. Catania ist der Hauptsitz des Johanniterordens und eines Bischofs (dessen Einkünfte meist im Verkauf des Aetna-Schnee's bestehen), hat eine Universität mit Bibliothek, verschiedene Collegien, mehrere Antikensammlungen, worunter das berühmte Biscarische Museum, in einem reichen ungeheuer großen Benediktinerkloster eine ähnliche Sammlung, großes Kornmagazin, in 4160 Häusern 50.000 Einw., welche sich mit Lein- und Seidenweberei, Wachsbleichen, Lakritzensieden, Oelpressen beschäftigen, Waaren aus Bernstein, Lava, Marmor und Holz schneiden und mit Landesprodukten handeln. Catania besitzt noch heute viele Ueberreste des Alterthums, ein Amphitheater aus der Römerzeit, größer als das Colosseum, ein Theater, Odeum, aber Alles ist theils von Lavaströmen bedeckt worden, theils stark überbaut, so daß nur wenig zugänglich ist: 2 Bäder, ein warmes und ein kaltes, jedes unter einer Kirche, sind noch sehr wohl erhalten.

Catanzaro, Stadt in der Provinz Calabria ulteriore I. (Königr. Neapel); Sitz eines Bischofs, hat 11.600 Ew., Citadelle, Seidenmanufakturen, Handel mit Oel und Seide. Von ihr hat das eine Calabrien den Namen Provincia di Catanzaro.

Catarina (St.-), Eiland an der Küste von Brasilien, zu der Provinz S.-Paulo gehörig, 25 Seemeilen lang, 4 bis 9 breit. Es wird durch einen 200 Faden breiten Meeresarm vom Festlande geschieden, hat einen fruchtbaren Boden und erzeugt Getreide, Hülsenfrüchte, Manioc, Zucker, Kaffee u. Südfrüchte; die Hügel sind mit dichten Wäldern bedeckt. Vor demselben wird ein einträglicher Wallfischfang betrieben, der ein kaiserl. Regal ist; 4 Armacaos bringen etwa 400 Wallfische jährlich auf. Das Eiland enthält Stadt und Hafen, Nostra Sennora de destero, mit

2 Mönchsklöstern und geringem Handel, da meistens nur Amerikaner anlegen, und in 3 Kirchspielen 7 Dörfer mit 30.000 Einw. Die Commandantschaft im Fort ist in der Familie Vasco's de Gama erblich.

Cateau (le Cateau Cambresis), Stadt im Bezirk Cambray, Dep. Nord (Frankreich); liegt am Selles, hat 741 H., und 4200 Einw., welche Batist, Leder, Spitzen und Zwirn verfertigen, letztern so fein, daß man das Pfund zu 100 Louisd'or verkauft. Hier Friede 1558 zwischen Frankreich und England (d. 2. April), u. Frankreich mit Spanien (d. 3. April), der den 1552 mit Kaiser Karl V. begonnenen Krieg endigte, und die Vermählung Philipps II. mit Elisabeth von Frankreich zur Folge hatte.

Catilina (Lucius Sergius), das Haupt einer Verschwörung gegen den röm. Staat, einer der vornehmsten röm. Patricier, ein Mann von den glänzendsten Talenten und einer Kraft der Seele, welche dem Größten gewachsen schien; aber zugleich auch ein moralisches Ungeheuer, welchem kein Laster zu verworfen, keines zu abscheulich war, dessen wilde Leidenschaften keine Rücksicht des Rechtes, der Ehre oder der Menschlichkeit scheuten, und welchem durch einen bösen Dämon nur darum so große Gaben verliehen schienen, auf daß er ein so tüchtiges Werkzeug zum Verderben sey. Er trat in das Jünglingsalter, als Rom der Wuth des Marius und Sylla zur Beute geworden. Um den Verdacht des Brudermordes von sich zu wälzen, bat er Sylla, den Namen seines Bruders in die Liste der Proscribirten aufzunehmen. Sylla that dieß, und verpflichtete sich Catilina zu einem Geschöpf seines Willens. Furcht und Schrekken um sich verbreitend, durchstreifte der Abscheuliche mit einer Rotte von Anhängern die Straßen Roms und suchte die Geängsteten von der Partei des Marius auf, um sie auf das Qualvollste niederzumetzeln. Er mordete den edlen Marius Gratidianus mit eigner Hand. Die Gunst des Diktators hatte ihn zum Quästor und in Afrika zu der Würde eines Prätors erhoben. Sein ererbtes Vermögen hatte er verschwendet und seine gewaltsamen Erpressungen reichten zur Tilgung seiner Schulden nicht hin. Ein Mittel glaubte er zur Rettung seiner Existenz in dem Consulate zu finden, bei welcher Ehrenstelle er seine Gläubiger mit geraubten Gütern der Provinz zufrieden zu stellen hoffte. Dieser Anschlag mißlang aber gänzlich, und der Schimpf über diesen unerreichten Zweck, welcher durch seine drückende Vermögenslage noch gesteigert wurde, bestimmte ihn, Verbrechen gegen den Staat selbst zu begehen. Mehrere ausschweifende Jünglinge seines Alters, denen das Gift der Leidenschaft nichts als die Verzweiflung gelassen hatte, bildeten unter Piso mit Catilina ein Complott, welches beschloß, die bestehende Verfassung zu stürzen, alle Senatoren umzubringen und sich in die Herrschaft des römischen Reiches zu theilen. Am ersten Januar (63 v. Chr.) sollten die neuerwählten Consuln, Aurelius Cotta und Manlius Torquatus, ihre Stellen antreten, und dieser sollte der Tag seyn, an welchem die Verschwornen ihre Zwecke realisiren wollten. Durch ein zu früh gegebenes Zeichen des Catilina aber wurde die Ausführung ihres Vorhabens vereitelt. Catilina bewarb sich von Neuem um das Consulat, und als er dem Cicero nachgesetzt wurde, ging seine Wuth über diese verfehlten Hoffnungen und erlittenen Demüthigungen in Rache über. Viele Theilnehmer an der ersten Verschwörung waren ihm noch getreu. Ungefähr 30 an der Zahl versammelte er, unterrichtete sie von seinen Planen und Operationen und

bestimmte den Tag zur Ausführung. Ganz Italien sollte aufgewiegelt und jedem Oberhaupte sein Wirkungskreis angewiesen werden. Rom sollte an verschiedenen Orten zugleich in Brand gesteckt werden und Catilina, an der Spitze einer Armee, die man in Etrurien geworben, sich in der allgemeinen Verwirrung der Stadt bemächtigen und alle Senatoren niederhauen. Lentulus, früher Prätor von Rom, sollte in den Versammlungen den Vorsitz haben; Cethegus, der seine gegenwärtige Gewalt der Befriedigung seiner Rachsucht an Cicero aufopferte, das Blutgemetzel in der Stadt leiten und Cassius die Brandführer befehligen. Die Wachsamkeit des Cicero war das Einzige, was sie bei dem Ausbruch ihrer Verschwörung zu fürchten hatten. Catilina wählte daher zwei Ritter, welchen der Auftrag wurde, den berühmten Redner am folgenden Morgen bei einem Besuche in seinem Bette zu ermorden. In Rom lebte aber eine gewisse Fulvia, deren Vertrauter einer der Mitverschworenen, Curius, war. Durch diese erhielt Cicero von allen geheimen Berathschlagungen des verbrecherischen Komplotts Kenntniß. Nachdem er Sicherheitsmaßregeln gegen den gefährlichen Morgenbesuch ergriffen, versammelte er den Senat, um ihn von der gefährlichen Lage des Staats zu benachrichtigen. Der Senat benahm sich mit Mäßigung; denn mit offener Gewalt zu verfahren hielt er für unklug und nicht nach den Umständen berechnet. Er setzte einen ansehnlichen Preis und eine Nichtbestrafung für Denjenigen aus, welcher seine Mitschuldigen angeben würde. Da trat das Haupt der Verschwörung, Catilina, mit der Stirne der Scheinheiligkeit und Unverschämtheit im Senat auf, betheuerte aufs Feierlichste seine Unschuld und erbot sich, alle Sicherheit für das gesetzliche Betragen seiner Person zu leisten. Durch seine demüthige Stellung und die Gewalt seiner Ueberredungsgabe bestach er das Herz vieler Senatoren, bis Cicero, durch diese Unverschämtheit gereizt, in voller Erbitterung jene berühmte Catilinarische Rede hielt, deren Feuer einer entrüsteten Beredtsamkeit uns noch jetzt entzückt. In einem ununterbrochenen Flusse meisterhafter Darstellung erzählt er die Reihe der Verbrechen, die auf dem Verschmitzten lasteten, und die Gründe und Umstände, die ihn zu dieser Anklage nöthigten. Catilina's Vertheidigung bestand aus nackten Worten und niedergeschlagenen Geberden; und als er über des Consuls niedrige Herkunft spöttische Anmerkungen machte und ihm der Senat ferneres Gehör verweigerte; so erklärte er mit tobender Stimme, daß er die Flamme, welche seine Feinde um ihn angezündet, in einem allgemeinen Ruin ersticken werde; worauf er zornentbrannt die Versammlung verließ. Zu Hause angelangt, beschloß er, nach einer kurzen Unterredung mit Lentulus und Cethegus, der Republik, ehe sie sich zum Widerstande gerüstet, zuvorzueilen und sich nach Etrurien zu begeben, wo einer der Mitverschwornen, Manlius, eine Armee zur Unterstützung warb. In der Nacht flüchtete er aus Rom, langte in dem befreundeten Lager bei Fäsula an, bekleidete sich mit allen Insignien der höchsten Gewalt und ließ Liktoren mit Beilen und Fasces vor sich hergehen. Cicero war indeß nicht minder thätig; der Gewalt seiner Beredtsamkeit gelang es, daß Lentulus, Cethegus und Cassius zur Haft gebracht wurden und der Entscheidung des Senats über ihr Schicksal entgegenharrten. Gesandte an die Allobroger, welche sie zur Hülfe aufgerufen hatten, und Briefe des Lentulus mit Inschrift und Siegel an sie, stellte sie als Hochverräther dar. Cicero und sein Consulatsnachfolger Silanus stimmten auf ihre

Hinrichtung; der sich einschmeichelnde Cäsar auf ewiges Gefängniß; der unbiegsame Cato aber ergriff die Partei der Republik, und auf das Gewicht seiner Rede wurde der Tod der Verschwornen beschlossen und das Urtheil gleich auf Cicero's Befehl durch den Strang vollzogen. Darauf erklärte der Senat den Manlius und Catilina für Feinde des Vaterlandes und faßte den Beschluß, daß Antonius mit einem consularischen Heere den Geächteten entgegenziehen, Cicero aber in Rom bleiben, um auf jede Bewegung der Verschwornen ein wachsames Auge zu halten. Catilina hatte mittlerweile eine Armee von 12.000 Mann aufgebracht, wovon nur der 4. Theil gehörig bewaffnet war. Bei Annäherung des gegen ihn abgeschickten Consuls und bei der Nachricht von der Hinrichtung seiner Gehülfen gab er seinen Planen eine andere Wendung. Er machte einen Versuch, über die apenninschen Gebirge nach Gallien zu entkommen. Als er hier alle Päße durch den Metellus Celer besetzt fand und ihm Antonius auf dem Fuße nachfolgte, beschloß er einen muthigen Versuch gegen den Letztern zu wagen. Bei Pistoja nahm er eine drohende Stellung gegen Antonius; und da dieser unter dem Vorgeben der Krankheit die dargebotene Schlacht nicht annahm, begann unter der Anführung seines tapfern Unterfeldherrn Petrejus das Treffen. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten einzuschließen. Dieser, keine Rettung sehend, wählte mit seinen Kampfgenossen den Tod mit den Waffen in der Hand. Sie fielen alle bei einander in gedrängten Gliedern, nach einer so heldenmüthigen Gegenwehr, als hätten sie für die schönste Sache gestritten (5. Jan. 62 v. Chr.). Umständlich hat Sallust die Catilinarische Verschwörung beschrieben.

Catinat (Nikolas), einer der berühmtesten Feldherren Frankreichs unter Ludwig XIV., geb. 1637 zu Paris. Da sein Vater Parlamentsrath in der Hauptstadt war, so widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft. Ohne Rednertalente, mit welchen er nur mit Erfolg vor den Gerichtsschranken auftreten konnte, und mehr Meister in der Kunst, seine Entwürfe zu schaffen, als sie mit einer gleißnerischen Farbe und dem Prunke einer bestechlichen Beredtheit geltend zu machen, sah er den Irrthum seiner Wahl ein und trat als Unterlieutenant in das Cavallerieregiment des Generals v. Fourilles. Nach Auszeichnung brannte hier seine ruhmbegierige Seele, und sie wurde ihm zu Theil, als er bei einem Sturme auf die Stadt Lille (1667) Proben seines Muthes in einem Angriffe auf die Contrescarpe an den Tag legte, hierbei von Ludwig XIV. bemerkt und von ihm in das Garderegiment versetzt wurde. Vier Jahre diente er unter dieser musterhaften Heeresabtheilung und lief die lehrreiche Schule der Feldzüge von 1672—1675 durch, die er alle mit glänzenden Thaten bezeichnete und sich der Ehrenstufe würdig machte, auf welche ihn die Thatkraft seiner Persönlichkeit hob. Die Schlacht bei Senef machte er durch seine Großthaten in seiner Lebensgeschichte merkwürdig. Er ward dort verwundet. Seine Ehrenfestigkeit und strenge Ordnungsliebe, mit denen er alle seine Unternehmungen bezeichnete, erwarben ihm die Hochachtung aller Großen und die Ehrfurcht aller seiner Untergebenen. Nach dem Frieden von Nimwegen bediente man sich seiner auch in diplomatischen Sendungen an den Herzog von Mantua mit günstigem Erfolge und lernte dabei seine feine Staatskunst kennen. Bei den Verfolgungen der Waldenser mußte er, trotz seiner Gegenvorstellungen, gegen den Herzog von Savoyen ziehen und ein willenloses

Werkzeug zu mancherlei blutigen Scenen werden. Noch in seinem späten Alter machte er sich Vorwürfe über diesen Gehorsam, in Folge dessen er die friedlichen Wohnsitze der Waldenser mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, und verbrannte aus Unwillen hierüber sein über diesen Räuberzug geführtes Tagebuch; wenn gleich der gute Erfolg dieses Zuges ihm das Gouvernement Luxemburg erwarb (1687), wurde er kurz darauf zur Würde eines General-Lieutenants erhoben und ihm die Leitung der Belagerung von Philippsburg, sowie das Commando v. 100.000 M., unter dem Oberbefehle des Dauphins, anvertraut. Die Uebergabe dieses festen Platzes bewies, daß Catinat vor seinen Mauern gekämpft hatte. Als Sieger betrat er die Pfalz, und im Limburgischen und Jülichschen zeigte er, daß ein Feldherr die grausamen Befehle seiner Obern mit Menschlichkeit vollziehen kann und der Gewissenszug des Herzens mehr gilt, denn der Beifall eines blutgierigen Ministers (Louvois). In den ital. Feldzügen 1690—96 setzte er, dem großen Eugen gegenüber, seinem Ruhme vollends die Krone auf, und in Rücksicht seiner geleisteten Dienste erhielt er den Marschallsstab. 1693 machte Catinat einen Einfall in Piemont und breitete sein Heer bei Marsaglia gegen die Standarten des Prinzen Eugen abermals aus. Heiß war die Feldschlacht, aber die wundervolle Tapferkeit Eugens mußte das Feld räumen und an Catinat 33 Kanonen, 28 Fahnen und 4 Standarten als Kriegsbeute zurücklassen. 1695 schloß er den Frieden mit dem Herzoge von Savoyen, dessen vortheilhafte Bedingungen für Frankreich seinem staatsklugen Geiste zur vorzüglichen Ehre gereichten. Bei seinem Feldzuge in Flandern fiel Ath 1697 in seine Hände, und seine Siege führten den Frieden von Ryswick herbei, dessen Präliminarien d. 30. Okt. 1697 unterzeichnet wurden. Nach diesen Ereignissen verbrachte er einige Zeit seines Lebens auf seinem einfach eingerichteten Landhause in St.-Gratien, wo er seine Ideen über den ital. Krieg niederzeichnete, von denen noch einige Aphorismen auf uns gekommen sind. Der Tod des Königs von Spanien war das Signal zu neuen Kriegen für Frankreich. Mit ihm erging zugleich der Ruf an Catinat, sich mit rüstigen Jünglingen aus seiner Ruhe zu erheben und an die Spitze des ital. Heeres zu eilen. Prinz Eugen war abermals sein Gegner und wollte sich die abgerissenen Blätter seines Lorbeers wieder erkämpfen, welches dieß Mal gelang. Hofkabalen und Ränke von Paris aus, vernachläßigte Unterstützung von Seiten des Herzogs von Savoyen, Mangel an Geld und Subsistenzmitteln waren die Ursache, daß er, d. 6. Juli 1701 bei Carsu geschlagen, das Land zwischen der Etsch und Adda dem Feinde überlassen mußte. Die Gräfin v. Maintenon bewirkte, daß ihm der Oberfeldherrnstab genommen, dem stolzen Villeroi verliehen und Catinat demselben untergeordnet wurde. Aber auch unter diesem neuen Haupte verlor er die Schlacht von Chiari. Er sammelte von Neuem seine Heeresmassen, und als ihm ein Offizier vorstellte, daß Alles verloren und ihnen nichts Gewisseres als der Tod bevorstehe, so entgegnete er ihm: „Es ist wahr, der Tod ist vor uns, aber auch die Schande hinter uns!" Durch diese mißlichen Begebenheiten opferte ihn Ludwig den Ränken seiner Höflinge auf und übertrug ihm, den Zuflüsterungen der Maintenon nachgebend, eine Feldherrnstelle im Elsaß, welche Catinat ungern annahm. Auch hier mißlangen ihm alle seine Operationen, wodurch seinen Feinden Gelegenheit verschafft wurde, ihm den Commandostab zu entwinden und ihn dem

Marschall Villars zu verleihen, dessen Waffen von einem glücklicheren Erfolge begleitet waren. Catinat ertrug mit Ruhe diese Zurücksetzung und verlebte seine letzten Tage zu St.-Gratien, wo er d. 22. Februar 1712 starb. Einen vortrefflichen Charakter besitzend, war er liebreich gegen seine Untergebenen, strenge gegen ihre Ausschweifungen; ein Feind von aller Weichlichkeit und allem Luxus, ein Hofmann, der den Pfad des Rechtes liebte und über dem Vortheil des Vaterlandes das eigene Interesse vergaß. Das Glück ertrug er mit Mäßigung, das Unglück mit Fassung; er war religiös ohne Strenge und aufopfernd für Freund und Feind. Seine Freiheitsliebe ließ ihn unverheirathet. Wegen seines stoischen Gleichmuths und der ruhigen Besonnenheit, die er in allen verwickelten Angelegenheiten kund gab, nannten ihn seine Soldaten den Père de la pensée, und in den Zeiten seines Glanzes belegte ihn der König mit dem Namen: La vertu du couronnée. (S. „Memoires et corréspond. du Maréchal Catinat", von Bernard le Bonuyer de St.-Gervais, 3 Thl.)

Cato der Censor (Marcus Porcius), mit dem Beinamen Priscus, auch Sapiens und Major (der Weise und Aeltere), geb. 232 v. Chr. zu Tusculanum, erbte von seinem Vater, einem Plebejer, ein Gütchen im Lande der Sabiner, das er mit eigenen Händen baute. Er diente im 2. punischen Kriege gegen Carthago, machte, 17 J. alt, unter Fabius Maximus die Belagerung von Capua und 5 J. später von Tarent mit. Nach der Einnahme dieser Stadt wurde er der Freund des Pythagoräers Nearch, der ihn in die erhabenen Lehren der Weisheit einweihte, mit deren Ausübung er schon vertraut war. Nach Beendigung des Krieges kehrte Cato auf sein Landgut zurück. Auf Veranlassung des Valerius Flaccus, welcher in der Nachbarschaft eine Besitzung hatte und die Tugenden und Talente des Jünglings bewunderte, kam Cato nach Rom, wo er als Sachwalter sich durch seine Gelehrsamkeit und strenge Rechtsliebe bald einen großen Ruf erwarb. Dreißig Jahr alt, ging er als Kriegstribun nach Sicilien, ein J. später als Questor nach Afrika, wo er sich durch streuge und sparsame Lebensweise auszeichnete. Nach seiner Rückkehr klagte er den Scipio (vgl. d.) der Verschwendung an, und gewann dadurch, obgleich der Sieger von Zama freigesprochen ward, in der Gunst des Volkes. Er ward hierauf Aedil, um 196 Prätor und zugleich Prokonsul in Sardinien, welches er erobert hatte. Durch humane Behandlung dieser Provinz erwarb er sich hier allgemeines Zutrauen und Hochachtung. Dort lernte er auch von dem Dichter Ennius die griech. Sprache. Endlich ward Cato 193 v. Chr. Consul in Gemeinschaft mit seinem Freunde Valerius Flaccus. Er wirkte für die Aufrechthaltung des Oppischen Gesetzes, welches gegen die übermäßige Kleiderpracht der Frauen eiferte, konnte aber dessen Abschaffung, trotz seiner erheblichen Gründe, nicht verhindern. Gleich darauf ging er nach Spanien ab, welches sich empört hatte. In Catalonien angelangt, übte er das Heer in der Kriegskunst und führte durch sein Beispiel eine strengere Zucht ein. Mehrere Siege erkämpfend und die Provinz aufs neue unterwerfend, feierte er seine Rückkehr nach Rom mit einem glänzenden Triumph. Er legte nun die consularische Toga ab, nahm den Harnisch und folgte dem Sempronius nach Thrazien. In dem Kriege gegen den syrischen König Antiochus besetzte er unter dem Befehl des Consuls Manius Acilius die Gebirgshöhe an dem engen Passe von Thermopylä und entschied so den Ausgang

der Schlacht. Aus dem Munde jedes Griechen hörte man damals die Wunder seiner Tapferkeit ertönen. Er überbrachte die Nachricht dieses 189 v. Chr. erfochtenen Sieges nach Rom. Trotz einer mächtigen Gegenpartei, ward er 182 v. Chr. mit Valerius Flaccus Censor. Als solcher nahm er bedeutende Reformen vor und verwaltete sein Amt mit einer so rücksichtslosen Strenge und Unsträflichkeit der Gesinnung, daß ihm die Klagebeschwerden seiner Feinde, welche, nach Plinius, 44 Mal ihre Stimmen öffentlich gegen ihn erhoben, durchaus nicht schaden konnten. Durch seine Verfügung gegen die überhand nehmende Pracht und Verschwendung machte er sich bei dem Volke so beliebt, daß ihm in dem Tempel der Wohlfahrt eine Statue errichtet wurde. Nach Niederlegung dieser Funktion lebte er bloß den Wissenschaften. Nicht mit Unrecht kann man ihn als die eigentliche Ursache der Zerstörung Carthago's betrachten: denn als Massinissa die Abtretung eines Stücks Landes von Carthago verlangte, wurde Cato, zur Ermittelung und Beseitigung dieser Streitigkeiten, nach Carthago gesandt. Die Carthaginenser verwarfen alle Einmischung, indem Scipio ihr Grenzgebiet fest bestimmt habe, und protestirten vorzüglich gegen das Ansehen des Cato als Schiedsrichter. Cato, hierüber erbittert, lieferte, als er nach Rom kam, eine solche Schilderung von der neu aufblühenden Macht und der Gefährlichkeit dieser Handelsstadt für Rom, daß er, so oft er nur über eine verhandelnde Angelegenheit seine Stimme im Senate gab, sein Votum mit den Worten schloß: „Uebrigens bin ich der Meinung, Carthago müsse zerstört werden.“ Den Sturz Carthago's erlebte er nicht. Er starb im 86. Jahre seines Lebens, 147 v. Chr. Noch in seinem 80. Jahre verheirathete er sich deßhalb mit Salonia, weil einst sein Sohn und seine Schwiegertochter seiner Sklavin, mit welcher er auf vertrautem Fuße lebte, verächtlich begegnet waren. Als ihn sein Sohn fragte, was ihn zu diesem Schritte bewogen habe, antwortete er: „Weil deine Aufführung so weise ist, so will ich mich wieder verehelichen, um noch mehrere so kluge Kinder zu zeugen.“ Die Tugenden des Cato waren mit vielen Fehlern untermischt. Bei der Tapferkeit eines Feldherrn war er ein Staatsmann von nicht minderer Größe, ein vortrefflicher Redner, gewandter Geschichtschreiber und praktisch gebildeter Landökonom. Von den Regungen des Geizes blieb er nicht frei; daher man ihm die Strenge seiner Enthaltsamkeit, welche dem Staate von großem Nutzen war, nicht zu sehr zum Verdienste anrechnen darf. Sein Ehrgeiz war groß, daher ihn wahrscheinlich auch der Neid auf Scipio's errungenen Lorber zu den gehässigen Handlungen gegen die Cornelische Familie antrieb. Von seinen zahlreichen Schriften (Reden über die Kriegskunst, über die Erziehung der Kinder, über die Sitten, Apophthegmata u. a. m.) ist beinahe Alles verloren gegangen. Man bedauert besonders den Verlust der Origines, eines Werks, das die Geschichte Roms enthielt. Fragmente erschienen Paris 1588, Venedig 1568, Paris und Wittenberg 1612 und oft an Ausgaben von Sallust. Nur ein Buch, welches ihm zugeschrieben wird, „de re rustica,“ ist noch vorhanden, und gewöhnlich mit den „Scriptores rei rusticae“ vereint abgedruckt, erste Ausg. Venedig 1472, beste Ausg. von Schneider, Leipz. 1794–97, 4 Bde. (7 Thle.), einzeln Bologna 1604 und Leyden 1590. Plutarch hat sein Leben beschrieben; das des Cornelius Nepos ist nur im Auszuge übrig. Cicero hat ihn in seinem Werke „Cato major seu de senectute“ redend eingeführt.

Cato (Marcus Porcius), Enkel des M. Porcius Cato und Urenkel Cato des Censor's, von dem Orte seines Todes, Utica, Uticensis genannt, wurde 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern ward er mit seinem Bruder Cäpio und seiner Schwester Porcia in dem Hause seines Oheims Livius Drusus erzogen. Schon in seiner Kindheit gab er schöne Proben von der Geradheit, Festigkeit und Unbiegsamkeit seines Charakters. Jede Ungerechtigkeit war ihm verhaßt, und in seinen Knabenspielen rächte er sie auf die empfindlichste Weise. In die Zeiten der Grausamkeiten des Sylla fiel seine Jugend. Einst fragte der 14jährige Knabe seinen Lehrer Sarpedon, warum noch Niemand diesen Tyrannen ermordet habe? „Weil ihn die Römer mehr hassen als fürchten", war die Antwort. Hierauf rief Cato: „Warum gabst Du mir, statt Deiner Lehre, nicht einen Dolch, um diesen Verbrecher aus dem Wege zu schaffen?" — Schwer war seine Fassungsgabe und nur mit Mühe begriff er die Wissenschaften und Künste. Sein unermüdlicher Fleiß ersetzte ihm aber Das, worin ihn die Natur vernachlässigt; und hatte er irgend ein Studium einmal gefaßt, so war es auch wie in einen Marmor gegraben. Antipater von Tyrus machte ihn mit der stoischen Philosophie bekannt; den Lehren dieser Sekte blieb er denn auch bis zu seinem Tode getreu. Die Cardinaltugenden der Stoa, Gerechtigkeit, Weisheit, Besonnenheit und Muth, machte er zu einem Eigenthum seines Charakters, ohne dadurch die Empfindungen der zärtlichsten Freundschaft in seiner Seele zu ertödten. Seine Beredtsamkeit zeigte er zum ersten Male in einer Rechtsangelegenheit seines Urgroßvaters, als die Tribunen eine ihm zustehende Basilica niederreißen wollten, so zu seinem Ruhme, daß das Urtheil zu seinen Gunsten ausfiel und ihm der ungetheilteste Beifall des Volks ward. Unter Cäpio machte er seinen ersten Feldzug gegen den Empörer der Sclaven, Spartacus, als ein Freiwilliger und gemeiner Krieger. Bald darauf führte er 1000 Mann zu Fuß als Kriegs-Tribun nach Macedonien, mit welchen er von da nach Asien überging, wo er den Philosophen Athenodor in die Zahl seines Gefolges aufnahm. Wegen seiner einfachen Kleidung und streng stoischen Lebensart wurde er hier anfangs vernachläßigt. Er übersah diese Geringschätzung mit eben dem Gleichmuthe, womit er die Ehrenbezeugungen des Pompejus und Dejotars aufnahm. Nach glorreicher Beendigung dieser Sendung wurde er in Rom Quästor. Die unnachsichtliche Strenge und Sorgfalt, die er der Verwaltung dieses ehrenvollen Amtes widmete, erwarben ihm die Liebe und das Vertrauen aller edeldenkenden Römer. Die Creaturen des Sylla, welche aus dem Aerar deßhalb waren belohnt worden, weil sie mehrere Proskribirten ermordet hatten, zwang er öffentlich vor den Gerichtsschranken zur Herausgabe dieses Blutgeldes. Um gegen die verderblichen Anschläge des Metelles Nepos gegen das gemeine Beste eine kräftige Opposition zu bilden, bewarb er sich um das Volkstribunat und wurde mit ihm zugleich gewählt. Als die Catilinarische Verschwörung (s. Catilina) den Staat in seinen Grundfesten zu erschüttern drohte, widersetzte er sich in einer glühenden Rede den gelinden Vorschlägen des Julius Cäsar und stimmte mit der Gewaltfülle einer beredten Römerseele auf die Ermordung der Verschwornen. Mit grenzenloser Standhaftigkeit widersetzte er sich dem Vorschlage des Metellus, das Heer des Pompejus aus Asien nach Rom zu berufen. Mit der edelsten Selbstverleugnung, ja mit der Gefahr seines eigenen Lebens verwarf er standhaft die An-

träge Julius Cäsars, die campanischen Ländereien unter die ärmere Bürgerklasse zu vertheilen. Noch als Cäsar ihn zur Haft führen ließ, brach sein glühender Eifer in Nichtigkeitsgründe gegen den Gesetzvorschlag Cäsars aus. Er enthüllte die ehrgeizigen Plane des Pompejus, und jede Gelegenheit war ihm willkommen, sie zu beschränken oder für den Augenblick wenigstens zu vernichten. Die Verbündeten Crassus, Pompejus und Cäsar, deren herrisches Wesen sich mit der Nähe des Biedermannes Cato nicht vertrug, suchten ihn zu entfernen. Durch den Volkstribun P. Clodius wurde der Antrag gemacht, ihn nach Cypern zu schicken, um die Besitzungen des Königs Ptolemäus einzuziehen. So sehr die geheimen Triebfedern dieser Entfernung Cato nur zu sehr in die Augen sprangen, so durfte er sich doch dem Vorzuge des allgemeinen Volkswillens nicht widersetzen. Diese Sendung vollendete er aber mit einer solchen Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit, vorzüglich bei der käuflichen Ablassung des königl. Schatzes, daß er durch die Ablieferung jener Reichthümer an die röm. Schatzkammer selbst seine Feinde in Verwunderung setzte und sich seine Freunde darüber beschwerten, daß er ihnen auch nicht die geringste Summe von jenen bedeutenden Gütern habe zukommen lassen. Nach seiner Wiederankunft in Rom bot man ihm für diese Redlichkeit und Treue allerlei Belohnungen an. Cato wies sie aber alle von sich und erwiederte die Dankbarkeit des erfreuten Volkes durch neues Verdienst. Sein Kampf gegen das Tribonianische Gesetz, das die Herrschaft des Crassus begünstigte, zog ihm nochmals eine Gefängnißstrafe zu, von der ihn aber die ungestüme Bewegung des zornerfüllten Volkes befreite. Da er sah, daß alle seine Bemühungen gegen das Vorhaben des Cäsar und Pompejus vergeblich waren, so trat er auf die Seite des Letztern, weil seine Sache ihm die gerechtere dünkte. Er befand sich gerade in der Eigenschaft eines Proprätors in Sizilien, als jener verderbliche Bürgerkrieg zwischen jenen beiden Parteien ausbrach. Auf die Nachricht, daß ein Unterfeldherr des Cäsar, Scribonius Cicero, in Sizilien gelandet sey, eilte er in das Lager des Pompejus nach Dyrrachium und ließ sich zum Zeichen seines Schmerzes über das bevorstehende unglückliche Ereigniß seines Vaterlandes Haar und Bart wachsen. Pompejus siegte, verfolgte seinen Feind bis nach Thessalien und ließ den Cato mit 15 Cohorten zur Bewachung des Lagers zurück. Der pharsalischen Schlacht konnte er deßhalb nicht beiwohnen. Nach dem Siege des Cäsar begab er sich mit einer Anzahl Mannschaft nach Corcyra. Von Sextus, dem jüngsten Sohne des Pompejus, von dem traurigen Ende seines Vaters benachrichtigt, beschloß er seinen Marsch nach Afrika zu richten. Der Schwiegervater des Pompejus, Scipio Metellus, stand noch in Mauritanien. Um die Vereinigung mit ihm zu bewirken, nahm er den beschwerlichen Weg durch die Sandwüsten und langte nach unsäglichen Qualen endlich in Utica an, wo das Heer des Scipio und des Appius Varus das seinige verstärkte. Die ihm dargebotene Würde des Oberbefehlshabers lehnte er ab und übergab sie dem Proconsul Scipio, mit dem wohlbedachten Rathe, den Krieg in die Länge zu ziehen, und sich durchaus in keine entscheidende Schlacht mit Cäsar einzulassen. Aus unzeitiger Voreiligkeit wagte aber Scipio die Schlacht bei Thapsus, deren nachtheiliges Resultat ganz Afrika, mit Ausnahme von Utica, unter Cäsars Herrschaft brachte. Von den Feldherren dieses unglücklichen Treffens hatten sich Petrejus und Juba getödtet; Scipio war auf seiner

Flucht in die Hände der Feinde gefallen; Cato war der einzige noch übrige. Er schloß sich mit den Ueberresten des Heeres in die Stadt Utica ein, bildete aus deren Bürgern einen Senat und legte ihm die Frage zur Entscheidung vor, was für die Sache der Freiheit in dieser bedenklichen Lage zu thun sey. Der Entschluß, sie auf das Hartnäckigste zu vertheidigen, erkaltete bald in der Sklavenseele der Einwohner. Er entließ daher seine Freunde und bat sie, sich zur See zu retten oder der Gnade des Siegers sich zu ergeben. Sein Entschluß aber war der, mit Brutus in den elyseischen Hainen zusammenzutreffen. Er hielt wie gewöhnlich sein Abendessen, wozu er den stoischen Philosophen Apollonides und den Peripatetiker Demetrius einlud. In Disputen und Controversen mit diesen Weltweisen ließ sich der Gedanke, daß er auf seine Selbstentleibung bedacht sey, nicht verkennen. Ein ungewöhnlich zärtlicher und rührender Abschied bestärkte diesen Verdacht. Sein Sohn beraubte ihn heimlich seines Schwertes. In seiner Schlafkammer angelangt, las Cato Platons Gespräch von der Unsterblichkeit. Berauscht von diesen herrlichen Ideen, suchte er sein Schwert. Da er es nicht fand, rief er einem Sklaven und setzte ihn zur Rede, wo sein Schwert hingekommen sey. Auf dessen Schweigen vertiefte er sich wieder in die Lektüre des Phädon. Nachdem er sie beendet und ihm noch immer Niemand sein Schwert gebracht hatte, ließ er seine Sklaven vor sich kommen und befahl mit gebieterischer Stimme die Herbeischaffung seines Schwertes. Sein Sohn trat ein und bat ihn auf das Dringendste, sein Vorhaben zu ändern. Cato gab ihm mit finsterer Miene einen Verweis und empfing sein Schwert. Er nahm es in die Hand und rief mit heiterer Seelenruhe: „Nun bin ich wieder mein eigener Herr!" Nochmals las er zweimal den Phädon durch und fiel in Schlummer. Hiervon erwacht, berief er gegen Mitternacht seine beiden Freigelassenen, den Arzt Cleanthes und Butas. Den Letztern schickte er nach dem Meere, um zu sehen, ob seine Freunde abgereist seyen. Nach erwünschter Botschaft legte er sich wieder nieder und schlief bis zum Anbruch des neuen Tages. Da ergriff er sein Schwert und stieß sich's in die Brust. Seine Kräfte verließen ihn; ermattet sank er auf sein Bett nieder und stieß in seinem Falle einen Tisch voll geometrischer Geräthschaften um. Seine Sklaven stürzten auf dieses Geräusch in die Stube. Bewußtlos und in seinem Blute schwimmend, lag hier der edle Republikaner. Butas fand seine Gedärme unverletzt und machte einen Versuch, sie in ihre naturgemäße Lage zurückzubringen. Cato erwachte aber kaum von seiner Betäubung, als er den Verband losriß und seinen Geist unter dem Wehklagen seines Sohnes und seiner Freunde (44 vor Chr.) aushauchte. Cäsar rief bei der Nachricht seines Todes aus: „Ich beneide Cato den Ruhm eines so ehrenvollen Todes, weil er mir den Ruhm mißgönnte, sein Leben zu erhalten." Die Bewohner von Utica bestatteten Cato's Leiche prachtvoll und errichteten ihm ein Denkmal.

Cats (Jakob), geboren zu Brouwershaven auf Seeland, 1577, nimmt einen der ersten Plätze unter den Schöpfern der holländischen Sprache und Poesie ein. Wenige Dichter sind fruchtbarer gewesen. Bis in sein hohes Alter übte er sein anmuthiges Talent für die Poesie. Er war, nachdem er seine Studien zu Leyden beendigt hatte, nach Orleans gegangen und hatte dort die Doktorwürde angenommen. Den Lehrstuhl, den die Universität Leyden ihm antrug, schlug er aus. Dagegen ver-

waltete er in den schwierigsten Zeiten die wichtigsten Aemter. 1627 und 1631 ging er als Gesandter nach England; 1636 und 1651 war er Groß-Pensionär von Holland. Cats ist in seiner Poesie wesentlich von seinen Zeitgenossen und Nebenbuhlern, Hooft und Vondel, unterschieden. Naivetät, Einfachheit, Gutmüthigkeit, Gemeinfaßlichkeit charakterisiren ihn vorzüglich, und nicht unpassend hat man ihn den holländischen Lafontaine genannt. Man hat an ihm eine zu große Fülle von Ausdrücken und Bildern, Wiederholungen und eine gewisse Einförmigkeit der Verse getadelt, aber wie viele schöne Eigenschaften wiegen diese Mängel auf! Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Styls, eine blühende und fruchtbare Phantasie, eine Moral, die leicht und anspruchlos Geist und Herz gewinnt. Und doch war dieser Dichter, der so lange Zeit allgemein gelesen und bewundert wurde, in Vergessenheit gesunken, aus welcher er erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bilderdyk und Feith erweckt worden ist, die seine Werke neu herausgegeben haben. Diese bestehen aus Sinnbildern und Allegorien nach dem Lebensverhältnisse; aus Fabeln, Liedern, Idyllen u. s. w. Er starb auf seinem Landgute zu Zorgvliet, 1660, in einem Alter von 83 Jahren.

Cattaro, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (26½ QM. mit 30.500 Ew. in 142 Ortsch.) im Königreich Dalmatien (vgl. d.) des östreich. Kaiserstaats, mit starken Mauern und dem Fort Giovanne auf einem Berge, an dem von ihr benannten Meerbusen (bocche di Cattaro.) Sie ist von hohen Bergen umgeben, so daß sie im Winter die Sonne nur wenige Stunden sieht. Die Ew. der Stadt (2500, n. A. 4000) und des Gebiets sind Morlachen und Montenegriner, meist griech. und kathol. Confession und reden Slawisch und Italienisch. Cattaro ist der Sitz eines kathol. Bischofs und nährt sich von der Seefahrt, Handel mit Landeserzeugnissen und der Fischerei. Cattaro unterwarf sich 1420, aus Furcht vor den Türken, den Venetianern. 1797 kam es durch den Frieden von Campo Formio an Oestreich, 1805 durch den Frieden von Schönbrunn an das Königreich Italien, 1810 zu Illyrien, 1814 durch den pariser Frieden an Oestreich. Durch seinen Golf, seinen schönen Hafen und als Festung wichtig, auch wegen des Einflusses auf den Handel der unabhängigen Montenegriner von großem Werth, ward Cattaro 1806, noch bevor es den Franzosen übergeben werden konnte, dem östreich. General Prady von den Russen durch List abgenommen. Die Franzosen behielten dafür Braunau besetzt, bis es die Russen den Erstern zurückgaben.

Catten, eins der berühmtesten und tapfersten Völker Germaniens, grenzten gegen Süden an die decumatischen Felder, gegen Norden an den nordwestlichen Theil des Thüringer-Waldes, an den Spessart mit der Fortsetzung der Berge, welche von der Westseite der fränk. Saale bis zum Thüringer-Walde gehen, und endlich an die fränk. Saale. Gegen Norden grenzten sie beim Ursprung der Weser an die Cauchen, gegen Westen an die Teukterer. Sie hatten also das Land inne, das heutzutage Hessen, Fulda, Hanau, Isenburg und ein beträchtliches Stück von Franken bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der nassauischen Länder, den östlichen Theil von Westfalen und reichten bis an den Rhein und Main. Cäsar lernte sie zuerst unter dem Heere des Arioviſt bei ihrem Einfall in Gallien kennen. Drusus ward ihr Freund

dadurch, daß er ihre Feinde, die Cherusker, angriff. Eine Beschränkung ihrer Freiheit fürchtend, zogen sie sich von den Ufern des Rheins zurück. Durch mehrere Neckereien machten sie sich den Drusus zum Feind, welcher sie schlug, ohne sie zu besiegen, und seinen Streifzug gegen die Tapfern bis zur Weser und Elbe mit seinem Leben bezahlen mußte. Germanicus richtete wenig gegen sie aus. Nach mehreren Einfällen in die decumatischen Felder wurde ihre Größe fühlbar. Sie schwächten durch ihre Streifereien die Cherusker, bemächtigten sich ihres Landes und nöthigten die mit den Cheruskern verbündeten Völker, die Marvinger, Turonen, Mattiaci, Danduti und Tubanten, mit ihnen in ein Bündniß zu treten. Mit Trajan hatten sie mehrmalen Händel, fielen unter Marc Aurel in Rhätien und Gallien ein und wurden in der Folge von Didius Julianus geschlagen. Zum letzten Male treten sie in der Geschichte (392 n. Chr.) unter dem Franken- und Catten-Anführer Markomer auf. Seit dieser Zeit kennen wir sie in Verbindung mit den Franken unter dem Namen Hassi oder Hessi. Ackerbau und Krieg liebten sie gleich sehr. Aus den hundert Gauen, in welche ihr Land eingetheilt war, mußten aus jedem jährlich 1000 M. ins Feld ziehen, die Uebrigen aber die Ländereien bearbeiten, und so wechselten die Zurückgebliebenen mit den Heimkehrenden ab. Ihr Handel bestand in der Ausfuhr eroberter Sachen und Waaren. Ihre Nahrung war Milch, Käse und Wildpret, dann Feldfrüchte; ihre Kleidung machten sie sich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, sondern die Fürsten, welche aber nicht souverän waren und jährlich Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter ihre Familien aus. Die Hauptkriegsmacht der Catten bestand in dem Gebrauch des vortrefflich disciplinirten Fußvolks. Im Gefechte sprangen sie von den Pferden und kämpften zwischen den Reutern zu Fuß. Wie Tacitus erzählt, war ihr Körper abgehärtet; sie hatten feste Gliedmaßen, einen drohenden Blick, lebhaften Geist, viel Kunstgeschick und Ueberlegung. Die Mannbaren schoren sich nicht eher das Haupt- und Barthaar, bis sie einen Feind erlegt hatten.

Cattun, auch Cotton, ein baumwollenes Zeuch, das zur Bekleidung der Frauen und zu vielfachen häuslichen Zwecken verwendet wird. Es wurde ursprünglich uns bloß aus Ostindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. zugeführt, jetzt wird der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs von den Völkern des Festlandes selbst verfertigt. Die Franzosen und die Schweizer zeichnen sich darin durch die feinste Waare aus. Ihnen folgen die Engländer, diesen die Sachsen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten, seit Beckers Unternehmungsgeist sich ganz auf die Verschönerung und Vervielfältigung des Cattundrucks wandte, große Partien auf die deutschen Messen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muster und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Cattunen in Betracht. Auch hier findet wieder dieselbe Stufenleiter statt, die oben in der Güte angegeben ist. Von einzelnen Städten in Deutschland zeichnen sich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung sehr schöner Waare aus. Hochverdient um die Cattundruckerei in Frankreich machte sich **Oberkampf** (s. d.) zu Jouy.

Catullus (Cajus Valerius), einer der vorzüglichsten römischen Lyriker, geb. 86 v. Chr. zu Verona (n. A. zu Sirmium, einer kleinen

Stadt auf einer Halbinsel des Sees Benacus [Lago di Garda]) von vornehmen Eltern, kam durch seinen Freund Manlius früh nach Rom, wo er durch die Anmuth seines Geistes sich unter den größten Männern viele Freunde erwarb; z. B. Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung seiner Gedichte widmete. Munter und muthwillig, war er ein Freund von Reisen und Vergnügungen. Die gewöhnliche Meinung ist, daß er 48 J. v. Chr. gestorben ist. Catullus fesselt durch Gefühl und gefällige naive Darstellung und zeichnet sich durch den, in einem Zeitalter, wo die römische Prosa ihre Vollendung erreicht hatte, überraschenden „Rost des Alterthums" aus. Wahrscheinlich ist ein Theil seiner Poesien gar nicht auf uns gekommen. Als Elegiker bildete er mit Wahrheit der Empfindung, doch von seines Musters alexandrinischem Putz verleitet, nicht ohne kalte, matte prosaische Stellen, des Kallimachos Dichtungen nach; als Lyriker sang er nur wenige erotische Tändeleien selbstständig; seine übrigen leichten Oden, naiven Lieder und Epigramme sind aus dem Griechischen übersetzt, oder doch, geist- und geschmackvoll, griech. Originalen nachgeahmt. Im Heldengedicht brach er unter den Römern die Bahn durch seine schöne Episode von der Ariadne, die aber doch sehr den Nachahmer der Alexandriner verräth. Ein Vorwurf, den mehrere Gedichte Catull's trifft, ist die Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit. Vorzüglich gute Ausg. seiner Werke besitzen wir von Volpi (Padua 1737) und Fr. W. Döring (Leipzig 1788—90, 2 Bde.). Außerdem in den meisten Ausg. von Tibull und Properz. Die vorzüglichsten Poesien Catull's, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia und die reizende Nänie bei dem Tode derselben gehören, hat Ramler übersetzt (Halberst. 1810).

Caudinische Pässe, s. Avellino.

Caulaincourt (A. A. L. de), s. Vicenza.

Causae majores, die Angelegenheiten und Streitigkeiten der Katholiken, deren alleinige Besorgung und Entscheidung sich, nach dem neuen kanonischen Recht, der Papst, als Ausfluß seines alleinigen Hoheitsrechtes als einziger Oberherr und Oberrichter der katholischen Kirche vorbehalten und zugeeignet hat. (Vgl. Papst.)

Causalität (v. lat., Philos.). Wenn zwei Dinge in dem Verhältniß von Ursachen und Wirkungen zu einander stehen, d. h. also in dem Verhältniß, daß das zweite (die Wirkung) in seiner Folge auf das erste (die Ursache) als durch dieses bestimmt gedacht werden muß (s. Ursache), so wird dann das Verhältniß der Ursache zur Wirkung Causalität (Ursachlichkeit) genannt, sowie das Verhältniß der Wirkung zur Ursache Dependenz (Abhängigkeit). Causalität kann daher auch als die Eigenschaft oder das Verhältniß erklärt werden, nach dem durch etwas, welches wir Ursache nennen, etwas Anderes, nämlich die Wirkung oder Folge, mit Nothwendigkeit gesetzt werden muß oder bestimmt ist. Uebrigens leugnete Fichte das zeitliche Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung; nicht die Ursache als solche, sondern als Substanz, welche der Causalität zugeschrieben wird, sey der Zeit nach eher, als die Wirkung. Einige betrachten das Verhältniß der Causalität als ein Verhältniß des Ganzen zu seinen innern Theilen und nehmen ebenfalls eine von Zeitbestimmung unabhängige Causalität an.

Cautel (jur.), eine Vorsichtsmaßregel, Bedingung in Contrakten u.

dgl., um möglichen Schaden von sich abzuwenden und den andern Theil so fest als möglich zu binden, oft auch eine nicht sehr rühmliche List zu diesem Zwecke. — Cautelarjurisprudenz, ein auf dergleichen Vorsichtsmaßregeln gerichtetes juristisches Studium; ist bei dem jetzigen Stande und Betriebe der Jurisprudenz von der größten Wichtigkeit.

Cauterium, ein Eisen, um angefressene Knochen damit auszubrennen; Brenn- oder Aetzmittel, Fontanell. — Cauterisiren, mit glühenden Eisen brennen: Fontanell setzen.

Caution, s. Bürgschaft.

Cavaillon, Stadt an der Durance, im franz. Dep. Vaucluse, Bez. Avignon; 1309 H. 5750 Einw. Seidenbau, Seidenzwirnmühlen, Handel mit Obst, Seide und Olivenöl; in der Nähe ein römischer Triumphbogen.

Cavalcade (v. lat.), 1) ein feierlicher und prächtiger Aufzug zu Pferde; 2) im Scherz jede Reiterei, die ein komisches Ende nimmt oder sonst lächerlich ist.

Cavallier (Katze, Reiter, Fortif.), ein erhöhetes Werk auf den Bastions oder Courtinen einer Festung, zu Batterien für das schwerste Geschütz bestimmt. Solche C. werden erbaut, um einen Punkt außerhalb der Festung zu überhöhen, auch um einem vorliegenden Werke eine größere Vertheidigung zu verschaffen, und um gegen die enfilirenden Schüsse zu schützen, und sind in dieser Beziehung von Nutzen. Auf den Bastions sind sie zuweilen von dem Wallgange durch einen Graben abgesondert und bilden Abschnitte. Zuweilen sind sie casemattirt.

Cavaletta (Cabaletta, aber wohl unrichtig) bezeichnet in der heutigen italienischen Opernmusik ein gefälliges hüpfendes Thema in der Arie oder Cavatine, welches gewöhnlich in dem letzten Theile derselben, im $\frac{2}{4}$ Takt eintritt. Bei Rossini macht diese Cavalletta, welcher gewöhnlich ein oder zwei Takte vorhergehen, in welchen nur der Accord (gewöhnlich staccato) von den Saiteninstrumenten angegeben wird, einen Hauptreiz seiner Cavatinen aus.

Cavanilles (Antonio Joseph), geb. 1745 zu Valencia in Spanien, studirte auf der dasigen Universität Philosophie und Theologie und trat hierauf in den geistlichen Stand. Er war es vorzüglich, der die Liebe zum mathematischen Studium unter den Spaniern wieder anfachte. Zu Murcia lehrte er eine Zeitlang die Philosophie mit außerordentlichem Beifall; übernahm alsdann die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, Gesandter zu Paris, reisete 1777 mit ihnen dahin und verweilte 12 Jahre in dieser Hauptst., wo er mehrere Zweige der Wissenschaften, vorzüglich aber die Botanik, studirte. Zu den Erstlingen seiner gelehrten Arbeiten gehören seine „Bemerkungen über den Artikel Spanien in der neuen Encyclopädie", die zu Paris 1785 erschienen. Ein echter Patriotismus athmet fast aus jeder Stelle, und mit großer Sachkenntniß widerlegt er darin die dort gewagten und falschen Behauptungen. 1795 fing er sein großes botanisches Werk an, unter dem Titel: „Monadelphiae classis dissertationes decem" (Paris 1785—89; Madrid 1790 4.), mit 297 Kupfern, zu welchen er selbst die Zeichnungen geliefert hatte. Dieses Werk hat die Bewunderung der Botaniker mit Recht verdient. Nach seiner Rückkunft in sein Vaterland beschäftigte Cavanilles sich mit dem trefflichen Werke: „Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt, aut in hortis hospitantur" (Madrid

1791—99. 6 Bde. Fol.). Durch dieses mit 601 Kpf. geschmückte Werk wird die Botanik durch eine große Menge neuer Gattungen und eine noch größere Menge von Arten, theils aus Spanien, theils aus Amerika, Indien und Neuholland, bereichert. Mit dieser Arbeit beschäftigt, erhielt er von der Regierung den Auftrag, eine botanische Reise durch Spanien zu unternehmen, um die Pflanzen dieses Landes zu untersuchen. Aber nicht allein bei dem Pflanzenreiche blieb dieser große Forscher stehen, sondern er stellte auch Beobachtungen über die Mineralogie, über die Geographie und über den Ackerbau der Provinz Valencia, die er nun ganz bereiset hatte, an. Dieses Werk erschien auf Kosten des Königs: „Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion etc. del reyno de Valencia" (Madrid 1795—97. 2 Bd. Fol.), mit Kupfern nach den Zeichnungen des Verfassers. Ueberall sieht man hier den tiefen Beobachter, den gelehrten Physiker und den eifrigen Patrioten. Er beschäftigte sich gerade mit der Herausgabe eines „Hortu regius Madritensis", als der Tod ihn 1804 zu Madrid aus seinem ruhmvollen Wirkungskreise riß. Unstreitig gehört Cavanilles zu den größten Botanikern, die Spanien hervorgebracht hat, sowie er fast in allen Fächern der Wissenschaften neben den gelehrtesten Männern dieses Landes genannt werden kann. Sein unermüdetes Streben, die Wissenschaften zu bereichern und ihnen Freunde zu erwerben, dauerte ununterbrochen bis zu seinem letzten Athemzuge fort. Auch das Ausland hat sein Andenken vielfach geehrt; der Schwede Thunberg nannte ihm zu Ehren ein Pflanzengeschlecht Cavanilla.

Cavatine (cavate, ital. Musik), 1) eine kleine Arie von nur einem nicht wiederholt werdenden Theil, und ohne Coloraturen. Ihr geht zuweilen ein Recitativ vorher, dessen Hauptgedanken sie dann concentrirt wiederholt. Sie ist der einfache kunstlose Ausdruck nur einer Empfindung. 2) Sonst eine Opernarie, deren Sänger nach derselben noch auf der Bühne blieb.

Cavedone (Jakob), geb. zu Sassuolo im Herzogthum Modena 1577 (1580); jung aus dem väterlichen Hause vertrieben, sah er sich genöthigt, seinen Unterhalt im Hause eines Edelmanns zu suchen, der ihn in seine Dienste nahm, und hier copirte er mit der Feder einige Gemälde, welche H. Carracci zu sehen bekam, der den jungen Mann anfeuerte, mit Rath und That unterstützte und zuletzt in seine Schule nahm. Hier machte Cavedone die größten Fortschritte, ging dann nach Venedig, um Titians Colorit zu studiren, und suchte Correggio's sanfte Anmuth und schöne Manier sich eigen zu machen. Zurückgekommen erregten seine Schildereien große Bewunderung und er ward der Stolz der bolognesischen Schule. Das Unglück verfolgte ihn aber mannigfaltig und schlug die Kräfte seines Geistes nieder, so daß er selbst zuletzt lieber von Almosenbetteln, als durch Herabwürdigung seiner Kunst leben wollte, und so zu Bologna 1660 st. Zusammensetzung, Natur, Drapperie, Alles ist bei ihm schön, nur die Farbe etwas röthlich. Seine besten Gemälde: der heilige Petronius, der sterbende Benediktus, eine schlafende Venus, eine sitzende Jungfrau.

Cavendish (Henry), zweiter Sohn des Herzogs von Devonshire, wurde 1733 geboren. Statt nach Staatsämtern, wozu ihn seine hohe Geburt berechtigte, zu streben, widmete er sich mit ganzer Seele den Wissenschaften und erwarb sich einen glänzenden Namen unter den Ge-

lehrten, die in der neuern Zeit zur Vervollkommnung der Chemie das Meiste beigetragen haben. Er hat zuerst die besondern Eigenthümlichkeiten des Wasserstoffes analysirt und die Eigenschaften angegeben, welche dasselbe von der atmosphärischen Luft unterscheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zusammensetzung und den Bestandtheilen des Wassers. Auf diesem Wege des Forschungsgeistes bereicherte er die Chemie noch vielfach durch neue Entdeckungen. In der Physik und der höhern Geometrie besaß Cavendish ebenfalls gründliche Kenntnisse. Die königl. Gesellschaft zu London nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf und das franz. Nationalinstitut wählte ihn zu einem seiner 8 auswärtigen Mitglieder. Cavendish war unstreitig zu seiner Zeit der Reichste unter den Gelehrten und der Gelehrteste unter den Reichen. Sein reicher Oheim war 1773 gestorben und hatte ihn zum Universalerben seines großen Vermögens eingesetzt. Allein dieser Glückswechsel änderte nicht nur nichts in seinem festgesetzten Lebensplan, sondern diente ihm vielmehr als Mittel, seinem Ziele desto eifriger nachzustreben. Er war ein wahrer Mäcen der Wissenschaften und für alle ihre Verehrer, wie denn auch seine große, ausgewählte Bibliothek den Gelehrten immer zur Benutzung offen stand. Als er 1810 zu London starb, hinterließ er, ungeachtet seiner großen Freigebigkeit gegen Gelehrte und besonders gegen Hausarme, ein Vermögen von mehr als 7 Mill. Thalern, welche er denjenigen unter seinen Verwandten vermachte, die das Glück am Wenigsten bedacht hatte. Seine Schriften bestehen in Abhandlungen, welche in den „Philosophical transactions" befindlich sind. Scharfsinn und tiefe Sachkenntniß leuchten aus allen hervor.

Cavore, sardinische Stadt in der piemontesischen Provinz Pignerolo; 5700 Ew. Marmorbrüche, Seidenzeuch- und Leinwandweben, Lederfabriken, Handel. Auf dem Hügel dabei war sonst die Stadt Laburrum.

Caramarca (Geogr.), 1) Provinz des Staats Peru; hat 46.000 Ew. 2) Hauptstadt desselben; hat 7200 Ew. und die Ruinen eines Pallastes der Incas, wo der letzte, Atahualpa, zum Tode geführt ward; noch sieht man die Bäder der Incas. In der Nähe die reiche Silbermine Gyalgacok.

Caratombo, eine Provinz des Staats Peru, mit 16.850 Einw.; die gleichnamige Hauptstadt hat 6000 Einw., Silbergruben (jährlich 8000 Mark), Handel mit Soda und Wolle.

Carton (William), geb. in der Grafschaft Kent 1410, erlernte in seiner Jugend die Handlung, worin er sich so auszeichnete, daß der Verein der Londoner Kaufleute ihn als ihren Faktor nach Holland und Flandern schickte. Er war auch unter den Deputirten, welche von dem Könige Eduard IV. 1464 den Auftrag erhielten, mit Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, den Commerztraktat zu schließen. Auf Ersuchen der Gemahlin Karls des Kühnen, Margaretha von York, übernahm er die Uebersetzung einer damals beliebten Sagensammlung von Capellan Raoul Lefevre, welche den Titel führte: „Recueil des histoires de Troyes," ins Englische. Er besorgte selbst den Druck, welchen er zu Köln 1471 beendete. Es war dieß das erste in englischer Sprache gedruckte Buch und dieser erste Versuch hatte ihn für die Buchdruckerkunst so lieb gewonnen, daß er sich hinfort ganz dieser Beschäftigung widmete. Mit einem vollständigen Druckapparate begab er sich von Köln nach London, wo er in der Westminsterabtei eine eigene Officin, die erste in Eng-

land, errichtete; und 1474 erschien aus derselben das erste Buch, was in England gedruckt ist: „The game end playe of the chesse.“ Von jetzt an wirkte Carton als Drucker und Uebersetzer unermüdet, bis er 1491 starb. Wie sehr er sich auch um die Ausbreitung der Buchdrukkerkunst in seinem Vaterlande verdient gemacht hat, so steht er doch andern Druckern seiner Zeit weit nach. Sein Papier und Druckschärze sind zwar gut, doch seine gothischen Typen sind geschmacklos, entstellt und verzogen durch die vielen Schnörkel und die widersinnigen Holzschnitte, womit er seine gedruckten Werke noch mehr entstellt hat. Auf Pergament hat er, so viel uns bekannt ist, nichts Gedrucktes geliefert. Die Engländer sehen ihn als den Erfinder ihrer Buchdruckerkunst an; wie sehr man aber in England Cartons gedruckte Werke schätzt, leuchtet aus dem Eifer hervor, womit man diese an sich zu bringen sucht; denn der Herzog von Devonshire kaufte in der Norburghe'schen Auktion ein mangelhaftes Exemplar von Cartons Uebersetzung des „Recueil des histoires de Troyes“ für die Summe von 1000 Guineen.

Cayenne, s. Guiana.

Cayennepfeffer (lat. cayennense piper), ein starkes beißendes Gewürz, das vornehmlich in Amerika, doch in neuerer Zeit auch in Europa zum Würzen von Speisen gebraucht wird. Es wird in London aus dem reifen Samen von capsium baccatum bereitet und mit Weizenmehl und Gäscht zu einer Art Kuchen gebacken; die zwiebackartige Masse wird dann gepulvert und gesiebt. Man hat die Tinktur und den Aufguß von ihm auch unterschiedlich zum Arzneigebrauch, als ein stark reizendes Mittel empfohlen.

Caylus, 1) (Marthe Marguerite de Villette, Marquise de), geb. zu Aubigné, Enkelin von Artemisia d'Aubigné, Tante der Maintenon; berühmt durch Schönheit und das kleine, aber interessante Werk: „Mes souvenirs“, Amsterdam 1770, u. Aufl. 1804 und 1806, 18. 2) (Anne Claude Philippe de Tubières, de Grimoard &c. Graf von), Sohn der Vorigen, geb. zu Paris den 31. Okt. 1692, wo sein Vater Generallieutenant war. Frühe trat er in den Militärstand und machte seinen ersten Feldzug 1709 unter den Mousquetaires. 1711 that er an der Spitze eines Dragoner-Regiments in Catalonien manche Großthat und erwarb sich bei der Belagerung von Freiburg (1713) einen rühmlichen Namen. Nach dem Frieden von Rastadt machte er eine Reise nach Italien, um dort die plastischen Denkmäler des Alterthums kennen zu lernen. 1715 schloß er sich an Bonac bei dessen Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel an und besuchte von Smyrna aus die denkwürdigen Städte von Hellas, die Ruinen von Ephesus, Kolophon, die Ueberreste des Dianentempels und des am Meere gelegenen, von Reisebeschreibern so oft erwähnten Theaters. Nachdem er einige Monate in Konstantinopel verweilte, begab sich Caylus nach Adrianopel an den Hof des Großherrn. Die Pest, welche gerade damals ausgebrochen war, und eine namenlose Zahl von Menschen hinraffte, konnte seine Wißbegierde nicht abschrecken, die Dardanellen zu befahren, die von Homer besungenen Ufer zu besuchen und die Ruinen des ehrwürdigen Iliums zu durchwandern. 1717 kehrte er nach Frankreich zurück und widmete seine ganze Thätigkeit der Musik, Malerei und Kupferstecherkunst. 1731 schrieb er sein prächtiges Werk: „Vie des plus fameux peintres et sculpteurs etc.“ 2 Bde Fol., worin er kostbare Kupfer und eine Beschreibung seiner Antikensammlung

lieferte. Hierauf ernannte ihn die königl. Akademie der Malerei und ein Jahr nachher die der Inschriften zu ihrem Ehrenmitgliede. Er beschäftigte sich mit Untersuchungen über die Einbalsamirung der ägyptischen Mumien, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mausolus, über die enkaustische Malerei der Alten, über die Kunst, die Farben dem Marmor einzuverleiben, das Kupfer zu härten, schöne Zierrathen aus buntfarbigem Glase zu bereiten, sowie über die Mittel der Hebelkraft, wodurch die Aegypter die kolossalen Steinmassen einstens bewegten. Stets emsig in seinen Forschungen, bereicherte er alle Theile der Alterthumskunde mit wichtigen Aufschlüssen und Erfindungen. Sein Werk über die ägyptischen, etruskischen, griechischen, römischen und gallischen Antiquitäten (Paris, 7 Bd. 4.) ertheilt dem Kunstfreunde lehrreiche Mittheilungen über dieses dunkle Fach der Literatur. Seinen „Tableaux tiré d'Homère et de Virgile etc.“ und seiner „Déscription d'un tableau représentant le sacrifice d'Iphigénie mangelt es an Gründlichkeit, obschon er ihnen einen vorzüglichen Grad von Deutlichkeit zu geben wußte. Als einen vorzüglichen Kupferstecher bewährte er sich in der Herausgabe von 200 Blättern, nach den Zeichnungen von Rubens, van Dyk, Leonardo da Vinci, Lukas van Leyden, Albrecht Dürer u. m. A. Ein Pedant in der Vertheidigung seiner einmal gefaßten Meinungen, unterstützte er talentvolle Künstler auf jede Weise und verband mit der Offenheit und strengen Rechtlichkeit seines Charakters eine lobenswerthe Einfachheit in Lebensart und Sitten.

Cazotte (Jacques), ausgezeichneter franz. Schriftsteller, geb. 1720 zu Dijon, empfing in dem Jesuiten-Collegium seine wissenschaftliche Bildung, ward 1747 bei der Marine angestellt und zeigte 1750, als die Engländer das Fort St.-Pierre auf Martinique angriffen, eine Tapferkeit, welche die Briten von ihrem Angriffe abzustehen zwang. Aber seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn nach Frankreich zurückzukehren, wo er seinen Bruder beerbte und hierauf als Generalkommissär der Marine seinen Abschied nahm. Er hatte dem Pater Lavalette, Superior der Mission der Jesuiten, alle seine Besitzungen auf Martinique abgetreten und dafür Wechselbriefe auf den Orden erhalten, welche dieser, bei dem schlechten Zustande der Angelegenheiten Lavalette's, zu bezahlen sich weigerte. Cazotte verlor dadurch 50.000 Thlr. Er mußte gegen seinen ehemaligen Lehrer vor Gericht auftreten, und dieser Prozeß ist gewissermaßen als die Quelle aller derer zu betrachten, welche später gegen die Jesuiten ausbrachen. — Durch seine Heiterkeit und seinen Witz, womit er seine Unterhaltungen zu würzen pflegte, war C. die Seele aller Gesellschaften und erwarb sich die Zuneigung und das Vertrauen Aller, so ihn kannten. Seinen Bemühungen verdanken wir unter der Mithülfe eines arabischen Mönches, Dom Chavis, die Uebersetzung der arab. Erzählungen, einer Fortsetzung von „Tausend und Eine Nacht“, welche wir in dem 37.—40. Bande des „Cabinets des Fées“ abgedruckt finden. Die Leichtigkeit, mit welcher sich seine fruchtbare Phantasie in Schriften ergoß, grenzt beinahe ans Unmögliche. Einem Schwager von ihm, der die damals üblichen Operetten lobte, antwortete er, daß er in einem Tage über jedes Wort, welches man ihm angeben würde, ein Singstück dieser Art liefern wolle. Der Schwager wählt das Wort „Holzschuhe“ (Sabots). Cazotte, damals in einem Alter von 70 Jahren, schloß sich mit dem Tonsetzer Rameau ein, und bis zum Morgen war der Text und

Musik dieser komischen Oper vollendet. Bei dem Ausbruche der Revolution erklärte er sich als deren heftigen Feind. Er ward hierüber 1792 mit seiner einzigen 7jährigen Tochter in das Gefängniß der Abtei gebracht, und in den berüchtigten Septembertagen sollte auch Cazotte septembrisirt d. h. ermordet werden. Seine Tochter warf sich aber heldenmüthig über ihren greisen Vater und entwaffnete für den Augenblick die Mörder. Er wurde hierauf freigegeben und unter dem Freudengeschrei des Volks in seine Wohnung gebracht. Seine Korrespondenz mit dem Intendanten der Civilliste, Laporte, brachte ihn indessen bald von Neuem zur Haft, und das Revolutions-Tribunal verurtheilte ihn am 25. Sept. 1792, in einem Alter von 74 Jahren, zum Tode. Muthig bestieg der Greis das Schaffot, und mit den Worten: „Ich sterbe, wie ich gelebt habe, Gottsund meinem König treu!" endete er unter der Guillotine sein Leben. Man rühmt die Leichtigkeit, Gewandtheit und die lebhaften und wahren Charakterzeichnungen in seinen Werken.

Cazwini (Zacharia Ben Mohammed oder Ben Mahmud), berühmter arabischer Geograph und Naturforscher, leitete seinen Ursprung von Anas Ben Malek, einem Gefährten Mohammeds, ab und wurde ungefähr 1210 geboren. Er machte mehrere naturhistorische Reisen, war Kadi von Wazith und Hillah und starb 1283. Seinen Ruhm begründete er durch sein Werk: „Die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeit der geschaffenen Dinge", worin er, wie Plinius, alles Wunderbare der ganzen Natur, im weitesten Sinne des Worts, zusammendrängen wollte. Ideler hat aus dieser Schrift die „Abhandlung von den Sternbildern der Araber" herausgegeben. Aphorismen davon haben Bochart's „Hierozoikon" Ouselev's „Oriental Collection", de Sacy's, Wahl's und Jahn's „Chrestomathien" aufbewahrt. Das Original, von welchem wir eine persische Uebersetzung kennen, behandelt den Himmel, die Gestirne, die Erscheinung der Meteore, die mohammed. Geschichte, das Universum, die Gestalt der Erde und ihrer Bewohner, deren Sitten, Gebräuche, Religion ꝛc. In der Vorrede theilt er seine „Betrachtungen über die Mineralogie und Metallurgik" mit.

C dur (Mus.), die erste der 24 Tonarten der modernen Musik; harte Tonart, ohne Vorzeichnungen. Alle übrigen werden nach ihr bestimmt.

Ceara, Siara, 1) brasilianische Provinz in Südamerika, zwischen dem Meere, der Provinz Pianhi und dem Paramaibo; 3311 QM. groß, mit 227.700 Einw. Die Hauptstadt ist Aracati. 2) Stadt darin, am Meere und an der Mündung des Ceara; 15.000 Einw. Hafen und Kastell. Kakao-, Reiß-, Indigo und Gewürzbau; Handel mit Farbehölzern.

Cebes von Theben, ein Schüler des Sokrates, beschäftigte sich, wie sein Lehrer, bloß mit dem Studium der Moralphilosophie. Nach einer Erzählung wurde er der moralische Retter des Phädon, der als junger Sklave von seinem Herrn zur Unzucht gebraucht wurde. Cebes kaufte auf Veranlassung des Sokrates den Knaben und führte ihn der Weisheit zu. Von seinem Leben hat man keine weitere Nachricht. Er schrieb drei Dialogen: „Hebdome," „Prynichos" und „Pinax," von welchen der letztere noch vorhanden ist und ein sehr schönes Gemälde des menschlichen Lebens enthält, woraus man seines Lehrers Grundsätze von der Seele und ihren Schicksalen ergänzen kann. Ueber die Echtheit dieses Gesprächs ist unter den Gelehrten viel gestritten worden; die Meisten sind aus in-

nern und äußern Gründen der Meinung, daß es von einem spätern Cebes, der sich zur stoischen Philosophie bekannte, oder von einem Stoiker unter Cebes's Namen im 2. Jahrh. n. Chr. sey verfaßt worden. Indeß ist man über den Werth dieser Schrift vollkommen einig. Unter vielen Ausgaben erwähnen wir nur die von Schweighäuser mit Epiktet (Lpz. 1798); besonders, Strasb. (Zweibr. typogr. Gesell.) 1806. Unter den neuesten Schulausgaben ist die von Buschling, von Neuem bearbeitet und bedeutend verbessert von Grosse (Meißen 1813), die beste.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatssekretär unter Eduard VI. und Elisabeth, dann Großschatzmeister, wurde 1521 geb. Er studirte zu London und gewann hier in einem Disputatorium über sittlich-religiöse Gegenstände, wo er eine sophistische Gewandtheit zeigte, die Zuneigung Heinrichs VIII., die ihm schon in früher Jugend den Weg zu glänzenden Staatswürden eröffnete. Mit dem Regierungsantritte Eduards VI. wurde er mit einer ordentlichen Stelle im Staatsdienste bekleidet. Unter dem Protektorate des Herzogs von Sommerset empfing er mehrere Auszeichnungen, begleitete den Herzog auf seinem Zuge nach Schottland und nahm nach seiner Heimkehr 1548 in London das Staatssekretariat an. Nach dem Sturze des Protektors wurde er ins Gefängniß geworfen und seiner Würde für verlustig erklärt, auf Verwendung des Herzogs v. Northumberland aber nach Verlauf von 3 Monaten wieder frei gelassen und mit seiner vorigen Stelle beschenkt. Bei Eduard VI. gewann sein mächtiger Einfluß die ansehnlichste Höhe. Unbekümmert um die Erbitterung zweier Hofparteien, lebte er nur ausschließlich den Pflichten seines Berufs. Den Antrag des Herzogs von Northumberland, die Proklamation zu verfassen, worin Maria zu Gunsten der Johanna Gray als Bastard erklärt werden sollte, schlug seine rechtliche Gesinnung unbedingt aus. Anfangs schien er sich auf die Seite Mariens zu neigen, besuchte sie auch eines Abends mit mehreren Parlamentsmitgliedern und wurde gütig von ihr aufgenommen. In der Folge zog er sich aber, da sein fernsehender Geist die unglückliche Wendung ihres Schicksals voraussah, wieder von ihr zurück. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich, wohin er dem Kardinal Pole nebst 2 andern Lords, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, gefolgt war, wurde er von der Grafschaft Lincoln mehrmalen zum Parlamentsmitgliede ernannt. In dieser Eigenschaft verschaffte ihm die Reife seines Urtheils und die Tiefe seines Verstandes einen mächtigen Einfluß auf alle Staatsereignisse. 1558 bestieg Elisabeth den königl. Thron, und da Cecil schon früher einen geheimen Briefwechsel mit der Prinzessin unterhalten hatte, so wurde er durch Erhebung und Gunstbezeugungen der Königin zu neuen Diensten verpflichtet. Sogleich stimmte er für eine Regierungsreform, wurde Veranlassung der 39 Artikel, welche die Basis derselben ausmachten, schloß den Vertrag von Leith und Edinburg ab, wodurch England Frieden erhielt, und dekretirte das Edikt der Münzerhöhung. Alle diese staatsklugen Maßregeln, welche von dem Throne herab mit Gnadenbezeugungen erwiedert wurden, erweckten ihm ein zahlloses Heer von Feinden. Unter Mitwirkung seines heftigen Gegners, des Grafen von Leicester, Elisabeth's Günstling, versuchte man alle Mittel der Intriguen, ihn zu stürzen. Cecil's rastloser Eifer hörte aber nicht auf, sich durch neue Handlungen um die Krone verdient zu machen: so dämpfte er den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im Norden von England; er wurde dafür zum Baron von Burleigh (1571) er-

nannt, und die Stimme der Eifersucht mußte schweigen. Es bildeten sich Complotts gegen ihn und schmiedeten verbrecherische Anschläge auf sein Leben. Die Verschwörung wurde aber entdeckt und Elisabeth gab dadurch ihren tiefen Unwillen zu erkennen, daß sie ihn zum Ritter des Hosenbandordens und zu ihrem Großschatzmeister erhob. Er machte Elisabeth darauf aufmerksam, daß ihr Thron in Gefahr schwebe, so lange Maria den Scepter von Schottland führe, und streute den Samen zu jenen Unruhen aus, welche diese unglückliche Stuart zwangen, sich nach England zu flüchten. Hier bewirkte er ihre Gefangennehmung, zettelte ihren Prozeß an, leitete ihn nach der Verschwörung des Babington (s. d.) selbst und brachte es dahin, daß die Hinrichtung der Maria beschlossen und vollzogen wurde. 1588 entwarf er den Vertheidigungsplan gegen Philipp's Armanda und unterzeichnete kurz vor seinem Tode (1598) zwischen Spanien und England jenen für Elisabeth so vortheilhaften Frieden. Die Geschichte lobt die Unbescholtenheit seines Wandels, seine Charakterstärke, seine einnehmenden Sitten und eine Staatsklugheit an ihm, die er seinem durchaus klaren und tief durchdringenden Verstande verdankte. Ein Theil seiner Staatsschriften ist gedruckt worden.

Ceder (pinus cedrus), immer grünender Baum, der besonders schön auf dem Gebirge Libanon angetroffen wird, daher auch Ceder von Libanon, und als solcher auch in alttestamentlichen Büchern als Bild der Stärke erwähnt, erreicht ein mehrtausendjähriges Alter. Noch finden sich auf dem Libanon uralte Cedern von majestätischem Ansehen; doch haben nach Billardiere, unter einem Haufen von etwa 100 derselben, nur noch 7 eine bewundernswerthe Größe und Stärke (letztere bis zu 36 Fuß im Umfange). Die Aeste gehen schon 8—10 Fuß über die Erde hervor und biegen sich, bis 24 Fuß lang, wieder zur Erde herab. Ihre Blätter oder Nadeln von 1½ Zoll Länge stehen in Büscheln; die (männlichen und weiblichen) Blüthen gleichen denen der Fichte; Zapfen eirund, aufrecht stehend, 5 Zoll lang, 4 Zoll dick. Der Baum eignet sich sehr gut auch zum Anbau in unserem Klima und gereicht Lustpflanzunge.. zur großen Zierde. Außer der eigentlichen Ceder benennt man, mit Zusätzen, auch noch mehrere Bäume so, als: die russische, die nordamerikanische weiße und rothe, die slawonische, die lycische und phönicische, die spanische, die Ceder von Barbados und die von Jamaika. Das Holz der eigentlichen Ceder ist im Kern hart, fest, braunroth, mit wohlriechendem Harze durchzogen, bitter, dient zum Räuchern, vorzüglich aber im Lande als Bauholz, auch zu Schiffen, desgl. zu Tischlerarbeiten. Das rothe Cedernholz wird gewöhnlich zu Fassung von Bleistiften benutzt.

Cefalonien, (Kephalonia), die größte unter den Inseln der ionisch. Sieben-Inseln-Republik, südwestl. von Albanien und am Eingang des Golfo di Patrasso, enthält ungefähr 17 QM. Flächenraum. Sie ist größtentheils gebirgig, aber sehr fruchtbar, mit einem milden Klima (Rosen und Nelken blühen auch im sogenannten Winter), doch häufigen Erdbeben ausgesetzt. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Wein-Ausfuhr (50.000 Fässer jährl.), Oel (25.000 Fässer), Korinthen (6 Mill. Pfd.), Baumwolle (100.000 Pfd.); ferner Getreide, Seide, officinelle Kräuter, Salbei, Rosmarin, Südfrüchte u. s. w. Als Seltenheit kann man einen Wald anführen, welcher das südl. Vorgebirge Capra krönt. Die Insel hat an der südl. Küste eine tiefe Bucht, welche mehrere vortreffliche Häfen bildet. An dieser Bucht liegen die beiden Hauptörter Argostoli

(s. d.) oder Cefalonia und Lerure. Beide sind durch Erdbeben sehr beschädigt und voll Trümmer. Die Cefalonier (63.300 in 203 Ortsch.) sind treffliche Seefahrer mit 400 eigenen Schiffen, meist Griechen, werden für tapfer, mäßig, aber auch für stolz, räuberisch, rachsüchtig gehalten, wandern zur Erntezeit nach Morea, um zu helfen, oder gehen in Kriegsdienste. Bei der eigenthümlichen Landwirthschaft der dortigen großen Grundeigenthümer muß Cefalonien fast alles Getreide und Fleisch aus Morea beziehen. — Im Alterthum hieß die Insel Kephallenia und ward im mythischen Zeitalter von Pterelaos, der von Amphiktyon getödtet wurde, und Kephalos, dem Gemahl der Prokris, regiert. In der Folge stand sie unter der Herrschaft der Thebaner, dann der Macedonier und endlich der Aetolier. Hierauf bemächtigten sich die Römer derselben und verkauften alle Bürger der Hauptstadt zu Sclaven. Seit dem Mittelalter bis 1797 gehörte sie den Venetianern und wurde in letzterm J. von den Franzosen besetzt. 1815 wurde sie als Theil der ionischen Republik anerkannt. S. Napier's „Statistical account of the isl. of Cefalonia" (London 1824).

Cekrops gehört unter die Colonienanführer der ältesten Zeiten, die in den verschiedenen Küstenstrichen von Griechenland sich niederließen und den damals noch rohen und wilden Griechen aus ihrem gebildeten und gesitteten Vaterlande Cultur und andere vortreffliche Einrichtungen mitbrachten. Cekrops führte seine Colonie schon um 1500 v. Chr. zu Deukalions Zeit aus Saïs in Nieder-Aegypten auf die Küste des nachher sogenannten Attika (s. d.). Er erhielt die Tochter des damaligen Königs Akteus zur Gemahlin und wurde nach seines Schwiegervaters Tode König des attischen Volkes, dem er auf alle Weise Sicherheit und Wohlstand zu verschaffen suchte. Er beredete seine Unterthanen, die noch kein gesellschaftliches Band umschlungen hatte, sich enger zusammenzuziehen und erbaute zu diesem Zwecke die Stadt Cekropia, die Grundlage zu Athen (s. d.) Auch suchte er den sittlichen Zustand seines Volkes zu heben; er führte Gesetze ein, stiftete die ehelichen Verbindungen und nahm sie unter den Schutz des Gesetzes, erfand auch sonst noch manche nützliche Einrichtung, die ihn als das Muster eines weisen Fürsten uns erkennen lassen. Er theilte sein Volk in abgemessene Stämme und setzte jedem eine obrigkeitliche Person vor, um sie besser in Ordnung zu erhalten. Auch errichtete er das berühmte Gericht, den Areopag, der anfänglich nur die Bestimmung hatte, über Mörder zu richten. Auch brachte er gewisse Religionsbegriffe mit; er machte sein Volk mit dem Zeus, als dem höchsten Gotte, bekannt, pflanzte den Oelbaum und verbreitete den Dienst der Minerva. Ferner lehrte er seine Attiker den Ackerbau, sowie die Schiffahrt, wodurch er den Grund zu dem späterhin so ausgebreiteten Handel von Athen legte. Er starb nach einer 50jährigen rühmlichen Regierung. Sein Grabmal wurde im Minerven-Tempel aufgerichtet und zur Erinnerung an seinen Namen ward ihm das Sternbild des Wassermannes geweiht; daher er unter den Mythen der Alten als ein Wesen figurirt, das halb Mensch und halb Schlange ist. — Nach Andern war Cekrops der Collectivname einer ägyptischen Priestercolonie aus Saïs, die mit ihren Landbauern auf phönicischen Schiffen einwanderte.

Celebes, 280 Meilen lange, an 80 M. breite und 2560 QM. große Sundainsel, liegt 5° 30′ S. bis 1° 30′ N. Br. 135° 56′ bis 141° 20′ Oe. L. zwischen den Philippinen, Neuguinea, Sunda, Java und

Borneo, mit einer Bevölkerung von 3 Mill. Seelen. Die Gestalt der Insel ist durch tiefeinschneidende Meerbusen an der Ost- und Südseite sehr unregelmäßig. Die Westseite wird Makassar, die Ostküste Celebes genannt. Das Land wird von dem hohen Bergrücken Bonthain von N. nach S. durchzogen. Das Innere der Insel ist wenig bekannt. Berge und Hügel wechseln mit Thälern und ausgebreiteten Ebenen ab. An der Nordostküste gibt es mehrere feuerspeiende Berge, viel Schwefel enthaltend, deren Ausbrüche oft mit fürchterlichen Zerstörungen und Umwälzungen begleitet sind. Die meisten Flüsse sind Küstenflüsse, aber oft reißend. Das an sich sehr heiße Klima wird durch die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde abgekühlt; weil das Land höher liegt und die Ufer nicht sumpfig sind, ist Celebes gesunder als die benachbarten Inseln. Die Gebirge bilden eine merkwürdige Wetterscheide; auf der Ostseite des Bonthain herrscht die entgegengesetzte Witterung als auf der Westseite, und man darf in der schönen Jahreszeit nur über das Gebirge reisen, um sich in einem Abstande von kaum einer Meile plötzlich in den Winter der tropischen Himmelsstriche zu versetzen. Der Boden ist, vorzüglich an den niedern Küsten, sehr fruchtbar. Die Einw. scheinen viel Fleiß auf den Ackerbau zu verwenden; die Felder sind genau getheilt. Produkte: Reiß, Südfrüchte, Baumwolle (woraus die Ew. sehr starke und geschätzte Tücher weben), Zucker, Kokos- und Sagopalmen, Brotfruchtbäume, Eben- und Sandelholz, Bananas, Betel, Pfeffer, Kampfer, Honig und Wachs (in Ueberfluß), eßbare Vogelnester; beträchtliche Viehzucht, (kleine, aber lebhafte Pferde); Büffel, Hirsche, die schönsten Papageien, Schlangen, Krokodille (die göttlich verehrt werden) u. s. w. Mineralerzeugnisse sind Eisen, Zinn, Kupfer, Gold, Diamanten ꝛc. — Die Europäer lernten die Bewohner von Celebes, welche sich in verschiedene Stämme theilen, von denen im Süden die Buggineſen und die Makassaren die bekanntesten sind, nur in ihrem Verfall kennen; aber sie zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Energie vor den Einwohnern auf den andern ostind. Inseln aus. In ihrer äußern Bildung unterscheiden sie sich durch eine gedrungene nervige Gestalt, die platte Nase, welche für schön gilt, eine hellbraune oder röthlich gelbe Farbe, die besonders bei den Frauen sogar weiß ist, schwarzes, langes Haar und schöne Gesichtszüge, vorzüglich die Weiber. Die Tapferkeit dieser Völker ist allgemein anerkannt. Wenn sie in die Schlacht gehen, ermuntern sie sich durch den Ruhm ihrer Vorfahren verherrlichende Gesänge. Höchst eifersüchtig, müssen die Weiber sehr eingezogen leben; auch Rachgier ist ein Hauptzug ihres Charakters. Die Buggineſen haben eine kleine Literatur; der Makassaren Romanzen und Lieder sind berühmt. Zur Zeit der Portugiesen soll das Christenthum eingeführt gewesen seyn; nur weil es nicht kräftig unterstützt ward, entriß ihm der Islam den Sieg. Die Tracht dieser Völker hat nicht viel Eigenthümliches; die Großen und Radschah's sind freilich kostbar gekleidet, aber die Masse des Volks windet ein Stück rothen oder blauen Baumwollenzeuchs um den Leib und tragen Beinkleider, den Oberleib meist nackt, um den Kopf ein Stück Tuch gewunden, Turbane nur bei festlichen Gelegenheiten. Männer und Weiber baden sich täglich; Letztere flechten auf eine zierliche Art das Haar und schmücken es mit frischen Blumen; die Zähne werden im 11. J. roth, schwarz oder grün gefärbt und Einige lassen sie mit Goldblättchen belegen. Die in Reiß, Fischen, Pisang u. a. Früchten bestehenden Nahrungsmittel werden stark gewürzt.

Wasser ist ihr gewöhnliches, Palmwein ihr berauschendes Getränk. Die Makassaren sind gesellschaftlich, dem Spiele u. a. Lustbarkeiten ergeben. Alle Staaten auf Celebes — die wichtigsten sind Makassar, Boni und Ternate — sind monarchische Wahlreiche mit erblichem Adel. Die Provinzen haben ihre eigenen Befehlshaber (Krains) und die Nation zerfällt in Adel und Leibeigene, außerdem in Sklaven. Den Holländern, welche von den meisten Staaten auf Celebes als Schutzherren angesehen werden, sind ihre dortigen Besitzungen, obgleich sie mehr kosten als einbringen, wichtig, weil Celebes der Schlüssel zu den Molukken ist und diese größtentheils mit Reiß u. a. Lebensbedürfnissen versorgt. Der Sitz des Gouverneurs ist im Fort Rotterdam, in dessen Nähe der große, von Holländern, Chinesen und Makassaren bewohnte Flecken und Handelsplatz Vlaardingen liegt, an der Stelle, wo sonst Makassar stand, die ehemalige Residenz dieses südwestlichen Strichs. Die von den Holländern besessenen nordöstlichen Besitzungen bilden kein eignes Gouvernement, sondern stehen unter der Regierung der Insel Ternate. 1824 haben die Holländer nach einem kurzen, aber blutigen Kampfe den Fürsten von Ternate, der sich von seiner Zinsbarkeit losmachen wollte, wieder zur Unterwürfigkeit gezwungen.

Cellarius (Christoph), eigentlich Kellner, einer der gründlichsten und fleißigsten Kritiker seiner Zeit, geb. 1638 zu Schmalkalden, ging 1656 auf die Universität Jena, von wo aus er, ohne vorhergegangenes Examen, als Professor an das Gymnasium nach Weißenfels berufen wurde. Sein Ruf bestimmte den König von Preußen, bei der Gründung der Hochschule zu Halle, ihn als Professor der Geschichte und Beredtsamkeit dorthin zu ziehen. Seine gelehrten Bemühungen bestanden in Commentaren und Noten zu einigen alten Classikern, z. B. zum Plinius, Curtius, Eutrop, Cicero, Cornelius Nepos u. A. Seine Compendien dehnen sich auf die alte Geschichte, Geographie und deren Hülfswissenschaften, auf die lateinische, hebräische, samaritanische u. a. Sprachen aus. Er starb zu Halle 1707.

Cellamare (A. G., Duca di Giovenazzo, Fürst von) geb. zu Neapel 1657, am Hofe Karls II. von Spanien erzogen, machte in spanischem Kriegsdienste mehrere Feldzüge und den span. Erbfolgekrieg mit, bis er 1707 in östr. Gefangenschaft fiel. Nach seiner Befreiung (1712) ward er span. Cabinetsminister und 1715 außerordentlicher Gesandte am franz. Hofe. Hier war er die Seele einer Verschwörung gegen den franz. Regenten, Ph. v. Orleans (s. d.), um diesen zu verhaften, die Stände des Reichs zusammen zu berufen und Philipp V. von Spanien zum Regenten zu erklären. Aber der Plan ward entdeckt, und der Gesandte über die franz. Grenze geführt. Er starb als General-Capitän von Altcastilien 1733 zu Sevilla.

Cellini (Benvenuto), berühmter Goldschmied und Bildhauer, wurde um 1494 zu Florenz geb. Den Taufnamen Benvenuto (Willkommen) verdankt er dem Umstande, daß seine Eltern 18 Jahre in kinderloser Ehe verlebten und hernach, statt eines erwarteten Mädchens, diesen Sohn erhielten, worüber denn sein alter Vater die Hände dankend zum Himmel erhob und wiederholt ausrief: Benvenuto! Benvenuto! Technische Talente besonders waren unserm Künstler von Natur verliehen und sie traten auch, trotz der Gewalt, die der Vater anwandte, seinen Sohn zum Musikus zu bilden, erfreulich ins Leben. Durch unermüdlichen Fleiß

in der Goldarbeiterkunst, die er erlernt hatte, stieg er bis zum Bildhauer hinauf, wo er unter seinen Zeitgenossen keine unbedeutende Stelle einnimmt. Seine fast unzähligen, gewiß vortrefflichen Arbeiten, sowohl in Gold und Silber, als auch in Fassung der Edelsteine, tragen aber, nach seiner eigenen Darstellung zu urtheilen, eine vorherrschende Liebe zu Zierrathen an sich. Mit einiger Ueberschätzung kann er die Fülle der Blätter und Zweige, die Anmuth der Knospen und Blumen, die Geschicklichkeit im Anbringen von Engelsköpfen und Masken nicht genug rühmen. In der Bildhauerkunst, die er späterhin, jedoch stets neben den Geschäften eines Goldarbeiters, betrieb, dünkt er sich über alle gleichzeitige, ja sogar über die Kunstwerke der Alten erhaben, und ist bereit, gegen Jeden, wer es auch sey, auf Leben und Tod seine vorgefaßte Meinung durchzufechten. Von Florenz durch die Heftigkeit seines Gemüths, das jede Beleidigung blutig rächte, vertrieben, trat er in die Dienste mehrerer aufeinander folgenden Päpste, und erfreute sich, da er auch die Flöte vorzüglich zu blasen verstand, vielen Ruhmes und guten Gewinnstes. Clemens VII. stellte ihn bei der Münze an, wo er herrliche Stempel verfertigte. Leider blieb ihm aber sein Charakter als Mensch stets an fortwährendem künstlerischen Glücke hinderlich. In Rom brachte er in raschem Zorne Einige, die ihn verleumdet und verkleinert, ums Leben. Er erhielt zwar Verzeihung von dem heiligen Vater und kehrte zu seinen Arbeiten zurück; allein da er Hohen und Niedern mit beleidigender Rechthaberei widersprach, bewirkten ihm seine Feinde eine lange Gefangenschaft. Durch Vermittelung des Königs von Frankreich, Franz I., welchem er durch seinen wohlwollenden Gönner, den Cardinal Ferrara, so wie durch die Zierlichkeit seiner Arbeiten bekannt war, wurde er endlich seiner Bande erledigt und ging in dessen Dienste über; allein auch hier ließ ihn die Störrigkeit seines Gemüthes nicht aushalten. Er verscherzte sich nach und nach die außerordentliche Gunst des Königs und verließ auf immer Frankreich. Zurückgekehrt nach Florenz, ging er zu Cosmus von Medici. Der gefaßte Anstand eines Weltmannes, den er sich, aber immer nur auf kurze Zeit, zu geben wußte, nahm diesen Fürsten für ihn ein. Doch obschon er sich bei dem Großherzog ziemlich lange in Gnade erhielt, so versah er es bald bei der Gemahlin desselben, und sie wurde seine unversöhnliche Feindin. Als er nun bemerkt hatte, daß er auch hier durchaus die höchste Ehrenstufe nicht auf die Dauer zu behaupten vermochte, wohin doch sein ganzes Streben zielte, so heirathete er endlich, 60 Jahre alt, und hinterließ bei seinem Tode, 1570, zwei Töchter und einen Sohn. Ein Perseus mit dem Meduſenhaupt aus Erz befindet sich noch von der Hand dieses Künstlers in einer Loge auf dem Markte von Florenz, sowie ein schöner Christus in der Capelle des Pallastes Pitti; und obgleich Cellini hinter den Werken der Alten zurückbleibt, so übertrifft er doch viele der gleichzeitigen Meisterstücke. Daß sein männlicher Muth sich vorzüglich in großen Gefahren bewährte, bewies unser Künstler bei der Belagerung von Rom durch den Herzog von Bourbon. Durch einen Büchsenschuß tödtete er, wie er in seiner Selbstbiographie sich rühmt, diesen Heerführer von der Mauer herab, sowie späterhin den Prinzen von Oranien durch einen Kanonenschuß. Benvenuto war auch Dichter; seine Gefangenschaft besingt er unter andern in schwärmerisch-religiösen Versen. Als Redner trat er in manchen Streitigkeiten mit mächtigem Uebergewichte vor die Obrigkeit, und wußte endlich sich mit

Päpsten, Kaisern, Königen und Fürsten auf das Zierlichste zu unterhalten, aber niemals lange seinen Einfluß und ihre Gunst zu behaupten. In seinem 58. Jahre beschloß er, das bunte Gewirre seines abenteuerlichen und an wunderbaren Ereignissen überfließenden Lebens zu beschreiben. Dieses autobiographische Gemälde, von dem 1818 eine neue vollständigere Ausgabe in Florenz angekündigt worden, das mit kräftigen Farben die Licht- und Schattenseite seines Charakters in latein. Sprache schildert und uns die Personen, mit welchen er in genaue Berührungen kam, vortrefflich colorirt, hat Göthe durch seine äußerst gelungene Uebertragung auch uns bekannt gemacht. Unter seinen übrigen Schriften sind die wichtigsten: „Due trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' oreficeria, l'altro in materia dell'arte della scoltura" (beste Ausg. 1731). Die Schreibart ist frei, gediegen und eigenthümlich, daher ihn die Crusca als einen Classiker oft in ihrem Wörterbuche anführt. Einen Beitrag zu s. Biographie findet man auch im „Kunstblatt" zum „Morgenbl.", 1824, Nr. 52.

Celsus (Aurelius Cornelius) stammte aus dem Geschlechte der römischen Patricier, lebte wahrscheinlich unter Augustus und war ein Zeitgenosse Virgil's und Horaz's, wiewohl Einige seine Lebenszeit erst unter Cajus Caligula verlegen. Verona soll sein Geburtsort gewesen seyn. Er privatisirte, schrieb über die Redekunst und trieb als Philosoph das Studium der Medicin nur theoretisch. Weil er den Hippokrates und Asklepiades excerpirte und ins Lateinische übersetzte, nannte man ihn den röm. Hippokrates und seiner reinen, leichten, selbst eleganten Sprache und musterhaften Diction wegen den medicus Cicero. Durch sein fleißiges Excerpiren sammelte er eine Art von Encyklopädie („De artibus") in 20 Büchern, welche mehrere Künste und Wissenschaften, Rechtskunde, Philosophie, Beredtsamkeit, Medicin und Kriegskunst umfaßte, aber bis auf das 6. und 14. Buch verloren gegangen ist. Aus seinem Werk „Ueber die Arzneikunde" haben andere gute Schriftsteller sowohl für die Medicin als für die Chirurgie wie aus einer unversiegbaren Quelle geschöpft. Er hat ihnen eine Menge Stellen geliehen, um ihre Lehren zu unterstützen, hat aber zu diesem Zwecke auch sehr willkürliche Auslegungen erfahren. Ausgaben seiner 8 Bücher „De medicina" sind 50 vorhanden; zuerst Florenz 1478, Fol.; die beste von Crause, mit Anmerkungen, Leipzig 1766, 8; dann von Targa, Padua 1769, 4., und Verona 1810, 4.

Celten, auch Kelten (sich selbst nannten sie Gael oder Galen, s. d.), nannten die Römer einen der vier Völkerstämme, welcher im Norden und Westen von Italien, Frankreich, Deutschland, Britannien und im obern Theile von Spanien seinen Wohnsitz hatte. Die Art ihrer Entstehung und fernern Ausbreitung ist ungewiß. Wahrscheinlich lebten sie in den frühesten Zeiten in dem Schoße des glücklichen Asiens und wurden von der Fluth anderer Völkerschaften weiter nordwestwärts gedrängt, wo sie die Krim, die Gegenden am schwarzen Meere, die Pyrenäen, Spanien und den größten Theil von Europa mit ihren Horden überschwemmten. Aus dem Munde ihrer Feinde vernehmen wir, daß sie unter der Regierung des Tarquinius Priskus einwanderten und unter sich gleichsam ein verbundenes Ganzes bildeten. Bellovesus und Sigovesus waren, so viel man weiß, ihre ersten Anführer. Mit den Massiliern standen sie in Handelsverbindungen und erhielten von ihnen die Produkte

anderer Nationen vom Mittelmeere. Sie lebten alle frei; und hatten sie Könige, so war ihre Regierungsform mehr aristokratisch, wie etwa einst die in Polen. Die Herzoge des Volkes bildeten eine Art National-Versammlung, in welcher die wichtigsten Angelegenheiten berathen wurden. Das gemeine Volk hatte wenig Vorzüge vor einem Sklaven. Ihr Körperbau war von einer ungeheuren Größe und einer vorzüglichen Stärke, mehr aber zu einem gewaltigen Angriffe, als zur Ausdauer geschickt. Ein ungeheures Schwert aus Kupfer, mehr zum Hauen als zum Stiche geeignet, war ihre Hauptwaffe. Ihre Haare trugen sie lang und banden sie auf dem Hintertheile des Kopfes zusammen. Im Winter trugen sie ein selbst gewirktes dichtes Oberkleid und weite bis auf die Füße herabreichende Hosen. Die Edlen schmückten sich mit Armspangen und trugen Schnurbärte. Den Weibern lag die Besorgung des Hauswesens ob und die Männer trieben Krieg und Jagd. Gegen ihre Gefangenen waren sie grausam, gewöhnlich wurden sie als Opfer ihren Göttern dargebracht, oder Trinkgefäße aus ihren Schädeln bereitet. Sie glaubten an den Odin oder Wodan, erzeigten der Frya göttliche Ehre und legten gegen ihre Priester, die Druiden (s. d.) welche eine besondere Hierarchie bildeten, eine vorzügliche Hochachtung an den Tag.

Celtes (Konrad), einer der verdienstvollsten Restauratoren der klassischen Literatur unter den Deutschen, geb. 1459 zu Protuch bei Schweinfurt in Franken, hieß eigentlich Meissel, nannte sich aber Celtes, mit dem Beinamen Protucius. Um nicht Winzer werden zu müssen, entlief er seinen Eltern und wandte sich zuerst nach Köln, wo er an der damals berühmten Hochschule seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt. 1484 und 1485 studirte er zu Heidelberg unter dem gelehrten Rudolf Agricola Philologie und that sich schon damals als latein. Dichter hervor. In den folg. J. erwarb er sich als Privatlehrer auf den Hochschulen Erfurt, Leipzig und Rostock die Mittel zu einer Reise nach Italien, wo damals die alte Literatur mehr als wie irgendwo in Europa blühete; besuchte und hörte hier die gelehrtesten Männer zu Florenz, Rom, Bologna, Ferrara, Neapel, Padua, Venedig ꝛc. und vermehrte und begründete so seine Kenntnisse. Durch Illyrien, Ungarn und Polen, wo ihn Albertus Brutus in die Sternkunde und Sterndeuterei einweihete, kehrte er nach Deutschland zurück. Er fand an verschiedenen deutschen Höfen die günstigste Aufnahme, besonders bei dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, und kam auf dessen Empfehlung an den Hof Kaiser Friedrichs III. nach Nürnberg, wo er von diesem wegen seiner bewunderten lat. Gedichte 1491 mit dem poetischen Lorber gekrönt wurde, als der erste Deutsche, dem diese Ehre widerfuhr, und den Titel eines kaiserl. Dichters erhielt. Darauf besuchte er alle deutsche Hochschulen, stiftete gelehrte Verbindungen und weckte überall das Studium zur alten Literatur. Zu Heidelberg half er die rheinische gelehrte Gesellschaft stiften, deren Beschützer und Erhalter der Bischof von Worms, Johann von Dalberg, war. 1501 begab er sich nach Wien, wo der Kaiser Maximilian I. ihn zum Professor der Dichtkunst und Beredtsamkeit und Vorsteher der für das Studium des klass. Alterthums neuerrichteten 5. Fakultät (Collegium poetarum) auf der dasigen Universität ernannte. Celtes lehrte hier auch die Philosophie der Alten und die griech. Sprache, vermehrte die kaiserl. Bibliothek mit griech. und lat. Werken, Himmelskugeln und Landcharten, betrieb die Herausgabe der Handschriften in den Klosterbi-

bliotheken, bildete junge Dichter und Redner, gewann den Adel für die Wissenschaften und veranstaltete die ersten theatr. Vorstellungen am Hofe. Auf seinen Reisen hatte er den weitumfassenden Plan gemacht, eine gelehrte Verbindung unter dem von ihm selbst entlehnten Namen „Sodalitas Celtica" zu errichten, welche aus 7 Zweigen in Oestreich, Rhein- und Moselland, Neckarland, Niedersachsen, Pommern, Polen und Ungarn bestehen sollte, und von dem Kaiser Maximilian Privilegien erhielt. Doch mit seinem für die Wissenschaften zu frühen Tode (4. Febr. 1508) erlosch der Eifer der gelehrten Vereine in Deutschland, und nur die rheinische Gesellschaft überlebte ihn. Celtes entdeckte zuerst die Peutingersche Tafel in einem Kloster, fand auch die Fabeln des Phädrus zuerst auf. Bei dem Studium der alten Literatur ging Celtes von einem andern Standpunkte aus, als die übrigen Philologen seiner Zeit; er betrieb nämlich das Studium der Sprachen nicht als Zweck, sondern nur als Hülfsmittel zum Anbau der Realwissenschaften, unter denen er Geschichte, Statistik und Topographie besonders liebte. Seinen Plan, die deutsche und Maximilians Geschichte zu schreiben, konnte er nicht ausführen. Er hinterließ eine Geschichte und Beschreibung von Nürnberg, noch jetzt für den deutschen Geschichtsforscher wichtig; ein Gedicht über die Lage und Sitten Deutschlands; 4 Bücher Oden (Strasb. 1513) und eine Menge anderer Poesien, welche in Sammlungen von Gedichten befindlich sind. Er zeigte sich in ihnen als glücklicher Nachahmer des Horaz und Tibull. Außerdem hinterließ er noch mehrere philosoph., rhetor. und biograph. Werke. Zwar ist Celtes in allen seinen Schriften nicht frei von Barbarismen und öfterm Verstoßen gegen die Latinität; gleichwohl sind sie noch jetzt belehrend und von vielem Interesse. Celtes gab auch die Werke von Hroswitha heraus.

Cement, s. Eisen und Cämentation.

Cenci, eine ansehnliche und blühende Familie in Rom, die am Ende des 16. Jahrh. durch eigene Schuld ihrem Untergange zueilte. Von ihrem schicksalsvollen Ende erzählen bewährte Geschichtschreiber Folgendes: Francesco Cenci, der damalige Familienvater, in zweiter Ehe lebend, hatte schon längst die breite Straße des Lasters betreten, worauf er hoffnungslos herumtaumelte; er behandelte seine Kinder aus der ersten Ehe auf das Abscheulichste und ließ sogar zwei seiner Söhne auf ihrer Rückkehr aus Spanien von Banditen überfallen und ermorden. Zuletzt, um das Maß seiner Vergehungen voll zu machen, streckte er auch noch seine wollüstigen Arme nach der Unschuld seiner jüngsten Tochter Beatrice aus, welche endlich durch List und Betrug seinen Nachstellungen und Lüsten unterlag. Vergebens soll sie gegen diese Mißhandlung Schutz bei ihren Verwandten gesucht haben; sie verband sich daher mit ihrer Stiefmutter und Geschwistern, und der Vater büßte durch den Mordstahl gedungener Banditen sein schuldvolles Leben. Einer derselben ward bei Entdeckung der That ergriffen und nannte auf der Folter Beatrice und ihre Mutter als Urheberinnen des Mordes. Als diese die Aussage leugneten, wurde zuerst die zarte Tochter auf die Folter geschraubt, aber keine Qual vermochte ihr ein Geständniß auszupressen. Nun brachte man den Mörder zu ihr. Mit heroischem verachtungsvollen Blicke sagte sie ihm: „Siehe, verhärteter Böswicht, die Folter bändigt den Körper nicht, in dem eine schuldlose Seele wohnt!" Betroffen über die Geistesgröße des Mädchens, nahm der Bandit seine Aussage zurück, und keine Folter

konnte ihm eine ähnliche Anklage abnöthigen. Doch ihre Mutter, Bruder und Schwester erlagen den Martern und — gestanden; dieß zernichtete auch die bisher unerschütterliche Standhaftigkeit Beatricens, sie bekannte sich ebenfalls schuldig. Sie wurde nun — trotz der warmen Vertheidigung des gelehrten Juristen Farinaccio, welcher durch eine treue Schilderung der Laster des Ermordeten und der schändlichen Behandlung, deren er sich gegen seine Kinder schuldig gemacht hatte, den Papst zur Milderung der Strafe zu bewegen suchte — am 11. Sept. 1599 nebst ihrer Schwester (n. A. der Mutter) mit einer Art Guillotine, Mannaya genannt, hingerichtet; ihr älterer Bruder Giacomo wurde mit einer Keule erschlagen, der jüngere aber freigesprochen. Die Güter der Familie, worunter sich auch die durch ihre Kunstschätze nachmals bekannte und oft besuchte Villa Borgheſe befand, wurden einzogen und um 1605 vom Papst Paul V., aus dem Hause Borgheſe, seiner Familie geschenkt. — Uebrigens ruht auf der ganzen Schauergeschichte noch ein großes Dunkel; denn nach andern Erzählungen scheinen Beatrice und ihre Verwandten wenig oder keinen Antheil am Morde gehabt zu haben, vielmehr sollen sie als Opfer irgend einer Cabale auf die Aussage zweier Banditen gefallen seyn. Im Pallast Colonna zeigt man noch das Portrait der unglücklichen Vatermörderin, angeblich von Guido Reni; wie bezaubert steht Jeder vor diesem hinreißend schönen Mädchenbilde, und laut ruft eine Stimme in seinem Innern: die Welt lügt; Engel sündigen ja nicht!

Cendrillon (fr., Aschenbrödel), Gegenstand eines bekannten, durch Deutschland, Frankreich und von da durch die ganze Welt verbreiteten Volksmärchens, das wahrscheinlich aus einem sehr alten Romane entsprungen ist. Ein reicher Mann hatte 3 Töchter; die 2 ältesten, stolz und hart, beherrschen und verleiten ihn, die jüngste, schönere, sanftere und bessere, wie die niedrigste Magd zu behandeln. Diese speist einen als Armen verkleideten Zauberer hinter dem Rücken ihrer Schwestern und erwirbt sich dadurch dessen Schutz. Auf einem von dem Fürsten des Landes gegebenen Feste erscheinen die beiden ältern Schwestern, die jüngere muß auf ihren Befehl zurückbleiben. Von dem Zauberer wird sie indessen schön geschmückt auf den Ball gebracht; sie gefällt dem Fürsten, und dieser erklärt ihr seine Liebe und bietet ihr seine Hand an. Hierdurch erschreckt entflieht sie, verliert einen Schuh, den der Prinz findet und nun erklärt, derjenigen die Hand bieten zu wollen, die ihn anziehen kann. Keiner paßt er, bis Cendrillon wieder erscheint und ihn als den ihrigen in Anspruch nimmt. Diese Fabel hat Anlaß zu zahlreichen Erzählungen und Nic. Isouard zu der bekannten Oper gl. N. gegeben.

Cenis, ein Berg des Alpengebirgs in Savoyen, in der sardinischen Grafschaft Maurienne, über den der Weg aus Savoyen nach Piemont geht, von welchen Provinzen er auch die Grenze macht. Der große Cenis hat eine Höhe von 11.446 Fuß, der kleine Cenis, südwestlich vom großen liegend, ist 8673 Fuß hoch. Der Cenis-Paß geht bei Montmoillan aus dem Thale der Isere über Auguebelle, das Mauriennethal, in welchem der Arc fließt, aufwärts über St.-Jean de Maurienne bis Langlebourg; von hier aus diesem Thale südwärts zwischen dem großen und kleinen Mont-Cenis über den Hauptrücken und im Thale der Cenise abwärts nach Susa. Sonst mußte man sich durch Maulesel oder Tragsessel über die steilste Höhe bringen lassen; allein seit 1805 ist hier eine Haupt- und Kunststraße auf Befehl Napoleons aus Frankreich nach

Turin angelegt worden und fahrbar gemacht für jedes Fuhrwerk, nirgends steil, mit ungeheuren Kosten, wie die Simplonstraße, sehr oft über Brücken und durch gesprengte Felsengewölbe führend: eins der dauerhaftesten und größten Denkmäler, welche Napoleon seiner Macht und Politik errichtet hat. Die Straße ist 4½ Meile lang, 18 Fuß breit und auch im Winter fahrbar. 1815 zogen 16.000 Wagen und 34.000 Pferde und Maulthiere über diese Straße. Oben auf dem Berge ist eine von hohen Schneebergen umschlossene Ebene und ein See, der 16pfündige Forellen enthält. Der höchste Punkt der Straße ist 6098 Fuß hoch, bei einem Hospitium und einer Kaserne für 1200 Mann. In bestimmten Entfernungen befinden sich Häuser, als Zufluchtsörter bei den im Frühjahre nicht ungewöhnlichen Lawinenstürzen.

Cenotaphium, s. Denkmal.

Censoren, 1) waren zu Rom Magistratspersonen, welche über die Anzahl des Volks und das Vermögen der Bürger ein Verzeichniß hielten, und seit 442 n. Chr. die Schatzung der Bürger besorgten. Zugleich hatten sie die Aufsicht über die Sitten. Sie wurden alle 5 Jahre gewählt, welche Zeit aber 334 v. Chr. durch den Dictator Marcus Aemilius auf 18 Monate herabgesetzt wurde. 2) (Büchercensor). Ein von Amtswegen zu Durchlesung der Bücher Verpflichteter, um zu untersuchen, ob Nichts gegen den Staat, die Kirche und die guten Sitten darin enthalten ist; s. Büchercensur.

Censur (lat. Censura), 1) Beurtheilung einer Sache überhaupt; 2) (Censura ecclesiastica), die geistl. Gewalt, vermöge welcher der Bischof Vergehungen gegen die Kirche untersuchen und bis zur erfolgten Buße bestrafen kann; sie erstreckt sich auf das Interdict, die Suspension und Excommunication. Sie ist eine heilende Strafe (poena medicinalis) und unterscheidet sich von der rächenden Strafe (poena vindicativa) dadurch, daß sie nur vorübergehenden, wieder auszugleichenden, nicht bleibenden Nachtheil bringt. 3) Censur von Büchern, s. Büchercensur.

Census (lat., r. Antiq.), alle 5 Jahre auf dem Forum, seit 434 in der Villa publica auf dem Marsfelde gehaltene Schätzung der römischen Bürger nach ihrem Vermögen, von dem Könige Servius Tullius eingeführt. Er theilte nämlich alle Bürger in 6 Klassen und diese wieder in 193 Centurien (s. d.). Die erste Klasse bestand aus solchen, deren sämmtliches Vermögen sich wenigstens auf 100.000 Asse oder Pfund Erz belief; die zweite aus Personen von 75.000, die dritte von 50.000, die vierte von 25.000, die fünfte von 11.000 Assen; alle übrige gehörten zur sechsten Klasse. Jeder römische Unterthan mußte zur Ausmittelung derselben seinen Vermögenszustand, die Zahl seiner Kinder, Sklaven und Freigelassenen, überhaupt seine sämmtlichen Besitzungen angeben und die Angabe beschwören. Hiernach wurden die Abgaben bestimmt. Die schwersten Lasten in Krieg und Frieden fielen dadurch auf die Reichen, dafür wurde aber auch die höchste Staatsgewalt in die Hände der Mitglieder der ersten Klasse gelegt, welche allein so viel Centurien als die übrigen zusammen enthielt. Die Bürger der letzten Klasse, welche gar kein, oder doch nur sehr geringes Vermögen hatten, wurden fast für keine Klasse gerechnet, daher denn auch die alten Schriftsteller öfter nur 5 Klassen erwähnen.

Centauren, ein altes rohes Bergvolk in Thessalien auf dem Berge Pelion. Als Irion (so erzählt die Mythe) sich vermaß, die Juno zu

umarmen, verwandelte sich diese schnell in eine Wolke, mit welcher er das Volk der Centauren zeugte. Diese waren halb Mensch und halb Roß. Man will diese Fabel daraus erklären, daß die Centauren zuerst Rosse zu besteigen und sie zu bändigen gelernt hätten. In der Mythologie sind sie besonders berühmt durch ihre Kämpfe mit dem Herkules, dem Theseus und Pirithous. Ihre furchtbarsten und hartnäckigsten Feinde waren die Lapithen, von welchen sie nach einem blutigen Streite, den uns Ovid in seinen „Metamorphosen" mit so herrlichen Farben malt, besiegt und vom Pelion vertrieben wurden. Die berühmtesten Centauren sind: Nessus, der wegen seiner Schändung der Dejanira vom Herkules mit einem Pfeile erschossen ward, und Chiron, dessen Ruhm wegen seiner vielen Kenntnisse in der Heil- und Sternkunde und wegen seiner Erziehung der größten griechischen Helden im Alterthum sehr verbreitet ist. Es gab auch Centaurinnen, wie aus einer Stelle in Ovids Verwandlungen erhellet.

Centerwinkel ist in der Kriegsbaukunst derjenige Winkel, welcher entsteht, wenn aus dem Centro rechte Linien in die zwei nächsten Polygonswinkel gezogen werden.

Centgericht, ein Gericht über 100 Familien, nach altdeutscher (vorzüglich fränkischer) Verfassung Abtheilung einer Vicarie und Unterabtheilung eines Gaues. Sie waren schon zu Tacitus's Zeiten üblich. Ein Centgraf stand dem Cent vor und hatte 10 Decane unter sich. Die Centgerichte beschäftigten sich in den ältern Zeiten mit Handhabung unserer neuern Criminaljustiz. Sie unterschieden sich jedoch von den Halsgerichten und dehnten sich nur auf Bestrafung des Mordes, Diebstahls, Brandstiftung und Nothzucht aus. Der Frankenkönig Clothar gab ihnen in der Folge eine größere Ausdehnung. Die in Franken und am Rhein üblichen Centgerichte untersuchten bloß solche Verbrechen, deren Thäter nicht bekannt waren, und sobald diese ausgekundschaftet wurden, lag ihre Bestrafung den Aemtern ob. Dem Centgrafen war auch das Kriegswesen seines Bezirks anvertraut, und er führte die ihm untergebenen 100 Männer (Centener), die ihm zu folgen (Centfolge zu leisten) schuldig waren, in die Schlacht. — Jetzt ist Centgericht meist mit Blutgericht gleichbedeutend. In neuester Zeit sind auch diese Gerichte an den meisten Orten durch zweckdienlichere zeitgemäße Einrichtungen verdrängt worden.

Centiare, der hundertste Theil einer Are; Centigramme, -litre ꝛc. s. Französisches Decimalsystem.

Centimanen, Hunderthändige, heißen bei den Mythologen die drei ungeheuren Riesen, Briareus, Gyges und Crottus, Söhne des Coelus und der Gäa (des Himmels und der Erde). Vor ihren hundert Händen und fünfzig Köpfen zitterte der Himmel; daher schloß sie ihr Vater Uranus, nebst ihren Brüdern, den Cyklopen, in den Schoß des Tartarus (der Unterwelt) ein. Durch einen Rath der trauernden Erde, daß sich Jupiter ihrer gegen die ungebundenen Titanen (ungeheure Riesen) bedienen möchte, traten sie aus ihrer finstern Nacht wieder hervor. Die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt, und Jupiter machte die Centimanen zu Wächtern derselben.

Cent jours. Vom 20. März 1815, wo Napoleon Bonaparte zum zweiten Male den Herrscherstuhl der Bourbons bestieg, bis zum 28. Juni, an welchem Tage Ludwig XVIII. von Cambrai aus die Regierung wie-

der ergriff, zählt man gerade 100 Tage; daher nennt man jene Zwischenregierung, deren Handlungen von der gegenwärtigen in keiner Beziehung anerkannt worden sind, le gouvernement des cent jours. Die 42 Nummern der Gesetzsammlung (Bulletin des lois), welche in dieser Zeit erschienen und mit Einschluß der 12 Beschlüsse der provisorischen Regierungscommission (vom 22. bis 30. Juni) 313 Verordnungen ꝛc. enthalten, haben daher nur ein historisches Interesse. Sie bilden den 6. Abschnitt (Série) dieser Sammlung, welche mit der Errichtung des berüchtigten Revolutionstribunals (11. März 1793) beginnt und noch jetzt in dem 7. Abschnitt fortgeht. Ueber die Geschichte der 100 Tage s. Bonaparte, Ludwig XVIII. und Frankreich.

Centlivre (Susanna), engl. Lustspieldichterin, geb. 1667 in Lincolnshire, Tochter eines wohlhabenden Mannes, welcher wegen seines Republikanismus nach der Wiederherstellung der Königswürde unter Karl II. sein Vermögen durch Beschlagnahme einbüßte und nach Irland fliehen mußte, ohne für seine Tochter sorgen zu können. Diese war erst 3 Jahre alt, als ihr Vater starb, und noch nicht 12 Jahre, als sie auch ihre Mutter verlor. Schon in ihrem 7. Jahre dichtete sie ein Lied, das sich erhalten hat. Durch die Mißhandlungen, welche sie von den Personen erlitt, denen ihre Erziehung anvertraut war, aufs Aeußerste gebracht, entfloh sie, um nach London zu gehen. Unterwegs begegnete ihr ein junger Mensch, Namens Hammond, der damals in Cambridge studirte. Angezogen von Susannens Jugend und Schönheit, schlug er ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen. Bald aber schickte er sie mit Empfehlungen nach London, wo sie 2 Mal auf kurze Zeit verheirathet war. Durch Noth gerieth sie auf den Gedanken, von ihrem Dichtertalente Vortheil zu ziehen. Auch betrat sie die Bühne. Dann heirathete sie M. Centlivre, Mundkoch der Königin. Sie war von Natur geistreich, sanft, gewandt und unterrichtet; verstand Französisch, Spanisch, Holländisch, auch etwas Latein. Mit Steele, Rowe, Farquhar, Budgell stand sie in freundschaftlicher Verbindung; aber durch ein Gedicht gegen die Uebersetzung des Homer hatte sie sich Pope's Feindschaft zugezogen, der sie in der „Dunciade" auf eine ungerechte Art charakterisirt. Sie starb zu London den 1. Dez. 1723. Die Vorzüge ihrer Lustspiele — von denen „The busy-body" (welches Jünger in dem Lustsp.: „Er mengt sich in Alles", bearbeitet hat) und „A bold stroke for a wife" ungemeinen Beifall fanden, und sich, wie „The wonder! a woman keeps a secret!" und „Gamester," bis jetzt auf dem Theater erhalten haben — bestehen in einer wahrhaft komischen Composition und in einer leichten, muntern und frappanten Darstellung der Situationen und Charaktere; nur sind freilich die Charaktere mit flüchtiger Weiberhand gezeichnet; den Situationen fehlt es oft an Wahrscheinlichkeit; die Composition ist zuweilen so locker, als ob die Theile des Ganzen mehr zusammen geheftet, als in einander gefügt wären; und der komische Effekt dieser Lustspiele ist in keiner Hinsicht moralisch. Dafür aber haben wenige englische Lustspieldichter durch einen so überraschenden Gang der Intrigue, fast im Geiste des spanischen Theaters, sich ausgezeichnet. Die Schattenseite ihrer dramatischen Dichtungen ist der in ihnen herrschende kecke Leichtsinn, welcher indeß damals unter den engl. Damen von Welt zum guten Tone gehörte und im Handeln wie im Reden bis zur Frechheit getrieben wurde. Ihre Lustspiele erschienen gesammelt, London 1761, 3 Bde.

Centner wiegt gemeiniglich 100 oder 110 bis 112 Pfd. Dieses Gewicht ist in Deutschland eben so ungleich als die Pfunde. — Der französische metrische Centner hat 100.000 Grammen Gewicht gleich 100 Kilogrammen.

Cento (lat.), ursprünglich ein aus verschiedenen Stücken zusammengeflicktes Zeuch (daher nach Lessing's Bemerkung die Kleidung des Harlequin unter dem Namen Mimi centuculus schon bei Apulejus vorkommt), hat man bezeichnend auf solche Gedichte übergetragen, welche aus Erinnerungen an andre gebildet worden sind. Im strengsten Sinne verstand man aber sonst unter Centonen Machwerke, die aus Stellen verschiedener Dichter mit Einschiebung einzelner eigener Verse zusammengeflickt waren. Man suchte darin eine eigene Kunst, fremde und sogar heterogene Stellen zu einem Ganzen zusammenzusetzen, und so gab es schon früh Virgilianische Centonen (Centones Virgiliani): Flickgedichte, in welchen die meisten Verse dem Virgil zugehörten, z. B. ein Hochzeitsgedicht des Ausonius; so wie Flickgedichte mit Homerischen Versen ausstaffirt (Homerocentonen). Ihnen gleichen die musikalischen Potpourri's.

Centralamerika, s. Mittelamerika.

Centralbewegung (Physik) ist derjenige kreisförmige Lauf eines bewegten Körpers, mittelst dessen er immerfort nach der antreibenden Kraft, nach Außen, seine Richtung nimmt. Bei der krummlinigen Bewegung verändert das Bewegte seine Richtung stetig, d. h. so, daß es in jedem Punkte der Bewegungslinie eine von der vorigen abweichende Richtung bekommt, mithin, wenn es bis zum Anfangspunkte der Bewegung zurückkehrt, alle in einer Fläche möglichen Richtungen nach und nach annimmt. Wegen dieser Stetigkeit in der Richtungsveränderung sagt man von einem Körper, der sich in einem Kreise oder einer Ellipse bewegt, daß er sich in derselben Richtung bewege und dieß nicht mit Unrecht, den ob er gleich in der That die Richtung immerfort verändert, so thut er es doch nach einer beständigen Regel, oder immer auf dieselbe Weise, und diese Identität der Richtungsveränderung kann dann auch als eine Identität der Richtung selbst betrachtet werden. Ein Rad bewegt sich deßhalb im Kreise, weil es durch die Are in seinen zirkulirenden Schwingungen gegen den Mittelpunkt (Centrum) gezogen wird. Der Mond rollt darum im Kreise um die Erde, weil er durch die Schwerkraft gegen dieselbe in allen Punkten seiner Bahn von der geraden Richtung, die seine Bewegung außerdem nehmen würde, abgelenkt und gegen den Mittelpunkt (die Erde) dieser seiner beinahe kreisförmigen Bahn gezogen wird. In diesen und ähnlichen Fällen nennt man den Punkt, nach welchem der bewegte Körper unaufhörlich getrieben wird, den Mittelpunkt der Kräfte; die Kraft selbst, welche ihn treibt, die Centripetalkraft, diejenige, mit welcher sich der Körper vom Mittelpunkte zu entfernen sucht, die Centrifugal- oder Schwungkraft, und die Bewegung selbst die Centralbewegung. — Alle Planeten unseres Sonnensystems, ingleichen alle Monden und Nebenplaneten desselben, bewegen sich, jene um die Sonne, diese um ihre Hauptplaneten, nach den Gesetzen der Centralbewegung. (Vgl. Centralkräfte.) — Die nähere Betrachtung der Centralbewegung ist Gegenstand der Himmelsmechanik, über welche Newton s. „Principia mathematica philosoph. naturali", Laplace s. „Mécanique céleste" etc. geschrieben haben. Als Muster einer gedrungenen, schönen Darstellung können wir den Art. in Gehler's „Physik. Wörterb." (ältere Bearb.), Bd. 1, S. 469 fg. empfehlen.

Centralfeuer (Phyſ.) Die Ausbildung dieſes Begriffes verdanken wir hauptſächlich den Pythagoräern. Dieſe Kosmophyſiker dachten ſich die Welt als ein harmoniſch geordnetes Ganzes, beſtehend aus zehn großen Körpern (nach der Dekadik), welche ſich um das Centrum in harmoniſchen Verhältniſſen bewegen. Das Centrum oder Centralfeuer (Sonne), (auch Jupiters Wache und Monas) war ihnen das vollkommenſte in der ganzen Natur, das Prinzip der Wärme und daher auch des Lebens, welches Alles durchdringt und belebt. Die Seele war ihnen ein Ausfluß aus dem Centralfeuer, beſtehend aus warmem und kaltem Aether, welcher ſich mit jedem Körper verbinden kann. In der Folgezeit bezogen die Phyſiker dieſen Begriff auf die Wärme im Innern der Erde, welche wahrſcheinlich von der Sonnenwärme bis in gewiſſe Theile ihrer Tiefe fortgepflanzt wird. Wenigſtens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Klimaten das Innere der Erde wärmer iſt als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, bis 80 Fuß tief in den Boden ein und fand ihn noch in dieſer Tiefe gefroren. Mehrere intereſſante Erfahrungen ſ. m. in Biot's „Astronomie physique" (2. Aufl., Paris 1810), im 2. Bde. im 15. Cap.: „De la température de la terre".

Centralkräfte, diejenigen Kräfte, aus deren Zuſammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die Centripetal- und Centrifugalkraft. Doch gibt es auch Phyſiker, welche das Daſeyn der letztern Kraft leugnen und ſie für eine bloße mathematiſche Idee erklären. Sie ſagen: Jeder einmal bewegte Körper ſetzt vermöge ſeiner Trägheit ſeine Bewegung in derſelben Richtung und mit derſelben Geſchwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun ſind die Himmelskörper von dem Weltſchöpfer im Anfange mit einer allmächtigen Kraft angeſtoßen, und müßten, vermöge ihrer Trägheit, nach einerlei Richtung und mit derſelben Geſchwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn ſie nicht in allen Punkten ihrer Bewegung nach einem außerhalb der Richtung derſelben liegenden Punkte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entſteht. Von der erſten bewegenden Kraft iſt nun die Rede nicht mehr. Derjenigen Urſache aber, welche die Himmelskörper nach den außer ihren Bahnen liegenden Punkten zieht, gebührt der Name Kraft, und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung ſetzen; da ſie ihn ſchon in Bewegung findet, ſo ändert ſie wenigſtens die Richtung deſſelben in allen Punkten. Mit der oben ſogen. Centrifugalkraft verhält es ſich dagegen ganz anders; was ſie wirkt, erſcheint lediglich als Reſultat der Trägheit des Körpers, oder vielmehr der aus ihr folgenden, ſchon einmal vorhandenen und ihr gemäß nur fortdauernden Bewegung deſſelben. Dieſe Anſicht ſcheint auch die richtige, wenigſtens verlieren ſich die Einwendungen dagegen in dem nämlichen Maße, als man bei tieferem Nachdenken vertrauter mit dem ſchwierigen Gegenſtande wird. (Vgl. Centralbewegung.)

Centralverwaltung (Staatsw.), 1) eine Verwaltung, die von einem Mittelpunkte (Centrum), in welchem ſich alle zu derſelben gehörige Zweige vereinigen, ausgeht und von da aus ihre wirkſamen Kräfte erhält. Jeder Staat bedarf einer oberſten Centralverwaltung, um Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit in dem Gange der Staatsmaſchine zu erhalten. 2) (Geſch.), die unter dem Freiherrn v. Stein den 26. Okt. 1813 für alle Länder des ehemaligen Rheinlandes niedergeſetzte Kom-

miſſion, welche beſorgen ſollte, daß die Kräfte der einzelnen Staaten am vortheilhafteſten für die Alliirten verwendet würden. Als ſich gleich darauf die meiſten deutſchen Staaten friedlich an die Verbündeten anſchloſſen, bedingten ſie ſich Unabhängigkeit von der Centralverwaltung, und dieſelbe verwaltete daher nur noch das Königreich Sachſen, das Großherzogthum Frankfurt, das Großherzogthum Berg und das Fürſtenthum Iſenburg. Später (den 12. Jan. 1814) kamen auch die eroberten Provinzen jenſeits des Rheins hinzu, welche in 3 Linien, jede zu 4 Gouvernements, getheilt wurden. Nach dem pariſer Frieden blieben bloß noch die Gouvernements Mittel-Rhein, Nieder-Rhein und Belgien zu der Centralverwaltung gehörig, welche, wie die übrigen Provinzen Deutſchlands, nach dem wiener Congreß auch den Staaten, denen ſie zufielen, übergeben wurden, worauf die Centralverwaltung aufgelöſt ward. Eine anziehende (wenn auch einſeitige und beſonders gegen Baiern feindſelig geſinnte) Schrift über dieſe Centralverwaltung erſchien 1815 bei Reimer in Berlin, und es wurde als Vf. derſelben Herr Eichhorn genannt. Sie gehört zu den wichtigern Dokumenten über die Geſchichte dieſer denkwürdigen Zeit.

Centre (le) in der franz. Deputirtenkammer. In dem engl. Hauſe der Gemeinen bringt es ſchon die locale Einrichtung mit ſich, daß die Mitglieder ſich nur in 2 Parteien abſondern: die Miniſterialen und die Oppoſition; denn die Bänke ſtehen auf beiden Seiten, und in der Mitte iſt ein breiter Raum. In Frankreich ſtehen die Bänke in einem Halbkreiſe, dem Präſidenten gegenüber, und in der Mitte iſt ein ſchmaler Durchgang. Die Miniſter ſelbſt ſitzen nicht, wie in England, unter den Deputirten, ſondern auf der vorderſten Bank der linken Seite, zunächſt an der Mitte. In England iſt das Miniſterium der Mittelpunkt der Majorität, und Alle, welche nicht mit ihm ſtimmen, treten, wenn auch unter ihnen noch ſo verſchiedene Anſichten herrſchen, in der Oppoſition zuſammen. In Frankreich ſtehen die beiden Hauptparteien der alten Zeit und der neuen Zeit unabhängig von den Miniſtern einander entgegen und machen es dadurch möglich, daß ein Miniſterium ſich eine geraume Zeit behaupten kann, welches, wie alle bisherige, keiner Partei entſchieden angehören, ſondern auch ſeinerſeits ſich von ihnen unabhängig erhalten will. Schwerlich iſt noch jemals eine ſolche Verſammlung (ſey es ein Senat, ein Rath der Reichsherren oder eine Deputirtenkammer geweſen) durch wahre Ueberzeugung allein gelenkt worden; die Stimmen, welche durch die eigne redliche Meinung der Einzelnen gewonnen, werden durch diejenigen verſtärkt, welche von eigennützigen Motiven beſtimmt worden. Daher hat in Frankreich wie in England der Grundſatz, daß kein Staatsbeamter willkürlich entlaſſen werden könne, nur in großer Beſchränkung (faſt nur in Anſehung der Richter) geltend werden können; alle übrige Staatsämter hängen von den Miniſtern ab und werden unter der Bedingung vergeben, mit ihnen jederzeit und ganz unbedingt zu ſtimmen. In der franz. Deputirtenkammer halten ſich dieſe auch in ihren Plätzen an ihre Führer und nehmen die mittelſten Bänke ein (le Centre). Hier findet man alſo die Präfekten, die Staatsanwälte u. a. Regierungsbeamte, welche nicht kraft ihrer Ueberzeugung, ſondern kraft ihres Amtes die Anträge der Miniſter jederzeit unterſtützen. Mit ihnen vereinigen ſich Diejenigen, welche unabhängig von den beiden Hauptparteien in der Mitte ſtehen und aus innern Gründen mit den Miniſtern ſtimmen. Aber

wie die eigene Meinung und die zufälligen äußern Verhältnisse, wodurch jene oft bestimmt wird, doch auch immer noch ihr Recht behaupten, so läßt sich selbst im Centrum jener große Gegensatz der Parteien nicht unterdrücken; es theilt sich daher wieder in eine rechte und linke Seite, und geht so von der gemeinschaftlichen ministeriellen Grundfarbe durch mancherlei Abschattungen fort bis zur grellen Parteifarbe der äußersten Rechten und Linken. Hieraus ergiebt sich, daß ein ausgezeichnetes Talent sich schwerlich zu einer solchen Aufopferung der Selbstständigkeit versteht, und daher können nur unter dem Theile des Centrums, welcher aus innern Gründen demselben angehört, dergleichen gesucht werden.

Centrum, 1) überhaupt Mittelpunkt, insbesondere 2) (Kriegsw.), die Mitte einer Schlachtlinie, aus der, nebst den beiden Flügeln, sie besteht. In neuerer Zeit ist es wieder gewöhnlicher geworden, die Hauptkräfte auf das Centrum zu werfen und es zu durchbrechen, da sonst ausschließlich einer der beiden Flügel Hauptpunkt des Angriffs war. Daher Centralposition, eine Stellung im Mittelpunkte mehrerer wichtiger bedrohter Punkte, darauf berechnet, daß das Corps, welches dieselbe einnimmt, sobald es Nachricht erhält, daß einer derselben wirklich angegriffen ist, schnell nach demselben hineilen und ihn vertheidigen kann.

Centurie, eine Abtheilung von 100 Mann. Diese Art der Eintheilung war bei den Römern sehr gewöhnlich und wurde im Allgemeinen von einer gewissen Menge, wenn auch nicht gerade 100, gebraucht. So hießen Centurien bei den Soldaten die Compagnien, in welche die römischen Legionen sich theilten; beim Volke die Abtheilungen, welche die 6 Klassen des Volks, vom Servius Tullius eingeführt, ausmachten, und deren die 1. Klasse 80 enthielt, wozu noch die 18 Centurien der Ritter kamen; die 3 folgenden Klassen hatten jede 20 Centurien, die 5. 30, und die 6. nur eine Centurie. Nach Centurien stimmte das Volk bei den öffentlichen Wahlen. (S. Census.)

Centurien (magdeburgische) nannte man die erste von Protestanten bearbeitete Kirchengeschichte, weil sie nach Jahrh., deren jedes 1 Bd. füllte, eingetheilt und der Anfang des Werks zu Magdeburg gemacht worden war. Flacius (s. d.) faßte daselbst den Plan dazu. Schon der Gedanke war kühn und wurde mit so vieler Beharrlichkeit und Geschicklichkeit und einem solchen Umfange ausgeführt, daß man die Verfasser des Werkes und vornehmlich den Haupturheber und Leiter des Ganzen, nicht anders, als bewundern kann. Die eigentlichen Mitarbeiter waren J. Wigand und M. Juder, Prediger zu Magdeburg, B. Faber, A. Corvinus und Th. Holzhüter. Man gab sich alle Mühe, gedruckte Schriften, Urkunden und Manuskripte für dieses Werk zusammen zu bringen und eröffnete zu diesem Zwecke eine große Korrespondenz. Die Unternehmer erhielten Unterstützung von den Königen von Schweden, Dänemark, mehreren Fürsten ꝛc. und vielen Adeligen und Bürgerlichen. Da die Unternehmer strenge Lutheraner waren, so machte ihnen die zahlreiche Partei der Melanchthonianer Vieles zu schaffen. Die Quellen ihrer Erzählungen sorgfältig nachweisend, suchten sie die Reformation aus der Geschichte zu rechtfertigen und das Papstthum aus derselben zu widerlegen. Obgleich sie sich manche Unrichtigkeiten zu schulden kommen, sich oft durch unechte Urkunden hintergehen lassen und ihre Kritik noch nicht scharf und durchgreifend genug ist; obgleich sie einen polemischen Ton führen, oft auch aus Partei- und Streitgeist Thatsachen entstellen,

die kathol. Kirche und ihre Vorsteher ungerecht beurtheilen und manche Begebenheit mit beschränktem Blicke betrachten und einseitig darstellen; so ließ sich dieß fast in damaligen Zeiten und Umständen und bei der damaligen Erziehung, Bildung und Denkweise dieser Männer nicht anders erwarten. Das Werk, welches die Verfasser selbst bis zur vierten Centurie auch ins Deutsche übersetzt haben, erregte in der protest. Kirche ungemein das Studium der Kirchengeschichte. Es wurde von den Centuriatoren — so nannte man die Mitarbeiter — nur bis 1300 fortgeführt. Es erschien zu Basel 1559 bis 1574, 13 Bd. Fol., und in einer guten neuen Ausgabe von Baumgarten und Semler, die jedoch nur bis 500 reicht, zu Nürnberg 1757 bis 1765 6 Bd. 4. Einen zweckmäßigen Auszug besorgte Lukas Osiander (Tübingen 1592—1604, 9 Bd. 4.), von dem die Ausgabe Tüb. 1607 und 1608 (4 Bd. 4.) auch das 14. bis 16. Jahrh. umfaßt. Baronius (s. d.) setzte den Centurien seine Annalen entgegen.

Cephalus, ein Sohn des Deion und der Diomede und Gemahl der Prokris. Ovid in seinen Verwandlungen erzählt von ihm Folgendes: Als er einst auf dem Berge Hymettus Netze ausspannte, erblickte Aurora den schönen Jüngling, ward von Liebe gegen ihn entflammt und riß ihn gewaltsam mit sich fort. Aber weder das rosige Antlitz, noch die himmlische Gestalt der Göttin konnte den treu Liebenden reizen, den Schwur der Liebe zu brechen, den er kurz vorher seiner Braut dargebracht hatte. Aurora, darüber entrüstet, entließ ihn daher mit den Worten: „Einst wirst Du wünschen, Deine Prokris nie geliebt zu haben.“ Sie sandte darauf Eifersucht in sein Herz, die ihn antrieb, seine Gemahlin auf die Probe zu stellen. Zwar widerstand sie anfangs jeder Versuchung mit unbescholtenem Sinne, gleichwohl brachte sie in der Folge der Glanz des Goldes zum Wanken. Als sie aber darauf die Tücke ihres hämischen Gatten gewahrte, entfloh sie voll Schauer in die Gebirge, aus welchen sie nur durch anhaltende Bitten des Cephalus, der jetzt seine Eifersucht bereute, zurückzubringen war. Da die Jagd seine Lieblingsbeschäftigung war, so verehrte sie ihm einen Wurfspieß, den sie von Diana erhalten hatte, und lebte mehrere Jahre in seliger Eintracht mit ihm. Oft wenn er von der Jagd ermüdet im Schatten ausruhte, rief er: Aura (Luft) komm und kühle meine Glut! Prokris hörte es und im Wahne, Cephalus rufe einer Nymphe diese Worte zu, schleicht sie ihm nach in den Wald. Er hört ein Geräusch, glaubt, es sey ein Wild, und wirft das Todesgeschoß in die Brust seiner Geliebten.

Cerachi (Joseph), ein berühmter Bildhauer und Zögling Canova's, wurde zu Rom geboren. Durch seine plastischen Werke hatte er sich schon Celebrität erworben, als ihn der Geist des heftigsten Republikanismus aus seiner Werkstätte in das politische Treiben stürzte. Er ging nach Wiederherstellung des päpstlichen Regiments mit mehreren seiner Anhänger nach Paris. Hier erhielt er von dem damaligen Consul Bonaparte den Auftrag zur Modellirung seiner Büste. 1800 ließ er sich mit mehreren Gleichgesinnten in jene merkwürdige Verschwörung gegen Bonaparte ein, wurde aber in der Oper mit seinen Verbündeten, Arena, Damerville und Topino Lebrün gefangen genommen, vor Gericht gestellt, des Mordversuchs überwiesen und am 9. Jan. 1801 hingerichtet. Die Bildhauerkunst verlor in ihm einen Nebenbuhler Canova's und einen Priester, welcher den Meißel mit wahrhafter Meisterschaft führte.

Ceram (Ceiram, Seram, Zeram, Geogr.), eine der Gewürzinseln im südöstl. asiat. Archipel, nordöstl. von Amboina; hält 220 QM., hat im W. die Halbinsel Howamohel, im S. den Meerbusen Amahoy, ist gebirgig durch bewaldete Berge von 7—8000 Fuß, hat vulkanischen Boden, heiße Quellen, öftere Erdbeben, doch gesundes Klima, bringt Gewürze verschiedener Art, Sago, Kokos, Mais und Reiß, ferner Dammhirsche, Eber, Paradiesvögel, Kasuare, ist aber im Innern noch gar nicht bekannt. Die Küstenbewohner (Malaien unter Häuptlingen) sind Muhammedaner, meist den Niederländern unterworfen; die Bewohner des Innern heißen Alforen oder Haraforen, sind sehr roh, wohnen in Felsenhöhlen, leben von der Jagd und laufen sehr gut. Hauptort: Sawu (Saway), Dorf, mit niederländischem Blockhause.

Cerberus, von Hesiod der Sohn des Typhon und der Echidna genannt, ein dreiköpfiger und mit einer Schlangen-Mähne und einem Drachen-Schweife versehener Hund, ist, nach der Mythologie der Alten, der Wächter am Hades. Er lag vor dem Pallaste des Pluto und gestattete Jedem den Eingang; wer aber heraus gehen wollte, den zerriß und verschlang er. Er lag an hundert Ketten, rasselte und brüllte, daß das Todtenreich erzitterte. Nur mit aus Mohn und Honig zubereiteten Kuchen, die man ihm in den Rachen warf, war er zu beruhigen. Von seinem Geifer enstand das Giftkraut Aconitum.

Cerealien, von Ceres, der Göttin des Feldes und der Feldfrüchte, die Erzeugnisse des Feldbaues; auch die der Ceres (s. d.) geweihten Feste.

Cerebralsystem, diejenige Partie des gesammten Nervensystems im menschlichen Körper (sowie überhaupt in dem Körper der höhern Thiergeschlechter), welche das Gehirn und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe sich versenkenden Nerven begreift. Es gehören also vorzüglich alle die Nerven, welche zu den Sinnenwerkzeugen gehen, dazu. Man rechnete zwar sonst auch das Rückenmark und die von demselben abgehenden Nerven dazu, auch hat man insofern einigen Grund dazu, weil die willkürliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird; allein man kann auch noch zweckmäßiger beide von einander trennen, die der Bewegung zuständige Nervenpartie als besondere Funktion betrachten und sie Vertebralsystem benennen. S. Nervensystem und Vertebralsystem.

Ceremoniel (Staatsw.), der Inbegriff der Gebräuche, welche, nach Wohlstand und Herkommen, bei feierlichen Gelegenheiten zu beobachten sind. Man theilt das Ceremoniel gewöhnlich in Staats- und Hofceremoniel und hat beides zu einer (obgleich nichtigen) Wissenschaft erhoben. Der gegenseitige Rang der Fürsten, das Ceremoniel der Gesandten und Minister unter einander, das Ceremoniel sich begegnender Truppen und Schiffe ꝛc. gehört zu erstern; die Anordnung von Hoffeierlichkeiten an Gallatagen, bei Vermählungen, Entbindungen, Begräbnissen, Trauern, Huldigungen, Festen aller Art, die Bestimmung des Ranges der Hofleute, Anordnung der Hoftrachten, der Audienzen, Einführung von Fremden ꝛc. zu letztern. Ceremoniel fand wohl von jeher Statt, wenn auch unter andern Namen; an den Höfen der Orientalen, der chinesischen Kaiser (hier besonders ausgebildet), wie am byzantinischen Hofe und noch früher bei den Cäsaren war es und ist noch unter der Zeit und Lebensart angepaßten Formen üblich, und ewig wird es bleiben, so

lange nicht die Neigung, sich auszuzeichnen und Andere an Rang und Ansehen zu übertreffen, im Menschen erlischt. Das Ceremoniel an den europäischen Höfen rührt ursprünglich von dem des byzantinischen Kaiserhofes, das schon Karl der Große bei feierlichen und außerordentlichen Gelegenheiten nachahmte, her und ward durch die Vermählung des Kaisers Otto II. mit der griechischen Prinzessin Theophania noch mehr verbreitet. Durch das ganze Mittelalter hat sich daſselbe erhalten. Karl V. brachte durch Einführung des span. Ceremoniels eine große Veränderung an den Höfen hervor, zugleich aber, mit dem lächerlich steifen Wesen dieser Nation, eine solche Grandezza in dieselbe, daß alles Leben in der Gesellschaft und den Unterhandlungen gelähmt wurde. Der franz. Hof ging nie ganz auf das steife spanische Wesen ein, sondern behauptete stets eine gewisse Leichtigkeit und Lebendigkeit, die selbst im Umgang mit dem andern Geschlecht in arge Frivolität ausartete. Man unterschied dort ein steiferes Residenz- und ein weniger strenges Campagne-Ceremoniel, das man bei Reisen und im Felde anwendete. Dem Beispiele des franz. Hofes folgten die evangelischen, dem des östreichischen die katholischen Fürsten Deutschlands; bei jenen war daher das Ceremoniel minder streng, bei diesen nach spanischen Formen eingerichtet. Die neuere Zeit hat seit der Revolution und schon seit Friedrich dem Großen, die Fesseln des Ceremoniels bedeutend gebrochen, und fast existirt daſselbe nur noch bei besondern Feierlichkeiten in seiner alten Strenge. — Eigentlich hat kein Staat einen Vorrang vor den übrigen; da aber Schwächere den Schutz und die Freundschaft Mächtigerer suchen, so entsteht dadurch ein Vorrang des Einen vor dem Andern. Dadurch hat sich nach und nach ein Völkerceremoniel gebildet, auf dessen Beachtung man oft weit mehr sah, als auf die Erfüllung der heiligsten Verträge. Dahin gehören: 1) Titel des Regenten. Der Zufall bestimmte den Kaiser- und Königstitel als den höchsten. Seit Karl dem Großen galten die römischen Kaiser als Oberherren der Christenheit und behaupteten den höchsten Rang, selbst die Abhängigkeit der Könige von sich. Zum Beweis ihrer Unabhängigkeit nannten daher schon mehrere Könige im Mittelalter ihre Krone eine kaiserliche, und England z. B. noch jetzt in allen Staatsakten imperial crown, obgleich die Könige nie den Kaisertitel annahmen. Die Könige von Frankreich erhalten von den Türken und Afrikanern den förmlichen Titel: Empereur de France. Je weiter hinab, desto weniger gestanden die Könige dem Kaisertitel für sich allein Vorzüge vor dem königlichen zu. Ehemals maßten sich Papst und Kaiser das Recht an, diese Würden zu vergeben. In der Folge ward der Grundsatz geltend, daß jedes Volk seinem Regenten einen beliebigen Titel geben könne, dessen Anerkennung von andern Mächten aber auf Verträgen beruht. Viele erkannten deßhalb manchen Titel gar nicht oder sehr spät an, z. B. Preußens Königs- und Rußlands Kaisertitel ꝛc. 2) Ehrenbezeigungen diesem Titel und Rang gemäß. Zu den königl. Ehrenbezeigungen (die aber auch verschiedenen Staaten zukamen, die nicht Kaiserthümer und Königreiche waren, z. B. Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Kurfürsten) gehört das Recht, Gesandte der ersten Klasse zu senden ꝛc. Dabei ist aber der sehr streitige Punkt des Vorranges oder der Prăcedenz d. i. des Rechtes, bei vorkommenden Gelegenheiten den ehrenvolleren Platz einzunehmen, bei Zusammenkünften der Fürsten oder ihrer Gesandten, bei feierlichen Versammlungen ꝛc., oder schriftlich bei Abfassung und

Unterschrift der Staatsschriften. Da im Mittelalter die Kirchenversammlungen am häufigsten Veranlassung zu Streitigkeiten darüber gaben, so mischte sich der Papst öfters ein, und unter mehreren von Päpsten entworfenen Rangordnungen der europäischen Mächte ist die von Julius II. durch seinen Ceremonienmeister Paris de Grassis 1504 bekannt gemachte die vorzüglichste, nach der die europäischen Nationen so auf einander folgten: 1) römischer Kaiser, 2) römischer König, 3) König von Frankreich, 4) König von Spanien, 5) von Aragonien, 6) von Portugal, 7) von England, 8) von Sicilien, 9) von Schottland, 10) von Ungarn, 11) von Navarra, 12) von Cypern, 13) von Böhmen, 14) von Polen, 15) von Dänemark, 16) Republik Venedig, 17) Herzog von Bretagne, 18) Herzog von Burgund, 19) Kurfürst von der Pfalz, 20) von Sachsen, 21) von Brandenburg, 22) Erzherzog in Oestreich, 23) Herzog von Savoyen, 24) Großherzog von Florenz, 25) Herzog von Mailand, 26) Herzog von Baiern, 27) in Lothringen. Ungeachtet diese Rangordnung sehr unvollkommen war und nie allgemein anerkannt ward, so lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft und einige Staaten, zu deren Vortheil entschieden war, wollten sie als Grundregel angesehen wissen, während andere aus entgegengesetzten Gründen sie nicht anerkannten. Zur Unterstützung der Präcedenzforderung ward bald das Alter der Unabhängigkeit, der Regentenfamilie, des eingeführten Christenthums, bald die Regierungsform, die Zahl der Kronen, Titel, Thaten, der Umfang der Besitzungen ꝛc. angeführt. Jedoch ist über Staaten des ersten, zweiten, dritten Ranges nichts Bestimmtes ausgemacht. Auf dem Wiener Congresse kam eine Bestimmung des Ranges der europäischen Mächte und der davon abhangenden Folgen zur Sprache und die Commission, welche von den acht Mächten, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, zu jenem Zwecke ernannt wurde, machte auch in ihrem Entwurf eine Abtheilung der Mächte nach drei Classen. Da aber die Meinungen darüber nicht einstimmig waren, indem zwar die meisten Bevollmächtigten für drei, Portugal und Spanien aber für zwei Classen stimmten und Lord Castlereagh den Grundsatz der Classification, als eine Quelle neuer Streitigkeiten, überhaupt verwarf: so ließ man die Frage von einer Rangabtheilung der Mächte auf sich beruhen und beschränkte sich auf eine Abtheilung der Gesandten gekrönter Häupter, nach drei Rangklassen. (Vergl. Gesandte.) Regenten gleicher Würde räumen einander bei Besuchen zu Hause den Rang ein und sonst alterniren sie, oder ihre Gesandten, bis man sich über den Vorrang vereinigt. Viele Staaten begehren nicht den Vorrang, sondern nur die Gleichheit. Kann ein Regent den Vorrang oder die Gleichheit nicht erlangen, so kommt er entweder incognito, oder sendet einen Gesandten andern Ranges, als der, mit dem er um den Vorrang streitet; oder der Regent und sein Gesandter erscheinen nicht bei der Feierlichkeit; oder man protestirt beim Erscheinen, oder läßt sich einen Revers ausstellen. In Verträgen zwischen den Mächten werden zwei oder mehrere Exemplare gemacht und jedes entweder nur von einem Theil unterschrieben, oder von beiden in der Art, daß jeder das Exemplar behält, in dem ihm der Ehrenplatz zugestanden ist. — Das Kanzleiceremoniel insbesondere bezieht sich auf die Ausfertigung der Kanzlei- oder Staatsschreiben, bei denen Folgendes beobachtet wird. Sie werden regelmäßig in der Staatssprache des schreibenden Hofs abgefaßt. An Gleiche oder Geringere gerichtet fängt der Schreibende mit seiner

Titulatur an, worauf der Titel des Empfängers, die Bezeichnung des gegenseitigen Verhältnisses, die Begrüßungsformel und Anrede folgt. Kaiser u. Könige nennen sich gegenseitig Brüder, während sie Fürsten von geringerm Range nur Vettern nennen; die deutschen Fürsten geben sich untereinander ebenfalls den Titel Vetter. Diese Benennungen werden hier meist im politischen Sinne gebraucht. In dem unabgesetzt auf die Anrede folgenden Contert redet der Schreibende von sich in der Mehrzahl: Wir, Uns, und gibt dem Empfänger den gebührenden Titel: Majestät, Durchlaucht, Liebden ꝛc., und endigt den Brief mit einer hergebrachten Schlußformel. Dann folgt abgesetzt Bezeichnung des Orts, Tags, Jahrs, auch wohl Regierungsjahres, wo er ausgefertigt worden. Hierauf wird die Anrede wiederholt, oder auch der Brief von dem Minister contrasignirt, von dem Fürsten unterschrieben. Die Aufschrift enthält den ganzen Titel des Empfängers und sein Verhältniß zu dem Schreibenden. Die Ausfertigung geschieht auf großem, schönen Papier, meist ohne Couvert, immer aber mit Aufdrückung des mittlern Staatssiegels. Das große Staatssiegel wird nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten, bei der Ausfertigung von Staatsverträgen, Ehepakten ꝛc. gebraucht, denen es in einer silbernen Kapsel an seidenen Schnüren angehängt wird. Kaiser und Könige schreiben einander in der Regel, wegen der gewöhnlich Statt findenden Sprachverschiedenheit, französisch.

Ceremonien sind äußerliche feierliche Gebräuche, als Symbole innerer Vorstellungen und Empfindungen, theils das Daseyn solcher Vorstellungen und Empfindungen zu bezeichnen, theils sie zu erwecken und zu unterhalten. Aus dieser Erklärung ergibt sich das Wesen aller Ceremonien, daß sie nämlich wirklich bezeichnend, und zwar der Würde dessen, was man selbst dabei denkt und empfindet, oder was Andere dadurch zu denken und zu empfinden veranlaßt werden sollen, angemessen seyn müssen. In einer vorzüglichen Bedeutung stehen die Ceremonien der katholischen Kirche, wo sie die Zeit und die Umstände, wie z. B. bei der Verwaltung der Sakramente, gleichsam geheiligt haben. Warum aber diese Kirche mehrere, oft glänzende Ceremonien bei dem Gottesdienste überhaupt bestimmt hat, dieses liegt in Folgendem: Es läßt sich einmal nicht verkennen, daß es in der Natur eines Menschen als eines sinnlichen und übersinnlichen Wesens liege, das Uebersinnliche zu versinnlichen, das Geistige zu verkörpern, das Innere zu äußern, daher auch seinem Innersten, der Religion, einen Leib zu geben. Nur so kann er diese, wie alles wahrhaft Innere überhaupt, für sich festhalten, sich und Andern zur Beschauung vorlegen und zur Entkenntniß in der engsten Bedeutung bringen; wie wir ja auch Gott nicht in seiner reinen Unendlichkeit, sondern nur in der Endlichkeit, in seinen Gegenbildern, mit einem Worte: in seiner Offenbarung zu erkennen vermögen. Dieses Bedürfniß des Menschen durchschauend, hat Christus den ewigen transcendentalen Akt der Erlösung und Heilung an sinnliche Zeichen geknüpft, damit er auf einer der Menschennatur vollkommen entsprechenden Weise bis zum Ende der Welt fortgeführt und an jedem Einzelnen in dem von ihm gestifteten Reiche verwirklicht werde. Daher beabsichtigt auch die katholische Kirche bei Anordnung der Ceremonien nichts Anders, als Auferbauung und Erhebung des Herzens zu Gott. Der große Konstantin ließ es sich aufs Eifrigste angelegen seyn, herrliche Tempel zu erbauen und sie mit köstlichen Gefäßen, sowie die Kirchendiener mit gehörigem Ornate zu schmük-

ken, damit die äußere Pracht auf die hohen Geheimnisse aufmerksam machen möchte, welche da gefeiert werden. Gewiß, wem einmal das Erhabene des Gottesdienstes die Seele durchbebt hat, wird die bei den Katholiken üblichen Ceremonien ferner nicht als unnöthig erklären. Immerhin mögen Philosophen sich in ihren abstrakten Ideen gefallen; allein andächtige Anbeter und wahre Verehrer der christlichen Religion werden sie nie seyn können, eben so wenig als sie Andere durch ihre Lehre begeistern werden. Uebrigens darf Keiner in der katholischen Kirche die einmal festgesetzten Ceremonien bei gottesdienstlichen Handlungen willkürlich verändern (Cons. Trid. Sess. VII.). Daß aber die Kirche je nach den Bedürfnissen und der Empfänglichkeit der Gläubigen einige Ceremonien abschaffen, neue einführen, andere vervollkommnen kann, wenn sie der Bildungsstufe der Zeit nicht mehr angemessen sind und daher bedeutungslos werden, d. i. wenn sie den Geist des Christenthums nicht mehr sinnbilden, darum auch nicht mehr geeignet sind, denselben Geist, da, wo er ist, zu beleben, wo er noch nicht ist, zum Leben hervorzurufen, ist ausgemacht, und die liturgischen Bücher geben davon Zeugniß.

Ceres (bei den Griechen Demeter und Deo), die blonde Tochter des Kronos und der Rhea, geb. unweit der Stadt Eua in Sicilien, war Jasions Geliebte, von dem sie sich auf einem zur Saat bearbeiteten Acker umarmen ließ und ihm den Plutus, den Gott des Reichthums, gebar. Zeus aber, der die Ceres ebenfalls liebte und mit ihr die Persephone (Proserpina) zeugte, ward eifersüchtig auf ihn und tödtete ihn mit seinem Blitze. Persephone aber, ihr geliebtes Kind, verlor sie sehr frühe. Denn als diese einst mit den Gespielen ihrer Kindheit auf den blumigen Wiesen Siciliens Rosen, Krokos, Violen und Hyazinthen pflückte, öffnete sich plötzlich die Erde; Pluto, der Gott der Unterwelt, fuhr auf seinem Wagen empor, und entriß sie, von Liebe entflammt, aus dem schönen Lichte der Sonne in den finstern Orkus. Die Mutter, wegen des Verlustes ihrer Tochter von Schreck und Schmerz übermannt, riß sich die Binde vom Haupte, hüllte sich in einen schwarzen Schleier und irrte über Höhen und Thäler, eine brennende Fackel in der Hand, den Aufenthalt ihres geliebten Kindes zu erspähen. Nach langem, vergeblichen Suchen entdeckte ihr endlich Helios, vor dessen allsehendem Auge Nichts verborgen bleibt, daß Pluto sie geraubt habe mit dem Willen des Zeus, der sie ihm ohne Vorwissen der Mutter zur Gemahlin bestimmt hatte. Ceres, darüber erzürnt, verließ jetzt die Versammlung der Götter, stieg vom Olymp zur Erde hernieder und verbarg ihre Schönheit, daß weder Götter noch Menschen sie kannten. So kam sie nach Eleusis zum Könige Keleos, in dessen Hause sie den Dienst einer Wärterin annahm. Dem Sohne des Königs, Deomphoon, der in ihrer Pflege war, sollte sie Unsterblichkeit und ewige Jugend geben; aber die Neugier und Thorheit der Metaneira, seiner Mutter, vereitelte ihre Absicht. Darauf gab sie sich als Göttin zu erkennen und befahl, ihr auf dem Berge der Stadt einen Altar und Tempel zu erbauen, in welchem sie selbst die heilige Feier und die Gebräuche ihres Dienstes lehren wollte. Immer blieb Ceres indessen noch erzürnt, kehrte nicht zum Olymp zurück und sandte Hunger und Unfruchtbarkeit über die Erde. Da sandte Zeus die Iris zu ihr herab, ihren Unmuth zu besänftigen und sie nach dem Olymp zurückzuführen. Aber das wollte Ceres nur unter der Bedingung, daß Zeus ihre Tochter

Persephone dem Lichte der Oberwelt und ihr wiederschenkte. Zeus sandte also den Hermes in den Orkus hinab, um die Geraubte zurückzufordern. Diese hatte aber schon mit dem Pluto einen Granatapfel gegessen und mußte daher nach der Fügung des Schicksals bei ihm verbleiben. Persephone verweilte seitdem zwei Theile des Jahres in den Umarmungen ihrer Mutter im Olymp; einen Theil lebte sie bei ihrem Gemahl in der Unterwelt und kehrte mit jedem Frühlinge auf die Oberwelt zurück. Nun sandte Zeus nochmals die Rhea zur Ceres, um sie in die Versammlung der Götter zurückzurufen. Jetzt ließ sich Ceres überreden und nahm die Unfruchtbarkeit von der Erde wieder hinweg. Ehe sie aber Eleusis verließ, schenkte sie dem Triptolemos (s. d.), dem Sohne der Metaneira, einen geflügelten und mit Drachen bespannten Wagen, sowie das edle Getreide, damit er es über die ganze Erde ausstreue und seine Spuren allenthalben mit Segen begleite. — Das ist nun die Mythengeschichte der Ceres, die aus dem Homerischen Hymnus an Demeter hergenommen ist; nun wollen wir in Kürze noch angeben, wie Ceres gewöhnlich von bildenden Künstlern dargestellt wird und wie die Mythen von ihr und der Persephone gedeutet werden müssen. Man erkennt sie leicht auf den Münzen des Alterthums, sowie in andern Arten der Darstellung an dem Kalathus, einem geflochtenen geheimnißvollen Handkorbe; auch gehören zu ihren Attributen Aehrenkränze, Füllhorn, Werkzeuge des Ackerbaues u. s. w. Oft trägt sie auch eine Fackel in der linken Hand, wodurch das Suchen nach ihrer Tochter ausgedrückt wird; in der rechten hat sie dann auch wohl eine Sichel; und vor ihren Füßen winden sich zwei Schlangen empor. Eine der schönsten Vorstellungen der Ceres hat sich auf einer Münze der Stadt Metaponte's erhalten, auf welcher sie nebst den Aehren und Blättern, gleich der Juno, mit einem erhabenen Diadem hinter den vordern Haaren, die sich auf der Stirne in einer lieblichen Verwirrung zerstreut erheben, dargestellt wird. Sie hat die hohe Gestalt und das würdige Matronen-Ansehen mit der Juno gemein; doch ist bei ihr Alles milder dargestellt, als bei jener. Ihr Auge ist kleiner und sanfter blickend, als das der großäugigen, erhaben blickenden Götter-Königin; die freie, große Stirn der stolzen Majestät fehlt ihr ebenfalls; ihre Stirn ist niedrig und oft mit Locken überhangen; anstatt des kalten Ernstes, der über das ganze Antlitz der Juno ausgegossen ist, drückt das ihrige vielmehr Theilnahme und ein sanftes Wohlwollen aus. — Ursprünglich bedeutete Ceres nichts anders, als die fruchttragende Erde, verschieden von der Rhea sowohl, als der Gaia oder der Erde überhaupt. Sie war daher in der Folge das Symbol des Getreidebaues und alles Dessen, was darauf Bezug hat. Sie wurde die Göttin und Lehrerin des Ackerbaues; ihre Tochter Persephone das Symbol des Samenkornes, das ein Drittheil des Jahres unter der Erde verborgen liegt und zwei Theile des Jahres über derselben sprosset und grünt. Nachdem der herumschweifende Wilde mit dem Ackerbau war bekannt worden, wurde er an den Boden gefesselt; er bekam ein Vaterland; seine rohen Sitten wurden allmählig milder und eine gesetzliche, bürgerliche Verfassung kam zu Stande. Deßhalb wurde Ceres im Alterthum auch als die Stifterin aller bürgerlichen Gesellschaft verehrt. Damit die unschätzbare Erfindung des Ackerbaues nicht verloren ginge, so knüpfte ein Weiser heilige Weihe und festliche Prozessionen daran. So entstanden die Eleusinischen Geheimnisse (s. d.). — 2) S. Planeten.

Cerignola, Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata mit 6900 Einw., liegt auf einem Berge.

Cerigo, s. Cythera.

Cerigotto (Ecerigo, sonst Aegiala), Insel im ägäischen Meere, auf der Ostseite von Cerigo, zur Sieben-Inseln-Republik gehörig, hat 550 Einw. und viel Olivenbäume.

Cerinthus, s. Gnostiker und Chiliasmus.

Cerquozzi (Michel Angelo), auch Michel Angelo della Bataglie, ein ausgezeichneter ital. Bambochiadenmaler, geb. zu Rom 1602, gest. 1660. Er war ein Nachahmer des berühmten Peter de Laar und äußerst geschickt, alle Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens darzustellen und mit vielem Geschmack und leichtem Pinsel auszuführen. In seinen kleinen Darstellungen sind Zeichnungen und Colorit vortrefflich; wagte er sich aber an größere und ernste Gegenstände, so trug er das Gemeine in diese über. Er malte Früchte, Märkte, Schäfereien und Thiere sehr gut und erwarb sich ein ansehnliches Vermögen. In dem Palaste Spada findet man von ihm dargestellt Masaniello unter den Lazzaroni.

Certe Partie (charte partie, charter-party, charta partita), ursprünglich ein schriftlicher und in der Form aufgesetzter Vertrag, daß die beiden Exemplare auseinandergeschnitten wurden und wieder zusammenpassen mußten, wenn sie als beweisend gelten sollten. Im Seehandel der Contract, welcher über die Befrachtung eines ganzen Schiffs oder eines Theils desselben zwischen dem Eigenthümer des Schiffs (Rheder) und dem Versender der Waaren (Befrachter) abgeschlossen wird. Es wird darin die Zeit der Ladung, der Ort ihrer Bestimmung, die Fracht und die gegenseitigen Entschädigungen bestimmt, welche eintreten, wenn der Vertrag von der einen oder der andern Seite nicht gehalten wird.

Certioration, die Erklärung der Rechtswohlthat, vermöge welcher Jemand, z. B. Weiber und Unmündige oder Geistliche von der Erfüllung einer Verbindlichkeit frei sind, wenn sie sich dieser Gerechtsame nicht ausdrücklich begeben haben. So kann z. B. ein Geistlicher oder eine Schwangere nicht zum Eide genöthigt werden, und eine Frauensperson, die ohne Beistimmung ihres Vormundes gehandelt hat, kann sich der Erfüllung, selbst schriftlicher Versprechen, entziehen, und ein Mann kann zur Bezahlung der Schulden, die er als Student gemacht und darüber eine schriftliche Versicherung gegeben hat, nicht gezwungen werden, sobald sie die Summe übersteigen, über welche, nach einer gesetzlichen Vorschrift, einem Studenten nicht geborgt werden soll.

Certiren, wetteifern, besonders in manchen Schulen um die höhern Plätze, so daß die Sitzordnung nach der Güte der Probearbeiten bestimmt wird; eine zwar die Talente und den Fleiß ermunternde, aber doch wegen Aufregung des Ehrgeizes und der Leidenschaften, mehr schädliche, als nützliche Einrichtung.

Cerutti (Giuseppe Antonio Joachimo), geb. zu Turin 1738, verdankte den Jesuiten seine Bildung, trat in ihren Orden ein und wurde Professor an ihrem Collegium zu Lyon. Schon früher verfaßte er zwei Reden, die eine, über die Verhinderung der Zweikämpfe, und die andere, warum die neuern Republiken nicht den Glanz der alten erlangt hätten. Beide literarische Erstlinge wurden mit dem Preise der Akademien von Toulouse und Dijon bekrönt. Hätte man den Cerutti nicht als den Verfasser der letztern Abhandlung gekannt, so würde man sie dem Rousseau

zugeschrieben haben. Als man mehrere feindliche Maßregeln gegen die Jesuiten ergriff, vertrat er öffentlich ihre Sache und eröffnete die Bahn seines Ruhms mit der bekannten: Apologie des Jesuitenordens. Kurze Zeit nach Erscheinung dieser Schrift nöthigte ihn der königl. Generalprokurator, die Statuten dieses Ordens, welchen er eine so zelotische Schutzrede gehalten hatte, abzuschwören. Die schönen Antithesen und blumenreichen Tiraden in dieser Apologie machten ihn dem Dauphin bekannt, der ihn mit Auszeichnung aufnahm. Da ihm seine Verbindungen mit dem Hofe seine meiste Zeit raubten, so ward ihm durch Vermittelung der Herzogin von Brancas ein anständiges Asyl unweit Nancy zu Theil, wo er 15 Jahre verlebte. Mit dem Ausbruche der Revolution (1789) befand er sich in Paris und lebte mit Mirabeau in der vertrautesten Verbindung, auf den er in der Folge die Leichenrede in der Kirche zu St.-Eustache hielt. Darauf wurde er in den gesetzgebenden Körper berufen, bei welcher Gelegenheit er sein: Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques" schrieb. Als er 1792 starb, ließ ihm zu Ehren die Municipalität von Paris eine Straße nach seinem Namen benennen.

Cervantes Saavedra (Miguel de), eins der glänzenden poetischen Genies, welches Spanien erzeugte, wurde den 9. Okt. 1547 zu Alcala de Henares geb. Mit dem siebenjährigen Knaben zogen die unbegüterten Eltern nach Madrid. In einer Schule dieser Hauptstadt, worin er seine Studien wie einen Erwerbszweig betreiben sollte, riß sich sein kühner Gedankenflug von dem elterlichen Willen los und folgte eigenmächtig den Regungen seines poetischen Genius. Allmählig wurde sein Talent durch die dramatischen Darstellungen des Lope de Runda, welcher, wie die Histrionen Frankreichs, sinnreiche Farçen auf einer elenden Bretterwelt aufführte, hervorgelockt, ihm aber, durch die Bemühungen seines Lehrers, Juan Lopez, mehr Wärme, Lebhaftigkeit und eine kunstgemäßere Richtung verliehen. Kleine, durch äußere Berührungen seiner glühenden Begeisterung entströmte Gelegenheitsgedichte waren die ersten Blumen, die er auf dem Parnasse pflückte und die sein Lehrer dem Publikum mittheilte, das denn diese ersten Musenerzeugnisse, zur Ermunterung des Dichters, mit nicht geringem Beifalle aufnahm. Er verfaßte ein zahlloses Heer von Romanzen, versuchte sich in der lyrischen Dichtungsart der Sonette und schrieb in der bukolischen Gattung einen Schäferroman, seinen „Filena", die alle von der Lesebegierde gleichsam verschlungen wurden. Aber dabei blieb es auch. Um den Vater dieser lieblichen Kinder Flora's, ob er auf dem Lager der Dürftigkeit schmachtete, ob drückende Verhältnisse seinen Geist niederbeugten? darum bekümmerte man sich nicht. Und unser Dichter mußte, da ihm bei der Theilung der Erde nichts, als der Umgang mit den Göttern, geworden war, seinem Vaterlande Lebewohl sagen, um anderswo seinen Lebensunterhalt zu suchen. Er setzte seinen Wanderstab auf die schönen Gefilde Italiens, und hier, wo einst das augustische Alter blühte, fand auch dieser spanische Horaz einen Mäcen in dem Cardinal Aquaviva. Doch die wiederkehrende Ebbe und Fluth Ein und Desselben in diesem ruhigen Alltagsleben konnte seine einmal aufgeregte Phantasie nicht befriedigen. Hinaus ins kriegerische Treiben stürzte er sich, unter den Fahnen seines Königs, gegen die Türken und die räuberischen Corsaren. Hier besiegelte er als Offizier, wie unser gefallene Körner, durch manche Großthat, seine Gesänge der Phantasie mit dem Schwerte in der Wirklichkeit, mußte aber seinen küh-

nen Heldenberuf in der Seeschlacht bei Lepanto 1572 mit dem Verluste seines linken Armes bezahlen. Stolz auf diese rühmliche Verstümmelung, betrat er ein Schiff, um nach seiner Heimath überzusegeln. Unglückliche Winde, welche das Schiff an die Seeküste warfen, riefen die Corsaren aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und Cervantes wurde die Beute des raubgierigen Arnauten Mami. Wie einst der Fabeldichter Aesop, wurde er in Algier als Sklave verkauft, und lebte in diesem demüthigen und harten Stande 8 Jahre. In dieser drückenden Lage entwickelte, übte und stählte sich seine Kraft; sein Geist gewöhnte sich, über dem unglücklichen Ereigniß seines Lebens zu schweben. Don Vincente de los Rios liefert uns in seiner Novelle: „Der Gefangene", ein wahrhaft romantisches Gemälde von den muthigen, aber leider fehlgeschlagenen Versuchen, die der Sklave zur Wiedererlangung seiner Freiheit anwandte. Durch Auslösung wurde endlich (1581) seine Rückkehr nach Spanien bewirkt. Jetzt lebte er in der Einsamkeit, nach einfach pythagorischer Weise, einer edlen Selbstbeschauung. Nur mit den Musen pflegte er Umgang, die ihm die reichen Schachten seiner Phantasie öffneten, und ihn zu einem Erzeugnisse begeisterten, dessen öffentliche Erscheinung die Grenzen aller Erwartung überstieg. Es war sein zweiter Schäferroman, die „Galathea" (1584), womit er seinen Eintritt in die poetische Laufbahn feierte. Die Geist- und Witzfunken, die mit allem Feuer poetischer Kraft aus demselben hervorbrachen, überstrahlten an Glanz und Ruhm alle seine frühern schriftstellerischen Versuche, namentlich aber bei Weitem seine idyllische Zeichnung in der Filena. Nach Herausgabe dieses Werks nahm er eine Gattin. Größere Ausgaben, als bisher, leiteten seine Geistesrichtung auf die Bühne. Lope de Vega aber war in dieser Dichtungsart der beliebte Tonangeber Spaniens, dessen Gewebe von abenteuerlichen Geschichten in seinen Dramen, ganz auf den spanischen Charakter berechnet, ihm die ungetheilte Gunst der Nation erwarb. Cervantes wollte und mußte, wenn er Glück machen wollte, diesem Beherrscher der Theaterwelt den Rang ablaufen. Er versuchte es auch und schrieb in einem Zeitraume von 10 Jahren eine große Anzahl von Dramen, unter denen sich: „Das Leben in Algier", ein Schauspiel, auszeichnet; das Trauerspiel „Numancia" aber, wie ein Fixstern erster Größe hervorstrahlt; dem Aeschylos scheint es an Fülle der Kraft, an Pathos, Ausführung und Diktion in Nichts nachzustehen. Doch wollte es dem Dichter nicht gelingen, das Publikum von Lope de Vega abzulenken. Hierüber unwillig, verließ er die Schaubühne und nährte sich von einem Aemtchen in Sevilla. Bis zum Tode Philipps II. (1598) war wenigstens seine Laute ganz verstummt. Mit dem Regierungsantritte Philipps III. war der Damm des Vernunfthasses gebrochen und aus der Dämmerung erhob sich eine neue geistige Lebensperiode. Auch Cervantes trat wieder aus seiner Verborgenheit hervor und schrieb um diese Zeit seine berühmten Novellen („Novelas exemplares"). Aber sein „Don Quixote" war es, womit er die Bahn zu seinem unsterblichen Ruhm brach. Die Idee zu diesem echt klassischen Werke soll ihm eine Reise nach der Provinz La Mancha hergegeben haben, wo er in dem Dorfe Argamesilla mit den Einwohnern in Streitigkeiten kam, mißhandelt und in ein Gefängniß gesetzt wurde, worin er den Anfang dieses Romans bearbeitete. Welches Ereigniß ihn auch zur Niederschreibung dieses gefeierten Gedichts begeistert haben mag, so bleibt es doch wenigstens ausgemacht, daß er mit der Geißel der feinen Satyre eine Umänderung des

Geschmacks, der Sitten und Denkart seiner Landsleute beabsichtete. Dem ersten Theile des „Don Quirote", welcher im Jahr 1606 zuerst in Madrid herauskam, wurde mit rauschendem Beifall beantwortet; allein die mittellose Vermögenslage des originellen Verfassers änderte sich dadurch nicht. Neid, Mißgunst und Bosheit verkappten sich und erhoben ihren Stachel gegen ein Werk, dessen Tendenz ihr kurzsichtiges Auge nicht absehen konnte. Die lange und fast vergeblich ersehnte Fortsetzung des einmal erschienenen Romans diente dem de Avallanda (s. d.) zum Vorwande, eine Fortsetzung desselben herauszugeben, die voller Invektiven gegen Cervantes war. Um diese Zeit beschenkte er das Publikum mit seinen lehrreichen „Zwölf Novellen" und mit seiner Reise nach dem „Parnaß." Die erstern eignete er dem Grafen von Lemos zu, der ihn unter seine Aegide genommen zu haben scheint. Nach langen Zwischenräumen erschien denn endlich auch die unverfälschte Fortsetzung seines „Don Quirote", bei welcher die Stimmen der Finsterniß verstummen mußten. In die letzten Zeiten seines kummervollen Lebens fällt der Roman „Persiles und Sigismunda", welcher aber erst nach seinem Tode heraus kam. In Armuth endete er die harte Prüfungsschule seines Lebens zu Madrid 23. April 1616, in einem Alter von 69 Jahren. Ohne Geräusch wurde er begraben, und nicht einmal ein Leichenstein zeigt des unsterblichen Dichters Ruhestätte. Gegen Ruhm war Cervantes nicht unempfindlich, aber seine Eitelkeit beschränkte nicht seinen edeln, festen und rein männlichen Sinn, der gerecht über eigene, sowie über fremde Fehler aburtheilte. Bei der Charakteristik seiner Werke steht der „Don Quirote" an der Spitze aller übrigen und ist gleichsam die Krone seiner Genialität zu nennen. Nur ein scharfsichtiger und geübter Menschenkenner, vor dessen Augen sich die Tiefen des menschlichen Gemüths aufgethan, und dem der üppige Reichthum einer volltönenden Sprache ganz zu Gebote stand, konnte Hand an ein solches Meisterwerk der Romanenliteratur legen. Aus der Idee eines heroischen Phantasten, welcher das faustrechtliche Ritterthum wieder herstellen will, fließen alle charakteristische Situationen komischer Art, welche nur ein reich begabtes Genie mit ächt burlesken Farben auszumalen im Stande war. Ein durchgängig wechselseitig verketteter charakteristischer Ton gibt dem Ganzen ein lebhaftes Colorit, und indem er gegen die Verkehrtheit einer falschen Romantik gerichtet ist, lebt und spielt er in dem Geiste des ächt Romantischen. Die Narrheiten und Thorheiten darin werden zu einem wahrhaftigen Exempelbuche der Wahrheit und Weisheit für den verdorbenen Geschmack seines Zeitalters. Aber auch die Sprache ist rein und correkt und von so edler Simplicität, daß man selbst in den burleskesten Situationen die Würde nicht vermißt. Mehrere berühmte Aerzte haben die Lektüre desselben als Universalmittel gegen die Hypochondrie empfohlen und in der That muß Derjenige überaus stumpf seyn, den er nicht zu begeistern vermag. Als Philipp III. einst auf einem Balkon seines Pallastes zu Madrid stand und einen Studenten sah, welcher las und von Zeit zu Zeit mit seiner Lektüre innehielt und sich mit außerordentlichen Zeichen des Vergnügens an die Stirn schlug, sagte der König zu den ihn umgebenden Höflingen: „Dieser Mensch ist entweder verrückt, oder er liest den Don Quirote". Und die zweite Hälfte der Behauptuug des Königs war gegründet. — Seine lehrreichen Erzählungen sind dasselbe, was die des Boccaz (s. d.) für die Italiener sind. Es sind kleine märchenhafte Aphorismen und Anekdoten

in leicht erzählender Manier, wo uns die getreue Copirung der Natur für das Planlose Entschädigung gewährt. Die Geschichte des „Glasernen Licentiaten" nennt man auch, weil sie von Cervantes geschrieben ist; aber die Novelle vom „Schönen Zigeunermädchen" ist poetischer Art. Aus dem Produkte seiner Jugend, dem Schäferroman „Galathea", einer Nachbildung der „Diana" des Montemajor und Gil Polo, kann man seine frühe Geistesrichtung entnehmen und sein Bestreben, die Augen des Publikums auf seine Gedichte zu ziehen, denn er in diesem Werke viele anbrachte. In der lyrischen Dichtungsart schrieb er mit Leichtigkeit; schwerer fielen ihm die Formen der Sonette. Seine „Reise nach dem Parnaß", in Terzinen versifizirt, ist ein würdiges Empfehlungsschreiben seiner launigen Satyre. Sein Trauerspiel „Numancia" ist ein ächt tragisches Stück mit allen Reizen des romantisch Wunderbaren. In dem „Verkehre von Algier" wußte er seinen allegorischen Personen, der Noth und der Gelegenheit, keine Wärme zu geben. Der Roman „Persiles und Sigismunda", eine Nachahmung des Heliodor, welchen er kurz vor seinem Tode beendete, ist zu überfüllt mit märchenhaften Abenteuern aus Reisen zu Wasser und zu Lande. 1669 erschien zu Frankf. die erste deutsche Uebers. des „Don Quirote" aus d. Span., blieb aber unvollendet; dann die erste vollständ. Uebers. (Basel u. Frkf. 1683, 2 Bde.) von J. R. B. Seitdem sind von diesem Meisterwerke 3 der Erwähnung werthe Uebersetzungen erschienen: die von Bertuch (1781), welche Manches hinwegließ, wodurch das Komische und Burleske stärker hervortrat; die von Tieck (Berlin 1799, auch in einer 2. Aufl.) und die von Soltau (Königsb. 1800, neue Aufl., Leipz. 1825), aus denen man den ganzen poetischen Genius des Werks erst erkennt. Mit einer Uebersetzung der „Novellen" hat uns Soltau (Königsb. 1801, 3 Bde.), und des Trauerspiels „Numancia" der Baron de la Motte Fouqué („Taschenb. für Freunde des Südens", Berl. 1810) beschenkt. Eine schätzbare Ausg. vom „Don Quirote" ist die von Pellicer (Madr. 1789, in 8 Bdchn.) und die von Ibeler. Des Dichters Leben beschrieb Navarrete (Madrid 1819). Von der deutschen Uebersetzung sämmtl. Werke des Cervantes, Quedlinburg 1825—26, von L. G. Förster sind 12 Bdchn. erschienen, wovon die ersten 6 den Don Quirote und der 12. die „Numancia" und (kurze) Biographie des Cervantes enthalten.

Cervelatwürste (ital. salami. Waarenk.), Fleischwürste von der besten Sorte, die sonst nur in Italien gemacht wurden, jetzt aber auch häufig in Wien, Prag u. a. O. verfertigt und von da verschickt werden. Die italienischen, besonders die bologneser (mortadelli, eigentlich Hirnwürste), nach ihnen die florenzer und mailänder, behaupten indessen den Vorrang. Der Sage nach wird Eselsfleisch zu denselben genommen.

Cervera (Cerbera), Stadt in der span. Prov. Catalonien, am Cervera; Citadelle, 6000 Ew. und Universität, die einzige in Catalonien, gestiftet 1717.

Cervia, Stadt in der Delegation Ravenna (Kirchenstaat); hat Bisthum, ansehnliche Seesalzbereitung, Fischerei, 4100 Ew.

Cervignano, Stadt in der Provinz Principato ulteriore (Königreich Neapel); hat 5200 Ew.

Ces (Musik), die Erniedrigung des Tones C um einen halben Ton; trifft mit dem Ton h zusammen. Ces dur und Ces moll kom-

men nicht vor, sondern werden wegen der vielen Verzweigungen von b in H dur und H moll verwandelt.

Cesari (Giuseppo), genannt der Ritter Giuseppino, auch L'Arpino, ein italienischer Manierist, geb. zu Arpino und gest. zu Rom 1640. Als Knabe von 13 Jahren malte er eine Façade, die in Betrachtung seiner Jugend großes Erstaunen erregte. Er begab sich, voll Eifer, es weiter zu bringen, in Dienst bei den Malern, die zur Zeit Gregors XIII. im Vatikan arbeiteten, rieb die Farben ꝛc. Da er sich aber auszeichnete, so erhielt er von Zeit zu Zeit von den Päpsten Unterstützung und sein Ruf stieg von Tage zu Tage, vorzüglich durch ein großes Werk, das er in der Kirche alla Trinita de' monti ausführte, so daß er in der Folge eine erstaunliche Menge Bestellungen von Gemälden in Rom bekam. An einem der Gemälde, welche für die Feierlichkeiten des Jubeljahres 1600 bestimmt waren und welche seine besten Werke sind, arbeitete er, mit langen Pausen, 40 Jahre. Cesari hatte viel Feuer, und seine Werke fallen durch eine tumultuarische Lebendigkeit in die Augen. Auch waren das seine Lieblingsgegenstände, wo er freies Feld hatte, ein großes Gedränge von Menschen und Pferden anzubringen; dabei beobachtete er die Natur im Geringsten nicht und hatte sich eine fehlerhafte Zeichnung und ein sehr mattes Colorit angewöhnt. Demunerachtet hatte er sich durch die Kühnheit seiner Composition den ersten Rang unter den damaligen Malern in Rom zu verschaffen gewußt.

Cesarotti (Melchior) ein berühmter Dichter und Literator seines Jahrhunderts, war 1730 zu Padua geb. Sein lebhafter Geist erhielt zuerst eine feste Richtung durch Charrons berühmtes Buch „Sagesse" welches ihm zufälliger Weise in die Hände fiel. Die echte Philosophie, die in einem anschaulichen Bilde in diesem Werke verborgen liegt, übte lebenslänglich ihren Einfluß auf ihn aus. Nach seinen philosophischen Studien betrat Cesarotti das Feld der Jurisprudenz, und nach diesem warf er sich in die Arme der Theologie. Doch alle diese Fächer lieferten seiner kühnen Phantasie wenig Ausbeute und er kehrte wieder zum Studium der Philosophie und Poesie zurück. Noch in sehr jugendlichem Alter wurde er Lehrer der Rhetorik an dem Seminar zu Padua. Seinen Beruf erfüllte er mit der größten Pünktlichkeit und seine Mußestunden wandte er dazu an, sich aus jedem Buche seiner Lektüre Auszüge zu machen und Anmerkungen dabei zu schreiben. Auf diese Art bildete er eine Sammlung von Analysen und Citaten aus der alten und neuen Literatur. Durch seine metrische Uebertragung der Trauerspiele: „La mort de César" und „Mahomed" von Voltaire, in die italienische Sprache begann sein Name bekannt zu werden. Als Ossians Gesänge von Macpherson in London heraus kamen und ihm ein Engländer mehrere Verse davon übersetzte, erwachte die Neigung in ihm, die englische Sprache zu erlernen. In kurzer Zeit brachte ihn sein reger Eifer dahin, daß er mehrere Verse vollkommen verstand, und nun vermochte er die sämmtlichen Gedichte dieses schottischen Sängers in 6 Monaten zu übersetzen. 1768 wurde er Lehrer der griech. und hebräischen Sprache auf der Universität Padua. Seine Thätigkeit verwandte er jetzt auf die Uebersetzung des Demosthenes und besorgte die Herausgabe seines griechischen Cursus des Homer. Als 1796 und 1797 Italien jene merkwürdige Epoche erlebte, verfaßte er auf Befehl des republikan. Magistrats eine Schrift

über die Unterrichtsmethode zur Verbesserung der Erziehung. Napoleon erhob ihn zum Ritter und Kommandeur der eisernen Krone und setzte ihm 2 außerordentliche Pensionen aus. Seine „Providenza" (Vorsehung), welche 1807 erschien, ist ein Gedicht in reimlosen Versen, das seine Dankbarkeit gegen Napoleon ausdrückt. Er starb am 3. Nov. 1808. Alfieri nennt Cesarotti's versifizirte Uebersetzung des Ossian ein Meisterstück seiner dichterischen Talente. Seine Werke, deren Sammlung er bei seinen Lebzeiten (1800) begonnen hatte, gab sein Freund Giuseppo Barbieri vollständig heraus.

Cesena, päpstliche Stadt am Fluß Savio, in der Delegation Ravenna, hat 8100 Einw., ein Bisthum, mehrere Klöster, ein theologisches Collegium; Hanfbau. Geburtsort der Päpste Pius VI. u. VII.

Cession, (v. lat., Abtretung, Rechtsw.), 1) die Handlung unter Lebenden, wodurch Jemand (Cedent) ein Recht einem Andern (Cessionar) überträgt. Diese Uebereugung beruht auf dem Satze, daß alle von den positiven Handlungen eines Verpflichteten unabhängig ausübbare Rechte an einen Andern abgetreten werden können. Sie kann bei Schuldforderungen, Klagen, Privilegien ꝛc. vorkommen; überhaupt ist jeder dazu berechtigt, welcher über das, was er abtreten will, freie Verfügung hat. Die C. kann eine freiwillige (cessio voluntaria), oder eine nothwendige (cessio necessaria) seyn, letzteres nur in dem Falle, wenn der Cedent von einem Andern als seinem Schuldner befriedigt ist und diese Befriedigung angenommen hat. Er muß hier sein Recht der Forderung an dem Schuldner, dem, der ihn in des Schuldners Namen befriedigt hat, abtreten. Räthlich ist bei jeder C. einer Schuldforderung die Clausel, daß der, welcher die Summe schuldet (debitor cessus) von der C. Nachricht erhält, damit er nicht an den Cedenten, sondern an den Cessionar zahlt. Als Wohlthat haben fast alle Gesetzgebungen einem Verschuldeten die C. seiner Habe an den Gläubiger gestattet. So häufig dieser Gebrauch der C. vorkommt, eben so häufig ist jetzt bei der Ausbreitung der Staatsschulden die C. der Staatsobligationen. 2) Cs.-Urkunde (cessionale), ein schriftliches Instrument, welche erfordert wird, wenn eine Sache an einen Andern abgetreten wird. Sie muß die Quantität des Abzutretenden und den Grund dazu enthalten, auch eigentlich gerichtlich geschehen.

Ceto, s. Phorcus.

Cette, eine offene Stadt mit festen Außenwerken in Niederlanguedoc im franz. Herault-Departement, liegend auf der seichten Landenge zwischen dem See von Thau und dem mittelländischen Meere. Diese Landenge ist hier durchstochen und daraus der sichere, jetzt sehr ausgetiefte Hafen entstanden, welcher durch die festen Werke St. Pierre und St. Louis vertheidigt wird und in welchem sich der Südkanal von Westen und die Fortsetzung des Kanals von Osten her endigen. Die Stadt zählt 800 H. und 9000 Einw. Für die Erzeugnisse von Languedoc ist Cette der Hauptausfuhrplatz. Nicht unbedeutend ist der Handel mit wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren, Leder, Grünspan, Wein, Salz, Oel, Krapp, Soda, Mandeln, Tabak, Seife, u. s. w. Auch hat Cette Zucker- und Seidenfabriken, eine Schiffahrtsschule, Börse, Handelsgericht. In den nahe gelegenen Lagunen werden jährlich 500.000 Centner Boysalz gewonnen. — Die Stadt wurde von Ludwig XVIII. 1816 für eine gute Stadt des Reichs erklärt und mit einem neuen Wappen, wel-

ches goldene Lilien und die Inschrift: Vive le Roi! führt, beschenkt, zur Belohnung für die treue Anhänglichkeit, die sie bei der Rückkehr Napoleons von Elba 1815 für die Sache der Bourbons bewies.

Ceuravvah, eine Sekte der Banganen in Indien, welche den Glauben an die Seelenwanderung und die Vorsicht, keinen ihrer verstorbenen Verwandten ermorden zu wollen, so weit treiben, daß sie sich scheuen, selbst das kleinste Insekt zu tödten. Ihre Bramanen tragen beständig ein Tuch von dem Munde, um nicht von ungefähr ein Insekt zu verschlucken und alle trinken aus der nämlichen Ursache kein anderes als abgekochtes Wasser, geben auch auf die Fliegen und andere Insekten genau acht, damit sie sich nicht selbst verbrennen oder ersäufen. Ihre Priester, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, müssen unverbrüchliche Keuschheit geloben und überhaupt äußerst streng leben, sie werden aber, so wie überhaupt die ganze Sekte, von den übrigen Banganen sehr verachtet.

Ceuta, eine wohlbefestigte Stadt mit einem schlechten Hafen an der afrikanischen Küste, Gibraltar gegenüber, im Reiche Fez, dem Könige von Spanien gehörig, der gewöhnliche Verbannungsort für Staatsgefangene, mit 7500 Einw., einem Bischof, mehreren schönen Kirchen und einigem Handel. 1415 machten sich die Portugiesen Meister von dieser Stadt. Mit Portugal kam sie 1570 an den König Philipp II. von Spanien und blieb bei der Revolution von 1640 unter der Herrschaft dieser Monarchie, welcher sie auch in dem Frieden von 1668 von Portugal überlassen wurde. Oft, aber immer vergebens, wurde sie von den Mauren belagert.

Ceva (Thomas), geb. 1648 zu Mailand, trat dort in den Jesuitenorden und starb 1736. Er war ein eben so großer Mathematiker als Poet, und wahrer Poet, nicht bloß Versificator, wie sein lateinisches Gedicht: „Puer Jesut", in 9 Büchern, beweist, welches er selbst eher für ein komisches Heldengedicht als für ein wahres episches Gedicht angesehen wissen wollte. Als Mathematiker hat er mehrere vortreffliche Untersuchungen, z. B. über die Theilung des Winkels, angestellt, und ein Instrument zur Trisection des Winkels erfunden. Auch hat er „Opuscula mathematica" (Mailand 1699) hinterlassen. Ferner schrieb er mehrere Biographien, z. B. die des ital. Dichters Lemene mit den guten Bemerkungen über Poesie.

Ceva (Geogr.), Stadt in der Provinz Mondovi, Fürstenthum Piemont (Königr. Sardinien), am Tanaro und Cevetta; hat Schloß und 5500 Einw., welche Käse, Seiden- und Eisenwaaren fertigen und Wein bauen.

Cevennen, s. Sevennen.

Ceylon, richtiger Seilan, eine 1730 QM. große Insel im indischen Ocean, durch die Meerenge Palkstraße von Vorderindien getrennt, aber durch die Adamsbrücke, eine merkwürdige Reihe von Sandbänken, damit verbunden. Ceylon gewährt einen schönen fruchtbaren Anblick, hat flache mit Reißfeldern bedeckte Ufer, zwischen welchen sich stolze Kokoswälder erheben. Das Innere des Landes ist von einem hohen, steilen mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge von Südosten nach Nordosten durchschnitten, das die Insel in zwei beinahe gleiche Theile trennt, deren höchste Spitze, der berühmte Adams-Pic (vgl. d). Von dem Hauptkettengebirge strömen nach den meisten Richtungen mehrere Flüsse herab.

Zwei derselben sind von vorzüglicher Größe, der Malivagongo und der Mulivaddy; der erstere entspringt am Fuße des Adams-Pic südöstlich der ehemals königl. Hauptstadt Candy. Er läuft beinahe um die ganze Stadt, senkt sich etwas nach Süden, erhebt sich sodann nach Norden und geht in dieser Richtung gegen die Ostküste hin bis zur Bai von Trinconomale, woselbst er sich dreiarmig ins Meer ergießt. Die Quelle des zweiten, des Mulivaddy, ist nicht weit von der jenes ersten entfernt. Er richtet seinen Lauf nach Westen und theilt sich in verschiedene Arme; der größte derselben, Motwal genannt, durchschneidet die wichtigsten Kanelwälder, bildet durch seinen bogenförmigen Lauf eine sehr reizende Halbinsel und ergießt sich etwa 3 engl. Meilen oberwärts von Colombo in das Meer. Das eigentliche Binnenland, das große, einst dem König von Candy gehörende Gebiet, ist noch so sehr ohne Cultur und so von Gebirgen und mit wilden Thieren angefüllt, daß die Verbindungen äußerst beschwerlich, ja oftmals unmöglich werden. Was das Klima von Ceylon betrifft, so erzeugen die hohen dichten Waldungen, der durch die Gebirge mehr oder minder verschlossene Boden, unter dem dortigen heißen Himmel ein Stocken der Ausdünstungen der Erde und der Gewässer und bringen mithin eine der Gesundheit schädliche Atmosphäre hervor; daher dann das häufige sogenannte Gebirgsfieber, faulende Krankheiten und Ruhren, wovon hauptsächlich die Ausländer das Opfer werden. Indeß wird es durch die Cultivirung des Landes immer mehr gesunder. Obgleich dem Aequator nahe, ist die Hitze, der Seewinde wegen, doch gemäßigter, als auf dem gegenüber liegenden Festlande. Der Reichthum der Erzeugnisse dieser Insel ist groß, wovon wir jedoch nur einige anführen wollen. Edle Metalle hat man nicht gefunden, aber von jeher war Ceylon berühmt wegen seiner Quecksilberminen und besonders wegen der Vielheit seiner edlen Steine. Gegen zwanzig verschiedene Arten liegen hier gleichsam offen am Tage; denn man findet sie ohne mühsames Suchen zwischen den Hügeln und Felsen und an den Ufern der Flüsse. Der Demant wird nicht sonderlich geschätzt, auch der Rubin und der Topas ist nicht so schön, als auf dem Festlande; dafür zeichnen sich hier die Sapphire, Aquamarine, Amethyste, Opale, Carneole und Termaline besonders aus. Die üppige Vegetation bringt beinahe alle Arten der Pflanzen hervor, die Indien und den tropischen Ländern eigenthümlich sind. Wild wachsen alle edle Südfrüchte; ferner findet man Reiß, Tabak, Pfeffer, Zuckerrohr, Caffee, Pisang, Tamarinden, mehrere Palmarten, den Palmyrabaum, Ebenholz, Talipot- oder Talpatbäume mit ungeheuer großen Blättern, wovon ein einziges 15—20 Menschen deckt, Hanf, Färbekräuter ꝛc. Das Hauptgewächs, der echte Zimmetbaum, ist ihr eigenthümlich. Die besten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, befinden sich an den Küsten. Man gewinnt jährlich an 8000 Centner. Den Zimmethandel hat Negombo. Die undurchdringlich dichten Wälder, die nur selten von Menschen betreten werden, enthalten eine Menge von wilden Thieren, als Elefanten, die heerdenweise umherziehen und deren Jagd ein Lieblingsvergnügen der Singalesen ausmacht, wilde Schweine, die sehr gefährlich sind, Leoparden, Affen, Schakals ꝛc. Auch an zahmem Vieh, an Geflügel und Fischen ist die Insel reich. Die Perlenfischerei an der Westküste in der Bai von Kontatschi war sonst sehr ergiebig. Die Einwohner, deren Zahl Colquhoun auf 6050 Weiße und 800.000 Eingeborne schätzt, die nach Andern aber über 2 Mill. betragen soll, theilen

sich, außer den eingewanderten Fremdlingen, in 2 von einander ganz verschiedene Hauptvölker: Wedas (10.000), ein rohes, ohne gesellschaftliche Ordnung in den dichtesten Wäldern lebendes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, sondern sich bloß von dem Ertrage der Jagd erhält, und Singalesen, die einen gewissen Grad der Bildung erreicht haben, Ackerbau treiben, Eisen und Gold verarbeiten, Baumwolle weben und auch eine Schriftsprache haben. Sie sind gleich den Hindus in Kasten eingetheilt, wovon jede ihre eignen Gesetze, Sitten und Kleidung hat, und bekennen sich zur buddhistischen Religion, deren Moral sich durch einen Geist der Milde und Reinheit der Lehren auszeichnet. Außerdem Hindus und Mohren. Die ceylenische Sprache ist eine Tochter des Sanskrit, war aber derselbe Dialekt, den die aus Hindostan vertriebenen Buddhisten redeten, oder doch von ihm nicht viel verschieden. Diese Sprache hat ihr eigenes Alphabet von 48 Buchstaben und mehreren Abkürzungen für ganze Sylben, deren 480 sind, wodurch ihre Erlernung sehr erschwert wird. Die ersten glaubwürdigen Nachrichten von dieser Insel, welche als die Wiege des Buddha-Cultus angesehen wird, verdanken wir dem Portugiesen Almeyda, der 1505 durch Zufall in einen Hafen Ceylons einlief und von den Einw. gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Der Zimmt bewog die Portugiesen, Handelsniederlassungen daselbst anzulegen; aber ihre Grausamkeit, ihre niedrige Habsucht und ihre Bekehrungsversuche machten sie so verhaßt, daß die Cingalesen 1603 den Holländern, welche diese Besitzung den Portugiesen zu entreißen suchten, allen möglichen Beistand leisteten und sie als ihre Befreier ansahen. Durch die Eroberung der portugiesischen Hauptstadt Colombo gelang es 1656 den Holländern, die Portugiesen aus der Insel zu vertreiben. Doch die Freude der Eingebornen über ihre vermeinte Befreiung verwandelte sich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigsten Bezirke eingeräumt worden waren, in Haß gegen dieselben. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europ. Kriegskunst siegte, und die Einw. nöthigte, sich in die unzugänglichen innern Gegenden der Insel zurückzuziehen, wo sie sich unabhängig von dem Joche der Europäer erhielten. Nachdem Holland von den Franzosen erobert und 1795 in eine Republik verwandelt worden war, benutzten die Engländer diese Gelegenheit, diese Insel zu besetzen, und in dem, 1802 zu Amiens zwischen England und Frankreich geschlossenen Frieden wurde sie den Engländern förmlich abgetreten, die 1815 durch die Gefangennehmung des cingalesischen Königs von Candy und die Eroberung seiner Hauptstadt, sich dieselbe gänzlich unterwarfen. Jedoch sind in den neuesten Zeiten bedeutende Empörungen der Cingalesen gegen die britische Herrschaft ausgebrochen, welche noch nicht unterdrückt worden sind. Die ganze Insel bildet ein unmittelbar der Krone unterworfenes Gouvernement, dessen Sitz in der Hauptstadt Colombo ist. Die Eingebornen werden nach ihren ursprünglichen Gesetzen regiert und haben ihre eigenen Richter und Religion behalten. Der trefflichste Hafen Ceylons, Trinconomale, faßt auf 100 Schiffe und stellt sie gegen alle Winde sicher. Er wird nicht nur durch sein eigenes Fort, sondern vorzüglich durch die Festung Ostenburg, gegen feindliche Angriffe gedeckt. Ein zweiter wichtiger Platz ist Batacalo, ebenfalls ein guter Hafen, wenn gleich von minderm Werth; nach Südwesten hin liegt Mature, die Hauptstadt einer an Pfeffer und Kaffe reichen Provinz. Punte de Galle, 30 Meilen westlicher, ist als

die dritte wichtige Stadt der Insel berühmt und daher mit einer ansehnlichen Garnison besetzt. Der Hafen ist geräumig, indeß können die Schiffe nicht bei allen Winden auslaufen; die Fischerei ist sehr beträchtlich; die Bevölkerung ist ansehnlich, nach der von Colombo, die stärkste. Nach Nordwesten und Norden hinauf liegt einer der wichtigsten Posten auf Ceylon, die Festung Caltura. Sie ist an dem großen Zweige des ansehnlichen Flusses Multwaddy gelegen und beherrscht eine romantische Gegend. Bei der großen Menge von Wildpret ist hier zugleich ein Hauptsitz der Jagd. Dreißig Meilen weiter gelangt man zu der Hauptstadt Colombo. S. Rob. Percival's Beschreibung der Insel Ceylon, aus dem Engl. von J. A. Bergk. Leipz. 1803. 8.

Ch, 1) als Buchstabe K laut (C oder K) mit einem Hauche fast wie G ausgesprochen, in einigen Sprachen durch Einen Buchstaben bezeichnet. (z. B. in der griech. durch X), in andern, wie in der latein., deutsch., französ. durch 2 Zeichen (Ch, Ch). Im Deutschen lautet es völlig wie K: a) zu Anfange der meisten fremden Wörter, z. B. Chor, Charte (ausgenommen Chaos, China, Chemie ꝛc.); b) vor einem S, z. B. Büchse, Ochs, Wachs, sonst wie G. Im Italienischen lautet es auch wie K, im Französischen und Portugiesischen wie Sch, im Englischen und Spanischen wie Tsch. 2) Als Zahlzeichen bedeutet es im Griechischen 600, und mit einem Strichelchen (,X) 600.000.

Chaban (François Louis René Mouchard, Graf v.), geb. d. 18. Aug. 1757, aus einem alten normännischen Geschlechte, war französischer Staatsrath und 1813 Finanzintendant in Hamburg während der Statthalterschaft des Marschalls Davouſt. Chaban diente früher in der königl. Garde und, als diese durch die Revolution aufgelöst wurde, in der innern Verwaltung vom Maire bis zum Präfekten, Staatsrath und Intendanten, sowohl zu Napoleons als auch gewöhnlich der Administrirten Zufriedenheit, besonders in Toscana, wo er die Tilgung der ansehnlichen Staatsschulden, ohne deren Herabsetzung auf ein Drittel, wie in Frankreich und Holland, aus verkauften Staatsgütern bewirkte. Verfehlte er eines gleichen allgemeinen Beifalls während seiner Intendantur zu Hamburg, so war daran Schuld das von Napoleon ausgesprochene „Hors de la loi" einiger Departements, in denen sich Insurrection gezeigt hatte, und die nun der Statthalter zur Strafe als Feindes Land benutzte. Eine solche, durch keine Gesetze beschränkte Willkühr eines Militairbeamten, der persönliche Neigung zur Härte hatte, mußte die Leiden einer durch lange Belagerung (s. Hamburg) erschöpften Stadt aufs Aeußerste treiben. Nahm freilich der Statthalter wenig auf Vorstellungen des Civile Rücksicht, so hätten doch dringendere Vorstellungen von Seiten des Grafen der Stadt manche Erleichterung verschaffen können. Aber Napoleons Staatsdiener machten die amtliche Controle gegen diejenigen, die über oder neben ihnen standen, nur in den allerdringendsten Fällen geltend; während der Belagerung selbst hörte außer der Militaircorrespondenz jede andre Verbindung mit der pariser Centralverwaltung auf. Kurz vor Anfang der Belagerung wurde die Bank von Davouſt weggenommen, und Chaban ließ aus dem Silber der Bank Doppelmarkstücke mit ältern Stempeln prägen, die kleiner als die gewöhnlichen waren; man nannte sie daher Chabans. Graf Chaban hatte wirklich die Absicht, den Inhabern einen Ersatz in pariser Bankactien, welche die Regierung besaß, zu verschaffen. Diese erlaubte sich aber damals fast gleiche Gewaltthätig-

keiten in Frankreich selbst, wie der Militärgouverneur in Hamburg. Der Graf starb im März 1814 in Hamburg am Hospitalfieber, das er sich aus Kummer über manches Widerwärtige, absichtlich, wie er selbst erklärte, zuzog. Er besaß gelehrte Kenntnisse und im Umgange Gutmüthigkeit. Nach seinem Tode wurden die Requisitionen des Militärgouverneurs an Armeebedürfnissen noch drückender.

Chabanon (N. de), Mitgl. der franz. Akademie, geb. auf St.-Domingo 1730 und gest. in Paris den 10. Juli 1792. Was ihm an Genie fehlen mochte, wußte er durch Fleiß zu ersetzen. Er übersetzte den Pindar und den Theokrit (1771 fg.). Seine besten Schriften sind die, in welchen er sein durch Gelehrsamkeit und Geist unterstütztes Talent für die Art kritischer Analyse hat entwickeln können, die keinen hohen Flug nimmt, die aber, auf Wissen, Kenntnisse und Geschmack gegründet, in ihrem Kreise sehr nützlich wirkt und angenehm unterhält. Wir rechnen dahin s. „Discours sur Pindare et la poésie lyrique" (1769) und „Observations sur la musique" (1779 u. 1785, 2 Bde., sein bestes Werk). Seine Tragödien, Lustspiele, akademische Lobreden haben Verständlichkeit, Zierlichkeit, Eleganz, aber Kälte.

Chabert (Jos. Bernh. Marquis von), ward 1724 zu Toulon geb., studirte die mathematischen, geographischen und nautischen Wissenschaften, nahm dann in seinem 17. Jahre Seedienste und segelte mit einem franz. Geschwader nach Arkadia, einer Grafschaft des nordamerikanischen Staats Orleans. Seine Beobachtungen, die er unterwegs und hier anstellte, überzeugten ihn bald von der Unvollkommenheit der bisherigen Charten von Amerika und von den daraus entstandenen Nachtheilen und Gefahren für die Marine. Nach seiner Zurückkunft nach Paris machte er hierauf aufmerksam und verlegte sich nun mit allem Ernst auf die Astronomie, als die einzige Führerin auf dem unsichern und endlosen Meere; zugleich ermunterte er die französischen Seeoffiziere zu ähnlichen Studien. Seine vielfachen Verdienste, besonders um die Marine, belohnte der König 1743 mit dem Orden des Ludwigskreuzes. Sein Plan zu einer Beobachtungsreise im nordamerikanischen Ocean wurde 1750 ausgeführt. Drei Jahre hiernach erschien seine Reise und Charte, welche den Seefahrern wichtige Dienste leistet. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris nahm ihn als Mitglied auf. 1764 begann er die Ausführung der Charten des mittelländischen Meeres. Als Inspector des Depots der Marine, arbeitete der berühmte Astronom Mechain unter seiner Leitung und brachte mehrere Jahre mit der Reduktion und Berechnung der unzähligen Beobachtungen zu, die Chabert so mühsam, als Grundlage eines neuen Atlasses des Mittelmeeres, angestellt hatte. Indeß rief der neu ausgebrochene amerikanische Krieg ihn auf einen andern Schauplatz. Man vertraute ihm als Zeichen der besondern Zufriedenheit das Commando eines Geschwaders an. Chabert erfüllte alle Pflichten dieses wichtigen Postens und kehrte sodann in den Schooß der Wissenschaften zurück; doch die französische Revolution zwang ihn, nach England zu fliehen, wo er bei dem großen Astronomen Maskelyne die freundschaftlichste Aufnahme fand. Erst als das grausenvolle Gewitter durch Napoleon beschworen und Besinnung über den unseligen Schwindel des Volks obgesiegt hatte, kehrte Chabert 1802 nach Paris zurück. Allein sein zu großer Eifer, womit er sich den Studien hingab, beraubte ihn in der Folge seines Gesichts und eine Brustkrankheit machte endlich 1805 seinem ver-

dienstvollen Leben ein Ende. Der berühmte Lalande redet nur mit Bewunderung von Chaberts tiefen Kenntnissen und dessen erstaunungswürdigem Eifer in seinen Studien. Chabert war der Erste, welcher die französische Marine auf einen hohen und richtigen Standpunkt gebracht hat.

Chablais (Ciablese, Geogr.), Herzogthum in Savoyen (Königreich Sardinien), hat 17 QM., 36.800 Einw.; man baut Getreide, Wein, Holz; Hauptstadt Thonon.

Chabot (Franz), geb. 1759 zu St.-Geniez-Dol in Rovergue, Anfangs eifriger Kapuziner, später den Lüsten ergeben; beim Ausbruch der Revolution war er einer der wüthendsten Jacobiner, von dem die meisten Gräuel der damaligen Zeit ausgingen. Von seinem Departement zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, später des Convents gewählt, war er es, der sich von Revolutionärs verwunden ließ, um der königl. Partei es Schuld zu geben und den Haß des Volkes zu erregen; er führte auch den Namen Tempel der Vernunft für die Kathedrale zu Paris ein. Er fiel als Genosse Dantons 1794 auf dem Blutgerüste, nach einem vergeblichen Versuch, sich zu vergiften, mit ihm seine beiden Schwäger, Baron Frey aus Oestreich, die ihm aus Gewinnsucht ihre Schwester geopfert hatten. Er war der erste Herausgeber des „Journal populaire ou le Catéchisme des sansculottes."

Chacabuco (Geogr.), Ort in der Republik Chile. Hier am 12. Februar 1817 Schlacht zwischen St. Martin, General der Republik Buenos-Ayres und dem spanischen Generalcapitain Marco, worin die Royalisten gänzlich geschlagen und bald darauf zu Valparaiso gefangen wurden. Chile constituirte sich hierauf als Republik u. O Higgins ward zum Oberdirector derselben ernannt.

Chactaws (Tschektahs, Schattaer, Chactows), indianischer Volksstamm in Nordamerika; lebt zwischen dem Mississippi und dem Alabama, treibt Ackerbau, Viehzucht, drückt den neugebornen Kindern die Köpfe platt (daher der Name, welcher Plattköpfe bedeutet) soll 54.000 Krieger haben. Hauptort Kusah.

Chagaing, birmanische Stadt in Hinterindien, in der Provinz Ava, am Irawaddy; sonst Sitz der Regierung, jetzt noch bedeutender Handelsort, wo man marmorne Götzenbilder fertigt und mit Baumwolle Geschäfte macht.

Chagrin, s. Schagrin.

Chaillot, ein hinter den Tuilerien liegendes Dorf, das jetzt mit zu Paris gerechnet wird. Prächtige Landhäuser und Gärten mit herrlichen Aussichten auf die Seine und umliegende Gegend zieren dasselbe. Am äußersten Ende des Quai Billy, der berühmten Brücke von Jena (gegenwärtig Brücke der Militairschule genannt) gegenüber, befindet sich der von Napoleon mit ungeheurem Aufwande unternommene, aber unvollendet gebliebene Pallast des Königs von Rom. Die Ruinen desselben geben, wenn man von Versailles kommt, einen widerlichen Anblick und bilden mit der schönen Architektur der Militairschule, die gerade gegenüber liegt, einen widrigen Contrast. In der Pfarrkirche findet man ein Grabmal des tapfern holsteinischen Edelmanns, Grafen Josias Rantzau, Marschalls von Frankreich, der hier 1650 beerdigt wurde. Die Nonnen des Ordens de Sainte-Marie de la Visitation hatten hier ein berühmtes Kloster, wohin oft verfolgte irdische Größe sich zurückzog. Hier starben die Königin Henriette von Frankreich, König Heinrichs IV. Toch-

ter, Gemahlin des britischen Königs Karl I. 1669 und ihre Nichte, die Prinzessin Louise von Pfalzbaiern, die mit den übrigen Nonnen bisweilen auf den nahen Wiesen Heu machte.

Chaise (Père de la), s. La Chaise.

Chalcedon, ein Mineral, welches selten in stumpfwinkeligen rhomboedrischen Krystallen, gewöhnlich aber tropfsteinartig, traubig, auch als Versteinerungsmittel von Echiniten vorkommt. Seine Farbe ist das Weiße, Graue, Blaue, Gelbe, Braune, zum Theil mit baumförmigen Zeichnungen (Baum- oder Mockasteine), halbdurchsichtig bis durchscheinend. Er findet sich auf Gängen in Porphyr, Grünstein und in andern Felsarten, besonders als Gemengtheil des Achats und als Ausfüllungsmasse der Blasenräume verschiedener Felsarten, besonders in der Wacke. Vorzügliche Fundorte sind Oberstein in der Pfalz, Island, die Faröer, Ungarn ꝛc. Die Alten bezogen den Chalcedon besonders aus Aegypten, und er wurde in Rom verarbeitet; jetzt erhält man ihn aus Island, Sibirien, Siebenbürgen (woselbst der blaugefärbte zu Hause ist) und benutzt ihn zu Ringsteinen, Uhrschlüsseln, Knöpfen, Dosen, Vasen, Medaillons, Halsbändern u. s. w. Zu den Spielarten des Chalcedons gehören: der Karniol, der Heliotrop, das Plasma, der Agat oder Achat, der Onyx, der Chrysopras (vgl. d. Art.).

Chalcedon (Chalcedonia), Stadt in Bithynien am Eingange des thracischen Bosporus, Byzanz gegenüber. Sie war von den Megarern unter Archios 685 v. Chr. unter dem Namen Prokeralis angelegt, aber nachher Ch., Stadt der Blinden, genannt, weil ihre Erbauer den noch weit zweckmäßigern Platz, wo später Byzanz lag, nicht wahrgenommen hatten. Chalcedon hatte hohe Mauern, viele Tempel und Paläste, und war unter den byzantinischen Kaisern die Hauptstadt der Provinz Pontica prima. Mehrmals, besonders im 3. Jahrh. von den Scythen zerstört, ward sie von Justinian wieder aufgebaut. Später ward sie von den Osmanen dergestalt zerstört, daß auch nicht einmal Trümmer übrig sind. Auf ihrer Stelle steht das Dorf Kadiköi (Kademki). Sie ist Geburtsort des Philosophen Xenokrates. Nach ihr ist der Stein Chalcedon genannt. Hier im Jahre 451 die 4. allgemeine Kirchenversammlung (concilium oecumenicum), die aus 600, fast bloß orientalischen Bischöfen bestand. Sie wiederholte Glaubensformeln der Concilien zu Nicäa und Konstantinopel, verdammte den Nestorianismus, erklärt die Mutter Jesu für die Gottesgebärerin und bestimmt gegen die Monophysiten den Glauben an einen Christus, der in 2 Naturen ohne Vermischung und ohne Verwandlung, ohne Trennung und ohne Absonderung erkannt wird, so daß durch die Vereinigung beider Naturen zu einer Person und Substanz ihr Unterschied nicht aufgehoben, sondern das Eigenthümliche einer jeden Natur erhalten worden sey. Außer dieser Glaubensformel gab die Kirchenversammlung noch 30 Kirchengesetze (Canones) gegen Mißbräuche des Klerus, unter denen Kan. 28 dem Patriarchen zu Konstantinopel gleiche Rechte und Vorzüge mit dem römischen und diesem nur den Vorrang einräumte, wobei es auch, trotz des Widerspruchs der römischen Legaten, blieb. Ihre Glaubensformel gilt noch jetzt im Dogma der Griechen, Katholiken und Evangelischen.

Chaldäische Christen, s. Sekten, Syrische Christen und Thomaschristen.

Chaldäa. Dieser Name erinnert an eine alte, berühmte und gesegnete Landschaft in Asien, welche den südl. Theil von Babylonien (vgl. d. Art.) nach Arabien zu und am persischen Meerbusen die Westseite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm; jetzt aber bezeichnet der wüste Strich Landes Chaldäas dieses ehemalige glückliche Land. Die Chaldäer, semitischen Ursprungs, gehörten zu den cultivirtesten Völkern des Alterthums. Künste und Wissenschaften hatten bei ihnen schon einen ziemlichen Grad der Ausbildung erreicht; besonders blühete bei ihnen die Astronomie. Der immer heitere Himmel dieses Landes mußte eine vorzügliche Aufmerksamkeit und ein ernstes Nachdenken bei den Chaldäern erwecken. Die Chaldäer huldigten in der Religion dem Dualismus und verehrten eine Menge Götter und den Halbgott Dannes als ihren Lehrer. Sie zählten 12 Hauptgötter, welche die 12 Bilder des Thierkreises zur Wohnung hatten. Sie brachten Opfer, hatten Tempel und feierliche Feste, aber ihre Meinung von dem Zustande nach dem Tode ist nicht bekannt. Später, durch die Herrschaft der Perser, wurden die Chaldäer als gelehrte Kaste von den Magiern unterdrückt und sanken zu gemeinen Zeichendeutern herab, welchen Begriff die Römer mit dem Worte Chaldäer verbanden. Von den Schriften derselben ist Nichts auf uns gekommen. Ursprünglich soll das Volk dieses Namens, auch Kephener genannt, am Kaukasus gewohnt u. erst um 800 v. Chr. im persischen Meerbusen sich niedergelassen haben. Die heutige Landschaft Ghaldiran, vor Alters Chaldi, scheint von dem alten Chaldäa den Namen zu tragen. Ihre Sprache wurde auch schon früh mit der babylonischen und hebräischen vermengt; da aber einige Abschnitte des A. T. im chaldäischen Dialekt abgefaßt sind, so hat man durch Studium diese Sprache ziemlich genau kennen gelernt. Es wäre aber die Kenntniß derselben sehr mangelhaft und unvollkommen geblieben, wenn man sich dabei nur auf den biblischen Chaldäismus eingeschränkt hätte. Durch die Polyglotten, Complutensische (1514—1517), die Antwerper (1569—1572) die Pariser (1628) und Londoner (1657); durch die rabbinischen Bibeln von Bomberg (1525) und Burtorf (1618—1619), welche die chaldäische Paraphrase des A. T. enthielten, und durch die Ausgaben des Talmud (1699—1632), woraus man zuerst die gelehrte Kenntniß dieses Dialekts schöpfte, nicht mehr hin, und die Burtorfe, Vater und Sohn, sorgten für bessere Werke. Der ältere Burtorf lieferte eine sehr umfassende Grammatik, mit besonderer Rücksicht auf die Formenlehre und Syntax, und sammelte Materialien zu einem ausführlichen Wörterbuch, das sein Sohn nach reifer Prüfung (1640) herausgab: ein reiches, vortreffliches Werk. Die chaldäische Grammatik erhielt, indem man sie von der hebräischen trennte, jetzt durch eine bessere Kritik eine leichtere Form durch Michaelis (1771), Hezel (1787), Hasse, Wiener u. A.

Chalkis (Chalcis, Halki), türkische Insel im Meere Marmora, bei Konstantinopel, gehört zu den Fürsten- oder Prinzinseln. Auf derselben ein von Griechen bewohntes Dorf.

Chalkographie, s. Kupferstecherkunst.

Chalkondyles (Demetrius), Lehrer des Papstes Leo X. in der altbelleuischen Sprache, ein geborner Grieche, stammte von Kandia, floh bei der Invasion der Türken nach Italien und starb 1515 zu Rom. Wir besitzen von ihm noch eine griechische Sprachlehre (Mailand 1493) in einem Foliobande, welche schätzbare Bemerkungen enthält und noch än-

ßerst selten hier und da angetroffen wird. Sein Homer, welchen er, mit kritischen Anmerkungen begleitet, herausgab, und welcher zu Paris 1525 zum zweiten Male verlegt wurde, bleibt den Freunden der Alterthums-Wissenschaften immer eine reichhaltige Quelle voll kritischer Text-Ergänzungen und Berichtigungen.

Chalons (Geogr), 1) Bezirk im franz. Departem. Marne, hat 36 QM., mit 97.500 Einw.; 2) (Chalons sur Marne), Hauptstadt darin und des Departem., an der Marne, hat die Departementsbehörden, enge und schlechte Straßen, Graben und Wälle, 2 Hospitäler, Ackerbaugesellschaft, Handwerksschule für Soldatenknaben, Frauenkloster mit Erziehungsinstitut, Bibliothek (30.000 Bde.), Museum, Naturalienkabinet, schöne Kathedrale und Collegiatkirche, Rathhaus, Präfekturgebäude, einen schönen Spaziergang (Jard), 2800 H. 12.300 E., welche Serge, Leder, Baumwollenwaaren, Piqué, Strümpfe fertigen, Melonen und Hanf bauen und mit Wein, Oel, Wolle und ihren Fabrikaten handeln. Geburtsort des Astronomen la Caille. Hier 451 n. Chr. auf den Campis catanaunicis Schlacht zwischen Attila, König der Hunnen, und Aetius, Anführer der Römer. Ersterer hatte von den Ufern der Wolga aus Ungarn, Polen, Deutschland und Ostfrankreich bezwungen und belagerte eben Orleans, als Aetius anrückte. Er zog sich nach den catalaunischen Feldern zurück, wo die Ebene seiner zahlreichen Reiterei mehr Vortheil versprach. Mit ihm waren die Rugier, Heruler, Franken, Thüringer, Burgunder, die er auf beide Flügel stellte, sich mit seinen Hunnen die Mitte vorbehaltend, und den Ostgothen den linken, den Gepiden den rechten Flügel übertragend. Des Aetius Heer bestand nur aus sehr wenigen Römerschaaren, die auf dem rechten Flügel standen, die unsichern Alanen waren in der Mitte, die Westgothen auf dem linken Flügel aufgestellt, der Sohn ihres Königs, Torismund, nahm die Höhen ein, die sich in den Flanken und dem Rücken der Hunnen hinzogen. Aetius befehligte den rechten, der König der Westgothen, Theodorich, den linken Flügel. Der Angriff der Hunnen ging gegen das Centrum der Römer, das sie sprengten, worauf sie sich sogleich links gegen die Westgothen wendeten. Der König dieser, Theodorich, blieb hierbei. Allein zur rechten Zeit eilte Torismund von den Höhen herab, nahm die Hunnen in Flanke und Rücken und zwang sie zum Rückzug. 162.000, n. A. 300.000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, der größte Theil hiervon war von den Hunnen. Diese hatten sich in eine Wagenburg zurückgezogen, und Attila hatte alle Sättel und Kostbarkeiten zusammentragen lassen, um, im Fall das Lager erstürmt würde, sich mit ihnen zu verbrennen. Der Angriff erfolgte indessen nicht, die Westgothen zogen, um dem neuen König den Thron zu sichern, nach Toulouse ab, und Attila zog sich, schwach verfolgt, hinter den Rhein, wo er kurz darauf einen Zug nach Italien unternahm. 3) Bezirk im Dep. Saone und Loire, hat 36 QM. und 113.000 Einw. 4) (Chalons sur Saone), Hauptstadt hiervon, hat 4 Vorstädte, wovon St.-Laurent auf einer Insel; Friedensgerichte, Handelsgericht, schöne Spaziergänge, Hauptkirche, schönes Hospital, Rathhaus ꝛc., liegt an der Saone und dem Kanal des Centrums, hat Citadelle, Bisthum, Bibliothek, 1226 H. und 11.000 Einw., welche aus den Schuppen des Weißfisches den Perlenglanz (essence d'Orient) zu Glasperlen, Hüte und Strümpfe fertigen. Chalons ist Hauptniederlage für Wein, Getreide, Eisen, Kupfer, Oel, Seife, welche nach allen Richtungen hin versandt werden.

Chalotais (L. R. de Caradeur de la), General-Prokureur des Bretagner Parlaments, geb. 1701 zu Rennes, starb 1785, war einer der heftigsten Feinde des Jesuitenordens, der Vieles zu dessen Sturze beitrug. Ueber seinen Charakter und seine Handlungsweise sagt Lally Tolendal, dessen Feder die Welt so manche gründliche und gelehrte Arbeit verdankt, Folgendes: „Als General-Prokureur von Bretagne, strebte er nach nichts so sehr, als nach Popularität, weil er hierin ein Mittel zu finden glaubte, sich immer höher empor zu schwingen und zu Macht und Einfluß zu gelangen. Gleich leidenschaftlich in seiner Freundschaft, wie in seinem Hasse, lag dennoch Beides nicht sowohl in seinem Herzen, als vielmehr in einem fein u. schlau berechneten Interesse, wobei die furchtbare Macht seines öffentl. Ministeriums stets seinen Leidenschaften zu Gebot stehen mußte. Zudem war er das Orakel eines Parlaments, welches, zusammengesetzt aus dem ersten Adel von Bretagne, mit den Provinzialständen durchaus im vollkommensten Einverständnisse handelte. Ein solcher Mann konnte, so oft die Befriedigung seiner Leidenschaften es erforderte, zu der ganzen Macht der Gesetze und selbst zu dem Schwerte der Gerechtigkeit seine Zuflucht nehmen. Ihm war es leicht, einem Volkstumult eine gesetzliche Sanktion zu geben, unbedeutende Kleinigkeiten als wichtige Gegenstände zu behandeln, dem seichtesten, abgeschmacktesten Gewäsch das Ansehn und den Schein schwerer Anklagen zu geben, kurz alle Diejenigen, welche er verfolgen wollte, unter dem ganzen Gewicht von Dekreten und Parlamentsbeschlüssen zu erdrücken. Sobald ein solcher Mann gegen die Jesuiten Partei genommen hatte, so war nichts weniger zu erwarten, als daß er bald die ganze Provinz dadurch in Verwirrung setzen würde. Ein Beispiel hiervon ward gleich 1764 der Herzog v. Aiguillon; dieser war Freund der Jesuiten und Chalotais daher sein Feind, und obgleich der Herzog Gouverneur von Bretagne, Pair von Frankreich, Enkel des damals bei Ludwig XV. Alles vermögenden Herzogs von Richelieu und endlich Favorit des Dauphins war, so unternahm es jener doch, ihn bei dem Parlament anzuklagen, in einen weit aussehenden Criminalprozeß zu verwickeln und am Ende zu zwingen, sein Gouvernement und die Provinz zu verlassen. Ein solcher Mann war nun nicht nur der erklärte Feind des Jesuitenordens, sondern auch der geheime Geschäftsträger der Pompadour, welche, mit dem ersten Minister Choiseul im Bunde, den Orden zu zerstören und auf ewig von dem franz. Boden zu verbannen beschlossen hatte". Chalotais's Freunde, die Philosophen Voltaire, d'Alembert, Duclos, Condillac, Diderot, theilten aus leicht begreiflichen Gründen mit ihm denselben Haß gegen die Jesuiten und griffen sie in Schriften auf das Bitterste und Verleumdrischste an. Chalotais mußte als einer der Commissarien über die von Jansenisten verfaßte Schrift „Extrait des assertations des Jesuites" Bericht erstatten. Dieß that er in seiner „Compte rendu". Doch haben ihm Viele die Ehre der Verfassung dieser Schrift bestreiten und sie d'Alembert zueignen wollen. In derselben ist die Unwissenheit und Verblendung so weit getrieben, daß er behauptet, die Jesuiten hätten keinen einzigen Mathematiker hervorgebracht. Der große Astronom Lalande (s. d.) sagte in seinem Schreiben im „Journal des Debats" (d. 15. Pluviose An. 8. d. I. Rep.): Er habe ihn am 20. Okt. 1773 zu Saintes gesprochen und ihm sein Unrecht vorgehalten, welches er auch eingestanden, und setzt hinzu: „Il fut assassiné le 20. Juil. 1784. Les crimes sont presque toujours punis; Rero anteceden-

tem scelestum deseruit pede poena claudo.“ Dieses Zeugniß, vorzüglich von Lalande gegeben, ist sehr merkwürdig. Vergeblich waren die Schutzschriften des Caveyrat, Menouc, Griffet und Cerutti; Chalotais brachte, unterstützt von den Philosophen und Jansenisten, die Unterdrückung des Ordens zu Stande. — Bei Gegelegenheit eines Streites über die Aufnahme neuer Finanzedikte, welche von dem Parlamente deßhalb verweigert wurde, weil sie den Rechten des Herzogthums Bretagne entgegen war, wurde er als 37jähriger Staatsdiener mit seinem Sohne und 5 Parlamentsräthen, welche die stärkste Opposition gebildet hatten, verhaftet, und Chalotais insbesondere als Verfasser eines anonymen Libells gegen einige Minister angeklagt. Die Berufung auf seine Unschuld wurde nicht gehört, seine Schutzschriften verbrannt und Voltaire's Vertheidigung nicht angenommen. Die zur Ermittelung und Bestrafung seiner angezettelten Vergehungen zu Saint-Malo niedergesetzte Commission übergab die Akten unter dem Motto: „Ad perpetuam sceleris memoriam“, dem Drucke, und fällte ohne höhere Autorisation ihr Urtheil. Das indeß, statt des entlassenen, neu erwählte Parlament, welches den Chalotais abermals vor seine Schranken zog, konnte es im Verlaufe des Prozesses nicht zu einem Rechtsurtheil bringen, indem manche Glieder ihre Incompetenz vorschützten, die Uebrigen aber von Chalotais perhorrescirt wurden. Auf Vermittelung des Herzogs von Choiseul verwies nun der König die Gefangenen nach Saintes. Erst mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. erlangte der seit 10 Jahren Eingekerkerte seine Freiheit und seine vorigen Aemter wieder. Sein „Essai d'éducation nationale“, (deutsch, Göttingen 1771), in welchem auf Religion und religiöse Bildung der Jugend gar keine Rücksicht genommen wird, erwähnen wir nur als einen Beitrag zu seiner Charakteristik.

Chaloupe, ein großes zum Dienst der Seeschiffe bestimmtes Boot, welches gewöhnlich durch Ruder in Bewegung gesetzt wird, zuweilen aber auch Mast und Segel hat. Während das Schiff unterwegs ist, liegt die Chaloupe, und in ihr die kleinen Böte, mit Tauen befestigt, auf dem Verdeck, und nur auf der Rhede oder etwa in Nothfällen wird sie ins Meer gelassen. Sie dient hauptsächlich zum Transport der schweren Sachen, die zum Schiffe gehören. Kanonierchaloupen sind dergl. Böte, die an ihrem Vordertheile mit einer Kanone (gewöhnlich 24 Pfünder) versehen sind. Sie sind oft von großem Nutzen, weil sie dem feindlichen Schiffe nur die sehr schmale Vorderseite zuwenden, und daher von dem Geschütz desselben nicht leicht zu treffen sind, auch ohne Schwierigkeit sich an Stellen zurückziehen können, die wegen ihrer Seichtigkeit den tiefer gehenden großen Schiffen unerreichbar sind.

Chamade (wahrscheinlich von dem italien. Chiamata, Ruf, Schrei), ein Zeichen mit der Trommel oder Trompete in einer Festung, welches dem belagernden Feinde andeutet, daß man mit ihm unterhandeln will. Dabei muß das Aufstecken weißer Fahnen stattfinden, welches auch allein hinreicht, wenn die Voraussetzung des Nichtgehörtwerdens (wie etwa bei zur See belagerten Festungen) eintritt.

Chamäleon, eine Eidechse, in Ostindien, Nordafrika und Spanien einheimisch. Er zeichnet sich durch seinen Wickelschwanz und durch 2—3 verbundene Zehen aus. Ueberdieß hat er einen auffallend gebildeten eckigen Kopf; seine Augen liegen in tiefen Höhlen und sind in große, sackförmige Augenlieder eingeschlossen; sie können sich, jedes besonders oder

beide zugleich, nach verschiedenen Richtungen schnell bewegen; die dicke Zunge ist wurmförmig an der Spitze klebrig und hohl; die Kinnladen sind ohne Zähne; die Lungen sind ungewöhnlich groß und machen das Thier fähig, sich nach Willkür aufzublähen oder zusammenzuziehen, weßwegen man ehedem glaubte, es könne von der Luft leben. Es kriecht langsam und träge auf Bäumen herum, lebt von Insekten, die es mit seiner Zunge geschickt zu fangen versteht. Die Eigenschaft dieses Thieres, daß es seine Farben nach den Orten, wo es sich befindet, verändere, haben neuere Reisebeschreiber, z. B. Goldberry in s. „Fragment d'un voyage en Afrique etc." abgeleugnet. Letzterer gibt dessen Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich oder auch ganz schwarz. Figürlich bezeichnet man mit Chamäleon einen Menschen, der seinen Charakter nach den Umständen verändert. — In der Chemie heißt mineralisches Chamäleon eine Verbindung des Braunstein-Kalkes mit einem feuerbeständigen alkalischen Salze, so durch das Schmelzen erhalten wird und ihre Farbe von Zeit zu Zeit verändert.

Chambers (Ephraim), geb. gegen Ende des 16. Jahrh. zu Milton, u. A. zu Kendal in Westmoreland, gehörte einer Quäkerfamilie an, ward bei einem Mechanikus und Geographen in die Lehre gegeben und gewann dort Liebe für die Wissenschaften. Chambers starb als Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London 1740 zu Islington, berühmt durch: „Cyclopaedia or an universal dictionary of arts and sciences" (London 1728, 2 Bde.; beste Ausg., Lond. 1786, 5 Bde., Fol.), die erste alphabetische Encyklopädie, als deren Erfinder und Urheber man ihn daher betrachten muß. (Italien. Venedig 1748—49, 9 Bde., 4.)

Chambery, die Hauptstadt des Herzogthums Savoyen und der Provinz gleiches Namens, am Bache Laisse, der sich später in den See von Borget ergießt, in einem weiten, schönen Thale liegend, ist eine düstre Stadt mit engen, krummen Gassen und 12.000 Einw. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, hat eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaugesellschaft, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Der zahlreiche, aber nicht reiche Landesadel verzehrt hier die Einkünfte seiner Landgüter. Das ehemalige Residenzschloß der Herzoge ist im franz. Revolutionskriege größtentheils niedergebrannt. Die Liqueurs-, Gaze-, Leinen-, Leder-, Seife-, Spitzen- und Hutfabriken sind bedeutend. Chamberys Umgebungen sind heiter und entzückend, denn die umliegenden Hügel prangen mit schönen Villen und Gärten. Die nahen Bäder werden stark besucht. ½ Stunde südlich von der Stadt liegt das Landgut Charmettes, wo Rousseau einige Jugendjahre verlebte.

Chambord, Dorf im franz. Dep. Loire et Cher, Bezirk Blois, auf einer Insel des Flusses Cosson, mit 500 Einw. und einem von König Franz I. im gothischen Styl erbauten sehr schönen Jagd- und Lustschloß, mit 440 Zimmern, auf welchem dieser Monarch die Feste seiner Galanterie feierte, daher auch hier zuerst die Künste in Frankreich blüheten. Hier starb 1750 der berühmte Marschall von Sachsen, dem Ludwig XV. dieses Schloß geschenkt hatte. Es hat einen weitläufigen Park, mit einer 8 Stunden großen Mauer umgeben. Das Schloß war unter Napoleon der Sitz einer Coherte der Ehrenlegion und ward 1809 vom Kaiser mit den dazu gehörigen Domänen (5000

Acker Wald, 28 Meierhöfe, überhaupt 11.000 Acres Oberfläche) dem Herzog von Neufchatel unter dem Titel: Fürstenthum Wagram, übergeben. Seine Wittwe ließ dasselbe für die minderjährigen Erben verkaufen und eine Gesellschaft freiwilliger Unterzeichneter erstand diese Besitzung für etwa 1.750.000 Franken, 1821, um sie dem Sohne des ermordeten Herzogs von Berry, dem jungen Herzog von Bordeaux, als ein Geschenk zu verehren. Von Chambord sind 1822 bei Engelmann in Paris lithographische Blätter, Ansichten nebst einer Beschreibung erschienen.

Chambre ardente war am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh., wo die Giftmischerei in Frankreich noch sehr im Schwange ging, ein heimlicher Gerichtshof, welcher die Vergiftungen untersuchte und in Criminalfällen Recht sprach. Auch ward ein Gerichtshof, welchem die Untersuchung oblag, wie Cassenverwalter, oder Besitzer großer Pachtungen von Domainen, schnell zu einem großen und in ihrer Lage verdächtigen Reichthume gekommen waren, mit diesem Namen belegt.

Chambre introuvable, Spottname, welchen die 1815 berufene und den 5. Sept. 1816 durch königl. Ordonnanz entlassene französ. Deputirtenkammer erhielt. Später erlangten ihre Grundsätze volle Billigung und die Auflösung wurde von der herrschenden Partei als eine Nachwehe der Revolution unter der monarchischen Regierung angesehen.

Chamfort (Seb. Roch. Nic.), geb. 1741 bei Clermont in Auvergne, kam unbekannt nach Paris, wo er unter dem Namen Nicolas unter die Stipendiaten der Akademie aufgenommen wurde. Kümmerlich fristete er nach Vollendung seiner Studien sein Leben. Anfangs war er Schreiber bei einem Advokaten und in der Folge Erzieher der Kinder eines reichen Lüttichers. Um sich von den Fesseln seiner drückenden Lage loszuwinden, trat er unter dem Namen Chamfort in der literarischen Welt auf. Die Erstlinge seines Geistes bestanden in Beiträgen zu dem „Journal encyclopédique" und einer Lobrede auf Molière und La Fontaine, welche letztern den Preis der franz. Akademie erhielten. Der Ertrag für diese Geisteserzeugnisse war nicht so groß, daß er sich der Wohlthaten, welche er in nicht wenigem Grade bei dem Herzoge von Choiseul und der Madame Helvetius genoß, hatte entschlagen können. Er gab sich daher an die Bearbeitung des „Vocabulaire français" und des „Dictionnaire des Théâtres". Durch die Bearbeitung des letztern Werkes wurde seine Aufmerksamkeit mehr auf die Bühne gerichtet. Er trat als dramatischer Schriftsteller auf und lieferte 1778 sein Trauerspiel: „Mustapha et Zéangir", welches mit großem Beifalle aufgeführt ward und ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem Prinzen Condé erwarb. In diese Zeit fällt die Herausgabe seiner „Jeune Indienne" und „Marchand de Smyrne", zweier artigen und mit Leichtigkeit componirten Comödien; seiner „Poésies fugitives", „Epîtres", „Contes", „Fables", „Epigrammes", „Traductions de l'Anthologie et de Martial". Seine „Epître d'un père à son fils sur la naissance d'un petit-fils" wurde von der Akademie gekrönt und bewirkte, daß er im Jahr 1781 als wirkliches Mitglied in dieselbe aufgenommen ward. Seine vortreffliche Antrittsrede, welche er dem Drucke übergab, diente nur zur Erhöhung seines Ruhmes. In den Zeiten der Revolution verlor er durch seine Partei für Mirabeau seine Einkünfte und Ehrenstellen. Roland suchte ihn durch Ernennung als Bibliothekar an der Nationalbibliothek für diesen Verlust zu ent-

schädigen; aber Chamfort brachte sich durch seine allzu große Freimüthigkeit in Rede und Schrift nicht nur um diesen Posten, sondern führte auch seine, Barthelemy's und zweier andrer Bibliothekar-Beamten Verhaftung herbei. Von dem jakobinischen Wahlspruch: „Fraternité ou la mort" (Brüderschaft oder Tod), sagte er ungescheut: „la fraternité de ces gens la ressemble fort à celle de Caïn et d'Abel" (die Brüderschaft dieser Leute ist ein schönes passendes Seitenstück zu der von Cain und Abel). Seine Einkerkerung hatte ihn mit einem so tiefen Abscheu erfüllt, daß, als er nach seiner Freilassung von Neuem verhaftet werden sollte, er sich durch einen Pistolenschuß den Kopf zerschmetterte (1794). Eine Ausgabe seiner Werke nebst seinem Leben besorgte Ginguené, 4 Bde., Paris 1795, auch 2 Bde., 1808, deutsch von Stampeel (Leipzig 1797). Chamfort war ein durch die vorzüglichsten Werke seiner Nation gebildeter Kunstrichter. Seine eigenen Schriften, deren preciöse Schreibart man tadelte, zeichnen sich mehr durch ihre Correctheit als durch sinnreiche Erfindung aus.

Chamouni (Chamonir, Geogr.) Flecken mit 1200 Einw. in der Provinz Faucigny, Herzogth. Savoyen (Königr. Sardinien) in einem nach ihm benannten Thale, Chamounithal; dieß liegt am nördlichen Fuße des Montblanc, wird von Reisenden seit 1741 häufig besucht, ist an 5 Stunden lang und kaum ½ Stunde an einigen Stellen breit, von der Arve durchströmt, 3200 Fuß über dem Meere. Kummer in Berlin hat es in Relief dargestellt.

Champagne (Philipp) ein trefflicher Maler aus der niederländischen Schule, geb. zu Brüssel 1602, begab sich in seinem 19. Jahre nach Paris, wo er in vertrauter Freundschaft mit Poussin (s. d.) lebte, welcher damals gerade aus Italien zurückgekehrt war. Unter der Leitung dieses Freundes machte Champagne schnelle Fortschritte auf der Bahn der Künstler. Beide hatten aber mit noch manchen unangenehmen Auftritten zu kämpfen, bevor sie in ihren Wirkungskreis traten. Duchesne, ein mittelmäßiger Künstler, aber einbilderisch und stolz, war damals Maler der Königin Mutter und als solcher beschäftigte er sich mit den Malereien des Palais Luxembourg. Poussin und Champagne arbeiteten unter ihm. Die Königin, welche hier oft die Werkstätte der Künstler besuchte und bei den Gemälden des Champagne mit besonderm Wohlgefallen verweilte, erregte Duchesne's Eifersucht. Der blöde und sanfte Niederländer hielt es für rathsam, dem dünkelvollen und aufbrausenden Franzosen zu weichen, und begab sich daher nach Brüssel zurück. Doch kaum war er hier angekommen, als er die Nachricht von dem Tode des Duchesne zugleich mit der Einladung erhielt, nach Paris zurückzukehren. Jetzt übertrug ihm die Königin, nebst einer angemessenen Besoldung, die Direktion der Malereien des Luxemburg. Um diese Zeit malte Champagne für die Carmeliter in der Vorstadt St.-Jaques 6 Gemälde und im Gewölbe der Kirche das berühmte Kruzifix, ein wahres Meisterstück der Perspektive, das, obgleich auf einer horizontalen Fläche gemalt, perpendikulär erschien und selbst die Kenneraugen täuschte. Später wurde er zum Direktor der Akademie ernannt. Bei seinem herannahenden Alter lebte er in stiller Zurückgezogenheit im Port-Royal, wo seine Tochter Nonne war. Hier vollendete er das herrlichste unter seinen zahlreichen Gemälden, wozu die Krankheit seiner Tochter die Veranlassung gab. Diese nämlich ist das Sujet desselben: sitzend ist sie dargestellt; ein lang-

wieriges Fieber hat sie dem Tode nahe gebracht; aufgegeben von den Aerzten, betet sie mit einer andern Nonne und erlangt die Gesundheit wieder. Dieses sind die Grundzüge im Gemälde. Die Hingebung in den Willen des Höchsten, das vertrauungsvolle Gebet, erregt unnennbare Gefühle in Jedem, der sich in der Anschauung desselben vertieft. Die ganze Gestalt der Tochter, besonders der Kopf, ist bezaubernd schön. Das Pariser Museum besitzt nebst diesem Gemälde noch sechs andere von diesem Meister. Ueberdieß findet man von seinen zahlreichen Arbeiten noch Stücke in vielen Städten Frankreichs. Champagne war ein außerordentlich religiöser Mann und so ängstlich gewissenhaft, daß er es nie wagte, nackte Figuren darzustellen. Er starb 1674. Ueber alle Maler, die damals in Paris lebten, ragte Champagne weit hervor; nur von dem genialen Lebrun ward er übertroffen, welches er auch mit edler Selbstverleugnung eingestand.

Champagne, ehemalige Landschaft in Frankreich, an Burgund, Lothringen, die Niederlande, Isle de France und die Picardie grenzend, jetzt in die Departements Ardennen, Marne, Aube, Ober-Marne (liegen ganz), Seine, Marne, Yonne (liegen nur theilweise darin) vertheilt. Die Ober-Champagne, der nördl. Theil, durchläuft der meistens gebirgige Argonner Wald, welcher so öde war, daß der Prinz von Condé, der ihn als Apanage 1657 erhielt, und seine Nachkommen ihn nur zur Jagd und wenig zum Holzfällen zu nutzen wußten. Menschen in solchen Gegenden anzusiedeln, die doch an die Maas grenzten, war so natürlich und fiel doch der prinzlichen Verwaltung nicht ein. Desto ärger benutzten diese verlassene Gegend die Salzcontrebandirer. Um diese von dort zu verjagen, kaufte die Krone den Wald 1784 für 650.000 Livres. Dieser Wald wurde im unglücklichen Feldzuge Preußens wider Frankreichs entstehende Republik 1792 nur zu bekannt. Die Nieder-Champagne ist flach und eben. Die Seine, die Marne, die Aube, die Aisne und die Maas durchströmen das Land. Die Ufer dieser Flüsse sind meistens sehr fruchtbar, besonders die nach Paris zu gelegene Gegend, la Brie genannt; der innere Theil der Champagne hingegen, schlecht bewässert und ohne Holz, wird seiner Unfruchtbarkeit und der Armuth und des Schmutzes der Einwohner wegen im Lande selbst, la Champagne pouilleuse genannt. Hier besteht der Boden meist aus Kreide und Feuersteinen (die besten in Europa), so daß viele Dörfer ganz von Kreide gebaut sind. Die Einwohner (Champenois) stehen im Rufe der Dummheit. Ueber den Wein dieser Provinz s. d. fol. Art. Der Name Champagne ist aus campania verstümmelt und die Provinz erhielt ihn von der in ihrer Mitte liegenden großen Ebene. 2) (Gesch.), die Champagne war ehemals Theil von Gallien. Cäsar unterwarf sie, wie ganz Gallien, der Gewalt der Römer. In ihr fiel der große Kampf zwischen Attila und Aetius vor (s. Chalons). Später kam sie unter das fränkische Reich; als Chlodwigs Söhne dieß theilten, ward sie ein Theil von Austrasien. Hierauf ward sie von Herzogen und dann von Grafen regiert, die bis in das 13. Jahrh. herrschten. 1270 starb Thibaud V., zugleich König von Navarra, ohne Kinder und hinterließ die Champagne seinem Bruder Heinrich III., und dieser 1274 seiner Erbtochter Johanne, die sie ihrem Gemahl, Philipp dem Schönen, König von Frankreich, zubrachte. Nach ihrem Tode ward Ludwig X. erst König von Navarra und Graf von Champagne, dann aber, nach Philipps Tode, König von Frankreich.

Zwar machte Ludwigs Tochter, Johanna, Gemahlin des Grafen von Evreux, als Ludwig ohne Sohn starb und ihm sein Bruder folgte, auf die Champagne und Navarra Anspruch, ward indeß durch Navarra abgefunden und trat 1335 alle Rechte auf die Champagne und Brie an die franz. Krone ab, mit der die Champagne 1361 durch den König Johann vereinigt ward. Seit der Zeit bestand sie als eignes Gouvernement, bis sie, wie ganz Frankreich, zu Anfang der Revolution in Departements getheilt ward. In dem Feldzuge von 1792 war die östliche Champagne vorzüglich das Kriegstheater; ebenso die westliche im Jahr 1814. Die wichtigsten Städte sind Troyes, Chalons sur Marne, Chaumont, Rheims u. s. w. (S. d. Art.)

Champagner Weine, die Weine der Liebe, der fröhlichen Laune, der poetischen, gesellschaftlichen Begeisterung, gehören zu den edelsten, welche die Natur uns Menschen gegeben, um uns ihrer zu erfreuen. Die berühmtesten Weingegenden der Champagne sind Epernay und Ay. Westwärts Chalons, etwas über 3 Stunden davon, erblickt man im Marnethal eine reichere Gegend. Das schöne Thal wird dort schmäler, die Hügel erscheinen mit Reben bedeckt und nähern sich wieder von beiden Seiten. Epernay's Einwohner verdanken ihren Wohlstand nicht bloß dem Weinbau, sondern auch dem Weinhandel. Man findet daselbst reiche Kaufleute, die den Wein, oft schon den Most, von den nächsten Dörfern und Flecken wohlfeil aufkaufen, den halb gegohrnen Wein völlig fertig machen und ihn dann nicht allein nach Frankreich, sondern nach ganz Europa, ja in alle Welttheile versenden. Die zu dem Flecken Ay gehörigen, über der Marne gelegenen Weinberge sind diejenigen, welche ganz Europa die feinste Dessertweine liefern. Die Reben der Weinberge in der ganzen Champagne wachsen oft durchaus auf Kalkboden. Der Weinstock kommt darauf zwar anfangs langsam fort, gedeihet aber späterhin vortrefflich. Die guten Weinberge in der Champagne gehören zu den einträglichsten in Frankreich und bringen ihren Besitzern nach Abzug aller Kosten, einen reinen Ertrag von 10 Prozent. Gleichwohl kann der Besitzer in 10 Jahren nur auf zwei gute Weinlesen rechnen, und sind diese zu ergiebig, so wird der Wein zu wohlfeil und der ärmere Winzer leidet sehr, dagegen der wohlhabende seine Weine zurückhalten kann und daher dabei ansehnlich gewinnt. Der Wein bei Chalons ist der schlechteste. Tauben- und Hühnermist scheinen die vortheilhafteste Düngung für den Weinbau zu seyn. Sehr verfaulter Mist scheint nachtheilig zu wirken. Bei Epernay und Ay düngt man bloß mit einer mit Kalk gemengten Erde, welches einen bessern Erfolg gewährt. In der Champagne hat der Weinstock gewöhnlich um den 25. Junius abgeblühet und den 25. Sept. fängt die Weinlese an, also 3—4 Wochen früher, als in der Gegend des Rheins und des Mains. Zur Ernte wählt man gern heitere, trockene und warme Tage, weil der bei kalter Witterung geerntete Wein schwerer fermentirt. Die Trauben werden sehr vorsichtig, fast ohne Stengel abgeschnitten. Die Farbe des Weins ist von der Farbe der Trauben unabhängig. Nur erst in der Gährung wird der färbende Stoff aus der Hülse der Beeren aufgelöst, und man gewinnt daher, wenn der Most ohne Hülse gegohren wird, auch von rothen Trauben eine Art weißen Weines. Die weißen Weine sind die beliebtesten, obgleich es auch sehr fein und zart schmeckende rothe Arten gibt. In der Champagne hat man mehr als zwanzig verschiedene Sorten mousstrender Weine. Sie werden,

bis auf 3 Sorten, größtentheils im Lande selbst gebraucht; nur 3 bis 4 Sorten wandern über die Grenze. Wenn dieser Wein bis Ausgang Dezembers ausgearbeitet hat, dann fängt er an, sich zu läutern; nun wird er bei hellem Frostwetter abgezogen, durch Hausenblase geklärt, so daß man auf 250 Pinten Wein 1 Loth Hausenblase setzt. Der Wein kommt nun zum zweiten Mal in eine leichte Gährung; 4—6 Wochen darauf zieht man ihn aufs Neue ab und klärt ihn mit halb so viel Hausenblase, als das erste Mal. In jenem Zustande bleibt nun der Wein bis März, wo er auf Bouteillen abgezogen wird; erst nach 15—18 Monaten scheint seine Gährung völlig beendet zu seyn, worauf der Wein in andere Flaschen übergegossen wird, um ihm den in den Flaschen gebildeten Satz zu entnehmen. Derjenige Wein, der nicht mousiren soll, wird im Dezember nicht abgezogen. Die nicht schäumenden Sorten erster Güte werden zwar von Kennern den mousirenden vorgezogen, allein Viele halten es mit letzteren, und bei Diesen ist es die Bedingung eines guten Champagners, daß der durch Draht und Siegel eingebrannte Pfropf beim Oeffnen der Flasche gegen die Decke springe und der köstliche Inhalt brausend hervorbreche. Man zieht diese Weine am Besten aus Rheims und Epernay und theilt sie gewöhnlich in 3 Klassen ab, deren Preis auf der Stelle von 6 zu 3 Livres wechselt; die feinsten weißen Gattungen sind die von Ay, Mareuil und Hautvilliers, und in den rothen die von Verzie, Versenay, Bouzy und Oeil de perdrix. Es ist nicht schwer, champagnerartige Getränke (künstlichen Champagner) zu bereiten; ganz unschuldig ist das Verfahren, gefrornen Most mit 3 Theilen durch Frost verstärkten Wein zu vermischen, und ihn, wenn er im Fasse abgeklärt hat, auf starke Bouteillen zu ziehen, in denen wohlverwahrt er nach 4 Monaten trinkbar wird. Nachtheiliger für die Gesundheit sind Künsteleien, wozu Birkensaft u. dgl. kommt.

Champ d'Asyle (Lager der Freistatt), eine Niederlassung franz. Krieger in der Provinz Teras, welche (kaum entstanden) vom Congreß der Vereinigten Staaten aufgehoben wurde, weil Spanien sie an der Grenze von Merico nicht dulden wollte. Spanische Truppen hatten nämlich die Ansiedler im Oktob. 1818 zerstreut, welche hierauf der aus Frankreich verbannte General Lallemand, der sich in Neuorleans aufhielt, sammelte und die meisten davon in die am Tombig-Bee in dem Bundesstaate Alabama (am Mobile, an der Grenze von Westflorida) gegründete Niederlassung franz. Ausgewandeten führte, wo der von ihnen theils erkaufte, theils unter sie vertheilte Bezirk Marengo, und die von ihnen darin angelegte Hauptstadt Aigleville heißt. Hier liegt auch Mobile, eine von Franzosen schon vor 200 J. gegründete Niederlassung. Die Anlage von Aigleville haben vorzüglich die Generale Clauzel und Lefebre-Desnouettes geleitet. — Teras wurde in dem 1819 von den Verein. Staaten mit Spanien wegen Florida abgeschlossenen Vertrage völlig an Neuspanien überlassen. In derselben Zeit bildete sich daselbst unter einem Präsidenten, James Long, mit dem sich mehrere Franzosen von dem aufgelösten Champ d'Asyle vereinigt hatten, die Republik Teras, deren Hauptort Nacodoches war. Auch diese Republik löste sich bald auf, und Long kehrte in die Verein. Staaten zurück. Teras gehörte jetzt zu den Verein. mericanischen Staaten, und zwar zu dem Staat Santander; es befand sich 1821 in einem völlig gesetzlosen Zustande, indem Abenteurer aller Art, Schleichhändler, entlaufene Sklaven, wilde Indianer und flüch-

tige Verbrecher sich zusammenrottirt hatten, um eine Art von Unabhängigkeit zu behaupten. Ihr nächster Zweck schien der Schleichhandel zu seyn. Das Land ist so fruchtbar, daß man in gewöhnlichen Jahren das 150. Korn gewinnt. Zucker und Baumwolle gedeihen nach Wunsch, vom Kaffe hofft man dasselbe. Die Wälder sind mit Thieren aller Art angefüllt, besonders mit wilden Pferden, die an Kraft und Leichtigkeit den arabischen gleichkommen sollen. Der zahlreichste Stamm der Eingeborenen sind die Comanches, ein tapferes und thätiges Volk, das mit den Spaniern in beständiger Fehde lebte.

Champeaubert (Geogr.), Dorf im Bezirk Epernay im Depart. Marne (Frankreich). Hier am 9. u. 14. Febr. 1814 Gefechte zwischen den Franzosen und Preußen.

Champignon, ein zum Geschlechte der Pilze gehörender eßbarer Schwamm, kommt gemeiniglich nach einem warmen Regen im freien Felde sowohl, als in Gärten und Gebüschen den ganzen Sommer hindurch hervor. Anfänglich gleicht er einer Kugel, von der Größe einer Baumnuß, und dann ist er am Leckersten zum Genießen. Die mehrsten kommen, entweder getrocknet oder eingemacht, aus Avignon, Bordeaux, Cette, Orange; letztere hält der Feinschmecker für die besten.

Champion, in den Ritterzeiten jeder Kämpfer, der seine Sache öffentlich in den Schranken Mann gegen Mann ausfocht; in engerer und gewöhnlicher Bedeutung ein solcher Ritter, welcher die Sache einer andern nicht waffenfähigen Person, wie etwa eines Geistlichen, eines alten schwachen Greises, eines Kindes und vorzüglich einer Dame, auf solche Weise versicht. Wenn ein Ritter, was selten geschah, gegen eine Dame die schuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtschaft oder Neigung dazu befugter Ritter für sie in die Schranken, die Unbill zu rächen, und ward ihr Champion. Wenn 2 Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da diese in ihrem Prinzip schöne Sitte nach und nach durch Mißbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, so hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutschen Rede, größtentheils einen spöttelnden Nebenbegriff erhalten; übrigens entstand diese Eigenthümlichkeit des Ritterthums in Spanien kurz vor den ersten Kreuzzügen, und der Gebrauch, fremde Interessen mit dem Schwerte zu verfechten, ging von dort auf das übrige Europa über. 2) In England bei der Krönung des Königs ein Ritter, der gehamischt zu Pferde in den Westminstersaal kommt und dort einen Fehdehandschuh zu Boden wirft, damit ihn Der, welcher den König nicht anerkenne, aufhebe und mit ihm kämpfe. Die Sitte ist sehr alt, sie wird 1377 bei Richard II. zuerst erwähnt; doch war sie schon damals die Verpflichtung eines bestimmten Ritters wegen einer ihm deßhalb verliehenen Länderei. 3) Als der römische Stuhl um das Jahr 1263 Karl von Anjou, den Bruder des Königs Ludwig IX., gegen die Macht des Manfred zur Hülfe rief, erhielt dieser Karl den Titel eines Champions, Campione della S. Chiesa (Verfechter des heiligen Stuhls).

Champlain-See, 22 Meilen langer und bis 5½ Meile breiter See an der östl. Grenze des nordamerikanischen Freistaates New-York und des Staates Vermont, hat seinen Ausfluß in den Lorenzstrom. Durch den 15 Meilen langen Champlainkanal steht der See mit dem Hudson und durch den Eriekanal mit dem Eriesee in Verbindung.

Chamsin (Kheramsin), in Aegypten ein regelmäßig vorkommender, weit verbreiteter Südwind, der, bei so heftigem Wehen, daß er über 50 Schritte weit von dem erhobenen Staub in den Wüsten Alles unsichtbar macht, mit einem eignen Rasseln verbunden ist und auf dem Körper, nebst dem Gefühl von Hitze, zugleich das von Nadelstichen erregt. Es ist nach neuerer Untersuchung eine wahre elektrische Erscheinung und von mechanischer Einwirkung, wie die von scharfem Sand, ganz unabhängig. Er weht nur innerhalb der 50 Tage um die Frühlingsnachtgleiche und hält nicht über 3 bis 4 Tage, zuweilen nur einen Tag an. Die Temperatur wird von 16—20 Grad auf 30—36, ja bis 38° erhöht. Ganz verschieden von ihm ist der Samum (s. d.).

Chan, Khan, Fürst oder Regent; insbesondere das Oberhaupt der Tataren.

Chancellor (Lord high chancellor, engl.), der Lord Großkanzler, das 2. hohe Staatsamt in England; folgt im Range nach dem Erzbischof von Canterbury und ist Mitglied des geh. Raths und Großsiegelbewahrer.

Chandercona (Geogr.), Stadt im Distrikte Hogly der britisch-vorderindischen Prov. Bengalen (Asien); hat 19.000 Einw., welche baumwollene und seidene Waaren fertigen.

Chandernagore (Tschandernagor), franz. Handelsstadt in Bengalen, nördlich von Calcutta, am Hugly; 8500 Häuser, 41.400 Ew., deren Zahl aber jetzt abnimmt, so wie die Stadt verfällt. Handel mit Baumwolle, Reiß und Opium. Den Briten gehört die Landeshoheit.

Chandler, 1) (Marie), geb. zu Malmesbury in Wiltshire 1687, starb 1745; eine berühmte engl. Dichterin; vorzüglich geschätzt wird ihr Gedicht über das Bad, dem Pope großes Lob ertheilt. 2) (Richard), geb. 1738; studirte zu Orford, gab die von Arundel (s. d.) aufgefundenen Inschriften unter dem Titel: „Marmora Oxeniensia", London 1763, mit mehreren Berichtigungen und Ergänzungen heraus; erhielt von der Gesellschaft der Dilettanti die Leitung der im Oriente anzustellenden Sammlungen und Nachforschungen, bereiste während 1764—66 Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kehrte mit vieler Ausbeute nach England zurück. Hier gab er 1769 den ersten Band seiner jonischen Alterthümer (der 2. folgte erst 1802), ferner: „Inscriptiones antiquae pleraequae nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis collectae." Orford 1774—76, 2 Bde., deutsch von Boje, Leipz. 1776 und 77, seine Reise und „Eine Geschichte von Troja" London 1802, 4., welche dieselbe gewissermaßen ergänzte, heraus. Vorzüglich zeichnete er sich in der Kunst, die alten Handschriften zu lesen und zu ergänzen, aus. Er starb 1810 als Rektor der Parochie Tilehurst in Berkshire.

Chantilly, Marktfl. an der Nonnette (Nanette), im Bezirk Denis, Dep. Oise (Frankr.); hat eine Heilquelle und 1700 (1000) Ew., welche berühmtes Porzellan und Fayence, ferner Baumwollenwaaren, Spitzen, Batist u. dgl. fertigen. In der Kirche liegt der Admiral Coligny begraben. Der prächtige Pallast des Prinzen Condé ist in der Revolution zerstört, der Park mit einem eine Stunde langen Kanale steht zwar noch, ist aber versumpft.

Chaorzow (Charzow), Dorf mit ansehnlicher Eisenhütte, Königshütte genannt (102.000 Ctr. Eisen jährlich Gewinn), Zinkhütte (15.900 Ctr.), braucht jährlich 300.000 Scheffel Steinkohlen, Schlackenbad; im Kr. Beuthen, Reg.-Bez. Oppeln (preuß. Prov. Schlesien).

Chaos. Von Allem, was ward, entstand das Chaos zuerst. Es ward das Wesen, der Urstoff der Dinge, der aber noch formlos und ungebildet in verworrener Masse da lag. Da trat zu ihm Amor — hier nicht das Bild der süßen Liebe, nicht der Sohn der Venus, sondern ein personifizirter philosophischer Begriff, die befruchtende, die bindende Kraft, die den rohen Urstoff zu Formen und Gestalten vereinte. Das Chaos, in welchem zuerst durch Amor das Leben erregt wurde, gebar den Erebus (Finsterniß) und Nyx (die Nacht). Erebus und Nyx zeugten den Aether (Licht) und Hemera (Tag). So stieg aus der Finsterniß das Licht empor, und Tag und Nacht fingen an miteinander zu wechseln. Auch schied sich aus dem Chaos der Tartarus, welcher dunkel und tief am äußersten Ende des Meeres und der Erde, als diese unter dem Himmel ist. Ueber diesen breitete sich die Gaia (Erde). So philosophirten die griechischen Dichter über den Ursprung der Welt; doch scheinen die ersten Ideen davon aus dem Orient gekommen zu seyn. Denn von daher scheinen die thrazischen Pelasger sie erhalten zu haben, von denen aus sie sich durch die Gesänge des Orpheus und anderer Dichter seiner Schule durch das übrige Griechenland verbreiteten. — Im gemeinen Leben heißt Chaos eine ordnungslose, verwirrte Masse.

Chapelain (Jean), geb. zu Paris am 4. Dez. 1595; war vom Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, widmete sich aber den schönen Wissenschaften und ward Erzieher der beiden Söhne eines franz. Großen. Durch Oden, Madrigale und Sonette, welche zu dem Gelungensten unter seinem poetischen Nachlasse gehören, machte er sich rühmlich bekannt. Richelieu, den er in einer Ode besang, übertrug dem talentvollen und kenntnißreichen Chapelain, nebst einem ansehnlichen Jahrgehalte, die Organisation der Akademie und er wurde bald das Orakel aller franz. Dichter. Sein episches Gedicht, „die Jungfrau von Orleans", erschien 1556 und später noch in 6 Auflagen. Dieses Werk, das seinem Dichtertalente die Krone aufsetzen sollte, entriß ihm seinen ganzen Dichterruhm. An allen Enden Frankreichs erhoben spottende Kritiker ihre Stimmen. Die Anlage des Gedichts ist zu weit ausgesponnen (24 Bücher, von denen bei des Verfassers Leben nur die ersten zwölf erschienen), die Beschreibungen sind oft kleinlich durchgeführt, die Gleichnisse gezwungen und öfters ganz unpassend, die Reden weitschweifig; aber das Ganze ist gut angelegt, und einzelne Stellen, welche der erzählende Theil des Gedichtes darbietet, sind als höchst gelungen anzusehen. Uebrigens blieb ihm unverändert die Achtung wegen seiner andern Verdienste bis zu seinem Tode 1674. Die vollständigste Ausgabe seiner „Pucelle" (24 Bücher) erschien zu Genf 1762. Die königl. Bibliothek zu Paris verwahrt alle 24 Bücher in der Handschrift. Camusat veranstaltete eine Auswahl seiner Briefe, Paris 1726, 8.

Chapelle (Claude Emanuel Luillier, von seinem Geburtsort bei Paris genannt la) stand an der Spitze der Schöngeister, die in dem Gesellschaftszirkel der Ninon d'Enclos und auch außer demselben ihren Witz und leichten Sinn mit epikureischer Heiterkeit in Liedern, Sonetten, Madrigalen und Episteln vortrugen. Er ward 1626 geb., genoß eine liberale Erziehung und hatte zugleich mit Moliere philosophischen Lehrstunden bei Gassendi beigewohnt. Chapelle war ein Mann von mannigfaltigen Kenntnissen. Racine, Boileau und besonders Moliere schätzten

seinen Kopf und liebten seine gute Laune. Er starb 1688, muntere Lieder, Sonette, Episteln und eine komische, nur zum Theil versifizirte Reisebeschreibung, die er gemeinschaftlich mit Bachaumont verfaßt, hinterlassend; letztere ist das bekannteste unter Chapelle's Werken. Sie hat das Verdienst einer unerschöpflichen Jovialität, mit fröhlicher Satyre gemischt, in einer pikanten und eleganten Sprache. Fein, witzig und munter sind auch die besten unter seinen lyrischen Kleinigkeiten. In seinen Episteln sucht er den komischen Styl durch Fortsetzung desselben Reims oder Reimpaares in einer Reihe von Zeilen zu heben. Er war so geschickt in diesem Spiele, daß er ein Mal beinahe zweihundert kurze Zeilen an den Herzog von Nevers in nicht mehr als zwei abwechselnden Reimen geschrieben hat, ohne aus der witzigen Tändelei in die affektirte zu fallen. Lefevre de St.-Marc gab seine Werke 1755 in 2 Bänden heraus.

Chappe (Claude), durch seine Verbesserung (nicht Erfindung) der Telegraphen (Fernschreibemaschinen) berühmt, die jetzt schon zwischen Kairo und Alexandrien stattfinden und die Flußmündungen mit ihren Haupthandelsstädten in Verbindung setzen, wurde zu Brülon im Departement de la Sarthe 1763 geboren. Die telegraph. Kunst war schon längst vor ihm erfunden und Chappe trat nur in die Fußstapfen eines Amontons u. A. Da er aber diese Kunst so merklich erleichterte und vereinfachte, so hat man ihn für den Erfinder angesehen. Die erste Beschreibung seiner Maschinen überreichte er 1792 der Nationalversammlung, welche sogleich die Errichtung einer telegraph. Linie von Paris bis Lille befahl, wobei Chappe und seine Brüder ihre Anstellungen fanden und die Freude genossen, ihre Bemühungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu sehen. In der Folge wurde Chappe zum Direktor der telegraph. Anstalt ernannt, welchen Platz er bis zum 26. Januar 1806 behauptete, wo er sein Leben durch Selbstmord endigte, indem er sich in einen Brunnen stürzte, weil Andere ihm die Ehre der ersten Erfindung streitig machten. Natürlich vollzieht kein Einführer nützlicher Verbesserungen bloß seine eigene frühere Idee und kann es nicht einmal wissen, ob nicht ein Anderer früher eine ähnliche hatte. In unsern vernünftiger gewordenen Zeiten hat die bloße erste Anregung einer Verbesserung des Socialzustandes als Vorschlag, ohne Einführung ins wirkliche Leben einen sehr mäßigen Werth, und dagegen den höchsten, die wirkliche Darstellung des Resultats, was wir als gemeinnützig anerkennen müssen. Letzteres Verdienst gebührt dem würdigen Chappe. Sein Bruder Jean Joseph wurde Direktor des pariser Telegraphen, von Villèle abgesetzt, und starb den 26. Jan. 1829 in Paris.

Chappe d'Auteroche (Jean), berühmter Astronom an der Akademie der Wissenschaften zu Paris, war zu Mauriac in Auvergne 1722 geboren. Die Akademie sandte ihn 1760 nach Sibirien, den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe (6. Juni 1761) zu beobachten. In Tobolsk nach tausendfachen Gefahren angelangt, erleichterte ihm ein ungetrübter Himmel seine bezweckten Beobachtungen und entschädigte ihn so für die Mühen seiner Reise. Nach seiner Rückkehr nach Paris gab er die Resultate seiner Wanderung in der „Relation de voyage en Sibérie" (1768. 2 Bde. 8.) mit einem Atlas in gr. Folio heraus. Dieses Werk enthält treffliche Bemerkungen über die Mineralogie, Naturgeschichte, Sitten, Gebräuche ꝛc. dieses Landes; aber auch sehr ungünstige, ob-

wohl der Wahrheit gemäße, Mittheilungen über Katharina's II. Regierung in Ansehung des Cultursstandes ihres Volkes. Diese Bemerkungen entrüsteten Katharina (s. d.) so sehr, daß sie eine Gegenschrift herausgab. Eine neue Erscheinung desselben Gestirns bestimmte ihn 1768 zu einer Reise nach Californien. Eine epidemische Krankheit, welche zu dieser Zeit dort wüthete, befiel auch ihn und so starb er 1769 als ein Opfer seines Eifers in der Sternkunde. Seine Beobachtungen legte er in der „Voyage de Californie" (Paris 1772 in 4.) nieder.

Charade (Sylbenräthsel) ist eine räthselhafte Beschreibung eines Wortes nach seinen einzelnen Sylben und Merkmalen. Man verlangt von einer Charade Kürze des Ausdrucks, lebhafte Andeutung und Vergegenwärtigung des aufgegebenen zu enträthselnden Gedankens und eine verhältnißmäßige Zusammenstimmung desjenigen Theils, der die Aufmerksamkeit vorzüglich anregen mit Dem, der sie befriedigen soll. Der Punkt, worauf die ganze Darstellung hinwirkt, zeigt man in einem auffallenden Lichte, sowie der Hauptgedanke witzig und scharf zugespitzt seyn muß. Die äußere Form oder Einkleidung der Charade ist mannigfach; ihre Wahl hängt von der Willkür des Dichters und der Beschaffenheit des Inhaltes ab. Gewöhnlich wählt man die erzählende lyrische Gattung in Reimversen. Sowie die deutsche und französische, ist die lateinische und griechische Sprache nicht minder reich an zusammengesetzten Wörtern, die sich auf eine räthselhafte Art beschreiben lassen. Kind, Körner, Theodor Hell u. A. verdienen in dieser Dichtungsart rühmliche Erwähnung. Die meisten belletristischen Zeitschriften, Taschenbücher ꝛc. enthalten deren in Menge. Man hat auch ganze Sammlungen davon; die besten: „Agrionien, Taschenbuch von Theodor Hell", Leipzig 1811 und 12. Vgl. Räthsel.

Charakter (character, vom griech.), überhaupt das auszeichnende Merkmal eines Dinges, wodurch es von andern unterschieden und als ein eignes erkannt wird. Charakteristisch pflegt man Dasjenige zu nennen, was durch eigenthümliche Beschaffenheit so ausgezeichnet ist, daß es nicht verkannt und mit einem Andern verwechselt werden kann. In dieser Beziehung kann Charakter Allem und Jedem zugeschrieben werden, was sich durch besondere Merkmale von andern Wesen unterscheidet, und man spricht vom Charakter eines Baumes, einer Waldung, einer Landschaft, eines Thieres u. s. w. Die anthropologische Charakteristik ist die Art, das Innere des Menschen aus den äußern Zeichen dieses Innern zu erkennen. Dieser Zeichen giebt es vier; sie sind der Charakter der Person, des Geschlechts, des Volks, der Gattung. Wenn in einer Nation jeder Einzelne seinen besondern Charakter anzunehmen beflissen ist (wie unter den Engländern), so ist diese Affektation eines Charakters der Charakter der Nation. Die Engländer und Franzosen sind im Contrast des Charakters und vielleicht hauptsächlich darum mit einander in fast beständiger Fehde; beide Völker können allein (vom deutschen Volke wird hier abgesehen), ihrem angebornen Character nach, einen unveränderlichen (erworbenen) Charakter annehmen. Was aber ihr Naturell, das sie jetzt wirklich haben und dessen Ausbildung durch Sprache betrifft, so müßte Dieses von dem angebornen Charakter des Urvolks ihrer Abstammung hergeleitet werden. Daß auf die Regierungsart Alles ankomme, welchen Charakter ein Volk haben werde, ist eine ungegründete, nicht erklärende Behauptung; denn woher hat denn die

Regierung selbst ihren eigenthümlichen Charakter? Auch Klima und Boden können den Schlüssel nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß diese ihren Charakter durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten und die Spuren ihrer Abstammung und hiermit auch ihren Charakter noch immer hervorblicken ließen. Kant zeichnet das Portrait derselben mehr von der Seite ihrer Fehler und Abweichung von der Regel, als von der schönern Seite (dabei aber doch nicht in Caricatur), denn der Tadel bessert und verstößt auch weniger gegen die Eigenliebe der Menschen. Die französ. Nation charakterisirt sich unter allen andern durch den Conversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, artig und gefällig. Die Franzosen haben viel Wörter, die mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart dieser Nation bezeichnen (z. B. esprit statt bon sens, frivolité, galanterie, bon ton u. s. w.), als den Gegenstand des Denkenden. Sie nehmen sich übrigens, nebst den Italienern, durch das Gefühl für das Schöne, und zwar die Franzosen mehr für das Lachende und reizende Schöne, am meisten aus. Das englische Volk hat einen Charakter, den es sich selbst anschaffte, nämlich die Affektation des Charakters. Daß dieser Charakter dem des französ. Volks mehr wie irgend einem andern gerade entgegengesetzt ist, erhellet daraus: weil es auf alle Liebenswürdigkeit keinen Anspruch macht, sondern bloß auf Achtung. Der Engländer ist im Anfange einer jeden Bekanntschaft kaltsinnig und gegen einen Fremden gleichgültig. Da beide Völker nur durch den Canal von einander getrennt sind, so bewirkt die Rivalität derselben unter einander doch einen auf verschiedene Art modifizirten politischen Charakter in ihrer Befehdung. Die Engländer nehmen sich übrigens, nebst den Deutschen und Spaniern durch das Gefühl für das Erhabene und zwar die Engländer für das Edle am meisten aus. Die Nationaleigenthümlichkeit der übrigen Völker ist nicht sowohl aus der Art ihrer verschiedenen Kultur, als aus der Art ihrer Natur durch Vermischung ihrer ursprünglich-verschiedenen Stämme abzuleiten. Der Spanier zeigt durch die in seiner Conversationssprache befindliche Grandiloquenz einen edlen Nationalstolz, daher ist ihm der franz. vertrauliche Muthwille ganz zuwider. Er ist mäßig, den Gesetzen, und vornehmlich denen seiner alten Religion, herzlich ergeben, ernsthaft, verschwiegen und wahrhaft. Er hat Gefühl für dasjenige Erhabene, das sich ein wenig zum Abenteuerlichen neigt. Der Italiener ist im Kunstgeschmack so vorzüglich, wie es der Franzose im Conversationsgeschmack ist. Der Letztere liebt mehr die Privatbelustigungen, der Erstere öffentliche (pompöse Aufzüge, Prozessionen, große Schauspiele u. s. w.), um zu sehen und in großer Gesellschaft gesehen zu werden. Er hat Gefühl für das Schöne, insofern es bezaubernd und rührend ist. Die Deutschen stehen im Ruf eines guten Charakters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit; Eigenschaften, die eben nicht zu glänzen geeignet sind. Sein Charakter im Umgang ist Bescheidenheit, Gefälligkeit und Verstand. Er ist Großhändler in der Gelehrsamkeit und hat keinen Nationalstolz. Er hat Gefühl für das Erhabene, insofern es ins Prächtige fällt. Der Holländer ist ein phlegmatischer Deutscher. Die Türken sind Das nie gewesen und werden es nie seyn, was zur Abneigung eines bestimmten Volkscharakters erforderlich ist. Diese Zeichnung der Volkscharaktere ist freilich unvollständig und unsicher, und beruht auf demonstrativen, rememorativen und prognostischen Zeichen. Die Ver-

mischung der Stämme (bei großen Eroberungen) lösch nach und nach die Charaktere aus. Was den Charakter eines einzelnen Menschen betrifft, so versteht man darunter im weiten Sinne den Inbegriff aller Eigenschaften, wodurch sich ein Individuum von andern unterscheidet, im engern bloß seine sittlichen Eigenschaften, den sittlichen, moralischen Charakter. Man muß nämlich, wenn man die Beschaffenheit eines Menschen genau erkennen und richtig beurtheilen will, stets Rücksicht nehmen auf Naturell, Temperament (s. d.), Geist, (Kopf, Talente), d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung seines Vorstellungsvermögens, Herz, d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung seines Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, von Gegenständen und Vorstellungen gerührt zu werden, und Gemüth, d. h. auf die Beschaffenheit und Richtung das Begehrungsvermögen, die Neigung und Triebe, und deren Verhältniß zum Gefühlsvermögen (Gemüthsart). In den letzten Hinsichten kann sowohl auf das Natürliche als auf das gesehen werden, was der Mensch aus seiner Natur gemacht hat durch Freiheit. Da es nun aber von besonderer Wichtigkeit ist, den Menschen gerade in dieser Hinsicht am sorgfältigsten zu erforschen, so muß man in der letztern Beziehung 2 Punkte genau berücksichtigen: a) Sinnes- und Denkungsart, d. h. die Regeln, welche sich ein Mensch für sein Verhalten macht (deren Grund man die Gesinnung nennt), und b) die nach Grundsätzen der Sittlichkeit und Freiheit eingerichtete, in einem Menschen herrschende, sich immer gleich bleibende Handlungsweise. Eben diese aber ist es, welche man im engern Sinne, oft jedoch auch vorzugsweise, Charakter eines Menschen nennt. Charakterlos nennt man den, der sich nie die Mühe gab, sich frei zu festen Grundsätzen zu erheben und ohne Kraft ist, sie zu befolgen. Man darf daher annehmen, nur starke, große Seelen haben Charakter. Je stärker und größer, desto mehr ist ihr Betragen Folge ihrer Grundsätze, und desto treuer ist jenes diesen: consequente; je schwächer, desto weniger ist dieß der Fall: inconsequente Menschen. Ausgebildete, starke Vernunft und große Kraft des Willens machen also den Mann von Charakter. Sind nun diese Grundsätze dem Sittengesetze gemäß, so ist sein Charakter gut; sind sie ihm entgegen, bös. Frei erworbene, sittlich gute Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften, frei erworbene sittlich böse Grundsätze und denen gemäßes Handeln machen den Lasterhaften, den Bösewicht. Als Norm steht der Charakter des Tugendhaften da, das herrschende, beständige Streben, das Sittengesetz in allen Lagen und unter allen Verhältnissen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer diesem Charakter und dem ihm völlig entgegengesetzten, keinen andern, und wir würden die meisten ohne Charakter finden, wofern nicht glücklicherweise die weitere Bedeutung die gangbarste wäre. Man kann daher den Charakter in engerer Bedeutung den moralischen, den in weiterer den psychologischen nennen, unter welchem man sich also zu denken hat: den beharrlichen Bestimmungsgrund der Art zu seyn und zu handeln in einem menschlichen Individuum, ohne Rücksicht, ob freie Selbstthätigkeit oder Naturbeschaffenheit des Individuums die Ursache desselben war. Alle Eigenschaften demnach, welche in einem Menschen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth hervorgebracht werden, Alles, wodurch er eine eigne Naturart ist, rechnet man einem Menschen in diesem Stande als Charakter an, und verwechselt daher diesen auch häufig mit Naturell und Temperament. Die ursprüng-

liche Disposition zu einer solchen Naturart bringt jeder Mensch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schicksale und andre Umstände tragen das Meiste zur Bildung des Beharrlichen darin bei. Wie wichtig sorgfältigere Untersuchungen hierüber für Erreichung unserer Absichten und mithin für Glück und Ruhe unseres Lebens seyen, braucht nicht erinnert zu werden. (S. Menschenkenntniß.) — Wenn nun der philosophische Menschenforscher die Verschiedenheit der menschlichen Natur nach ihrem Grade und Zusammenhange erkennt, so stellt sie uns der Künstler dar für die Einbildungskraft. Diese ist stets auf Anschaulichkeit gerichtet. aber nicht auf eine solche, die uns die Gegenstände wie im fernen Nebel verschwimmend, mit nur schwankenden Umrissen, sondern auf eine solche, die uns dieselben in möglichst bestimmten Umrissen vor die Seele führt Das Bezeichnende des Gegenstandes muß zu diesem Behufe herausgehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unsere Aufmerksamkeit fesseln soll, und mit solchen Zügen dargestellt, welche die ehemalige freie Beobachtung so lebhaft erneuern, daß wir gleichsam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenstandes getäuscht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homer's: das schwerwandelnde Hornvieh, die erdaufwühlenden Schweine, der armstützende Stab, der langausstreckende Tod u. s. w., oder der Pappel silberwechselnde Blätter bei Voß u. a. m. Haben aber diese Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas Andres gethan als charakterisirt, den eigensten Charakter eines Gegenstandes hervorgehoben, um diesen uns dadurch näher zu stellen? Poetische Schildereien und Beschreibungen würden sehr matt und kahl ausfallen ohne solche vergegenwärtigende und gleichsam belebende Charakterisirungen. Nicht aber in diesen allein sind sie nothwendig, sondern in jeder Gattung der Poesie, im Kleinsten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede schöne Kunst erreicht ihren Zweck gehörig nur durch sie. Zarter, feiner, tiefer Sinn, rege lebhaft auffassende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteristischen in der Natur und Menschheit sind dem Kunstgenie wesentlich; eben dadurch erschließt es in uns Andern den Sinn dafür und lehrt uns auch in dieser Hinsicht Welt und Leben kennen, wie wir sie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen sehen wir beide an, wenn der Dichter, der Maler, Bildhauer, Tonkünster uns auf Erscheinungen, Aeußerungen, Zustände und Verhältnisse aufmerksam gemacht haben, an denen wir sonst, ohne sie zu beachten oder nur zu bemerken, vorübergingen! In die Augen springt jedoch, daß nicht jede schöne Kunst die Charaktere aller Gegenstände darstellen könne, denn jede ist auf einen gewissen Kreis beschränkt; die bildende Kunst auf Gegenstände der äußern Welt, die Tonkunst auf Gefühle. Die Poesie allein umfaßt die äußere und innere Welt, und da ihre Sphäre gerade so weit reicht als ihre Darstellungsmittel, die Sprache, so ergibt sich, daß eigentlich kein Gegenstand sey, den sie nicht darstellen könne. So viele Gegenstände sie aber darstellen kann, so viele kann und soll sie auch charakterisiren. Hier ist im Allgemeinen keine Grenzlinie zu ziehen, außer welcher das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abscheu erregenden Gegenständen zieht. Das Charakterisiren bezieht sich nun entweder auf die äußere Form und Beschaffenheit oder auf die innere Kraft und Wirksamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von diesen dargestellt werde: immer soll es so dargestellt seyn, daß es erscheint als ein echter Abdruck der Natur, denn

ohne Naturwahrheit ist die Kunst nur ein leeres, bedeutungsloses Spiel; zugleich aber auch so, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zweck entsprechende Thätigkeit versetzt werde. Soll dieß geschehen, so muß die herausgehobene Eigenthümlichkeit anschaulich, sinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet seyn, und den Gegenstand eben nur von der Seite mit Bestimmtheit bezeichnen, von welcher er eben jetzt unser Interesse auf sich ziehen soll. Dieß Letztere versteht sich wohl von selbst, weil ja sonst der Dichter ins Unendliche ausschweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindesten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Gesetz der Zweckmäßigkeit entscheiden. Mancherlei Mittel stehen dem Dichter zu Gebote: jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemalten Gleichnisses, bald einer längern Beschreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Einigen Unterschied zwar verursacht hierin die besondere Natur der verschiedenen Dichtungsarten; doch bezieht sich dieser mehr auf die Mittel als auf die Behandlung. Das Charakterisiren kommt aber in der Poesie hauptsächlich vor bei der Darstellung menschlicher Charaktere (Charakterzeichnung), so daß man vorzugsweise an sie zu denken pflegt, wenn von Characterisiren in Werken der Poesie die Rede ist. Es versteht sich von selbst, daß mit der Anforderung an den Dichter, er solle Charaktere darstellen, nicht gemeint seyn könne, er solle nur solche Personen in seinen Werken vorführen, welche im strengsten Sinne Charakter haben. Nur Engel oder Teufel würden dann in seiner Welt erscheinen, mithin meist Wesen, wie wir sie in der Natur nicht, oder nur als seltene Ausnahmen finden. Ist es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Gesellschaft Langeweile finden und unsere Theilnahme nicht erregt fühlen würden (denn wir fühlen uns von Milton's Satan, Klopstock's Adramelech aufs höchste interessirt, und es ist kein Zweifel, daß wir durch die Aufstellung eines echt tugendhaften Menschen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Versuchung und Schicksal als wahrhaft erhabener Gegenstand nur durch seinen Tod siegt, die innigste Theilnahme für ihn erregen würden), so würde doch der Dichter nur um Extreme schweben. Wenn es daher gleich keine noch so große erhabene Handlung gibt, deren die menschliche Natur nicht fähig wäre, so hat es doch schwerlich einen Menschen gegeben, dessen Weisheit mit keinem Zusatze von Thorheit, dessen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwäche gemischt gewesen war. Nur Wesen dieser Art hält der Mensch im Durchschnitt für seines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moralisten auf sich, uns sittliche Ideale der menschlichen Natur aufzustellen, sondern er schildert die Menschen wie sie sind, nicht, wie sie seyn sollen. So wenig er daher bloß tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufstellt, eben so wenig können wir erwarten, daß er bloß consequente uns vorstellen werde, da feste praktische Grundsätze unter den Menschen ebenfalls selten, und unabweichliche Befolgung derselben noch seltener sind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur consequente Charaktere darzustellen hätte, sich ersparen; denn eben Darstellung der inconsequenten Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß sie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in „Emilia Galotti" und Clavigo sind, gehören zu den schwierigsten Aufgaben in der Charakterzeichnung. Das menschliche Seyn in seinen verschiedenartigsten An-

wandlungen bringt der Dichter zur Erscheinung, und dadurch werden jene Gattungen von Poesie, welche Begebenheiten oder Menschen zum Gegenstande haben, zugleich meist Entwickelungen der Geschichte des menschlichen Herzens, Beiträge zur Menschenkunde. Ganz entgegengesetzt den meisten Menschen, die beschränkt nur gewisse Eigenheiten an sich und Andern schätzen, begünstigt und ausgebildet wissen wollen, hat der echte Dichter Sinn für Alles, Lust an Allem, weil er Jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen selbst das Große sieht, dem Jenes dient. „Nur alle Menschen", heißt es in Meister's Lehrbrief, „machen die Menschen aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt." Indem nun der Dichter, in dessen Brust ein Vorgefühl alles dessen ruht, was der ganzen Menschheit zugetheilt ward, diese verschiedenen Anwandlungen derselben, für deren Beobachtung sein Blick geschärft ist, darstellt, eröffnet er uns auch den Sinn für Leben und Menschheit und die Verkettungen des im Dunkeln waltenden Schicksals. Freilich, sagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schicksal so mißverstände, daß die große Göttin ein Poldergeist würde, der für und wider Nichts die aufs beste angelegten Plane der menschlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, absichtslos und schadenfroh ohne alle Schuld der Menschen verwirrte; wenn er auf das Kunststück sänne, daß Alles, was Menschen wohlgesinnt und wohlbesonnen unternehmen, unglücklich dagegen, was die Götter leidenschaftlich und brutal wollen, abscheulich glücklich ausfalle, dann haßten wir in diesem Dichter das dumme, stupide Schicksal." Nein, durch Menschencharaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menschheit, wirkt das Schicksal, oder welchen Namen man sonst dafür wähle; an diese knüpft es die unsichtbaren Fäden, aus denen die Ereignisse und Begebenheiten der Menschheit gewoben werden, und auf diese Weise stellt sie der echte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm also bestimmter Umriß, Haltung, anschaulich lebenvolle Darstellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteristik der Geister und Herzen, ohne tiefe, innigste Erfassung jeder starken und jeder leisern Nuance verfehlt er offenbar seinen Zweck! Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anforderungen mit Recht gemacht: 1) Sie sey wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgesetze der Wahrheit ist, kann unmöglich schön seyn; der Charakter muß mit den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur übereinstimmen. 2) Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. sie darf sich nicht selbst widersprechen, sie muß consequent durchgeführt seyn. Hier ist die Schwierigkeit unstreitig bei den sogenannten Charakterlosen am größten. In diesem Falle müssen nur die jedesmaligen Bestimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geschicklichkeit angelegt und durchgeführt seyn. Uebrigens gibt es allerdings auch Widersprüche in sonst consequenten Charakteren, wenn z. B. herrschende Leidenschaften mit den Grundsätzen in Conflict gerathen. So ist es z. B. keineswegs gegen die menschliche Natur, daß ein Ehrgeiziger sich bis zum Niederträchtigsten erniedrige, wenn er dadurch seinen Zweck zu erreichen hofft; es ist aber gegen die menschliche Natur, daß ein Phlegmatiker sich als den feurigsten Liebhaber zeige. 3) Die Charakterzeichnung muß leicht überschaulich seyn, damit man nicht über den Charakter unentschieden bleibe. Freilich aber ist es nicht Schuld des Dichters, wenn seine Leser den Löwen nicht an den Klauen erkennen; denn

von dem Dichter wird keineswegs gefordert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyère liefere, ſondern ſeine Phantaſie ſtellt ſo viele Aeußerungen und Züge des Charakters zuſammen, als ſein Zweck erheiſcht und hinreichen, unſere Phantaſie zu erregen und unſer Urtheil zu beſtimmen. Ein einziger leiſer Zug, der Natur fein abgelauſcht, worin ſich die Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, iſt oft hinreichend zu bewirken, daß unſere Phantaſie das Uebrige hinzudichte. Züge dieſer Art ſind es, welche vornehmlich die beſchreibende Poeſie beleben, die es ſo ſehr mit Beſchaffenheit und Zuſtänden, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantaſie durch die Charakterzeichnung in ein fortſchreitendes Spiel verſetzt werden, worin ſie zu dem Gegebenen eine Mannigfaltigkeit des durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da ſie hingegen in den Charakterzeichnungen der dramatiſchen Poeſie (bei Entfaltung des Willens durch Verſetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen) den Verſtand durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehen. Man darf hier nur an die Entwickelung von Hamlet's Charakter in „Meiſters Lehrjahren" erinnern. Die erzählende Poeſie, die es ſtatt der Handlungen mit den Begebenheiten zu thun hat, ſteht in dieſer Hinſicht zwiſchen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatiſche und erzählende Poeſie Das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheiten durch die Charaktere bedingt ſind. In dieſer Hinſicht ergeben ſich denn für Charakterzeichnung folgende Geſetze: 1) Nur ſolche Züge, Aeußerungen und zur Entwickelung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung weſentlich erforderlich; 2) nicht mehr als nöthig waren, und 3) alle in einer ſolchen Aufeinanderfolge, daß das Zuſammenfaſſen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an ſolchen Zügen etwas, ſo iſt die Charakterzeichnung dürftig; ſind ſie nicht mit der erforderlichen Stärke herausgehoben, ſo iſt ſie flach, matt, oberflächlich, unbeſtimmt; ſind ihrer zu viele, ſo iſt ſie überladen; ſind ſie zu ſtark, ſo iſt ſie übertrieben, und ſind ſie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Dieſe Fehler weiſen von ſelbſt auf die entgegengeſetzten Tugenden. Man laſſe ſich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterſtücke, nicht zu dem Wahne verleiten, in dem ſelbſt Dichter und Aeſthetiker zu ſtehen ſcheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung minder weſentlich ſey. Charakterzeichnung iſt in allen unerläßliche Bedingung, und jene ſogenannten Charakterſtücke unterſcheiden ſich von den übrigen in Hinſicht auf Charakteriſtik bloß wie Gattung und Art. Es liegt entweder das meiſte Gewicht überhaupt auf den Charakteren, oder es wird insbeſondere das einer Claſſe von Individuen, deren Repräſentant der Held des Charakterſtücks iſt, Eigenthümliche dargeſtellt, indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man ſonſt nur an mehreren zerſtreut antrifft, auf Eine Perſon häuft, und ſo gewiſſermaßen den perſonificirenden Charakter ſelbſt, wie z. B. in Molière's Geizigen, erhält. In beiden Fällen redet man von einem Charakterſtück. Die Unterſuchung, wie weit ein Dichter hierbei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne oder zu retten nöthig habe u. m. a. würde aber zu weit führen. — Was die Charakterdarſtellung in der Schauſpielkunſt anlangt, ſo iſt der Schauſpieler nicht bloß Organ des Dichters, ſondern auch Repräſentant ſeiner Helden, und da er dieſe durch ſeine Perſon zu verſinnlichen und zu beleben beſtimmt iſt, ſo folgt

natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter treu darstellen solle. Die schwierige Aufgabe des Schauspielers ist hierbei diese, einen idealen Charakter als Individualität darzustellen, in seiner eignen Person. Diese seine Person muß er nothwendig verleugnen; für den fremden Charakter, den er darstellen soll, hat er aber kein Vorbild, denn der Dichter liefert ihm mehr nicht als Veranlassung, sich ein solches zu schaffen. Die Züge dazu kann er nirgend anders entlehnen als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt oder die zerstreuten Züge von mehreren in Eins verbindet. Da das Erste nur in seltenen Fällen anwendbar ist, so bleibt ihm wenigstens das Letztere übrig, wobei er sich als echten Künstler mit schöpferischer Phantasie beweist. Uebrigens ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauspieler schärfer charakterisiren müsse, als wir es überall in der Natur finden, und daß ohne Charakteristik die Schauspielkunst Nichts ist. Der Schauspieler befindet sich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künstlers; zwie denn überhaupt die Schauspielkunst als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauspielkunst noch mehr Schwierigkeiten zu besiegen habe als die Bildnerei; denn wenn sich diese auf einen Moment beschränkt, so hat jene einen vollständigen Cyklus darzustellen, worin mit immer gleich gehaltener Wahrheit ein Beharrliches, der Charakter, in beständigem Wechsel durch die mannigfaltigsten Uebergänge zum Ziele geführt wird, an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Mit der Bildnerei hat sie Ausdruck und Beschaffenheit des Zustandes der Seele im Körper gemein, denn darin besteht der eine Theil der Charakteristik bildender Kunst; der andere bezieht sich lediglich auf die äußere Beschaffenheit der dargestellten Wesen, Erfassung der Eigenthümlichkeiten, womit die Naur ein jedes in Gestalt, Farbe und Größe gezeichnet hat. — Außer dieser treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunst zwar in Hinsicht auf äußere Gestalt, durch Wahl der Formen, das Trefflichere darstellen; charakteristisch kann sie aber nur seyn durch den Ausdruck des Geistigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geist, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erst der Kreis der schönen bildenden Kunst an, und Copien von Naturgegenständen, wäre auch ihr äußerer Charakter noch so trefflich, haben doch keinen Anspruch auf den Rang unter Werken schöner Kunst, wenn nicht der Künstler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dieß ist bei manchen Gegenständen gar nicht, bei einigen in geringerm, bei andern in höherm Grade möglich. Die der erstern Classe nennt Göthe widerstrebende Gegenstände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Classe gehören Stillleben, Landschaften, Thierstücke, die ohne Charakteristik leer und fade sind und den Beschauer gleichgültig lassen. Die höhere Charakteristik beginnt, wo im organischen Leben freie Thätigkeit sich äußert, besonders da, wo sie in Individuen sich in unendlicher Mannigfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig Individualität gefunden, indem fast jedes Individuum seine ganze Gattung repräsentirt; der bildende Künstler wird also hauptsächlich seine Kunst des Charakterisirens in Darstellungen aus der Menschenwelt zeigen können. Auf dreifache Weise stellt er den Menschen dar: plastisch, physiognomisch und mimisch. Bei der plastischen Darstellung, die auf vollendetes Ebenmaß der Form gerichtet ist, kann er nur äußere Zustände charakteri-

stren, z. B. die Unterschiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. A. m.; die Seelencharakteristik gehört den andern Arten an. Physiognomische Darstellung zeigt den Ausdruck des innern Menschen im äußern in Ruhe, und ist entweder Portrait oder Charakterstück. Die meisten Portraits sind mehr für die Erinnerung als den tiefern ästhetischen Sinn, und es werden meist keine höhern Ansprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge, weßhalb denn auch Bildnisse kein allgemeines Interesse haben. Wie in diesen nur die Persönlichkeit eines einzelnen Individuums, so ist im Charakterstück die Individualität einer ganzen Art oder Klasse dargestellt. Man kann hierher die Charakteristiken von Lebrun rechnen, in denen die vorzüglichsten Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nach ihrem physiognomischen Ausdruck dargestellt sind. (S. Physiognomik.) Mimisch stellt die bildende Kunst den Menschen dar, wenn sie aus seinem Aeußern auf eine bestimmte Handlung schließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend interessirt ist. Diese mimische Darstellung ist entweder pathologisch, wenn sie aus den Mienen und Gebärden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder dramatisch, wenn sie den Grund selbst als eine vollständige Begebenheit darstellt, welche die Veranlassung des mimischen Ausdrucks enthält. Diese letztern Darstellungen sind wieder historische und Charakterbilder. Die letztern erheben sich über die erstern dadurch, daß alle Figuren derselben für sich interessiren müssen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Versinnlichung des Charakters beigelegt, mithin untergeordnet ist, wovon das vollkommenste Beispiel Rafael's Schule von Athen seyn dürfte; im historischen Bilde sind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß ist wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsstücken der dramatischen Poesie, und was in Hinsicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. — Musik. Der Gegenstand der Musik sind Empfindungen, das Darstellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonstücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eigenen Charakter habe, ist wohl unnöthig zu sprechen; wir gedenken also nur des danach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weise wird dieser bestimmt: einmal durch den Gang und die Bewegung der Töne, und dann die Tonart. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenschaft ihre eigenthümliche Bewegung habe; denn rasch hüpft die Freude, mit zögerndem Schritte schleicht der Schmerz u. s. w. Mit diesem der jedesmaligen Empfindung angemessenen Rhythmus charakterisirt also die Musik zunächst. Da sich aber nicht bloß durch Bewegung, sondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche die Töne, je nachdem diese oder eine andere Empfindung die Ursache von ihnen ist, unterscheiden, so wird die Wahl der Tonart ein zweites Mittel zu charakterisiren für die Musik. Hier tritt die Charakteristik der Tonart ein (s. Tonarten), und man sieht, wie wichtig die Bestimmung ist, aus welchem Ton ein Tonstück gehe. Und so zeigt sich denn auch, die Musik sey nur rein wirksam, wenn sie auf ihre Weise echt charakterisirt. — Daß sich die Declamation in demselben Falle befinde, springt in die Augen; denn Declamation, wenn sie ist, was sie seyn soll, ist ja nichts Andres als eine gesprochene Musik, weshalb auch der verewigte Schocher sie eine notirte Beredtsamkeit nannte. Und

was fordern wir von einer echten Declamation? Nicht bloß, daß sie richtig ausspreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. s. w., sondern daß sie Stillstand, Fortschritt und überhaupt die Bewegung, Ton, Modulation, Nachdruck und Affect dem jedesmaligen Inhalte der Darstellung aufs genaueste anpasse. Denken wir hierbei wieder an den Schauspieler, so erscheint uns die Schwierigkeit der Kunst in ihrem ganzen Umfange; denn wie er in Hinsicht auf mimischen Ausdruck mit dem bildenden Künstler verwandt ist, so ist er es in Hinsicht auf Declamation mit dem Tonkünstler; die Wahrheit seines Mienen- und Gebärdenspiels soll er auch durch die Wahrheit seines Sprachausdrucks beglaubigen und so der Poesie von allen Seiten Leben und Seele geben. — Endlich darf die Baukunst ebenso wenig als eine andre schöne Kunst den Charakter vernachläßigen, welcher durch die Wirksamkeit gewisser Formen auf unser Gefühl bestimmt wird. Die Werke der schönen Baukunst müssen sich charakterisiren als erhabene, prächtige, schauerliche, schöne, romantische. Erhaben bis zum Feierlichen sind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Paläste; schauerlich Gefängnisse, Zeughäuser u. a.; reizend, wenigstens so weit es durch Symmetrie und Eurythmie erreichbar ist, Privatwohnungen, die ländliche Baukunst u. s. w. Das Romantische ist vornehmlich der gothischen Baukunst eigen, von deren mannigfaltiger Anwendung zu unserer Zeit wohl kaum eine Erinnerung nöthig ist. Vgl. die „Untersuchung über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunst mit den schönen Künsten, und die Wirkungen, welche durch diese hervorgebracht werden sollen" (Leipzig 1788, von v. Erdmannsdorf). Die Gartenkunst (s. d.) bedarf der Charakteristik bei ihren Darstellungen ebenfalls wesentlich. — Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist: keine schöne Kunst ist ohne Charakteristik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche sie hervorbringt, beruht auf ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deßhalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aesthetiker gegeben, die geradezu das Wesen aller schönen Kunst in Charakteristik setzten. In neuester Zeit hat dieß besonders Hirt gethan; s. zwei Aufsätze von ihm in Schiller's „Horen". Man übersehe aber nicht, was hiergegen von Göthe in den „Propyläen", und von Fernow in den „Römischen Studien" erinnert worden. Schön ist des Erstern Charakteristik der Charakteristiker; der Untersuchung des Letztern fehlt wenig, um erschöpfend zu seyn. Er setzt das Ideale dem Charakteristischen entgegen und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteristischen Kunstwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig diese sey, ist gezeigt worden; allein sie ist noch keine Schönheit, und von schöner Kunst ist doch die Rede. Da ergibt sich denn von selbst, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganze, vollständige, noch der höchste Zweck der Kunst seyn können, sondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. Schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen ist es, worauf hier Alles ankommt. Vgl. Ideal und Falk's kleine Abhandlungen über Poesie und Kunst.

Character indelebilis (kathol. Theologie), in der Lehre von den Sakramenten das geistliche und unauslöschliche Merkmal von Unterscheidungszeichen, welches in der Taufe, Firmung und Priesterweihe der Seele eingedrückt wird, kraft dessen diese Sakramente demselben Subjekte nur ein Mal nöthig sind und nicht zum zweiten Male ertheilt werden

können. Er ist verschieden von der im Sakramente erhaltenen Gnade; denn diese kann verloren und wieder erlangt werden, jene nicht. Die Sache ist in Schrift und Tradition gegründet und in Betreff der Taufe auch von den Evangelischen anerkannt, der Name Charakter aber aus der alten philosophischen Terminologie entlehnt. Das Concilium von Trient hat darüber (Session VII. Cap. 9.) feierlich entschieden.

Charaktere, bestimmte Zeichen für einen Gegenstand oder Begriff. Die Schrift der Chinesen ist eine Charakterschrift, in der jeder Gegenstand oder Begriff durch ein eignes Zeichen ausgedrückt wird. Auch wir bedienen uns in einigen Wissenschaften, der Kürze oder Bestimmtheit wegen, gewisser Charaktere, in der Astronomie, Mathematik, Arithmetik, Chemie, Geometrie und Trigonometrie.

Charakteristik, die Zusammenstellung des Eigenthümlichen einer Person oder Sache.

Charakteristisches Dreieck (Mathem.), in einer krummen Linie dasjenige geradlinige Dreieck, welchem sich das gemischtlinige, das von einem Bogen der Curve, von dem Unterschiede der zu seinen Endpunkten gehörigen Ordinaten und dem Unterschiede der ihnen zugehörigen Abscissen eingeschlossen wird, immer mehr nähert, je kleiner der Bogen wird. Dieses Dreieck, dem Leibnitz später seinen jetzigen bezeichnenden Namen gegeben, ist zuerst von Barrow gebraucht worden, und in der Geschichte der Differentialrechnung wichtig.

Charatsch (Charadsch), heißt die von den Nichtmohammedanern männlichen Geschlechts dem türkischen Kaiser vom 14. Jahre an jährlich zu entrichtende Kopfsteuer, welche vor der griechischen Revolution über 1½ Mill. Dukaten betrug. Am höchsten war die Kopfsteuer für die Geistlichen. Die Bedienten fremder Gesandten erhielten Freizettel.

Charcas, Chuquisaca la Plata, Provinz im südamerik. Freistaat Bolivia; 2733 QM. groß mit 175.000 Einw., grenzt im N. an Cochabamba, im O. an Chiquitos und Paraguay, S. und W. an Potosi und la Paz, ist reich an Gold und Silber und allen Produkten von Buenos-Ayres. Von einem Arme der Anden durchzogen, der sich nach NO. wendet, stellt doch Charcas im Ganzen eine unermessene Ebene dar, die der Pilcomayo und dessen Zuflüsse bewässern. Die Hauptstadt: la Plata. Sonst Theil des spanischen Gouvernements la Plata.

Chardin (Jean), Sohn eines protestantischen Juwelenhändlers, geb. zu Paris 1643, reiste 1665 nach Persien und Ostindien, um für die Rechnung seines Vaters Pretiosen einzukaufen. In Ispahan trat er in Verbindungen mit dem persischen Könige. Diese Verhältnisse benutzte er während seines 6jährigen Aufenthalts daselbst, sich treffliche Bemerkungen über die geographische Lage und politische Einrichtung Persiens zu sammeln. 1670 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück; da er aber sah, daß er als ein Protestant sich hier nicht vortheilhaft etabliren konnte, so begab er sich wieder nach Persien. Nach vielfachen Reisen durch das Innere dieses Landes und durch Indien kam er nach einer 10jährigen Abwesenheit wieder nach Europa zurück. 1681 langte er in London an und empfing aus den Händen Karls II. die Insignien eines Ritters. Die Resultate seiner Reisen, welche die Alterthümer und die alte Geschichte betrafen, bearbeitete er und ließ den ersten Band davon 1686 in London erscheinen. Der Charakter eines accreditirten Ministers bei den Generalstaaten von Holland und eines Agenten bei der englisch-ostindischen

Kompagnie, der ihm in der Folge ertheilt wurde, konnte ihn dem Gebiete der Wissenschaften nicht entziehen. Seine Reisebeschreibung erschien 1711, und wurde in die italienische, englische, flamändische und deutsche Sprache übertragen. Er starb nach seiner Rückkehr nach England 1713 zu London. In seinem Werke loben alle Reisebeschreiber die Genauigkeit und Wahrheit. Man findet darin ein vollständiges Gemälde von Persien, seiner politischen Verfassung und seinen Sitten und Gebräuchen. M. Langles hat eine neue Ausgabe von Chardins Werken (1811) in 10 Bde. 8., mit einem Atlas und vielfältigen Noten versehen, besorgt.

Charente, 1) schiffbarer Fluß in Frankreich, entspringt oberhalb Rochechouart, im Departement Ober-Vienne, und ergießt sich unterhalb Rochefort, der Insel Oleron gegenüber, in das atlantische Meer. — 2) Franz. Dep. zwischen den Dep. Vienne, Ober-Vienne, Dordogne, Nieder-Charente und den beiden Sèvres; 104 QM. mit 353.650 Ew.; reich an Eisen, Salz, Getreide, Wein, Safran, Obst, Kastanien, Perlen in der Charente. Es theilt sich in 5 Bezirke. Hauptst.: Angoulême. — 3) Nieder-Charente, franz. Dep. am Ausfluß der Charente, zwischen Vendee, beiden Sèvers, Charente, Dordogne und dem Meere; 130 QM. groß, 424.150 Ew.; Getreide-, Wein- und Obstbau, Viehzucht, Baumwollenzeuch- und Strumpfweben, Handel. Das Dep. ist in 6 Bezirke, la Rochelle, Rochefort, St.-Jean d'Angeli, Saintes, Jonsac und Marennes getheilt. Die Hauptstadt ist Saintes.

Charenton, 1) Stadt im franz. Dep. Cher, an der Marmande, mit 1200 Ew., Eisenhämmern und Kanonengießerei. 2) Flecken im franz. Depart. Seine, 2¼ Lieues von Paris, am Einfluß der Marne in die Seine. Die steinerne Brücke über die Marne, von dieser Seite her als Schlüssel von Paris wichtig, eroberten 865 die Normänner und zerstörten sie. 1814 wurde sie von den Zöglingen der Vieharzneischule im nahgelegenen Schloß Alfort tapfer vertheidigt, mußten aber der überlegenen Macht der Verbündeten weichen. Charenton ist ein sehr lebhafter und bevölkerter Ort und hat viele Handlungs- und Fabrik-Etablissements. Nicht weit davon liegt Klein-Charenton mit einer berühmten Heilanstalt für Wahnsinnige.

Charette (de la Coutrie, François Athanase), geb. 1760 zu Couffée in der Bretagne, von einer alten und angesehenen Familie; diente bis 1790 bei der Marine, ging dann zu den Emigranten nach Koblenz, von wo er nach Frankreich zurückkehrte; hier stellte er sich nach einem kurzen Aufenthalte in Poitou an die Spitze der Bauern und ward einer der Hauptanführer in dem Vendéekriege, obwohl er nur meist auf eigene Hand etwas unternahm und selten in Verbindung mit dem Oberbefehlshaber d'Elbée wirkte. Als nach dem 9. Thermidor den Vendéern eine Amnestie angeboten ward, schloß Charette einen Frieden, der von beiden Seiten nicht gehalten ward. Von Hoche völlig eingeschlossen, von seinen Anhängern verlassen, ward er gefangen und 1796 in Nantes erschossen.

Charfreitag wird bei den Christen der Freitag genannt, der unmittelbar vor Ostern vorhergeht, an welchem sie das Gedächtniß des Leidens und Sterbens des Heilands erneuern. Die Feier dieses Schmerzens- und Trauertages ist so alt als die Oster- und Sonntagsfeier. Warum dieser, für die ganze Christenheit so merkwürdige Tag Charfreitag heißt, darüber sind verschiedene Meinungen. Einige leiten diese Be-

nennung von dem lateinischen Worte Carena, welches die 40tägige Fasten bedeutet, Andere von charum, weil dieser Tag der Christenwelt als Erlösungstag der theuerste seyn muß; wieder Andere von dem altdeutschen Worte Charen, welches so viel als leiden, büßen, strafen bedeutet, von dem ausgestandenen Leidenstode des Heilands und den strengen Bußübungen der ersten Christen, während der ganzen Charwoche, besonders am Charfreitage. In der kirchlichen Sprache heißt dieser Tag dies parasceves, der Vorbereitungs- oder Rüsttag, und dieses spricht für die Meinung derjenigen, welche Gar- statt Charfreitag geschrieben wissen wollen; denn das altdeutsche Wort Gara heißt Zubereitung. In der katholischen Kirche wird der Charfreitag in der größten Stille (daher die Benennung in einigen Gegenden Deutschlands Stillerfreitag) gefeiert; denn die bloße Erinnerung an den Sterbetag des Welterlösers muß ungewöhnliche Gefühle in der Seele jedes Christen erregen; darum ladet keine Glocke zur feierlichen Andacht, um die Trauer nicht zu unterbrechen; kein Meßopfer wird gefeiert, weil sich Christus selbst an diesem Tage als Sühnopfer dargebracht hat. Andere christliche Confessionen hingegen begehen diesen Tag als den höchsten Feiertag im ganzen Jahre, weil die Erlösung, das höchste Glück für das Menschengeschlecht, an diesem Tage vollendet ward. Schön und herzerhebend ist die Auffassung der Idee dieses Tages in benannten christlichen Kirchen; und wer möchte das Verfahren dieser oder jener tadeln?!

Chargé d'affaires, s. Gesandten.

Chargirung, die Gesammtmasse von Patronen, welche für einen Truppentheil präsumtiv nöthig sind, für Infanterie meist 60 Patronen, welche der Mann bei sich trägt, und ebenso viel, welche ihm nachgefahren werden.

Charité (fr.), 1) Mitleid, dann: 2) Krankenanstalt für Verarmte, deren Stiftung auf christlicher Liebe beruht; 3) bestimmter Name einer großen Krankenanstalten, wie die Ch. zu Berlin, als das größte und bedeutendste Krankenhaus des preuß. Staats, aus dem 1710 angelegten Pesthause dazu eingerichtet, nach und nach erweitert und mit mehreren andern wohlthätigen Instituten in Verbindung gebracht.

Charité (la) Stadt im franz. Dep. Nièvre, Bezirk Cosne, an der Loire; 590 Häuser, 5500 Ew. welche Woll-, Leder-, Email-, Metall-, Glaswaaren fertigen, auch Anker schmieden; hat schöne Spaziergänge.

Charitco, Mitglied der Gelehrten-Akademie zu Neapel, wahrscheinlich aus Barcelona gebürtig, blühte am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. Von seinem freundschaftlichen Umgange mit den größten Gelehrten und dem vornehmsten Adel, selbst mit einzelnen Gliedern der königl. Familie von Neapel, zeugen unzählige Stellen seiner Schriften. Charitco's Gedichte, in italien. Sprache geschrieben, zeugen von lebhafter Einbildungskraft und wahrhaft poetischer Ader. Ohne mit der Zierlichkeit der toskanischen Dichter zu wetteifern, haben sie gleichwohl Geschmeidigkeit und Wohlklang. Einige beziehen sich auf Staatsbegebenheiten jener Zeit und auf den Charakter der darin verwickelten Hauptpersonen. Auch die Erbitterung der neapolitanischen gegen die florentinischen Gelehrten wird durch die Gedichte des Charitco bestätigt, und in seiner „Erwiederung gegen Bösgesinnte", gegen wen auch immer diese gerichtet seyn mag, übertrifft er selbst den im Schimpfen geübten Sannazar. Von seinen Gedichten erschien eine Sammlung zu Neapel 1509. 4.

Charitinnen, s. Grazien.

Chariton, von Aphrodysium gebürtig, war Schreiber des Redners Athenagoras und lebte am Ende des 8. Jahrh. Er machte sich durch seine „Liebesgeschichte des Chaereas und der Kallirrhoe" (VIII. B.) bekannt, die sich durch ihren natürlich angelegten Plan und ihre leichte und zierliche Erzählung auszeichnet. Die beste Uebersetzung besitzen wir Deutsche von Dr. C. Schmieder. Eine gute griechische und mit Anmerkungen begleitete Ausgabe hat d'Orville (Amsterdam 1750) besorgt.

Charkow, Hauptstadt der slobodischen Ukraine in Rußland, am Charkowka und Lopan, ist ärmlich gebaut, hat in 1500 H. an 15.000 Ew., welche mit Verfertigung von Seife, Licht, Branntwein, Leinen- und Teppichweben, Wachsbleichen sich beschäftigen, auch 4 große Jahrmärkte halten und nicht unwichtigen Zwischenhandel treiben. 1803 wurde die hohe Schule daselbst zu einer Universität umgeschaffen, und aus Deutschland mehrere Gelehrte als Professoren dorthin berufen. Der Kaiser bewilligte jährl. 130.000 Papierrubel zu Eink., und außerdem erbot sich der Adel des Landes 400.000 Rubel zur Einrichtung herzuschießen, wovon er aber 1809 noch den größten Theil schuldig war. Sie zählt 38 Professoren und etwa 300 Studenten, wovon 60 auf kaiserl. Kosten unterhalten werden. Die Letztern sind verpflichtet, 6 Jahre nach ihrem Abgange von der Universität als Lehrer an den Schulen des Universitätsbezirks zu dienen, und werden von der Universität ziemlich willkürlich dahin geschickt, wo sie Lehrer seyn sollen. Die Universität hat eine Bibliothek, ein Natural- und physik. Kabinet. In Charkow gibt es noch ein Gymnasium, eine Kriegsschule ꝛc. Hier hält auch eine philotechnische Gesellschaft ihre Versammlungen.

Charlatan (ital. ciarlatano), ein Marktschreier, Quacksalber, Afterarzt; dann überhaupt Jeder, der sich auf eine auffallende Weise den falschen Schein von Kenntnissen oder Geschicklichkeiten gibt. Wahrscheinlich kommt das Wort von dem italienischen ciarlare, schwatzen, her, weil im Schwatzen die Hauptkunst des Charlatans besteht. Es mag nicht undienlich seyn, einige Kunstgriffe anzudeuten, deren sich manche Aerzte und Afterärzte bedienen, um ohne Mühe Aufsehen zu erregen. Da läßt sich der Eine des Tags mehrere Mal auf allen Straßen sehen, wenn er auch nichts da zu thun hat; er kann keine Gesellschaft besuchen, ohne aus derselben zu einem schweren Kranken gerufen zu werden (der Bote ist aber gewöhnlich der eigne Diener); ein Andrer nimmt jede Gelegenheit wahr, um den Laien Berichte von großen Curen, vornehmen und fremden Kranken, die sich an ihn gewendet, zu erstatten; ein Andrer spiegelt dem Publikum eine neuerfundene Methode vor, die überall helfen, ja in welcher die einzig wahre und echte Medicin bestehen soll; ein Dritter begnügt sich zu diesem Behufe wohl auch mit einem einzigen Mittel, welches er selbst entdeckt haben will und das er geheim hält. Der Eine gibt die theuersten Mittel, die er finden kann, und ersäuft seine Kranken fast in denselben; ganze Batterien von Arzneiflaschen häufen sich an dem Bette des Kranken; der Andre gibt seine Arzneimittel in so kleinen Dosen, daß sie kaum gerochen, geschmeckt, gefühlt oder gesehen werden können, aber — sie sollen die Quintessenz der Arzneistoffe enthalten und müssen daher theuer genug bezahlt werden. Der Eine spielt mit einer ungewöhnlich langen und breiten Krankenuntersuchung und schreibt die Ergebnisse derselben im Beiseyn des Kranken wohl auch sogleich auf, der Andre will

die Krankheit ohne alle Untersuchung aus den Gesichtszügen, den Augen, dem Pulse, dem Urine. erkennen und nennt das praktischen Blick, was sonst als Inspiration, geheime Weisheit ꝛc. galt. Der Eine sucht sich durch übermäßige Feinheit und Galanterie, der Andre durch Grobheit bemerkbar zu machen. Der Eine verspricht allen Kranken, die sich zu ihm wenden, die schnellste Hülfe mit der größten Gewißheit; der Andere zuckt über jeden Zufall die Achseln, zeigt überall Bedenklichkeiten und nimmt jeden Kranken als todten Mann an. Ueberhaupt legt der Charlatan mehr Gewicht auf das Aeußere als auf Kenntnisse, Bildung und Gelehrsamkeit. Weit entfernt, daß er seine sogenannten Entdeckungen dem Urtheile andrer gebildeten Aerzte vorlegt, verwirft er diese vielmehr gänzlich und beschuldigt sie einer zu großen Strenge, oft wohl auch des Neides und der Ungerechtigkeit, ja er scheut sich nicht, alle andre Aerzte als unwissende und bösartige Menschen zu lästern. An die Menge wendet er sich; in den Zeitungen und Tageblättern sucht er den vergänglichen Thron seines Ruhms aufzuschlagen; hier führt er seine Streitigkeiten mehr mit Grobheiten als Gründen; strenge wissenschaftliche Untersuchungen verschmäht er. Fast klassisch ist Menckens Schrift: „De charlataneria eruditorum“ oft herausgegeben, selbst cum not. variorum (Leipz. 1727 u. Amst. 1747), und desselben zwei Reden von der Charlatanerie oder Marktschreierei der Gelehrten, nebst verschiedenen Anm., Leipz. 1727. Fortsetzung davon ist: „Ueber die Charlatanerien der Gelehrten seit Mencken“, m. K. 1790.

Charlemont und Givet, eine der stärksten Festungen Frankreichs, im Depart. der Ardennen, Charlemont mit 3500, Givet mit 1300 Einw., liegt an beiden Ufern der Maas, 5 Meilen aufwärts von Namur, an dem Vereinigungspunkte mehrerer Straßen, in einem gebirgigen Terrain, und hat strategische Wichtigkeit, weil beide einen Brückenkopf bilden und einem längs der Maas vorrückenden Heere, wenn dasselbe die Festung besitzt, zum Anlehnen des Flügels dienen; ist der Feind aber Meister der Festung, es sehr hindern, und zwingen, ein der Besatzung mindestens doppelt überlegenes Beobachtungscorps zurückzulassen. 1555 baute Karl V. das Schloß und die kleine Stadt Charlemont; Ludwig XIV., dem der Platz im Frieden von Nimwegen zufiel, ließ, um den nur 2 Bataillons fassenden Raum zu vergrößern, den am Fuße des Bergs gelegenen Flecken Givet befestigen und Charlemont verstärken, so daß der Platz jetzt eigentlich aus 4 Festungen besteht, von denen Charlemont und Groß-Givet auf dem linken, Klein-Givet und Mont d'Haur auf dem rechten Ufer der Maas liegen. Der Charlemont erhebt sich auf einem schmalen, 200 Fuß hohen, fast überall dominirenden, senkrecht nach der Maas und nach Westen zu abstürzenden, auf der Nordseite sehr steilen und nur ostwärts sanft abgedachten Felsen, ist mit 6 Bastions, auf der Ostseite, dem einzigen möglichen Angriffspunkte, mit einem Horn- und einem Kronwerke und außerdem mit mehreren detachirten Werken befestigt; fast alle Gräben sind in Felsen gehauen, und die meisten Werke gut casemattirt. Groß-Givet hat 4 Bastions und 3 Ravelins mit trockenen Gräben, Klein-Givet 4 Bastions und nasse Gräben, jedoch keinen bedeckten Weg, und der Mont d'Haur, eine dem Charlemont gegenübergelegene Höhe, wird durch eine in Form eines verstärkten Kronwerks geführte Befestigung festgehalten und kann zugleich zum verschanzten Lager dienen. Die Festung ist auf 11.000 Mann Besatzung eingerichtet, kann aber auch

allenfalls 25.000 fassen und mit 3 — 4000 Mann gehalten werden. Wenn nun auch die Givets und der Mont d'Haur einen Angriff zulassen und eben nicht große Schwierigkeiten machen würden, so ist doch der Charlemont fast unangreifbar. Wirklich hat er auch noch keinen eigentlichen Angriff erfahren, und obgleich 1815 die Preußen sich zu demselben rüsteten, ja selbst die Givets und den Mont d'Haur durch Capitulation in die Hände bekamen, so hatten sie jedoch vor dem Charlemont eine gewisse Scheu. Nach dem pariser Vertrag besetzten die Russen den Charlemont.

Charleroi, Hauptst. eines Bezirks der belgischen Provinz Hennegau und wichtige Festung, auf beiden Seiten der Sambre, 4 Meilen von Namur an der Straße von Philippeville und Avesnes nach Brüssel. 1666 befestigten die Spanier diesen Punkt zuerst; sie gaben ihm den Namen ihres Königs, verließen aber 1667 den Bau beim Anrücken des franz. Heeres. Ludwig XIV. ließ denselben sogleich durch Vauban wieder aufnehmen, und dieser legte die Festung in Form eines regulairen bastionirten Sechsecks mit 5 Ravelins, 5 Contregarden und 2 Hornwerken, auf einem am rechten Sambreufer gelegenen, steil nach diesem Flusse abstürzenden Berge so an, daß 2 Fronten durch die Sambre, 2 andere durch zu Teichen aufgestauete Bäche Deckung erhielten, die beiden noch ungeschützten Seiten aber 3 Lunetten vor sich hatten, und eine Art Kronwerk mit mehreren Lunetten und Redouten die Ueberschwemmung deckten. Am rechten Sambreufer ward ein Brükkenkopf in der Form eines Kronwerks angelegt und gleichfalls durch Ueberschwemmung gedeckt. 1668 ward die Festung den Franzosen förmlich abgetreten, 1678 wieder den Spaniern zurückgegeben, 1693 von den Franzosen nach einer Belagerung von 26 Tagen erobert, im Frieden aber wieder zurückgegeben; 1746 ward sie von ihnen wieder genommen. 1794 war sie bei Behauptung der Sambrelinie gegen die Franzosen von hoher Wichtigkeit; sie ward von dem franz. Heer erobert und die wegen derselben angeknüpfte Schlacht von Fleurus abgebrochen und Belgien, da man ohne Charleroi die Sambre nicht mehr zu halten meinte, geräumt. Die Werke wurden völlig demolirt, seit 1816 aber von den Niederländern wieder hergestellt. Die Stadt hat 650 Häuser, 4050 Einw., welche Eisenwaaren, besonders Nägel, und wollene Zeuche fertigen. In der Nähe Steinkohlenbergwerke und Glashütten.

Charlestown, 1) Charleston, Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Süd-Carolina, 32° 56′ N. Br., auf eine von den Flüssen Cooper und Ashley gebildeten Halbinsel; 5500 H., worunter mehrere Prachtgebäude, 40.000 Einw., darunter 15.500 Sklaven, hat literarische, Ackerbau-, philosophische und medicinische Gesellschaft, Akademie, Bibliothek, botanischen Garten, Zeughaus, schönen und sichern Hafen (es laufen jährlich 1000 Schiffe aus und ein), ausgebreiteten Handel, Schiffbau, 6 Banken, 1 Börse; der Santikanal eröffnet ihr das Binnenland, daher Stapelplatz für beide Carolina's. Die Hauptausfuhr besteht in Reis, Tabak, Baumwolle, Indigo. — 2) Stadt auf einer Halbinsel in dem nordamerikanischen Freistaat Massachusets, Grafschaft Middleser, durch eine Brücke über den Charlesfluß mit Boston verbunden; hat ein großes Schiffsarsenal der Union mit Magazinen, Werften und Pulvermühlen, 700 H. und 5000 Einw., die an der Schifffahrt und dem Handel Bostons Antheil nehmen.

Charleville, Stadt im französischen Dep. Ardennen, Bezirk Mezières, an der Maas, die es von Mezières trennt; hat gleichhohe Häuser, schönen Markt mit Aussicht auf die 4 Thore, Handelsgericht und 8750 Einw., welche Gewehre, Wollenzeuche, Leinwand, Leder, Hüte, Nägel und Hornarbeiten fertigen.

Charlotte, Name von gleicher Bedeutung und nur anderer Beugung als Caroline (s. d.): 1) (Ch. von Braunschweig-Wolfenbüttel), geb. 1684, ward 1711 an Aleris Petrowitz, Sohn Peter des Großen, verheirathet. Nach einer Sage gab sie sich, da sie schlecht von ihm behandelt ward, für todt aus und entfloh heimlich mit einem Bedienten, ging nach Paris und von da nach Amerika, wo sie einen französischen Offizier d'Auban heirathete, welchen sie schon in Petersburg hatte kennen lernen. Nach Frankreich zurückgekehrt, erkannte sie angeblich der Marschall von Sachsen. Umsonst soll die Kaiserin Maria Theresia sie zu bewegen gesucht haben, sich von ihrem Gatten zu trennen; sie soll ihn wieder nach Amerika begleitet haben und dort bis zu seinem 1775 erfolgten Tode geblieben seyn. Hierauf soll sie sich nach Brüssel begeben, dort eine Pension von 20.000 Gulden von der Kaiserin empfangen haben und 1770 gestorben seyn. Diese Sage ist indessen ungegründet. Charlotte grämte sich über die rohen Sitten und Ausschweifungen ihres Gatten zu Tode und starb 1715, nachdem sie ihm einen Sohn geboren hatte, der unter dem Namen Peter II. den Thron bestieg. Die an d'Auban verheirathete Person war eine gewisse Marie Elisabeth Danielson. 2) Charlotte Auguste, Prinzessin von Wallis, Tochter der Königin Caroline (s. d.), vermählt mit dem Prinzen Leopold von Koburg, geb. d. 7. Jan. 1796 in Carltonhouse, brachte die ersten Jahre unter den Augen ihrer Mutter zu, die mit besonderer Liebe über sie wachte; späterhin kam sie unter die Aufsicht der Lady Clifford, und der Bischof von Exeter leitete ihren Unterricht. Ihre Studien waren mit Rücksicht auf ihre Bestimmung, einst die Königin eines mächtigen Volkes zu werden, geordnet, und sie mußte sich vom Morgen bis zum Abend mit denselben beschäftigen. Man versichert, daß sie mit den vorzüglichsten Schriftstellern der Alten bekannt und mit der Geschichte und Statistik der europäischen Staaten, insbesondere mit der Verfassung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut gewesen sey. Sie sprach mit Leichtigkeit französisch, deutsch, italienisch und spanisch, sang und spielte Harfe, das Clavier und die Guitarre vortrefflich und zeichnete Landschaften nach der Natur mit Geschmack. Ihre Schreibart war gefällig, und sie liebte den höhern Styl der englischen Poesie. Bei dem unseligen Mißverständnisse zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter neigte sie sich auf die Seite der letztern. Der Prinz von Oranien wurde zu ihrem Gemahl bestimmt, und das Volk wünschte diese Vermählung, weil der Prinz in England erzogen und mit den Sitten und Interessen des Volkes bekannt war. Er hatte, nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Oxford, in der britischen Armee in Spanien gedient und sich ausgezeichnet. Doch das Widerstreben der Prinzessin vereitelte diese Verbindung. Inzwischen ward sie an ihrem 19. Geburtstage 1815 bei Hofe eingeführt. Die Prinzessin, welche unter jedem Verhältnisse, eine Zierde ihres Geschlechts gewesen seyn würde, zeigte ein lebhaftes aber edles Gemüth, Selbständigkeit und Hoheit der Gesinnungen; sie äußerte oft, daß die Königin Elisabeth das Vorbild einer Königin von England seyn

müsse, und man wollte bemerken, daß sie mit Elisabeth Aehnlichkeit gehabt habe. 1814 war Prinz Leopold von Koburg im Gefolge der alliirten Souverains nach England gekommen. Seine Bildung und sein zartsinniges Benehmen machten Eindruck auf das Herz der Prinzessin, und es wurde ihm erlaubt, um sie zu werben. Die Vermählung, hier die Folge persönlicher Neigung, wurde am 2. Mai 1816 vollzogen. Der Prinz, ein edler, liebenswürdiger Mann, liebte seine Gemahlin mit Zärtlichkeit. Sie waren immer beisammen, ritten zusammen aus, besuchten die Hütten der Landleute und waren das erfreulichste Bild ehelicher Liebe. Sie verließen Clareuton selten, und kamen nie nach London, außer wenn ihre Gegenwart bei Hofe nöthig war. Ihr häusliches Leben war ganz bürgerlich eingerichtet; nach Tische zeichneten sie zusammen, und Abends ward Musik gemacht oder vorgelesen. Indeß erwartete das Volk mit Sehnsucht, die Prinzessin Mutterfreuden genießen zu sehen. Die erste Schwangerschaft betrog leider durch eine zu frühzeitige Entbindung die Erwartung; doch bald schöpfte England wieder frohe Hoffnung. Die Prinzessin befand sich wohl, bis sie am 5. Nov. 1817 nach dreitägigem Leiden von einem todten Knaben entbunden wurde. Wenige Stunden nach der Entbindung wurde sie von Krämpfen befallen und verschied. Ihr Gemahl ist jetzt König der Belgier.

Charlottenbrunn, Flecken im schles. Reg.-Bez. Breslau, in einem sehr reizenden, engen, tiefen Thale, hat 80 und etliche Häuser und gegen 900 Einw. Er ward 1736 vom Freiherrn von Seher-Thoss erbaut und enthält ein Schloß und mehrere bedeutende Gebäude. Der Leinwandhandel ist ansehnlich. Mittwochs ist ein Leinwandmarkt, an welchem die Kaufleute unter der Börse zusammenkommen und ihre Einkäufe machen. Charlottenbrunn war der Lieblings-Aufenthalt des unvergeßlichen Garve. Der hiesige Gesundbrunnen, der zu den alkalisch-erdigen Stahlwassern gehört, entspringt mitten im Orte aus Sandsteinfelsen in 7 Quellen. Mittelst einer Pumpe wird das Wasser zum Trinken aus der Tiefe des Beckens geschöpft. Ueber dem Brunnen ist ein Haus erbaut, auf welchem eine Stube mit Kamin zur Benutzung der Trinker bei rauher Witterung angelegt ist; das Haus ist durch eine Kuppel mit einem Thürmchen gedeckt. Das Wasser schmeckt an der Quelle angenehm, salzig, scharf, eisenhaft und riecht sehr geistig; von Farbe ist es hell und klar, etwas bläulich. Es enthält viele freie Kohlensäure, kohlensaures und salzsaures Natrum, schwefelsauren und kohlensauren Kalk, auch etwas Eisen; wirkt auf den Stuhlgang und ist heilsam befunden worden in Steinschmerzen, bei Fieberu, Hypochondrie, Bleich- und Wassersucht, Würmern, Rheumatismen, Gicht, zurückgetretenen Ausschlägen, Schwinden der Glieder, Skorbut-Geschwüren, blinder güldner Ader ꝛc. Wenn man es zu gleichen Theilen mit Milch vermischt, ist es bei Vertrocknung des Körpers, Blutauswurf und vielen bedenklichen Brustumständen zu empfehlen.

Charlottenburg, Stadt im teltower Kreise, Reg.-Bez. Potsdam (Preußen), an der Spree, 1 Stunde von Berlin, wohin ein schöner Weg durch den Thiergarten führt, hieß anfangs Lützelburg. Sophia Charlotte, erste Königin von Preußen, ließ das dortige königl. Lustschloß erbauen, woher es seinen Namen erhielt. Berlins vornehme Bewohner haben hier schöne Sommerwohnungen angelegt, sowie der Ort selbst von den Berlinern häufig als Vergnügungsort besucht wird. Unter der Kö-

nigin Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., hat es bedeutende Verschönerungen erhalten, wie denn auch in dem dortigen Schloßgarten das dieser Königin errichtete Mausoleum zu sehen ist, unter dessen Gewölbe ihre sterbliche Hülle ruht. Jedes Jahr, am Sterbetage (10. Jul. 1810) dieser allgemein betrauerten Fürstin wird daselbst von dem Könige und seiner Familie Gottesdienst gehalten und der Zugang zu gedachtem Denkmal steht alsdann Jedem offen. Die Stadt enthält 430 zum Theil schöne Häuser und 4700 Einw., ein Mineralbad, Kattundruckereien, Leinwand und Kattunbleichen.

Charlotteninseln liegen in Australien, 25 QM. groß, gehören zur Gruppe Santa Cruz, bringen Sago, Cocosfrüchte, Zuckerrohr, Schafe ꝛc.; sind von etwa 15.000 schwärzlichen, wollhaarigen, kriegerischen Wilden bewohnt.

Charon, Sohn des Erebus und der Nacht. Er setzte in der Unterwelt die Seelen der Abgestorbenen über die Höllenflüsse, den Styx und den Acheron. Für diese Ueberfahrt erhielt er einen Pfenning (von den Griechen Danake und den Römern Naulum genannt, das zwei Obolen betrug) als Fährgeld, welchen man dem Verstorbenen in den Mund zu legen pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, deren Körper waren beerdigt worden, schiffte er über. Die, welche in der Oberwelt keine Grabstätte gefunden hatten, mußten unter Seufzen und Wehklagen so lange trostlos an den Ufern umherirren, bis der störrige und hartherzige Charon, der kein Ansehen der Person kannte, bewegt wurde und sie dem Orte ihrer Bestimmung entgegenführte. Die Lebenden, welche er übersetzen sollte, mußten den berühmten goldenen Ast zeigen. Einst hatte er den Herkules ohne diesen in seinen Kahn aufgenommen; dafür mußte er zur Strafe ein ganzes Jahr in Ketten liegen. Die Dichter schildern ihn als einen schmutzigen und gegen die Abgeschiedenen trotzigen, grausamen Alten.

Chäronea, ein Ort im alten Böotien, in dessen Nähe die denkwürdige Feldschlacht zwischen Philipp (s. d.) und den verbündeten Griechen geschlagen wurde, welche um so mehr hier berührt zu werden verdient, da sie das Grab der griechischen Freiheit war. Griechenlands gesunkener Zustand, die Indolenz, welche die Frucht langer Bürgerkriege ist, und die Ueppigkeit, welche aus verfeinerter Cultur entsprießt, kamen der Geistesgewandtheit, Besonnenheit und Schlauheit des macedonischen Königs Philipp ungemein zu Statten. Er hatte nur einen Feind in Griechenland, den Demosthenes (s. d.), ohne welchen Griechenland viel früher gefallen seyn würde. Aber einen desto mächtigern Bundesgenossen fand er in der Zwietracht und Ueberbildung der Hellenen; die Streiter Philipps nannten sich in dem heiligen oder phokensischen Kriege Kämpfer des delphischen Apollo und Philipp dessen Unterfeldherrn. Da nun die Lokrier die Aecker von Cyrrha sich angemaßt, die dem delph. Gotte gehörten, und es Pflicht der Amphiktyonen war, diesen Kirchenraub zu ahnden, so brachte es der von Macedonien wohlbezahlte Redner Aeschines in Athen dahin, daß man Philippen die nachdrückliche Vollstreckung dieser Rache auftrug. Stracks war er Meister von Elatea, das Böotien in Furcht hielt und einen Weg nach Attika bahnte. Alles wurde durch das heranziehende Ungewitter überrascht. Man befragte in der allgemeinen Noth das delphische Orakel, aber die Pythia (s. d.) philippisirte auf ihrem goldenen Dreifuße. Demosthenes bot Alles auf, dem Strome zu

wehren, und begab sich selbst nach Theben, dessen Macht gegen Philipp aufzubringen. Bei Chäronea trafen sich die Heere. 30.000 Mann macedonisches Volk warfen sich mit 2000 wohlgerüsteten Reitern den verbündeten Griechen, welche nicht minder stark waren, in den Weg. Mit der Morgenröthe des 3. August, im 3. J. der 108ten Olympiade (330 v. Chr.) brach die Schlacht an. Athener und Thebaner standen und kämpften wie echte Söhne der Freiheit. Mit Wuth stürzten die Erstern in den Kern des feindlichen Heeres und durchbrachen die Linien der macedonischen Phalanx. Aber ihre Feldherren verstanden die Früchte nicht zu benutzen, welche mit diesem ruhmwürdigen Lorbeer im Augenblicke verknüpft waren. Kaltblütig stellte der einäugige Philipp die Ordnung seines Heeres wieder her, begab sich an den rechten und stellte seinen Sohn Alexander an den linken Flügel. Durch einen ungestümen Sturm wurden die Griechen von den Massen Alexanders geworfen, während Philipp sich langsam zurückziehen mußte. Lange blieb der Sieg zwischen zwei zornentflammten Völkern unentschieden. Doch wie würdig uralter Freiheit die Griechen in den Gefilden von Chäronea stritten, mit welcher Treue der Thebaner heilige Schaar auch in den Tod ging, so gewann doch Philipp mit 32.000 geübten Kriegern, was Xerres mit seinen Millionen nicht gelungen war. Demosthenes ergriff zuerst die Flucht, und soll, nach Plutarch, in der Angst noch einem Dornstrauche, an welchem er hängen blieb: „Schone meines Lebens!" zugerufen haben. Die Athenienser verloren 1000 Todte und 2000 Gefangene. Philipp wollte nur Eins und dieß unausgesetzt; die Griechen Vieles und Nichts recht. Kein Wunder, wenn daher das Palladium griechischer Freiheit sank! — Bei Chäronea siegte auch Sulla, 86 vor Chr., über Mithridates. — Geburtsstadt des Plutarch. Jetzt das Dorf Kapourna, wo Dodwel noch die Trümmer der Akropolis und eines Theaters sehen konnte; n. A. jetzt Skrupi.

Charost (A. J. de Béthune, Duc de), geb. 1722 zu Versailles, ein Nachkomme des großen Sully. In früherer Jugend unter das Militär getreten, verrichtete er manche rühmliche That. Als 1758 die Finanzen des Staats in Verfall gerathen waren, ließ er sein eigenes Silbergeräthe prägen und half seinem Vaterlande aus der dringendsten Verlegenheit. Seine menschenfreundliche Thätigkeit richtete er nach dem Frieden von 1763 auf Emporhebung des Ackerbaues, auf Verbesserung des Volksunterrichts, auf Abschaffung des Feudalsystems und auf zweckgemäße Tilgung der ungeheuren Staatsschuld: sein Wohlwollen kannte keine Grenzen. Milde Stiftungen, Armen- und Waiseninstitute und die Gründung mehrerer Hospitäler machten ihn zum Vater seiner Umgegend. In den drückenden Zeiten der Theurung ließ er mit einem außerordentlichen Kostenaufwande fernher Getreide in den Hafen von Calais einführen und vertheilte es an die Armen und Nothleidenden. Gegen allen despotischen Druck eifernd, trat er in mehreren Provinzialversammlungen auf, sprach mit Nachdruck gegen die Frohnlasten und stimmte mit seiner gewandten Beredtheit auf die gleichmäßige Steuervertheilung. Nach der Eröffnung des Dekretale über die patriotische Beisteuer bestand sein freiwilliger Beitrag in der Summe von 100.000 Franken. Mit dem Ausbruche der Revolution begab er sich, entfernt von allem politischen Treiben, nach Meillant; doch er wurde verhaftet, allein nach dem 9. Thermidor mit dem Zeugnisse wieder freigegeben, daß er ein väterlicher Wohlthäter der leidenden Menschheit sey. Er starb 1800 an den Blattern.

Charpentier (Johann Friedrich Wilhelm von), um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues hochverdient, geb. zu Dresden 1738, erhielt 1766 an die neuerrichtete Bergakademie in Freiberg einen Ruf als Lehrer der Mathematik; späterhin machte er sich mit dem praktischen Grubenbaue bekannt, ward 1773 Bergkommissionsrath und Oberbergassessor, bekam 1784 die Direktion des Alaunwerks zu Schwemsal und ging 1785 nach Ungarn, um die Anwendbarkeit der neuen Amalgamirmethode zu prüfen. Nach seiner Zurückkunft ward in Freiburg das große Amalgamirwerk nach einem sehr durchdachten Plane angelegt. Er ward 1791 vom Kaiser Joseph in den Reichsadelstand erhoben, 1800 Vice- und 1801 wirklicher Berghauptmann. Er starb 1805. Seine wichtigsten Schriften sind: „Mineralogische Geographie der kursächs. Lande", Leipz. 1778, 4.; „Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze", ebend. 1800, 4.; „Beitrag zur geognostischen Kenntniß des Riesengebirges", ebend. 1804.

Charpie (carptum linteum, Chir.), ein sehr gewöhnliches, beim chirurgischen Verband, besonders zu Bedeckung von Wunden und Geschwüren benutztes Material, aus Leinwand bereitet, die aber weder neu, noch ganz abgenutzt, weder zu fein noch zu grob, auch nicht gestärkt oder gefärbt seyn darf und vorzüglich rein erfordert wird. Man erhält sie entweder, indem man mit einem Messer Leinwand schabt (linteum rasum), oder durch Ausziehen der einzelnen Fäden (linteum carptum); erstere gebraucht man ihres wolligen Wesens wegen zur Bedeckung sehr empfindlicher Theile und zur Blutstillung kleiner Gefäße, letztere, als die gewöhnlichere, wird vorzüglich zur Bereitung der zum Verband nöthigen Charpiebäuschchen (plumasseaux) verwendet. In England bereitet man in neuerer Zeit die Charpie in großen Stükken fabrikmäßig; sie hat eine platte und rauhe Fläche und besteht aus neben einander laufenden Fäden. Man hat diese auch in Deutschland nicht ohne Erfolg nachzuahmen versucht.

Charron (Pierre), Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von 25 Kindern war, geb. 1541 zu Paris, studirte zu Orleans und Bourges Philosophie und Rechtswissenschaft, verließ aber als Parlamentsadvokat diese Laufbahn und widmete sich der Theologie, worin er sich als geistlicher Redner auszeichnete. Er bekleidete mehrere Aemter in Gascogne und Languedoc und erhielt den Titel eines Predigers der Königin Margarethe. 1589 machte er zu Bordeaux die Bekanntschaft mit Mich. Montaigne, dessen Skepticismus ihn ansteckte, doch setzte sein sittliches und religiöses Gefühl diesem Zweifel Grenzen; er erstreckte sich nicht über die Grundwahrheiten der Moral und Religion selbst, sondern nur über einige der positiven Formen, in welchen die menschliche Vernunft sie ausgebildet hatte. Die Resultate seines Nachdenkens über diese Grundwahrheiten und die dem Menschen zugängliche höhere Erkenntniß legte er in dem „Traité de la sagesse" (zuerst Bordeaux 1601; Paris 1604, 1607, 1618, 8.) nieder, in welchem er die menschliche Weisheit in die sittliche Vervollkommnung oder Tugend, verbunden mit Selbsterkenntniß und Entfernung von allem eiteln, den Geist aufblähenden Wissen, setzt; ein Werk, welches eben so sehr durch viele neue kühne Gedanken, als durch sittlichen Ernst und Einfachheit der Sprache sich auszeichnet und ihm zwar viele Anfechtungen, besonders von Seiten mehrerer Jesuiten, die seinen hohen Geist nicht fassen konnten, aber später

auch den Namen des franz. Sokrates erwarb. Montaigne und Duvair ahmt er oft darin nach, doch vermißt man die Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit des Erstern. Sein „Traité des trois vérités“ bekämpft die Atheisten, Nichtchristen und Häretiker. Die Katholiken nahmen dieses Werk, weil es den Beweis von der Alleinseligmachung ihrer Kirche führt, mit großem Beifall auf, und die protestantischen Theologen, welche ihre theoretischen Streitwaffen in Bewegung setzten, mußten schweigen, da sie Charron's Gewandtheit des Styls und wissenschaftlich gebildeten Geist nicht zu überbieten vermochten. — Montaigne gab ihm aus Achtung in seinem Testamente die Erlaubniß, sein Familienwappen zu führen. In der Versammlung der Geistlichkeit von 1595, bei welcher er als Abgeordneter erschien, wurde er zum Sekretär ernannt. Er st. als Großvikar des Bischofs von Cahors und Kanonikus daselbst zu Paris 1603 an einem Schlagflusse. In seinem Testamente hatte er mehrere wohlthätige Stiftungen bedacht. Von seinen Schriften nennen wir noch die „Discours chretiens.“ S. „Eloge de P. Charron par G. M D. R.“ (George Michel de Rochemaillet), vor der Ausgabe seiner Werke (Paris 1607).

Charta, Carta, Chartula, nannte man im Mittelalter jede Urkunde, und man unterschied darunter eine Menge besonderer Arten, nach Verschiedenheit sowohl der Gegenstände als des Stoffes, worauf die Urkunde geschrieben war, und ihrer innern und äußern Form. Die jetzt gewöhnliche Bedeutung des Wortes Charte, als einer das öffentliche Recht, die Grundverfassung des Staats oder einzelner Theile desselben betreffenden Urkunde, stammt von England, wo die königl. Briefe die Verleihung städtischer u. a. Corporationsrechte enthaltend, gemeiniglich Charters genannt werden. Den Engländern gebührt der Ruhm vor allen andern Völkern, daß sie auf die Aufrechthaltung ihrer alten Rechte und Freiheiten am Sorgfältigsten gewacht haben; daher ist auch keine Literatur in diesem Fache so reich als die englische. Seit 1801—1821 sind dort auf Befehl des Parlaments 45 Bde. Fol. alter Urkunden im Druck erschienen, welche ein Zeitraum von 7 Jahrh. umfassen und für die Geschichte und Staatsverfassung von großem Werth sind. Beförderer dieses Unternehmens ist Lord Colchester. Einen ähnlichen Mann bedürfte Deutschland, um die ehemaligen Reichsarchive der Vergessenheit zu entreißen. In der neuesten Zeit hat man von der Charta magna die Bedeutung des Wortes Charta auf Verfassungsurkunden beschränkt.

Charta Magna, s. Magna Charta.

Charte constitutionelle, s. Frankreich (Gesch.).

Chartres, 1) Bezirk im französischen Dep. Eure und Loire; 39 QM. groß, mit 102.000 Einw. 2) Hauptstadt des Dep. und Bezirks, an der Eure; hat die Departementalbehörden, 2 Friedensgerichte, 2 Hospitäler, Naturalienkabinet, Bibliothek (25.000 Bde.), merkwürdige gothische Kathedrale, in der Vorstadt eine Mineralquelle, ist Sitz eines Bischofs und hat 15.000 Einw., welche Leder, Hüte, Strümpfe, Mützen machen und bedeutenden Handel (vorzüglich mit Getreide) treiben. Sonst Hauptstadt von der Landschaft Beauce. Von ihr führte bis zur Julirevolution 1830 der älteste Prinz des Herzogs von Orleans den Herzogtitel.

Charybdis, eine Tochter Neptuns und der Erde, wurde, nach der Sage der Alten, da sie dem Herkules die Rinder entführte und sie alle

aufzehrte, von Jupiter mit dem Blitze erschlagen und ins Meer gestürzt. Seit dieser Zeit wohnte sie an einem Felsen, einen Pfeilschuß weit von der Skylla, unter einem großen Baume am Meere, wo sie täglich dreimal Wasser einschlürfte und dreimal es wieder von sich spie. Das Wasser machte dabei ein Getöse, ähnlich dem Wasser eines siedenden Kessels, das so hoch herausſprang, den Boden des Meers sehen ließ und jedes ihm nahende Schiff mit sich in den Abgrund hinabriß. Am Eingange des Hafens von Messina befindet sich eine etwa 100 Schritte breite Stelle, wo das Meer, auch wenn es sonst ruhig ist, beständig wallet und Wellen schlägt; nur beim Sturm ist der Ort gefährlich; dieß gibt man für die Charybdis der Alten aus, welche jetzt Garofalo oder Calofaro, schöner Thurm, wegen des dabei befindlichen Leuchtthurms genannt wird. Die Skylla aber glaubt man in einem isolirten Felsen an der Küste von Calabrien, mehrere Meilen von Messina, zu finden, wo allerdings das Meer sich mit heulendem Tone bricht und die Schiffe unter manchen Umständen leicht scheitern können. Es hat nämlich die Meerenge eine der Ebbe und Fluth entsprechende Strömung, welche 6 St. von N. nach S. und ebenso lange von S. nach N. abwechselnd geht, und die Skylla wird den Schiffen sehr gefährlich, wenn ein entgegengesetzter Wind mit der Strömung kämpft. Die vom Homer und Virgil beschriebenen Stellen können es schon wegen der großen Entfernung zwischen beiden nicht gut seyn.

Chasseki, die erste Sultanin, oder diejenige Gemahlin des türkischen Kaisers, die ihm den ersten Prinzen geboren hat.

Chasteler (J. G., Marquis v.), ein berühmter östreichischer Heerführer, aus einer Seitenlinie des herzogl. lothring. Hauses abstammend, geb. 1763 auf dem Schlosse Mulbois in Hennegau, erhielt seine erste Bildung im Erziehungsinstitut zu Pont à Mousson und auf der Wiener Ingenieurakademie. Seit dem baier. Erbfolgekrieg diente er im östr. Heere im Geniekorps, zeichnete sich im Festungsbau rühmlich aus und machte glänzende Fortschritte in andern verwandten Wissenschaften. Im Türkenkriege erwies er sein Talent und seinen Muth in den Belagerungen von Chotym und Belgrad und stieg bis zum Major. In den Feldzügen des franz. Revolutionskrieges 1792—95 fehlte er in Frankreich, in den Niederlanden und am Rhein bei keiner glänzenden That; er erhielt mehrere Wunden und sein Name erlangte großen Ruhm. 1796 und 97 bedurfte man ebenso sehr seiner diplomatischen Gewandtheit, als seiner militär. Talente in Polen, dessen letzte Theilung so eben vollbracht war. Dasselbe Geschäft führte ihn dann nach Petersburg. 1797 ward er mit der Uebergabe der venetianischen Provinzen beauftragt. Sein glänzendstes Jahr war das von 1799, wo er als Generalquartiermeister der vereinigten russisch-östreichischen Armee in Italien auftrat. Die Tage von Mageano, von der Adda und Trebia machten seinen Namen in den Jahrbüchern der östreich. Kriegsgeschichte unvergeßlich. Vor Tortona erhielt er seine dreizehnte Wunde. 1800 ging er zur Rheinarmee, in deren Hauptquartier er aber nichts Gutes wirken konnte; am Ende des Feldzugs kommandirte er in Tirol, dessen bessere militärische Organisation er zu bearbeiten anfing. 1802 ging er nach Paris, ward von Napoleon mit Auszeichnung aufgenommen und negocirte mit Erfolg um die Rückgabe seiner niederländischen Güter. Im Feldzuge 1805 erhöhten das Gefecht am Paß Struh und Marmonts Vertreibung aus Grätz sei-

nen alten Ruhm. Komorn befestigte er 1808. Er und Hormayr waren 1809 die Seele des Tiroler Aufstandes und da dieser große Erfolge hatte, so drohete Napoleon in einem seiner Bülletins den General, der manche Indisciplin bei seinen Freiwilligen verhütete, als einen Räuberanführer erschießen zu lassen. Der gewandte Casteler vermochte zwar damals nicht, die Uebermacht zu besiegen, schlug sich aber doch nach Ungarn durch. Nach Beendigung des Krieges stand er eine Zeitlang als Militärkommandant in Troppau, wurde 1813 Feldzeugmeister und Gouverneur von Theresienstadt und übernahm in denselben Jahre Dresden, als die von Klenau geschlossene Konvention gemißbilligt wurde. Nach dem Frieden von 1814 wurde er Militärgouverneur in Venedig, in welcher Würde er an den Folgen von 14 Wunden den 7. Mai 1825 starb. Dieser ritterlich gesinnte und wissenschaftliche Feldherr sprach 12 Sprachen und, ebenso tapfer als großmüthig, war er einer der edelsten Wallonen in Oestreichs Heeren.

Chatam (William Pitt, Graf von), einer der größten und verehrungswürdigsten Staatsmänner Großbritanniens, Sohn des Esquire Robert Pitt von Boconnock in Cornwall und Vater des 1806 verst. Ministers William Pitt, wurde 1708 geboren. Früh trat er ins Heer, allein seine Neigung zog ihn bald aus diesem Dienste weg und trieb ihn zum Studium der Staatswissenschaften. Seine Leutseligkeit und seine freimüthigen Gesinnungen erwarben ihm die Achtung und Liebe der Bewohner der ganzen Umgebung, wo er lebte. 1735 wurde er von dem Flecken Old-Sarum zum Repräsentanten ins Unterhaus gewählt. Seine Talente und seine Beredtsamkeit zogen hier bald die ungetheilte Aufmerksamkeit auf sich; schon damals vermachte ihm die verwittwete Herzogin von Marlborough 10.000 Pf. Sterl., um ihn zur Vertheidigung der Grundstatuten seines Vaterlandes zu ermuntern. Einige Zeit nachher wurde er Kammerherr beim Prinzen von Wales, legte aber diese Stelle 1745 nieder und trat 1746 als Großschatzmeister von Irland, Generalzahlmeister der Armee und als Geh. Rath auf. Auch diesen Würden entsagte er freiwillig, um eine stärkere Opposition gegen die Allianz bilden zu können, welche der Minister auf dem Continente zu Stande brachte, und verblieb ohne Dienstcharakter bis zum Dec. 1756, wo er zum Staatssekretär des südl. Departements ernannt wurde. Da er auf diesem Posten mehr das Interesse des Volks als seines Hofes berücksichtigte, gelang es seinen Feinden, von Georg II. die Entfernung Pitt's von dieser Stelle zu bewirken. Allein das Lob seines Patriotismus erschallte durch's ganze Land, die öffentliche Stimme wurde immer mehr zu seinem Vortheil laut, und als sich die Adressen für seine Zurückkunft zu sehr häuften, erachtete es der König der Klugheit gemäßer, diesem nachdrücklichen Willen des Volkes zu weichen. 1757 ward er zum zweiten Male Staatssekretär. Jetzt erst zeigte er seine Geistesüberlegenheit und Staatsklugheit im ausgedehntesten Maße. Er wurde gleich einem Minister geachtet, und der günstige Erfolg der englischen Waffen gegen Frankreichs Macht verdankte man seinen zweckmäßigen Anordnungen. Die bourbonische Krone wollte er vernichten und ihren Scepter in die Hände Englands spielen. Mitten unter diesen glänzenden Entwürfen starb Georg II. 1760. Sein Nachfolger Georg III. bestieg in dem Augenblick den Thron, als Frankreich mit Spanien sich zu vereinigen im Begriffe stand. Pitt drang heftiger als je auf die

Fortsetzung des Krieges, und als er nicht gehört, die Friedenspräliminarien mit dem feindlichen Staate dennoch abgeschlossen wurden, entsagte er d. 5. Okt. 1761 seinem Amte. Die Bedrückungen, welche England gegen seine nordamerik. Colonien ausübte, gaben ihm von Neuem Gelegenheit, die Größe seines rednerischen Talents zu entwickeln. Er ergriff die Partei der Unterdrückten, eiferte mit Enthusiasmus gegen die unmenschliche Behandlung von Seiten des Mutterlandes und drang mit Ungestüm auf die Zurücknahme des schweren Stempelgesetzes. 1766 wurde ein neues Ministerium gebildet, und Pitt vom Könige zum Geh. Siegelbewahrer und Viscount von Bourton, Pysent in Somersetshire, sowie zum Grafen von Chatam ernannt. Diese Erhebung war mehr das Werk der Ministerpolitik als des eigenen Verdienstes; denn man mußte ihn aus dem Unterhause entfernen, um ihn den Ansprüchen der Krone weniger schädlich zu machen. Lord Chatam blieb nicht lange Siegelbewahrer, denn auch von dieser Würde, der letzten, welche er im Staat bekleidete, sagte er sich den 2. Nov. 1768 abermals los. Seine einzige Aufmerksamkeit richtete er noch immer auf Nordamerika, hielt mehrere Reden und ermahnte die Minister zu einer größern Humanität. Als man seiner Rede nicht achtete, die Colonien 1776 ihre Unabhängigkeit ausriefen, raffte er seine letzten Alterskräfte auf, einen friedlichen Vergleich zu Stande zu bringen, der aber fehlschlug, und bemühte sich, die Unmöglichkeit zu zeigen, den losgerissenen Tochterstaat wieder durch Waffengewalt in den vorigen Stand der Abhängigkeit zu versetzen. Seine Rathschläge wurden nicht gehört, da bestieg er am 8. April 1778 den Rednerstuhl im Parlament, tadelte nochmals die grausamen und willkürlichen Maßregeln der Minister, und als er die Einreden des Herzogs von Richemont entkräften wollte, sank sein ohnehin geschwächter und durch diese Bewegung noch mehr erschöpfter Körper in die Arme derer, die ihn umgaben, ohnmächtig nieder. Man brachte ihn nach seinem Landsitze Hayes bei Kent und hier starb er noch am nemlichen Tage. Nachdem er die Augen geschlossen, suchte Jeder seine Gedanken auszudrücken, auf welche Weise man das Andenken an dieses großen Mannes Verdienste ehren solle. Das Parlament begrub ihn auf öffentl. Kosten und setzte ihm ein Monument in der Westminsterabtei. Der König dekretirte auf der Civilliste, unter Genehmigung des Parlaments, allen männlichen Nachkommen Pitt's, als Erben der Grafschaft Chatam, einen Jahrgehalt von 4000 Pf. Sterl. Pitt verdankte seine Erhebung zu den höchsten Staatswürden und seinen Einfluß, den er ausübte, bloß der Uebermacht seiner Talente. Seine schwache Constitution bewahrte ihn vor ausschweifenden Vergnügungen in seiner Jugend. Edelsinn, Tugendhöhe, Charakterstärke und eine, alle Winkelzüge verschmähende, Offenherzigkeit und Gerechtigkeit, machten ihn zu dem freisinnigsten Patrioten, der berufen war, das Gemeinwohl der Nation gegen eine Faktion irregeleiteter Minister zu vertheidigen. Ohne überirdische Gaben zu besitzen, wußte sein tiefsinniger Geist die Zukunft aus der Gegenwart zu erklären. In der Beredtsamkeit war er ein anderer Demosthenes gegen das Oberhaus. Seine reine Sprache, die Würde seiner Aktion und Deklamation bahnte sich den Weg zu allen Gemüthern und riß sie zu dem bezweckten Gegenstande unwillkürlich mit sich fort. Seine Reden trugen nicht das Gepräge der Eleganz und ciceronianischen Correktheit, allein ihre Runde, ihre, allen Putz

und Schimmer verschmähende Einfalt und Deutlichkeit, verbunden mit außerordentlicher Kraftfülle, wirkten so sehr, daß seine Bewunderer seine Reden mit dem Namen verba ardentia belegten.

Chateaudun, 1) Bezirk im französischen Dep. Eure und Loire; 26 QM. groß, mit 55.000 Einw. 2) Bezirks-Hauptstadt an der Loire; Schloß, 925 H., 6200 Einw., mit den beiden Vorstädten und Umgebungen aber 14.700 Einw., welche Serges und Etamines fertigen, Obst bauen und Cider bereiten.

Chateau-Gontier, 1) Bezirk im franz. Depart. Mayenne, von 26 QM., mit 75.000 Einw. 2) Bezirks-Hauptstadt an der Mayenne; Schloß, 700 H., 5900 Einw., welche Serges, Leinwand und Hüte fertigen, Wachs und Leinwand bleichen, mit Getreide, Holz und Eisen handeln; dabei eine Mineralquelle. Hier Schlacht am 26. Okt. 1793 zwischen den Vendeern und Republikanern, wo letztere unter l'Echelle vollständig geschlagen wurden und dieser getödtet ward. Die Vendeer versuchten hierauf die Belagerung von Grandville, die jedoch völlig mißlang.

Chateau-Roux, 1) Bezirk im franz. Dep. Indre, von 47 QM. mit 86.000 Einw. 2) Hauptstadt des Dep. und Bezirk an der Indre; hat altes Schloß, die Departementalbehörden, Friedens- und Handelsgericht, Ackerbaugesellschaft, Bibliothek (8000 Bde.), botanischen Garten, bedeutende Fabriken (80) in Tuch, Droguet und Eisenwaaren, 1220 H. und 11.000 Einw.

Chateauroux (Marie Anne de), Marquise de la Tournelle. Ausgestattet mit einer großen Schönheit und allen verführerischen Reizen, wurde sie, kaum Jungfrau geworden, mit J. Louis de la Tournelle 1734 vermählt. 1742 war sie schon Wittwe und begab sich zu ihrer Tante, der Ducheſſe Mazarin, die sie aber auch bald wieder durch den Tod verlor. Als Ludwig XV. (s. d.) sie bei ihrer Schwester, der Marquise de Mailly, der damaligen Dame seines Herzens, sah, war er so sehr von ihrer Grazie bezaubert, daß er sie zur Herzogin von Chateauroux erhob, zur Pallastdame der Königin ernannte und ihr einen Jahrgehalt von 80.000 Livres aussetzte. Hier wußte sie seine Gunst bald so zu gewinnen, daß sie seinen Willen ebenso leicht, wie sein Herz lenkte. Sie bestimmte Ludwig, mit einem Heere nach Flandern zu ziehen; aber als er auf diesem Zuge zu Metz von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen wurde, gelang es der Hofintrigue, sie von dem Könige zu trennen. Sie reiste nach Paris, wurde von Richelieu aufgenommen und nach Ludwigs Zurückkunft wieder in seine Arme geführt. Ohne ihren Einfluß auf den König zu niedrigen Zwecken mißbraucht zu haben, starb sie 1744. Ihre Briefe, welche 1806 im Druck erschienen, und die sie am Hofe, während der Zeit, als sie die Begünstigte war, geschrieben, enthalten interessante Bemerkungen über die Politik und Kabalen ihrer Zeit, wie über ihre Bemühungen, die Schwäche des ihr ergebenen Monarchen zu einer der Krone würdigen Selbstständigkeit zu erheben.

Chateau-Salins, 1) Bezirk im Dep. Meurthe (Frankr.); hat 19½ QM. mit 61.000 Einw. 2) Hauptstadt darin, an der Seille; hat 2900 Einw. und bedeutendes Salzwerk mit 220.000 Ctn. jährl. Gewinn. In der Nähe Wein-, Safran- und Gemüsebau und Mineralwasser, reich an Kochsalz und kalkhaltigen Salzen.

Chateau-Thierry, 1) Bezirk in dem Depart. Aisne (Frankr.); hat

22 QM. mit 57.100 Einw. 2) Hauptstadt desselben an der Marne; hat altes Schloß, schöne Spaziergänge, 2 Mineralquellen und 4200 Einw., welche Leinwand, Serges und Leder machen. Geburtsort von Lafontaine.

Chatelet, Grand-Chatelet, war das Schloß des Grafen von Paris und daher der Sitz aller königl. Gerichte in der Stadt und Grafschaft, sowie des Lehnshofs. Die Geschäfte des Chatelets wurden durch 5 Amtleute geleitet. Das Gericht bestand aus 56 Räthen, mit 13 Staatsanwälten, 63 Sekretarien, 113 Notarien, 236 Prokuratoren u. s. w., welche Stellen alle käuflich waren. Das Chatelet nahm nach den höchsten Gerichten (Cours souveraines) die erste Stelle ein. Dieses große Chatelet liegt in dem Stadttheile la Ville. Das Petit-Chatelet, das zu einem Gefängniß diente, und in dem Theile, der l'Universite heißt, liegt, ist jetzt zerstört.

Chatelet (Gabriele Emilie de Breteuil, Marquise du) wurde 1706 geboren. Schon frühe zog sie ihre Neigung zu der wohlklingenden Sprache Latiums hin, welche sie unter der Leitung ihres Vaters, des Baron von Breteuil, mit glücklichem Erfolge lernte. Die alten und neuen Classiker waren der vertrauteste Umgang ihrer Jugend und die Lektüre der philosophischen und mathematischen Schriften gewährte ihr die genußreichste Unterhaltung. Der italienischen und englischen Sprache war sie mächtig, und als die Newton'schen Ideen erschienen, übertrug sie dessen „Prinzipien" ins Französische und kommentirte dieselben, sowie sie über das Leibnitz'sche System ihre „Institutions de physique" erscheinen ließ. Mit dem Marquis du Chatelet-Lomont, General-Lieutenant in der königl. Armee, war sie vermählt. 1733 schlug sie in einer Einöde, auf dem Schlosse Cirey in Lothringen, ihren Wohnsitz auf. Hier gewann sie die Freundschaft und Liebe Voltaire's, und das Band, welches Beide umschlang, machte sie während des Zeitraums von 20 Jahren zu unzertrennlichen Gefährten. Er nannte sie sa divine Emilie. Die Bekanntschaft, welche sie mit Maupertuis, J. Bernoulli u. m. A. unterhielt, konnte die Cultur ihres wißbegierigen Geistes nur erhöhen. Sie dichtete mit Eleganz und in einem gefälligen Style. Sie starb 1749 zu Luneville und hinterließ ein „Traité de feu", welcher mit dem Preise der franz. Akademie bekrönt wurde, sowie ein „Traité sur le bonheur", welcher mit einem „Recueil de ses lettres" zu Paris erschien. Die Lobrede, welche Voltaire auf Mad. du Chatelet verfaßt, findet man an der Spitze ihrer „Production des principes de Newton."

Chatellerault (Chatellerand), 1) Bezirk im franz. Dep. Vienne, von 21 QM. mit 48.500 Einw. 2) Bezirks-Hauptstadt, an der Vienne; hat Handelsgericht, Börse, 1580 H., 10.000 Einw., welche gesuchte Messer und Scheeren, ferner Serges, Etamin und Leder fertigen, Leinwand und Wachs bleichen, mit Wein, Eisen und Stahl handeln.

Chatham (Chattam, Chatam), Stadt am Medway, in der Grafschaft Kent (England); eigentlich eine Vorstadt von Rochester, ist befestigt und Hauptstation der Flotte; hat das größte Seearsenal in England, große Schiffswerfte, Marine und Artilleriebaracken und 14.800 Einw., welche sich mit Schiffbau nähren.

Chatillon-sur-Seine, Hauptst. eines Bezirks (37½ QM. mit 50.600 Ew.) des franz. Depart. Côte d'or, an der Seine, welche sie in Chaumont und Bourg theilt, hat ein Schloß, ein Handelsgericht, in 420 H. 4900 Ew., welche Tuch, Wollenzeuch und Mützen fertigen

und mit Eisenblechwaaren handeln. — Chatillon ist merkwürdig durch den Congreß zwischen Napoleon und den verbündeten Mächten, vom 5. Febr. bis 19. März 1814, ohne den Krieg zu unterbrechen, weßhalb wir die gleichzeitigen Kriegsereignisse hier zugleich mit den Verhandlungen darstellen. Chatillon wurde für neutral erklärt. Dieser Congreß setzte die zu Frankfurt a/M. im Nov. 1813 geführten Unterhandlungen fort. Caulaincourt (Herzog von Vicenza) ward von Seiten Napoleons, Castlereagh (großbritann.), Razumoffski (russ.), Stadion (östr.) und Humboldt (preuß.) von Seiten der Verbündeten bevollmächtigt. Nach der Schlacht bei Brienne oder la Rothière (s. Brienne) zog sich Napoleon über Troyes am 8. Febr. nach Nogent an der Seine, 23 Stunden von Paris, zurück. Die Verbündeten hatten ihrerseits in dem Kriegsrathe zu Brienne am 2. Febr. beschlossen, die franz. Armee nicht mit vereinter Kraft zu verfolgen, weil das Land für 2 Heere auf Einer Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel darbot; Schwarzenberg und Blücher trennten sich also, um auf Paris zu marschiren: Jener über Troyes, das er am 7. Febr., Napoleons Heertheile zurückdrängend, besetzte, an beiden Ufern der Seine; Dieser über Arcis und Chalons, um hier die Heertheile von York, Kleist und Langeron aufzunehmen, längs der Aube und Marne nach Meaux hin. Allein Blücher drang, den Marschall Macdonald verfolgend, statt die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, in einzelnen Heerhaufen, wodurch er seine Kräfte zersplitterte, zu rasch durch die Champagne vor. Unterdessen war der Congreß bereits am 5. Febr. eröffnet worden, indem Napoleon sich zur augenblicklichen Auslieferung aller festen Plätze in den von Frankreich abzutretenden Ländern erbot, sobald die Verbündeten ihm einen Waffenstillstand zugeständen. Allein diese verlangten sogleich die vorläufigen Bedingungen eines Friedens zu unterzeichnen, der Frankreich seine alten Grenzen sichere, wenn Napoleon ihnen 6 der wichtigsten Grenzfestungen einräumte. Der Herzog von Vicenza erbat sich eine andere Vollmacht; lange stemmte sich Napoleon gegen Das, was seine Lage erheischte, gegen die Erinnerungen und das Zureden seiner Umgebungen; endlich ertheilte er aber doch seinem Bevollmächtigten den Auftrag, „Die Unterhandlung zu einem glücklichen Ausgange zu bringen, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht, worauf die letzte Hoffnung der Nation beruhte, zu vermeiden.“ Auf diese Art waren dem Herzoge von Vicenza die Hände nicht mehr gebunden und durch jene Vollmacht wurde ihm hinlänglich zu verstehen gegeben, daß Frankreichs Rettung von einem Frieden oder von einem binnen 4 Tagen zu bewirkenden Waffenstillstande abhänge. Auf einen abermaligen Bericht des Herzogs von Vicenza, sich nähern Aufschluß erbittend, entschloß sich endlich Napoleon, durch das alleinige Interesse seiner Herrschsucht bestimmt, Belgien und das linke Rheinufer, Italien, Piemont, Deutschland, Genua ꝛc. preis zu geben. Diese Depesche sollte von ihm den 9., um 7 Uhr Morgens, unterzeichnet werden; allein um 5 Uhr erhielt er einen Bericht über die Bewegungen der russ. und preuß. Armeen. Bei Durchlesung dieses Berichts blitzte ein Lichtstrahl von Hoffnung in ihm auf; der Herzog von Bassano fand ihn ganz in Gedanken darüber vertieft. „Ach! Sie sind es“, sagte der Kaiser, der die Depesche nach Chatillon in seinen Händen erblickte. „Es handelt sich von andern Dingen“, fügte er hinzu; „ich gehe jetzt eben damit um, Blücher mit dem Auge zu schlagen; er

marſchirt über Montmirail; einſtweilen laſſen Sie Caulaincourt mit der Vollmacht, die er hat, zurück.“ Dieß geſchah an eben dem Tage, wo Razumoffski den Congreß einſtellte. Napoleon hatte ſeine Weiſungen ertheilt. Bourmont ward beauftragt, den Uebergang über die Seine zu Nogent zu vertheidigen; Oudinot bewachte die Brücke von Bray. Abends langte Napoleon durch den Querweg zu Sezanne an; er hatte mit ſeiner Armee zwölf ſtarke Lieues zurückgelegt. Er war nur noch vier Lieues von Blücher entfernt, der dem Marſchall Macdonald gegen Meaux hin tapfer nachſetzte. Den 10. Morgens ſetzte ſich der Kaiſer wieder in Marſch: Marmont hatte der ſchlimmen Wege halber eine rückgängige Bewegung gemacht; Napoleon befahl ihm, wieder vorzurücken. Marmont überwältigte die Engpäſſe von Saint-Gond und entriß dem Feinde das Dorf Baye. Nachmittags debouchirte Napoleon zu Champ-Aubert, führte ſogleich ſeine Truppen ins Feuer, warf die ruſſ. Colonnen des Generals Alſuſief, die Brienne vertheidigt hatten, nieder und durchſchnitt Blüchers Armee. Nanſouty verfolgte einen Theil derſelben gegen Montmirail, Marmont den andern gegen Chalons hin. Napoleon blieb in Champ-Aubert und zog die gefangenen Generale zur Tafel. Dem Herzoge von Vicenza, den er von dieſem Erfolge benachrichtigte, empfahl er bloß, bei dem Congreſſe eine minder demüthige Stellung anzunehmen. Marmont hielt Blücher zwiſchen Chalons und Champ-Aubert im Schache. Den 11. ſetzte Napoleon dem General Sacken, der gegen La Ferté marſchirte, und dem General York, der ſich bereits vor Meaux befand, nach; allein auf die Nachricht von der Niederlage bei Champ-Aubert waren ſie wieder umgekehrt und kamen der Schlacht, die Napoleon ihnen brachte, entgegen; ein allgemeiner Angriff entſchied ſolche bald zum Vortheile der Franzoſen. Ney und Mortier nahmen mit der größten Tapferkeit den Meyerhof des Grenaux weg, wo der Feind ſeine Macht concentrirt hatte; er floh in voller Verwirrung Chateau-Thierry zu, in der Hoffnung, an der Marne wieder zu Blücher zu ſtoßen. Allein die bis zu dieſer Stadt verfolgten Ruſſen und Preußen, die keine Zeit gehabt hatten, die dortige Brücke abzubrechen, drangen, vermengt mit der franz. Reiterei, in dieſelbe ein. Mortier warf alle dieſe Flüchtlinge von York's und Sacken's Armee auf die Straße von Soiſſons zurück. Indeſſen hatte Marmont den tapfern Blücher, der durch 2 aus Mainz angelangte ruſſ. und preuß. Corps verſtärkt worden war, nicht länger aufzuhalten vermocht; er hatte ſogar Champ-Aubert räumen müſſen; zuletzt ſah er ſich bis nach Montmirail zurückgedrängt; auf Einmal wandte er ſich wieder um und ſtellte ſich auf der Ebene von Baur-Champs auf; er machte jetzt wieder die Avantgarde, indem er Napoleon mit ſeiner in Schlacht-Ordnung marſchirenden Armee hinter ſich hatte. Es war 8 Uhr Morgens, als Blücher plötzlich von der franz. Reiterei angefallen wurde, die auf die preuß. Quarres losſtürzte, ſie durchbrach, zerſtreute und zum Rückzuge nöthigte, wozu er den Befehl ertheilte. Marmont ſetzte die Verfolgung die ganze Nacht hindurch fort. Napoleon kehrte nach Montmirail zurück, wo er ſein Nachtquartier nahm; er ſandte mehrere tauſend gefangene Ruſſen und Preußen mit den Bulletins dieſer Woche nach Paris. — Die beiden Straßen von Chalons wurden durch die franz. Truppen noch freigehalten; Napoleon mußte jetzt nach den Seineſtraßen, auf denen Schwarzenberg vorrückte, aufbrechen, während Mortier und Marmont noch die Zugänge von Chalons bewachten. Den 15. marſchirte der Kaiſer mit ſeiner Garde

und dem Corps Macdonalds gegen Meaux; er benachrichtigte Victor und Oudinot, daß er den andern Tag über Guignes hinter ihnen debouchiren werde. Den 16. stieß Napoleon auf das Signal ihrer Kanonenschüsse zu ihnen; sie schlugen sich auf der Ebene von Guignes: seine Gegenwart hielt den Feind auf, der ihn nichts weniger als so nahe bei sich vermuthete. Schwarzenberg hatte endlich mit seinem Heere von 150.000 Mann die Brücken von Nogent, Bray, Montereau genommen und rückte ganz unbesorgt auf Nangis los, in der Hoffnung, vor Blücher zu Paris anzulangen; der Wetteifer dieser beiden Generale war jedoch zu voreilig. Den 17. griff Napoleon Schwarzenberg vor Nangis an; die mit dem General Treilhard aus Spanien angekommenen Dragoner trugen zu dem Erfolge dieses Tages bei. Schwarzenberg erlitt die vollständigste Niederlage; Oudinot und Kellermann verfolgten die Russen bis Nogent; Macdonald die Oestreicher gegen Bray hin und Gerard die Baiern, die er bei Donna-Marie und Villeneuve schlug. Victor erhielt den Befehl, sich noch am Abend desselben Tages der Brücke von Montereau zu bemeistern, und Napoleon übernachtete in dem Schlosse von Nangis, im Vertrauen, daß Montereau von seinen Truppen besetzt sey; dieses Punktes versichert, hoffte er Schwarzenberg zu einer regelmäßigen Schlacht zu zwingen. — Begeistert durch die Wiederkehr des Glücks zu seinen Fahnen, schrieb er dem Herzoge v. Vicenza: „Ich habe Ihnen Vollmacht ertheilt, Paris zu retten und einer Schlacht, auf der die letzte Hoffnung der Nation beruhte, auszulenken. Die Schlacht ist geschehen; die Vorsicht hat unsere Waffen gesegnet. Sie müssen immer diese Stelle behaupten, müssen Alles um des Friedens willen thun, allein meine Absicht ist, daß Sie nichts ohne Auftrag von mir unterzeichnen sollen, weil ich allein meine Lage kenne.... Ich will den Frieden ꝛc.“ Napoleon erkannte die ganze Kraft der Vollmacht, weil er sie widerrief; für ihn allein war sie von diesem Augenblicke an nicht mehr vorhanden; allein für seinen Bevollmächtigten dauerte sie noch fort bis zum 21., dem Tage, wo dieses Schreiben ihm zukommen mußte. Es wurde Muth erfordert, den von Troyes aus ergangenen Weisungen Folge zu leisten; England mußte sogleich nach dem Empfange jener unbeschränkten Vollmacht so gestellt werden, daß sein Interesse bei den übrigen Unterhandlungen nicht betheiligt wäre. Hätte den 7., 8. oder 9. der Herzog von Vicenza dem Lord Castlereagh erklärt, daß er des Friedens wegen auf Antwerpen, Belgien und den Rhein verzichte, so wäre der Friede, Razumoffski und Stadion zum Trotze, zu Stande gekommen. Den 8. März war es nicht mehr Zeit. — Während dieser Vorgänge zu Nangis war der Congreß den 17. wieder eröffnet worden und die Bevollmächtigten der Verbündeten legten ihren Entwurf eines Präliminar-Traktates vor. Der Kaiser Napoleon sollte auf die von Frankreich seit 1792 gemachten Erwerbungen, sowie auf die Titel, die von seinem Einflusse auf die jenseits der alten Grenzen Frankreichs gelegenen Länder herrührten, verzichten; Deutschland, Italien, die Schweiz, wurden für unabhängig erklärt; Holland kehrte unter die Herrschaft des Hauses Oranien und Spanien unter jene Ferdinands VII. zurück u. s. w. Ohne Zweifel hätte wohl dieser Präliminar-Vertrag angenommen und von der Vollmacht Gebrauch gemacht werden sollen; überdieß enthielt derselbe, daß zu der Auswechselung der Ratifikationen 4 Tage anberaumt würden. Man weiß nicht, welcher Beweggrund den Herzog von Vicenza bestimmte, sich für die Krone von

Italien, den Prinzen Eugen, den Prinzen Jerome, den König von Sachsen zu verwenden und nicht auf der Stelle zu antworten. 4 oder 5 Tage später hatte er nicht mehr freie Hand; er empfing die Briefe von Nangis vom 17. und dem folgenden Tage, wodurch der Kaiser die unbedingte Vollmacht widerrief. — Der 17. Febr. muß in den Jahrbüchern Frankreichs als ein Unglückstag ausgezeichnet werden. Der Marschall Victor hatte den so bestimmten und so wichtigen Befehl, Montereau einzunehmen, nicht vollziehen können, denn diese Stadt war noch von den Kriegern Würtembergs muthig vertheidigt, die den Rückzug des östreich. Heeres unter Bianchi nach Sens deckten. Den 18. erschien der Marschall vor Montereau und wollte diese Stellung überwältigen. Das Treffen ward allgemein und der Sieg blieb endlich Napoleons Uebermacht, der Nachmittags selbst angekommen war und mit 60 Kanonen die Würtemberger angriff. Gerard, der Vieles zu dem Erfolge beigetragen hatte, erhielt das Kommando über das Corps des Marschalls Victor, welcher Befehlshaber über 2 Divisionen der Garde wurde. — Den 19. erhielt die Armee den Befehl, den Feind gegen Troyes hinzudrängen und das rechte Ufer der Seine zu reinigen. Die Russen und die Verbündeten waren in Flucht. Den 20. befand sich der Kaiser zu Bray, wo Alexander Tags zuvor übernachtet hatte; Abends rückte er in Nogent ein, das Bourmont den 10., 11. und 12. gegen die gesammte Armee Schwarzenbergs so tapfer vertheidigt. Den 22. setzte Napoleon seinen Marsch fort; der Rückzug der Alliirten artete in eine verworrene Flucht aus; 100.000 Mann eilten vor den 40.000 Braven Napoleons, der den Gen. Schwarzenberg zu keiner regelmäßigen Schlacht hatte bestimmen können, Frankreichs Grenzen zu. Den 22. traf die Armee zu Mery-sur-Seine ein; auf der andern erzwang ein feindliches Corps den Uebergang über den Fluß und man erfuhr mit größter Befremdung, daß dieses Corps das von Sacken sey, das zu jener ewigen und tapfern Armee Blüchers gehörte, die allenthalben wieder erstand und aus ihren Trümmern neu hervorzugehen schien. In den Straßen dieser kleinen Stadt entspann sich ein heftiger Kampf mit den Russen; sie wurden daraus verjagt und zogen sich eilends auf die andere Seite der Aube zurück. Unterdessen ward Mery von den Flammen verzehrt und das Hauptquartier nach dem Weiler Chatres verlegt, wo Napoleon die Nacht vom 22. auf den 23. in dem Magazin eines Wagners zubrachte. — Noch als Napoleons Heerlager zu Montereau war, wurde demselben am 19. Febr. Waffenstillstand angetragen, und ein Eilbote aus Chatillon überbrachte ihm den Entwurf eines vorläufigen Friedens, unterzeichnet von sämmtlichen Bevollmächtigten der verbündeten Mächte zu Chatillon den 17. Febr. 1814. Aus dem Umstande, daß dieser Tractat zwischen den Mächten Oestreich, England, Rußland und Preußen, und „Sr. Majestät, dem Kaiser der Franzosen, seinen Erben und Nachfolgern" abgeschlossen werden sollte, sieht man, daß die englischen Bevollmächtigten an keinen besondern Artikel, die Anerkennung von Napoleons Kaisertitel betreffend, gedacht, sondern diesen Titel als schon zugestanden angenommen haben. Die Bedingungen fand der in Paris errichtete Regentschaftsrath, dem der Kaiser den Entwurf mittheilte, annehmbar; allein eine Nebenbestimmung, die von den Verbündeten geforderte Besetzung von Paris bis zum endlichen Frieden, beleidigte Napoleons Würde so sehr, daß er mit dem Ausrufe: „Er sey jetzt näher bei Wien, als die Verbündeten bei Paris!" die Vor-

schläge verwarf, jedoch mit Oestreich besondere Unterhandlungen anzuknüpfen suchte. Eben so wenig nahm er den von den Verbündeten am 23. Febr. wiederholten Antrag eines Waffenstillstandes an, willigte aber ein, daß nach den am 25. Febr. vom Fürsten von Lichtenstein überbrachten Vorschlägen, die Unterhandlungen zwischen Flahault und dem östreich. General Duca, dem Grafen Schuwaloff und dem preuß. General Rauch, in dem Dorfe Lusigny fortgesetzt wurden. Doch sein Versuch, Oestreich von den Verbündeten zu trennen, war vergeblich; der Kaiser Franz schien zwar einer Ausgleichung mit Napoleon nicht abgeneigt zu seyn; allein durch einen Unfall wurde der mit seinen Vorschlägen beauftragte Unterhändler, Baron von Langenau unterwegs aufgehalten, und der für Napoleon günstige Augenblick ging dadurch verloren. Denn die 4 Mächte vereinigten sich bald aufs engste gegen Frankreich zur Herstellung und Behauptung des Friedens durch den, für die Dauer von 20 Jahren, am 1. März abgeschlossenen Tractat zu Chaumont (s. d.), nach welchem sie, wenn Napoleon die ihm gemachten Friedensvorschläge nicht annehme, den Krieg fortsetzen, wenn er sie aber annehme, den Frieden, sowie er von ihnen beschlossen sey, mit vereinter Kraft aufrecht erhalten wollten. — Während dieß geschah, rückte Napoleon, unter beständigen Gefechten, der Hauptarmee nach und besetzte am 25. Febr. Troyes. Blücher hatte sich indeß von Schwarzenberg wieder getrennt und ging am 24. bei Vaudemont über die Aube, um in der linken Flanke des Feindes, wo Marmont und Mortier vor ihm zurückwichen, gegen die untere Marne vorzudringen und sich der aus Flandern heraneilenden Nordarmee zu nähern. Das Hauptheer unter Schwarzenberg aber zog sich bis auf seine zu Langres befindlichen Unterstützungen zurück, so daß nunmehr das östr. Heer von 50.000 Mann im Süden, unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, und das schlesische im Norden, mit Winzingerode's und Woronzoff's Heertheilen der Nordarmee unter Bülow vereinigt, die beiden Flügelheere der Hauptarmee bilden sollten. Anstatt durch ein so unerwartetes Ereigniß niedergeschlagen zu werden, befand sich jetzt Napoleon wieder in seinem natürlichen Elemente, den großen Schwierigkeiten. Die, welche auf das schleunigste überwunden werden mußte, bestand zweifelsohne darin, seinen und seiner Armee Aufbruch zu maskiren, um auf Blücher loszugehen, ohne daß Schwarzenberg bei seiner zurückziehenden Bewegung den mindesten Argwohn von dieser Veränderung haben könnte. Oudinot und Macdonald sollten die Oestreicher im Zaume halten: der Eine schlug sich bereits zu Bar-sur-Aube; der Andere, mit Gerard, ließ längs der ganzen Linie jenes Jubelgeschrei ertönen, das gewöhnlich Napoleons Gegenwart ankündigte. Diese List gelang. Um Mittag war Napoleon zu Arcis; er befand sich jetzt zum ersten Male in dem Falle, zwei Unterhandlungen und zwei militärische Operationen zu gleicher Zeit zu leiten. — Bei seiner Ankunft zu Sezanne erfuhr er den Marsch Mortiers und Marmonts, die nicht zu La-Ferté-sous-Jouarre hatten bleiben können, nach Meaux de Mortier. Meaux, eine Vorstadt der Hauptstadt, mußte gerettet werden. Von Sezanne brach Napoleon nach la Ferté-Gaucher auf. Hier erhielt er verdrießliche Nachrichten: der Feldmarschall Schwarzenberg hatte entdeckt, daß Macdonald und Oudinot ihm allein gegenüber standen und demzufolge zu Bar-sur-Aube die Offensive wieder mit Nachdruck ergriffen; Wittgenstein und Schwarzenberg, die im Treffen verwundet wurden, hatten durch die Masse ihrer

Truppen die ihnen entgegengestellten franz. Corps gegen Troyes zurückgeworfen; Macdonald, der die Wache zu dem Congresse von Chatillon abgeben sollte, mußte gleichfalls der rückgängigen Bewegung gegen Troyes folgen, und Augereau endlich, der zu Lyon den dringendsten Befehl erhalten hatte, in der Franche-Comté wieder zur Armee zu stoßen, bekam das Corps von Bubna, das von Bianchi und das des Prinzen v. Hessen-Homburg zu bekämpfen, welche Schwarzenberg nach Lyon hatte aufbrechen lassen. — Indessen verlor Napoleon seinen Todfeind nicht aus dem Auge. Den 2. März, während die von Blücher zerstörte Brücke von La Ferté-sous-Jouarre wieder hergestellt wurde, machte er in dieser Stadt Halt, um dem Herzoge von Vicenza das Gegen-Projekt, welches dieser Minister als Antwort auf das Projekt der Verbündeten zu einem Präliminar-Traktate von ihm verlangt hatte, zu übersenden. Blücher hatte sich des linken Ufers der Marne bemächtigt und rückte gegen Soissons vor. Alles war gerettet, wenn Napoleon vor Blücher, der in ungangbare Querwege verwickelt war, zu Soissons eintraf. Mortier und Marmont mußten wieder angriffsweise zu Werke gehen. In der Nacht vom 2. auf den 3. über die Marne setzend, rückte Napoleon eilends gegen Chateau-Thierry und auf die Straße von Soissons los, mit Nachdruck auf den Flanken von Blüchers Heer manövrirend, dem der Weg nach Rheims abgeschnitten war. Alles nahm die Richtung gegen Soissons, den Schlüssel zu der Barriere gegen Marne. Marmont und Mortier brachen auf zwei verschiedenen Straßen dahin auf: der Letztere war ruhig wegen des Schicksals von Soissons, das durch eine gute Besatzung unter dem General Moreau und durch neu hergestellte Festungswerke vertheidigt ward. Blücher, von allen Seiten umzingelt, hätte, wenn Soissons im Besitze der Franzosen war, seinem Untergang vielleicht nicht zu entgehen vermocht. Doch zu seinem Glück hatten die aus Belgien eintreffenden Corps der Nordarmee unter Bülow und Winzingerode den 2. März Soissons bedroht und dem Commandanten Furcht eingeflößt, der die Thore der Stadt öffnete. Nach dieser Einnahme und nachdem die Verbündeten die Marne passirt hatten, mußte sich Napoleon in der Geschwindigkeit des Uebergangs über die Aisne bemächtigten. Blücher nahm indeß mit seinem auf 100,000 Mann starken Heere am 4. März eine Stellung bei Craonne und hielt Soissons besetzt, einen von Mortier am 5. auf diese Stadt versuchten Sturm zurückweisend. Napoleon marschirte am nämlichen Tage eilends nach Bery-au-Bac an der Aisne, das der General Nansouty wenahm; nun war der Weg von Rheims nach Laon in der Gewalt der Franzosen. Am 7. griff Napoleon die Generale Woronzoff und Sacken auf den Höhen von Craonne mit solchem Erfolge an, daß die Russen, zwar unbesiegt, jedoch mit einem ansehnlichen Verluste, sich nebst der Besatzung von Soissons in die Stellung von Laon zurückzogen. Der Franzosen mit noch blutigerer Anstrengung errungene Vortheil ohne Trophäen flößte ihrem Herrscher tiefe Betrachtungen ein. Seine nähern Umgebungen richteten ihre Augen nach Chatillon. — Hr. von Rumigny vom geh. Cabinette kam von dort mit Nachrichten von dem Herzoge von Vicenza zu Bray bei Napoleon an. Sie waren ernsthafter Art; man wollte keine Erörterung zulassen; man beharrte auf der Forderung, daß der Herzog von Vicenza die Bedingungen der alten Grenzen Frankreichs unterzeichnen, oder in ein Gegen-Projekt übergehen sollte; außerdem drohte man auseinander zu gehen. Am 8. ging Hr. von Ru-

migny mit einer Vollmacht mit Vorbehalt der Ratifikation an den Herzog ab. — Napoleon traf am nämlichen Tage wieder an der Spitze seiner Heersäulen ein, die im vollen Marsche nach Laon waren. Soissons wurde besetzt, und 3 Stunden von Laon sah sich die Armee durch die Verbündeten aufgehalten, die Meister eines Engpasses mitten unter den Moräſten war. Napoleon wich bis nach Avignon zurück, wo Flahaud ihm die Nachricht von der Abbrechung der Conferenzen überbrachte. Durch Blüchers meisterhafte und kluge Bewegung waren die Angelegenheiten der Verbündeten wieder hergestellt worden, indem Napoleon dadurch ihm nachzufolgen veranlaßt wurde. Am 9. erfolgte die Schlacht bei Laon (vgl. d.), worin Blüchers Heer einen glänzenden Sieg errang, den Napoleons am 10. erneuerter, aber zurückgewiesener Angriff noch entscheidender machte. Marmont's Heerhaufen und die Reiterei unter Arrighi waren beinahe ganz zerstreut oder aufgerieben. Am 11. mußte Napoleon nach Chavignon und Soissons zurückweichen. Blücher rückte ihm nur langsam nach und blieb bis zum 18. März auf dem rechten Aisneufer stehen. Unterdessen hatten 2 Corps, Russen und Preußen, unter St.-Priest und Jagow, Letztere aus den Ardennen kommend, am 12. März das schwach besetzte Rheims erstürmt. Napoleon bahnte sich daher sofort, durch die Wiedereinnahme von Rheims, den Weg nach der Aube hin zum Angriff auf Schwarzenberg, der schon am 14., als er die Kunde von Blücher's Siege bei Laon erhalten, seine Heermassen wieder am rechten Seineufer und die Aube aufwärts nach Arcis hin in Bewegung gesetzt hatte. Am 17. marschirte Napoleon über Epernay nach Fere-Champenoise, wo am 18. Hr. v. Rumigny, von Chatillon kommend, sich einfand. In der Sitzung vom 13. hatten die Bevollmächtigten den Herzog von Vicenza, seines Zögerns müde, in einen Kreis von 24 Stunden eingeschlossen, um sein Gegenprojekt abzugeben. Dieser Entschließung nach war ihr Projekt beinahe ein Ultimatum. Der Herzog von Vicenza begehrte neuen Aufschub; er erlangte ihn, und am 15., dem Tage der entscheidenden Sitzung, legte er ein Gegenprojekt vor, worin keineswegs der von Napoleon selbst den 2. März speciell angegebenen Bewilligungen Erwähnung geschah; er nahm aber für den König von Sachsen das Großherzogthum Warschau, und für die Prinzessin Elisa, den Großherzog von Berg, den Fürsten von Neufchatel und endlich für den Hrn. von Talleyrand die Souveränetäten, wovon sie den Titel führten, in Anspruch. Deßhalb kündigten die Verbündeten am 18. den französ. Bevollmächtigten an, daß die Unterhandlungen durch Das, was Frankreich gethan, beendigt seyen. Den 19. erklärte ihnen der Herzog von Vicenza, „daß er seine Sendung nicht als beendigt betrachten könnte, daß er die Weisungen seines Hofes erwarten müßte.“ Dieß waren die Depeschen von Rheims vom 17. Den 21. verließ der Herzog von Vicenza Chatillon, wo die Bevollmächtigten der Verbündeten noch immer blieben. Napoleons Depeschen waren dem Auditeur Frochat anvertraut worden; unterwegs von alliirten Truppen aufgehalten, konnte er erst d. 21. zu dem Herzog von Vicenza gelangen, und traf ihn einige Meilen von Chatillon. Betroffen von dem Inhalte dieser Depeschen, schrieb er von Joigny aus dem Hrn. von Metternich, „daß er gemäß desselben keinen Zweifel über die Möglichkeit habe, daß man sogar zu Chatillon sich hätte verständigen können.“ Noch war es vielleicht möglich, darauf zurückzukommen; aber am 25. März machten die Verbündeten in einer

Erklärung zu Vitri, also in dem Augenblick ihres Marsches auf Paris, die Gründe, warum sie die Verhandlungen abgebrochen und den Krieg fortzusetzen beschlossen hätten, bekannt. Den weitern Gang des Kriegs erzählt der Art. Paris, Einnahme im J. 1814. S. Pons de l'Herault's Schrift: „Congrès de Chatillon (Paris 1825)", und die in jenem Art. angeführten Werke.

Chatoulle (vom ital. Scatola, Büchse, die Kasse des Landesherrn, die aus seinen Privat- oder Chatoullgeldern, d. i. denjenigen Einkünften besteht, die er nicht in der Eigenschaft des Landesherrn, sondern als Privatmann erhebt. Daher Chatoullengüter, die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann in Rücksicht auf Eigenthum und Benutzung gehören, den Rechten nach andern Privatgütern derselben Gattung gleich sind und verhältnißmäßig dieselben Lasten tragen, wenn sie nicht von dem Landesherrn besonders privilegirt sind.

Chatterpoor (Chatterpur, Geogr.), Stadt im Distrikt Bundelkund der britisch-vorderindischen Provinz Allahabad (Asien), liegt am Gebirge Vindhyá; hat 20.000 Einw., welche lebhaften Handel treiben, und ist Mittelpunkt des Handels zwischen Bengalen und Decan.

Chatterton (Thomas), ein engl. Literator, geb. 1752 zu Bristol. In frühester Jugend gaben ihm seine Lehrer das Zeugniß der Geistesarmuth und erklärten ihn für unfähig, auch das Geringste erlernen zu können. Neugierde war die Veranlassung, daß er lesen lernte. Ein altes Musikbuch, das ihm in die Hände fiel und welches seine Blicke um so mehr auf sich zog, als es mit großen Schriften gedruckt und mit Holzstichen verbrämt war, fesselte seine Aufmerksamkeit so sehr, daß er mit der angestrengtesten Thätigkeit seine Zeit und Kräfte auf Entzifferung dieser Hieroglyphen verwandte. Als er die Bedeutung der Schriftzüge kennen gelernt hatte, gewann er die Liebe zu den Studien, und der Umgang mit den Musen schien nicht ohne Erfolg für ihn zu seyn. In der Armenschule zu Colston, wo mehrere Deklamatorien gehalten und leichte Poesien von den Zöglingen recitirt wurden, war er bloß Zuhörer; selbst zu deklamiren gestattete ihm die Schwerfälligkeit seiner Fassungsgabe nicht. Doch behielt er aus diesen Poesien manche dürftige Züge, die er, wie eine Art Mosaikarbeit, zu einer Satyre verband, womit er einen Methodisten züchtigte, der aus unreinen Absichten seine Sekte verlassen und zu einer andern übergegangen war. Dieses erste Erzeugniß, daß er in seinem zwölften Jahre zu Stande gebracht, ließ ihn einen solchen Werth auf die Schöpferkraft seines Geistes legen, daß er in Ueberschätzung seiner selbst sich zur literarischen Unsterblichkeit bestimmt glaubte. 1766 verließ er die Schule und wurde bei einem Sachverwalter zu Bristol Copist. Seine Nebenstunden verwandte er auf das Studium altenglischer Dialekte, wozu er sich eine Menge Wörterbücher anschaffte. Dieses Mittel leistete ihm treffliche Dienste, als er eine Menge alter Pergamente aufstöberte, welche aus dem 15. Jahrh. stammten und daher in den Wirthschaftsbuden waren verkauft worden. Bei der Einweihung der Bristolsbrücke 1768 benutzte er dieses archivarische Schatzkästlein, lieferte eine Beschreibung derjenigen Mönche, welche zum ersten Male über diese Brücke gegangen, und ließ sie in der Zeitung der Stadt erscheinen. Die häufigen Anfragen, wie er zum Besitze dieser Nachrichten gekommen sey, führten ihn auf den Gedanken, diese Urkunden zu einem einträglichen Geschäfte zu benutzen. Er verfaßte mehrere Werke und schob sie altenglischen

Dichtern, besonders aber dem Namen eines Rowley unter. Um sich an Walpole einen Gönner zu verschaffen, schrieb er an ihn, und legitimirte sein poetisches Genie mit solchen umgetauften Geistesprodukten. Dieser entdeckte den Betrug und schrieb Chatterton unverholen seine Meinung, worüber dieser so aufgebracht wurde, daß er mehrere Selbstmordsversuche unternahm und von seinem Prokurator entlassen wurde. Nun wanderte er nach London und arbeitete an mehreren ephemeren Blättern für die Oppositionspartei. Aber auch dieser Versuch, einen festen Platz im Staate zu gewinnen, schlug fehl; seine Lage wurde noch trauriger, als sein Gönner, der Lordmajor Bedford, starb. Ob er gleich nichts, wie Brod und Wasser genoß, so litt er gleichwohl gar häufig an diesen geringen Lebensbedürfnissen Mangel, und als er einst in mehreren Tagen keine Speise zu sich genommen hatte, vergiftete er sich mit Arsenik (im 18. Jahre seines Lebens, 1770). Seine, unter Rowleys und anderer Dichter Namen, herausgegebenen lyrischen Produkte haben einen Anstrich von tiefer Empfindung und reichhaltiger Phantasie und sind mit seinen Satyren, welche mit echtem Salze gewürzt sind, und seinen prosaischen Schriften 1803 zu London in drei Oktav-Bänden mit Kupfern erschienen.

Chaucer (Geoffrey), von seinen Bewunderern der Morgenstern der englischen Poesie genannt, geb. 1328 zu London, eines Kaufmanns Sohn, n. A. von adeliger Geburt. Er genoß eine liberale Erziehung. Schon in seinem 18. J. zeichnete er sich auf der Universität zu Cambridge durch gelehrte Kenntnisse und poetische Talente aus. Hier schrieb er seinen „Court of love" (Hof der Liebe), das älteste noch vorhandene Gedicht in englischer Sprache, womit er großen Beifall erwarb. Zu Oxford vollendete er seine Universitätsstudien. Nachdem er auf Reisen durch Frankreich und die Niederlande seine Kenntnisse noch vermehrt und einige Zeit die Rechte studirt hatte, begab er sich, dieses Studiums überdrüssig, an den glänzenden Hof Eduards III. Schon als Dichter, Gelehrter und Weltmann beliebt und geschätzt, erhielt er Zutritt in die vornehmsten Gesellschaften und wurde, obgleich er nicht mehr ganz jung seyn konnte, königl. Page. Er stand bei dem Monarchen und vornehmlich bei dessen Bruder, Gand oder Gaunt, dem Herzog von Lancaster, in großer Gunst. Als der Vertraute in der Liebe des Fürsten für seine Nichte, die Herzogin Blanca, besang er ihre Liebe, ihre Vermählung, die Reize und Tugenden der Herzogin. Diese sah jedoch bald in Lady Kathgrina Swynford eine Nebenbuhlerin, mit deren Schwester Philippa sich Chaucer verheirathete. Unter den erwünschten Verhältnissen bekam er nun auch Italien zu sehen. Der König ernannte ihn zum Mitgliede einer Gesandtschaft mit Aufträgen an die Regierung zu Genua. Chaucer machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft Petrarca's und vielleicht auch Boccaccio's. Auch ging er als Commissarius zu Karl V. von Frankreich, um die Erneuerung eines Waffenstillstandes und die Vermählung Richards, Prinzen von Wales, mit der Tochter des Königs zu unterhandeln, womit er jedoch nicht zu Stande kam. Bei seiner Zurückkunft ward er in London als Oberaufseher der Zölle mit einem für die damaligen Zeiten sehr bedeutenden Gehalt angestellt. Aber nach dem Tode Eduards III. erhielt sich Chaucer nur noch kurze Zeit auf dem Gipfel des Glücks. Er nahm die theolog. Meinungen Wiclef's an und trat, wie es scheint, sogar in genaue Verbindung mit demselben. Auch gehörte er zur Par-

tei des Herzogs von Lancaster, Regent während der Minderjährigkeit Richards II. Der Sturz Lancasters nach des Königs Regierungsantritt zog auch den beneideten Dichter in den Strudel der Hofcabalen hinab. Als 1382 durch die Wicleſiten Unruhen in London ausbrachen und dieß eine strenge Verfolgung derſelben veranlaßte, entging Chaucer, der als perſönlicher Freund Wiclef's beim Volke verhaßt war, nur durch die Flucht nach den Niederlanden der Haft. Bei ſeiner heimlichen Zurückkunft wurde er in den Tower gebracht und ſeines Amtes entſetzt, erhielt aber aus beſonderer Gnade des Königs ſeine Freiheit wieder. Er lebte nun auf dem Lande in Dürftigkeit, ſich ganz mit gelehrten Studien beſchäftigend. Als ſein Gönner, der Herzog von Lancaſter, wieder in Gunſt kam, verbeſſerte ſich auch Chaucers Lage. Nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlin vermählte er ſich 1393 mit Katharina Swynford. Chaucer, der ſo nahe mit der königl. Familie verwandt war, durfte nun wieder bei Hofe erſcheinen; Richard II. ernannte ihn zu ſeinem „geliebten Ritter" und gab ihm, wie es ſcheint, ſogar ſein Amt wieder. Nach dem Tode ſeines Gönners zog ſich Chaucer auf ſein Schloß Dunnington zurück. Vom Geräuſche der Welt entfernt, verlebte er hier mehrere friedliche Jahre, einzig mit der Dichtkunſt und den Wiſſenſchaften beſchäftigt. Er ſtarb zu Woodſtock 1400. In der Weſtminſterabtei iſt ſein Grab, wo ihm ſpäter ein Denkmal errichtet wurde. Chaucer gehört unſtreitig zu den hervorſtechendſten und geiſtreichſten Männern ſeiner Zeit. Außerhalb Italien lebte im 14. Jahrh. kein einziger Dichter, der eine ſolche Feinheit des Geſchmacks, im Verhältniſſe zu dem Zeitalter und den Umſtänden, mit einem ſo hellen Verſtande, einer ſo gewandten und biegſamen Phantaſie, einem ſo treffenden Witze und einem ſolchen Talent zur natürlichen Darſtellung vereinigt hätte, als Chaucer. Ihm gelang es zuerſt unter den engliſchen Dichtern, der rohen Sprache, die er vorfand, die Möglichkeit einer harmoniſchen Verſifikation abzulauſchen. Seine große Beleſenheit unterdrückte nicht in ihm die freie Anſchauung der Natur und des wirklichen Lebens. Von ſeinen Poeſien ſind die vorzüglichſten: „Troilus und Creſſida", „The complaint of Mary Magdalen", „The complaint of the black knigt", „The house of fame" u. A. Er ahmte theils den Boccaccio, theils andere minder berühmte Dichter nach. Beſonders ſcheint er aus den Werken der Troubadours geſchöpft zu haben. Die Engländer betrachten ihn als den Erfinder ihres heroiſchen Verſes. Für die erzählende Poeſie war er geboren, und ſeine „Tales of Canterbury" (das berühmteſte ſeiner Werke) ſchrieb er, in der Form des „Decameron" von Boccaccio, jedoch in Verſen, nach vielen Vorübungen, in der vollen Reife ſeines Geiſtes. Seine Charakterzeichnungen ſind voll Wahrheit, Witz und Leben und unverkennbar nach der Natur, zuweilen in ſehr feinen und pikanten Zügen. Unter den Erzählungen ſelbſt behaupten auch die komiſchen in jeder Hinſicht den Vorzug vor den ernſten und rührenden. Seine Proſa iſt der erſte Verſuch in der engliſchen Literatur, die rohe Umgangsſprache zu einer Bücherſprache zu veredeln. Das größte unter Chaucers proſaiſchen Werken iſt das während ſeiner Leidenszeit geſchriebene „Vermächtniß der Liebe", eine Art Nachahmung von Boëthius's Buch „De consolatione", das er in ſeiner Jugend überſetzt hatte. Seine Werke erſchienen zu London 1530, 1542 und 1721 in Folio; in Ta-

schenformat, 14 Bde., 1792; sein Leben gab Godwin heraus (London 1803, 2 Bde. 4.), deutsch in Breyer's „Historischem Magazin" (1805, 1r. Bd.).

Chauchen, Chauken, Chauci, Caicen, Chaucen, großer germ. Volksstamm der Ingävonen, welcher die Küsten des deutschen Meers von der Ems bis zur Elbe bewohnte und in die großen und kleinen Chauchen abgetheilt war, die beide die Weser trennte; doch sind Tacitus und Ptolemäus darin nicht einig, ob die großen oder die kleinen Chauchen das rechte oder das linke Ufer des Stromes bewohnten. Tacitus beschreibt sie als ein edles, den Frieden liebendes, aber den Krieg nicht fürchtendes Fischervolk. Sie waren Freunde der Römer, weil sie Stammfeinde der Cherusker waren, und blieben es selbst nach der Niederlage des Varus; doch ließen sie in der Schlacht auf dem Gefilde Idistawis den umringten Hermann durch. Als die Römer indessen in ihrem Gebiete Festungen anlegen wollten, verjagten sie dieselben und erklärten sich als ihre Feinde, ohne sich jedoch mit den Cheruskern zu verbinden. Unter Anführung des Gannaskus fielen sie 47 n. Chr. in Nieder-Germanien ein; aber Domitius Corbulo führte eine Flotte an ihre Küsten, gegen die sie sich nicht halten konnten. 71 n. Chr. leisteten sie dem Civilis gegen die Römer Hülfe und eine Schaar derselben ward bei Tolpiacum (Zülpich) durch die List der Agrippinenser (Kölner) vernichtet. Im 3. Jahrh. verheerten sie unter der Regierung von Didius Julianus Gallien. Seitdem verschwindet ihr Name aus der Geschichte, und Zosimos kennt sie nur noch als einen Theil der Sachsen.

Chaudet, Wiederhersteller der Bildhauerkunst in Frankreich, wurde 1763 geboren. Der gesunkene Geschmack seiner Zeit, der bei den Bildwerken der plastischen Kunst die Form über dem Wesen vergaß, regte in dem angehenden Künstler eine kühnere Idee an, die ihn auf das Studium der Kunstprodukte des ehrwürdigen Hellas hinführte. Sein erstes Werk, das die Züge der Natur an seiner Stirne trug und dem sein Meißel eine edle Würde und sprechende Einfalt verliehen hatte, kündigte eine Reform des Geschmacks an. Nachdem der 11jährige Künstler den Hauptpreis der Akademie errungen, wanderte er nach Italien, wo ihn zu Rom das Interesse der Kunst mit dem berühmten Drouais (s. d.) in freundschaftliche Verbindungen brachte. In der Bildungsschule italienischer Meisterwerke vervollkommnet, wurde er nach seiner Rückkehr in Paris Mitglied der Akademie. Jetzt entwarf er die grandiöse Idee eines Basreliefs, unter dem Peristyl des Pantheons, welches die Nacheiferung des Ruhms vorstellt und dessen meisterhafte Ausführung ihm das Zeugniß eines genialen Künstlers gab. Zu frühe wurde er durch den Tod (1810) in seinen produktiven Darstellungen gehemmt. In dem Museum Luxemburg und Trianon befinden sich mehrere schöne Werke Ch., wie z. B. la sensibilité, ein junges Mädchen, welches über die Erscheinung der Sensitive, die unter ihren Händen sich zusammenzieht, in Erstaunen und Nachsinnen geräth, u. a. m.

Chaudon (Louis Maieul), ein gelehrter Benediktinermönch im Kloster zu Clugny, das 1787 säcularisirt wurde, geb. zu Valensole den 10. Mai 1737, schrieb Mehreres zu Gunsten der Katholiken, was die Päpste Clemens XIII. und Pius VI. durch 2 an ihn gerichtete Breves ausdrücklich anerkannten. Unter seinen Werken muß das „Nouveau dictionnaire historique" genannt werden (Avignon 1766, in 4 Bdn.); es

erlebte 10 Ausgaben; die 9. zu Paris (1820 fg., in 20 Bdn.) ist wegen Entfernung des Verfassers, der zu Limour in Languedoc wohnte, vom Druckorte, weniger correkt als die frühern Ausgaben. Die 10. erschien zu Paris 1822 fg. in 25. Bdn. Außer andern, meist geschichtlichen und geistlichen Werken hat Chauden auch an dem „Dictionnaire anti-philosophique", sowie an den „Grands hommes vengés", das unter dem Namen des Hrn. von Sablons herauskam, so wie an der „Bibliothèque d'un homme de goût" u. a. Antheil genommen. Er st. den 27. Juli 1830. — Sein Bruder Maieul Chaudon, wie Jener, Mitglied der Akademie der Arkadier zu Rom, Capucinermönch, gab heraus „La vie du bienheureux Laurent de Brindes" (neueste Ausgabe, Paris 1787).

Chaufepié (Jacq. G. de), geb. 1702 zu Leuwarden in Friesland, starb als reform. Prediger an der Wallonen-Kirche zu Amsterdam 1786. Er machte sich in der Literärgeschichte durch seine „Continuation du diction. hist. de Bayle", 4 Bd. Folio, Amsterdam 1739—1756 bekannt. Bayle's „Dictionnaire" vermehrte er mit 14.000 Artikeln, wobei ihm eine englische, vermehrte Uebersetzung des Bayle vortreffliche Dienste leistete. Außerdem besitzen wir von ihm eine Lebensbeschreibung des Pope und eine Uebersetzung der Geschichte seines Vaterlandes aus der holländischen Sprache.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de), der Anakreon der Franzosen, geb. 1634 zu Fontenai aus einer der angesehensten und wohlhabendsten Familien, zeichnete sich früh durch seinen Geist aus und erwarb sich die Achtung und Freundschaft der Herzoge von Vendome, die ihn zum Abt von Aumale und Prior mehrerer Klöster beförderten. Die Einkünfte dieser Pfründen beliefen sich jährlich auf 30.000 Livres. Chapelle war sein Lehrer in der Kunst des Lebensgenusses und der leichten Spiele der Musen. Die Grundsätze, die er in seinen Versen vortrug, würden damals noch großes Aergerniß gegeben haben, wenn er sie nicht selbst für poetische Einfälle erklärt hätte; mit denen es nicht ernstlich gemeint sey. In Verbindung mit geistreichen Männern und Frauen aus der großen Welt, genoß er schwelgerisch, aber in den Schranken des äußern Anstandes, alle Freuden, die ihm seine glückliche Lage gewährte, bis das Podagra 1720 den wollüstigen Lauf seines Lebens unterbrach. Unter allen französischen Dichtern und Schöngeistern erreichte ihn Keiner an Feinheit, Gedankenfülle und an reizender Nachlässigkeit in philosophirenden Versen. Seine Episteln haben denselben Charakter, wie seine leichten lyrischen Spiele. Aber man erkennt auch darin besonders den Freidenker, der seine epikureische Weisheit freilich mit vieler Grazie vorzutragen wußte, und es bedarf nur eines gewöhnlichen kritischen Takts, um sogleich den Ernst der Ueberzeugung da zu erkennen, wo Chaulieu als echter Epikuräer von der Kunst des irdischen Lebensgenusses und von der Eitelkeit der Erwartungen einer Zukunft jenseits des Grabes spricht. Die Rigoristen unter den franz. Kritikern finden Chaulieu's Sprache und Versifikation zu nachlässig und zu unkorrekt. Aber das Verdienst bleibt ihm, in dieser Art von didaktischen Episteln zuerst ein philosoph. Interesse erregt und praktische Lehren, sie mögen moralisch oder egoistisch seyn, mit einer Liebenswürdigkeit, um deren Willen man gern manche Vernachlässigung des Ausdrucks übersieht, in der Sprache der Grazien vorgetragen zu haben. Unter seinen lyrischen Gedichten sind die epi-

grammatischen Rondeaux und Madrigale die besten. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1774, 2 Bde.

Chaumont, Stadt und Hauptort eines Cantons im franz. Dep. Oise mit 1870 Ew. — Hier Quadrupelallianz auf 20 Jahre, worin Rußland, Oestreich, Großbritannien und Preußen, am 1. März 1814, ihre Verträge erneuerten und einander beizustehen und den Weltfrieden zu erzwingen versprachen. Der Vertrag ward von Nesselrode, Metternich, Castlereagh und Hardenberg unterzeichnet und von jeder Macht mit den andern 3 Mächten abgeschlossen. Jede Macht versprach, bis zum Frieden 150.000 Mann zu stellen, und England, den Verbündeten jährlich 5 Mill. Pfund Sterling zu zahlen. Würde eine der Mächte unmittelbar von Frankreich angegriffen, so versprach jede ihr mit 60.000 Mann zu Hülfe zu eilen. England behielt sich vor, sein Contingent in fremden Miethtruppen oder in Geld zu stellen. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht gesehen, wären die frühern Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, seit dem westfälischen Frieden bis zu den Bündnissen, die der Friede zu Preßburg und der von Tilsit anflößten, mit derselben Einsicht geschlossen, mit derselben Eintracht beobachtet und mit derselben Kraft erfüllt worden. Der Vertrag von Chaumont hat daher einen universalhistorischen Charakter. In ihm liegt der diplomatische Schlüssel zu Allem, was damals in Europa Glorreiches geschehen ist; er war Europas Schild im Jahre 1815. Da er jedoch gegen Napoleon persönlich gerichtet war, und Frankreich auf dem Congresse zu Aachen 1818 unter die zur Erhaltung der Ruhe von Europa verbündeten Mächte aufgenommen wurde, so ist er nicht wieder erneuert worden.

Chaumont, 1) Bezirk im franz. Dep. Ober-Marne von 46 QM. mit 77.500 Einw. 2) Chaumont en Bassigny, Hauptstadt des Departements und Bezirks, an der Marne; hat die Departements-Behörden, Handelsgericht, Ackerbaugesellschaft, schöne Anlagen, Bibliothek (26.000 Bde.), Mineralienkabinet, botanischen Garten, Schloß, 1100 H., 6650 Einw., welche Wachs bleichen und Messer schmieden; liegt auf einem Berge zwischen den Flüssen Juine und Marne auf der Hauptstraße von Paris nach Basel.

Chaussée (P. Cl. Nivelle de la), franz. Schauspieldichter, stammte aus einer reichen Familie und wurde 1692 zu Paris geboren. Er vernachlässigte lange Zeit die Ausbildung seiner Talente, welche er von der Natur empfangen hatte, bis La Motte's Paradoxon über die Poesie und Prosa erschienen war. Chaussée nahm die Partei der Versifikation in der Tragödie und schrieb seine „Epître à Clio", welche, obgleich sehr frostig, von seiner Beurtheilungsgabe und dem Scharfsinne seines Geistes zeugte. Erst spät beschäftigte er sich mit Arbeiten für die Bühne. Mit den Lorbeern, welche er damit einerntete, verdiente er sich eine Stelle in der franz. Akademie. Er st. 1754. An die Spitze seiner Komödien kann man die „Ecole des mères" setzen, der erste Versuch vielleicht in den romantischen Schauspielen. Seine „Mélanide" ist voll Gefühl und tief durchdachter Scenen; sein Trauerspiel „Maximinien" zeigt, daß die Tragödie sein Fach nicht war, und „Le prejugé à la mode" fesselt zwar in einigen Stellen die Aufmerksamkeit, leidet aber an frostigen und langgedehnten Tiraden; doch wird der Knoten des Ganzen, welcher darin gut geflochten ist, die Eleganz und Reinheit des Styls, eine ziemliche Anzahl glücklicher Verse und das Feuer, womit die letzten Akte belebt sind,

noch manchem Leser eine vergnügliche Unterhaltung gewähren. Voltaire sagt von ihm, daß er einer der Ersten nach Denen sey, die Genie haben. Sablier hat seine theatr. Werke gesammelt zu Paris 1763 5 Bde. herausgegeben.

Chausséen, Kunststraßen, auch Dammstraßen im weitern Sinne des Worts, nennt man alle, durch die Bemühungen der Kunst entstandene, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten unmerklich etwas abschüssig gehende, mit Gräben versehene, gepflasterte oder ungepflasterte, 30 bis 40 Fuß breite Landstraßen. Kriege mit benachbarten Staaten und Handelsverbindungen machten die Anlage von Kunststraßen schon in den frühesten Zeiten nothwendig. Die Erfindung derselben ist nicht neu; schon die Alten haben deren gebaut, die durch ihre Dauer und Festigkeit noch jetzt unsere Bewunderung erregen. Semiramis nennt die Sage als diejenige, welche in Asien die ersten fahrbaren Wege anlegte; von Xerres weiß man, daß er große Summen darauf verwandte; Herodot beschreibt uns eine Straße in Persien, die von Sardes bis Susa führte, über 400 Meilen in die Länge sich dehnte und in 111 Stationen abgetheilt war; und der carthaginensische Handelsgeist ersann zur Erweiterung des Handels zu Land und zur Erleichterung der Güter- und Fracht-Versendung auf der Achse die sogenannten Kunststraßen. Doch dem weltbeherrschenden Rom bleibt auch hier der Ruhm, den Straßenbau auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erhoben zu haben. Als Roma, d. h. die Göttin der Stärke, mußte es die Züge seiner Heeresmassen in die entferntesten Welttheile zu erleichtern und die Communikation zwischen festen Punkten durch geebnete Wege zu befördern suchen. Der Censor Appius Claudius legte die erste Straße (via Appia, J. R. 442) an, welche von Rom bis Capua führte und in der Folgezeit bis Brundusium gezogen wurde. Domitian knüpfte an diese eine andere an, welche von Sinuessa bis Puteoli führte. Die Censoren Flaccus und Albinus ließen (J. R. 580) die Straßen der Stadt pflastern, die Wege außer derselben mit Sand bestreuen und mit breiten Steinen einfassen. Für die Provinzen wurde unter August in Ansehung der Heerstraßen gesorgt, so daß von der Hauptstadt jeder Provinz nach allen Richtungen Straßen ausliefen, die alle am Ende mit Rom verbunden waren. Legten die Römer irgendwo eine Kunststraße an, so suchten sie ihr eine möglichst gerade Richtung zu geben und die Krümmungen zu vermeiden. Sie trugen zu diesem Zwecke Berge ab, füllten Höhlen und Vertiefungen aus und verbanden Felsenklüfte durch Brücken. In ebenen und trockenen Gegenden dämmten sie die Wege hoch auf, wie man noch jetzt an mehreren Ueberresten von Straßen in Frankreich sieht, die sich 15 — 20 Fuß über das Land erheben und so mehrere Meilen fortgehen. Die gewöhnliche Breite ihrer Straßen belief sich auf 60 Fuß, welche in 3 Theile abgesondert waren. Der mittlere gepflasterte Fuhrweg war etwas erhöht und betrug 20 Fuß Breite, ebenso breit waren die Nebenwege, die an beiden Seiten etwas abhingen und mit Kies bestreut waren. Um dem friedlichen Wanderer seinen Weg auf den Heerstraßen angenehmer zu machen, legten die Römer Tempel, Grabmäler, Villen und Wohnhäuser ihnen zur Seite an. Ihre Hauptzierde waren die Grabmäler, und fast jeder Römer (August's prächtiges Mausoleum erhob sich an der via Flaminia) wählte seine Begräbnißstätte an der belebtern Landstraße. In der Folgezeit kam der Kunststraßenbau allmählig in Verfall. Die niederlän-

dischen Straßen, welche älter als die französischen sind, und sich durch ihre Pracht und Breite auszeichnen, waren die ersten, die man zu Chausséen ausbildete. An sie schlossen sich später England, Spanien, Frankreich und zum Theil auch Deutschland, an. Spanien hat vorzüglich ein Prachtwerk dieser Art in der 8490 Klafter langen und 35 Fuß breiten Straße von der Stadt Guadrama bis nach Altcastilien aufzuweisen. Deutschland wandte erst seit 1759 seine Aufmerksamkeit auf den Straßenbau. Die engl. Chausséen sind an Rang die ersten, und obgleich Oestreich, Frankreich, Spanien und Baiern vorzüglich gebaute Kunststraßen aufzuweisen haben, so werden sie doch von denen der Engländer übertroffen. Die Grundlage der Chausséen bilden große Bruchsteine, von Strebemauern starker Steine dauerhaft eingefaßt, deren Fugen mit kleineren Steinen und Kies ausgefüllt und festgestampft worden sind. Dieser Cubus erhält eine Ueberpflasterung oder wird mit zerschlagenen harten Steinen überfahren und an den Seiten mit Gräben, oft auch mit einem Fußpfade und Bäumen versehen. In Gebirgsgegenden, oder wenn man aus einem Flußgebiet in das andere in der kürzesten Richtung und nicht im langen Thale den Weg angelegt, wird es nothwendig, bisweilen erst eine Tiefe auszugraben und mit Steinen zu füllen, auch 2 Berge durch Schneckenwege oder durch einen kühnen Ueberbau mit hohem Gewölbe zu verbinden. Unsere ältesten deutschen Chausséen, z. B. die nordbaierischen, haben den wichtigen Fehler, daß sie zu viele leicht vermeidliche Krümmungen haben, weil man den alten Straßengrund nicht aufgeben wollte. Je besser die Chausséen sind, desto mehr kann der Fuhrmann laden, und bei aller Kostbarkeit der Anlage, besonders in manchen preuß. Provinzen werden, ungeachtet des bisherigen sehr bedeutenden Chausséegeldes, die Frachten dennoch dadurch wohlfeiler. Für bergige Straßen ist das Pflastern zu theuer, weil es zu oft erneuert werden muß: wohl aber ist in der Ebene, wo viel gefahren wird, theure Pflasterung mit harten Steinen, z. B. Basalt und Granit, wenn sie auch weit herbeigeschafft werden müssen, wohlfeiler, als die kostbare öftere Auffahrung mit leicht zerreiblichen Kalksteinen. In dem tiefen Sande der Mark fährt der Fuhrmann mit seinem kleinen Pferde nur 6 Centner. Auf den gepflasterten Heerstraßen Brabants fährt der Fuhrmann mit einem Pferde 35 Ctn. Die Kohlenfuhrleute, die von Charleroi nach Brüssel fahren, laden hinter 6 Hengste 22,000 Pf. Kohlen. An diesen Zahlen sieht man besser, als an allem Andern, den großen Einfluß, den die Kunststraßen auf den innern Verkehr der Gesellschaft haben. In Frankreich werden die Pflastersteine auf den trefflichen Steindämmen 20 Stunden weit gefahren, um neue Steindämme zu bauen, und in Deutschland klagt man schon, wenn man das Material zu den Chausséen 3 oder 4 Stunden weit holen soll, und nicht mit Unrecht. In Deutschland fehlt der schöne Pflasterstein, der in Frankreich so allgemein ist und vorzüglich in der Gegend von Fontainebleau gebrochen wird. Von ihm ist das Pariser Pflaster. Er ist ein feinkörniger Sandstein, der sich leicht in Parallelepipeda bricht. In England machen die trefflichen Wege, die Schnelligkeit des Fuhrwesens und die Wohlfeilheit desselben, daß in einem Kreise von 10 Stunden um London ein Sechstheil der Bevölkerung immer auf Reisen ist. Die nachahmungswertheste Einrichtung der Chausséen findet man in England, wo nicht nur zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen der Fuhrleute an den Chausséegeldeinnahmen eingeführt, sondern auch die für die Unterhaltung und

Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden ist, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und alle Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgleise und das Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, den zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelle Ausbrechung auf die Chaussée vorzufahren. Jetzt baut man in England Chausséen mit Steinschutt. Die Steine werden nämlich zerschlagen und auf den vor dem Eindringen des Wassers gesicherten Erdgrund dann einige Zoll hoch aufgeschüttet, die Lücken aber nach und nach stets mit solchem Schutt ausgefüllt, bis das Ganze ein fester gewebter Damm wird. Dieser von Mac Adam erfundene Chausséebau ist auch in Rußland, Frankreich und Deutschland versucht worden. In den Städten sind alle stark stäubenden Chausséen ohne Pflasterung unpassend, weil die Unterhaltung zu kostbar und die Kalkstäubung der Gesundheit nachtheilig ist. Die Gesundheitspolizei der größern Städte möchte daher ihre Fortdauer, wo sie eingeführt wurden, abschaffen. So lange indeß die Bedeckung der Straßen bloß aus zerreibbaren Materialien besteht, welche nie eine ganz glatte, feste und zarte Oberfläche bilden können, sind alle Verbesserungen des Fuhrwesens unzureichend. In England hat man deßwegen die Eisenbahnen (s. d.) oder Geleise von Gußeisen erfunden. In steinarmen Gegenden kann das zu Jägerndorf in Schlesien von Blumenwitz zuerst angewandte Verfahren, Kunststraßen zu bauen, nachgeahmt werden. Er hat die üppige Reproduktionskraft der Weiden benutzt, um nach Art des Faschinen- und Dammbaues von den Zweigen derselben lebendige Straßen anzulegen, die weit wohlfeiler als Chausséen sind. Der Landesherr hat in jedem Staate das Recht, 1) daß er bei Anlegung einer Chaussée durch jedes liegende Güterstück brechen kann; 2) zur Deckung der gehabten Anlagen, das sogenannte Chausséegeld zu fordern; 3) die Weite des Wagengleises nebst der Radfelgen zu bestimmen und die Sperrketten zu verbieten; und 4) das Gewicht festzusetzen, was an Fracht auf Lastwagen nach der Zahl der Pferde geladen werden darf. Dabei liegt ihm die Sorge ob, die Landstraßen in einem fahrenden Zustande zu erhalten. Zu diesem Behufe ernennt er eine eigene Kommission und bestellt gewisse Wegwärter, welche die verursachten Gleisen und Vertiefungen auf der Stelle wieder ausfüllen.

Chaur (la) de Fonds, Mairie und Dorf in der Grafschaft Valengin im schweizerischen Canton (zugleich preuß. Fürstenthum) Neufchatel in einem langen, rauhen, zum Ackerbau untüchtigen, aber für Viehzucht und den daraus entstehenden Käsehandel wichtigen Thale, welches 1732 Fuß über dem neufchateler See liegt. Die Bevölkerung des zerstreuten, aber schön gebauten Dorfes beträgt 5800 Ew., darunter an 400 Uhrmacher (die mit denen im benachbarten Dorfe Locle [5000 Ew.] jährlich, ohne die Pendeluhren, über 40.000 goldene und silberne Taschenuhren verfertigen) und 600 Spitzenmacherinnen. Jede Classe von Uhrenarbeitern verfertigt nur einzelne Theile; Einige Räder, Andere Federn, wieder Andere zur Kunst nöthige Maschinen und Werkzeuge. Auch die künstliche Einrichtung großer Mühlenwerke an einem kleinen Bache ist sehenswerth. In la Chaur de Fonds wie in Locle findet man eine pariser Modehandlung, Buchdrucker, eine Buchhandlung und Banquiers. Das Dorf Fleurier ist der Hauptsitz des Spitzenhandels.

Chaves, feste Villa in Portugals Provinz Traz os Montes, an

Galiciens Grenzen, an der Tamega, über die eine altröm. Brücke führt, hat eine Citadelle, 2 Forts, 2 Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten, 680 H. und 3700 Einw., warme, schon den Römern bekannte Bäder, in einer höchst fruchtbaren Gegend.

Checks nennt der Engländer seine Anweisungen auf solche Personen (Bankers, in Holland Cassiers genannt), denen er die Einziehung seiner Gelder und Wechsel gegen Provision überträgt, und wobei er, vermöge dieser Checks, über gedachte Gelder und Wechsel wieder verfügt. Die Checks-Quittungen zirkuliren als baares Geld in den Wechselbezahlungen, sowie im gemeinen Leben, und sie werden eines großen Zutrauens gewürdigt, weil ihre Bezahlung vom Banker so selten verweigert wird. Da der Regreß gegen den Aussteller, falls der Banker fallirt, eigentlich nur 3 Tage nach dem Datum der Ausstellung zulässig ist, so verlieren die Checks an ihrer gerichtlichen Kraft, wenn sie lange gelaufen sind; kommen sie inzwischen in die Hände eines andern Bankers, so werden sie noch den nämlichen Tag verrechnet, weil in London, sowie in Amsterdam, die Bankers oder Cassiers ihre für gültig angenommenen Quittungen täglich gegen einander austauschen und das Fehlende oder den Ueberschuß sich zahlen zu lassen oder selbst auszuzahlen pflegen. — 2) Leinwandartige, blau- und weißgewürfelte Gewebe, die häufig in England, Sachsen, Schlesien und Böhmen verfertigt werden und vorzüglich stark nach Westindien und Amerika gehen. Es gibt deren verschiedene Sorten, ganz von Baumwolle (cotton-checks), ganz von Linnen (linnen-checks) und von beiden gemischt (mixed checks).

Chelmsford, Mrktfl. in der engl. Grafsch. Esser, am Zusammenfluß des Chelmer und Cann, aus 4 Straßen bestehend, die 893 H. und 4994 Einw. fassen. Sie ist der Sitz einer ökonom. Gesellschaft, hat eine 300 J. alte Kirche, ein prächtiges Grafschaftshaus, ein nach Hogarth's Plane eingerichtetes Gefängniß, ein gut gebautes Theater, Baracken für 400 Mann. Jährlich werden 2 Viehmärkte gehalten.

Chelsea, Dorf in der Grafschaft Middleser (England) ganz nahe an Westminster (London); hat schöne Straßen und schöne Landhäuser, großes Militärhospital für 336 Invaliden, Militärwaisenhaus für 1000 Kinder, Erziehungsinstitut für 30 Invalidenkinder, berühmten botanischen Garten, Schule für junge Seeleute, Gemäldesammlung, Wasserkunst für London, bedeutende Töpfereien und 3602 H., 26.500 Einw.

Cheltenham, Marktfl. in der engl. Grafschaft Glouceſter, liegt am Chelt; hat eine schöne Kirche, Charitéschulen, ein Theater, Spaziergänge, Mineralwasser und berühmtes Bad (jährl. 4000 Gäste) u. 4000 Einw.

Chemiatrie (vom gr., Med.), Heilung von Krankheiten nach Ansichten, daß es dabei wesentlich auf Umwandlung krankhafter Stoffe im thierischen Körper durch geeignete Mittel ankomme, die chemisch eine zur Gesundheit führende Verbindung mit jenen eingehen. Durch Verfolgung dieser Ansichten, die, als im 14. Jahrhundert die Chemie die Gestaltung einer eignen Wissenschaft zu gewinnen anfing, allmählig Oberhand über andere bekamen, ward das chemiatrische System in die Medicin eingeführt, das besonders durch Franz de la Boe, genannt Sylvius (s. d.), unter Benutzung der von van Helmont und Carteſius verbreiteten Theorien, als Lehrsystem aufgestellt wurde. Ihm war besonders die van Helmont'sche Theorie der Gährungen untergelegt; die Säfte des Körpers bekommen nach solchen durch chemische Veränderungen Schär-

fen, als deren Hauptarten die saure und alkalische aufgestellt wurden. Zur Verbesserung dieser und zur Bewirkung einer angemessenen Fermentation im Körper wurden nun hiernach meist chemisch bereitete Medicamente dargereicht. Dieß System ward, unter allerlei Modificationen, von den Aerzten, die sich zu ihm bekannten (Chemiatriker), verschiedentlich ausgebildet; Guy Patin, le Vasseur, Johann Pascal, R. Vieussens, waren in Frankreich, W. Charleton, Th. Willis, Joh. Floyer in England, Corn. von Bontekoe in Holland, Ol. Borrich, Th. Bartholin in Dänemark, Otto Tachenius, Wedel, Ettmüller, Doläus in Deutschland, Lucian Tozzi, P. Sacchi in Italien, Hauptstützen desselben und fanden überall zahlreiche Anhänger, bis solches endlich vorzüglich durch die von H. Boerhaave in Holland, Fr. Hofmann in Deutschland, Th. Sydenham in England u. A. aufgestellten reineren und besonders auf dem Wege der Erfahrung gewonnenen Grundsätze der rationellen Medicin verdrängt wurde; wogegen aber, unter den Umformungen der Chemie der neueren Zeit, vielfach auch, und zum Theil nicht ohne Glück, Versuche gemacht wurden, ein chemiatrisches System auf sicherere Grundlagen aufzustellen, besonders in der Periode der antiphlogistischen Chemie (s. d.), wo die Unterscheidung der vier Grundstoffe in der Natur, als Sauer-, Stick-, Wasser und Kohlenstoff, ebenso in den ätiologischen Theil der Pathologie, als in die Arzneimittellehre, in Aufstellung von sauerstoff-, stick-, wasser- und kohlenstoffhaltigen Mitteln Eingang gewann. Fourcroy, Cruikshank, J. Blair, Beddoes, Baumes, und in Deutschland Brandis, Reil, Ackermann, Reich u. A. haben zur Verbreitung dieser neuen Lehre vorzugsweise gewirkt. In der neuesten Zeit ist die Homöopathie mit der seit 22. Jahrh. unter mancherlei Formen bestehenden Hippokratischen Medicin in Opposition getreten, und dem Laien wird die Wahl immer schwerer, welcher Heilmethode oder welchem Arzte er sich in Krankheitsfällen anvertrauen soll. (s. Homöopathie).

Chemie (chemia, chimia, chymia, vom arab.) Der Begriff der Chemie ist schon bei der allgemeinen Betrachtung der Theile der Naturkunde dahin festgesetzt, daß sie die Zerlegung der körperlichen Gemische, in Hinsicht des Qualitativen und Quantitativen ihrer Bestandtheile und die Verbindungsarten derselben zum Gegenstand habe. Hiernach ergeben sich auch die besondern Theile dieser Wissenschaft, welche von ihrer Anwendung auf gewisse Gegenstände und der vielseitigen Benutzung der chemischen Produkte oder Edukte abhangen. Die allgemeine Chemie, welche die Mittel zu den Zerlegungen der Gemische, so wie zu ihren künstlichen Zusammensetzungen liefert, beruht, wie alle Naturforschung, auf Versuchen und Erfahrung, und alle daraus gezogene Regeln finden auch hier ihre Anwendung. Erwägt man die unendliche Menge von Körperarten und die unzähligen Verschiedenheiten ihrer Mischungen, so wird es schon von selbst erhellen, daß die Kenntniß der Zerlegungs-Mittel auch bei den größten Fortschritten begrenzt bleiben müsse und man immer in dem Fall seyn wird, solche Mischungen, welche man nicht zu zersetzen im Stande ist, so lange für einfache Grundstoffe zu erklären, bis uns ihre Zerlegung durch weitere Erfahrungen möglich wird. Die chemische Analyse oder Zerlegung der Körper wird nun besonders dadurch in ihrer Richtigkeit bestimmt, wenn man durch Verbindung der gefundenen Bestandtheile, oder durch die Synthese, den Körper wieder darstellen kann. Inzwischen bleibt in sehr vielen Fällen die Synthese

unmöglich, wenn man den Weg, den sich die Natur zu diesen Verbindungen bedient, noch nicht kennt, oder man solchen durch die Kunst nicht erreichen kann, besonders, wenn sie von einer gewissen Organisation abhangen. — Die Vervollkommnung der chemischen Zerlegungen hat sich bisher für alle übrige Theile der Naturkunde von dem wichtigsten Einflusse gezeigt, da sie in der vollständigern Darlegung der Bestandtheile der Körper die Kenntniß derselben so beträchtlich erweitert und mit neuen Substanzen und deren mannigfaltigem so wichtigen Gebrauche bekannt macht. Welche wichtige Erweiterungen hat nicht die Physik durch die vollständigern Untersuchungen der Grundstoffe der Körper und der Gasarten, in der genauern Kenntniß der atmosphärischen Luft, welche man bloß als eine elastisch-flüssige, drückende Materie betrachtete, erhalten; und ebenso sind die Begriffe vom Wasser, den Dünsten und vielen andern Gegenständen allein durch die Chemie berichtigt worden. Von gleicher Wichtigkeit beweist sie sich auch für die Naturgeschichte, wo sie allein durch die Zerlegung der organischen und unorganischen Körper ihre Natur genauer entwickelt und sie in ihrer vielfältigen Benutzung bestimmt. — Nach der chemischen Zerlegung eines Körpers bleibt inzwischen die Bestimmung der Bestandtheile desselben noch insofern mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, wenn, wie bei den Verbrennungen, den Gährungen der Fäulniß, durch Wärme, Hitze und Zutritt der Luft neue, nicht vorhanden gewesene, Verbindungen vor sich gehen. Vorzüglich trifft dieser Umstand bei den Untersuchungen vegetabilischer und thierischer Körper ein, welche zur Zersetzung der Luft so geneigt sind; daher er, statt daß die reine Analyse bloße Edukte darzulegen hätte, durch Vereinigung mit den Grundstoffen der Atmosphäre mehr oder weniger neue Produkte erzeugen kann. Nach den gegenwärtigen Kenntnissen von den Grundstoffen der Körper und den Gasarten läßt sich inzwischen bei vielen solcher entstandenen Mischungen schon abnehmen, mit welchem eigentlichen Bestandtheile des Körpers sich Feuerstoff, Stick- oder Salpeterstoff u. a. verbunden haben. Mit viel größerer Schwierigkeit sind dagegen solche durch Wärme allein, oder unter dem Zutritt der Luft erregten Affinitäten verbunden, welche in den entstandenen Produkten oft nicht so bestimmt auf die ersteren Verbindungen der Bestandtheile schließen läßt, wo alsdann Untersuchungen auf andern Wegen weitere Aufschlüsse liefern müssen. Daher ergibt sich auch die gänzliche Unmöglichkeit einer chemischen Untersuchung bei liquiden flüssigen Gemischen, wie Wein, Bier, Wasser u. dgl., wo sich die Mischungen einer jeden so zersetzen, daß man zwar Produkte erhält, aber nicht das Quantitative der eigentlich zusammengemischten Flüssigkeiten. Die Hülfsmittel zur Zerlegung der Mischungen lassen sich 1) in mechanische und 2) in eigentlich chemische unterscheiden. Jene betreffen die Vorbereitungen zu den übrigen Arbeiten, in Hinsicht der Zerstückung und Pulverung der verschiedenen Körperarten, die Scheidung der feinern und gröbern Theile, das Waschen, Schlemmen, das Filtriren, das Auspressen, Aussüßen u. dgl., sowie die Bekanntschaft mit den chemischen Werkzeugen. Bei den eigentlich chemischen Arbeiten kommen aber vorzüglich die Affinitäten in Anwendung, wohin die Wirkungen des Feuers und die hierzu nöthigen Einrichtungen der Oefen, die Auflösungen, Niederschlagungen, die Abdampfung, Krystallisation, die Digestion und Destillation, die Sublimation, Formentation, die Schmelzungen, Oxydationen und Desoxydirungen der Metalle gehören.

Jede von diesen Arbeiten erfordert nun eine gedoppelte Hinsicht, insoweit nämlich die Apparate und Einrichtungen den chemischen Zwecken angemessen sind, oder welche Veränderungen sie zu der Anwendung im Großen bei Fabriken oder Gewerben erfordern. Das Studium der Chemie legt nun vorzüglich die Bekanntschaft mit den Grundstoffen der Körper und deren mannigfaltigen Verbindungen zum Grunde, sowie auch Uebungen in den chemischen Arbeiten selbst. Die meiste Schwierigkeit für den Anfänger findet sich unstreitig darin, daß oft eine Menge wesentlich verschiedener Gegenstände durch äußerliche Kennzeichen nicht so leicht zu unterscheiden ist und ihre eigentlichen Kennzeichen sich bloß aus den Verhältnissen zu andern Körpern ergeben. So sind die Gasarten in ihren Recipienten gar nicht von einem bloß mit atmosphärischer Luft gefüllten Gefäße zu unterscheiden und es ist der Chemiker selbst genöthigt, solche Gefäße ihrem Gehalte nach zu bezeichnen. Die gänzlich reinen Säuren, die Alkalien in ihren Auflösungen, der Alkohol, auch viele metallische Auflösungen, sehen wasserklar und ungefärbt aus, die reinen Erden haben durchgängig eine ganz weiße Farbe, sowie die Salze, wenige gefärbte ausgenommen, sich in jener Farbe ähnlich sind und nur durch die Form ihrer Krystalle unterschieden werden können. Dagegen zeigen manche Körper unter verschiedenen Concentrationen, wodurch sie gleichwohl nicht so wesentlich voneinander unterschieden sind, auffallend abänderliche Farben, wie die Schwefelsäure, besonders aber die Salpetersäure, sodaß man von den Farben in vielen Fällen keine zuverläßigen Kennzeichen abnehmen kann. Jene Beschwerlichkeiten vermindern sich aber, sowie man nach mehreren äußerlichen Kennzeichen, durch weitere Uebung, mit jenen sich so ähnlichen Materien bekannter wird. Außerdem, daß die Verbindung der übrigen Theile der Naturkunde mit der Chemie wegen ihres wechselseitigen Einflusses auf einander so nothwendig wird, kommt auch die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Chemie um so mehr in Erwägung, da das Quantitative der Bestandtheile ein Hauptgegenstand derselben ist und mathematische Kenntnisse hier nicht vermißt werden können. Die Reduktionen der Mischungsverhältnisse auf verschiedene Massen, die Bestimmungen der eigenthümlichen Gewichte, der specifischen Wärmen, der Volume, die Beurtheilung der Krystallisationen nach ihren Grund- und abgeleiteten Formen, die zweckmäßige Einrichtung der erforderlichen Apparate, u. m. a. Vorfälle, fordern unbedingt die Hülfe der Mathematik. Man hat die Chemie in verschiedene Zweige gesondert: a) in rein theoretische, welche eigentlich allgemeine Naturlehre, nur von einer eignen Seite der Betrachtung ist; sie verfolgt die Naturkörper jeder Art, mittelst der chemischen Analyse, bis zu ihren Grundstoffen (chemischen Elementen), bei denen auf dem Wege des Experiments ihre Untersuchungen enden, und verbindet verschiedenartige Stoffe, unter Benutzung chemischer Auflösungsmittel, so lange es ihr gelingt, Stoffe mit neuen Eigenschaften zu erhalten, oder chemische Produkte zu gewinnen; b) in angewandte Ch., wo die chemische Procedur im bestimmten Zweck vorliegt: aa) entweder Naturkörper gewisser Art ihren Stoffen nach kennen zu lernen; hiernach zerfällt sie, je nachdem sie thierische Stoffe, Pflanzenstoffe oder Fossilien zum Unterscheidungsgegenstande hat, noch a) in Zoochemie; b) Phytochemie; c) Dryktochemie, der man d) die pneumatische und meteorologische Chemie beifügen kann, oder bb) für gewisse Lebenszwecke sie zu benutzen. Hiernach unterscheidet man: a) me-

diciniſche Chemie, welche im Allgemeinen für ärztliche Zwecke cultivirt wird; aa) als mediciniſch-polizeiliche Chemie, welche der Erhaltung des allgemeinen Geſundheitswohls förderlich iſt; bb) als mediciniſch-gerichtliche Ch., die benutzt wird, um einen zweifelhaften Stoff in mediciniſch-gerichtlichen Fällen, in Bezug auf ſeine Schädlichkeit, ſeiner eigentlichen Natur nach auszumitteln; cc) als pharmaceutiſche Ch., die beſonders die kunſtmäßige Zubereitung von Arzneien lehrt; b) ökonomiſche Ch., welche insbeſondere die Anwendung chemiſcher Kenntniſſe auf die Oekonomie betrifft, wovon die Agriculturchemie (ſ. d.), für den Landwirth, ein Hauptzweig iſt; c) techniſche Ch., welche die in Künſten und Gewerben zuläßige und erforderliche Benutzung chemiſcher Kenntniſſe zum Gegenſtande hat; ſie verzweigt ſich ins Unendliche. Hauptunterſcheidungen ſind: aa) Steinchemie (Lithurgie), bb) Glaschemie (Haalurgie), cc) Salzchemie (Halurgie), dd) metallurgiſche Chemie (Metallurgie, Hüttenkunſt), ee) dokimaſtiſche Chemie (Probierkunſt), ff) Gährungschemie (Zymotechnie), gg) Feuerchemie (Phlogurgie), hh) Farbenchemie (Chromurgie).

Schon in den älteſten Zeiten hatte man chemiſche Kenntniſſe, aber eine wiſſenſchaftliche Form gab man ihnen erſt ſpät. Bedürfniſſe und Erfahrung waren auch hier die Lehrerinnen des Menſchen, der ſo lange verſuchte und forſchte, bis er entdeckte oder ein günſtiger Zufall ihm Aufklärung gab. Aus dem grauеſten Alterthume haben ſich Beweiſe ſinnreicher chemiſcher Erfindungen erhalten; das Einbalſamiren der Leichen, das Glasmachen, das Brotbacken, die Bearbeitung der Metalle ſind chemiſche Operationen, welche die Neuern nicht erfunden, wohl aber mit Hülfe ihrer Theorie vervollkommnet haben. Bei allen ihren techniſchen Kenntniſſen hatten die Alten keine klare Vorſtellung von dem Warum, und ihre Erklärungsarten davon blieben weit hinter den andern Wiſſenſchaften zurück. Als die Philoſophie in Griechenland ſchon ausgebildet war, finden ſich bei denſelben Schriftſtellern über techniſche Operationen oder Naturerſcheinungen nur Träume und ſchwankende Ideen. Unter den erſten römiſchen Kaiſern wurden mehrere chemiſche, techniſche und pharmaceutiſche Zubereitungen bekannt (Bleiweiß, Eiſenvitriol u. A.). Allmählig verbreitete ſich von Aegypten aus der Glaube, unedle Metalle in edle verwandeln zu können. Mit dem 3. Jahrh. n. Chr. hob nun die vorbereitende Periode der Chemie, die alchemiſche, an. Die Araber verbanden damit beſonders das Bemühen, chemiſche Produkte als Geſundheitserhaltungs- und als Heilmittel zu gewinnen. Sie gaben der Wiſſenſchaft zuerſt den Namen: al Chemie (vgl. Alchemie). Dſchafar (Geber) im 8. Jahrh. wies ihr ſchon die rechten Grenzen an; dabei war er im Beſitz der wichtigſten chem. Entdeckungen. Nach ihm waren noch als Chemiker Ebn Zohr (Avenzoar), Ebn Roſch (Averroes), Abul Caſem (Albucaſis) u. A. berühmt; es iſt aber nicht bekannt, ob ſie eigenthümliche Verdienſte um die Wiſſenſchaft ſelbſt hatten. Ueberhaupt ſammelten und ordneten die ſpätern Araber nur, mit mehr oder weniger Sorgfalt, die Entdeckungen ihrer Vorgänger und, da ſie größtentheils Aerzte waren, vorzüglich die, welche auf ihre Kunſt Beziehung hatten. Im 14. Jahrh. gab es ſchon mehrere Aerzte, welche die Bereitung der Arzneimittel aus Mineralien nach chemiſchen Gründen vortrugen; die Schmelzhütten, die Metall- und Töpferfabriken, die Glas- und Spiegelhütten, die Alaun-, Vitriol- und andere Siedereien, die Fär-

bereien und Apotheken kamen zu wichtigen Verbeſſerungen. An der Spitze der damaligen Chemiker ſteht der excentriſche Raym. Lullus (vor 1315), deſſen Schriften wenigſtens ſchon den Samen zu vielen neuern chemiſchen Erfindungen enthalten. Hat er noch nicht den Weingeiſt gekannt, ſo war doch gewiß Arnold von Villa nova (vor 1313) der Erſte, der ihn deſtillirte; zwar wie Lullus ein Alchymiſt, aber von gebildeterm Geiſte, mannigfaltigern Kenntniſſen und dabei ebenſo reich in chem. Entdeckungen. Mit dieſen beiden Vorläufern der neuern Chemie theilten die noch etwas ältern Naturkenner, Albert der Große und Roger Bäco, das Verdienſt, Manches in dieſem Theil der Naturkunde entdeckt und frühere Erfindungen fortgepflanzt zu haben; ſo wenig ſie aber die Verdienſte der beiden Erſtern erreichten, ſo ähnlich waren ſie ihnen in dem Glauben an alchymiſtiſche Grillen. Noch bei andern Schriftſtellern, wie bei Thomas von Aquino, Peter von Apono, Petrus Hiſpanus (Papſt Joh. XXI.) u. A., kommen gelegentlich gute chemiſche Kenntniſſe vor. Aber der theoſophiſche Mißbrauch, welcher mit dürftigen Erfahrungen in der Chemie getrieben wurde, und lang fortdauernde Abhängigkeit derſelben von der Medizin hielten ihre wiſſenſchaftliche Geſtaltung bis ins 18. Jahrh. auf. Bedeutung hat, was Georg Agrikola (ſt. 1555) für Metallurgie leiſtete. Seine Schriften in dieſem Fache waren verſtändlich, belehrend und voll eigener Erfahrung. Paracelſus (ſt. 1541) bereicherte, trotz ſeiner myſtiſch überſpannten Geiſtesrichtung, die Chemie mit wichtigen Entdeckungen und weiter führenden Verſuchen, und ſie gewann durch ihre engere Verbindung mit der hypermetaphyſiſchen Medizin eine fruchtbare und ſpäterhin immer richtiger gewürdigte Wirkſamkeit. Unter ſeinen zahlreichen Schülern verdient van Helmont (ſt. 1644), der Begründer der pneumat. Chemie, deſſen Anſicht vom Feuer und von Luftarten beachtungswerth erſcheinen, ausgezeichnet zu werden. Manche unter den chemiſchen Aerzten reinigten die Theorie durch das Galeniſche Syſtem, die Ungereimtheiten der Paracelſiſchen Schule weglaſſend. An ihrer Spitze ſtand D. Sennert (ſeit 1611); dann der augsb. Arzt R. Minderer (1617) und der marburger Prof. J. Hartmann (1631). Glauber erfand um 1652 das nach ihm benannte Salz; Becher, ein Chemiker, voll Sagacität, erforſchte zuerſt die Natur und Wichtigkeit des phlogiſtiſchen Principiums und erfand die Polycreßpillen (vor 1682); Seb. Brand und Joh. Kunkel von Löwenſtern (vor 1703) erfanden den Phosphorus, Jener überhaupt, Dieſer ſeine Zubereitung aus Urin; Letzterer entdeckte auch die Bereitung des porzellanartigen und rubinrothen Glaſes. Einzelne gute Wahrnehmungen, Verſuche, Entdeckungen, techniſche Methoden, brachten in Umlauf: J. Mayow (ſt. 1697), Denys Patin (ſt. 1709), berühmt durch ſein New digestor. Syſtematiſche Ordnung herrſcht in den Schriften Barners (ſt. 1689), Le Merys (ſt. 1715) und Hombergs (ſt. 1715). Das bedeutendſte Verdienſt erwarb ſich Boyle, durch vernunftmäßige Beſtreitung der Alchymie und durch Entwerfung der Grundzüge zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Chemie. Boerhaave, der Schöpfer der philoſophiſchen Chemie, Hoffmann u. m. A. bereicherten durch fortgeſetzte mannigfaltige Unterſuchungen die Wiſſenſchaft und ſtellten ſie in Lehrbüchern dar. Vor allen andern Nationen haben im 18. Jahrh. die Deutſchen ſich in der Chemie ein ehrenvolles Andenken geſtiftet. Becher's fruchtbare Ideen weckten Stahl's Genie, der zuerſt alle chemiſchen Erſcheinungen von einem allgemeinen thätigen

Prinzip abzuleiten versuchte. Er nannte dieß Phlogiston, und obgleich dasselbe noch eine dunkle Idee blieb, dem Realität deßhalb fehlte, weil die größte Menge der chemisch wirksamen Stoffe, die luftförmigen, noch völlig unbekannt waren, so hatte sich Stahl doch dem rechten Punkte genähert. Sein Phlogiston galt ihm als die Ursache des Feuers und der Entzündbarkeit, wovon nothwendig alle chemischen Körperveränderungen abhängig seyn müssen, weil sie sich nur auf ein abgeändertes Verhältniß der Körper zur Wärme und zum Licht (d. i. Feuer) gründen. Die Theorie des Feuers ist und bleibt stets eine Hauptbasis der chemischen Theorie, nur daß Stahl aus Unbekanntschaft mit dem Einflusse, den die Luft dabei ausübt, in eine Einseitigkeit fiel, die den Chemikern des 19. Jahrh. zu verbessern vorbehalten war. Wie viel insbesondere Deutsche in dieser Periode für Chemie geleistet haben, bedarf hier keiner besondern Auseinandersetzung. Man braucht nur die Namen eines Henkel, Schlüter, Cramer, Neumann, Pott, Gellert, Lehmann, Eller, Vogel u. s. w. zu nennen, um auch gleich an die vielfachen Berichtigungen und Aufklärungen zu erinnern, welche durch die Chemiker der deutschen Nation von 1720—1766 über die Lehre von den Salzen, den Säuren, Alkalien, Erden, Metallen und selbst über die Zusammensetzung thierischer und vegetabilischer Körper verbreitet worden. Ein vorzügliches Verdienst erwarb sich aber unter den Chemikern dieses Zeitalters Marggraf durch die genauere Kenntniß von zwei sehr wichtigen und bis dahin verkannten Stoffen und durch die Erweiterungen, welche er hierdurch besonders für die chemische Analyse und Kenntniß der Mineralkörper eröffnete. Mit dem englischen Chemiker Black bewies er zugleich die Eigenthümlichkeit der Talkerde und ihren Unterschied vom Kalk. Als hierauf um 1770 die Chemiker insbesondere durch Mack's Entdeckungen über die Causticität der Alkalien auf die Untersuchungen der elastischen Flüssigkeiten geleitet wurden, stand auch unter den Deutschen ein Mann auf, der mit nicht wenigerm Glücke die neu eröffnete Laufbahn betrat. Dieser war Scheele. Vor allen Andern hat dieser Chemiker zu der großen Revolution in der Chemie mitgewirkt, welche bald darauf durch den unsterblichen Lavoisier vollbracht wurde. Mit ihm hat Priestley die Ehre der Entdeckung des Oxygengases zu theilen. Er bewies noch vor Lavoisier (1775), daß die atmosphärische Luft aus zwei verschiedenen elastischen Flüssigkeiten bestehe, wovon die eine nur allein zur Unterhaltung des Brennens der Körper (weßwegen er sie auch Feuerluft nannte) und zur Respiration der Thiere geschickt sey, dagegen die andere weder das Brennen von Körpern, noch das Athmen der Thiere zu unterhalten vermöge. Zahlreiche Entdeckungen machen Scheele's Namen und den seiner Nation in den Annalen der Chemie unsterblich. Als 1789 die Auffindung so vieler neuen und wichtigen Thatsachen, welche insbesondere die Untersuchung der elastischen Flüssigkeiten veranlaßt hatte, den Fall der Stahl'schen Lehre nach sich zog, haben Deutsche wiederum unendlich mitgewirkt, Lavoisiers Lehre zu befestigen. Letzterer, nebst Black, Priestley und Cavendish wurden die Schöpfer der antiphlogistischen Chemie. Sobald man die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft kennen gelernt hatte, sah man, daß die brennbaren Körper, indem sie in Berührung mit ihr brannten, statt einen ihrer Grundstoffe zu verlieren, sich eines Bestandtheils der Luft bemächtigten und dadurch an Gewicht zunahmen. Man nannte diesen Bestandtheil Oxygen (Sauerstoff), weil er,

wenn er in den brennbaren Körpern in Uebermaaß vorhanden iſt, mehrere derſelben in Säuren verwandelt. Das Oxygen trat an die Stelle des Phlogiſton, indem es eine entgegengeſetzte Rolle ſpielte, und ſeine Theorie erklärte faſt Alles, was vorher unerklärbar war. Die Wiſſenſchaft ging in ihrer Ausbildung und in der Auffindung neuer Erfahrungen mit Rieſenſchritten vorwärts, die Chemie verbreitete ſchnell ihr Licht über alle Operationen des Bergbaues, die Künſte, die Arzneikunde. So befriedigende Aufſchlüſſe indeß die neue Lehre über Vieles gab, ſo fand ſich doch bald ihre Unzulänglichkeit, denn ſie war in den entgegengeſetzten Fehler verfallen und hatte die Lichtentwickelung aus dem brennenden Körper zu beachten unterlaſſen, auch darin einen Mißgriff gethan, daß ſie dem Sauerſtoff die alleinige und nothwendige Bildung der Säuren zuſchrieb. Was aber in die Chemie auf einmal Licht und Zuſammenhang brachte, waren die 1787 angenommenen neuen Kunſtbenennungen, welche alle einzelnen Angaben dem Gedächtniß mit außerordentlicher Leichtigkeit einprägen, da alle die Namen der Körper entweder ihren Urſprung oder ihre Hauptbeſchaffenheit ausdrücken. Zwölf oder fünfzehn Wörter haben hingereicht, um eine methodiſche Sprache zu ſchaffen, die keine einzige uneigentliche Benennung enthält und die mit Veränderung der Endſylben einiger Namen die Veränderung anzeigt, welche die Körper in ihrer Verbindung erleiden. Lavoiſier, Fourcroy, Guyton de Morveau und Berthollet (der Begründer der ſtatiſtiſchen Chemie) ſind die Schöpfer dieſer glücklichen Umgeſtaltung. Die chemiſche Kunſtſprache läßt nichts Willkürliches zu und paßt nicht nur für die bekannten Erſcheinungen, ſondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Sie iſt das erſte Beiſpiel einer ſyſtematiſchen und analytiſchen Sprache. Durch eine Menge der wichtigſten Entdeckungen und Berichtigungen zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaft wirkten indeſſen die Deutſchen auf das Rühmlichſte mit. H. M. Klaproth hat die Chemie mit zahlreichen Entdeckungen ausgeſtattet. Ihm verdanken wir die Kenntniß des Urans, des Titans und der Zirkonerde. Er theilt mit Hope die Entdeckung des Strontians und mit Vauquelin die des Chromiums. Durch ihn wurde die Eigenthümlichkeit des bereits 1782 von Müller und Reichenſtein entdeckten Tellur außer Zweifel geſetzt und deſſen Unterſchied vom Antimonium gezeigt. Er machte uns mit der Miſchung einer Menge Mineralkörper aus allen Klaſſen bekannt. Aber noch ungleich größere Verdienſte, als durch dieſe glänzenden Entdeckungen, erwarb ſich Klaproth durch die Vervollkommnung der chemiſchen Analyſe. Dieſer Theil der praktiſchen Chemie erlangte durch ihn einen hohen Grad von Ausbildung. Für dieſen ſind ſeine Schriften klaſſiſch und nur allein Vauquelin kann in dieſem Felde als ſein Rival auftreten. — Die Lehre von den chemiſchen Verwandtſchaften erhielt an Richter zu Berlin wieder einen trefflichen Bearbeiter, der insbeſondere viel für die genauere Beſtimmung der Sättigungsempfänglichkeiten der ſalzfähigen Baſen und Säuren für einander leiſtete. Um die Einführung einer beſſern chemiſchen Nomenklatur haben vorzüglich Girtanner, J. A. Scherer, Weſtrumb und vor Allen Green ſich verdient gemacht. Andere berühmte Chemiker neuerer Zeit ſind: Hermbſtädt, Lowitz, von Jacquin, Hildebrandt, Buchholz, Scherer, Pleuk, Trommsdorf, Kaſtner, John, Stromeyer, Wurzer, L. Gmelin, Ruhland, Richter und Döbereiner, Bearbeiter der Stöchiometrie oder der Meßkunſt chemiſcher Beſtandtheile, Prechtl, Pfaff und Andere; in Italien:

Brugnatelli (starb 1818) und Andere. Winterl in Pest (starb 1809) machte auf Mängel des antiphlogistischen Systems aufmerksam und wollte die empirische Chemie auf immaterielle Prinzipien zurückführen. In Frankreich, außer den schon Genannten, Chaptal, der die Chemie auf Künste und Gewerbe anwendete; La Grange, Thenard, Bourguet; in Großbritannien: Beddoes (st. 1808), der Lehrer Davy's, hochverdient um Popularisirung chemischer Kenntnisse, ein freiforschender Selbstdenker; Higgins, Thomson, Art, Aikin ꝛc. Eine neue Periode der Chemie kann von 1807 an aufgestellt werden, wo nämlich Humphrey Davy durch Hülfe der Voltaischen Säule (s. d.) entdeckte, daß die bisher für einfache Stoffe gehaltenen Alkalien und Erden aus eignen Metallen und Sauerstoff bestehen. Hierdurch war ein höherer Standpunkt für die Chemie gewonnen, da sie besonders auch mit der Physik in genauere Berührung gebracht wurde. Mit umfassender Naturkunde und gründlicher mathematischer Bildung vervollkommnete der rastlose, scharfsinnige Forscher Berzelius die wissenschaftliche Chemie und stellte seine, immer allgemeinern Eingang findende, elektro-chemische Theorie auf. — In der neuesten Zeit hat die Chemie große Fortschritte gemacht, und zwar nicht nur von praktischer Seite, als Kunst, sondern auch von theoretischer, indem sie angefangen hat, sich von der niedern Stufe einer Kunde (eines Aggregats chemischer Kenntnisse) zum Range einer Wissenschaft im engern und höhern Sinne zu erheben. Dahin kann sie nur, wie jeder Zweig der Naturkunde, durch den Einfluß der Naturphilosophie oder philosophischen Naturwissenschaft gelangen. Da nämlich der Charakter der Natur, wenn man letztere aus dem Standpunkte ihrer Idee betrachtet, höchste Einheit in der größten Mannigfaltigkeit ist, indem sie, aus dem Einfachen das Mannigfache gesetzmäßig entwickelnd, sich zu einem organischen Ganzen gestaltet; so war in den bisherigen Lehr- und Handbüchern der Chemie die große Zahl der chemischen Elemente der größte Stein des Anstoßes für den philosophischen Naturforscher. Die erste Reform also, welche der Chemie, wenn sie Wissenschaft werden sollte, bevorstand, war die Reduktion (Zurückführung) der vielen Elemente auf wenige Grundstoffe. Dazu hat vorzüglich Winterl in seinen Schriften, namentlich in seiner „Darstellung der vier Bestandtheile der organischen Natur" ꝛc. aus dem Lateinischen übersetzt von D. J. Schuster, Jena 1804. 8., den ersten Anstoß gegeben, wiewohl er lange Zeit nur bei Wenigen Gehör fand. Aber dieser Anstoß hat dennoch gewirkt, und bei dem gegenwärtigen vorzüglichen Bildungszustande der Naturwissenschaft kann die baldige weitere wissenschaftliche Ausbildung der Chemie nicht ausbleiben. Für die Bildung der wissenschaftlichen (philosophischen) Chemie hat theilweise H. Steffens, namentlich in seinen „Beiträgen zur innern Naturgeschichte der Erde" Freiberg 1801, und in mancher Abhandlung seiner Schriften: „Alt und Neu", Breslau 1821, viel beigetragen. Ferner gehören dahin Kastners „Materialien zur Erweiterung der Naturkunde", Jena 1805, und J. B. Oersteds „Materialien zu einer Chemie des 19. Jahrh.", Regensburg 1805 (Beide in Beziehung auf das Winterl'sche System). Wichtig für die wissenschaftliche Chemie, in Beziehung auf den gegenseitigen Einfluß des magnetischen, elektrischen und chemischen Prozesses kann auch Oersteds neueste Entdeckung, betreffend den elektrisch-chemischen Magnetismus, werden, worüber — doch mehr in physikalischer Hinsicht — P. Erman eine gedruckte Nachricht herausgegeben hat. Um die wissenschaft-

liche Phytochemie (vegetabilische oder Pflanzenchemie) haben sich vorzüglich Kieser, Oken und Nees von Esenbeck, und F. Runge durch seine Schrift: „Neueste phytochemische Entdeckungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Phytochemie" (Berlin 1821, mit Abbildungen) große Verdienste erworben. Eine kurze, aber wohlbegründete und geordnete Uebersicht des Inhalts der Chemie in Beziehung auf alle vier Reiche der Natur, nämlich auf das Elementen-, Erd- (Mineral-), Pflanzen- und Thierreich, findet sich in der ersten Abtheilung von Oken's „Naturgeschichte für Schulen" (Leipzig 1821, 8.). Ferner sind zu beachten: C. L. Berthollets „Versuch einer chemischen Statik von Bertholdy und E. G. Fischer" (Berlin 1820—1821). J. R. Meyer des Jüngern „Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre", von L. v. Schmidt, genannt Phiseldeck, bearbeitet. Der 3. Bd. ist von Kielmann ausgefertigt. Wörterbücher haben Macquer, Morveau, Fourcroy, Maret, Du Hamel, Cadet, John u. A. herausgegeben. Dilettanten finden eine vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Chemie, besonders hinsichtlich der vorhandenen Thatsachen, in Döbereiners „Grundriß der allgemeinen Chemie" (mit 4 Kpf. (Jena 1820); in Grindels „Briefen über die Chemie für Dilettanten" (Riga 1814, 2 Bde., mit Kpf.). S. ferner: Fechner's Bearbeitung des „Lehrbuchs der Chemie" von Thénard, nach der 4. Aufl. des Originals Leipz. 1825 fg., 6 Bde., mit Kpf.); das „Lehrbuch der Chemie" von J. Jak. Berzelius, von Palmstedt aus dem Schwedischen übersetzt (Dresden 1824, 2 Bde.); die allgemein verständliche Darstellung der Chemie von Sam. Parkes, nach der 5. Aufl. ins Französische übersetzt von J. Riffault: „Chimie des gens du monde" (Paris 1823, 2 Bde); Erdmann's „Populäre Darstellung der neuern Chemie" (Leipzig 1828); dessen Journ. für techn. und ökonom. Chemie (Leipz.) und Gray's a. d. Engl. von Richard übersetzter: „Traité practique de Chimie appliqué aux arts et aux manufactures, à l'Hygiène et à l'écon. domest." (13 Lief. mit Kpf., Paris 1829). Für die Geschichte der Chemie ist Gmelin's Arbeit von Werth. Wenn gleich durch ihn dieß Feld weder erschöpft, noch in allen seinen Theilen gehörig beleuchtet worden ist, so wird doch dieselbe für den künftigen Bearbeiter dieses Gegenstandes das erste und reichhaltigste Hülfsmittel seyn.

Cheminais (Timoléon), einer der berühmtesten Kanzelredner Frankreichs, war 1650 zu Paris geb. Die herrlichen Anlagen seiner Natur entwickelten sich auf mannigfaltige Weise zum Vortheil des Jünglings, während er den humanistischen Studien oblag. Nach zurückgelegtem philosophischen Cursus wählte er sich für seine Lebzeit den Jesuitenorden. Er war anfangs Professor der schönen Wissenschaften zu Orleans; entsagte aber nachher diesem Amte und widmete sich der Kanzel. Er predigte mehrere Jahre nach einander in Frankreichs Hauptstadt, vor Ludwig XIV. und seinem Hofe. Seine Beredtsamkeit war, wie sein Charakter, rührend und sanft und stand mit jener des Bourdaloue auf gleicher Linie der Celebrität. Lange waren zwischen Beiden die Stimmen getheilt; selbst die Kritik wagte nicht zu entscheiden. Man sagte: Bourdaloue und Cheminais wären unter den Rednern, was Corneille und Racine unter den Dichtern: ein sinnreiches Bild, das sich der Wahrheit so sehr naht, als vergleichende Darstellung sich ihr zu nahen vermag. Kurz aber segenvoll war Cheminais's Laufbahn; er starb in der Blüthe

seines Lebens 1689, nachdem er einige Jahre vor seinem Tode, seiner gänzlich erschöpften Brust wegen, sich dem Gewühl des Hofes und der Hauptstadt entzogen und in den Hütten armer Landleute, in Gegenden, wo es an Seelsorgern fehlte, als ein lehrender, mahnender und tröstender Genius erschienen war. Sein schriftlicher Nachlaß, seine Reden sowohl, als seine Moralschriften haben mehrere Auflagen erlebt. Aus allen athmet ein salbungsvoller Geist von Sanftmuth und Liebe, welche uns in Cheminais einen der liebenswürdigsten Menschen und tugendhaftesten Christen darstellen.

Chemnitz, im königl. sächsischen Erzgebirge, die bedeutendste Handelsstadt des Königreichs, nächst Leipzig und Dresden, und die erste Fabrikstadt, in einem fruchtbaren Thale des Chemnitzbaches, der nicht weit davon in die Mulde fließt, auf den sich hier kreuzenden Hauptstraßen von Wien nach Leipzig und von Nürnberg nach Dresden, mit Mauern und Graben umgeben. Sie zählt über 16.000 Bewohner, ist größtentheils schön und massiv gebaut und die Fabrikgebäude, meist geschmackvollen Edelhöfen gleichend, sind durch die herrlichsten Gärten verschönert. Das Lyceum befindet sich natürlich im blühendsten Zustande, da ein solcher Fabrikort die höchsten Bildungsvorbereitungen für seine technologischen, mechanischen und chemischen Manipulanten und Verbesserer nicht entbehren kann, und freilich daher anderer Organisationen, als einen Ort ohne solchen regen Fabrikgeist, bedarf. Es gibt in Chemnitz 197 Webermeister, die mit 800 Gesellen und Lehrlingen Kattune, weiße und bunte Baumwollenzeuche, Ginghams, bunte Halstücher, Piques, Bettdecken u. dgl. arbeiten. Die Gründung der Kattunfabriken, 12 an der Zahl, von denen manche 400 Menschen beschäftigen und jährlich über 50.000 Stück Kattun nebst einer Menge Kattuntücher liefern, fällt in die Mitte des 18. Jahrh. Die vorzüglichsten dieser Fabriken haben sich so vervollkommnet, daß Kenner ihre Fabrikate häufig den englischen dieser Gattung vorziehen. Die Spinnmühlen, von den Gebrüdern Bernhard am Ende des vorigen Jahrh. aus England hierher verpflanzt, liefern jährlich mit denen der Umgegend nahe an eine Mill. Pfund baumwollen Garn in allen Nummern. Auch ist seit Kurzem eine Flachsspinnerei in voller Thätigkeit. Die hiesigen Bleichereien sind berühmt. Mehrere große Englischroth-Garn-Färbereien haben reichliche Beschäftigung. Ferner hat Chemnitz mehrere Niederlagen von macedonischer Baumwolle, die vorzüglich im Gebirge gesponnen wird, sowie auch in allen umliegenden Dörfern Baumwolle und noch mehr Flachs gesponnen und gewebt wird. Von allen diesen Manufakturwaaren ist ein sehr starker Absatz auf den Messen zu Leipzig, Naumburg, Braunschweig Frankfurt am Main und an der Oder; auch geht viel davon nach Spanien, Italien, Holland, der Levante ꝛc. Der Feldbau ist hier besser, als in den meisten Gegenden des Erzgebirges. Im benachbarten Gebirge gibt es vortreffliche Steinbrüche, auch Chalcedone, Carneole, Achate und Topasen. Unter denjenigen Männern, welche um Chemnitzens Emporblühen sich das meiste Verdienst erworben, ist der 1820 verst. Chr. Gottl. Becker (s. d.) unstreitig der Erste.

Chemnitz (Martin), berühmter lutherischer Theolog des 16. Jahrh., geb. 1522 von armen Eltern zu Treuenbritzen im Brandenburgischen, begann unter drückenden Verhältnissen, aber mit vorzüglichen Geistesgaben, zu Magdeburg seine wissenschaftliche Bildung. Seit 1539 studirte

er zu Frankfurt a. d. O., ward aber 1541 durch Armuth gezwungen, eine Schulmeisterstelle in Wrizen a. d. O. zu übernehmen, die er 1545 wieder abtrat und mit dem geringen Ertrag derselben auf die Universität nach Wittenberg ging, wo er seine Talente dem Studium der mathematischen und astrologischen Wissenschaften widmete. 1547 wendete er sich nach Königsberg, wo er 1548 Rektor der Domschule wurde und für die Jahre 1549 und 1550 den Kalender ordnete. Seine Kenntnisse in der Astrologie empfahlen ihn dem Herzoge Albrecht, der ihn 1550 zu seinem Oberbibliothekar ernannte, von welcher Zeit an er sich ganz der Theologie widmete, welche er früher schon unter Melanchthon studirt hatte. Er war nebst Mörlin einer der Hauptgegner von Osianders Lehre über die Rechtfertigung. Als jedoch dessen Partei obsiegte, ging er 1553 wieder nach Wittenberg, wo er über Melanchthons Dogmatik („Loci communes") Vorlesungen hielt, aus denen seine eigenen „Loci theologici" entstanden, welche er zu Braunschweig, wo er 1554 Prediger wurde, vollendete, und die Polykarp Leyser 1591 zu Frankfurt a. M. in Folio herausgab. Dieses Werk ist ein Commentar über Melanchthons Dogmatik, der sich durch Klarheit, Ordnung, Bestimmtheit, historische und exegetische Gelehrsamkeit auszeichnet, alle Arbeiten ähnlicher Art aus jener Zeit übertrifft und durch schätzbare Abhandlungen zur Dogmengeschichte bleibenden Werth hat. Als 1562 die Jesuiten zu Köln eine Censur über einen lutherischen Catechismus herausgaben, nahm Chemnitz davon Veranlassung, die Theologie der Jesuiten, sowie den Ursprung und den Zweck des Ordens, in einer kurzen und gedrängten Schrift darzustellen („Theologiae Jesuitarum praecipua capita", Leipzig 1562. 8.). Daß er oft mit Befangenheit und Parteilichkeit urtheilte, darf uns an einem Theologen des 16. Jahrh. nicht befremden. Zu Trient nahm man von diesem Werkchen Notiz und der Jesuit Andrada gab auf Antrieb vieler Väter eine Gegenschrift heraus, welche den Orden sowohl, als die Dekrete des Conciliums, rechtfertigte. Chemnitz entschloß sich jetzt, die Beschlüsse der tridentinischen Synode in einem ausführlichen Werke zu prüfen, und so entstand sein „Examen Conc. Trident." (zuerst Leipz. 1565 fg., 4 Bde. Fol., am besten mit vielen nützlichen Zusätzen ꝛc., Frankf. a. M. 1707, Fol.), in welchem er das kathol. System prüft und bestreitet. Die Reformirten bestritt er in seinen beiden Schriften „Ueber das Abendmahl" und „Ueber die beiden Naturen in Christo", welche die Lutheraner zu den besten über diese Gegenstände rechneten. An der Feststellung des lutherischen Lehrbegriffs nahm Chemnitz den entscheidendsten Antheil; so verfaßte er mit Mörlin 1566 in Königsberg das „Corpus doctrinae prutenicae", welches für die Lutheraner in Preußen symbolisches Ansehen erhielt. 1567 wurde er an Mörlins Stelle Superintendent zu Braunschweig, schrieb eine Confession für die niedersächsischen Kirchen, welche 1571 der Convent zu Wolfenbüttel annahm. Ungeachtet Chemnitz eines Schülers Melanchthon's würdig ist, so trat er doch nicht unter Denjenigen auf, welche seines Meisters Lehrbegriff öffentlich geltend machen wollten; er versuchte es nicht einmal, den Philippinischen Lehrkörper im Braunschweigischen einzuführen, und als einer der vornehmsten Verfasser der Concordien-Formel (vgl. d. Art.), welche 1579 vorzüglich nach seinen Entwürfen vollendet wurde, half er mit seinen Meister beschimpfen und verurtheilen, jedoch ohne daß er genannt wurde. An diesen Schriften hatte aber mehr Politik und Rück-

lia limaria Belvedere und noch jetzt ist Japan, als seinem Vaterland, als Arznei im Gebrauch; wird auch in Gärten gezogen, ist seines starken Geruches wegen gegen Wanzen von Nutzen. Ch. vulvaria, wild auf öden Plätzen, wegen seines specifiken bockartigen Geruchs bekannt; ist, als Herba vulvariae, in hysterischen Uebeln empfohlen worden. Ch. rubrum, auch wild wachsend, den Schweinen schädlich; war sonst, als Herba atriplicis sylvestris, officinell. Die übrigen sehr zahlreichen Arten sind ohne besonderes Interesse.

Chepstow, Marktfl. in der engl. Grafschaft Monmouth, in einer romant. Gegend am Wye, worüber eine eiserne Brücke führt, welche die Shire mit Gloucester verbindet und bis wohin die Fluth 30—60 Fuß hoch steigt. Sie ist gut gebaut, hat ein zierliches Rathhaus, einen Assemblee-Saal, eine Kornbörse und Ruinen eines Felsen-Castells, mit 4 Höfen und 5 gewaltigen Thürmen, in deren einem Henry Marton, einer der entschiedensten Widersacher Karls I., 20 J. lang gefangen saß. In 530 Häusern leben hier 5000 Einw. Der Hafen ist klein, doch treiben die Einw. einen lebhaften Handel mit Bauholz, Eisen, Cider und Victualien, auch mit Portweinen. In der Umgegend sind die im goth. Style erbaute Abtei Tintern und die reizende, 3 engl. Meilen entfernte Villa Piersfield mit Park, zu erwähnen.

Cher, Nebenfluß der Loire in Frankr., welcher bei Auzanin im Dep. des Puy de Dome entspringt, Montluçon, St.-Amand und Vierzon berührt, bei Vieré durch einen Canal mit der Loire verbunden ist, und nach einem Laufe von 42 M. (wovon etwa ½ schiffbar ist) bei Bec du Cher unterhalb Tours in die Loire fällt. Er ist fischreich, richtet aber durch seine Ueberschwemmungen großen Schaden an. Das von ihm benannte Dep. des Cher begreift die vormalige Landsch. Ober-Berry und einen kleinen Theil von Bourbonnois, ist tragbar an Getreide, Wein, Hanf, Flachs, Holz, Wolle, Eisen, Ocker, und hat auf 132 QM. 208.000 Einw. Es zerfällt in die 3 Gemeindebez. von Bourges, Sancerre und St.-Amand. Die Hauptstadt ist Bourges. — (Vgl. Loire.)

Cherasco (Quierasque), Stadt in der Prov. Mondovi des Fürstenth. Piemont (Königr. Sardinien), liegt am Zusammenflusse des Stura und des Tanaro, hat Schloß, Lombard und 11.200 Einw., welche in Seide arbeiten und damit handeln. In der Gegend findet man viel Trüffeln; war ehemals Festung; hier Vertrag zwischen Spanien, Frankreich und dem Papst am 4. April 1631 wegen der Herzogthümer Montferrat und Mantua. Gonzaga, Herzog von Nevers, ward Herzog von Mantua.

Cherbourg, eine starke Festung im franz. Dep. Manche, an einer großen Bai des Canals, zwischen zwei Vorgebirgen. An der Landseite besteht die Befestigung nur aus mehreren Schanzen, welche sich auf den Anhöhen um die Stadt ziehen. An der Seeseite liegen starke abgesonderte Werke. Der Busen zwischen beiden Felsenspitzen ist der Kriegshafen, welcher eine Menge der größten Linienschiffe aufnehmen kann. Dem Hafen fehlen Thore, daher ist die Strömung bei der Fluth so stark, daß häufig 10 bis 12 Ankertaue zur Festlegung eines Schiffes nöthig sind. Das jetzige im Felsen ausgesprengte Bassin hat ungefähr 1000 Fuß Länge und 770 Fuß Breite, dabei 50 Fuß Tiefe, seit einiger Zeit fängt auch hier schon die Strömung an Schlamm niederzuschlagen. 1813 fing Napoleon an, eine große Docke aussprengen zu lassen, um die

Kriegsschiffe zu ihrer bessern Erhaltung, so lange sie nicht ausgerüstet worden sind, trocken zu legen. Diese Docke ist jetzt fertig und hat mit dem Bassin an 100 Mill. Franken, ohne die frühern vergeblichen Kosten zur Verbesserung der Rhede, gekostet. Eine Meile nördlich von der Stadt ist eine befestigte Klippe und eine Meile nordöstlich die Felsen-Insel Pelée mit der starken Königsfeste. Zwischen dieser, der befestigten Klippe und der Veste Artois ist nördlich von der Stadt ein zweiter Busen, eine tiefe sichere Rhede für die Handelsschiffe. Die Stadt hat 16.000 Einw., ein Handelsgericht, eine gelehrte Gesellschaft, Schiffbau, eine Niederlage von Colonialwaaren und mehrere Fabriken.

Cherhill, Dorf in der engl. Grafschaft Berks, in dessen Nähe auf der großen Landstraße nach London, auf einem hohen Berge ein kolossalisches Pferd steht, dessen Piedestal 160 Q.-Ruthen einnimmt und zu den Zeiten Alfreds (s. d.) aufgerichtet worden seyn soll.

Cheribon, eine Landschaft auf der Insel Java, östlich von Batavia, an 100 QM. groß, mit einer Bai gleiches Namens. Der Boden ist vulkanischen Ursprungs und daher überaus fruchtbar an Indigo, Reis, Baumwolle, Kaffe (jährlich über eine Mill. Pfd. sogenannten Cheribon-Kaffe, der weniger bräunlich ist, als der Java-Kaffe), Zucker, Pfeffer ꝛc. Das Land, von mehr als 100.000 Menschen bevölkert, ward von drei, gänzlich von den Holländern abhängigen Fürsten regiert. Während der langen britischen Herrschaft auf Java entnahm ihnen die britische Regierung ihre noch übrigen Souveränitätsrechte und setzte sie auf Pension, weil sie das Land zu behalten gedachte, welche Anordnung die jetzige niederländische Regierung beibehalten hat. — Die Stadt Cheribon liegt an einem kleinen Flusse, nicht fern vom Meere, und hat meistens Häuser von Bambusrohr mit Palmblättern bedeckt, nur einige der reichern Einwohner und der Regierung sind von Stein erbaut. Sie zählt über 25.000 Einw., und treibt ansehnlichen Handel mit den Produkten des Landes. In der Nähe der Stadt lag sonst eine holländische Besatzung in dem Fort Bescherming.

Cherokee-Gebiet, Staat der Cherokesen (s. Irokesen), zwischen den nordamerikan. Freistaaten Nord-Carolina, Georgien, Alabama und Tenessee; an 60 QM. groß, mit 17.000 Ew., worunter 1300 Sklaven. Aus Mangel an Raum zur Jagd und Fischerei haben die Cherokesen jetzt Städte, Dörfer und feste Wohnungen, treiben Ackerbau, Kunstfleiß, unterhalten Schulen und Druckerei. Vor Kurzem haben sie auch eine Bibliothek und ein Museum gegründet. In ihrer Hauptstadt Ren-Echota gibt ein Indianer in seiner Sprache, welche Abelung unter die Chickasawsprache klassificirt, mit einer nebenanstehenden Uebersetzung ein Wochenblatt unter dem Titel: „Der cherokesische Phönix," heraus. Am 26. Juli 1826 haben die Cherokesen eine Regierungsform angenommen, die beinahe jener der vereinigten Staaten ähnlich ist. Kein Indianerstamm hat sich bis jetzt so sehr der europäischen Civilisation angeschlossen, und die Cherokesen haben erst seit 20 Jahren diese Fortschritte darin gemacht. Der größte Theil derselben hat die christliche Religion angenommen.

Cherso, 1) östreichische Insel im Meerbusen Quarnero, im adriat. Meere, zum illyrischen Kreise Istria gehörig; ein langer Kalksteinfelsen, der terrassirt und mit Wein und Oelbäumen besetzt ist, 4½ QM. groß, mit 9300 Einw. Die Einw. treiben Viehzucht (Schafe), bauen Schiffe

und bereiten Rosoglio. — 2) Hauptstadt der Insel, 620 Häuser mit 3600 Ew., Bisthum, Handel, Hafen, Schiffahrt.

Cherson oder Nikolajew, Statthalterschaft im europ. Rußland, zwischen Bessarabien, Podolien, Jekaterinoslaw, Taurien und dem schwarzen Meer, 1206 QM. groß, ist eine trockene, ebene, allenthalben offene Steppe, die sich gegen Süden allmählig erhebt und an den Flüssen Dniepr, Ingulez, Ingul, Bug, Dniestr, Jaurlik und in den Niederungen guten Wieswachs und zum Ackerbau taugliches Land hat. Der Küstenstrich am Meer hat meistens rothes, mit Eisentheilen geschwängertes Erdreich, nur Salzpflanzen hervorbringend, weßhalb er sich zur Schafzucht eignet. Das Klima ist warm, doch noch mit fühlbarem Winter. Reichlich gedeiht der Maulbeerbaum auf dem salzigen Boden, wird aber wenig zum Seidenbau benutzt. Die Landwirthschaft ist nicht sehr im Flor, mehr die Viehzucht (die Pferde sind berühmt und kommen hier wild vor), der Gartenbau bringt mancherlei gute Südfrüchte, Gemüse und Obst, ferner Tabak. Die Fischerei ist ergiebig, der Handel noch sehr in der Kindheit, wenn gleich ihn die Lage begünstigt. Die Ew., an der Zahl 560.000, sind theils Russen, theils Colonisten verschiedener Nationen, theils bugische Kosaken und Nogaier; der Religion nach Griechen, Armenier, Katholiken, Lutheraner, Mennoniten und Mohammedaner. Eintheilung in 5 Kreise. — Die Hauptst. Cherson (russ. Karantinaja-Buchta), 50° 19′ L. 46° 38′ N. Br., am westl. Ufer des Dniepr, 9 St. von dessen Mündung, 1778 angelegt, ist hübsch und regelmäßig gebaut, hat in 2200 zum Theil steinernen Häusern 22.000 Ew. Sie besteht aus 4 Theilen: der Festung mit regelmäßigen Werken, einer Kirche, einer Münze, einem Zeughause, Gerichtshofe, Stückgießerei und Kasernen; den großen Seemagazinen und Schiffsbauplätzen, ebenfalls stark befestigt, mit Außenwerken an der Seite des Flusses; der griech. Vorstadt mit einem großen und schönen Kaufhofe, und der Soldatenvorstadt. Die Admiralität ist jetzt nach Nikolajew (s. d.), an der Mündung des Ingul in den Bug, versetzt, das bequemer und gesünder liegt. Cherson ist der Sitz der statthalterischen Behörden und eines griech. Bischofs, hat eine schöne Kathedrale, mehrere andre griech. Kirchen, eine luther. Kirche, Synagoge, Gymnasium, Stadtschule. Hauptkriegshafen für die russ. Flotte im schwarzen Meer. In den Hafen (wo eine Quarantaineanstalt ist) laufen jährlich, außer einigen östr. und franz. Schiffen, 400 griech. platte Fahrzeuge ein, wovon jedes 4—500 Ctr. führt; sie bringen türk. Leder, Confect, Honig, Wachs, griech. Weine, Seife, Tuch, Eisen ꝛc. Wo große Ströme gegen die Mündung einen sehr geringen Fall haben, bildet sich im Gewässer durch Niederschlag viel Schlamm, folglich wird das Flußbette seichter. Dann entstehen durch desselben Erhebung über den Spiegel des Wassers Moräste und Inseln, zwischen denen sich ein engeres Bette wieder einwühlt. Diese Verschlammung geht um so rascher, wenn 2 so bedeutende Flüsse, als der Dniepr und der Bug, sich in einen gemeinschaftlichen Busen des Meers stürzen. Man muß daher den vereinigten Flüssen ein neues tiefes Bette graben und solches bedeichen, damit es sich selbst wenigstens für einige Jahrh. zu reinigen fähig ist. Diesen Canal hatte Potemkin bei der Anlage von Cherson vergessen, daher alle einigermaßen tiefgehenden Schiffe einen Theil ihrer Ladung beim Einlaufen in Oczakow, dessen Hafen 17 Fuß tief Wasser hat, löschen, oder dort beim Auslaufen eine volle Ladung ein-

nehmen. Indeß hat man hier den ins schwarze Meer fließenden Ingul durch eine Vertiefung des Fahrwassers bis zu 18½ Fuß Tiefe schiffbar gemacht, so daß 1826 in Nikolajew ein Linienschiff von 110 Kanonen vom Stapel laufen konnte. Als Kaiser Joseph und Katharina II. in Cherson 1787 sich besuchten, wurde bei den glänzendsten Festen ein Kriegsbund gegen die Pforte verabredet. In der Nähe die Grabmäler Potemkins und des menschenfreundlichen Howard. Zu diesem Gouvernement gehören auch Odessa, Ozakow und an der Bugmündung die Ruinen von Olbia. — 2) Cherson, im Mittelalter berühmte Handelsstadt an der Südwestspitze der taurischen Halbinsel, ging im 14. Jahrh. zu Grunde; nur ansehnliche Trümmer, besonders große Wasserleitungen sind von ihr noch vorhanden.

Chersonesus, griechisch: Halbinsel; z. B. 1) der cimmerische Chersones (Chersonesus cimmerica), jetzt Jütland ꝛc. (vgl. Cimbern); 2) der taurische (Ch. taurica, auch magna genannt), die vom schwarzen Meer und dem See Mäotis gebildete Halbinsel, die Krim; 3) der thracische Ch. (Ch thracica oder auch bloß Chersonesus), die große Halbinsel in Thracien, die heutige Halbinsel der Dardanellen. 4) Ch. aurea, Halbinsel von India extra Gangem, nach Gosselin jenseits des Iravaddi, mithin die jetzige Halbinsel Malakka. Bis hierher ging die gewisse Kenntniß der alten Geographen von unserer Erde nach Osten; alles Uebrige nahm man bloß aus mündlichen Nachrichten von den Indiern, und selbst diese Halbinsel lag außerhalb der Grenzen des geograph. Wissens; daher man sie bald hier, bald dort aufgesucht hat.

Cherub, in der heil. Schrift der Engel des zweiten Chors der ersten Hierarchie. Cherubim ist der hebräische Plural, wird aber im Deutschen, obgleich mit Unrecht, öfters für die einfache Zahl gebraucht. Im alten Bunde waren zu beiden Seiten der Stiftshütte an jeder Seite 2 Cherubim, mit ausgebreiteten Flügeln von gediegenem Golde, gleichsam als schirmende Genien des Allerheiligsten angebracht. Cherubim wurden als Verwahrer des Paradieses an dessen Eingang aufgestellt. Der Apostel Paulus nennt sie die herrlichen Cherubim, die den Gnadenstuhl überschatten, zwischen denen sich Gottes Herrlichkeit zeigt, die sie mit ihren Flügeln bedecken. Die Cherubim sind auch ein Bild der Geschwindigkeit, mit welcher Jehovah seine Macht offenbart; ferner das Symbol des Donners, als solche ein flammendes Schwert als Zeichen des Blitzstrahles führend. Die Kirche hat ihnen ihre Plätze in der Rangordnung der himmlischen Heerschaaren angewiesen. Maler und Bildhauer pflegen die Cherubim durch geflügelte Kinderköpfe darzustellen.

Cherusker, das ansehnlichste und berühmteste unter den deutschen Völkern, welche die Römer kennen lernten. Man hat wohl die Cherusker als Volk und Völkerbund zu unterscheiden. Das Volk der Cherusker im engern Sinne hatte seine Sitze im Harzgebirge und auf beiden Seiten desselben, doch mehr auf der Südseite, wo der nordwestliche Theil des Thüringer Waldes sie von den Catten trennte und die Saale vermuthlich ihre Ostgrenze machte. Auch bis auf die Nordseite des Harzes hatten sie sich ausgedehnt. Die Aller bildete wahrscheinlich die Nord- und Ostgrenze bis dahin, wo sich die Leine mit ihr vereinigt. Am Westufer der Weser besaßen sie sogar einige Striche Landes. Ungleich ausgebreiteter ist der Name der Cherusker, wenn man ihn als Völkerbund betrachtet; in dieser Rücksicht genommen, fasset er noch einen sehr an-

sehnlichen Strich zwischen der Weser und dem Rheine, und die Sitze einer Menge deutscher Völker. Durch das ganze erste Jahrh. zeigt uns die Geschichte dieselben in der engsten Verbindung mit den Cheruskern; vorzüglich die vielen kleinen Völker, welche zwischen der Weser und dem Rheine auf der Südseite der Lippe in den Bergwäldern saßen, die Kattsuarier, Tubanten, Dulgumnier, Ansibarier, Marser u. A. Diese und andere kleine Völker heißen bei den alten Schriftstellern oft Klienten der Cherusker, oder werden auch wohl ganz für Cherusker angegeben. In ähnlichen Verbindungen mit den Cheruskern standen auch die Brukterer und Teukterer, aber nicht als Klienten, sondern als ansehnliche Bundesgenossen. Die Römer wurden zuerst im J. 10 v. Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Drusus auf seinem Zuge in Deutschland bis an die Weser vordrang, aus Mangel an Lebensmitteln aber wieder umkehren mußte. Im folgenden Jahr, als Drusus aufs Neue einen Zug gegen die Deutschen unternahm, marschirte er auf der Nordseite des Harzes mitten durch das Land der Cherusker hin, von der Weser nach der Elbe. Im J. 7 v. Chr. erscheinen uns die Cherusker als Freunde der Römer, in deren Kriegsdienste sie haufenweise traten. Als aber Augustus ihnen den Varus zum Statthalter ins Land schickte, ihnen ihre Volkseigenthümlichkeiten nehmen und sie römisch umbilden wollte, da erwachte der freie Geist dieser Völker wieder; es bildete sich eine Verschwörung; Varus ward in den Teutoburger Wald gelockt und in einem Kampfe von 3 Tagen mit seinem ganzen Heere aufgerieben (vgl. Hermann). Hierauf waren die Cherusker die mächtigste Nation unter den Deutschen, und auf sie wurden von nun an die Angriffe der Römer hauptsächlich gerichtet. Germanicus (s. d.) ging nach Besiegung der Marser und Catten auf die Cherusker los, mußte sich aber nach mehreren fruchtlosen Feldzügen gegen den Rhein wenden. Seitdem vergrößerte sich ihre Macht; sie wurden durch die Verbindung mit den Longobarden und Semnonen noch verstärkt, und Hermanns Sieg über die Markomannen unter Marbod erhob die Cherusker zum ersten deutschen Volke, bis nach Hermanns Ermordung innere Unruhen ausbrachen. Man übergab dem Italicus, dem letzten Sprößling der Familie Hermanns, die Herrschaft. Zwar vertrieben sie diesen bald, aber die Longobarden setzten ihn mit Gewalt wieder auf den Thron. So viele Macht hatten um diese Zeit schon die Longobarden, welche früher unter dem Schutze der Cherusker standen, über diese gewonnen. Die Cherusker wurden nun immer schwächer. Die verbündeten Völker hatten keine Unterstützung weiter zu hoffen; sie sonderten sich also von ihnen, und bald entstand zwischen den Cheruskern und Longobarden ein Krieg, der die Macht der Erstern gänzlich vernichtete. Sie verschwinden, wenigstens dem Namen nach, von jetzt an aus der Geschichte, bis sie im 3. Jahrh. im fränkischen Bunde wieder auftreten.

Chesapeak- (Susquehannah-) Bai, ein 38¾ Meilen langer, 1½ bis 3½ breiter Busen des atlant. Oceans, in den nordamerikanischen Staat Maryland eingreifend, bildet eigentlich die weite Mündung des Susquehannah, hat 9 Faden Tiefe, ist durchaus fahrbar und empfängt außer dem Wasser des Susquehannah den Potomak, Patuxent, Patabsco und mehrere andere Flüsse. Der Albemarle- und Chesapeak-Kanal, welcher durch den Dismalswamp zieht, verbindet sie, eine Halbinsel durchschneidend, mit dem Albemarlesunde.

Chesshire (Ches, Chestershire), Grafschaft in England, grenzt ans irische Meer und an Schottland; 49 QM. u. 270.100 Einw., meist eben, bewässert vom Mersey und Dee und vom Grand-Trunkkanal. Die Einwohner treiben besonders Viehzucht, fertigen den besten Käse in England (Chesterkäse), handeln mit Salz (jährlich über 3 Mill. Ctn. Gewinn), haben Fabriken in Seide, Linnen, Baumwolle, Leder. — Die Hauptstadt

Chester, am Ausfluß des Dee (wegen dessen Sandbänke man einen schiffbaren Canal von der See nach der Stadt gezogen hat, auf dem Schiffe von 350 Tonnen zur Springzeit bis an die Kaien gelangen können), mit 17.900 Einw. Die Stadt ist römischen Ursprungs und hat die Gestalt eines römischen Lagers, 4 Thore und 4 Hauptstraßen, die von andern in rechten Winkeln durchschnitten werden. Die Hauptstraßen sind tiefer als der übrige Boden. Der Wall um die Stadt dient den Einwohnern zum Spaziergang. Ehester ist das einzige Ueberbleibsel von der uralten Befestigungsart in England. Die Bauart der Häuser ist ganz von der in England üblichen verschieden. Die Häuser sind alle von Holz, mit Fachwerk, die Giebel nach den Straßen zu, wie in alten Städten Deutschlands, gewöhnlich 4 Stock hoch; das zweite aber tritt stark zurück und bildet also Gallerien, zu welchen man durch eine Treppe von außen gelangt und wo die Kaufläden angelegt sind. Einen sonderbaren Contrast mit diesen alterthümlichen und schlechten Häusern bildet das neue, im ägyptischen Style höchst solid aufgeführte Gefängniß, das prächtigste in England. Chester ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof York steht, hat eine alte Domkirche und ein verfallenes Schloß, mehrere Armen- und Waisenhäuser, Schulen, Tabak-, Pfeifen-, Leder-, Handschuh-, Bleiweißfabriken, Eisengießerei. Der Handel ist meist auf den irländischen und Küstenhandel eingeschränkt. Für irländische Leinwand ist Chester der Hauptmarkt. Ein vorzüglicher Ausfuhrartikel ist der berühmte Chester-Käse. Schiffbau wird mit Vortheil betrieben.

Chesterfield, Marktfl. am Rother und am Chesterfield-Kanale, welcher von hier bis zur Trent bei Gainsborough geht, in der engl. Shire Derby; hat eine Kirche mit einem 230 Fuß hohen Thurme, eine Grammatikalschule, 3 Armenhäuser, 1 Stadthaus mit dem Gefängnisse, 920 H. u. 4480 Einw. Die Fabrikate sind Schuhe, wovon ein Theil nach London geht, wollne u. baumwollne Strümpfe, grobe Töpferwaaren und Teppiche; auf den Märkten werden vieles Korn, Blei und andre Produkte der Provinz umgesetzt. Die Nachbarschaft besitzt Eisenerze und Steinkohlen, daher hier, noch mehr aber zu Walton und Newbold, große Eisenwerke und Gießereien angelegt sind.

Chesterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf v.), geb. zu London 1694, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Hochschule zu Cambridge und bereiste dann das Festland von Europa. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Stelle eines Kammerjunkers beim Prinzen von Wales, indeß ihn der Flecken St.-Germain, ungeachtet des noch nicht erreichten gesetzlichen Alters, ins Unterhaus wählte, aus dem er nach dem Tode seines Vaters ins Oberhaus trat. Seine herrlichen Talente entwickelten sich auf dieser Laufbahn schnell. 1728 wurde er Gesandter in Holland, auf welchem Posten er viel Geschicklichkeit und Gewandtheit zeigte. Zur Belohnung seiner dem Staate geleisteten Dienste erhielt er

von seinem Monarchen den Hosenbandorden und nach seiner Rückkehr 1732 an die Stelle eines Oberhaushofmeisters des Königs Georg II. Er ging noch einmal als Gesandter nach Holland, dann als Vice-König von Irland nach Dublin, und wurde 1748 Staatssekretär, welches Amt er aber nach einiger Zeit wegen seiner Körperschwäche niederlegte und in den Privatstand trat. Er lebte jetzt in glücklicher Ruhe den Wissenschaften und der Freundschaft mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, z. B. mit Pope, Swift, Bolingbrocke, S. Johnson, u. m. A., und jene Freiheit des Tones und des Betragens, welche ihm sein ganzes Leben eigen war und die er während seines Aufenthalts in Paris sich angeeignet hatte, war mit Veranlassung, daß Johnson ihn einen schönen Geist unter den Lords und einen Lord unter den schönen Geistern nannte. Taubheit und andre Körperleiden verbitterten ihm seine letzten Lebenstage. Er starb 1773, den Ruhm eines ausgezeichneten Staatsmannes, Redners und Schriftstellers hinterlassend. Als Redner charakterisirt ihn Kraft der Gedanken, Eleganz des Styls und eine bewunderungswürdige Anmuth u. Leichtigkeit im Vortrag Unter seinen Schriften sind die „Lettres written to his son, Phil. Stanhope" (London 1771, 4 Bde., nebst einem Supplem. Band, ebendas. 1787, neue Aufl. 3. Bde., ebend. 1810, 12.; deutsch 6 Bde., Leipz. 1774—77), die er seinem unehelichen aber adoptirten Sohn hinterließ, in denen er statt der reinen Moral des Christenthums, eine höfische Weltklugheit und die Sitten eines Tanzmeisters empfiehlt, besonders bekannt. Ch. schildert uns darin unwillkürlich, wie sehr verrucht das Ding ist, was man Weltklugkeit nennt; denn sie tödtet alle Scham und setzt sogar über den Wunsch hinweg, vor seinen Kindern wenigstens als ein Mann von gutem Gewissen und solider Ehre zu erscheinen. Außerdem hat man von ihm eine Sammlung moralischer und literarischer „Essays", die sich in seinen „Miscellaneous works", Lond. 1777, 4 Bde. 4., und 1779, 4 Bde.; deutsch übers., Leipz. 1779 bis 80, 3 Bde. befinden. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß erschienen: „Lettres to Arth. Stanhope relative to the education of his Lords-ships godson Philip" (London 1817).

Cheval (à), zu beiden Seiten eines Gegenstandes, gleichsam darauf reitend. So befindet sich militärisch ein Corps à cheval eines Flusses, wenn der eine Flügel am rechten, der andre am linken Ufer desselben steht.

Chevalier (Jean Baptiste le), Abbé und Oberbibliothekar der pariser Ste.-Geneviève-Bibliothek, geb. 1753 zu Wely im Dep. Manche, st. zu Paris 1807. Er bereiste Asien in wissenschaftlicher Hinsicht und ist berühmt durch eine Beschreibung der Ebene von Troja, in welcher er, ohne sich in tiefe Untersuchungen einzulassen, darauf ausgeht, das alte Griechenland in dem neuen wieder zu finden, und dadurch Homers historische und geographische Wahrhaftigkeit zu begründen. Indeß zeigte der General Sebastiani mit einem militärischen Auge dem gelehrten Geistlichen, daß er in Vielem fehl geurtheilt. Aber die häufigen Erdbeben in dieser Gegend und dadurch entstandenen veränderten Berg- und Flußregionen haben Alles seit Homers Zeiten wohl unkenntlich gemacht, wenn nicht überhaupt ein solcher Gegenstand Hellas's Enkeln wichtig und andern Völkern geringfügig scheinen sollte. Ueber die Meerenge von Konstantinopel, das schwarze Meer und die damit anzuknüpfenden Handelsverhältnisse urtheilt Sebastiani viel gründlicher und unterrichteter, als

Chevalier. Von der angeführten Beschreibung hat man noch eine Art Fortsetzung in seiner „Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin", welche vielfältig herausgegeben, mit Charten versehen und übersetzt sind.

Chiabrera (Gabrielo), Dichter, geb. zu Savona im Genuesischen 1552. Sein Vater hatte ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen. Unter Vormundschaft wurde der junge Chiabrera in seinem 10. Jahre nach Rom geschickt, wo die gelehrten Philologen Manutius und Muretus das Meiste zur Entwickelung seiner Talente beitrugen. Durch sie zum Studium der alten Klassiker gewöhnt, vertiefte er sich lange in die Formen und den Geist der griechischen und lateinischen Poesie, bis er den Gedanken faßte, Reformator der lyrischen Poesie seiner Nation zu werden. Nach dem Tode seines Oheims war er in die Dienste des Kardinals Corneo getreten, den er aber nach einigen Jahren verlassen mußte, da ihm die Rache, die er für eine, von einem römischen Edelmanne ihm angethane Beleidigung genommen hatte, nicht erlaubte, länger in Rom zu bleiben, und ging in sein Vaterland zurück. 1600 verheirathete er sich und lebte, zwar nur in mittelmäßigen, jedoch unabhängigen Glücksumständen. Sein Ruf als Dichter verbreitete sich indeß durch ganz Italien; er besuchte die Hauptstädte desselben, aber er verweilte nur in Florenz und Genua. Ueberall ward er mit Geschenken, Auszeichnungen und Ehrenzeichen überhäuft. Geistig und körperlich gesund, erreichte er ein hohes Alter und st. zu Savona 1635. Chiabrera goß die lyrische Poesie der Italiener in Formen, die der Freiheit der lyrischen Anschauung angemessener sind, als die bis dahin üblichen Canzonen, Sonette ꝛc., welche Reform er mit Geschmack und Verstand durchsetzte. Des Talents freier Nachahmung sich bewußt, studirte er sich in seinen Pindar hinein, fand aber den Rückweg zur Poesie seines Zeitalters und schuf die neuere Ode. Er verglich die Gedichte Anakreons mit den Sonetten der Liebe im Styl des 16. Jahrh. Was sich von beiden Arten der lyrisch populären Darstellung vereinigen ließ, faßte er in die bis dahin ganz verkannten Sylbenmaße der sogenannten Barzelletten. So entstand das italienische Lied in seiner veredelten Form. Für die einzige Art von wahren Oden scheint er seine Hymnen gehalten zu haben. Ohne ein hohes Haupt zu besingen, stimmte er nie ein lyrisches Gedicht in höherem Tone an; aber fast alle Großen seines Zeitalters, die er seiner Aufmerksamkeit werth achtete, beehrte er mit Lobgedichten, in denen die Sprache einen rythmischen Schwung, wie in keinem ältern italienischen Gedichte hat. Noch heller glänzt Chabrera's Talent zur lyrischen Versifikation in seinen Liedern. Durch diese hat er in der freieren Behandlung des italienischen, besonders des daktylischen Rhythmus mit entschiedenem Glücke den Ton angegeben. Einige nähern sich der Ode, zuweilen mit gleicher Schönheit der Sprache und Wahrheit des Gefühls. Außerdem hat er noch epische (l'Italia liberata, l'Amadeida etc.), wie auch ein Trauerspiel „Erminia" und mehrere Opern (Amore sbandito, il ballo delle Grazie, il vapimento di Cefalo, u. a. m.) geschrieben, die aber zum Theil in Vergessenheit gerathen sind. Seine lyrischen Poesien erschienen am vollständigsten zu Venedig 1757, 5 Bde.

Chiapa (Chiapas), 1) Freistaat der vereinigten mericanischen Staaten in Nordamerika; 1524 QM. groß, mit 80.000 Einw.; grenzt an Oaraca, Tabasco, Yucatan und Mittelamerika, zu welchem anfänglich der Staat gehörte, ist theils ein hohes Gebirgsland, an den Küsten aber

flach und reich an Indigo, Cochenille, Cacao und Gold. 2) (Chiapa, Ciudad-Real), Hauptstadt am Grualva; 4000 Einw. Handel mit Cacao, Baumwolle und Zucker.

Chiaramonte, Parlamentsstadt in der sicil. Intendantur Siragosa, auf dem Gipfel eines Berges regelmäßig und weitläufig gebaut. Durch das Erdbeben von 1693 hatte sie sehr gelitten, jetzt zählt sie gegen 6600 Einw., welche einen kleinen Handel treiben. Vorzüglich berühmt ist der hiesige Wein; auch findet man in der Umgegend eine absorbirende Erde, von welcher in der Medicin Gebrauch gemacht wird.

Chiaramonte (Museum), s. Rom.

Chiari, ein beträchtlicher Marktfl. in der Delegation Brescia, bei welchem im Jahr 1701 die Oestreicher über die Franzosen siegten. Er liegt am Oglio und zählt gegen 3000 Einw., welche vornehmlich Seiden-Spinnereien und Gerbereien unterhalten.

Chiari (Abbate Pietro), ein fruchtbarer komischer Dichter Italiens, geb. zu Brescia, gest. daselbst 1788, lebte die größte Zeit seines Lebens unter dem Titel eines Hofpoeten des Herzogs von Modena zu Venedig, wo er in einem Zeitraum von 12 Jahren 60 Lustspiele auf die Bühne brachte. Das Publikum ertheilte indeß seinem Nebenbuhler Goldoni den Vorzug. Es fehlt seinen Stücken nicht an Erfindung noch an kunstreicher Behandlung des Stoffes, aber der Styl ist mangelhaft, sein Dialog affektirt und nicht selten matt. Seine 4 Tragödien wurden bald vergessen. Mehr Werth haben einige seiner Romane. S. Goldoni.

Chiavari, Stadt im sard. Herzogth. Genua, am Fluß Lavagna, nahe am Golfo di Rapallo, mit 7680 Einw.; berühmte Orgel in der Hauptkirche, mit 54 Registern, die auch Blas- und Saiten-Instrumente täuschend nachahmt und die Stelle eines ganzen Orchesters vertreten kann; ökonomische Gesellschaft, Oliven- und Seidenbau, Jahrmärkte.

Chiavenna (Clefen, Clavenna), 1) Landschaft mit starkem Seidenbau, in der Delegation Sondrio, des Gouv. Mailand (lombard.-venetian. Königr.); wird zu 12 QM. und 18.000 Einw. gerechnet. Ch. hatte vormals eigne, vom Kaiser eingesetzte Grafen, kam aber 1200 u. 1338 an die Herzoge von Mailand, die sie der Familie Balbioni in Lehen gaben. Immer machten jedoch die Bischöfe von Chur und der Canton Bündten auf Ch., Bormio und das Veltlin Anspruch und führten mehrere Kriege wegen dieses Anspruchs. 1512 eroberten sie es endlich und behaupteten es, indem der Bischof von Chur seine Ansprüche 1530 abtrat und 1571 es in dem Frieden von Freiburg an Bündten abgetreten ward. 1620 empörten sich indessen die 3 Landschaften und es dauerte bis 1635, ehe sie gänzlich beruhigt wurden. 1797 kam Ch., Bormio und das Veltlin an die cisalpinische Republik und ist jetzt ein Theil des lombard.-venet. Königr. 2) Marktfl. u. Hauptort darin; hat 2700 Einw., welche starken Handel (Hauptstraße aus Deutschland nach Mailand) treiben und sich mit Seidenweberei beschäftigen; auf dem Schloßberge sind Ruinen eines alten Schlosses. 3) Thal im Herzogth. Piacenza in Italien. 4) See, Theil des Comersees (s. d.).

Chichester, Hauptstadt in der Grafschaft Sussex (England), sendet 2 Parlamentsdeputirte, hat Bischof, schöne Kathedrale mit hohem Thurm (300 Fuß), Nähnadelfabrik, Hafen, Handel mit Getreide und Salz, 1245 H. mit 7600 Einw. Geburtsort der Dichter Will, Hayley und Collins.

Chiemsee, das baierische Meer, Landsee an der westl. Grenze des bairischen Salzachkr., 2 Stunden von Traunstein, 3 1/2 Q.M. groß, ziemlich rund, bis zu 240 Schuh tief, reich an schmackhaften Fischen, z. B. Lachsforellen, Wallern, auch an Seegeflügel. Er nimmt einige Flüßchen auf, und enthält die Inseln Herrnwörth und Frauenwörth, nebst der kleinen Krautinsel.

Chieri, 1) Chiers, Quirs (Br. 44° 53′ L. 25° 25), eine alte Stadt am Abhange eines Hügels, gut und geräumig gebaut und gegenwärtig zur piemont. Provinz Turin gehörig. Ihre Lage ist gesund und angenehm, gegen N. und O. findet man Weinberge, gegen W. und S. fruchtreiche Gärten. Die Zahl der Einw. übersteigt 10,000, welche sich theils von dem Ertrage der Bebauung des sehr ergiebigen Bodens, theils durch Spinnereien und andre Verarbeitungen von Seide, Baumwolle und Flachs ernähren. Damit verbinden sie einen kleinen, aber lebhaften Handel, und Chieri ist namentlich für die Seide ein Hauptmarkt Piemontes. Der alte Name der Stadt ist Cherium und Carium.. Friedrich Barbarossa zerstörte sie 1154, aber bald nachher erstand sie wieder aus ihren Trümmern. Die alten Festungswerke mit dem Kastell Rochetta sind größtentheils geschleift, jedoch erkennt man ihre Ueberreste an der Mauer und dem Graben, welche die Stadt umgeben. Aus Chieri stammen die jetzt französ. gewordenen Familien Broglio und Crillon. 2) Hafen auf der Insel Zante.

Chieti (Civita die Chieti, sonst Theti, Theati), Hauptstadt eines Distr. gl. N. und der Provinz Abruzzo citeriore (Königr. Neapel); hat Provinzialbehörden, liegt am adriatischen Meere, hat 13,000 Ew., welche Tuch weben und etwas Handel treiben. Von ihr haben die Theatiner ihren Namen.

Chiffern sind Schriftzeichen, deren man sich zur gegenseitigen Mittheilung geheimer Nachrichten anstatt der gewöhnlichen Lautzeichen bedient. Solche Zeichen können Ziffern (daher der Name), Buchstaben, mathematische Zeichen, Punkten, Linien, Figuren ꝛc. seyn. Erfordernisse einer guten Geheimschrift sind: Einfachheit, Leichtigkeit ihrer Erlernung und ihres Gebrauchs, Bestimmtheit der Bezeichnung und endlich Gewährleistung für Sicherheit des Geheimnisses gegen Entdeckungsversuche. Um diese Sicherheit zu gewähren, muß sie so beschaffen seyn, daß kein Uneingeweihter ohne den Schlüssel ihre Combinationen zu berechnen im Stande ist. — Der Schlüssel ist in den Chiffrir- und Dechiffrirtabellen (chiffre chiffrant und chiffre déchiffrant) enthalten. — Vertreten Zahlzeichen die Stelle der Buchstaben, so erhält jeder Buchstabe, jede Zahl, selbst ganze oft vorkommende Sylben, Wörter und Redensarten ein oder mehrere Zeichen, die dann entweder auf die gewöhnliche Weise, oder, um das Geheimniß noch mehr zu verhüllen, von der Rechten zur Linken, auch wohl mit Einschiebung irreführender Zeichen und nichtsbedeutender Sätze in gewöhnlicher Buchstabenschrift, geschrieben werden. Bei Erfindung eines solchen geheimen Alphabets mit Zahlzeichen kann man auf mehrfache Weise verfahren. Entweder gibt man jedem Buchstaben ꝛc. ein Zeichen; oder man theilt das ganze Alphabet in mehrere Abtheilungen, unter die man die Buchstaben in willkürlicher Ordnung bringt, und bezeichnet jeden einzelnen Buchstaben mit zwei Zahlen, von denen die eine die Abtheilung, die andere aber die Stelle, welche der Buchstabe in derselben einnimmt, anzeigt und die man dann auch nach Art eines Bruchs

unter einander schreiben kann; oder man addirt jede Ziffer mit einer andern verabredeten Zahl, z. B. 5, und überschickt dem Correspondenten nur das Produkt der Addition. Bei allen diesen Arten ist es übrigens rathsam, über gewisse nichtsgeltende Zeichen (non valeurs) übereinzukommen, um durch deren Einmischung den ungeweihten Déchiffreur zu verwirren. Gut ist es auch, wenn man über den Gebrauch mehrerer Methoden in einem Aufsatze übereinkommt. — Der Wortchiffer, der sich ganzer Wörter bedient, kann nur mit Beschränkung angewendet werden, da eine Uebereinkunft über den gesammten Wortreichthum einer Sprache zu vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn würde. Es werden darum in der Regel nur häufiger vorkommenden und wichtigeren Wörter gegen andere unechte vertauscht und der gewöhnlichen Schrift beigefügt. — Bei weitem genügender und bei gehöriger Vorsicht eben so sicher ist der einfache Buchstabenchiffer, der auf einer Vertauschung der einzelnen Lautzeichen beruht, die mannigfaltigste Abwechselung zuläßt, leicht zu gebrauchen ist, und mit Behutsamkeit angewendet, die nöthige Sicherheit gewährt. Schon Cäsar und Augustus bedienten sich bei ihren geheimen Staatsbriefen einer solchen, freilich sehr einfachen und leicht zu errathenden, Geheimschrift (coecas litteras nennen sie die Alten). Sie wurde in neuerer Zeit durch den Franzosen Vieta und den Briten Wallis sehr vervollkommnet. Ein Muster von französischer Geheimschrift findet man in der „Geheimen Polizeischrift des Grafen v. Vergennes" (mit Kpfr. Eisenach 1793). Die daselbst mitgetheilten offenen Empfehlungsbillets enthalten die physiologische, moralische und bürgerliche Charakteristik des empfohlenen Fremden in unverdächtigen Zeichen. — Ueber die bisher genannten sowohl als andere Arten des Chiffrirens, z. B. den Multiplikationschiffer, den Transpositionschiffer, den Netzchiffer ꝛc. vergl. Klüber's „Kryptographik oder Lehrbuch der Geheimschreibekunst" (Tübingen 1809, 8.) — S. d. Art. Dechiffrirkunst.

Chievres, Stadt im Bez. Mons, der belg. Provinz Hennegau, am Hunel, ist ummauert, hat 4 Thore, 2 Kirchen, 450 H. und 2420 Einw., die 2 Gerbereien, eine Salzraffinerie, 3 Brauereien, 7 Brennereien und 2 Oelmühlen unterhalten, und auf ihren Märkten Krämerei treiben. Der Ort hieß im Alterthume Servia. Karl V. ließ daselbst ein Schloß bauen, wovon aber Nichts mehr vorhanden ist.

Chihuahua (Chihahuagua), 1) Freistaat in dem merikanischen Staatenbunde in Nordamerika, zwischen den Staaten Neu-Meriko, Cohahuila und Durango; 3348 QM. groß, mit 108,000 Einw., ist sehr gebirgig und enthält reiche Gold- und Silberbergwerke. 2) Hauptstadt dieses Staats, an einem Zuflusse des Conchos, vor der Revolution Sitz des Generalkommandanten der innern Provinzen; hat großen öffentlichen Platz, Militärakademie, Kaserne, Münze, 11,600 Einw., Handel, Aquädukt.

Chile, spr. Tschile (nicht Chili, unter Spaniens Herrschaft eine Generalhauptmannschaft, jetzt ein republikanischer Föderativstaat, ein vom 24o 20′ bis zum 43° 50′ S. Br. ausgedehnter, schmaler Küstenstrich am westl. Abhange der Cordilleren in Südamerika, das von der Natur durch die herrlichsten Vorzüge ausgezeichnetste Land der neuen Welt. Es hat auf 10,612 QM. 980,000 Ew., darunter 80,000 von span. Abkunft, und 580,000 Indios fideles. Außerdem zählt man noch 400,000 unabhängige Indios bravos. Der wirklich colonisirte Strich ist 300 geogr. Meilen lang, 10 bis 90 breit und hat nur 5548 QM. mit 620,000

Ew. Chile grenzt im O. an Tucuman, Cujo (auch Oſtchile genannt, das durch die Andenkette (welche hier Pike von mehr als 20,000 Fuß Höhe trägt) von dem eigentlichen Chile getrennt iſt) und Patagonien, gegen S. an das Maghellaniſche Land, gegen Weſten an das Südmeer gegen N. an Peru. Eine dreifache Abſtufung des Bodens bildet drei natürliche Abtheilungen: den Gebirgsſtreifen, zum Theil eine hohe Bergwüſte mit Klippen und Abgründen, zum Theil ein fruchtbares Thalland; den mittlern, größtentheils ebenen, und den niedrig liegenden Streifen, oder das Küſtenland, das 42 Flußthäler, die von den Anden abfallen durchſchneiden. Unter den 16 Vulkanen iſt der merkwürdigſte jener von Antuco, 2750 Fuß über der Schneelinie. Er ward im März 1829 von Dr. Pöppig beſtiegen. Nach ihm iſt derſelbe nächſt dem Pik von Teneriffa wahrſcheinlich der ſpitzeſte, und einer derjenigen Vulkane, die das merkwürdige Phänomen darbieten, jede große Eruption mit einem Ausbruche gewaltiger Waſſermaſſen, und zwar von kalter Temperatur zu beſchließen. Die Ausſicht vom Gipfel des Vulkans iſt unermeßlich. Man gewahrt Chile von Talca bis Villaricca (35—39°) landchartengleich vor ſich. Neben ſich hat man die unermeßlichen Gletſcher der Sierra velluda, die noch um 1—2000 Fuß höher ſind als der Vulkan. Eine kleine Erhöhung in der unfruchtbaren Ebene am Fuße des Berges bildet die Scheidelinie der Gewäſſer, die von da in das atlantiſche Meer oder die Südſee ſtrömen. In dieſer Ebene liegt der maleriſche Vulkan-See von beinahe 6 Luegas Länge aus dem der Laraſluß entſpringt. Die Baſaltformationen, die von hier vermuthlich viele Grade weit nach S ſich verlängern, ſind leicht die ausgedehnteſten der Welt weit intereſſanter noch würde die Unterſuchung des Vulkans von Villaricca ſeyn, welcher höher als irgend eine Spitze der Cordilleren in der Ebene v. los Angeles zugleich mit dem Vulkan v. Antuco ſichtbar iſt. In den Gebirgen der Pehuenchen umgeben große Berge von Steinſalz die Bergebenen, auch liegen dort einige Aſphaltſeen von großer Ausdehnung, ferner gibt es Quellen, die durch periodiſche Ausſtoßung ſiedendheißen Waſſers dem Geiſer Islands gleichen, und nakte Ebenen, wo man ſich Feuer durch Anzündung von Strömen verſchafft, die einer tief in den Boden geſtoßenen Lanze zu folgen pflegen. Alles Dieß und Erderſchütterungen, welche man jedes Jahr 3 bis 4 Mal, jedoch nicht heftig, fühlt, weiſen auf den gefährlichen Boden, welchen man betritt, und rechtfertigen die Vorſicht, womit die Straßen und Häuſer in den Städten angelegt ſind. Noch am 29. Okt. 1824 hat ein Erdbeben einen Landesſtrich verödet und u. a. die Stadt Coplopo ganz zerſtört. Das Klima trägt mit Recht den Preis, der ihm durch alle Reiſende geworden iſt. Die Herrlichkeit des Sommers, die Milde des Winters und die unbeſchreiblich maleriſchen Anſichten, denen man in ganz Chile begegnet, machen, nach Pöppig's Bericht, Aufenthalt und Reiſen hier unvergleichbar viel angenehmer, als in irgend einem andern Lande Südamerika's. Der Himmel iſt ſo glanzvoll als ſelbſt in den tropiſchen Gegenden dieſes Welttheils, und nicht eine der Plagen, die das Leben zwiſchen den Wendekreiſen ſo verbittern — Ungeſundheit, peſtartige Krankheiten, quälende Inſektenſchwärme und drückende Hitze — verderben den Genuß in Chile. Der Boden iſt ſo fruchtbar, daß eine gewöhnliche Ernte im Mittellande 60- und 70- am Meere 40- bis 50fältig trägt, weßwegen Chile als die Kornkammer von Südamerika angeſehen wird. In den Andesthälern iſt

die Kraft der Vegetation am größten, und man kennt an 200 Pflanzen, die Arzneikräfte haben. Die Alpenwiesen in den Anden übertreffen an Grüne und Pflanzenreichthum diejenigen der berühmtesten botanischen Standpunkte in Kärnthen, Tirol oder der Schweiz. Am zahlreichsten ist die Cocospalme verbreitet. Auch gedeihen alle aus Europa nach Chile verpflanzten Gewächse vortrefflich. Unter den einheimischen Thierarten sind der Vicogna und der Guanaco vorzüglich nutzbar; die europ. Thiere übertreffen hier den Stamm an Größe und Güte. Vögel sind in den niedern Küstengegenden ebenso ungemein zahlreich, als sie in den Gebirgen zu angestaunten Seltenheiten gehören. Die Baien und Flüsse sind überaus fischreisch. Man fängt bei den Chiloe-Inseln Stockfische in Menge; auch wird an den Küsten Wallfischfang getrieben. Noch gibt es viele Arten genießbarer Schalthiere und andres Seegewürm. Giftige Thiere werden nicht gefunden, und unter den Raubthieren ist der Pagi (chilesische Löwe) nur den zahmen Thieren, nicht den Menschen gefährlich. Die Insektenwelt ist bunt und mannigfaltig. Man findet die größten und schönsten Schmetterlinge. Seidenzucht wird erst seit Kurzem getrieben. Am wichtigsten ist der Metallreichthum. Fast kein Berg ist ohne Gold, das man auch im Flußsand findet (jährl. 12,000 Mark). Kupfer und Silber (jährl. 30,000 Mark), Eisen, Arsenik, Schwefel, Zink und Quecksilber, so auch Salz, Farbenerden, Kalk, Marmor u. a. Metalle, Edelsteine werden in Menge und zum Theil in vorzüglicher Güte gefunden. Mit Abschaffung der Mita oder der jährlichen Ziehung für die Bergwerke ward dieser Zweig der Nationalökonomie vernachlässigt, daher sich gegenwärtig die wichtigsten Bergwerke in den Händen brit. Kaufleute befinden. — Die zahlreichste Klasse der Einw. besteht aus Kreolen, die wohlgebildet, brav, talentvoll und gewerbfleißig sind. Ueberhaupt hält man die Chileoten für das freisinnigste, höflichste, gastfreieste und großmüthigste Volk in Südamerika; in keinem Lande dieses Theils der neuen Welt hat seit Vertreibung der Spanier Civilisation und Unterricht so schnelle und allgemeine Fortschritte gemacht als in Chile. Die Indianer Chile's stehen mit Ausnahme von wenig Gebirgsstämmen auf einer so hohen Stufe der Kultur, daß sie bald ihre Stelle unter den Staatsbürgern werden einnehmen können. Auch die Negersklaven (etwa 40,000) sind hier gesitteter als die Sklaven in Brasilien; sie werden besser behandelt und dienen im Heere. Die herrschende Sprache ist die spanische, nur an den Ufern des Arauco ist das Chile-Dugu, die alte Landessprache, im Gebrauch geblieben. — Geschichte. Die Spanier machten unter Almagro 1535 den Versuch, sich des goldreichen Landes zu bemächtigen, sie wurden aber von den Promanaciern, die im N. von Chile das herrschende Volk ausmachten, blutig zurückgewiesen, und erst 1540 gelang es Pedro de Valdivia, festen Fuß in diesem Lande zu fassen und, nachdem er die Promenacier versöhnt, 1531 den ersten Stein zu der Stadt San-Jago zu legen, worauf nach und nach die Völkerstämme des nördlichen Chile sich unter das Joch zu beugen gezwungen wurden. Aber nie gelang es ihnen, die Araucanen (vgl. d.), die das südliche Chile besitzen, zu unterwerfen, obgleich deßhalb blutige Kriege Statt fanden, und im letztern Frieden von 1775 sahen sich die Spanier genöthigt, die Selbständigkeit dieses Volkes anzuerkennen. Das nördliche Chile genoß indeß seit der spanischen Besitznahme wenig Ruhe; seine Küsten wurden, beson-

ders des 16. und 17. Jahrh., häufig von englischen und holländischen Freibeutern beunruhigt, und innere Unfälle verursachten, daß die Kolonie nur langsam sich hob; erst 1742 konnte man das Land in Provinzen, die Kolonisten in Ortschaften vertheilen. Aber seit Beilegung der araucanischen Kriege verbreitete sich immer mehr Wohlstand. Bei der Usurpation Spaniens von den Franzosen brachen auch in Chile Unruhen aus, die jedoch ein Heer aus Peru dämpfte. 1814 aber verjagte der Feldherr S. Martin aus Buenos-Ayres die Royalisten. Am 12. Jan. 1818 erklärte sich das Volk von Chile für unabhängig und hat bis jetzt seine Unabhängigkeit zu sichern gewußt. Das Weitere s. unter südamerikanische Revolution, Abschnitt Chile. Die katholische Kirche ist herrschend unter 2 Bischöfen; die Verfassung demokratisch; ein Congreß, der sich in der Hauptst. San-Jago (zuletzt im Juni 1831) versammelt; Regierungspräsident ist seit d. 5. Mai 1827 D. Fr. A. Pinto. Die Republick besteht aus 3 Staaten: Coquimbo, San-Jago und Conception. Haupthafen ist Valparaiso (s. d.)

Chiliasmus (vom griech. Chilias, tausend), der Glaube an ein tausendjähriges Reich. Die Annahme eines auf Erden zu stiftenden politischen Messiasreiches, welches so natürlich aus den gemeinen messianischen Erwartungen der Juden floß, herrschte vermuthlich anfangs bei ehemaligen Juden und kam von diesen erst zu den andern Christen. Die Unzufriedenheit mit ihrer politischen Lage machte denselben diese Aussicht sehr anziehend und trug vermuthlich das Meiste zur Verbreitung dieser Erwartung bei. Tausende Jahre sollte dieses irdische Messiasreich dauern; daher hießen die Anhänger dieser Erwartung Chiliasten. Ihre Hoffnungen stützten sie besonders darauf, daß die Geschichte der Weltschöpfung ein Bild der fernern Geschichte der Welt sey, nur daß jeder Tag der ersteren ein Jahrtausend der letztern bezeichne. Man gründete dabei auf eine Bibelstelle, daß vor Gott ein Tag wie ein Jahrtausend sey. Durch den siebenten Schöpfungstag, an welchem die Gottheit ruhte, sollte, nach dieser Annahme, ein Jahrtausend vorgebildet seyn, wo Christus auf Erden herrschen werde und wo seine Anhänger sich eines ungestörten Glücks zu erfreuen hätten. Da sollte jede Aehre 10,000 Körner und jedes Korn 10 Pfund Weizenmehl, jeder Weinstock 2,500,000,000,000,000,000,000 Eimer Wein geben, paradiesische Unschuld mit dem höchsten geistigen und leiblichen Wohlleben gepaart, der Sieg der Frommen über die Ungläubigen vollkommen, und ihr Aufenthalt das neue Jerusalem seyn, das sich in fabelhafter Pracht und Größe vom Himmel herablassen würde, um sie in seine glanzvollen Wohnungen aufzunehmen. Schon in dem 15. Briefe des Barnabas, schon in den Schriften des Justin war diese Erwartung herrschend. Irenäus und Tertullian trugen gleichfalls den Chiliasmus vor; die Gnostiker waren, als Verächter des Materiellen, Gegner desselben. Auch in Alexandrien dachte man anders. Clemens von Alexandrien verräth nirgends solche Erwartungen. Durch den Geist der dortigen Schule wurde auch wahrscheinlich der Chiliasmus verdrängt. Es war auch jetzt die Zeit, wo Montanus;s Anhänger denselben übertrieben. Origenes that wohl das Meiste, um ihn zu unterdrücken. Sein Schüler Dionysius von Alexandrien war ein eifriger Bestreiter desselben. Durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion des römischen Reichs verlor er sein Interesse für die Menge. Hieronymus und Augustin widersprachen

aufs Nachdrücklichste den groben Vorstellungen der wenigen Schwärmer, die im 5. Jahrh. noch auf jenes Reich hofften. Desto fester hielten die Juden an diesen Träumen, die ihre Rabbinen, bis in das 12. Jahrh. herab, mit den abenteuerlichsten Einfällen und Folgerungen zu bereichern fortfuhren. Unter den Christen, selbst den verfolgten Secten, ließen sich bis ins 16. Jahrh. nur wenige Seher darauf ein. Aber von da waren die Aufgeregten, meist eifrige Chiliasten, besonders die Wiedertäufer, welche die Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches gleich selbst zu verwirklichen meinten, indem sie alle bestehende Ordnung umzustürzen suchten, Theosophen aus der Schule des Theophrastus Paracelsus, phantastische Exegeten, wie Cöl. Curio, Joh. Erasmi und Martin Borrhäus, und Schwärmer, wie Valentin Weigel, im 17. Jahrh., wo die Schrecken des 30jährigen Krieges in Deutschland und der Bürgerkriege in England viele Köpfe mit Bildern einer Umwälzung aller irdischen Dinge erhitzten, Joseph Mede, Paul Felgenhauer, Amos Comenius, Pet. Poiret, Pet. Serrarius, Gichtel und die Pietisten, im 18. Jahrh. Petersen, die Exegeten J. Lange, Seiz, Chimonius und vor andern Bengel, die Philosophen Burnes und Whiston, die Swedenborgianer, Lavater und Jung Stilling mit ihren Anhängern, im 19. Jahrh. Frau von Krüdener. Diese Chiliasten haben theils mit sinnreichen Deutungen prophetischer Stellen der heil. Schrift (Daniel und die Offenb. Joh.) und mühsame Berechnungen den Zeitpunkt des jüngsten Tages zu bestimmen und Gründe aller Art für ihre Meinung zu häufen gesucht, theils die Spiele ihrer Phantasie für Resultate eines tiefen Denkens oder gar göttlicher Inspiration ausgegeben, und noch jetzt harret Mancher mit Schmerzen auf das Anbrechen des 7. Tages der großen Weltwoche. Ganz etwas Anderes ist der moralische Chiliasmus, nach Kant, der Glaube an das beständige Fortschreiten des menschlichen Geschlechts zu seiner sittlichen Bestimmung, deren Ziel in weiter Ferne liegt. Dieser ist allen bessern, wahrhaft aufgeklärten Menschen eigen, wogegen der kirchl. Chiliasmus nur Indolenz und geistlichen Hochmuth erzeugt, und sich im Gefolge der Dummheit, des Aberglaubens und des Obscurantismus befindet. S. Corredi „Kritische Geschichte des Chiliasmus", Zürich 1781, 3 Bde. 8. Noch 1829 legte ein Landmann von Doornweerth bei Arnheim den Generalstaaten des Königreichs der Niederlande folgende Denkschrift vor: „Das tausendjährige Reich, nach der Offenbarung Johannis, eröffnet und entsiegelt durch Albert Derkschen" („Het Duizendjarig Rijk, volgens de Openbaring van Johannes, opengelegd en onstloten door A. Derkschen, Tweede Druk. Alom the bekomen 1828. 8."), um sie zu überzeugen, daß ihre Funktionen zu Ende wären, indem das so lange erwartete tausendjährige Reich erschienen sey. Im Vorwort heißt es: „Ein Tag ist vor dem Herrn, gleich tausend Jahren; so ist also ein Tag in in der Schöpfung vor dem Herrn gleich tausend Jahren, der zweite gleich zweitausend Jahren und so fort bis zum sechsten Tage, welcher wieder ein Feiertag ist, der in Gottes Willen von Ewigkeit zur Ruhe bestimmt war; und so kommt man zu dem ewigen Sabbat oder dem tausendjährigen Reiche, welches wir jetzt erleben, indem dasselbe mit 1829 auf den Glockenschlag 12 Uhr begonnen hat!"

Chiloeinseln, eine Gruppe von mehr als 3000 Inseln an der Küste von Chile, meistens Klippen, zusammen 172 QM. groß, mit 100,000 Ew., welche Viehzucht, Holzhandel und Fischerei treiben. Größte

Insel Chiloe 18 Ml. lang, 12 Ml. breit, 100 QM. groß, mit 25,000 Ew., dem Hafen Chacao, der Hauptstadt Castro und der Festung San-Carlos, gehören zu dem Föderativstaate Chile seit 1825, früher den Spaniern.

Chillon, ein 1238 von einem Grafen von Savoien, auf einem Felsen, der aus den Alpen in den Genfersee stürzte, erbautes Schloß, 2 Stunden von Vivis. Es bewacht einen Paß, ziert mit seinen gothischen Thürmen, starken Mauern und Schießscharten eine reizende Landschaft, und hat Gewölbe, die unter der Seefläche in den Felsen eingehauen sind. Vor der Erfindung des Pulvers war es eine ebenso mächtige und gefürchtete als haltbare Veste. Hier saß von 1530 bis 1536 der vortreffliche Franz Bonnivard, Prior von St.-Victor zu Genf, gefangen, welcher sich durch die Stiftung der Genfer Bibliothek und noch mehr durch die Vertheidigung der Unabhängigkeit dieser Stadt verdient machte. Nicht weit von demselben gewann 1276 Peter von Savoien eine Schlacht, wodurch ihm die Landschaft Waadt als Eroberung zufiel. Von diesem furchtbaren, noch wohl erhaltenen Gebäude, das eine Reihe von Kerkern enthält, und gegenwärtig als Arsenal und Munitionsdepot, sowie als Gensdarmerie-Posten, und bei Gelegenheit als Staatsgefängniß dient, hat der große brit. Dichter unserer Zeit, der verewigte Lord Byron, den Stoff zu seinem schönen, ergreifenden Gedicht „Prisoner of Chillon," geschöpft. Das Schloß ist geräumig und man sieht es in großer Entfernung längs dem See hin. Die Tiefe von diesem soll hier 800 Fuß franz. Maaß betragen.

Chilogramme gr., fr., fälschlich gewöhnlich Kilogramme genannt), ein neufranzös. Gewicht von 1000 Grammen (s. d.). Ch.-liter, Maß von 1000 Litres (s. d.). Ch.-meter, Meilenmaß von 1000 Meter s. d.).

Chilon, in Sparta, wo er Ephorus gewesen seyn soll, einer der 7 Weisen Griechenlands. Als das Schwerste erklärte er: ein Geheimniß zu verschweigen, die Zeit wohl anzuwenden und eine Beleidigung zu ertragen; schwerer ward ihm indeß, große Freude zu ertragen, denn er starb in den Armen seines als olympischen Siegers zurückgekehrten Sohnes vor Wonne; die versammelte Griechenmenge feierte sein Leichenbegängniß.

Chimära, eine Hieroglyphe des Orients, welche das Ungeheure des Frevels in einem dreigekörperten Ungeheuer symbolisirt, nach Homer: Vorn ein Löw' und hinten ein Drache, und Geis in der Mitte; schrecklich umher aushauchend die Macht des lodernden Feuers. Bellerophon (s. d.) erlegte dieses das Land (Lykien) verheerende Ungeheuer mit Hülfe des Pegasos, den er gezäumt hatte, drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege. Ueber die Deutung dieser Homerischen, von Pindar weiter ausgebildeten Sage, s. m. Böttiger's „Griech. Vasengemälde." „Ein dreifaches Abenteuer, das jener kluge Zügelerfinder und der Bändiger des Flügelrosses in Lykien bestand, indem er die Gebirge von Löwen, Räubern und den Amazonen säuberte, sey durch die Chimära versinnbildet." Wegen jener ungeheuren, unförmlichen Zusammensetzung der verschiedenartigsten Theile versteht man auch unter Chimäre, ein Unding, das nur in der Einbildung da ist, ein Hirngespinnst, ein Luftgemälde (wie Göthe es edler nennt), sowie chimärisch, eingebildet, grillenhaft.

Chimborasso, s. Cordilleras.

China, Thina, hat nebst den unterwürfigen und Schutzländern auf 248,359 QM. 242 Mill. Einw. Das eigentliche China, „die Blume der Mitte," hat 61,1338 QM. (18° 37'—41° 35, N. B.), mit 146,280,163 Einw., von denen 2 Mill. auf dem Wasser wohnen, 31,000 Matrosen, 822,000 Fußvolk, 410,000 Reiterei, 7552 Offiziere und 9611 Beamte, sind. China unterworfen sind: die Mandschurei 34,300 QM., die Mongolei 91,360, Turfan 27.290, und die Schutzstaaten: Tibet, Butan, Korea, Lickeio, 34,241 QM. Die Grenze gegen das russ. Reich von der Gegend des Palcati-Sees bis zur Mündung des Amurflusses, ist im Allgemeinen durch die Richtung der altaischen, saianischen und dournischen Gebirge bestimmt, wiewohl über die letztern hinaus die Russen ihr Reich bis an die Ufer des Amurflusses ausgedehnt haben. Der See Palcati, die Berge Alak und Belur trennen im W. das chinesische Reich von den Kirgisen, Usbeken und unabhängigen Tatarenvölkern. Während die chinesische Herrschaft sich im N. und Nordwesten der Grenzen des asiatischen Rußlands näherte, breitete sie sich im W. u. Südwesten über die weiten Regionen Tibets aus, und erreichte fast die englisch. Besitzungen in Bengalen. Die kleinen Länder von Sirinagur, Nepaul und andre, und die Garrowgebirge sind auf dieser Seite die Schranken zwischen China und Indien. Mehr östlich berührt das birmanische Reich die chinesische Provinz Yun-nan. Im S. grenzen vom Kaiserthum Anam die Provinzen Lao und Tunkin an China. Der östliche Ocean, mit dem Busen Korea, bespült die Küsten Chinas in einer Ausdehnung von siebenthalbhundert Meilen, von den Grenzen Tunkins bis zur Mündung des Amurflusses. Südlich sind das chinesische oder gelbe Meer und der Meerbusen von Tunkin; der Kanal von Foemosa trennt die Insel dieses Nam. von dem festen Lande; das blaue und das gelbe Meer verbreiten sich, jenes zwischen China, den Inseln Lieuken und Japan, dieses zwischen China und Korea. Von Korea bis zum Amurfluß erstreckt sich das japanische Meer, dessen äußerste Spitze den Namen des Meerbusens der Tartarei erhalten hat. — Das eigentliche China grenzt östlich an den östlichen Ocean, gegen N. trennt es die große Mauer (s. unten) von der Mongolei und dem Mantschulande; westlich setzen politische Grenzen den nomadischen Wanderungen der Kalmücken oder Eleuthen von Hohonor und der Sifanen ein Ziel, südlich fallen die Grenzen des chinesischen Reichs und des eigentlichen China zusammen. Von allen Landseiten ist China, wie bereits gesagt, von ungeheuren Gebirgen eingefaßt, und obgleich es sich als ein unermeßliches Thal im Osten vor unsern Augen ausbreitet, so wird es doch wieder von einzelnen Gebirgszweigen und Seitensprossen in verschiedene Theile oder Becken getheilt. Man kennt zwei Gebirgsmassen. Die südöstliche verbreitet sich zwischen den Provinzen Oang-ssi, Quangtong und Fokien im Süden und den Provinzen Houquang und Kiang-ssi im Norden, läuft anfangs von Westen nach Osten und wendet sich auf den Grenzen von Fokien nordöstlich. Die Hauptkette ist besonders in den Provinzen Kait-scheou und Quang-ssi wegen der dort wohnenden wilden Völkerschaften schwer zugänglich; der Berg Meiling erhebt sich 3000 F. über den See Po-yang. In Quang-tong bilden die Granitgebirge, zwischen welchen der darin entsprungene Pekiang sich ein enges Gleis geschliffen hat, auffallende Natur-Scenen. Besonders zeichnen sich die wilden Gebirge, welche man beim Herabfahren von Nang-tschoufou, nach Kanton erblickt, merkwürdig aus. Die nordwestl. Gebirge scheinen nicht

sowohl regelmäßige Ketten als Terrassen zu bilden. Auch in der Provinz Schamsi sind viele Gebirge, die zu einer von den Ufern des Amurflusses quer durch die Mongolei laufenden Kette zu gehören scheinen und fast alle senkrechte Felsen sind. Die Provinz Schan-tong ist größtentheils eine gebirgige Halbinsel. Die größten Ebenen sind in der Provinz Kiang-nan, zwischen den großen Flüssen Hoan-ho und Yang-tseeiang. — Da uns sehr wenig von dem Innern besonders vom Süden und Westen China's bekannt ist und deßhalb die Angaben über die Gewässer des festen Landes auch sehr mangelhaft und unzuverlässig sind, so scheint China doch nicht arm an Flüssen zu seyn. Zwei Hauptströme, welche zu den größten der Erde gehören, verdienen besondere Aufmerksamkeit. 1) Der Hoang-ho (gelbe Fluß) entspringt 35° N. B. und 116° L. aus dem hohen,, unbekannten Scheidegebirge Kantaisse an der Grenze Hochasiens, und stürzt dort nach chinesischen Nachrichten von hohen Felsen herab in zwei Wasserbecken. Viele Flüsse und Bäche vereinigen sich mit ihm. Unter dem 121° L. durchbricht er das Gebirge und beugt sich nördlich, strömt dann 128° L. und 41° N. B. wieder südlich, durchbricht 35° N. B. das Gebirge, beugt sich plötzlich westlich, und durchströmt in dieser Richtung das Flachland von China, bis er sich, nachdem er einen Lauf von 430 M. vollendet und die Breite von 3—4000 F. erreicht hat, bei Hoaygan brausend in das gelbe Meer stürzt. Sein Wasser ist, so lange er in den Gebirgen fließt, hell und klar, wird aber, wie er in das Flachland tritt, gelb und schlammig. Er ist reißend und verwüstet das Land umher durch seine Ueberschwemmungen. Die Schifffahrt, besonders stromaufwärts, ist oft gefährlich und manchmal unmöglich. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind: der Fuenho auf dem linken und der Hoeyho und Hoeyha auf dem rechten Ufer. 2) Der Kang-tse-kiang (blaue Fluß) entspringt am wahrscheinlichsten im Himalayagebirge unter 107° L. und 35° N. B. an dem westliche Ende China's, wo er den Namen Dsatshou führt, und vereinigt sich 119° L. und 27° N. B. mit einem östlicher fließenden Flusse gleichen Namens. Die Richtung des Laufes beider Flüsse ist südöstlich, von der Vereinigung an aber beugt er sich nordöstlich. Er stürzt sich wild und reißend durch die Felsen und Engthäler der Gebirge, bildet an den steilen Klippen unzählige Wasserfälle, bis er zum letztenmale bei der Stadt Kintscheu das Gebirge durchbricht, und als ein ruhiger sanfter Strom in mehreren Gegenden das Flachland China's in stiller Majestät durchzieht. Seine Breite, an manchen Orten kaum abzusehen, beträgt eine Stunde und er ist hier immer von unzähligen Schiffen belebt. Seine wohlthätigen Ueberschwemmungen befruchten das Land. Viele Seen, die er bildet und durchströmt, bändigen seinen Lauf, von denen der Poyang der merkwürdigste ist. Bis zu ihm herauf dringt im Strome die Ebbe und Fluth, bis zu ihm segeln die Schiffe und bis hieher hausen die Seefische in ihm. Gegen seine Mündung hin ist die Gegend ein Paradies. Viele herrliche Inseln erheben sich aus seinen ruhigen Fluthen. Allenthalben ist der Strom von segelnden und stillliegenden Schiffen bedeckt, und an den reichen paradiesischen Ufern drängen sich Städte, Dörfer und Gärten in ununterbrochener Reihe, bis er sich durch eine niedrige Stromenge, Tschinkiang (das Himmelsthor) genannt, nach einem Laufe von 509 Ml ins große Weltmeer ergießt, Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Hankiang a. d. l. und der Renkiang, Hinkan und Kankiang a. d. r. Ufer. Unabhängig sind der

Hoan-kiang im S. der sich in den Meerbusen von Kanton, und der Pay-ho im N., der sich in den Meerbusen von Peking ergießt. Auch an Landseen ist China reich, besonders die Provinz Hu-quang, deren Name schon darauf hinweist. Der Poyang-hu ist nach Staunton der größte Landsee in China, hingegen nach du Halde, ebeträgt sein Umkreis nur 20 Meilen. — Zahlreiche Kanäle sind durch diejenigen Gegenden gezogen, welche die Natur nicht bewässert hat. Sie sind zum Theil über 400 M. lang und vortrefflich angelegt. Die größten sind mit behauenen Steinen eingefaßt, und so tief, daß sie die größten Schiffe tragen. Die Fahrzeuge sind mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehen, und zum Theil bewohnt, sodaß man wohl behauptet hat, es wohnen in China so viele Menschen auf dem Wasser, als auf dem Lande. Die Kanäle haben gepflasterte Strandwege und oft Brücken von erstaunlicher Bauart. Die Schifffahrt auf denselben ist langsam und die Schiffe müssen oft von Menschen gezogen werden. Es sind jedoch mit Kunst und Beharrlichkeit alle Vorkehrungen für die Sicherheit der Reisenden getroffen, wenn ein Kanal von einem reißenden Flusse durchschnitten, oder von Bergströmen angeschwellt wird. Der wichtigste dieser Kanäle ist der 300 M. lange, sogenannte Kaiser-Kanal, der mit einer Unterbrechung von einer einzigen Tagereise eine Wasserverbindung zwischen Peking und Kanton gibt. Heilquellen sind sehr häufig vorhanden. — Das Klima ist sehr verschieden. Im Süden von China nahe am Wendekreise, herrscht eine große Hitze, die jedoch durch den Einfluß der periodischen Winde gemildert wird. Die nördlichen und östlichen Gegenden sind ungleich kälter, als die unter derselben Breite gelegenen Länder Europa's. wovon der Grund in der Höhe der Sonne, in der Natur des mit Salpeter angefüllten Bodens und endlich in dem Schnee liegt, welcher den größten Theil des Jahres die Centralgebirge Asiens bedeckt. Eine Hauptbeschäftigung der Chinesen ist der Ackerbau; vornehmlich baut man Reiß, der die Hauptnahrung ausmacht; man bewässert zu diesem Zweck den Boden mit der größten Sorgfalt, achtet auch höchst genau auf die Düngung und das Pflügen und hilft mit der Hacke nach. Man hält zwei Ernten, im April und September, und gewinnt nach einigen Angaben 25—30, n. A. 100fältig von einem Korn. Selbst auf dem Wasser baut man Reiß, indem man Flöße an den Ausgang der Flüsse auf die Sandbänke legt und dort auf heraufgebrachte Erde Reiß säet. Kein Feld liegt brache, und selbst Felsen und Berge werden angebaut. Ungeachtet dieser Sorgfalt reicht die Ernte zuweilen für die große Bevölkerung nicht zu, und es reißt gräßliche Hungersnoth ein, welche Hunderttausende hinrafft. Außerdem baut man noch Weizen, Gerste, Roggen, Buchweizen, Gemüse (besonders den chinesischen Senf), Taback und Obst. Gegenwärtig findet man auch dort die grüne Bohne und die europäisirte Kartoffel, beide auf den Tischen der Großen und Vornehmen unentbehrlich. Der Bau europäischen Obstes ist jedoch nicht bedeutend, und die Chinesen kennen nicht einmal das Pfropfen. Dagegen ziehen sie treffliche Pomeranzen, Apfelsinen und andere Südfrüchte, auch Wein, den sie jedoch nicht keltern, sondern zu Branntwein benutzen. Höchst wichtig ist der Theebau, auch Baumwolle (gelbe und weiße), Zuckerrohr, Indigo, Firniß-, Seifen-, Leim-, Talg-, Wachs- und Kampferbäume werden gezogen. Um den Ackerbau zu heben und seine Wichtigkeit zu zeigen, führt der Kaiser in jedem Jahre im Frühling selbst den Pflug einmal, worin ihm die Großen

des Reichs nachfolgen. Einige Tage darauf besäet er auch das Land und der auf dem so bestellten Felde erhaltene Reiß wird sorgfältig zur künftigen Saat aufgehoben. In den Provinzen vollziehen die Vicekönige am nämlichen Tage dieselbe Ceremonie. Die Gebirgsgegenden in der Nähe der Tartarei sind von Moschus, wilden Maulthieren, Argalen, Steinböcken und mehreren Gazell-Arten bevölkert. Die südlichen und nordwestlichen Theile werden vom Nashorn, Elephanten, Brummochsen (dessen seidenhaariger Schweif zu Fliegenwedeln sehr gesucht wird) und dem furchtbaren Königstieger bewohnt. Die Chinesen haben weder vorzügliches Mast- noch Wollenvieh, noch eine gute Pferdezucht. Sie scheinen überhaupt auf die Hausthiere wenig Werth zu legen; nur Esel, als Lastthier und wegen seines Fleisches geschätzt; Schweine, deren Fleisch nebst dem Hundefleisch als ein Leckerbissen verzehrt wird; und Kameele, welche zum Lasttragen gebraucht werden, sind zahlreich. Unter dem Geflügel prangt China mit den reichgeschmückten Vögeln, dem Gold- und Silberfasan, dem Lathams- und Spornhuhn. Unter den Schwimm-Vögeln sind die Enten hier am Beliebtesten, deren Eier künstlich ausgebrütet werden. Mehrere Arten Amphibien sind Gegenstände des Aberglaubens; dahin gehören mehrere Eidechsen und Schlangen. Die Fische sind, als ein Hauptnahrungszweig des chinesischen Volkes, von höchster Wichtigkeit. Sowohl See- als Flußfische hat China in zahlloser Menge. Bemerkt zu werden verdienen darunter die vielfarbigen Gold- und Silberkarpfen. Bekannt ist's, daß die Seide aus China stammt und hier das Vaterland des Seidenwurms ist; die Schildlaus, Gallwespe und andere Insekten, die alle vortheilhaft benutzt werden, scheinen einheimisch zu seyn. Ueber die Erzeugnisse des Mineralreichs in China besitzen wir noch wenige Nachrichten. In mehreren Provinzen finden sich sehr schöne Marmorarten, Porphyr und Jaspis, die aber wenig benutzt werden. Auch feine Steine zeigen sich hinreichend, z. B. der Lapis lazuli. Bergkrystall. Ferner hat China Kupfer, viel Queckssilber in Yun-nan, Eisen, Magnet, Blei, Zinn. Die Silberbergwerke China's sind ergiebig, aber man bearbeitet sie wenig. Der Bau einiger Goldbergwerke ist, da die Regierung den Umlauf des vielen edlen Metalles dem Ackerbau für schädlich hielt, von ihr hintertrieben worden. Daher wird das Gold meistens aus dem Sande der Flüsse, in den Provinzen Se-thuen und Yunnan, gewonnen. Eine den Chinesen eigenthümliche Substanz ist das Tutango, woraus sie Gefäße ꝛc. verfertigen, und das Einige für einen reinern Zink, als der unsrige, Andere für eine sehr künstliche Mischung halten. Auch finden sich viele Salzquellen und die südlich am Meer Wohnenden ziehen Salz aus dem Seewasser; es ist der Gegenstand eines einträglichen Monopols der Krone. Unter den Erdarten ist das Porzellan am Berühmtesten. — Die Bildung der Chinesen weicht, ungeachtet der beträchtlichen Verschiedenheit des Klima's und des Bodens, wenig von einander ab. Die eigentlichen Chinesen sind, der Größe nach, nur von mittelmäßigem Körperbau. Ihre Gliedmaßen, besonders der Fuß und die Hand, sind vorzüglich klein. Die Farbe der Haut ist ein bräunliches Gelb, das freilich, je nach den verschiedenen Umständen, sowohl des Lokals, als der Lebensarten, abwechselt. Der Bewohner der nördlichen Provinzen ist weißer, als der von Quang-si oder Quan-tong; so ist auch der stets der Luft ausgesetzte Kuli (Träger) brauner, als der Mandarin, oder der Reiche, und viel dunkeler, als das in den Harems ein-

geschlossene Frauenzimmer. Das, wodurch aber der Chinese seine mongolische Abkunft noch deutlicher ausspricht, ist die Bildung des Kopfs und besonders des Gesichts. Doch hat der Aufenthalt von mehreren Jahrh. unter einem milden Klima die charakteristischen Kennzeichen gemindert. Sie haben einen breiten Vorderkopf, kleine enggeschlitzte Augen, lange Bärte, große Ohren und schwarze Haare. Wohlbeleibtheit gilt für die größte Schönheit; magere Leute gelten für talentlos. Die Weiber zeigen große Sittsamkeit und zeichnen sich durch sehr kleine Füße aus, welche von Kindheit an in enge Schuhe gepreßt werden. Die Männer erscheinen in großem Prunke, wenn sie ausgehen. Die Vornehmen lassen sich die Nägel auf den Fingern wachsen; Bart und Haare färben sie schwarz; Die Häuser sind schlecht und klein und bloß aus einem Stockwerke bestehend. Reis und Hirse sind die Hauptnahrung der Einwohner. Geistiger Getränke enthalten sich die Chinesen fast gänzlich; aber der Gebrauch des Thees ist allgemein. Die Vielweiberei ist den Großen und Mandarinen erlaubt. Der Kaiser unterhält ein zahlreiches Serail. Der Zustand der Frauen ist Sklaverei. Fast göttliche Verehrung erweisen die Chinesen ihren Vorfahren; auf ihren Gräbern feiern sie zu ihrem Andenken eigene Feste. Von der moralischen Seite betrachtet, haben die Chinesen die gewöhnlichen Tugenden und Laster eines sklavischen, kunstfleißigen und handelnden Volkes. Ihre Denkart soll verdorben seyn. Nach von Zimmermann ist Gefühllosigkeit gegen Scham, Ehre, körperlichen Schmerz, ja gegen sein eigenes Blut, ein Hauptzug im Charakter des Chinesen. Macartney, Barrow und von Krusenstern fanden in demselben ein seltnes Gemisch von Stolz, Feigheit und Niederträchtigkeit. Daher die Gleichgültigkeit gegen die härtesten und entehrendsten Strafen; daher die Frechheit, mit welcher sie ihre niedrigsten Betrügereien gestehen; daher das Erbieten, sich für Geld statt eines Schuldigen abstrafen zu lassen; daher die schändliche Entmannung der Knaben und das empörende Aussetzen der eigenen Kinder. Diese Gefühllosigkeit dient dann der niedrigsten Eigennützigkeit zum trefflichsten Pflegvater, und durch äußere Schlauheit, Verstellungsgabe, Arbeitsamkeit und Ausdauer unterstützt, sieht man Werke und Einrichtungen hervorgehen, die man einer unwissenden kleinlichen, stolzen, feigen und knechtischen Nation kaum hätte zutrauen dürfen. Bei diesen widrigen Eigenschaften zeigt sich eine merkwürdige Höflichkeit und eine äußere Bescheidenheit, die durch Anerkennung von großen Tugendmaximen und durch den lächerlichsten Ceremonienprunk noch auffallender wird. Wenn sich in China zwei Personen zu Pferde begegnen, so steigt der Niedere vor dem Höhern vom Pferde und läßt stehend diesen vorbei. Hier gibt es auch eigene Grüße für Mannspersonen, andere für Frauenzimmer (s. d. Art. Begrüßung). Kinder und Dienstboten fallen vor ihren Eltern und Herrschaften auf die Knie. In Ansehung ihrer Geistesbildung steht die chinesische Nation schon seit langer Zeit auf einer fast unveränderten Stufe; ihre Kenntnisse wurden ehedem sehr erhoben, man weiß aber jetzt, daß sie in vieler Hinsicht weit hinter den Europäern stehen. Ihre geringe Bekanntschaft mit andern Völkern und der Stolz, womit sie alles Ausländische verachten, sind der Grund des Stillstandes ihrer Cultur. Doch haben sie es in einigen Künsten und Manufakturen weit gebracht, selbst weiter als die Europäer, und in allen übertreffen sie die übrigen Völker Asiens. Das mechanische Talent haben sie in einem hohen Grad ausgebildet. Sie

verfertigen sehr viel baumwollene und seidene Zeuche und bemalen sie mit Vögeln, Blumen ꝛc. Papier machen sie aus Bambusbast, Stroh, Hanf, Seide u. s. w. Lackirte Waaren werden häufig verfertigt. Man hat Stückgießereien und Pulvermühlen. Besonders künstlich wissen sie Horn zuzubereiten, aus welchem sie ihre gewöhnlichen Laternen machen. Man fügt die einzelnen Stücke so künstlich auseinander, daß große Tafeln daraus werden, die so dünn und hell sind, daß sie für Glas gehalten werden könnten. Statt der Uhren, die man jetzt plump genug nachzumachen anfängt, hat man sehr gleich brennende Kerzen, gemacht aus dem Mark eines Baums und an der Außenseite der Länge lang in 12 gleiche Theile getheilt. Sand- und Wasseruhren kennt man ebenfalls. Sieht man gleich in China nicht unsere Destillirkolben, so destilliren sie dennoch aus dem Reiße und andern Kornarten ihren sehr starken Sautschau, wörtlich übersetzt: gebrannten Wein. Das Glas ist bei ihnen nur erst im letztern Jahrhundert eingeführt. In Kanton schmelzen sie hauptsächlich alles alte Glas in neue Formen, haben es auch so weit gebracht, daß sie es mit einer dünnen Plätte zu Spiegeln foliiren. Gewöhnlich bestehen ihre Spiegel sonst nur aus einer dem Prinzmetall ähnlichen Metallkomposition, von Zink und Kupfer; dennoch haben sie es in Rücksicht der feuerfesten Farben für das Porzellan weit gebracht, so wenig bedeutend auch ihre Chemie seyn mag. Ebenfalls sind sie im Schmelzen der Erze und Metalle überhaupt nicht ungeschickt. Sie machen auch Stahl, jedoch kommt er dem europäischen nicht gleich; dagegen verstehen sie dünnere Eisenplatten zu gießen, als wir. Das Maschinenwesen ist in China nicht mit dem unserigen zu vergleichen; eine Hauptursache hiervon liegt darin, daß neun Zehntel der großen Menge dürftiger Menschen in den Städten von ihrer Hände Arbeit leben. Früher als in Deutschland wurde bei ihnen das, noch immer sehr geschätzte, Porzellan gemacht. Gelehrsamkeit und Künste stehen bei ihnen in Ansehen. Mehrere der wichtigsten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem sie die Charaktere in Holztafeln schnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich ist. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten sie ebenfalls vor uns; dessen ungeachtet blieben sie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da sie den Schiffbau sehr unvollkommen verstehen. Zwar ist der Bau ihrer Schiffe und kleinern Fahrzeuge mannichfaltig und künstlich. Ihre großen Fahrzeuge haben die Form eines Halbmondes; das Hintertheil enthält das Zimmer des Kapitäns und der Matrosen; die der Reisenden, sowie die Küche, sind seitwärts angebracht. Die Chinesen haben mehrere würdige Denkmäler der Baukunst aufzuweisen, vorzüglich sind ihre Brücken — fast gänzlich nur für Fußgänger, da man treppenmäßig vermittelst Stufen hinauf und hinabgeht — merkwürdig. Die Chinesen haben nämlich bereits seit 2000 Jahren und wahrscheinlich vor den Griechen und Römern, Bogen-Gewölbe zu bauen verstanden, da hingegen weder die Aegypter noch die Perser diesen trefflichen Mechanismus der Baukunst aufzuweisen haben. Die schönen Säulen sind dabei nur durch gerade steinerne Architraben verbunden. Verschiedene dieser gewölbten Brücken der Chinesen sind dabei von so außerordentlicher Höhe, daß Junken von 200 Tonnen mit ihren Masten darunter hinweglaufen; gewöhnlich haben sie freilich diese Höhe nicht. Die Wölbung selbst ist halbrund, bald eiförmig, auch sogar bei einigen wie ein Hufeisen gestaltet. Die schönste Brücke unweit Peking hat 600 Fuß

Länge, ist mit großen Steinen gepflastert und mit einer Lehne von weißem Marmor versehen, welche fein gearbeitet und an verschiedenen Orten mit marmornen Figuren von Elephanten verziert ist. Es gibt Brükken von 7 Bogen, ja über einen Arm des Sees unweit San-tschou-fou befindet sich eine Brücke von 91 Bogen. Außer den Brücken ist noch merkwürdig das in seiner Art einzige Menschenwerk, die künstliche Scheidewand der Tatarei und des eigentlichen chinesischen Reichs, die große Mauer. Sie zieht sich längs der nördlichen Grenze des Reichs hin über hohe Berggipfel, von denen einige 5225 Fuß hoch sind, mitten durch tiefe Gründe und mittelst Bogen über breite Ströme. An einigen Orten ist sie doppelt, ja dreifach, um wichtige Pässe zu decken; und fast alle 200 Schritt mit viereckigen Thürmen oder starken Basteien versehen. Man schätzt die Länge auf 1500 engl. Meilen eine Strecke von Berlin bis Venedig. An einigen weniger gefährlichen Stellen ist sie minder stark und fest; gegen N. W. besteht sie zum Theil aus einem Erdwall. Nach Sir George Staunton's Bericht ist dieser Grenzwall bei Kupeku 25 Fuß hoch und oben 15 Fuß stark; einige Thürme haben eine Höhe von 48 Fuß und eine Weite von etwa 40 Fuß. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen, grauen Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backsteinen aufgeführt, wo der Mörtel sehr rein und weiß ist. Barrow setzt die ganze Summe aller Häuser Englands und Schottlands auf 1 Million und 800.000, und behauptet, daß das Mauerwerk dieser Häuser zusammen genommen, für jedes Haus 2000 Kubikfuß gerechnet, nicht so viel betrage, als das dieser großen Mauer. Die Angaben über die Zeit der Erbauung dieses Riesenwerks sind verschieden. Einige glauben, daß sie auf Befehl des ersten Kaisers aus der Dynastie Tsin 213 v. Chr., um das Reich gegen die Einfälle der Mongolen zu sichern, sey erbaut worden; Andere berichten, daß sie um 160 v. Chr. zu eben diesem Zwecke sey aufgeführt worden; der aufmerksame Marco Polo gedenkt ihrer nicht. Diese widersprechende Angaben lassen sie vielleicht vereinigen, wenn man annimmt, daß ähnliche Schutzmauern in verschiedenen Zeitaltern aufgeführt wurden, und daß, nachdem die ältere eingefallen, sie durch die neuere, welche noch steht, vielleicht nach dem Einfalle Dschingis-Chans wiederhergestellt worden seyen. Der Tempel des Chinesen hat eben jenes gezeltähnliche, aufgestutzte Dach seines Wohnhauses; er hat eben jene pfahlförmige, langstatige Pfosten, überall von gleichem Durchmesser, ohne Basis, ohne Capital, zu seinen Trägern; wahre Zeltstangen ohne Festigkeit und Schönheit. Alles ist nur bei dem Tempel oder der Pagode, sowie bei den sogenannten Pallästen, in einer größern Dimension, Nichts hat dabei ein besseres Ebenmaß, Nichts ist edler, majestätischer. Unwillkührlich erinnert das Ganze an das Gezelt des Nomaden. Die Pagoden haben oftmals Thürme, welche sie ebenfalls durch ihren bizarren, wenn gleich kostbaren und künstlichen Bau auszeichnen. So ist z. B. die Pagode der Göttin der Dankbarkeit unweit Nanking bewundernswürdig. Einen Theil dieses Tempels macht der 200 Fuß hohe Porzellanthurm aus. Er ist achteckig, hat überall 46 Fuß im Durchmesser und 9 Stockwerke über einander. Jedes Stockwerk wird von dem andern durch Balken abgesondert, die den Boden tragen und ein Zimmer bilden, dessen Decke mit verschiedenen Gemälden geziert ist. Die Wände haben Nischen, worin Bilder stehen. Es ist Alles vergoldet und scheint aus polirten Steinen zu bestehen, in welche man Fi-

guren einzudrücken verstand. Man gelangt von einem Stockwerk zum andern, vermittelst einer inwendigen Treppe mit sehr hohen Stufen. Bei jedem Stockwerk ragt ein chinesisches Dach hervor, unter welchem eine Gallerie herum läuft, und an den vielen Spitzen, oder hervorragenden Dachschnäbeln, sind kleine Glocken angebracht, die, von der Luft bewegt, sich hören lassen. Das ganze Aeußere des Thurms ist mit Porzellan-Fliesen belegt. Die Spitze des ganzen Gebäudes macht seine größte Schönheit aus. Sie besteht aus einem starken Baume, der über 30 Fuß über das Dach hinaus ragt. Er ist mit einem eisernen Gewinde schlangenförmig umgeben; der Knopf gleicht einem vergoldeten Fichtenapfel. Indeß was wir auch an diesen Denkmalen der chinesischen Architektur gerühmt haben, so ist doch gewiß, daß die Chinesen in dieser Kunst hinter den berühmtesten Völkern des Alterthums sowohl als des neueren Europa weit zurückstehen. Das Nämliche gilt von ihrer Skulptur. In kleinern Schnitzeleien, wobei es nur auf Nachahmung, oder auf mühsamen Fleiß ankommt, zeigen die Chinesen besondere Geschicklichkeit. So z. B. drechseln sie elfenbeinerne Kugeln mit einer Oeffnung von etwa 1 1/2 Zoll, worin 10, ja 15 ähnliche kleinere Kugeln, eine in die andere, wie eingeschachtelt, liegen, und beweglich sind. Auch sieht man äußerst fein geschnitzte Tempel und Fächerblätter sowohl von Elfenbein als von Perlmutter. Die Malerei der Chinesen steht mit ihrer Bildhauerei auf eben derselben Stufe. Selbst die herrlichen Farben, welchen sie ihren Naturprodukten verdanken, sind ein höchst geringer Ersatz für die, in so vielfacher Rücksicht schlechte, fehlerhafte Malerei. Es mangelt ihr sowohl an Zeichnung als an Perspektive. Indeß fehlt es ihnen ganz und gar nicht an Geschicklichkeit, so bald sie es darauf anlegen, Vögel, Insekten und andere Gegenstände der Natur getreu darzustellen, wobei ihnen dann freilich das treffliche Colorit sehr zu Hülfe kommt. Ebenfalls zeigen sie ein vorzügliches Talent im Copiren europäischer Zeichnungen, wobei sie jedoch die Genauigkeit so weit treiben, daß sie sogar die zufälligen Flecken des Originals auf das Pünktlichste zugleich mit darstellen. Die Musik gehört unter diejenige Künste, welche bei den Chinesen noch fast gar nicht kultivirt worden. Sie behaupten, daß die Musik zu den Zeiten des Confucius, der selbst ein großer Kenner dieser Kunst soll gewesen seyn, auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gestiegen sey; aber da ihre Schriften über die Theorie derselben verloren gegangen, so ist ihre jetzige Musik fast ohne Harmonie, Bindung und Abwechselung der Theile. Die Noten sind ihnen unbekannt; sie spielen bloß nach dem Gehör. Einige ihrer musikalischen Instrumente gleichen unsern Trommeln und Trompeten, andere unseren Flöten. Nur bei Festen bedienen sie sich der Instrumentalmusik. Ihre Feuerwerkkunst ist bewundernswürdig; sie besitzen das Geheimniß, ihren Kunstfeuern alle möglichen Farben zu geben. Von der Sprache, Schrift, Wissenschaften und Literatur s. d. folgenden Artikel. — Der Aktivhandel der Chinesen ist bedeutend, da sie selbst nicht weiter als bis Japan, Java, den manillischen, Inseln und den Küsten von Ostindien kommen. Die bedronischen Seeräuber, eine für China furchtbare Republick, hindern die weitere Ausbreitung des chines. Handels Desto einträglicher ist der Handel, den mehre europäische Völker nach China treiben. Die Portugiesen waren die Ersten, welche im 16. Jahrh. mit ihren Schiffen an den Küsten von China erschienen. Sie wurden gut aufgenommen, allein bald nachher zeigten ihre Seefahrer gegen die Chi-

nesen denselben Uebermuth, womit sie andere Völker Asiens behandelten. Sie wurden aus China verbannt, erhielten jedoch endlich die Insel Makao, im Meerbusen von Kanton, zum Geschenk, wo sie ein Fort bauten und im Besitz des Alleinhandels nach China blieben, bis sie von den Holländern, Engländern, Franzosen und Dänen verdrängt wurden. Alle Europäer werden jedoch mißtrauisch bewacht und sind einem lästigen Zwange unterworfen. Auch die Russen haben schon seit 1692 Verkehr mit China, welcher 1727 an Kiachta, an der äußersten Grenze des russischen Reichs, als Tausch- und Stapelplatz, gebunden ist. Die Chinesen bringen dahin Seide u. a. Waaren, besonders Karawanenthee; der beste Thee, auch deßwegen, weil er nicht zur See kommt. Die Russen zahlen mit Pelzwaaren. Die Europäer dürfen nur nach Kanton (s. d.) handeln. Unter den mit China handelnden Nationen von Europa ist die der Engländer die wichtigste, und der Chinahandel ist die Grundlage der Größe und des Credits der ostindischen Compagnie. Dennoch ist die Bilanz auf Seiten der Chinesen. Denn wenn gleich England dort eine sehr große Menge Wollenwaaren seiner Manufakturen, sowie besonders in den letztern Jahren englisches Zinn und Blei absetzt, so sah es sich dennoch genöthigt, gegen eine halbe Million Pfund Sterling in baarem Silber zum Einkauf des Thees seinen Waaren beizufügen, indeß ward dieß freilich durch den hohen Verkaufspreis des Thees in Europa wohl mehr als hinreichend gedeckt. 1806 wurden ausgeführt: 45.000.000 Pfund Thee, 16.000.000 Pfund Zucker, 21.000 Stücke Nankin, 3.000.000 Pfund Toutenagne, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmet, Rhabarber, Moschus und verschiedne Drogueriewaaren. 113 Schiffe, nämlich 80 englische, 30 amerikanische und 3 dänische nahmen diese Waaren ein. Sie brachten nach China: Reiß (36.003.000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fischotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arekanüsse u. s. w. Der Handel mit den Europäern ist einer Gesellschaft von 13 dazu privilegirten Kaufleuten anvertraut. Jetzt da die Briten Malakka erworben haben, sind sie mit ihrer neuen, einst gewiß wichtigen Statthalterschaft und Militärstation zu Wasser und zu Lande China's Nachbarn, auf dessen westliche Schutzstaaten die ostindische Handelsgesellschaft bereits einen Einfluß gewonnen hat, da jene sich von den Briten und Chinesen gleich unabhängig zu machen streben. Der beträchtlichste Handel findet im chines. Archipel Statt, doch drohen die wachsenden feindl. Seeräuberflotten dem Wachsthum des Handels den Untergang. Die britische Handelsgesellschaft führt gleich den Niederländern jetzt nur noch wenig Silber nach China. Bei dem erstaunlichen Verkehr des Binnenhandels durch Canäle und Flüsse hat der Chinese die Landfracht ziemlich vernachlässigt; man sieht weder unsere großen Frachtfuhren noch kleinere ähnliche Wagen; dafür hat aber der industriöse Chinese nicht nur einspännige Karren, sondern sogar Schiebkarren mit Segel. Die ersten Münzen der Chinesen waren Messer (Tael). Der Masse nach haben sie seitdem 12 Arten von Gold gehabt. Jetzt werden keine Gold- und Silbermünzen mehr geprägt. Das Gold wird, wie Perlen und Edelsteine, als Waare betrachtet. Das 14—15löthige Silber wird ungeprägt, in Stangen gegossen als Tauschmittel angenommen, von denen jedesmal so viel abgewogen wird, als die Zahlung erfordert. Die Stelle des Münzfußes vertritt ein fast ins Unendliche getheiltes Decimalgewicht. Man rechnet besonders nach Unzen und nach

Tael — 1000 Kaschees — 1 Thlr. 9 1/8 Gr. 3 Unzen Silber machen 1 Pfd. Sterl. Die wirklich geprägten heutigen Münzen bestehen aus rothem, gelbem und weißem Kupfer und haben in der Mitte ein rundes oder viereckiges Loch, durch welches man sie an Schnuren reiht, um nicht zählen zu dürfen. Sie führen nur einzelne Wortzeichen. Nur zu Peking wird die Münze vom Kaiser geprägt. Die Hauptreligion des Landes ist die des Konfucius (s. d.). Er nahm ein höchstes Wesen mit allen den Eigenschaften an, die wir ihm noch jetzt beimessen; er wollte keine Götzen, aber Opfer. Nur der Kaiser selbst darf dem Schöpfer und Erhalter der Welten, dem Tien, opfern. Sein Tempel liegt in Peking auf einer sandigen Höhe und der Kaiser bereitet sich durch mehrtägiges Fasten zu diesem feierlichen Opfer. Der Kaiser ist also hier zugleich der Hohepriester, der für das ganze Volk opfert. Konfucius lehrte eine sehr schätzbare Moral. Seine Lehre, größtentheils Naturreligion, ist noch die Religion der Gelehrten in China. Dieser Weise genießt selbst nicht nur einer fast göttlichen Verehrung, sondern sein Geschlecht ist das einzige im ganzen Reiche, das den Erbadel hat, da übrigens in China kein Erbadel Statt findet, sondern nur der Adel der Vorfahren (auf gewisse Art eine Schenkung der Ahnen) und daher ein Jeder, wenn er nach überstandener Prüfung fähig gefunden ist, die höchsten Reichswürden erhalten kann. Die Zweite Sekte in China ist die des Lautsee. Er soll nach Einigen fast 200 Jahre später als Konfucius gelebt haben und stiftete eine Sekte der „Kinder der Unsterblichkeit." Hierdurch und durch Lehren, die dem Epikurismus ähnlich sehen, erhielt er einen großen Anhang. Die dritte Sekte ist die des Fo (s. d.); da sich dieser Kultus durch vielen Aberglauben auszeichnet, fand er eine große Menge Anhänger. Die Priester haben viele Pagoden und Götzenbilder, tragen lange, dunkle Röcke, wie auch einen Rosenkranz; sie leben im Cölibat und ernähren sich von Almosen. Diese Religion lehrt besonders eine große Menge von Untergottheiten. Es werden ihnen bei Mißwachs eigene Prozessionen gehalten. Die vierte Sekte, die des Lama, ist in China die Hofreligion und hat ebenfalls viele Klöster und Priester. Diese drei letztern Sekten haben, in Rücksicht der Lehre der Unsterblichkeit und der Metempsychose, Vieles miteinander gemein. Uebrigens sind die Priester Bonzen (s. d.) genannt, verträglich, und erlauben, daß ihre Pagoden selbst den Reisenden zum temporären Aufenthalt dienen. Sie unterhalten aber unter dem Volke tiefen Aberglauben; daher dann Wahrsagerei und Zeichendeuterei geschätzt wird. Die Anzahl der Bonzen soll auf eine Million steigen, und der Klöster sind über 2300, der Götzentempel 2800. — Das Christenthum scheint schon vor dem 16. Jahrh., wo Jesuiten als Missionarien nach China kamen, sich durch ihre Kenntnisse große Ehrenstellen erwarben und der von ihnen gepredigten Lehre guten Fortgang verschafften, in China Eingang gefunden zu haben. Da aber die Jesuiten verschiedene Gebräuche der alten chinesisch. Religion duldeten, welche die ihnen folgenden Dominikaner und Franziskaner für abgöttisch erklärten, so entstanden daraus heftige Streitigkeiten, zu deren Beilegung der Pabst Clemens XI. den Kardinal Tournon vergebens nach China sandte, bis 1710 der römische Stuhl sehr weise Beiden das Schreiben hierüber untersagte. Das Recht oder Unrecht der Jesuiten ließ folglich die Curie unentschieden. Ueber 300 Kirchen wurden weggenommen oder zerstört, und die Missionarien nur zu Kanton und Peking

als Mathematiker, nicht als Glaubenslehrer geduldet; auch sind ihnen Reisen in das Land durchaus untersagt. Am 30 Jan. 1815 wurden die Missionarien aus dem Reiche verbannt und mehre kathol. Christen starben für ihren Glauben den Märtyrertod, sowie die meisten nach der Tatarei als Sklaven geschickt, welche die christliche Religion nicht abschwören wollten. Diese Verfolgungen der Christen hörten im Juni 1817 auf und die Missionarien setzten ihre Arbeiten ruhig fort. Jetzt gibt es in China drei von der Krone Portugal dotirten Bisthümer: Makao, Peking und Nanking. In den übrigen Provinzen gibt es noch Missionen der apostolischen Vikarien. Eine gegen den Kaiser 1823 entdeckte Verschwörung gab abermals Veranlassung zu einer allgemeinen Verfolgung der Christen, die jedoch 1824 aufhörte. Nach den Nachrichten der franz. Mission aus China betrug daselbst die Anzahl der Christen 46,277; es gab 27 christl. Knaben- und 45 christl. Mädchenschulen. — Juden finden sich in der Stadt Kä-fong-fu, welche die Beschneidung, den Sabbath, das Osterlamm und andre Gebräuche beibehalten, eine ansehnliche Synagoge (Tempel), aber nicht mehr alle Bücher des alten Testaments haben, da die übrigen durch Feuer und Ueberschwemmungen verloren gingen. Auch Muhamedaner sind zahlreich vorhanden mit freier Religionsübung, besonders viele in Keang-thau. Die heutige Regierung von China ist wegen der völligen Willkür merkwürdig, mit welcher ein einziger Mensch so ungeheure Länder beherrscht. Der uneingeschränkteste Monarch, der Kaiser, steht an der Spitze der Geschäfte; er genießt bei seiner völligen Willkürlichkeit eine solche sklavische Verehrung, daß man sogar vor die von ihm ausgefertigten Mandate oder Briefe irgend einer Art niederknien und neunmal mit dem Kopfe die Erde berühren muß. Zwar gibt er sich den Titel eines Vaters seines Volkes, allein er nennt sich auch den Einzigen Beherrscher der Welt und den Sohn des Himmels. Er ist nach der Verfassung verpflichtet, sich stets mit Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen. Unter seinen drei Gemahlinnen führt nur eine den Titel und Rang einer Kaiserin. Die Kinder dieser Gemahlinnen sind alle rechtmäßig; doch wird der Thronfolger, dessen Bestimmung vom Kaiser abhängt, gewöhnlich aus den Söhnen der Kaiserin genommen. Wichtig ist die Bestimmung der Macht dieses Monarchen, sowohl in Rücksicht seiner Einnahmen, als in Betreff seiner Kriegsmacht. Nicht bloß die ältern Angaben über die Staatseinnahmen und über die besondern des Kaisers — denn er lebt hauptsächlich von den sehr großen Domänen, welche er im nördlichen China besitzt — sind verschieden, sondern selbst die neuesten weichen beträchtlich von einander ab. Die Staatseinkünfte werden auf 200 Mill. Thlr. geschätzt und bestehen größtentheils in Naturalien. Sie bestehen auf Grundabgaben, auf Zöllen vom auswärtigen und inländischen Handel, und auf einer Kopfsteuer, zahlbar von allen Personen zwischen 20 und 60 Jahren. Die chinesische Armee ist 900,000 Mann stark, scheint aber nicht im Stande zu seyn, selbst unregelmäßigen asiatischen Truppen, geschweige europäischen Heeren wirksamen Widerstand zu leisten. Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind Schilde, kleine Säbel, Bogen und Pfeile, Piken mit langen Spitzen, Schleudern, Luntenflinten und Kanonen. Das Schießpulver, welches man in China verfertigt, zündet und platzt wohl; aber es läßt Kohle auf dem Papier und ist nicht sehr stark. Ihre Seemacht geben die Chinesen zu 9999 Segel an; allein es sind nur mittelmäßige Fahrzeuge, die nicht einmal sechs-

pfündige Kanonen tragen können. Der chinesische Adel theilt sich in 2 Klassen, den persönlichen und amtlichen. Unter dem erstern gibt es 5 Grade. Die 3 erstern werden nur Verwandten des Kaisers ertheilt und werden gewöhnlich durch Prinz übersetzt. Diese Prinzen müssen regelmäßig im Bezirke des kaiserlichen Pallastes wohnen. Die Titulaturen des persönlichen Adels haben sämmtlich den Vorrang vor dem amtlichen Adel oder den Mandarinen. In allem hat China 13—14.000 Civilmandarinen, sie heißen Regenten, und 18.000 Kriegsmandarinen, erstere in 9, letztere in 5 Klassen. Die höchste Reichsbehörde ist der Rath der Minister-Mandarinen, die mit dem Kaiser arbeiten. Untergeordnete Centralbehörden sind: 1) Lipu (Wache der Beamten) hat in Gnadensachen den Vortrag, 2) Ho-pu Finanzkollegium), 3) Li-pu (Ceremoniengericht), 4) Ping-pu (Oberkriegsrath), 5) Hon-pu (Justizkollegium und Oberbauamt) und 6) Kong-pu. In jeder Provinz ist ein Mandarin Statthalter. Ihm zur Seite steht ein, den Statthalter beobachtender und seine Befehle vollziehender Rath. In den Städten sind besondere Gerichte. Die Ceremonialkleidung der Mandarinen besteht aus geblümtem Atlas, mit einem Ueberzuge von blauem Kreppflor. Die Mandarinen unterscheiden sich, nach ihrem verschiedenen Range und Stande, durch einen Knopf von Gold, Perlen und Korallen, welchen sie, nebst einem Eichhornschwanz, an ihrer Mütze tragen. Auch ist der Rang an der Perlen ihres Gürtels zu ersehen. Die von der höchsten Klasse tragen auf Brust und Rücken ein viereckiges Stück Zeuch mit Gold und Silber; eine andere Klasse der Mandarinen ist durch eine Pfauenfeder ausgezeichnet. Das Recht, sie zu tragen, ist mit einem europäischen Ordenszeichen zu vergleichen und wird als eine besondere Gnadenbezeigung ertheilt. — Die gepriesene Weisheit der chinesischen Gesetze kann mit zwei Worten charakterisirt werden; es sind gute Polizeiverordnungen mit guten moralischen Lehren begleitet. Sie lassen dem Kaiser, wie den Mandarinen eine unbeschränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorsam gegen seine Obern als seine erste Pflicht zu betrachten gewohnt ist. Die chinesischen Gesetze bilden ein zusammenhängendes Ganze, das sich aber nur für eine ungebildete Nation schickt. Den Geist der chines. Gesetzgebung kennt man aus ihrem Criminalcoder Lee-loo-lee, übersetzt von Ge. Th. Staunton („Code of penal laws in China", Lond. 1810. franz., Paris 1812). Der Bambusstock bestraft den geringsten wie den vornehmsten Chinesen. Gewöhnliche Strafen sind die Marter, Verbannung, Köpfen, Erdrosseln und die härteste der Messerschnitt. Auf jedes kleine Versehen, z. B. auf Schreibefehler, steht eine Zahl Schläge. Wo der Bambus nicht hinreicht, da waltet das väterliche Ansehen, das in China größer als irgendwo ist. Der Vater ist Herrrscher in seiner Familie, wie der Kaiser Beherrscher des Ganzen. Moral, Politik und Religion greifen in einander ein, um unbedingten Gehorsam zu erzwingen. Dieß erklärt die lange Dauer der Verfassung. Die 15 Provinzen, worin China gewöhnlich getheilt wird, sind: Pe-schelli, Schan-tong, Schan-si, Schen-si, Ho-nan, Kiang-nan, Hu-quang, Se-tschuen, Tsche-kiang, Kiang-si, Fo-kien, Quang-tong (Kanton), Quang-si, Koeh-tschu. Yun-nan. Unter den Städten sind die wichtigsten: Peking, die Hauptstadt des ganzen Reichs, Kanton und Nanking

Geschichte. Ebenso gut, wie alle alten Völker, hat auch China seine mythische Geschichte, wo Götter und Heroen regierten. Diese endigt mit dem J. 2940 v. Chr., wo die (gleichfalls noch fabelhafte) Dynastie

San-Hoang-ki zu regieren beginnt und bis 2850 v. Chr. herrscht. Ihr gehörte Fo-hi, angeblich Erfinder der Buchstabenzeichen, an. Hierauf folgt die Dynastie Ti-ki bis 2207 v. Chr. Hier beginnt die Dynastie Hia, unter der der gepriesene Kaiser Ya herrschte, und wo das untergeschobene Buch Schu-king seine Nachrichten beginnt. Sie herrschte bis 1764, die Dynastie Schang bis 1122, die Tscheu bis 711 v. Chr. Für den Stifter dieser Dynastie wird allgemein Wu-wang ausgegeben; obgleich über die Art der Stiftung keine Uebereinkunft herrscht. Nach einer Nachricht haben die Inländer den letzten der vorigen Dynastie, Scheu-sin gestürzt, nach einer andern kam Wu-wang nicht lange nach Troja's Eroberung mit einer Horde Ausländer von Westen (Deguignes meint aus Aegypten) her und brachte Kultur unter die Eingebornen. Mit der Dynastie der Tong-tscheu, d. i. der östlichen Tscheu (771—254 v. Chr.), fängt die historische Zeit an, indem hier die bei den Begebenheiten mit angeführten Sonnenfinsternisse auch chronologisch übereinstimmen. Kon-fut-se (522) macht diese Periode merkwürdig. Unter dieser Dynastie zerfiel China in eine Menge kleiner Königreiche, die sich gegenseitig bekriegten. Eine derselben, die Dynastie der Tat-sin (254—207 v. Chr.), zerfiel bald (247 v. Chr.) in die Nebenlinie der Heu-tsin, deren Stifter, Tsching-wang, oder, wie er nachmals sich nannte, Schi-hoang-ti (Hannibals Zeitgenosse), der erste eigentliche Kaiser von China war. Seine Vorfahren hatten den Titel Wang, d. i. König, geführt; nach der Unterdrückung der andern kleinen Regenten, die in China zahlreich neben einander bestanden, und der Vereinigung ihrer Länder, nahm er den Beinamen Hoang, d. i. alleiniger Herr, an, und jener blieb ein bloßer Vasallentitel. Er war es, welcher die Chinesen aus dem sklavischen Zustande zog, in welchem sie sich seit so langer Zeit befanden, aber diese glückliche Veränderung war weit entfernt, das Gefühl der Dankbarkeit in ihnen zu erwecken. Einige in Zeiten von Umwälzungen unvermeidlichen Gewaltthaten gaben ihnen Gelegenheit, einen ihrer größten Kaiser der Tyrannei zu beschuldigen. Er verachtete die alten Vorurtheile und herrschte mit unumschränkter Gewalt. Um gegen die Ueberfälle der Tartaren gesichert zu seyn, umgab er sein ganzes Land mit Festungswerken, die noch u. d. N. der großen Mauer existiren. Weil die Großen, deren Selbstsucht auf die Zerstückelung des Reichs hinarbeitete, sich auf die historischen Ueberlieferungen im Schu-king beriefen, so befahl er, alle alte Werke, die sich auf Geschichte, Sitten und Gebräuche bezogen, zu verbrennen; auch beabsichtigte er hierdurch noch, statt der 70 Schriftarten, welche nach und nach unter den kleinen Fürsten der vorigen Periode entstanden waren, die Einführung einer einzigen Symbolik durch das ganze Reich, um dadurch demselben zu einer größern Einheit zu verhelfen. Diesem Bücherbrande schreibt man die Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit der ältern chinesischen Geschichte zu. Die Dynastie endigte sich, nachdem unter Ul-schi, des Vorigen Sohn, das Reich in viele einzelne Theile zerfiel unter innern Zerrüttungen mit einer gänzlichen Zerstückelung des Reiches, das noch die Hunnen, China's nördliche Nachbaren, durch beständige Einfälle verheeren. Dieser verwirrte Zustand hörte mit der Thronbesteigung der Dynastie Hang auf (207 v. Chr.). Sie theilte sich in die beiden Linien der Si-hang (bis 24 v. Chr.) und der Tong-hang (bis 220 n. Chr.). Die Si-hang stellten nicht nur die Ordnung wieder her, sondern erweiterten auch die Grenzen des Reichs nach

allen Seiten hin; dem Kaiser Wang-mang, dem letzten dieser Linie, waren alle Völker von Korea bis an den östlichen Ocean unterworfen. Noch weiter nach W. trieben die Tong-hang ihre Eroberungen; das Reich der mächtigen Hunnen ward vernichtet (93) und die Königreiche der kleinen Bucharei ihnen zinsbar. Um diese Zeit lebte auch Se-ma-tsen, erster Geschichtschreiber Ch.'s, von dem abwärts eine ununterbrochene Reihe in Jahreszahlen richtiger Annalen existirt. Die Religion Tao-tsee wurde damals allgemein und das Judenthum gelangte bis nach China. Nach dem Sturz der Hang zerfiel China in 3 Königreiche, indem sich ein Nachkomme aus jenem Hause noch in einem kleinen Theil behauptete, während im N. und S. 2 andere Reiche entstanden. Diese Reichstheilung (San-kue genannt) dauerte (seit 220), bis die Dynastie der Tßin zur Regierung gelangte, die sich wieder in die beiden Linien der Si-tßin und Tong-tßin (265—420) theilte. Diese Fürsten waren schlechte Regenten. Der letzte Kong-ti, wurde vom Wu-ti vom Throne gestoßen, welcher die Linie Song stiftete, die bis 479 regierte. Auch die Song waren Fürsten ohne Werth. Als mit der großen Völkerwanderung die Abendwelt eine neue Gestalt gewann, war mit dem Untergange der Tßin das Reich in 2 Hälften, den Süd- und Nordstaat zerfallen. In dem erstern regierten hintereinander 5 Familien (Tßien-U-tai genannt): die der Song bis 476, der Tßi bis 502, Leang bis 557, Hehu-Leang bis 578 und die Tschin bis 589. Im nördlichen Reiche herrschten neben einander verschiedene Linien, wovon einige tatarischen Ursprungs waren, bis Yang-kien, zuvor erster Minister und Feldherr, sich des Reichs bemächtigte und auch das südliche eroberte. Er stiftete die Dynastie der Sui (589), nach deren baldigen Untergang Kao-tsu 617 die bis 907 blühende Dynastie der Tang gründete, welche Sia-gan-fu in Schen-si zum Sitze hatte. Unter der kraftvollen Regierung der ersten Fürsten dieses Hauses gewann China eine außerordentliche Stärke, besonders unter Kao-tsu's Sohn und Nachfolger, dem großen Tai-tsong, und dessen Enkel Hjuen-tsong, einem Freunde der Wissenschaften und Stifters des großen Kollegiums. Unter dem Tang wanderte das Christenthum unter dem Namen der Religion des Fo ein; auch versuchte der Islam, sich dort niederzulassen. Während dieser glorreichen Zeit des Reichs kamen aus nahen und fernen Gegenden Gesandte, selbst aus den byzantinischen Provinzen. Die Grenznachbarn wurden alle zinsbar, und die Macht des chinesischen Kaisers, sowie die innere Stärke seines Reichs war von allen Seiten entschieden. Aber seit 762 herrschten nur ohnmächtige Regenten. Zwar erneuerte sich unter Hien-tsong (807) noch einmal ein Nachschein von dem ehemaligen Glanze der Tang, als ein chinesischer Feldherr der Macht der Tataren ein Ziel setzte. Auch blühte der friedliche Verkehr zwischen Chinesen und Arabern auf und gar bis nach Sokala in's Innere Afrika's erstreckte sich ihr Handel. Aber von Hi-tsong an (884) eilte das Haus der Tang seinem Untergange mit schnellen Schritten entgegen, woran vorzüglich der Uebermuth und die Macht der Verschnittenen Schuld war. Das Kaiserthum wurde immer kleiner und und unter Tschao-tsong bemächtigte sich der Feldherr Tschuven der höchsten Gewalt, ließ alle Verschnittenen bis auf Einen ermorden, indeß andere Familien einzelne Provinzen an sich rissen. Tschuven war der Gründer der Dynastie Heu-hang (ums Jahr 900). Die 17

folgenden 4 Familien, Hehu-tang, Hehu-sin, Hehu-hang, Hehu-tscheu, fielen bald wieder vom Thron und überall herrschte Anarchie. Müde der wechselnden Dynastien, setzten endlich die Chinesen den tapfern und würdigen Kuam-in auf den Thron, dessen Familie (Song) von 960 — 1279 herrschte. Der Ruhm von des zweiten Songs Tai-tschu's Regentenverstand und Milde, die allein 10 der bisher abtrünnigen Fürsten bewog, sich seinem Scepter freiwillig zu unterwerfen, drang bald ins Ausland und veranlaßte nahe und entfernte Mächte, den seit einem halben Jahrh. abgebrochenen Verkehr mit China wieder anzuknüpfen. Doch zeigte sich schon unter seinem Nachfolger Tait-song, daß die Song bei aller ihrer Stärke den Kitanern (Tataren, die unaufhörlich in China einfielen, und sich zuletzt im Norden niederließen) von Leao-tsong nicht gewachsen wären; bei dem fortgehenden Kampf hatten zwar seine Heere einen glorreichen Sieg errungen, aber aus Feigheit legte er plötzlich die Waffen nieder und verstand sich zu einem Tribut (1012). Hoei-tsong zerstörte zwar mit Hülfe der Nudschen (Tataren, die im Norden von Corea wohnten) das Reich der Leao-tsong (1101), aber diese bemächtigten sich 1125 Nord-China's, sodaß sich die Kaiser in die südlichen Theile des Reichs zurückziehen mußten, wo Kao-tsong II. als ihr Tributkönig regierte. Als aber der Ruf von den Siegen Dschingis-Chans bis zum Kaiser Ning-tsong gelangte, trat dieser voll des Wunsches, den schimpflichen Nudschentribut los zu werden, mit dem mongolischen Sieger in ein Bündniß (1180), zur Unterdrückung der mächtigen Nudschen, welche auch jenem großen Eroberer unterlagen. Aber die Mongolen wandten nun selbst ihre Waffen gegen China, und nach dem Tode des Kaisers Ti-ping (1260) machte sich der mongolische Kaiser Kublai-Chan (Schitsu) zum Herrn von China. Er ließ dem eroberten Staate durchaus seine alte Verfassung, seine Gesetze und Gewohnheiten, und er selbst bildete sich ganz nach den chinesischen Sitten, wozu er auch seine Mongolen antrieb. Sein Riesenarm umfaßte halb Asien; der Handel mit auswärtigen Nationen, die Gewerbe in seinem unermeßlichen Reiche kamen in die schönste Blüthe; Künste und Wissenschaften achtete er hoch, freigebig belohnte er Künstler und Gelehrten, die er aus allen Nationen, ohne Unterschied der Religion, an seinen Hof zog. Seine 5 ersten Nachfolger waren ihm gleich: kriegerisch und tapfer, aber menschlich und schonend; ihre Staatskunst war dem Reiche höchst wohlthätig; strenge Handhabung der Justiz, Verminderung der Auflagen, Begünstigung des Handels und der Industrie, Aufnahme geschickter Ausländer in ihr Reich: Alles trug dazu bei, China in Kurzem zur höchsten Blüthe zu bringen. Die Aussichten eines vortheilhaften Handels reizte sogar Europäer zur Wanderung nach China, wie z. B. Marco Polo aus Venedig; mehre französische Künstler und Handwerker wanderten nach China, und der Papst sandte eine Mission dahin. Wissenschaftliche Bildung kam in höhere Achtung; Tschung-tsong ließ die falschen Berechnungen der Sonnen- und Mondfinsternisse seiner Mathematiker nicht ungerügt; Wu-tsong ermunterte gelehrte Kenntnisse durch kaiserliche Freigebigkeit; Schin-tsong befahl 1313, das Gedächtniß der ausgezeichnetsten Gelehrten im Saal des Confucius zu feiern; und Tai-ting führte 1324 die musterhafte, jetzt noch übliche Prinzenerziehung im kaiserlichen Pallast ein. Aber unter des Letztern Nachfolger artete das mongolische Blut aus, und allmählig

wurden die Kaiser, wie ihre Unterthanen, feige, weichlich und Sklaven des Lama. Nach Tai-tings Tod (1328) brachen in der Kaiserfamilie Insurrektionen hervor, die auch in den Provinzen entstanden, und die Kraft der mongolischen Herrschaft schwächten. Gegen den wollüstigen Tokamur-Chan (Schun-ti) ergriff der Chinese Schu die Waffen, und die mongolischen Großen waren unter sich uneins. Der Kaiser entfloh in die Mongolei (1368), wo er 1379 starb. Sein Sohn Biduşar nahm dort seinen Sitz in der alten Hauptstadt des Landes, Carokorum und gründete das Reich der Kalkas. Aber nicht lange blieb es vereint; denn nach Tokos-Timurs Tode (1460) wurde jede Tatarenhorde für sich unabhängig und allmählig den Chinesen unterworfen. Der erwähnte Schu, von gemeiner Herkunft, war der Befreier seines Vaterlandes und stiftete die Dinastie Ming (1368—1644) mit 16 meistens guten Regenten. Nie war das chinesische Reich blühender, nie Schifffahrt und Handel ausgebreiteter, als unter den 5 ersten dieser Kaiser. Die Chinesen schifften nach Ostindien, in den arabischen und persischen Meerbusen. Die Kaiser handhabten strenge Gerechtigkeit, und hielten im Innern Ruhe und mit dem Auslande Frieden. Aber unter dem sechsten Ming, Jng-tsong III., regten sich schon im Norden des Reichs die Tataren (Mantschu); die Noth des Landes, die von ihren Streifereien kam, vermehrten Landesunfälle, schwache Regierungen und Empörungen, worunter zuletzt die Ming erliegen mußten. Schon unter Jng-tsong II. räumte man den Mantschu einige Wohnsitze in der Provinz Leao-tsong ein, und wollte sie bald darauf wieder vertreiben; aber sie widerstanden unter ihrem Fürsten Taitsu so glücklich, daß sie Leao-tsong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaisertitel annahm. Er setzte den Krieg unter den schwachen chinesischen Kaisern Quan-tsong (1620) und Hi-tsong (1627) bis an seinen Tod fort. Schon sein Sohn und Nachfolger Tai-tsong ward von den Oberfeldherren des chinesischen Reichs gerufen, ihm im Kampf gegen den Rebellen Li-tsching beizustehen, der den letzten Ming Hoei-tsong (1632—44), ein guter aber schwacher Monarch, vom Throne verdrängt hatte. Er besiegte nacheinander den Rebellen und den kaiserlichen Oberfeldherrn, und wollte eben von dem chinesischen Thron Besitz nehmen, als er starb. Die Rechte darauf hinterließ er seinem 6jährigen Sohn, Schun-tschi, in dessen Namen sie sein Vormund Amavan durchkämpfte. Unter den tatarischen Mandschu begann neue Lebendigkeit im chinesischen Reich. Seine Grenzen wurden ansehnlich erweitert, unter Schunschi, dem Stifter der jetzigen Dynastie Tating: durch die Unterwerfung des Großchans der Mongolen, unter seinem Sohne Kang-hi durch die Unterwerfung Formosa's (1682), der Koschoten (1692) und verschiedene Horden der Kalkas-Mongolen (1696). Noch unter Kang-hi fing der Kampf mit den Soongaren an, der sich nach einzelnen Pausen der Waffenruhe, 1754 unter Kien-long durch die Auflösung ihres Staats endigte, wobei viele Soongaren nach Rußland auswanderten. Die dadurch verödete Kalmuckei bevölkerte Kien-long wieder mit den aus Rußland geflüchteten Torgauten. Ferner eroberte er Kasgar, Jerken, den nördlichen Theil Tibets und Lassas, die Reiche Miao-tse, Siao-Kintschuen, sodaß jetzt das chinesische Kaiserthum bis an Hindostan, die Bucharei und Siberien reichte. Aber 1768 brachten ihm die Birmanen von Ava eine schwere Niederlage bei. Glücklicher war das Heer gegen die kleinen Gebirgsvölker. — Die tata-

rischen Regenten gaben sich daneben alle Mühe, Regsamkeit in die trägen Chinesen zu bringen. Sie eigneten die chinesche Literatur sich und der tatarischen Sprache an, und suchten auf alle Weise beide Nationen in eine zu bringen. An der Spitze der Schriftsteller stehen fast alle bisherigen Kaiser der Mantschu. Yong-tscheng, Kang-hi's Sohn (1724), verbesserte die Unterrichtsanstalten, ließ den Schu-king in's Tatarische übersetzen ꝛc. ꝛc. Um Chinesen und Tataren mit besseren Kenntnissen auszurüsten, bedienten sich die tatarischen Kaiser der europäischen Missionen; doch nicht ohne Unterbrechung: mit dem Wechsel der Regenten wechselte mehrmals das Schicksal der Europäer in China. Unter Schun-tsche stiegen die Jesuiten zu hohem Ansehn, bis zur Präsidentenstelle des mathematischen Tribunals (s. Bell); desto gefährlicher schien der Einfluß der Europäer der vormundschaftlichen Regierung, die nach seinem Tod bis auf Kang-hi's Volljährigkeit eintrat: den Holländern wurde der Handel nach China verboten, den Portugiesen die Insel Makao genommen, die Jesuiten wurden in's Gefängniß gesetzt und all ihres Ansehns beraubt. Erst Kang-hi stellte es aus Liebe zu europäischen Kenntnissen wieder her, und erlaubte den Christen freie Religionsausübung. Yong-tscheng hingegen, voll Mißtrauen gegen die Europäer, verbannte die Missionaire aus den Provinzen, und gönnte ihnen nur Peking zum Aufenthaltsorte. Sein Sohn Kien-long, ebenso groß im Kriege, als im Frieden, geb. 1710, gelangte 1735, nach dem Tode seines Vaters, zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von dieser Zeit an aber war er mit den benachbarten Reichen in Kriege verwickelt, die er fast immer — wie wir schon oben angeführt — glücklich führte. Sein Charakter war voll Menschenliebe und Sanftmuth; fälschlich haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Tyrannei verschrieen. Er hat mehrere Millionen an seine durch Mißwachs und Ueberschwemmung in's Elend gestürzten Unterthanen vertheilt. Die christliche Religion wurde aus politischen Ursachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünstigt; er verhängte sogar einige Christenverfolgungen, entweder in Rücksicht auf das Volk, oder weil er die zu große Verbreitung des Christenthums zu verhindern wünschte. Doch duldete er zu Peking 4 Missionshäuser oder Kirchen, behandelte auch die Missionaire sehr gut und nahm mehrere davon in seine Dienste. Er war nicht nur selbst Gelehrter, sondern auch Beschützer der Künste und Wissenschaften. Von seinen poetischen Aufsäzen kennt man u. a. ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptstadt Mukden (übers. von Amiot), imgleichen ein andres auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künsten schätzte er besonders die Malerei und Kupferstecherkunst. Er wollte das Andenken seiner Siege durch diese Kunst verewigen, und trug französ. Meistern die Copie der Gemälde auf, welche sie vorstellten: Ludwig XV. ließ sie für ihn in Kupfer stechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bdn. legte er an, lauter Abschriften nützlicher Bücher. Auf seine Veranstaltung kam die im 14. Bde. des Büschingischen Magazins befindliche Beschreibung des chines. Reichs heraus. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn sein Minister und Schwiegersohn Ho-Tschington. Er legte die Reg. nieder 1786 und starb zu Peking 1799. Ihm folgte Kia-King. Seine Regierung ward durch innern Zwiespalt beunruhigt. Denn es gibt in China geheime Verbrüderung von Unzufriedenen aller Volksklassen;

eine derselben heißt: „Weiße Wasserrosen in Lehre". In ihren nächtlichen Versammlungen verflucht sie den Kaiser, feiert priapische Mysterien und bereitet Alles vor auf die Ankunft eines neuen Fo, der das goldene Zeitalter mit sich bringen soll. Die gefährlichste geheime Gesellschaft ist die der vereinigten Drei (Himmel, Erde und Mensch), oder die große Familie (ehemals die Gesellschaft des Himmels und der Erde). Die Katholiken, denen Kia-King günstig war, haben durch Bekehrungseifer ihre meisten Freiheiten verscherzt, und die Verbreitung der christl. Religion ward in Peking selbst streng verboten. Auf Kia-King folgte den 2. Sept. 1820 dessen zweiter Sohn. Er hieß sonst Mian-ning. In China kennt man den Namen des regierenden Kaisers nicht. Der Ehrenname des jetzigen Kaisers für dessen Regierungszeit ist im Sinesischen Taokuang (bei den Russen Daoguan), im Mantschuischen: Doroi Elbengghe, d. i. Glanz der Vernunft. Dieser Kaiser vertrieb 1828 die kath. Missionaire aus Peking, wo man sie als Kalenderverfertiger behalten hatte; auch unterdrückte sein Feldherr 1828 einen gefährlichen Aufstand der mohammed. Tataren in der kleinen Bucharei. So wenig wie die Gesandtschaft des Lords Macartney (s. d.), konnten die russ. des Grafen Golowkin und die brit. des Lords Amherst (1816) die mehr als 1000jährige Politik des Hofes von China aus ihrem Gleise bringen. Sie konnten, da dieses „himmlische Reich des Weltalls" alle Monarchen als seine Vasallen behandelt, weder politische noch Handelsverbindungen anknüpfen. S. Staunton's „Miscellaneous notices relating to China etc." (London 1822), G. Timkowsky's „Reise nach China durch die Mongolei in den J. 1820 und 1821", a. d. Russ. v. Schmidt (Leipz. 1825 fg., 3 Thle.), und Malpiere's „La Chine, moeurs, costumes arts et métiers, peines, cérémonies, monuments etc.", mit lithogr. und color. Blättern (Paris 1827, 16 Lief.).

Chinarinde (Cortex peruvianus), die Rinde aller Bäume, 1) die zum Geschlecht der Cinchona gehören, und die La Condamine zuerst beschrieben hat. Diese Bäumen finden sich auf dem festen Lande von Südamerika, insbesondere in der Republik Peru, unweit der Stadt Lora. 2) In allgemeiner Bedeutung werden auch die Rinden der dem Geschlecht Cinchona verwandten Geschlechter, welche im Handel größtentheils China nova heißen, mit darunter begriffen. Sie heißt auch Fieberrinde und peruanische Rinde, und wird von den Amerikanern Quinquina genannt, aus welchem Worte vielleicht die unpassende deutsche Benennung Chinarinde entstanden ist. Die gebräuchliche Rinde kömmt von der bekannten braunen China (Cortex Chinae fuscus); die beste davon besteht aus dünnen, feingerollten Stücken, die äußerlich runzelig, braun oder schwärzlich und hin und wieder mit weißlichem Moose besetzt sind. Inwendig hat sie die Farbe des Zimmets, sie ist fest und glatt; der Bruch ist nicht faserig, sondern eben und etwas glänzend. Der schwach aromatische Geschmack ist bitterlich und zusammenziehend, der Geruch etwas dumpfig. Sie kömmt in Seronen oder Ballen von Thierhäuten 100 bis 150 Pfd. schwer und ist nicht sortirt (C. Chinae naturalis). Nach Humboldt ist die beste Art gegen Fieber Cinchona Condaminea. Sie hat zu ihrem Haupt- und unterscheidenden Kennzeichen folgende Merkmale: Die Blätter sind länglich, lanzettförmig, auf der Unterseite in den Blattwinkeln durch eine vertiefte Grube bezeichnet; die Samenkapseln länglich eiförmig,

Keine einzige bekannte Art Cinchona hat diese Grube auf der Unterfläche der Blätter, und selbst die Rindenschäler kennen dieses Merkmal, und wissen sie daran zu unterscheiden. Der Baum gehört zu den mittelmäßigen Gebirgsbäumen: seine Höhe geht nicht viel über achtzehn Fuß, und der Durchmesser unterhalb hat fünfzehn Zoll. Die zahlreichen gegenüberstehenden Aeste breiten sich wagerecht aus, und die jungen Triebe sind undeutlich vierkantig. Die gegenüberstehenden gestielten glatten, glänzenden Blätter sind drei Zoll lang, länglich lanzettförmig. Auf der Unterfläche stehen die Adern hervor, und die Mittelrippe ist öfters roth gefärbt. In den Winkeln der Adern auf der Unterfläche sind die Grübchen, welche bereits als ein Hauptkennzeichen angeführt werden. Die Afterblätter sind einförmig, spitzig, sehr bald abfallend, und mit anliegenden zarten Härchen einzeln besetzt. Kleine zugespitzte Nebenblättchen zeigen sich an der Basis der Blumenstiele. Der Kelch ist glockenförmig, fünfmal gezähnt, staubartig und zart behaart. Die sechsmal längere Blumenkrone ist präsentirtellerförmig, blaßrosenroth, die Röhre fünfkantig, fein behaart, der Rand flach, fünftheilig, inwendig mit weißlichen Haaren überzogen. Die fünf Staubfäden sind in der Röhre der Blumenkrone verschlossen. Der Fruchtknoten wird vom Kelche umgeben. Der Griffel ist fadenförmig, und die Narbe zweitheilig. Die eiförmig-längliche Samenkapsel ist holzig, zweifächrig, der Länge nach aufspringend, und außerhalb gestreift. Der Samen liegt schuppenartig übereinander, und ist mit einem häutigen Rande umgeben. Dieser wahre Chinarindenbaum gehört jetzt zu den seltenen Arten dieser Gattung, und was dabei merkwürdig ist, so hat es den Amerikanern bis jetzt noch nicht gelingen wollen, weder diese noch andere Arten der Gattung Chinchona aus Samen zu ziehen. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Chinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechselfieber der Gebrauch derselben empfohlen ward, und sie dadurch genas. Von der Zeit an theilte die Vicekönigin selbst das Pulver dieser Rinde aus, und es hieß gewöhnlich Gräfin-del-Cinchon-Pulver, oder Gräfinpulver. In der Folge überließ sie den Jesuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung Jesuitenpulver. Man schickte bald darauf eine Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam 1660 der Graf von Cinchon mit seiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch sie lernte man die Chinarinde noch besser kennen. Die Kraft der Rinde läßt sich durch heißes und kaltes Wasser, durch gewöhnlichen Branntwein, noch mehr aber durch Rheinwein ausziehen; eine Mischung aus Wasser und gereinigtem Weingeist ist jedoch das allerwirksamste Auflösungsmittel. In Wechselfiebern wird die Chinarinde mit dem glücklichsten Erfolge angewandt. Höchst wirksam zeigt sie sich auch in allen chronischen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern, in Nervenkrankheiten, besonders bei hysterischen und hypochondrischen Beschwerden, beim Stickhusten, der Ruhr, beim Skorbut. Sie scheint daher mit Recht den ersten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen. In den Apotheken hat man davon: Extracte, Tincturen, Essenzen, Pulver, Syrupe ꝛc. Während der Kontinentalsperre benutzte man Chinasurrogate, besonders zur Heilung von Wechselfiebern, als: Enzian, Nelkenwurzel, Roßkastanien, Weidenrinde, hat sie aber jetzt sämmtlich wieder aufgegeben. S. „Versuch einer Monographie der China", von Heinr. v. Bergen, mit 8 color. Kpf. in Fol. u. 10 Tab. (Hamb. 1826, 4.)

Chinesische Sprache, Schrift und Literatur. Die chinesische Sprache gehört zu den einsylbigen und ist unter diesen die einfachste, d. h. die unausgebildeste. Eigentlich und genau zu reden finden wir eine dreifache Sprache unter den Chinesen: 1) die Sprache des Volks, sehr rauh, von einem überaus unangenehmen Klange, theilt sich in verschiedene Dialekte; 2) die Sprache der Mandarinen, unter den gesitteten Einwohnern am üblichsten, ist nicht rauh und wird in der Provinz Kyang-nan am besten gesprochen; 3) die gelehrte Sprache, in welcher fast alle Bücher abgefaßt werden. Diese Sprache kann das gemeine Volk nicht verstehen und hat einen so angenehmen Klang, daß ein Kenner derselben sie gerne liest und hört. Sie ist sehr präcis und besteht aus einer Menge Accente; aber nur Kenner können sie verstehen, denn sie gehört unter die todten Sprachen und ist ihnen Das, was für uns die lateinische, griechische und hebräische ist. Die Sprache der Mandarinen ist die vornehmste und wird unter allen Sprachen für die wortreichste gehalten. Ihre einsylbigen Wörter bestehen aus einem Vokale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten; erscheinen sie in unserer Schrift mit mehr Buchstaben, so ist dieß nur Nothbehelf, um ihren Klang mit unsern Schriften nachzubilden. Da überdieß die Consonanten B, D, R, X und Z den Chinesen fehlen, so ist die Zahl der einfachen Consonanten, welchen sie ihren Worten vorsetzen, sehr eingeschränkt. Zwei Consonanten hinter einander sind den Chinesen unaussprechbar, und wo sie dergleichen in ausländischen Wörtern finden, fügen sie jedem einen Vokal bei. Die Worte Hoc est corpus meum lauten bei ihnen: Ho-ke-nge-su-tu-es-ul-pu-su-me-vum. Solcher höchst einfachen Wurzellaute oder Wurzelwörter haben die Chinesen nach ältern Angaben 328 oder 350, nach Remusat 252, nach Montucci 460. Sie zu vervielfältigen haben sie kein andres Mittel als den Ton oder Accent. Dieser ist vornehmlich fünffach; nämlich der gleiche (wie wir eins, zwei, drei u. s. w. aussprechen), der tiefe gleiche (dieser ist in den Sylben, welche sich aspiriren lassen, allemal aspirirt), der hohe (welcher hoch anfängt und kurz abfällt, wie wenn Jemand im Zorn nein! sagt), der steigende (welcher etwas tief anfängt, aber steigt, auch länger gedehnt wird als ein andrer Ton, wie bei uns ein verwunderndes so), und der kurz abgebissene (wie wenn Jemand aus Furcht den angefangenen Laut nicht vollenden könnte). Ueberhaupt wird die Zahl der Töne von Einigen auf 8, von Andern auf 11 und 13 gesetzt, von denen jedoch wahrscheinlich nur in einzelnen Fällen Gebrauch wird. Dem Ausländer sind diese Modificationen für Ohr und Zunge unerreichbar, und selbst der Chinese hilft sich oft damit, daß er ein Wort zur Erklärung hinzusetzt. Nehmen wir durchgängig 5 Töne an, so erhält dadurch der Chinese aus seinen 328 Wurzeln 1625 verschiedene Wörter. Durch die Aspiration werden diese auf 3250, oder nach der höchsten Rechnung auf 7700 vermehrt. Diese nun, welche das daran gewöhnte chinesische Ohr als verschieden empfindet, bilden den ganzen Sprachschatz der Chinesen und müssen nebst ihren oft sehr sonderbaren feierlichen Bedeutungen hinreichen, alle concrete und abstracte Begriffe auszudrücken. Da sie einsylbig sind, so gibt es keinen Unterschied der Redetheile, auch fällt alle Ableitung und eigentliche Biegung weg. Die Declination und Conjugation wird durch Umschreibung dürftig ersetzt. Immer aber bleibt viel Dunkelheit, daher auch ihre alten classischen Bücher, die Kings, von jedem Ausleger anders gedeutet wer-

den. — Die chinesische Schrift, von oben nach unten mit Pinseln und Tusche geschrieben, bezeichnet Begriffe, nicht Sylben; sie ist ungefähr, wie die arbischen Zahlzeichen, die zwischen russische, französische, deutsche ꝛc. Wörter gesetzt werden können und deren Bedeutung dennoch Jeder, der sie kennt, begreift, selbst wenn er die genannten Sprachen nicht versteht. Man würde daher jede beliebige Sprache mit chinesischer Schrift schreiben können, ohne daß die Charaktere geändert zu werden brauchten, oder etwas Anderes bedeuteten, als im Chinesischen. Der gebräuchlichsten chinesischen Schrift (Tsching-tse oder Kiai-tschu), von Kaisern der Dynastie Hang eingeführt, liegen theils 6 gerade, theils gekrümmte Linien zum Grunde, welche zunächst die 214 sogenannten Schlüssel oder Urzeichen bilden, aus denen die übrigen Zeichen zusammengesetzt sind. Man rechnet solcher 80,000, und ein Menschenleben ist nicht hinreichend, sie alle dem Gedächtniß einzuprägen, doch genügen 8—10,000 zum Verständniß gewöhnlicher Bücher. Ursprünglich waren diese Zeichen nach Jones (Präsident der asiat. Gesellschaft in Kalkutta) nichts als Umrisse sinnlicher Gegenstände; um nun aber abstrakte Begriffe auszudrücken, bemühte man sich, diese durch Metaphern zu bezeichnen, die von sinnlichen Gegenständen entlehnt waren. So bedeuten ein Berg Rundung, ein Wolkenhimmel Rahbheit, ein Fluß Bewegung, die Erde Ruhe, Sonne, Mond und Sterne Glätte, Glanz, auch künstlich gewirkte Zeuche. Später verwischten sich diese Urzeichen; doch wird noch jetzt Vieles sehr sinnreich ausgedrückt, z. B. Vergessen durch das Zeichen des Herzens u. Sterbens (er ist in meinem Herzen gestorben, Bessern durch das Zeichen eines Messers und eines Baumes ꝛc. Die Schriftzeichen sind mehrmals geändert und revidirt worden. So entstand die Niao-tsi-souen (Schrift nach den Fußtritten der Vögel) vom Kaiser Hoang-ti vor 220 v. Chr. gegründet ꝛc. Trotz der durch die Sprache und Menge von Schriftzeichen erwachsenden Schwierigkeit, sich rein im Chinesischen auszudrücken, besitzt doch dies wunderbare Land eine an mannigfaltigen Werken reiche Literatur. Der Chinese, der sich den Wissenschaften widmet, lernt zuerst schreiben; dann liest er die 4 Bücher des Kon-fu-tse und ein Werk: „Das ewige Mittel," und ein anderes über die Kunst zu regieren, und einen Abriß der Universalgeschichte; er erlangt dann im 20. Jahre den 1. Grad (Sieut-sai), später im 30. Jahre den 2. (Kiugin) und endlich den 3. (Tsin-ße) und damit Ansprüche auf die Mandarinenwürde und Anstellung. Jedem Grade geht eine strenge Prüfung voraus. Alles Dieß lernen die jungen Leute bis zum 1. Grade in Privatschulen. Höhere Schulen gibt es nicht. Eine einzige Akademie der Wissenschaften existirt (Hanlin) zu Peking. Eben da ist auch eine große öffentliche Bibliothek. Man vervielfältigt die chinesischen Bücher durch die Buchdruckerkunst; dieser Druck ist aber rein xylographisch, in dem die Platten zu jedem Werke erst geschnitten werden; sie ist seit 950 v. Chr. im Gange. Breitkopf hat indeß die Möglichkeit gezeigt, chinesisch auch mit zusammengesetzten Lettern zu drucken. In den physischen Wissenschaften herrscht tiefe Unwissenheit; Chemie, Naturgeschichte ist in der Kindheit; doch schrieb ein Kaiser eine Botanik. Mathematik, selbst Arithmetik, insofern sie über die 4 Species reicht, und Geometrie ist ihnen fremd, nur Astrologie geachtet, und doch ist ihnen die Astronomie ganz unbekannt und das Kalendermachen allein erhält (oder erhielt) die Missionäre in Peking in Ansehen. Das Jahr beginnt im Februar, hat 12 Monate, jeden zu 29—30

Tagen und eigentlich 354 Tage, jedoch noch die nöthigen Schalttage. Der Tag hält nur 12 Stunden. 60 Jahre bilden einen Abschnitt, der unserm Jahrhunderte ähnelt. Die Arzneikunde ist gleichfalls noch in der Kindheit. Die chinesischen Aerzte theilen den Körper in die rechte und linke Seite und in 3 Theile, vom Kopf bis zur Brust, von der Brust bis zum Nabel, von dem Nabel bis zur Zehe. Aus dem Puls bestimmen sie alle Krankheiten. Seit 800 Jahren kennen sie das Einimpfen der Blattern, die Kuhpocken sind aber erst seit 1805 eingeführt. In der Geographie kennen sie nur China und haben von Dem, was außer diesem Reiche liegt, die sonderbarsten Begriffe. — Die ältesten Schriften der Chinesen wurden durch den vom Kaiser Schi-hoang-ti (reg. um 242 v. Chr.) veranstalteten Bücherbrand vertilgt. Unter der Dynastie Hang bis 229 n. Chr, kamen die Kings als gerettete Ueberbleibsel von Konfucius's Schriften in Ansehen. Aber die echten Werke der chinesischen Literatur wurden erst seit dem 6. Jahrh. n. Chr. geschrieben. Eine eigene Abtheilung bilden die Kings oder heiligen Bücher, theils geschichtlichen, theils moralisch-religiösen, theils poetischen Inhalts. Von diesen Kings ist der Schu-King ins Französische übersetzt. — Die alte Poesie der Chinesen ist, nach Davis, mehr in der Schrift zu suchen, d. h in der Wahl der Charaktere und ihrer kunstgemäßen Zusammensetzung; mit ihrer neuern Poesie ist hingegen es derselbe Fall, wie bei allen Völkern; Wohllaut der Töne, Symmetrie des Baues, Richtigkeit der Empfindung und Schönheit des Gemäldes bilden, wie überall, das Verdienst der poetischen Darstellung. Der Reim ist seit den ältesten Zeiten bekannt; auch die Cäsur, ebenso gibt es Versmaße. Der Paralellismus ist in keiner andern Sprache zu einer solchen Höhe und Mannigfaltigkeit gebracht, als in der chinesischen; denn sowohl die Gleichheit in der Wortzahl, aus welcher jeder Vers einer poetischen Strophe gebildet wird, als die Entbehrlichkeit der grammatischen Hülfsartikeln, welche unsere europäischen Sprachen so sehr belästigen, bewirken, daß diese poetische Figur im Chinesischen mit ganz besonderm Effekt gebraucht werden kann. Ueberreste der ältern Poesie, Oden, Lieder, finden sich im Schu-King. Die Blüthe der neuern Poesie fällt in die Zeit der Tang (625—906 n. Chr.). Der berühmteste Dichter, Li-taipe aus Iset-scheuen, lebte um 720. Seine Gedichte nebst denen mehrerer anderer Poeten sind u. d. T. Tang-schi vielfältig herausgegeben worden; sehr viele dieser Lieder können meisterhaft genannt werden und zeugen ebenso wohl von tiefem Gefühl als von reicher lebendiger Phantasie. Epische Gedichte im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht, dagegen eine große Anzahl von Romanen in Versen, von denen sich sehr viele durch ihre ungeheure Schlüpfrigkeit auszeichnen. Ebenso sind die Chinesen reich an didaktischer Poesie und an moralischen Dichtungen. Das größte in Europa bekannt gewordene Werk dieser Art heißt „Schingtsuschin choangti Schingiü", d. h. erhabene Unterredungen des heil. Ahnherrn des tugendhaften Kaisers, eben desselben, der in Europa unter dem Namen Kanghi berühmt ist. Satyren, als besondere Dichtgattung, gibt es gleichfalls nicht; dafür aber Schmähschriften von der unverschämtesten Sorte die Fülle, in welchen die Regierung, die Beamten, ja der Kaiser nicht verschont werden. Wie in dem altoscischen Drama und in der heutigen Commedia dell' Arte der Italiener, so finden sich in den chinesischen Schauspielen stehende Charaktere, die wie Arlechino und Colombine

bei den verschiedenartigsten Handlungen in allen Stücken wiederkehren. Alle Personen des Schauspiels werden in Haupt- und Nebenpersonen eingetheilt, und in solche, die sich bloß gelegentlich auf der Bühne zeigen, an der eigentlichen Handlung aber keinen besondern Antheil haben. Auch die stehenden Masken hat das chinesische Drama mit der Commedia dell' Arte gemein und die Personen können auch nach diesen genannt werden. Die Eintheilung in Akte, chinesisch Tsche, Theile, genannt, ist nicht in allen Stücken gleich; alle beginnen aber mit einer Art von Prolog, Sin-tse, der Eingang genannt, der die Exposition des Stückes enthält. Die öffentlichen Darstellungen finden gewöhnlich in einem mit Bäumen bepflanzten Garten statt, weßhalb auch dasselbe Wort (yuen) Baumgarten und Schauspielhaus bedeutet. In Kanton heißt der zu theatralischen Darstellungen bestimmte Platz Hi-yuen, der Schauspielgarten. Die Komödianten nennen sich die Brüder des Schauspielgartens. Bei der mindesten Unordnung, die durch diese theatralischen Darstellungen entsteht, hat der Gouverneur des Ortes das Recht, den Garten schließen zu lassen; und dieß ist auch wirklich 1828 in Kanton geschehen. Von der großen Sammlung der Schauspiele, die unter der Herrschaft der Mongolen (Ywen) in China aufgeführt wurden, den sogenannten „Hundert Dramen der Ywen" befinden sich Exemplare in den chinesischen Bibliotheken zu Paris und London, bis jetzt wurden aber bloß drei Stücke übersetzt: von P. Prémare „Die Waise aus dem Hause Chaou", der Stoff zu Voltaires trefflichem Trauerspiel „l'Orphelin de la Chine", und von Davis zu Kanton die Dramen „Der Erbe im Alter" und „Der Kummer des Hauses Han" (London 1829). Alle diese Uebersetzungen sind aber keineswegs vollständig. — Die ersten Kenntnisse der chines. Sprache und Literatur verdanken wir den Jesuiten u. a. Missionairen (seit 1590). Verdienste haben sich erworben im 16. Jahrh. P. Herrada, M. Roger, vor allen Ricci. Um 1687 kamen mit Couplet 3 Chinesen nach Paris. Sie trugen zur Kenntniß ihrer Sprache und Literatur in Europa Vieles bei. In Deutschland weckte der greiffenhagner A. Müller das Studium der chinesischen Sprache. Der kurbrandenburgische Leibarzt Menzel (1685) lernte von Couplet Chinesisch, sammelte hierauf Werke über die chinesische Literatur. 1684 gingen die gelehrten Jesuiten Bouvet, Gerbillon, Fontenai, Le Comte, Tachard und Visdelou nach China. P. Gouye gab einen Reichthum von Bemerkungen, die sie gemeinschaftlich gemacht hatten (1688 und 1692), heraus, und mehre von ihnen ließen noch besondere Werke in China drucken. Ludwig XIV. erhob den Chinesen Hoamgi zum Prof. seiner Muttersprache bei der k. Bibliothek. Sein Schüler St. Fourmont schrieb die erste berichtigte Grammatik und erzog an J. Deguignes einen Gelehrten, der den größten Theil seines Lebens der chinesischen Literatur widmete. Noch vollkommner ward darin sein Sohn der in Kanton studirte. Im 18. Jahrh. noch die Jesuiten Intorcerta, Noël, Gaubil (Uebersetzer und Erläuterer des Schu-king), de Mailla (Uebers. der großen Reichsannalen, eins der wichtigsten chines. Werke), Amiot u. v. A.; J. Klaproth u. s. w. — Die kaiserl. chines. Encyklopädie, unter Kan-hi 1680 angefangen und im vorigen Jahrh. beendigt, enthält 6109 Bde. In Peking erscheint wöchentlich in ungeheurem Format auf Seidenzeuch eine Zeitung, die als das Jahrbuch des chinesischen Reichs und als das einzige Gesetzbuch betrachtet werden kann; der Kaiser übernimmt bei derselben oft selbst die Censur. Hülfsmittel zur Er-

lernung des Chinesischen haben wir von Fourmont, Beyer, Rémusat; eine „Chinesische Grammatik" v. Morrison; ein Wörterbuch (das aber sehr getadelt wird) von dem jüngern Deguignes. Ein anderes versprach Montucci (s. d.). In Kanton hat der protest. Missionair Morrison ein Wörterbuch der chinesischen Sprache herausgegeben. Letzterer auch mit Milne das Alte u. n. Testament in einer chines. Uebersetzung geliefert, der des Neuen liegt eine unter Hodgson's Leitung von einem zur kathol. Religion bekehrten Chinesen 1737 u. 1738 verfertigte Uebers., die sich handschriftlich im brit. Museum findet, zum Grunde. Der Druck ist in China besorgt worden und besteht, wie bei allen chines. Büchern, in Holzschnitt. Morrison kam 1826 nach England zurück und brachte eine Sammlung von 10,000 Büchern in chines. Sprache, nebst einem Schatze von Nachrichten über dieses noch sehr unbekannte Land, mit. Große Arbeiten der Missionarien für das Studium der chines. Sprache finden sich handschriftlich in Rom, Paris, Petersburg u. i. a. O.

Chinon, Bezirks-Hauptstadt im franz. Dep. Indre und Loire, an der Vienne, Schloß, 840 H., 6400 Ew., welche Salpeter und Wollenwaaren verfertigen und mit Getreide, Wein, Branntwein, Senf (besonders berühmt), Gewürzkräutern u. dgl. handeln. Geburtsort von Franz Rabelais.

Chioggia (Chiozza), östreichische Insel und Stadt, nicht weit vom Einfluß der Brenta in die Lagunen, drei Meilen von Venedig, in der Delegation Venedig, auf Pfähle gebaut, durch einen Kanal mit der Etsch verbunden; hat 20,600 Ew.; Bischof, Kathedrale, Hafen (geschützt durch das Kastell di Ch.); man schlemmt Salz, klöppelt Spitzen und treibt ansehnlichen Handel.

Chios, s. Scio.

Chiosk (Kiosk), ein von allen Seiten offenes und freistehendes Gartenhaus mit einem Zeltdache, das auf einigen (gewöhnlich ins Gevierte gestellten) Säulen ruht, um welche unten ein Geländer herumläuft. Es wird von Holz, Stroh oder ähnlichen Materialien gebaut und wird besonders angelegt, um im Schatten eine freie Aussicht zu genießen, dient aber auch zur Verschönerung einer ländlichen Partie oder Gartenaussicht. Das Wort Chiosk ist türkisch. Von den Türken und Persern ist diese Art von Pavillon in die englischen, französischen und deutschen Gärten gekommen.

Chiragra, die Gicht, welche sich der Gelenke der Hand bemächtigt und ihre Bewegung hindert. Sie raubt nach und nach den Händen ihre Gelenkigkeit und macht die Finger krumm, ungestaltet, und lähmt ihre Bewegung, indem sie um die Flechsen einen kalkigen Stoff in Knoten und Ballen anhäuft, wodurch endlich die Gelenke ganz erstarren.

Chirographarius. Chirographum. Der erste ist ein Gläubiger, der von seinem Schuldner kein Unterpfand, sondern bloß eine einfache Handschrift hat. Ein chirographischer Kontrakt ist, durch welchen man schriftlich bekennt, von Jemand einen Vorschuß an Geld oder Waaren empfangen zu haben, mit dem Versprechen, solchen auf eine festgesetzte Zeit, entweder in Natura, oder den Werth dafür, zurückzuzahlen. Die römischen Gesetze unterscheiden eine bloß handschriftliche Schuldforderung von einer hypothekarischen dadurch, daß sie vor Gericht in der Bezahlung der letztern den Vorzug vor der ersten geben, wenn gleich

jene älter, als diese ist. Ein solches Gesetz scheint fast der natürlichen Billigkeit zu widerstreiten und das freundschaftl. Zutrauen in der menschlichen Gesellschaft aufzuheben. Auch nach den jetzt bestehenden Gesetzen haben die hypothekarischen Schulden vor allen übrigen den Vorzug. — Chirographum, im diplomatischen Verstande, bedeutete vormals entweder einen unterschriebenen Schuldbrief, welcher dem Gläubiger eingehändigt wurde, oder eine Unterzeichnung der Urkunde. Manus und Chirographum sind die ältesten Ausdrücke, womit man die Unterzeichnung der Namen in Diplomen und andern Charten angedeutet findet. Nachdem die Siegel gewöhnlicher wurden, hörten die Unterzeichnungen der Namen in den Diplomen, ungefähr im 8. und 9. Jahrh. auf, oder vielmehr findet man sie nicht so häufig, als vorhin. Man hat auch wohl zuweilen die Diplome und Charten nach der Unterschrift benannt. Denn vor der Regierung des Königs Wilhelm des Eroberers nannten die Engländer alle Gattungen von Urkunden ihrer Unterzeichnung Chirographa.

Chirologie, die Kunst durch Zeichen mit Händen und Fingern sich verständlich zu machen, daher der Name Fingersprache. Um sich den Stummen und Taubstummen mittheilen zu können, ist sie besonders wichtig. Auch nennt man das Wort Chironomie dafür, welches aber eigentlich die Kunst ist, wie man beim Unterrichte der Stummen die Hände am passendsten bewegt. Schon die alten Rhetoren sahen die Wichtigkeit der Händebewegung ein und beobachteten dabei vorzüglich den Ausdruck, der durch dieselbe hervorgebracht werden kann. Neuerlich hat ein Brite, Namens Gilbert Austin, in seinem „Chironomia or a treatic on rhetorical delivery" (London 1806, deutsch in einem Auszug, Leipzig 1818, 8.); ein eigenthümliches System zur Bezeichnung der Gesten und der Händebewegung insbesondere aufgestellt, gleichsam eine Zeichensprache, durch welche man, wie durch Noten die musikalischen Töne, die Aktion, welcher ein Redner oder Schauspieler beim Ausdruck irgend eines Gemüthszustandes anzuwenden hat, bezeichnen und mithin auch die musterhafte Gestikulation eines Redners oder Schauspielers zur lebhaften Erinnerung und Lehre für die Zukunft aufbewahren könne.

Chiromantia ist angeblich die Kunst, aus den Linien der innern Hände die Schicksale, das Temperament, die Neigungen, Gesundheit u. s. w. eines Menschen zu erkennen, zu beurtheilen und vorherzusagen. Wenn gleich die Nichtigkeit dieser Kunst sich von selbst herausstellt, so hat es doch nicht an Menschen gefehlt, welche derselben ein großes Gewicht beilegten und die Chiromantie in die physikalische und astrologische klassifizirten. Die astrologischen Chiromantisten verbinden mit den Handlinien noch besonders jene der Stirn und ziehen an dieser sieben Linien, nach der einst gebräuchlichen Zahl der 7 Planeten, wodurch sie ihrer Kunst einen höhern Anstrich zu geben suchen. Griechen und Römer hingen dieser Chiromantie sehr an. Schon Aristoteles wirft in seinem Problem die Frage auf: warum die in der Mitte der Hand ununterbrochene Linie hohes Alter andeute; und Juvenal („Satyr VI") sagt von jenem abergläubischen Weibe:

„Frontemque manumque
Praebebit vati crebrum poppysmn roganti."

Diejenige der in der Hand verzeichneten Linien, welche um die Wurzel des Daumens hinläuft, nennen die Chiromanten die Lebenslinie, weil

aus ihrer Lage, ihrer bald unterbrochenen, bald nicht unterbrochenen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit sich die Dauer und Beschaffenheit des Lebens bestimmen lasse. So wie diese unmittelbar mit dem Herzen in Beziehung steht, so steht eine andre, welche in der Mitte der Hand läuft, in genauer Verbindung mit dem Gehirn und heißt die natürliche oder Kopflinie. Die dritte große Linie, welche parallel mit der vorigen zunächst unter den Figuren hinläuft, wird die allgemeine genannt, und zeigt überhaupt die Körperkraft an und was dem ganzen Körper und jedem einzelnen Gliede begegnen soll. Die Perpendikularlinie, welche mit den beiden ersten ein Dreieck bildet, heißt die Leberlinie und lehrt die Verdauungskräfte — folglich die natürliche Leibesbeschaffenheit kennen. Sehr wichtig ist dem Chiromanten die Linie, welche die Grenze des Arms und der Hand bezeichnet und den arabischen Namen Rascette führt. Ist die Stelle, welche sie einnimmt, von guter Farbe, so bedeutet dieß eine gute Leibesbeschaffenheit. Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Rascette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu; sie verstärkt den Werth der andern Linien und ersetzt, was ihnen abgehen möchte. Die Linie, welche von der Rascette nach dem kleinen Finger hinläuft, heißt die Milchlinie; aus ihr erkennt man die lüsternen, geschwätzigen unbeständigen Männer, welche sich leicht von den Weibern hinreißen lassen. Jetzt sind nur noch die unter jedem Finger befindlichen Linien übrig; diejenige, welche (den Daumen ungerechnet) die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, heiß der Venusgürtel, weil sie eine außerordentliche Wollüstigkeit anzeigt; die übrigen haben keinen besondern Namen. Aus diesen Linien stellt der Chiromant seine Vorhersagung. Die Chiromantie war den Zigeunern, welche ehemals ganz Europa durchzogen, den leichten Glauben des Volkes benutzend, ein sehr gemächlicher Ernährungszweig. Zwar ist in unsern Tagen durch weise Polizei diesem Unfuge gesteuert; gleichwohl liefern die sogenannten Kartenlegerinnen, deren es in allen Städten genug gibt, noch immer würdige Seitenstücke zu den Adepten in der Chiromantie und finden dieses Geschäft nicht minder, als jene, sehr einträglich. In der neuesten Zeit hat die bekannte franz. Wahrsagerin Le Normand in dieser Kunst vornehme Adepten, ihrer Versicherung nach in Paris und auf den Reisen nach den Kongressen gefunden.

Chiron, ein weiser Centaur, des Saturnus und der Philyra Sohn, spielt in der griech. Heroengeschichte eine wichtige Rolle als Erzieher der größten und berühmtesten Helden. Er soll sich durch seine Kenntnisse in der Astronomie, Heilkunde und in der Musik über alle seine Zeitgenossen erhoben haben, und der Ruf seiner Weisheit war so groß, daß ihm die vornehmsten Jünglinge zur Erziehung übergeben wurden. Aeskulap, Nestor, Peleus, Theseus, Kastor und Pollux, Odysseus, Jason u. Andre waren seine Schüler. Sein berühmtester Schüler aber war Achill, und man hat noch unter den herkulanischen Gemälden eine schöne Vorstellung gefunden, wie Chiron den jungen Helden das Saitenschlagen auf dem Plektrum lehrt. Als ein Pfeil des Herkules, mit dem Gifte der lernäischen Schlange bestrichen, ihm in den Fuß gefallen war, erbat er sich von Jupiter den Tod und ward von demselben als Gestirn an den Himmel versetzt, wo er den Schützen im Thierkreise bezeichnet.

Chironomie, s. Chirologie.

Chirurgie, Wundarzneikunst, derjenige Theil der Heilkunde, der in Verrichtungen mit der Hand besteht. Sie ist keine eigne ärztliche Wissenschaft, sondern vielmehr ein Hülfsmittel, und zwar das mächtigste und wirksamste Hülfsmittel, der mechanische Theil der Medicin, und älter als diese. Schon die Kriege machten die Heilung der Wunden früher nothwendig, als die bei der einfachen Lebensweise der damaligen Menschen sich seltner zeigenden Krankheiten. Schon 50 Jahr vor dem trojanischen Kriege begleiteten Melampus, Chiron und sein Schüler Aeskulap die Argonauten als Aerzte und im trojanischen Kriege leisteten 2 Söhne Aeskulap's, Machaon und Podalirius, den verwundeten Griechen Beistand. Daß jedoch späterhin sowohl die griechischen als die arabischen Aerzte die Chirurgie und innere Medicin vereinigt bearbeiteten, beweisen die Werke des Hippokrates, Galen, Celsus, Paulus von Aegina, Albucasis ꝛc. Doch wurden zu Hipokrates's Zeiten einzelne chirurgische Operationen von der Medicin getrennt. In dem Hippokratischen Eide war der Steinschnitt den Aerzten sogar verboten. Bei den Arabern herrschte überdieß eine gewisse Scheu vor den Operationen, und es wurde für eine Schande gehalten, wenn die Aerzte solche selbst verrichteten. Bei den Römern überließen sie dieselben meistens den Sklaven. Im Mittelalter fiel die Ausübung der ganzen Heilkunst beinahe ausschließlich den Mönchen und Priestern zu. Aber 1163 verbot die Kirchenversammlung von Tours den Geistlichen, welche mit den Juden im christlichen Europa die Arzneikunde trieben, jede blutige Operation. Die Chirurgie ward von den Universitäten verbannt, unter dem Vorwande, daß die Kirche alles Blutvergießen verabscheue. Damals trennten sich Medicin und Chirurgie. Diese Trennung wurde dadurch um so mehr begünstigt, daß schon die Zünfte der Bader und Barbierer entstanden waren, welche sich nun die Ausübung der Wundarzneikunst zueigneten. Während der Kreuzzüge (seit 1000) kamen nämlich viele Ausschlags- und andere Krankheiten aus dem Orient nach Europa, besonders nach Italien, Frankreich und Deutschland, welche den häufigen Gebrauch der Bäder und daher die Einrichtung der Badstuben veranlaßten. 1096 entstand, weil der Erzbischof von Rouen das Tragen der Bärte verbot, in Frankreich die Barbierzunft; und bis auf die Zeit, als die Nebel des Mittelalters sich zerstreuten, blieben Bader und Barbierer im Besitz der Ausübung der Wundarzneikunst. Bis heran auf einzelne Fälle und technische Fertigkeit beschränkt, wurde die Chirurgie zuerst in Italien durch glücklichen Anbau der Anatomie gefördert und fleißig bearbeitet von Romanis (1525), welcher den Blasenstein operirte; B. de Carpi, Franco, Santo, Magati (1647), dem Calabresen Severino († 1657), welcher zu jenem ältern kräftigen Verfahren zurückkehrte. In Frankreich erlangten die Wundärzte 1577 Fakultätsrechte und zeichneten sich durch eigenthümliche Methoden aus; so Tagault († 1543), Pare († 1592), Guillemeau († 1612), Pouparт († 1708) u. A. In Deutschland compilirte Rivius eine große Chirurgie (Strasb. 1541 Fol.); verdienstliche Wirksamkeit bewährten Paracelsus 1536 (Würzb. 1576), der in theoretisch und praktischen Rücksicht gleichachtbare Fabrizius 1634, Purmann 1711. Im 18. Jahrh. gewann die Chirurgie eine wissenschaftl. Gestalt und fruchtbare Wechselwirkung mit der gesammten Arzneiwissenschaft, wozu das in Berlin 1714 begründete medicinisch-chirurgisches Collegium und die von Peyronie in Paris 1731 gestiftete chirurgische Akademie, welche in ganz Europa berühmt wurde, und die Errichtung der Ecole chir. 1774 nicht wenig beitrugen. Die

Sammlung von Denk- und Preisschriften der Pariser Akademie der Chirurgie enthält die Geschichte dieser blühenden Periode. Hier findet man die Arbeiten eines J. L. Petit. Garengeot, Lafaye, Lecat, Sabatier und vieler andern Praktiker, welche mehr oder weniger an diesem Werke Theil haben. Der Wetteifer von ganz Europa wurde durch diese Beispiele erweckt. Um dieselbe Zeit lebten in England: Cheselden, Douglas, die beiden Monro, Sharp, Aalanson, Pott, Smellie, die beiden Hunter; in Italien: Molinelli, Bertrandi, Moscati; in Holland; Albanius, Deventer, Camper. Deutschland, mit herkömmlicher Empfänglichkeit das Bewärthere des Auslandes dankbar sich aneignend und umsichtig benutzend hat eine überaus reiche chirurgische Literatur. Berühmte Namen sind hier und im Norden: Heister (Vater der neueren systematischen Chirurgie), Platner, Stein, Röderer, Vllguer, Crell, Callisen, Brambilla, Theden und Richter. Bis zu Ende des 18 Jahr. zählte die franz. Akademie der Chirurgie mehre würdige Mitglieder: aber aus ihrem Schoße selbst erhob sich ein Mann, der sie in der Geschichte der Kunst wie in der Achtung seiner Zeitgenossen ersetzen sollte: Desault wurde das Haupt der neuen Schule. Er hat seinen Namen verewigt durch die Genauigkeit und Methode, die er in das Studium der Anatomie brachte, durch die Erfindung sinnreicher Vorrichtungen zur Behandlung gebrochener Glieder, durch den klinischen Unterricht in der Chirurgie, durch die Kühnheit und Einfachheit seiner Operationen und durch die Menge ausgezeichneter Schüler, die er erzogen, wie Dubois, Beyer und viele Andre. Jetzt erst, wo die Chirurgie wieder mit der eigentlichen Medicin Hand in Hand geht, wo sie sich auf möglichst genaue anatomische Kenntnisse stützt, kann sie mit Sicherheit ihrer immer größern Vervollkommnung entgegengehen. Indeß sind nicht alle Aerzte zur Ausführung großer Operationen geschickt. Die dazu nöthigen Eigenschaften können zum Theil nur durch Uebung erworben werden, zum Theil müssen sie von der Natur verliehen seyn. Man hat die wesentlichen Eigenschaften eines Chirurgen so angegeben: Sit juvenis, strenuus, audax, solers et immisericors. (Er sey jung, stark, kühn, gewandt und mitleidslos.) Die Chirurgie ist entweder medicinisch, wenn sie die pathologischen und therapeutischen Regeln auf die Heilung der chirurgischen Krankheiten anwendet, oder sie ist manuell, sobald sie ausschließend die Heilung durch mechanische Hülfsmittel und äußerliche Heilmittel versucht. Sie schöpft aus allen Hülfs- und Grundwissenschaften der innern Heilkunde (Nosologie, Pathologie ꝛc.); die chirurgische Heilmittellehre insbesondre umfaßt nicht nur die äußerlich anwendbaren Heilmittel (chirurg. Pharmakologie), sondern auch die Instrumente, Instrumentenlehre, und die Bandagen, Bandagenlehre. Als einen abgesonderten Zweig hat man bisweilen die Zahnchirurgie betrachtet, auch wohl die Hebammenkunst oder Geburtshülfe zur Chirurgie gerechnet. Werke: J. G. Bernsteins „Geschichte der Chirurgie" (2 Thle., Leipz. 1822 23); Richerand's „Grundriß der neuern Wundarzneikunst", (nach der 5 Aufl. übers., Leipz. 1823 fg., 8 Thle.). Wörterbücher: Bernsteins „Handbuch für Wundärzte" (5. Aufl., 4 Bde., Leipz. 1818—20); S. Coopers „Neuestes Handbuch der Chirurgie", in alphabetischer Ordnung, a. d. Engl., in 10 Lieferungen, (Weimar 1819—24.) Journale: „Neue Bibliothek für die Chirurgie" (von Langenbeck, seit 1815; „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde," von Gräfe und Walther, Berlin seit 1820, fortlaufend.

Chiwa, auch Khiwa (73° 40′—75° 20′ L. 39° 15′—41° 20′ N. Br.), eine 300 QM. große, vom Amu oder Gihon durchströmte, meist ebene Landschaft Asiens, Theil der großen Tatarei, zu Chowaresmien gehörend, mit einem herrlichen Klima, gleicht, rings von dürren unwirthbaren Steppen umgeben, einer fruchtbaren, durch viele Kanäle bewässerten Oase, gesegnet mit den mannigfaltigsten Produkten des Pflanzen-, Thier- und Steinreichs. Die Einwohner sind Turkmenen (Truchmenen), rohe Nomaden; Sarten oder Bucharen (100.000), die sich selbst Tadschicks nennen, der Ueberrest der für den Handel von Mittelasien und den Seidenbau einst so merkwürdigen Seren, die Stammväter der Teutonen, welche rein Persisch sprechen und Handelsleute sind; Karalkapaken, über 100.000, nomadisirend; endlich der herrschende Volksstamm, die Usbeken (im Türkischen s. v. a. Selbstherr), von kleiner Statur, aber stark gebaut. Sie übertreffen an Ehrlichkeit alle übrigen Bewohner, lieben Gerechtigkeit, hassen die Lüge, verachten die Sucht nach Gold und treiben nur Krieg als ein ehrenvolles Gewerbe. Noch immer führen sie bald mit den Persern, bald mit den Truchmenen einen wahren Vertilgungskrieg. Sie leben größtentheils in Städten, bekleiden die höchsten Stellen im Staate und sind Besitzer der vielen Schlösser und Burgen, die man zerstreut im Lande findet, und die sie an Truchmenen und Sarten, die kein eigenes Land besitzen, verpachten. Sie sind 30.000 Krieger stark. Zu diesen Volksstämmen kommen noch die fremden Sklaven (3000 Russen, 30.000 Parser, 20.000 Kurden) und die nicht zahlreichen Juden die sich zur mohammedanischen Landesreligion vom sunnitischen Ritus bekennen, ohne deßhalb aufzuhören, Juden zu seyn. Schaibek oder Schaibani Khan ward 1493 der erste Stifter der Usbekenmacht am Gihon; er entriß den Timuriden den letzten Schatten der Herrschaft, der ihnen bis dahin noch übrig geblieben war. Unter fortdauernden Kriegen mit den Persern, Bucharen, Turkmenen und den alten Chorasmern, nach verwüstenden Bürgerkriegen und blutigem Herrscherwechsel errang endlich 1802 Mahmed Rahim Khan die unumschränkte Herrschaft über Chiwa und die benachbarten Länder. Er endigte die bisherige Anarchie, ordnete das neue Reich, setzte einen Staatsrath ein, ließ Gold- und Silbermünzen prägen u. s. w. Mit allen andern Eigenschaften des Despoten verbindet dieser Fürst schlaue List und ungewöhnlichen Verstand. Alle Einwohner der ihm unterworfenen Länder belaufen sich auf mehr als 3 Mill. Es gibt hier viele Seiden- und Baumwollmanufakturen und der Karavanenhandel ist beträchtlich. Da Chiwa für den russ. Handel mit Asien von großer Wichtigkeit ist, so hatte schon Peter der Große den Plan, durch dieses Land einen Handelsweg nach Indien zu eröffnen; allein sein Gesandter (Fürst Behetitsch) ward 1713 nebst seiner Begleitung (1500 Mann) von den Turkmenen oder Chiwiezen überfallen und ermordet. Die 1813 versuchte Verbindung mit Chiwa kam ebenfalls nicht zu Stande. 1819—20 reiste von Baku aus der russ. Cap. Murawjew in Auftrag des Generals Jermolow als kaiserl. russ. Unterhändler dahin. Als er bei der Naphthainsel am kasp. Meere landete, wurde er von den Einwohnern für einen Spion gehalten, und mußte sich als Turkmene verkleiden, um durchzukommen. In Chiwa wollte ihn der Khan nicht vor sich lassen und sein Kazi (Oberpriester) rieth, denselben lebendig zu begraben; allein der Khan befürchtete, der weiße Czar (der russ. Kaiser)

möchte dann eine Armee nach Chiwa schicken und ihm seinen Harem entführen. So erhielt endlich Murawjew nach 48tägiger Gefangenschaft Zutritt. Der Khan lehnte jedoch den vorgeschlagenen Handelsweg durch sein Gebiet ab und Murawjew mußte Chiwa verlassen (s. „N. v. Murawjew's Reise ꝛc. A. d. Russ. übers. v. P. Strahl," Berlin 1824) — Die Hauptstadt Chiwa an einem Kanal des Gihon, ist der Sitz des Khans und der Regierung, hat 30 Moscheen, mohammed. Hochschule, 3000 Lehmhäuser und 15,000 Einw., welche Handel treiben. Größer noch als Chiwa ist Neu-Urgantsch am Kanal des Gihon, eine uralte, zur Zeit der Araber blühende, jetzt entvölkerte Stadt. Man kultivirte hier Wissenschaften und Künste, Musik und Poesie. Sie war bis zum 14. Jahrh. der Sammelplatz aller Karawanen am Gihon.

Chladni (Ernst Florenz Friedrich), geb. zu Wittenberg 1756, Sohn des Prof. bei der dasigen Juristenfakultät, E. M. Chladenius, erhielt seine erste gelehrte Bildung in der Fürstenschule zu Grimma, widmete sich dann zu Wittenberg und Leipzig der Rechtsgelehrsamkeit, und wurde auf letzterer Universität 1781 der Philosophie und 1782 der Rechte Doktor. Nach dem Tode seines Vaters verließ er die Rechtswissenschaft und widmete sich ganz dem Studium der Natur, dem er bisher alle seine freien Stunden geschenkt hatte. Als Liebhaber der Musik, worin er erst im 19. J. den ersten Unterricht erhalten hatte, bemerkte er, daß die Theorie des Klanges ungleich mehr vernachlässigt war, als andre Zweige der Physik, und entbrannte vor Begierde, diesem Mangel abzuhelfen. Mathematik und Physik, besonders in Beziehung auf die Tonkunst, setzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung derselben neue Bahnen zu brechen. Seit 1787 hat er sich durch mehrere Schriften als tiefer Naturforscher bewährt, besonders in Hinsicht auf Klang, Schall und Ton. Dahin gehören seine „Entdeckungen über die Theorie des Klanges" (Leipzig 1787), „Beiträge zur Beförderung eines bessern Vortrags der Klanglehre", ein Schreiben an die berl. Gesellschaft naturforsch. Freunde. Die vorzüglichste s. Schriften, ein in s. Gattung klassisches Werk, ist jedoch s. „Akustik" (Leipz. 1802, 4., mit Kupf.), welche er Nachrichten zur Geschichte s. akustischen Entdeckungen vorgesetzt hat. (Eine umgearb. franz. Uebers. von ihm selbst erschien Paris 1809: „Traité d' Acoustique). Ferner sind zu erwähnen s. „Neuen Beiträge zur Akustik" (Leipz. 1817), und „Beiträge zur prakt. Akustik und zur Lehre vom Instrumentbau" (ebend. 1822). Chladni ist auch der Erfinder der nach ihm als Chladnische bezeichneten Klangfiguren; ferner des Euphons und des Clavicylinders. Diese Instrumente bekannt zu machen, besuchte er binnen 10 Jahren, außer den Hauptstädten Deutschlands, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark, und überall hat er die Achtung der Kenner sich erworben. 1812 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er unaufhörlich mit neuen Versuchen sich beschäftigte. Er erwarb sich auch um die Lehre von den Meteorsteinen großes Verdienst, die nach ihm nicht tellurischer, sondern kosmischer Natur sind. „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und andrer ihr ähnlicher Eisenmassen" (Riga 1794); „Ueber Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen" (Wien 1819) sind zwei classische Abhandlungen dieses Gelehrten. (Vergl. Meteorsteine.) Chladni starb zu Breslau den 3. April 1827.

Chlodwig (Ludwig), Sohn des Frankenkönigs Childerich, geb. 466, folgte seinem 481 verstorbenen Vater schon als 15jähr. Jüngling in der Regierung über die salischen Franken, welche ein unfruchtbares Land zwischen dem Meer und der Schelde bewohnten. Ueberhaupt waren damals die Franken noch wenig geachtet; sie konnten sich auch, weil in mehrere kleine Stämme unter eignen Fürsten zertheilt, durch große und gemeinsame Unternehmungen nicht hervorthun. Sie besaßen nur das nördliche Frankreich, welches sehr zerstückelt war. An der Seine behauptete sich noch ein römischer Stadthalter, Syagrius, der über die Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens herrschte. Im Süden von Frankreich, von der Loire bis an die Pyrenäen, geboten die Westgothen; im Südosten, sowie in Savoyen und der westl. Schweiz, die Burgunder. In solchem Zustande fand Chlodwig Land und Volk. Noch nicht lange hatte der große Teodorich in seiner Nähe in Italien das Ostgothenreich gestiftet, welches in voller Jugendkraft aufblühte und allen Stürmen der Zeit zu trotzen schien. Das mochte den kühn emporstrebenden Geist des jungen Chlodwig aufgeregt haben, auch einen Frankenstaat zu gründen, seine Nation zu vereinigen und ihr einen heroischen Schwung zu geben, welcher die Bedingung aller Veredelung ist. Sobald er in den ersten 4 Jahren seine einheimischen Angelegenheiten geordnet hatte, verbündete er sich mit seinen Vettern, den Häuptern der übrigen Frankenstämme, und erklärte dem Syagrius den Krieg. Die Römer wurden 486 unweit Soissons gänzlich geschlagen, das Land bis an die Loire dem Sieger überlassend. Syagrius floh nach Toulouse an den Hof des westgoth. Königs Alarich, dessen feigherzige Räthe den Unglücklichen an Chlodwig auslieferten, der ihn umbringen ließ. Soissons war nun die Hauptstadt des neuen Reichs der fränkischen Salier. Der rohe Chlodwig beherrschte seine neuen Unterthanen mit Klugheit und Schonung, vornehmlich suchte er die Freundschaft der Geistlichen. Alle Städte in Belgia secunda unterwarfen sich ihm. Hierauf wandte er sich gegen die Thüringer, besiegte sie 491 und legte ihnen einen Tribut auf. 493 unterwarf sich Paris, welches Chlodwig 507 zur Hauptstadt seines Reichs wählte. Um den mächtigen Westgothen leichter widerstehen zu können, vermählte sich Chlodwig mit Clotilde einer Nichte des burgundischen Königs Gondebaud. Diese Fürstin, welche im katholischen Glauben erzogen worden, suchte auch ihren Gemahl dafür zu gewinnen. Während dem drangen die Alemannen den Rhein abwärts gegen Köln, in das Gebiet Siegeberts, des Fürsten der ripuarischen Franken. Chlodwig eilte ihm zu Hülfe und stieß auf die Alemannen in den Feldern von Zülpich (496). Hier ward hart widereinander gestritten. Als nun die Schlacht verloren schien und die Alemanen das Siegesgeschrei erhoben, da bat Chlodwig den Gott seiner frommen Gemahlin um Sieg, gelobend, an ihn zu glauben. Mit erneutem Muthe wiederholte er den Angriff; die Alemannen flohen, die Blüthe ihrer Mannschaft fiel, es fiel ihr König Marcian, der Ueberrest bat um Gnade, und das Alemannenland am Oberrhein ward eine fränkische Provinz. Noch im nämlichen Jahre erhielt Chlodwig, seinem Gelübde getreu, in Rheims vom h. Bischof Remigius die Taufe, mit ihm 3000 Franken und in kurzer Frist der größere Theil der Nation; er erhielt hierauf, als der einzige katholische Fürst damaliger Zeit, vom Pabste den Titel des „allerchristlichsten Königs," einen Titel, dem er leider durch seine Handlungsweise sehr oft und sehr auffallend

widersprach. Nun unterwarfen sich Chlodwigs Scepter 497 die Städte in Armorica (Bretagne). Jetzt waren nur noch 2 Völker in Gallien, die Burgunder und Westgothen, unabhängig. Die Burgunder standen unter 2 Königen, Godegisel und Gondebaud. Chlodwig griff den Letztern an, dessen Länder sich von den Vogesen bis an die Alpen und die Meeresküsten von Marseille erstreckten. Gondebaud, der sich von Godegisel treulos verlassen sah, wurde bei Dijon geschlagen, mußte dem siegreichen Chlodwig Lyon und Vienne überlassen und floh nach Avignon. Hier schloß er Frieden. Chlodwig kehrte mit reicher Beute heim. Als späterhin Gondebaud die eingegangenen Verpflichtungen brach, schloß Chlodwig mit ihm, aus Furcht vor den Gothen, einen neuen Bund. Bald brachen die Feindseligkeiten mit dem Gothenkönig Alarich aus, und Chlodwig erlegte in der Schlacht, südlich von Poitiers zwischen den Flüssen Vonne und Clouere, mit eigner Hand seinen Gegner, gewann einen vollständigen Sieg, eroberte Aquitanien, nahm sein Winterquatier zu Bordeaux und schickte 508 den reichen königl. Schatz zu Toulouse nach Paris. Indeß rüstete sich der Ostgothenkönig Theodorich, um den Untergang der Westgothen abzuwenden, zum Angriff. Da nun zu gleicher Zeit die Franken vor Arles und Carcassonne Unfälle erlitten, so gab Chlodwig den Friedensvorschlägen Gehör und begnügte sich mit Aquitanien. Nach dieser Eroberung empfing er die Ehre des Consulats vom Kaiser Anastasius. Der König der Franken, sein Haupt mit einem Diadem schmückend, erschien in der Kirche St.-Martin zu Tours, gekleidet in eine Tunica und einen Purpurmantel, und ward von dem Volke als Konsul und Augustus begrüßt. Nun fehlte ihm zu seiner Sättigung nur noch die Vereinigung aller fränkischen Stämme unter seiner Herrschaft. Um diese zu bewirken, räumte er alle seine Vettern sammt ihren Söhnen durch den empörendsten Verrath, einige sogar mit eigener Hand, aus dem Wege, sodaß er fortan allein auf dem fränkischen Throne saß. Er starb den 26. Nov. 511, nachdem er 30 J. regiert hatte. Seine 4 Söhne theilten die Länder unter sich. 25 J. später erlag das Burgunderreich der Macht der Franken; die Ostgothen mußten ihnen Arles und Marseille abtreten und Justinian gestand ihnen die Souverainetät über Gallien zu. Noch im letzten Jahre seiner Regierung hatte Chlodwig nach Orleans ein Concilium berufen, von dem sich die Rechte herschreiben, welche die Könige von Frankreich vor den andern kathol. Fürsten in Kirchensachen gegen den Pabst in Anspruch nehmen. (Vgl. Salier.)

Chlorin ist die neuere Benennung der 1774 von Scheele entdeckten dephlogistischen Salzsäure (s. d.) von Davy 1810 nach ihrer gelblich grünen Farben so genannt, und mit mehreren andern Chemikern als einfacher Stoff betrachtet, wogegen Berzelius u. A. das Chlorin für Salzsäure mit noch mehrerem Sauerstoff als die gewöhnliche hält.

Choa (Schoa), Reich im innern Afrika, das die vormaligen habe, schinischen Prov. Choa und Efat umfaßt, 38—41° L. 9—11° SB. liegt das Gebirge Schacka und viele kleine Flüsse hat, die in den Nil oder Hawasch fließen. Der Regent des fruchtbaren und stark bevölkerten Landes ist von habeschinischer Abstammung, und hat den Titel Murd Azimai. In Choa ist die Hauptst. Tegulet, und in Efat Ankobar, zugleich Residenz des Fürsten.

Choc, in der Kriegssprache der geschlossene Angriff mit blanker Waffe: 1) von der Reiterei. Soll ein solcher Angriff seine vollkommene

Wirkung thun, so ist dazu nöthig einmal das Zusammenbleiben der Linie, damit der Anfall auf allen Punkten zugleich geschehe und der Feind auf einmal niedergeworfen werde; dann das Gewicht der Pferde, wodurch die Truppe Kraft zum Eindringen erlangt; endlich die möglichste Geschwindigkeit, weil dadurch die Heftigkeit des Chocs verdoppelt und dem Feinde die Fassung leichter benommen wird. Das Anreiten muß jedoch in einer steigenden Geschwindigkeit geschehen und mit der Entfernung des Feindes in Verhältniß stehen, d. h.: man beginnt durch einen kleinen Trott, fällt dann in einen gestreckten Tritt, und in der Entfernung von 150 Schritten vom Feinde in Galopp, endlich bei den letzten 40 Schritten läßt man die Pferde im stärksten Carriere laufen, um den Feind mit ganzer Kraft über den Haufen zu werfen. 2) Von der Infanterie wird der Choc im Laufen und mit gefälltem Bayonner gewöhnlich 150 Schritt vom Feinde ausgeführt. Sie hat dabei meist nicht geladen, damit sie sich nicht durch Schießen aufhält und so den Choc schwächt. Nach dem Choc wird, wenn er in Kolonne unternommen ist, sogleich deployirt und Bataillonsfeuer unterhalten. Kavallerie und Infanterie führen den Choc entweder in Linie oder Kolonne ꝛc., erstere sowohl in Escadronskolonne, als in Echelons aus. Der Choc in geschlossenen Kolonnen, welcher besonders bei den Franzosen gewöhnlich ist, wirkt, wenn er gelingt, außerordentlich viel, ist aber dagegen auch der Gefahr ausgesetzt, daß, wenn er fehlschlägt, die ganze angreifende Masse vernichtet oder gesprengt wird, indem an ein Stutzen, Entwickeln, Umkehren gar nicht zu denken ist. — Von den Augen gebraucht, heißt das Wort Choc, sie blenden, und ihnen unangenehme Empfindungen verursachen.

Choco, Provinz in dem Depart. Cauca im südamerikan. Freistaate Colombia mit 18,000 Ew., reich an Gold, Silber, Mais, Cacao und vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil man in ihren Minen zuerst die Platina entdeckt hat. In derselben befindet sich der Kanal Raspadura, der das caraibische Meer mit dem Australocean verbindet. Die Hauptstadt ist Quibdo.

Chocolade, ein aus gerösteten und gestoßenen Cacaobohnen, Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille bereiteter Teig von röthlicher und brauner Farbe, welcher, wenn er erkaltet, hart wird, ohne Gewürz Gesundheitschocolade genannt. Man pflegt sie in Tafeln zu gießen, welche zum Gebrauch zerrieben und in Wein, Milch oder Wasser, mit oder ohne einige Eidotter, gekocht werden, woraus ein nahrhaftes Getränk wird. Die Amerikaner bedienten sich lange, bevor die Spanier Amerika entdeckten, dieses Getränks; besonders bereiteten die alten Mexicaner, welche es Chocolatte nannten (von dem mexicanischen Choco, Geräusch und Latte, Wasser), seit undenklichen Zeiten aus geröstetem und gestoßenem Cacao eine Chocolade, welche sie mit Wasser verdünnten und mit Maismehl, Gewürzen, besonders Zimmet und Vanille versetzten. Als ihnen 1506 der Zucker bekannt wurde, mischten sie auch davon hinzu. Von den Amerikanern lernten die Spanier die Chocolade kennen, und durch diese kam sie nach Europa. Man hat sie besonders in den neuesten Zeiten auf mancherlei Weise verfälscht. Zur pariser Chocolade, welche für die beste gilt, werden gewöhnlich auf 8 Pfd. Garracas-Cacao (als die beste Sorte) und 2 Pfd. Cacao von den Inseln (weil aus je-

ner allein die Ch. allzu trocken wird) 10 Pfd. feinen Zuckers genommen und 3 Unzen Vanille, sowie 2 Unzen Zimmet zugemischt.

Chocžim (Kotschim), russ. Hauptfestung in der Statthalterschaft Podolien, Kaminiec gegenüber, am rechten Ufer des Dniester auf der steilen Thalseite dieses Stromes, ein todter, finsterer Ort, sehr unregelmäßig und winklich zusammengebaut und mit Mauern umgeben. An der Südwestseite, dem höchsten Punkte der Stadt, liegt das große auf Anordnung der ottoman. Pforte von franz. Ingenieurs 1712 stark befestigte Schloß, welches die ganze Stadt beherrscht. Jetzt, da der Pruth in Europa die Grenze zwischen Rußland und der Türkei bildet, ist ihre Lage zur Organisirung von Mannschaft und Kriegsmaterial sehr wichtig. Die Hauptstraße aus dem südlichen Polen nach der Türkei geht durch Kaminiec und Chocžim. Die Stadt hat ohne die starke Besatzung 13,000 Ew. und einen bedeutenden Handel. Die hiesige Industrie beschäftigt sich ganz mit Armeebedürfnissen. Hier 1621 Sieg der Polen unter Wladislav IV. über die Türken, ferner 1673 derselben unter Johann Sobiesky über die Türken und 1739 der Russen unter Münnich über die Türken, nach welchem die Festung erobert ward. Ihrer Wichtigkeit wegen war sie oft der Zankapfel und ward 1769 abermals von den Russen und 1788 von den Oestreichern belagert und erobert.

Chodowiecki, ausgesprochen Chodowiezki (Daniel Nicolas), berühmter Maler und Kupferstecher, geb. 1726 in Danzig. Sein Vater, ein Kräuterhändler, bestimmte ihn zu demselben Geschäfte, unterrichtete ihn aber nebenbei in seiner Lieblingsbeschäftigung, der Miniaturmalerei. Nach des Vaters frühzeitigem Tode genoß Chodowiecki noch eine kurze Zeit im Malen den Unterricht seiner Tante, der Demoiselle Ayner, mußte aber dann, wegen der ungünstigen Vermögensumstände seiner Mutter, zu einem Gewürzkrämer wandern und sich in dessen Laden täglich von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends mit dem Handverkauf beschäftigen. Unter diesen widrigen Umständen wäre vielleicht der in ihm glimmende Kunstsinn gänzlich erstickt worden, wenn kindliche Liebe ihn nicht von Neuem angefacht hätte. Chodowiecki vollendete durch nächtlichen Fleiß beachtenswerthe Zeichnungen, in der Hoffnung, dadurch die traurigen Verhältnisse seiner Mutter in etwa zu verbessern. Das Geschäft seines Lehrherrn kam indessen so herab, daß ihm 1743 nichts Anders übrig blieb, als zu seinem Oheim in Berlin in die Handlung zu gehen. Allein auch hier unterließ er nicht die Ausübung seines Talents. Zum Glücke vereinigte sich mit seiner persönlichen Bildung der Vortheil des Oheims; Chodowiecki verfertigte nämlich in den Stunden der Muße Miniaturgemälde auf Dosen, die dadurch einen weit größern Absatz fanden. Sein Oheim ließ ihn auch die Emaillenmalerei lernen und emaillirte Dosen malen. Doch im Zeichnen, wie im Componiren, hatte er, seitdem er das elterliche Haus verlassen, keinen Unterricht mehr erhalten, auch entbehrte er durchaus des Umgangs mit andern Künstlern. Er erkannte selbst die Unrichtigkeit seiner Zeichnung, die Unvollkommenheit seines Kolorits und den Mangel an Originalität seiner Leistungen; allein er konnte diesen Uebeln nicht abhelfen. Seine Fortschritte in der Kunst hatten für den der Malerei unkundigen Oheim nur wegen des Ertrages Werth; und da er nach diesem urtheilend, des Neffen Werke für Meisterstücke hielt: so hätte er Letztern leicht auf die Dauer zur Fahrlässigkeit [illegible]

Selbstgnügsamkeit verleitet. Davor wurde Chodowiecki glücklicher Weise durch seinen Lehrer in der Emaillemalerei, Haid aus Augsburg, behütet, der ihm akademische und andere Zeichnungen vorlegte und manche vortreffliche Winke gab. Haid wußte ihn so für die Kunst zu gewinnen, daß ihm auf Einmal die Handlung durchaus widerte. Doch wohin sich wenden zur fernern Ausbildung? Die Malerakademie war 1742 abgebrannt und die Zeichnenschule, welche an ihrer Stelle errichtet war, nicht gut besetzt: er mußte noch bis 1754 seinem Brodgeschäfte getreu bleiben. Nun aber fing er an, ungetheilt der Kunst zu leben. Nach und nach wurde er mit Pesme, Falbe, Rode, Le Sueur und andern einsichtsvollen Künstlern bekannt und lernte durch diese seine Fehler einsehen und ablegen. Er entsagte dem fabrikmäßigen Dosenmalen, zeichnete, malte in Miniatur, ward Selbsterfinder und erregte durch schon seine ersten Erzeugnisse die Aufmerksamkeit der ausgezeichnetsten Künstler. Auch übte er sich mitunter in Oelfarbe. Sein 1756 gemachter Versuch im Radiren, „le passe dix" betitelt, veranlaßte die berliner Malerakademie, ihm den Entwurf der Bilder für ihren Kalender aufzutragen. Das selten gewordene Blatt: „Die gefangenen Russen," ein größeres „Auf den den Frieden zurückbringenden König" und viele andere Gelegenheitsblätter fallen in die Zeit des siebenjährigen Krieges. Das Leiden Christi malte er in Miniatur mit unnachahmlicher Vollendung, mit bezauberndem Ausdrucke. In Paris erschien sein Kupferstich; „la malheureuse famille de Calas." Zwar tadelte man an demselben zugleich Erfindung, Ausdruck und Ausführung; allein Chodowiecki zeigte nicht nur durch eine Kopie in Oelfarbe, daß der Ausdruck des Ganzen sowohl, als die einzelnen Stellungen gelungen seyen, sondern wies auch durch ein denselben Gegenstand handelndes Original die eigentliche Veranlassung des Tadels nach. Chodowiecki radirte auch seine Gemälde, und die Abdrücke von 1767 werden am Meisten gerühmt. Unter den vielfältigen Aufträgen, die jetzt an ihn gelangten, war auch dieser, die preußische Prinzessin, welche sich mit dem Erbstatthalter der Niederlande vermählte, zu malen. Er lieferte außerdem die Zeichnungen zu Basedow's Elementarbuch und stattete die Verlagsartikel mancher Buchhändler mit Kupfern aus. 1773 besuchte Chodowiecki sein ihm so werthes Vaterland, das er seit 30 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er wurde in demselben mit vieler Freundschaft und Achtung empfangen. Obgleich er nur 14 Tage bei den Seinigen verweilen wollte, so wurden doch durch seine überhäuften Geschäfte 9 Wochen daraus. Unter andern verfertigte er hier das Gemälde des Fürsten Podoski, Primas von Polen, 13 Zoll hoch, 10 Zoll breit. Indemselben Jahre machte er auch eine Geschäftsreise nach Schlesien über Dresden und Leipzig. In diesen Städten lernte er viele ausgezeichnete Männer, mit denen er schon früher Briefe gewechselt hatte, persönlich kennen: in Dresden Zingg, Graf, Lippert, Dietrich, Boetius, Hüttin, Knöffler, Schönau, den Legationsrath von Hagedorn, von Fritsch und von Rieth; in Leipzig Geyser, Bause und Oeser. Nach seiner Zurückkunft in Danzig verfertigte er seine vortrefflichen Zeichnungen und Kupferstiche zu Lavater's „Physiognomischen Fragmenten," und willfahrte andern, von Buchhändlern an ihn ergangenen Bestellungen. Es erschien kaum ein Buch im Preußischen ohne eine Vignette von Chodowiecki. Auch übersteigt die Zahl seiner Blätter 3000, alle durch die Wahrheit in der Physiognomie, die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und eine unnachahmliche,

mit beständiger Hinsicht auf sittliche Besserung verbundene, Laune ausgezeichnet. Uebrigens war Chodowiecki ein rein-sittlicher, rechtlicher, wohlwohlwollender, gefälliger und bescheidner Mensch. Lange war er Vicedirektor, seit 1798 Direktor der Akademie der bild. Künste zu Berlin. Er starb dort den 3. Febr. 1801.

Chodzesen (poln. Chodziesz), Kreisstadt im Reg.-Bezirk. Bromberg des preuß. Großherzogthums Posen, an einem See, dem Grafen von Grudzinski gehörig; Tuchweberei, Spitzenklöppelei und nahe an 5700 Einwohner.

Choiseul-Gouffier (Marie Gabriel Auguste, Graf von) wurde 1752 geboren, und trat unter dem Beinamen Gouffier, nach seiner Verehlichung mit dem Fräulein von Gouffier, auf. Frühe zeigte er eine entschiedene Neigung zu naturhistorischen Werken, welche er mit Eifer studirte. Seinem Aufenthalt in Griechenland und Asien verdanken wir jene schätzbare Reisebeschreibung dieser Länder, worüber ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede ernannte. Bei seiner Ernennung als Botschafter bei der ottomannischen Pforte nahm er eine Menge Gelehrten mit, mit welchen er sich, in seinen geschäftsfreien Stunden, mit Untersuchungen für Wissenschaft und Kunst beschäftigte. Ohne seinen Aufenthalt zu vertauschen, wurde er 1791 zum Gesandten am engl. Hofe ernannt. Als er wegen seiner Briefe, die er beständig an die Brüder Ludwigs XVI, richtete, von dem Nationalkonvente verhaftet werden sollte, flüchtete er sich nach Rußland, wo ihn die Kaiserin mit Auszeichnung aufnahm und mit einem Jahrgehalte beschenkte. Vom Kaiser Paul I. wurde ihm 1797 der Titel eines Geheimen-Rathes ertheilt. Nach seiner im Jahr 1802 erfolgten Rückkehr nach Paris nahm er seine frühere Stelle in der Akademie wieder ein. Er starb 1817. Zu bedauern ist es, daß seine „Voyage pittoresque de la Grèce" von seiner sachkundigen Hand nicht vollendet wurde.

Choiseul-Stainville (Etienne François de, Herzog von Choiseul und d'Amboise, Staatsminister von Frankreich, war 1719 geboren. Sein Drang nach hohen Ehrenstufen trieb ihn zuerst ins Heer, wo er als Generallieutenant manche, seiner Ahnherrn würdige Großthat verrichtete. Seine Vermählung mit einer Schwester der Herzogin von Gontaut, und seine vertrauten Verhältnisse, die er mit der Marquise de Pompadour anknüpfte, waren das Werk seines grenzenlosen Ehrgeizes; denn hierdurch eröffnete er sich die Bahn zu glänzenden Staatsämtern. Sein fernsehender Blick und seine tiefe Beurtheilungsgabe in allen, auch noch so verwickelten Staatsangelegenheiten, verschafften ihm ein solches Ansehen, daß ihm Ludwig XV. sein ungetheiltes Zutrauen schenkte und ihn als diplomatischen Agenten an mehrere Höfe sandte. Nachdem er eine Gesandtschaft in Rom bekleidet, ging er 1756 als Botschafter nach Wien. Durch die Künste herablassender Schmeichelei gelang es der Kaiserin Maria Theresia, die Eitelkeit der Pampadour zu bestechen und sie zur Unterzeichnung eines Bündnisses mit Oestreich zu bewegen, dessen Präliminarien von dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Kardinal Bernis, abgeschlossen wurden, gegen welche Schlußakte sich aber ein so allgemeiner Unwille erhob, daß Bernis seiner Stelle entsagte und Choiseul dafür eintreten ließ. Dieser stand jetzt an der Spitze aller Staatsangelegenheiten, und das Erste, was er unternahm, war der Sturz der Jesuiten. (s. d. J.). Den siebenjährigen Krieg, welcher die Hälfte

quellen der franz. Monarchie noch immer aussog und den Staat in die peinlichste Lage versetzte, beendigte er durch Abschluß eines Friedens, dessen Bedingungen der franz. Krone nur zur Schande gereichen konnten. Choiseul und der Herzog von Praslin, welche das Staatsruder führten, machten sich durch diesen schimpflichen Frieden bei dem Volke sehr verhaßt, und konnten nicht verhindern, daß die abgeseimtesten Verleumdungen gegen sie erhoben wurden. Fünf Jahre nach dem Tod der Pompadour starb 1765 der Dauphin und 1767 dessen Gemahlin. Die scharfe Zunge des bösen Leumundes that nichts weniger, als sie bezüchtigte Choiseul, an dem Tode des Dauphin Antheil gehabt zu haben. Wider seinen Willen ward die Gräfin du Barry (s. d.), Maitresse des Königs, bei Hofe eingeführt; Anfangs strebte sie, Choiseul zu gewinnen, später, als dieß nicht gelang, ward sie seine erbittertste Feindin. Choiseul ward in den Streit des Kanzlers Maupeau und der Parlamente hineingezogen, ihm dadurch nach und nach des Königs Gunst entrissen, und 1770 entließ ihn Ludwig XV. in ziemlich harten Ausdrücken seines Amts und verwies ihn nach seinem Landgute Chanteloup. Die Theilnahme des Publikums und selbst des besten Theils des Hofes folgte ihm dahin, wo Choiseul trotz seiner ungeheuren Schulden glänzend und in angenehmer Gesellschaft lebte. Nach Ludwigs XVI. Thronbesteigung ward er an den Hof zurückberufen und auf das ehrenvollste empfangen, aber das Ministerium wurde ihm nicht wieder anvertraut. Er starb am 8. Mai 1785 ohne Kinder. Als Kriegsminister hatte Choiseul nach siebenjährigen Unfällen die Einrichtungen des Heeres geändert. Friedrichs neue Taktik nöthigte dazu. So groß das Mißfallen der ältern Offiziere im Allgemeinen auch darüber war, deren viele den Abschied nahmen, so leuchtete doch bald die Nothwendigkeit der vorgenommenen Umbildungen ein. Das Artilleriecorps bekam eine neue Gestalt; treffliche Schulen wurden errichtet, in denen man Offiziere bildete, welche die französ. Artillerie zur ersten von Europa erhoben. Ein Gleiches fand bei dem Geniecorps statt. Besondere Aufmerksamkeit widmete Choiseul den Antillen; Martinique wurde neu befestigt, St.-Domingo auf die höchste Stufe des Wohlstandes erhoben. Als Choiseul und Praslin 1770 aus dem Ministerium traten, waren inweniger als 7 Jahren die Verluste der Flotte hergestellt; sie zählte 64 Linienschiffe und 50 Fregatten und Korvetten. Die Magazine waren gefüllt. Auch schloß Choiseul den Familienvertrag, der alle Regenten aus dem bourbonischen Hause verband und die spanische Flotte in die Hand Frankreichs gab. So verschaffte er dem franz. Namen die Achtung wieder, die durch lange Kriegsunfälle verloren zu haben schien. Was den wirklichen Kräften Frankreichs fehlte, ersetzte seine Festigkeit. Er kaufte und eroberte Korsika, ohne daß England wagte, sich öffentlich zu widersetzen. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Unabhängigkeit Polens für das Gleichgewicht Europas, durchkreuzte er stets die ehrgeizigen Plane Rußlands und verwickelte es in einen Krieg mit den Türken, die er kräftiger unterstützt haben würde, wenn nicht der König selbst sich ihm widersetzt hätte. Französische Offiziere wurden zu den polnischen Conföderirten, zu den Türken und zu den ostindischen Fürsten, welche letztere er zugleich mit den amerikanischen Kolonien gegen die Engländer zu bewaffnen hoffte, geschickt. Verschwenderisch mit seinem eigenen Vermögen, war er in den Staatsausgaben sparsam. Ludwig XV., der nur zu bald Choiseul's Entfernung mit Reue empfand, rief aus, als er die Theilung

Polens erfuhr: „Das wäre nicht geschehen, wenn Choiseul noch hier wäre!" Als Schriftsteller hinterließ er Denkwürdigkeiten und ein Lustspiel („Arlequin prince héréditaire devenu home d'esprit par amour etc."

Cholera, eigentlich Galle, daher Cholera morbus, Krankheit mit anhaltendem heftigen Brechen und Durchfall; da das Ausgeleerte häufig auch reine oder verdorbene Galle ist, so erhielt sie daher ihre Namen, deutsch: Gallenruhr, für den der: Brechdurchfall ein schicklicherer ist, insofern er die Haupterscheinung der Krankheit, obgleich nicht ihr Wesen bezeichnet, das in einer heftigen und dauernden Reizung des Darmkanals und der Verdauungsorgane überhaupt besteht, welches dann die Entleerung der in dem Darmkanal enthaltenen und dahin abgesetzten schleimiggalligen Stoffe zur Folge hat. Die Ch. befällt in schwächerm und stärkerm Grade, ist, ohne ein eigentlich ausgebildetes Fieber zur Begleitung zu haben, mehr oder minder mit Magen- oder Darmschmerzen, Durst, Herzklopfen, Angst u. A. belästigenden Zufällen verbunden, schwächt die Lebenskräfte in sehr kurzer Zeit und ist um deswillen eine häufig tödtliche Krankheit. Zuweilen ist sie nur symtomatisch und hängt mit deutlichen Veranlassungen zusammen. Man unterscheidet hiernach auch verschiedene Arten: Ch. von Ueberladung und Berauschung (Ch. carpulosa), von Würmern (Ch. verminosa), von anomaler Gicht (Ch. arthritica), von unterdrückten Ausschlägen (Ch metastatica), von Giften (Ch toxica). Ch. als verlarvtes Wechselfieber (Ch. intermittens) u. a. Nur uneigentlich wird Windkolik, wenn sie, zum höchsten Grade gelangt, mit einem ungewöhnlichen reichen Abgang von Blähungen begleitet ist, als trockene Ch. (Ch sicca). Epidemisch kommt die Ch. in europäischen Ländern zuweilen zu Ausgang Sommers nach großer Hitze vor. In Nordamerika ist die epidemische Ch. der Kinder, besonders in den ersten beiden Lebensjahren eine verheerende Krankheit. Seit 1817 hat die morgenländische oder indische Ch. vor allen Aufmerksamkeit erregt. Von dem miasmatisch-kontagiösen Charakter dieser Seuche ausgehend — was wohl die von den Meisten angenommene Ansicht ist, ist ihr Ursprung wahrscheinlich in tellurischen und meteorischen, uns derzeit noch verhüllten Ursachen, ihre Weiterverbreitung aber in eben diesen Ursachen, zugleich aber auch in der, durch die Erkrankung Vieler zu gleicher Zeit und an demselben Orte, gesteigerten Ausbildung des Miasma zu suchen. Diese spasmodische (krampfartige) Cholera Indiens entstand 1817 an der nördlichen Küste des bengalischen Meerbusens in den Sunderbunds oder Kanälen, in welche der Ganges vor seiner Mündung sich zerspaltet. Von hier aus verbreitete sich die Seuche nach Osten hin, durch Hinterindien und einen großen Theil der ostindischen Inseln, durch Siam, Cochinchina bis China (1821; gegen Westen hin über Vorderindien und die Inseln des indischen Meeres bis zur Insel Bourbon. 1821 verbreitete sie sich bis nach Schiraz (Hauptst. der pers. Prov. Farsistan; im folg. J. war sie in Tauris, Hauptst. der pers. Prov. Aderbeizghan, und in andern Städten Persiens; 1823 drang sie bis an die westl. Grenze dieses Reichs und zeigte sich hierauf in der türk. Provinz Mossul, auf den Küsten Aegyptens, Syriens und Cyperns; hatte sich also schon damals über einen Flächenraum von 50 Längen- und 60 Breitengraden verbreitet. Allein von 1817—19 raffte sie in Indien über 3 Mill. Menschen weg. Das Uebel ergriff sowohl

starke als schwache Naturen, doch schienen Frauen und Kinder demselben weniger unterworfen zu seyn; auch verbreitete es sich ohne Unterschied über alle Stände und Arbeitsklassen. Die Krankheit offenbarte sich zuerst in den niedrigsten und schmutzigsten Quatieren der Städte, wo die ärmern Volksklassen am dichtesten beisammen wohnen; sie verbreitete sich von Quartier zu Quartier, indem sie jedes Mal erst in dem einen ausstobte, ehe sie in einem andern ausbrach. Am zerstörendsten zeigt sie sich in niedrigen und stark bewohnten Häusern. Zuletzt erschien sie auch an hochliegenden Orten. Sie wurde jederzeit in den Sommermonaten wieder hervorgerufen, nachdem die kältere Jahreszeit ihrem Grassiren Einhalt gethan hatte. Die Dauer der Seuche betrug an demselben Orte nie unter 14 und zuweilen über 30 Tage. Man glaubt, daß ein Zehntel der Bevölkerung durch sie hingerafft worden sey, und nur ausnahmsweise entging ein Angesteckter dem Tode. Seitdem pflanzte sich die Seuche fort bis in Arabien, Kleinasien und die Angrenzungen des kaspischen und des schwarzen Meeres, und von da nach mehrjährigem Stillstande in das südliche asiatische und europäische Rußland; 1831 kam sie nach Mekka, zugleich pflanzte sie sich fort in das ganze östliche Europa, nach Polen, Galizien, Preußen, Schlesien, Ungarn, Oestreich, Pommern, Brandenburg bis über die Elbe ins Hanövrische; im Oktober 1831 von Hamburg nach Sunderland in England. Zugleich hat sie sich plötzlich auf der Ostküste Nordamerika's festgesetzt und scheint dort mit einer Gewalt zu beginnen, die in einem auffallenden Kontraste mit dem schon seit mehreren Wochen andauernden, vergleichungsweise milden Charakter derselben in Berlin und Wien steht. Auch in Aegypten wüthet sie gegenwärtig sehr stark. Wo die Cholera zuerst hinkommt, pflegt sie anfänglich in ihrem ersten Stadium (in tonisch krampfhaften Charakter) aufzutreten: jählings sinken alle Kräfte des damit Befallenen, er kann nicht mehr aufrecht stehen, seine Mienen sind verstört, die Augen eingefallen, das Gesicht bläulich und eiskalt' sowie die Hände, bei Kälte auch des übrigen Körpers; hoffnungslose Muthlosigkeit und Angst, als wolle er ersticken, drückt sich in allen seinen Gebärden aus; halb betäubt und gefühllos, wimmert oder schreit er in hohlem, heiserem Tone, ohne deutlich etwas zu klagen, außer, auf Befragen, Brennen im Magen und Schlunde und Klemmschmerz in den Waden und andern Muskeln; beim Berühren der Herzgrube schreit er auf; er ist ohne Durst, ohne Uebelkeit, ohne Erbrechen oder Durchfall. Wenn der Kranke bis dahin noch nicht starb, so tritt der zweite Zustand (klonisch krampfhaften Charakters) ein: ein unauslöschlicher Durst bei fortwährender und steigender Kälte, Angst und Verminderung aller Sinnen, des Gefühls, Gehörs und Gesichts; es entsteht heftiges Erbrechen milchichten Wassers, und unter lautem Kollern im Bauche, ebenso häufiger Abgang trüber Wässerigkeit durch den Stuhl, auch wohl Zuckungen der Glieder. Höchst günstige Erfolge hatte folgende Behandlungsweise. Zunächst Hoffmännische Tropfen zur Stärkung des Magens und gleich darauf zur Hebung der Diarrhöe zwei bis sechs Tropfen Opiumtinktur (nach Maßgabe des Alters, Geschlechts und der Konstitution des Kranken) auf einen Eßlöffel mit Haberschleim, anhaltende schnelle Bewegung im Zimmer, und wenn der Kranke zu schwach ist, heftige Reibung mit wollenen Tüchern. Indessen erwärme man das Zimmer bis 18 oder 19 Grad Reaumur und bereite so schnell wie möglich ein Dampfbad auf folgende Weise: Man stelle mitten ins Zimmer,

oder wenn man eine Badewanne zur Hand hat, in letztere einen Rohr- oder durchbrochenen Stuhl, setze den Kranken entkleidet darauf, hülle ihn bis an den halben Hals in große wollene lange Decken oder Tücher, die bis zum Boden des Zimmers und über den Rand der Wanne herabhängen müssen, stelle unter den Stuhl ein offenes Gefäß mit zwei bis drei auf dem Herde glühend gemachten Backsteinen (von denen man noch mehrere vorräthig halten muß und sprenge auf letztere fortwährend ein Gemisch von halb Wasser und halb Essig, wodurch die heißen Dämpfe erzeugt werden. Während der Kranke in dem Dampfbade sitzt, gebe man ihm fünf bis sechs Tassen heißen Thee (Hollunder, Lindenblüthe und Pfeffermünze zu gleichen Theilen). Sollte diese ihn noch nicht genug erhitzen, so kann man auch noch einige Tropfen Zimmet und Pfeffermünzenöls auf Zucker geben. Wenn der Kranke 16—20 Minuten in diesen heißen Dämpfen saß und stark transpirirte, so legt man ihn in ein wohl durchwärmtes Bett, dekt ihn recht warm zu, trocknet den Schweiß vorsichtig mit warmen leinenen Tüchern ab und läßt ihn immer noch drei bis vier Tassen von obigem Thee trinken, um den Schweiß zu unterhalten. Sobald man ihn nur jetzt vor neuer Erkältung sichert, so ist alle Gefahr gehoben. Von den Mitteln, die man zur Heilung der Cholera angegeben hat, nennen wir noch das Magisterium Bismuthi (von Dr. Leo empfohlen, dessen Wirksamkeit sich aber weder in Danzig noch in Pesth bestätigte), das Haller'sche Sauer, der Kampfer, das Kajeputöl, der ätzende Salmiakgeist, als Präservativ sowohl als Heilmittel Chlornaphtha oder Chloräther u. s. w. Die wichtigsten allgemein anempfohlenen Präservative, wenn die Krankheit sich nähert, sind vor Allem Ruhe und Furchtlosigkeit, die man durch fortwährend leichte geistige Beschäftigung unterhält, sodann warme Füße und warmer Unterleib, Mäßigkeit beim Essen und Trinken, Vermeidung aller blähender Gemüse, sowie aller schwer verdaulichen und fetten Speisen, desgleichen aller den Magen erkältenden Früchte und Getränke (besonders in nüchternem Zustande), und endlich fortwährende Unterhaltung einer leichten Thätigkeit des Magens. — Die klimatischen Verhältnisse unserer und der westlichern Gegenden von Europa sind völlig verschieden von denen des Strichs, welchen die Seuche bis jetzt zurückgelegt hat. Die herrschenden Winde sind denen in Asien und im östlichen Europa völlig entgegen gesetzt; die Temperatur ist milder, sowohl in Hinsicht des Frostes als der Hitze; statt der schnellen und schroffen Temperaturwechsel zwischen den Jahres- und Tageszeiten, welche in jeder Breite von Asien und selbst noch in Ungarn und Rußland Statt finden, sind es im übrigen Europa sanftere, weniger merkliche Uebergänge von Frost in Wärme und umgekehrt; die Sümpfe, die periodischen Ueberschwemmungen, welche in Persien, in den Grenzländern des schwarzen und kaspischen Meeres, selbst noch im Flußgebiete der Theiß und der Weichsel, in Finnland und in Schweden herrschten, finden sich im mittlern und westlichen Europa nicht mehr; statt der undurchdringlichen sumpfigen Wälder jener Gegenden findet sich hier ein gut angebauter, fester, trockener, fruchtbarer Boden. Rechnen wir hierzu die große Verschiedenheit zwischen der europäischen Bevölkerung einerseits und der mongolischen und malayischen, mohammedanischen und hindu'schen in Asien, in Hinsicht der Lebensweise, der Nahrung, Kleidung, Wohnung, besonders aber der Reinlichkeit: so muß aus allen diesen, Prämissen hinreichender Grund zu der Verwahrung hervorgehen, „daß

das weitere Vordringen der Seuche in Europa gegen Westen, in jedem Fall ihr weiteres Vordringen in demselben Grade der Bösartigkeit, den sie im Osten, namentlich in Asien hatte, noch sehr zweifelhaft sey"; wenn wir auch an dem auffallend mildern Charakter, den sie, im Vergleich mit den Berichten aus Asien und aus Rußland, auf deutschem Grund und Boden angenommen hat, nicht eine Wahrscheinlichkeit weiter für unsere Ansicht hätten. Endlich sind auch noch die Umstände in Rechnung zu bringen, unter welchen die Verbreitung dieser in Ostindien seit Jahrhunderten einheimischen und nun zum ersten Mal nach Europa gekommenen Seuche Statt gefunden hat. Immer waren es Kriege und das durch diese herbeigeführte Elend, wodurch ihre Verbreitung und unstreitig auch ihre bösartige Ausbildung begünstigt oder vielmehr verursacht wurden. Zuerst war es der Mahratten-, später der Birmanen-Krieg in Indien; hierauf der persisch-türkische Krieg in den Ebenen von Syrien und Bagdad, welchem eben die Bösartigkeit der Seuche ein früheres Ende vorzeichnete, als es die kriegführenden Parteien gewollt hatten; hierauf war es, nach mehrjährigem Stillstande der Seuche, der persisch-russische Krieg, der dieselbe nach Südrußland und endlich der russisch-polnische Krieg, der sie nach Moskau, Petersburg, Polen, Preußen, Ungarn und Oestreich gebracht hat. Dürfen wir nun hoffen, daß die Kabinette, wie die Völker, in dem Grade von dem Geist der Weisheit beseelt seyen, um die europäische Welt von jetzt an vor dem Elende des Krieges zu schützen, so dürfen wir auch hoffen, daß dieselbe vor der zweiten Geißel, dieser Seuche, bewahrt bleiben werde.

Choleriker. s. Temperamente.

Choliamb (Choliambos, Skazon), der hinkende Jambe, auch Hipponaktischer Vers genannt, weil sich seiner der Satyriker Hipponax aus Ephesus bediente oder ihn gar erfand, ist ein jambischer Sechsfüßler, dessen letzter Fuß statt des erwarteten Jamben einen Trochäus oder Spondäus hat, wodurch er die hinkende Bewegung erhält, wie z. B. der bekannte Vers:

⏑ — ⏑ — | ⏑ — ⏑ — | ⏑ — — ⏑

Der Choliam | be scheint ein Vers | für Kunstrichter.

Cholula, Stadt in einer reichen Agavegegend des Mexikostaats Puebla, hat 16.000 Einw., einst als Churultucal, eine der vornehmsten Städte der Azteken und eine Vormauer von Mexiko, die 300 Tempel und über 30.000 Ew. zählte. In der Nähe das alte indianische Denkmal, die Pyramide oder das Teocalli von Cholula, 112 Fuß hoch, 1308 Fuß breit und 12.600 QFuß bedeckend.

Chor, 1) (dramat. Kunst) bezeichnet nach der Sprache der Griechen einen Trupp festlicher Sänger oder Tänzer. Als Erfinder desselben nennt die Literärgeschichte den berühmten Dichter Tisias aus Himera in Sicilien, weil er in der lyrischen Poesie zuerst Chöre, Strophen, Gegenstrophen und Epoden anbrachte. Sie entstanden sowohl aus der öffentlichen Feier des Bacchus (s. d.), Askolien genannt, als aus den Privatbelustigungen der jährlichen Weinlese. Wie jene von ihrer ursprünglich fröhlichen Einfachheit zur Wildheit, durch lärmende Aufzüge und üppige Tänze, zur rauschenden Musik und in stürmischen Dithyrambengesang ausarteten, theilten sich die Sänger, der bessern Ordnung wegen, in Chöre. Man dichtete deßhalb für die letztern eigene Lieder, oder

setzte zu den Hymnen Chöre doppelter Art, Dithyramben und lustige Spottgedichte hinzu, deren äußere Form sich dem Drama näherte. Während die Chöre einige Augenblicke ruhten, stellten Einzelne von den hochbegeisterten und lustigen Personen des Volks eine Begebenheit, worin starke Leidenschaft lag, in einer Erzählung und verzierenden mimischen Nachahmung vor. Solche Darstellungen nannte man zuerst ohne Rücksicht, ob der Inhalt ernsthaft oder lustig war, Tragödien (Bocksopfergesänge), weil der besten Vorstellung ein Bock (Tragos) zum Preise gegeben wurde, indem der Bock ein Feind des Weingottes war und den Rebenstöcken schadete. Somit entstand das Trauerspiel und mit ihm der Chor, dem Aeschylos, Sophokles und Euripides eine hohe Bedeutung in ihren Tragödien verliehen. Nach ihnen muß der Chor die Menschen mit dem Schicksale aussöhnen, im Kampfe der Leidenschaft beruhigen, im Elende trösten, und dann, wenn die Helden sich wild und heftig äußern, Weisheit aussprechen. Wenn die Handelnden der Vergangenheit vergessen, muß er an dieselbe erinnern; er blickt auch in die Zukunft, wenn der Mensch bloß mit dem Gegenwärtigen sich befasset; er erinnert an des Lebens Kürze, an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Er bezeugt aber auch den Traurigen Mitleid und den Fröhlichen Mitfreude; sucht Freude und Wohlfart der Bürger und des Vaterlandes zu befördern. Weil der Chor stets auf der Bühne gegenwärtig ist, so begleitet er die Handelnden, ohne in die Handlung selbst einzugreifen, gerade als ob diese dadurch ihre Bedeutung verlöre. Und doch ist der Chor zuweilen die Hauptperson in der Handlung. Die Tragiker wählten, zum Stoff absichtlich Greise, oder wenn sie Weiber wählten, am Liebsten Jungfrauen, entweder weil beider Gemüther zur ruhigen Betrachtung und Aufnahme des Uebersinnlichen mehr geeignet sind, oder es eine alte Sitte gewesen seyn soll, daß die frühesten Chorgesänge von Nymphen und Satyren gesungen wurden. Der Chor zertheilte sich in zwei Hälften, deren jede einen Sprecher hatte; das Ganze wurde vom Chorführer geleitet. Jener hieß Koryphäus, dieser Chorágos. Mischte sich der Chor in den Dialog, so sprachen entweder der Chorágos oder die Koryphäen. Der Gesammtchor sang jedoch die einzelnen Chorgesänge zu den Tönen der Flöte. Der Chor hielt sich, wenn er seine feierlichen Tänze gab, im vertieften Halbkreis des Orchesters auf; wenn er nicht sang, befand er sich auf der Thymele, einer altarähnlichen Erhöhung vorn im Orchester. Von dieser Erhöhung konnte er den handelnden Personen zusehen und durch seine Führer in den Dialog eingreifen. Im Trauerspiele enthielt er 15, im Lustspiele 24 Personen. Die in dem ersteren gesungenen Strophen und Gegenstrophen, Epoden ꝛc. nannte man dithrambische und die des letzteren phallische Gesänge. Die Melodie des Chors war immer einfach, wie sie für solche Personen paßte, die der Chor vorstellen sollte; Begeisterung und Erhabenheit in der Melodie gehörte nicht für ihn. Mit dem Verfalle griechischer Freiheit sank die Tragödie und mit ihr verstummte auch der Chor. Bei der Wiederauflebung der Wissenschaften wurden die Trauerspiele der neuern Völker mit Chören in Verbindung gesetzt. Die ersten span. Trauerspiele, die Nise lastimosa u. Nise laureade, enthalten deren ebenfalls. In den neuesten Zeiten versuchten ihn unter den Franzosen Racine und Voltaire in seinem „Oedip", allein mit wenig Beifall, wieder einzuführen. Auch in England erschien das Trauerspiel in dem „Ferrex and Porrex" mit Chören. Die ital. Trauerspiele findet man selten

ohne dieselben. Namentlich hat in unserer Zeit Manzoni in seinem Trauerspiel „Adelphis" die alten Rechte des Chores wieder geltend gemacht, und er ward durch Schiller (s. dessen Vorrede zur „Braut von Messina") auch auf die deutsche Bühne gebracht. — 2) Chor in der Musik, ein vier- oder mehrstimmiger Gesang, welcher aus männlichen oder weiblichen Stimmen besteht und durch die Pracht und Schönheit seiner volltönenden Melodie entweder reizen, rühren oder erschüttern soll. Er ist zur Vermehrung des Effekts und zur Hervorbringung eines Total-Eindrucks auf die Versammlung in Oratorien und großen Opern vorzüglich an seiner Stelle. Der Ort, wo und auf welche Art der Componist den Chor anbringt, um den beabsichtigten Eindruck nicht zu verfehlen, ist die Sache seiner künstlerischen Genialität. Der Text desselben muß einfach, kurz und allgemein faßlich in einer natürlichen Gedankenreihe dahin fließen. Allzuoft Wiederkehr muß vermieden werden, indem der Zuschauer durch die allzuoft hohe Spannung des Gemüths sein Interesse an der Sache selbst verliert. Am Ende des Oratoriums zeigt sich seine Kraft, indem er das Gemüth aufregt und mit einer wunderthätigen Gewalt wieder besänftigt. Für den Künstler ist die Composition des Chors, wegen des Einklangs der verschiedenartigsten Stimmen, eine schwierige Aufgabe. Den Griechen fehlte der Einklang der Töne untereinander, deßhalb konnten auch ihre in Oktaven abgesungenen Chöre nur durch die Zahl der Stimmen wirken. Während ein solcher griechischer Chor die Besinnung durch seine Stärke übertäubt, spricht der moderne zum Herzen, hinreissend mit unwiderstehlicher Gewalt. — 3) Saiten, womit ein Instrument bezogen ist; man sagt daher: eine Laute hat 5 Chöre, d. i. sie ist mit 5 Saiten bezogen, und spricht man von einem 2- oder 3chörigen Klavier, je nachdem der Hammer 2 oder 3 Saiten auf einmal anschlägt. — Chor heißt auch der obere Theil der Kirche, wo der Hauptaltar steht. Man nennt die katholischen Canonici Chorherren, weil sie dort ihre Sing- und Betstunden halten. — Chorbischof war sonst in den deutschen Domstiftern derjenige Capitular, der die Aufsicht über den Chordienst hat. — Chorgericht, ein Gericht, welches der Bischof und die Chorherren um einen Tisch halten, auf welchem Kerzen flammen, und mitten auf dem Tische ein Reliquienkasten zu stehen pflegt.

Choral, ein einfacher nur aus Haupttönen bestehender, in langsam wogender und etwas feierlicher Bewegung fortgehender Kirchengesang. Pabst Gregor der Große (bl. im 6. Jahrh.) hat ihn zuerst bei dem Kultus eingeführt, daher man ihn auch den Gregorianischen zu nennen pflegt. Ohne durch Nebennoten verziert, cadenzirt oder allzu rhythmisch abgemessen zu seyn, will er durch seinen geregelten Abfall der Sylben und Verse das Gemüth zur Aufnahme von sittlich-religiösen Wahrheiten geeigneter machen. Fern von allem Putz melodischer Verbrämung, ist sein Gang nachdrücklich und kraftvoll, ernst und würdevoll, einfach und hehr; denn nur dadurch kann der Verstand bei seiner Ueberlegung erhalten und die Tiefen des Herzens geöffnet werden, damit Das, was der Kopf gefaßt und in das Herz eingegangen ist, auf das Begehrungsvermögen einfließe und in der adäquaten That sich verwirkliche. In neuerer Zeit haben sich um den Choral besonders verdient gemacht: Bach, Kirnberger, Kittel, Gerber, Doles, Köhnau, Hiller, Rüttinger, Soerensen, Häßler, Vogler, Vierling, Fischer, Ring, Umbreit, Rembt u. m. Andere.

Chorde (Sehne, Math.), jede von zwei Punkten einer Curve begrenzte Gerade die, ohne verlängert zu werden, weiter keinen Punkt mit derselben gemein hat. In krummen, in sich selbst zurückkehrenden Linien (z. B. dem Kreise, der Ellipse) gehören zu jeder Ch. zwei Bogen.

Chordienst (kathol. Relig.). Das ganze Chorofficium besteht, in der gegenwärtigen, nach und nach entstandenen Einrichtung, aus folgenden Abtheilungen: a) das matutinum (die Metten), das eigentliche Morgengebet, welches sonst gewöhnlich um Mitternacht Statt fand, jetzt aber, sonderbar genug, am Abend vorher (anticipando) gehalten zu werden pflegt; b) die laudes, gewöhnlich mit dem matutinum verbunden; c) Prim; d) Terz; e) Sext; f) Non; nach der hebräischen Uhr um die 1., 3., 6., 9. Stunde. Jetzt werden die ersten zwei gewöhnlich bei Tagesanbruch, die letztern in einer spätern Vormittagsstunde verrichtet; g) die Vesper und h) das Completorium bilden die Abendandacht. Der Inhalt dieser Chorübungen begreift in sich: Psalmen, kürzere und längere Abschnitte aus dem A. und N. Testamente, aus den heil. Vätern, Gesänge (cautica), Hymnen, Antiphonen, Versikel, Responsorien, Heiligenlegenden, Capitel und eigentliche Gebete. Dieses Alles ist nach Jahrszeiten, Tagen und Festen genau bestimmt und vorgeschrieben und wird in Kloster-, Kathedral- und Collegiatkirchen wenigstens an größeren Festen in lateinischer Sprache gesungen, von den privatim Betenden aber laut abgebetet (recitirt). Das Buch, worin diese Andachtsübungen enthalten sind, heißt das Brevier (s. d.). Auch in manchen evangelischen Stiftern ist der Chordienst noch aus katholischen Zeiten her geblieben und wird noch jetzt durch Chorgesang zu gewissen Stunden (Horasingen) ausgeübt.

Chordometer (v. gr., Musik), ein Instrument, mit dem man die Stärke der Saiten, um den Bezug eines Saiteninstruments in völlig richtiger Stärke zu erhalten, messen kann. Die besten bestehen aus zwei 6—7 Zoll langen Stückchen Messing, die an einem Ende zusammengeschränkt sind, am andern Ende aber 3—4 Linien auseinander stehen. In die so entstehende Leere befestigt man die Saite und sieht nach auf denselben angebrachten Graden, wie stark sie ist. Andere Chordometer sind mit Löchern von verschiedenen Durchmessern, in die man die Saiten bringt, versehen.

Choregraphie, richtiger Choreographie (von dem Griechischen Choreia und dem Lat. Chorea, der Tanz, abgeleitet), Tanzzeichnungskunst, ist die Kunst, die zu einem Tanze gehörigen Bewegungen auf dem Papier, sowie es für die Musik durch die Noten geschieht bestimmt anzudeuten. Sie ist für die präcise Aufführung des Tanzes nicht unwichtig, steht jedoch mit der Zeichnenkunst in keiner Verbindung, da sie keine Körperformen bildet und auf Schönheit bei der Vorzeichnung der Bewegung keine Rücksicht zu nehmen braucht. Ist die Tanzkunst ihrem Zweck nach die Darstellung der Aesthetisch-wohlgefälligen durch beliebige Bewegung des ganzen Körpers, damit der Tanz selbst etwas Schönes oder ein Objekt der Geschmackslust auch für den bloßen Zuschauer werde; so müssen zu dem Ende nicht nur alle Bewegungen des Körpers so beschaffen seyn, daß sie mit Wohlgefallen von dem Auge wahrgenommen werden können, sondern sie müssen auch zusammengenommen ein schönes, in allen seinen Theilen harmonisches Ganze bilden. Die Linien, in welchen sich der Körper bewegt, die verschiedenen Stellungen (Positionen), welche

er dabei durchlaufen, sowie, wenn mehrere Personen zusammen tanzen die verschiedenen Gruppen, welche sie durch ihre sich in einander schlingenden Bewegungen bilden sollen, beschreibt in ihren Zeichnungen die Choreographie, in dem sie Mannigfaltigkeit nach einer gewissen Symmetrie abmißt, damit Einheit in diese Mannigfaltigkeit komme nicht ein bloßes Gewirre von Bewegungen entstehe. Sowie der Tag kein prosaischer, sondern ein poetischer, in rhythmischer Bewegung bestehender Gang oder Lauf seyn soll, und, wie Succession der Töne im Gedichte, einen, dem musikalischen Takt analogen, Fortschritt, und die Tanzkunst bei der Ausübung den Beitritt der Musik fordert, so gibt die Choreographie auch die Zeit der Bewegungen an, innerhalb welcher man einen Weg bis zu gewissen Takten zurückgelegt haben muß. Thoinet Arbeau erfand die Choreographie, nannte sie aber Orchesographie, unter welchem Namen er 1588 ein Werk herausgab; le Feuillet, ein pariser Tanzmeister, gab ihr den jetzigen Namen; sein Werk erschien, 2. Ausg., Paris 1701, übersetzt in Taubert's „Vollkommenem Tanzmeister" (Leipz. 1709)

Choriambus (gr.), ein viersylbiger Versfuß, der aus einem Trochäus und Jambus zusammengesetzt ist, also — ⏑ ⏑ —, z. B. Schwanengesang. Auch ein Tonstück von 4 Noten, von denen die 1. und 4. lang (z. B. Achtel), und die 2. und 3. kurz (z. B. Sechszehntheile) sind, nennt man Choriambus.

Chorley, Marktfl. in der engl. Grafsch. Lancaster, am Ursprung des Chor, und in der Nähe der Lancaster-, Leeds- und Liverpool-Canäle; hat 1275 H. und 7350 Einw. Die Kirche ist von altsächsischer Bauart und ihre Mauern sind mit mehreren Figuren und Hieroglyphen geziert. Auch sind hier mehrere Bethäuser für Dissenters, 1 latein. Schule, 1 Armenhaus, 6 Spitäler und mehrere Sontagsschulen, und 1 Gefängniß. Die Einwohner treiben lebhaftes Baumwollengewerbe. In der Nähe sind Steinkohlen- Blei- und Alaungruben.

Chorographie (v. gr.), Beschreibung (auch Zeichnung) einer Landschaft, Gegend und deren größern Theile; dagegen Topographie Beschreibung der einzelnen Orte. Chorographische Charten, Charten von ganzen Distrikten, so sind z. B. Die Departementscharten Frankreichs, der preuß. Regierungsbezirke ꝛc. chorographische Charten.

Chorolithen (Chorolithi, Mineral.), Fossilien mit Dendriten-Zeichnungen, wenn solche zufällig ganze Gegenden darstellen.

Chorton (Musik), die besonders bei Orgeln gewöhnliche Stimmung, welche einen Ton, zuweilen bei sehr alten Orgeln auch eine kleine Terz, höher als der Kammerton steht, zu Gegensatz von diesem so genannt. Ehedem waren alle Instrumente nach dem Chorton gestimmt, und erst als man anfing, auch außer den Kirchen, in den Zimmern der Großen, Musik aufzuführen, fand man in diesen die Musik zu hoch und erniedrigte sie bis zum Kammerton. Jetzt fing man an, auch die Orgeln in Kammerton gestimmt zu bauen, was jedoch einiges Zinn mehr kostet. Wenn die Orgeln noch im Chorton stehn, so muß, da die Blasinstrumente im Kammerton stehen, entweder der Organist einen Ton tiefer spielen, oder sein Notenblatt muß eigens für ihn transponirt werden.

Choschotei, Schuchunor, der südöstl. Theil der Kalmückei, zwischen der kleinen Bucharei, Tibet und China, ein sehr gebirgiges und Steppenland, wo ein großer Theil der Sandwüste Gobi. Hier entspringt der Hoangho; auch ist hier der blaue See (Kokonor oder Hohonor). Rha-

barber ist das Hauptprodukt. Die Choschoten, chinesisch Sifan oder Tusan, einer der 3 Hauptstämme der Kalmücken, zählen an 50,000 streitbare Männer, und leben meistens unter chinesischer, zum Theil unter russ. Oberherrschaft. Aus den gelben Sifan wird der Dalai Lama genommen.

Chotusitz, ein Marktflecken im böhmischen Kreise Chaslau, mit 120 Häusern, links der obern Elbe. Hier schlugen 33,000 Preußen unter Friedrich II 40,000 Oestreicher unter Herzog Karl von Lothringen am 12. Mai 1742. Die Preußen lagen in und bei Chotusitz; die Oestreicher in und bei Chaslau. Der Herzog von Lothringen wollte die Preußen überfallen, verschob aber den Angriff so lange, bis er sie in Schlachtordnung antraf. Die Preußen wankten anfangs; aber während östr. Reiter das preuß. Lager plünderten und das schnelle Gewehrfeuer der Preußen den linken östr. Flügel in Unordnung brachte, ließ Friedrich den rechten Flügel vorrücken, veränderte mit großer Fertigkeit die Richtung seiner Linie und griff die Oestreicher von der Seite an. Dieß entschied den Sieg. Der Oestreicher Verlust betrug über 7000 Todte, Verwundete und Gefangene, 18 Kanonen u. a. Trophäen; die Preußen zählten bei 6200 Todte und Verwundete. Friedrich der Große endete mit dieser Schlacht den ersten schles. Krieg durch den breslauer Frieden (11. Juni 1742), welcher ihm den ruhigen Besitz des von Oestreich eroberten Schlesien einräumte.

Chouans, die Anführer, welche die französisch-republikanischen Heere an beiden Seiten der Loire bekämpften, besonders die königlich gesinnten Bewohner der Departements am rechten Ufer der Loire, welche das ehemalige Bretagne, Anjou und Maine bilden. Ihr Name wird von Einigen von den Söhnen eines Schmidts abgeleitet, die in jenen Gegenden zuerst die Fackel des Bürgerkriegs angezündet haben sollen; Andere suchen den Grund an der fehlerhaften Aussprache des franz. Wortes Chathuant (Rachteule), da eine Gesellschaft von Schleichhändlern, die vor der Revolution heimlich Salz aus der Bretagne in die benachbarten Provinzen einführten, sich an den nachgeahmten Tönen der Rachteule erkannten und einander zu Hülfe eilten, wenn eins ihrer Mitglieder einem Spion der ehemaligen Generalpächter in die Hände gefallen war. Da die Revolution ihr Gewerb überflüssig machte, und sie an ein herumstreifendes Leben gewohnt waren, so wurden sie besonders durch die Lage des Landes begünstigte Räuber, da Waldungen, mit hohen Hecken verzäunte Felder, Hohlwege und breite, sich überall durchkreuzende Kanäle den Marsch einer organisirten Armee hinderten und sie zwangen, in kleinern Abtheilungen zu fechten. Erst dem General Hoche gelang es, diese Räubereien zu beendigen. Mehrere Chouanschefs wurden nach Ludwigs XVIII Rückkehr für ihre einst bewiesene Anhänglichkeit an die Bourbonen ehrenvoll ausgezeichnet. Daß unnöthige Grausamkeiten in jenem Bürgerkriege sehr häufig waren, ist bekannt, da in allen solchen Kriegen die Menschlichkeit verschwindet, der Parteiname allein tugendhaft und der Gegner jedes Lasters fähig scheint. — Seit der Julirevolution 1830 haben sich in jenen Gegenden wieder Chouans-Banden gebildet, welche zu Gunsten des vertriebenen Karl X. wirken, von der Regierung noch nicht ganz unterdrückt worden sind.

Chrestomathie (v. gr.) 1) Excerpte, Collectaneen aus einem Schriftsteller, besonders einem Prosaisten (Anthologie mehr aus einem Dichter,

gesammelt, worin das Brauchbarste ausgezogen ward. In neuerer Zeit besonders Name einer die Einübung einer Sprache beabsichtigenden Sammlung von verschiedenen zweckmäßigen Stellen mehrerer Schriftsteller.

Chrie (gr.), eine Aufsatzübung, bei der ein Satz, Denk- oder Sittenspruch, auch eine Geschichte oder Fabel zum Grunde gelegt und schulgerecht ausgeführt wird. Die gewöhnlichen Theile sind: der Satz, die Begründung, die Erläuterung (durch das Gegentheil, durch ein Gleichniß, ein Beispiel und ein Zeugniß) und der Schluß. Die Chrien sind eine gute Uebung für angehende Stylisten.

Chrisam (Chrisma, gr.), das heilige Salböl, welches am grünen Donnerstag von einem Bischof bereitet und bei der Taufe, Firmelung, Priesterweihe und letzten Oelung gebraucht wird.

Christ (Johann Friedrich), ein vielseitig gebildeter Gelehrter, war zu Koburg 1701 geboren. Nachdem er auf seinen Reisen durch Deutschland, Holland, England und Italien seine Kenntnisse ungemein bereichert hatte, ward er zu Leipzig Professor der Dichtkunst, wo er auch 1756 starb. Mit großem Scharfsinn verband er eine Gelehrsamkeit von seltener Tiefe und ungemeiner Mannigfaltigkeit. Etwas aus den tiefsten Quellen zu ergründen, verborgene und bisher unbenutzte Quellen aufzufinden oder doch auf eine neue Art zu benutzen, gelang ihm trefflich, und dabei zeichnete jede seiner Forschungen Gründlichkeit, Umsicht und Schärfe aus. Aber eine individuelle, nicht immer von Geschmack zeugende Paradoxiensucht war es, die ihm die klare und Jedermann ansprechende und überzeugende Darstellung der gefundenen Resultate selten gelingen ließ. In der Entwickelung und Darlegung seiner Ideen, ohne Rücksicht auf das allgemein Uebliche und allen Lesern Einleuchtende, immer nur dem Gange seiner Ideenreihe folgend, wird er oft dunkel, ohne es zu wollen. Dessen ungeachtet sind seine Schriften des achtsamsten Studiums werth und belohnen die Mühe, welch man bisweilen auf sie zu wenden genöthigt ist, reichlich. Unter seinen nachgelassenen Schriften sind es folgende, wodurch er sich bei der Nachwelt ein bleibendes Verdienst gestiftet hat: „Notae academicae" (Halle 1727, 8. 4 Stücke), seine tiefen Forschungen über die Geschichte der Longobarden (1728—1730), seine Biographie und Apologie Machiavells (1731), seine zu völlig neuen Resultaten führenden Untersuchungen über die murrhinischen Gefäße der Alten (1743), seine Forschungen über die Unechtheit der Fabeln des Phädrus (1746 — 1748), sein für jene Zeit einziges Werk über die Monogrammen der Maler und Kupferstecher (Leipz. 1747, 8.), durch welches er das Studium der Kunstgeschichte in Deutschland zuerst weckte, seinen Text zu den beiden ersten tausenden der Lippert'schen Daktyliothek (Leipz. 1748, 4.). Zugleich gebührt ihm der Ruhm, der Schöpfer der eigentlichen Archäologie in Deutschland gewesen zu seyn, zu deren Verbreitung er sowohl durch Schriften, als auch durch akademische Vorlesungen (herausgegeben von Zenne, Leipzig 1776, 8.) wirkte. Auch hatte er zu mehreren seiner Schriften die Kupfer selbst radirt.

Christ (Johann Ludwig), geb. 1739 zu Oehringen, starb als Oberpfarrer zu Kronberg an der Höhe 1813. Er legte eine treffliche Baumschule zu Kronberg an und war einer unserer thätigsten pomologischen Schriftsteller. Geschätzt werden besonders sein „Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre", sein „Bienenkatechismus" und seine „Vollständige Pomologie". Auch über die Mastung des Rindviehes gab er man-

chen noch jetzt brauchbaren Rath. Ein Hauptvorzug seiner praktischen Tendenz war, den Gartenfreunden und den Besitzern kleiner Garten- und Landstellen zu zeigen, wie sie nützlicher und auf eine für sie zugleich angenehme Art auf dem Lande ihre Zeit anwenden, und ihr kleines Eigenthum verschönern, verbessern und höher als bisweilen nutzen könnten.

Christ (Jos. Anton), Schauspieler, geb. in Wien 1744, studirte bei den Jesuiten, und machte nachher als Husar einen Theil des siebenjährigen Krieges mit. Nach dem Kriege trat er in Civildienste, heirathete heimlich ein Fräulein Pieroto de Costa, ging mit ihr nach Salzburg und trat hier unter fremdem Namen in die Ilgner'sche Truppe. Er stand späterhin bei den Theatern in Klagenfurt (wo er sich zum Tänzer ausbildete, in Wien, Prag, Braunschweig und (1744, unter dem alten Döbbelin) in Dresden. Als Seiler an Döbbelin's Stelle trat, sah dieser sich von der ganzen Truppe verlassen. Nur Christ folgte ihm nach Berlin, ging jedoch 1778 zu Schröder und 1779 zu Bondini nach Dresden. Bessere Verhältnisse bewogen ihn, einem Rufe nach Petersburg zu folgen. Da er aber auf die Dauer nicht gefiel, ging er bald nach Riga, wo er seine Frau verlor und sich mit der Witwe Blanck verheirathete. Aus dieser Ehe entsprang die verehelichte Frau Schirmer, eine der Zierden des k. sächsischen Hoftheaters. Nach 5jährigen Aufenthalt in Riga ging Christ nach Mainz, und kehrte 1793 zum dritten Male nach Dresden zu Franz Seconda zurück, wo er, von allen Freunden der Kunst geachtet, sein 50jähriges Jubiläum feierte und 1824 starb. Christ's musterhafter Anstand, sein tiefes Gefühl, seine Kenntniß der Bühne, die künstlerische Berechnung des Zuviel und Zuwenig in allen seinen Leistungen und überhaupt jenes Gediegene, das die Schauspielern aus der alten Schule (von Seiler, Eckhof und Schröder) auszeichnet, weisen ihm einen hohen Rang unter den ersten deutschen Schauspielern an. Er hat mehrere Rolle, wie es die Franzosen nennen, geschaffen; unter diesen mag Riccaut in Lessing's „Minna von Barnhelm" wohl die bedeutendste gewesen seyn.

Christenthum. Dieses kostbarste Geschenk, welches vom Himmel ausgehen und die Erde empfangen konnte, ist subjektiv, ein auf der reinsten Erkenntniß von Gott und den göttlichen Dingen und auf den reinsten religiösen und sittlichen Gesinnungen beruhendes Leben; objektiv, der Inbegriff aller der, von der Heilslehre Christi in's Völkerleben übergegangenen und mit ihr in Verbindung stehenden Lehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen. Die Grundzüge desselben sind folgende: a) der Glaube an Einen Gott, in dreifacher Beziehung gedacht als Vater, Sohn und Geist; b) Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit oder durch thätige Liebe gegen Gott und alle Menschen; c) der Glaube an das Ideal der Menschheit in der höchsten Person seines Stifters, des Gottmenschen Jesu Christi, als eines freiwilligen Opfers zum Besten des menschlichen Geschlechtes oder als eines Weltheilandes für Zeit und Ewigkeit. Wegen seiner Zusammenstimmung mit den Forderungen der Vernunft sowohl, als mit den Bedürfnissen des menschlichen Herzens, muß das Christenthum jedem unbefangenen Denker, als die gotteswürdigste unter allen, auf eine Offenbarung gegründeten, Religionen erscheinen. Seine Göttlichkeit beruht a) auf dem Adel der Gesinnungen und des unbefleckten Lebens Jesu; b) auf der Wirksamkeit seiner lehrreichen Aussprüche für die Entwickelung unsrer sittlich-religiösen Ideen; c) auf der

vollkommenen Uebereinstimmung der religiösen Wahrheiten mit denen, die sich uns in der entwickelten Vernunft kund thun; d) auf die Befriedigung, die wir in sittlicher Hinsicht erfahren, wenn wir seinen Wahrheiten Einfluß auf unser Herz gestatten; und e) auf dem großen Plane, der mit so hoher Weisheit in ihm für die gesammte Menschheit liegt. Obschon das Christenthum durch das Judenthum merkwürdig, durch die ununterbrochen fortlaufende Prophezeihung der Propheten von einem Messias oder Erlöser des menschlichen Geschlechts seit Jahrhunderten vorbereitet war, und diese Idee beim Erscheinen des Gottmenschen nicht so wirkte, wie sie sollte, so kam dagegen seiner Ausbreitung wieder vieles Andere zu statten, und die göttliche Weisheit ließ es sich mitten unter politischen Stürmen und innern Reibungen so fest ausbilden, daß eine Zerstörung desselben nicht mehr möglich ist.

Ursachen der schnellen Ausbreitung des Christenthums. Seitdem Alexander d. Gr. Alles im Orient vermischt, hatten die Religionen der alten Welt, der Monotheismus der Juden, wie der Polytheismus der Griechen und Römer, allmählig mehr und mehr an ihrer fesselnden Kraft verloren, allerwärts, namentlich in Judäa, Griechenland und Italien, sich theologische und philosophische Sekten gebildet. Wenn die Kasten der Pharisäer neben dem mosaischen Gesetze (der Thora), noch ein anderes (die Kabbala) annahmen, das sich von Moses bis Esra durch mündliche Ueberlieferung erhalten haben sollte, und in der ängstlichen Beobachtung der Form das Wesen suchten; die Sadducäer hingegen die pharisäische Lehre vom Fatum und der Unsterblichkeit verwarfen und die Essäer ein stilles beschauliches Leben führten: so legten sie alle an den Tag, daß ihr, mit seinen Gliedern entzweiter Körper, sich nach einer höhern Weihe sehne. Der Polytheismus der Griechen und Römer hatte nicht geringere Erschütterungen erlitten. Der Gott zu Delphi, im Mittelpunkte aller griechischen Staaten, der sonst zur Nation in den begeistertsten, wohlklingendsten Versen gesprochen, fing mit Philipp an, zu philippisiren, sprach seit Alexander in schlichter Prosa, und verstummte endlich mit dem Verlust der Freiheit. Von einem griechischen Volke, einer Nation, einem Nationalglauben war nicht mehr die Rede, und das römische war noch gar nicht einmal bis zu einer gewissen Superstition gekommen. Und wie hätte Rom unter den Imperatoren noch eine heilige Scheu vor den Göttern und unbekannten Gewalten haben sollen, wo das Laster oft buchstäblich nach dem Tode verklärt ward? Wo die Art und Weise, wie die Imperatoren unter die Götter versetzt werden sollten, förmlich vorgeschrieben war? Wie natürlich war es, daß sich das Volk an alle fremde Götter hing, welche die siegreichen Kaiser aus so vielen Ländern um das Capitol versammelten. Man diente dem olympischen Zeus, wie dem ägyptischen Serapis; der griechischen Aphrodite, wie der syrischen Astarte. Ebenso zerstörend war das Verderbniß unter den höhern und gebildeten Ständen, von denen sich nur der Pöbel durch seine bestiale Sittenlosigkeit und Irreliosität unterschied. Hierzu kamen die erwachenden Naturwissenschaften, die, weit entfernt, den früheren Glauben zu befestigen, nur eine recht dauerhafte Grundlage für die Zweifelsucht abgaben. Schwärmte die Platonisch-Pythagorische Schschule von einem Tugendideale in erhabenen Bildern zum andern; lehrten die Schüler des Epikur, die Freuden der Welt auf eine möglichst liebliche und erfindsame

Weise zu genießen; und die kalte stoische Lehre, welche retten wollte, was die Epikuräer zerstörten, war zwar vortrefflich für eine römische Republik, aber unter Imperatoren der Selbstsucht günstig und in entscheidenden Zeiten zu arm an Reizen für die größere Masse. Alle diese Sekten untergruben den Religionsglauben durch ihren Indifferentismus. Was nun auf diesen Wegen nicht mit Gründen unbegrenzter Zweifelsucht systematisch untergraben wurde, das stürzte der Spott vollends zu Boden. Lucian ließ mit freche Witze den ganzen Götterhimmel in der erbärmlichsten Nichtigkeit erscheinen, um Gelächter zu erregen, und Seneca schrieb ernst und feierlich, daß weder Irion sein Rad, noch Sisyphus sein Felsstück wälze, und daß Keiner so sehr Kind, an den Cerberus und an die Finsterniß des Tartarus oder an die umgehenden Schatten der Verstorbenen glauben solle. Die Kunstgriffe und Laster der Priester der syrischen Göttin beschrieb Apulejus in seinen „Verwandlungen" mit dem größten Humor, und so oft Tertullian oder Lactantius die Gebrechen und Auswüchse des Heidenthums schildern wollten, durften sie nur die rednerischen Stellen eines Cicero oder die witzigen eines Lucian abschreiben. Wenn so der Geist, der in dem römischen Reiche wohnte, sich durch sich selbst zerstört hatte, so war währenddem der große Körper desselben für eine neue Weihe durch den Geist zubereitet worden: denn noch nie hatte eine so ausgebreitete, sichere und leichte Verbindung zwischen dreien Welttheilen Statt gefunden, als zu den Zeiten des aufblühenden Evangeliums, und die römischen Eroberungen schienen nur für dieses gemacht zu seyn, damit auf den bequemen Heerstraßen, die die Herrn der Welt für die rohen Soldaten ihre Legionen angelegt hatten, in der Folge die Missionarien von Damaskus bis Korinth, von Rom bis Spanien und Britannien, sicher und ungehindert ziehen konnten. So war die moralische und politische Lage der damaligen Welt beschaffen, als im dreißigsten Jahre nach jener Schlacht bei Actium, zu Bethlehem in Galiläa, in König Davids Vaterstadt, von Marien, Jesus Christus geboren wurde. Die innere Vortrefflichkeit und allgemeine Anwendbarkeit seiner Heilslehre auf alle Länder und Verfassungen; die überzeugende Klarheit, mit welcher sie vorgetragen wurde, vor Allem aber die regelnde Vorsicht, der fleckenlose Wandel und bittere Tod ihres Urhebers, mußte dem neuen Evangelium ein reißend schnelles Wachsthum geben, das, wenn auch Anfangs nicht so sichtbar und glänzend, doch in seiner Stille um desto sicherer fortging und immer siegreicher ward. Wodurch aber die Fortschritte des Evangeliums auf eine nie gesehene Weise zunächst beschleunigt wurden, sind folgende fünf Ursachen, an welche sich die Geschichte seiner Ausbreitung reiht. 1) So unbiegsam und intolerant der Eifer der ersten Christen auch war, so war er doch nicht so eng und ungesellig, als der Mosaische. Das Judenthum war im Ganzen nur für ein Volk geeignet, das sich in seinen politischen Verhältnissen nicht erobernd, sondern nur vertheidigend erhalten sollte. Es war nur für ein besonderes Land berechnet, daher auch die Juden von Anbegin jeden andern Glauben mit einem fast barbarischen Eifer verabscheuten. (Vergleiche den Artikel Juden). An strengen Forderungen und Geboten gab ihm das Christenthum Nichts nach; aber der freiere, mildere Geist, der aus ihm wehte, paßte auf alle Stände und Verhältnisse des Lebens, auf alle Himmelsstriche; ja, auf alle künftige Zeiten. Es war eine

Appellation an den gesunden Menschenverstand, eine Zurückweisung auf den Gott in unserer Brust. 2) Eine zweite Ursache seiner Ausbreitung war die Lehre vom ewigen Leben. Alles, was nur Griechen und Römer über die Unsterblichkeit der Seele gedacht, erkannt und geschwärmt, war unsicher, irrig und schwankend. Ihre Mythologie war ohne feste Beweise, das Gemälde von der Unterwelt zu phantastisch, und die Lehre vom ewigen Leben nichts weniger als ein Hauptstück ihres Glaubens. Unter den Juden glaubten die Pharisäer daran, die Sadducäer bestritten ihn, und das Volk wogte zwischen den Zweifeln und Kämpfen zweier widersprechenden Meinungen ungewiß hin und her. So wie Jesus von der Unsterblichkeit gesprochen, so allgemein faßlich war es vor ihm nie geschehen. Er selbst stand ja nach dreien Tagen wieder auf vom Tode, und machte jeden möglichen Zweifel zu nichte. Mit tausend Stimmen schien seine Lehre von dem begeisterten Munde seiner Jünger, Schüler und Apostel wiederzuhallen — und die Menschen glaubten. Zwei Dinge vor Allem waffneten diesen Glauben mit eiserner Rüstung: der Glaube an der Welt Ende und der an das tausendjährige Reich (s. Chiliasmus) 3) Diesen Glauben erhöhten die Wunder der ersten christlichen Gemeinden. Unter Wundern war der Heiland seiner treuen Schar entrückt, wundervoll war gleich in den ersten Tagen nach seiner irdisch vollendeten Laufbahn der heilige Geist über seine Jünger ausgegossen worden, und die Männer, welche zuvor außer ihrem geringen Erwerbe Nichts gekonnt und Nichts gewußt, sprachen begeistert in fremden Zungen, hatten glänzende Erscheinungen, geheimnißvolle Gesichte, und fühlten sich im Besitze prophetischer Gaben. Sie befreieten die Körper von quälenden Geistern, oder natürlichem Weh, und ließen Todte aus den Gräbern hervorgehen. 4) Die reine und strenge Sittlichkeit der ersten Christen verklärte das Evangelium und seinen göttlichen Urheber auf das Würdigste. Aufrichtige, freiwillige Reue über begangene Sünden, Selbstzerknirschung, in welcher sie es zu einer beispiellosen Höhe brachten, und das unablässige Bestreben, ihrer Lehre Achtung zu verschaffen, machte sie sittlich schön. Armuth und Unwissenheit waren Hüter ihrer Tugend, ihrer Keuschheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit, die man bei den Zeitgenossen vergeblich suchte. Viele strömten ihnen zu, die Verbrecher gewesen waren, weil sie zur ersten Weihe Nichts bedurften, als herzliche Bereuung ihres bisherigen Lebenswandels. Selbst Fehler und Irrthümer suchten sie aus einer mildern Quelle herzuleiten und mit sanfter Belehrung zu bessern. 5) Eine fünfte Ursache der schnellen Ausbreitung des Christenthums war die Form der Gemeinden, die Kraft ihrer Zucht einen immer unabhängigeren Staat im Herzen des röm. Reichs bildeten. (Vgl. Urchristenthum). Die Schüler der Apostel setzten das große begonnene Werk mit Eifer fort. Justin der Märtyrer, Irenäus und Tertuckian, Kirchenlehrer des 2. Jahrh., berichten, daß zu ihren Zeiten das Christenthum schon im ganzen röm. Reiche sey ausgebreitet gewesen. Pantänus von Alexandrien predigte um diese Zeit das Evangelium in Indien; fanden aber daselbst schon Christen, welche, nach ihrer Aussage, das Christenthum durch Bartholomäus erhalten hatten. Nach Frankreich kamen in diesem Jahrh. Photinus und Irenäus aus Asien, welche zu Vienne, Lyon und den umliegenden Gegenden Gemeinden anlegten, an welchem letztern Orte Photinus und nach ihm Irenäus Bischöfe waren. In Deutschland drang das Christenthum zuerst in diejenigen Theile ein, welche von den Römern er-

obert und cultivirt waren und zum Theil zu Gallien gerechnet wurden. Hier erhoben sich zuerst die Bischofssitze, Trier, Köln und Mainz. Man hat sie bis zu den apostolischen Zeiten hinaufführen wollen, was aber keinen Vertheidiger mehr findet. Im 2. Jahrh. bestand aber schon Christenthum in Deutschland, was daraus unzweideutig hervorgeht, daß Irenäus und Tertullian sich auf den Glauben der deutschen Kirchen berufen. Im 3. Jahrh. war das Christenthum schon vollkommen ausgebreitet in dem röm. Deutschland, und die Verbindung der gallischen und deutschen Kirchen mit dem Bischof von Rom, als Oberhaupt der Kirche, läßt sich schon für jene Zeit nicht bestreiten, wie aus der Uebersendung der Lyoner Concilbeschlüsse und aus der Absetzung des Marcian hervorgeht. Origenes bekehrte im 3. Jahrh. einen arabischen Stamm zum Christenthum, welches sich auch unter die Gothen in Mösien und Thracien, und zwar hauptsächlich durch die gefangenen Christen verpflanzte. Schon im 2. Jahrh. ward im röm. Britanien das Christenthum verkündet und im 3. nach Schottland gebracht. Die eigentliche Kraft des göttl. Worts, das damit verbundene heilige Leben der ersten Lehrer, ihre Standhaftigkeit in den so häufigen und harten Verfolgungen, und die Wunder, welche in dem apostolischen Zeitalter die Verbreitung des Christenthums so häufig, selbst noch bis ins 2. und 3. Jahrh. nicht selten begleiteten, waren die vorzüglichsten Ursachen, warum dem Christenthum in der Folge auch bei den rohesten Völkern der Eingang verschafft wurde. Zu Anfang des 4. Jahrh. erklärte sich Kaiser Konstantin der Große für dasselbe und erhob dadurch die christliche Religion zur herrschenden in seinen weitschichtigen römischen Staaten; und so erlosch in kurzer Zeit das Heidenthum gänzlich. Durch diese, für die christliche Religion so wichtige Begebenheit gewann Alles eine andere Gestalt. Die Verfolgungen hörten auf und ansehnliche Tempel erhoben sich überall, in welchen das Lob Gottes erschallen durfte. Vergebens machte späterhin Julian einen Versuch, das Heidenthum wiedereinzuführen. In eben diesem Jahrh. erhielt Armenien durch Gregorius mit dem Beinamen Illuminator, und durch Frumentius Abyssinien oder Aethiopien die christliche Religion; ebenso fand sie Eingang bei den Gothen. Im 5. Jahrh. wurde das abendländische Kaiserthum von vielen barbarischen, meistens deutschen Völkern überschwemmt, verwüstet und endlich zerstört. Auch diese Völker nahmen nach und nach ebenfalls das Christenthum an. In Spanien bekannten sich die Sueven, Alanen, Vandalen, die bald hernach nach Afrika zogen, ebenso die Westgothen; in Frankreich aber die Burgunder und nachher auch die Franken zum Christenthum. Durch die Bemühung der Päpste zu Rom erhielt Irland das Christenthum, wo sich vorzüglich Patricius um die Ausbreitung desselben verdienstlich machte. Auch bekannten sich damals viele Juden auf Kreta zum Christenthum, nachdem sie abermals durch einen falschen Messias waren betrogen worden. Im 6. Jahrh. wurden einige kleine Völker am Pontus Eurinus und am Kaukasus zum Christenthum bekehrt, und in England und Schottland wurde es durch Augustin (s. d.) u. A. ausgebreitet. Im 7. Jahrh. aber nahm ganz England, Irland und Schottland den christlichen Glauben an; selbst nach China gelangte jetzt der erste Strahl desselben. Von England aus gingen Missionarien nach Deutschland und den angrenzenden Ländern. Gallus und Columbanus kamen als Missionaire nach Deutschland und bekehrten in Schwaben und Baiern Viele zum Christenthum. Ru-

pert, erster Bischof von Juvanien (in Salzburg), vollendete die Bekehrung in Baiern und bei den benachbarten Volksstämmen. Willibrod, erster Bischof von Utrecht, bekehrte die Friesen, Bataver und Angelsachsen. Im 8. Jahrh. bekehrte Kilian das östliche Franken; Egbert, Suibert, Bonifaz und seine Gehülfen bekehrten fast das ganze übrige Deutschland. Karl der Große bekehrte gewaltsam die Sachsen. Das Christenthum war Bedingung der Kultur, und keine Eroberung konnte dauerhaft seyn, ehe die Bewohner durch das Christenthum in den immer größer werdenden Familienverband des fränkischen Reichs getreten waren. Im 8. Jahrh. verkündete Angarius (s. d.), ein Mönch aus Corvei, in Jütland, Dänemark und Schweden segenvoll das Evangelium; auch um diese Zeit ward in Böhmen und Mähren die christliche Religion allgemeiner, ebenso in Dalmatien, Rußland und in and. slawischen Ländern. Im 10. Jahrh. nahmen die Normänner in Frankreich, sowie die Dänen und Norweger, das Christenthum an. Auch die Wenden wurden damals größtentheils für die christliche Religion gewonnen. Im 11. Jahrh. ward allenthalben daran gearbeitet, die Religion bei den Neubekehrten mehr zu begründen. — Wie überhaupt jede Nation in der Art der Annahme und dem Gebrauch des Christenthums ihren besondern Charakter gezeigt, — so der Aegypter, den ein angestammter Tiefsinn und Schwermuth als Einsiedler in rauhe Wüsten führte; so die Griechen die ihren dialektischen Scharfsinn in die Religion übertrugen; so die Römer, die, mit ihrem auf das Praktische gerichteten Sinne, die für die Geheimnisse des Christenthums wesentliche Gebräuche zu einem würdigen Ganzen auch für das Aeußere auf das Schönste zu ordnen, und, wie jede Gesellschaft bestimmte Gesetze erheischt, so dergleichen nothwendige Lebensregeln für die größern und kleinern kirchlichen und christlichen Vereine mit Einsicht zu entwerfen wußten, — so haben die Deutschen für den christlichen Glauben, nachdem sie ihn einmal angenommen, erstens gegen die fanatischen Feinde desselben als gute Ritter gekämpft, sodann aber das Christenthum nicht als eine abgesonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, sondern in vollem herzlichen Gefühl des unschätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch das ganze häusliche und öffentliche Leben christlich eingerichtet und auf die Kirche bezogen und gegründet. — Im 12 Jahrh. hoben die Kreuzzüge (s. d.) an. In wie fern diese Einfluß auf das Christenthum hatten, kann hier nicht entwickelt werden. Im 13. Jahrh. schickten die Päpste Geistliche unter die Tataren. Die Preußen wurden ebenfalls bekehrt durch die deutschen Ordensritter. Im 14. Jahrh. wurde durch päbstl. Missionarien das Christenthum in China geprediget. Zu Ende des 15. Jahrh. wurde durch die Entdeckung Ostindiens u. Amerikas auch in die neue Welt das Evangelium gebracht. Im 16. Jahrh, konnte für die fernere Ausbreitung des Christenthums wenig mehr geschehen, weil die Kirchenrevolution den Fortgang hemmte. Ueber Das, was in den neuern Zeiten für die Ausbreitung des Christenthums geschehen ist und geschieht, s. Missionen und Jesuiten.

Einfluß des Christenthums auf Staat, Kunst und Menschenleben. Zwei Dinge sind's vor Allen, welche die christlichen Staaten vor dem ganzen heidnischen Alterthume voraus haben und welche im Wesentlichen ihre Existenz sichern: das Gleichgewicht und der dritte Stand. Jenes ist ein Unterpfand gegenseitiger Sicherheit und Fortdauer eines Staats

außerhalb seiner Grenze, dieses ein Contrebalanciren der Kräfte in seinem Innern. Der dritte Stand war den Alten völlig fremd; nicht so mag es die Idee des Gleichgewichts gewesen seyn, ob sie schon dieselbe in beschränkterem Sinne genommen zu haben scheinen, wie man unter andern aus Polybius ersieht. Die Geschichte des europäischen Gleichgewichts datirt sich von Maximilian, Franz I. und Kaiser Karl V. an, mit andern Worten; von ihrer Zeit an datirt sich die Ausführung der Idee, daß, um die Existenz jedes einzelnen Staates zu sichern, es einen Gerichtshof, eine dritte Gewalt geben müsse, welche über allen gleich schwebend, die Uebermacht des Einen, wie die Ohnmacht des Andern, gleich unmöglich mache. Eine solche dritte Gewalt war von dem Ursprunge der europäischen Staaten an da gewesen. Der römische Bischof — Karls Universalmonarchie — die geistliche Universalmonarchie eines Gregor, Innocenz und Bonifaz — es waren, trotz ihres oft drückenden Jochs, die Haupterscheinungen einer obersten Staatengewalt, die mit dem Schlusse des spanischen Erbfolgekrieges, mit dem Utrechter Frieden, zum ersten Mal in ihrer geistigen Gestalt, nämlich als Garantie, oder als ein oberster Gerichtshof, der nur in der Meinung besteht, erschien. Da dieses, auf gegenseitiger Treue aller Staaten beruhende Unterpfand der Sicherheit, oft beispiellos verletzt wurde, so durfte es Die, welche selbst so handelten, dann auch nicht wundern, wenn die Idee des Gleichgewichts als nicht mehr brauchbar, als schimärisch behandelt wird. Indeß, sobald der Alles aufregende, Alles erschütternde, Sturm vorüber ist, suchen sich des Meeres Wellen augenblicklich wieder in's Gleichgewicht zu setzen. Man fragt, wie das Christenthum hierauf gewirkt? — Die ersten Versuche, eine oberste Staatengewalt zu constituiren, wurde durch dasselbe zum ersten Male möglich und auch wirklich. Bevor die Völker in ihren Ueberzeugungen, Meinungen, Sitten, Gesetzen, Verfassungen, einander nicht genähert waren, konnte eine solche Idee weder veranlaßt, noch ausgeführt werden. Indem das Christenthum zuerst unter allen Systemen alle Menschen wie Glieder Einer Gemeinde, wie Brüder Eines Bundes zu betrachten gebot, indem es zuerst eine größere Allgemeinheit in allen innern und äußern Verhältnissen verbreitete, ward auch zuerst eine allgemeine Rechtsverfassung, mithin ein Gleichgewicht für alle europäische Staaten möglich. — Der dritte Stand (Tiersetat) ist das zweite Geschenk, welches das Christenthum den modernen Staaten gegeben. Von diesem findet sich in dem Sinne, wie er bei uns vorhanden, im Alterthume durchaus kein Beispiel. In den asiatischen Monarchien gab es nur Herren und Knechte; in den griechischen Republiken nur Freie und Sklaven. Nur bei den Römern, die in Hinsicht der Staatsweisheit alle früheren Nationen weit überragten und den ersten Versuch einer vollkommneren Rechtsverfassung ins Werk setzten, finden wir auch schon die Einsicht von der Nothwendigkeit einer solchen dritten Gewalt, in der Würde der Alles vermögenden Volkstribunen. Allein, da diese bloß Organe des Einen Standes waren, kann man sie unmöglich unserm dritten Stande gleichstellen; zudem wollten die Tribunen Einen Stand erniedern, um den Andern zu heben, dagegen unser dritter Stand den Anmaßungen zweier mächtigen Stände wehrte, in der That mehr, um aller dreier Rechte zu sichern, als sich nur selbst zu heben. Dieß war in dem Anfange der franz. Revolution der Fall, wie auch

der scharfsichtige und geistreiche Sieyes in seiner bekannten Schrift über den Tiersetat auseinander gesetzt hat. Ja selbst, wenn Einer behaupten sollte, die Staaten würden dereinst des adeligen und geistl. Standes, als zweier organischen Elemente der Verfassung, vollkommen entbehren können und es werde nur Einen Stand, den des Bürgers geben, so hatten wir eben diese Möglichkeit nur dem 3. Stande zu danken, der auf den ersten Etats généraux von Frankreich (1302), kniebeugend vor seinem stolzen Könige erschien, und nach fast 500 Jahren auf den letzten des 18. Jahrh. sein gekröntes Haupt in den Staub trat. — Fast nirgends tritt aber der Einfluß christlichen Geistes im Vergleich mit dem heidnischen sprechender hervor, als in der Kunst; und man hat schon längst den Charakter der alten Kunst als objektiv, den der neuern aber als subjektiv angegeben, oder sowie die Alten in den raumerfüllenden Künsten größer waren, so sind in denen, welche vorzugsweise in der Zeit darstellen, die Neuern einzig. Denn alle Kunst der Alten ging von körperlicher Gestaltung aus, und kehrte darauf zurück, wie Architektur, Plastik, Skulptur, sogar Gymnastik, sattsam erweisen, in welchen allen die Neuen noch nicht über die Alten gekommen sind; dagegen ihre Malerei und Musik nur wenig gegen die Vollendung dieser Künste in den neuern Zeiten gewesen seyn kann. Diese, die Malerei und Musik, sind zwei der herrlichsten Knospen, wahrhafte Kinder des Himmels, welche das Evangelium an die menschliche Brust legte, durch deren Wärme sie gehegt und zu dem lieblichsten Gedeihen gebracht worden sind. Das Christenthum war es, welches zuerst und allgemein die innersten Tiefen des Gemüths aufwühlte, das menschliche Wesen zuerst allgemein mit der Erkenntniß oder Ahnung des Unsichtbaren und Uebersinnlichen vertraut; welches endlich zuerst jene Selbstzerknirschung, jenes Selbstzerfleischen im Herzen einheimisch machte, aus dem die wahre Läuterung des Sinnes und der Trost auf ein Jenseits hervorging. Dieses fromme Gefühl konnte ein stets auf das Uebersinnliche gerichtetes Herz nur in solchen Künsten aushauchen, welche das Uebersinnliche gleichsam sinnlich machen wollten, oder welche mehr auf geistige als auf körperliche Gestaltung ausgingen, in Malerei und Musik. Was tief im Herzen verschlossen lag, was kein Auge sah, was kein Ohr hörte, das innigste Entzücken der Seele, das sehnte sich, sobald es ausgesprochen werden sollte, nach dem zartesten Medium der Darstellung, nach Luft und Licht. Es stieg, da es in göttlichen Strahlen vom Himmel gekommen war, und der Seele Kerkernacht durchblitzt hatte, auch nur in Farben und Tönen wieder zum offenen Himmel auf, und die Sehnsucht ward mit ihm emporgetragen zu Dem, den weder Ton noch Farbe würdig zu schildern vermögen. Nie würde uns eine Rafael'sche Madonna, Abglanz der göttlichen Liebe, Milde und Ruhe geworden; nie unsere ganze innere Welt durch Pergolese's „Stamat mater," Haydn's „Sieben letzte Worte", oder Mozart's „Todtenmesse" aufgeregt, erschüttert und wieder besänftigt worden seyn, hätte nicht christlicher Kultus die Wände und Altäre seiner Heiligthümer auszuschmücken, nicht Andacht und Begeisterung zu erhöhen gestrebt; hätte nicht Christi Lehre die Gemüther des ganzen Abendlandes durchaus und mächtig vorbereitet gehabt. — Ebenso wenig ist von der Poesie zu verkennen, daß die moderne durchaus von einem andern Geiste belebt werde, als die antike. Auch hier liegen das objektive und subjektive Prinzip zum Grunde, die so

große Verschiedenheiten wirken. Die antike Poesie neigt sich mehr zur Plastik, die moderne mehr zur Musik hin. Daher denn auch die Alten bis jetzt noch unübertroffen in der Metrik geblieben sind, sowie der Reim den Neuern angehört. Daher ist auch die epische Poesie, weil das Plastische in ihr vorherrscht, von den Alten zu solcher Vollkommenheit gebracht, dagegen die lyrische, weil das Musikalische ihr herrschendes Princip ist, erst von den Neuern in ihrer ganzen Tiefe und Innigkeit erschöpft worden. Daher ist endlich bei den Neuern eine ganz neue Gattung der Poesie, die romantische, hervorgegangen, deren Ursprung und Ausbildung durch das Christenthum historisch bekannt und also leicht nachzuweisen ist. — Um endlich den Einfluß zu berühren, den das Christenthum auf das Gesammtleben der Menschheit gehabt hat, so lehrte es die menschliche Würde höher achten, indem es die Sklaverei verabscheute. Es hat ferner seinen Ruf dadurch beurkundet, daß es Achtung und Liebe für die Frauen und für weibliche Tugend einflößte; daß es gesetzliche Ehen und Familienverhältnisse herbeiführte, die auf die Anerkennung gegenseitiger Rechte und Pflichten begründet sind; mit Einem Worte, daß es die Würde der Menschheit auch in den Frauen höher achten ließ, als in der alten Welt geschehen war. Es hat endlich das Christenthum eine allgemeine sittliche Vervollkommung für alle Zeiten und Länder dadurch möglich gemacht, daß es bei seiner Anwendbarkeit auf alle irdische Verhältnisse den ganzen innern Menschen für ein höheres, übersinnliches Gut empfänglich und begierig machte.

Christen-Verfolgungen. Sie waren eine natürliche Wirkung der Besorgnisse, die der freie, allem bisher gültigen Kirchenthume widerstrebende Geist der christlichen Lehre und Religionsübung bei Juden und Heiden erregen mußte. So lange der jüdische Staat bestand, konnten die darin gebildeten Christengemeinden auf gutwillige Duldung um so weniger rechnen, da schon der Stifter ihrer Religion wegen seines Widerspruchs gegen die von der herrschenden pharisäischen Partei eifrig vertheidigten jüdischen Kirchensatzungen als ein Empörer hingerichtet worden, und seinen Anhängern nach der Ansicht des hohen Raths zu Jerusalem nicht zu verzeihen war, daß sie ihn für den echten Messias hielten. Weil es dieser Behörde aber an der nöthigen Gewalt fehlte, ihre Ansichten durchzusetzen, und die Christen sich jeder öffentlichen Störung der Ruhe enthielten, kam es in Palästina zu keiner allgemeinen, von der römischen Obrigkeit begünstigten Verfolgung derselben, und nur einige Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem, wie Stephanus und die Apostel Jacobus der Aeltere und Jacobus der Jüngere, fielen als Opfer für alle, jener 43 n. Chr., dieser 63. — Es verging eine lange Zeit, ehe die römischen Kaiser die Christen und andere Religionsparteien ihrer Aufmerksamkeit werth hielten. Sie setzten die Christen immer noch den Juden gleich, aber eben hierin, wie in dem Mißverstande der neuen Lehre, lagen die Ursachen zu jenen berühmten, zum Theil übertriebenen Christenverfolgungen, die im ersten Anblick noch unbegreiflich schienen. Ungeachtet die Juden einen weit rebellerischeren Geist besaßen, der um so hartnäckiger war, jemehr sie immer noch an einen Messias glaubten, so wurden sie doch noch lieber geduldet, als die Christen. Denn sie waren doch ein Volk, das dem Glauben seiner Väter treu blieb, die Christen aber Neuerer; jene eine Nation, diese aber in der Römer Augen eine Sekte, welche bekehren, Proselyten machen wollte. Philosophen und Volk, welch

sie, jedes auf seine Weise mißverstanden, hielten sie vor Gottesleugner, weil sie keine Tempel ꝛc., wie alle andere Nationen, hatten. Man nannte sie die Dämonischen, ein Name von vielsinniger Bedeutung! — Die Aetherischen, die Aethersteiger, die in den Lüften Einhergehenden; man konnte weder die Menschwerdung Gottes, noch die Lehre, daß Dreie Eins und Eins Dreie seyn sollten, begreifen. Sowie ihre Meinungen, so wurden auch ihre Sitten durch Mißverstand der Erstern und durch Erbitterung über ihr festes Betragen auf das Abscheulichste verleumdet. In ihren Zusammenkünften, die sie meist des Abends oder Nachts hielten, sollten sie, wie man behauptete, unschuldige Kinder schlachten und aller Greuel sinnlicher Lüste verüben. Lobredner verdarbens nicht minder als Schismatiker. Denn Beide fehlten durch Uebertreibung. Jene fanden gar keinen, Diese nur zuviel Glauben. Es war unvermeidlich, daß man die nächtlichen Zusammenkünfte als der öffentlichen Ruhe gefährlich betrachtete. Vor Gericht gefordert, vertrauten sie ihre Unschuld dem Zeugnisse ihres Gewissens, vertheidigten sich also ungeschickt: sie sollten jenem gehorchen, aber sie kannten eine höhere Macht, ein höheres Gebot und bezeugten Geringschätzung gegen die weltliche Macht. Sie sollten, gleich andern Unterthanen des römischen Reichs, Würden bekleiden und in dem Heere dienen. Aber Beides verschmähten sie, Jenes, weil es mit ihrer Religion unverträglich, Dieses, weil das Weltend nahe sey. Das erbitterte; nicht minder ihr Abscheu an öffentlichen meist sinnlichen Lustbarkeiten der Heiden, und ihre unaufhörlichen Prophezeihungen erregten Besorgnisse, die den Römern nicht zu verargen waren. Mit Einem Worte, es war mehr die eiserne Standhaftigkeit im Betragen der Christen, Halsstarrigkeit von den Gegnern genannt, als die Lehre selber, welche jene zum Theil blutige Verfolgungen herbeiführte, die das Evangelium keineswegs zu zerstören vermochten. Sie waren die Schwert- und Feuertaufe der jungen Kirche, die nach derselben nur glänzender, glorreicher und fester da stand wie ein Fels, wenn des Himmels Feuer und des Meeres brausende Wogen an ihm abgeglitten sind. — Im Ganzen berichtet man zehn solcher Verfolgungen, obschon die Angabe nicht historisch genau und aus Schriftstellern des 5. Jahrh. herrührt, die durch ernsthafte Spiele des Witzes verleitet, zehn Verfolgungen herausrechneten, um ein historisches Gegenbild der 10 ägyptischen Plagen wie der 10 Hörner der Apokalypse zu finden. Sowie die Zahl, so sind auch die Schilderungen selbst übertrieben worden. Einer der ältesten Kirchenschriftsteller, Eusebius, hat sich im Ganzen höchst vorsichtig ausgedrückt. — 1) Die erste dieser Verfolgungen rührt von Nero her. Ein ungeheuer Brand machte von 14 Quartieren der Stadt Rom 3 der Erde gleich, verwüstete 7 andere und ließ nur 4 unversehrt. Der Tyrann soll, wie Sueton berichtet, sich selbst das gräßliche Schauspiel zubereitet haben, um sich ein Bild von der Zerstörung Troja's zu verschaffen, dem er beim Klange seiner Laute von einem Thurme zusah. Die armen Christen zu Rom, von denen man, wie sich Tacitus ausdrückt, überzeugt war, daß sie das ganze menschliche Geschlecht haßten, mußten die Verwüstung büßen. Sie wurden ans Kreuz genagelt oder mit Brennmaterial bestrichen und mit Fackeln verbrannt, oder in Thierhäute genäht und zu Tode gehetzt. Die Christen, die alles Irdische und Sinnliche gering achteten gegen ein höheres, übersinnliches Gut, die eine Gewalt, welche nur den Leib tödten kann, weniger fürchteten als die, welche Leib und

Seele verdirbt, litten mit einer Ergebung und Standhaftigkeit, die nirgends in der Geschichte ihres Gleichen findet, und bluteten das vergängliche Leben für ein höheres aus, das ihnen der Weltheiland durch seinen eigenen schmachvollen Tod verpfändet hatte. Dieß war das Zeitalter der Märtyrer (s. d.), wo man sah, wie der Mensch die fürchterlichsten Leiden, den schmerzlichsten Tod, mit Gelassenheit tragen kann, sobald ihm ein eiserner Wille im Busen wohnt. Die ersten Christen erwarteten nicht allein ein solches Schicksal mit der größten Ruhe, sondern sie suchten es sogar. Viele klagten sich selbst an, um nur die Märtyrerkrone zu erwerben; der heil. Ignaz forderte die Römer zu einem grimmigen qualvollen Tod auf, und, wie Sulpitius Severus sagt suchte man das Märtyrerthum noch eifriger als das Bisthum. Denn wenn das Henkerschwert ihren Qualen ein Ende gemacht, so wurden sie aufgenommen in die Glorie des himmlischen Zions, wo sie zu Gerichte saßen mit Gott, allen Patriarchen, Aposteln und Propheten, zu richten die Lebendigen und die Todten. Aber wie wunderbar: auf demselben Platze, wo vormals Nero's Gärten und Circus lagen und wo das empörendste, blutigste Schauspiel gegeben ward, erhob sich nachmals der Vatican, dieser berühmte Sitz der heiligen Väter der ganzen Christenheit. Nach den Berichten des Eusebius verloren auch Petrus und Paulus ihr Leben bei jener martervollen Hinrichtung (J. 68). — 2) Als den zweiten Christenverfolger nennt man Domitianus. Die Bedrückungen, welche die Christen, besonders in Klein-Asien (J. 55) unter diesem Kaiser erfuhren, rührten daher, weil man sie für Juden ansah. Wenn Domitianus Untersuchungen wegen der noch vorhandenen Anverwandten Jesu anstellen ließ: so geschah dies bloß aus Besorgniß vor einer neuen Empörung der Juden. Sobald er aber sah, daß die Leute kein irdisches Messiasreich erwarteten, ließ er sie in Frieden leben. — 3) Unter Trajanus wurden die Christen von neuem, wenigstens in Asien verfolgt. Trajan gab nämlich ein Gesetz gegen geschlossene Gesellschaften und geh. Verbrüderungen, worauf 105 die Zusammenkünfte der Christen verboten und Widerspenstige, die dennoch Versammlungen hielten, bestraft wurden, weil die röm. Proconsuln, z. B. Plinius d. J. in Bithinien, die Weigerung der Christen, dem Bilde des Kaisers die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, strafbar, und überhaupt den von den meisten Nationalgewohnheiten abweichenden, selbstständigen Charakter dieser Leute verdächtig fanden. Unter den Opfern dieser Verfolgung wird auch der berühmte Name des Bischofs Ignatius von Antiochien genannt. Schon unter Trajan brach eine Empörung der Juden, unter einem gewissen Bar-Cocheba aus, der sich den verheißnen Retter der Nation nannte. Bei dieser Gelegenheit mußten die Christen Vieles durch die Juden leiden und wurden mit der äußersten Grausamkeit verfolgt. — 4) Volksauflauf in Klein-Asien 160, in dem mit vielen andern Christen auch Justin der Märtyrer und Polycarp ankamen, und 177 Befehl des Kaisers Marcus Aurelius zur Unterdrückung der gallischen Gemeinden zu Lyon und Vienne, in der viele Christen Märtyrer wurden. — 5) Ein von den Christen selbst, durch Beschimpfung der alten Götter veranlaßter Ausbruch der Volkswuth, der seit 192 in mehren Gegenden des römischen Reichs schreckliche Blutbäder unter den Christen anrichtete, und 202 Verbot des Kaisers Severus, die jüdische und christliche Religion anzunehmen, welches Anlaß gab, die Widerstrebenden mit erfinderischer Grausamkeit zu Tode zu quälen. —

6) Maximinus, dessen kurzes Regierungsgeschäft mit vielen Grausamkeiten befleckt ist, war der erste Kaiser, dem es eigentlich um die Unterdrückung des Christenthums zu thun war. Er beschränkte die den christlichen Bischöfen und Lehrern eingeräumten Vorzüge und Begünstigungen, wobei nicht nur der Klerus, sondern auch viele Gemeinden harte Bedrückungen erleiden mußten, und eine Menge ihr Leben für das Evangelium hinopferten. — 7) Sein Nachfolger Decius (249) hatte sich ohne Zweifel die völlige Ausrottung der Christen vorgesetzt. In der kurzen Zeit seiner Regierung wurde wirklich schonungslos gegen dieselben gewüthet, kein Mittel unversucht gelassen, um sie zum Abfall zu bewegen; besonders waren die Geistlichen, weil man sie als die Verführer der Uebrigen ansah, der Verfolgung ausgesetzt. Gallus Hostilianus und dessen Sohn Volusianus setzten die Verfolgung fort. — 8) Valerianus, der nunmehr zur Regierung gelangte (257), bemühte sich ebenfalls, das Christenthum zu vernichten. Die Gerüchte von den Zaubereien der Christen scheinen ihn zu diesem, wenn nicht wüthenden, doch ernsten Verfahren bestimmt zu haben. Bischöfe und Priester ließ er Anfangs deportiren, den übrigen Christen die Versammlungen untersagen, und im Falle des Ungehorsams wurden sie zu Bergwerken verdammt. Als diese Maßregeln nichts fruchteten, belegte Valerian die Lehrer, welche sich des Götzenopfers weigerten, mit der Todesstrafe. Cyprian, der berühmte Bischof von Carthago, verlor sein Leben während dieser grausamen Bedrückungen. — 9) Aurelianus ward 274 selbst umgebracht, ehe die von ihm befohlene Christenverfolgung in's Werk gesetzt war. — 10) Unter Diocletianus's Regierung brach, auf Betrieb seines Mitregenten Galerius und der Hofpartei, die das gesunkene Heidenthum um jeden Preis gegen die schon übermächtig werdende Menge der Christen retten wollte, eine Christenverfolgung aus, welche an Dauer (300–310) und Heftigkeit alle vorhergegangenen übertraf. Am Morgen eines römischen Festes wurde die Hauptkirche in Nikomedien (des Kaisers Residenzstadt in Bithynien) von Soldaten erbrochen, und dann dieses Gebäude, welches an Pracht einen kaiserl. Pallast übertraf, niedergerissen. Ein Dekret des Kaisers befahl nun, daß alle Kirchen im ganzen Reiche zerstört, die heiligen Bücher derselben verbrannt, und alle Christen, wenn sie nicht dem Evangelium entsagten, durch Sklaverei bestraft werden sollten. Bald nachher brachen Empörungen in mehren asiat. Provinzen aus. Die Christen kamen in Verdacht, daß sie Antheil hieran hätten, und so wurde der Haß gegen sie noch größer. Jetzt erließ Diocletianus ein neues Edikt, daß alle Bischöfe und Geistliche der Christen eingekerkert werden sollten. Dieß geschah denn, und die Gefängnisse wurden, wie Eusebius sagt, so voll, daß Keiner mehr darin aufgenommen werden konnte. Jenem Edikte folgte bald ein anderes, wonach die Eingekerkerten durch Foltern zum Opfern angehalten werden sollten. Dieß nun brachte viele Tausende standhafte Bekenner des Christenthums hervor, die sich lieber auf das Grausamste zu Tode martern ließen, als opfern wollten. Der rohe Mitregent Maximianus Herculeus ließ diese Dekrete im Abendlande ebenfalls buchstäblich vollziehen. Selbst der den Christen geneigte Mitregent Konstantius Chlorus konnte sie in seinen gallischen und britischen Provinzen nicht ganz vor Bedrückungen schützen. Wie nach so vielen Abfällen und Hinrichtungen der Christen in diesen Verfolgungen, besonders der 5., 17. und 10., doch ihre Zahl mit jedem Jahrzehend so be-

trächtlich wachsen konnte, daß sie, als ihnen Konstantin der Große 312 volle Religionsfreiheit gab, beinahe 2/3 der Bevölkerung des röm. Reichs ausmachten, erklärt sich durch die Thatsachen, daß sie zwischen den Zeitpunkten der Bedrückung weit längere Perioden fast ungestörter Ruhe genossen, in denen die Abgefallenen sich ihnen gewöhnlich wieder zugesellten und die nur Verhafteten wieder freigelassen wurden; die Zahl der Umgekommenen aber doch nicht groß genug war, um im Verhältniß der Gesammtzahl aller Christen einen bedeutenden Ausfall zu verursachen. Konstantins Uebertritt zum Christenthum machte dieses zur Staatsreligion in seinem ganzen Reiche. — Außer demselben erfuhren die Christen in Persien 343 und 414 erhebliche Verfolgungen, und 437 mit wenigen Unterbrechungen bis zu Anfange des 6. Jahrh. im afrikanischen Reich der Vandalen neuen Druck. Was einige dem Heidenthum günstige röm. Kaiser, wie Julian und Eugenius, zur Wiederaufnahme desselben thaten, wurde mehr diesen Fürsten als den Christen nachtheilig. Dagegen arbeiteten, seit Entstehung des Islamismus, die Khalifen in Asien u. Afrika mit Verfolgung des Christenthums hin, und schonten nur einzelne schismatische Sekten. Auch in Japan, China (vgl. d.), Indien ꝛc. fanden Christenverfolgungen Statt. Größer noch waren jedoch die Verfolgungen der Christen wegen abweichender Meinungen untereinander, wie die Kirchengeschichte zeigt.

Christian II., König von Dänemark, wurde den 2. Juli 1481, nach der Sage, unter ungünstigen Auspicien, geboren. Die Leitung seiner Jugend ward dem Canonikus Hinze anvertraut; allein die Worte der Liebe vermochten ebenso wenig über die Störrigkeit seines heftigen Charakters, als die Wissenschaften des zerstreuten Jünglings Aufmerksamkeit fesseln wollten. Sein Vater Johann I, entnahm ihn daher dem Hause seines Erziehers und brachte ihn auf sein Schloß. Aber auch hier konnte die Nähe des Hofes seine wilden Sitten nicht zähmen. Nicht selten stahl er sich aus dem Schlosse, schwärmte des Nachts in den Straßen herum und trieb allerlei störende Unbill. Weder die mahnenden Worte seines Vaters, noch körperliche Strafen, konnten ihn zu einer geregelten Lebensweise zurückführen. 1513 gelangte er zur unumschränkten Regierung, ließ sich öffentlich zu Kopenhagen und in Norwegen krönen, und in den ersten Tagen seiner Regierung viel Gutes von sich erwarten. Um die Macht seines Thrones mehr zu sichern, verband er sich mit einem der mächtigsten Fürstenhäuser seiner Zeit, indem er Isabelle, Karl's V. Schwester, ehlichte. Die Hoffnungen, welche man mit seinem Regierungsantritte verknüpfte, vernichtete er aber bald dadurch, daß er seine Liebesverhältnisse mit einer jungen Holländerin, Namens Dyveke, fortsetzte, und sich in die Gewalt ihrer Mutter, der Sigbritte, gab, die ihren Einfluß durch eine gewandte Verschmitztheit nur zum Nachtheile des Staates immer zu verstärken sich bemühte. Feindschaftliche Verhältnisse, welche zwischen dem königlichen Geheimschreiber Foburg und dem Schloßvogte Tobern Ore ausgebrochen waren, bestimmten den Letzern, die Vermittelung der königl. Geliebten Dyveke — Columbula (Täubchen) von Chr. genannt — anzurufen, auf deren Verwendung Foburg sein Leben durch den Strick enden mußte. Ore glaubte jetzt, daß bei ihm der zweideutigsten Berührung ein gleiches Schicksal durch die Columbula widerfahren könne, und beschloß deren Tod, den er auch durch vergiftete Kirschen herbeiführte. Da nun Ore nach dem Tode der Dyveke in Gegenwart

des Königs verlauten ließ, daß er sie einst geliebt habe, ließ ihm Chr. den Prozeß machen, und ihn, trotz der Verwendung seiner Gemahlin, öffentlich hinrichten. Diese Grausamkeit, sein Haß gegen den Reichsadel und seine Strenge mußten die Gemüther seiner Unterthanen erbittern. Indeß zogen andere Ereignisse seine Aufmerksamkeit auf sich. In Schweden gab es viele Unruhen und das Interesse der Großen war getheilt. Der schwedische Administrator Sten Sture der Jüngere war mit dem Erzbischofe von Upsal, Gustav Trolle, in große Streitigkeiten verwickelt. Da nun der Letztere in geheimen Einverständnissen mit Chr. stand und eine Conspiration gegen den Reichsverweser angesponnen hatte, wurde er seines Erzbisthums entsetzt und sein Schloß von dem Volke geschleift. Hierauf erschien Christian 1518 selbst mit einer Flotte vor Stockholm und als die Versuche seiner Waffen scheiterten, schlug er mit dem Reichsverweser eine Unterredung vor. Zu diesem Behufe ließ er sich zur Sicherheit seiner Person in 6 Geißeln aus den vornehmsten Ständen Schwedens Bürgschaft stellen. Nachdem diese auf Treue und Glauben bei ihm eingetroffen waren, legte er sie in Fesseln und führte sie mit sich nach Dänemark zurück. Mittlerweile hatte sich der päpstliche Stuhl der Sache des abgesetzten Erzbischofs angenommen, Schweden mit dem Bannfluche belastet und Chr. mit der Vollziehung dieser Bulle beauftragt. Im Winter 1520 setzte er sich, gemäß seiner Vollmacht, mit einer Armee, unter dem Oberfeldherrn Krummbein gegen Schweden in Bewegung. Am 19. Januar trafen sich beide Heere; es kam zur Feldschlacht; die Schweden wurden bei Bogesund in die Flucht geschlagen und Sture so verwundet, daß er an den Folgen starb. Trolle berief eine Reichsversammlung nach Upsala, und erklärte ernst und feierlich, daß man Christian zum Könige von Schweden ausrufen müsse. Der gebieterische Drang der Umstände ließ den Schweden nur Eine Wahl, nämlich die Union anzuerkennen und die Vortheile einer so eben verkündigten Amnestie zu benutzen. Stockholm allein leistete mannhaften Widerstand. Nachdem es aber durch Hungersnoth und List in die Hände Chr.'s übergegangen war, hielt er seinen Einzug und ließ am 4. Nov. 1520 seine Krönung aufs Feierlichste vollziehen. Auszeichnungen und Vorrechte vertheilte er nur an Ausländer und das rohe Recht der Eroberung suchte er auf alle Weise gegen die Besiegten geltend zu machen. Aus einem drei Tage lang dauernden festlichen Schmause und lärmenden Lustbarkeiten ging das gräßliche Opfer hervor, welches dem calmarischen Bunde und der Souveränität gebracht werden sollte. Am 8. Nov. reichte Gustav Trolle dem neuen Könige eine Klage gegen alle seine frühern Feinde ein, mit der Bitte den päpstlichen Bann an ihnen zu vollziehen. Chr. setzte ein Blutgericht nieder, und die Wittwe Sten Sture's, Stockholms tapfere Vertheidigerin, war die Erste, welche als Opfer seiner grausamen Verfügungen fiel. Es wurde eine Proskriptionsliste aufgenommen und 94 Schlachtopfer endeten unter dem Beile des Henkers ihr Leben; Viele, welche durch die Bekanntmachung einer Amnestie aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, wurden gekreuzigt; die Gebeine Sten Sture's ausgegraben und verbrannt; viele Frauen aus edlen Familien zu ewiger Gefängnißstrafe verdammt. Durch dieses, leider sogenannte Stockholmische Blutbad hatten 600 unschuldige Menschen in einigen Tagen auf eine schimpfliche Weise ihr Leben verloren. Chr. suchte dieses empörende Schauspiel dadurch zu beschönigen, daß er erklärte, die Sicherheit des Staates hätte

diese Opfer gefordert. Aehnliche blutige Spuren folgten seiner Rückkehr nach Dänemark. Seine grausamen Auftritte in Kopenhagen unterbrachen die Kriegserklärung des Herzogs von Holstein und die freundschaftliche Verbindung Lübecks mit Schweden. Chr. eilte in die Arme Karls V., der ihm in diesen verwickelten Angelegenheiten wenig Theilnahme und Unterstützung werden ließ. Als er zurückkehrte, hatte Gustav Wasa (s. d.) die Fahne der Empörung aufgepflanzt, alle Patrioten Schwedens zu den Waffen gerufen, auf dem Reichstage in Wadstena (im Aug. 1521) den König der Krone für verlustig erklärt, den Titel eines Oberhauptmanns des Reichs angenommen und sich mit den Lübeckern verbündet, die ihn an Mannschaft und Schiffen unterstützten. Die dän. Besatzung in Stockholm empörte sich wegen rückständigen Soldes; und obgleich Chr. Alles versuchte, die Flamme der Empörung zu dämpfen, so fachte er sie durch Ergreifung verkehrter Gegenmittel nur noch mehr an. Seine Statuten, die er in diesen verhängnißvollen Zeiten zu Gunsten des Bauernstandes und zum Nachtheil der Geistlichkeit erließ, beschleunigten den Entschluß der Empörung unter den jütländischen Bischöfen und Senatoren. Das Volk wurde aufgewiegelt, zu Ende d. J. 1522 Chr. von Seiten der Unterthanen der schuldige Gehorsam aufgekündigt, und dem Herzoge von Holstein, Friedrich, die Krone sammt allen ihren Rechten angetragen. Zwei Reichstage berief Chr. in dieser bedenklichen Lage. Der erste wurde von dem jütländischen Adel nicht besucht, und auf dem zweiten (25. Jan. 1523) zu Aarhuus gehaltenen, dem er in eigener Person beiwohnte, konnte er es mit seinen ihm noch ergebenen Vasallen, den Großen von Fünen, Seeland und Schonen, nicht verhindern, daß er nach einer Akte von Viborg des Thrones förmlich entsetzt und Friedrich mit dem Purpur bekleidet wurde. Jütland stand unter den Waffen und sah mit jedem Augenblicke Hülfe und Verstärkung nahen; die Anhänger des rechtmäßigen Königs warteten nur noch auf den Wink ihres Gebieters, um die Fackel des Bürgerkrieges anzuzünden. Da verließ im Monat Apr. 1523 Chr. Dänemark und brachte seine Familie nebst seinen königl. Insignien, Kostbarkeiten und dem Reichsarchive zu Schiffe. Aber ein Sturm warf ihn an die Küste vor Norwegen, von wo er nur mit unsäglicher Gefahr und Mühe zu Veere auf Seeland ankam. Bei Karl V. angelangt, söhnte sich Chr., der früher Gesinnungen zu Gunsten des Protestantismus an den Tag gelegt hatte, mit dem hierüber erzürnten Pabste aus, und entflammte so die norwegischen Bischöfe für seine Partei, daß sie ihm alles entbehrliche Kirchensilber zur Wiedererlangung seiner Krone auslieferten. Mit diesem Gelde und mit einer ähnlichen Unterstützung vom Kaiser landete er in Norwegen, eroberte dieses Reich, und leistete den Bischöfen die Verpflichtung, den kath. Glauben gegen Luthers Neuerungen zu schützen (30. Nov. 1526). Sein Heer rückte aber nicht rasch genug vorwärts, und sah sich bald durch ein großes schwedisches Heer in dem Fortgange seiner Unternehmungen gehemmt. Ueberfallen von der dänischen und hanseatischen Flotte, sah er seine Schiffe einen Raub der Flammen werden, und sich gezwungen, in Opslo zu überwintern. Mit Frühlingsanfang (1528) wollte er seine kriegerischen Bewegungen wieder beginnen. Allein seine Söldner kündigten ihm wegen rückständigen Soldes ihren Beistand auf. Die Niederländer weigerten sich ebenfalls, den König zu unterstützen, weil die Lübecker ein enges Handelsbündniß mit Dänemark abgeschlossen, vermöge dessen den Nieder

ländern der Sund gesperrt werden sollte. Die Bürger von Obslo wollten seinetwegen die Stadt nicht beschießen lassen, und Chr. war gezwungen, mit dem dänischen Bevollmächtigten, dem Bischof von Odensee, Kapitulationsverhandlungen anzuknüpfen. Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle nicht genehmigt wurden, überließ er sich in dieser verwickelten Angelegenheit dem Rathe des rechtlichen Bischofs. Dieser, in der Hoffnuug, König Friedrich werde mit einem Wehrlosen und einem Neffen weder hart noch lieblos verfahren, räth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und verspricht ihm, Kraft seiner Vollmacht sicheres Geleit zurück, wenn die persönliche Unterredung mit dem Könige kein glückliches Ergebniß gewinnen sollte. Als die Schiffe in Kopenhagen ankamen, ließ sie der Reichsrath in Abwesenheit des Königs, der furchtsam nach Hollstein geflohen war, 15 Tage auf der Rhede liegen, berathschlagte über das Schicksal des Gefangenen und beschloß, angefeuert von persönlicher Rachsucht, ihn als Beleidiger des dän. und schwed. Adels, zu bestrafen. Das versprochene Geleit des Bischofs wurde für nichtig erklärt und der getäuschte König gefesselt nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als 16 Jahre in einem finstern Thurme ohne andere Gesellschaft als die eines norwegischen Zwergs zubrachte. Mit dem Regierungsantritte Christian III forderte der speyersche Friede 1544 eine Milderung seiner Gefangenschaft und einen Brautschatz für seine Töchter von Christian III., dagegen entsagte Chr. in einer Akte den Ansprüchen auf die Krone und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu seinem Aufenthalte mit einem Jahrgehalte angewiesen. Hier starb er am 24. Jan. 1559. Seine Gemahlin hatte bis an ihren Tod (1526) die Leiden ihres Gatten getheilt. Seine 3 Kinder waren a) Johann, welcher seinen Vater auf der Flucht begleitete und vor dessen Gefangennehmung 1532 starb; b) Dorothea, die mit Friedrich II., Kurfürst von der Pfalz, und c) Christiane, welche mit Franz Sforza, Herzog von Mailand, und nach dessen Tode mit Franz, Herzog von Lothringen, vermählt war.

Christian VII, König von Dänemark, geb. den 29. Jan. 1749, bestieg nach seinem Vater, Friedrich V., am 13. Jan. 1766 den Thron, und vermählte sich fast zu gleicher Zeit mit Karoline Mathilde, Schwester Georgs III., König von England. Nach mehreren Reisen ins Ausland, wo er die berühmtesten Gelehrten damaliger Zeit und mehrere Akademien besuchte, kehrte er, von der Hochschule zu Cambridge mit dem Titel eines Doktors der beiden Rechte beschenkt, wieder in seine Staaten zurück, wo er anstatt des Grafen von Bernstorff (s. d.), den Vertrauten Friedrichs V., 1770 seinem Leibarzte Struensee (s. d.) die unumschränkte Leitung der Reichsgeschäfte übertrug. Mit dieser Ministerialveränderung legte er gleich zu Anfang seiner Regierung den Grund zu jenem unseligen Parteikampfe, welcher bis zur Regierung Friedrichs VI. den Staatskörper auf mannichfache Weise erschütterte. Mehrere Veränderungen in der innern Verwaltung und dem politischen Systeme Dänemarks entzweiten den Hof mit dem unzufriedenen Adel und dem Militär. Ja, die verwitwete Königin Julie Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel suchte aus diesem lautwerdenden Unwillen Vortheile zu ziehen, indem sie eine Vereinigung Chr's. mit seiner Gemahlin herbeizuführen sich bestrebte und es am Ende dahin brachte, daß, die Zügel des Reichs in ihre und ihres Sohnes Friedrichs Hände übergingen (1781). Eine Ge-

steskrankheit, deren Anfälle er öfters ausgesetzt war, raubte seiner kön. Macht das Ansehen, und ließ ihm nur den Schatten seiner vorigen Größe. 1788 gab seine Verbindung mit Rußland ihm Veranlassung, nach dem Zuge Schwedens gegen Rußland mehrere feindliche Bewegungen gegen Schweden zu unternehmen. Durch die Vermittelung Preußens und Englands aber erklärte Dänemark im Juli 1789 seine Neutralität während der Fortdauer des russisch-schwedischen Krieges. Auf die Anforderung Pauls I. schloß es sich im J. 1800 an die nordisch-bewaffnete Neutralität an, worüber sich ein Krieg mit England entspann, der aber nach mehreren Seetreffen mit dem berühmten Nelson (s. d.) durch eine Seefahrtskonvention am 23. Okt. 1801 wieder beendigt wurde. 1795 sah Chr. seine Hauptstadt durch eine Feuersbrunst verheert und am 2. Sept. 1707 seine Residenz durch das Bombardement der Briten zerstört, vor welchem er auf das jütländische Schloß Rendsburg gebracht wurde, wo er am 3. März 1808 sein Leben endete. Er selbst hatte während seiner Lebenszeit an der Regierung wenig Antheil; aber unter derselben wurde die Leibeigenschaft in den Herzogthümern aufgehoben, der schleswig-holsteinsche Kanal gegraben, das Indigenat gegeben, das Reich ausgerundet durch die Erwerbung des großfürstl. Holsteins, die Denkfreiheit beschützt, die Patrimonialgerichtsbarkeit gemildert, der Handel gehoben, das Schuldenwesen, der Straßenbau und das Staatseinkommen verbessert, die Brandkassenanstalt geordneter, die Domänen wurden vererbpachtet, leider aber der Umlauf der Banknoten des Staats sehr übertrieben, das Militär, aber auch die Staatsschuld vermehrt. Seine Gemahlin (s. Caroline Mathilde) starb zu Zebe 1775, und hinterließ 2 Kinder, den jetzt regierenden König Friedrich und die mit dem 1814 verst. Herzoge von Holstein-Augustenburg vermählte Prinzessin Augusta. S. Jeos' Kragh Höst: „Geschichte der dänischen Monarchie unter der Regierung Christians VII." (Kopenh. 1813—16, 4 Bde.), und über Struensee's Katastrophe die „Mémoires de M. de Falckenskiold," königl. dän. Generalmajor, herausgeg. von Secretan (Paris 1826).

Christiania, Hauptst. des mit Schweden unter Einem Monarchen vereinigten Königreichs Norwegen, Stift Aggerhuus (s. d.) oder Christiania, Sitz aller höchsten Reichsbehörden (des Vicekönigs oder Statthalters ꝛc.), die nicht der Person des Königs folgen, und eines luther. Bischofs, Versammlungsort des Storthing, liegt (59° 58′ 64″ N. Br.) am nördlichen Ende des an 10 Meilen langen Meerbusens Christiansfiörd, dessen Ufer mit mehreren netten und betriebsamen Städten besetzt sind. Christiania liegt sehr schön am Fuße des Egeberges, von dessen Höhe man eine herrliche Uebersicht der ganzen durch schroffe Berge, tiefe Thäler, malerische von Schiffen bedeckte Meerbusen, Inseln und liebliche Landhäuser und Wiesen ausgezeichneten Lage der Stadt enthält. Sie besteht außer den 4 Vorstädten aus der eigentlichen Stadt Christiania oder der Neustadt, welche König Christian IV. 1624 nach einem regelmäßigen Plane aufführen ließ, der Altstadt oder Opslo, und der 1815 geschleiften Bergfestung Aggerhuus. Die eigentliche Stadt Christiania bildet ein Viereck von 1000 Schritten in der Länge und Breite, hat schnurgerade, in rechten Winkeln sich durchschneidende, breite, mit erhöhten Fußwegen versehene Straßen. Die Häuser sind größtentheils von Steinen erbaut: eine Folge der schrecklichen Feuersbrünste, welche so oft die nördl. Städte und auch Christiania verwüstet haben. Die Stadt nimmt mit jedem Jahr

an Schönheit der Bauart zu. Nach dem Lande zu werden die Häuser kleiner, aber die Straßen sind durch den Verkehr mit den Landbewohnern lebhafter. Zu bemerken sind das königl. Residenzschloß, das neue Rathhaus und die neue Börse. Die 1811 gestiftete Universität (Friedericia) ist durch die patriotischen Bemühungen und Opfer der Norweger gegründet und reichlich ausgestattet; sie hat ein philolog. Seminar, botan. Garten, Sternwarte, Bibliothek, Sammlungen, 18 Professoren und 200—220 Studenten. Außerdem sind hier eine Kriegsschule, Cadetteninstitut, Kathedralschule, Handelsinstitut, patriotische Gesellschaft, Reichsbank u. s. w. Die Stadt, von 22,000 Menschen 1600 Häusern bewohnt, zeichnet sich sowohl durch Reichthum, als durch gesellige Bildung aus; merkwürdig ist es, daß es hier zwei Liebhabertheater gibt, und daß dies Vergnügen in ganz Norwegen herrschend ist. Die Stadt hat einige Fabriken in Tuch, Taback, Leder (Korduan und Saffian), Papier, Glas, Eisen ꝛc. Ihr ausgebreiteter Handel mit fünfzig eigenen Schiffen, durch den trefflichen Hafen besonders begünstigt, versteht einen großen Theil des innern Landes; die Ausfuhr besteht vorzüglich in Bretern, welche aus allen Thälern des Innern hiehergebracht werden; in Eisen und Alaun, welcher in der Nähe der Stadt am Fuße des Egeberges gewonnen wird. Man schätzt den Werth der jährlich ausgeführten Breter auf 810,000 Gulden. Bei Christiania sind 136 Sägemühlen, welche jährlich 20 Millionen Planken liefern.

Christiansand, südlichste Prov. Norwegens, hat mit Ofvre Tellemarken 660 (ohne dasselbe 483) Q.M. und 135,000 (120,000) Einw.; ist gebirgig (Spitzen: Jogleefield, Byglefield), hat an der Küste eine große Menge Skären (Inseln und Klippen) und das Vorgebirge Lindenäs, nicht ganz unfruchtbaren Boden, viel Bewässerung ohne bedeutende Flüsse, Ackerbau (neuerdings mit Kartoffelgewinn), gute Viehzucht, Waldbau, Bergbau (auf Eisen) und einträgliche Fischerei (Lachs, Strömlinge und Seekrebse. Der Handel besteht meist in Waldprodukten. — Die Hauptstadt gleiches Namens liegt im Hintergrunde einer weiten und sichern Bucht, welche die größten Flotten aufnehmen kann. Die Stadt ist zwar gut und regelmäßig, aber äußerst weitläufig gebaut und zählt 6800 Ew.; ist der Sitz eines Bischofs, des Stiftsamtmanns, hat eine Kathedralschule, und ist der gewöhnliche Zufluchtsort für die vielen, durch Stürme im Kattegat beschädigten Schiffe, welche hier alles zu ihrer Ausbesserung Nöthige finden. Der treffliche Hafen wird durch zwei Forts beschützt. Christiansand hat bedeutenden Holz- und Getreidehandel. Die hiesige Quarantänenanstalt dient zur Sicherheit der Ostsee vor Ansteckung durch Schiffe, die aus contagiösen Häfen kommen.

Christiansfelde, Colonie der Herrnhuter im dän. Herzogthum Schleswig, besteht aus 2 parallel laufenden Straßen, hat 50 Häuser, 700 Einw. Wollen-, Leinen-, Band- und Strumpfweben, Leder-, Lack- und Seifenfabriken.

Christiansöe, 32° 27′ L. 55° 13′ B. Dänische Festung auf rauhen Klippen (Erdholmen), 2 Meilen von Bornholm, und 1984 zur Sicherheit der dän. Flotte von König Christian V. angelegt, und auch als Verbannungsort benutzt. Unter den Klippen sind Christiansöe (1200 Fuß lang, 460 Fuß breit, mit 552,000 □Fuß Flächeninhalt, Grasholm (ohne Einw.) und Friedrichshöhe die größten. Zwischen ihnen sind der Süder- und Niederhafen, wo Schiffe bequem liegen können. In 74 Ge-

bäuden wohnen 450 Menschen, die einige Gemüse bauen, alle übrigen Lebensmittel müssen zugeführt werden; doch ist die Fischerei von Dorschen, Heringen und Seehunden ergiebig. Zur Unterstützung der hier landenden Schiffe werden geschickte Lootsen und auf dem Thurm auf Friedrichsöe wird bei Nacht Lampenfeuer unterhalten.

Christianstad, schwedische Provinz, die den nördlichen und östlichen Theil von Schonen enthält, und auf 105 Q.-M. 120,000 Einw. in 3 Städten ꝛc. enthält. Sie ist fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Hopfen, Wildpret, Vieh, Fischen, Alaun ꝛc. Die feste Hauptstadt gleiches Namens am Fluß Helge-å, der 2 Meilen von hier in's Meer fällt, mit 3150 Einw., hat ein Irrenhaus, Sitz des Landeshauptmanns, Trivialschule, Tuch-, Leinwand-, Seiden- und Lederhandschufabriken, Handel mit Potasche, Alaun, Holz und Pech; der 2 Meilen von der Stadt bei Ahus liegende Hafen ist seicht und versandet. Die Stadt ward vom dän. Könige Christian IV. 1614 angelegt.

Christianstadt, 1) Stadt in dem preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, sorauer Kreis, in Form eines C, am Bober, 2 Meilen von Sorau und zu dieser Herrschaft gehörig, 24 Meilen von Berlin, mit 150 Häuser und 1650 Einw.; ein Schloß, eine kathol. Kirche Töpfer, Leinweber. 2) Stadt auf der Nordseite der dänischen Insel St. Croix in Westindien 17° 44′ 8″ B. offen und regelmäßig gebaut, mit 660 Häuser und 5000 Einw., den Forts Sophia Frederica und Luisa Augusta, 3 Kirchen, Compagniehause; Sitz des Gouverneurs aller dän. Besitzungen in Westindien, Hafen und Handel.

Christiansund, 63° 6′ B., Stadt im norweg. Stifte Drontheim, im Amte Romsdal, auf 3 Inseln und einer Spitze vom festen Lande, auf allen Seiten mit steilen und kahlen Klippen umgeben, mit 1650 Einw., einem großen Hafen, Fischfang, Fischhandel, Schifffahrt. Die Stadt hieß vormals Lille- (Klein-) Fosen, und erhielt 1734 von König Christian VI. Stadtrecht. Die romsdalsche praktische Landhaushaltungsgesellschaft hat seit ihrer Stiftung 1776 durch Prämien 2,129,674 Quadratellen Land urbar gemacht, den Kartoffelbau in Gang gebracht ꝛc.

Christine (Auguste Aleſſandra), Königin von Schweden, geb. den 9. Dezb. 1626, entsproßte dem Ehebündnisse Gustav Adolphs und der Marie Eleonore, ältesten Tochter des Johann Sigismund, Kurfürsten von Brandenburg. Düstre Wolken umhüllten den Himmel ihrer Kindheit; denn namenloser Kunstgriffe bedienten sich die Kreaturen des Königs Sigismund von Polen, die schuldlose Prinzessin, weil sie das königliche Diadem an ihrer Stirne trug, zu tödten. Aber der Schutzengel der Unschuld machte die Anschläge der Finsterniß zu nichte. „Ich muß leben," sagt Chr., „Und Du, Herr! hast mich sogar in meinen Windeln triumphiren lassen, in welchen Du mich den Neid hast bestreiten und überwinden lassen. Du ließest mich mit Lorbeer- und Palmbäumen umringt geboren werden. Ich schlief unter dem Schutze ihrer Schatten." — Gustav fühlte nur zu wohl, daß eine königl. Pflanze die köstlichste Perle des Staats sey, zu deren Pflege man nie zu viel thun könne. Mit umsichtsvoller Weisheit sorgte er daher für die Erziehung seiner Thronerbin, und außer den Gesinnungen der Ehrbarkeit und Züchtigkeit sollte das Mark ihres weiblichen Geschlechts seltener Regentengröße aufgeopfert werden. Schon im J. 1630 erlas er ihr an dem Professor an dem kön. Gymnasium zu Stockholm, Direktor Matthiä, einen Lehrer, wel-

cher in den Hörsälen der Wissenschaften die praktische Schule des Lebens gefunden hatte, und die treffliche Gabe besaß, die Menschenwürde mit dem Geiste der Liebe aus den Tiefen des Gemüths hervorzulocken. Gustav Adolph (s. d.) wurde zum Kampfe gegen die Ligue gerufen. Bevor er nach Deutschland eilte, ordnete er die Triebräder seines Reichs. Gestützt auf eine Akte, welche die weibliche Linie Karls IX. für thronfähig erklärte, ließ er, im Falle seines Hintritts, von seinen Landständen und Kriegsheeren Christinen den Huldigungseid leisten. Seinen 5 Oberkämmerern überließ er die Zügel des Reichs und die Oberaufsicht über die Unmündige. Seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Casimir, übertrug er die Verwaltung des Finanzwesens und seiner vortrefflichen Schwester Katharina die spezielle Sorge für Chr's Erziehung. Als eine unsichtbare Hand plötzlich den Lauf jenes gothischen Gestirns unterbrochen, und Gustav Adolph, wie von einem Blitzstrahle getroffen, bei Lützen (1632) gesunken war, bemächtigte sich Aller bei Anlangung dieser Trauerbotschaft starres Entsetzen. Sogleich beriefen die Kronbeamten eine Ständeversammlung, und berathschlagten über Chr's Thronerbung. „Wer ist diese Tochter Gustavs?" rief ein Mitglied aus dem Bauernstande, in einem Tone, der Keckheit verrieth. „Wir kennen sie nicht, wir haben sie niemals gesehen!" tönte ein mehrstimmiger Nachruf. Der Reichstagsredner führte hierauf Chr. in den Versammlungssaal. Da donnerte ihm ein ungestümes Geschrei entgegen: „Ja, es ist das lebhaftige Ebenbild Gustavs! Heil ihr! Sie sey Königin über uns und unsere Kinder!" Kaum sechs Jahre alt, wurde sie mit dem Diadem, welches von dem kostbaren Blute ihres Vaters noch triefte, gekrönt. Sie bestieg den Thron, empfing die Huldigungen der Nation, und heiligte ihre erhabene Bestimmung durch einen Eid. Begabt mit seltenen Naturfähigkeiten, erlernte sie die alten Sprachen und die zu einem Staatsregiment erforderlichen Wissenschaften mit wunderbarer Leichtigkeit. Die Lebensweise ihrer Jugend trägt den Anstrich der Sonderbarkeiten, die die Folge ihres ganzen Lebens charakterisiren. Sie war unermüdlich in Fußreisen, lag oft und lange in der Abendluft auf der bloßen Erde, ertrug Hitze und Kälte, Hunger und Durst ohne die geringsten Beschwerden, liebte Pferde, Jagd und männliche Spiele, trug männliche Kleidung, verachtete den Umgang mit ihrem Geschlechte, war mißtrauisch und argwöhnisch, jähzornig und stolz, ungeduldig und spöttisch. Der Großkanzler Oxenstierna unterrichtete sie seit seiner Rückkehr nach Stockholm (1636) in der Regierungskunst. Täglich brachte er drei bis vier Stunden bei ihr zu, und war nicht selten genöthigt, ein Kind zu bewundern, welches bei dem brennenden Verlangen nach Kenntnissen die gediegenste Urtheilskraft an den Tag legte. In ihrem sechszehnten Jahre ward ihr schon der Zutritt in den Senat gestattet. Nach ihrem ersten Erscheinen wohnte sie sofort allen Berathungen in Person bei, und es wurde kein Entschluß mehr gefaßt, ohne ihr Urtheil und ihre Genehmhaltung zuvor eingeholt zu haben. 1642 wollten die 5 ersten Reichsbeamten, ihre Vormünder, Christinen schon die Zügel der Verwaltung anvertrauen; aber die Königin bat, ihre Volljährigkeitserklärung noch 2 Jahre zu vertagen, weil sie noch nicht die erforderliche Kraft des Herzens und die durchaus nöthige Tiefe des Verstandes zur Ertragung einer solchen unangemessenen Bürde erlangt habe. Erst am 7. Dez. 1644 legte sie den Königseid ab, und trat die unumschränkte Verwaltung ihrer Staaten an. Weisheit und Klugheit, Charak-

terfestigkeit und Umsicht bezeichneten ihren würdevollen Regierungsantritt. Zu Brömsebro leitete sie mit Dänemark Friedensunterhandlungen ein, und erlangte am 8. des Herbstmonats 1745 einen, unter der Gewährleistung des Königs von Frankreich abgeschlossenen Frieden, der das schwedische Reich durch Gothland, Oesel, Jemteland, Halland und Herjedalien vergrößerte. Sie unterzeichnete den Osnabrücker Frieden, empfing an baarem Gelde die Entschädigungssumme von 5 Mill. Reichsthaler und an Ländereien Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern, Rügen, Wismar, Bremen und Verden. Handel und Schifffahrt belieh sie mit vortheilhaften Previlegien, und erhob den Bergwerksbau; sie stiftete Universitäten und Schulen, schenkte der Geistlichkeit, neben andern großen Rechten und Freiheiten, nicht unbedeutende Pfründen und befreite das Land selbst von mehreren drückenden Abgaben und Zöllen. Ihre unüberwindliche Abneigung gegen jedwede Beengung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit und ihre allzuvertrauten Verhältnisse, in denen sie mit dem Grafen Magnus de la Gardie lebte, ließen sie die Bewerbungen des Prinzen Ulrich um ihre Hand, und die ihres Vetters Karl Gustavs, welcher ihr sogar von den Reichsständen zum Gemahl vorgeschlagen wurde, von sich weisen. Polen empfand eine heimliche Freude über die Nichtvermählung der Königin und wagte es, mit seinen fast vernichteten Ansprüchen auf die schwedische Krone mehr und mehr aus dem Hintergrunde hervorzutreten. Der durch seine Verdienste beim Volke nicht unbeliebte Adel hoffte, mit dem Tode Chr.'s einem Sprößlinge das Staatsruder in die Hände zu spielen, und echte Patrioten sahen mit Erlöschung der rechtmäßigen Linie Gustav Adolphs aus der schwedischen Monarchie ein Wahlreich aufblühen. Den Keim aller dieser verschiedenartigen Interessen zerstörte Chr. aber dadurch, daß sie, auf den Fall ihres Todes, in Karl Gustav einen Thronfolger vorschlug, und um Bestätigung desselben die Reichsstände anrief. Als dieser Fürst, ein edler, feuriger und kriegerischer Held, 1650 aus Deutschland zurückkam, wurde er aufs Feierlichste zum Großerbprinzen erklärt und ihm die standesgemäßen Einkünfte zur Unterhaltung seines Hofstaates angewiesen. Fast zu gleicher Zeit wurde der bisher verschobene Krönungsakt Chr.'s aufs Prachtvollste (20/30 des Weinmonats 1650) vollzogen. Sie verließ ihre Residenz und zog von dem nahegelegenen Landgute Jakobstadt auf einem Triumphwagen in Stockholm ein. Ein schöner Italiener, der Marchese Monaldeschi, trat jetzt bei der Königin auf: sie erhob ihn zu ihrem Oberstallmeister und bewies, daß sie keine Feindin von einer schönen männlichen Figur war. Seit dieser Zeit offenbarte sie einen Ueberdruß an den Staatsgeschäften, verschenkte einen großen Theil der Krongüter ihren Begünstigten, verlieh die höchsten Staatswürden den Unverdienten, und führte einen Hofstaat, dessen verschwenderische Pracht das an Simplicität gewöhnte Volk ärgern und empören mußte. Die Staatseinkünfte wurden erschöpft; die Eifersucht des vernachlässigten Adels murrte; die Geistlichkeit scheute sich nicht, ihr Mißvergnügen öffentlich kund zu geben, und der gemeine Mann sehnte sich nach milderm Regimente. Da trat, von dieser Lage des Reichs, von den Motiven der Ruhmsucht und des Ehrgeizes bewogen, Chr. am 25sten des Weinmonats 1651 in den Senat, erklärte, sich der Regierung begeben und die Verwaltung des Reichs ihrem bestätigten Thronfolger überantworten zu wollen. Die nachdrückliche Sprache eines Kanzlers Axel Oxenstierna, auf dem noch der Geist Gustav Adolphs

ruhte, und welcher ihr die gewichtigen Worte zu Gemüthe führte, daß der wahre Ruhm nicht sowohl in Erwerbung, als Erhaltung desselben bestehe; daß, wenn sie das Staatsruder niederlegte, sich alle Staatsdiener von den öffentlichen Geschäften zurückziehen würden; daß man die Schulden der Krone abführen und ihr ein ansehnliches Kapital zum Unterhalt eines glänzenden Hofstaates bewilligen wolle, bewog Chr., den königlichen Scepter wieder zu ergreifen und ihn eine Zeitlang wieder in ihren Händen zu behalten. Von den Sorgen der Staatsgeschäfte erholte sie sich in dem Gebiete der Wissenschaften und Künste. Sie unterhielt mit vielen Gelehrten Briefwechsel und berief mehre an ihren Hof. Descartes, Grotius, Salmasius, Bochart, Huet, Chevreau, Naudé, Vossius, Conring, Maibom erschienen in Stockholm, und die Königin unterhielt mit ihnen lebhaften Verkehr. Unter den literarischen Lustbarkeiten, die sie mit den ernsthaften Studien verband, war auch der griech. Tanz, welchen sie von Meibom (s. d.) und Naudé ausführen ließ. Den Vossius sandte sie auf Reisen und ließ ihn seltene Handschriften, Bücher und Münzen um jeden Preis an sich kaufen. Sie selbst vervollkommnete sich in der Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, der Münzkunde und in der Kenntniß der Alterthumswissenschaften. Die Astronomie fesselte sie so sehr, daß sie ihr manche schöne Nacht aufopferte. In den Umarmungen des Monaldeschi kam ihr der nordische Himmel Schwedens ungemein frostig vor; sie sehnte sich nach dem glücklichern Italien, die Staatsgeschäfte wurden ihr lästig und von Neuem regte sich der Entschluß, sich für immer der Regierung des Reichs zu begeben. Sie berief zu diesem Zwecke auf den 21. März 1654 eine Ständeversammlung nach Upsala, wo sie ihren Entschluß vortrug, und, trotz aller mahnenden Bitten dagegen, dennoch auf demselben beharrte. Der 6/16 des Heumonats 1654 war der Tag, wo ihre Abdankung erfolgen sollte. Sie glich einer Theaterscene. Mit Krone und Purpur bekleidet trat Christine in den Versammlungssaal, bestieg einen Thron, neben welchem sich Karl Gustav niederlassen mußte, hielt eine feierliche Rede und ließ folgende Verzichtungsakte vorlesen: „Sie entsage auf immer für sich und ihre Nachfolger allen ihren Rechten auf die schwedische Krone, sie überantworte dieselbe nebst allen ihren Ansprüchen ihrem Vetter, dem Prinzen Karl Gustav, und mache ihn unter der Bedingung zu ihrem Nachfolger, daß er ihr Lebenslang den Besitz der zur Apanage bedungenen Ländereien versichere, nämlich Stadt und Schloß Norköping, die Inseln Oeland, Gothland und Oesel, Wollin, Usedom, die Stadt und das Schloß Wolgast, nebst einigen Tafelgütern in Pommern, wie auch Pöle und Neukloster im Mecklenburgischen. Sie behalte sich die Freiheit vor, drei Aemter in Pommern und eins von der Insel Oesel, falls sie es für gut fände, an schwedische Unterthanen zu verkaufen, zu verpfänden oder zu vergeben, ohne über die andern mit gleicher Macht schalten und walten zu können. In Ansehung ihrer Person und ihrer Diener bedinge sie sich unumschränkte Freiheit, ohne irgend einem Menschen verantwortlich zu seyn. Nach Verlesung und Bestätigung dieser Akte wurde sie ihres königl. Schmuckes entkleidet und Karl Gustav mit den Insignien geziert. Nach ihrer Entsagung verweilte sie nicht lange mehr in Schweden. In männlicher Kleidung nahm sie über den Sund ihren Weg durch Dänemark. Von da ging sie nach Deutschland über und langte nach einigen Querzügen in Brüssel an. Hier legte sie insgeheim das Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche in die Hände eines

Dominikaners, P. Guemes. Ihr Kunstsinn und der Einfluß der Jesuiten auf ihre Denkweise scheinen bewegender Grund zu dieser Religionsumänderung gewesen zu seyn. Der neu erwählte Pabst Alexander VII., der seine Freude über den Uebertritt einer solchen wichtigen Person nicht verbergen konnte, wollte diese Bekehrung zum Werkzeuge seines Einflusses machen. Zu diesem Behufe eröffnete er der Königin die Nothwendigkeit, das Bekenntniß des kathol. Glaubens öffentlich zu wiederholen, um beim Betreten des Kirchenstaates der feierlichsten Aufnahme gewärtig seyn zu können. Unter großem Schaugepränge genügte sie diesem päpstlichen Willen zu Innspruck, wo sie unter der ergötzlichsten Pracht des festlichen Aufzugs sich nicht erwehren konnte, mehrmalen auszurufen: O che bella! (O wie schön!) — Von da reiste sie unter beständiger Begleitung ihres Lieblings Monaldeschi nach Italien. Durch das Thor del Popelo, welches von Bernini nach Umrissen des Michel Angelo auf das Reichste ausgeschmückt war, trat die Königin in Amazonentracht wie eine siegreiche Heldin im Triumphzuge in Rom ein. Unter dem Donner der Kanonen stieg sie ernst und feierlich die Stiegen der Peterskirche hinan in die Kapelle des Pabstes und empfing hier, mit dem Beinamen Alessandra, von dem heiligen Vater die Firmung und das Abendmahl des Herrn. Während ihres Aufenthaltes daselbst besuchte sie die berühmtesten Jesuiten-Kollegien, besah die plastischen Kunst- und Denkmäler des Alterthums und versammelte in den Stunden ihrer liebefreien Muße die Gelehrten Italiens um sich herum, sodaß man ihren Pallast eine Akademie der schönen Künste und Wissenschaften nennen mochte. Auf einer päpstlichen Galeere schiffte sie von Rom nach Frankreich über. Mit standesgemäßen Ehrenbezeugungen wurde sie in Paris empfangen. Nach Besichtigung der dortigen Merkwürdigkeiten reiste sie nach Compiegne, wo sich der königl. Hof aufhielt. Nachdem sie hier eine Fülle von Weihrauch eingesogen, begab sie sich nach Turin. In der Absicht, Friedensvermittlerin zwischen Spanien und Frankreich zu werden, kam sie von Neuem an die Ufer der Seine. Diesen zweiten Aufenthalt verewigte sie auf eine blutige Weise in den Memoiren ihrer Lebensgeschichte. Ließ auch einst Elisabeth den Grafen Esser hinrichten, so lag hierzu ein Grund in den politischen Ereignissen der Zeit, und Elisabeth war alt und ihre Neigung zu ihm längst erkaltet. Aber Chr. nahm in der Blüthe weiblichen Alters an Moaldeschi grausame Rache, der einen Bestandtheil ihres Herzens ausmachte. So sehr auch die Geschichtschreiber einen Schleier über dieses Ereigniß auszubreiten sich bemühten, so hat man doch soviel ermittelt, daß der Marchese sich entweder in einen andern Gegenstand verliebte, und dieß Chr. aus seinen Papieren entdeckte, oder er hatte sich der Ausplaudereien gewisser Geheimnisse verdächtig gemacht. Diese Herzenshärtigkeit gegen ihren Oberstallmeister wurde durch die frischere Jugend des Santinelli unterstützt. Genug, sie ließ ihren ehemaligen Liebling auf die empörendste Weise ermorden, und weder Tesmars Vertheidigung: Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum (jedes auffallende Beispiel hat einen Anstrich von Ungerechtigkeit), noch Leibnitzens Schutzrede, haben der entmenschten That vortheilhaften Schein geben können. Der franz. Hof mißbilligte empfindlich diese eigenmächtige Blutthat. Der Papst Alexander VII. warf den Bannstrahl seines tiefen Unwillens auf dieses schändliche Werk der Rache. Entrüstet verließ sie Frankreich und kam über Livorno wieder nach Italien. Um diese Zeit

geriethen ihre Finanzen in Verfall. Schweden kriegte in Polen, Dänemark, Brandenburg und Pommern; die Orte, woraus ihre vorzüglichsten Einkünfte flossen, waren von brandenburgischen Truppen besetzt, und ihre bei der Niederlegung der Krone bedungenen Gefälle blieben aus. Dieser Zustand nöthigte sie ihr Silbergeschirr und Geschmeide für ein baares Darlehen zum Unterpfand wegzugeben. Als der Papst hiervon Kenntniß erhielt, ließ er ihr einen jährlichen Gehalt v. 12,000 Scudi auszahlen und übertrug dem Kardinal Azzolini die Oberaufsicht über ihren Haushalt. Die Nachricht von Karl Gustav's Tode bewog sie nach Schweden zu gehen. Da dieser einen kaum 4jährigen Prinzen zum Nachfolger hinterließ, so scheinen Thronansprüche die Ursache dieser Reise gewesen zu seyn. Sie überreichte in Stockholm dem Senate einen schriftlichen Vortrag, worin sie um erneuerte Bestätigung der zu Upsala 1654 ihr bewilligten Rechte und um die Versicherung bat, daß ihre Religionsveränderung der Ausübung jenes Vertrags kein Hinderniß in den Weg legen solle. Der Senat nahm keinen Anstand, ihr diese Bitten zu bewilligen. Nach Zusicherung ihrer Renten überreichte sie eine zweite Denkschrift, worin sie erklärte, daß sie, im Falle der jetzt regierende König ohne Erben erblassen sollte, die ihr alsdann anheimgefallene Krone wieder annehmen würde. Diese Schrift wurde von den Reichsständen mit würdevollem Ernst zurückgewiesen. Ja Chr. wurde genöthigt von Neuem auf den königlichen Scepter zu verzichten und ihre Entsagung in einer zweiten Akte zu bekräftigen. Unangenehme Begegnisse mancherlei Art und die Erfahrung, daß man sie wie eine bloße Namenskönigin in Stockholm behandle, bestimmten sie zur Rückreise. Auf geheimen Antrieb des Papstes zwar unternahm sie in der Folge eine nochmalige Wanderung nach Schweden; allein die Verordnungen der Reichsstände zur Sicherheit der Person ihres jungen Königs, welche für Chr. höchst beleidigend seyn mußten, machten einen solchen Eindruck auf sie, daß sie, ohne Stockholm gesehen zu haben, wieder umlenkte. Der Tod des Papstes Alexanders rief sie nach Italien zurück. Sein Nachfolger Clemens IX. empfing sie mit zuvorkommender Freundlichkeit. Sie stiftete jetzt die Akademie der Arkadier und führte darin, unter dem Namen Basilissa, das Präsidium. Zur Vermehrung ihres Münzkabinets kaufte sie Güterstücke an und ließ rings in der Umgegend von Rom nach den Ueberresten des Alterthums graben. Unter dem Papste Innocenz XI., welcher ihr den, aus der apostol. Rentkammer so lange erhaltenen Jahrgehalt von 12,000 Scudi entzog, mußte sie manche demüthigende Kränkung erfahren. Im April 1689 endete sie ihr thätiges Leben. Sie ward in der Peterskirche beigesetzt, und der Papst ließ ihr ein Denkmal mit einer langen Inschrift errichten. Sie selbst hatte nur die wenigen Worte verlangt: Vixit Christina Annos LXIII. Ihr Haupterbe war der Kardinal Azolini, ihr Intendant. Die Bibliothek kaufte Alexander VIII., der 900 Handschriften im Vatican niederlegen ließ und die übrigen Bücher seiner Familie gab. Die Gemälde und Antiken kaufte Odescalchi, der Neffe Innocenz XI. 1722 kaufte der Herzog Regent von Frankreich einen Theil der Gemälde um 90,000 Scudi. Den Reichthum dieser Sammlungen erkennt man aus den beiden Werken, worin sie beschrieben sind, nämlich Haverkamp's „Nummophylacium reg. Christinae" und das „Museum Odescalcum." Chr. gehört zu den seltenen Erscheinungen in dem Gebiete der Weiblichkeit, welche wir, ihrer ausgezeichneten Talente, der

Tiefe ihres Verstandes, ihrer Charakterstärke und ihres muthigen Geistes halber bewundern, aber nicht lieben können. Durch ihre Erziehung war sie außer den Grenzen ihres Geschlechts herausgetreten, und ganz geeignet, im Krieg und Frieden, ein weitumfassendes Reich zu regieren. Nur aus ihrem Ruhmgeize erklärte sich die Wandelbarkeit ihrer Gesinnungen; aber ein Widerspruch bleibt es immer, wie sich ihr aufgeklärter Geist zu einer mystischen Schwärmerei und zu abergläubigen Träumereien verirren konnte. Ihre Gestalt war klein; ihre Gesichtsfarbe braun; ihre Stirn breit; ihre Augen lebhaft und von sanftem Anblick. Sie hatte eine Habichtsnase und einen großen, jedoch lieblichen Mund. Mit den Frauen hatte sie nichts, als ihr Geschlecht gemein. Ihre Stimme, ihre Art zu reden, Gang, Betragen, Gesichtszüge, waren durchaus männlich. Sie saß meistens zu Pferde und zwar in Amazonenkleidung, mit einer Hutbedeckung. Sie hat einige kleine Werke hinterlassen, in denen sich ihr Charakter und ihre Denkart abspiegeln, und die größtentheils in Archenholz's Memoiren dieser Prinzessin (1751, 4 Bde., 4.) enthalten sind. Die Aechtheit der 1762 unter ihrem Namen erschienenen Briefe ist durch Nichts erwiesen.

Christine de Pisan, in der franz. Literärgeschichte berühmt durch ihre Memoiren, von ital. Abkunft, die Tochter des Astrologen-Königs Karl V, am Hof erzogen und wohl gelitten, dann von mancherlei Widerwärtigkeiten verfolgt und von häuslichen Sorgen gedrückt, beschloß die Geschichte des Königs — welcher ihr Gönner gewesen war — in biographischen Memoiren zu erzählen. Es fehlte ihr weder an Kenntnissen noch an Talenten, sie verstand Lateinisch, machte auch französ. Verse. Sie war 35 J. alt, da sie die biographischen Memoiren zur Geschichte Karls V. 1399 zu schreiben anfing. Es fehlte ihr also auch nicht an Reife des Verstandes; doch konnte sie auch als Schriftstellerin das Weib nicht verleugnen: denn mit der Beschreibung der Gestalt des Königs hat sie ein ganzes Kapitel ausgefüllt. Auch das Ceremoniell, das damals am franz. Hofe eingeführt wurde, beschreibt sie sehr umständlich; ein wenig ceremoniös muß diese Schriftstellerin wohl überhaupt gewesen seyn. Ihr Styl schreitet stattlich und zierlich in einer nicht gemeinen Folge prägnanter Wörter und gewöhnlich in langen Perioden, nicht ohne Anmuth fort. Hätte sie weniger pretiös geschrieben, so würden ihre Memoiren in rhetorischer Hinsicht noch merkwürdiger seyn. Ihre Memoiren stehen, nur hier und da ein wenig abgekürzt, in der „Collectiou universelle," 5r Thl. Sie starb 1420.

Christofani (Pietro Paolo), einer der berühmtesten Mosaikmaler Italiens, blühete gegen das Ende des 17. Jahrh. in Rom. Er errichtete eine eigene Schule, und lieferte schöne Meisterwerke in diesem Fache der Kunst, unter denen sich die heilige Petronella, nach Guercino, vorzüglich auszeichnet. Dieses Gemälde, welches allein Christofani's Celebrität unvergänglich macht, ist auch noch dadurch berühmt geworden, daß man bei seiner Anstaunung und Bewunderung auf die Idee fiel, alle Gemälde der Peterskirche nach seinem Style zu kopiren.

Christoph, der sich den Beinamen des Heiligen durch sein glänzendes Märtyrerthum erwarb, soll nach Einigen aus dem Lande Canaan, oder wie die Griechen vorgeben, aus Syrien oder aus Cilicien herstammen. Nachdem er von Babylas, Bischofe von Antiochien, mittelst der Taufe in das Christenthum aufgenommen war, verließ er sein Va-

terland und predigte in Lycien mit apostolischem Eifer die Heilslehre Christi. Zur Zeit der Christenverfolgungen, namentlich unter der Regierung des römischen Kaisers Decius (253), bestand er die Qualen der Folter für seinen Glauben mit unerschütterlichem Muthe und verblutete sein Leben für ein höheres Gut am 25. Juli 255 mit ruhiger Ergebung. Den Tag seines Todes feiert die kathol. Kirche auf den 25. Juli, und das Fest seines Andenkens fällt bei der griechischen Kirche auf den 9. Mai. Da sein Name Christoph durch Träger Christi übersetzt wird, so findet man ihn gewöhnlich, das Jesuskind auf seinen Schultern tragend, als einen Mann von colossaler Größe abgebildet.

Christoph der Kämpfer, Herzog von Baiern, geb. 1449, war von Jugend auf — wie dieses in dem damaligen Zeitgeiste lag — weniger für Kenntnisse und Unterricht eingenommen, als er vielmehr in den Beschäftigungen der Waffen, der Jagd, des Ringens und Laufens sein höchstes Vergnügen fand. Im Schloß zu München zeigen noch 3 Nägel in der Wand die Höhe, zu der er es im Springen brachte, wovon die alte Inschrift Kunde gibt. Auch liegt daneben ein großer Stein von mehreren Centnern, welchen er mit den Füßen weit schleuderte. Da sein Bruder, der regierende Herzog Albrecht, die Alleinherrschaft zu behaupten suchte, so bekam nur Christoph einige Güter und Schlösser. Allein von Natur unruhig, aufbrausend und ungestüm, hatte er immer Händel mit seinem Bruder. Dieser ließ ihn einstmal, da er eben im Bade war, gefangen nehmen; denn auf andere Art wagte Keiner, ihn zu ergreifen. Er wurde dann in die Altveste zu München gefangen gesetzt; doch ließ in der Folge der Herzog ihn auf Verwenden der Stände wieder los. Christoph, entrüstet ob solcher Behandlung, rächte sich dadurch, daß er dem Grafen Niklas von Abensberg, Vertrauter des Herzogs, welcher an seiner Gefangennehmung den vorzüglichsten Antheil genommen hatte, auf der Straße nach Freising am Wege auflauerte und ihn erschlug. Noch steht das Denkmal dieser That auf derselben Straße. Auf der durch Pracht und Aufwand bekannten Hochzeit des Herzogs Georg von Baiern-Landhut erlegte Christoph in einem Zweikampf den riesenartigen Ritter aus dem Norden, welcher die ganze da versammelte deutsche Ritterschaft höhnte. Er machte viele Reisen und Feldzüge, besonders im ungarischen Heere mit, auch im flandrischen Kriege, wo er sich durch seine Tapferkeit Ruhm erwarb. Später schloß er sich dem Herzoge Georg an, welcher dem König Maximilian gegen Ungarn zu Hülfe eilte. Auch in diesem Kampfe zeichnete sich Christoph aus. Er erkletterte zuerst die Mauern von Stuhl-Weißenburg und öffnete dem Kaiser die Thore. Durch die Beschränkung der Freiheiten und Rechte des Adels, welche die Alleinherrschaft des Herzogs veranlaßten, bildete sich unter dem Adel in Baiern der Löwler-Bund, zu dessen Haupt man den Herzog Christoph erwählte. Dieser Bund führte mit dem Herzog Krieg, wurde aber bald durch dessen Waffen und das Ansehen des Kaisers aufgelöst. Herzog Christoph, des unruhigen und freudenlosen Lebens im Vaterlande müde, entschloß sich in Begleitung mehrerer Fürsten und Edlen Deutschlands, nach Palästina zu wandern. Auf der Heimkehr befiel ihn eine Schwäche und er starb zu Rhodos in den Armen des Großmeisters, am 15. August 1493. Er war der letzte Rittersmann in Baiern und das Opfer des neuen politischen Systems.

Christoph, Herzog von Würtemberg, einziger Sprößling des Herzog Ulrich von Würtemberg und der Prinzessin Sabine von Baiern, wurde am 12. Mai 1515 geboren. In früher Jugend erscheint er gleichsam wie der Spielball eines launigen Schicksals. Noch Säugling, reißt ihn seine Mutter von ihrer Brust los, flieht aus Würtemberg und läßt den armen Kleinen mit seiner Schwester zurück; im 4. J. wird sein Vater von dem schwäbischen Bunde seines Landes und seiner Leute beraubt, und das Herzogthum, ohne Bedacht auf den unschuldigen Thronerben, an die Brüder Karl und Ferdinand v. Oestreich um wenige Silberlinge verkauft, Christoph aber nach Innspruck und dann nach Wien gebracht, um eine ersprießliche Erziehung allda zu genießen. 1529 wäre er bei der Belagerung Wiens durch Soliman beinahe eine Beute der Muselmänner geworden, wenn nicht sein Hofmeister Tyfferni den jungen Prinzen gerettet hätte. Kaum dieser Gefahr entronnen, drohte ihm eine neue; denn Karl V. wollte ihn nach Spanien und mit der Entfernung seiner Person seiner Kronansprüche in Vergessenheit bringen. Er wäre sicher ein Opfer dieser castilischen Politik geworden, wenn ihm nicht sein Erzieher Mittel an die Hand gegeben, vor der Einschiffung nach Spanien von der Umgebung des Kaisers sich loszureißen und auf unbesuchten Wegen, nach mancherlei Gefahren, zu seinem Oheim, dem Herzog von Baiern, zu gelangen. Hier stellte er sich als den legitimen Thronfolger von Würtemberg dar, und obgleich Oestreich sein Eigenthumsrecht auf dieses Herzogthum nicht aufgeben wollte, so wurde es durch Philipp den Großmüthigen von Hessen, durch Franz I. von Frankreich, namentlich aber durch die Schlacht bei Laufen und durch die Uebereinkunft von Kaden (1534) genöthigt, den Scepter des Herzogthums seinem rechtmäßigen Fürsten wieder zu überantworten. Doch mußte Ulrich eine Akte unterzeichnen, kraft deren sein Land ein Afterlehen von Oestreich bleibt. Christoph, welcher von seinem Vater aus mancherlei Gründen nicht geliebt wurde, verließ auf dessen Befehl von Neuem das von seinen Ahnen so lang besessene theuere Eigenthum und suchte auf fränkischem Boden und zwar unter dem Heere ein glücklicheres Loos. Nach vielen Fährlichkeiten, die er in diesem nicht selbst gewählten Berufe bestanden, rief ihn sein Vater, gleichsam nach einer achtjährigen Verbannung, wieder an seinen Hof zurück und vermählte ihn mit der anspachischen Prinzessin Anna Maria (1544). Der Prinz zog mit seiner Gemahlin nach Mömpelgard und hatte kaum einige ruhige Jahre in dem Schoße seiner Familie verlebt, als sich von Neuem verderbenschwangere Wolken über seinem Haupte zusammenzogen. Weil der Herzog Ulrich (1546) auf die Seite des schmalkaldischen Bundes getreten und ihm thätige Hülfe gegen Karl V. geleistet hatte, wurde er vom Kaiser Ferdinand der Felonie angeklagt und sein Herzogthum als verwirktes Afterlehen der östreichischen Krone für anheimgefallen erklärt. Der regierende Fürst wurde in Anklagezustand versetzt und der schon begonnene Prozeß würde für ihn ein trauriges Ende genommen haben, als ihn sein im Jahre 1550 erfolgter Tod eines schimpflichen Urtheils überhob. Gleich nach Erledigung des Throns ergriff Christoph die Zügel des Reichs, und obschon die feindlichen Maßregeln von Seiten Oestreichs gegen die würtembergische Krone festgesetzt wurde, so schien doch Karl V. dem jungen Regenten wohlwollend zu sein, und durch den Krieg des Kurfürsten Moritz von Sachsen, wie durch den pas-

sauer Vertrag, nahm Ferdinand eine nicht unbedeutende Entschädigungssumme an, leistete auf den herzogl. Purpur Verzicht und überließ Christoph'n das Land unter denselbigen Bedingungen, als es sein Vater durch die Vermittelung Philipps von Hessen einst wieder erlangt hatte. Jetzt suchte Christoph den schon unter der Regierung seines Vaters in seine Staaten eingeführten, durch das Interimsedikt in seinem Fortschritte aber wirklich unterbrochenen und gehemmten Protestantismus kräftig zu befördern; er setzte gleichsam aus den ältesten Dienern der Religion ein Consistorium nieder, welches ihren jüngern Amtsbrüdern mit Lehre und That vorangehen und über die Einheit des Lehrbegriffs wachen mußte. Er verlieh den Geistlichen eine Art von Sittengericht in den Kirchenconventen und ließ die Kirchengüter von den dazu bestellten Personen verwalten und zu nützlichen Zwecken verwenden. Ein Denkmal seines Namens setzte er sich in Errichtung der würtemberg. Klosterschulen und in der Gründung des theologischen Seminars zu Tübingen. Nicht viel weniger bekümmerte er sich um die Verbreitung der Reformation; selbst in den entferntesten Ländern des barbarischen Slawoniens und Serbiens suchte er derselben den Eingang zu verschaffen und ließ Uebersetzungen in mehren Sprachen von den christlichen Religionsurkunden in Urach und Tübingen veranstalten. Indem er der Freiheit seiner Unterthanen große Vorrechte einräumte, wußte er sie wider den Mißbrauch derselben durch ein Gesetzbuch zu regeln, das man vorzugsweise das würtemberg. Landrecht nennen kann. Wenn auch seine Zusammenkunft mit Katharina von Medicis für das Schicksal der Hugenotten in Frankreich von keinen Folgen war, so verdankte ihm doch der Religionsfrieden von Augsburg (1555) sein Daseyn, welchen er in dem Augenblicke herbeiführte, als man unverrichteter Weise die Versammlung aufheben wollte. Nicht allein das Lutherthum verehrte in ihm einen der weisesten Regenten, sondern auch die Katholiken legten überall eine ehrfurchtsvolle Hochachtung gegen ihn an den Tag. Auf seinen Antrieb wurde die Versammlung von Naumburg (1560) berufen, wo man sich noch fester an die augsburgische Confession anschloß, und er war es, der als Abgesandter des deutschen Reichs mit nach Frankreich zog, um über die Herausgabe der Deutschland zugehörigen lothringischen Bisthümer Verträge abzuschließen. An ihn wandte sich der Kaiser Ferdinand, daß er das letzte Hinderniß, welches der Wahl seines Sohnes Maximilian zum römischen König noch im Wege stand, vollends beseitigen möchte, und welche innige, traute Freundschaft verband diesen Maximilian selbst mit Christoph, dem Katholiken und dem Lutheraner, zu einer Zeit, wo Verschiedenheit der Religion die heiligsten Verhältnisse des Lebens aufhob! So lebte, so wirkte Christoph 18 Jahre als regierender Herzog von Würtemberg; er starb, zu früh geschwächt von den Anstrengungen seiner Jugend, den 23. Dez. 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiser, am meisten von seinen Unterthanen; aber sein Andenken lebte in dem Gedächtnisse eines jeden edlen Würtembergers fort, und nicht selten hört man ihre Zufriedenheit mit ihrem Regenten durch die Worte bezeichnen: „Er ist der zweite Christoph"! Mit seinem Sohne Ludwig erlosch seine Fürstenlinie. J. C. Pfister hat des Herzogs Christoph Leben aus größtentheils ungedruckten Quellen beschrieben (2 Th., Tübing. 1819 fg.).

Christoph, s. Haiti und Heinrich.

Christus, s. Jesus. Eine der berühmtesten Abbildungen von ihm ist

zu Rom, die Acheiropoieta (nicht von Menschenhand gemacht) genannt wird, und die man nur mit vielen Bemühungen und hoher Protektion im Allerheiligsten zu sehen bekommt. Sie ist 7 Palmen hoch und 3 breit, die ganze Figur, auf Holz gemalt, wovon es noch nicht recht hat ausgemittelt werden können, ob es von einer Ceder, einem Oelbaum oder Palmbaum ist. Weil aber das Gesicht ganz beschädigt ist, entweder durch das Alter, oder durch den Qualm der Menge Kerzen, die vor demselben gebrannt haben, oder durch die Holzwürmer, so hat man es mit großer Kunst auf Leinwand neu gemalt und damit das alte überklebt. Dieß Gemälde gehört zu denjenigen, die gegen das Ende des 6. Jahrh. in Umlauf kamen.

Christusköpfe. Die höchste Aufgabe für die größten Maler und Bildhauer bleibt die würdevolle Darstellung des Gottmenschen. An ein wirkliches Portraitiren ist hier nicht zu denken; denn die Sage von einem Abdrucke des Angesichtes des Heilandes in einem Tuch, den der König Abgar von Edessa besessen haben soll, und von einer ähnlichen Abbildung im Schweißtuche der h. Veronika, ist ungegründet, sowie die von einem Gemälde, das der Evangelist Lukas verfertiget haben soll. Ein Brief, den man dem Lentulus, Landpfleger in Judäa, dem Vorgänger des Pilatus, zuschreibt, portraitirt den Heiland mit einigen trefflichen Zügen, doch wird er von den meisten Gelehrten für unecht gehalten. Zu den ältesten auf uns gekommenen Christusbildern gehört ein Basrelief von Marmor, auf einem Sarkophag, wahrscheinlich aus dem 2. Jahrh. in dem Vatikan zu Rom. Christus erscheint auf diesem noch als Jüngling, ohne Bart, mit römischen Gesichtszügen und sanftgelockten, herabwallenden Haaren, in eine röm. Toga gekleidet, auf einem curulischen Stuhle sitzend. Noch ein anderer Sarkophag wird dort aufbewahrt aus dem 4. Jahrh.; auf diesem befindet sich ein Christusbild mit ovalen, orientalischen Zügen, gescheitelten Haaren, kurzem schlichtem Bart. Dieses Bild blieb den neugriechischen und italienischen Malern, bis auf Mich. Angelo und Rafael, Modell zu ihren Christusköpfen. Seit dem 16. Jahrh. tragen die Christusbilder oft die Züge des Volkes, zu dem der Künstler gehört. Jeden talentvollen Künstler, der sich an die Schöpfung eines solchen Bildes wagt, muß die Christuslehre durchglühen und begeistern; er muß verstehen, den göttlichen Ernst mit der Milde zu paaren. Wie den Griechen Phidias ein Vers aus dem Homer, wo Zeus mit seinen Augenwimpern den ganzen Olymp erschüttert, so muß und unendlich mehr noch der Christusbildner begeistert werden, wenn er Christi Wort lieset: „Geh' hin mein Sohn, meine Tochter, sündige hinfort nicht mehr; laßt die Kleinen zu mir kommen; zerstört diesen Tempel und ich will ihn in drei Tagen wieder aufbauen." Diese und ähnliche Züge aus den Evangelien müssen den Künstler durchdrungen haben; sie müssen Pinsel und Meißel führen, wenn anders solches Werk gelingen soll. Ueberhaupt sollte man nicht dulden, daß ein mittelmäßiger Künstler, oder gar ein Pfuscher, ein Bild des Erlösers verfertigen dürfe; dann würde sich nicht als Christusbild so manches Zerrbild vorfinden, geeignet, Ekel vielmehr, als Erbauung anzuregen. Unter den Christusbildern der neuesten Zeit ist jenes von dem berühmten Bildhauer Dannecker 1816—24 zu Stuttgart für die russ. Kaiserin Mutter zu Petersburg in colossaler Größe verfertigte das Merkwürdigste. Die Idee dieses Christus ist aus keinem andern vorhandenen Bilde hervorgegangen. Dannecker verdankt sie ganz seiner ei-

genen Begeisterung und dem Studium der h. Schrift, von der er sorgfältig jede Stelle benutzte, die eine Andeutung über die äußere Gestalt Jesu zu enthalten schien. Er wollte in ihm den Verkündiger der göttlichen Liebe, den Mittler zwischen Gott und den Menschen darstellen; auf diesen Gedanken gründet sich sowohl die ganze Stellung und Haltung des Körpers, als der Ausdruck des Angesichts, auf welchem sich Tiefe und Klarheit, Ernst und Milde, Kraft und Weisheit und die Gabe himmlischer Beredsamkeit ausspricht. In der Anordnung des Gewandes herrscht die größte Einfachheit; es besteht aus einem einzigen Leib-Rock, oben gefaßt und ohne Gürtel, der bis auf die Knöchel herabfließt und bei dessen Faltenwurf der Bildner die Bemerkung des Evangelisten Johannes im Auge hatte, daß der Rock ungenäht und von oben an durch und durch gewürkt war. Mit der Linken deutet Christus gen Himmel, während die Rechte aufs Herz zeigt: eine Geberde, die gewiß von jedem Beschauer verstanden wird, auch ohne die wohlgewählte in lateinischer Sprache abgefaßte Unterschrift des Bildes: Durch mich zum Vater. Die Sammlung und Andacht, mit welcher das Bild von Jedem, dem Laien, wie dem Kenner, betrachtet worden, ist wohl das größte Lob, das diesem Meisterstück der höchste Lohn, der dem Künstler zu Theil werden konnte.

Chrodo (Myth.), ein Gott der alten Deutschen. Er wird auf einem Piedestal als ein alter Mann mit entblößtem Haupte und einem Fische zu seinen Füßen abgebildet. Sein Gewand geht bis auf die Schenkel, und er ist mit einer Binde umgürtet, deren beide Enden auf die rechte und linke Seite herabhangen. In der rechten Hand hält er einen großen Korb mit Früchten und Blumen und in der linken ein Rad. Einige halten ihn für eins mit dem römischen Saturn. Nach der gewöhnlichen Sage ist dieß Bild zuerst zu Harzburg auf dem Harze, welche ehemals Saturnburg (Burg des Saturn) hieß, gefunden worden.

Chrom, ein 1797 von Vauquelin entdecktes Metall von weißer, ins Graue fallenden Farbe, das sehr spröde und feuerbeständig ist. Es läßt sich daher nur schwer schmelzen und bildet bei dem Erkalten nadelförmige Krystalle. In Verbindung mit dem Sauerstoff bildet es die Chromsäure, von einem metallischen herben Geschmack, die in rubinrothen länglichen Krystallen erscheinet, sich im Wasser leicht auflöset und sich auch leicht mit den Laugensalzen verbindet, wo die Auflösungen eine orangegelbe Farbe erhalten und auch eben solche Krystalle liefern: eine Eigenschaft, welche dieser Säure ganz allein eigen ist. Des grünen Kalkes hat man sich in der Porzellanmalerei mit glücklichem Erfolg zu mehren grünen Farbenschattirungen bedient. Das Chrom findet sich im Rothbleierz, im Eisenchrom, im Smaragd ꝛc.

Chromatisch (vom griech.), 1) eigentlich farbig; 2) bei den alten Griechen das Klanggeschlecht, in welchem man in einer Tonreihe von 4 Stufen durch 2 halbe Töne und eine kleine Terz stieg, z. B. e, f, fis, a. Wahrscheinlich heißt es so, weil die Alten die Tonzeichen für dasselbe mit bunter Tinte bezeichneten; nach jetzigen Ansichten ist diese Art zu setzen jedem Begriff von Harmonie ganz zuwider; 3) in neuerer Zeit die Tonleiter (Chr. Tonleiter), welche entsteht, wenn man die Modificationen der Töne, welche die Versetzung der harten oder weichen Tonart auf die übrigen Töne der Tonleiter macht, mit der Reihe der ursprünglichen

Töne verbindet. Eigentlich hat man 2 chromatische Tonleitern: die eine, wo die Töne um einen halben Ton erhöht werden, c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, ais, h und c, des, d, es, e, f, ges, g, as, a, b, h, wo sie um einen halben Ton erniedrigt werden. Diese Tonleiter heißt mit Recht auch eine diatonisch-chromatische, weil die einen kleinen halben Ton ausmachenden Fortschritte (wie c cis, des d) chromatisch, hingegen die einen großen halben Ton bildenden (wie cis, d, c, des) diatonisch sind. (Vgl. Diatonisch und Enharmonisch.)

Chronik (Chronikon, griech.), ein Geschichtsbuch, welches die Darstellung der Begebenheiten eines Landes oder Orts, nach der Zeitfolge der Jahre, enthält. Sie unterscheiden sich von Annalen mehr durch den Sprachgebrauch als in der That, indem Chroniken meist (mit Ausnahme der Bücher der Chronik in der Bibel) mehr für Geschichtsbücher, die in der mittlern Zeit geschrieben sind, gebraucht werden, während Annalen die Geschichtsbücher der ältern Zeit bezeichnen. Meist waren es Geistliche, welche Chroniken verfaßten, wie Eusebius, der Bischof zu Cäsarea, welcher nach ältern vorhandenen Geschichtsbüchern ein „Chronikon" ausarbeitete, das die alte Geschichte umfaßte. Der h. Hieronymus aus Stridon arbeitete es im 4. Jahrh. in latein. Sprache um, und Andere setzten es fort. Zu diesen Chroniken gehören auch viele Geschichtswerke der Byzantiner (s. d.), und das alexandrinische Chronikon („Chronicon paschale"), herausgegeben von du Fresne. Ferner die Chroniken, welche von Mönchen, besonders von den fleißigen Benediktinern im Mittelalter geschrieben wurden, und theils die Geschichte überhaupt, seit Anfange der Welt bis auf ihre Zeit (wie die Chronik Rheginо's, des Otto von Freisingen u. A.), oder die Geschichte einer besondern Zeit (wie Luitprand's „Geschichte seiner Zeit", 891—946), oder einer einzelnen Nation (wie des Gregor von Tours „Geschichte der Franken", des Paulus Diakonus „Longobardische Geschichte", Beda's „Englische Geschichte" u. a.), die Geschichte einzelner Provinzen, Städte und Institute (wie z. B. die „Chronik der Abtei St.-Denis"), ferner die Geschichte einzelner berühmter Männer (wie z. B. Eginhard's „Geschichte Karls des Großen") und die Geschichte einzelner Begebenheiten. Sie sind zum Theil in großen Sammlungen herausgegeben worden (z. B. die „Scriptores rerum germanicarum") und bis zum 13. u. 14. Jahrh. größtentheils in latein. Sprache abgefaßt. Von vielen kennt man den Namen des Verfassers gar nicht und nennt sie nach dem Ort, wo, oder dem Gelehrten, von dem sie aufgefunden worden, auch oft nach der Stadt, wo sie herausgekommen sind. Das älteste große historische Buch in deutscher Sprache ist Ottokars v. Horneck (1280—90) aus mehr als 83,000 Versen bestehende „Reimchronik" (Auszug von Th. Schacht, Mainz 1821). — Als die Geschichtschreibung in die Muttersprache und in die Hände der Laien kam, wurden die Bürger, namentlich die in Süddeutschland, sowie die in den freien Reichs- und Hansestädten, von einem rühmlichen Eifer ergriffen, die Geschichte ihres Wohnorts, ihres Fürsten, ihres Vaterlandes oder selbst die anderer Zeiten und Länder aufzuzeichnen. Das war namentlich das 14. Jahrh., dem wir eine solche Fülle von Chroniken verdanken, deren Sitte sich bis gegen Ende des 17. Jahrh. herab erhalten hat. Diese Chroniken waren meist local, nur Ortsgeschichten, und konnten nichts anders seyn, da die Verfasser nur aufzeichneten, was innerhalb ihres Gesichtskreises Denk- und Merkwürdiges vorgefallen war, wohin

politische Begebenheiten so gut wie Erscheinungen, Epochen und Revolutionen in der Natur, eine Kaiserkrönung so gut wie eine ansteckende Krankheit, gehörte. Es wird zu nichts weniger Verstand erfordert, als über die gutmüthige Einfalt, über die beschränkte Naivetät dieser Chronikenschreiber bitter zu lachen: jeder Zwerg der Gegenwart kann auf den Riesen der Vorzeit hinaufklimmen und oben jubeln, wie groß Er sey! Würdigung der Vorzeit ist Das nicht, und die ziemt jedem Gebildeten. Im Sinne jener Chronisten standen Natur und Geschichte, Menschenthun und höhere Naturkräfte in weit innigerem Zusammenhange, als wir in unserer gewaltigen Aufklärung glauben mögen, und der Geist der Vorsehung waltet auf allen Blättern ihrer historischen Denkmäler, sodaß sie in mehr als einer Hinsicht mit Herodot verglichen werden können. Und was kann denn die Geschichte Höheres geltend machen, als den Einklang der sinnlichen und übersinnlichen Weltordnung? Historische Genauigkeit besitzen diese Chronisten freilich nicht, aber große Vorzüge in dem kleinen Detail ihrer Begebenheiten, und in der Darstellung, trotz der alterthümlichen Sprache, eine solche Kraft, Blüthe und Naivetät der Schilderung, die der modernste Historiker mit Geist nachzuahmen nicht verschmähen darf und die jedes unverwahrloste Gemüth, jeden unbefangenen Sinn noch gegenwärtig anspricht. Als vorzügliche Meister in dieser Kunst nennen wir Königshofen für Strasburg und Elsaß, Aventin für Baiern, Stumpf, Tschudi und Wursteisen für Basel und die Schweiz, Pantaleon Lindenbruch und Gottfried für Deutschland, Anderer zu geschweigen. — Ueber die Chroniken und Annalen des Mittelalters hat man mehre lateinisch geschriebene Abhandlungen Rösler's, besonders die Vorrede zu s. „Chronica medii aevi" (1798) und die Directorien von Freher und Adelung zu vergleichen. Eine sorgfältige Sichtung dieser Quellen der deutschen Geschichte veranstaltet die frankf. Gesellschaft. (S. Deutsche Geschichtskunde.)

Chronik, Bücher der (Bibelkunde), sind aller Vermuthung nach erst kurze Zeit vor der gänzlichen Schließung des alttestamentischen Kanons zu ihrem Daseyn gelangt und in einem unreinen Hebräisch geschrieben. Nach dem Talmud soll Esra ihr Verf. seyn, und Eichhorn, Wezel, Bauer und Augusti pflichten dieser Meinung bei; allein Jahn, Dereser und de Wette erklären sie für grundlos. De Wette's Urtheil über diese Bücher geht dahin, daß dieselben nur als das Werk eines nachlässigen und ohne Einsicht arbeitenden Compilators erscheinen. Das neueste Werk über die Chronik ist von C. P. W. Gramberg („Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit ꝛc." Halle 1823). Gegen ihn sprach sich Eichhorn in den „Göttinger gelehrten Anzeigen", 1825, 1. St. aus. Doch ist die Untersuchung über diese Bücher noch nicht geschlossen.

Chronische Krankheiten (morbi chronici, von dem griech. Chronos, die Zeit) sind langwierige, die zu gewissen Zeiten vergehen und wiederkommen, also einen wechselnden Gesundsheitszustand hervorbringen. Sie bilden den Gegensatz der heftigen, sich schnell entscheidenden (acuten) Krankheiten. Obgleich der Begriff der chronischen Krankheiten bis jetzt noch unbestimmt ist, so kann man ihn doch für folgende Krankheiten festsetzen: 1) Welche ohne Fieber entstehen, sich ausbilden und eine Zeitlang fortdauern. Dahin gehören diejenigen, welche nicht ursprünglich im Gebiete der Irritabilität, im Blutsystem, ihren Grund haben, also Krank-

heiten des gesammten Nervensystems, Geistes- und Gemüthskrankheiten, Krämpfe, Hypochondrie und Hysterie, sowie Krankheiten des Reproduktionssystems, solche, die in der niedern Region der organischen Masse ihren Herd haben, langsam entstehen und einen langwierigen Verlauf haben. 2) Alle Fieber, welche entweder ihren gesetzmäßigen Verlauf überschreiten und längere Zeit fortdauern, als dieser eigentlich in sich begreift, oder welche sich zu einer andern Krankheit hinzugesellen. Die Fieber haben ihren regelmäßigen und bestimmten Verlauf; sie endigen sich zuweilen am 3—4. Tage, gewöhnlich am 7., 14. Tage, höchstens nach 4 Wochen. Wird aus Mangel an Naturkräften oder durch nachtheilige Einwirkungen die kritische Entscheidung derselben gestört, so setzt sich die Krankheit, anstatt in Genesung überzugehen, in einer andern Gestalt fort und wird chronisch. (Vgl. Fieber und Metastase.) Zu den schon an sich chronischen Krankheiten der ersten Classe kommt zuweilen noch ein fieberhafter Zustand, welcher von dem Fortschreiten der Krankheit aus dem ursprünglichen Gebiete in das der Irritabilität herrührt; dieß nennt man ein chronisches Fieber. Dahin gehören auch die sogenannten schleichenden, auszehrenden, hektischen Fieber. Empfehlungswerthe Schrift: W. A. Haase, „Ueber die Erkenntniß und Cur der chronischen Krankheiten" 3 Bde., Leipz. 1817—21).

Chronogramm (auch Chronostichon und Chronodistichon) ist ein Aufsatz oder ein Vers, welcher genau so viele römische Zahlbuchstaben enthält, daß aus denselben eine gewisse bestimmte Jahreszahl herauskommt. Z. B. reges Con CeDan paCeM, wo CCDCM zusammen die Jahreszahl 1800 ausmachen. Ein Bittsteller im J. 1700 schrieb an den Kaiser Leopold: ConCeDe paneM, und der Kaiser antwortete: ConCeDaM. Besondern Werth legt man dieser aus den ältesten Zeiten stammenden Künstlei bei, wenn der Satz kurz ist und der Sinn der Worte auf die zu bezeichnende Jahreszahl paßt.

Chronologie, Zeitkunde, ist die Wissenschaft, die Theile der Zeit zu messen und zu unterscheiden. Die mathematische bestimmt die natürlichen, d. i durch die Natur selbst bemerklich gemachten, Zeittheile; die historische lehrt die bürgerlichen oder willkürlichen Eintheilungen der Zeit bei verschiedenen Völkern und die Grundsätze kennen, nach welchen die Begebenheit in ein richtiges Zeitverhältniß gesetzt werden. Natürliche Zeittheile sind diejenigen, welche durch die scheinbare Bewegung der Sonne und den Umlauf des Mondes durch den Thierkreis bestimmt werden: Jahre, Jahrzeiten, Tage, Nächte, Monate. Da es aber von menschlicher Willkür abhängt, welcher Punkt in den Bewegungen der Sonne oder des Mondes als Anfangspunkt angenommen werden soll, und da diese Bewegungen nur größere Zeittheile (Jahre, Monate, Tage) bemerklich machen, so fand man nöthig, im bürgerlichen Leben zu bestimmen, wo Anfang und Ende der größern Zeittheile seyn, und in wie viele kleinere die größere getheilt werden sollten. Dieß sind die willkürlichen oder künstlichen Eintheilungen der Zeit. Die Zeittheile, wie sie, den Bewegungen der Sonne und des Mondes gemäß, auch in der bürgerlichen Gesellschaft gesetzlich bestimmt wurden, sind von dem kleinsten zum größten aufwärts: Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahrzeiten, Jahre. Bei der Messung der Zeit aber muß man den Begriff des Tages, denjenigen, der unabhängig von den übrigen Zeittheilen gefaßt werden kann, zum Grunde legen; da man

weder von dem größten, noch von dem kleinsten Zeittheile sich einen Begriff zu bilden vermag, wenn man nicht die dazwischen liegenden kennt. Der natürliche Tag ist die Zeit, während welcher die Sonne über dem Horizont ist, die natürliche Nacht aber der Zeittheil, der durch den Aufenthalt der Sonne unter dem Gesichtskreise bestimmt wird. Da jedoch die Länge des natürlichen Tages zu- und abnimmt, so kann derselbe nicht als eine Einheit zur Messung der Zeit dienen. Man hat daher den natürlichen Tag und die natürliche Nacht als ein Ganzes zusammengefaßt, um eine unveränderliche Größe zu erhalten. Dieses Ganze nennt man einen bürgerlichen Tag, dessen Anfangspunkte und Eintheilungen aber bei einzelnen Völkern verschieden sind. Einige Völker fingen den Tag mit dem Morgen an, wie die Babylonier, andere mit dem Abend, wie die Araber, die alten Deutschen und noch jetzt die Juden. Die Römer fingen die Stunden des Tages von Mitternacht zu zählen an, und wahrscheinlich ist dieß durch sie in Europa allgemeiner Gebrauch geworden. Der angemessenste Anfangspunkt würde der Mittag seyn, wo der Stand der Sonne in ihrem höchsten Punkte die Grenze zwischen dem geendigten und anfangenden Tag bezeichnet. Der Tag wurde von jeher nach den verschiedenen Erscheinungen der Sonne, bei ihrem Aufgange, ihrem höchsten Stande und ihrem Untergange, in verschiedene kleine Theile eingetheilt, deren, z. B. bei den Römern nach den verschiedenen Abstufungen des Lichts und der Dunkelheit, gegen 16 waren. Seit man aber Werkzeuge erfunden hat, den Tag künstlich einzutheilen (s. Uhren, theilt man den Tag in Stunden. Einige Völker, z. B. Juden, Griechen, Römer, theilten den natürlichen Tag und natürliche Nacht ebenfalls jede in 12 Stunden. Diese Tagstunden waren also im Sommer länger im Winter kürzer, die Nachtstunden hingegen im Sommer kürzer und im Winter länger. Endlich theilte man aber den bürgerlichen Tag in 24 gleiche Stunden, und diese Eintheilung ward in ganz Europa Gebrauch, jedoch zählt man die Stunden von der Mitte der Nacht, als dem Anfangspunkt des bürgerlichen Tages, bis zur zwölften Stunde, die gerade auf den Mittag fällt, und fängt alsdann wieder mit Eins an. Die Italiener waren bis auf unsere Zeit das einzige Volk, das von einem Sonnenuntergange bis zum andern von 1 bis 24 zählte. Die Stunden werden in 60 gleiche Theile Minuten, die Minuten in 60 Sekunden und diese werden in 60 Tertien — die kleinsten Zeittheile, die jedoch bloß bei den Beobachtungen der Sternkunde wichtig sind — eingetheilt. Um diese einfachen Zeittheile in größere Räume zusammen zu fassen, richtete man sich nach periodischen Veränderungen der Sonne und des Mondes. Die regelmäßige Folge der Jahrszeiten mußte schon früh den Zeitraum, binnen welchen dieselben ein Mal erschienen, das Jahr, bemerklich machen. Später bestimmte man diesen Zeitraum genauer durch den scheinbaren Lauf des Sonnenjahres auf 365 T., 5 St., 48′, 45″, 30‴. Im bürgerlichen Leben aber werden nur ganze Tage gerechnet, sodaß ein Jahr aus 365 Tagen besteht, bis in einer Reihe von Jahren die nicht gezählten St., M., S., Tert. einen Tag ausmachen. Alsdann entsteht ein Schaltjahr von 366 Tagen. Die Jahrszeiten werden astronomisch durch den Eintritt der Sonne in ein gewisses Zeichen des Thierkreises bestimmt, durch den Eintritt in den Widder für die nördliche Halbkugel der Anfang des Frühlings, für die südliche Halbkugel aber der Anfang des Herbstes; durch den Eintritt in die Wage

für die nördliche Halbkugel der Herbst, für die südliche der Frühling, durch den Eintritt in den Krebs für die nördliche Halbkugel der Sommer, für die südliche der Winter, durch den Eintritt in den Steinbock der Winter für die nördliche, der Sommer für die südliche Halbkugel. Diese 4 sogen. Jahrpunkte, welche auf den 21. März, d. 22. Juni, d. 23. Sept. und den 22. Dec. fallen, haben bei verschiedenen Völkern von jeher als Anfangspunkt des Jahrs gedient; Einige fingen das Jahr mit dem Frühlinge, Andere mit dem Sommer, oder mit dem Herbst oder dem Winter an. — Die auffallenden Erscheinungen des Mondes dienten früh als Maßstab der Zeit. Der Umlauf desselben durch den Thierkreis, während dessen 4 Mal seine Lichtgestalt sich verwandelt und als Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel erscheint, gaben einen synodischen Mondmonat, welcher, astronomisch berechnet, 29 T., 12 St., 44′, 3″, 12‴ hat. — Unter einem Sonnenmonat versteht man die Zeit, welche die Sonne braucht, um durch jedes der 12 Zeichen des Thierkreises zu laufen. Da aber diese Zeichen nicht von gleicher Größe, also die Sonnenmonate an sich von ungleicher Länge sind, so hat man die ganze Zeit, binnen welcher die Sonne ihren Lauf durch den Thierkreis vollendet, in 12 Theile getheilt und jedem 30 T., 10 St., 29′, 47″, 30‴ gegeben. Einige Völker haben bei der Bestimmung der bürgerlichen Monate auf die Sonnenmonate, Einige auf die Mondmonate Rücksicht genommen, aber in beiden Fällen dem einen Monat mehr, dem andern weniger Tage gegeben. Sowie man nach Mondmonaten zählt, giebt es auch bei verschiedenen Völkern Mondjahre, die aus 12 vollendeten Umläufen des Mondes durch den Thierkreis, jeden Umlauf von einem Neumonde zum andern gerechnet, bestehen. Die Größe eines solchen Jahr ist, astronomisch gerechnet, 354 Tage, 8 Stunden, 48′, 38″, 12‴, ein Sonnenjahr also 10 Tage, 31 Stunden, 7″, 18‴ länger. Eine willkürliche Zeiteintheilung sind die Wochen, d. i. eine stets wiederkehrende Reihe von Tagen. Man schreibt die Erfindung derselben den Chaldäern zu. Die siebentägigen Wochen sind wohl die älteste Form dieser Zeittheilung. — Die gesetzlichen Bestimmungen des Anfangs und der Dauer der Zeittheile nennt man zusammen die Jahrform. Die Darstellung einer besondern Jahrform, oder das Verzeichniß der Tage, Wochen und Monate, die eine bestimmtes bürgerliches Jahr ausmachen, heißt Kalender (s. d.). Die histor. Chronologie lehrt die verschiedenen Jahrformen, wie dieselben durch die Gesetzgeber oder Religionsstifter der Völker bestimmt worden sind, kennen, und die Begebenheiten bezeichnen, von welchen an verschiedene Völker die Folge der Jahre zählten. Die Juden z. B. fingen den Tag mit Sonnenuntergang an, und theilten ihn nach Tageszeiten und natürlichen Ereignissen, Morgen, Mittag, Abend, größere oder geringere Hitze u. s. w. ab und hatten keine künstlichen Stunden. Ihre Wochen waren von 7 T. Sie hatten 12 Mondmonate, abwechseln von 29 und 30 T. Ihr Jahr, ein Mondjahr, fing mit dem Frühlinge oder dem Monat Nisan (Aehrenmont, April) an, wo sie reife Gerstenähren opfern mußten. Da aber bei einem so unvollkommenen Jahre die Gerstenernte immer später eintreffen mußte, so wurde, wenn im nächsten Nisan noch keine reife Gerste zu erwarten war, Schalttage, bis zu 30 Tagen, hinzugefügt, so daß es Schaltjahre von 384 Tagen gab. Die Zeitrechnungen der neuern Juden wurde gegen Ende des 4ten Jahrh. durch den Rabbi Hillel eingeführt. Monate, Wochen und Tage sind

wie bei den alten Juden. Das Jahr aber fängt mit dem Neumond des Monat Tischri nach der Herbstnachtgleiche an. Seit dem 11. Jahrh. rechnen sie nach Jahren der Welt; bis zu Chr. Geb. 3761 Jahren; doch schreiben sie gewöhnlich nur die 3 letzten Zahlen, z. B. statt 5391, 391=1831. — Bei den Griechen war das Jahr der Athener ein Mondjahr von 12 Monaten, das mit dem Wintersolstitium anfing. Die Monate hatten, einer um den andern, 29 oder 30 Tage. Man unterschied 3 Wintermonate, 3 Frühlingsmonate, 3 Sommermonate und 3 Herbstmonate. Als man bemerkte, daß das Sonnenjahr etwas über 11 Tage länger ist, als das Mondjahr, so wurde zuerst jedes zweite Jahr den 12 Monaten ein 13r von 22 Tagen hinzugefügt. Ein solcher 2jähriger Zeitkreis hieß Dieteris. Die Anzahl der Tage desselben war der Zahl der Tage von 2 Sonnenjahren gleich. Späterhin aber wurde, um den Unterschied des Mond- und des Sonnenjahres genauer auszugleichen, im vierten Jahre dem Schaltmonat einen Tag hinzugefügt. Ein solcher Zeitkreis hieß Tetraeteris. Endlich wurde ein Kreis von 8 Jahren, die Oktaeteris, eingeführt, wo jedem 3., 5. und 8. Jahre ein Einschaltungsmonat von 30 Tagen hinzugesetzt wurde. Die Griechen theilten jeden Monat in 3 Zehende oder Dekaden: die des anfangenden, mittleren und abnehmenden Monats. Der bürgerliche Tag fing mit Sonnenuntergang an und man theilte ihn in 12 gleiche Stunden, zu deren Bemerkung man sich der Sonnenuhren bediente. — Die Römer hatten anfangs ein unregelmäßiges Mondjahr von 10 Monaten von ungleicher Länge, welchen Numa noch 2 Monate, den Januar und Februar, hinzufügte. Durch die Unwissenheit oder die absichtliche Willkür der Priester, welche den Kalender machten, wurde die Zeitrechnung immer mehr verwirrt, bis Julius Cäsar im J. 708 n. R. Erb., oder 45 J. v. Chr., den verbesserten Kalender einführte, der ein Sonnenjahr von 365 Tagen und 6 St. hatte. Alle 4 Jahre ward ein Schalttag hinzugefügt, der seine Stelle zwischen dem 23. und 24. Februar erhielt. Von den 12 Monaten bekamen sieben 31, vier 30, der Februar aber in gemeinen Jahren 28, in Schaltjahren 29 Tage. Diese Jahrform ward das julianische Jahr genannt. Der Monat der Römer zerfiel in 3 ungleiche Abschnitte. Der erste Tag hieß Calendae, der siebente in den Monaten von 31 Tagen, und der fünfte in den übrigen, nonae, der fünfzehnte in den Monaten von 31 Tagen und der dreizehnte in den übrigen, idus. In jedem Abschnitte wurden die Tage rückwärts, z. B. der 2. Januar hieß, weil in diesem Monate die Nonae auf den 5. fielen, der 4. vor Nonae, der 6. Januar hieß der 8. vor Idus, die auf den 13. fielen, und der 14. Jan. ward der 19. vor Calendae des Februars genannt. Den Vortag der Calendae, nonae und idus bezeichnete kein Zahlwort, sondern Tags vor, pridie, z. B. pridie Calendarum, pridie nonarum, pridie idus. Ehe die Römer künstliche Stunden kannten, theilten sie die Tageszeiten nach natürlichen oder gesellschaftlichen Veränderungen ein, z. B. Mitternacht (media nox), Hahnengeschrei (gallicinium), Grauen des Tages (diluculum), Sonnenuntergang (solis occasus), Lichtanzündung (prima lax), Schlafzeit (concupium) u. s. w. Erst ungefähr 300 J. v Chr. wurden aus den griechischen Colonien in Italien die ersten Sonnenuhren nach Rom gebracht und über 150 J. später auf öffentlichen Plätzen Wasseruhren aufgestellt. Die Großen und Reichen hielten eigene Sklaven, welche die abgelaufenen Stunden im Hause

ausrufen mußten. — Alle altdeutsche Völker theilten das Jahr in 2 Hälften von gleicher Länge, Sommer und Winter. Der Sommer fing mit dem 25. März an. Das Jahr bestand aus 12 Monaten, jeder von 30 Tagen. Jeder Monat hatte 5 Wochen, jede von 6 Tagen. Man zählte aber nach Nächten. Daher werden in den alten deutschen Rechtsbüchern die Fristen nach Nächten bestimmt und erst im 13. Jahrh. ward die Rechnung nach Tagen eingeführt. — Die Christen brauchten anfangs die Zeitrechnuug der Völker, unter welchen sie lebten, mithin die ziemlich allgemein eingeführte julianische Jahrform. Ihre Ostern feierten sie mit dem Passah der Juden, bis späterhin die abendländischen Kirchen dieses Fest auf den ersten Sonntag nach dem jüdischen Ostervollmond, oder den nächsten Sonntag nach der Frühlingsnachtgleiche, verlegten. Um den Ostervollmond leicht zu bestimmen, setzte man voraus, daß nach neunzehn Jahren die Neu- und Vollmonde wieder auf dieselben Tage des julian. Jahres fallen. Man setzte den Anfang des ersten dieser Zeitkreise (Mondcykel) in das erste Jahr vor Christi Geburt. Um zu erfahren, das wievielte Jahr ein gegebenes Jahr in dem laufenden Mondcykel ist, wird zu der Jahrszahl 1 hinzugefügt und das Ganze mit 19 getheilt; der Rest gibt die verlangte Zahl, die man ehedem in den Kalendern mit Gold bezeichnete und daher die goldene Zahl nannte. Zur leichtern Bestimmung des Sonntags erfand man in der Mitte des 6. Jahrh. die Sonnenzirkel. Da nämlich ein julianisches Jahr 52 Wochen und 1 Tag hat, so muß es mit dem Tage endigen, womit es angefangen hat, der nämliche Anfangstag aber kehrt wegen der Schalttage erst in 28 Jahren zurück. Die Wochentage wurden schon bei den Römern mit dem ersten Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Der jedesmal auf den Sonntag fallende hieß der Sonntagsbuchstabe. Diese werden von G rückwärts bis A gezählt. Im Schaltjahre gibt es einen doppelten Sonntagsbuchstaben, einen vor dem 24. Februar, einen andern nach demselben. Der Anfang des Sonnenzirkels (Sonntagsbuchstabenzirkels) wird auf das Jahr 9 v. Chr. gesetzt; addirt man daher zu der Jahrszahl 9, und theilt die Summe mit 28, so zeigt der Rest, das wievielte im laufenden Sonnenzirkel ein gegebenes Jahr ist. Da aber 19 julian. Jahre ungefähr 1½ Stunde länger sind, als 235 Mondmonate, und dieser Unterschied in 312 Jahren einen Tag ausmachte, so trafen keine Ostern mehr richtig ein. Diese Abweichung vom wahren Sonnenjahr ward so groß, daß im 16. Jahrh. die Frühlingsnachtgleiche schon 10 Tage früher eingetreten war, als man nach dem Kalender den 21. März schrieb. Um das Jahr mit dem Sonnenlaufe übereinstimmend zu machen, ließ Papst Gregor. XIII. aus dem Jahr 1582 zehn Tage ausfallen, und um zu verhüten, daß die 11′, 14″, 30‴, welche das julian. Jahr zu viel gezählt hatte, nicht wieder zu Tagen anwachsen möchten, sollte dreimal jedes hundertste Jahr, welches nach dem julian. Kalender ein Schaltjahr seyn würde, ein gemeines Jahr, das zum vierten Mal eintretende hundertste Jahr aber ein Schaltjahr seyn. Diese neue Jahrform, die gregorianische genannt, wurde aber bloß in den kathol. Ländern angenommen. Erst im J. 1700, als man nach dem alten Kalender 10 Tage mehr, als nach dem neuen zählte, nahmen die deutschen Protestanten den verbesserten Kalender an, was später auch in Holland, in der Schweiz, in Dänemarkt und zuletzt (1752 und 1753) auch in England und Schweden geschah. Da jedoch die Protestanten in

die Berechnung des Osterfestes mit dem gregorianischen Kalender nicht zusammen trafen, so geschah es, daß im 18. Jahrh. jenes Fest und die davon abhangenden beweglichen Feste zwei Mal (1724 und 1744) auf verschiedene Tage fielen. Die Protestanten beschlossen daher 1777, sich in diesem Punkte an den gregorian. Kalender zu halten. Die Russen sind jetzt das einzige Volk in Europa, das den julian. Kalender beibehalten hat und nach dem alten Style rechnet, der jetzt 12 Tage hinter dem gregorian. Kalender zurückgeblieben ist. Man drückt diesen Unterschied in Gestalt eines Bruches aus; z. B. am $^{5}/_{18}$. August. — Die Araber und alle muhamedanische Völker haben ein Mondjahr von 354 Tagen, das aus 12 Monaten, abwechselnd von 30 und 29 Tagen besteht. Um die 8 St. 48′, welche das wirkliche Mondjahr mehr beträgt, als jene Tage, einzubringen, haben sie einen Zeitkreis von 30 Jahren erfunden, in welchen 11 Schaltjahre von 355 Tagen sind. Der Schalttag wird dem letzten Monat angehängt. Der Tag fängt mit Sonnenuntergange an. Man zählt 5 Jahrszeiten, Herbst, Winter, zwei Sommer und Frühling. Die Wochen bestehen aus 7 Tagen, die durch Zahlworte, der erste, zweite, ꝛc. unterschieden werden. — Merkwürdig ist es, daß die alten Mexikaner eine genaue Kenntniß des Jahres hatten. Ihr Jahr enthielt 18 Monate, jeden zu 20 Tagen. Zu den 360 Tagen fügten sie noch 5 Ergänzungstage. So hatten also die alten Mexikaner wie die alten Aegypter ein Jahr von 365 Tagen. Nach 52 solcher Jahre schalteten sie 13 Tage ein, dadurch erhielten sie ein richtiges julianisches Jahr. — Die Chronologie unterscheidet ferner die Theile der Zeit in ihrer Aufeinanderfolge durch Merkmale, welche vorhergegangene und nachfolgende Zeittheile bezeichnen, d. i. durch Begebenheiten, die in ihnen vorgehen, und zwar Naturereignisse, z. B. Sonnenfinsternisse, oder menschliche Begebenheiten, z. B. die Schlacht bei Actium. Um nun die Ordnung in der Aufeinanderfolge der Jahre, Monate, Tage zu bemerken, muß einer dieser Zeittheile als der erste festgesetzt, und es müssen von demselben die gleichförmigen Zeittheile, als Jahre, Monate ꝛc., zu zählen angefangen werden. Ein solcher fester Zeitpunkt mit den in demselben vorgefallenen Begebenheiten heißt eine Epoche, und wenn die Zeitreihe aus Jahren besteht, Aera (s. d.). Die von einer Epoche zur andern verfließenden Zeittheile nennt man eine Periode, z. B. die Zeit zwischen den beiden Epochen, der Wahl Rudolfs von Habsburg und der Errichtung des Landfriedens ist eine Periode der deutschen Geschichte. Der Chronolog muß die bei verschiedenen Völkern durch Gesetzgeber oder durch Herkommen eingeführten, sowie die bloß von Geschichtschreibern bei dem Vortrage der Geschichte gebrauchten Epochen und Jahrrechnungen kennen, da die Zeiten, in welchen die Begebenheiten sich zugetragen haben, in den Geschichtbüchern gewöhnlich nur nach der bei jedem Volke üblichen Zeitrechnung angegeben werden; er muß aber auch die bei andern Völkern gewöhnlichen Jahrrechnungen mit der in Europa üblichen Zeitrechnung vergleichen und die Zeit jeder Begebenheit nach der letzten berechnen können. — Die histor. Chronologie wollte Gatterer verbessern, hat sie aber noch mehr verwirrt; die kürzeste Einleitung hierüber gab uns Hegewisch in Kiel. Chronologische Tafeln haben wir in Menge, um die wichtigsten zu gleicher Zeit in allen civilisirten Staaten sich entwickelnden Zeitbegebenheiten und deren Einfluß besser beleuchten zu können. Die

Bredow'schen, nachher Mentzel'schen chronologischen Tafeln bedürfen sehr einer weitläufigen Umarbeitung, die sich in 2 große Abschnitte, untergegangene und bestehende Staaten, wie die genealogischen Tabellen theilen müßte. Anleitung zur mathemat. und astronom. Chronologie ertheilen die Lehrbücher der Astronomie; ausgezeichnet ist unter andern der Vortrag in der „Astronomie" von Lalande (2. Bd., S. 270 fg., 2 Aufl.). Ein Hauptwerk ist das „Handbuch der mathemat. und technischen Chronologie" (aus den Quellen) von D. L. Ideler (1 Bd., Berlin 1825, 2. Bd. 1826).

Chronologische Methode, in der Geschichte diejenige Art des Lehrvortrags dieselben, nach welcher die Geschichtsereignisse nach der Zeitfolge, also synchronistisch dargestellt werden, im Gegensatz der ethnographischen Methode in der politischen Geschichte, wornach die Geschichte jedes Volks für sich vorgetragen wird; beiderlei Methoden sind da vereinigt, wo in großen Zeitabschnitten das Merkwürdige einzelner Völker oder Wissenschaften jedes wieder für sich dargelegt wird.

Chronometer (v. griech.), 1) wörtlich Zeitmesser, also jede Uhr; besonders aber: 2) (stop-watch) eine in der letzten Hälfte des vorigen Jahrh. von Harrison erfundene, höchst genau gearbeitete Taschensecundenuhr, die in mehren Monaten nur einige Secunden abweicht.

Chrudim, Kreis im östreichischen Königreich Böhmen; hat 58⅝ QM. und 248.800 meist czechische Einw.; wird bewässert von der Elbe und gegen 400 Teichen; hat viel Gebirge und Waldung, fruchtbaren Boden mit Getreide-, Flachs-, Grasbau, Holz Jagd und Fischerei, Wollen-, Leinen- und Baumwollenmanufakturen. — 2) (Ch., Hrudim), Hauptst. das., an der Chrudimka, hat 3 Vorstädte, 694 H. und 4500 Einw., schöne Domkirche.

Chrysalide, s. Schmetterlinge, Puppe.

Chryseïs, s. Achilles.

Chrysippos, berühmter stoischer Philosoph, geb. 280 v. Chr, zu Soli in Kilikien, war ein Sohn des Apollonius, Schüler des Zeno zu Athen; zeichnete sich durch seine Kunst und Stärke im Disputiren aus. Er war der Hauptgegner des Epikureismus und soll an 700 (705) verschiedene Werke geschrieben haben, meist dialektischen Inhalts, von denen aber nichts Vollständiges mehr vorhanden ist. In seinen Lehren über das Fatum und die Freiheit des menschlichen Willens tritt er nicht selten mit sich selbst in Widerspruch. Er starb 208 v. Chr.

Chrysoberill (Goldberill). Diesen Namen erhält der Beryll, wenn seine meergrüne Farbe ins Goldgelbliche fällt, und ist deswegen mit dem Chrysolith für einerlei Stein gehalten worden. Er weicht indessen insoweit von demselben ab, daß seine blaugrüne Farbe bei der gelblichen deutlich in die Augen fällt, dahingegen der Chrysolith aus der grasgrünen und gelben Farbe gemischt ist. Wenn man die Farbe ausnimmt, so hat der Goldberill mit dem Beryll alle übrigen Eigenschaften gemein. Selten findet man die Goldberille so häufig und von solcher Größe wie die Beryllе; sie werden fast um einerlei Preis verkauft, auch auf die nämliche Art geschliffen und polirt und erhalten bei der Fassung eine Goldfolie, wodurch sie den Chrysolithen ähnlich werden. Fundort: Brasilien, Ceylon, Pegu ꝛc.

Chrysographie (v. griech.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, schon den Alten nicht unbekannt. Oft wurden die Buchstaben auf rothes Pergament geschrieben. Solche Prachtschriften sind. u. a. ein

Manuscript, in Wittekinds Grabe gefunden, in Herford aufbewahrt ein Evangelienbuch in der Kathedralkirche zu Aachen, von Kaiser Otto II. aus Karls des Großen Grab, in das es mit gelegt worden war, hervorgeholt; auf dasselbe legten bis zur Aufhebung des deutschen Reichs die Kaiser den Krönungseid ab. Auch die Magna charta der Engländer ist mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben.

Chrysolith (griech.), der Goldstein, ein quarzartiger im Anbruch glashafter, krystallförmiger, durchsichtiger, gelb oder grüngelber Edelstein von so geringer Härte, daß er von einer Feile angegriffen wird. Sowohl seine Härte als Krystallfigur und sein Verhalten im Feuer scheinen ihm eine Verwandtschaft mit dem Smaragd zu geben. Die besten dieser Steine kommen aus einigen morgenländischen und westindischen Gegenden, vorzüglich aus Peru und Brasilien; die europäischen erhalten wir aus Sachsen, Böhmen und Schlesien sowie aus mehren andern Ländern; sie finden sich an solchen Orten, wo sich Smaragde erzeugen: im Basalt, basaltischen Laven und in Geschieben im Sandlande. Man hat sie von hoher und blasser Farbe! erstere werden am meisten geschätzt, jedoch überhaupt in unsern Zeiten nicht sonderlich geachtet und nicht hoch bezahlt, weil sie im Tragen ihre Politur und Schönheit gar merklich verlieren. Sie werden zuerst mit Smirgel auf einer bleiernen Scheibe geschliffen, hernach mit Trippel und Vitriolgeist auf einer zinnernen Scheibe poliret. Gewöhnlich werden sie wie die Smaragde oder als Dicksteine geschliffen und bekommen wie die Topase bei der Einfassung eine Goldfolie, zuweilen wird auch in den Kasten ein Stückchen grünseidenes Zeuch gelegt.

Chrysoloras (Emanuel) ein vornehmer Grieche aus Konstantinopel, geb. um die Mitte des 14. Jahrh., ist als der erste Verpflanzer der griech. Literatur nach Italien anzusehen. Der Kaiser Johannes Palälogus schickte ihn 1391 nach Italien und England, um Hülfe gegen die Türken zu suchen. Dadurch bekannt geworden in Italien, kehrte er um 1395 dahin zurück, als Lehrer der griech. Literatur nach Florenz berufen. Er blieb ungefähr 3 Jahre in Florenz, wo er eine große Zahl von Schülern aus allen Ständen und Altern um sich versammelte und allgemeinen Enthusiasmus erregte, ebenso sehr durch die Würde seines Anstandes und die Anmuth seines Vortrages wie durch den Reichthum seiner neuen Gelehrsamkeit. Aus seiner Schule gingen Leonardo Bruno, Poppius, Franz Philelphus und andere Häupter der Wiedererweckung der classischen Studien hervor. In der Folge wirkte er auf ähnliche Weise in Mailand, wohin der griech. Kaiser Manuel, der 1400 nach Italien gekommen war, ihn berief, in Pavia, Venedig und zuletzt in Rom. Der Papst Gregor XII. bediente sich seiner auch in öffentlichen Geschäften und sandte ihn unter andern nach Konstanz an die Kirchenversammlung, wo er 1415 starb. Er darf nicht mit seinem Brudersohne und Begleiter nach Italien, Johann Chrysoloras, verwechselt werden.

Chrysopras oder gewöhnlicher Chrysopas (griech.), deutsch Goldpraser, ein Halbedelstein, unterscheidet sich vom Chrysolith durch seine gelbgrüne, dem Porreelauche ähnliche Farbe, ist härter und halbdurchsichtig. Man findet ihn öfters in Schlesien in so großen Stücken, daß er zu Tassen, Sackuhrengehäusen und Stockknöpfen verarbeitet werden kann.

Chrysostomus (Johannes St.-), berühmter Kirchenvater, aus einem edlen Geschlechte zu Antiochien ums Jahr 344 entsprossen. Sein Vater Sekundus bekleidete eine ansehnliche Kriegswürde und starb bald nach der Geburt dieses Sohnes. Seine Mutter gab ihm eine treffliche religiöse Erziehung und ließ ihn, dessen große Gaben sich allmählig entwickelten, in den Wissenschaften, von den besten Meistern unterrichten. Er besuchte die Schule des berühmten Philosophen und Redners Libanius, der ihn als den Würdigsten und Fähigsten bezeichnete, einst seinen Lehrstuhl zu besteigen. Nachdem er unter Andragathius die Philosophie studiert und den Lauf seines wissenschaftlichen Unterrichts vollendet hatte, war er gesonnen, sich dem Leben beschaulicher Andacht zu widmen, aber seines Vorsatzes nicht gedenkend, ließ er sich leichtsinnig mit leidenschaftlicher Lust vom Vergnügen des Theaters hinreißen. Seiner Beredtsamkeit sich bewußt, wählte der nun 20jährige Chrysostomus die gerichtliche Laufbahn, welche damals den Weg zu den höchsten Ehrenstellen öffnete. Seinen als Anwalt gehaltenen Reden zollte Libanius den größten Beifall, aber da er einige Rechtssachen mit außerordentlichem Erfolge geführt, entsagte er dem Allen, ließ sich taufen und ergab sich unter Anleitung des Priesters Diodor dem Studium der h. Schrift. Unter seinen Schulgenossen hatte er sich Basilius, Theodor (nachmals Bischof von Mopsuestia) und Maximin (später Bischof zu Seleukia) besonders zu Freunden und Ersteren zu seinem Liebling erwählt; er bewog sie jetzt, sich ganz dem strengen Einsiedlerleben zu widmen. Theodor, der anfangs großen Eifer zeigte, ließ bald nach und verstrickte sich in Weltgeschäften, denen aber die trefflichen Ermahnungen des Chrysostomus ihn entrissen. Letzterer war kaum 26 Jahre alt, als die Bischöfe der Provinz beschlossen, ihm und Basilius die gleiche Würde zu ertheilen. Chrysostomus, im tiefen Gefühl seiner Unwürde, erklärte seinem Freunde, der sich nach ihm richten wollte, daß es noch Zeit zum Bedenken darüber sey. Als nun die Bischöfe zur Wahl schritten, verbarg sich Chrysostomus, Basilius wurde zum Bischof ernannt und verdankte seine Erhebung der frommen List seines Freundes, über die er sich aber bitter beklagte und flehend bat, ihm doch anjetzt mit Rath und Hülfe beizustehn. Dieß veranlaßte Chrysostomus, sein schönes Buch „Ueber das bischöfl. Amt" zu schreiben. Nicht zufrieden mit der eingezogenen Lebensweise im mütterlichen Hause, zog er sich jetzt zu den Einsiedlern auf den benachbarten Gebirgen zurück. Diese Männer widmeten sich der Betrachtung, dem Gebet, dem Lobe Gottes mit Fasten und Wachen und mit strengen Abtödtungen. Ihre einfachen Arbeiten bestanden darin, daß sie die Erde bearbeiteten, Kräuter und Gemüse — die doch nur von Kranken genossen wurden — pflanzten, Wasser tranken, härne Zeuche zu ihrer Kleidung verfertigten ꝛc. Einige verfaßten Schriften, Andere waren Abschreiber. Sie fasteten täglich bis zum Abend; Brot und Salz war ihre Speise; kurz war auf hartem Boden ihr Schlaf. So schildert uns Chrysostomus das Leben, welches er mit ihnen führte, in seinen Schriften und gedenkt des Friedens und der Freude, welche diese Einsiedler genossen, mit einer heimwehartigen Rührung, welche da zeigt, wie glücklich er sich dort gefühlt habe. Nach 4jährigem Aufenthalte unter ihnen ging er einsam in eine Höhle, strengerm Leben sich widmend, aber durch zu strenge Abtödtungen sich Krankheiten zuziehend, welche ihn nach zwei Jahren zwangen, wieder nach Antiochien zu wandern. Hier ward er vom Patriarchen

Melitius (381) zum Diakon, von dessen Nachfolger Flavian aber (386) zum Priester geweihet und zum Prediger ernannt, welches Geschäft bis dahin nur den Bischöfen vorbehalten gewesen. In seinen (387) an die Antiochier (welche sich des Hochverraths an dem Kaiser schuldig gemacht und daher die größte Strafe zu erwarten hatten) gehaltenen Reden, worin er seine Mitbürger tröstet und sie zur Buße ermahnet, nimmt seine, hellem Geiste und glühendem Herzen entströmende Beredtsamkeit den mannigfaltigen und hohen Schwung, der ihm die Bewunderung der Nachwelt gesichert hat. Juden, Heiden und Häretiker horchten mit Entzücken seinem Vortrage, der außerordentliche Wirkungen hervorbrachte, und sein Ruhm erscholl in allen Gegenden des Orients. Im J. 397 wollte ihn daher der Kaiser Arkadius auf den Patriarchenthron von Konstantinopel erheben und ließ ihn, damit er sowohl als die Einwohner Antiochiens sich nicht widersetzen möchten, heimlich und mit Gewalt nach der Hauptstadt führen, wo Theophilus, Patriarch von Alexandrien, ein talentvoller aber stolzer Mann, den es verdroß, daß ohne seinen Rath Chrysostomus berufen worden, nach langem Sträuben ihn weihte (398). Kaum hatte er sein bischöfliches Amt angetreten, als er durch Hebung des Aergernisses der antiochenischen Spaltung, die den Orient beunruhigt hatte und ein Anlaß zu Mißhelligkeiten zwischen den Kirchen des Morgen- und Abendlandes gewesen war, Stifter eines großen Heiles ward. In der großen üppigen Stadt war ein nicht kleiner Theil der Geistlichkeit in tiefen Sittenverfall gerathen: das größte Unglück, was eine Stadt oder ein Land treffen kann. Auf diese wandte Chrysostomus seine erste Sorge. Er wies die Fahrlässigen zu ihrer Pflicht an und ersetzte die unwürdigen Pfleger des Altars durch gottesfürchtige Männer. Er konnte mit desto mehr Nachdruck die Erschlaffung der weltlich gesinnten Geistlichen rügen, da er selbst bei sehr schwacher Constitution seines Körpers, den er ein Spinnenleibchen nannte und bei steter Kränklichkeit eine strenge Lebensweise führte, den Bedürfnissen der Natur nur das Nothwendigste einräumend und in rastloser Anstrengung sich mit allen Kräften des Leibes und der Seele dem Dienste Gottes und dem Heile seiner Brüder hingebend. Da seine Einkünfte als Patriarch sehr groß waren und seine Bedürfnisse sehr klein, so verwandte er jene zu Almosen und wohlthätigen Anstalten. Er hörte nicht auf, die Christen zur christlichen Gastfreundschaft gegen Fremde zu ermuntern. Er stiftete mehre Hospitäler und untersuchte selbst, ob es den Kranken an nichts gebräche, besuchte die Gefangenen, nahm sich der Fremden an, war der Trost unglücklicher Sklaven und verwandte sich für Unterdrückte bei der Obrigkeit. Die Ordensgeistlichen zu Konstantinopel lagen ihm sehr am Herzen; er schützte sie väterlich, ermahnte sie brüderlich, redete aber auch sehr ernst mit denen, welche ihres Standes uneingedenk, umherliefen und unter dem Vorwande des Betens und Fastens, träge zur Arbeit und beseelt vom Geiste der Welt waren. Unter diesen, sowie unter leichtfertigen Witwen, denen er mit Nachdruck ihr gottvergessenes Leben vorgehalten, waren Einige, welche nachher, sowie die ihres Standes vergessenen Weltpriester, seine erbittertsten Verfolger wurden. Um das Christenthum zu verbreiten, sandte er einen Bischof als Missionär zu den Gothen, einen andern zu den Skythen und noch andere nach Persien und Palästina. Im J. 399 hielt er zu Konstantinopel eine Synode, auf welcher mehre Bischöfe Asiens als Simonisten ihrer Würde entsetzt

wurden. Severin Bischof von Gabala in Syrien, wagte es, Chrysostomus auf der Kanzel anzugreifen und das Volk gegen ihn aufzurufen, ward aber als ein Verleumder vertrieben. Chrysostomus eiferte mehr gegen Irrlehren als gegen Irrgläubige, die er durch die Kraft des Worts und mit Liebe von ihren Abwegen auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen strebte, welches ihm auch bei sehr Vielen gelang. Unter den Gothen, die sich in großer Zahl zu Konstantinopel aufhielten, waren bei Weitem die meisten Arianer, der Katholiken nur wenige. Chrysostomus war ihrer Sprache unkundig. Er sonderte also unter ihnen fromme Katholiken aus und weihete sie zu Priestern, um die Rechtgläubigen in der reinen Lehre zu befestigen, die Irrenden aber für dieselbe zu gewinnen. Er selbst predigte oft in der gothischen Kirche, wo ein Gothe sogleich seinen Vortrag in die gothische Sprache verdollmetschte. Sein Unterricht, sowohl in Glaubenslehren als in Sittenlehren, ist gründlich und klar. Er hatte tiefe Menschenkenntniß, und bei jeder Seite die Menschen zu fassen, das wußte er wie Wenige vor und nach ihm. Er bleibt gleich bewunderungswürdig, sey es, daß er mit den Donnern der Gerichtsposaune den sichern' Sünder aus dem Todesschlummer aufschreckt; sey es, daß er schüchterne Seelen, die ihr Elend fühlen, auf Den hinweiset, der da sprach: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mit Mühe beladen seyd, ich will euch erquicken"! Seine Sprache ist kraftvoll und edel, man findet bei ihm keinen gesuchten Schmuck; er redet desto schöner, da seine Worte Ausdruck der Gedanken und Empfindungen eines Mannes sind, welcher, vom Inhalt Dessen, was er vorträgt, durchdrungen, mit Fülle des Geistes vollständige Kunde der reichen, kraft- und melodievollen griechischen Sprache verband, die sich den Gedanken und der Empfindung so gefällig anschmiegt. Die Wirkungen seiner Reden auf jede Art von Menschen war erstaunlich. Als nämlich der Kämmerling Eutropius durch die Kaiserin Eudoxia von dem Gipfel seiner Würde gestürzt, unlängst ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, in der höchsten Noth in eine Kirche floh, die er des Rechts, den Unglücklichen eine Freistätte zu seyn, durch ein Gesetz beraubt hatte, sandte der Kaiser Soldaten, welche an ihm dasselbe in Vollzug setzen sollten. Er stand erblassend und wie versteinert da. Chrysostomus, dem er sich, als er noch in seiner Herlichkeit irdischer Größe strahlte, so oft auf eine ungerechte Weise widersetzt hatte, vertheidigte ihn mit dem Schwerte des Worts, und die Soldaten gingen zurück. Nun befahl Arkadius, den Patriarchen herbeizuführen; unerschrocken stand dieser vor dem Kaiser und beredete ihn zur Ablassung seiner Forderung. Wie sehr ihn des Chrysostomus Worte erschüttert hatten, zeigte sich sogleich; denn das Heer sammelte sich in Waffen vor dem Pallaste und forderte laut vom Kaiser den Tod des Eutropius. Der Kaiser erschien und suchte die wilden Krieger zu besänftigen. Als aber ihr Ungestüm heftiger ward und sich in trotzigen Bewegungen und im Aufschwingen ihrer Speere zu verstehen gab; da ward Arkadius gerührt, erinnerte sie an den heiligen Altar, den der Flüchtling umfaßt hielt, und besänftigt gingen die rohen Krieger auseinander. Aber racheschnaubend versammelte sich Tages darauf das Volk in der Kirche an welches Chrysostomus jetzt eine herrliche erschütternde Rede hielt. Fortfahrend, streng über das Wohl der Kirche zu wachen, reisete er, ungeachtet des stürmischen Meers im Winter nach Ephesus, wohin ein Concilium berufen war, in dem er den Vorsitz führen sollte. Theophilus Pa-

triarch von Alexandrien, hatte mehre Priester vertrieben, diese kamen nach Konstantinopel, Schutz suchend bei den Patriarchen. Dieser machte dem Theophilus ernste Vorstellungen, der sich aber darüber so entrüstete, daß er den Untergang des Patriarchen beschloß. Es erhoben sich mehre Feinde auf Anstiften des türckischen Theophilus gegen Chrysostomus, selbst Epiphanius wurde mit hingerissen. Die Kaiserin Eudoxia, ebenso eitel als schön, hochfahrend und herrisch, trat gegen ihn auf, weil er ihren Anmaßungen in kirchlichen Angelegenheiten sich widersetzt hatte. Chrysostomus fuhr indessen fort, ungeachtet ihm seine Feinde so hart zusetzten, einzig den Pflichten seines schweren Berufs zu leben. Endlich versammelte Theophilus, auf Veranstaltung der Monarchin, mehre Bischöfe zu Chalcedon, die gegen Chrysostomus erhobenen Klagen zu untersuchen. Dieser aber im Gefühle seiner Unschuld, weigerte sich zu erscheinen, weil man in Rücksicht seiner die Kirchengesetze nicht beobachtet habe, und versammelte seinerseits 40 Bischöfe zu Konstantinopel. Allein der Haß seiner Feinde siegte, und man setzte ihn ab, welchen Beschluß der Kaiser Arkadius bestätigte. Er verließ heimlich die Stadt und wollte nach Bithynien gehen, aber das Volk drohte mit einem Aufruhr und ein Erdbeben verbreitete in der folgenden Nacht allgemeines Schrecken, sodaß der Kaiser in der Bedrängniß seinen Befehl widerrief und selbst Eudoxia den Patriarchen zur Rückkehr einlud. Das Verlangen der Bewohner Konstantinopels, ihren Oberhirten wieder zu sehen, bedeckte den Bosporus mit Schiffen. Nach seiner Ankunft wurde er wie in einem Triumphzuge nach der Kirche geführt, wo er dem Volke den Segen ertheilen und eine Rede halten mußte. Doch sein Sieg war nur von kurzer Dauer. Die Kaiserin hatte nämlich zwischen dem Pallaste und der Sophienkirche ihre silberne Bildsäule auf einem porphyrnen Fußgestelle errichten lassen. Bei dieser Gelegenheit wurden dort Schauspiele und Tänze gehalten. Chrysostomus beschwerte sich hierüber, weil durch das Volksgetöse der Gottesdienst gestört wurde, und sprach öffentlich auf der Kanzel über dieß Aergerniß; aber die Kaiserin, hierüber ergrimmt, bewirkte, daß gegen ihn ein Concilium ausgeschrieben ward. Man lud den Theophilus als Richter ein, und Chrysostomus wurde von Neuem abgesetzt, obgleich er 40 Bischöfe für sich hatte. Man wagte es aber nicht, ihn öffentlich aus der Stadt zu vertreiben, weil das Volk ihm zu sehr ergeben war, sondern suchte ihn zu meucheln. Viele vom Volke verbanden sich daher zu seiner Vertheidigung in abwechselnder Bewachung seines Hauses. Arkadius schickte einen Haufen Soldaten ab, ihn zu vertreiben; die Kirche wurde entweiht und mit Blut befleckt. Papst Innocenz I. und der occidentalischer Kaiser Honorius erklärten sich gegen dieß Verfahren; Arkadius aber unerbittlich, befahl den Chrysostomus nach Nicäa in Bithynien zu führen (404). Bald nach seiner Abreise wurde die Sophienkirche und der Pallast des Senats ein Raub der Flammen; barbarische Nationen verwüsteten das Reich; man drang vergebens von mehren Seiten auf Chrysostomus's Zurückberufung. Er sollte nach Sebaste in Kleinarmenien wandern, aber Eudoxia, die bald nach seiner Entfernung starb, hatte ihm einen andern Ort zum Aufenthalt, Lukusum an Ciliciens Grenzen, bestimmt. Bald nachdem er Nicäa verlassen hatte, ward er von einem Wechselfieber befallen, mußte gleichwohl nach dem harten Befehle Tag und Nacht reisen durch Landstriche, wo oft das Wasser faul und das Brod kaum genießbar war. So gelangte er sehr krank zu Cäsarea in

Kappadocien an, wo der Bischof Pharetus die Mönche wider den Verbannten aufwiegelte, welches ihn zur Entfernung zwang. Der kranke Patriarch legte sich eine Sänfte und machte sich auf den Weg in des Fiebers und des Mittags Glut, unter lautem Jammern des mitleidigen Volkes, das seinem Bischofe fluchte. Die wüthenden Mönchen verfolgten ihn auch außer der Stadt, und als ihn eine fromme Matrone auf ihrer Villa beherbergen wollte, mußte der erschöpfte Patriarch dennoch die Reise weiter fortsetzen. Mehre Male stürzte er mit dem Maulthiere auf dem steinigten Wege. Unter solchen Beschwerden erreichte er nach einer 10tägigen Reise endlich den Ort seiner Bestimmung, wo ihm sein Freund Dioskorus eine bequeme Wohnung eingerichtet hatte. Der Bischof des Ortes nahm ihn mit vieler Liebe auf, und er genoß hier eine ungestörte Ruhe unter den Menschen, die ihn alle herzlich liebten. Sein frommer Eifer rastete auch hier nicht; denn er sandte Missionaire zu den Persern und Phönikiern; schrieb 17 Briefe (treffliche moralische Abhandlungen) an seine Freundin Olympias, an die er auch seine schöne Schrift: „Niemad vermag Dem zu schaden, der sich nicht selbst schadet", richtete. Die ganze Christenheit sah mit Ehrfurcht und Liebe auf den frommen Dulder, aber seine Feinde in Constantinopel vergönnten ihm auch hier die Ruhe nicht, und reizten den Kaiser, ihn nach Pityus, einer öden Stadt am Pontus Eurinus, im jetzigen Georgien, zu verbannen. Zwei rauhe Krieger der prätorischen Wache erhielten die Vollziehung dieses grausamen Beschlusses. Weder Regengüsse noch der Sonne Glut vermochten die eilige Reise zu hemmen. Da Chrysostomus kahl von Haupt war, so litt er unbeschreiblich viel vom Sonnenbrande. Er unterlag diesen Beschwerden, und zu Komana in Pontus mußte man ihn in das Oratorium des heil. Märtyrers Basiliskus bringen, wo er übernachtete. Am Morgen bat der seine Auflösung fühlende Chrysostomus die Wache, den Aufbruch aufzuschieben; allein diese hörte nicht. Als sie ihn aber anderthalb Stunden weiter gebracht hatten, ward er bei der brennenden Sonnenhitze von solchen Hauptschmerzen befallen, daß er wieder zum vorigen Nachtlager mußte zurückgebracht werden. Hier legte er nun seine Reisekleider ab, vertheilte sie unter seine Umgebung, zog ein weißes Gewand an, stärkte sich hierauf durch das heil. Abendmahl, betete mit den gegenwärtigen Personen, sagte dann das Sprüchlein, welches ihm zu jeder Zeit oft aus dem Herzen in den Mund und in die Feder zu fließen pflegte: „Ehre sey Gott in allen Dingen"! zeichnete sich mit dem heil. Kreuze, sagte „Amen"! und verschied (407) im 63. J. seines Lebens. Neun Jahre und 7 Monate war er Bischof, brachte aber von dieser Zeit die letzten 3⅓ J. in der Verbannung zu. Man begrub seinen Körper neben dem h. Basiliskus, brachte ihn aber 438 feierlich nach Konstantinopel, wo er in der Apostelkirche in dem Begräbnisse der Kaiser bestattet wurde. Später führte man seine Ueberreste nach Rom, wo sie in der Peterskirche noch ruhen. In der griech. Kirche wird sein Fest am 13. Nov., in der kathol am 27. Jan. gefeiert. Der Name Chrysostomus (Goldmund) ward ihm erst nach seinem Tode gegeben, um die Beredtsamkeit zu bezeichnen die ihn über alle andern Kirchenväter erhebt. In Vereinigung aller großen Eigenschaften eines kirchlichen Schriftstellers, der Gründlichkeit in der Auslegung der h. Schrift; der Tiefe in Erforschung ihres Sinnes; der Klarheit in Darstellung desselben! der Darlegung ihrer Glaubenslehren und ihrer Sittenlehre; des Urtheils in Wahl von Aus-

drücken, welche die Idee erschöpfen, ohne sie durch Zusatz zu verfälschen; die Würde, Kraft und Schönheit der Sprache, in welche er nichts zu suchen scheint, weil sie ihm entgegen kommt; der Nüchternheit des hellen Geistes und der Trunkenheit des Herzens; der überwallenden Liebe; der hohen Salbung; in Vereinigung dieser verschiedenen Eigenschaften ist er einer der berühmtesten Schriftsteller Griechenlands und der vollendetste christliche Redner. Sein Verdienst um die Schriftauslegung ist desto größer, da der Geschmack der Zeit auf Allegorien führte, die von so einfältigem als erhabenen Sinne der göttlichen Schriften ableiteten, und in seinen Erklärungen legt er den natürlichen Sinn der heiligen Urkunden mit Bestimmtheit, Wahrheit und Stärke dar. Obschon viele Bücher des heil. Chrysostomus sind verloren gegangen, so besitzen wir dennoch mehr Schriften von ihm als von irgend einem der griech. Kirchenväter. Die schönste und genaueste Ausgabe seiner Werke ist vom Ritter H. Saville (1612, 9 Bde. Fol.), die vollständigste, griech. und lat., besorgte Montfaucon (Paris 1718, 13 Bde. Fol.). Seine Reden hat E. Schneider schön verdeutscht. Auch J. A. Cramer hat ihn übersetzt. Vgl. A. Neander's „Johannes Chrysostomus" Berlin 1821, 1822, 2 Bde. 8.).

Chur (romanisch Coira), Hauptst. des schweizer. Canton Graubünden, am rechten Ufer des Plessur, unweit seiner Mündung in den Rhein, in dem hier weiten, von hohen Bergen umschlossenen Rheinthale unter 46° 50′ N. Br., 1840 Fuß überm Meer, mit Mauern und Thürmen umgeben. Von der Plessur, über welche eine steinerne Brücke führt, ist ein Canal durch die Stadt geleitet, welcher die Getreide- und Sägemühlen in Bewegung setzt. Die bischöfl. Residenz macht den obern Theil der Stadt aus; in ihrem Umfange ist die im 8. Jahrh. erbaute Kathedrale mit einigen merkwürdigen Grabmälern, die Wohnungen der Domkapitularen, das wegen seiner aussichtsreichen Lage merkwürdige Klerikalseminar, ein Kapuziener-Hospital. Chur hat 2 reformirte Pfarrkirchen, ein Rathhaus mit der Stadtbibliothek und dem Kaufhause für die Waarenniederlage, ein philosophisches Collegium, Stadtschule, ökonnmische, Bergbau- und Bibelgesellschaft, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, in 350 Häusern 4500 Ew., meist reformirten Glaubens; Sitz der Bundesbehörden. Der Speditionshandel zwischen Deutschland und Italien macht die Stadt wohlhabend. In der Nähe fängt der Rhein an für kleine Fahrzeuge schiffbar zu werden. Die Gegend von Chur ist romantisch, gegen NO. eine schöne Anhöhe von Weinbergen, gegen W. und N. Wiesen, Aecker und Obstgärten. Zu dem Hochgerichte Chur gehören noch 4 Kirchspiele mit 3500 Ew. — Die Stadt ist in ihrer Uranlage römischen Ursprungs (Curia Rhaetorum). Um die Mitte des 5. Jahrh. hatte hier schon ein Bischof seinen Sitz. Der Bund des Hauses Gottes war vormals fast ganz dem hiesigen Bischof zehntpflichtig; doch kauften sich die meisten Gemeinden bei der Religionsveränderung los. Bis 1498 war Chur eine freie Reichsstadt, dann kam sie mit Beibehaltung einiger Freiheiten (sie war seit 1419 auch Mitglied des Gotteshausbundes) an den Bischof, welcher unter dem Erzbischof von Mainz stand und deutscher Reichsfürst war. Die weltlichen Besitzungen des Bischofs sind 1802 eingezogen und der helvet. Republick als Entschädigung für anderweitige Verluste gegeben worden. Die Einkünfte des Bischofs sind bis auf 10.000 Gulden geschmolzen, wovon der größte Theil aus Tirol kommt.

Churchill (Georg.), s. Mississippi.

Churchill (Charles), satyrischer Dichter der Engländer, ward zu Westminster 1731 geboren. Er zeichnete sich auf der Schule mehr durch die Lebhaftigkeit seines Geistes als durch Fleiß und Fortschritte aus. Die Universität Oxford verweigerte ihm wegen seiner zu mangelhaften Kenntniß in den alten Sprachen die Aufnahme; wahrscheinlich wurde dadurch der Haß geweckt, den er in mehren seiner Werke gegen diese Hochschule äußert. Nachdem er noch einige Zeit die Westminsterschule besucht und Theologie studirt hatte, ward er Landprediger in Wales. Sein unruhiger Geist und seine Neigung zum Wohlleben reizten ihn, neben der Verwaltung seines geistlichen Amtes auch allerlei Handelsgeschäfte, namentlich mit Cider, zu treiben, machte aber bald Bankrutt. Seine Pfarre verlassend, ging er nach London, wo er die Pfarrstelle seines Vaters erhielt und zugleich Unterricht in der Correctheit und Eleganz der englischen Sprache gab. Aber sich auch hier in neue Schulden stürzend, entging er nur durch die Großmuth eines Freundes der Verhaftung. Schon damals stand er mit Thornton, Colman und Lloyd, die eine Art von literarischem Verein bildeten, in Verbindung, ebenso schloß er vertraute Freundschaft mit dem gefürchteten Demagogen Wilkes. Er trat nun als Satyrendichter mit der „Rosciade" (zuerst 1761), einer Satyre auf fast alle damals berühmte englische Schauspieler, auf. Sie machte lebhafte Sensation und ihm viele Feinde. Die schiefe Beurtheilung derselben in einem öffentlichen Blatte veranlaßt seine beißende „Apologie", in welcher die Journalisten, die Schauspieler und Garrick selbst angegriffen wurden. Noch mehr wurde er gehaßt und gefürchtet, weil er in kühnern und strengern Satyren, immer in der Sprache des wärmsten Tugendfreundes und Patrioten, seine treffende Geißel nach allen Seiten hinschwang. Aber eben dieser wahre oder affektirte Eifer für das Gute und noch mehr der republikanische Patriotismus, den er mit kühnem Gepränge zur Schau trug, gewann ihm auch Lobredner und Bewunderer genug. Seine Satyren gingen von Hand zu Hand. Schwelgend in seinem Ruhme, führte der strenge Sittenrichter Churchill nach wie vor ein wüstes Leben und machte sich zuweilen lächerlich durch die Aeußerungen seiner Eitelkeit. Ein lächerlicher Betrug, der sich in Cocklane ereignete, gab die Veranlassung zu einem in der Manier des „Hudibras" von Butler geschriebenen Gedicht: „The ghost" (der Geist), gegen den Aberglauben gerichtet, enthält viel Satyre. Der bekannte Schriftsteller Johnson wird darin unter dem Namen Pomposo heftig angegriffen. Mehr Aufsehen erregte „The prophecy of famine, a scotch pastoral", ein mit Feuer geschriebenes Werk, empört aber den unbefangenen und rechtlichen Leser durch die inhumane Verspottung der Armuth Schottlands. Von seinen Satyren nennen wir noch: „The, conference", „The author" (zu seinen anziehensten Stücken gehörend), „The candidate", „The farewell", „The times", „Independence" „The journey" und eine beißende Zueignungsschrift seiner Predigten an Warburton. Man sagt, daß Hogarth, ehemals sein Freund, aus Aerger über eine Satyre von ihm („Epistel an Hogarth"), die er, um seinen von Hogarth in einem Gemälde angegriffenen Freund Wilkes zu rächen, geschrieben habe, gestorben sey. Seines ausschweifenden Lebens wegen trennte sich seine Gattin von ihm. Er st. auf einer Reise nach Frankreich 1764 zu Boulogne im 33. J. Sämmtl. Werke, 3 Bd., London 1774; neue Ausg., 2 Bd., 1804.

Churschid Pascha, von unbekannter Herkunft, türkischer Pascha; erhielt 1821 die Würde als Seraskier und das Commando über die gegen Ali Pascha von Janina ausgesendete Armee. Er belagerte denselben 1822 zu Janina, eroberte diese Festung im Februar durch Verrath und ließ Ali Pascha hinrichten. Er unternahm hierauf Züge durch die Thermophylen und gegen Morea, die jedoch, nachdem er schon mehrmal bei den Termophylen geschlagen worden war, völlig in der Landenge von Korinth mißlangen. Die Pforte sendete gegen Ende des Jahrs 1822 Tataren gegen ihn aus und ließ ihn enthaupten. Die Schätze Ali Pascha's, die sich Ch. zugeeignet hatte, scheinen hierzu noch mehr als die erlittenen Niederlagen Veranlassung gegeben zu haben.

Chylus (Milchsaft). Sobald die Nahrungsmittel im Munde durch die Zähne zermalmt und mit Speichel gemischt, im Magen aufgenommen sind, bereitet dieser, unter Wärmeerzeugung, durch Beimengung seines Saftes und durch stetige Zusammenziehung seiner Fasern, daraus einen gleichförmigen Brei, den Speisebrei. Dieser nimmt sodann seinen Weg durch die, der Speiseröhre entgegengesetzte, Mündung des Magens in den Zwölffingerdarm, wo er mit der Galle und dem Speichel der Bauchspeicheldrüse in Verbindung tritt. Durch Zusatz dieser Flüssigkeiten sondert sich jetzt aus demselben das Feinere und Nahrhaftere, als Chylus ab, der sogleich von den einsaugenden Gefäßen aufgenommen und durch die Gekrösdrüsen in den großen Milchbehälter gebracht wird. Dieser Chylus dient, indem er sich dem Blute vermischt, den Abgang desselben zu ersetzen und diese zum Leben unumgänglich nöthige Flüssigkeit immer in gleicher Menge vorräthig zu erhalten. Die Bereitung des Chylus aus den genommenen Nahrungsmitteln heißt Chylifikation.

Cibber. I. Colley, einer der fleißigsten Verfasser neuer Lustspiele für das englische Theater, die sich bestrebten, durch anständige und unterhaltende Conversationsstücke das Publikum zu interessieren. Sohn eines nicht unberühmten Bildhauers deutscher Abkunft, ward er in der Hauptstadt Englands 1671 geb. In seiner Jugend trat er unters Heer und half bei der Revolution unter dem Herzog v. Devonshire den Prinzen von Oranien auf den Thron erheben. Erst in seinem 30. Jahre betrat er die Bühne. Obgleich sein erstes Erscheinen die Wirkung unter dem Publikum nicht hervorbringen wollte, die er erwartet hatte, so entmuthigte Dieß ihn keineswegs, bis er auf dem Theater von Drury-Lane in der Rolle der grims (Murrköpfe), als Fondlewife in „The old Bachelor" von Congreve den Beifall der Zuschauer in vollstem Maße einerntete. Sein 1695 bekannt gewordenes Lustspiel „Love's last shift" zeugte von seinem schriftstellerischen Talente und bewies, als er bei dessen Aufführung die Carricatur des Modegecken, Sir Novelty, mit glücklichem Erfolge darstellte, daß er es als Komiker schon zu einer gewissen Meisterschaft gebracht habe. Mit Pope hatte er sein ganzen Leben hindurch zu kämpfen, und ob er gleich den Helden in dessen „Dunciade" spielte, so nöthigte er ihm doch durch „The careless husband" seinen Beifall ab. Dieses Stück ist ein ausgeführtes Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der damaligen Zeit; aber es fehlt an Charakterzeichnung und richtiger Schürzung des Hauptknotens. Mit der Kunst vertraut, den Stoff zu seinen dramatischen Erzeugnissen den Begebenheiten des Tages zu entnehmen, versuchte er sich in einer Nachahmung des „Tartuffe" von Molière und schrieb 1717 sein Lustspiel „The non juror". Die

darin vorkommenden Anspielungen auf die Jakobiten zogen ihm viele Feinde zu; und da der witzige Pope ihn immer noch mit der Geißel der Satyre verfolgte, wußte Cibber kein besseres Mittel, sich seiner zu entledigen, als daß er über seine Werke selbst spottete. Sieben Jahre vor seinem Tode († 1757) gab er seine Lebensgeschichte u. d. T.: „Apologie des Lebens Colley Cibbers" ꝛc., eine Schrift voll freimüthiger Bemerkungen, heraus. Seine Werke erschienen London 1777, 5 Bde. 12. — II. Theophilus, des Vorigen Sohn, geb. 1703, widmete sich ebenfalls dem Theater. Die Natur hatte ihn in Ansehung des Physischen nicht so begünstigt wie seinen Vater; aber Einsicht und Lebhaftigkeit in seinem Spiele ersetzten die äußern Mängel, und er würde den ausgezeichnetsten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderstehlicher Hang zur Verschwendung ihn unaufhörlich irregeführt hätte. Er hatte sich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank. Die unter seinem Namen erschienene „Lebensbeschreibungen englischer und irländischer Dichter" rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, C.'s Namen davor zu setzen, um 10 Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kingsbench saß. — C.'s Gattin, Susanna Maria, geb. 1716, war eine der besten Schauspielerinnen des engl. Theaters. Sie war die Schwester des als Componist berühmten Doctors Arne (von welchem auch die Composition des „Rule Britannia" herrührt), der sie in der Musik unterrichtete und in einer seiner Opern auf dem Haymarkettheater auftreten ließ. 1734 verheirathete sie sich mit Th. Cibber. 1738 trennte sie sich von ihrem Gatten, in Folge einer Klage des Ehebruchs, die er gegen einen ihrer Liebhaber gerichtet hatte. Sie widmete sich späterhin der Tragödie. Ihre Schönheit und ihr Talent erwarben ihr allgemeine Gunst Sie starb 1766

Ciborium, ein Bohnengefäß in Aegypten, aus denen man Trinkgeschirre verfertigte. — In der katholischen Kirche nennt man Ciborium ein geweihtes Gefäß, gewöhnlich aus edlem Metalle, welches die consecrirten Hostien enthält, die den zum Tische des Herrn tretenden Communicanten, sowie den ihrem Ende entgegensehenden Kranken als heilige Wegzehrung, verabreicht werden.

Cicade (Zool.), 1) Singcicade, (cicada L., tettigonia Fabr.), Gatt. aus der Fam. der Cicaden; hat sechsgliedrige, zwischen den vorstehenden Augen eingefügte Fühlhörner, keine Springfüße, glasartige, aderige Flügel; lebt auf Bäumen und Sträuchern wärmerer Gegenden, ziemlich unschädlich. Die Larven kriechen in die Erde und werden hier puppenartig (sonst eine Delicatesse, wie das vollkommene Insekt). Durch einige Blättchen in einer Vertiefung am Bauche, welche durch Muskeln in Bewegung gesetzt werden, geben sie einen ziemlich einförmigen, nicht immer unangenehmen Ton. Arten: Manna-Cicade (Sing-Cicade, cic. orni, tettigonia o.), schwarzgelb gestrichelt, auf den gelben Flügeldecken schwarz punktirt; in Italien, Frankreich ꝛc., bohrt in die Mannaesche, welche dann Manna fließen läßt. Bei den alten Dichtern (Anakreon) war diese Cicade als musikalisch gepriesen, daher dem Apollon geweiht; in den Mysterien Symbol der Fruchtbarkeit. Aus letzterem Grunde vielleicht war es altattische Sitte, eine goldne Grille als Schmuck im Haar zu tragen; nach And. geschah dieß in Beziehung auf ihr musikalisches Talent und auf die Sage, daß Attika's Bewohner Autochthonen waren;

nach Einigen war dieser Schmuck auch Zeichen eines in die Mysterien Eingeweihten. Ueberhaupt führten die natürlichen Eigenschaften dieses Insekts auch auf verschiedene symbolische Vorstellungen, z. B. Bild der Mittagshitze. Eine schöne Dichtung hat Platon's Phädros. Die gemeine Cicade (cic. plebeja), schwarz mit mehren Flecken auf den Flügeln; größte europ. Art. 2) (tettigonia Oliv. cicade Fabr.), mit dreigliederigen Fühlern am innern Augenwinkel, breiter Stirn, länglich viereckigem, oder kurzem ovalem Leib, undurchsichtigen Flügeln und mit Springfüßen. Viele Arten, z. B. die fleischfarbene (tett. lanio), die grüne (t. viridis).

Cichorium (cich. L., Bot.), Pflanzengatt. aus der nat. Fam. der Zusammengesetzten, Ordn. Cichoreen, und in die erste Ordn. der Syngenesie des Linn. Syst. gehörig, mit doppeltem, vielblättrigem Kelche, spreublättrigem Fruchtboden. Die 2 vorzüglichsten Arten sind: c. endivia, Endivie; c. intybus, gemeine Cichorie (Hundläufte, Wegwarte); wächst durch ganz Deutschland auf Wegen, Aeckern und Aeckerränden; blüht himmelblau (in Varietäten aber auch blaßroth und weiß) in stiellosen, meist zu 2 neben einander sitzenden Blumen, vom Juni bis Sept. Durch die Cultur in Gärten und auf Aeckern bekommt sie größere, weniger eingeschnittene Blätter und stärkere Wurzeln. Die zarten Blätter der Gartencichorie sind als Salat und als Gemüse benutzbar. Vorzüglich ist aber die Wurzel im Gebrauch und zwar die wilde Cichorienwurzel (radix cichorii sylvestris) von bittrem Geschmack, als Heilmittel, gleich andern ähnlichen, zu Wurzeltränken. Ehedem hatte man auch daraus bereitet Cichorienextrakt, Cichoriensyrup (extractum, syrupus cichorii) in den Apotheken, auch überzuckerte Cichorienwurzel (confectio chicorii), vom Kraut aber Cichorienwasser (aqua cich.) und von den Blüthen Cichorienconserve (conserve cich.). Durch die Cultur verliert die Wurzel ihre Bitterkeit und ist zum Küchengebrauch dienlich, besser weich gekocht, in Scheiben zerschnitten, erkaltet, mit Essig, Oel und Pfeffer als Cichoriensalat, oder auch als Gemüse, ja wohl auch als Brot verbacken. Am verbreitetsten ist aber ihr Gebrauch als Surrogat des Kaffee's unter dem Namen Cichorienkaffee, in welcher Hinsicht auch zur Vorbereitung dazu im Westfälischen, zu Braunschweig, Hanover, Bremen, Hamburg u. a. Orten eigne Fabriken angelegt worden sind. Sie wird hierzu geschnitten, getrocknet, gelinde geröstet und gepülvert (Cichorienpulver), dann wie Kaffee, oder mit diesem gekocht, ersetzt diesen jedoch nur unvollkommen, obgleich sie an sich der Gesundheit nicht schädlich ist. Scharf gebrannte, in große Haufen abgeschüttete oder in Fässer eingestampfte Cichorienwurzeln entzünden sich unter begünstigenden Umständen von selbst.

Cicero (Marcus Tullius), der berühmteste Redner Roms, ward unter dem Consulate des Q. Servius Cäpio und des C. Atilius Serranus 647 J. R. (106 v. Chr.) bei Arpinum geboren. Sein Vater hatte sich wegen seiner Kränklichkeit von den Staatsgeschäften zurückgezogen, lebte auf seinem stillen Landsitze den schönen Wissenschaften und Künsten und unterhielt von da aus die Verbindungen, in welchen er mit den geachtetsten Republikanern Roms stand. Namentlich nennen wir unter der Zahl seiner Freunde den gefeierten Redner Crassus, welcher sich der Leitung des C. zuerst annahm und ihn in den Schoß der Wissenschaften einführte. Schon in frühester Jugend zeigte C. eine Lernbegierde sonder Grenzen und ein Talent, dessen Unvergleichlichkeit ihn über

alle Mitschüler seines Alters emporhob. In seinem 16. J. verfaßte er ein Gedicht in Jamben, welches Plutarch kannte, und als er in demselben Jahre mit der männlichen Toga bekleidet wurde, nahm ihn sein Vater mit in die Gerichtsversammlungen, um bei ihm die Neigung zu den Rechtswissenschaften zu erwecken, durch welches Studium er sich zunächst den Weg zu den ansehnlichsten Ehrenstellen bahnen konnte. Die Redekunst, welche bei den Römern noch keine hohe Stufe von Vollkommenheit erreicht hatte, fesselte vorzüglich seine Aufmerksamkeit, und die griech. Reden des Demosthenes, Lysias und Isokrates waren es, mit deren Lektüre er sich befaßte und deren schönste Stellen er in die lat. Sprache übertrug. Auch die Dichtkunst schloß er aus dem Cyklus seiner Beschäftigung nicht aus; so übersetzte er des Griechen Aratos astronomische Poesien. In seinem 18. J. legte er sich auf das Studium des Civilrechts, worin er dem Augur Q. Mucius Scävola treffliche Belehrungen zu verdanken hatte. Bald verließ er aber dessen Haus, trat unter das Heer und wohnte dem Feldzuge des Sylla gegen die Marser bei. Nach Rom zurückgekehrt, machte er die Bekanntschaft mit dem Philosophen Philo, einem Schüler des Klitomachus, und da schon das Lesen des Phädros in ihm die Liebe zur Philosophie entzündet hatte, benutzte er dessen Umgang, um seinen Geist auch in diesem Fache des menschlichen Wissens zu bilden, ohne jedoch seine Rechtsstudien hierüber zu versäumen, in welchen nun der Pontife Q. Scävola, sowie in der Beredtsamkeit der berühmte Rhetor Molo von Rhodos ihn unterrichtete. Kein Tag verging, an welchem er sich nicht in dem Vortrage, der Aktion und Deklamation griech. Gedichte und in der dialektischen Kunst der Stoa übte. In seinem 28. J. begann er die Früchte seiner klassischen Bildung vor den Gerichtsschranken zu entwickeln. Seine Beredtsamkeit zeigte er zuerst, indem er den P. Quintius in einer Geldsache gegen den damals berühmten Redner Hortensius glücklich vertheidigte. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er aber durch die Führung eines Criminalprocesses. S. Roscius Amerinus nämlich war durch die Creaturen des Sylla nicht nur seiner Güter beraubt, sondern auch als Vatermörder angeklagt worden. Kein Sachwalter wollte dessen Vertheidigung aus Furcht vor den Günstlingen des grausamen Tyrannen annehmen. Da trat C. mit dem Feuer seiner Jugend und mit der Fülle seiner Beredtsamkeit für ihn auf, entwaffnete die Ankläger und rettete das Leben eines Unschuldigen, welcher ohne diese edle Freimüthigkeit ein Opfer der schändlichsten Habsucht geworden wäre. C.'s geschwächte Gesundheit, welcher die öffentlichen Reden nicht zuträglich waren, vielleicht auch um dem Auge des Diktators Sylla zu entgehen, bestimmten ihn zu reisen. Seine Neigung zu den Studien trieb ihn nach dem schönen Hellas, wo er Athen zu seinem Aufenthalte wählte. In dem Hause des Akademikers Askalonitas versammelte er hier die gelehrtesten Männer Griechenlands um sich, und nachdem er die Hörsale der Philosophie und die der Redekunst unter dem gelehrten Demetrius besucht, bereiste er mit seinem Freunde Atticus das ganze asiatische Griechenland, schiffte nach der Insel Rhodos, wo er die Vorträge seines ehemaligen Lehrers Molo hörte, und kehrte dann nach Rom zurück. In seinem 26. J. bewarb er sich um ein öffentliches Amt und erhielt die Quästur von Sicilien. Zur Zeit einer großen Hungersnoth in Rom förderte er von da eine Menge Getreide nach der Hauptstadt, ohne jene Provinz selbst zu entblößen. Er hatte dieses Amt

mit einer solchen Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Unsträflichkeit verwaltet, daß er, nach Rom zurückgekehrt, durch Abgesandte der Sicilier aufgefordert wurde, in ihrem Namen Klagen gegen die Bedrückungen und verübten Grausamkeiten des Verres zu führen. C. nahm sich des bedrängten Volkes an und siegte über Hortensius, den Vertheidiger des Verres, sodaß es der Angeklagte für rathsam hielt, eine freiwillige Verbannung einem schimpflichen Urtheile vorzuziehen. Wir besitzen noch 7 von diesen merkwürdigen Reden, von denen er aber nur 2 wirklich hielt, die übrigen 5 aber nur deßwegen verfaßte, um dem Volke das ganze Gemälde von Verres's Gräuelthaten vor Augen zu legen. In seinem 37. J. wurde C. Aedilis curulis, und indem er die Geschenke der Sicilier nur dazu verwandte, das Getreide auf einen wohlfeilern Preis herunter zu bringen, machte er sich durch diese Freigebigkeit bei dem Volke so beliebt, daß ihm nach einer 2jähr. Bekleidung dieses Amtes die Prätur mit einhelliger Stimme ertheilt ward. Sein Ruhm stieg durch seine Reden vor Gericht. Besonders merkwürdig bleibt seine Rede für das Manilische Gesetz, indem sie ihm die Gunst des mächtigen Pompejus erwarb, weil er es durch dessen Erhebung dahin brachte, daß das Volk des Tribunen C. Manilius Vorschlag annahm und dem Pompejus den Feldherrnstab gegen König Mithridates anvertraute. Nach Niederlegung seiner Prätur konnte C. das Amt eines Proprätors in einer röm. Provinz verwalten, zog aber vor, die nächsten Comitien abzuwarten, um sein Ansehen unter dem Volke bei der Consulswürde geltend zu machen. Die Zeit der Wahl erschien, und dem verdienten Redner mußte der verschmitzte Catilina nachstehen; C. wurde nicht auf dem Wege der gewöhnlichen Täfelchen, sondern durch die ungetheilte Stimme des Volkes Consul, mit welcher Ehrenstufe die glänzende Periode seines politischen Lebens beginnt. Der ehrgeizige Catilina begann damals seine Plane gegen die Republik anzuspinnen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich C. als Staatsmann und Redner in vollem Glanze, und als Retter des Staats durch die Wachsamkeit, den Muth, die Entschlossenheit und Beredtsamkeit, durch die er die Verschwörung Catilina's (s. d.) unterdrückte; der Titel: Vater des Vaterlandes und eine sonst nur Feldherrn bewilligte, vom Senate verordnete Supplication war sein Lohn, aber auch Haß, den zum Theil seine Eitelkeit ihm zuzog (er verfaßte selbst die Geschichte seines Consulats ruhmredig in Versen und vermochte den L. Lucc. Hirtius, eine eigene Schrift darüber abzufassen). Mit dem Amtsantritt der neuen Volkstribunen wurde er schon feindlich angefochten, und Q. Metellus Nepos verhinderte ihn sogar, seine Würde mittelst einer feierlichen Rede niederzulegen. Aber C. konnte doch den gewichtvollen Eid mehr als jeder Andere mit Wahrheit aussprechen: „Ich schwöre, die Republik erhalten zu haben". Schon im folgenden Jahre erhob sich die Stimme der Feindschaft gegen C. lauter als früher geschehen konnte. Metellus bezüchtigte ihn des Verbrechens, den Lentulus und Cethegus (Mitschuldige des Catilina), ohne von einem Volksbeschlusse hierzu befugt zu seyn, ermordet zu haben. Sogar eine Rede erschien an das Volk, welche C. durch seine Oratio Metellina beantwortete. Alle diese feindlichen Bewegungen würden dem Vater der Republik wenig geschadet haben, hätte nicht ein anderer Vorfall ihn belehrt, daß das wetterwendische Volk seine frühern Verdienste gänzlich aus dem Gedächtnisse verloren. P. Clodius, ein unzüchtiger Jüngling, hatte unedle Absichten auf Julius Cäsar's Ge-

mahlin Pompeja. Um diese zu vrrwirklichen, schlich er sich am Ceresfeste, dem das männliche Geschlecht nicht beiwohnen durfte, verkleidet in Cäsar's Haus. Clodius wurde ob dieses Frevels angeklagt, und da er jede Beschuldigung in Abrede stellte, trat C. als Zeuge gegen ihn auf. Hierdurch gereizt, faßte Clodius den Entschluß, sich zu rächen. Dieß konnte er nicht anders, als wenn er Volkstribun war. Nach langen Umwegen gelangte er endlich zu dieser Würde und setzte das Gesetz der Zwölf-Tafeln durch, das Jeden in die Acht erklärte, wenn er einen röm. Bürger hatte hinrichten lassen, bevor er durch ein förmliches Urtheil von dem Volke zum Tode war verdammt worden. Unser Redner streifte seine Toga aus, legte Trauerkleider an und flehte wie ein Beklagter den Schutz des Volkes an. Fast alle Patrizier thaten dasselbe, bis sie von den Consuln Piso und Gabinius mit der Waffenhülfe des Clodius gezwungen wurden, in ihrer gewöhnlichen Tracht zu erscheinen. Weil sich Cäsar und Pompejus äußerst kaltsinnig bei diesen Gewaltmaßregeln benahmen, ging C., aus Schwäche oder aus Patriotismus, ins Exil. Er wandte sich nach Sicilien, von da wanderte er nach Brundusium und Griechenland, wo er in Thessalonich von Plancus aufgenommen wurde. Clodius verwüstete mittlerweile mit Feuer und Schwert die Häuser und Landgüter C.'s und ließ an deren Stelle einen Tempel der Freiheit (licentiae), oder wie C. es deutete, der ungehinderten Bosheit aufführen. Die Consuln Piso und Gabinius theilten sich in seine Meubel und in die kostbaren Verzierungen seiner Landhäuser und erlaubten sich sogar gewaltsame Bedrückungen gegen des Verbannten Gattin und Kinder. Während C. seine Flucht bereute und Die, auf deren Zureden er die Hauptstadt verlassen, der Treulosigkeit beschuldigte, kam der Senat zur Besinnung, und C.'s Freunde wagten es, öffentlich seine Partei zu vertreten. Der ganze Senat erklärte keinen Beschluß mehr zu fassen, bevor die Achtserklärung C.'s nicht zurückgekommen sey; und C. wurde auf die Verwendung des Pompejus und auf den Vorschlag des Consuls Lentulus wieder zurückberufen. Nach einem 15monatlichen Exil empfing ihn das Freudengeschrei des Volkes an den Thoren Roms und sein Einzug glich einem festlichen Triumphe. Sein zerstörtes Haus und sein verwüstetes Tusculanum wurden auf Kosten des Staats wieder hergestellt; er selbst aber schlug sich zur Partei des Pompejus, woher es zu erklären ist, daß er seinen ehemaligen Feind A. Gabinus vor Gericht vertheidigte. In seinem 54. Jahre trat er in das Collegium der Auguren: eine Ehre, die nur Männern von hohem Ansehen zu Theil wurde. Milo tödtete C.' gefährlichsten Feind, den Clodius, und als er hierüber belangt wurde, übernahm unser Redner dessen Vertheidigung. Das Geschrei aber, das die Anhänger des Clodius erregten, setzte ihn in Verwirrung und Milo mußte ins Exil wandern. Obgleich jene vortreffliche Rede für den Milo auf uns gekommen ist, so wurde sie doch erst verfaßt, als der Angeklagte schon in der Verbannung lebte. In der Folge wurde C. vom Senate zum Statthalter von Cilicien ernannt, schlug die Parther im Felde und empfing von seinem Heere den Ehrentitel Imperator. Bei seiner Rückkehr nach Rom fand er den Cäsar und Pompejus entzweit und ahnete für sein Vaterland eine unglückliche Catastrophe. Um dieser zu begegnen, leitete er mehre Vergleichungsversuche zwischen beiden Feldherren ein, welche aber fehlschlugen. C. befand sich in Italien, als Cäsar mit seinem Heere auf Rom losschritt, und ob er gleich voraussah,

daß sich der Sieg zur Gegenpartei neigen würde, und sein Eidam Dolabella ein Vertrauter Cäsars war, so erklärte er sich doch für Pompejus. Nach der pharsalischen Schlacht flüchtete er sich nach Italien, wo er in dem Studium der Wissenschaften Ersatz für die Unfälle seines Lebens suchte. Seine Lobrede auf Cato von Utica beweist, wie weit er damals von elender Kriecherei noch entfernt war. Als aber Cäsar C.'s Freund, den Marcellus, begnadigte, verfaßte C. jene berühmte Rede (pro Marcello) und erniedrigte sich, den siegreichen Diktator mit der ausgesuchtesten Schmeichelei zu begrüßen. Kurz nachher sprach er für Quintus Ligarius und nöthigte durch die Gewalt seiner Rede den erzürnten Cäsar, dem Feinde zu verzeihen, dem er das Todesurtheil zuerkennen wollte. In seinem 62. Jahre verstieß er seine treue Gattin Terentia und verheirathete sich, um seinen zerrütteten Haushalt zu verbessern, mit der schönen und reichen Publilia, deren Güter er bisher verwaltet hatte. C. fing allmählig wieder an, Muth zu fassen und jenes Ansehen wieder zu erlangen, um das ihn die Undankbarkeit des römischen Volks gebracht hatte, als die Betrübniß über den Tod seiner einzig geliebten Tochter Tullia ihm den Nerv, groß und männlich zu handeln, auf lange Zeit lähmte. Sein Buch „Von dem Troste" zeigt uns die Größe seines Schmerzes und die Tiefe seines Grams über diesen unwiederbringlichen Verlust. Nur in den Wissenschaften glaubte er Zerstreuung zu finden. Die Ermordung des Julius Cäsar störte ihn in seinen philosophischen Forschungen und der von dem Blute des gefallenen Diktators noch rauchende Dolch, welchen Brutus in die Höhe hob und dabei C. zu der erlangten Freiheit Glück wünschte, war eine Aufforderung für ihn, aufs Neue an den öffentlichen Unruhen Antheil zu nehmen. Mittlerweile hatten M. Antonius und sein Mitgenosse P. Dolabella zu mancherlei störenden Auftritten in Rom Veranlassung gegeben; Brutus und Cassius waren aus Furcht vor dem aufgebrachten Pöbel aus Rom geflohen und standen an der Spitze eines kolossalen Heeres streitfertig. In dieser Lage des Staates war C. unschlüssig, was er beginnen und wohin er sich wenden solle. Anfangs bereitete er sich zu einer Reise nach Griechenland, lenkte aber auf dem Wege wieder um und begab sich in der Absicht wieder nach Rom, um etwa eine Besänftigung der Gemüther zu Stande zu bringen. Kaum in seiner Hauptstadt angelangt, zerfiel er durch seine erste, sogenannte philippische Rede, worin er die Machthaber beschwur, die Grenzen ihres Ansehns nicht bis zur Unterdrückung der Freiheit auszudehnen mit dem Antonius. Auf die Gegenrede, womit Antonius nach einem 17tägigen Studium diese freimüthige Sprache erwiederte, schrieb C. in der Form einer Rede seine 2. „Philippica", die seinen Patriotismus auf die herrlichste Weise beurkundet. Als nach der Schlacht bei Mutina Octavius, Antonius und Lepidus ihre Vereinigung durch die blutige Bestimmung des Schicksals von Tausenden feierten und die Triumvirn eine Proskriptionsliste ausfertigten, worin man der heiligsten Rechte der Natur spottete, so opferte Octavius, da ja Lepidus seinen Bruder Paulus der Rache seiner Gehülfen preisgab, auch den C. den blutgierigen Wünschen des Antonius auf. C. war aber, um der Bosheit seiner Verfolger zu entgehen, von seinem tusculanischen Landgute nach der Seeküste geflohen, um sich einzuschiffen und vor der Gewalt seiner Feinde sich in Sicherheit zu setzen. Er fand auch hier ein Schiff zu seiner Aufnahme bereit; allein die Winde waren ihm ungünstig und er sah sich genöthigt,

wieder zu landen und die Nacht auf der Küste zuzubringen. Von da wurde er durch die ungestümen Bitten seiner Sklaven gezwungen, sich abermals einzuschiffen; landete aber wieder und begab sich eine Meile von der Küste auf eins seiner Landgüter. Des Lebens müde, erklärte er in dem Lande sterben zu wollen, das er so oft gerettet. Hier schlief er einige Zeit ruhig, bis seine Leute, aufgeschreckt von einem Haufen abgesandter Mörder, ihn noch einmal zwangen, in eine Sänfte zu steigen und auf dem Schiffe seine Rettung zu suchen. Bald wurde er aber von den abgesandten Creaturen des Antonius in einem Gehölze, das an der Küste lag, erreicht. Ihr Anführer war der Kriegstribun Popilius Lenas, dessen Leben C. vormals vertheidigt und gerettet hatte. Sobald seine Leute die Soldaten gewahr wurden, schickten sie sich an, das Leben ihres Gebieters mit Gefahr ihres eigenen zu vertheidigen; aber C. befahl ihnen, ihn niederzusetzen und keinen Widerstand zu leisten. Die Mörder hieben ihm darauf Kopf und Hände ab und kehrten damit nach Rom zurück (7. Dez. 43. v. Chr.). Antonius empfing mit großer Freude das grausame Geschenk, belohnte die Mörder mit einer großen Summe Geldes und pflanzte den Kopf des C. auf das Rostrum, wo der große Redner dem Antonius so oft den Spiegel seiner niederträchtigen Tyrannei vorgehalten hatte. Den Untergang der römischen Freiheit vorher verkündigend, verlor er in einem Alter von 64 Jahren sein Leben. 1544 ward C.'s Grabmal auf der Insel Jakynth gefunden. — C. war ein ausgezeichnet großer Mann und ein seltenes Genie. Seine zahlreichen Schriften beurkunden seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und sein Leben zeugt von seiner Liebe zum Recht, zur Tugend und zum Vaterlande. So sehr er ein moralisch edler Mann war, so blieb er nicht befreit von Schwächen, wohin nicht nur seine Unbeständigkeit in seinen Aeußerugen und sein Wankelmuth, sondern auch eine unbegrenzte Ruhmsucht und Eitelkeit, seine Schmeichelei gegen Pompejus und Cäsar und seine Furchtsamkeit und Muthlosigkeit zur Zeit des Mißgeschicks, zu rechnen sind. Als Redner war C. für Rom, was Demosthenes zu seiner Zeit für Athen war. Einen größern Redner hatten vor und nach ihm die Römer nicht. War er gleich kein origineller Redner, weil er sich nach griechischen Mustern gebildet hatte, so war er doch in der römischen Redekunst Original. In der Beweisart, in der Manier und in der überzeugenden Kraft der Darstellung (Pathetik), wurde er von Demosthenes übertroffen. Die Beredtsamkeit des C. war mehr eine gekünstelte; er liebte den sinnlichen Schein und die Verschönerungsmittel oder den Glanz im Styl und suchte, um das römische Volk mit Schonung zu behandeln und sich desto eher die Zuneigung desselben zu erwerben, mehr nur die Ohren durch eine reichliche Fülle und Ueppigkeit des Vortrages, durch eine zierliche Versinnlichung des Geistigen und Vergeistigung des Sinnlichen und durch einen harmonischen Periodenklang, seine Zuhörer zu entzücken. Seine Beredtsamkeit hat ein sinnliches Gepräge und seine asiatische Epithesensucht und sein zu weichliches Stylgeklingel ist unverkennbar. Dagegen bestehen seine Vorzüge vor dem Demosthenes darin, daß seine Darstellungen mannigfaltiger und seine Abwechselung der Gedanken und Gründe größer, daß sein Ausdruck zierlicher und schöner und daß sein Vortrag durchgehends lebhafter und energischer ist. Schon der größte Theil der alten Kunstrichter hat den Werth seiner Reden anerkannt. C. allein war es unter den Wenigen, welche dem Studium der Philosophie oblagen, die

dieſelbe zuerſt wiſſentſchaftlich vortrug. Selbſterfinder war er in dieſer Wiſſenſchaft nicht, denn er nahm den Stoff zu ſeiner philoſophiſchen Betrachtungen und die Beiſpiele aus den Schriften der griechiſchen Weiſen, deren verſchiedene Syſteme er in mehren Schriften treu darzuſtellen ſuchte. Das, was ihm jedoch in der Philoſophie zum Verdienſte gereicht, beſteht darin, daß er dieſelbe verſtändlich zu machen, in eine Weisheit des Lebens zu verwandeln und auf die beſondere Lage der Römer anzuwenden bemüht war; daß er ſie mit richtigen Beobachtungen und Erfahrungen bereicherte und ſich zu ſeinem philoſoph. Vortrage die nöthige Kunſtſprache ſelbſt ſchuf. Er ſelbſt war in der theoret. Philoſophie der älteren eklekt. Akademie, in dem prakt. Theile aber dem Stoicismus zugethan. Seine philoſoph. Schriften ſind meiſtentheils dialogsweiſe und während ſeiner Zurückziehung von den öffentl. Geſchäften abgefaßt. Der Styl der philoſophiſchen Schriften, ohne redneriſchen Prunk, athmet jenen feinen Atticismus, den einige Zeitgenoſſen auch ſeinen Reden gewünſcht hätten Man erkennt indeß den Redner an dem gedehnten, minder lebhaften Dialog. Dieſe Schriften haben für uns einen ſehr ungleichen Werth. So iſt ſein Werk „De natura Deorum" für uns nur eine Sammlung von Irrthümern; die Tuſculanen („Tusculanae quaestions") leiden an den Spitzfindigkeiten der atheniſchen Schule; ebenſo gehört das Werk „De finibus bonorum et malorum" dieſer etwas zu trockenen dogmatiſchen Philoſophie an. Dagegen haben ſeine Werke über die praktiſche Moral ihren ganzen Werth behalten. Das Buch „De officiis" bleibt die ſchönſte, von rein menſchlicher Weisheit eingegebene Abhandlung über die Tugend. Trefflich überſetzt und erläutert von Garve. Auch ſind die Freuden der Freundſchaft und des Alters nie beſſer dargeſtellt worden als in C.'s Werken „De amicitia" und „De senectute". Von ſeinem politiſchen Werke „De republica" hat Majo einen großen Theil wiederentdeckt und 1822 zu Rom herausgegeben. C. ſchrieb die 6 Bücher „De rep." in ſeinem 54 J. Er wollte darin zeigen, durch welche Staatskunſt, durch welche Kraft und welche Sitten das röm. Volk die Herrſchaft der Welt errungen habe. Steinacker hat dieſe Fragmente Leipz. 1823 herausgegeben. Villemain hat ſie in Paris 1823 überſ., und erklärt Fr. v. Kobbe (Gött. 1824). Ueber den ſarmatiſchen Codex des C. „De rep.", der ſich 1581 im Beſitze eines volhyniſchen Edelmanns befand und ſeitdem verſchwunden iſt, gibt Profeſſor Guſtav Münnich in Krakau Auskunft in ſeiner Schrift: M. T. Ciceronis II. de republ. notit. codicis Sarmat (Gött. 1825). Nach ihm ſoll Goslicke in ſeinem Werke: „De perfecto senatore" jenen Codex benutzt haben. — C.'s Werke „De divinatione" und „De legibus" ſind lehrreiche Denkmäler des Alterthums. Derſelbe philoſophiſche Geiſt zeigt ſich in ſeinen oratoriſchen Schriften, beſonders in den wichtigſten derſelben, „De oratore" wiewohl weder hier noch in den „Claris oratoribus", den „Topicis" „De partitione oratoria" ꝛc. viel für uns Brauchbares enthalten iſt. Das anziehendſte von allen Ciceroniſchen Werken aber ſind für die Nachwelt ſeine „Epistolae familiares" und „Ad Atticum", welche mehr als irgend ein anders eine genaue und lebhafte Idee von dem Zuſtande der Republik geben, und den Verfaſſer in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit als Menſch zeigen. (Sie ſind meiſterhaft überſetzt von Wieland.) Sein Leben iſt von Plutarch, unter den Neuern von

Middleton und Morabin beschrieben worden. Um die Herausg. und Erkl. der Werke C.'s haben sich verdient gemacht Paulus und Aldus Manutius, Lambinus, die beiden Guter, die beiden Gronov u. A. Neuere Ausg. seiner sämmtlichen Werke haben wir von J. A. Ernesti, Beck und Schütz; auch stereotypirt durch Tauchnitz, nach Ernesti von Nobbe, in einem Bande (Leipz. 1827). — Ueber Cicero, als Namen einer Schriftgattung, s. Schriften.

Cicerone heißt in Italien, besonders in Rom, Derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Obgleich es unter diesen sogenannten Ciceronen viele leere Schwätzer gibt, so haben doch tiefgelehrte Männer und Forscher des Alterthums, wie Fernow, Hirt, Reifenstein u. m. A., es nicht unter ihrer Würde gehalten, durch diese Beschäftigung den Fremden nützlich zu werden.

Cicisbeat. Cicisbeo. Das Cicisbeat der Italiener ist aus zwei Elementen zusammengebildet: aus der Galanterie des Ritterthums und der neuern Geselligkeit. Als jene die Damen nicht mehr vor Raub und Mord zu schützen und ihren Habedank in Turnieren zu gewinnen Gelegenheit fand, bot der Ritter seiner Gebieterin den entharnischten Arm und führte sie durch die Straßen, hob sie in den Wagen, trug ihr den Fächer nach, stand in Festen und Schauspielen hinter ihrem Stuhle und flüsterte mit ihr: davon erhielt er den Namen Cicisbeo. In Genua soll das Cicisbeat zuerst in der Folge eine Art von allgemeiner Gewohnheit erlangt haben; die blühende Handelsstadt bedurfte desselben mehr als andere. Der Drang der Geschäfte trennte den Ehemann so oft und so lange von seiner Frau, daß diese während seiner Abwesenheit eines stellvertretenden Begleiters und Gesellschafters kaum entbehren konnte, wenn sie nicht tyrannisch eingesperrt werden sollte. Die von Fremdlingen aller Lande wimmelnden Straßen mögen auch wohl einen männlichen Schutz für jeden Ausgang besonders nöthig gemacht haben. So wurde denn durch beiderseitige Uebereinstimmung ein Hausfreund gewählt, der nun ein für allemal den Schutz und die Wacht der anvertrauten Ehefrau übernehmen mußte. Was die Nothwendigkeit erzeugt hatte, das wurde bald von der Mode genährt und ausgeschmückt und verbreitete sich über das ganze Italien. Denn das neue Verhältniß schien allen Parteien bequem und anmuthig, und auch selbst die Eifersucht mußte sich darein fügen, weil auch keine Ausnahme ohne Lächerlichkeit durchzusetzen war. Die Ueberbleibsel des Cicisbeats trifft man jetzt noch vorzüglich in Genua, Venedig, einigen andern lombardischen Städten und in Florenz an. Im ersten Jahre nach ihrer Verheirathung oder bis zu ihrer ersten Niederkunft heißt die Ehefrau Novizia und darf in der Begleitung ihres Gatten auf Conversationen, Bällen und Schauspielen erscheinen. Nach dieser Periode wird ein Cicisbeo oder Cavaliere servente gewählt, der diese öffentlichen Dienstleistungen an des Eheherrn Stelle übernimmt. In der Wahl herrscht nach den Umständen bald der Geschmack der Frau, bald die Eifersucht des Mannes, bald gemeinschaftliche, uneigennützige Uebereinkunft, nicht selten ist auch schon im Ehecontracte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Cavalier erscheint alle Morgen bei der Toilette seiner Dame, sucht ihr beim Putzen behülflich zu seyn und sie zu unterhalten. Dann fragt er nach ihren Befehlen für die Anordnungen des Tages, die

er vorbereitet und auch ökonomisch besorgt, entweder aus eigener oder aus ihrer Kasse, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Er führt sie zu jedem Besuche, und wo sie selbst Besuche empfängt, macht er die Honneurs. An seinem Arme lustwandelt sie im Corso, an seiner Seite sitzt sie in der Caroſſe, in der Conversation und dem Schauspiele steht er hinter ihrem Stuhle. Die Tugenden eines Cicisbeo sind, außer der gewandten Geselligkeit und Höflichkeit, blinder Gehorsam für die Befehle seiner Dame, ausschließliche Beschäftigung mit ihr und die strengste Gleichgültigkeit gegen alle andere Frauen. Man mag sich also den Dienst eines Cicisbeo an und für sich keineswegs als angenehm und poetisch vorstellen. Vielmehr klagen die Cavaliere mehr als Ehemänner über Sklaverei und Launenmarter. Dem deutschen Ehemanne möchten die Annehmlichkeiten des Cicisbeats nicht so einleuchten als dem italienischen, so sehr auch Jagemann in dem zweiten seiner Briefe über Italien sich bemüht, das Cicisbeat gefällig darzustellen. Diese Sitte ist um so auffallender, da der von Natur eifersüchtige Italiener mit dem Ehestande seinen ganzen Charakter zu verlieren scheint. Der Dichter Pignotti in Pisa hat diesen Gegenstand in einem anmuthigen Gedichte von mehren Gesängen behandelt und der P. Barri über die Cicisbeatura ein moralisches Werk verfaßt. Er theilt sie in die large und stretta. Die erste findet er zuläßlich, aber die letzte scheint ihm ein Stein des Anstoßes.— Cicisbeo, im Deutschen gebraucht, hat stets einen mindestens verdächtigen Nebensinn. Es wird oft für Hausfreund gesagt, aber für einen solchen, den man öfter in Gesellschaft der Frau als in Begleitung des Mannes vom Hause sieht; auch wohl geradezu für begünstigten Liebhaber. Doch ist der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Personen, welche, was man nennt, zur guten Gesellschaft gehören, die Rede ist.

Cid. Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Bivar, mit dem Beinamen der Cid, der Inbegriff der Heldentugenden seines Jahrhunderts und die Krone des spanischen Ritterthums. Von seinen Feinden (den Abgesandten der maurischen Könige) „el mio Cid" (mein Herr), „Campeador" (Kampfheld ohne Gleichen) von seinem König und Volk genannt, lebt er fort in der Poesie seines Vaterlandes. Sein Vater war Don Diego Laynez, der aus einem berühmten, altcastilischen Geschlechte abstammte, und seine Mutter Donna Theresia war die Tochter eines reichen Grafen von Asturien. Bivar, zwei Stunden von Burgos, gilt als der Ort, wo er geboren, und das Jahr 1026 wird gewöhnlich als das seiner Geburt angenommen; denn seine ganze Lebensgeschichte hat viele dunkle Stellen und ist mit Sagen angefüllt. Allein aus der Dunkelheit, womit größtentheils die Geschichte seines Vaterlandes in jener Zeit bedeckt ist, tritt er, wie ein glänzendes Sternbild am nächtlichen Himmel hervor und erfüllt durch den Glanz seines Ruhms mit Bewunderung und Erstaunen die Welt. Aber gerade der Glanz, der den Helden umgab, blendete seine Zeitgenossen, und geblendet, erhielt ihre Begeisterung, wie bei Homer und Ossian, einen desto kühneren Flug auf dem großen Felde seiner Thaten, sowie immer mehr Stoff durch das lange Leben seines Ruhms. Hierdurch ist es zu erklären, daß die Geschichte seiner Thaten und seiner Schicksale mit so vielen Sagen ausgeschmückt ist, die allein schon die Größe des Helden beweisen. Was nun von Cid's Thaten und Schicksalen aus Romanzen und Chroniken wiederhallt, ist, kurz zusammengestellt, Folgendes: Unter Fernando des Großen, Königs von Castilien,

Herrschaft (1033—65) blühte seine Jugend und Manneskraft. Viel erzählt die Sage von seinem Muthe, von seiner offenen Geradheit, von seiner zarten Kindesliebe, und wie er voll Gefühl immer für des Vaterlandes Ehre und Wohl sprach und handelte. Rodrigo liebte so zärtlich als er geliebt ward Ximenen, Tochter des Grafen Lozano von Gormaz, der, nebst Diego, dem Vater Rodrigo's, am Hofe Ferdinands vor allen Rittern glänzte. Gormaz's Eifersucht auf Diego's größere Auszeichnung am Hofe entzweite beide Väter, und als es einst zwischen ihnen zum Zweikampf gekommen war, worin Gormaz den Greis Diego besiegt und diese Schmach noch durch Hohn vermehrt hatte, forderte Diego von seinem Sohne das Blut des Beleidigers. Im Kampfe zwischen Ehre und Liebe siegte die erste in des Jünglings Brust, und Gormaz fiel. Ximene, unglücklich als Tochter und als Liebende, durfte nun ebenso wenig der Stimme der Liebe Gehör geben; sie mußte auftreten, Rache auf Dessen Haupt zu erflehen, für den allein ihr Herz schlug, und gern hätte Rodrigo gefochten, um die glühenden Qualen des zerrissenen Herzens im eignen Blute zu löschen. Aber Keiner mochte dem jungen Löwen stehen, und verzweifelnd konnte nur die Erfüllung großer Pflichten ihn aufrecht halten. Fünf maurische Könige waren in Castilien eingefallen; Verwüstung und Mord zogen mit ihnen. Rodrigo, der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, schwang sich auf sein edles Roß Babieca und zog an seiner Vasallen Spitze dem furchtbaren Feinde entgegen, der bald aufhörte, des Landes Schrecken zu seyn. Die fünf gefangenen Könige sandte der junge Held an Ferdinand, welcher dankbar ihm Ximenen zuführte und wieder vereinigte, was des Schicksals Ungunst auf ewig getrennt zu haben schien. In Valencia vermählten sich Beide. Ferdinand vereinigte Galicien, Leon und Oviedo mit Castilien; die Nachwelt nennt ihn den Großen; Rodrigo aber war es, der ihm den Zunamen erwarb. Als Ferdinand mit König Ramiro von Aragon um den Besitz von Calahorra in Streit gerieth, forderte dieser ihn zum Zweikampf und stellte statt seiner den Ritter Martin Gonzalez. Ferdinand bestimmte statt seiner den Cid zum Zweikampfe und erwarb durch ihn Calahorra. Ferdinand hatte in seinem Testamente das Reich unter seine Söhne vertheilt. Sancho der Starke, der älteste, erhielt, außer den navarrischen Provinzen sammt der Hoheit über die arabischen Fürsten, Castilien, und wurde hiermit Cid's Oberherr. Sancho, nicht ohne Gefühl für Größe, ehrte den Helden, mit dem er schon in früheren Jahren zu Waffenthaten war vereinigt gewesen, ernannte ihn als Campeador zum Oberbefehlshaber seines ganzes Heeres, und bediente sich seiner in allen Kriegen, die er aus Vergrößerungssucht gegen Brüder und Schwestern führte. Cid fühlte, wie die Sage meldet, das Ungerechte dieser Kriege, aber als treuer Unterthan folgte er seinem König, und als unbesiegbarer Held verstand er dessen Unternehmungen alle mit Glück auszuführen. In diesen Kriegen wurde Fernando's jüngstem Bruder, Garcia, dem in der Theilung Galicien und die eroberten Provinzen Portugals zugefallen waren, Galicien entrissen; der zweite Bruder, Alfonso VI., König von Leon und Asturien, wurde nach zwei blutigen Schlachten gefangen genommen; die eine Schwester, Elvire, mußte Toro verlassen, aber die andere, Urraca, behauptete sich zu Zamora, und während Sancho diese feste Stadt durch Hunger zu besiegen hoffte, wurde er vor derselben meuchelmörderisch erstochen (1072). Auch Garcia ward

durch eine unweise Regierung selbst gefallen, und auf diese Weise hatte Alfonso das Glück, seine Brüder zu überleben und das ganze väterliche Reich an sich zu bringen, denn noch bei Sancho's Leben war Alfonso aus seiner Gefangenschaft nach Toledo glücklich entkommen. Ehe Alfonso jetzt den Thron seines Vaters bestieg, mußte er zu Burgos feierlichst schwören, an der Ermordung Sancho's auf keinerlei Weise Antheil gehabt zu haben. Cid, heißt es, nahm ihm im Namen der Stände Castiliens den Eidschwur ab, und ließ ihn denselben drei Mal wiederholen, sodaß Alfonso sich darüber beleidigt fühlte. Allein der König ehrte den Helden zu sehr, als daß er ihn deßhalb hassen sollte; denn er wünschte ihn ja dadurch nur in die Augen des Volks von jedem Vorwurf zu befreien. Um den Cid ganz für sich zu gewinnen, erzählte die Geschichte, habe Alfonso ihm seine eigene Nichte Donna Ximena, eine vortreffliche Frau, zur Gemahlin gegeben (1074). Diese Erzählung eröffnet dem Geschichtsschreiber wieder ein großes Feld der Untersuchungen, und Johannes von Müller glaubt, daß des stolzen Gormaz großdenkende Tochter des Cid erste Ximena gewesen sey. Glänzende Siege erfocht jetzt Cid für seinen neuen König und immer größer wurde sein Ruhm. Aber der Höfling Ränke treffen am Meisten den verdienstvollen Mann, woher denn oft der Könige Gunst wandelbar ist. Auch Cid mußte Dieß erfahren; er wurde verleumdet, und Alfonso, vielleicht eifersüchtig auf den Ruhm und die Größe des Cid, gab Befehl zu seiner Verbannung. Seinen Oberherrn ehrend, wenn auch jetzt Undank sein Lohn war, und auf Gott und sich selbst vertrauend, folgte der Campeador ohne Murren dem Verbannungsbefehle. Mit seinen Freunden und Mannen, 300 an der Zahl, zog er nach Saragossa, und lebte daselbst 9 Jahre ohne Furcht und ohne Tadel. Bald gewann sich Cid die Achtung des Emirs von Saragossa, und befreite einst die Stadt in einem ungerechten Angriffe von der drohendsten Gefahr, sodaß die Einwohner der Stadt dem Sieger mehre Stunden weit frohlockend entgegenzogen, und Alfonso selbst dem hochgefeierten Helden die verdiente Bewunderung nicht versagen konnte. Nach dieser Begebenheit hatten sich die span. Araber, um Schutz gegen die zunehmende Uebermacht der Castilianer zu finden, an ihre Glaubensgenossen, die Mauren in Afrika, gewendet. Diese kamen, und Alfonso wurde am Ufer der Guadiana, unweit Badajoz (1087) geschlagen. Schwer verwundet konnte Alfonso kaum mit 500 Reitern, dem Reste seines großen Heeres, entfliehen. Dieses Unglück machte ihm Cid's Werth und Beistand recht fühlbar, und jetzt rief er den Verwiesen und geringschätzig Behandelten wieder zu sich. Dieser, ebenso großmüthig und versöhnlich, als streng und tapfer, kehrte sogleich zurück. Indessen waren die Mauren, ohne ihren Sieg zu benutzen, nach Afrika zurückgekehrt, und Cid und Alfonso rächten nun die erlittene Niederlage nach verschiedenen Seiten hin. Doch das gute Vernehmen zwischen Beiden war von kurzer Dauer, denn Alfonso forderte von dem Cid Unternehmungen, die mehr an Tollkühnheit grenzten, als einen bedachtsamen Muth erforderten, und die Schaar seiner Neider benutzte seine freimüthigen Aeußerungen hierüber wieder zu seinem Nachtheil, indem sie dem Könige einflüsterten, daß er mehr für eigenen Ruhm und Vortheil fechte, als seiner Unterthanspflichten gegen den König eingedenk sey. Alfonso, geblendet von solchen Eingebungen und eigener Leidenschaftlichkeit, befahl daher, daß ihm Alles, was er von der Krone habe, Weib, Kostbarkeiten und Geld entrissen

werden sollte. Vergebens betheuerte Cid seine Schuldlosigkeit; er konnte nur so viel erlangen, daß Donna Ximena frei gegeben wurde und sich mit ihren Töchtern nach San Pedro de Cordonna begeben durfte. Das Unglück ist der Probierstein der menschlichen Kraft und Cid wurde im Unglück noch größer. Er begab sich hierauf in die Gegend von Teruel in Aragonien, bemächtigte sich daselbst eines Felsens, der noch heut zu Tage Penna del Cid, oder Cid's Felsen heißt, und um so unabhängiger er sich jetzt fühlte, um so glücklicher stritt er nun für sich selbst, und glänzeno waren seine vielseitigen Siege, die er von hieraus erfocht. Aber mitten auf der Bahn seines Ruhms traf ihn Neid und Mißtrauen härter als je. Auf Befehl des Königs verließen ihn seine Mannen, und bald fehlte es ihm am Nöthigsten, um sich und die Seinigen zu unterhalten. Er aber verlor in Bedrängnissen nie den Muth, nie die Hoffnung auf bessere Zeiten. Auf künftiges Glück trauend, borgte er von den Juden 1000 Goldstücke, und verpfändete dagegen verschlossene Kisten, angeblich seinen Schatz, aber eigentlich nichts, als Sand enthaltend. Bald sammelte sich aber wieder um den Cid eine Schaar von Helden, und nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren gelang es ihm endlich, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Im April 1094 eroberte er das reiche und mächtige Valencia, nachdem er zuvor die Mauren, die der Stadt zu Hülfe gekommen waren, geschlagen hatte. Groß war die Beute, die in seine Hände fiel; allein nur ein Fünftheil behielt er für sich; das Uebrige vertheilte er unter seine Genossen; den Juden bezahlte er die ihm geliehene Summe zurück, und dem Könige Alfonso sendete er hundert der herrlichsten Pferde als ein Ehrengeschenk. Jetzt sehnte er sich nach seiner Gemahlin und seinen Kindern. Sie kamen, umgeben von tapfern Rittern, auf geschmückten Pferden, und Cid ritt ihnen aus Valencia entgegen auf seinem Streitroß Babieca. Freudenthränen rollten, als er sie sah, in seinen langen und breiten Bart. Lang ruhete indessen Cid nicht auf den errungenen Lorbeeren, sondern im Verein mit dem damaligen König von Aragonien, Don Pedro, brachte er den Afrikanern bald wieder eine große Niederlage bei. Von der großen Beute sandte er aber auch dießmal einen Theil seinem Oberherrn, dem Könige Alfonso. Von Bewunderung hingerissen, besuchte dieser jetzt den Cid und wendete sein Herz nie wieder von ihm ab. Bald nach dieser Aussöhnung, meldet die Romanze, wurde Cid's Vaterherz tief verwundet. Zwei Brüder von edler Abkunft, Grafen von Carrion, warben um seine Töchter, und der König Alfonso unterstützte durch seine Fürsprache die Bewerber. Cid willigte ein, und die Brüder zogen mit ihren Frauen, Donna Elvira und Donna Sol, in die Heimath. In einer wilden Gegend nahmen diese feigen und boshaften Männer ihnen das reiche Heirathsgut, und nachdem sie die Frauen noch mißhandelt hatten, eilten sie mit den geraubten Kostbarkeiten davon. Doch die Frevelthat wurde entdeckt, und König Alfonso ließ zu Toledo Gericht über sie halten. Sie mußten das Heirathsgut zurückgeben, und einen Zweikampf bestehen, der ihnen nichts, als ein ehrloses Leben übrig ließ. Cids letzte Waffenthat war die Eroberung Sagunts (Murviedro's) (1095). Er starb in demselben Jahre und in demselben Monat, als anderen europäischen Helden die Eroberung Jerusalems gelang, im Juli 1099 zu Valencia im 74. Jahre. Nachdem Don Rodrigo gestorben war, so wurde Valencia, die Stadt, welche er gewonnen und 7 Jahre behauptet hatte, von den Mauren abermals angegriffen.

Die Romanze erzählt, daß sein Leichnam, einbalsamirt und angethan mit der den Feinden wohlbekannten Rüstung, auf sein treues Kampfroß Babieca gesetzt und sein Schwert Tizona ihm in die Rechte sey gegeben worden. Dieser Anblick schreckte die Feinde: sie flohen. Jetzt zog Donna Ximena mit dem Leichnam ihres Gemahls, und begleitet von ihren Töchtern und vielen Rittern, nach San Pedro von Cordonna (Cardena) in Castilien. Hier ruht der Cid in seiner Grabstätte, noch jetzt von allen Denen bewundert, welche menschliche Größe ehren. In seiner Nähe ruht Ximena, seine Gemahlin, und unter Bäumen vor dem Kloster liegt auch Babieca, das treue, kampflustige Roß. Des Cid Thaten, besonders seine Verbannung und Rückkehr, sind der Gegenstand des ältesten, vermuthlich am Ende des 12. Jahrh. verfertigten castilianischen Gedichts, des „Poema del Cid el Campeador", das in der von Sanchez 1755 herausgeg „Colleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV." und in Schubert's „Bibliotheca castellana, portugues y provenzal" abgedruckt ist. Die spätern Romanzen, die das Andenken des Helden feiern, wurden zu Anfang des 16. Jahrh. von Fernando del Castillo gesammelt und 1614 von Pedro de Florez in dem „Romancero general" herausgegeben. Auch gibt es eine von Escobar herausg. Sammlung: „Historia del muy noble y valerosa cabellero, el Cid Ruy Diaz, en romances" (Lissabon 1615, Carcelona 1626, Sevilla 1632). Eine große Anzahl derselben steht in der von Depping mit einer Einleit. und Anmerk. herausg. sehr reichhaltigen „Sammlung der besten altspanischen historischen, Ritter- und maurigen Romanzen" (Altenb. und Lpz. 1817). Ueberhaupt sind deren über hundert vorhanden. Aus diesen Romanzen (und wahrscheinlich aus der Romanzensammlung des Escobar) hat Herder in s. „Cid" (Tüb. 1806) 70 übersetzt. Des Cid Leben hat Joh. von Müller nach spanischen Quellen, meist nach einer alten in Risco's „Historia del Cid" (Madrid 1792) abgedruckten Chronik beschrieben (im 8. Th. s. Werke). Was Chroniken und Gesänge von der sogen. Geschichte des Cid auf uns gebracht haben, findet man zusammengestellt in „Chronicle of the Cid, from the Spanisch by Robert Southey" (Lond. 1804, 4.). Vollständig erschien Juan d'Escobar's „Romancero e Historia del muy valeroso Caballero el Cid Ruy Diaz de Bibar", mit dem ins Spanische übers. Leben des Cid von Joh. v. Müller (Frankf. a. M. 1828, in 18.).

Cider (Frucht- oder Obstwein), ein weinartiges Getränk, welches aus dem Safte solcher Früchte, die viel schleimig-zuckerartige Bestandtheile enthalten, durch Gährung genommen wird. Die Bedingungen der Gährung sind a) ein gehöriger Grad der Wässerigkeit, nach welchem sie weder zu sehr noch zu wenig mit Wasser verdünnt sind; b) eine Wärme von 55—70 Grad nach Fahrenh. Thermometer; und c) der Zugang der respirabeln Luft. Zum Aepfelweine und Birnweine, oder dem eigentlich sogen. Cider (vinum pomaceum) nimmt man vollkommen reifes, reines, und durch Fäulung angegriffenes Herbst- oder Winterobst, schüttet es unter freiem Himmel auf einen Haufen und läßt es etliche Wochen liegen, damit es recht mürbe werde, befreit dasselben sodann von Schalen und Kernen, zerstampft oder mahlt es auf einer Windmühle, preßt den Saft aus und läßt denselben wie den Traubensaft gähren. Die Aepfel (vgl. Apfelbaum) sind den Birnen, und das ungepfropfte Obst dem gepfropften vorzuziehen. Stärker wird der Wein daraus, wenn man den

Saft erst durchs Gefrieren vom überflüssigen Wasser befreit, aber auch noch Zucker zusetzt. Schlechtern und schwächern Cider aber erhält man, sobald, anstatt den Saft aus dem Obste anzuwenden, dasselbe bloß zerquetscht und mit Wasser übergossen, oder auch mit Wasser zu dünnem Brei gekocht und mit dem Wasser mittelst eines hingesetzten Gährungsmittels, z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß jede Sorte Obst für sich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weise lassen sich aus den Möhren, Pflaumen, Kirschen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Stachel- und Jahannisbeeren weinartige Getränke bereiten. Nach der Güte des dazu genommenen Obsts, der richtigen Behandlung und Anwendung reinlicher Gefäße richtet sich die Beschaffenheit des erhaltenen Getränks. Ein guter, durch Abliegen völlig ausgegohrner Cider (cidre paré) von bernsteingelber Farbe, steht an Werth einem mittlern guten Traubenwein völlig gleich, jedoch hält er sich nicht leicht über 3 Jahr. Der eigentliche Cider oder Fruchtwein wird in Deutschland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig gemacht; die Einwohner der Normandie sollen die Erfinder des Ciders gewesen seyn. Mäßig genossen, ist der Cider der Gesundheit keineswegs nachtheilig, im Uebermaße genossen aber um so mehr, da er sehr berauscht. M. s. „Thon's Kunst, aus Obst, Beeren ꝛc. einen vortrefflichen Wein zu verfertigen", Ilmenau 1828.

Cienfuegos (D. Alvarez Nicasio), ein talentvoller spanischer Dichter neuester Zeit; ward nach Beendigung seines akademischen Cursus zu Salamanca, wo er die Rechte studirte, Herausgeber des „Mercurio d'Espanno," später der „Gazeta de Madrid" und im Dep. der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, wo er 1808 den Hofalmanach redigirte. Er st. als Staatsgefangener in Frankreich 1809. Reinheit, Correktheit und Eleganz der Sprache, verbunden mit Hoheit und Schwung der Gefühle, bei sorgfältig beobachteter Einheit der Handlung, zeichnen seine, meist tragischen Produkte vorzüglich aus; das gelungenste ist die „Condesa de Castilla." Eine Sammlung seiner „Poesias" erschien Madrid 1798.

Cigarro. Dieses Wort bedeutet im Spanischen ein zum Rauchen bestimmtes, röhrenförmig gewundenes Stück Papier, oder auch ein Tabacksblatt, in welchen sich eine Fülle von Taback befindet. Um die Fabrikation der Cigarren zu veranstalten, wird ein breites Tabacksblatt (das Deckblatt) gehörig präparirt, sodann die Einlage darauf gebracht und nun der Cigarro zusammen gerollt, welches auf eine sehr verschiedene Weise veranstaltet wird. Ein Arbeiter verfertigt in einem Tage (12 Stunden) wohl 1200 Stück. Man unterscheidet in Spanien (wo die Cigarren von Amerika aus zuerst in Gebrauch kamen) sechs verschiedene Arten Cigarren, darunter die Havanna-Cigarren die feinsten sind. Man verfertigt sie von den köstlichen goldgelben Blättern, die nur in einem mäßigen Bezirk der Insel Cuba wachsen und die während des Rauchens den angenehmsten Geruch verbreiten. Eine feine Sorte dieser Art sind die sogenannte Königin-Cigarren; sie werden aus ganz dünnen und den feinsten Blättern gebildet und vorzüglich von den Damen geraucht. Von Spanien aus verbreitete sich der Gebrauch und die Fabrikation der Cigarren auch über andere Länder; in Deutschland wurde ihre Fabrikation seit dem letzten Viertel des verflossenen Jahrh. bekannter. Schottmann, der diese Fabrikation in Spanien erlernt hatte, brachte sie nach Hamburg. Die Posen- oder Strohcigarren sind eine Erfindung

der hamburger Fabrikanten. Das obere Ende derselben ist mit einem ins Blatt angebrachten Mundstücke, von einer dazu geschnittenen dünnen Federpose versehen, an deren Stelle auch ein Röhrchen von Stroh oder von Schilf angewendet wird. Man hält dafür, daß sie die Augen mehr angreifen, als anderer Taback, auch mehr narkotische Wirkung haben, als der aus Pfeifen geraucht.

Cignani (Carlo), der letzte große Maler der bologneser Schule, geb. zu Bologna 1628, Albani's Schüler. Er benutzte die trefflichsten Meister, ist aber nicht sklavischer Nachahmer. Seine Zeichnung ist richtig, doch mehr zartfließend in den Umrissen als kräftig. Die Führung des Pinsels ist frei, doch das Colorit weniger lebendig, aber wirksam durch richtige Beleuchtung. Die Gewänder sind geschmackvoll gelegt. So leicht er neue Werke unternahm, so selten war er zufrieden genug damit, um sie für beendigt anzusehen. Seine „Flucht nach Aegypten" war das Werk von 6 Monaten. Er verstand zu componiren, wie die Carracci und seine Figuren auf eine Weise zu vertheilen, daß seine Gemälde größer scheinen als sie wirklich sind. Er stand bei Papst Clemens XI. in großem Ansehen, der ihn zum Principe dell' Academia di Bologna machte. Zu Forli, Rom und Bologna findet man seine meisten Gemälde. Im königlichen Pallast zu Paris ist auch ein vortreffliches „Noli me tangere" von ihm. Seine schönsten Frescoarbeiten finden sich zu St.-Michael in Bologna, in von Engeln getragenen Ovalen, sowie in dem Saale des Farnesischen Pallastes, wo er den König Franz I. von Frankreich, die Kröpfe heilend, darstellt. In seiner Himmelfahrt zu Forli hat er den schönen Michael von Guido, der in der Kuppel zu Ravenna dargestellt ist, sowie mehre andere Ideen dieses Meisters nachgeahmt. Zu Parma malte er in dem herzoglichen Garten mehre Anspielungen auf die Liebe, welche durch die Malereien Ag. Carracci's Nichts verlieren. Aus seiner Schule sind die berühmten Crespi, Franchesini, Quaini, der Graf Felix Cignani, sein Sohn, sowie sein Neffe, der Graf Paul Cignani hervorgegangen. Von Felix Cignani findet sich ein vorzüglich schönes Stück, die Himmelfahrt Christi zu München. Er st. zu Forli 1719. Seine Werke sind von mehren Meistern gestochen worden. Zanetti schrieb sein Leben (Rom 1722, 4.).

Cilicien (Kilikien), Landschaft in Kleinasien, streckte sich längs der Küste des nordöstlichen Theiles des mittelländischen Meeres und hatte westlich Pamphylien, nördlich den Taurus, östlich Commagene in Syrien, südlich den issischen Meerbusen und das cilicische Meer zur Grenze. Es enthielt einen Flächenraum von wenigstens 600 QM. Es war getheilt in das eigentlichen Cilicien, oder wie Strabo es nennt, das ebene und dann das rauhe (Cilicia aspera). Jenes war der östliche Theil des Landes, hatte herrliche, große Ebenen, eine Fülle von aller Art Fruchtbäumen, treffliche Weinberge und fruchtbare Weizen-, Gersten- und Hirsfelder; dieses aber, westlich gelegen, war minder gesegnet und wegen der vielen wilden und hohen Berge rauh und unfreundlich; doch lieferten diese einen unerschöpflichen Vorrath von Cedern und Tannen zum Schiffbau. Die Einwohner dieses westlichen Theiles, rauhe, keiner Herrschaft je ganz unterworfene Bergvölker, lebten von Seeräubereien und machten sich so furchtbar, daß selbst die Römer fast alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um ihnen Einhalt zu thun. Nach dem Siege des Pompejus über dieselben ward Cilicien eine römische Provinz. Sonst ist uns

wenig bekannt von der Geschichte Ciliciens. Die Bewohner Ciliciens sollen unter eigenen, jedoch fremden Herrschaften unterworfenen Königen, die den Titel Spennesis führten, gelebt haben, und zuerst den Assyriern, darauf den Medern und Persern, dann Alexander d. Gr. und seinen Nachfolger unterworfen gewesen seyn.

Cilicium, 1) Tuch, Decke, aus groben Faden oder Ziegenhaaren verfertigt, von welcher Schiffer, Bauern und dgl. Kleider trugen, so genannt, weil das Zeuch Anfangs aus Cilicien nach Rom kam; 2) das härene Gewand, welches Einsiedler und Büßende auf dem bloßen Körper tragen; 3) ein Bußgürtel von Draht geflochten, mit den Spitzen nach innen gewendet; wurde in Klöstern ebenfalls auf dem bloßen Leibe getragen. Auch Pascal soll einen solchen Gürtel gehabt haben.

Cimabue (Giovanni), Einer von Denen, mit dem sich die erste Morgenröthe der Kunst über Italien verbreitete. Er war 1240 zu Florenz geboren, entsagte dem Studium, um seiner Neigung zur Malerei zu folgen. Zwei griech. Meister, welche vom Senat nach Florenz berufen worden, um eine Capelle in der Kirche Santa-Maria-Novella zu malen, waren seine ersten Lehrer. Obgleich diese Meister den Pinsel ungeschickt führten, so lehrten sie ihn doch nach einer alten Ueberlieferung die Verhältnisse, welche die griech. Künstler in der Nachahmung der menschlichen Formen beobachtet hatten. Aufmerksam auf ihren Unterricht, studirte C. besonders die schönen antiken Statuen; nicht mindern Fleiß widmete er den alten Sprachen. So erwarb er sich den Ruf eines ebenso gelehrten Literators als geschickten Malers. Die florentin. Schule, als die älteste in Italien, erhielt durch ihn ihr Ansehen. Er zeigte zuerst den Malern, die ihm nachfolgen sollten, die Elemente des schönen Ideals, dessen Andenken mehre Jahrhunderte der Unruhen und des Unglücks ausgelöscht hatten. Zwar findet man in den Werken C.'s nicht jene harmonische Anordnung in Vertheilung des Lichts und Schattens, welche das sogenannte Helldunkel bildet: seine Farbe ist trocken, flach und kalt; die Umrisse seiner Figuren durchschneiden sich auf einem blauen, grünen oder gelben Grunde, nach der Wirkung, die er beabsichtigte. Er hatte keine Idee von der Lineal- und Luftperspective; seine Gemälde sind eigentlich nur einfarbig. Aber diese Fehler, welche der Kindheit der Kunst zuzuschreiben sind, werden durch die höchsten Schönheiten vergütet. Ein großer Styl, strenge und wahre Zeichnung, natürlicher Ausdruck, edle Gruppen und schöner Faltenwurf: darin bestehen im Allgemeinen das Verdienst dieses großen Meisters. Seine Werke erinnern am vollkommensten an die berühmten Gemälde des Alterthums. Die besten derselben befinden sich in der Kirche Santa-Maria-Novella zu Florenz und in dem Sacro convento zu Assisi. Bei König Karl I. von Neapel stand er in großem Ansehen. Er starb 1300. Seine Werkstatt hinterließ er seinem Schüler Giotto. C. übte mit gleichem Erfolg die Glas- und Frescomalerei und die Architektur. Sein Talent ist gleichsam das Band zwischen der alten und neuen Malerei. Durch C. ward die Bahn gebrochen, welche Massacio, Pietro Perugino, Giovanni Bellino, Leonardo da Vinci, Titian, Michel Angelo und Rafael vollendeten. (Vgl. Italienische Kunst)

Cimarosa (Domenico), berühmter Tonsetzer Italiens, wurde 1754 zu Neapel geboren. Da er schon frühe schwierige Melodien mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit auffaßte und sie ohne Noten, bloß nach dem Gehöre, richtig wiedergab, beschloß sein Vater, ihn zu einem Prie-

ſter der Tonkunſt heranzubilden. Nicht ohne Erfolg ertheilte ihm Sacchini den erſten Unterricht in der Muſik. Aus dieſer Elementarſchule trat er in das Conſervatorium von Loretto und wurde ein Schüler des unvergleichlichen Durante. Ausgerüſtet mit ſeltenen Naturgaben, die vorzüglich aus einer feurigen Phantaſie hervorbrachen, krönte ſeine emſigen Studien das glücklichſte Reſultat, wie ſein „Sacrificio di Abramo", „Olimpiade" u. a. m. beweiſen. Noch nicht 25 Jahr alt, hatte er ſich ſchon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben. Er ward nach Petersburg, wo er ſich 4 Jahre aufhielt, und an mehre deutſche Höfe berufen, um die Compoſition von Opern, heroiſchen und komiſchen Charakters, zu übernehmen. In der Setzung komiſcher Opern erreichte er den höchſten Grad von Vollkommenheit, und ſeine Ideenfülle in ſeinen tonkünſtleriſchen Werken gab zu dem Sprichworte Veranlaſſung: Jedermann entlehnt Stoff aus Cimarosa's Meiſterwerken, aber er copirt Niemand. In Anſehung der Erfindung ſind ſeine Compoſitionen nach der Sprache der Italiener di prima intenzione. Die einſchmeichelnde Anmuth und die bezaubernde Reinheit ſeiner Geſangſtücke erhöhte er durch den Reichthum der Begleitung. Allgemeinen Enthuſiasmus erregte ſeine komiſche Oper: „Il matrimonio segreto," die er nach ſeiner Rückkehr aus Rußland als Capellmeiſter zu Wien ſchrieb, und welche 57 Mal hinter einander, in Gegenwart des Hofs aufgeführt wurde. Von Wien ging er nach Neapel und wurde dort in die revolutionairen Bewegungen verwickelt. Er ſt. zu Venedig 1801 an den Folgen der im Gefängniß erlittenen Mißhandlungen. Von Ruhmſucht weit entfernt, beſaß er als Menſch vortreffliche Eigenſchaften. Im Pantheon zu Rom wurde 1816 ſeine Büſte von Canova neben Sacchini und Paeſiello aufgeſtellt. Gretry beantwortete Napoleons Frage über den Unterſchied zwiſchen Cimarosa und Mozart in den Worten: „Cimarosa met la statue sur le Théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théâtre". Unter ſeinen 120 Opern ſind die berühmteſten, außer den oben genannten, die Opere serie: „Penelope"; „Gli Orazj e Curiazj"; „Artaserse" und „Artemisia di Venezia", welche letztere ihn der Tod nicht ganz beendigen ließ; unter ſeinen Opere buffe aber: „L'Italiana in Londra"; „L'amor costante"; „Le trame deluse"; „L'impresario in angustie"; „Il pittore parigino"; „I nemici generosi"; „L'imprudente fortunato"; „Il credulo"; „La ballerina amante"; „Gianina e Bernardone", und ſeine letzte: „Il matrimonio per raggiro"; und die Intermezzi: „Il maestro di capello". „Il calzolare".

Cimbern oder Cimmerier, ein germaniſcher Volksſtamm, wohnte urſprünglich in Taurien und der europ. Tatarei und waren die erſten Deutſchen, welche den Griechen bald nach dem trojan. Kriege durch ihre Einfälle in Kleinaſien bekannt wurden. Um dieſe Zeit wurden die Skythen von den Maſſageten von der Oſtſeite des kasp. Meeres zurückgedrängt und weſtlich gegen die Cimmerier geworfen. Dieſe waren unſchlüſſig, ob ſie, nach dem Willen ihrer Könige, ſich der eindringenden Fluth jener fremden Völker feindlich widerſetzen, oder, wie eine andere Partei rieth, das lange beſeſſene Eigenthum friedlich abtreten und ſich anderswo einen Wohnſitz ſuchen ſollten. Es kam zwiſchen Beiden zum Treffen, in welchem die königl. Partei unterlag. Nachdem man die Todten am Tyras (Dnieſter) begraben, wo Herodot noch ihre Grabmäler ſah, flohen die

Geschlagenen um die Nord- und Ostseite des Pontus herum und fielen in Asien ein, wo denn die erste Kunde von ihnen zu den Griechen gelangte. Die Sieger aber wichen dem Andrange der Skythen und zogen sich westwärts bis an die Weichsel und noch weiter zurück. Es blieb den Griechen Nichts als die Sage von diesen Cimmeriern übrig, daß sie ihren Zug nordwestlich genommen. Daher hielten die Griechen, als sie in den nordwestlichen Ocean kamen, die wilden Bewohner jener Erdzone für Cimmerier, und aus diesem Grunde bekam die jetzige dänische Halbinsel den Namen der cimbrischen oder cimmerischen. Homer („Odyssee" 11, 14 ff.) fand eine Sage vor, welche die Cimmerier in den wilden Höhlenbewohnern um den avernischen See in Italien suchte („welche die Sonne nie beschienen"; deßhalb Cimmerische Finsterniß, so viel wie dicke Finsterniß); und Pytheas hielt die Bewohner der dän. Halbinsel für Cimmerier. Diese Fabeln dienten nur dazu, Verwirrung in die Geschichte zu bringen. Die wahren Cimmerier waren nie so weit nach Norden heraufgekommen, sondern wohnten an der Weichsel (in Polen u. Westpreußen), von wo sie unter dem Namen der Cimbern gemeinschaftlich mit den Teutonen sich den Römern furchtbar machten. Die Römer waren schon Herren von einem Theile der östl. Alpen im heutigen Krain, Istrien ꝛc. und hatten sich in Dalmatien und Illyricum längs der Küste festgesetzt, als plötzlich ein ungeheurer Haufe fremder Völker diesseits der Donau erschien (114 v. Chr.), um sich neue Wohnsitze zu suchen. Sie schlugen (113) den Consul Papirius Carbo bei Noreja im heut. Steiermark, zogen aber, statt nach Italien einzudringen, auf der Nordseite fort und fielen bald darauf, in Verbindung mit den Tigurinern, in das Gebiet der Allobroger in Gallien ein. Als das verheerte Land ihnen keine Nahrung mehr darbot, zogen sie mehr südlich und forderten von Rom durch eine Botschaft Aecker, wofür sie Kriegsdienste versprachen. Die von dem Senat ertheilte abschlägige Antwort mußten die Römer schwer büßen. Ihre 2 Heere unter dem Consul L. Cassius und unter M. Aurelius Scaurus wurden beide geschlagen (109): Jener von den Tigurinern, Dieser von den Cimbern. Ohne von ihrem Siege Früchte zu ziehen und in Italien einzubrechen, überströmten sie Gallien in 3 Haufen: Teutonen, Cimbern und Ambronen. Zwei neue Heere unter dem Consul C. Manlius und unter dem Proconsul Q. Servilius Cäpio eilten ihnen entgegen; in der gräßlichen Schlacht (105) am Rhodanus fanden 80.000 Römer und Bundesgenossen und 40.000 Knechte Tod oder Gefangenschaft, welche auch den Tod brachte. Während Rom seine letzte Hoffnung auf Marius setzte, durchzogen die Barbaren das übrige westl. Europa. Gallien ward hart mitgenommen; die Iberier und Belgier aber trieben sie zurück. Nun ward der Einfall in Italien beschlossen. Er sollte von den Teutonen und Ambronen auf der Westseite der Alpen, von den Cimbern und Tigurinern auf der Ostseite geschehen. Nachdem Marius die Ersten durch 3 volle Jahre erwartet und seine Truppen an ihren Anblick gewöhnt hatte, schlug er (102) an 2 Tagen, am ersten die Ambronen, am zweiten die Teutonen, bei Aix in Provence, vollkommen. Während dem gingen die Cimbern über den Rhein, rollten mitten im Winter von den tridentin. Alpen auf ihren Schilden über das ewige Eis herab, jagten den Consul Catulus über die Etsch, ließen sich aber in Venetien das italienische Brot, das gekochte Fleisch und besonders den Wein so gut schmecken, daß Marius dem Catulus zu Hülfe eilen

konnte. Von diesem verlangte sie nach deutscher Art die Bestimmung des Kampfplatzes und erlitten in der Schlacht bei Verona (29. Juli 101) eine gänzliche Niederlage. Seitdem verschwinden die Cimbern und Teutonen aus der Geschichte. Diejenigen welche bei der Wagenburg und dem Gepäck in Belgien zurückgeblieben, erhielten den Namen Aduatici. — Die Cimbern hatten den Römern ein solches Schrecken eingejagt, daß eine große Furcht ein cimbrisches Schrecken; eine außerordentliche Beute, eine cimbrische Beute; und großes Geschrei, ein cimbrisches Geheul hieß. Erst später erkannten die Römer in den Cimbern ein deutsches Volk. Lange hielten sie sie, durch ihren Anblick verführt, für Celten. Das celtenartige Aeußere der Cimbern aber läßt sich dadurch erklären, daß sie sich auf ihrem Zuge von der Donau und den Karpathen mit Celten verbunden und vermischt hatten. — Die in ihren Wohnsitzen gebliebenen Cimbern schickten an Augustus eine Gesandtschaft, und Tacitus nennt sie einen kleinen, aber berühmten Staat. Zuletzt verloren sie sich wahrscheinlich unter dem allgemeinen Namen der Sachsen. — Der Name Cimber bedeutet so viel wie Kämpen, Kämpfer. Sie waren von robuster Körpergröße, hatten wildblaue Augen und zeichneten sich durch ihr rohes, kriegerisches Wesen aus; selbst die Weiber hatten diesen Charakter. Ihre Lebensart war rauh; ihre gepanzerte Reiterei vortrefflich. In der Ferne fochten sie mit Wurfspießen, nahe mit großen celtischen Säbeln. Ihre Schlachtordnung bildete ein Viereck, und um die Trennung der Glieder zu verhindern, wurden sie an der Fronte mit Ketten aneinander gefesselt, welche durch die Säbelkuppeln gingen. Sie standen unter Königen und Fürsten, und jeder einzelne Gau wurde von einem Herzoge beherrscht. Ihre Sitten waren grausam; die Kriegsgefangenen wurden geopfert.

Cinaloa (Sinaloa), einer der Staaten Mexiko's, der bis 1821 einen Theil der Intendantur Sonora ausmachte, seit 1590 colonisirt. Er liegt zwischen Sonora, Chihuahua, Xalisco und dem Australocean, wird vom Fuerte und Culiacan bewässert und besitzt reiche Viehweiden, schöne Holzungen, Silber- und Eisenminen und Salzquellen. Der Einw. sind über 80.000 wovon nur 8000 Weiße und Mestizen. Hauptst. Culiacan.

Cincinnati, Hauptst. der Grafschaft Hamilton im Freistaat Ohio (zu der Union der nordamerikan. Verein. Staaten gehörend), am Ohio und vom Deerkrik durchflossen; einer der Stapelplätze im Westen der Union, regelmäßig gebaut, mit mehren schönen Plätzen, hat in 2500 Häusern 18.000 Einw., Sitz eines kathol. Bischofs; medicin. und literar. Collegium, Bibliothek, Akademie der schönen Künste, lat. Schule, Museum, Dampfmaschinen-, Baumwollen- und Eisenfabriken, Handel auf dem Ohio, besonders große Geschäfte in Korn und Salz, Buchhandel, 2 Wochen- und Jahrmärkte.

Cincinnatus (Lucius Quintus) berühmt als Feldherr, berühmter als Beispiel altrömischer Frugalität und als einer der edelsten Republikaner, wurde 460 J. Chr. (294 v. R.) zum Consul erwählt. In der Einsamkeit, auf einem kleinen Landgute lebend, fanden ihn die Abgesandten des Senats, welche ihm diese Nachricht überbrachten, hinter dem Pfluge, in der schlechten Kleidung eines arbeitenden Landmanns. Er schien durch ihre ehrerbietigen Begrüßungen wenig gerührt; und als sie

ihm dem Willen des Senats verkündeten, ließ er Bekümmerniß blicken, welche sein Bedauern ausdrückte, daß man seiner Hülfe bedürfe. Die Annehmlichkeiten des stillen Landlebens dem Glanze eines beschwerlichen Amtes vorziehend, sagte er bei seinem Weggange zu seiner Gattin: „Ich fürchte, meine Attillia, daß unser kleines Feld auf dieses Jahr unbestellt bleiben wird.“ Er bekleidete diese Würde mit so vieler Geschicklichkeit, Mäßigung, Menschenliebe und Gerechtigkeit, daß das Volk sein Verlangen nach neuen Gesetzen zu vergessen schien, und der Senat ihn noch länger zum Consul zu behalten wünschte. Nachdem er aber die Ruhe, die er so sehr liebte, dem Volke wiedergegeben hatte, entsagte er seiner Ehrenstelle und begab sich wieder auf sein Landgut. Er hatte aber kaum sein Amt niedergelegt, als ein neues Bedürfniß des Staats sich nach seiner Hülfe sehnte. Die Aequer und Volsker hatten den gegen sie abgeschickten römischen Consul Minutius in einem engen Thale zwischen zwei Bergen eingeschlossen und ihm nur die Wahl gelassen, durch Hunger oder durchs Schwert umzukommen. Nicht gering war die Bestürzung, als einige Ritter die Nachricht von diesem unglücklichen Ereigniß nach Rom brachten. In der allgemeinen Verwirrung richtete Jedermann sein Auge auf Cincinnatus, dem Rom sein ganzes Schicksal anvertraute. Er wurde, wie vorher, von den Abgeordneten des Senats auf den Fluren seines kleinen Feldes angetroffen, welches er mit frohem Fleiße bebauete. Er erstaunte anfangs über die Zeichen einer unumschränkten Macht (der Diktatur), womit ihn Jene bekleideten; noch mehr aber über die Ankunft der vornehmsten Senatoren, die ihm bei seiner Annäherung aus der Stadt entgegen kamen. Sobald er seine Diktatur in Rom angetreten, berief er alle Waffenfähige aufs Marsfeld, gebot ihnen, sich zu rüsten und mit einem Mundvorrathe auf fünf Tage sich zu versehen. An der Spitze dieses Heeres marschirte er in größter Eile die Nacht durch und hatte schon vor Tagesanbruch den Feind im Gesichte. Wie er sich ihm näherte, befahl er seinen Kriegern, ein lautes Geschrei zu erheben, um des eingeschlossenen römischen Consuls Heer von nahender Hülfe zu unterrichten. Es kam zu einem hitzigen Treffen, und die Aequer wurden meist alle gefangen. Obgleich er ihnen das Leben schenkte, mußten sie doch zum Zeichen der Sklaverei unter dem Joche hergehen, ihre Ober- und Unteranführer aber seinen Triumphzug schmücken. Die Beute des feindlichen Lagers überließ er seinen Soldaten. Nun legte der Held seine Diktatur wieder nieder, schlug die ihm vom Senat angebotenen Geschenke aus und begab sich wieder vergnügt auf sein Landgut in die Hütte der Mäßigkeit und Zufriedenheit. In seinem 82. J. bekleidete er noch einmal die Diktatur, als Sp. Mälius seine Plane zum Verderben der Republik verwirklichen wollte. Durch seine Klugheit und Beharrlichkeit wurde die Verschwörung vernichtet und Mälius am Leben gestraft. So wurde Cincinnatus 3 Mal Retter seines Volkes, das ihn als Vater verehrte.

Cinna 1) (Lucius Cornelius), Sprößling einer röm. Familie, Anhänger des Marius und heftiger Widersacher des Sulla. Ruhmsüchtig, aber besonnen die Zeit der Befriedigung seines Ehrgeizes abwartend; rasch, heftig und hartnäckig, zugleich kühn und tapfer, war Cinna zufrieden, des Volkes Führer zu werden, da er sich nicht zum Lenker des Senats emporschwingen konnte. Um sich Sulla's Absichten zu widersezzen, bewarb sich Cinna um das Consulat, welche Würde er 87 v. Chr.

durch die Gunst des Volkes erlangte. Sulla, welcher sich durch Marius's Achtserklärung verhaßt gemacht hatte, ward von dem neuen Consul der schlechten Verwaltung des Staats angeklagt; fand es aber nicht rathsam, sich auf diese Klage zu stellen und ging als Proconsul nach Asien. Als Cinna darauf des P. Sulpicius Vorschlag, die nach dem Bundesgenossenkrieg neugeschaffenen Bürger in die alten Tribus aufzunehmen, erneuert und auf Marius's Zurückberufung angetragen hatte, widersetzte sich sein Mitconsul Cn. Octavius, Sulla's Anhänger und das Haupt der Senatspartei; es kam zur Bürgerschlacht auf dem Markt, in welcher 10.000 von Cinna's Partei fielen und er mit dem Reste der Seinigen aus der Stadt vertrieben wurde. Da verband er sich mit Sertorius, gewann eine der 3 gegen die Bundesgenossen bewaffneten Armeen in der Nähe Capua's, sah sich bald an der Spitze von 30 Legionen und eroberte in Verein mit dem unterdeß mit bedeutender Macht zurückgekehrten Marius, Rom mit leichter Mühe. Er trat jetzt dem schrecklichen Plane des Marius bei, alle Senatoren, die dem Volke entgegen waren, zu ermorden. Fünf Tage dauerten die Metzeleien. Jetzt ließ sich Cinna mit Marius (86 v. Chr.) zum Consul wählen und behauptete diese Würde auch nach des Marius 17 Tage nachher erfolgtem Tode in den nächsten 2 Jahren; als er aber (84) ein Heer gegen Sulla nach Asien einschiffen wollte, ward er von den unwilligen Soldaten ermordet. — 2) Cinna (Cornelius), des Pompejus Enkel, war das Haupt einer Verschwörung gegen den Kaiser Augustus, der ihm aber großmüthig verzieh und ihn selbst zum Consul erhob. Seitdem war Cinna des Kaisers treuester Freund und Diener bis an seinen Tod. Der Stoff zu Peter Corneille's berühmter Tragödie „Cinna".

Cino de Sigibuldi (Cino Sinibaldi, gewöhnlich von seiner Vaterstadt Cino da Pistoja genannt), einer der berühmtesten Literatoren Italiens im 14. Jahrh., ausgezeichnet als Dichter und Jurist, geb. 1270; studirte Rechtswissenschaft auf der damals weltberühmten Universität Bologna, kehrte dann nach Pistoja zurück, wo er bis zum Ausbruche der blutigen Kämpfe unter den beiden Parteien der Schwarzen und Weißen (der neuen Guelfen und Ghibellinen) 1307 ein öffentliches Amt mit Ruhm bekleidete, jetzt aber die Flucht ergriff. Er begab sich zu einem Freunde auf der Grenze der Lombardei, der, wie er selbst auf der Seite der Weißen stand, wo ihn dessen Tochter Selvaggia zur Dichtkunst soll begeistert haben. Cino durchstreifte hierauf die Lombardei und Frankreich. Nach seiner Rückkehr in Italien gab er 1314 zu Bologna seinen „Commentar über den Justinianischen Codex" heraus. Dieses Werk, welches er innerhalb 2 J. vollendete, erregte, wegen seines Umfangs und der Schwierigkeiten der abgehandelten Materien, allgemeine Bewunderung. Die juristische Fakultät erhob ihn dafür zum Doktor der Rechtsgelehrtheit. Er verlebte mehre Jahre zu Perugia, wo der in der Folge so berühmt gewordene Bartolo sein Schüler ward. Ob er, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena und selbst zu Paris gelehrt habe, bleibt dahingestellt; gewiß ist es aber, daß er 1334 auf der Universität Florenz als Professor über das Civilrecht Vorlesungen gehalten hat. Fälschlich gibt man Petrarca und Boccaccio für seine Schüler aus. Um 1336 kehrte Cino nach Pistoja zurück, wo er noch in demselben Jahre starb. Sein „Commentar" übertraf Alles, was in der Art bisher erschienen war und mußte mehrmals wieder gedruckt werden. Als Dichter verschaffte

er dem toskanischen Dialekte eine entscheidende Autorität. Es mußte nur ein toskanischer Dichter von höher strebendem und selbstständigerm Geiste kommen und sich des immer noch einförmig im Styl der Provenzalen verarbeiteten Stoffs nach neuen Ideen bemächtigen und die Bahn war für eine Reihe glücklicher Nachfolger gebrochen. Cino's Gedichte wurden zu Rom 1558 gedruckt und sehr begierig gelesen. Die vollständigste Ausgabe davon wurde von Ciampi besorgt, und mit Cino's Lebensbeschreibung versehen (Florenz 1812 2. Aufl.) Daß ihn Dante und, in noch höherem Grade, Petrarca schätzte, geht aus verschiedenen Stellen seiner Schriften hervor.

Cinque Ports, die Fünfhäfen. So heißen seit Wilhelm dem Eroberer fünf auf der engl. Küste von Kent und Sussex gegen Frankreich zu liegende Häfen (Dover, Sandwich, Romney, Hithe und Hastings), die vor allen andern vor Landungen zu sichern waren, und obgleich später noch zwei andre (Winchelsea und Rye) hinzukamen, so ward doch die obige Benennung beibehalten. Um die Bewohner dieser Städte desto inniger an das Interesse Englands zu knüpfen, verwilligte man ihnen viele Freiheiten und gab ihnen einen besondern Aufseher, the Lord Ward'en (Oberamtmann) so the cinque ports, der jährlich 3000 Pf. Gehalt bezieht. Er hat außerdem Admiralitäts-Jurisdiction. Der Zweck dieser Einrichtung hat nun zwar insofern schon längst aufgehört, als diese Häfen gegenwärtig dergestalt verschlämmt sind, daß sie zur Landung bedeutender Kriegsflotten nicht mehr taugen; die alten Vorrechte sind ihnen aber, wenigstens zum Theil, verblieben. Dahin gehört u. A., daß jede dieser 7 Städte, so unbedeutend sie auch sind, 2 Parlamentsglieder erwählt, daß ihre Bürger sich Barone nennen und bei den Krönungen der Könige von England den Prachthimmel tragen, der nach Beendigung der Feierlichkeit ihr Eigenthum wird. Auch die Aufseherstelle besteht noch als Sinecure und wird gewöhnlich einem begünstigten Hof- und Staatsmanne zu Theil.

Cintra (Sintra), Stadt in der portug Provinz Estremadura, am Gebirge gleiches Namens; hat ein altes Schloß (Gefängniß des Königs Alfons VI. bis 1683), viele Lusthäuser der Lissaboner, 500 H. 2500 Einw. und in der Nähe das Korkkloster. Hier am 28. Aug. 1808 Convention zwischen dem englischen General en chef Dalrymple und dem franz. Marschall Junot uber die Räumung Portugals durch die Franzosen. Derselben gemäß wurde die franz. Armee (etwa 16.000 Mann stark) mit aller Artillerie und Zubehör auf engl. Kosten eingeschifft und zu l'Orient und andern Punkten an die Westküste Frankreichs ans Land gesetzt. Alles Eigenthum, selbst die durch Plünderung gemachte Beute, blieb den Franzosen. Da dieselben durch die Schlacht von Vimeiro und durch den sie allenthalben umgebenden Aufstand in eine verzweifelte Lage versetzt waren, so war diese Capitulation von engl. Seite höchst unbedacht, indem die franz. Armee unbezweifelt ohne dieselbe sich kriegsgefangen ergeben mußte. Sie erregte auch daher in Portugal und England den allgemeinsten Unwillen, und man setzte eine Commission nieder, die das Betragen der engl. Generale bei derselben untersuchen sollte, und nachdem alle Schuld dem General Dalrymple blieb, ward derselbe auch vom Commando abgerufen. 8 russische Linienschiffe fielen durch die Convention den Engländern in die Hände, die, so lange der Krieg dauerte, in England blieben; die Mannschaft ward nach Rußland zurückgeschickt.

Ciotat, la, (Cioutat), franz. Stadt am mittelländiſchen Meere, im Bezirk Marſeille, Dep. Rhonemündung; hat Hafen (mit 2 Forts), Schifffahrtsſchule, Handelsgericht und 6200 Ew., welche Schiffe bauen und Fiſchfang (Sardellen, Thunfiſche) treiben. Bei dieſer Stadt wächſt der Ciotatwein, ein feiner Muscatellerwein.

Cipriani (Giambattiſta), Maler und Kupferſtecher, geb. 1716 zu Piſtoja, ſtarb 1785 zu London. Man kennt ſeinen Lehrer nicht, weiß aber daß Correggio ſein Muſter war. 18 J. alt kam er nach Rom, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen. Bald erwarben ſeine Talente ihm einen glänzenden Ruf. Einige Engländer, die ſich dort befanden, bewogen ihn nach London zu gehen. Hier ward er eins der erſten Mitglieder der 1769 geſtift. königl. Akademie. C.'s Zeichnung iſt correkt, ſeine Köpfe haben Anmuth und Lieblichkeit. Sein Clolorit iſt harmoniſch, und der allgemeine Eindruck ſeiner Compoſition einnehmend. Zu Arioſto's „Raſendem Roland" lieferte er eine Reihe kleiner Kupfer, worin man die ganze Anmuth ſeines Talents findet. Mehre artige Kupferſtiche von Bartolozzi ſind in C's. Manier.

Cirani, 1) (Giovanni Andrea), geb. 1610, guter ital. Maler zu Bologna, Schüler Guido Reni's und des J. Cavedone; ahmte vorzüglich und mit Glück die ſchöne und zierliche Manier Guido's nach; ſtarb 1670. 2) (Eliſabeth), Tochter des Vor. geb. zu Bologna 1638. Ihren, meiſt in Guido Reni's Manier gearbeiteten Gemälden fehlt, bei ſehr ſchöner, correkten Zeichnung, einem angenehmen Colorit und beſonderer Eleganz in den Mitteltinten, die durch kräftigen Schatten noch mehr gehoben werden, nur etwas männliches Feuer. Sie ſtarb, noch in der Blüthe der Jugend und Schönheit, 1665 an ihr beigebrachtem Gift und ward in der Kirche St.-Dominico neben Guido beigeſetzt. Noch zwei ihrer Schweſtern Barbara und Anna Maria zeichneten ſich als Malerinnen aus.

Circars, fünf britiſche Küſtengebiete in der Präſidentſchaft Madras, in Oſtindien, am bengal. Meerbuſen, nördlich von Carnatik, durch hohe Gebirge von Golconda getrennt; 790 QM. groß. mit 3 Mill. Einw. Hauptflüſſe ſind der Gondegamma, und auf der ſüdlichen Grenze der Kiſtna und Godaweri. Man baut Getreide zur Ausfuhr, viel Baumwolle, Honig, Wachs, fertigt baumwollene Zeuche, färbt ſchön, bereitet Zucker Rum, Indigo, Taback. Das Land bringt viel Holz (Theakholz), Diamanten, Salz, die Gewäſſer viel Fiſche. Die Einw. ſind Hindus aus den Stämmen Talinga und Oria. Die Hauptſt. iſt Maſulipatam.

Circe (Kirke), nach der griech. Fabellehre, die Tochter des Titan (Sol) und der Perſa, Schweſter des kolchiſchen Königs Aëtes. Sie floh aus Kolchis auf die Inſel Aeaea an der Weſtküſte Italiens, und lebte dort in einem Thale in einem marmornen von Löwen und Wölfen bewachten Pallaſte, welche ihr Zaubertrank gezähmt hatte. Vier Flußnymphen waren ihre Dienerinnen, und bei Weben und Geſang floh ihr ſchnell die Zeit dahin. Odyſſeus landete auf ſeiner Irrfahrt an ihrer Inſel, und ein großer Theil ſeiner Gefährten, die zur Ausforſchung der Gegend von ihm ausgeſchickt und zu dieſer mächtigen Zauberin gekommen waren, wurde von ihr in Schweine verwandelt; er ſelbſt ſchützte ſich durch ein vom Merkur erhaltenes Verwahrungsmittel gegen die Zauberei, wirkte die Befreiung ſeiner Gefährten aus und verlebte auf der Inſel ein ganzes Jahr.

Circenſiſche Spiele, bei den Römern diejenigen National-Beluſtigungen, welche ſie auf dem Circus maximus oder auf dem Campus Martius zu halten pflegten. Schon in den Zeiten des Romulus kannte man dieſe Spiele unter dem Namen Consualia, die zur Feier des Meergottes Neptun angeſtellt wurden. Die Koſten zu den jährlichen Spielen des Circus wurden aus dem öffentlichen Schatze beſtritten und ihre Summe erreichte zu den Zeiten des puniſchen Kriegs ſchon die Höhe von mehr als 100.000 Gulden. Unter den Imperatoren ſchritt die Verſchwendung bei dieſen Beluſtigungen über die Grenzen der Denkbarkeit. „Brot und circenſiſche Spiele!“ war das Loſungswort des röm. Volkes, und hiermit waren die Bedürfniſſe, welche ihm zur andern Natur geworden, angegeben. Die vorzüglichſten unter dieſen Spielen waren die Ludi Romani oder magni. Das Begehen dieſes Feſtes geſchah auf folgende Art. Man nahm die Statuen des Jupiter, der Juno und der Minerva aus ihren Tempeln und führte ſie in einem dazu beſtimmten bedeckten Wagen in den Tempel des capitoliniſchen Jupiter. Von dieſem Tempel ging der Zug über das Forum und Velabrum in den Circus maximus. Die höchſte obrigkeitliche Perſon führte den Zug an. Voraus wurde das Bild der geflügelten Glücksgöttin (Fortuna alata) getragen. Dann kamen die Bilder des Jupiter, der Juno, Minerva, des Neptun, der Ceres, des Apollo, der Diana, und, nach Julius Cäſar's Tode, auch das Bild dieſes vergötterten Römers, in der Folge vielleicht auch die Bilder der vergötterten Kaiſer, auf bedeckten prächtigen Wagen, welche von Pferden oder Maulthieren, Hirſchen, Rehen, Kameelen, Elefanten, auch wohl von Löwen, Panthern oder Tigern gezogen wurden. Dem prächtigen Götterzuge folgten Reihen von Knaben, die ihre Väter oder Mütter verloren, und welche die beim Wettrennen zu gebrauchenden Pferde leiteten. Ihnen folgten die Söhne der Patrizier von 15—16 J., bewaffnet, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Dann kamen die Obrigkeiten der Stadt; den Beſchluß machten der Senat und die Söhne der Ritter zu Pferd und zu Fuß. Jetzt folgten die zum Wettfahren und Wettlaufen beſtimmten Wagen und Pferde und die verſchiedenen Arten der Fechter, als Fauſtkämpfer, Ringer, Läufer, alle, bis auf eine Bedekkung um die Hüften, nackt. An dieſen Zug ſchloſſen ſich tanzende Männer, Jünglinge und Knaben, nach dem Alter in Reihen geordnet. Sie trugen violette Kleider, einen meſſingenen Gürtel, Schwerter und kurze Spieße, und die Männer noch überdieß Helme. Jeder Abtheilung ging ein Mann voraus, der die Wendungen des Tanzes angab; die muſikaliſche Begleitung folgte, und dieſer ſchloß ſich ein Haufe, als Silene u. Satyrn gekleideter Perſonen an, welche, mit großen Blumengehängen in den Händen, allerlei ſcherzhafte Tänze aufführten und wieder eine Geſellſchaft von Muſikanten hinter ſich hatten. Der ausgelaſſenen Freude folgte jetzt das Heilige. Zuerſt kamen die Camilli, Knaben, welche die Prieſter beim Opfer bedienten, dann die Opferdiener, nach dieſen die Haruſpices mit ihren Opfermeſſern, und die Opferſchlächter, welche die geſchmückten Thiere zum Altar führten; die verſchiedenen Prieſterſchaften mit ihren Dienern: zuerſt der Oberprieſter (Pontifex maximus) und die übrigen Pontifices, dann die Flamines, darauf die Augurn, die Quindecimvirn mit den ſibylliniſchen Büchern, die veſtaliſchen Jungfrauen, dann die übrigen geringen Prieſterorden nach ihrem Range. Den Beſchluß machte ein Zug von Götterbildern, zuweilen auch ein Schaugepränge erbeuteter

Schätze. Im Circus ging der Zug einige Mal im Kreise herum, worauf zum Opfer geschritten wurde. Hatten dann die Zuschauer ihre Plätze genommen, so begann die Musik, und die Spiele nahmen ihren Anfang. Diese waren: 1) Wettrennen, zu Pferde und zu Wagen. Sie waren so ehrenvoll, daß Männer vom höchsten Range daran Theil nahmen. Das ganze Wettrennen, wozu die Wettfahrer in 4 Parteien getheilt waren, bestand aus 24 Fahrten, und jede Fahrt aus 7 Umläufen, die zusammen gegen 1½ deutsche Meilen betrugen. Jede Partei machte 6 Fahrten, 3 Vormittags und 3 Nachmittags. Die Wagen waren sehr leicht und gewöhnlich mit 2 oder 4 Pferden (neben einander) bespannt. 2) Gymnastische Kämpfe; 3) die trojanische Spiele, Kampfspiele zu Pferde, welche Aeneas zuerst einführte, Julius Cäsar aber erneuerte; 4) Thiergefechte, in welchen entweder Thiere mit Thieren oder mit Menschen (Verbrechern oder Freiwilligen) kämpften. Der Aufwand dabei war oft ungeheuer; so gab Pompejus in seinem Consulate 500 Löwen zu einem Thiergefechte her, welche nebst 28 Elefanten in 5 Tagen getödtet wurden. 5) Nachahmung von Seegefechten (Naumachien, s. d.), wozu der Circus unter Wasser gesetzt werden konnte.

Circulation. Der Wohlstand in einem Staate hängt hauptsächlich davon ab, daß Jeder einen Ueberfluß von brauchbaren Dingen hat, womit er Das, was er bedarf und wovon Andre Ueberfluß besitzen, eintauscht. Alle dergleichen Dinge erhalten nach und nach einen bestimmten Werth, d. h. wer sie hat, gibt sie nicht leicht weg, wenn er nicht ein andres Ding von Werth dafür erhält, das er entweder selbst bedarf, oder wofür er leicht Das, was er bedarf, eintauschen kann. Wenn nun der größte Theil der Bewohner eines Landes zu einem Ueberflusse von nützlichen Dingen gelangt sind, so verlangt auch ein Jeder Etwas dafür, was er nicht hat und was Andere haben, die dagegen ebenfalls Etwas dafür verlangen, was ihnen nöthig, und was im Besitz Andrer ist. Indem nun Jeder Etwas gibt und Jeder dafür etwas Andres empfängt, so entsteht Das im Volke, was man Circulation, Umlauf oder Verkehr nennt. Die Bedürfnißmittel werden nach dem Grade und der Art, wie sie Jeder nöthig hat, und wie sich Jeder über deren Werth mit dem Andern vereinigen kann, umgetauscht, sodaß ein jedes Ding in die Hände Desjenigen gelangt, der es begehrt. Das Mittel, wonach man den Werth der Güter schätzt und vergütet, ist das Geld. Weil dessen Werth Jedermann kennt, so nimmt er für Das, was er überflüssig hat, gern Geld, und wenn auch Waaren gegen Waaren vertauscht werden, so werden sie doch nach Geld geschätzt und auf diese Weise ihr Umtausch bestimmt und erleichtert. Geld (s. d.) ist daher das Hauptinstrument der Circulation, die man aus diesem Grunde auch Geldumlauf nennt. Denn obgleich alle Waaren in Umlauf gesetzt werden, wenn sie aus einer Hand in die andre gehen, so ist es doch allein das Geld, welches stets im Umlauf bleibt; deßhalb wird es auch das circulirende Medium oder Circulationsmittel genannt. Die Wirkungen der Circulation sind folgende. Diejenigen, welche Geld besitzen, begehren dafür entweder Bedürfnißmittel oder wollen sonst einen Nutzen daraus ziehen. Kaufen sie sich nun für das Geld Waaren, so bekommen die Waarenverkäufer dadurch Mittel in die Hand, neue Waaren dafür einzukaufen oder dergleichen verfertigen zu lassen. In beiden Fällen wird das Geld und die Waaren in Circulation gesetzt. Die Waaren enden ihren Lauf sehr bald, wenn sie von den Käu-

sern consomirt werden. Oft aber sind sie in der Hand des ersten Käufers noch nicht zur Consumtion bestimmt, sondern sie werden von diesem wieder verkauft, es sey, damit der neue Käufer sie einzeln den Consumenten verkaufe, oder daß derselbe durch Verarbeitung neue Waaren daraus mache; zu diesem Zwecke können die Waaren durch viele Hände gehen, ehe sie an die Consumenten gelangen. Bei Letztern endet sich ihr Lauf durch die Consumtion. Das Geld aber bleibt immer für den Austausch bestimmt, es ist gleichsam ein Hebel, um die Waaren und Güter aus einer Hand in die andre zu bringen, deßhalb versteht man unter Circulation hauptsächlich den Geldumlauf. Das Mittel aber, welches die Haupttriebfeder des Umlaufs ausmacht, ist der zu hoffende Gewinn oder Vortheil, den sich sowohl die Waaren- als die Geldbesitzer davon versprechen. Sobald nämlich die Vorstellung begründet wird, daß es mehre Menschen in einem Lande oder an einem Orte gibt, welche Güter suchen und auch Mittel haben, sie zu bezahlen, so werden dadurch Andre gereizt, solche zu verfertigen oder anzuschaffen. Dieses werden sie jedoch nur insofern fortsetzen, als sie hoffen können mehr für Das, was sie hervorgebracht oder angeschafft haben, zu erhalten, als es ihnen selbst kostet. Denn nur in diesem Mehr besteht ihr Profit und die Triebfeder, das Hervorbringen und Anschaffen zu wiederholen. Landbauer, Handwerker und Fabrikanten schaffen daher Vorräthe von Bedürfnißmitteln an und bezahlen mit dem für ihre Waaren erhaltenen Gelde die Materialien und die Arbeiter, welche zur Hervorbringung oder Anschaffung neuer Waaren nöthig sind. Auf diese Art entsteht ein Kreislauf des Geldes, sodaß dieselben Stücke Geld, welche der Fabrikant für seine Waare empfängt und welche von ihm seine Arbeiter erhalten, oder welche diese zum Einkauf ihrer Bedürfnißmittel anwenden, durch tausenderlei Canäle wieder zu demselben Fabrikanten zurückkehren oder ihren Kreislauf von neuem beginnen und wieder ebenso vollenden können, um ihn abermals anzufangen. Die Circulation selbst bringt indessen kein Produkt hervor, vermehrt also auch den Nationalreichthum nicht, sondern sie setzt das Vorhandenseyn von Gütern voraus. Sie trägt aber allerdings zur Vermehrung der Güter, also des Nationalreichthums bei, inwiefern sie die Triebfeder zur Erzeugung und Vermehrung der Güter ist, welche eben dadurch einen größern Werth erhalten, daß sie in Circulation gesetzt werden. Denn die Mühe Dessen, der sie sammelt, aufbewahrt und denen, die sie begehren, zuführt, muß vergütet werden, und um so viel, als diese Vergütung beträgt, ist ein solches Gut mehr werth geworden. Inwiefern also die Circulation die Ursache ist, daß mehr Arbeit gefertigt und dadurch die Güter sowohl als ihr Werth vermehrt wird; ist sie auch Ursache der Vermehrung des Nationalreichthums, obgleich kein Bestandtheil desselben. Der Nutzen der Circulation wird daher um so größer für die Gesellschaft seyn, je schneller sie durch den Vertrieb der Vorräthe die neuen Productionen fördert und mit derselben Geldsumme unausgesetzt vermehrt. Damit Diejenigen, welche die Producte hervorbringen, die Zeit nicht mit dem Aufsuchen der Käufer und dem Verführen ihrer Waaren zubringen, so findet sich in der Gesellschaft bald eine besondere Klasse von Leuten, welche dieses Geschäft übernehmen und selbiges mit viel größerer Vollkommenheit betreiben als die Producenten selbst, weil sie sich damit allein beschäftigen. Dieser ist die Klasse der Kaufleute und der sonst mit dem Handel be-

schäftigten Personen. Der Kaufmann sucht einerseits mit seinem Gelde die Producenten auf, kauft ihnen ihre Vorräthe ab und setzt sie dadurch in den Stand, ihr Gewerbe fortzusetzen. Andrerseits führt er die Waaren Denen zu welche sie begehren. Mit dem dafür gelösten Gelde sucht er von neuem Waaren auf, und so wird der Kreislauf des Geldes und der Waaren ununterbrochen fortgesetzt. Je schneller die Vorräthe den Producenten abgekauft werden, desto schneller können die dafür eingehenden Gelder zu neuen Productionen angewandt werden, und desto weniger Geld ist nöthig, um dieselbe Quantität Waaren zu erzeugen und umzusetzen. Werden z. B. einem Fabrikanten monatlich für 1000 Thlr. Waaren abgekauft, so kann er mit dem dafür empfangenen Gelde sogleich wieder ebenso viele neue Waaren erzeugen, und die Geldstücke, die er für die ersten empfangen, können sofort zur Bezahlung seiner Arbeiter und Materialienlieferanten angewandt werden, und da diese sie gleich wieder für andre Dinge ausgeben, so können dieselben Geldstücke im folgenden Monate wieder für seine neu erzeugten Waaren zurückkehren, und wenn dieses in einem Jahre 6 Mal geschieht, so hat dieses Geld hingereicht, um dem Fabrikanten den Waarenwerth, welcher dieser Geldsumme gleich ist, 6 Mal zu bezahlen, nicht zu rechnen, was mit diesen Geldstücken in der Zwischenzeit eingetauscht wird. Die Größe oder der Umfang der Circulation hängt von der Quantität und Qualität (Werth) der umgesetzten Waaren ab. Es ist aber zu dem Umsatz einer gleicher Quantität gleich werthvoller Waaren nicht aber auch eine gleiche Quantität Geld nothwendig, sondern es kann die Geldmasse, worin eine gleiche Quantität Waaren umgesetzt wird, in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Umständen sehr verschieden und bald größer bald kleiner seyn. Dieses hängt theils von der Schnelligkeit, theils von dem Credit ab. Da nämlich mit einem und demselben Geldstücke nach einander viele Waaren umgesetzt werden können, auch viele Umsätze gar nicht mit Gelde, sondern durch bloßen Credit bewirkt werden, so wird ein Land, in welchem das Geld nie lange müßig ruht, sondern stets aus den Händen forteilt, um wieder angewandt zu werden, und wo der Credit die Kraft des baaren Geldes hat und oft zur Zahlung dient, viel weniger baares Geld zum Umsatz gleicher Waarenwerthe nöthig haben als ein andres Land, wo die Circulation langsam von statten geht und der Credit schwach ist. So hat z. B. Rußland eine viel größere Quantität Geld zum Umsatze gleicher Werthe von Waaren nöthig als England, weil dort die Kaufleute ihre Geldeinnahmen sammeln und mehre Monate liegen lassen müssen, ehe sie wieder Waaren dafür einkaufen können, und die Waaren einen langen Weg durchwandern, ehe sie zu den Consumenten gelangen; hier aber Jeder, der Geld einnimmt, fast in demselben Augenblicke wieder Gelegenheit findet, solches anzulegen, und aus den Magazinen der Waarenvorräthe der Abzug ununterbrochen fortdauert; weil in Rußland durch Credit wenig geschieht, während er in England von der größten Stärke und von dem ausgedehntesten Umfange ist. Wenn indessen die Circulation in solchen Dingen besteht, wobei der Eine nur so viel gewinnt, als der Andre verliert, so ist eine solche vielmehr schädlich als nützlich für den Nationalreichthum. Dieses ist z. B. der Fall 1) beim Spiel, wo zwar das Geld aus einer Tasche in die andre geht, aber Der, welcher es weggibt, nichts Nützliches dafür wiederbekommt. Dieses ist 2) der Fall bei dem Handel mit Staatspapieren. Ihr Werth besteht in der Rente, welche sie

tragen. Bleibt nun diese Rente unverändert, und der Inhaber verkauft diese Papiere unter Dem, was sie ihm gekostet haben, so verliert der Verkäufer; aber der Schuldschein bringt deßhalb dem Käufer nicht mehr, als er dem Verkäufer gebracht hat, der Nationalreichthum gewinnt also dabei gar Nichts. Da aber doch ein großes Capital auf den Umsatz dieser Schuldscheine gewandt wird, und dieser Umsatz der Nation im Ganzen durchaus keinen Vortheil bringt, so geht dadurch wenigstens der Nutzen verloren, der entstehen würde, wenn dieses Capital auf fruchtbare Arbeit angelegt würde.

Circulationsbank, s. Zettelbank.

Circulationspapiere sind Creditscheine und Wechsel, die für einige Zeit das baare Geld vertreten sollen, ohne daß ein bestimmter solider Fonds auf ihre sichere Bezahlung hindeutet. So sind z. B. die Wechsel solide Creditpapiere, wenn der Werth, auf welchen sie lauten, sich in Dessen Händen befindet, der sie zuletzt bezahlen soll. Sind sie aber bloß auf den Credit des Andern gezogen, sodaß sie zu Dem, welcher sie ausgestellt hat, zuletzt zurückkehren, um von ihm eingelöst zu werden, und die Zwischenleute, zu deren Bezahlung sie dienen, sie bloß um des Credits willen, den sie den Indossanten zutrauen, an Zahlungsstatt nehmen, oder muß der Aussteller auf andern Wegen dafür sorgen, daß Die, welche seine und seiner Zwischenhändler Papiere annehmen, die Zahlmittel erhalten, so sind sie bloße Circulationspapiere und dienen bloß den Ausstellern einige Monate lang durch Credit Zahlmittel zu verschaffen. Die Reverse (s. d.), welche in den Handelsstädten der Ostseeprovinzen üblich sind, gehören unter denselben Begriff; jedoch unterscheiden sie sich von den Circulationswechseln dadurch, daß diese einen andern Fonds vorspiegeln, als ihnen zum Grunde liegt, da hingegen in den Reversen bestimmt ausgedrückt ist, daß sie bloß auf den Credit des Ausstellers gegründet sind. In England sind die papers of circulation sehr bekannt. (S. Scheinwechsel).

Circumferentor, ein mathematisches Instrument, welches vorzüglich bei Landvermessungen gebraucht wird, um Winkel mit Hülfe der Boussole zu messen; doch kann man sich dessen nur dann bedienen, wenn keine außerordentliche Richtigkeit erfordert wird.

Circumvallationslinie, die Umschanzung, mit welcher die Belagerer einer Festung ihr Lager umgeben, um sich gegen äußere Anfälle und Entsatz zu schützen, sowie Contravallationslinie, die Umschanzung, mit welcher das Lager gegen die Ausfälle der Festungsbesatzung geschützt wird. Da jene wegen ihres Umfanges in der Erbauung und Vertheidigung schwierig ist, so findet sie nur selten Anwendung, und man stellt lieber zur Deckung einer Belagerung ein Beobachtungscorps auf.

Circus (lat.), Schaukreis, Rennbahn, besonders bei den alten Römern diejenige Art von Gebäuden ohne Dach, wo öffentliche Wettrennen zu Wagen und zu Pferde und andre Spiele des Fechtens und Ringens gegeben wurden. Sie waren rechtwinkliche Vierecke, nur daß die eine kurze Seite einen Halbzirkel machte. Der Eingang befand sich in der geraden kurzen Seite. Inwendig waren zu jeder Hand 6 Hallen (carceres), wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. An den beiden langen und der gekrümmten Seite befanden sich die stufenweise über einander erhöhten Sitze der Zuschauer, die auf festen Gewölben ruhten, und unter denen noch ein breiter Wassergraben, Euripus genannt, die

wilden Thiere von den Zuschauern abhielt. Innerhalb befand sich ein offener Platz (arena), der mit Sand bestreut war, und wo die Schauspiele gegeben wurden. Dieser Platz war der Länge nach durch eine Mauer (spina) in 2 Hälften getheilt, die 12 Fuß breit und 6 hoch, und mit kleinen Tempelchen, Altären, Statuen, Obelisken, Pyramiden und kegelförmigen Thürmen geschmückt war. Von diesen letztern (metae) befanden sich 3 an jedem Ende. Sie waren als Ziele aufgerichtet, um welche die Umläufe geschahen. Bei der ersten Meta, der bogenförmigen Seite des Circus gegenüber, befanden sich 7 andre Säulen, welche entweder eine ovalrunde Gestalt oder ovalrunde Kugeln (eva) auf ihrer Spitze hatten. Für jeden Umlauf wurde einer dieser Kugeln heruntergenommen. Von Außen war der Circus mit Säulenreihen, Galerien, Kramläden und öffentlichen Plätzen umgeben. Es gab mehre Schaukreise dieser Art, unter denen der Circus maximus der berühmteste war. Er lag in dem 11. Bezirke der Stadt, von ihm ebenfalls Circus maximus genannt, und zwar auf dem Platze, wo Romulus die Spiele gab, während welcher die Sabinerinnen geraubt wurden. Tarquinius Priscus entwarf den Plan zu diesem Baue, und einige begüterte Senatoren führten ihn aus. In ihm wurden die ludi magni angestellt. Dionysius von Halikarnaß gibt seine Länge auf 9331⅓ Fuß und die Breite auf 2187 Fuß an. Nach Plinius hatten auf den Sitzen 260.000, nach Aur. Victor 385.000 Menschen Platz. Julius Cäsar hatte ihn erweitert und ausgeschmückt, unter Nero brannte er ab, und unter Antoninus Pius stürzte er ein. Trajan bauete ihn wieder und Konstantin legte die letzte Hand daran. Erhalten haben sich davon wenig Ueberbleibsel in der Gegend von Valla di Cecchi (Thal der Gärten, die noch den alten Namen tragen). Der Circus von Caracalla, in der ersten Region Porta capena (jetzt das Thor St.-Sebastian), hat sich am vollständigsten erhalten und er ist der einzige, durch den man mit der Einrichtung der Circus genauer bekannt worden ist.

Cirencester, Burgflecken in der engl. Grafsch. Glouceſter, 7¼ St. südöstl. von Glouceſter am Churn, hat 1006 H. und 4900 Ew. Die Pfarrkirche ist ein großes und schönes Gebäude, das von zwei Reihen Pfeiler getragen wird, mit einem 44 Yards hohen Thurm, in dem 12 Glocken hängen. Ueberdem sind hier 5 Capellen, einige Bethäuser der Diſſenters, eine Freischule, mehre Spitäler ꝛc. Die Einw. fertigen Töpfe, Leder- und Eisenwaaren, vorzüglich Messer. In der Nähe liegen der Cirenceſter-, Barnesley- und Pinbury-Park, ersterer dem Lord Bathurst gehörig.

Cirkassien, Tscherkessien, Landschaft in Asien, längs dem Nordkaukasus vom schwarzen bis zum kaspischen Meere. Die Einwohner, Adige genannt, bei den Türken und Tataren Tscherkassen, d. i. Wegabschneider, Straßenräuber, bewohnen die Distrikte: 1) Groß-Kabarda; 2) Klein-Kabarda; 3) Beslen, an der größern Laba, welche sich in den Kuban ergießt; 4) Temirgoï am Schagwascha; 5) Abasech, vornehmlich am Flusse Pschaha; 6) Bseduch, an den untern Gegenden des Khuasch; 7) Hadukai; 8) Bschana. Der wichtigste von den cirkassischen Stämmen des Kuban sind die Temirgoï; sie bewohnen mehr als 40 befestigte Dörfer und können 2000 Mann stellen. Die Schagacki, unterhalb der russischen Festung Anapa, haben einen Fürsten, der ehemals Schiffe auf dem schwarzen Meere hielt. Die Kabarda-Cirkassier, eine halbcultivirte Na-

tion und von allen kaukas. Völkern durch ihre Schönheit sich unterscheidend, bewohnen ein fruchtbares Land, das nördlich der Terek begrenzt. Sie bekannten sich sonst zur griech. Religion, die aber jetzt bis auf die Lehre von der Einheit Gottes, die Sonntagsfeier und die großen Fasten meistens vergessen ist; die Vornehmen sind Mohammedaner, aber ohne Moscheen und Mollas; auch beweisen sie ihren Glauben größtentheils nur durch die Enthaltung von Branntwein und Schweinefleisch. Die Männer sind von hohem Wuchs und regelmäßiger Bildung, die Frauen von zarter Gestalt, weißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigem Gesicht, schlanken Wuchs, vollem Busen; die cirkassischen Sklavinnen sind daher im ganzen Orient berühmt. Der cirkassische Fürst oder Edelmann, d. i. Jeder, der nicht dient, und ein Pferd besitzt, ist stets mit Dolch und Pistolen bewaffnet und geht selten aus dem Hause ohne Säbel und Köcher; Helm und Panzer bedecken Kopf und Brust. Der Unterthan ist des Fürsten Eigenthum, doch darf er ihn nicht verkaufen und Abgaben von ihm fordern; er verpflichtet ihn nur zu persönlichen Diensten. Heilig ist ihnen das Gastrecht, Kunadi genannt, ebenso die Blutrache an dem Mörder eines ermordeten Verwandten, kein Geld kann sie versöhnen. Häufig gehen sie auf Raub aus; Sklavenhandel ist einer ihrer Hauptbeschäftigungen. Sie haben nur Dörfer und Flecken. Die kabardinischen Tscherkessen zählen 1500 Usden (Adelige) und über 10.000 Bauern. Die Tscherkessen enthalten mehre kleine, zum Theil durch eidgenossenschaftliche Verbindung vereinigte, oft auch einander bekriegende Herrschaften, unter sehr verschiedenartiger Regierung von Erbfürsten; die Uebrigen bestehen aus den Freigelassenen der Fürsten und Usden, die dadurch selbst Usden geworden sind, aber in Hinsicht des Kriegsdienstes ihren ehemaligen Herren unterthänig bleiben; aus den Freigelassenen dieser neuen Edelleute und Leibeigenen, die wieder in Ackerbauer und Dienstboten der höhern Klassen zerfallen. Der Boden der Kabarda ist zum Ackerbau vortrefflich. Im Anfang des Märzes ist der Frühling begonnen und hat über Hügel und Thäler den lieblichsten Teppich von Blumen verbreitet. Der April bringt Blüthen an Obstbäumen; der Julius reiche Getreideernten, und man sammelt von nun an bis in den Herbst Melonen, Arbusen, mancherlei Obst, als Aepfel, Birnen, Nüsse, Pfirschen u. s. w. Ohne daß man sich darum bemüht, erhält man von der wilden Biene, die in hohlen Bäumen baut, Honig und Wachs In den großen Wäldern findet der Jäger Bären, Luchse, Gemsen u. s. w. Die Bäche und Flüsse liefern Fische. Die Einwohner vernachlässigen aber die Geschenke der Natur, namentlich die reichen Bergwerke, aus denen sie köstliche Metalle, als Eisen und Kupfer, woraus sie ihre Waffen verfertigen, ziehen könnten. Ein großer Theil des Reichthums der Cirkassier besteht in ihrer Viehzucht: Ziegen, Schafen, Rindern und Pferden. Sie verkaufen Wolle und Wachs. Ihre Pferde sind ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Behendigkeit. Den Füllen von guter Race brennen sie ein Zeichen ein. Die Ehen werden unter ihnen nach Reichthum und Geburt geschlossen. Nach der Geburt eines fürstlichen Kindes wird dasselbe aus dem väterlichen Hause entfernt und einem Edelmanne zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Stricken, Nähen und Strohflechten. — Nach dem Verfalle des chazarischen Reichs scheinen die Cirkassier den Arabern, Tataren und vielleicht auch den Georgiern unterthan gewesen zu seyn; gegen Ende des 16. Jahrh. wurden sie Va-

fallen der Russen. Zaar Iwan Wasilewitsch sandte (1565) eine kleine Armee unter dem General Daschkow dem Temruk, einem cirkassischen Fürsten, zu Hülfe; nach dem Tode Iwan's aber vernachlässigte der russische Hof diese entfernten Unterthanen, und sie wurden den Khanen der Krim zinsbar, bis sie, der Mißhandlung der Beamten müde, zu den Waffen griffen und eine Armee von 30.000 M. überwanden. Gegenwärtig ist Tscherkessien (1500 QM., 600.000 Einw., darunter 210.000 Tscherkessen, 40.000 Osseten, 200 000 Awchasen und 50.000 Kumykken) eine russische Schutzprovinz mit Derbent, Alexanders-, Katharinen- und Petersbad. Rußland hat hier durch den Frieden mit Persien seine Grenzen bis an den Araxes erweitert, und besitzt seitdem auch Eriwan, das Kloster Etschmiasin u. a. O. m.

Cirkel, in mathematischer Hinsicht, s. Kreis. — Als mechanisches Werkzeug, welches aus Messing, Eisen oder Stahl verfertigt wird, nennt man a) den Haarcirkel, welcher einen Gegenstand bis auf die Feinheit eines Haares bemessen; b) den Reduktionscirkel, der eine solche Einrichtung hat, daß er einen Cirkel in gewisse Theile eintheilen kann; c) den Proportionalcirkel, welcher 2 Lineale von gleicher Größe vorstellt, die sich wie ein Cirkel im Kopfe öffnen lassen; den Stangencirkel, Reißcirkel, Federcirkel, Seechartencirkel, dreibeinigen Cirkel, Hohlcirkel u. a. m. — S. Mascheroni, „Ueber den Gebrauch des Cirkels", deutsch von Grüson (Berlin 1825). — In der Logik hat das Wort eine ganz eigene Bedeutung in der Lehre von den Definitionen und Beweisen erhalten. In den Erklärungen wird ein Cirkel begangen, wenn man das Erklärte wieder in das Erklärende einmischt, mithin es sich von selbst als Merkmal prädizirt. Z. B. Schönheit ist die schöne (Cirkel) Beschaffenheit eines Dinges; Gesetz ist eine gesetzliche Vorschrift. In diesem Falle ist der Cirkel unmittelbar. Wenn aber das Erklärte erst in der Nebenerklärung zum Vorschein kommt, so ist er mittelbar oder entfernt. Z. B. Gesetz ist die Willenserklärung eines Obern, und ein Oberer ist Derjenige, welcher Gesetze gibt. Auch kann der mittelbare Cirkel hinausgeschoben seyn; z. B. wenn die vorige Definition hieße: ein Oberer ist Derjenige, welcher Andere beherrscht, und Andere beherrschen heißt, ihnen Gesetze geben. Der Cirkel in den Erklärungen kann aber, er mag unmittelbar oder mittelbar seyn, sowohl offenbar, als versteckt seyn, je nachdem man das Erklärte mit denselben oder andern gleichgeltenden Worten wiederholt. In den vorigen Beispielen war er offenbar. Versteckt würde er in folgenden Erklärungen seyn: Recht ist die Befugniß, Etwas zu thun oder zu lassen; — Dankbarkeit ist die Tugend der Erkenntlichkeit. Versteckte Cirkel in den Definitionen, besonders wenn diese zugleich mittelbar oder entfernt sind, kommen sehr häufig vor, indem man sich sehr leicht durch die Verschiedenheit des Ausdrucks täuschen läßt, sodaß man sich einbildet, die Begriffe erklärt zu haben, während man nur die Ausdrücke gewechselt hat. Die Alten nannten den Cirkel in den Erklärungen Diallele, weil man dann Erklärtes und Erklärendes gegenseitig durch einander erklärt. In den Beweisen wird ein Cirkel begangen, wenn man das zu Erweisende ganz oder zum Theil zum Beweisgrunde selbst nimmt. Zu einem Cirkelbeweise gehören eigentlich zwei Beweise, welche sich so zu einander verhalten, daß der Vordersatz des Einen durch seinen eigenen Schlußsatz im Andern erwiesen wird. Oft pflegt man diesen handgreiflichen Fehler durch Zwischensätze oder Veränderung des

Ausdrucks zu verstecken. So haben Manche das Daseyn Gottes aus der Offenbarung, die Offenbarung aber aus den Eigenschaften Gottes, seiner Allmacht, Güte, Weisheit, Wahrhaftigkeit u. s. w. beweisen wollen. Nun aber setzten diese Eigenschaften, wenn Gott dadurch wirken soll, dessen Daseyn als nothwendige Bedingung voraus. Im ersten Beweise war also das Daseyn Gottes principiatum und die Offenbarung principium, im zweiten fand das umgekehrte Verhältniß Statt. Ebenso beweiset Plato die Unsterblichkeit der Seele unter andern dafür angeführten Gründen im Phaedon auch aus deren Einfachheit (10. B. der Republik), die Einfachheit der Seele aber wieder aus deren Unsterblichkeit und begeht so einen Cirkel im Beweisen.

Cis (Musik), der mittelst eines Kreuzes (♯) erhöhte C Ton, die zweite Stufe unserer diatonisch-chromatischen Tonleiter. Cis-dur, diejenige harte Tonart, bei welcher cis als Grundton angenommen und jeden Ton um einen halben erhöht wird. Sie hat daher 7 Kreuze vorgezeichnet. Sie wird nicht (höchstens zur Uebung) als Grundton eines Tonstücks gebraucht, sondern kommt nur zuweilen im Laufe der Modulation vor. Cis-moll, die weiche Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhte Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traurigkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in ihrem Umkreise. Sie hat 4 Kreuze vorgezeichnet. Beide kommen als Grundtonarten eines Musikstücks selten vor.

Cisalpinische Republik, ein von Bonaparte (27. März 1797) errichtetes Reich in Italien, aus der cis- und transpadanischen Republik gebildet; bestand aus der östreichischen Lombardei, dem Gebiete von Venedig bis an die Etsch, Modena, Massa und Carrara und den päpstl. Legationen Bologna, Ferrara, Romagna; späterhin kamen dazu Veltlin, Bormio, Chiavenna (22. Okt. 1797), war getheilt in 10 Departements, zählte 4.500.000 Einw. auf 771 QM., ward regiert von 5 Direktoren und 2 gesetzgebenden Räthen (der Alten von 80 und dem größern von 160 Personen). Die Kriegsmacht (franz. Truppen im Solde der Republik) bestand aus 20.000 M. An Frankreich wurde sie, im März 1798, durch ein Trutz- und Schutzbündniß und einen Handelsvertrag noch fester geknüpft. Sie ward durch die siegreichen Oestreicher und Russen aufgehoben (1799), durch Bonaparte nach der Schlacht von Marengo (1800) wieder hergestellt, neu organisirt (sie erhielt eine Staatsverwaltungs-Consulata von 50 und einen Vollziehungsrath (Gioverno) von 9 Mitgliedern) und mit Novarese und Tortonese vergrößert, im Frieden von Luneville (1801) von Oestreich anerkannt, 1802 aber unter Bonaparte's Präsidium unter dem Namen Italienische Republik eingerichtet und in 13 Departemente getheilt. Und aus dieser ging endlich im J. 1804 das Königreich Italien hervor. Durch den pariser Frieden 1814 ward diese ganze Schöpfung aufgelöset, und zum größten Theile den früheren Besitzern wieder zuerkannt.

Ciselirkunst, s. Silberarbeiter.

Cispadanische Republik, ward nach der Schlacht von Lodi (1796) von Bonaparte errichtet und bestand aus Modena, Reggio, Ferrara und Bologna, sowie der Romagna und Wesola. Die zu gleicher Zeit errichtete transpadanische Republik bestand aus der östreich. Lombardei. Beide wurden 1797 zur Cisalpinischen Republik (s. d.) vereinigt.

Cisplatana mit Montevideo, s. d. Paraguny und Platarepublik.

Cisrhenanische Republik. 1797 traten mehre am Rhein gelegene Städte, namentlich Aachen, Bonn und Köln, in eine Verbindung, erklärten sich unter dem Schutze der franz. Republik für unabhängig und proklamirten sich im Sept. d. J. als eine cisrhenanische Republik. Da indessen in dem Friedensabschlusse von Campo-Formio 1797 im Oktober die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich bestimmt wurde, mithin die cisrhenanische Republik ohnedieß mit Frankreich vereint wurde, so ist dieselbe kaum dem Namen nach bekannt geworden und sie hatte gleich zu Anfang das Loos untergehen zu müssen, das so manche in jenen Jahren geschaffene Republik bald nachher erfahren mußte.

Cistercienser, ein geistlicher Orden, der von seinem Stammkloster Citeaux unweit Dijon, wo er 1099 entstand, diesen Namen führt. Durch die Thätigkeit des heil. Bernhard von Clairvaux (s. d.) war er 100 Jahre nach seiner Entstehung schon zu 800 reichen Abteien in verschiedenen Ländern Europas angewachsen. Die Cistercienser widmeten sich nur dem beschaulichen Leben; ihre Regel schrieb eine sehr anstrengende Klosterandacht und Kasteiung vor. Sie wußten sich Befreiung von der bischöflichen Aufsicht zu verschaffen und bildeten einen aristokratisch-republikanischen Mönchsstaat. Ein hoher Rath, der aus dem Abte zu Citeaux, als General-Obern, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimond (sämmtlich in Frankreich) und 20 andern Definitoren bestand und den anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalcapiteln der Aebte und Prioren aller Cistercienserklöster verantwortlich war, regierte sie unter unmittelbarer Oberaufsicht des Papstes. In Frankreich nannten sie sich, aus Achtung gegen den h. Bernhard, Bernhardiner. Unter den von ihnen ausgegangenen Brüderschaften waren die Barfüßer oder Feuillans (s. d.) und die Nonnen von Portroyal (s. d.) in Frankreich, die Recollectinnen (verbesserte Cistercienserinnen) in Spanien und die Mönche von La Trappe (s. Trappisten) die merkwürdigsten. Reichthum und Unthätigkeit brachten diesen mächtigen Orden in Verfall. Viele Klöster gingen schon vor der Reformation, noch mehre nach derselben, theils von selbst ein, theils in andre Hände über. Das allgemeine Schicksal der geistl. Orden in der Revolutionsepoche beschränkte die Cistercienser auf wenige Klöster in Spanien, Polen, den östr. Staaten und in der sächs. Oberlausitz, wo noch 2 reichbegüterte Nonnenklöster dieses Ordens, Marienstern und Marienthal, blühen. Das Mönchskloster Neuenzelle in der Niederlausitz wurde im Fbr. 1817 von der preußischen Regierung, wie früher die berühmten Klöster dieses Ordens in Schlesien, aufgehoben. Die Cistercienser tragen weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier.

Cisterne (Hälter), ein Wasserbehälter oder eine Grube, wo möglich ausgemauert, worin man Regen- oder anderes Wasser sammelt. Die Cisterne sind im Orient und in Spanien üblich, auch auf Bergfestungen. In Palästina gibt es deren seit den ältesten Zeiten. Die kostbarste von allen befindet sich in Konstantinopel, deren Gewölbedecke auf 212 Säulen ruht, wovon jede eine Elle im Durchmesser hat.

Citadelle, eine neben auch wohl in einer Stadt oder größern Festung auf einer herrschenden Höhe angelegte kleinere Festung oder Fort von 4—7 Bollwerken. Das Fünfeck ist im Allgemeinen die bequemste

und vortheilhafteste Figur dazu. Ihre ältere Bestimmung war zugleich, in volkreichen Städten die Bürgerschaft im Zaume zu halten.

Citiren, vorrufen anführen, heißt in der Schulsprache, zur Unterstützung oder Bekräftigung einer Behauptung, Stellen aus Schriftstellern, besonders aus den Autoren der Alten, anführen. Es fehlt nicht an pedantischen Gelehrten, welche mit Legionen von Citaten hervorrükken, um ihre Belesenheit, oder wohl gar ihre Gelehrsamkeit dadurch zu beurkunden. Gewöhnlich aber findet man die Stellen, welche ihr Scharfsinn und Fleiß aufgespürt haben will, schon längst von Andern angeführt. — Im gerichtlichen Verfahren versteht man unter Citiren das Vorladen von der Obrigkeit vors Gericht, daher die Benennung Citation, Ladung. Sie geschieht auf einen gewissen Zeitpunkt. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerl. Prozeß bei der ersten Vorladung in Person erscheinen, kann aber bei den folgenden Verhandlungen einen Bevollmächtigten schicken. In Polizeisachen wird persönliche Gegenwart erfordert. Das Nichterscheinen wird als Ungehorsam gegen die Obrigkeit bestraft; daher bei unvermeidlichen Hindernissen eine zeitige Entschuldigung bei dem Richter nicht zu verabsäumen ist. Die Ladungen sind Verbalcitationen (d. h. wörtliche Aufforderung und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch schriftlichen Befehl des Richters bei Personen vornehmen Standes), oder Realcitationen, welche in der Abholung der zu stellenden Personen vor das Gericht bestehen und mit Gewalt verbunden seyn können. Letztere tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Person sich nicht gutwillig gestellt hat, oder in Criminal- und Polizeisachen, in denen schnelle Entscheidung nothwendig ist und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erscheinen vor Gericht als Bedingung einer angestellten Untersuchung ist, so darf auch die dabei anzuwendende Gewalt sich nicht weiter erstrecken, als zu diesem Zwecke nothwendig ist. Man unterscheidet unter den Verbalcitationen noch die gemeine oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation. Eine peremtorische Citation (citatio peremtoria) ist eine endliche und entscheidende Vorladung, welche im Vernachlässigungsfalle Rechtsverlust nach sich zieht.

Citronen erhalten wir aus den südlichen Ländern. Der immer grüne Citronenbaum (citrus medica), aus Medien stammend, ward erst zur Zeit der ersten röm. Kaiser nach Italien verpflanzt. Er wird etwa 8 Fuß hoch, hat lange zurückgebogene, gewöhnlich mit kleinen Stacheln versehene Aeste, länglich eirunde zugespitzte Blätter auf gleich breiten Stielen, wohlriechende Blumen. Das schöne feste Holz ist zu feinen Tischlerarbeiten brauchbar. Vorzüglich aber ist die Frucht des Baumes ein wichtiger Handelsgegenstand. Sicilien allein versendet jährl. an 30.000 Kisten, deren jede 440 Stücke enthält. Um die Fäulniß zu vermeiden, nimmt man sie vor der völligen Reife ab, weßhalb auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommne Süßigkeit haben. Man gebraucht davon die Schale, welche man trocknet, und den Saft. Das kostbare Citronenöl wird aus den frischen Schalen gewonnen und ist in den auf der Oberfläche der Frucht befindlichen Bläschen enthalten. Abarten, außer vielen anderen durch die Cultur entstandenen: c. med. macrocarpa, mit 5—10 Pfd. schweren Früchten, besonders bei Florenz, aus deren Fleisch der Citronat bereitet wird; c. med. bergamötta (auch Bergamottbaum), von welchem das Bergamottöl gewonnen

wird; c. med. limonia, mit theils süßen, theils sauren Früchten, Limonien; c. aurantium, (auch Pomeranzenbaum), mit geflügelten Blattstielen und runden Früchten, Pomeranzen, die theils unreif getrocknet, theils reif benutzt werden und sehr wohlriechenden Blüthen (Pomeranzenblüthen). Eine der mehren Spielarten ist c. aur. sinensis, (Apfelsinenbaum) die süße, große, gewürzhafte Früchte, Apfelsinen liefert; c. decumana, (Pompelmus-Citrone) mit größern Blüthentrauben, großen Früchten, mit süßlichem, schwammigem Fleische, aus Indien stammend; c. japonica, (Zwergcitrone) wegen des niedrigen Stammes zur Zierde der Zimmer geeignet, u. m. a. — Die Citronsäure wurde durch Scheele entdeckt und findet sich in verschiedenen Pflanzensäften, z. B. in den Citronen, Tamarinden, unreifen Weinbeeren, Moosbeeren, Preißelbeeren, Hahnbutten ꝛc. In größter Menge erhält man sie aus dem Citronsaft, wenn derselbe in zinnernen oder gläsernen Gefäßen erhitzt und mit fein geriebener Kreide gemengt, so lange noch ein Aufschäumen stattfindet. Die im Citronsafte enthaltne Citronsäure verbindet sich dabei mit der Kalkerde zu citronsaurem Kalke, welcher sich niederschlägt. Man bringt ihn auf Filtrirpapier und süßt ihn so lange aus, als das durchgehende Wasser noch eine Farbe besitzt, worauf man ihn trocknet. Die Citronsäure wird daraus durch Schwefelsäure abgeschieden, ebenso wie die Weinsteinsäure aus dem weinsteinsauren Kalk. Die erhaltene Säure wird mit Vorsicht zur Krystallisation gebracht. In England wird die Citronsäure für den Bedarf der Kattundruckereien im Großen bereitet. Die Citronsäure krystallisirt sehr regelmäßig in rhomboidisch-prismatischen Gestalten, deren Flächen Winkel von 60° und 120° einschließen. Sie sind in der Luft unveränderlich und haben einen scharfen, fast beißend sauren Geschmack. Durch Schwefelsäure wird die Citronsäure in Essig, durch Salpetersäure aber, wenn diese in große Menge zugesetzt wird, beim Kochen ganz langsam in Kleesäure umgewandelt; in geringerer Menge greift die Salpetersäure sie nicht an. Die Citronsäure wird, in Ermangelung frischer Citronen, zur Bereitung von Limonade gebraucht; sie besteht aus 41,40 Kohlenstoff, 3,64 Theilen Wasserstoff und 54,96 Theilen Sauerstoff. Ihre Sättigungs-Capacität ist 13,58. Die Citronsäure ist als Heilmittel besonders durch ihre fäulnißhindernde, antiskorbutische, harntreibende, steinauflösende Kraft, und auch in ansteckenden Krankheiten von großem Nutzen. So fand Spiker „Reise durch England" (1816) in dem Seehospitale zu Gosport mehre Keller mit Vorräthen von Citronensaft angefüllt, deren ein einziger nicht weniger als 6650 Flaschen enthielt.

Cittadella (Citadella), östreichische Stadt in der venetianischen Delegation Padua, nicht weit von der Brenta; hat 6600 Ew., welche Papier, Tuch und Wollenzeuche fertigen, und einen botanischen Garten.

Citta di Castello, Stadt im Kirchenstaate in der Delegation Perugia, an der Tiber; Bischof, 2 Klöster, 6000 Einw., welche Seidenspinnerei, Wein- und Oelbau treiben.

Citta Vecchia (Citta notabile), Stadt in der Mitte der Insel Malta, ehemals die Hauptst., jetzt ein kleiner fester Flecken, liegt auf einem Hügel; hat Bischof, sehenswerthe Katakomben und 5000 Ew.

Ciudad real, Hauptst. der Provinz la Mancha im spanischen Königreich Neu-Castilien, hat 9 Klöster, 5 Hospitäler, 9000 Einw., Wollenwebereien, Leder- und Handschuhfabriken und große Mauleselmesse.

Ciudad Rodrigo, Stadt und Festung in der span. Provinz Sa-

lamanca, hat Bischof, schönen Plaza Mayor (mit 3 römischen Säulen), ökonomische Gesellschaft, Seminar, Zeichenschule, 1800 H. und 11.000 Ew., welche Leinwand und Wollenzeuche, Leder, berühmte Seife (xabon de piedra) fertigen und einigen Handel treiben. Grenzfestung Spaniens gegen Portugal; sie liegt am rechten Ufer der Aguada auf einer Höhe, ist mit doppelten Graben versehen und hat einige Außenwerke, die den näheren Angriff erschweren. Sie wurde 1810 von 8000 Spaniern unter Herrasti mit 125 Geschützen heldenmüthig vertheidigt und ergab sich nach dreimonatlicher Belagerung und dreiwöchentlicher Beschießung den Franzosen unter Massena am 10. Juli. Letzterer mußte zwar bei seinem Rückzuge aus Portugal die Festung ihrem Schicksale überlassen, es gelang ihm indeß, sie zuvor mit allem Erforderlichen zu versehen, worauf er nach Salamanca zurückging. Sie wurde erstürmt von den Briten und Portugiesen unter Wellington in der Nacht vom 19.—20 Januar 1812, obgleich die Besatzung sich tapfer vertheidigte. Die Cortes erhoben Wellington zum Herzog von Ciudad Rodrigo und Grande von Spanien 1. Klasse.

Civilbaukunst (bürgerliche Baukunst) begreift Alles in sich, was zur Anlage wohnlicher und aufbewahrender Räume auf die Bedürfnisse und Zwecke des bürgerlichen Gesammtlebens gehört, sowohl in Rücksicht auf Familienleben und Geselligkeit als auf die verschiedenen Gewerbe, Verhältnisse und Lebensweisen der Einzelnen. Sie zerfällt: 1) In die schöne Baukunst, insofern sie beabsichtigt, Alles, was irgend ein Bedarf erfordert, so anzulegen und auszuführen, daß es scheinen muß, als habe nur das Gesetz der Anmuth und Schönheit geherrscht. 2) In die städtische Baukunst, insofern sie auf zweckgemäßeste Anlage und innere wie äußere Anordnung von städtischen Gebäuden aller Art gerichtet ist. 3) In die Landbaukunst, insofern sie in gleicher Art die Anlage ländlicher und landwirthschaftlicher Gebäude im Auge hat. Das Erste, was in Betracht gezogen werden muß, ist das Baulocal (Baustelle.) Der Bauherr lasse sich, da auf dem Papiere und im kleinern Maße sowohl Figur als Verhältniß sicherer und klarer vor Augen steht, eine genaue Zeichnung von dem gesammten Local nach verjüngtem Maßstabe anfertigen (Planzeichnung) damit er sowohl die Nachtheile als Vortheile des ihm vergönnten Raums in Rücksicht auf seinen Bedarf genau prüfen und danach die ihm wünschenswertheste Stellung und Eintheilung des beabsichtigten Gebäudes machen könne. Die Lage nach den verschiedenen Himmelsgegenden muß bei Bauanlagen jeder Art sorgfältig erwogen werden, damit nicht allein dem Hause die günstigste Lage gegen die Wetterseite gegeben, sondern auch den einzelnen Gemächern die jedem einzelnen vortheilhafteste Sonnenzeit gewährt werden könne. Wer hätte nicht schon den Vorzug der Morgenseite für Schlafzimmer und Bibliotheken, der Mittagsseite für Wohnzimmer, der Abendseite für Arbeitszimmer und der Mitternachtseite für Gesellschaftszimmer und Kunstgallerien empfunden! Der Küchen, Vorrathskammern ꝛc. nicht zu gedenken. Den Vortheil des vergönnten Raums möglichst für den Hauptzweck zu benutzen und den Nachtheil desselben möglichst zu beseitigen, ist bei jeder Bauanlage unstreitig die wichtigste Kunst. Ruhiges, von Zeit zu Zeit wiederholtes Ueberlegen nach allen Seiten hin kann hier Manches entdecken, was beim ersten Blicke unmöglich zu beseitigen oder zu erreichen schien. II. Bauzeichnung (Grund- und Aufrisse und Durchschnitte). Jedem Bauherrn

ist es unerlaßlich, das Alphabet der Bauzeichnungskunst sich zu eigen zu machen, damit er im Stande sey, jeden Bauriß deutlich zu lesen. Es erfordert dies kein langwieriges Studium. Jeder Maurer- und Zimmermeister ist im Stande, darüber Auskunft zu geben. Diese Fertigkeit eröffnet das Verständniß nicht nur für architektonische Kunstwerke, sondern auch für die Einzelnheiten vieler technischen Arbeiten, deren nähere Kenntniß im täglichen Leben nützlich und erfreulich ist. Nachdem der Raum, welchen das Gebäude einnehmen soll, bestimmt und auf dem Plane eingetragen worden ist, hat der Bauherr seinen Bedarf an Kellerräumen (souterrains) zu überlegen und zugleich die Anordnung des Erdgeschosses, sowie die übrigen Gestocke im Allgemeinen festzusetzen, weil danach die Bogenstellungen und Grundmauern der Keller angelegt werden müssen, um dem ganzen Gebäude die nöthige Festigkeit zu geben. Es ist rathsam, hier mit größter Genauigkeit zu verfahren, da von dem zweckmäßigen Unterbau die größere oder geringere Kostspieligkeit des ganzen Baues abhängt Es kann hier gleich im voraus zu viel oder zu wenig geschehen, was bei spätern Abänderungen in den obern Geschossen zu großem Nachtheil gereicht, den Fortbau entweder lästig beengend oder bedingend. Sparsamkeit beim Kellergeschoß ist nur mit höchster Vorsicht zu berücksichtigen. Die Anordnung dieser beabsichtigten verschiedenen Räume für Gewerbe und Geschäfte im Erdgeschoß, sowie der Wohnungen in den übrigen Geschossen, muß vielseitig und zum öftern bedacht werden; denn nur mit dem öftern Beschauen kommt erst jene Mannigfaltigkeit der Ideen, aus welcher eine Wahl des Besten möglich ist. Die möglichst zweckmäßige Eintheilung des Flächenraums, je nach den verschiedenen Bedürfnissen und besonderen Zwecken, nimmt die Sorgfalt des Bauherrn zunächst in Anspruch; dann wird eine entsprechende Höhe für jedes einzelne Geschoß bestimmt; sie kann beim Erdgeschoß nach dem Bedarf und nach ökonomischen Rücksichten festgesetzt werden, während die der obern Gestocke nach angenehmen und gefälligen Verhältnissen angeordnet wird; die Geschosse brauchen keineswegs gleiche Höhe zu haben, vielmehr trägt es zur äußern Schönheit eines Gebäudes nicht wenig bei, wenn jedes Geschoß, der innern Bestimmung gemäß, auch von Außen charakteristisch angeordnet wird. Selbst die bloß technische Constitution veranlaßt eine solche Abstufung des Charakters der verschiedenen Geschoße. Wenn z. B. das Erdgeschoß einem schwierigen vielen Kraftaufwand oder große Festigkeit erfordernden Geschäfte gewidmet ist, so muß es von Außen als ein fester, massiver Unterbau des Ganzen erscheinen. Das erste Geschoß (bel étage) wird sich über jenem in leichtern, schlankern Verhältnissen erheben, und das zweite über letzterm als noch leichter lastend von Außen erscheinen. So erscheint der Bau auch technisch zweckmäßig und wird um so mehr Sinn und Auge befriedigen, je richtiger jedes Geschoß dem gemäß verziert wird. Nachdem das Erdgeschoß in allen seinen Abtheilungen angeordnet worden, sind die Wohnungen des ersten Gestocks zu entwerfen, wobei nicht mehr bloß der Bedarf, tüchtige Bauconstruction und Bequemlichkeit allein zu berücksichtigen sind, sondern es gilt, die Wohnungen auch heiter, anmuthig und gefällig für die verschiedenen Glieder der Familie und Hausgenossen zu machen und sie nach dem gemeinschaftlichen oder gesonderten Leben derselben anzuordnen. Vereinigung und Absonderung der verschiedenen Gemächer, je nach ihrer Bestimmung, erfordert reifliche Ueberle-

gung. Die Hausfrau verlangt zu ihrem Wirken ganz andre Zimmerverbindungen als der Hausherr. Die Verbindungen müssen bequem und leicht gemacht, und hinwiederum Das, was von einander zu trennen ist, dergestalt angeordnet werden, daß sich die verschiedenen Thätigkeiten und Lebensweisen der verschiedenen Hausgenossen und Familienglieder einander nicht störend durchkreuzen. Die Franzosen sind anerkannte Meister in bequemer und zierlicher Anordnung der innern Theile ihrer Wohnhäuser; es ist deßhalb das Studium ihrer Grundrisse sehr zu empfehlen. Was allen Wohnhäusern nicht nur zur Zierde gereicht, sondern auch zur Gesundheit beiträgt, ist die Höhe der Zimmer und ihr entsprechendes Verhältniß zur Länge und Breite. Es ist nicht leicht, ein solches aufzufinden, da bei Bestimmung der Höhe für die einzelnen Gestocke ihr Gesammtbetrag mit der Breite des ganzen Gebäudes in einem gefälligen und guten Verhältnisse stehen muß. Nie jedoch sollte man bei Neubauen die Höhe, wenigstens des ersten Gestocks, unter 12 Fuß machen. Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Größe und Form der Zimmer tragen zur Schönheit einer Wohnung nicht wenig bei. Runde, halbrunde und ovale Zimmer neben viereckigen in ihren vielfachen Verhältnissen überraschen auf das erfreulichste und veranlassen eine große Mannigfaltigkeit der Decorationen. Wenn der Bau selbst es nicht gestattet, dergleichen Zimmer schon durch Umfassungsmauern oder Scheidewände zu bilden, so kann man dieß durch leicht anzubringende und gut zu benutzende Verschläge mit wenigen Kosten bewerkstelligen. — Die Art des ersten Eindrucks im Innern eines Gebäudes hängt vorzüglich von der Anordnung des Haupteingangs der Hausflur und des Treppenraums ab. Die schönste Wohnung, wenn sie durch einen unfreundlichen, vernachlässigten Haupteingang entstellt wird, verliert ihren schönsten Reiz, sowie umgekehrt ein gewöhnliches Haus durch eine lichte, heiter aufnehmende Hausflur jeden Eintretenden für sich einnimmt. — Thüren und Fenster tragen zur Schönheit und Charakteristik eines Gebäudes sowohl im Innern als am Aeußern wesentlich bei, sodaß ihre Vertheilung und ihre Verhältnisse ein wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit des Bauherrn seyn müssen. Je höher und nach richtigem Verhältniß breiter Thüren und Fenster sind, desto mehr entsprechen sie reicher Verzierung und dem Charakter heiterer Geselligkeit. — Nach angefertigten Bauriſſen ist III. der Bauanschlag ein Gegenstand der Prüfung. Er enthält eine spezielle Nachweisung und Berechnung sämmtlicher Kosten, sowohl der Baumaterialien als des Arbeitslohns. Es bleibt dem Bauherrn hierbei Nichts zu thun übrig, als nach bewährten Handbüchern sich mit den allgemeinen Grundsätzen über Das, was zu gewissen Bautheilen an Materialien gefordert werden darf, und was von den verschiedenen Werkleuten bei pflichtmäßiger Arbeit täglich geleistet werden muß, bekanntzumachen. Dabei hat er sich nach den Preisen der verschiedenen Baustoffe in seiner Gegend zu erkundigen, um danach die Ansätze des Bauanschlags prüfen zu können. Der Bauherr muß sich besonders danach umthun, daß er die Baustoffe im Ganzen und aus erster Hand erhält. Er muß so viel als möglich sein eigener Lieferant seyn, und auf diesem Wege kann er gar viel ersparen; dagegen aber soll er nie auf Ersparniß an der Güte der Baustoffe bedacht seyn. Lieber bezahle er die besten Materialien zu theuer, als die schlechtesten zu wohlfeil, damit er nicht erfahre, daß unvorsichtige Wohlfeilheit im Bauen späterhin unendlich theuer zu stehen

kommt. Wir empfehlen Trieſt's „Grundſätze zur Anfertigung richtiger Anſchläge" 3 Bde., mit Kpf. (Berl. 1815). — IV. Der Bau ſelbſt nimmt endlich den Bauherrn, welcher nicht ſelbſt Baukünſtler iſt, nur inſofern in Anſpruch, daß er nach genauer Befolgung der Bauriſſe ſieht und Sorge trägt für ununterbrochene Aufſicht auf die Ehrlichkeit und auf den Fleiß der Werkleute, damit von den Bauſtoffen und Geräthen Nichts entwendet, vergeudet und verdorben werde; auch daß die verſchiedenen Arbeiter ſich einander nicht im Wege ſtehen, ſondern vielmehr einander ſo viel als möglich in die Hand arbeiten; daß der Bauſchutt zur rechten Zeit und an die rechte Stelle fortgeſchaft wird, wenn er nicht zum Vortheil des Bauherrn benutzt werden kann, zum Ausfüllen von Senkungen, Gruben ꝛc — V. Façaden (ſiehe d.). — VI. Zimmerverzierungen ſ. Verzierungskunſt. S. die „Encyklopädie der bürgerlichen Baukunſt, ein Handbuch für Staatswirthe, Baumeiſter, und Landwirthe", von Stieglitz, 5 Bde. (Leipzig 1792—98), mit vielen Kupfern und literariſchen Nachweiſungen. — Um Sinn und Geiſt für architektoniſche Schönheit auszubilden, iſt ein, wenn auch nicht erſchöpfendes Studium der Bauwerke der Griechen und Römer unerläßlich, weil es das nähere Verſtändniß eröffnet für alle aus dem Alterthume bekannte Bauſtyle, aus welchen unſere meiſten jetzigen Verzierungsmittel entnommen ſind. Ein Werk, welches nicht allein mit den Verhältniſſen und der claſſiſchen Anordnung der antiken Bauſtyle, ſondern auch mit der Bedeutung der vorzüglichſten antiken Bauornamente auf eine geiſtreiche Weiſe bekanntmacht, iſt: „Die Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten", von A. Hirt (Berlin 1809, gr. Fol., mit 50 Kpf.). Für den altdeutſchen Bauſtyl, um ihn in ſeiner Größe, Pracht und Trefflichkeit kennen zu lernen, empfehlen wir: „Denkmäler der deutſchen Baukunſt, dargeſtellt von G. Moller" (Darmſtadt 1821, gr. Fol); Stieglitz's „Geſchichte der altdeutſchen Baukunſt" (Leipzig 1821, 4.); „Theoretiſch-praktiſche bürgerl. Baukunſt, durch Geſchichte und Beſchreib. der merkwürdigſten antiken Baudenkmale und ihrer genauen Abbild. bereichert", von Wiebeking, 1. Bd., mit 46 Kpf. (München 1821, 4.). Letzteres Werk jedoch muß, in Rückſicht der Entwürfe des Verf., nur mit Vorſicht gebraucht werden. Außer den Riſſen von Gebäuden der Alten und Altvordern ſind die Sammlungen, in welchen neuere ausgezeichnete Baumeiſter ihre Ideen und Entwürfe mitgetheilt haben, ſehr lehrreich. Wir nennen nur die Hefte von F. Gilly und Schinkel. Der gleichen muß man jedoch mehr als Anregung zu eignen Ideen als zur ſtrengen Nachahmung benutzen. — Für die Landbaukunſt insbeſondere dürfte das bis jetzt gründlichſte Werk, beſonders in Rückſicht auf Bauconſtruction und landbauliche Einrichtungen, ſeyn: Gilly's „Handbuch der Landbaukunſt, vorzüglich in Rückſicht auf die Conſtruction der Wohn- und Wirthſchaftsgebäude; für angehende Baumeiſter und Oekonomen" (2 Bde., 3. Aufl. mit Kupfrn., Braunſchweig 1805, 4.).

Civilis (Claudius, richtiger Julius), ein berühmter Bataver, von königl. Geſchlechte, der ſich beſonders als Anführer der gegen die Römer empörter Bataver merkwürdig gemacht hat. Sein Haß gegen die Römer rührte daher weil er unter Nero unſchuldig in Feſſeln gelegt und unter Vitellius des Hochverraths angeklagt wurde. Um ſich zu rächen, faßte er den Entſchluß zur Empörung; er verbarg ſeinen Plan und ſchlug ſich während des Krieges zwiſchen Vitellius und Veſpaſian zum

Schein auf der Seite des Letztern. Allein bald hernach versammelte er unter dem Vorwande eines Gastmahls die Häupter der Bataver und die Verwegensten aus dem Volke in einem heiligen Walde, wo er ihnen seine Absichten erklärte, sie an die Ungerechtigkeiten der Römer und an den Ruhm ihrer Nation erinnerte, und sie dadurch in Kurzem so in Feuer setzte, daß sie einstimmig eine Verbindung zusammen schlossen. Die benachbarten Kaninefater traten dem Bunde bei und machten den Anfang mit den Feindseligkeiten. Unter ihrem Anführer Brinno überwältigten sie das Winterlager zweier Cohorten, verbrannten alle Festungen und hieben die im Lager sich aufhaltenden Römer nieder. Nun vereinigte sich C. mit den Kaninefatern und Friesen, griff die Römer unter Aquilius an und schlug sie. Die Deutschen boten dem Sieger ihre Hülfe an, und der römische Feldherr Hordeonius Flaccus schickte den Memmius Lupercus mit 2 Legionen und der ganzen Reiterei der Ubier und Trierer nebst einem Geschwader batavischer Reiterei gegen die Feinde. Als es zur Schlacht kam, gingen die Bataver zum C. über, und die Deutschen flohen, sodaß die Römer sich in ihr Lager bei Xanten zurückziehen mußten. Bald darauf vereinigten sich 8 batavische Cohorten, die auf Befehl des Vitellius nach Rom hatten marschiren sollen, mit dem C., nachdem sie ein starkes Corps Legionsoldaten, das sich ihrem Rückzuge wiedersetzte, geschlagen hatten. C. hatte nun ein ordentliches Heer unter seinem Commando; indessen fürchtete er doch noch die Römer und ließ daher seine Armee dem Vespasian die Treue schwören, sodaß er bloß gegen Vitellius zu kriegen schien. Denselben Eid verlangte er von jenen Römern, die sich in ihr Lager zurückgezogen hatten, und da sie ihm eine beleidigende Antwort gaben, so forderte er das ganze batavische Volk zu den Waffen auf, vereinigte sich mit den Brukterern und Teukterern und bestürmte das Lager der Römer mit der schrecklichsten Wuth. Allein er fand hartnäckigen Widerstand und mußte sich zu einer Blockade und zur Aushungerung entschließen. Hordeonius Flaccus schickte den Belagerten Hülfstruppen. Diese hörten aber unterwegs von der gänzlichen Niederlage des Vitellius, erklärten sich für Vespasian und ließen den C. bitten, seine Waffen niederzulegen, wofern er auf Vespasians Seite wäre. Allein Civilis erklärte, sein Schwert nicht eher einzustecken als bis er sein Vaterland und Gallien von den Römern befreiet habe. Sogleich schickte er seine alten Soldaten und den Kern der deutschen Völker unter Anführung des Junius Maximus und des Claudius Victor gegen den röm. Feldherrn Dillius Vocula. Anfangs siegten die Bataver, aber weil sie zu hitzig die Römer verfolgten, wurden sie von einem andern Corps im Rücken angegriffen; die geschlagenen Römer kehrten auch zurück und die Niederlage war nun allgemein. C. selbst wurde bald darauf ebenfalls vom Vocula geschlagen und genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Während des Gefechts wurde er vom Pferde geworfen und man hielt ihn für todt, oder wenigstens für schwer verwundet; daher glaubte Vocula, daß der ganze Aufruhr gedämpft wäre, und ging mit seiner Armee wieder zurück. Allein C. erholte sich bald wieder und erfocht über die Römer verschiedene Vortheile. Noch mehr fing sein Glück an zu blühen, als auch die Gallier sich empörten, mehre deutsche Völker sich mit ihm vereinigten, unter den röm. Legionen selbst Meutereien ausbrachen und ganze Haufen von ihnen zu dem Feinde übergingen. Er eroberte fast alle benachbarte Städte und brachte den Römern mehre blu-

tige Niederlagen bei. Endlich aber kam eine neue röm. Armee unter Anführung des Petilius Cerealis nach Deutschland, und die hemmte die glücklichen Fortschritte des C. Nach Besiegung der Trierer hatte Cerealis ein Lager bei der Stadt Trier bezogen. Hier wurde er vom C. mit seiner ganzen Macht überfallen und es schien, als ob die Römer eine neue Niederlage würden erleiden müssen. Aber der Muth des tapfern Feldherrn brachte die fliehenden Truppen wieder zum Stehen; C. wurde geschlagen und sogar die Stadt Köln wieder erobert. C. bezog darauf sein altes Lager wieder, in welchem ihn Cerealis, aber fruchtlos angriff, weil der Rhein, den C. durch einen Damm abgeleitet hatte, die umliegenden Gegenden überschwemmte und dadurch die Operationen hinderte. Am folgenden Tage kam es zu einer Hauptschlacht, die sich mit der gänzlichen Niederlage des C. endigte. Dieser ging sodann nach der Bataver-Insel zurück, von wo aus er den Römern durch einen unvermutheten nächtlichen Einbruch in ihr Lager noch eine große Niederlage beibrachte. Dieser Vortheil half indessen wenig. Cerealis eroberte die Insel der Bataver und nöthigte den C., sie zu verlassen. Endlich unterwarf er sich den Römern und wurde begnadigt.

Civilisation ist die fortgehende Ausbildung der Staatsfamilie und der Privaten in physischem und geistigem Wohlergehen. Sie kann Statt finden unter jeder Staatsform, sey solche Autokratie, Monarchie, Aristokratie oder Demokratie; unter allen Religionen, unter einer einzigen herrschenden und unter allgemeiner Toleranz der Gottesverehrung. Sie bildete sich aber am Humansten unter der Herrschaft der christl. Kirche. Die C. bedarf vor Allem eine feste Begründung des Rechtszustandes, sowohl im Interesse des Souveräns, als der Unterthanen oder Bürger, mit Beschränkung der Willkür. Der glückliche Republikaner liebt die Republik, der glückliche Unterthan seine Dynastie. In der C. wird Jedermann, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, von andern Gliedern der Staatsfamilie abhängiger. Diese Abhängigkeit verschont weder den reichsten noch den vornehmsten Mann. Sie bedarf, daß die Regierungen zur vermehrten Industrie und zum Fleiß ihre Untergebenen zu leiten suchen. Die gute Erziehung aller Volksklassen ist in einem civilisirten Staate unumgänglich nothwendig. Natürlich bildet sich unter Individuen, die in Hinsicht ihrer Nahrung unabhängig geboren werden, eine andere C., als unter denen Geburt sie zu mechanischen Arbeiten und überhaupt zu einem höhern Grade der Unabhängigkeit bestimmte. Bei niedriger C. finden wir allenthalben privilegirte Geschlechter der Staatsbürger, bei höherer nicht immer. Man kann die Nothwendigkeit privilegirter Stände theoretisch bezweifeln, muß sie aber mit Gehorsam ehren, wenn der Staat sie ausgesprochen hat. Durchdringt dieser Gehorsam, selbst beim Mangel an Ueberzeugungen in der C., die unteren Stände, so erleuchtet sie solche zugleich; daher ist der civilisirtere Mensch der gehorsamere. — Es ist möglich, daß die absoluteste Monarchie sich eher im Volke beliebt erhalten und mächtiger seyn kann, wo kein Adel existirt, als wo er existirt. Wegen des unbezwinglichen Ehrgeizes mancher Sterblichen ist es aber wahrscheinlich, daß größere Staaten sich häufig sehr wohl dabei befinden werden, dem Adel mäßige Vorrechte zu erhalten. Dagegen mag die Vermehrung der Klasse der Privilegirten nicht wünschenswerth seyn; wenn sie bereits so zahlreich sind, daß der Staat nicht jeden Edelmann mit einem Staatsamt versorgen kann. Die Erhebung eines jeden verdienten

Bürgers in den Stand und in die Rechte des Edelmanns, scheint ebenso bedenklich. Sey der durch Monarchengnade, seines Fleißes und seiner Verdienste halber hoch gehobene Bürgerliche auch der redlichste und uneigennützigste Sterbliche: so wird er doch bloß wegen jenes Mangels nur mit vielen Schwierigkeiten wirken. Seines Lebens wird er auf keinen Fall froh. Man hat empfehlen wollen, daß der Adel sich nicht auf alle Nachgeborne vererben solle. Dieß scheint aber irrig. Denn wenn die Nachgebornen, wie in England, nicht adelig sind, so pflegt ihr Erbschaftstheil ehr klein zu seyn und der Staat die Last zu haben, sie ernähren zu müssen durch Aemter mit oder ohne Arbeit, und der Nepotismus der Majoratsherren zu streben, indirekt den Bürgerstand zum Vortheil jener unversorgten Nachgebornen von allen angesehenern und einträchlichern Staatsämtern auszuschließen. Man findet dann freilich unter dem nachgebornen Adel viele sich Habilitirende. Zu den Tugenden der C. darf man rechnen 1) die Feindschaft gegen das Laster der halben C. im versteckten Eigennutz, selbst das Edelste zu mißbrauchen für selbstische Zwecke. Unglaublicher Opfer ist der civilisirte Mensch fähig, weil er die erhabensten Begriffe von Pflicht hat, daher der Selbstaufopferung für schöne Zwecke beim hellen Bewußtsein Dessen, was er opfert, fähig ist. Deßwegen ist die steigende C., wenn sie alle Unterthanenklasse, jede mit Dem, was solche anspricht, durchdringt, der Monarchie durchaus nicht gefährlich, und ihre allgemeinere Verbreitung ist nicht ausschließender Wunsch des Demokratismus, sondern gerade des reinsten Monarchismus. Die Monarchie dürfte eine fortgehende allgemeine Veredlung der socialen Verhältnisse einst überall gern sehen, welche sie durch höchste Gemeinnützigkeit für die lebende und künftige Staatsfamilie, oder gar für die Menschheit überhaupt empfiehlt. 2) Die Scham der Sitten. Ihr verdanken wir die jetzige Andacht der höhern Stände und das Bestreben äußerer Beobachtung höchster Sittlichkeit in allen Ständen. — Jedes Stadium der Menschheit, im Privatmann und in der Staatsfamilie, von welcher er ein Theil ist, hat seine herrschenden Tugenden und herrschenden Laster; aber die C. wirkt selbst beim Widerstreben menschenfeindlicher Gesetze und Gewohnheiten, wider Willen Derjenigen, die sie fesseln wollen, zwei große Erscheinungen: a) Arbeitsamkeit. Alle Laster haben eine gemeinschaftliche Quelle, Müßiggang. Die C. erhöht unsere Bedürfnisse und verfeinert solche. Wenn die C. aristokratisirt, kann sie allerdings eine Zeitlang eine Pest der Gesellschaft in der Staatsfamilie werden; aber der schwache Mensch ist niemals seiner Zeit Herr. Napoleon hatte unter andern Thorheiten die Grille, ihr Meister seyn zu wollen. Warum vermag Dieß aber kein Sterblicher? Der Befehl des Souveräns geht aus einer Gesetz-Idee hervor, es ergreift aber eine fremde Idee den zweiten Sterblichen nicht identisch, sondern nur aproximativ und am Wenigsten dann, wenn er die Nützlichkeit nicht begreift. Das Gesetz wird bald mißverstanden, bald übertrieben, bald im blinden Diensteifer nur zum Theil vollzogen. Die unteren Klassen civilisirter Völker arbeiten zu ihrem Segen offenbar mehr, als unter roheren. Es ist hart, ihnen alle Hoffnung zu rauben, sich aus der gezwungenen Lage jemals hervor zu arbeiten. Es ist hart, ihnen alle geistigen Genüsse zu versagen, weil ihnen die physischen durch zu starke, sie treffende Auflage versagt sind, ihnen eine Bildung nicht zu vergönnen, die selbst die Armuth erträglicher

macht, und z. B. den Kindern erlaubt, im Auslande sich zu versuchen. Der Tagelöhner tränke im Ganze gewiß lieber, wie vor 100 Jahren, den Brei und die Bierſuppe ſeiner Vorfahren, ſtatt des Thee- und Kaffeewaſſers, aber aus Sparſamkeit gab er die koſtbarere und freilich geſündere Nahrung der Vorfahren auf. Aus Armuth muß er ſich in Baumwolle kleiden und die Wolle aufgeben, die ihm zu theuer geworden iſt. Wo er zur Thierheit durch Völlerei und zu Laſtern, z. B. zur Schmuggelei herabſank, da pflegt ihn Verzweiflung oder Müßiggang zur Arbeitsloſigkeit zu ſtürzen. Wo in den höhern Ständen die Tugend wankt und der Ehrgeiz alle rein menſchliche Empfindungen erſtickt, iſt das Alles nur traurige Folge der Geſchäftloſigkeit. Die Sparſamkeit der untern Stände kann befördert werden durch Sparbanken (ſ. d.), wo ſie zu ſammeln anfangen können. Dieſe werden immer nöthiger, je kleiner der Verdienſt der arbeitenden Hände wurde. Früher war der Hausvater allein fähig, ſeine Familie zu ernähren, indeß die Frau im Hauſe durch Sparſamkeit die Ausgaben verringerte. Dann ſpannte das eiſerne Zeitalter auch die Frauen ins Manufaktur- und Tagelöhnerjoch, und zuletzt das bleierne, das ſchon achtjährige Kinder in die Baumwollenſpinnereien trieb. Das Vergnügen edlerer Gebildeter wurde Wechſel der Arbeit, der Verworfenen Erholung aber Völlerei und zur Schmach der Menſchheit Diebſtahl und Untreue. Wie arg wüthete dieſe Völlerei noch vor 100 Jahren in allen Ständen? Die ſteigende C. löſcht ſie überall aus. b) In der C. iſt des Reichen ehrwürdige Beſtimmung, da er für ſich und die Seinigen nicht zu arbeiten braucht, um frohen Lebensgenuß zu verdienen, viel zu arbeiten für Andere. Wenn eine verkehrte Erziehung der Jugend lehrt, ſich ſtets bedienen zu laſſen: ſo unterſcheidet zwar dieß Bedienenlaſſen nur zu ſichtbar die Stände und iſt der vornehmen Geburt erſter Luxus; aber dieſe Verirrung veredelt die Jugend nicht. Das wirkſamſte Mittel die Jugend der untern Klaſſen mit allen Rechten und Pflichten ihres Standes zeitig bekannt zu machen, ſind die Elementarſchulen. Sie haben ſich verbeſſert, ſeitdem man anfing, ſchon das Kind zum Erwerbe zu benutzen. Lieben die höhern Stände ihr Vaterland, weil es ihnen nützlich iſt: ſo wird Dieß auch bei den untern Ständen der Fall ſeyn, ſobald ihnen gezeigt wird, daß auch in ihrer Sphäre dem Fleiße und der Tugend ſich Verbeſſerung ihrer Lage anbietet. In Folge dieſes einfachen Mittels wird es den Regierungen leichter werden, für ihre menſchenfreundlichen Zwecke Jedermann zu benutzen. Die erſten Klaſſen müſſen alſo ſich den Segen nicht allein und den untern nur den Fluch, d. h. die Arbeit zueignen. — Eine vernünftige Geſchichte der C. fehlt uns noch. S. Bildung.

Civilliſte. Dieſer Ausdruck war ſonſt nur in England gebräuchlich, und bezeichnet die Einkünfte, die jedem Könige bei dem Antritt ſeiner Regierung zur Unterhaltung ſeines Hauſes und Hofſtaats mehrer Beamten und Collegien, der Geſandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt werden. Es war in England, wie in andern germaniſchen Staaten, Grundſatz, daß der Monarch die geſammten Ausgaben der Regierung, ſelbſt mit Einſchluß des Kriegsweſens, aus dem Krongute (Fürſtengute, Domainen) beſtreiten mußte, und daß die Unterthanen dazu nichts, als was von ihnen durch beſondere Bewilligungen übernommen war, beizutragen ſchuldig ſeyen. Aus dieſem grundgeſetzlichen Satze, welcher durch die Entſtehungsgeſchichte der Kron-

güter bestätigt wird, ergibt sich schon, daß man die Domainen nicht im Allgemeinen für Privatgut der regierenden Familie erklären kann. Nur einige kleine Regenten Deutschlands vermögen von einem beträchtlichen Domainentheil die Allodialität zu behaupten; der Regel nach sind die Domainen vielmehr wahres Staatsgut, indem sie aus Rechten entsprangen, welche dem Fürsten zum Zweck der Regierung eingeräumt wurden, in den deutschen Landen zum Theil aus Reichsgütern, welche mit dem Reichsamte als Besoldung verknüpft waren. — Der jetzige König von England genießt, als C. von ganz Großbritannien, 1.057.000 Pf. Sterling und noch etwa 300.000 Pf. Sterl. reservirte Einkünfte, wovon aber Ministerien und Justiz, besoldet werden, sodaß in der That diese Krone nicht sehr reich ausgestattet ist. Weit reicher war die franz. C. unter Ludwig XVIII. und Karl X., für den Monarchen 25 Millionen Franken und für die übrigen Glieder der Dynastie 8 Millionen, eine Zahl Schlösser und Domainen ungerechnet. Alle Glieder der zahlreichen englischen Dynastie, außer dem Monarchen, beziehen an Jahrrenten und Besoldungen lange noch nicht 200.000 Pf. Sterl. In Preußen ist, besage des allgemeinen Etats der Einnahmen und Ausgaben für den gewöhnlichen Staatsbedarf, welcher 1821 amtlich bekannt gemacht wurde, die C. außer Ansatz gelassen. Sie wird ganz aus den Domainen bestritten, indem ein Theil derselben zu einem Ertrage von 2.000.000 Thlr. zum Kronfideikommiß geschlagen ist. Allein der bei weitem größere Theil der Domainen, ein jährl. Ertrag von 5.600.000 Thlr., ist zu den Staatsausgaben bestimmt. — In Baiern sind die Domainen größtentheils verkauft und ganz zur Staatskasse gezogen, als welcher dagegen für das königl. Haus und den Hof jährlich 2.745.000 Fl. verwendet werden. Nach denselben Grundsätzen verfährt man in Würtemberg und Baden. In beiden Staaten beträgt die C., in der in Frankreich angenommenen engeren Bedeutung, nahe an 1.200.000 Fl., wozu in Würtemberg noch der Ertrag des Hofdomainenguts mit 200.000 Fl. kommt. Vergleicht man diese Summen mit dem gesammten Finanzertrag der Länder, so werden in England ungefähr $\frac{1}{60}$, in Frankreich $\frac{1}{36}$, in Preußen $\frac{1}{21}$, in Baiern $\frac{1}{11}$, in Würtemberg und Baden $\frac{1}{2}$ der gesammten Landeseinkünfte für den Hof und das regierende Haus erfordert, und dieß Verhältniß steigt in den kleinern Staaten noch viel höher. Man ist in einigen so weit gegangen, dem regierenden Hause und dem Hofe den gesammten Ertrag der Domainen zu überlassen und sogar die darauf haftenden Schulden auf das Land zu übernehmen. Bestimmte Grundsätze hierüber werden im jetzigen Völkerrechte nicht anerkannt.

Civilrecht (jus civile, Rechtsw.). 1) Das ganze Recht wurde von der röm. Juristen in Naturrecht (jus naturale), Völkerrecht (jus gentium) und in C. (jus civile) eingetheilt; durch letzteres bezeichneten sie den Inbegriff der Rechtsinstitutionen eines besondern Staats, und dieß ist sonach der Gattungsbegriff für die einzeln Zweige des Rechts im Staate. Außer dieser weitern hat jus civile bei den Römern nach der verschiedenen Verbindung und nach dem verschiedenen Gegensatz, in welchem es vorkommt, noch verschiedene andere Bedeutungen, und bezeichnet: 2) das positive Recht des römischen Staats; 3) im Gegensatz von dem Recht, das in den Edicten der Prätoren und Ädilen (jus honorarium) seinen Ursprung hat, dasjenige Recht, das durch Volks- und Senatsbeschlüsse, durch Gutachten und Entscheidungen der Rechtsgelehrten und

durch die Constitutionen der Kaiser entstanden war; 4) im engsten Sinne, das Recht, das sich auf Gutachten und Entscheidungen der Rechtsgelehrten gründete (vgl. Röm. Recht). Jetzt wird C. 5) nicht mehr in jener weitern Bedeutung gebraucht, sondern gewöhnlich wird damit der Inbegriff der positiven Gesetze, welche die gegenseitigen privatrechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger zum Gegenstande haben, bezeichnet. Es zerfällt dann a) in C. in engerer Bedeutung und b) in Civilproceßrecht; dieß bestimmt das Verfahren bei der gerichtlichen Verfolgung eines streitigen Rechts über das Mein und Dein; jenes enthält, mit Ausschluß des Civilproceßrechts, die gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Staatsbürger in ihren gegenseitigen privatrechtlichen Verhältnissen sich zu richten haben. Die Quellen unsers gemeinen deutschen Privatrechts sind: das römische Recht, das kanonische Recht und das deutsche Recht, welches letztere sich theils auf Gesetze, wie die Reichsgesetze, theils auf allgemein gültige Gewohnheiten gründet. Manche deutsche Staaten haben von ihren Fürsten Gesetzbücher erhalten; in den meisten aber bildet, außer jenen Rechtsbüchern und Gesetzen, ein Compler von Verordnungen, welche die durch die Zeit herbeigeführten Lücken in diesen ausfüllen, das im Staate geltende C. Die vorzüglichsten Schriftsteller über das C., vorzüglich über das römische, sind: Cujacius, Donellus, Dionysius Gothofredus, Brunnemann, Carpzov, Lauterbach, Schilter, Struv, Cocceji, Stryck, Vinçius, Voët, J. H. Böhmer, Wernher, Leyser, Heineccius, Puffendorf, Hofacker, Ritter, Hellfeld, Hommel, Höpfner, Glück, Weber, von Nettelbladt, Thibaut, Savigny, Haubold. Von dem vor mehren Jahren ausgesprochenen Wunsch, daß für Deutschland ein gemeingültiges C. geschafft werden möge (s. vorzüglich Thibauts „Abhandlung über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland"), scheint man jetzt zurückgekommen zu seyn; er fand auch als solcher viele Widersacher (s. z. B. Savigny „Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung"), und dessen Realisation würde noch größern Hader erregt haben.

Civilverdienstorden (Ordenw.), Auszeichnung für verdiente Personen im Civilstande. Es gibt jetzt fünf dergl.: 1) den baierschen C. (C. der baierschen Krone); ihn stiftete König Maximilian Joseph von Baiern am 27. Mai 1808. Er besteht aus 3 Klassen und ertheilt seinen Besitzern den Adel. Das Ordenszeichen ist ein weißes Kreuz, vorn mit der Inschrift: Virtus et honos, hinten mit dem Brustbilde und dem Namen des Stifters, an blauem und weißem Bande. 2) Der niederländische C. (C. vom niederländischen Löwen); ward am 29. Sept. 1815 von Wilhelm I., König der Niederlande, gestiftet, besteht aus 4 Klassen, wovon die Besitzer der letzten, Brüder genannt, jeder einen Jahrgehalt von 200 Fl. haben, dessen Hälfte auf die Witwe übergeht. Das Ordenszeichen ist ein weißemaillirtes Kreuz, in dessen Mitte ein W mit dem Motto: Virtus nobilitat, steht; auf der Kehrseite ist der Löwe mit den niederländischen Pfeilen. 3) Der portugiesische C. des h. Jakob; entstand im J. 1170, zur Sicherung und Verpflegung der, nach dem Grabe des h. Jakob von Compostella wandernden Pilger. Im ersten Viertel des 16. Jahrh. theilte sich der Orden in 2 Zweige, wovon der eine in Portugal, der andere in Spanien blüht. In Spanien ist er noch jetzt geistlich, was er in Portugal bis 1789 auch war; da ward er von der Königin Maria, mit Beibehaltung seiner Be-

sitzungen, in einen C. umgewandet und in 3 Klassen getheilt. Das Ordenszeichen, das an einem violetten Bande getragen wird, ist noch das alte, ein rothes Christuskreuz. Die 2 ersten Klassen zeichnen sich theils durch einen silbernen Stern auf der linken Brust, theils durch ein rothes Herz über dem Kreuze aus, das die Königin Maria, als das geheiligte Kreuz Christi, unter dessen Obhut sie alle portugiesische Orden stellte, hinzufügte. 4) Der sächsische C. ward vom Könige Friedrich August am 7. Juni 1815 gestiftet. Er besteht aus 3 Klassen. Das Ordenszeichen, das an einem weißen Bande mit grüner Einfassung getragen wird, ist ein weißes Kreuz; vorn ist das sächsische Wappen mit dem Namen des Stifters; hinten stehen die Worte: Für Verdienst und Treue. Diese Kehrseite ist auch im Sterne, den die erste auf der linken Brust trägt. 5) Der württembergische C. ist vom ersten würtembergischen Könige, Friedrich I., am 6. Nov. 1806 gestiftet worden. Er besteht aus 3 Klassen, und ertheilt den Besitzern den persönlichen Adel. Seine Decoration ist ein weißes Kreuz, in dessen Mitte der Name des Stifters und auf dessen Flügeln die Worte: Bene merentibus, stehen. Er wird an einem schwarzen Bande mit gelber Einfassung getragen und dabei, von der ersten Klasse, ein goldener Stern auf der linken Brust.

Civita di Penna (Penne), Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II., am Velino, Sitz eines Bischofs, Kathedrale und 8900 Einw.

Civita ducale (C. reale), Stadt in der neapolit. Provinz Abruzzo ulteriore II., am Velino; 8750 Einw. Bisthum.

Civita vecchia, 1) kleinste Delegation im Kirchenstaate (Italien); hat nur 8¼ QM. mit 19.300 Ew., ist ungesund, bringt Alaun. 2) Hauptstadt derselben am mittelländischen Meere, nordwestl. von Rom, hat Festungswerke, Theater, Hafen (Station für die kleine päpstl. Flotte), einziger mit Ausfuhr für Produkte des südlichen Kirchenstaats, Zeughaus, Schiffswerfte, Freihafen, Sardellenfang, Wollenzeuchwebereien und 12.000 Einw. In der Nähe die Bäder Palazzi und Alaunwerke.

Clackmanan, 1) Grafsch. in Süd-Schottland, 56° 5′ bis 56° 12′ nördl. Br., im W., N. und O. an Perth, im S. an den Forth grenzend, und auf 3 QM. 13.400 Ew.; eine wellenförmige Ebene am Forth und Devon, von den Ochilhills begrenzt, worunter sich der Ben Cleugh in der Mitte der Prov. 2450 Fuß hoch über dem Meere erhebt. Sie liefert Getreide, etwas Holz, Gemüse, Flachs, Rindvieh, Schafe, Fische, etwas Kupfer, Blei, Kobalt, Spießglas und Silber, dann Steinkohlen in Menge, von denen man 1.344.000 Ctr. ausführt. Die Provinz enthält 4 Kirchspiele, die bedeutenden Flecken Alloa Clackmannan, und sendet mit Kinroß einen Deputirten zum Parlament. — 2) Hauptstadt vorgedachter Grafschaft, auf einem Hügel, der sich etwa 190 Fuß hoch über den nahen Forth erhebt, welcher hier den schwarzen Devon aufnimmt. Sie besteht aus einer einzigen Straße, die sich an dem Hügel hinauf zieht, worauf ein 97 Fuß hoher Thurm steht, der eine der größten Aussichten Schottlands darbietet. Der Ort zählt mit dem Kirchspiele 690 H., worunter ein zierliches Schulgebäude, und hat 3600 Ew., die Steinkohlenhandel treiben. In der Nähe liegt am Devon eine Eisengießerei.

Clairet, 1) überhaupt aller blaßrothe französische Wein, insbesondere aber 2) ein Graves- oder Piccardanwein von Bordeaux.

Claire obscure, helldunkel, dämmerhell, wie Schiller sagt (Ma-

lerk.), das Anbringen einer eigenthümlichen, nicht unmittelbar dem Gemälde angehörigen, hellen oder dunkeln Farbe, die einzig als Lichtwirkung erscheint und einen magischen Eindruck auf das Auge hervorbringt. Es bewirkt nämlich die Mischung des Lichts mit der Finsterniß einen ins Graue fallenden Ton, der bei veränderter Ansicht auch in verschiedene Tinte spielt. Das meiste Licht bekommt jede Fläche von dem ihr zunächst befindlichen Erleuchtungspunkt, und je länger die Strahlen werden, je mehr sie von jener abgleiten, desto unvollkommener und gebrochener wird das Licht, bis, wenn ein anderer Körper sie deckt, diese zwar nun nicht alles, aber doch des unmittelbaren Lichts beraubt sind. Demnach findet eine allmählige Abstufung vom höchsten Glanz bis zur gänzlichen Abwesenheit der Helle statt, und man muß hiebei nicht vergessen, daß harte und glatte Körper immer ein deutliches Licht von sich zurückwerfen (Gegenschein), wogegen die weniger dichten, aber lebhafter gefärbten, den reflectirten Lichtstrahlen etwas von ihrer Farbe mittheilen. Diese Färbung, die so ungemein zart ist, täuschend darzustellen, sich nicht in der Stärke des Lichtes und Schattens zu wiederholen und Abwechslung hierin zu entwickeln, das ist es, worin Correggio als Maler unsterblich und unerreichbar geblieben ist. (Vgl. Colorit.)

Clairon (Hippolyte Claire Leyis de la Tude), berühmte französ. Schauspielerin, war 1722 unweit Condé in Flandern geboren. Den weiblichen Beschäftigungen, wozu sie von ihren unbegüterten Eltern angehalten wurde, konnte sie wenig Geschmack abgewinnen, weit mehr gefiel sie sich in der Lektüre der Romanenliteratur. Eine Darstellung des „Grafen Essex" und der „Verliebten Thorheit" entzündeten in ihr den Wunsch, Schauspielerin zu werden. Die Droh- und Schmähreden ihrer hierüber erzürnten Mutter konnten sie von der Ausführung ihres Entschlusses nicht abhalten. Noch nicht 12 J. alt verließ sie ihre Heimath und betrat die italien. Bühne zu Paris. Da ihre ersten Darstellungen mit nicht großem Beifalle aufgenommen wurden, schloß sie sich an eine herumziehende Bande an, trat als Ballettänzerin und Sängerin in mehren Städten Frankreichs auf, und kehrte nach diesen Kreuz- und Querzügen wieder nach Paris zur italien. Oper zurück. In den untergeordneten Rollen, in welchen sie als Kammerzofe ꝛc. spielte, blieb ihre kleine mehr hübsche als schöne Figur lange Zeit unbemerkt, bis sie am 19. Sept. 1743 in der „Phädra" auftrat und in der Folge ein Talent im tragischen Fache hervorstrahlen ließ, das die staunende Bewunderung ihres Zeitalters auf sich zog. Sie allein glänzte als die erste Meisterin in den tragischen Darstellungen des Corneille, Racine und Voltaire, und wenn die Schauspielerin Dumesnil (s. d. Art.) ihr in einigen Leistungen noch die Spitze bot und als eine würdige Nebenbuhlerin der Auszeichnung des Publikums genoß, so wurde Clairon's Name durch die zierlichsten Verse Voltaire's, worin ihr die reichsten Spenden des Lobes fielen, dem Ruhme der Dumesnil übergeordnet. Und wenn Ch. Vanloo durch ihre Darstellungen in der Rolle der Medea, von ihrem Heroismus so entzückt wurde, daß er ein Gemälde derjenigen Augenblicke entwarf, wo sie sich nach der Ermordung ihrer Kinder auf dem Triumphwagen in der Glorie ihrer Größe zeigt, so mußte sie allein als ruhmbekrönte Göttin das Feld der franz. Dramaturgie beherrschen. Ihre stolze Haltung mußte bei der Eifersucht auf ihren theatralischen Lorber ihr viele Feinde erwecken, welche um so mehr Stoff für ihre lästernde Zunge er-

dielten, da es bekannt war, daß sie diese Rolle des Vornehmthuns bei gewissen Personen männlichen Geschlechts mit der herablassendsten Vertraulichkeit vertauschte. Ihre Entfernung vom Theater wurde durch folgendes Ereigniß veranlaßt. Clairon weigerte sich, mit einem verrufenen Schauspieler, Dubois, aufzutreten. Der Anhang dieses Nichtswürdigen schrie, hierüber erbos't, in dem Schauspielhause ununterbrochen: Frétillon à l'hôpital! Clairon au fort l'Evêque!" Auf dieses ungestüme Geschrei ward sie Tags darauf (im April 1765) ins Gefängniß abgeführt und erschien nie mehr vor einem Publikum, das sie seit 22 Jahren so oft durch ihre Darstellungen ergötzt und von dem sie nun einen schimpflichen Lohn empfangen hatte. Ihrem Rufe hatte Graf Caylus durch eine Schmähschrift („Histoire de Mlle. Cornel dite Frétillon". 1743) sehr geschadet. Clairon hatte ein großes Vermögen erworben, das aber durch des Abbé Terray Finanzoperationen bedeutend abnahm. Mit dem Markgrafen von Anspach als Freundin lebend, folgte sie diesem nun an seinen Hof nach Anspach, wo sie 17 J. zubrachte. Dann kehrte sie nach Paris zurück und starb dort am 18. Jan. 1803. Ihre von ihr selbst herausgegebenen „Mémoires d'Hippolyte Clairon et réflexions sur la déclamation théâtrale" (Paris 1799), deren letzter Theil der Schauspielerin Raucourt zugeschrieben wird, enthalten genaue Nachrichten über die Eigenthümlichkeiten ihres Talents und das Verfahren, das sie beobachtete, um zu solcher Auszeichnung zu gelangen; sie sind daher für angehende Schauspieler sehr belehrend. Man sehe die neue Ausgabe: „Mémoires de Mell. Clairon, actrice du Théâtre français, écrits par elle-même, nouv. éd. mis dans un meilleur ordre" Paris 1822), mit „Notice sur Mlle. Clairon", von Andrieux.

Clairvoyance (fr., thier. Magn.), Hellseherei, die zuerst von Puységur in Behandlung der Kranken durch thierischen Magnetismus beobachtete und nachher in die Theorie dieses Eigenzustandes des Lebens, als 5. und 6. magnetischer Grad nach Kluge, aufgenommene höhere Steigerung des magnetischen Somnambulismus, in dem der Somnambul (dann clairvoyant, -te Hellseher, -in) nicht nur zur Selbstbeschauung seines eigenen Körpers, sondern auch durch magnet. Rapport zur Wahrnehmung von Vorgängen im Innern andere Personen, ohne Vermittelung der äußern Sinne, ja, in seltenen Fällen, zu einer Klarheit der Erkenntniß gelangt, die sich auf die Ferne, und der Zeit nach in die Vergangenheit und Zukunft erstreckt. Vgl. Desorganisation.

Clamecy, Hauptstadt eines Bezirks (27 QM. groß mit 65.500 Ew.) im franz. Departement der Nièvre, am Einfluß des Beuvron in die Yonne; 770 H. mit 5400 Ew., Tuchmanufacturen, Leder-, Stahl- und Fayancefabriken, Papiermühle, Handel mit Getreide, Vieh und Wein.

Clan (brit. Staatsgesch.), das ehemals in Hochschottland, den orkadischen und Shetland-Inseln Statt findende freiwillige Lehnsverband zwischen einem Gutsbesitzer und seinen Unterthanen. Der Gutsbesitzer (Laird) war Stammoberhaupt eines gewissen Bezirks und führte mit allen seinen Unterthanen gleichen Namen, wie Macdonald, Macbeth ꝛc. Der Hörige besaß eine Steinhütte und ein mit einem Steinwall umgebenes Stück Feld oder Wiese und leistete dafür eigene Hand- und Spanndienste, auch einige Abgaben an Fellen, Federn, gedörrten Fischen, Schafen ꝛc. Dafür konnte Jeder seine Wohnung im Clan aufschlagen, wo es ihm anstand, und die Fischerei, Jagd, Weide- und Forstbenutzung war die be-

friedigten Parks ausgenommen, überall erlaubt. Außerdem trieben die Unterthanen noch etwas Ackerbau (besonders erzeugte man Hafer zu Haferbrod) und Viehzucht, die, so weit es der unergiebige Boden, besonders im Winter, erlaubte, den Hauptreichthum des Landes ausmachte. Für seine Person war jeder Hörige frei und konnte mit seinem beweglichen Eigenthum aus dem Clan und aus dem Lande wandern. Unterbefehlshaber, eine Art niederer Adel, waren die Takesman, die die Einnehmer im Frieden, die Anführer im Kriege bildeten. Sobald nämlich ein Laird beleidigt ward oder sonst Anlaß zur Fehde fand, berief er die waffenfähige Mannschaft seines Clans, die nun seine Sache verfocht. Selbst für fremde Dienste außer Landes erwarb er die jüngere Mannschaft seines und fremder Clans, und der Laird bezog für sie den Sold, zahlte ihnen aber einen niedern und behielt den Rest für sich. Meist stattete man die jüngern Söhne der Familie auf diese Weise aus. Dagegen sorgte auch der Laird für seine Hörigen, wenn sie in Unglück geriethen, bei Wunden, Gefangenschaft, Hungersnoth wie für seine Kinder, und durch dieses patriarchalische Verhältniß erzeugte sich die innigste Anhänglichkeit der Hörigen an ihren Oberherrn. Natürlich begünstigte die Claneinrichtung innere Kriege ungemein, und der König, dem alle Lairds unterworfen waren, wußte die Ruhe nicht besser zu erhalten, als indem er die fremde Werbung, welche das Material zum Kriege entzog, begünstigte. Fast alle Mächte, die schottische Söldlinge im Dienste hatten, waren katholisch; daher kam es, daß fast ganz Hochland und die meisten Lairds katholisch blieben. Mehrmals empörten sie sich für die kathol. Stuarts gegen das Haus Hanover; nach der den letzten Aufruhr dämpfenden Schlacht von Culloden (1746) wurden fast sämmtliche Güter der Lairds confiscirt und engl. Besitzern übergeben, die Clanverhältnisse aufgelöst, die Heerfolge und Hörigkeit aufgehoben und nur die einem Laird zu leistenden Abgaben beibehalten. So traten die Hörigen in das Verhältniß von Pächtern zu dem Gutsherrn, der ihnen nun kündigen, d. h. sie von ihrem Grund und Boden vertreiben konnte. In neuerer Zeit sahen die Gutsbesitzer ein, daß ihnen ihr Boden, zur Schafzucht oder Forstcultur benutzt, besser rentire, als an Pächter vertheilt, und man begann nun, die Bergschotten von den hohen Gebirgsgegenden des Landes an die Küste zu versetzen und von Bauern zu Fischern zu machen. So vertrieb die Marquisin von Strafford 20.000 Personen auf einmal von ihren Gütern, um den Boden als Schaftrift zu benutzen. Diese Vertreibung hatte unleugbar sehr viel Hartes, Kränkendes und der Menschheit Widerstrebendes; in ihren Folgen wird sie aber für die Verpflanzten heilsam seyn, weil sie, einmal eingewohnt, an der Küste sich besser befinden werden, als in dem verlassenen kalten Hochland.

Clare, Grafsch. in der irischen Prov. Munster, zwischen 52° 31′ bis 52° 44′ nördl. Br., grenzt im N. an Galway, im O. an Tipperary, im S. an Limerick und Kerry und im W. an das Meer, und enthält auf 53 QM. 201.000 Ew. in 11 Städten und Boroughs, 79 Kirchsp. Eine wellenförmige Ebene wechselt mit dem Gebirge Banghto und Hügeln ab, die Küste ist mit Felsenriffen umgeben; die Flüsse sind der Shanonn und Fergus, die Seen die Louggs, Derg, Ogrant unfern Killaloe, und der Loudh Terroigh in der Baronie Tullagh, auf der Spitze eines Berges gelegen. Der Boden ist zwar leicht, aber fruchtbar in den

Thälern; der Ackerbau liefert vorzüglich Flachs, Hafer und Kartoffeln; die Rindvieh- und Schafzucht machen aber den größten Reichthum der Prov. aus. Es gibt ansehnliche Steinkohlenlager, Blei- und Eisengruben, die aber wenig benutzt werden. Das Land wird in 9 Baronien eingetheilt und hat Ennis zur Hauptst. — 2) Clare (Clarence), Marktflecken in der engl. Grafschaft Suffolk, am Flusse Stour, hat 310 H. und 1500 Ew., eine hübsche Kirche, Ruinen eines alten Schlosses und eines von Richard von Clare, Grafen von Gloucester, 1248 erbauten Klosters; Wollenzeuchwebereien.

Clarendon (Edward Hyde, Graf von) britischer Staatsmann, wurde 1608 zu Dinton in Wiltshire geboren. Schon in seinem 17. J. hatte er seine Studien auf der Universität Oxford mit dem glücklichsten Erfolge beendet. Unter der Leitung seines Oheims, Nicolas Hyde, bildete er sich zu einem trefflichen Juristen und großen Staatsmann. Er zeigte zuerst in dem sogenannten langen Parlamente unter Karl I. in öffentlichen Reden seine glänzenden Talente und erwarb sich das innigste Zutrauen aller Mitglieder. Unerschütterlich standhaft hing er seinem Könige an, als die fürchterliche Empörung gegen diesen losbrach. Auf der Insel Jersey, wohin er beim Ausbruche der Rebellion sich mit dem Prinzen von Wales geflüchtet hatte, verweilte er 2 Jahre und begann hier sein berühmtes Werk, „Die Geschichte der Rebellion" Als Karls I. Haupt durch des Henkers Beil gefallen war, begleitete er den Prinzen Karl von Wales, der überall verfolgt, heimathlos als Flüchtling umherschweifte, und Keiner trug durch Reden und Schriften mehr zu Erhebung Karls II. auf den engl. Thron bei, als eben er, worin er stets seinen Eifer für die Wohlfahrt seines Vaterlandes, sowie seine Anhänglichkeit an das königl. Haus beurkundete. Karl II. ernannte ihn aus Dankbarkeit zum Großkanzler von England und bewies ihm in allen Angelegenheiten das größte Zutrauen. In der Folge wurde Clarendons Schwester mit dem Herzoge von York, dem Bruder des Königs, vermählt. (Anna und Maria, die Frucht dieser Ehe, bestiegen nachmals den engl. Thron). So stieg das Ansehen Clarendons immer höher, bis Karl II., das traurige Ende seines Vaters vergessend, sich der Wollust in die Arme warf, mit Wüstlingen vertraut lebte und Clarendons Neidern u. Verläumdern sein Ohr lieh. Jetzt war der Sturz des Großkanzlers beschlossen. Clarendon wurde des Hochverraths angeklagt und konnte sich nur durch eine schnelle Flucht den Verfolgungen entziehen. Seine Rechtfertigung, die er aus Calais an das Oberhaus schickte, ward durch des Henkers Hand verbrannt und durch eine Parlamentsbill, welche der König bestätigte, ward er auf immer aus seinem Vaterlande verbannt. Sechs Jahre brachte Clarendon in dieser Verbannung zu, wo er sich in verschiedenen Städten Frankreichs abwechselnd aufhielt, bis er 1674 zu Rouen starb. Sein ernster und stolzer Charakter hatte ihm nicht die Liebe des Volkes erwerben können, sein Wandel war übrigens rechtschaffen und sein Leben unbescholten. Unter mehren Schriften, die er hinterlassen, ist seine mit großer Genauigkeit geschriebene „Hist. of the rebellion and civil wars in England" [1641—60] (Oxf. 1702 fg., 3 Bde., Fol.; N. Ausg. Oxf. 1807, 6 Bde. Dazu gehören: „The hist. of the civil war in Ireland", London 1791; Clarendon's „Statepapers" [1621—60], Oxf. 1767 fg., Fol., und „The life of Edw. Earl Clarendon, written by him self", Oxf. 1711, 3 Bde.) die wichtigste.

Clarinette, (Clarinet, Clarinetto, ital., Musik), ein Blasinstrument von Holz, das der Hoboe ähnelt, nur daß das Corpus stärker ist und daß es statt eines Rohrs mittelst eines Schnabels intonirt wird, auf den ein Blättchen von Rohr gebunden ist. Dieser Schnabel wird in ein Kopfstück (die Birn) eingeschoben. Außerdem hat die C. noch 3 Mittelstücke, mit 13 Tonlöchern, von denen 5 mit Klappen versehen sind, und eine Stürze. Auf der C. hat man eigentlich alle Töne der diatonisch-chromatischen Tonleiter; dennoch erlaubt es die Applicatur des Instruments nicht, auf demselben aus allen Tonarten zu blasen und man führt daher im Orchester C-, B- und A-Clarinetten und bei Militairmusik Es-C., die einen schärfern Ton haben. Die Noten werden für die B-C. um einen Ton, für die A-C. eine kleine Terze tiefer, als die Noten des andern Orchesters geschrieben, was daher kommt, daß man die Haupttonarten derselben (B-dur und A-dur) als C-dur und so die übrigen Tonarten im Verhältniß schreibt. Der Umfang der C. erstreckt sich von der kleinen c bis zum dreigestrichenen g, hält also über 3 Octaven; doch bedient man sich der 3 höchsten Töne nur selten. Die C. ward 1690 von Joh. Christ. Denner (geb. 1655) zu Nürnberg erfunden, ist aber erst seit etwa 50—60 Jahren allgemein bekannt geworden; ein gewisser Stadler in Wien brachte 1790 eine Veränderung an ihr an, wodurch sie noch in der Tiefe das kleine c, cis, d und dis erhielt, bis jetzt ist aber diese Veränderung nicht benutzt worden. In der letzten Zeit hat man manche Veränderungen in Hinsicht der Einlegung des Blättchens und mit den Klappen vorgenommen. Der berühmte Clarinetist Iwan Müller hat dieselbe so eingerichtet, daß auf einer C., bei einer hinlänglichen Uebung, ein durchaus reines und gleiches Spiel in allen Tonarten möglich seyn soll. Nach seiner Einrichtung werden C. in Mainz und Leipzig gebaut. Zum Unterricht in der Behandlung der C. nach derselben dient die von diesem Virtuosen zuerst franz. abgefaßte, dann vermehrt und verbessert (auch mit mehren Uebungsstücken versehen) in deutscher Sprache erschienene „Clarinettenschule" (Leipz. 1826). Die größten deutschen Virtuosen auf der C. sind außer dem genannt Iwan Müller, Hermstedt (Capellmeister in Sondershausen) und Bärmann (Kammermusikus in München).

Clariren (lat.), in der Schifferſprache, für ein Schiff Zoll und Fracht bezahlen, und es zum Absegeln fertig machen.

Clarissinnen (Ordensw.), weiblicher Zweig oder 2 Orden der Franciscaner auf Betrieb des h. Franz von Assisi, und von der heil. Clara (geb. 1193, gest. 1258) zu St.-Damian neben Portiuncula bei Assisi gestiftet. Sie befolgten die Regel des heil. Franz und wuchsen zu 900 Klöstern in allen Ländern der abendländischen Christenheit an, unter denen eins in Neapel allein 350 Nonnen zählte. Das Betteln trieben sie nur in der Fastenzeit und gaben es in neuerer Zeit ganz auf. Ihre Kleidung hat Farbe und Schnitt der grauen Franciscanerkutten. In Portugal, Spanien und Sicilien blieben sie auf dem alten Fuße; im Oestreichischen bestanden sie unter dem Namen Clarissinnen fort; doch mußten sich ihre wenigen noch bestehenden Klöster zum Unterricht junger Mädchen bequemen.

Clarke (Samuel), nach Locke und Newton der größte engl. Philosoph, zugleich geschätzter Theolog, geb. zu Norwich 1675, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität zu Cambridge, war dann 12

J. lang Caplan des Bischofs von Norwich, hierauf Rektor zu Dragton bei Norwich und Pfarrer daselbst. 1704 ward er berufen, die von R. Boyle zur Bewährung der wichtigsten Grundsätze der natürlichen und geoffenbarten Religion gestifteten Predigten zu halten. Dieß veranlaßte seine berühmteste Schriften. „Ueber das Daseyn und die Eigenschaften Gottes" und „Reden über die Wahrheit der natürlichen und geoffenbarten Religion", in einer kraftvollen, klaren und überzeugenden Sprache geschrieben, worin der tiefe Denker Philosophie und Theologie in Verein zu bringen suchte. Er erhielt nun zu London das Rektorat an der St.-Bennets-Pauls-Wharf oder Kay, ward bald darauf Hofcaplan der Königin Anna und zugleich Rektor zu St.-Jakob in Westminister. In dem Werke „Ueber die Doctrine der Dreieinigkeit" (1712) das Daseyn der Trinitätslehre in der ersten Kirche leugnend, verlor er deßhalb 1714 seine Hofpredigerstelle. Das Collegium der Bischöfe, welches C.'s nur zu dreist und zu oft ohne Grund ausgesprochene Behauptungen prüfte, fand dieselben irrig und forderte ihn zur Rechenschaft auf; begnügte sich aber, um alle weitern Streitigkeiten zu vermeiden, mit dem Versprechen C.'s, nie wieder über diesen Gegenstand zu schreiben noch zu predigen. Ueber Naturphilosophie und Religion gerieth er mit Leibnitz in einen Streit, der zu gelehrten Diskussionen Anlaß gab, und worin der große Deutsche von dem Engländer fast überwunden ward. C. ist auch sonst durch gelehrte Schriften, eine lat. Uebersetzung von Is. Newtons (seines Lehrers) Optik, eine sehr geschätzte Ausgabe des Julius Cäsar, der ersten Gesänge des Ilias mit lat. Uebers. und Anmerk. (die letzten besorgte sein Sohn) u. a. bekannt. Er st. 1729. Seine Werke erschienen zu London 1738, 4 Bd. Fol.

Clarke (Eduard Daniel), berühmter Reisender, geb. zu Willingdon in der engl. Grafschaft Esser 1769, studirte erst in Tunbridge, seit 1785 zu Cambridge mit anhaltendem Fleiß. Er besaß ein seltenes Gedächtniß, schnelle Fassung, aber keine überlegene Urtheilskraft. 1790 bereiste er Wales, Irland und Westengland; begleitete 1792 den jungen Lord Berwick durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz, Italien und Holland; 1797 durchreiste er die schott. Hochlande und die Hebriden, 1790 den ganzen Norden von Europa, ging von Rußland aus nach Konstantinopel und zur Zeit der brit. Expedition nach Aegypten in den Orient, wo er interessante Nachrichten über Klein-Asien, Syrien, Aegypten u. Griechenland sammelte. Nachdem er Thracien und Macedonien bereist hatte, veranlaßte ihn 1812 sein Hauptstudium, die Mineralogie, die ungarisch. Bergwerke zu besuchen. Bei seiner Rückkehr nach England ward eine neue Professur der Mineralogie zu Cambridge für ihn errichtet. In dieser Stelle führten ihn seine Versuche auf die Erfindung des Glaslöthrohres. 1817 ward er Universitätsbibliothekar. Er hat der Bibliothek in Cambridge viele auf seinen Reisen gesammelte Marmors, besonders die kolossale Statue der eleusinischen Ceres geschenkt. Ihm verdankt England den Besitz des berühmten Sarkophags (Tomp of Alexander) mit der Inschrift in 3 Sprachen. C.'s Reisebeschreibung („Travels in various countries of Europa, Asia and Africa", London 1810 fg., 6 Bd. 4. m. Kpf. u. Charten) ward in England mit einem Beifall aufgenommen, dessen sich vielleicht kein andres Reisewerk unsrer Zeit zu erfreuen gehabt hat; den bis 1816 waren von diesem kostbaren Reisewerk schon 4 Aufl. erschienen. Ein Ergänzungsband („Travels through

Denmark, Schweden, Lapland, Norw., Finl. and. Russ." erschien nach C.'s Tode († 9. März 1822) zu London 1823, 4. Vollständig in 11 Bdn. in 4. und in 8.: „Travels in various countries of Europa, Asia and Africa" (London 1819—24). Die Universität Oxford hat seine griech. und oriental. Manuscripte gekauft. Unter den erstern ist der berühmte Codex des Plato, welchen er auf der Insel Pathmos entdeckte. Sein Freund W. Otter gab C.'s Leben und hinterlassene Papiere (meistens anziehende Briefe) heraus. Seine Schriften findet man verzeichnet in dem „Biogr. dict. of the living authors of Gr. Brit. and Ireland".

Clarke (H. J. G.), Herzog von Feltre, französ. Reichsmarschall und Pair, geb. 1765 zu Landrecies, studirte in der pariser Militärschule die Kriegswissenschaften mit glänzendem Erfolge. Im Revolutionskriege manche Großthat verrichtet, schwang er sich zum Divisionsgeneral bei der Rheinarmee empor. Wegen einer Dienstnachlässigkeiten wurde er vom Convente seiner Stelle entsetzt. Durch seinen Einfluß gelang es ihm, nicht lange nachher Vorsteher des historisch-topographisch-militärischen Cabinets zu werden. Das Direktorium bediente sich seiner mehrmalen in diplomatischen Geschäften. Er schloß den Allianz-Vertrag mit Sardinien ab und war Bonaparte's Mandator bei dem Frieden von Campo Formio. 1804 ward er vom Kaiser Napoleon zum Staatsrath und 1805 nach Beendigung des östr. Feldzugs zum Gouverneur von Wien ernannt. Seiner Staatsklugheit würde die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien mit England gelungen seyn, wenn nicht Fox's Tod die Unterhandlungen abgebrochen hätte. Nachdem er 1806 das Gouvernement von Erfurt, Berlin u. a. Städten geführt hatte, ward er an Berthiers Stelle Kriegsminister und von Napoleon in der Folge zum Herzog von Feltre erhoben. Nach dem Sturze der Kaisermacht trat er auf die Seite Ludwigs XVIII. wurde Pair von Frankreich und erhielt den Marschallsstab. Im Cabinet zeigte er sich als Feind aller freisinnigen Ideen und machte sich so verhaßt, daß der König der öffentlichen Stimme Gehör gab und ihn ins Kriegsministerium versetzte, wo er eine Reorganisation des französ. Militärs bewirkte. Er st. 1818.

Classe (Classis) nennt man die allgemeinsten Abtheilungen einer jeden Sache. So theilt Linné in seinem System der Naturgeschichte die thierische Schöpfung in 6 Classen, Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer. — In der Botanik bezeichnet Classe die erste oder Haupteintheilung der Pflanzen in große Haufen, wovon ein jeder wieder, nach regelmäßigen Abstufungen, in Ordnungen, Gattungen und Arten eingetheilt wird; jede Eintheilung ist der unmittelbar über ihr stehenden untergeordnet. So gehören alle Gewächse zu einer Classe, die ein einziges Kennzeichen mit einander gemein haben. — In den Schulen nennt man die Abtheilungen der Schüler nach ihren Fähigkeiten und Fortschritten Classe.

Classensteuer. Wenn directe Steuern von den Unterthanen, aber nicht nach einem für alle gleichen Satze (als Kopfsteuern) erhoben werden, so gibt ihnen diese Erhebungsart an und für sich noch keinen bestimmten staatswissenschaftlichen Charakter. Sie nähern sich der Kopfsteuer, wenn die Steuersätze nicht sehr verschieden sind und nur darin eine Art von Abonnement für Consumtionssteuern, welche auf Nothwen-

digkeiten des Lebens gelegt sind, enthalten ist. Denn Consumtionssteuern dieser Art kommen selbst auf das Princip der Kopfsteuer zurück, und die Erhebung derselben nach Haushaltungen ist nur eine mildere und gerechtere Art der Besteuerung. Von dieser Art ist die durch das Gesetz vom 30. Mai 1820 in Preußen eingeführte Klassensteuer. Sie vertritt die Stelle der Mahl- und Schlachtsteuer, welche nur in den größern Städten der Monarchie (132) erhoben wird, und ist nach 5 Klassen angelegt: 1) der Taglöhner; 2) des geringen Bürger- und Bauernstandes; 3) und 4) der wohlhabendern Bürger und Bauern in 2 Classen; 5) der reichen Einwohner. Die jährlichen Steuersätze dieser Classen betragen für eine Haushaltung 12 Gr. — 4 Thlr. — 12 Thlr. — 24 Thlr. — 48 Thlr. Für einzelne Menschen in den 4 letzten Classen die Hälfte. Der Ertrag des Ganzen ist auf 6 Mill. Thlr. (also beinahe $^{1}/_{9}$ des Staatseinkommens) angenommen. Auch die Gewerbsteuer ist zum Theil auf ein ähnliches Princip gebaut. Die Steuersätze sind nach Gewerbsclassen eingerichtet und bei dem Handel, der Gastwirthschaft und den Handwerken wieder nach der Größe der Städte in 4 Abtheilungen abgestuft. Sie treffen überhaupt nur den Handel im Großen und Kleinen, die Gastwirthschaft, das Gewerbe der Bäcker, Fleischer und Müller, die Handwerker, welche mehr als einen Gesellen halten, und die Schiffer, Fracht- und Lohnfuhrleute. Der niedrigste Steuersatz ist 2 Thlr. jährlich, ein Mittelsatz wird mit der Zahl der Steuerpflichtigen (dieser Art) im Steuerdistrict multiplicirt, und der Ausfall, welcher aus der Zurücksezzung Einzelner auf den niedrigsten Satz entsteht, auf die Wohlhabenden repartirt. Es entsteht hiedurch wieder eine Art von Classensteuer, welche sich aber der Einkommensteuer nähert; sie liefert im Ganzen 1.600.000 Thlr. oder $^{1}/_{30}$ des gesammten Staatseinkommens. — In den deutschen und ital. Staaten der östreich. Monarchie besteht neben einer Grundsteuer, welche nach dem reinen Ertrage der Grundstücke repartirt wird, und einer Kopfsteuer zu 30 Kr. von jedem über 15 J. alten Unterthan (mit alleiniger Ausnahme des dienstthuenden Militairs, der Fremden und Armen), eine zweifache Classensteuer, wovon die eine alle Gewerbe mit Ausnahme der Landwirthschaft trifft; die andre, unter dem Namen der Classensteuer, ist eine Steuer von dem Einkommen, welches aus zinsbaren Capitalien und Gewerben von mehr als 100 Gldn. jährl. Ertrages, mit Einschluß der Pachtungen und Privatsoldungen, aber nicht der Staatsbesoldungen und Pensionen, welche frei sind, bezogen wird. Bei dieser Steuer dürfen verzinsliche Passivcapitalien, nicht aber die Kosten des eignen Unterhalts, in Abzug gebracht werden, und sie wird dadurch wieder zur Classensteuer, daß sie nicht einerlei Steuersatz hat, sondern bei einem Einkommen von 100 Gldn. mit 2½ Proc. anfängt, aber in einem immer steigenden Verhältnisse bis zu 20 Proc. des Einkommens, welche von 140.000 Gldn. jährl. Einkünften zu entrichten sind, fortschreitet. Noch eine andre Art der Classensteuer ist im Königreich Sachsen eingeführt, wo sie ganz unabhängig vom Vermögen ist und nach dem Range steigt: eine Abgabe, welche besonders den gelehrten Mittelstand treffen muß.

Classisch. Classiker. Die Benennung classisch hat in der Eintheilung des röm. Volks in 6 Klassen, welche Servius, König v. Rom, nach dem Verhältnisse des Vermögens und nach den darauf beruhenden Diensten und Abgaben eines Jeden veranstaltete, ihren Grund. Denn

die zu der ersten und derjenigen Classe gehörenden Bürger, welche den ansehnlichsten und reichsten Theil des Volks bildete, indem sie entweder an Ländereien oder Baarschaft wenigstens 100.000 Asses (damals 1930, später 46.000 Rthlr.) besaßen, und welche bei Wahlen und Ernennungen zu Ehrenstellen 98 Stimmen hatten, hießen vorzugsweise cives classici (Classenbürger). — In der Folge wurden diejenigen Schriftsteller, deren Werke nach Inhalt, Ausführung und Darstellung musterhaft waren und deßwegen den vorzüglichsten Grad von Vollendung erreicht hatten, als die ersten und vorzüglichsten classisch genannt. Das Classische, welches man ihnen beilegt, zeigt sich nämlich in ihrer musterhaften Bildung, in der Feinheit des Geschmacks und dessen Anwendung auf das Gefühl des Schönen und Wahren, und in der scharfsinnigen, witzvollen, gediegenen und richtigen Darstellung. Was die Form der Sprache betrifft, so verdienen diejenigen Schriftsteller classisch genannt zu werden, welche sich nicht bloß den Regeln der Grammatik gemäß, oder dem Styl nach, völlig fehlerlos ausgedrückt haben, sondern die nach den Redensarten, Wortfügungen und Abweichungen von der gewöhnlichen und mehr gemeinern Ausdrucksart, Muster zur Nachahmung in einer schönen Sprachform geworden sind. In diesem Sinne nannte man anfangs nur die berühmtesten Schriftsteller Griechenlands und Roms Classiker, und sie verdienten dieß auch in der That, da die neuern sich größtentheils nach oder durch jene gebildet haben, deren Häupter schon die Alterthümlichkeit mit einem gewissen Glanze umgibt. Die griech. Schriftsteller waren Zöglinge der Natur und des kräftig thätigen Lebens. Jener widmeten sie von der Kindheit an ihre Anschauung und Betrachtung und sie zeigte sich ihnen in so glücklichen Ländern gewöhnlich in der lieblichsten Schönheit und Fülle. Sinne und Geist entwickelten sich bei ihnen zu frischer, unverdorbener Lebendigkeit. Aber ihre Bildung wurde in der Bewegung des Lebens vollendet. Unter steten Kämpfen um Freiheit und um das Ideal der Freiheit, der persönlichen und der bürgerlichen, und um den Preis der höchsten Ausbildung, der körperlichen und der geistigen, brachten sie nach jener Jugendvorbereitung die männlichen Jahre zu. Natur und Freiheit sind also die Genien, die bei der Hervorbringung der Werke der Alten schöpferisch wirkten. Die macedonische, dann die römische Herrschaft ist die Grenze der griechischen classischen Literatur. Die Römer sind als Naturkinder roh und wild geblieben, dann durch übermäßiges Glück bei gewaltigen Kräften schnell zu Verbildung, knechtischer Nachahmung oder Verzerrung übergegangen. Meister sind sie nur geworden in den Werken, die aus dem bürgerlichen Leben hervorgehen, denen der Geschichte, der Beredtsamkeit und in den Künsten des Kriegs und der Architektur. Ihre schönste Blüthe verfließt schon in die Zeit des Despotismus; daher der schnelle Verfall. Je mehr die reine Natur in dem Menschen erhalten und gebildet, und je freier das Zeitalter und die Gemüther sind, desto mehr werden die alten Classiker erforscht, bewundert und nachgeahmt. Doch nicht alle alte griech. und röm. Schriftsteller dürfen so heißen, noch können sie allein auf diesen Ehrentittel Anspruch machen; denn es gibt, insoferne sich die Geisteskultur irgend eines Volkes aus dem Stande der Unmündigkeit zu einer intellektualen und ästhetischen Selbstständigkeit erhoben hat, unter den orientalischen sowohl als den neuern occidentalischen Schriftstellern ebenso gut Classiker und nicht bloß unter den Schriftstellern (Dichtern und Prosaikern), sondern auch

unter den alten und neuern Künstlern aller Art. Die Classicität irgend eines Werkes oder Kunstproduktes wird durch die Einstimmigkeit vieler, aber doch gebildeter Menschen und Völker in der Beurtheilung eines Gegenstandes bestimmt, von dem sie aussagen, daß er den ursprünglichen Bedingungen ihres ästhetischen Wohlgefallens gemäß sey. Wird nun diese möglichst größte Einstimmigkeit gebildeter Menschen und Völker in der ästhetischen Beurtheilung eines Gegenstandes als ein allgemeines (empirisches) Criterium der Classicität betrachtet, so springt es in die Augen, daß die Allgemeinheit dieses Urtheils nur comparativ ist, weil sie auf Induction beruht, diese aber in Ansehung des Empirischen (Sinnlich-Wahrnehmbaren) niemals vollständig seyn kann. Auch hat es immer, selbst unter den sogen. Sachkennern und Kritikern, Leute gegeben, die Das, was alle Andre schön oder erhaben fanden, als mittelmäßig und unbedeutend, oder gar als erbärmlich tadelten. Wir erinnern hierbei an den holländischen Dichter Bilderdyk, der unsers Schillers Gedichte einen Kothhaufen (Drekhoop) nannte, — und wer möchte wohl zweifeln, daß dessen eigene Gedichte ein Perlen- oder Juwelenhaufen seyn? — Ferner ist auch jenes Merkmal nicht untrüglich, weil der Geschmack selbst veränderlich und trüglich ist, und daher ein falscher oder unechter Geschmack lange Zeit herrschend seyn kann. Trotz dieser und vieler andern Bedenklichkeiten, die sich gegen die Bestimmung des class. Werthes irgend eines Produktes erheben lassen, bleibt immer der Spruch, den Beifall Vieler oder gar Aller erhalten zu haben, in Ermangelung irgend eines andern Probiersteins das Criterium, und das fast allgemeine Urtheil, welches einem Erzeugniß den Stempel der Classicität aufdrückt, macht es zum Muster, Beispiel, Regel, Richtschnur der nachfolgenden Zeitalter. Gesetze aufstellen und hiernach die Erzeugnisse eines Classikers bemessen zu wollen, würde den Merkmalen des Genius widersprechen, welche, nach einem unendlichen Ziele strebend, die Schranken des Herkömmlichen durchbricht, die gewöhnlichen Bahnen verläßt und sie mit kühner Hand ausführt. — In Beziehung auf die klassische Literatur der Griechen und Römer verweisen wir, außer auf die besondern Artikel, auf die Werke von Eschenburg, Monike, Fuhrmann und Scholl. Die griech. Literatur allein behandelt am vollständigsten „Fabricii Biblioth. graeca ed. Harles", außerdem Groddeck, Schöll ꝛc., die römische, außer der „Latein. Bibliothek" des Fabricius, herausg. von Ernesti, Harles, Schöll u. s. w. — Ueber die franz. Literatur s. außer d. bes. Art., Laharpe's „Cours de littérat. franç." und den von Levizac (Paris 1807, 4 Thle.); ferner Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit" und Ideler's und Nolte's „Handbuch der franz. Literatur" (in 2 Bdn.). Ueber die englischen Classiker findet man, außer in dem eigenen Art., bei Bouterwek und den engl. Handbüchern von Ideler und Nolte, Auskunft in den trefflichen Werken von Johnson und Warton. Die italienischen Classiker (s. Italien. Literatur) lernt man am besten kennen aus den Werken von Tiraboschi (im Ausz. von Jageman übersetzt, aber unvollendet), Ginguené, Sismondi (deutsch von Hain), wie auch aus Bouterwek' und Ideler's Handbüchern. Die Hauptschriftsteller Spaniens (vgl. Span. Literatur) nennen Velasquez (deutsch von Diez), und J. Rodriguez da Castro's „Spanische Bibliothek" (Madrid 1781—86, 2 Bde. Fol.), ferner Bouterwek's, Sismondi's und Buchholz's Handbücher. — Für die portugiesische Literatur (s. d.) sind Bouterwek und Sis-

mondi, vornehmlich aber D. Barbosa Machado's „Bibliotheca Lusitana" (Lissabon 1731, 4 Bde. Fol.) zu empfehlen. — Unter der andern Sprachen hat besonders die dänische (s. d. Art. über deren Literatur) vorzügliche Schriftsteller. Ueber die Hauptschriftsteller der Deutschen s. d. Art. Deutsche Poesie und Prosa; dann Ersch's „Handbuch der deutschen Literatur" (neue Aufl.. 1822 fg., 4 Bde.).

Claude Lorrain (eigentlich Claude Gelée, bekannter aber unter jenem Namen), einer der größten und berühmtesten Landschaftsmaler, wurde 1600 in dem Schlosse Champagne bei Toul in Lothringen geboren. Seine Eltern, welche von niedriger Abkunft waren, brachten ihn, nachdem er als Knabe geringe Geistesanlagen zeigte und in der Schule kaum lesen und schreiben lernte, bei einen Pastetenbäcker in die Lehre. Nach der Eltern Tode ging er im 12 J. nach Freiburg zu seinem ältern Bruder einem Formschneider, der ihn in den Anfangsgründen der Zeichnenkunst unterrichtete. Er reiste hierauf mit einem Verwandten nach Italien. Derselbe überließ ihn jedoch in Rom ohne alle Unterstützung seinem Schicksal. In dieser mißlichen Lage sah er sich genöthigt, bei Agostion Tassi, einem vorzüglichen Landschaftsmaler, die Dienste eines Farbenreibers und Küchenjungen zu verrichten, wo er jedoch einigen Unterricht in der Malerei genoß. Dann ging er nach Neapel und erlernte von Gottfried Wals aus Köln, der sich hier aufhielt, die Landschaftsmalerei, Architektur und Perspektive. Nun entwickelte er ein so vorzügliches Genie, daß er bald selbst in der Reihe der ersten Landschaftsmaler stand, besonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die Landschaften von Giorgione und Titian studirt und sich die Art der Beleuchtung und des Colorits dieser Meister eigen gemacht hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Nancy kehrte er 1627 nach Rom zurück, wo seine ausgezeichnete Talente ihm die Gunst der Päpste Urban VIII., Clemens IX. und Alexander VIII. und viele Aufträge verschaffte. Er starb 1682 zu Rom und wurde in der Kirche Trinita de Monti beerdigt, wo man ihm ein marmornes Denkmal setzte. — Die tausendfachen Annehmlichkeiten abwechselnder Hügel und Thäler, das frische Grün in sanft gebrochenen Farben, die zufälligen Schönheiten des abwechselnden Lichtes der fliegenden Wolken und des Nebels erfreuen uns in seinen Bildern. In der Kunst, die großen Effekte der Natur nachzuahmen, hat ihn Keiner übertroffen. Er zeigt uns den ruhigen Glanz der auf den Feldern ausgebreiteten Abendsonne und den weißlichen Schein des entfernten Wassers. Sein Baumschlag wallt nach dem Gebote des Windes; die frühesten Stunden macht ein aufsteigender Nebel kenntlich und auf nahem Moos scheint der kaum gefallene Thau zu glänzen. Die Staffage in seinen Gemälden fertigten ihm öfters Felippo Lauri und Courtois; er hatte darin keine große Vollkommenheit, daher er auch sagte, daß er die Landschaften verkaufte und die Figuren zugebe. In den großen Gallerien Italiens, Frankreichs, Spaniens und Deutschlands finden sich seine herrlichen Werke. Vier der schätzbarsten besitzt die Gallerie zu Kassel Das vortrefflichste, von ihm selbst am Höchsten geachtete Gemälde ist jedoch die Vorstellung eines Wäldchens der Villa Madama, welches Clemens IX., der es zu besitzen wünschte, ganz mit Goldstücken belegen wollte; Claude wollte dasselbe jedoch nicht abgeben, da er es, nach der Natur copirt, zum Studium gebrauchte. — Er war ein einfacher Mann von edlen Sitten.

Claudianus (Claudius), ein römischer Dichter, mit dessen Tode sich die epische Poesie der Römer schloß, war zu Alexandrien in Aegypten geboren. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Wahrscheinlich fällt sein Zeitalter unter die Regierungen der Kaiser Theodosius, Arkadius und Honorius, oder zu Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. Von früher Zeit an übte er sich in der griech. und latein. Dichtkunst; besonders befaßte er sich mit der Satyre. 394 n. Chr. ward er Tribun und nahm als solcher am Kriege, namentlich an jenem Treffen Theil, worin Theodosius den Eugenius besiegte. Durch Tapferkeit und Gelehrsamkeit machte er sich bei diesem Fürsten beliebt. 395 ertheilte ihm Honorius in Rom wegen seines zierlichen Ausdrucks im Schreiben den Posten eines öffentlichen Notarius. Auch Stilico war sein vielvermögender Gönner. Von dieser Zeit an bis 404 faßte er viele Gedichte ab, in Folge derer ihm Honorius auf Vorstellung des Senats eine Statue von Erz auf dem Forum Trajanum setzen ließ. Das Jahr seines Todes läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Er war ein Heide. Mit griechischer Bildung verband er eine genaue Kenntniß der römischen Classiker. Was den Gehalt seiner poetischen Schriften betrifft, so würde C., falls er in dem Augustischen und nicht in einem so verderbten Zeitalter gelebt hätte, sich durch hohe Dichterkraft ausgezeichnet haben; denn er malte mit einem oft erhabenen und schönen Ausdruck sehr feurig und lebhaft, ist kühn in Erfindungen, reich an poetischen Verschönerungen, zeigt Mannigfaltigkeit in seinen Gedanken und poetischen Wendungen und hat eine meist reine Diktion und Versifikation. Allein er ist zu reich an rhetorischen Auswüchsen, zeigt eine zu ungezügelte Phantasie und Ungleichheit, indem er von der Höhe, die bis zum Schwülstigen geht, sobald er von seiner Anstrengung ermüdet ist, wieder in's Niedrige und Kraftlose herabsinkt. Er ist zu einförmig in seinen Erweiterungen des Lobes, bringt am unrechten Orte Gelehrsamkeit an; seine Verzierungen haben kein Leben und sein Witz ist spielend. Außer mehren Lobgedichten auf Honorius, Stilico u. A., besitzen wir von ihm zwei epische Gedichte: den „Raub der Proserpina" und eine (unvollendet gelassene) „Gigantomachie", Idyllen, Epigramme, Gelegenheitsgedichte. Die besten Ausg. sind von Geßner (Lpz. 1759) und Burmann (Amsterdam 1760, 4). Von den meisten Gedichten hat J. F. Ratschky, mit dem lat. Text (Wien 1801), deutsche Uebersetzungen geliefert.

Claudius (Tiberius Claudius Cäsar), von Augustus an der 4. römische Kaiser, Sohn des Claudius Drusus Nero und der jüngern Antonia, Schwestertochter August's. Die schlechten und grausamen Regierungen der beiden vorigen Kaiser (s. Tiberius und Caligula) bewogen die Versammlung der Senatoren, ihr Glück wieder in der alten republikanischen Verfassung zu suchen. Aber während der Senat berathschlagte, suchten die mächtigen Prätorianer sich wieder einen Kaiser und wählten in der Geschwindigkeit den alten Oheim Caligula's, Claudius (41), den sie noch erst unter dem Bette hervorziehen mußten, worunter er sich aus Furcht verkrochen hatte, als die Verschwornen in den Pallast drangen, um den Caligula zu morden. Vor Freude berauscht, sich Imperator grüßen zu hören, versprach der alte Mann jedem Prätorianer etwa 600 Thaler, und so trugen sie ihn im Triumph auf das Forum. So weit war es in der damaligen Zeit gekommen, daß das Schicksal fast

der ganzen Welt in den Händen von einer kleinen Anzahl frevelnder und gemeiner Soldaten lag. Jedoch der neue Kaiser zeigte sich anfangs des Thrones nicht ganz unwürdig und gab die vielversprechendsten Hoffnungen einer glücklichen Fortdauer. Er hub die grausamen Verfügungen des Caligula auf, war mäßig und gerecht und machte sich beim Volke durch mehre gute Einrichtungen so beliebt, daß es bei einem Gerüchte von seiner Ermordung wüthend durch die Straßen lief und die schrecklichsten Flüche gegen die Thäter ausstieß. Er verschönerte Rom durch viele prachtvolle Gebäude und sorgte für die innern Vortheile des Staates durch manche treffliche Anlagen. Auch wurde unter seiner Regierung auswärts glücklich gefochten und Mauritanien zu einer röm. Provinz gemacht. Jedoch dieser gute Anfang dauerte nicht lange. C. war ein schwacher Mann, dessen Geist unter einer langen Vormundschaft alle Selbstständigkeit verloren hatte. Kommt so ein Schwächling auf den Thron, so ist er das Spiel seiner Günstlinge und Weiber, und wehe ihm und seinem Volke, wenn er in schlechte Hände geräth. Das war aber ganz der Fall bei C. Seine Rathgeber und Weibern sind wegen ihrer Verruchtheit und Lasterhaftigkeit zum Sprichwort geworden. Der Name seiner ersten Gemahlin, der Messalina, dient noch jetzt zur Bezeichnung der höchsten weiblichen Frechheit und Ausartung. Sie brachte durch ihre Ränke viele der vornehmsten Familie von Rom ins Verderben. Unter ihr standen die Freigelassenen des Kaisers, Narcissus, der Staatssekretär, und Pallas, der Schatzmeister. Diese beherrschten C. ganz und verwirrten seinen ohnedieß so schwachen Kopf, daß er gänzlich in Unthätigkeit versank, sich einem schwelgerischen Leben überließ und alle Macht der Regierung in die Hände dieser verworfenen Menschen übergab, die nun willkürlich schalteten und walteten mit dem Leben und dem Vermögen der röm. Bürger. Nach dem Tode der Messalina nahm C. in zweiter Ehe die Agrippina zu seiner Gemahlin; eine für den röm. Staat nicht weniger höchst nachtheilige Kaiserin. C. starb durch ihre Hand (im 84. Jahr seines Lebens, in seinem 15. der Regierung, 54 J. n. Chr.) durch ein Gericht vergifteter Pilze, die sie dem schwachen Alten hatte vorsetzen lassen, als sie den Plan bei ihm nicht durchzusetzen vermochte, den Domitius Nero zu adoptiren und ihn mit seiner Tochter Octavia zu verheirathen. Um allen Verdacht von sich abzuwälzen, ordnete ihm Agrippina ein prachtvolles Leichenbegängniß an und ließ ihn vergöttern, welches Seneca zu einer Schmähschrift, „Apokolokynthosis" betitelt, veranlaßte.

Claudius (Matthias), genannt Asmus, oder Wandsbecker Bote, war ein beliebter deutscher Volksdichter und in literarisch-ästhetischer Verbindung mit allen übrigen zu seiner Zeit lebenden Dichtern Deutschlands. Im Flecken Reinfeld, 4 Meilen von Lübeck, wurde er 1740 geboren, 1776 darmstädischer Oberlandkommissär, lernte dort die Süddeutschen schätzen, kehrte aber, da er anhaltende Amtsgeschäfte nicht liebte, 1777 nach dem Flecken Wandsbeck bei Hamburg zurück. Des Grafen Bernstorffs Wohlwollen gab ihm ein leichtes Amt bei der Bank in Altona, welches ihn nicht hinderte, im nahen Wandsbeck fernerhin zu leben. Dabei bedurfte er für sich und die bescheidene Familie wenig. Fromm in Sitten und selten Spötter, war er jedem Zirkel ein freundlicher Tafelgenoß und gemeiniglich heiterer Laune. Dieses am Schlusse des vorigen Jahrhunderts hoch gefeierten Mannes Scherze und selbst seine bisweilen seichten Witzeleien wurde von einem Heere von Dichterlingen

nachgeahmt. Gleim, Klopſtock, Voß, die Stolberge ſchätzten ihn noch als Greis, der bei allem Beifall, den er erntete, nur ein kleines Loos genoß, aber auch niemals mehr ſuchte. Er war ein durchaus ſittlicher Menſch; ein wenig Myſtik mag man dem ehrenwerthen Greiſe zu Gute halten, der ſeinen Kindern bei ſeiner Muße eine treffliche Erziehung gab. Den Rheinwein beſang er fleißig, trank ihn auch gern, aber Hagedorns und Dreyers Bachanalien feierte er nie. In die kirchliche Politik zogen ihn mehr ſeine Freunde als eigner Trieb hinein. Auch Ausländer beſuchten ihn in Wandsbeck oft. C. iſt einer der originellſten Schriftſteller unter den witzigen Köpfen ſeines Zeitalters. Dreiſt überhüpfte er die gewöhnlichen Regeln der guten Schreibart. Philoſophiſche Abſtraktionen waren nicht ſeine Sache; und eine zuſammengepreßte, durch ein Uebermaß von verſteckten und gelehrten Anſpielungen verdunkelte Satyre lag weit entfernt von ſeiner natürlichen Sinnesart. Das tiefſte Gefühl der Würde der menſchlichen Natur nahm in den Schriften dieſes anomaliſchen Geiſtes die Form des burlesken Scherzes und der Einfalt eines gemeinen Bürgers- und Bauersmannes an. Aber in welch einem hohen Grade er ernſthaft ſeyn konnte, zeigen die letzten Bde. ſeiner ſämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten. Die volksmäßigen Abkürzungen der Wörter in ſeiner Proſa wie in ſeinen Verſen verdienen den Tadel nicht, der ihnen geworden iſt, denn ſie gehören zur Natur eines ſolchen Styls, in welchem Alles volksmäßig ſeyn ſollte. Er ſtarb am 12. Jan. 1815 zu Hamburg an einer Entkräftung. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten", 8 Bde., mit Kupfern und Vignetten von Chodowiecki. Er hat auch Theraſſon's „Sethos", Ramſay's „Reiſen des Cyrus", St.-Martin's „Schrift über Irrthum und Wahrheit" und Fenelon's „Werke religiöſen Inhalts" überſetzt.

Clauſewitz (Karl von), kön. preuß. Generalmajor, Inſpecteur der 2. Artillerie-Inſpection zu Breslau, war am 1. Juni 1780 in Burg geboren. 1792 in Dienſt tretend, focht er ſchon im folg. J. in der Rheincampagne als 13jähr. Knabe in den Reihen alter Krieger. 1801—3 ſtudirte er unter Scharnhorſt in der berliner Kriegsſchule, und dieſem Lehrer, der ſeinen talentvollen Schüler beſonders auszeichnete, verdankte C. die Grundlage ſeiner militäriſchen Bildung. 1806 begleitete er den Prinzen Auguſt als Adjutant ins Feld, und die unglückliche Capitulation bei Prenslow verſchmähend, gerieth er an der Seite des Prinzen erſt dann in Gefangenſchaft, als die Natur ſelbſt beiden Tapfern jeden Ausweg verſchloß. Er ward nach Frankreich abgeführt. Dann diente C. bis 1812 als Major im Generalſtabe. Sowie der König in Scharnhorſt, ſo erkannte dieſer alsbald in C. den Mann, der vor Andern zur ernſten Vorbereitung kommender Tage mitzuwirken berufen war. Seinem Unterricht in jener Zeit verdankt noch jetzt eine große Zahl von Offizieren die Grundlage ihrer militär. Auszeichnung. Unter andern gab er auch dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Friedrich der Niederlande Unterricht in den Kriegswiſſenſchaften. Beim Ausbruche des ruſſ. Kriegs nahm C. ſeinen Abſchied, trat in ruſſ. Dienſte, machte den Feldzug als Oberquartiermeiſter bis Kaluga mit und wurde von hier zur Wittgenſtein'ſchen Armee verſetzt, die ſich an der Düna behauptet hatte, Als dieſe Armee im Dez. dem Macdonald'ſchen Corps in den Rücken fiel, was die Convention des Gen. York herbeiführte, wurde C. auf den

Wunsch York's dabei zum Unterhändler gebraucht. Die Campagne von 1813 machte C. noch als russ. Generalstabsoffizier im Blücher'schen Hauptquartier mit, und schrieb während des Waffenstillstandes auf Gneisenau's Veranlassung die „Uebersicht des Feldzugs vom J. 1813" (Glatz, und im Druck wiederholt Leipzig bei Brockhaus, 1814), welche mit großem Beifall aufgenommen und lange Gneisenau zugeschrieben wurde. Nach Bildung der russ.-deutschen Legion, die zum Wallmoden'schen Corps in Mecklenburg stieß, wurde C. zum Chef des Generalstabs dieses Corps ernannt. Er zeichnete sich bei dem Treffen an der Görde vortheilhaft aus. 1815 trat er in den preuß. Dienst, als Chef des Generalstabs des 3. Corps unter Thilemann, zurück. Er ward Gneisenau's nächster Freund. Auch der Rhein gedenkt mit hoher Achtung seiner Bestimmung als Chef des Generalstabes bei dem Generalcommando jener Provinz in den Jahren 1815—18. Seitdem General und Director der allgemeinen Kriegsschule, lebte C. in dieser Zeit der Friedensmuße fast nur kriegswissenschaftlicher Forschung und seinen Freunden. Als aber 1830 der Aufstand in Polen den König bewog, an den Grenzen dieses Landes 4 Armeecorps unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen v. Gneisenau zusammenzuziehen, da ward C., kaum einer neuen Waffe (der Artillerie) zugetheilt, wiederum als Chef des Generalstabes dahin berufen. Doch seit Gneisenau's Tod (Aug. 1831) nagte der Kummer an seinem Herzen, das mit Liebe für Freundschaft und Ehre unter einer bisweilen anscheinend kältern Außenseite schlug. Er starb zu Breslau am 16. Nov. 1831, nach einem neunstündigen Leiden an der Cholera. Mögen mit C. viele große und reiche Talente im preuß. Heere wetteifern; einen geordneteren Kopf hatte es in seinen Reihen schwerlich je gezählt. Seine Anschauung der Kriegskunst stand im Brennpunkt der tiefsten militärischen Forschung und Erfahrung. Sie war im weitesten Sinne, von höherer Politik bedingt, großartig und daher ebenso einfach als praktisch. Außer jener Uebersicht des Feldzugs von 1813 rühren mehre Aufsätze in militärischen Zeitschriften von C. her, in denen die falschen Theorien der Modesysteme, welche die Kriegsführung im Großen bald auf geometrische Figuren, bald auf geologische Analogien gründen wollten, bekämpft werden. Er hat mehre Werke in Manuscript hinterlassen, welche hoffentlich bald dem Druck übergeben werden, was dem Verfasser nur Bescheidenheit verbot.

Clauseln (jur.) nennt man diejenigen Nebentheile eines rechtlichen Aufsatzes, durch welche entweder einer schädlichen Wirkung vorgebeugt oder dem Geschäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden soll. Sie werden in allgemeine und besondere getheilt. Jene finden bei allen oder doch den meisten Geschäften Anwendung, diese nur bei dem einen oder dem andern. Zu jenen gehört, z. B. die Begebung der Ausflüchte des Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredeter als niedergeschriebener Dinge, der Verletzung über oder unter der Hälfte, der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand u. s. w., welche gewöhnlich dem Schluß aller Verträge angehängt wird. Zu den besondern werden gerechnet: bei Testamenten die clausula codicillaris; bei Darlehns-, Kaufs-, Miethe- und andern Geschäften die clausula cassatoria, durch welche bedungen wird, daß beim Eintritt einer gewissen Bedingung das ganze Geschäft für aufgelöst gehalten werden solle. Wenn z. B. ein Schuldner verspricht, seine Schuld in gewissen Terminen abzuzahlen, und zwar sub

clausula cassatoria, so berechtigt er, im Fall er einen Termin nicht inne hielte, den Gläubiger, sofort das Ganze von ihm zu verlangen. Eine andere noch ist die clausula cambialis, durch welche sich Derjenige, dem irgend eine Leistung obliegt, bei deren Unterbleibung, dem Wechselrecht gemäß, der persönlichen Verhaftung unterwirft. — Clausel (musikalisch). Ehemals benannte man die Art, wie sich die vier Hauptstimmen bei einem vollkommnen Tonschlusse zur Ruhe neigten, mit den technischen Ausdrücken: Discant-, Alt-, Tenor- und Baßclausel, was man jetzt gewöhnlich unter dem Ausdrucke Cadenz (s. d.) begreift.

Clavicembalo wurde sonst der Kielflügel, dann auch das Clavier genannt.

Clavicylinder (v. gr. Mus.), ein Toninstrument, das aus einer Claviatur und einem gläsernen Cylinder besteht, welcher mittelst einer Kurbel und eines Schwungrades mit dem Fuße umgedreht wird. Es wird in einem Gehäus, in Form eines Schreibepults, verwahrt und hat einen Umfang von g bis zum dreigestrichenen e. Die Töne werden durch Niederdrücken der Tasten angegeben und durch das Reiben des umgedrehten Glascylinders hervorgebracht; sie klingen so lange fort, als jenes Niederdrücken nicht aufhört, sprechen augenblicklich an und schwellen oder schwinden mit zu- oder abnehmendem Druck. Der Ton ist angenehm und von dem des Euphons und der Harmonika verschieden; jedoch eignet sich die C. mehr zum Vortrag langsamer als schneller Tonstücke. Chladni erfand es 1799 und 1800 zu Wittenberg.

Clavier (v. lat., Mus.), 1) ein musikalisches Drahtsaiteninstrument, welches mit Claviatur versehen ist, und wo der Ton mittelst des unmittelbaren Anschlagens länglicher Stückchen Blech, die an die Claves befestigt sind, an die Saiten hervorgebracht wird. Die Saiten sind länger als der Resonanzboden und zu den Eigenthümlichkeiten des Tons tragen die schmalen Tuchstreifen, womit die Saiten zwischen den Stiften, an die sie angehängt sind, und zwischen dem Orte, wo sie von den Tangenten der Claves berührt werden, durchflochten sind, viel bei. Zu einem guten Clavier gehört, daß es bundfrei sey, 5 Octaven (vom Contra F bis zum dreigestrichenen f enthält, daß die Tasten weder einen zu geringen noch zu tiefen Fall haben, und daß der Ton durchgehends von gleicher Stärke sey. Die Erfindung des C.'s schreibt man Guido von Arezzo um 1028 zu. Nach und nach wurden an dem C. mancherlei Verbesserungen angebracht, die es wesentlich veränderten, bis es sich später zum Fortepiano und endlich zum Flügelfortepiano gestaltete, welches das eigentliche C. wegen des volleren, schöneren Tons, den es besitzt, jetzt so gut, wie ganz verdrängt hat. Es besitzt das Instrument zugleich alle Eigenschaften des C.'s, die Bebung ausgenommen, die das C. allein hat. Die berühmtesten Clavierbauer waren: Silbermann, Horn u. A. Die Claviere sind meist tafelförmig, doch haben sie zuweilen auch andere Formen, z. B. die eines Büreau's (Büreauclavier). Das Clavierspielen (worunter man nicht nur die Behandlung des C.'s, sondern auch die völlig gleiche des Fortepiano's und Flügelfortepiano's versteht) ist jetzt bekanntlich so allgemein geworden, daß man es fast zu den Erfordernissen einer guten Erziehung zählt. Dennoch gehört zum guten Clavierspielen eine Fertigkeit, die nicht allgemein und leicht ist, und außer allgemeiner Kenntniß von der Musik und Geschmack, werden richtiger Takt, gute Fingersetzung und Geschmeidigkeit der Hände dazu vornehm-

lich erfordert. Es existiren sehr viele Anweisungen zum Clavierspielen. die besten sind: Bach's „Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen" (Leipzig 1787—97, 2 Bde., 4.; Türk's „Clavierschule" (ebend. 1802); A. F. Müller's „Clavier- und Fortepianoschule" (Jena 1805). — 2) Im weitern Sinne alle clavierähnliche Instrumente, besonders Flügel, Flügelfortepiano's.

Clavierauszug nennt man die Uebertragung eines größern musikalischen Werks, welches ursprünglich für mehre Stimmen oder für das ganze Orchester bestimmt ist, auf das Clavier oder Pianoforte, insofern diese Uebertragung auf Noten gebracht ist. Der Clavierauszug wird daher aus der Partitur gearbeitet. Er dient zur Privatübung, zum Genusse und zur Erinnerung eines größern Werks für sich selbst oder in kleinen Kreisen, auch wohl zum Einstudiren einer Singstimme. Er wird gewöhnlich bei Opern, Oratorien, Symphonien oder einzelnen Stücken aus denselben angewendet und meist von dem Componisten selbst gearbeitet. Wird der C. von einem Andern angefertigt, so erfordert Dieß sehr große Kenntniß der Harmonie, genaues Studium des Kunstwerks und feines Gefühl für dessen geringste Nüancen, um den Geist des Tonsetzers zu fassen und das Werk so wieder zu geben, wie er es dachte.

Clavierschlüssel (Clavierzeichen), der C-Schlüssel auf die unterste Linie des Liniensystems gesetzt, weil sonst die Oberstimme aller Musikstücke für Clavier in ihm gesetzt war. Jetzt ist er beim Clavier fast durchgängig durch den G-Schlüssel (Violinschlüssel) verdrängt.

Clavijo y Flaxardo (Don Jos.), berühmt durch sein schriftstellerisches Talent und seinen Zweikampf mit Beaumarchais (s. d.), lebte zu Madrid und erwarb sich durch seine literarischen Produkte und durch die Herausgabe seines Journals „El pansador" den Ruf eines gewandten Autors. Er knüpfte ein Liebesverständniß mit der Schwester des Beaumarchais an, gab es aber bald wieder auf und wurde hierüber von dem erzürnten Bruder zur Rechenschaft gezogen, in deren Folge sich ein Duell entspann in welchem er zwar verwundet, aber nicht getödtet wurde. Es ist demnach historisch unrichtig, wenn ihn Göthe, in dem nach ihm benannten Trauerspiele, im Zweikampfe umkommen läßt. Uebrigens war Clavigo von sanftem und einschmeichelndem Charakter, von guten Sitten und erleuchtetem Verstande, ob ihn gleich Göthe als weltverwendisch und unselbstständig zeichnet. Seit jenem abgebrochenen Liebesverständniß sank er sehr in der öffentlichen Achtung. Er war Aufseher über das naturhistorische Cabinet und Präses der Schaubühne de los Sitios. Er starb 1806. Durch die Uebersetzung von Buffon's „Naturgeschichte" in's Spanische (Madrid, 1795 12 Bde. 8.) machte er sich um die Literatur seines Vaterlandes sehr verdient; mit der Herausgabe des „Mercurio historico y politico de Madrid" beschäftigte er sich die meiste Zeit seines Lebens.

Clavis (Musik), 1) der Schlüssel, d. i. die den Noten vorgesetzte, ihre Gattung in Rücksicht der Höhe oder Tiefe bestimmende Vorzeichnung (s. Schlüssel); 2) (beim Clavier oder ähnliche Instrumenten) jede einzelne Taste, oder dasjenige bewegliche Holzstück, gemeiniglich mit Knochen oder Elfenbein überlegt, durch dessen Niederdrücken und Anschlagen die Saite berührt und der Ton hervorgebracht wird. — Claviatur bezeichnet den Inbegriff dieser sämmtlichen Tasten, oder auch den ganzen Körper, worauf dieselben ruhen.

Clemence-Isaure, eine erfreuliche Erscheinung auf dem Felde der Dichtkunst, blühte im 13. Jahrh. In ihrem 15. J. wurde das talentvolle Mädchen Waise; denn der Krieg hatte sie ihres Vaters beraubt und ein Gelübde ließ ihre Mutter den Klosterschleier anlegen. In der Nähe von Toulouse verlebte Isaure die glücklichen Tage ihrer Jugend auf ihrem einsamen Stammschlosse. Rein wie die Unschuld, liebte sie auch nur deren entsprechende Bilder, die Blumen, an denen sie mit inniger Seelenfreude hing und die sie mit ihren Händen wartete und pflegte. Als sie eines Tages in dieser Absicht zu einer Felsengrotte schritt, um in ihre Gießkanne Wasser aufzunehmen, hörte sie Harfentöne von einer wunderlichen Stimme begleitet. Sie stand still, horchte auf und wie Töne einer bessern Welt rauschten ihr die Töne: „Raoul und Isaure" entgegen. An einer Felsengrotte des Gartens umarmt sich Epheu mit einem Nebengeländer und hier vermuthete sie jenen unbekannten Sänger. Mit unwiderstehlicher Gewalt wurde sie zu dieser dunkeln Stelle hingezogen, sie lüftete den Schleier der schattenreichen Ranken und erblickte eine männliche Gestalt in jugendlicher Schönheit. Ueberrascht von dieser Erscheinung, senkt sie den Blick nieder, verliert sich eine Zeitlang in sprachloser Verwirrung und enteilt dann mit geflügelten Schritten dem Garten, ihre Gießkanne zurücklassend. Voll edler Selbstbeschämung entschließt sie sich jetzt, den Blumengarten zu meiden, — und ohne daß sie es wollte, begrüßt sie der kommende Tag an derselben Fontaine, die ihre Schüchternheit meiden wollte. Die Natur feierte eine ernste Stille und Isaure glaubt allein zu seyn, als ihr Auge in einer Jasminlaube jenen Jüngling mit gesenktem Haupte auf eine Harfe gestützt, erblickt. Kaum bemerkte der liebenswürdige Knappe das Idol seiner Begeisterung, als er auch schon in die Saiten greift und in schmelzenden Tönen ein Minnelied singt, dessen Inhalt Isauren die Gluth der Liebe auf die beschämten Wangen trieb. Isaure verweilt, und mit einer Art Schwermuth ziehen die letzten Strophen des Troubadours an ihrem Gehöre vorüber. Da naht sich der Sänger, seinen Ehrendank zu empfangen, indem er den Schluß seiner Romanze wiederholt:

„Vous avez inspiré mes vers,
Qu'une fleur soit ma récompense."

Isauren pflückt schüchtern ein Blümchen ab und überreicht es dem Knappen; er empfängt es und lispelt: „Isaure"! Leise wie die Töne einer Aeolsharfe, flüsterte sie: „Raoul"! und entschwand wie auf Windsbraut-Flügeln durch die langen Gängen des Gartens. Tief im Herzen bewährte die schöne Toulousanerin diese reizende Scene und mit einem Scheine von Gleichgültigkeit forschte sie bei ihrer Amme Josrande, wer die Einsassen des gegenüberliegenden altergrauen Schlosses seyen. Diese entwarf ihr ein märchenhaftes Gemälde von den alten Portalen und Säulengängen, wo Geister hausten und sich nicht leicht ein menschlicher Tritt hinwage, bemerkte aber zugleich, daß der Ort an der Fontaine von dem Schloßkaplane eingesegnet und mithin frei von diesen Schreckbildern sey. Das Letztere war hinreichend, ihr jenes Laubgewölbe, wo die Sehnsucht ihres Herzens hingerichtet war, noch angenehmer zu machen. Mit der Frühröthe des Tages brachte sie ihrem Troubadour den Morgengruß; wenn sie in der Mittagssonne ihre Nelken in Schatten stellte, stand ihr Raoul zur Seite und empfing eine Blume aus ihren Händen; und wenn die Strahlen der Sonne sich in die Fluth tauchten, saßen sie

in einer Jasminlaube und begleiteten den Schlag der Nachtigallen mit Lieder der süßesten Minne. Ihre Sprache war die der Blumen und die unmittelbaren Dollmetscher ihrer Gefühle: das Blümchen der Bescheidenheit, das Veilchen, das Bild der Reinheit, die Lilie, das Tausendschönchen, die wilde Rose und die Ringelblume. Bald wurde aber der Blüthenkranz ihrer Harmonie zerrissen; denn Raoul mußte mit seinem Vater, dem Grafen Raymond von Toulouse, hinaus in die Schlacht. Ein Vergißmeinnicht von seiner Isaure war sein Talisman und mit ihm stürzte er sich in der Schlacht bei Guinegaste unter den Feind, wo er sein Leben verblutete. Isaure sank an dem Altare des Herrn nieder, griff zu dem Schleier und ward eine Braut Christi; denn in diesem Stande der Reinheit glaubte sie ihre irdische Liebe mit der himmlischen zu vermählen und so ihrem heldenschönen Geliebten ein Thränenopfer des aufrichtigsten Schmerzes zollen zu können. Nur die Geist- und Herzensfunken der Dichtkunst, welche ihr Innerstes durchglühten, banden sie an ein Leben fest, das für sie nach diesem unwiederbringlichen Verluste keinen Reiz mehr zu haben schien. Diesen zu genügen, erneuerte sie das Fest, welches im 12. Jahrh. durch die sieben Troubadours war gestiftet worden, unter der Benennung der Jeux floraux (s. d.) (Blumenspiele). Dieser Stiftung hing sie mit ganzer Seele an, und mit einer Frühlingsode, die sie zur Feier dieses Festes dichtete, erwarb sie sich den Namen der Sappho von Toulouse.

Clemens (Titus Flavius), einer der größten Lichter seiner Zeit, wahrscheinlich von Athen gebürtig, gewöhnlich Clemens v. Alexandrien genannt, weil er in dieser Stadt den größten Theil seines thätigen Lebens zubrachte, blühte am Ende des 2. und im Anfange des 3. Jahrh. Er war in Griechenland, in Italien, im Morgenland und in Palästina gewesen und hatte große Meister gehört, fand aber seinen Durst nach Wissenschaft nirgend so befriedigt, als in Alexandrien beim heil. Pantänus. Wann und wo er Christ geworden, ist ebenfalls unbekannt. Er ward Priester, als er nach dem Tode des Pantänus den Lehrstuhl an der Katechetenschule zu Alexandrien bestieg. Das Uebrige, was wir von ihm wissen, ist, daß nachdem er diese Stadt um die Verfolgung des Kaisers Severus auszuweichen verlassen hatte, er sich einige Zeit zu Flavias in Kappadocien, dem bischöflichen Sitze seines Jüngers und Freundes Alexander (nachmaligen Bischofs zu Jerusalem), aufgehalten, und daß er, als dieser des Glaubens wegen in Banden lag, dessen Gemeinde gekräftigt und erweitert habe. Clemens von Alexandrien gehört unstreitig zu den Gelehrtesten seines Zeitalters, die mit der Theologie eine gründliche Kenntniß der Philosophie verbanden. Er war ein sehr furchtbarer Schriftsteller, aber von seinen Schriften sind viele verloren gegangen. Wir besitzen nur noch seine „Ermahnung an die Heiden", den „Pädagoen" (Lehrmeister, Erzieher) die „Teppiche" und ein Büchlein unter der Ueberschrift: „Welcher Reiche wird selig werden?" Aus diesen Schriften lernt wan so ganz den liebenswürdigen Christenlehrer kennen. In der „Ermahnung an die Heiden" zeigt er den Unterschied zwischen der heidnischen und christlichen Religion und stellt ihnen das Leben Jesu als das vollkommenste Ideal der Tugend dar. Er zeigt ihnen wie die Weisesten der Philosophen des griech. Alterthums, Pythagoras, Platon, Xenophon und Kleanth, die Einheit Gottes anerkannt haben. Der „Pädagog" enthält in 3 Büchern einen Abriß der ganzen christl.

Sittenlehre. Sein größtes Werk, der Erguß der mannigfaltigsten Gelehrsamkeit, führt den Namen „Teppiche", weil es die Blumen und Früchte der griech. Gelehrsamkeit, die der Verfasser aus seiner Fülle darbietet, in dem christl. Gewande zu einem Ganzen vereinigt. Die Schriften des Clemens sind von hoher Wichtigkeit zu Beurtheilung des damaligen Zustandes der Wissenschaften und weil sie eine Menge Nachrichten und Bruchstücke von verloren gegangenen Schriftstellern des Alterthums erhalten haben. Clemens führte die elektische Philosophie in das Christenthum ein und beförderte die allegorische und mystische Erklärungen der heil. Schriften. Die Philosophie und Gelehrsamkeit die ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarb, aber allerdings auch zu sonderbarer Zusammenstellung verführte, hat ihm später den Ruf der Häresie zugezogen und bei den Rechtgläubigen den schon verliehenen Namen des Heiligen geraubt. Die ersten Ausgaben seiner Werke sind zu Florenz 1505, und zu Heidelberg (Commelin.) 1592 durch Friedr. Sylburg, beide in Folio erschienen. Die vollständigste ist die von Joh. Potter, Oxon. a theatro Sheldon 1715, nachgedruckt zu Venedig 1757.

Clemens (Päpste). I., mit dem Beinamen der Römer. Seiner erwähnt Paulus im 2. Briefe an Timotheus. Nach Anakletus erhielt C. das bischöfliche Amt zu Rom, der Dritte nach Petrus, „der die seligen Apostel gesehen, Umgang mit ihnen gehabt, dem noch ihre Predigt in den Ohren tönte, der die Ueberlieferung vor Augen hatte." (Irenäus.) Uebrigens wissen wir von seinem Leben wenig. Paulus gibt ihm das Zeugniß, daß, „sein Name aufgezeichnet sey im Buche des Lebens." Er hatte schon 4 Jahre der Kirche zu Rom als Oberhaupt vorgestanden, als Domitian im vorletzten Jahre seines Kaiserthums die Christen zu verfolgen begann. Während der Zeit, als der heil. C. auf Petrus's Stuhle saß, war eine Spaltung in der Gemeinde zu Korinth entstanden, welche zwar nicht die Einheit des Glaubens, aber die Eintracht der Liebe, die Ordnung und die Zucht angefochten hatte, indem ehrgeizige Mitglieder dieser Kirche tadellose, von den Aposteln und von apostolischen Männern mit Zustimmung der Gemeinde eingesetzte Hirten verdrängt und deren Platz eingenommen hatten. Irenäus erwähnt dieses Ereignisses mit wenigen Worten. Eusebius und Hegesippus reden von dem Briefe, den C. an die Gemeinde zu Korinth schrieb, von dem man seit langer Zeit nur einzelne Bruchstücke kannte bis der gelehrte Junius 1633 so glücklich war, eine alte Handschrift desselben, die aus Aegypten nach England gebracht worden, zu finden, deren Echtheit von katholischen und protestantischen Gelehrten allgemein anerkannt wird. Wahrscheinlich wurde dieser Brief im J. Chr. 97 nach der Domitianischen Verfolgung geschrieben, indem sich C. bei den Korinthern entschuldigt, daß er wegen der Leiden und Drangsale seiner Gemeinde an der frühern Beantwortung des Schreibens der Korinther an ihn verhindert worden. In welchem hohen Ansehen C. bei den Korinthern stand, sehen wir aus dem Bruchstücke eines Briefes, den einige Decennien nachher Dionysius, Bischof zu Korinth, an Papst Soter schrieb, worin er bezeugt, daß der Clementinische Brief noch zu der Zeit öffentlich in den Versammlungen der Korinther vorgelesen wurde. Die andern Schriften, welche man gewöhnlich dem h. C. zuschreibt werden als echt bezweifelt oder doch für verfälscht gehalten. Dahin gehört ein zweiter Brief an die Korinther, wovon wir noch ein ansehnliches Bruchstück besitzen, dessen Echtheit schon

sebius und Hieronymus, wie auch der gelehrte Photius bezweifelten. 5 andere Briefe, welche C. zugeschrieben worden und den Schwall der falschen Dekretalen vermehrt haben, wurden schon lange für unecht allgemein anerkannt. Der Inhalt seiner Schriften, so weit sie für echt gehalten werden können, beweiset keineswegs die von dem verstorbenen Professor Kestner in Jena (s. dessen „Agape oder der geheime Weltbund der Christen", Jena 1819) aufgebrachte, aber bis jetzt von keinem Kenner der Kirchengeschichte gebilligte Meinung, daß dieser Papst einen geh. Bund der Christen unter dem Namen „Agape" (Liebe) gestiftet habe, um das Christenthum aufrecht zu erhalten und durch planmäßige Verdrängung des Heidenthums zur allgemeinen Weltreligion zu machen. Kestner gründet diese unhaltbare Meinung mit auf einen unterhaltenden, aber durchaus nicht glaubwürdigen Roman vom Leben des röm. C. und seinen Reisen mit dem Apostel Petrus, der erweislich erst gegen das Ende des 2. oder im Anfange des 3. Jahrh. von einem wahrscheinlich alexandrinischen Judenchristen, vielleicht Ebioniten, erdichtet und dem C. als Selbstbiographie untergeschoben worden ist. Man hat ihn in 3 verschiedenen Ausgaben, die erste und vollständigste in Rufin's lat. Uebersetzung u. d. T.: „Recognitionen" Wiedererkennungen, weil C. darin die lange von ihm getrennt gewesenen Glieder seiner Familie unter wunderbaren Abenteuern wiederfindet; die zweite griechisch und in Homilien eingetheilt, u. d. T.: „Clementina" oder „Clementinen"; die dritte in einem von den Thaten, Reisen und Predigten des Apostels Petrus handelnden kurzen Auszuge. Von anderer Beschaffenheit sind die gleichfalls ihm zugeschriebenen apost. Constitutionen, die sehr viel Schätzbares und manches ihrer Ueberschrift nicht Unwürdiges enthalten. Man glaubt, daß sie von einem Unbekannten im 3. Jahrh. zusammengetragen, hie und da aber verfälscht worden. Die Kanons, welche man den sogenannten apostol. Satzungen angehängt hat, tragen ein unverkennbares Gepräge des Alterthums an sich; und das erste allgemeine Concilium zu Nicäa (325) führte sie als „alte Gesetze, als Kanons der Väter, als kirchliche Kanons" an. Durch dieses Alterthum erhalten sie, als Zeugnisse von der Lehre, einen sehr hohen Werth. Indessen hat diese obschon sehr schätzbare Sammlung kein kanonisches Ansehn. Wenn man die Erzählungen, welche in den „Recognitionen" vorkommen, beseitigt, so weiß man nichts Bestimmtes, weder über C.'s Vaterland, noch sein Geschlecht. Am Wahrscheinlichsten ist wohl, daß er ein Hellene ist, daher der jüdischen Gebräuche sehr erfahren und der Philosophie der Griechen nicht unkundig. Er st. 100 nach Chr. eines natürlichen Todes, nicht wie Einige wollen, des Märtyrertodes. Eusebius sagt: „Er schied aus dem Leben." Weil C. unter Domitian schwere Verfolgung und Mißhandlungen erduldet, nennt ihn der Kanon der Messe einen Märtyrer.

II. Suidger, Bischof von Bamberg, ein geborner Sachse, gelangte durch Kaiser Heinrich III. 1046 an die Stelle des unwürdigen Benedikt IX. zur päpstl. Würde. Am Weihnachtstage ward zugleich der neue Papst eingeweiht und Heinrich nebst seiner Gemahlin von ihm mit der Kaiserkrone gekrönt. Er gab auf einer Synode kräftige Verordnungen gegen die Simonie, starb aber schon im folgenden Jahre, wahrscheinlich vergiftet von seinem Vorgänger Benedikt.

III. Guibert, Erzbischof von Ravenna, von der Partei Kaiser Heinrichs IV. 1080 zum Papst gewählt, um Gregor VII. zu verdrängen,

und 1084 gewaltsam in Rom eingesetzt, behauptete sich als Gegenpapst auch nach Gregors Tode gegen die von der Gregorianischen Partei gewählten Victor III. und Urban II. mit abwechselndem Glück bis 1089 in Rom. Von den Römern vertrieben und zur Verzichtleistung auf die Papstwürde eidlich verpflichtet, kam er 1091 mit Heinrichs Heere wieder nach Rom, mußte es 1094 abermals verlassen und an Heinrichs Hoflager Schutz suchen, unterwarf sich 1099 Urbans Nachfolger, Paschalis II., und starb 1100 zu Ravenna. Papstrecht konnte er nur über die diesem Kaiser gehorsamen Provinzen Deutschlands und Italiens ausüben, und wird in der Reihe der rechtmäßigen Päpste nicht mit gezählt. Daher nannte sich auch der 1187 zum Papst erhobene Cardinalbischof, Paulus von Palästrina, ein Römer, Clemens III. Er beendete die vieljährigen Streitigkeiten der Päpste mit den Römern durch einen Vergleich, in Folge dessen sich Rom unter seine Herrschaft beugen mußte. C. war ein eifriger Beförderer der Kreuzzüge, brachte Sicilien an Herzog Rogers von Apulien natürlichen Sohn Tankred und starb nach einer 4jährigen äußerst thätigen Regierung 1091.

IV. Guido, aus Saint-Guilles in Languedoc gebürtig. Mit seltenen Talente ausgestattet, widmete er sich besonders dem Studium der Rechtswissenschaft, vermählte sich und ward Vater von zweien Töchtern. Der König von Frankreich, seine große Gelehrsamkeit und tiefen Einsichten in Staatssachen anerkennend, erhob ihn zu seinem Rath; aber Guido entsagte nach dem Tode seiner Gemahlin dieser Ehrenstelle, weihete sich dem Priesterstand und ward, auch in dieser Sphäre sich auszeichnend, nach einiger Zeit durch seinen Monarchen zum Erzbischof von Narbonne befördert. Der Papst brauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften mit glücklichem Erfolge, gab ihm das Cardinalbisthum Sabina und sandte ihn als Legat nach England. Endlich wurde er 1265, auf Betrieb Karls v. Anjou, mit der Tiara geschmückt. Das Ziel seiner Politik war auf den Untergang der Hohenstaufen in Italien gerichtet; daher unterstützte er, das Reich beider Sicilien dem Manfred zu entreißen, Karl v. Anjou in der Eroberung desselben aufs Kräftigste. C. kam 1267 aus Frankreich nach Viterbo und nahm im folgenden Jahre, nach der Enthauptung des letzten Hohenstaufen Conradin zu Neapel, Besitz von Rom. „Daß dieser Papst zu dem Frevel gegen Conradin durch ein schlechtes Witzwort: „Der Tod Conradins ist das Leben Karls!" gerathen habe, ist nicht allein unwahr; sondern man kann auch auf den Grund seiner Ermahnungsschreiben und Anderer Zeugnisse annehmen, daß er des Königs Verfahren durchaus mißbilligte." (So Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" Bd. IV. S. 662.) Der Tod überraschte diesen durch große Kraft und Festigkeit ausgezeichneten Kirchenregenten eben, als er zwischen den Königen Richard Cornwall von England und Alfons von Aragon über die deutsche Krone entscheiden wollte, zu Viterbo 1269. Auch hinterließ er den Ruhm eines guten Kanzelredners und strengen Asceten und war ein Feind des Nepotismus.

V. Bertrand d'Agoust, ein Goscogner, Erzbischof von Bordeaux, hatte seine ganzes Glück Bonifaz VIII. zu verdanken und hielt sich daher im Streite dieses Papstes mit König Philipp dem Schönen von Frankreich zur Partei des Erstern, ward aber nach Bonifaz's Tode durch Philipp unter Zusicherung der päpstl. Würde schnell umgestimmt und in einem geheimen Vertrage verpflichtet, sich ganz nach seinen Wünschen zu beque-

men. Sie betrafen meistens die Wiederherstellung der von Bonifaz gedemüthigten Colonna's und die Aussöhnung des französ. Königs mit der Kirche. Philipp's Unterhändler wußten die zu Perugia versammelten Cardinäle zu überlisten, und d'Agoust ward am 5. Juni 1305 zum Papst erwählt. Die in Italien damals wüthenden Bürgerkriege hinderten ihn, seine Residenz dort zu nehmen. Als er nun die Cardinäle nach Lyon berief, sah sich die italien. Partei derselben betrogen und weissagte zugleich, daß der päpstl. Stuhl auf diese Weise aus Italien gezogen, nicht sobald würde zurückgebracht werden. C. erwählte nach einigen Herumwanderungen durch Frankreich 1309 Avignon zu seinem beständigen Sitze, welche Stadt während seiner Regierung zum Asyl aller Laster wurde, da seine eigenen Sitten ihm Nachsicht geboten. Philipp's Forderungen an den Papst waren von der Art, daß man sie nur Dem, welchen man auf gewisse Weise in seiner Gewalt hat, zumuthen konnte. Jenem Vertrage gemäß hob C. alles von Bonifaz gegen den König von Frankreich Verfügte wieder auf. Er ertheilte nur Günstlinge die Cardinalswürde, gab dem Monarchen den geistlichen zehnten in Frankreich auf 5 J., vereitelte dagegen Philipp's Plan, seinen Bruder Karl von Valois zum deutschen König zu erheben, und sprach wider seinen Antrag nach langem Proceß den todten Bonifaz auf der allgemeinen Synode zu Vienne von dem Vorwurf der Häresie los. Auf dieser 1311—12 gehaltenen Kirchenversammlung ward, auf Philipp's Betreiben, der Tempelherren-Orden (s. d.) aufgehoben, mehre heilsame Kirchengesetze (u. d. T. Clementinen Theil des kanonischen Rechts) zur Verbesserung der Sittenzucht des Weltklerus sowohl als der Klöster beiderlei Geschlechts erlassen. Auch verordnete C. die Errichtung von Lehrstühlen der orient. Sprachen auf den Universitäten, beförderte die Studien der Mönche und schränkte das zu strenge Verfahren der Inquisition weislich ein. Aber ungeachtet dieses Guten brachte er durch Verleihung vieler ansehnlichen geistlichen Würden an Weltleute der Kirche große Schaden und ließ das zu Kreuzzügen eingetriebene Geld meist von seinen Nepoten verschlingen. Um seine Herrschaft in Italien zu befestigen, verband er sich mit seinem Vasallen, König Robert von Neapel, mit dessen Unterstützung er über Venedig siegte, das wegen Besitznahme Ferrara's von C. mit Bann und Interdikt belegt (1303 und 1309), endlich nach Ferrara's Wiedereroberung durch den Legaten den Frieden erhielt (1313). Im Verein mit seinem treuen Robert suchte er auf alle Weise die kaiserl. Macht und die Ghibellinen in Italien wieder zu schwächen; aber der durch ihn auf den deutschen Thron erhobene Heinrich VII. wußte, ungeachtet des ihm geleisteten Eides der Treue, seine Rechte auf Italien von seinen Verbindlichkeiten gegen den Papst sehr wohl zu unterscheiden, und zwang 1312 in Rom von den Cardinälen seine feierliche Krönung, die Clemens verboten hatte. Als der Kaiser gegen Robert Neapel in Anspruch nahm, ihn in die Reichsacht erklärte, den Papst als Vermittler nicht anerkennen wollte, nahm dieser seinen Vasallen in Schutz. Es erging daher von Clemens in einer Bulle an den Kaiser der Befehl, sich Neapels zu enthalten, welches er, wie er sich gut ausdrückte, „mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage". Doch Heinrich kümmerte sich nicht darum; er unterhandelte mit den Calabresen, Apulern und Römern, als er 1313 starb. 1314 ernannte Clemens den König Robert zum röm. Senator und Reichsverweser in Italien. Seine großen Plane, die

italien. Nation unter Einem Herrscher zu vereinigen, vereitelte der Tod. Er starb 1314 zu Roquemaure in Languedoc.

VI. Peter Roger, der Sprößling eines adeligen Geschlechtes, geb. 1292 zu Maumont bei Limoges, trat in den Orden der Benediktiner, stieg stufenweise zum Abt zu Fecamp, Bischof von Arras, Rath des Königs Philipp, Erzbischofe von Sens und Rouen und endlich 1338 zur Würde eines Cardinals. Er wurde 1342 zu Avignon auf den päpst. Stuhl erhoben. Nicht einmal zum Schein andächtig, glich er in der Verwaltung seines hohen Amtes dem Vorigen; denn die ansehnlichsten Pfründen vergab er an seine Günstlinge. 1344 stiftete er für einen span. Infanten das Königreich der kanarisf. Inseln. 1346 ging Roms Empörung unter Rienzo (s. d.) wie ein flüchtiger Rausch vorüber, und er bekam diesen Demagogen in seine Gewalt. 1350 verordnete er, das Jubiläum alle 50 Jahre zu feiern. Gegen Kaiser Ludwig den Baiern verfuhr er im Geiste seiner Vorfahren mit Härte und befolgte das hergebrachte päpstliche, durch französische Politik bestimmte System. Er erließ daher Bannbullen gegen den Kaiser; dieser schickte Gesandte an Clemens, alle Forderungen eingehend zum Erstaunen des Papstes, der die Lossprechung des Kaisers verweigernd, jetzt neue Bedingungen vorschrieb mit dem Zusatze, daß Ludwig, im Falle der Nichterfüllung derselben sich selbst für abgesetzt erklären solle. Dem Einflusse C.'s gelang es indeß, daß Karl vom Luxemburg, der Sohns des König von Böhmen, einst sein Schüler und daher ihm treu ergeben, von den Kurfürsten von Köln und Trier 1346 zum Gegenkaiser erwählt wurde; doch konnte der Papst ihm nicht allgemeine Anerkennung verschaffen und mußte nach Ludwig's Tod (1347) dessen Partei in Deutschland vom Kirchenbann absolviren, ja um sich die Gewogenheit der Stände zu erwerben, nach Günthers v. Schwarzburg Thronentsagung eine neue Wahl Karl's IV. (s. d.) zulassen. 1348 erwarb C. durch Kauf von der Königin Johanna von Neapel — die der Mitschuld an ihres Gemahls Ermordung verdächtig, vom Papst aber freigesprochen wurde — das Gebiet Avignon in Frankreich. Er suchte die schismatischen Griechen und Armenier mit der kathol. Kirche, jedoch ohne Erfolg, wieder zu vereinigen, und starb 1352, von Petrarca seiner Gedächtnißstärke, seiner Freigebigkeit und Milde, weniger seiner Sitten wegen gelobt. — Während des großen Schisma führten zwei Gegenpäpste den Namen Clemens, die die Kirche nicht unter die rechtmäßigen Päpste zählt. — Robert, Graf von Genf, Bischof von Cambrai und Cardinal, wurde als ein 36jähr. Mann 1378 zu Fondi von den franz. Cardinälen, die den Papst Urban VI. verlassen hatten, zum Papst gewählt und nahm den Namen Clemens VII. an. Mit ihm begann das große Schisma, da Frankreich, später auch Schottland, Lothringen, Savoyen und Spanien auf seine Seite traten. Er residirte in Avignon, lebte vom Pfründelhandel und von Annaten und hielt die Friedensvermittler mit dem Erbieten hin, eine Kirchenversammlung, zu der er keine Anstalt machte, über das Schisma entscheiden zu lassen. In Italien galt er Nichts und konnte das Haus Anjou in Neapel nicht schützen. Ruhmlos starb er den 16. Sept. 1394. — Noch weniger vermochte der Nachfolger des schismatischen Benedict XIII., Aegidius Munnoz aus Barcelona, den drei Cardinäle 1424 zu Peniscola zum Papst wählten und Clemens VIII. nannten. Von dem Könige Alfons von Aragonien unterstützt, residirte er zu Peniscola bis 1429, wo er sich mit dem Bisthum der balearischen Inseln abfinden ließ.

VII. Julius v. Medici, natürlichen Sohn Julians v. Medici, erhielt unter Papst Julius II. die Würde eines Priors der Johanniter, ward von seinem Oheim Leo X. legitimirt, zum Erzbischof von Florenz, Cardinal und Kanzler erhoben und nach Hadrians VI. Tod 1523 mit der Tiara gekrönt. Seine Verbindung mit Franz I. von Frankreich verwickelte ihn in einen Kampf mit Kaiser Karl V. (s. d.), dem er auf keine Weise gewachsen war. Das kaiserl. Heer eroberte und plünderte Rom 1527 (s. Bourbon), hielt ihn 7 Monate in der Engelsburg gefangen und preßte ihm die Uebergabe aller festen Plätze nebst 40.000 Ducati Lösegeld ab. Ungeachtet seiner vom franz. Marschall Lautrec geleiteten Flucht nach Orvieto mußte er diese Bedingungen halten und daher Cardinäle und Prälaten für Geld ernennen, um endlich 1529 mit dem Kaiser Frieden schließen zu können. Er krönte ihn zu Bologna 1530 und erlangte von ihm die Einsetzung der Familie Medici in das Herzogthum Florenz. Den Fortgang der Kirchentrennung in Deutschland konnte er nicht hindern, und in England erklärte sich Heinreich VIII., weil C. eine Bulle gegen des Königs Ehescheidung erlassen, zum Kirchen-Oberhaupt in seinen Staaten. Frankreich erhielt von ihm ein verderbliches Geschenk in der Person seiner Nichte, Catharina von Medici, die er 1533 zu Marseille mit dem Herzoge von Orleans, zweitem Sohne des Königs Franz I. vermählte. Mit neuen Entwürfen gegen Karl V. beschäftigt, starb er 1534. Seine Sitten werden gelobt, aber als Regent war er feig, wortbrüchig, unentschlossen, unklug und in seinen Unternehmungen unglücklich. Der Kirche hat seine nur auf Erhebung des Hauses Medici hinarbeitende Regierung keinen Vortheil gebracht.

VIII. Hippolyt Aldobrandini, verdankte seine Erhebung auf den röm. Stuhl (1591) dem Einflusse des Königs von Spanien. Die wichtigsten Begebenheiten seiner Regierung sind: die Lossprechung Königs Heinrich IV. von Frankreich (1595), den er anzuerkennen sich lange geweigert hatte; die Eroberung des Herzogthums Ferrara (1596), welches bisher von dem Hause Este als päpstl. Lehn regiert wurde; die Vermittlung des Friedens zu Vervins (1598) zwischen Spanien und Frankreich; und daß er durch seine Mäßigung und weise Politik einen neuen Krieg zwischen beiden Mächten verhütete. Von seinem rühmlichen Eifer zur Beförderung der theologischen Wissenschaften zeugt unter andern die von ihm 1592 besorgte 2. verbesserte Ausgabe der Vulgata des Papstes Sixtus V. Die heftigen Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Jesuiten über die Gnade betrübten ihn sehr, und da er anfangs die Ersteren begünstigte, hatte man bei seinem Hinscheiden (5. März 1605 sogleich die Menschenliebe, die Jesuiten der Mithülfe an des Papstes Tode verdächtig zu machen. C. hinterließ den Ruhm eines trefflichen Regenten und würdigen Kirchenoberhauptes. Die Thomaschristen in Ostindien mit der röm. Kirche zu vereinigen, mißlang ihm, und seine Gutmüthigkeit ward von einem Betrüger gemißbraucht, der im Namen des alexandrin. Patriarchen die Union der koptischen Kirche mit der katholischen Kirche anbot.

IX. Julius Rospiglioši, geb. 1606 zu Pistoja, mehre Jahre Nuntius am span. Hofe, unter Alexander VII. Staatssekretär, ward d. 20. Juni 1667 zum Papst erwählt. Er verbesserte die Finanzen seines Staats, hob die geistlichen Orden der Jesuiten, der Chorherren von St.-Gregor in Alga zu Venedig und der Brüder des h. Hieronymus von Fiesole,

sowie mehre Klöster auf, um den Venetianern Geld zur Ausrüstung gegen die Türken zu verschaffen, und unterstützte sie selbst mit Truppen und Galeeren. Er war einer der Vermittler des aachener Friedens, legte 1668 die Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und Jansenisten (s. Jansen) bei und endigte den vieljährigen Zwist Portugals mit dem röm. Stuhl, indem er den vom Könige Pedro ernannten Bischöfen die kanonische Bestätigung ertheilte. Da die Juden in Rom sich zu einer großen Anzahl vermehrt hatten, so verwies er sie bis auf wenige aus der Stadt. Gegen den Waarenhandel der Missionäre gab er die schärfsten Verbote. Der Verlust Kandia's an die Türken erfüllte ihn mit dem tiefsten Kummer, welcher seinen Tod 1669 herbeiführte, der allgemein bedauert wurde. In der Geschichte glänzt er durch seine Klugheit, Geschmeidigkeit und aufgeklärte Denkungsart, sowie durch seinen edlen, sanften und an fürstlichen Tugenden reichen Charakter.

X. Emil Altieri, stammte aus einem röm. Patriziergeschlechte, geb. 1541, ward 1669 Cardinal und bestieg 1670 den päpstl. Thron. Er suchte seine Familie zu den höchsten Würden zu erheben, verminderte die Auflagen, erlaubte dem Adel den Großhandel, ward aber gezwungen, das Dekret, welches den auswärtigen Gesandten in Rom die Zollfreiheit nahm, zu vernichten. Während seines Pontifikats begann mit Frankreich der Streit über das Realrecht. Sein auswärtiger Einfluß war gering. Die Festlichkeiten des Jubeljahres, das er 1675 feierte, wurden durch die Anwesenheit der Königin Christina von Schweden in Rom erhöht. Ein Bündniß Rußland mit andern christlichen Regenten gegen die Türken wollte er nicht begünstigen. Er starb 1676, nur von seinen Nepoten betrauert.

XI. Johann Franz, aus der berühmten Familie Albani, geb. zu Urbino 1649, erhielt 1690 die Cardinalswürde und zeichnete sich bei den durch die streitige Erbfolge in Spanien schwierig gewordenen Zeitverhältnissen durch Geschäftskenntniß und Unternehmungsgeist so aus, daß die Cardinäle ihn des päpstl. Stuhls für würdig hielten und am 8. Okt. 1700 mit der dreifachen Krone schmückten. Für den Kirchenstaat war es sehr vortheilhaft, daß er den abgeschwornen Nepotismus wirklich mied. Zwar drang er mit kräftigen Maßregeln gegen die Quartierfreiheit der Gesandten durch, war aber wegen Mangel an politischem Takt und durch seine Heftigkeit in Behandlung der auswärtigen Verhältnisse und der Kirchenregierung nicht glücklich. So widersprach er der preuß. Königswürde, und seine Parteilichkeit für Frankreich im span. Succeßionskrige war für ihn und sein Reich sehr nachtheilig und demüthigend. Er weigerte sich, den Erzherzog Karl als König in Spanien anzuerkennen, protestirte bei der Krönung Kaiser Josephs I. gegen das kaiserliche Rechte der ersten Bulle, nämlich bei der Thronbesteigung zu den ersten Vakanzen in den Stiftern Deutschlands Bewerber zu präsentiren; mußte aber 1709 die Veste Comacchio dem Kaiser abtreten, 5000 Truppen seines Heeres entlassen, den Kaiserlichen freien Durchmarsch nach Neapel gestatten, die Anerkennung Karls III. von Spanien geloben; wodurch Philipp V. von Spanien gereizt, auf einige Jahre alle Verbindung mit Rom abbrach. Gegen den altranstädter Frieden und die Wahl des Königs Stanislaus protestirte er umsonst, und sein Gesandter wurde beim utrechter Frieden nicht zugelassen. Ueber seine Verhandlungen in Kirchensachen, s. China, Jansen, Unigenitus. In dem Streite

über die Gerechtsame der Krone Sicilien in Kirchensachen (sicilianische Monarchie) mußte er endlich nachgeben. Er erhob das Erzbisthum Lissabon zu einem Patriarchat. In der Regierung seines Staates bewies er sich als ein wohlmeinender Monarch. C. war ein eifriger Beförderer der Wissenschaften, bereicherte die Bibliothek des Vatikans mit orientalischen Handschriften und durch seine treffliche Privatbibliothek und stiftete die Akademie der bildenden Künste. Er war ein gelehrter Theolog und guter Prediger, wie er denn zuweilen die Kanzel der Peterskirche bestieg. Er starb 1721.

XII. Laurenz Corsini, geb. zu Florenz 1652, wurde 1730 Papst. Der Einfluß des röm. Hofes sank merklich während seines Pontifikats. Einem 8jähr. span. Infanten mußte er den Cardinalshut und das Erzbisthum Toledo geben, im Kirchenstaate gewaltsame span. Werbungen und wegen eines dadurch veranlaßten Aufruhrs span. Besatzung dulden und das alte Papstlehn Parma erst an einen Infanten, dann an den Kaiser übergehen sehen, wogegen er einige vortheilhafte Reservate in dem 1737 mit Spanien abgeschlossenen Concordate erhielt. Im Streit über die Quartierfreiheit mit Venedig mußte er ebenfalls nachgeben, und der Ausübung des königl. Patronatrechts über die geistl. Pfründen in Savoyen widersprach er vergebens. Auch mißlang ihm die Einverleibung der kleinen Republik S.-Marino. Seine friedfertigen Gesinnungen beurkundete er dadurch, daß er mehre Versuche zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen in Europa machte. Er stiftete das Corsinische geistliche Seminar für junge Griechen in Calabrien, verbesserte die Polizei in Rom durch Aufhebung der Freistätten und durch Luxusverbote, errichtete ein Findelhaus u. a. Anstalten und verschönerte Rom durch prachtvolle Gebäude. Als Beförderer der Wissenschaften sammelte er Statuen im Capitol und orientalische Manuscripte im Vatikan, von dem damals auch syrische Drucke ausgingen. Er starb 1740, wegen seines Nepotismus und seiner Prachtliebe große Schulden hinterlassend.

XIII. Karl Rezzonico, geb. 1693 zu Venedig, verdankte seine Erhebung zum Papste (1758) der Kaiserin Maria Theresia und den Jesuiten. Jener verlieh er den Titel: Apostolische Majestät. Das neue Oberhaupt der Kirche gerieth mit dem genuesischen Freistaate in unangenehme Verwickelungen wegen Corsika, und kaum war der Friede hergestellt, als die Behandlung der Jesuiten in Portugal und die gänzliche Entfernung dieses Reiches von Rom in eine völlige Kirchenspaltung auszuarten drohte. Gleiche und fast noch größere Ursachen zur Betrübniß des h. Vaters kamen ihm aus Frankreich und den übrigen von Sprößlingen des bourbon. Stammes beherrschten Ländern; ja selbst in Ländern des Gehorsams (terris obedientiae), wie Deutschland, regte sich ein kühner Neuerungsgeist, der ohne Anfrage und Erlaubniß Einrichtungen traf, die dem Ansehen und der Macht des päpstl. Stuhls um so gefährlicher wurden, da die sonst mit Erfolg gebrauchten Mittel gegen dergleichen Wagnisse jetzt wenig zu fruchten schienen. Daß aber auch die furchtbarste Waffe der Kirche stumpf und unschädlich sey, mußte er mit Kummer an dem traurigen Erfolge des Monitoriums gegen den Herzog von Parma erfahren. Diese Maßregeln gegen einen ungehorsamen Sohn der Kirche, so unzeitig sie schien, war nach der Denkungsart des h. Stuhls folgerichtig, aber sie verfeindete ihn mit allen weltlichen Regierungen, sodaß er die ebenso weise als fromme Maria Theresia für nöthig hielt,

sich solchen Schritten der päpstl. Curie mit Ernst zu widersetzen. Frankreich besetzte Avignon und Venaissin, Neapel aber Benevent, und verweigerte den Tribut; in Spanien wurden seine Vorbehalte geistlicher Pfründen abgewiesen. Gegen die Jesuiten erhob sich indeß ein allgemeiner Sturm; aus den meisten kathol. Staaten verwiesen und ihm zugeschickt, war er zu sehr von dem Ungrunde der gegen sie erhobenen Beschuldigungen und Verbrechen überzeugt und erließ daher 1765 zu ihren Gunsten unter den feierlichsten Formen und mit Zustimmung des Cardinalscollegium, sowie auf Begehren vieler Bischöfe die berühmte Bulle „Apostolorum", welche, ebenso tief gedacht als innig empfunden und trefflich geschrieben, zu ihrer Zeit der päpstl. Kanzlei, aus welcher sie hervorging, nicht geringe Ehre brachte. Torreggiano, sein Staatssekretär, sowie der Jesuiten-General Ricci hatten den größten Antheil an der Regierung, während welcher Rom 2 Mal, 1764 und 66, Hungersnoth litt. Mitten unter den Händeln mit den kathol Höfen, welche die von ihm standhaft verweigerte Aufhebung des Jesuitenordens wollten, starb er den 2 Febr. 1769. Dieser unvermuthete Todesfall gewährte den Höfen, welche die förmliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu so lange vergebens betrieben hatten, die freudigste Ueberraschung. Alle ihre Sorgen waren nun dahin gerichtet, der Kirche ein solches Haupt zu geben, welches sich ihren Wünschen gefälliger bezeigen würde als der feste Sinn des vorigen Papstes. Die Jesuiten und ihre offenbaren und geheimen Freunde hatten wieder keine größere Angelegenheit, als eine solche Wahl nach Kräften zu verhindern. Hieraus entstand ein Kampf der Parteien, welcher die ungewöhnlich lange Dauer des damaligen Conclave verursachte. Der Wetteifer, mit dem man sich gegenseitig zu übertreffen strebte, verhinderte jede Einigung. Endlich erhielt die Partei der Höfe die Oberhand, und die Wahl eines Kirchen-Oberhauptes fiel vorzüglich durch die Beredtsamkeit des Cardinals Bernis auf den Cardinal-Priester Ganganelli, u. d. N.

Clemens XIV. Er hieß mit seinem vollständigen Namen Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli, war der Sohn eines adeligen Arztes und zu St.-Arcangelo bei Rimini 1705 geboren. Der Verlust eines bedeutenden Prozeßes hatte ihn seines Vermögens beraubt. Arm, jedoch nicht ohne Talente, nahm sich der Graf Bornaldi des Jünglings an und reichte ihm bei seiner wissenschaftlichen Beflissenheit die hülfreiche Hand der Unterstützung. Mit seinem 18. Lebensjahre trat er in den Minoriten-Orden, wo er sich mit den Studien der Philosophie und der Alterthumskunde beschäftigte. Er wurde hernach in Rom Lector der Theologie, suchte die Gunst der Jesuiten zu erwerben und dedizirte viele seiner theologischen Dissertationen dem Stifter ihres Ordens. Unter Benedikt XIV. wurde er auf Empfehlung der Jesuiten zu einem der Consultoren bei den röm. Congregationen erhoben, dann erhielt er die Stelle eines Inquisitors, welches Amt er mit Edelsinn und Schonung verwaltete. Clemens XIII. schmückte ihn mit dem römischen Purpur. In dem Streite des Letztern mit den kathol. Höfen rieth Ganganelli immer, sich denselben gefälliger zu zeigen. „Will man den römischen Stuhl nicht von seiner Höhe herabstürzen sehen, rief er, so muß man sich mit den Fürsten aussöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Grenzen hinaus und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen". Ein solcher Rath, welcher

dem päpstl. Stuhle mißfiel, erwarb ihm bei den weltlichen Mächten angesehene Gönner, und er verdankte denselben die päpstl. Würde. In der Sache der Jesuiten hatte er sich bisher mit kluger Parteilosigkeit betragen und seit seiner Erhebung zum Cardinal keine Vorliebe für sie blikken lassen; daher schien er der Mann zu seyn, der die weltlichen Regierungen beruhigen und den Frieden der Kirche durch Beseitigung des einzigen, einmal anstößig gewordenen Hindernisses desselben, der Gesellschaft Jesu, wieder herstellen würde. Kaum hatte er daher die Regierung angetreten, als sogleich von allen Seiten Anforderungen an ihn ergingen, den allgemeinen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Aber die Aufhebung eines Ordens von solcher Bedeutung, als die Gesellschaft Jesu, war für einen jeden Papst, selbst wenn er die gerechtesten Ursachen gehabt hätte, ihr persönlicher Feind zu seyn, ein so bedenkliches Unternehmen, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch Clemens XIV. sich nicht sogleich dazu entschließen konnte. Er suchte Zeit zu gewinnen, indem er auf das Andringen der Höfe erklärte, „er könne ein so löbliches Institut, welches von 19 seiner Vorfahren gebilligt und bestätigt sey, nicht geradezu vernichten, man möge ihm die Zeit gönnen, Alles selbst und genau zu untersuchen; denn um einen so berühmten Orden aufzuheben, müßte er Ursachen haben, die ihn vor Gott und der Nachwelt rechtfertigen könnten". Unterdessen richtete er alle Bestrebungen seiner Staatsklugheit dahin, sich die verscherzte Gunst der weltlichen Regierungen auch ohne das verlangte Opfer wieder zu verschaffen. Er hob das Monitorium gegen Parma auf, schrieb eigenhändig die gefälligsten Briefe an die Regenten, ließ geschehen, was nicht zu ändern war, und schwieg, wo er nicht reden konnte, ohne die Fürsten zu beleidigen, oder sich etwas von seinem Ansehen zu vergeben. Allein, wiewohl das Verhältniß des päpstlichen Stuhls zu einigen Staaten, namentlich zu Portugal, hierdurch etwas milder ward, so blieb doch der eigentliche Zweck seiner Bemühungen unerreicht. Alle Nachgiebigkeit und Höflichkeit, worin C. weiter ging als irgend einer seiner Vorfahren, wurde mit Lauigkeit und Kälte aufgenommen: der einmal bestimmte Preis der Versöhnung war und blieb die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Diese hatte unterdessen zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt. Drei Jahre war es C. gelungen, die kathol. Regierungen unter allerlei Vorwänden hinzuhalten; aber jetzt wurde ihr Begehren so ernstlich und dringend, daß etwas Entscheidendes geschehen mußte. Dem ungeachtet ist es höchst wahrscheinlich, daß der Papst auch selbst jetzt noch mehr eine bedeutende Umschaffung und Verbesserung des Ordens als eine völlige Aufhebung desselben im Sinne hatte. Das berühmte Jesuiten-Seminarium in Rom, worin in 200 Jahren einige Päpste, mehre Cardinäle, viele Bischöfe und eine große Menge Kirchenschriftsteller waren gebildet worden, wurde indeß aufgehoben; das Seminar zu Frascati hatte ein gleiches Schicksal. Der Cardinal Malvezzi, bekannt durch seinen sogar bis ins Lächerliche getriebenen Haß gegen den Orden, erhielt (im Febr. 1773) die Vollmacht, alle Häuser und Collegien der Gesellschaft Jesu in seinem erzbischöflichen Sprengel zu untersuchen und nach Gutbefinden aufzuheben, welches auch in Bologna, Ferrara u. a. O. geschah. Endlich am 9. Aug. 1773 versammelte sich auf besondern päpstl. Befehl ein enger Ausschuß von Cardinälen, der den 15. seine Sitzungen endigte, worauf am 16. Aug. das bekannte Breve: „Dominus ac redemptor noster" (denn zu einer Bulle würde

das Cardinalscollegium nie seine Zustimmung gegeben haben) die förmliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu aussprach. An demselben Tage verfügten sich päpstl. Abgeordnete von Wachen begleitet in die Häuser der Jesuiten, machten ihnen die Aufhebung ihrer Gesellschaft bekannt und ließen ihnen die Wahl, ob sie in einem gemeinschaftlichen Hause unter Aufsicht eines Weltgeistlichen zusammen leben, oder sich der Verfügung der Bischöfe, sie dem Bedürfniß gemäß als Weltpriester anzustellen, überlassen wollten. — C. regierte seinen Staat selbstständig und väterlich. Sparsam in seiner Lebensart, verwendete er einen großen Theil seiner Privateinkünfte zum allgemeinen Besten, sorgte für die Armen, stiftete eine herrliche Sammlung von Antiken (das Clementinische Museum), mehrte die vatikanische Bibliothek, schützte vernünftige Denkfreiheit und schaffte viele Mißbräuche ab, u. a. das Castriren der Singknaben. Von Frankreich erhielt er Avignon und Venaissin, von Neapel Benevent zurück, die sein Vorgänger durch das Monitorium gegen Parma verloren hatte. Aber seit der Aufhebung der Jesuiten führte C. ein sorgenvolles, von Furcht und Reue geängstigtes Leben; seine Kräfte schwanden. Er starb d. 22. Sept. 1774, nach dem Ausspruch der Aerzte nicht an Gift, wie man damals vermuthete, obschon Einige die Vergiftung behaupten. Der Kammerpächter Carlo Giorgi ehrte das Andenken dieses Papstes durch ein Marmordenkmal in der Kirche der Apostel zu Rom, welches Canova nach Volpato's Angabe ausführte.

Clemens August, Kurfürst und Erzbischof von Köln, war 1700 zu Brüssel geboren, wo sein Vater Max. Emanuel, Herzog und Kurfürst von Baiern, damals Generalgouverneur der Niederlande, residirte. Zwischen dem Hause Oestreich und Baiern herrschte, besonders beim Anfange des Krieges und die span. Thronfolge, eine gegenseitige Abneigung. Max. Emanuel trennte sich 1702 vom Reiche, welches die Partei des Kaisers ergriff, schloß sich an Frankreich, handelte feindselig gegen das deutsche Reich und nahm Ulm, Regensburg, Augsburg Passau u. s. w. mit Gewalt der Waffen. Allein in der Schlacht bei Schellenberg 1704 verließ ihn das Glück, er floh nach Frankreich, und die Kurfürstin mußte 1705 Baiern räumen. Ihre Kinder, und unter ihnen Clemens August, die sie der Güte des Kaisers Joseph I. empfohlen hatte, wurden nach Klagenfurt gebracht und kamen erst nach dem Frieden von Rastadt in ihr Vaterland nach München zurück. Jetzt nahm Joseph Clemens, Oheim unsers Clemens August, diesen zum Coadjutor von Regensburg an und schickte ihn nach Rom, um dort seine Studien zu vollenden. Am 21. Mai 1718 wurde er zum Bischofe von Paderborn gewählt und hielt am 13. April 1720 seinen feierlichen Einzug in Paderborn. Er führte einen sehr glänzenden Hofstaat, verschönerte das fürstliche Residenzschloß Neuhaus, wo er sich gern und oft aufhielt. 1719 wurde er Bischof von Münster, 1723 Erzbischof und Kurfürst von Köln, 1724 Bischof von Hildesheim, 1728 Bischof von Osnabrück, 1732 zum Großmeister des deutschen Ordens zu Mergentheim erwählt; er war also einer der mächtigsten geistlichen Fürsten seiner Zeit. 1727 wurde er zu Viterbo vom Papste Benedikt XIII. zum Erzbischofe geweihet. Bei dem Gepränge des Hofstaates blieb Clemens August herablassend und freundlich auch gegen die Geringsten seiner Unterthanen, unterredete sich gern mit ihnen über ihre Angelegenheiten, suchte sie selbst in ihren Wohnungen auf und fand viel Vergnügen an den ungekünstelten, schlichten Sitten und der geraden

Aufrichtigkeit der Landleute, Besonders rühmt man seinen frommen religiösen Sinn, den er bei allen Unterthanen bei jeder Gelegenheit zu nähren und zu beleben suchte, wie er denn auch die Pfarrer strenge anhielt, Katechesen an Sonn- und Festtagen zu halten. Indessen der Kurfürst so wohlthätig für alle seine Untergebenen wirkte, brach der östreichische Successionskrieg aus Clemens August hatte zwar die Freude, die Krone des Königreichs Böhmen auf dem Haupte seines Bruders Karl Albrecht zu sehen, ja ihm selbst 1742 zu Frankfurt die römische Kaiserkrone aufzusetzen; doch diese Freude war von kurzer Dauer, und der Kurfürst mußte selbst dem Bunde mit seinem Bruder entsagen. 1756 begann in Sachsen der 7jährige Krieg, welcher über alle seine Länder vielfaches Verderben brachte. Hier bewährte sich an unserm Kurfürsten die Regentengröße, die in den Drangsalen am Herrlichsten hervorstrahlt. Er war mit einem Worte gesagt, ein wahrer Vater aller seiner Unterthanen, welche ihn bei seinem plötzlichen Hinscheiden zu Ehrenbreitstein 1761 aufrichtig beweinten. Das Andenken an seine wohlthätige Regierung wird in allen Landen wo er herrschte, nicht leicht aussterben. Sein Charakter war sanft, edel und gütig. Seine Nähe war immer beglückend: wo er sich auch fand, nie ließ er Jemanden unbeschenkt oder getröstet von sich gehen. Die herrlichen Gebäude, womit die Gegend von Brühl bis nach Bonn überladen war und die größtentheils noch bestehen, sind sprechende Beweise von dem gebildeten Geschmacke und dem hohen Kunstsinn dieses Kurfürsten.

Clemens Wenzeslaus, Kurfürsten von Trier, als solcher der erste im Range nach dem mainzer, und zugleich Erzkanzler des Reichs, sowie Bischof zu Augsburg, beschloß die lange Reihe der trierischen Kurfürsten. Er stammte aus dem königlichen-sächsischen Hause und wurde 1739 zu Dresden geboren. Sich erst dem Militärstande widmend, focht er mit seinem Bruder Albert als östr. General im 7jährigen Kriege, ging jedoch 1761 schon zum geistlichen Stande über. 1763 wurde er Bischof zu Freising und Regensburg, 1764 Coadjutor zu Augsburg, 1768 Erzbischof und Kurfürst zu Trier und zugleich, gegen Verzicht auf Freising, Bischof zu Augsburg. Kaum hatte er die Kurwürde erhalten, so ließ er sich's auch angelegen sein, sein Land so glücklich als möglich zu machen; vorzüglich viel that er jedoch für die Stadt Koblenz, woselbst er auch 1786—96 fast stets residirte. Das durch Aufhebung des Jesuitenordens ihm zugefallene Jesuiten Collegium zu Koblenz verwandelte er in ein landesherrliches Schul-Collegium und gab diesem, sowie dem Seminarium zu Trier, sämmtliche Güter und Gefälle des Ordens; errichtete 1770 in dem Waisen- und Priesterhause mit großen Kosten ein öffentliches Spinn- und Arbeitshaus, welches mit dem ersten so lange daselbst bestand, bis er seine Landesdikasterien dahin verlegte und die Waisen nach Ehrenbreitstein versetzte. Um dürftigen Personen neben den gewöhnlichen Geld- und Brotaustheilungen eine Gelegenheit zum Selbsterwerb zu geben, erließ er 1776 eine große aus vielen Artikeln bestehende Bettlerordnung nach welcher alles Betteln auf der Straße streng untersagt wurde. Hierzu fügte er noch späterhin die Einrichtung eines eigenen Bürgerspitals in dem von ihm aufgehobenen sogenannten Waisenkloster; auch legte er mit Bewilligung der Landstände den Grundstein zu einem neuen Residenzschlosse am Rhein, ferner die bei den beiden Pfarrkirchen sich befin-

denden Kirchhöfe vor die Stadt und gab zugleich eine neue Trauerordnung heraus, wodurch er dem Familien ruinirenden Kostenaufwand bei Trauerfällen heilsamen Einhalt that. 1779 ließ er durch den Ingenieur-Hauptmann Kirn die Quelle des eine kleine Stunde von der Stadt entlegenen metternicher Berges über die Moselbrücke nach der Stadt und bis zum neuen Schloß leiten. 1782 befand er sich zu Augsburg zum feierlichen Empfange Papst Pius VI. Im folgenden J. hob er das 1769 eingeführte Lotto auf und errichtete ein Brandversicherungsinstitut; auch ließ er mit einem Kostenaufwand von 350.000 Thlrn. die Wege im ganzen Lande verbessern, sowie außer dem neuen Schloß, theils durch ihn, theils ihm nachfolgend, durch Privatleute Koblenz mehre neue Prachtgebäude erhielt. Das Witwen- und Waiseninstitut wurde auch besser begründet; er stiftete ein neues vortreffliches Seminarium in Trier, nahm die Mönchsorden unter seine unmittelbare Aufsicht und befahl ihre Studien in dem Seminarium zu vollenden; sowie er bei den Frauenklöstern jedes Ordensgelübde vor dem zurückgelegten 30. J. verbot und für die Abteien einförmige Ordinate machte. 1786 errichtete er ein neues Jägercorps, welches sich späterhin bei Einschließung der Veste Ehrenbreitstein recht brav bewies. 1786 hielt er seinen feierlichen Einzug in die neue Residenz, welche mit aller Pracht war ausgeschmückt worden. 1787 wurde er wirklicher Fürst-Propst zu Ellwangen. 1786 wohnte er der Wahl und Krönung Kaisers Leopold II. und 1792 der des Kaisers Franz II. zu Frankfurt bei. 1791 räumte er den geflüchteten franzöſ. Prinzen das Lustschloß Schönbornslust ein, gab allen Emigranten Aufenthalt in seinem Lande, wodurch den Unterthanen viel Geld zugebracht wurde. 1792 mußte er nach dem Rückzug der preuß. Armee und der Eroberung von Mainz durch die Franzosen zum ersten Mal seine Residenz verlassen und ging nach Dresden, kehrte jedoch am 30. Okt. des folg. J. zur größten Freude seiner Unterthanen wieder zurück. 1794 errichtete er zur Landesvertheidigung ein reguläres Miliz-Corps von 6000 Mann und ließ, um das Land nicht zu sehr zu drücken, das überflüssige Kirchen- und Abteiensilber zur Münze hergeben. In demselben Jahre sah er sich aber genöthigt, da die Franzosen Trier im August und dann am 23 Okt. auch Koblenz besetzten, seinem geliebten Lande für immer den Rücken zu kehren. Er zog sich nach Augsburg zurück, woselbst ihm nach erfolgten Säkularisation aller geistlichen Güter durch den Reichsdeputationsreceß ein jährliches Einkommen von 300.000 Gulden gesichert wurde. Er starb daselbst am 12. Juli 1812 im 78. J. seines Alters, nachdem er in seinem Testamente in echt fürstl. Sinne für seine Dienerschaft gesorgt hatte. Die Kirche verlor an ihm einen würdigen Bischof, einen starken Verfechter der erzbischöflichen Gerechtsame, und seine Diözese einen wahrhaft väterlich gesinnten Hirten.

Clement (Jacques), geb. zu Sorbon bei Rhetel; ward Dominicaner und faßte, Schwärmer und Libertin zugleich, den Vorsatz, Heinrich III., der damals Paris belagerte, zu ermorden. Seine Obern, der Herzog von Mayenne, von Aumale, die Herzogin von Montpensier u. m. A. wußten um seinen Vorsatz und befestigten ihn hierin; ja Letztere soll sich, um ihn noch mehr darin zu bestärken, seiner Lust überlassen haben. Man gab ihm Briefe, die Kriegsgefangene an den König geschrieben hatten, mit, und so verließ er Paris am 31. Juli 1589. Am folgenden Morgen ward er vor Heinrich III. in ein Landhaus von St.-Cloud gebracht;

er verlangte eine geheime Unterredung mit dem König und stieß, als dieser die überbrachten Briefe las, ihm ein Messer in den Unterleib. Der König st. an der Wunde. Die Höflinge Lognac und Guesle, die auf des Königs Geschrei hereintraten, erstachen sogleich den Mörder. Sein Leichnam ward aber auf einer Schleife des Nachrichters zum Richtplatze geschleppt, von 4 Pferden zerrissen und dann verbrannt; er aber von dem durch Parteiwuth irregeleiteten Volke beinahe vergöttert.

Clement (J. M. B.), geb. 1742 zu Dijon, daselbst eine Zeitlang Professor, dann seit 1768 in Paris Mitarbeiter an mehren belletristischen Zeitschriften. Vertraut mit dem Geiste des Alterthums, suchte er den verschrobenen Geschmack seines Zeitalters zu vernichten und den des ehrwürdigen Hellas und Roms auf Frankreichs Boden zu verpflanzen. In dieser Absicht griff er zur Geißel der Satyre und lieferte jene scharfe Kritik des „Virgilischen Landbaus" von Delille und der „Jahreszeiten" von St.-Lambert. Durch diese nicht ohne Scharfsinn geschriebene Beurtheilung fühlte sich letzterer so beleidigt, daß er den Cl. als Pasquillanten belangte und Dieser mit einer Gefängnißstrafe von mehren Tagen belegt wurde. Durch seine Uebersetzungen und dichterischen Produkte, welche den Geist des Alterthums athmen, erwarb er sich den Ruf eines berühmten Humanisten. Die vorzüglichste seiner zahlreichen Schriften ist: „Essai sur la manière de tranduire les poëtes en vers". Er st. 1812.

Clementinen, s. Clemens V.

Clerfayt (Franz Sebastian Karl Joseph de Croix, Graf v.), östreich. Feldherr, geb. d. 14. Oct. 1733 im Schlosse Bruille, bei Binch im Hennegau, machte sich durch seine Thaten im siebenjähr. Kriege, vorzüglich bei Prag, Lissa, Hochkirchen und Liegnitz, so bekannt, daß er, Einer der Ersten, 1757 den Maria-Theresienorden erhielt. Bei dem Aufstande in den Niederlanden, 1787, verwarf er alle Vorschläge zur Untreue gegen Joseph II. 1788 und 1789 focht er als Generalfeldmarschallieutenant gegen die Türken und erhielt 1794 den Grad eines Artilleriegenerals und das große Band des Theresienordens. 1792 befehligte er ein Corps von 10.000 Mann in den Niederlanden, setzte sich nach der Niederlage bei Jemappes hinter den Roer, hob im folgenden Frühjahre die Belagerung von Mastricht auf, focht dann bei Neerwinden u. s. w. und nahm LeQuesnoi ein. 1795 erhielt er den Feldmarschallsstab und den Oberbefehl der kaiserl. Heere am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Karl abgelöst, trat in den Hofkriegsrath und st. d. 19. Juli 1798 in Wien. Die Stadt errichtete ihm ein prächtiges Grabmal. C. vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn alle Eigenschaften eines guten Bürgers und eines vortefflichen Menschen. Seine Gutsunterthanen hatten den mildesten Herrn an ihm. Seine Börse hatte stets jedem Verdienten und Bedürftigen offen gestanden, und den Tag vor seinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldscheine. Er war gewöhnlich einfach in seiner Kleidung, aber wenn er gegen den Feind ging, zeigte er sich nie anders als in Staatsuniform und mit seinen Orden geschmückt. „Der Tag der Schlacht", sagte er, „ist des Kriegers Ehrentag".

Clerk (John), Esquire of Eldin, Erfinder der neuen britischen Seetaktik, ein mit dem Seewesen unbekannter Landedelmann, machte seine neue Theorie des Angriffs, um die Linie der feindlichen Flotte zu durchbrechen, zuerst 1776 seinen Freunden bekannt. Sein Manoeuvre ward zuerst von Lord Rodney in der Seeschlacht vom 12. April 1782, wo er

über die französ. Flotte unter de Grasse, zwischen den Inseln Dominique und les Saintes, einen vollständigen Sieg erfocht, mit dem überzeugendsten Erfolge angewandt. Seitdem sind C.'s Grundsätze von allen britischen Admiralen in Ausübung gebracht worden und die Lords Howe, St.-Vincent, Duncan und Nelson haben dadurch die glänzendsten Siege, Letzterer namentlich den bei Abukir erfochten. S. John Playfair's Denkschrift in den „Verhandl. der königlichen Gesellschaft zu Edinburg", Bd. 9, S. 1.

Clermont, 1) Bezirk im Depart. Puy de Dome; hat 35 QM. und 172.000 Einw. — 2) Clermont Ferrand, Hauptst. darin und des Depart., am Fuße des Puy de Dome in einem schönen Thale zwischen der Bede und dem Arlier, hat die Departementalbehörden, macht aber mit dem 2040 Schritte entfernten Montferrand Eine Stadt aus; zusammen 2180 H. und 31.000 Einw., nebst Bischof. Merkwürdig sind die Kathedrale mit 22 Capellen und Altar aus einem Marmorblock, altrömische Wasserleitung, Akademie, botanischer Garten, gelehrte und Ackerbaugesellschaft. In der Stadt und Umgegend sind viele Mineralquellen. Am merkwürdigsten ist Clermont durch die hier 1095 gehaltene Kirchenversammlung, auf welcher unter dem Vorsitze des Papstes Urban II. die Unternehmung der Kreuzzüge beschlossen wurde. Geburtsort von Pascal u. A.

Client. In Rom wählte sich jeder Plebejer oder gemeine Bürger einen Patricier zum Schutz und Beistand in allen seinen Angelegenheiten und war dafür auch Diesem wieder zu gegenseitigen Dienstleistungen verbunden. Den Schutzbefohlenen nannte man Client, den Beschützer Patron und dieses Verhältniß selbst Clientel (Schutzverwandschaft). Der Patron mußte nicht nur alle Rechtshändel seines Clienten übernehmen, sondern ihm auch in allen übrigen Geschäften mit Rath und That beistehen. Dagegen war es die Pflicht der Clienten, ihrem Patron bei Amtswahlen ihre Stimme zu geben; wenn er kein Vermögen hatte, seine Töchter auszustatten, ihn aus feindlicher Gefangenschaft los zu kaufen, oder Geldstrafen statt seiner zu erlegen. Die gegenseitige Verbindlichkeit der Patronen und Clienten war so groß, daß sie bei Todesstrafe weder als Kläger noch Zeugen gegen einander vor Gericht auftreten und sich einander auf keine Art beleidigen oder entgegen handeln durften. Romulus, der dieses Verhältniß einführte, um Patrizier und Plebejer desto genauer mit einander zu verbinden, erlaubte in einem Gesetze, daß Derjenige, welcher seine Pflicht als Patron oder Client verletzte, von Jedermann todtgeschlagen werden konnte. Auch findet sich in einem Zeitraume von 600 J. keine Spur von Mißhelligkeiten zwischen den Patronen und Clienten; erst unter den Kaisern hörten die alten Verpflichtungen auf. — 2) In der jetzigen Rechtssprache Derjenige, der sich eines Anwalts in einem Rechtsstreite bedient, ein Schutzbefohlener. (Vgl. Patron.)

Clifford (Thomas), aus einer alten und angesehenen Familie gleiches Namens, machte sich unter der Regierung Karls II. von England bekannt, indem er Mitglied jenes berüchtigten Ministeriums war, aus deren Namen die Engländer das Wort Cabal herausbrachten. Der König behandelte ihn anfangs mit Auszeichnung, machte ihn 1672 zu seinem Großschatzmeister und erhob ihn zum Baron von Schudley. Ein eifriger Anhänger der katholischen Kirche, suchte er deren Ausbreitung in Großbritannien auf alle mögliche Weise zu befördern, worüber er in

viele Mißhelligkeiten bei der Nation und deren anders gesinnten Repräsentanten zerfiel. Er war Derjenige, welcher mit Arlington auf den Untergang der holländischen Republik sann und die Maßregeln traf, auf welche Art dieser Entwurf von Seiten Karl's II. auf's Geeignetste könnte unterstützt werden. In der Folge fiel er in Ungnade und verlor seine Stimme im Oberhaus. — Clifford (George), ein ehrenfester Ritter unter Elisabeth, war 1558 in Brougham-Castle in Westmooreland geboren. Ganz im heroischen Geist des ehrwürdigen Mittelalters trat er als Champion seiner Gebieterin bei den Turnierfesten auf und streckte manchen Ritter in den Sand. Weil er so manche Lanze zu Ehren der Königin auf eine ruhmvolle Weise gebrochen, beschenkte ihn diese mit einem Handschuh, den sie bei mehren Festen getragen hatte, und dieser Handschuh war sein Talisman, welchen er statt eines Helmbusches trug. Auf eigene Kosten rüstete er mehre Schiffe aus, an deren Spitze er mit den Spaniern in Westindien manches Abenteuer bestand, wie er denn auch Admiral auf der Flotte gegen die Armada war. Das Schicksal der unglücklichen Maria Stuart half er als Pair durch seine Stimme entscheiden, sowie man die Gefangennehmung des Grafen Esser auch seinem Einflusse zuschreibt. Obgleich durch seine Capereien gegen die Spanier unermeßlich reich, hatte er doch durch Ausrüstuagen von Schiffen und besonders durch Aufwand bei Ritterfesten, Pferderennen ꝛc ziemlich Alles verschwendet, als er 1605 starb. — 3) Clifford (George), ein Rechtsgelehrter zu Amsterdam, wurde hauptsächlich durch Linné berühmt. Seine Liebe zu naturhistorischen Gegenständen bewog ihn, sein zwischen Amsterdam und Harlem gelegenes Gut Hartecamp zu einem der prachtvollsten Gärten umzuschaffen, welcher mit den ausgesuchtesten Pflanzen aus allen Welttheilen prangte. Seine große Menagerie ausgesuchter Vierfüßler und Geflügel übertraf alle andere Institute der Art seiner Zeit. Sein naturhistorisches Museum, welches durch Herbariensammlungen und eine große Zahl trefflicher Werke hierüber noch interessanter gemacht wurde, trug nicht wenig zur Bildung Linné's bei, welcher lange Zeit als Hausarzt und Oberaufseher der Gärten im Hause Cliffords lebte. Das prachtvolle Werk Linné's über die Pflanzen des Clifford'schens Gartens, u. d. T.: „Hortus Cliffortianus" ist bekannt, und um den Namen seines trefflichen Beschützers zu verewigen, nannte Linné die dort befindliche Art Pisang Musa Cliffortiana, und eine Pflanzengattung Clifforția.

Clifton, schöngebauter Flecken in Norfolkshire, in England; hat 1088 H. mit 12.600 Ew. und ansehnliche Fabriken. In der Nähe die Badeanstalt Bristol-Hot-Wells.

Clinton, Marktflecken im Kirchspiel Paris, der Newyork-Grafschaft Oneida, am Oriskany, hat 1 Universität, das Hamiltoncollege (1829 96 Studenten, 3 Professoren, 1 Bibliothek von 2000 Bdn.) und mit dem Kirchspiele 5480 Ew.

Clinton (George), Vicepräsident der nordamerikanischen Freistaaten, war 1739 in Neu-England geboren. Der Krieg gegen Canada, welchen er als Lieutenant unter seinem Vater, dem Obersten C. mitmachte, war für sein militärisches Talent eine vortreffliche Bildungsschule. Nach Beendigung dieses Seezuges trat er als Advokat vor die Gerichtsschranken, wurde aber bald (1773) Seelvertreter seiner Provinz in der Colonialversammlung, wo er eine heftige Opposition gegen die Bedrückungen des Mutterstaates bildete, dann (1775) Mitglied des Congresses, welche Würde

er aber mit der Rolle eines General-Brigadiers in dem Freiheitskriege seiner Nation vertauschte. 1777 dirigirte er das Gouvernement von New-York, wo er während der Zeit seiner Verwaltung den Wohlstand und den Handel dieser Provinz in den größten Flor brachte. 1811 zum Präsidenten der Generalstaaten gewählt, erwarb er sich durch die Aufhebung der Generalbank, wodurch er die neuen Freistaaten dem Einflusse Englands vollends entzog, ein großes Verdienst um dieselben. 1812 endete er sein thätiges und um sein Vaterland hochverdientes Leben zu Washington.

Clinton (Sir Henry), brit. Feldherr im amerik. Freiheitskrieg, focht als Generalmajor unter Howe 1775 in Amerika, und übernahm, als Howe 1778 nach England zurückkehrte, in Philadelphia den Oberbefehl. Washington's Annäherung zwang ihn, Philadelphia zu verlassen. Er machte einen geschickten Rückzug nach Neu-York. Im Jan. 1779 nahm er Charlestown. 1780 wollte er die Franzosen bei Rhode-Island angreifen, ward aber durch Washington daran verhindert. Jetzt versuchte er durch Bestechung zu siegen. Er gewann den General Arnold, ihm den Posten von Westpoint zu überliefern. Der Plan scheiterte jedoch durch die Verhaftung des Majors André, welcher die Correspondenz überbrachte. 1782 ward C. durch Carleton ersetzt. In London gab er 1784 „Bemerkungen über die Geschichte des amerikan. Krieges" heraus. Er starb als Gouverneur von Gibraltar d. 24. Dec. 1795.

Clive (Robert), eigentlich Plassey, Gründer des britischen Reichs am Ganges, Sohn eines Rechtsgelehrten, wurde am 29. Sept. 1725 auf dem kleinen Gute Styche in der engl. Grafschaft Shrop geboren. Muthig war er als Knabe, und das Feuer seiner Augen schien nach großen Thaten zu zielen; lernbegierig und talentvoll, übertraf er seine Mitschüler an Kenntnissen und berechtigte auch in dieser Hinsicht zu großen Erwartungen. In mehren Handelsschulen gebildet, trat er 1743 als Schreiber in die Expeditionskanzlei der engl. ostindisch. Compagnie, verließ England und langte 1744 in dem 19. J. seines Alters zu Madras auf der Küste von Koromandel an. Sein lebhafter Geist wollte sich hier in die gewöhnlichen Alltagsformen des Lebens nicht fügen, und nachdem er sich durch die Unbiegsamkeit seines Charakters in mehre Unannehmlichkeiten verwickelt, trat er bald in eine andere Laufbahn über, die seinen Talenten einen glänzendern Erfolg darbot. Zwischen England und Frankreich war über die Erbfolge des Hauses Oestreich Krieg ausgebrochen. Die auf der Küste von Koromandel stationnirten Franzosen, welche nur auf die Festung Pondichery und einige Handelslager beschränkt waren, hatten unter dem kühnen Dupleix und durch Befreundung mit dem Landesfürsten die Grenzen ihres Gebiets erweitert, 1746 mit der Flotte des Admirals La Bourdonnais Madras genommen und die Engländer zu Gefangenen gemacht. Clive war so glücklich, in der Tracht eines Eingebornen zu entkommen und sich nach St.-David, einer im südlichen Carnatik liegenden Insel, zu retten. Hier trat er 1747 ins Heer und zeigte seine kriegerische Bravour bei der fruchtlosen Unternehmung auf Pondichery, nach welcher bald darauf der aachener Friede erfolgte. Die Engländer fingen jetzt an, sich in die Unruhen der auf mancherlei Art entzweiten indischen Stämme zu mischen. Das von Carnatik abhängige Fürstenthum Tanjore bot ihnen 1749 die schicklichste Gelegenheit zur Ausübung ihrer längst gehegten Grundsätze dar. Das rechtmäßige Ober-

haupt dieses Fürstenthums war von seinen Anverwandten des Thrones beraubt worden und stellte die Engländer unter großen Versprechungen um Beistand zur Wiedereroberung der entrissenen Ländereien an. Diese schickten sich zur Hülfe an, und bei der Belagerung der tanjorischen Festung Devicotta war es der Fähndrich C., welcher durch mehre Stürme an der Spitze einer Schar Freiwilliger die Uebergabe dieses festen Plazzes herbeiführte. Nach der Besitznahme der Festung sah sich der Raja zur Abschließung eines Friedens genöthigt, mittelst dessen der entfernte Fürst eine ansehnliche Entschädigung und die Engländer anstatt Mühevergeltung einen beträchtlichen Strich Landes empfingen. C. wurde für seine Dienste mit der Stelle eines Kriegszahlmeisters belohnt, welche ein schönes Einkommen abwarf. Neue Fehden, welche 1750 in Carnatik ausbrachen, weil Dupleix einen Abenteurer gegen den Nabob unterstützte, bestimmten die Engländer, sich für die Sache des rechtmäßigen Regenten zu erklären; und da Dieser seine Hauptstadt verlassen und sich in die Festung Tritchinapoli hatte werfen müssen, so schlug C. mit 200 Europäern und 300 Seapois alle Angriffe der Franzosen ab und zwang sie nach einer 7wöchentlichen Belagerung zum Abzuge. Durch mehre glückliche Gefechte gegen einen weit mächtigern Feind gelang es ihm, das bedrängte Tritchinapoli zu entsetzen und den Nabob nach erfolgter Niederlage seines Gegners in seine vorigen Rechte wieder einzusetzen. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit machte er 1753 eine Reise nach seinem Vaterlande, wo er mit der seinem Verdienst gebührende Auszeichnung aufgenommen und zum Commendanten von St=David ernannt wurde. 1755 ging er in dieser Eigenschaft abermals nach Indien. Die Präsidentschaft Bombay trug ihm die Züchtigung des berüchtigten Corsaren Canagin Angria auf, welcher sich in die Festung Gheria geworfen und von da aus noch immer die Meereswege unsicher machte. C. griff dieses Raubnest von der Landseite an, während es von seiner Flotte von der Seeseite beschlossen wurde; er nahm die Feste und legte sie in Asche. 1756 traf er an dem eigentlichen Orte seiner Bestimmung, St.=David, ein und sah in Bengalen größern Unternehmungen entgegen. In Calcutta hatten die Engländer mehre Niederlassungen. Der damalige Nabob Suraja Dowla, äußerst mürrisch und geizig, sah nur mit geheimem Verdrusse den zunehmenden Reichthum der brit Colonie und lauerte auf eine Gelegenheit, seine Habsucht an engl. Eigenthum zu sättigen. Als nun die Engländer einen reichen Indier gegen seine Gewaltthätigkeiten in Schutz nahmen und die Schanzen um Calcutta in einen brauchbaren Zustand setzen ließen, welches Dowla für einen Eingriff in seine Souveränitätsrechte erklärte, überfiel er 1756 die engl. Faktoreien, sie plündernd und verbrennend. Von der Präsidentschaft zu Madras wurde C. der Auftrag, an der Spitze eines Heeres von 19.000 Mann und in Begleitung einer Flotte diesen grausamen Frevel zu bestrafen. Er erschien in Bengalen, trat den 15. Dez. 1756 an's Land und im Jan. 1757 war Calcutta wieder in den Händen der Engländer. Auf diese Nachricht setzte sich der Nabob mit 50.000 Kriegern und einem großen Artillerie=Corps C. entgegen und brachte durch seine gewandte Stellung unsern Kriegsobersten in eine bedenkliche Lage. In der Furcht, abgeschnitten und eine Beute der Mehrzahl zu werden, knüpfte C. Friedensunterhandlungen an welche aber ohne Resultat blieben. Nur ein nächtlicher Sturm aufs Hauptquartier, welcher ihm das Geschütz in die Hände spielen mußte,

konnte ihn retten. Obgleich dieser wohl eingeleitete Angriff durch die Vorwachen vereitelt wurde, so hatte er doch die Folgen, daß die Friedensunterhandlungen von Neuem angeknüpft wurden und Suraja Dowla sich zum Schadenersatze und zur Einräumung aller vorigen Freiheiten verstand. Mittlerweile hatte man die Nachricht von dem Kriegsausbruche zwischen Frankreich und England erhalten, und C. war diese Botschaft willkommen, um einen Vorwand zu haben, den Franzosen ihre Besitzungen zu entreißen. Auf die Anfrage bei Nabob, ob er die franz. Festung Chandernagor angreifen dürfe, willigte Dieser unter dem Scheine von Billigung ein, unterstützte jedoch die Franzosen mit Geld, befahl seinen Heerführern, mit ihren Truppen die Festung zu decken, und ließ dem Obersten C. alle Feindseligkeiten untersagen. Dessen ungeachtet gelang ihm die Eroberung von Chandernagor. Nabob's Befehle waren übertreten; Dieß ließ vermuthen, daß der erzürnte Fürst auf Rache denken und mit einem größern Heere als vorhin über die Briten hereinbrechen würde. Die Engländer suchten sich dagegen zu schützen, indem sie sich mit den Großen des Reichs verbanden, einen seiner vornehmsten Heerführer, Mir Jaffier, in ihr Interesse zogen und ihn zum Nachfolger bestimmten. Suraja Dowla stand mit seinem Heere bei Plassey in der Nähe seiner Hauptstadt; hier sollte ihn C. angreifen und Mir Jaffier während des Gefechts mit seiner Mannschaft zu ihm übergehen. Auf seinem Zuge nach Plassey erhielt er die Nachricht, daß Nabob alle Schritte Mir Jaffier's genau beobachten lasse und daß es sehr gewagt sey, mit 3100 Mann ein Heer von 50.000 anzugreifen. Trotz Dem, daß ein zusammengetretener Kriegsrath für den Rückzug stimmte, drang C. bis Plassey vor, ließ in der Nacht das feindliche Lager beschießen und zwang durch eine anhaltende Canonade den Nabob, seine Stelle zu verlassen. Mir Jaffier vereinigte sich hierauf mit den Engländern, eroberte mit ihnen das Lager und nahm die Residenz ein. C. verfolgte die Flüchtlinge und der Nabob kam auf der Flucht um. Dieses in der Folge für die Engländer so wichtige Gefecht wurde am 26. Jan. 1757 geliefert. 1758 erhielt er durch die Vermittelung des durch ihn zur Würde eines Nabobs erhobenen Mir Jaffiers vom Kaiser von Delhi den Titel eines indischen Omra oder Edlen, mit dem Beinamen Sabedt, Sieg, glücklicher Krieger, und ein Lehn, das ihm eine jährliche Rente von 30.000 Pfund St. abwarf. Nach hergestellter Ruhe in Bengalen reisete er 1760 nach England ab, wo er von dem Könige mit der Würde eines Lords und dem Titel eines Barons von Plassey beehrt wurde. Neue Unruhen in Indien erheischten seine Gegenwart von Neuem, und so wurde er 1764 abermals als Gouverneur an den Ganges gesandt. Der Krieg, in welchem damals Calcutta mit dem Kaiser von Delhi verwickelt war, wurde bei der Ankunft C.'s außerhalb der Grenzen geführt, und Schach Allum hatte sich unter die Aegide der Engländer geflüchtet, welcher mit ihrer Hülfe die nördlichen Länder Hindostans erobern wollte. C. beseitigte alle Streitigkeiten, setzte die Gegenwart jenes Schach, sich die Herrschaft über Bengalen, Bahar, Odrissa und die nördlichen Circers zusichern zu lassen, in Folge dessen die ostindische Compagnie zu einer kaum glaublichen Größe anwuchs. Nach Beendigung dieser Sendung und nach Abstellung mehrer die Landeseinsassen empörenden Mißbräuche kehrte er 1767 wieder nach London zurück. Während seines Aufenthalts in Bengalen hatte er sich das Verdienst erworben, die anfangs ärmliche Classe

von Kaufleuten über ihren Unterdrücker erhoben, ihre zerstörten Faktoreien auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht und sie zu Beherrschern eines Reichs gemacht zu haben, deren Territorial-Einkünfte die Summe von 3. Mill. Pf. Sterling erstiegen und deren Besitzungen von 15 Mill. Menschen bevölkert waren. Sein König erhob ihn daher zum Ritter des Hosenbandordens. Trotz seines namenlosen Verdienstes um die engl. Nation war diese dennoch undankbar genug, in einer Anklageakte gegen ihn aufzutreten; und ihn des unrechtmäßigen Erwerbs seines Vermögens und mancher Bedrückungen als Gouverneur über Calcutta zu beschuldigen. Allein mit großer Freimüthigkeit vertheidigte sich C. vor dem Parlamente, und die Repräsentanten der brit. Nation sprachen ihn aller Beschuldigungen los. Zur Beschwichtigung der Unruhen sollte ihm beim Ausbruche der nordamerikanischen Empörung der Oberbefehl übertragen werden, aber aus Rücksicht auf seine abnehmende Gesundheit wies er diesen ehrenvollen Antrag von sich ab. Noch nicht ganz 50 Jahre alt, endete er sein Leben, in einem Anfalle von Schwermuth am 22. Nov. 1774 durch Selbstmord.

Cloake (v. lat.), 1) (Bauk. u. Ant.), überwölbte Schleuse, unter der Erde, besonders unter den Straßen einer Stadt, welche die Unreinigkeiten aus derselben abführt. In größern Städten, wo es unthunlich und zweckmäßig wäre, für sich abgesonderte Abtrittsgruben anzulegen, werden aus den Abtritten Schleusen in die Hauptcloake geführt, in welchem auch der Straßenkoth vermittelst des in die C. geleiteten Regen- und wo möglich Flußwassers nach einem größern Fluß geschwemmt wird. Die Gewölbe der C. müssen, wegen der über denselben wegführenden Straßen, die gehörige Stärke und ebenso wegen des Räumens und Ausbesserns hinlängliche Weite haben und hier und da mit Oeffnungen versehen seyn, durch die das Regenwasser einfließt und frische Luft zugeführt wird. Berühmt sind die C. des alten Roms, die in den Tibris führten. Die außerordentliche Festigkeit derselben beweist, daß noch jetzt, besonders von der Cl. maxima, trotz der seit dem Untergange des alten Roms erlittenen Erdbeben, unversehrte Ruinen 10—16 Fuß Tiefe und 12—14 Fuß Weite betragen. — 2) Uneigentlich auch Abtrittsgrube, Sumpf.

Clodius (Christian August) wurde 1738 zu Annaberg geboren, wo sein Vater Rektor der latein. Schule war. In seinem 10. J. machten Virgil und Homer die Lieblingslektüre unsers Knaben aus. 1756 betrat er die Hochschule zu Leipzig und wählte außer andern das Fach der Theologie zum Gegenstande seiner Beflissenheit. Zwei Jahre hatte er in den Hörsälen der Wissenschaften verweilt, als ihn eine Krankheit zur Rückkehr ins väterliche Haus nöthigte. Um diese Zeit trat er in Verbindung mit dem Dichter Kleist, welcher als preuß. Major daselbst im Winterquartiere stand. Kleist bemerkte die Wißbegierde, das Talent und die feurige Einbildungskraft des Jünglings, schenkte ihm seine Freundschaft, machte ihn zu seinem Gefährten und entzündete in ihm die Flamme der Dichtkunst. Wieder in Leipzig angelangt, wurde Gellert sein Freund, der seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf das Studium der schönen Wissenschaften hinlenkte. 1759 hielt er als Magister öffentliche Vorlesungen, 1760 bestieg er den Lehrstuhl als außerordentlicher Professor. 1764 empfing er die Würde eines ordentlichen Professors in der Philosophie und eröffnete seine Laufbahn als Schriftsteller mit seinen „Ver-

suchen über die Literatur und Moral". Als Dichter versuchte er in seinem „Medon oder die Rache der Weisen", im „Patriot", ein Vorspiel, und in a. m., die er damals für das Koch'sche Theater in Leipzig verfaßte. 1771 wurde er Collegiat des großen Fürstencollegiums und verheirathete sich mit der geistreichen Julie Stölzel (geb. zu Altenburg 1755, st. zu Dresden 1805). Als Phädagoge machte er sich um die Universität Leipzig dadurch verdient, daß er in seinem Hause eine Pensionsanstalt gründete, welche eine große Anzahl Zöglinge umfaßte. 1778 wurde er Docent der Logik und 1782 Professor der Poesie. Seine 1780 in 4 Bänden herausgegebenen vermischten Schriften wollte er durch seine 1784 angefangene Monatschrift „Odeum" fortsetzen, als er an deren Vollendung durch den Tod am 30. Nov. 1784 verhindert wurde. Weder als Dichter noch als Prosaist können wir ihn in die Zahl der Classiker aufnehmen, obwohl er als angenehmer und nützlicher Schriftsteller eine vergnügliche Lektüre gewährt. Seine Werke zeugen von einem biedern Herzen, einem lebhaften Gefühle, aber von einer schwulstigen Einbildungskraft. Die Gabe, verborgene Schönheiten der Classiker des Alterthums zu bemerken und geschickt zu benutzen, ertheilt ihm den Rang eines gelehrten Humanisten. Wir nennen von seinen Schriften noch die Gedichte und prosaischen Aufsätze unter den Titeln: Phocion, Scipio, Dinokrates, Drosman, gesammelt in den „Neuen vermischten Schriften" (Leipzig 1780—87, 6 Bde.). — Sein Sohn, Christian August Heinrich, geb. 1772, Professor der prakt. Philosophie zu Leipzig, hat sich durch einen „Grundriß der allgemeinen Religionslehre" und durch ein Werk: „Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtseyn", sowie als Dichter und Kritiker vortheilhaft bekanntgemacht.

Clonmel, Clomel, schöngebaute Stadt an der Suire in der irländischen Provinz Munster in der Grafschaft Tiperary, hat 15.600 Einw., war sonst Festung, zerstört unter Cromwell; Tuchwebereien. Geburtsort von Lorenz Sterne.

Cloots (Baron de), seit der franz. Revolution unter dem Namen Anacharsis Cloots bekannt, war 1775 zu Kleve geboren. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte er eine excentrische Phantasie und einen Hang zum Ungewöhnlichen; das Uebergewicht seiner Sinnlichkeit über die Vernunft machte seine moralische Person ganz zum Spielballe der frivolsten Willkür. Im Besitze eines großen Vermögens, reiste er nach England, wo er mit Burke, dem damaligen Hauptwortführer der Oppositionspartei, in Verbindung trat. Nach Frankreich durch die Grundsätze der Revolution, welche seiner brennendeu Einbildungskraft und seiner ausschweifenden Liebe zur Freiheit schmeichelten, zurückberufen, änderte er seinen ursprünglichen Zunamen und nahm den des alten Philosophen Anacharsis an. Auch legte er den Barontitel ab und nannte sich den Sprecher des Menschengeschlechts. Diese letztere Benennung rechtfertigte er dadurch, daß er am 17. Juni 1790 vor der Nationalversammlung an der Spitze einer zahlreichen Maskerade erschien, welche sich l'Ambassade du genre humain nannte, und diesen Convent aufforderte, die revolutionären Grundsätze in alle Welttheile zu verpflanzen. Aus seinen eigenen Mitteln bot er 12.000 Livres dar, den Königen den Krieg anzukündigen; machte sich anheischig, eine preußische Legion unter dem Namen der vandalischen zu errichten; forderte, daß man einen Preis auf das Haupt des Königs von Preußen setzen sollte, und konnte Ankarström, den Mörder des Königs

von Schweden, mit Lobeserhebungen nicht genug rühmen. Seine Rede, worin er dem Volke für das franz. Bürgerrecht dankte, schloß er mit folgender Phrase: „Karl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben: die Köpfe der Philosophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preise auf die Köpfe der Tyrannen zu setzen". Zum Mitglied des Convents ernannt, erklärte sich dieses politische Ungeheuer für einen Feind von Jesu und schrieb eine Brochüre unter dem Titel: „Universal-Republik", worin er die verderblichsten Grundsätze predigte. Für den Tod des unglücklichen Ludwig XVI. stimmte dieser Fanatiker „im Namen des Menschengeschlechts". Durch seine Verbindung mit England wurde er endlich Robespierre'n verdächtig, eingekerkert und am 24. März 1794 hingerichtet. Ohne seinen Ideen zu entsagen, ging er mit Festigkeit dem Tode entgegen. Während er mit Hebert dem Blutgerüste entgegenschritt, und ihn dieser ermahnte, sein Herz den Wohlthaten der Religion aufzuschließen, predigte er diesem die Grundsätze des Materialismus und verlangte, daß sein Kopf zuletzt unter dem Henkerbeile falle, um während der Hinrichtung seiner Mitgenossen „noch gewisse Grundsätze festzustellen". Man hat noch mehre Schriften von ihm, unter welchen seine Kritik des Christenthums („Preuves du Mahométisme") die berüchtigste ist.

Clos (P. A. Fr. Choderlos de la), s. Laclos.

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore), eine begeisterte Sängerin des 15. Jahrh., wurde 1405 auf dem reizenden Schlosse Vallon an der Ardeche, in der Provinz Languedoc geboren. Ein vorherrschender Sinn für die Schönheiten der Natur und eine fruchtbare Phantasie zeichnete dieses Mädchen schon in frühester Jugend aus. Mit der Lektüre der italienischen Classiker vertraut, übersetzte sie schon in ihrem elften Jahre ein Gedicht Petrarca's, das die Bewunderung aller ihrer Freunde auf sich zog. Gefällig, zuvorkommend, artig und anziehend in Gesellschaften, wußte sie sich durch den Anstand ihrer Benehmungsweise den Zutritt zu den Cirkeln der beliebtesten Dichterinnen ihrer Zeit, einer Tullia v. Royan, Rose v. Beauquy, Luise v. Effial ꝛc., zu eröffnen, in deren lehrreichen Umgebung das Talent unsrer angehenden Sängerin eine vortreffliche Bildung erhielt. An Jean du Sault empfing sie einen wissenschaftlich gebildeten Lehrer, der sie mit den Regeln der Dichtkunst bekannt machte und sie in poetischen Versuchen übte. Zärtliche Neigung vermählte sie mit dem liebenswürdigen Ritter Berenger de Surville (1421), der sich aber bald wieder aus ihren Armen loswinden und dem Rufe des Dauphins Karl VII. nach Puy-en-Velay folgen mußte. Aufgeregt durch diese Trennung von den Kleinod ihres Herzens, legte sie ihre Gefühle in jene vortreffliche Heroide nieder, die noch jetzt die Krone ihrer dichterischen Produkte genannt zu werden verdient. Sieben Jahre war sie durch die zärtlichsten Bande an ihren Gemahl geknüpft, als dieselben durch den Tod ihres Gatten, welcher vor Orleans glorreich sein Leben verlor, aufgelöst wurden. Dieser unverhoffte Trauerfall erschütterte ihre ganze Seele und hemmte ihren dichterischen Aufflug in merklichem Grade. Von nun an übersah und verbesserte sie bloß ihre ältern Gedichte und widmete den größten Theil ihrer Tage der Bildung angehender Dichterinnen. Namentlich zeichneten sich unter diesen Sophie de Lyonna und Julie de Vivarez aus. Als diese aber, durch unglückliche Liebesereignisse verwundet, den Schleier ergriffen, würde auch sie ihre Le-

den hinter düstern Klostermauern vertrauert haben, wenn sie nicht durch ihr gefeiertes Gedicht auf Philipp den Guten die Aufmerksamkeit Margarethen's der Gemahlin des Dauphins Ludwig, auf sich gezogen hätte, von welcher sie mit einer Krone von künstlichem Lorber mit silbernen Blättern und von 12 goldnen Blumen umkränzt, beschenkt wurde. Durch diese ehrenvolle Anerkennung ihres Verdienstes und die Einladung, an den Hof zu kommen, welche sie aber nicht annahm, wurde bei ihr die Liebe zum thatenfrohen Leben wieder erweckt. Das Gedicht auf den Triumph Karls VIII. war ihr Schwanengesang; denn 1496 starb sie. Ihre Gedichte, welche an Zartsinn, Innigkeit, Eleganz und Gemüthlichkeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichten, wurden durch einen ihrer Urenkel 1782 der Vergessenheit entrissen. Seine 1791 erfolgte Auswanderung nöthigte ihn, die Urschrift von Clotildens poetischen Erzeugnissen zurückzulassen und sie wurde nebst mehren andern wichtigen Familiendokumenten ein Raub der Flammen. Ob uns gleich mehre Abschriften davon durch Vanderbourg bekannt geworden sind, so ist doch zu bedauern, daß uns die Integrität dieser Gedichte nicht erhalten wurde.

Clôture (fr., Staatsw.), der Schluß, ein Ausdruck, besonders in der franz. Deputirtenkammer gebraucht, wenn die Partei, welche schon vorher ihrer Stimmenmehrheit sich bewußt ist, darauf dringt, die Verhandlungen zu schließen und zur Abstimmung zu schreiten; eine Einrichtung, die nicht autorisirt ist und keineswegs mit der Freiheit einer constitutionnellen Verfassung harmonirt.

Cloud (St.-), Marktflecken und königliches Lustschloß, 2 Stunden von Paris auf einer Anhöhe an der Seine gelegen, mit 1300 Einw. Seine Lage ist reizend, und verdient nebst dem Parke, die beide von Bonaparte ungemein verschönert worden sind, die Aufmerksamkeit der Fremden. Er machte das Schloß zu seiner Residenz, sodaß von dieser Zeit an der Ausdruck des Cabinets von St.-Cloud eingeführt ward, wie man sich früher des Ausdrucks des Cabinets von Versailles bedient hatte und jetzt den des Cabinets des Palais-Royal gebraucht. Die Kirmeß von St.-Cloud beginnt jährlich auf den 7. Sept. und dauert mehre Tage. Ein Sechstel der ganzen Bevölkerung von Paris pflegt solche zu besuchen, und Reisende, die sich um diese Zeit in Paris befinden, dürfen solche nicht unbesucht lassen, insbesondere um von dem fröhlichen und heitern Sinne des franz. Landvolks ein recht anschauliches Bild zu bekommen. Durch mehr als ein Epoche ist dieser Ort in der Geschichte Frankreichs älterer und neuerer Zeit berühmt. Hier ward Heinrich III. durch den Schwärmer Clement 1584 ermordet. Hier versammelten sich die Revolutionsmänner vom 18 Brumaire, welche die Consular-Regierung einführten, nachdem sie das Direktorium mit ihren Bajonneten gesprengt hatten. Hier wurde 1814 am 7. April das große Hauptquartier der Alliirten aufgeschlagen und ein Jahr später hatte der tapfere Blücher hier das seinige. Hier wurde endlich 1815 am 3. Juli jene Militär-Convention abgeschlossen, welche Paris zum zweiten Mal den Alliirten übergab. Die Zweideutigkeit mehrer Bestimmungen in dieser Convention gab nachmals zu vielen Verdrießlichkeiten und gegenseitigen Erbitterungen Veranlassung.

Clubb, eine geschlossene Gesellschaft, die sich zu gewissen Tagen an einem bestimmten Orte, zuweilen auch zu einem bestimmten Zwecke, versammelt. England gab den Clubbs ihr erstes Daseyn, doch war der

Zweck derselben gewöhnlich edel oder wenigstens vorwurfsfrei. In der Folge bildete die franz. Revolution auch ihre Clubbs, und in ihnen wurde der Umsturz der bisherigen Verfassung gewöhnlich die Lieblingsidee: der Zweck der Clubbs war also hier das Gegentheil von jenen der engländischen; kein Wunder, wenn nun in Deutschland, wo sich dergleichen auch zu bilden begannen 1793 die Clubbs durch ein Reichsgesetz aufs Strengste verboten wurden. Als ein Brandmark aller Zeiten nennt die Geschichte die Jacobiner-Clubbs in Frankreich. S. Jacobiner.

Clugny (Cluny), Stadt an der Gröne im Bezirk Maçon des Dep. Saone und Loiri (Frankreich); hat 467 H., 4100 Ew., welche Zwirn bleichen, Leder, Handschuh, Droguet machen; sonst große Benediktinerabtei (mit einer 600 Fuß langen, 120 Fuß breiten Kirche), in welcher Gregor VII. sich gebildet hat, und aus der im 10. Jahrh. eine große Reform des Benediktinerordens hervorgegangen ist. An die Stelle der bisherigen schwankenden Satzungen gaben die Cluniacenser festere Bestimmungen über mehre wesentliche Punkte des Benediktusordens, die in ganz Europa Beifall und Nahrung fanden. Unter Richelieu's Begünstigung vereinigten sich die Ueberreste der Clunlacenser im 17. Jahrh. mit den Benediktiner-Congregationen von St. Vannes und St.-Maurus.

Clusium, jetzt Chiusi genannt, ein kleiner Ort in der toskanischen Provinz Siena, westlich vom See Perugia, in einer sehr ungesunden Gegend, am Flusse Chiano, mit 200 Einw. und einem unter dem Erzbischof von Siena gehörigen Bisthum. Hier war das Heer der Gallier von den Römern unter Claudius Marcellus im J. R. 244 geschlagen.

Coadjutor, der Gehülfe und bestimmte Nachfolger eines Bischofs oder Erzbischofs.

Coaks (engl. Hüttenk.), ihres Flammenstoffs durch irgend einen Verkohlungsprozeß beraubte Steinkohlen. Es sind poröse, metallich glänzende, graufchwarze, zusammengesinterte Massen, welche ohne Geruch und Flamme stark glühende verbrennen. Der Prozeß, durch welchen man sie erhält, heißt Abschwefeln, wird auch wohl durch Vercoaksen, Coaksbereitung bezeichnet. Er erfolgt in Meilern, Gruben und bei manchen in Oefen. Die vorzüglichste Art ist die in den Gaswerken, wo man zugleich alle Verkohlungsprodukte benutzt.

Coalition (vom lat., Staatsw.). Dieses Wort, die Verbindung, welche das Gleichartige intensiver Größen zusammensetzt, bezeichnend, erhielt von den Franzosen in der Revolution eine eigene Bedeutung; sie unterschieden es von Allianz und nannten Coalition ein Bündniß zur Bekämpfung eines bestimmten Feindes, Allianz hingegen jede eigne Verbindung, welche zum Schutze gegen künftige feindselige Ereignisse, mögliche Eingriffe ꝛc. abgeschlossen wurde. Der erstgenannte Bund bezieht sich daher mehr auf einen wirklichen, der letztere mehr auf einen möglichen, aus mancherlei Rücksichten denkbaren Feind. Die erste sogenannte große Coalition wurde durch die Schrecknisse der franzöf. Revolution herbeigeführt. Oestreich und Preußen verbanden sich (7. Febr. 1792) zur Aufrechthaltung des deutschen Reichssystems und zur Bekämpfung des revolutionären Prinzips gegen Frankreich. In Folge mehrer unglücklichen Ereignisse schloß Preußen den Separatfrieden zu Basel (5. April 1795) welcher diese Verbindung auflöste. 2) Die 2 Coalition, geschlossen 1793. Deutschland erklärte den Reichskrieg (22 März), und diesem traten späterhin Portugal, Neapel, Toscana und der Papst bei.

Hierzu kam noch der Allianztraktat zu London zwischen Großbritannien und Rußland. 3) Die Tripleallianz zu St.-Petersburg zwischen Rußland, Oestreich und Großbritannien (28. Sept. 1795), welche aber durch den Frieden Oestreichs mit der französ. Republik zu Campo Formio den 17. Okt. 1797 wieder aufgelöst wurde. 4) Während der Verhandlungen auf dem Friedenscongresse zu Rastadt ward die 4. Coalition gebildet zwischen Rußland, der Pforte (26. Dec. 1798) und England. Oestreich und Neapel wurden hineingezogen. Einzelne Friedensschlüsse 1801 und 1802 lösten sie auf. 5) Die 5. Coalition zwischen Oestreich, England und Rußland gegen Frankreich, zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts 1805, aufgelöst z. Th. durch den Frieden zu Preßburg noch in demselben Jahre. 6) Die 6. Coalition zwischen England, Preußen und Rußland (1806), wieder gegen Frankreich, ward durch den Frieden von Tilsit (1807) aufgelöst. 7. Die 7. Coalition zwischen Oestreich und England gegen Napoleons Uebermacht (1809) ward noch im Okt. nämlichen Jahres durch den wiener Frieden geendigt. 8) Die 8. Coalition zwischen ganz Europa, ausgenommen Dänemark, die Schweiz und Türkei (1814) endete durch Napoleons Sturz. 9) Die 9. Coalition von ganz Europa (die Pforte ausgenommen) gegen Napoleon nach dessen Rückkehr von Elba 1815. Aus ihr entwickelte sich der europäische Friedensbund der 4 Großmächte: Rußland, Oestreich, Großbritannien und Preußen, welche 1818 beim Congresse in Aachen auch Frankreich als fünfte Bundesmacht aufnahmen.

Coban, Stadt am Cohabon, im Freistaat Guatemala, in den vereinigten Staaten von Mittel Amerika, hat 12.000 Einw. meist Indianer, Viehzucht, Baumwollenmanufakturen.

Cobbe, Hauptstadt des Reichs Darfur in Mittel-Afrika und Residenz des Sultans, mit 16.000 Einw., Karavanenhandel nach Aegypten und dem innern Afrika.

Cobenzl (Ludwig Graf von), geb. 1753 zu Brüssel, ein Sohn des Grafen Johann von Cobenzl, östr. bevollmächtigten Ministers in den Niederlanden, trat in dem neuerworbenen Galizien und Lodomerien unter seinem väterlichen Freunde, dem Staats- und nachherigen Polizeiminister, Grafen von Pergen, nebst seinem Vetter, Grafen Philipp v. Cobenzl, zuerst in Dienste. Durch des Fürsten von Kaunitz besonderes Wohlwollen ausgezeichnet, folgte er dem berühmten Marquis d'Yre als k. k. Gesandter, bald nach der Revolution, der Gefangennehmung der Königin Caroline Mathilde und der Hinrichtung des unglücklichen Struensee, nach Kopenhagen. 1775 bekleidete er den Gesandtschaftsposten bei Friedrich dem Großen, in welcher Eigenschaft er in Berlin bis zum Ausbruche des baierischen Erbfolgekrieges blieb. 1779 ging Cobenzl als Botschafter an den petersburger Hof, wurde mit Auszeichnung empfangen und zu den engen Cirkeln Catharinens gezogen. Alle Versuche Preußens, den engen Bund zwischen Oestreich und Rußland zu vernichten, wußte er zu vereiteln und behauptete in den wichtigen Angelegenheiten unter Joseph und Leopold II. einen viel umfassenden Wirkungskreis. Beinahe 16 J. verweilte er an Katharinens Hofe und wußte sich nicht nur als ein gewandter Diplomatiker und feiner Hofmann in Vollziehung seiner Geschäftsaufträge die Achtung der Kaiserin, sondern auch durch seine dichterische Talente die besondere Zuneigung derselben zu erwerben. Wa-

ren die ernsten Stunden seiner Geschäfte vorüber, so verfertigte er theatralische Produkte für das kaiserliche Hoftheater, deren Aufführung die Fürstin aller Reußen jederzeit beiwohnte. In der Folge Liebling der Kaiserin, hatte er einen schweren Standpunkt ihrem Thronfolger Paul gegenüber zu bestehen; dennoch behauptete er sich nicht nur in seinem großen Einflusse, sondern wurde sogar das thätigste Werkzeug der zweiten Coalition gegen Frankreich, in deren Folge russische Heere unter Suwaroff und Korsakow nach der Schweiz und Italien überzogen. Am 17. Okt. 1797 unterzeichnete er den Frieden von Campo Formio und verwaltete kurze Zeit das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er schloß zu Rastadt mit Bonaparte den Frieden von Campo Formio und dessen geheime Artikel ergänzende Militärconvention ab und hatte zu Selz mit dem Erdirektor François de Neufchateau mehre Conferenzen über den Volksauflauf zu Wien, welcher den Gesandten Bernadotte zur Flucht aus dieser Hauptstadt genöthigt hatte. Bald darauf eilte Cobenzl wieder nach Petersburg, dem Schauplatze seiner frühern Verdienste (1798), beschloß am 9. Febr. 1801 den Frieden von Luneville mit Joseph Bonaparte ab ging mit dem Monate Sept. desselben Jahres wieder nach Wien und wurde nach seiner Rückkehr zum Staatskanzler und dirigirenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am 24. Dec. 1805 forderte und erhielt er seine Entlassung und st. zu Wien am 23. Febr. 1809. — Johann Philipp (Graf v.), geb. 1741, Vetter des Vorigen, war unter Joseph II. und Leopold II. Hof- und Staatsvicekanzler. Bei den Friedensunterhandlungen zu Teschen 1779 war er östreichischer Seits bevollmächtigter Minister. Während der Unruhen in Brabant begab er sich dahin um Unterhandlungen zu eröffnen, allein die Stände weigerten sich, ihn anzunehmen und nöthigten ihn, sich nach Luxemburg zurückzuziehen, wo er eine Erklärung erscheinen ließ, nach welcher der Kaiser alle Edikte widerrief, welche die Unruhen veranlaßt hatten, und Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen versprach. Hierauf begab er sich auf seine Güter und schien allen Einfluß aufgegeben zu haben, bis zum Frieden von Luneville, wo er als außerordentlicher Botschaftrr nach Paris ging. Nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten 1805 verließ er Paris und lebte darauf in Wien, wo er 1810 starb. Mit ihm erlosch die Familie Cobenzl. Der Erbe seiner Güter in Oestreich und Illyrien war sein Vetter, Graf Coronini.

Coca. Diese den Amerikanern, sowie uns der Taback, so nothwendig gewordene Pflanze gehört zu der Gattung der Rothhölzer, heißt Erythroxylon Coca und wächst mit vielen Zweigen zu einer ansehnlichen Staude von etwa 4 Fuß. Sie schlingt sich gleich den Lianen an andere Pflanzen. Die Zweige stehen wechselsweise; die ovalen Blätter sind 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit, ungezähnt, glatt und weich und sitzen auf kurzen Stielen. Die kleinen aber zahlreichen Blumen treiben aus den kleinen, höckerigen Auswüchsen hervor, die sich längs den Zweigen finden. Die darauf folgende Frucht oder Beere, traubenweise wachsend, ist anfangs roth, nachmals wird sie schwarz. Man trocknet sie und bedient sich ihrer, wie der Cacao-Bohnen in Mexiko, statt kleiner Münze. Allein das Wichtigste der Pflanze sind die Blätter, für Peru ein wahrer Schatz. Sie werden getrocknet und in kleine Pastillen geformt, um gleich dem Betel in Ost-Indien gekauet zu werden. Zu diesem Endzwecke versetzt man sie gleichfalls mit Kalk von Austerschalen, oder auch

mit der Asche der Quina (eine Pflanze deren frische Blätter wie Spinat gegessen werden). Der Verbrauch der Coca ist erstaunlich groß. Alle indische Arbeitsleute, sowohl in den Minen, als auf dem Felde, kauen sie fortdauernd und fühlen sich dadurch sehr gestärkt. Sehr viele Einw. haben daher durch ihren Anbau ein großes Vermögen erworben; die Einkünfte des Bischofs und der Domherrn der Kathedral-Kirche von Cusco gründen sich fast gänzlich darauf. Man rechnet den ganzen Gewinn aus diesem Kraute jährlich auf 800.000 Piaster. Bisher kam die meiste und beste Coca aus der Gegend um Cusco und den südlichern Provinzen von Peru; indessen gedeihet sie auch höher gegen Norden vollkommen.

Cocagna heißt das Volksfest, welches die Regierung in Neapel jährlich veranstaltet, bei welchem dem Volke allerhand Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Fontänen und aus Fässern preisgegeben werden. Daher nennt man ein Land, worin die Einwohner in erweichelndem Ueberfluß und behaglicher Ruhe dahin leben, das Land von Cocagna, soviel als unser Schlaraffenland, (Utopien). Etwas Aehnliches waren die Congiarien der alten Römer. — Mats de Cocagne sind mit Seife bestrichene Masten, welche zur Belustigung des Volkes von Einigen, die sich dazu geschickt fühlen, erklettert werden, um den oben auf der Spitze des Mastes befestigten Preis zu erhalten. Diese gymnastischen Uebungen finden auch in Deutschland Statt, wo man glatt geschabte Stangen aufrichtet und Kletterer durch Preise herbeilockt. Oft gibt die Obrigkeit dem Volke solche, oft pflegt der Wirth dergleichen Spiele zu veranstalten, um das Volk in seinen Wirkungskreis zu ziehen; besonders ist Dieses im Hanöverischen an den Festen des Scheibenschießens der Fall.

Cocarde, von coquarde, ein Büschel von Hahnenfedern, womit die Kroaten ihre Mützen zierten, dann eine Bandschleife auf dem Hut, um eine Partei, noch mehr aber ein ganzes Volk zu bezeichnen. In der Geschichte der Revolution spielte die dreifarbige Nationalcocarde (blau, roth, weiß) eine große Rolle, sie wurde selbst von Damen getragen, und hat seit der Julirevolution 1830 die weiße Cocarde wieder verdrängt.

Cocceji (Heinrich von), berühmter Rechtsgelehrter, geb. 1644 zu Bremen. Er legte auf dem Gymnasium in seiner Vaterstadt den Grund zu seinen Studien, betrat 1667 die Hochschule zu Leyden, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen; reiste 1670 nach London und empfing zu Oxford die höchsten Würden in der Jurisprudenz. Die Vorlesungen des berühmten Boyle, welche er auf jener Hochschule gehört hatte, gewannen ihm eine solche Neigung zum Studium der Weltweisheit ab, daß er in der Folge ein System der Philosophie verfaßte, das aber leider verloren ging. 1671 reiste er nach Frankreich, kehrte aber noch in demselben Jahre wieder nach Deutschland zurück und hielt sich eine geraume Zeit in Speier auf, um bei dem Reichsgerichte in die juristische Praxis eingeführt zu werden. Bei dem Beilager, welches der Kurprinz von der Pfalz mit einer dänis. Prinzessin feierte, reiste er nach Heidelberg, um den Solennitäten beizuwohnen und hielt allda eine Disputation, welche sich des Beifalls des Kurfürsten Karl Ludwig dergestalt erfreute, daß er ihm die ordentliche Professur des Natur- und Völkerrechts ertheilte. Nach der Invasion der Franzosen flüchtete er in das Würtembergische und nahm 1688 die ihm angetragene Professur zu Utrecht an,

folgte aber schon im nächsten Jahre einem Rufe des Kurfürsten von Brandenburg und bestieg in Frankfurt an der Oder den Lehrstuhl des Rechts. 1702 ging er in Auftrag seines Landesfürsten wegen der oranischen Successions-Angelegenheit nach dem Haag und beendete diese Sendung so zur Zufriedenheit seines Hofes, daß ihn der König bei seiner Rückkehr zum Geh. Rath ernannte. In Berücksichtigung seiner wichtigen Dienste, wurde er nebst seiner Familie vom Kaiser 1712 in den Reichs-Freiherrnstand erhoben. Er starb 1719. Die meisten europäischen Höfe bedienten sich in wichtigen Staatsangelegenheiten seines Ausspruches, und s. „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" war der Leitfaden, nach welchem in fast allen akademischen Hörsälen gelesen wurde. Sein eiserner Fleiß hatte ihn auf die Stufe erhoben, auf welcher ihn die Rechtsgeschichte nur mit Achtung erblickt und nennt. Einfachheit in seinen Sitten, ein biederer Sinn und eine strenge Rechtlichkeit waren die Grundzüge seiner Lebensweise. Seine Disputationen und Progamme besitzen wir in einer 4 Quartbände starken Sammlung; seine „Consilia" und „Deductiones" bestehen aus 2 und sein „Grotius illustratus" aus 3 Foliobdn. — Sein zweitältester Sohn, Samuel, Freiherr von Cocceji, erwarb sich einen nicht minder berühmten Namen. Er wurde 1679 zu Heidelberg geboren, 1702 zu Frankfurt a. d. O. Professor der Rechtswissenschaften, 1704 als Regierungsrath nach Halberstadt berufen und 6 Jahre später Direktor dieses Collegiums. Nachdem er 1711 als Visitator des Reichskammergerichts nach Wetzlar gegangen war, empfing er zu Berlin die Stelle eines Geh. Justiz- und Oberappellationsgerichtsrathes. 1714 ging er als preuß. Gesandter nach Wien, ward darauf Präsident des Kammergerichts, 1727 dirigirender Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Angelegenheiten und Curator aller königlichen Hochschulen, endlich 1746 Großkanzler. Er starb 1755. Seine Verdienste um die preuß. Staatsverfassung u. Rechtspflege sind bekannt, und sein Ruf als ein mit ausgebreiteten und tiefen Kenntnissen ausgerüsteter Rechtsgelehrter ist gegründet. Sein „Codex Fridericanus" würde allein schon hinreichen, seinen Namen der Vergessenheit zu entreißen, und sein „Jus controversum" (1791 von Emminghaus vermehrt und verbessert herausgegeben) ist eine reichhaltige Quelle von Belehrungen für jeden Juristen. — Mit dem Tode Karl Ludwigs, Freiherrn von Cocceji, Oberpräsidenten der Landes-Regierung zu Groß-Glogau in Niederschlesien, erlosch 1808 diese berühmte Familie.

Coccejus (Joh.), eigentlich Koch, ein berühmter reformirter Theolog, geb. 1603 zu Bremen, erhielt seine wissenschaftl. Bildung zu Hamburg und Franeker, hierauf in seiner Vaterstadt die Professur der hebräischen Sprache, welche Stelle er von 1636—43 auch in Franeker rühmlichst einnahm. Von 1643—49 war er Professor der Theologie daselbst, ging dann in gleicher Eigenschaft nach Leyden, wo er 1669 st. Sein Lehrsystem — am Vollständigsten in seiner „Summa doctr. de foedere et testam. Dei" entwickelt — bildete er ganz aus der Bibel. Die so oft daselbst vorkommende und umfassende Idee eines Bundes Gottes mit den Menschen schien ihm die tauglichste zu seyn, um dem Ganzen zum Grunde gelegt und durchgeführt zu werden. Er brachte diese Idee mit juristischen Begriffen und Formeln in Verbindung, dehnte sie weit aus und analisirte sie künstlich und sinnreich. Seine hermeneutischen Grundsätze von dem tiefen, fast unergründlichen Sinne der h.

Schrift enthielten die Rechtfertigung für dieses System auch da, wo es auf den ersten Anblick nicht zu passen schien. Er ging dabei über die ausdrücklichen Bestimmungen der Schrift hinaus, glaubte aber vielen Schriftstellen dadurch erst ihr wahres Licht und ihren wahren bestimmten Sinn geben zu können. Seine Gelehrsamkeit und sein Witz nährten sich recht an diesem Systeme, und er wußte es so faßlich und harmonisch darzustellen und ihm so viele Stütze zu geben, daß es den größten, ausgebreitetsten Beifall fand; man glaubte, daß dadurch ein neues Licht auf die Offenbarungen Gottes und auf ihren Zusammenhang, auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft falle. C.'s System, obgleich in mehren Hinsichten seltsam und übertrieben, hat dennoch der theologischen Wissenschaft einen nützlichen Anstoß gegeben und sie von manchem scholastischen Unrath befreit. Unter seinen Anhängern waren Momma, Burmann, der ein großes System der Bundestheologie errichtete, Heidan, Wittich, Braun u. A., und unter seinen Gegnern waren Voet und Desmarets die bedeutendsten. Uebrigens ist die Coccejanische Methode selbst von verschiedenen Lutheranern mehr oder weniger nachgeahmt worden und hat selbst auf die dogmatischen Systeme von Buddeus, Mosheim und Baumgarten einigen Einfluß gehabt. In seinem hebräischen Wörterbuche erstrebte er Vollständigkeit und Bequemlichkeit, welche demselben auch langdauerndes Ansehen verschaften. Seine Werke sind mehrmals gesammelt erschienen, zuletzt zu Amsterdam 1701 in 10 Foliobänden, wozu 1706 noch 1 Bd. „Opera anecdota" kamen.

Cochabamba, Provinz im südamerikanischen Freistaate Bolivia oder Oberperu; 2700 QM. groß, mit 200.000 Ew.; grenzt in N. am Moros, in O. an Chiquitos, in S. an Charkas und in W. an la Paz, ist gebirgig und reich an Gold, Baumwolle, Getreide und Zuckerrohr.

Cochenille, bei uns als die schönste rothe Farbe bekannt, ist ein gedörrtes Insekt von der Größe und Gestalt einer Wanze, das uns als Handelsartikel aus Mexico, Peru ꝛc. zugeführt wird, wo es auf der Opuntia (Opuntia cochenillifera) lebt. Seine Lebensdauer beträgt beim Männchen einen Monat, beim Weibchen zwei Monat. Dieß stirbt gleich nach dem Gebären. Das Weibchen ist fast starr. Seine Augen, Mund, Fühlhörner und Füße sind in den Falten der Haut so versteckt, daß man sie nur durch ein Vergrößerungsglas unterscheidet. Das Männchen ist sehr selten, reicht für 300 und mehr Weibchen hin, ist beweglicher, dünn und mager. Sein Hals ist dünner als der Kopf und übrige Körper. Die Brust hat eine elliptische Gestalt und ist etwas länger als Kopf und Hals zusammen und unten platt. Seine Fühlhörner haben Glieder. Es hat Pfoten, ist hellroth. Das Weibchen ist dunkler. Unter die Merkwürdigkeiten der Erziehung der C. gehört ihr künstliches Wandern, welches in der Gegend der Stadt Oaxaka fast wie das Wandern der Merinoschafe in Spanien oder auch in Apulien Statt findet. Da es nämlich in den Thälern von Oaxaka vom Mai bis zum Oktober, auf den benachbarten Gebirgen hingegen nur vom Dezember bis zum April regnet, so trägt man die Cochenillenmütter, in Körbchen von Lianen, schichtweise mit Palmblättern bedeckt, auf das nahe Gebirge von Istepeje, da dann die Cochenillenmütter während ihrer Wanderung die Jungen ausbringen. Hier bleiben sie bis zu Ende des Regens, also des Oktobers, worauf sie alsdann von hier wieder in die Nopalereien der untern Gegend zurückgetragen werden. Der Werth der von Mexico ausgeführten

C. wird auf 10 Mill. Thaler angeschlagen. Nach der Einsammlung wird das Insekt entweder in heißem Wasser oder in Oefen getödtet. Die beste C. ist von braunröthlicher, geringer die von aschgrauer Farbe; alle Gattungen sind aber inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die kostbare Farbe enthält. Als Waare kommt sie in Suronen oder zusammengenäheten trockenen Thierhäuten, sonst über Cadix, in den Handel. Man färbt damit nicht nur auf Wolle Scharlach, sondern auch karmesin, purpur, violett, gelb und zimmtbraun, auf Leinwand und Baumwolle karmesin, ponceau, ebenso in Seide in mehrerlei Art. Auch der Carmin (s. d.) wird daraus bereitet. In Spanien machte seit 1827 die Cultur der C. auf Nopalpflanzen aus Mexico Fortschritte. — Die deutsche C., C. polonicus, legt ihre Eier in eben solche Nester an die Wurzel des Seleranthus; man sammelt sie in Polen und am Don als Material zum echten Rothfärben. In der Ukraine entdeckte man 1823 eine Pflanze (Poligonumminus), auf welcher sich Würmer befinden, welche die schönste Carmoisinfarbe geben. Die Kosaken-Frauen gebrauchen dieselben zur Schminke und zum Färben. Das Pfund kostet nur 1 Rubel Kupfer und gibt ebenso viel Farbe als ⅓ Pf. Cochenille.

Cochin (Kotschin, Kutschin) war ein kleiner Staat auf der Küste Malabar in Ostindien, in der britischen Präsidentschaft Bombay, der im Norden an die Provinz Malabar, im Osten an Dindigul, im Süden an Travankor und im Westen an das Meer grenzt, viel Pfeffer, Kardamomen, Reiß, Teakholz, Honig, Wachs, Eisen liefert, und von Hindus (die zum Theil Thomaschristen sind) und weißen Juden bewohnt wird, welche letztere nach ihrer Angabe seit der Wegführung aus Palästina nach Assyrien sich hierhergezogen haben. Der bisherige Raja war ein Vasall der Engländer, hatte den Titel Perumpadapil und residirte in Tripantry oder Tripunetare. — Die Hauptstadt Cochin (93° 56′ L. 9° 56′ 30″ N. Br.) ist nach Goa die größte Stadt an dieser Küste, hat steinerne Häuser, schöne Thürme, breite Straßen und tiefe Graben, ein Fort und liegt auf einer Insel in der Mündung des schiffbaren Flusses Mangatti. Unter den Einwohnern sind wenige Europäer, über 1000 eingeborne sogenannte Portugiesen, die Uebrigen Hindus und Juden. Man treibt Wollweberei, Schiffbau, Handel mit Arabien und den indischen Häfen und führt vorzüglich aus: Pfeffer, Kardamomen, Teak- und Sandelholz, Cocosnüsse, Segelwerk, Cassia, Fische, Edelsteine u. s. w. Vor mehren Jahren hat Hr. von Schüler, ein 75jähriger Greis, aus Preußen gebürtig, der in Cochin allgemein als Menschenfreund verehrt wird, zur Unterstützung armer Hindostaner 3 Fregatten von 28 Kanonen bauen lassen. Cochin ist die Hauptniederlage von javanischen und molukkischen Handelswaaren. Der Bischof der vielen Katholiken in der Stadt wohnt zu Koilang. — Eine andere Stadt Namens Cochin liegt in der britisch-ostindischen Provinz Malabar, Präsidentschaft Madras am Meer auf einer Halbinsel, 30.000 Einw., Webereien, Handel mit Pfeffer, Hafen.

Cochin (Charles Nicolas), berühmter Kupferstecher, geb. 1670 zu Paris. In früher Jugend beschäftigte er sich mit der Malerei und erhielt durch diese Kunst eine große Fertigkeit im Graviren. Man findet in allen seinen Arbeiten einen kühnen Geist und eine vollendete Harmonie, welche beweisen, daß er sein Fach mit Auszeichnung behandelte. Er

starb 1754 als Mitglied der pariser Akademie. Sein Sohn Charles Nicolas Cochin, geb. zu Paris 1715, gest. 1790, erreichte eine höhere Stufe von Vollkommenheit in der Kupferstecherkunst als sein Vater. Dem Joh. Restout verdankte er seine Bildung. Nach seiner Wiederkehr von einer langen Reise nach Italien wurde er königl. Hofzeichner, Kupferstecher und Ritter des St.-Michaels-Ordens. Zum Mitgliede der Malerakademie erhoben ihn seine Schriften über die Kunst, in welcher er arbeitete. Unter seinen künstlerischen Werken (zusammen über 1500) nennt man die Prospekte von 16 franz. Seehäfen, das Grabmal des d'Harcourt und das des Dauphin mit Achtung. Seine 112 Medaillenbildnisse enthalten die Darstellung der berühmtesten franz. Gelehrten; seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten sind wegen ihres eleganten Ansehens sehr geschätzt. Auch als Gelehrter behauptete er einen nicht unbedeutenden Rang. Wir nennen seine „Briefe über die Gemälde Herkulanums" und seine „Reise durch Italien" (Lausanne 1773).

Cochinchina (Kodschin-Dschina), d. i. Westchina, eine große zu Hinterindien gehörige Landschaft (2900 QM. mit 1.300.000 Ew.), ein Theil des Kaiserthums Anam, welches die hinterindischen Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Cambodscha, Laos und Lac-tho begreift. Die ältere Geschichte dieser Länder, sowie ihre innere Beschaffenheit sind den Europäern wenig bekannt. C. war ehemals nur eine Provinz von Tunkin. Die Chinesen waren Herren dieser Länder, welche sie durch einen Statthalter regieren ließen. Von ihrer Herrschaft über Tunkin findet sich um 180 n. Chr. die erste Spur: doch soll sie nicht ununterbrochen gedauert, sondern Unabhängigkeit von ihnen und neue Unterjochung mit einander abgewechselt haben. Bei einer Revolution wurde der chinesische Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus seiner eigenen Nation, welche unter der Bedingung von China anerkannt wurden, daß sie die Belehnung beim dortigen Kaiser nachsuchen mußten. Die chinesischen Annalen geben bis 1335 dieselben namentlich an. Die Mongolen, als Herren von China, machten seit 1281 wiederholte Versuche, ihre Herrschaft über Tunkin geltend zu machen; es scheint auch bis auf die neueste Zeit eine Art von Abhängigkeit des Landes von China geblieben zu seyn, weil jährlich eine Gesandtschaft mit Geschenken als Tribut dahin abging und der König von Tunkin sein Siegel vom chinesischen Kaiser erhielt. Indessen fanden die Europäer bei ihrer Ankunft eine eigene Familie, die Dynastie Li, daselbst auf dem Thron, die aber seit 1596 von dem militärischen Chef des Reichs sehr eingeschränkt wurde. Ein König (Dova) besaß den Thron mit allen Zeichen der Herrscherwürde und ein General (Chova) hatte die wirkliche Gewalt. Der Letztere wählte unter den Königssöhnen Den aus, welcher nach Erledigung des Thrones denselben wieder besteigen sollte, und ließ die von ihm getroffene Wahl bestätigen. Ums J. 1575 riß sich C. vom tunkinischen Reiche los und errichtete einen eigenen Thron. Der Statthalter war erster König und seine Dynastie herrschte bis 1774. Das vom König um diese Zeit erhöhete Kopfgeld erregte unter dem Volke großes Murren. Drei Brüder, Yin-yai, ein reicher Handelsmann, der andere, Long-niang, Feldherr in königl. Diensten, und der dritte, ein Priester, benutzten Dieß und bearbeiteten gemeinschaftlich das Volk. Der Handelsmann gab große Feste und reichlich Almosen aus; der General schmeichelte dem Heere und der Geistliche brachte die Priesterschaft durch

ähnliche Mittel dahin, sodaß in einem Aufruhr der König nebst mehren seiner Familie und seiner Getreuen ermordet, mit unerhörter Grausamkeit gewüthet und die bisherige Regierung vertrieben wurde. Die drei Brüder hatten nun diese Länder schnell unter sich getheilt; Long-niang erhielt den nördlichen an Tunkin grenzenden Theil. Er besiegte den König von Tunkin, eroberte sein Reich und behauptete sich im Besitze seiner Eroberung, obgleich China's Herrscher den vertriebenen König von Cochinchina, der bei ihm, als seinem Lehnsherrn, Schutz gesucht hatte, in sein Reich wieder einzusetzen suchte. Nach so glücklichem Fortgange seiner Waffen nahm Long-niang unter dem Namen Quan-tung öffentlich den Titel eines Monarchen von Cochinchina und Tunkin an und sprach als solcher in dem drohendsten Tone selbst gegen China. Der letzte unglückliche König von Cochinchina, Caun-shung, hatte dem französischen Missionär Adran den freien Gottesdienst zugestanden und ihm sogar den Unterricht des Kronprinzen anvertraut. Adran floh beim Ausbruche der Revolution mit den übrigen Christen, rettete aber zugleich die Königin, den Kronprinzen und ihre übrige Familie, Schutz suchend bei dem König von Siam. Dieser war gerade in einen Krieg mit den Birmanen verwickelt. Der Kronprinz, der junge und muthvolle Caun-shung, durch Adran in europäischer Taktik unterrichtet, bot ihm sofort nebst den ihm treugebliebenen Cochinchinesen seine Dienste an, stellte sich an die Spitze des Heeres, schlug die Birmanen gänzlich und ward mit Ehre und Geschenken von dem König überhäuft. Diese glückliche Stimmung dauerte indeß nicht lange; denn zurückgewiesene Liebe dieses Monarchen von Seiten der Mutter des Kronprinzen, Eifersucht der Großen von Siam, ja des Königs selbst über die Vorzüge des Prinzen, gaben zu Versuchen Anlaß, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Er entdeckte es noch früh genug und entkam glücklich auf die Insel Paloway. Adran hatte sich schon zuvor heimlich in Süd-Cochinchina begeben, um dort die Stimmung des Volkes kennen zu lernen. Da er sie dem Kronprinzen günstig fand, so suchte er diesen in Paloway auf, wo derselbe nebst den Seinigen in der dürftigsten Lage lebte. Jetzt unternahm es der würdige, muthvolle Geistliche, für diese unglückliche Königsfamilie in Europa Schutz und Hülfe zu suchen. Mit Caun-shungs ältestem Prinzen schiffte er sich nach Frankreich ein und langte 1787 in Paris an. Der Prinz fand die beste Aufnahme von dem edlen Ludwig XVI., und ließ durch Vergennes und Montmorin einen Allianztraktat zwischen sich und dem König von Cochinchina festsetzen, der, wenn er völlig in Erfüllung gegangen wäre, nicht nur der unglücklichen Familie wieder zum Throne verhalf, sondern höchst wahrscheinlich die politische Lage von ganz Ostindien verändert und selbst die dortige Uebermacht der Briten würde gebrochen haben. Adran ward von Ludwig XVI. zum Bischof und zugleich zum Ambassadeur für Cochinchina ernannt. Er war bevollmächtigt, die dorthin zu führende franz. See- und Landmacht unter den Befehlen vorzüglicher Heerführer zu dirigiren. Er eilte nebst dem Kronprinzen nach Pondichery zurück. Aber die schändliche Verrätherei des Gouverneurs von Pondichery hintertrieb das ganze Unternehmen, indem er aus Rachsucht gegen Adran der auf Isle-de-France liegenden Escadre befahl, bis auf weitere Ordre zurückzubleiben. Unterdessen hatte aber der Kronprinz einen Versuch gemacht, das väterliche Reich zu erobern, welches ihm, bei der unter den Usurpatoren herrschenden Uneinigkeit und

bei der Anhänglichkeit der Cochinchinesen an ihren rechtmäßigen Beherrscher so weit gelang, daß er 1791 nach Ueberwältigung des Yin-yai das ganze südliche Reich wieder unter seinen Scepter brachte. Nur Tunkin und der nördliche Theil von Cochinchina blieb damals unter dem Sohn des Usurpators. 1800 machte aber der König eine furchtbare Zurüstung gegen ihn und vereinigte auch das Königreich Tunkin mit seinem Reich. Anfangs ließ er sich vom chinesischen Kaiser mit Tunkin belehnen, hat sich aber nachher für völlig unabhängig erklärt und unter dem Namen Gia-Long den kaiserl. Titel angenommen. Gia-Long bewies sich als ein ebenso kluger Regent als tapferer Feldherr, stellte den Ackerbau wieder her, besonders die Pfeffer- und Arekapflanzungen; er führte Heerstraßen von einem großen Orte zum andern, setzte Preise auf die Cultur der Seidenwürmer, ließ große Landesstrecken für den Anbau des Zuckerrohrs ausbrechen, eröffnete Eisenminen, legte Theer- und Pechschwelereien, Salpeterfabriken und Schmelzöfen an, ließ mehre tausend Gewehre verfertigen, disciplinirte seine Armee nach europäischer Art, errichtete eine Militärschule besonders für die Taktik und die Artillerie, entwarf ein neues Gesetzbuch, milderte überhaupt die dort üblichen grausamen Strafen, legte öffentliche Schulen an, entwarf einen Handelscodex, erbaute Brücken, ließ Bojen (Seezeichen) an den gefährlichsten Theilen der Küsten auslegen, erbaute gegen 300 Kanonenböte und Galeeren und eine Fregatte nach europäischem Modell. Endlich sandte er sogar Missionen zu den wilden Gebirgsbewohnern Laos, um auch bei ihnen einige Cultur einzuführen. Wie mühsam er nach wahrer Herrschergröße strebte, zeigte seine einfache Lebensweise, die bewundernswürdigste Mäßigkeit; dabei vertheilte er seine Zeit mit größter Oekonomie. Sogar in diesem heißen Klima arbeitete er bereits mit Tagesanbruch, war überall zugegen, im Staatsrathe wie auf dem Schiffswerfte. Er zerlegte mit eigenen Händen ein deßhalb erkauftes portugiesisches Fahrzeug, um genau mit dem Schiffbau der Europäer bekannt zu werden. Daneben studirte er eifrigst die von Adran für ihn ins Chinesische übersetzten Artikel der Encyklopädie, welche sich auf die Künste und Kriegswissenschaften bezogen. Lebhaft dauernd war der Dank des Königs gegen seinen Lehrer. Bei den vielfältigen Verleumdungen, öffentlichen und heimlichen Angriffen von Adrans Feinden, den dortigen Mandarinen, schützte er ihn und blieb unablässig sein Freund. Als der Bischof aber 1800 dort starb, so bewies er diesem seinem großen Meister die größten Ehrenbezeugungen. Er ließ sich durch die Vorstellungen und Bitten der franz. Missionäre nicht zurückhalten, den Körper, nachdem er bereits den christlichen Gebräuchen gemäß beerdigt war, von Neuem mit dem größtmöglichsten Pomp der Cochinchinesen zu begraben. — Der jetzige Kaiser, seit 1816, heißt Miclo-me und residirt zu Phuruan in Südanam. Das gegenwärtige Kaiserthum Anam grenzt gegen N. an die Südprovinzen Chinas, gegen W. an Siam, gegen S. an das indische und gegen O. an das chines. Meer. Es nimmt die ganze Ostküste der Halbinsel jenseits des Ganges ein, liegt 118—127° L. 8—23° Br., enthält an 18.000 QM., und ist von 18—20 Mill. Menschen bewohnt. Die Bewässerung von Tunkin ist beträchtlich. Das große Gebirge an der Grenze der chinesischen Provinz Yunnan und Laos sendet außer mehren kleineren Flüssen die beiden Ströme Holi-Kiang und Lesi-Kiang herab. Die beiden Flüsse vereinigen sich in Tunkin, und bilden sodann den Songkoy (großen Strom). Ver-

einst fließt er stets nach Nordosten fort und ergießt sich mit vielen Mündungen in den Golf von Tunkin. Tunkin ist ein trefflich zum Handel und zur Cultur gelegenes Land, das eben wegen dieser reichen Bewässerung, die den Einwohnern vermittelst vieler Kanäle unendlich nutzbar wird, das südlichere Cochinchina bedeutend übertrifft. Cochinchina konnte wegen der Nähe seiner Scheidegebirge nirgend durch große Ströme bewässert werden. Dagegen ist ihm, als einem schmalen Streifen Landes, das Meer selbst überall nahe und insofern könnte ihm Handel und Absatz seiner natürlichen Reichthümer fast nirgend fehlen. Auch mangelt es ihm hierzu nicht an guten Häfen. Das Klima der hiesigen heißen Zone, die bedeutenden und schön bewässerten Thäler, im Hintergrunde ein mächtiges Kettengebirge — wer erwartet nicht mit Recht bei so trefflicher Abwechselung die herrlichsten Produkte? Wichtige Goldgruben trifft man in der Provinz Chang und selbst die Flüsse führen viel Goldsand mit sich. Die Einwohner wissen aber nicht ihre Schätze gehörig zu benutzen. Sie graben nie tiefer, als etwa 6 bis 7 Fuß, verstehen also den Bergbau durchaus nicht, und dennoch kommen ihnen Stücke reinen Goldes von 2 Unzen vor. Das Gold wird in kleine Massen geformt und wie andere Waaren verkauft. Auch Silber liefern jene Gebirge, und es wird in 4 Zoll langen Stangen zu Markte gebracht. Die Chinesen handeln hier Gold und Silber ein. Kupfer ist ebenfalls ein hiesiges Produkt und die Gebirge liefern Eisen im Ueberfluß. Die Waldungen strotzen von den schönsten und wohlriechendsten Holzarten, z. B. Adlerholz, Rosenholz, Sandel und das wegen seines trefflichen Geruchs dem Golde gleichgeschätzte Calambo. Ferner finden sich hier alle Früchte Indiens, sowie dessen Gewürzarten; hiervon ist die Arekanuß ein wichtiger Handelsartikel für die Chinesen; Firniß-, Talg- und Fettbäume, wegen der Früchte und des Oels berühmt; Dammerharz, zum Kalfatern der Schiffe benutzt; Zucker, welcher als der beste und wohlfeilste in ganz Indien anerkannt ist; die Chinesen handeln eine ungeheure Menge ein. Reiß, Baumwolle und Maulbeerbäume werden im Ueberfluß gezogen. In den Waldungen hauset, nebst mehren geringeren Raubthieren, der Königstiger, mehre Gazellenarten, das Nashorn, Elephanten, die größten der Erde (diese klugen Thiere werden hier noch besonders zum Kriege abgerichtet), Moschusthiere ꝛc. Alle Hausthiere gedeihen; doch scheint das Wollenvieh gänzlich zu mangeln. Der Büffel dient für die nassen Reißländer paßlicher zum Pfluge als der Ochse. Das Pferd ist hier munter, jedoch nicht groß. Unter den Vögeln kommt hier der seltene Arpusfasan, der sogen. Schlangenvogel, wegen seines langen und scharfen Schnabels gefährlich, da er auf alles Glänzende mit Heftigkeit losspickt und schon mehrmal den ihn näher betrachtenden Käufer um sein Auge brachte, vor. Vielartig und häufig sind, wie alles Federvieh, auch die Enten und Wasservögel überhaupt. Cochinchina ist ebenfalls reich an den berühmten Schwalben, wovon die gallertartigen Nester als Leckereien der Großen des Orients keinen unwichtigen Handelsartikel ausmachen. Insekten sind hier sicher in einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit vorhanden. Die heutigen Cochinchinesen und Tonkinesen, nahe Verwandte der Chinesen, haben die Ureinwohner in das Gebirge getrieben. Letztere sind von Farbe dunkel, in ihren Sitten willig und völlig unkultivirt. Die Einwohner der südlichen Provinzen weichen weiter von den Chinesen ab. Von Charakter zeichnen sie sich vortheilhaft von den Chinesen aus. Barrow

beschreibt sie als sehr lustig und plaudernd, wie die Franzosen, offen, zuvorkommend, gutartig und gastfrei. Der in sich gekehrte Chinese würde nie eine Sache von einiger Bedeutung durch Weiber behandeln lassen; gerade umgekehrt der Cochinchinese. Die Frauen sind hier frei, sprechen und handeln mit Jedermann. Indeß müssen sie auch hier wie in China den Reißbau treiben. Daneben besorgen sie das Detail des Handels, ferner die Töpfer-, die Webearbeiten und die Färbereien; kurz, sie zeigen die größte und mannigfaltigste Thätigkeit. Bei dem großen Hange der Cochinchinesen zum Froh- und Leichtsinn zeigen sich freilich stets Spuren der Aehnlichkeit ihres Stammes. In ihren Sitten, besonders in ihren Feierlichen blickt der Chinese auffallend durch. Sie beobachten bei ihren Verheirathungen, ihren Religions- und Beerdigungsübungen eben die umständlichen Ceremonien der Chinesen, und die Trachten der Großen haben sehr viel Aehnlichkeit mit denen ihres Vorbildes. Die weiten Gewänder, die Fächer, die Bedeckungen des Kopfs, die ceremoniöse sitzende Stellung, Alles erinnert an China. Die Wohnungen des geringern Cochinchinesen bestehen nur aus Lehmwänden mit einem schlechten Dache; selten ist letzteres von Ziegeln. In den Häusern der Reichern sind die Fußböden mit vielfarbigen Matten bedeckt. Die Cochinchinesen und Tunkinesen verfertigen Metallwaaren, unterhalten Baumwollen- und Seidenfabriken, haben selbst Kanonengießereien ꝛc. Den größten Beweis ihrer industriösen Fähigkeiten äußern sie bei ihrem Schiffbau; ihren Ruder-Galeeren gestehen selbst die Engländer Schönheit und Paßlichkeit zu. Auch kennen sie die Schreib- und Buchdruckerkunst. Ihre Baukunst, Malerei und Musik sind chinesisch. Beide Nationen haben mit den Chinesen eine ähnliche Sprache. Wie in der Chinesischen, ja fast noch mehr, findet in der von Tunkin Vieldeutigkeit Statt, die nur durch Accente und Aussprache zu heben steht. In Cochinchina ist die Schriftsprache zwar die Chinesische, allein die gesprochene weicht so sehr davon ab, daß die beiden Nationen einander nicht ohne Dollmetscher verstehen. In dem kleinen Wortregister von 87 Wörtern, welches uns Barrow zum Vergleich beider Sprachen geliefert hat, finden sich kaum 12 Wörter, die einander ähnlich sind. Die höhere Bildung beider Nationen nimmt denselben Gang wie bei den Chinesen und führt durch dieselben Stufen zu den höchsten Würden im Staat: das höchste Wissen ist auch bei ihnen Lesen und Schreiben der weitläufigen Begriffszeichen, die sie aber auf 3000 eingeschränkt haben, weil diese schon zu ihren Bedürfnissen, zu ihren Briefen, Bittschriften und Registraturen hinreichen. Die Schriften des Confucius sind die Hauptquelle ihrer Weisheit; aus ihnen schöpfen sie ihre Moral und Politik, ihre Geschichte und Naturkenntniß. Ihre medicinische Praxis ist gering. Der Kalender wird von einigen Gelehrten am kaiserlichen Hofe herausgegeben. Bis zu selbstständigen Werken scheinen sich die Tunkinesen noch nicht erhoben zu haben; nicht einmal zu historischen; sonst könnte ihre Geschichte sogar in den neuern Zeiten nicht so völlig unbekannt geblieben und die frühere den Gesängen ihrer Jongleurs an Festen überlassen worden seyn. Es fehlt aber überhaupt noch an einer genauen Beschreibung der wissenschaftlichen Cultur der Cochinchinesen und der Tunkinesen; doch kann sie weder auf einer bedeutenden Höhe stehen, noch wird sie schwerlich je dahin gelangen. Der Handel, den die Einwohner treiben, ist nicht unbedeutend, besonders der Küstenhandel. Von den asiatischen Völkern haben vorzüglich die Chinesen, Malayen, die Bewoh-

ner der Sunda-Inseln, die Japaner sich immer im Besitz des Handels dahin behauptet; nur einige Kaufleute von Madras führten neben ihnen Kupfer und Seide aus. Indeß lassen sich die günstigsten Resultate erwarten, weil nach öffentlichen Blättern die Regierung beschlossen hat, unter starken Ein- und Ausfuhrzöllen ihren Unterthanen einen freien Handel mit fremden Flaggen frei zu lassen; doch dürfen die Bergwerke nicht genutzt werden, um weder die Habsucht des Hofes von Peking noch des Raths von Calcutta zu reizen. Die Franzosen haben auch bereits diese Gelegenheit benutzt und besonders viele Waffen jenen Gegenden zugeführt; und da Cochinchina mit China und andern ostasiatischen Ländern in Handelsverbindungen steht, so werden auch die Europäer, welche nicht direkt nach China Handel treiben, chinesische Produkte und Waaren nunmehr aus Cochinchina beziehen können. Die Religion dieser Völker läßt sich, wie bei den Chinesen, auf drei zurückbringen, auf die Lamaische, die des Fo oder Buddha und die des Confutsee. Die letzte ist die des Hofes oder eigentlich der besser Unterrichteten. Die zweite ist aber die eigentliche Volksreligion. Die Anzahl der Pagoden, welche ebenfalls den chinesischen ähnlich sind, und der Bonzen ist sehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren Schutzgeist hat. In Cochinchina zeigt sich die größe Menge des Volks, oder die Anhänger des Budda zwar abergläubisch, allein zugleich gutartig und von besonderer Dankbarkeit. Sie bringt den Bildern ihres Gottes die ersten Früchte des Feldes, stets unter feierlicher Anbetung und mit aufrichtigen Dankgefühlen dar. Das Christenthum ward durch jesuitische u. a. Missionäre am Ende des 16. Jahrh. nach Cochinchina und Tunkin gebracht. Die Bewohner bewunderten zwar an diesen Männern europäische Kenntnisse, aber die Religion, die sie lehrten, wollte man von ihnen im Reich nicht ausgebreitet wissen. Weder die Bewunderung, die Alexander von Rodes (1627) durch seine Räder- und Sanduhr erregte, noch die Mühe, die sich Ludwig XIV. und der Papst gaben, konnten bleibende Missionen daselbst bewirken: sobald die politischen Wünsche des Chova unbefriedigt blieben, wurden die europ. Glaubensprediger (das erste Mal bald nach 1627, das andere Mal 1712) aus dem Reiche verbannt; und die dritte günstige Aussicht für die Mission (1715) verschwand in Tunkin zwar; dagegen in Cochinchia das Christenthum ansehnliche Fortschritte — vorzüglich durch Adran und seine Gehülfen machte, sodaß sich jetzt mehre Hunderttausende zum Christenthum bekennen. Der Kaiser duldet die christliche Religion. 1808 fanden sich 307.000 Katholiken in Tunkin; in Cochinchina aber 600.000. Es gab dort 6 Missionäre, hierunter aber 4 Bischöfe, 2 Vikarien und 2 Gehülfen; Priester waren 104; allein St.-Croix fürchtet, daß, da es an hinreichenden Mitteln für Seminarien fehlt, die Anzahl der Geistlichen sich vermindern werde. In Osttunkin zählt man, nach Abbé Dubois Bericht 1821, jetzt 780 Kirchen und 87 Klöster. — Die Regierungsform ist freilich auch hier nichts Anders, als eine reine Despotie, indeß hat sie doch wie in China die mildere Form der väterlichen Gewalt angenommen, was vielleicht auf die Sittlichkeit im Ganzen verderblicher wirkt, als die offenbare Gewalt, aber doch einige Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährt. Es gibt hier keinen Adel, nur die kaiserliche Familie und die höhern Beamten, hier wie in China von den Europäern Mandarinen genannt, genießen einer jedoch nur persönlichen Auszeichnung, und ihre Vorrechte sind nicht erb-

lich, selbst bei der kaiserlichen Familie nur etwa bis ins vierte Glied. Die Polizei im Lande soll vortrefflich seyn, aber die Abgaben sind sehr bedeutend. Der Kaiser unterhält eine ansehnliche Kriegsmacht, welche ganz auf europäische Weise bewaffnet und eingerichtet ist; er soll an 150.000 Mann unter den Waffen haben; jeder Unterthan vom 18. J. an ist dienstpflichtig; allein es gibt hier keine Kavallerie, wohl aber an 100 Kriegsgaleeren. Die alte Hauptstadt des Reichs, in Nord-Anam, ist Backingh, bei den Europäern Dong-kin (daher Tonquin oder Tunquin) oder Kesho, unter 20° N. B., am schiffbaren Songkoi; sie ist befestigt und enthält einen kaiserlichen Pallast, in dessen Umfange viele Gebäude und Gärten sich befinden; sie ist aber sehr verfallen und zählt nur noch 40.000 Einw. Auch die ehemaligen europäischen Faktoreien sind eingegangen. Die jetzige Residenz des Kaisers ist Phuruan in Süd-Anam, von den Europäern wegen des Flusses, woran sie liegt, auch Huefo genannt, unter 16° N. B., mit 20—30.000 Einw. und einer Citadelle, worin der kaiserl. Pallast. Die größte Handelsstadt, wohin auch Europäer kommen, ist Huehan, unter 15° 50′ N. B.; sie liegt an der schönen Han- oder Turon-Bai. Cambodja, in der Provinz gleiches Namens, unter 12° N. B., liegt auf einer großen Insel des Mayfaung, mit einem kaiserl. Pallast und vielen Pagoden. In der Nähe sollen sich die Ruinen einer alten sehr großen Stadt befinden. Der beste Hafen dieser Provinz, der auch von Europäern besucht wird, ist Say-gan unter 10° 50′ N. B., an der Mündung eines schiffbaren Flusses; sie mag an 180.000 Einw. haben und ist die gewöhnliche Station der kaiserlichen Kriegsflotte. Die Städte der übrigen Provinzen sind den Europäern wenig bekannt und wahrscheinlich auch sehr unbedeutend. Die neuesten Nachrichten über das Kaiserthum Anam hat der Brite Carwfurd geliefert, S. dessen „Journ. of an Embassy (im J. 1821) from the Governor of India to the Courts of Siam and Cochinchina" (Lond. 1823, 4., mit Charten und Kupfern).

Cochrane (John Dundas) Capitain, Neffe des berühmten Admirals Cochrane, machte Fußreisen durch Frankreich, Spanien und Portugal, dann durch Rußland bis Kamtschatka (s. „Narrative of a pedestrian journey through Russia etc. 1820—23", London 1824; ins Deutsche übersetzt, Wien 1826). Er starb den 12 Aug. 1825 zu Valencia in Colombia, als er Südamerika zu Fuße zu durchwandern begonnen hatte.

Cocles, s. Horatius.

Cocon, das länglichrunde Gehäuse, welches verschiedene Raupen (die Phalänen oder Nachtschmetterlinge) um sich spinnen, worin sie sich verpuppen. Es besteht aus dem zartesten Gespinnste, welches sie aus ihrem eigenen Safte bereiten, der an der Luft erhärtet. Nur von wenigen Raupengattungen ist dieß Gewebe brauchbar. Das nützlichste erhalten wir von der Seidenraupe, aus einem 8—900 Fuß langen Faden bestehend. — Coconshäute nennt man den letzten Ueberrest aus den Cocons, welcher nicht als Seide abzuhaspeln ist, sondern zu Floretseide, Watte u. dgl. bearbeitet wird.

Cocospalme (C nucifera) wächst in der heißen Zone in Asien und Afrika, hin und wieder auch in Amerika, und liefert die auch bei uns bekannten Cocosnüsse. Der Stamm dieses Baumes hat etwa 1½ Fuß im Durchschnitt und wird 70–80 Fuß hoch. Das Holz ist weich

und schwammig, die Rinde knotig und der Stamm schießt gerade in die Höhe, ohne sich in Nebenäste zu zertheilen. Aus dem Gipfel schießen die Blätter hervor, welche gefiedert, an 10 Fuß lang und 1½ Fuß breit, sehr hart sind und eine rückwärts gebogene, schwertförmige Gestalt haben. Die Indianer decken mit denselben ihre Hütten, verfertigen daraus eine Art Sonnenschirme, Mäntel u. a. Geräthschaften. Sie schreiben auf die Spitzen der Blätter, aus den zarten Fasern verfertigen sie schöne Matten, die großen Rippen brauchen sie zu Besen. Ganz oben in der Mitte der Krone des Baums entsteht eine große Knospe, aus welcher der Blumenbusch hervorgeht, der dem Blumenkohl nicht unähnlich ist, woraus gemeiniglich 10 bis 15 Nüsse hervorkommen. Rings um die dicke Herzknospe wachsen viele kleinere. Diesen zapft man den Saft ab, der nach 24 Stunden sauer wird und destillirt aus solchem Arrack. Manche essen diese Herzknospe, wenn sie noch weich und unaufgebrochen ist. Jede Nuß hat 3—4 Pfund süßen Saft, der den Durst löscht, auch die Wassersucht heilen soll. Ist dieser abgezapft, so findet man einen andern genießbaren weißen und dicken Saft, der dem Milchrahm ähnlich ist. Er heißt Cocana und liegt in der Mitte der Schale. Das Mark der grünen Nüsse ist eine angenehme Speise. Wirft man solches ins Wasser, so wird es milchartig weiß und dient zu Fleisch- oder Reißbrühen. Der Saft schmeckt in der reifen Nuß widerlich, verdickt sich und vertrocknet endlich ganz. Hat die Nuß eine Größe von 5—6 Zoll im Durchschnitt erhalten, so ist sie reif. Die äußere Schale derselben ist braun, hanfartig, hat viele Fasern, aus welcher Seile gemacht werden. Die zweite Schale ist auch braun, hart wie ein Stein und besonders glatt. Man verfertigt daraus Stockknöpfe u. a. Drechslerwaaren. Die dritte Schale ist weich und weiß. In dieser liegt der Kern von der Größe eines Apfels und der Festigkeit einer Mandel; derselbe hat viel Oel, das zum Brennen und anderm Gebrauch dienlich ist. Häufig werden Cocosnüsse, da die Bäume vorzüglich nur an den Ufern großer Ströme und des Meeres gedeihen, im Meere schwimmend gefunden und dann an sehr entfernte Küsten getrieben, so findet man sie nicht selten, noch gut erhalten, an der norwegischen Küste. Die guineische Cocospalme wächst in Südamerika wild. Sie hat einen dünnen, stacheligen Stamm, der kaum 1½ Zoll im Durchschnitt hat, aber eine saftige Frucht trägt. (Vgl. Palmen.)

Coda (ital., Musik, Anhang, Zusatz), eigentlich Schwanz, der Schlußsatz von einem Tonstück, dessen Hauptperioden wiederholt werden.

Codes (les cinq) (franz., Rechtsw.), die fünf neuen Gesetzbücher Frankreichs, bestehen aus dem Code civil, dem C. de procédure civile, dem C. de commerce, dem C. criminel und dem C. de procédure criminel, bilden zusammen ein geschlossenes Ganze, welches, wie man auch von dem absoluten Werthe dieser Gesetzbücher urtheilen möge, immer ein unvertilgbares Denkmal der Napoleonischen Regierung bleiben wird. Sie sind aus dem Geiste der Zeit und des Volks hervorgegangen; sie sind der Schlußstein der Revolution, indem sie befestigen, was in den Bestrebungen derselben Vernunftgemäßes war, aber auch zugleich ausstoßen, was die Schranken des Naturgemäßen überschritt. Sie entgehen so wenig als irgend ein anderes Menschenwerk dem Vorwurfe der Unvollkommenheit, und es mag seyn, daß ein gründlicheres Studium der Philosophie und der historischen Rechtsentwicklung besonders deutsche Gelehrte

zu scharfem Tadel berechtigt (s. Savigny „Von dem Berufe unserer Zeit zur Gesetzgebung", 1816), aber in Vergleich mit dem frühern Zustande der Gesetzgebung in Frankreich werden sie noch von künftigen Geschlechtern für eine große Wohlthat erkannt werden. Frankreichs Rechtsverfassung war vor der Revolution so verworren, als die deutsche noch jetzt ist. Das römische Recht (schon unter Ludwig IX. ins Franz. übersetzt, mußte nach Philipps des Schönen Decret auf allen Hauptschulen des Reichs gelehrt werden) galt zwar allgemein als subsidiar und war besonders in der Lehre von Verträgen anwendbar. Allein in Beziehung auf die Vermögensrechte der Eheleute, auf die Modificationen des Grundeigenthums, auf lehnsherrliche Rechte u. dgl. war eine sehr große Verschiedenheit des Rechts anzutreffen. Die Einwanderungen der germanischen Stämme mußten mit dem römischen Rechte auch die noch übrigen Spuren alter gallischer Volksrechte verwischen, und dieß mußte mehr oder weniger vollständig geschehen, je nachdem die römische Verfassung unter den alten Einwohnern festere Wurzeln gefaßt hatte, und diese selbst unter den neuen Herren eine politische Bedeutung behaupteten. Daher ist im nördlichern Theile Frankreichs und unter der Herrschaft der Franken die römische Verfassung mehr durch das Germanische verdrängt worden als in dem südlichern, Italien nähern, starker bevölkerten Theile des Landes und unter der Herrschaft der Westgothen und Burgunder. Deßhalb war Frankreich in die Pays du droit civil und in die Pays du droit coutumier eingetheilt. Zu jenen gehörten besonders die südlichen Provinzen, wo der Justinianische Codex als Hauptrecht galt, zu welchen sich die einheimischen Coutumes oder Gewohnheitsrechte als Zusatz und Modification verhielten. Zu den Pays du droit coutumier gehörten die nördlichen Provinzen, wo die Coutumes als Hauptrecht galten. Diese Eintheilung erhielt sich bis zur Revolution und hatte auf die Abfassung des Code Napoléon bedeutenden Einfluß. Anfangs waren jene Gewohnheitsrechte nicht schriftlich aufgezeichnet; erst gegen das Ende des 11. Jahrh. kam man auf den Gedanken, sie zu Papier zu bringen und mit dem römischen Recht zu vergleichen. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Rechtspflege in den Pays du droit coutumier sehr schwankend werden mußte und daß man das Bedürfniß einer unter öffentlicher Autorität zu veranstaltenden Sammlung und schriftlicher Aufzeichnung der Gewohnheitsrechte fühlte. Schon Karl VII. soll, nachdem er die Engländer vom franz. Boden vertrieben hatte, auf dem Reichstage von 1453 eine Sammlung der Gewohnheitsrechte angeordnet haben, allein sein Tod unterbrach ihn in dieser Unternehmung. Unter Karl VIII. kam das erste unter öffentlicher Autorität redigirte Gewohnheitsrecht der Grafschaft Ponthien zu Stande. Seine Nachfolger Ludwig XII., Franz I., Heinrich II. und Karl IX. fuhren fort, die übrigen Gewohnheitsrechte aufzeichnen zu lassen. Geschickte Rechtsgelehrte wurden mit diesem Geschäft beauftragt. Jedes auf diese Art geordnete Gewohnheitsrecht wurde dann im Staatsrath geprüft, vom König sanctionirt, dem Parlamente zur Eintragung in die Register überwiesen und so von den Richtern gehandhabt. (Die vollständigste Sammlung solcher bestätigten Particularrechte und Statuten, über 400 enthaltend ist von Bourdot de Richebourg: „Coutumier général", Paris 1724, 8 Bde., Fol., veranstaltet worden.) Durch diese Aufzeichnung entstand der Unterschied zwischen Coutumes und Usages: unter den Erstern befaßt man jedes

schriftlich aufgenommen, von dem Könige sanctionirte und vom Parlamente einregistrirte Gewohnheitsrecht; unter den Letztern das Gewohnheitsrecht, welches in einer Provinz oder Stadt noch neben den Coutumes galt und nicht schriftlich aufgezeichnet noch sanctionirt war. Die Coutumes machten also einen Bestandtheil des Jus scriptum und die Usages einen Theil des Jus non scriptum aus. Die Könige von Frankreich sorgten indeß nicht bloß für die Aufzeichnung der Gewohnheitsrechte, sondern erließen daneben, nach dem Beispiele der Etablissements des h. Ludwig (1226 — 70), einzelne Verordnungen und Gesetze, welche das königliche Ansehen befestigten und erweiterten, und die seit Karl VII. den Namen der Ordonnances des Rois erhielten. Da diese nach Absicht der Könige für das ganze Reich verbindlich seyn sollten, so erlitten sie anfangs großen Widerspruch und Anfechtungen von den Reichsbaronen; die Könige übergaben sie aber mit dem Befehle die Einregistrirung dem Parlamente, worauf sie von diesem als Reichsstatuten befolgt und gehandhabt wurden. Unter den Ordonnancen aus dieser Zeit zeichnen sich mehre über die Gerichtsverfassung und die Proceßordnung aus, worin Frankreich damals dem übrigen Europa vorausging, die ältern betreffen viel locale Gegenstände und das Verhältniß der Kirche zum Staat. Zu jenen gehören die Ord. v. 1446 und 1453, die Ord. von Villers Cotterets 1539, welche fast gleichzeitig mit der Criminalordnung Karls V. in Deutschland den schriftlichen Inquisitionsproceß an die Stelle des bisherigen unförmlichen und tumultuarischen, dazu in jeder Herrschaft verschiedenen Verfahrens setzte. Ihr Verfasser war der Kanzler Guillaume Poyet, von welchem sie auch Guilelmine genannt wurde. Ferner die Ord. v. Orleans 1560, welche eine allgemeine Landesordnung enthält, die Ord. von Blois 1579 und andere. Die Ordonannces des Rois wurden anfangs nur in einzelnen Patenten publicirt; erst mit Heinrich III. fing man an, ihnen einen höhern Grad von officieller Ausbreitung zu geben. Dieser Monarch kam auch auf den Gedanken, eine neue Revision der Coutumes zu veranstalten, und ertheilte auch schon wirklich mehren Parlaments-Präsidenten den Auftrag, die vorhandenen und noch geltenden Ordonnances zu sammeln und in einem Codex constitutionum systematisch zu ordnen, als diese seine Bemühungen durch seinen unglücklichen Tod nicht vollendet wurden. Bei der großen Verschiedenheit der Quellen des in Frankreich geltenden Rechts ging das Bestreben der Könige seit Heinrich III. dahin, in die vielumfassenden Verordnungen mehr Einheit zu bringen. Heinrich IV. hatte indeß zu viel mit innern Unruhen zu kämpfen und starb zu bald, als daß er Zeit gehabt hätte, an eine Verbesserung des Rechts und der Rechtspflege zu denken. Unter Ludwig XIII. kam eine Arbeit der Art zu Stande, die von dem Großsiegelbewahrer Michaut de Mävillac den Namen Code de Mavillac erhielt und 1629 als Gesetz publicirt wurde. So vielumfassend diese Verordnung auch war, gerieth sie doch bald in Vergessenheit. Ludwig XIV. war besonders darauf bedacht, das Formelle der Rechtspflege zu verbessern. Seinem würdigen Kanzler Seguier verdankte Frankreich eine neue bürgerliche Proceßordnung (Ordonnance, Code civile), welche 1667 bekanntgemacht wurde. noch im nämlichen Jahre erschien eine neue Criminal- (Code criminel), Wald- und Fischerei-Ordnung. 1673 trat eine Handlungs-, 1681 eine Marine-, 1685 eine Colonial- und Sklavenordnung ans Licht, endlich 1695 ein Edikt

über die geistliche Gerichtsbarkeit. Während die Ordonnancen Ludwigs XIV. mehr auf das Formelle der Rechtspflege hinausliefen, richtete Ludwig XV. sein Augenmerk besonders auf die Rechtsmaterien. Seine Ordonnancen betrafen die Schenkungen unter Lebenden (1731), die Testamente und Schenkungen auf den Todesfall (1735), die Substitution (1747), Verfälschung der Urkunden (1752), welche als Ergänzung der Criminalordnung von 1670 zu betrachten ist; endlich die Anordnung einer eigenen Kanzlei zur Bestätigung der Kaufbriefe und Hypotheken. Bei diesem Zustande der Gesetzgebung war in dem bürgerlichen Verkehr besonders die große Verschiedenheit des Rechts ebenso lästig als dem gesunden Verstande entgegen. Es zeigt eine geringe Bekanntschaft mit dem Volksleben, wenn man glaubt, daß jene Verschiedenheiten des Rechts ohne großen Nachtheil waren. Sie verhindern nicht nur die Entwickelung der Rechtswissenschaft in sich selbst, indem sie dieselbe nöthigen, anstatt immer auf leitende Grundsätze des allgemeinen Rechts zurückzugehen, wodurch das römische jene hohe Vollendung erhalten hat, sich nur mit zufälligen Einzelheiten zu beschäftigen, sondern sie sind auch eine höchst schädliche Hemmung des Verkehrs, eine Quelle von Unsicherheit und Verlust für Diejenigen, welche mit den Einwohnern andrer Orte und Provinzen in rechtliche Verhältnisse treten. — Die von Ludwig XVI. 1788 versammelten Notabeln, welche die zerrütteten Finanzen in Ordnung bringen sollten, verwandelten sich bald in eine Nationalversammlung, welche im August 1789 ihre Arbeit damit begann, daß sie das Feudalsystem und die Leibeigenschaft vernichtete und alle sich darauf beziehende Rechte und Abgaben theils ohne Entschädigung aufhob, theils für verkäuflich erklärte; ebenso wurde alle Steuerfreiheit und die Lasten des Zehnten annullirt und hiermit die Verkäuflichkeit der Aemter verboten. Es erschien die bekannte „Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers" von Sièyes, hierauf die neue Constitution, welche vom König am 13. Sept. 1791 sanctionirt wurde. Dieser gemäß stand die gesetzgebende Gewalt der Nationalversammlung zu. Ueber den Theil des bürgerlichen Rechts, welche mit den seit der Revolution aufgekommenen Grundsätzen von der Trennung der Kirche vom Staate, von der Einheit des Staats, Aufhebung des Adels, wie des Feudalwesens, und von der Gleichheit der Rechte und Freiheit der Personen im Widerspruche stand, erfolgte eine Menge einzelner Gesetze, unter denen folgende bemerkt werden, weil sie mit dem nachherigen Code Napoléon in genauer Beziehung stehen. So die Gesetze von 1789, betreffend die Abschaffung des Erbadels; 2) Die Statuten vom 21. Dec. 1789 und 26. Febr. 1790, die Eintheilung Frankreichs in Departements und das Administrativsystem; 3) die Beschlüsse vom 12. Juli 1790, die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit angehend; 4) das Gesetz vom 16. August 1790, die neue Organisation der Gerichte betreffend (hiernach sollte für jeden Canton ein Friedensgericht und für jeden Bezirk ein Tribunal erster Instanz bestehen; 5) das Gesetz vom 27. November 1790, die Errichtung eines Cassationshofes betreffend; 6) das Gesetz vom 16. September 1791, die Sicherheitspolizei, Criminaljustiz und die Einführung des Geschwornengerichts betreffend; 7) am 25. September 1791 wurde das erste neue Strafgesetzbuch vollendet und den 6. October nämlichen Jahres publicirt; ferner 8) Organisation des Notariats

vom 29. Sept. 1791 9) die Feldordnung vom 28. Sept. 1791. Am 30. Sept. desselbigen Jahres erklärte die constituirende Nationalversammlung ihre Sitzung für beendigt und an ihre Stelle trat jetzt eine andere durch die Constitution berufene Nationalversammlung u. d. N. Assemblée nationale législative, welche aus 745 gewählten Repräsentanten bestand. Aber diese Nationalversammlung betrug sich nicht mit der Ruhe und Mäßigung, wie die erstere, indem die blinden Vertheidiger der alten Ordnung und die fanatischen Anhänger der Volksherrschaft sich einander an List und Ränken zu übertreffen und die Einigung zu verhindern suchten. Der gutmüthige Ludwig war zu schwach und kraftlos um allen Parteien die Spitze zu bieten und alle im Gleichgewichte zu erhalten. Ueber das constitutionsmäßige „Veto" des Königs entstanden heftige Streitigkeiten; man suspendirte das Staatsoberhaupt, warf es in's Gefängniß und setzte fest, daß die Beschlüsse der Nationalversammlung auch ohne königl. Sanction gesetzliche Kraft haben sollten. So war also die volle gesetzgebende und vollziehende Gewalt in den Händen der Nationalversammlung vereinigt. Die Revolution fing an während dieser Zeit eine immer furchtbarere Gestalt anzunehmen. Der Kampf der Factionen, geleitet durch herrschsüchtige Demagogen, wurde immer erbitterter, die Constitution immer mehr verletzt und in dem Wenigen, was die Nationalversammlung für die Gesetzgebung that, zeigten sich schon die Spuren jenes Taumels, welcher die Idee von Freiheit und Gleichheit immer ärger mißbrauchte und endlich die unglückliche Periode des Terrorismus herbeiführte, wo sich die beiden Extreme der Anarchie und Despotie einander begegneten. Die vorzüglichsten für das bürgerliche Gesetzbuch der Franzosen wichtigen Gesetze sind folgende: a) die Decrete vom 18. Juni und 25. August 1792, wodurch alle guts- und lehnsherrlichen Gefälle, welche die erste Versammlung noch hatte bestehen lassen, ohne alle Entschädigung aufgehoben wurden; b) das Decret vom 10. Aug. 1792, wodurch der König suspendirt und die Nation aufgefordert wurde, einen Nationalconvent zu erwählen. Tags darauf die Statuten in Beziehung auf die Wahlfähigkeit jedes Bürgers, auch wenn er kein Eigenthum besaß; c) das Decret vom 14. August 1792, die Vertheilung der Gemeindegüter und die Besitzungen der Emigranten betreffend; d) das Decret vom 20. Sept. 1792, die Einrichtung der Actives de l'état civile betreffend. Durch dieses Gesetz wurde zugleich das 21. Jahr als Termin der Volljährigkeit festgesetzt, die Form der Ehe und des Eheaufgebots, sowie die Zulässigkeit der Ehescheidung als ein Act der persönlichen Freiheit bestimmt, und der Nationalconvent schloß seine Sitzung damit, daß er Frankreich für eine Republik erklärte. Es wurde als Grundlage dieser Reform der Entwurf zu einer neuen Constitution von einer dazu ernannten Commission ausgearbeitet, deren Mitglieder die hellsten Köpfe damaliger Zeit waren; allein die überspannteste Demokratie hatte so sehr überhand genommen, daß jede Constitution zu spät kam. Der Convent blieb im Besitze der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt. Die wüthendsten Factionen führten am 21. Jan. 1793 die Hinrichtung des Königs herbei, die bisherige Constitution wurde am 31. Mai 1793 durch Robespierre gestürzt und am 24. Juni desselbigen Jahres eine neue Constitution decretirt, wodurch eine vollkommene Volksherrschaft eingeführt wurde. Die bürgerlichen Gesetze aus dieser Schreckensperiode tragen ganz das Gepräge des Zeitgeistes, und fast alle beziehen sich auf die

überspanntesten Ideen von Freiheit und Gleichheit. Bemerkt zu werden verdient die Abschaffung alles Zuchtwesens, die Verordnung, daß Niemand Schulden halber verhaftet werden solle; sowie das Gesetz vom 24. Juni 1793, das den außerehelichen Kindern gleiche Rechte mit den ehelichen einräumt, die Beschlüsse über die Einführung des republikanischen Kalenders ꝛc. Das einzige Gute, so sich aus dieser Periode erhalten hat, ist die Aufstellung eines allgemeinen und einfachen Systems der Münzen, Maße und Gewichte. Ungeachtet schon die constituirende Versammlung das Bedürfniß eines neuen allgemeinen Civilgesetzbuchs an die Stelle der 400 Particularrechte erkannt und die Verfertigung desselben beschlossen hatte, so blieb doch diese Angelegenheit bei der 2. Nationalversammlung unerledigt, und das Bedürfniß wurde immer fühlbarer. Erst der Nationalconvent dachte mitten unter den politischen Stürmen und Reibungen wieder an die Abfassung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches und beauftragte die Commission für die Gesetzgebung, einen Entwurf dazu anzufertigen. Obgleich ein solcher wirklich verfaßt und vorgelegt wurde, so fand man ihn zu unphilosophisch, vermißte darin die Ideen von Freiheit und Gleichheit und beschloß, eine bloß aus Philosophen bestehende Commission zur Abfassung eines neuen Civilgesetzbuches niederzusetzen. Zum Glück blieb es beim bloßen Beschlusse. Als im Juli 1794 Robespierre die Zügel der Regierung ergriff, proclamirte er am 23. Sept. 1795 eine neue Constitution. Zufolge dieser wurde die gesetzgebende Gewalt wenigen Räthen anvertraut; der Rath der Fünfhunderte sollte die Gesetze entwerfen und der Rath der Alten, welcher aus 250 Mitgliedern bestand, sollte dieselben entweder verwerfen oder genehmigen. An der Spitze Beider stand mit vollziehender Gewalt ein Directoire exécutive. Am 25. Oct. 1795 erklärte der Nationalconvent seine Sitzung für beendet. Alle diese Constitutionen waren nicht von langer Dauer; das Princip der Eintracht und Bürgertugend fehlte, und so war das ganze republikanische Gebäude ohne festen Bestand. Das Directorium lebte mit den beiden Kammern in beständiger Fehde, und es geschahen so viele Mißgriffe in allen Zweigen der Staatsverwaltung, welche eine neue Katastrophe zu verkündigen schienen. Schon dachten die Jakobiner mit ihrem Terrorismus das Haupt zu erheben, als plötzlich der in Aegypten geglaubte Obergeneral Bonaparte Paris betrat und durch die merkwürdige Revolution vom 9. Nov. 1799 der schlaffen Directorialregierung ein Ende machte. Bonaparte wurde Consul. Jetzt wurden 3 Commissionen für die Civil- und Criminalgesetzgebung, für das innere und für die Finanzen niedergesetzt, um über die einschlagenden Gesetzentwürfe vorläufig mit dem Staatsrathe zu berathschlagen, bevor sie dem gesetzgebenden Corps öffentlich vorgelegt wurden. Der erste Consul ertheilte nämlich den 4 ausgezeichneten Rechtsgelehrten damaliger Zeit, Tronchet, Portalis, Bigot de Preameneu und Maleville den Auftrag, mit Benuzzung der schon vorhandenen Projecte, den Plan zu einem neuen Civilcoder auszuarbeiten. Die Commissarien verabredeten hierauf die Titel, vertheilten die Materien unter sich, und was Jeder ausgearbeitet, wurde gemeinschaftlich bei Tronchet, dem Präsidenten der Commission, geprüft. In 4 Monaten waren ihre Arbeiten vollendet, erschienen im Druck und wurden diejenige Gesetzsammlung, aus welcher in der Folge der sogenannte Code civile oder Code Napoléon hervorgegangen ist. Die Commission übergab dieselbe mit einem von Portalis verfaßten „Discours

préliminaire, in welchem sie über den Geist, worin sie gearbeitet und die Methode, die sie befolgt hatten, Rechenschaft ablegten. Dieses Project wurde darauf an das Cassations- und die Appellations-Gerichte des Reichs gesandt, damit diese ihre etwaigen Bemerkungen dazu machten. Nachdem die Begutachtung der Gerichtshöfe eingegangen war, wurde das Project mit Berücksichtigung derselben im Staatsrathe theilweise discutirt. Cambaceres führte darin den Vorsitz, die Mitglieder der Commission waren zugegen, und auf die mehrfachen Bemerkungen wurde nach Mehrheit der Stimmen Rücksicht genommen. Biré führte über diese Discussionen in Pleno ein genaues Protocoll, welches im Drucke erschien und für den Rechtsgelehrten viele reichhaltige Belehrungen enthält. Alle diese genehmigten Gesetze wurden nun geordnet, unter Titel und Artikel gebracht und mit dem Namen Code civil des Français belegt. Inzwischen änderte sich die Regierungsform Frankreichs abermals: Napoleon wurde Kaiser, und da in dem Civilgesetzbuche mehre Benennungen aus den Zeiten der Republik enthalten waren, so wurde eine neue Promulgation desselben beschlossen. Diese erfolgte am 3. Sept. 1807. Der Zweck derselben war keine Revision des Code, sondern nur die Absicht, die äußern Formen desselben mit der neuen Constitution in Uebereinstimmung zu bringen. Die kleinen Veränderungen und Modificationen, die das Gesetzbuch bei dieser Gelegenheit erlitt, waren folgende: 1) erhielt es den Namen Code Napoléon; 2) wurde der Gregorianische Kalender statt des republikan. für den Code wieder hergestellt. Der Code selbst besteht aus 3 Büchern. Das 1. handelt von den Personen, das 2. von dem Vermögen und den Einschränkungen des Eigenthumsrechts, das 3. von den Erwerbarten des Eigenthums. Die Zahl seiner Artikel beläuft sich auf 2281. Der Code Napoléon ist nach und nach in mehren Staaten aufgenommen und eingeführt worden, in Italien, dem Großherzogthum Warschau, der freien Handelsstadt Danzig, und, durch das kaiserliche Decret vom 18. Oct 1810, in seiner ursprünglichen Gestalt auch in Holland; die deutschen Staaten, in welchen er eingeführt ward, sind der Zeitordnung nach das Königreich Westphalen 1807, das Fürstenthum Aremberg 1808, die Großherzogthümer Berg 1809, Baden 1809 und Frankfurt 1810. Mit Vertreibung der Franzosen ward in allen diesen Ländern der C. Nap. abgeschafft und die alte Gesetzform wieder hergestellt. Nach dem Sturze des Franzosenkaisers und der Rückkehr Ludwigs XVIII. erhielt Frankreich zwar eine neue Constitution (Charte) aber der Code Napoléon wurde als Civilgesetzbuch beibehalten; nur erhielt er jetzt wieder den Namen Code civil Français. — In den bürgerlichen Reichsstreitigkeiten richtete man sich vor der Revolution nach der Ordonnanz von 1667. Während der Revolution wurden mehre Versuche gemacht, dem Bedürfnisse einer bürgerlichen Proceßordnung abzuhelfen; namentlich wurde dem Rathe der 500 durch Guillemont ein Entwurf vorgelegt, der aber weiter keine Folgen hatte, bis Napoleon beschloß, dem Code civile auch noch ein Gesetzbuch über den bürgerlichen Proceß beizugeben. Er ernannte dazu eine Commission von Rechtsgelehrten, und die verfertigten einen Entwurf zu einer neuen bürgerlichen Proceßordnung, der den Gerichtshöfen zur Begutachtung geschickt wurde. Aus diesem Projecte und den darüber eingelaufenen Bemerkungen ist der Code de procédure civile entstanden (den 24. April 1806), der mit dem 1. Januar 1807 Gesetzeskraft erhielt. Er zerfällt in zwei Theile, und jeder von diesen

wieder in Bücher, Titel und Artikel, deren letztere Zahl 1042 ist; der erste Theil enthält das rechtliche Verfahren vom Anfange des Processes bis zur Vollziehung des Endurtheils, der zweite diejenigen Arten des gerichtlichen Verfahrens, die sich auf einzelne Materien des Civilrechts beziehen, unter sich aber in keinem Zusammenhang stehen, z. B. das Verfahren bei einem Erbanfall. Die Klage, Antwort, Replik und die ganze Feststellung der factischen Streitpunkte wird zwischen den Sachwaltern ohne Zuthuung und Leitung des Gerichts verhandelt, Urkundenbeweis ist die Regel; aber die aus jener Verhandlungsweise entspringende Unvollkommenheit wird ausgeglichen durch die in jeder Lage des Processes stattfindende Erlaubniß, dem Gegner eine bestimmte Erklärung an Eidesstatt über factische Umstände (interrogation sur faits et articles) abzufordern, der letzte Vortrag der Parteien erfolgt mündlich vor versammeltem Gericht, und der Regel nach wird darauf sofort das Urtheil gegeben. Es sind also dieselben Grundlagen, auf welche unser deutscher Proceß in ältern Zeiten, besonders vor 1654, auch gebaut war, bis wir den Gerichten zur Pflicht machten, die Klage und die Beantwortung derselben zu prüfen, und das letzte mündliche Verfahren sich in ein schriftliches verwandelte. Ob nun das Letzte ein so gar großer Fehlgriff gewesen ist, daß auch die Vortheile des Erstern dafür wieder aufgeopfert werden müssen, dafür ist die Meinung der Unkundigen geschwinder aufs Reine gekommen, als das Urtheil der Sachverständigen. Eine der Nachahmung werthe Einrichtung ist die des Geschäfts der Gütepflegung vom Amte des gewöhnlichen Richters und deren Verweisung an den Friedensrichter. Eine merkwürdige Abweichung dieser Gerichtsordnung ist die, daß die Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit und mehre im Proceß selbst vorkommende an die Notarien gewiesen sind, welche daher auch unter einer genauen Aufsicht des Staats stehen; über die Einrichtung und Verfassung des Notariats in Frankreich hat Napoleon unter dem 25. Ventose XI. ein Gesetz erlassen — Der Code de commerce, die Grundlage seiner Handelsgesetzgebung, verdankt Frankreich dem berühmten Minister Colbert unter Ludwig XIV.; denn von ihm rühren die Ordonnances du commerce von 1673 und die Ordonn. d. l. martin. von 1681 her. So musterhaft die in diesen beiden Ordnungen enthaltenen Vorschriften aber auch sind, so hatten doch die Zeitverhältnisse die Nothwendigkeit eines neuen Handelsgesetzbuchs herbeigeführt und dieses kam unter Napoleon wirklich zu Stande. 1801 wurde eine Commission von 7 Rechtsgelehrten und Geschäftsmännern (Bignon, Boursier, Legras, Vital-Roux, Coulomb und Morgues) zur Ausarbeitung eines solchen niedergesetzt. Im folgenden Jahre überreichte diese ihr Project, das auf Befehl Napoleons an die Handelskammern und an die Handels- und Appellationsgerichte zur Mittheilung ihrer Bemerkungen versandt wurde. Darauf nahm die Discussion auf gewöhnliche Weise ihren Anfang, und durch ein Gesetz vom 15. Sept. 1807 erhielten die Handelsverordnungen unter dem Titel: Code de commerce, vom 1. Januar 1808 gesetzliche Kraft. Er hat die nämliche Einrichtung der anderen Gesetzbücher und besteht aus 3 Büchern, von denen das erste über das Handelsrecht, das zweite über das Seerecht und das dritte über das Falliment und den Bankerott handelt. Diese drei bisher genannten Codes machen zusammen ein Ganzes oder einen Cyklus von Gesetzbüchern für das Privatrecht aus. Sie stehen in der genauesten Verbindung mit einander und man kann

in den Geist der einen nicht eindringen, ohne den Geist der andern richtig aufgefaßt zu haben. — Nächst dem Civilgesetzbuch ist besonders die Criminalproceßordnung eine Geburt der Zeit. Vor der Revolution hatte man kein Strafgesetzbuch, sondern nur einzelne Verordnungen und eine hauptsächlich auf das römische Recht gebaute Theorie, die denn, nur in einigen Stücken gemildert, auch noch den neuern Gesetzbüchern zum Grunde liegt. Die Criminalordnung von 1670 hatte durch ihre Härte (die doppelte darin vorkommende Tortur, question préparatoire zu Erzwingung des Geständnisses und die question préalable vor der Hinrichtung, um die allenfallsigen Mitschuldigen zu erfahren), noch mehr aber durch die Art, wie sie von den Gerichtshöfen gehandhabt wurde, allgemeinen Abscheu erregt. Die Herrschsucht der obern Gerichte, welche nicht bloß auf die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt, sondern auf politischen Einfluß gerichtet war, der Stolz auf richterliche Unfehlbarkeit und der Zunftgeist, welcher hohe und niedere Gerichte zu dem Streben vereinigte, vorgefallene Fehler zu verdecken und zu verfechten, verbunden mit der Lehre, daß zur Verurtheilung kein Geständniß nöthig, sondern auch bloße Anzeigen hinreichend seyen (deren Verbannen das vorzüglichste Verdienst der deutschen Criminalordnung von 1532 war), hatten eine Menge von Mißbräuchen und empörende Fälle unschuldig Hingerichteter (Lebrun, Langlade, Calas, Sirwen, Montbailli, Labare, Lally u. A.) zur Folge gehabt. Von der einen Seite haben Beccaria und Voltaire, von der andern das Beispiel der englischen Criminalverfassung und die Lobreden Montesquieu's und seine Schüler gewirkt. Abschaffung der Tortur, gänzliche Reform der Criminalgerichte und des Processes war daher eine der ersten Tendenzen der Revolution. Sie wurden nach englischer Art eingerichtet. Zuerst erschien von der constituirenden Nationalversammlung ein Statut vom 19. Juli 1791, welches die Polizeigerichtsbarkeit organisirte; am 16. Septbr. desselben J. der Code criminel, welcher das Verfahren in peinlichen Sachen ordnete und die Geschwornen einführte. Als ein zweiter Theil dieses Code criminel erschien am 25. Septbr d. J. das Gesetzbuch über die peinlichen Verbrechen und deren Bestrafung (jetzt Code pénal genannt). Das gerichtliche Verfahren in peinlichen Fällen erlitt in der Folge eine Abänderung durch den Code des délits et des peines (25. Octbr. 1795), welcher, seines allgemeinen Titels ungeachtet, sich doch nur auf die Criminalprocedur bezog. So stand die Sache, als Napoleon eine neue Redaction der Criminalgesetzg ebung anordnete. Zuerst erschien eine neue Criminalproceßordnung, mit dem Titel: Code d'instruction criminel, welche am 27. d. M. vom Kaiser promulgirt wurde, jedoch erst mit dem 1. Januar 1811 in Ausübung kommen sollte. Dieser neuen Criminalproceßordnung liegt hauptsächlich der Code des délits et des peines zum Grunde, sodaß manche Artikel desselben wörtlich in ihn übergegangen sind. Das Projekt eines neuen Strafgesetzbuchs, das die Lehre von den Verbrechen, Polizeivergehen und deren Bestrafung enthält, erschien schon 1806, es kam auch wirklich zur Discussion, aus unbekannten Ursachen unterblieb aber die Promulgirung bis zum Februar 1810, wo sie wirklich erfolgte; doch sollte dieses neue Strafgesetzbuch, das jetzt Code pénal heißt, ebenfalls mit dem 1. Januar 1811 gesetzliche Kraft erhalten. In Frankreich führt der Code d'instruction criminel oder der Code pénal zusammen auch wohl den Namen Code criminel oder Code criminel Napoléon. Man

ist aber in Frankreich mit diesem Theile der Gesetzgebung immer noch sehr großer Einfluß auf die Wahl der Geschwornen eingeräumt sey. Unter vielen Schriften gegen die franz. Criminalordnung sind einige sehr ausgezeichnete (z. B. Berenger, „De la justice criminelle en France", Paris 1818; Dupin's „Observations sur plusieurs points importans de notre législation criminelle", Paris 1821). Man wünscht größere Annäherung an das englische Recht, welches doch auch in den neuern Zeiten sehr bedeutende Gegner findet. — Nach der Restauration des Königs ward zwar eine Revision dieser 5 Codes veranstaltet; doch haben sie im Wesentlichen nur wenig Veränderungen erlitten; der Titel Code Napoléon ward abgeschaft, und nothwendig mußten auch alle Ausdrücke abgeändert werden, die sich auf Napoleon und die kaiserliche Verfassung bezogen. Das Einzige, worin bis jetzt die Civilgesetzgebung eine wirkliche Veränderung erlitten hat, ist die Abschaffung der Ehescheidung, welche nach den Grundsätzen der katholischen Kirche auf eine bloße Trennung von Tisch und Bette ohne Aufhebung des Ehebands, beschränkt werden mußte. Die 5 Gesetzbücher haben eine Menge Commentatoren und Herausgeber gefunden. Sie ruhen alle auf historischem Grunde, obgleich das Streben nach Allgemeinheit und Entfernung des bloß Zufälligen, wenigstens bei dem Code civil, sichtbar ist. Zu ihrer wissenschaftlichen Erklärung ist also das ältere Recht Frankreichs ebenso unentbehrlich als die Materialien ihrer eignen Entstehungsgeschichte, die Entwürfe, die Bemerkungen der Gerichtshöfe, des Tribunats, die Verhandlungen im Staatsrath und die Vorträge im gesetzgebenden Corps. Die meisten dieser Materialien sind gedruckt. Außer den officiellen Ausgaben, hat man mehre Ausgaben sowohl der einzelnen als der 5 Codes zusammen, wovon zwei ausgezeichnet zu werden verdienen, da sie zugleich brauchbare Anmerkungen und Zusätze enthalten: „Les cinq Codes annotés par Sirey" (1818. 5 Bde. 4.) und als Herausgabe: „Manuel du droit français contenant la charte constitutionelle et les cinq Codes etc., par Pailliet" (Paris, 5. Ausg. 1821, 4. und 12.). Als Uebersetzer sind zu nennen: Daniels, Willmann, DuMont, Erhard. Die Geschichte des franz. Rechts ist bearbeitet von Fleuri v. Silberrad (bei s. Ausg. v. Heineccius's „Hist. jur.") und von Bernardi („De l'origine et des progrès de la législation française", Paris 1816).

Codex, bei den Alten das unter der Rinde befindliche Holz eines Baumes. Vor Erfindung des Papiers schrieb man auf hölzerne mit Wachs überzogene Tafeln, und diese, wenn sie mit dem Griffel bearbeitet worden waren, wurden in Form eines Buchs zusammengelegt und Codex genannt: ein Wort, das man für die Folge, wo man auf Papier schrieb, beibehielt, um damit jedes große Buch zu bezeichnen. So hießen bedeutende Werke, oder alte Handschriften überhaupt von Dichtern, Historikern, Philosophen ꝛc., die nachher aufgehoben wurden, Codices manuscripti. (Vgl. Manuscripte.) Ebenso nannte man eine Sammlung von Landesgesetzen Codex, und fügte den Namen des Regenten hinzu, unter welchem diese Gesetzgebung bekanntgemacht worden.

Codicilli, kleine mit Wachs überzogene Täfelchen, Schreibtafeln. Bei den Römern war es gebräuchlich, Freunden solche Täfelchen als ein Billet zu überschicken; man setzte sie den weitläufigern Literis und Epistolis entgegen. — Im römischen Civilrechte bedeutet Codicilli jede letztwillige Disposition, in welcher kein direkter Erbe eingesetzt ist. Solches

kann aber nur Derjenige errichten, welcher a) die Fähigkeit zum Testamentiren hat; b) kann darin keine Institution, keine Enterbung und keine Substitution vorgenommen oder aufgenommen werden; c) kann man mehre Codicilli errichten, welche nebeneinander gelten. Steht indeß eine Disposition des spätern mit einer Disposition des früheren im Widerspruch, so ist die Letztere für aufgehoben zu achten. Ein Codicill kann sowohl schriftlich als mündlich errichtet werden. In Ansehung der dabei zu beobachtenden Form muß man unterscheiden: 1) wenn der Erblasser dem Erben selbst mündlich aufgibt, nach seinem Tode ein Vermächtniß auszuzahlen, so ist es gültig, und die Disposition besteht als Codicill, ohne weitere Form und ohne alles Versprechen der Andern, daß er die Auflage habe erfüllen wollen (Fideicommissum praesenti injunatum.). 2) Wenn Jemand sein Codicill unter öffentlicher Autorität errichtet, so sind ebenfalls keine weitern Formalitäten erforderlich. 3) Ist Jemand in der Lage, in welcher er ein privilegirtes Testament errichten kann, so kommen ihm die Testamentsprivilegien auch beim Codicille zu Statten. 4) In allen übrigen Fällen und unter allen andern Umständen müssen bei einem Privatcodicille fünf Zeugen zugezogen werden, welche die Fähigkeit der Testamentszeugen besitzen müssen. Sie müssen rogirt werden, und wenn das Codicill schriftlich errichtet wird, dasselbe unterschreiben, das Untersiegeln sie nicht nothwendig und ebenso wenig die Unterschrift des Codicillanten, selbst wenn dieser das Codicill nicht selbst geschrieben haben sollte. Dagegen ist Einheit der Handlung auch bei Errichtung des Codicills zu beobachten. — Codicillar-Clausel ist die ausdrückliche Erklärung irgend eines Testators, daß, falls sein Testament als solches zu Recht nicht sollte bestehen können, er dasselbe als Codicill aufrecht erhalten wissen wolle.

Codogno, östreichische Stadt in der mailändischen Delegation Lodi; 8000 E., welche Seide weben und mit Parmesankäse handeln.

Coefficient (lat.), in der Buchstabenrechnung, eine Zahl, die vor das Zeichen (den Buchstaben) einer positiven oder negativen Größe gesetzt wird, und anzeigen soll, wie oft diese genommen oder abgezogen, oder wie vielmal der Buchstabe zu sich selbst addirt werden soll. So ist 3 a so viel als a + a + a.

Coehorn (Menno, Baron von), einer der größten Kriegsbaumeister, geb. 1641 in der Nähe von Leuwarden in Friesland, fand an seinem Vater, welcher in der praktischen Schule des Lebens sich gebildet, einen trefflichen Lehrer in den Kriegswissenschaften. Als 11jähr. Knabe war er schon im Besitze vieler Kenntnisse in den Hülfswissenschaften der Strategie und in seinem 15. J. zeigte er eine Ueberlegenheit des Geistes in dem Felde seiner wissenschaftlichen Beflissenheit, welche zu großen Erwartungen berechtigte. In seinem 16. J. trat er als Capitain unters Heer. Sein Talent sowie seine Tapferkeit bewährte er glänzend bei der Belagerung von Mastricht (1673), in den Schlachten bei Soneff, Cassel, St.-Denis und Fleurus. Er stieg von einer Ehrenstufe zur andern. Entrüstet, daß man ihm, dem Versprechen gemäß, als Oberster kein eigenes Regiment anvertraute, wollte er, den holländ. Dienst verlassend, ins franz. Heer übertreten. Seine in dieser Hinsicht mit Louvois eingeleiteten Unterhandlungen wurden aber ruchbar, und um nicht den Verlust eines so trefflichen Offiziers bedauern zu müssen, ließ der Prinz v. Oranien seine Familie gefänglich einsetzen, bis Coehorn wieder zurückkehrte

und die Gnadenbezeugungen eines Fürsten annahm, dessen Hochachtung er sich durch glorreiche Thaten erworben hatte. Mit ausdauernder Tapferkeit und umsichtsvoller Besonnenheit leitete er 1692 die Vertheidigung des Forts Wilhelm, dessen kunstvolle Bastions sein Werk waren. Vauban leitete den Angriff, und zwei Nebenbuhler des Ruhms, die sich einander an Feldherrntalenten in Nichts nachstanden, kämpften um die Siegespalme. Endlich ward Coehorn verwundet und hatte nur noch 150 Mann zur Vertheidigung, als er das Fort am 26. Juni 1692 übergab. 1702 bei St.-Donat mit Löwenmuth kämpfend, gelang ihm die Vernichtung der franz. Linien. In dem folg. J. vermehrte er seinen Ruhm durch Leitung noch mehrer Belagerungen. 1704 begab er sich auf Ersuchen Marlboroughs nach dem Haag, um über fernere Unternehmungen zu berathschlagen. Hier aber unterbrach am 17. März d. J. der Tod seinen Wirkungskreis. Er war zuletzt General-Lieutenant, Gouverneur von holländisch Flandern, Ober-Ingenieur, Commandant der Artillerie und Inhaber zweier Infanterie-Regimenter, und hinterließ den Ruf eines Mannes von biedern Gesinnungen und Sitten. Coehorn hat fast alle holländ. Plätze befestigt. Bergen-op-Zoom hielt er für sein Meisterstück. In seinem „Versterkinge des Vyfhoeks met alle sijne Buijtenwerken" (Leuwarden 1682) entwickelte er eigentlich drei Systeme, wogegen ein Ungenannter 1682 mit der „Architectura militaris" (Fol.) auftrat, von Coehorn aber durch die „Wederleginge der Architectura militaris" (1683) abgefertigt ward. Ferner hat man von ihm: „Nieuwe Vestingbouw" (1685, m. K., Fol., französ., Wesel 1706, auch Haag 1741; deutsch, Wesel 1708, Düsseldorf 1709). Die Vorschläge, welche Coehorn in den angeführten Schriften machte, wurden nirgends vollständig ausgeführt; nur einzeln wandte er sie bei einzelnen Fronten von Mannheim und bei einigen andern Plätzen an. Seine meisten übrigen Festungen sind, wahrscheinlich aus Geldmangel, viel einfacher gebaut. Sein und Vauban's System sind ganz verschieden. Vauban wirkte durch Manoeuvres und berechnete Anwendung des Geschützes und der Mannschaft, schonte beide und ermüdete und zerstückelte die Kräfte des Feindes. Coehorn zerschmetterte durch die Masse des Geschützes und der Menschen und opferte beide der schnellen und gewaltigen Wirkung Vauban's Wirkungen waren auf Berechnung gegründet, deren man immer Herr ist; Coehorn gründete die seinen auf Macht, die dem Krieger nicht stets zu Gebote steht. Dennoch bleibt sein System ein reiches Muster für die Befestigungskunst und den Festungskrieg.

Coeur (Jacques), geb. zu Bourges, Sohn eines reichen Kaufmanns, wurde an dem Hofe König Karl VII. von Frankreich Zahlmeister und war als Finanzminister durch seine unermeßlichen Reichthümer vom größten Nutzen. Ohne die Geldvorschüsse dieses Dieners hätte sein Monarch niemals die wichtige Eroberung der Normandie (1488) vollenden können. Coeur's Handel erstreckte sich fast über alle Welttheile, seine Schiffe und Galeeren verbreiteten sich über alle Gewässer und seine zahlreichen Faktoreien machten ihn zum ersten Privatmann von Europa. Karl VII. sandte ihn 1448 nach Lausanne, um gewisse Geschäfte mit dem Papst Felix V. in Ordnung zu bringen. Seine Feinde benutzten die Abwesenheit, um ihn zu stürzen. Der König, Coeur's geleistete Dienste vergessend, ließ ihn ins Gefängniß werfen und das Parlament verdammte ihn zu einer ansehnlichen Geldstrafe. Auf die Anschuldigung, daß er

Agnes Sorel, des Königs Geliebte, vergiftet habe, erhielte dieser 1452 dem Chabannes, Coeur's erklärtestem Feinde, die Competenz, ihn gerichtlich zu verfolgen und zu verurtheilen. Ohne ihm einen Rechtsbeistand zu bewilligen wurde am 19. Mai 1453 sein Todesurtheil gesprochen und die Confiskation seines ganzen Vermögens beschlossen. Während er im Franziskanerkloster zu Beaucaire schmachtete theilten die Richter seine Habe und brachten seine glänzenden Besitzungen und wenige Silberlinge an sich. Einer seiner Verwandten ward der Retter des unschuldig leidenden Mannes und beförderte seine Flucht nach Rom. Papst Calixtus III., welcher einen Zug gegen die Osmanen unternahm, übertrug ihm den Oberbefehl über einen Theil der Flotte. Unterwegs erkrankend, st. er auf der Insel Chio 1461.

Cognac (Coignac), Hauptstadt eines Bezirks (17 QM., 48.000 Einw.) im franz. Departement Charente, an dem Charentefluß, Sitz eines Handelsgerichts, hat ein Schloß (Geburtsort Königs Franz I., 1515), 510 Häuser und 3000 Einw., Fayancefabrik, Papiermühlen, Gerbereien. In der fruchtbaren Gegend wachsen gute rothe und weiße Weine; aus letztern werden hier in der Nachbarschaft von 10 und mehr Stunden treffliche Franzbranntweine (Cognac) bereitet. Mit diesen, sowie mit Wein, Weingeist und Leinsamen treibt die Stadt ansehnlichen Handel.

Cognation (lat. Cognatio, Rechtsw.), Verwandtschaft von mütterlicher Seite, daher Cognaten, bei unsern Alten Spillmagen, im Gegensatz der Agnaten, die Verwandten von Seiten der Frau und Mutter. Cognatio ficta, ein zwischen mehren Personen bestehendes Verhältniß, das nicht, wie die Verwandschaft, durch Erzeugung begründet, sondern nur vom Gesetz für ein der Verwandtschaft ähnliches Verhältniß anerkannt worden ist. In einem solchen stehen z. B. die Cognati ex baptismo, d. h. durch die Taufe, also Gevatterschaft, verwandt gewordene Personen. Die Heirath mit einander ist ihnen bei den Katholiken untersagt. Ihr entgegengesetzt ist C. legalis (C. civilis, C. secularis), die durch Adoption zwischen dem adoptirenden Vater und adoptirten Sohn, diesem letztern und den natürlichen Kindern des erstern, sowie den Agnaten des Vaters begründete Verwandtschaft.

Cohäsion Cohaesio, Cohärenz Phys.), Wenn die Theile eines Körpers durch diejenige wechselseitige Anziehung der Materie, welche lediglich auf die Bedingung der Berührung eingeschränkt ist, mit einander vereinigt sind, so nennen wir dieß Cohäsion. Sie gehört also nicht zur Möglichkeit der Materie überhaupt, weil auch Körper möglich sind, die nicht mit einander zusammenhängen, und kann daher nicht als a priori mit dem Begriff der Materie verbunden betrachtet werden. So hängen die Theile eines Metalldrahts dadurch fest zusammen, daß sie sich einander wechselseitig anziehen; allein diese Anziehung liegt nicht in dem Wesen dieser Theile als Materie, sondern in der Berührung und Beschaffenheit der sich berührenden Oberflächen. Die Theile flüssiger Materien hängen so zusammen, wie man daraus sehen kann, daß sie sich nicht ohne Anwendung einiger Kraft trennen lassen; doch ist dieser Zusammenhang weit geringer als bei den festen Körpern: eine kleine Menge von Theilchen eines flüssigen Körpers ist schon durch ihr eigenes Gewicht vermögend, sich in Gestalt eines Tropfens von dem Ganzen loszureißen. Diese Eigenschaft also, daß die Theile mancher Körper mit einander zu-

sammenhängen, ist nicht metaphysisch sondern physisch. Insofern also die Anziehung bloß in der Berührung wirksam gedacht wird, heißt sie Zusammenhang. Durch sehr gute Versuche thut man zwar dar, daß dieselbe Kraft, welche in der Berührung Zusammenhang heißt, auch in sehr kleiner Entfernung wirksam befunden werde; die Anziehung heißt aber doch nur Zusammenhang, insofern man sie bloß in der Berührung denkt, der gemeinen Erfahrung gemäß, bei welcher sie in kleinen Entfernungen kaum wahrgenommen wird. Zusammenhang wird gemeinhin für eine ganz allgemeine Eigenschaft der Materie angenommen, nicht als ob man zu ihr schon durch den Begriff einer Materie geleitet würde, sondern weil die Erfahrung sie allerwärts darthut. Allein diese Anziehung ist dennoch nur Flächenkraft; denn sie richtet sich selbst als solche nicht einmal allerwärts nach der Dichtigkeit, und zur völligen Stärke des Zusammenhanges ist ein vorhergehender Zustand der Flüssigkeit der Materien und der nachmaligen Erstarrung erforderlich: auch verstattet die allergenaueste Berührung gebrochener fester Materien in eben denselben Flächen, mit denen sie vorher so fest zusammenhingen, bei weitem den Grad der Anziehung nicht mehr, den sie nach ihrer Erstarrung nach dem Flusse her hatten. (Vgl. Anziehung und Abhäsion.) Instruktive Erfahrungen über Cohäsion findet man in den „Anfangsgründen der theoretischen und praktischen Chemie" von de Morveau, deutsch durch Weigel (Lpz. 1779, 1. Bd. S. 49 fg.). Vgl. auch Eisenbach's „Neue Theorie der Cohäsionskraft" (Tübingen 1827).

Cohahuila, Freistaat des merikanischen Bundes in Nordamerika; mit Texas 3408 QM. groß, hat 18.000 Einw., liegt zwischen den freien Indianergebieten in Mexiko, den nordamerikanischen Freistaaten und den Staaten Tamaulipas, Durango, Neu-Leon und Chihuahua und ist größtentheils Urwald. Die Hauptstadt ist Montelovez.

Cohorte, s. Legion.

Coimbatoor, 1) britische Provinz in der ostindischen Präsidentsch. Madras, westlich und nördlich von Carnatik, über 230 QM. groß, mit 620.000 Einw., war sonst ein Theil von Mysore und theilt sich in Nord- und Süd-Coimbatoor. — 2) Die Hauptstadt hat in 2000 Häusern über 14.000 Einw.; Pallast des Rajah und Fabriken in Baumwolle, Taback, Zucker, Ingwer ꝛc., Handel mit Reiß und Pfeffer.

Coimbra, Hauptstadt der portugiesischen Provinz Beira, ist mit Oelbäumen, Citronengärten und Weinbergen umgeben und liegt auf der Nordseite des schiffbaren Mondego, theils auf einem steilen Felsen, theils in der Tiefe am rechten Ufer des Flusses. Uebrigens ist sie offen, eng und winklig gebaut, zählt in 3060 Häusern 15.600 Einw.; Residenz eines Bischofs, Kathedrale. Berühmt als Sitz der einzigen Universität Portugals, gestiftet zu Lissabon 1291, hierher verlegt 1308, sehr verbessert 1773, besteht aus 6 Fakultäten mit 33 Lehrstühlen, 22 Substituten und gewöhnlich über 1500 Studirenden. (Don Miguel verbot 1828 alle Vorlesungen, weil viele Studenten dem Don Pedro ergeben waren.) Die große Bibliothek, der botanische Garten, das Naturaliencabinet, die physikal. und chirurg. Instrumentensammlung sind so gut als auf den besten deutschen Universitäten. Coimbra hat ferner ein Oberschulcollegium, königl. Collegium der Künste mit 13 Lehrern u. s. w. Außer Gewinnung des Weinsteinrahms, ferner Leinweberei und Töpferei, verfertigen die Einw. berühmte Hornarbeiten und treiben etwas Handel. Sehens-

werth ist die Wasserleitung von 20 Bogen, wodurch die Stadt Trinkwasser bekommt. Coimbra führt den Titel eines Herzogthums und litt bei dem Erdbeben am 1. Nov. 1755 großen Schaden. Geburtsort von Fr. Saa de Miranda. Hier Gefangennehmung eines Theils des Massena'schen Heers durch den britischen General Frant 1810. Der Stadt gegenüber liegt Quinta de Lagrimas (Thränenhaus), Gefängniß u. Mordplatz der Inez de Castro (s. d.).

Col' arco (Col' arc, Musik) mit dem Bogen; bei Bogeninstrumenten Bezeichnung, daß man statt der Picicato (s. d.) das Tonstück wieder wie gewöhnlich mit dem Bogen vortragen soll.

Colardeau (Charles Pierre), franz. Dichter, geb. 1732 zu Janville im Gebiet von Orleans, widmete sich von früher Jugend an den schönen Wissenschaften. Sein erstes poetisches Werk war eine freie Uebersetzung von Pope's Epistel Heloisens an Abälard. Auch bearbeitete er Rowe's Tragödie: „Die Braut in Trauer", fürs französ. Theater. Seine „Heroiden" wurden bald nach ihrem Erscheinen (1760) in ganz Frankreich bewundert und gelesen. Es entstand nur ein Wetteifer unter den französ. Dichtern, einander durch neue Heroiden zu übertreffen. Colardeau versuchte sich auch in der Tragödie, doch fanden „Astarbé" und „Calixte", welche 1758—60 aufgeführt wurden, wenig Beifall. Er sollte Mitglied der Akademie werden, als der Tod ihn dieser Ehre entriß (zu Paris 1776). Sein einnehmendes Betragen, sein sanfter und gutmüthiger Charakter erwarben ihm viele Freunde und Verehrer. Er ist auch Verfasser eines Lustspiels: „Les perfidies à la mode" u. eines Gedichts: „Le Temple de Guide", nach Montesquieu. Seine Werke erschienen, von Jabinot de la Boute herausgeg., in 2 Bdn., m. Kpfrn., Paris 1770, auch 1803.

Colbert (Jean Baptiste), Marquis v. Seignelay, Generalcontroleur der Finanzen unter Ludwigs XIV., geb. im Aug. 1618 zu Rheims, Sohn eines Tuch- und Weinhändlers. Um seinen Kindern eine vollständigere Erziehung zu geben, nahm sein Vater späterhin seinen Wohnsitz zu Paris. Der junge Colbert zeigte die glücklichsten Anlagen, und als er heranreifte, eine ausgezeichnete Vorliebe für Handel, Fabrik- und Finanzwesen. Nach verschiedenen für seine Bildung wichtigen Reisen, trat er 1648 bei dem Staatssekretär Le Tellier in Dienste, und dieser stellte ihn dem Cardinal Mazarin, Premierminister, vor, der sogleich das eminente Talent, welches noch überdieß bei Colbert mit Bescheidenheit gepaart war, in demselben erkannte. Mazarin, der sehr wohl das Ungewitter welches über ihm schwebte und bereits das Königreich zu erschüttern anfing, bemerkte und zu zerstreuen wünschte, indem man ihm hauptsächlich die Bedrückungen der Generalpächter zur Last legte, zog den jungen Colbert an sich und täuschte sich nicht, als er ihm sein ganzes Vertrauen schenkte und allen den großen und mit Umsicht und Weisheit entworfenen Planen Colbert den Stempel seines Ansehens aufdrückte. Er empfahl ihn dem König, welcher ihn zum Staatsrathe ernannte. Kurz nach dieser Ernennung vermählt er sich mit Maria Charran, Tochter des Oberamtmanns von Blois. Um diese Zeit sah sich der Cardinal genöthigt, nach Köln zu flüchten, und Colbert machte die Bekanntschaft des Königs, indem er insgeheim die Correspondenz Mazarins besorgte. Der König, ein junger talentvoller Prinz, fand den höchsten Genuß in den Belehrungen Colberts in Rücksicht des Finanzwesens und schenkte ihm auf immer seine

Gunst. Nach dem Sturze Fouquets, den Telliers Neid und Colberts emporsteigenden Ehrgeiz herbeigeführt, erhielt er die Stelle eines Generalcontroleurs. In dieser Würde hatte er das unter Ludwig XIII. zerrüttete Gebäude der Finanzen wieder in einen haltbaren Stand zu setzen, die nachtheiligen Folgen von Richelieu's überspannten Unternehmungen auszumerzen und das Chaos, welches Mazarin aus dem Finanzsystem gemacht hatte, wieder zu einer geregelten Ordnung zurückzuführen. Sein großes und vielumfassendes Genie entwickelte sich an den Schwierigkeiten, welche er zu bekämpfen hatte, und an den Mitteln zu ihrer Beseitigung. Wo er hinblickte, sah er das Volk unter den ungeheuren Steuerlasten beinahe erliegen und doch war der Schatz leer; die Auflagen überboten sich einander an Höhe, und durch die untreuen Hände habsüchtiger und verschwenderischer Beamten erhielt der König kaum den dritten Theil seiner Staatseinkünfte. Da beurkundete Colbert die nämliche Rechtschaffenheit, denselben unermüdlichen Eifer, wie Sully, übertraf ihn aber noch an Kenntniß der Uebel, welche den Staat heimsuchten, und deren Grundursachen. Er errichtete ein Finanzcollegium und eine Justizkammer, um sich eine genauere Einsicht in das Wesen des Staatshaushalts zu verschaffen, ließ die Schulden liquidiren, dekretirte die Herabsetzung der Renten, und um dieser Maßregel den Schein grausamer Willkür zu benehmen, verminderte er die Steuern und erließ den Unterthanen einen bedeutenden Rückstand. Mit rücksichtsloser Freimüthigkeit bot er dem Unwesen jeder Art der Spitze, zog eine ungeheure Menge überflüssiger Stellen ein, wachte mit Adlersblick über die Treue Derjenigen, die in Diensten blieben, übersah die abgelegten Rechnungen mit Strenge, richtete sein besonderes Augenmerk auf die unübersehbare Menge der so sehr verderblichen Generalpächter und wies sie mit Ernst und Nachdruck in ihre Grenzen zurück. Nach kurzer Zeit hatten die königl. Kassen einen Zuwachs von 7 Mill. aufzuweisen; Frankreichs Unterthanen fingen an, durch seine rastlose Sorgfalt Erleichterung in den Abgaben zu spüren, und so krönte der glücklichste Erfolg schnell seine weisen und muthig ausgeführten Unternehmungen. Ungeachtet der Ausgaben eines fast zehnjährigen Krieges, ungeachtet des Aufwandes und Verschwendungen eines prachtliebenden Königs, gelang es Colbert, in 22 Jahren die Einnahmen um mehr als 28 Mill. zu erhöhen und die Lasten um ebenso viel zu vermindern, sodaß bei seinem Tode 1683 die wirkliche Einnahme 116 Mill. betrugen. 1664 ward Colbert Oberaufseher der Bauten, der Künste und Manufakturen und 1669 Seeminister. Seinen Talenten, seiner Thätigkeit, seinen großen Ansichten verdankt Frankreich die allgemeine Entwickelung und das schnelle Steigen seiner Gewerbe und seines Handels. Alles gewann ein neues Ansehen, Frankreich ward nicht allein von der Abgabe befreit, die sein Luxus dem Auslande zahlte, sondern es theilt auch die Vortheile jenes Gewerbfleißes, der bisher nur in England, Holland, Venedig, Genua, der Levante und einigen Städten Flanders und Deutschlands einheimisch gewesen war. Fabriken und Manufakturen aller Art wurden angelegt und durch Begünstigungen in Flor gebracht. Die Landstraßen wurden verbessert und neue Wege gebahnt. Colbert erbaute den berühmten Kanal von Languedoc, entwarf den von Burgund, erklärte Marseille und Dünkirchen für Freihäfen, bewilligt: Aus- und Einfuhrpreise, richtete die Zölle zweckmäßig ein, bildete Assekuranzkammern, gab dem Handel übereinstimmende Gesetze erhob ihn zu

einer ehrenvollen Beschäftigung und lud den Adel ein, Antheil daran zu nehmen. 1664 wurden für Ost- und Westindien zwei Handelsgesellschaften errichtet; der König verband sich mit ihnen und schoß bedeutende Summen vor. Die Colonien in Canada, Martinique und besonders in St.-Domingo, die bisher kränkelten, erhielten ein neues Leben durch die Vereinigung mit der Krone; sie wurden bevölkert, angebaut und fingen an zu blühen. Bald errichtete man neue Colonien in Cayenne und Madagaskar. Zur Aufrechthaltung und Beschützung des Handels und dieser entfernten Besitzungen war eine bedeutende Seemacht erforderlich. Colbert war auch hier Schöpfer. Als er ins Seeministerium trat, bestand die Flotte aus wenigen alten Schiffen, die Mazarin in den Häfen hatte verfaulen lassen. Colbert kaufte anfangs Schiffe im Auslande; bald ließ er sie in Frankreich erbauen. Der Hafen von Rochefort erhob sich; vier andere große Seearsenäle wurden aufgeführt zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre. Man errichtete Seeschulen und brachte Ordnung in alle Zweige des Seewesens. 1662 hatte Frankreich 60 Linienschiffe und 40 Fregatten; 1681 besaß es, zur See und zu Lande siegreich, 194 Kriegsfahrzeuge und 166.000 Mann für den Dienst derselben. Auf Colberts Rath ließ Ludwig XIV. die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung verbessern, wurden Künste und Wissenschaften befördert, deren Blüthe Frankreich nicht minder verherrlichte als seine Eroberungen. Unter seinem Schutz und in seinem Hause ward 1663 die Akademie der Inschriften gegründet. Drei Jahre darauf stiftete er die Akademie der Wissenschaften und 1671 die Bauakademie. Die Malerakademie erhielt eine neue Einrichtung. Die Schule von Rom ward errichtet. Er vergrößerte die kön. Bibliothek und den botanischen Garten, erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Cassini anstellte, ließ die Vermessungen in Frankreich anfangen und schickte Naturforscher nach Cayenne, um Beobachtungen zu machen. Paris verdankte ihm unzählige Verschönerungen, und alle ausgezeichnete Gelehrte Frankreichs und Europa's fanden in ihm einen Beschützer und Beförderer. Auch das Schloß zu Versailles, das von Ludwig XIII. nur zu einem Jagdhause gegründet war, verdankte seine Ausdehnung, seine Pracht und außerordentliche Schönheit Colberts Genie. Er konnte nicht dulden, daß unter seines Königs Regierung ein Werk irgend einer Art vollendet wurde, das nicht auch dem Glanze seiner Monarchie entspräche. Aber bei allem Diesen hat man dem großen Minister auch mancherlei Vorwürfe gemacht. Der wichtigste derselben ist, daß er die Gewerbe auf Kosten des Ackerbaues emporbrachte und den Landmann ohne Hülfe und Unterstützung im Elende schmachten ließ. Mit noch mehrem Rechte wirft man ihm ein Uebermaß von kleinlichen und tyrannischen Verordnungen vor, die er für alle Zweige der Verwaltung gab und wodurch er dem Gewerbfleiß Fesseln anlegte. Allein er muß mit Bezug auf die Umstände beurtheilt werden, unter denen er handelte. Zweifelt man, ob er Alles that, was er konnte, so ist es wenigstens gewiß, daß er nie Alles that, was er wollte. Stets abhängig und in seinen Planen gehemmt, erhielt er den Staat trotz einem prachtliebenden und verschwenderischen Könige, der Alles hingab für den Glanz seiner Regierung; erhielt ihn und brachte ihn selbst in Flor, ungeachtet der Lasten, welcher zahlreiche Heere und kostspielige Kriege ihm auflegten. 1673 führte er durch eine Verordnung, worin man sein Genie verkennt, für Kaufleute und Künstler die

Zunftgerechtigkeit ein. Colbert war ehrgeizig aber rechtschaffen und genoß im steten Kampfe mit Intriguen und Eifersucht keines ruhigen Glücks. — Die unaufhörliche Arbeit, deren sich Colbert, theils aus Neigung, theils aus Nothwendigkeit widmete, schwächte endlich seine Gesundheit. Ein Stein, der sich in der Stirne angesetzt hatte, verursachte ihm unendliche Schmerzen. Ludwig XIV. bewies ihm in seiner Krankheit seine hohe Achtung durch einen Besuch. Er starb 1683 im 64. Jahre seines Alters. Ganz Frankreich war von Schmerz bei der Nachricht seines Todes durchdrungen, und die Nachwelt gesteht, daß Ludwig XIV. den größten Theil der Wunder, die unter seiner Regierung geschehen sind, ihm zu danken hat. Sein Körper wurde nach der Pfarrkirche St.-Eustache gebracht, wo ihm seine Kinder ein prächtiges Mausoleum errichten ließen. Seine Büste von weißem Marmor wird für ein Meisterstück Girardons gehalten. Er hinterließ 6 Söhne, alle in den höchsten Ehrenstellen, und drei Töchter, welche an Herzoge vermählt waren.

Colchester, Hauptstadt der Grafschaft Esser (England), am Flusse Colne; sendet 2 Deputirte zum Parlament, hat Schloß (Zuchthaus), große Baracken, 2 Episkopalkirchen, medicinische Gesellschaft, 2631 Häuser und 14.000 Einw., welche Boi und Serge weben, Schiffe bauen, Austern fangen und Schifferei treiben.

Cölestinus (Päpste). I. regierte von 422—32, hatte wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit mit den afrikanischen Bischöfen einige Streitigkeiten, wehrte durch seine Legaten dem Pelagianismus in England und Irland, sowie er den Semipelagianern in Frankreich Stillschweigen gebot. Ebenso thätig für die orthodoxe Lehre war er in den Nestorianischen Streitigkeiten und bestätigte unter dem Vorsitze seiner Legaten zu Ephesus gehaltene Generalsynode (s. Cyrillus und Nestorius). Man hat noch Briefe von ihm, welche sehr schätzbar sind, und worin sich Cölestin als Oberhaupt der Kirche auf das Würdigste ausspricht. II. Guido Castello, aus Toskana gebürtig, in der Schule Abälards und Arnolds von Brescia gebildet, wurde Legat in Frankreich und Cardinal; bestieg endlich 1143 den päpstl. Stuhl. Er hob das von seinem Vorgänger über Frankreich verhängte Interdikt auf, konnte aber die innern Unruhen in Rom nicht stillen und starb 1144, als eben eine Fehde mit Sicilien auszubrechen drohte. III. Hyacinth, aus Rom, geb. 1106, wurde in seinem 80. J. zur Cardinalswürde und 1191 auf den päpstl. Thron erhoben. Die Unthätigkeit seiner Regierung war ebenso sehr seinem hohen Alter als seiner politischen Ohnmacht zuzuschreiben. Er krönte Kaiser Heinrich VI., der ihn sehr in Furcht hielt, sodaß er ruhig zusah, wie Sicilien nach Tankreds Tod an den Kaiser fiel, und bei der widerrechtlichen Gefangennehmung Königs Richard von England schwieg. Doch zwang er auf des Letztern dringende Vorstellungen den Herzog von Oestreich, Richarden nach seiner Freilassung die gehörende Genugthuung zu leisten. Auch schwieg er, als der Kaiser Heinrich VI. die Appellationen nach Rom in seinen italien. Staaten verbot. Ferner that er Nichts, die Ehescheidung des franz. Königs von der dän. Prinzessin Ingelburga zu hindern, als ihr zu widersprechen. Er verordnete, daß die in Klöstern erzogenen Kinder nicht gehalten seyn sollten, die klösterlichen Gelübde zu leisten. Der Tod überraschte ihn 1198. IV. Gottfried von Castiglione aus Mailand, Cardinal und Bischof von Sabina, war Papst vom 22. Okt. bis den 9. Nov. 1241. V. Peter von Murrene, aus Abruzzo ge-

bürtig, wurde zu Rom Priester, lebte dann 5 Jahre auf dem Berg Moron als Einsiedler, wo sich Viele seiner Lebensweise anschlossen, welches Veranlassung zur Stiftung eines neuen nach ihm benannten Ordens war, den Gregor X. bestätigte. (Sie folgten der Regel Benedicts, trugen weiße Kleidung mit schwarzen Kapuzen und Skapulieren und waren nur dem beschaulichen Leben gewidmet. Im Anfange des 18. Jahrh. war er auf 96 Klöster in Italien und 21 in Frankreich gesunken. In der neusten Zeit scheint diese Gesellschaft Religiösen noch kleiner geworden zu seyn.) — 1294 am 5. Juli wählten ihn die zu Perugia versammelten Cardinäle zum Papst (da der römische Stuhl 2 J. leer gestanden hatte), welche Würde er nur auf Bitten des Königs Karl von Neapel und Sicilien annahm. Seinen Einzug in Aquileja hielt er auf einem Esel, wollte auch sonst von keiner Pracht wissen. Seinen Pallast ließ er wie ein Kloster einrichten, lebte darin wie ein Einsiedler, welches er auch den Cardinälen zumuthete. In gänzlicher Abwesenheit vom König Karl, besaß er überhaupt keine Fähigkeiten zur Verwaltung des päpstl. Amtes. Daher er denn auch auf Zureden der Cardinäle noch im nämlichen Jahre im December seine Würde niederlegte. Sein Nachfolger Bonifaz VIII., aus Furcht, man möchte ihn wieder zur Annahme des Papstthums überreden, ließ ihn in einem Schlosse scharf bewachen. Er starb in diesem Gefängnisse 1296, einige Erbauungsschriften hinterlassend. 1313 ward er von Clemens V. feierlich unter die Zahl der Heiligen erhoben.

Cölibat, eheloser Stand Religion und Staatsverfassung hatten auf die Haltung und Nichthaltung des Cölibats bei den Völkern des Alterthums einen großen Einfluß. Bei den Griechen und Römern wurden die Eheloſen verachtet, auch wohl bestraft. In Sparta waren strenge Gesetze gegen Diejenigen, welche entweder mit ihrer Verheirathung zauderten, oder sich gar nicht verehelichen wollten. Bei den Athenienſern konnten nur Geehelichte, welche Kinder und liegende Güter besaßen, Staatsämter verwalten; denn dieß Alles hielt man für eine Bürgschaft und Versicherung ihrer Anhänglichkeit und Treue an ihr Vaterland. In Rom munterten die Censoren, welche über die Sitten streng zu wachen hatten, zum Heirathen auf. Als sich mit der Zeit Luxus und Ueppigkeit einschlichen und so manche Römerin durch ihren Kleideraufwand und Prachtliebe das ansehnliche Vermögen ihres Mannes durchbrachte, da ward mancher minder begüterte Bürger schüchtern, in den Ehestand zu treten. Der Censor Metellus Numidicus machte daher dem Volke Vorwürfe und ermahnte es, durch eheliche Bande mehr sich zu vereinigen. In der Folge erließen Cäsar und August über diesen Punkt nähere Verordnungen und setzten sogar Belohnungen für die Heirathenden aus. Merkwürdig ist die Rede des Augustus, die uns Dio Cassius aufbewahrt hat. Er wirft den Römern vor, es sey nicht Enthaltsamkeit ihrerseits, sondern ungebundener Sinnengenuß, sich mit Hetären herum zu treiben. Solche nennt er böse Bürger, welche die Grundpfeiler des Staats untergraben. — Wenden wir uns aber von dem erwähnten Cölibate der Alten zu dem christlichen, das aus Liebe zu Gott und zur Erreichung der höhern, geistigen Bestimmung von der Kirche angeordnet ist, so sehen wir, daß dasselbe etwas Heiliges und Ueberirdisches an sich trägt. Es ist die Lehre der katholischen Kirche, daß die eheliche Keuschheit lobenswerth, daß aber die jungfräuliche Keuschheit höher sey. Sie ist gleichsam ein Opfer der Freuden des Lebens, was aus reiner Gesinnung

dem Urreinen gebracht wird; sie ist ein freiwilliger Sieg der moralischen Natur über die physische. Es kann hier nicht der Ort seyn, diese katholische Ansicht von der Reinheit, die nur erlesene Seelen zu fassen vermögen, weiter zu entwickeln, wozu wir überhaupt nicht im Stande seyn möchten. Es gibt, sagt Christus, Verschnittene, die sich des Himmels wegen verschnitten; wer es zu fassen vermag, fasse es (Matth. 19, 12.). Durch diesen höhern Zweck bewogen, lebten alle Apostel, welche Alles verlassen hatten, um Christus zu folgen, insofern wir von ihrem Privatleben unterrichtet sind, nachdem sie die höhere Weihe ihrer Sendung, allen Völkern das Evangelium zu predigen, empfangen hatten, in strenger Enthaltsamkeit. Obschon Paulus den ledigen Stand Solchen, welche Gabe dazu von Gott empfangen haben, anrathet, „weil er uns fähiger mache, mit ungetheilterem Herzen Gott zu dienen" (1. Kor. VII.), und der Grund dieses Raths vorzüglich auf die Hirten der Seelen anwendbar ist, so war doch noch kein Gesetz, welches den Dienern der Kirche die Ehe untersagt hätte. Ein solches konnte auch nicht stattfinden zu einer Zeit, da die meisten Glieder der Gemeinen, wenn sie in reifen Jahren sich taufen ließen, schon Weiber hatten; Jünglinge aber nicht wohl zu geistlichen Aemtern konnten berufen werden. Indessen begünstigte die Kirche von Anfang an die Ehelosigkeit der Bischöfe, Priester und Diakonen, und der Cölibat blieb zu der Apostel Zeiten immer nur ein evangelischer Rath zur Erreichung christlicher Vollkommenheit ohne strenge Verbindlichkeit. In dem Sinne der Apostel fuhr nachher die Kirche fort, zum Wohl ihrer Mitglieder, nach Zeit und Umständen heilsame Verordnungen und Gesetze zu bestimmen, und in eben diesem Sinne pflegen sich auch die Kirchenväter Origenes, Epiphanius, Chrysostomus, Augustinus und Hieronymus rücksichtlich des Cölibats der Geistlichen auszusprechen. Zwar waren auf dem allgemeinen Concilium zu Nicäa (s. d.) die Meinungen über diesen Punkt getheilt und es ward auch weiter darüber Nichts festgestellt, als Paphnutius, Bischof von Oberthebais, sagte, man müsse weder den untern Geistlichen, noch selbst den Priestern, ein so hartes Joch auflegen; der Ehestand sey ehrwürdig und das Ehebett unbefleckt; nicht ein Jeder habe die Gabe vollkommner Enthaltung, auch sey zu besorgen, daß die getrennten Weiber in Versuchungen, die Zucht zu verletzen, gerathen möchten; es sey genug, daß es beim alten Gebrauch der Kirche bliebe, „nach welchem jeder Geistliche, der im ledigen Stande berufen wurde, ledig bleiben müsse"; man müsse aber die verheiratheten nicht scheiden von den Weibern, welche sie genommen hätten, als sie noch Laien waren. Allein die Privatsynoden des 4. Jahrh. drangen alle einstimmig auf Haltung des Cölibats. In dieser Hinsicht beschloß das Concilium von Carthago 398 in der 11. Sitzung: „Es gefällt uns, daß, was die Apostel lehrten und das Alterthum beobachtet hat, auch wir bewahren sollen; damit alle Diener des Altars, Bischöfe, Priester und Diakonen, sich der Enthaltsamkeit befleißigen und von Weibern enthalten sollen". Papst Siricius verbot am Ende des 4. Jahrh. allen Geistlichen Ehe und Ehegenuß. Zugleich wurde den Mönchen die Weihe ertheilt; darin lag auch eine indirekte Nöthigung für die Weltgeistlichkeit, den Cölibat zu halten. Der Kaiser Justinian erließ ein Gesetz, kraft dessen die Kinder der Geistlichen für unrechtmäßig und jeder Erbfolge und Erbschaft unfähig erklärt wurden. Als zwischen der griech.

und röm. Kirche Spaltungen eintraten, und erstere 682 deßhalb eine Synode zu Konstantinopel hielt, welche nach dem Pallaste, worin sie gehalten, die trullanische genannt wurde, so kam hierauf auch der Cölibat zur Sprache. Man erlaubte den Weltpriestern (13. Kan.) die Ehe; und obgleich hierdurch die Scheidewand zwischen beiden Kirchen nothwendig noch mehr befestigt werden mußte, so glaubte die römische Kirche auf ihrer alten apostolischen Ueberlieferung beharren und den Cölibat unter ihrer Geistlichkeit aufrecht erhalten zu müssen; da hingegen die Griechische Kirche (s. d.) bis auf den heutigen Tag sich hierin nach dem trullanischen Concilium richtet. Die Kirche nämlich hat, kraft der Gewalt, die ihr von dem göttlichen Stifter verliehen ward, das Recht Priester zu ordnen, sowie die Bedingungen, unter welchen sie Jemanden die Weihe ertheilen will, festzusetzen; es leuchtet daher ein, daß durch das Gebot des Cölibats, als Bedingung der Priesterweihe, Niemandes Rechte gekränkt werden. Neue und triftige Gründe traten in der Folge hinzu, von diesem Grundsatze nicht abzugehen, besonders als sich das Beneficialsystem allmählig ausbildete. Hier war nun völlig in der Kirche die Verfassung, wie im Staate, die Einrichtung mit den Lehnsleuten und späterhin Ministerialen, welche für Benutzung von Gütern Kriegs- und andere Dienste leisteten. Auch der Name war derselbe, das Gut des Lehnsmanns hieß Beneficium, wie das Gut des Klerikers. Die Natur liebt aber Eigenthum, und es ist ein allgemeines Streben, den Besitz zu vererben. Wurden die geistlichen Beneficien und das Kirchenamt erblich, so erhielten wir ebenso eine geschlossene Priesterkaste, als das Mittelalter uns den Adel als Krieger- und Beamtenkaste überliefert hat. Alle Ahnungen einer reinen göttlichen Religion hätten in einem solchen rohen Priesterreiche untergehen müssen. Schon hatten die Kanoniker zu Wallis in England, die den Cölibat nicht hielten, durch wechselseitige Heirathen zwischen Kanonikertöchtern und Söhnen ihre Pfründen erblich zu machen gewußt. Was hier im Kleinen geschah, würde sich im Großen mit der ganzen Kirche begeben haben. Es würde, wie bei der Ritterkaste, eine geistl. Ahnenprobe und Altarfähigkeit gegeben haben. Aber die Kirche blieb auf dem Cölibatgebote bestehen, und die Partikularsynoden zu Narbonne (791), zu Mainz (888) zu Augsburg, Canterbury ꝛc. sprachen das Anathema über die Geistlichen aus, welche den Cölibat übertreten würden. Auch die Päpste suchten mit ihrem ganzen Ansehen diese ungebundene Lebensart wieder zum Gesetze zurückzuführen. Aller solcher Verbote und Vorgänge ungeachtet, schien es indessen doch unmöglich, das Cölibatgesetz aufrecht zu erhalten. 1061 erwählten die lombardischen Bischöfe, deren die meisten Beischläferinnen hatten, Nodolaus, den Bischof von Parma, u. d. Namen Honorius II. nur darum zum Afterpapst, weil er selbst den Cölibat nicht hielt, und daher Hoffnung gab, daß er auf dem Cölibatgebot nicht bestehen werde. Denkt man sich hierbei, daß diese Geistliche zugleich meist durch Simonie zu ihren Stellen ernannt waren, so hat man ein richtiges Bild der damaligen Kirche. Es bedurfte daher eines Papstes, der Willenskraft mit unerschütterlicher Standhaftig zu solchem Zwecke verband. Gregor VII., der, wie alle große Geister, ein Recht hat, nach dem Gesichtspunkte seiner Zeit beurtheilt zu werden, befahl auf der römischen Synode 1074 allen Geistlichen, unter Strafe der Excommunication, den Cölibat und erneuerte so

die alten Kirchengesetze. Indessen waren besonders gegen das 15. und 16. Jahrh. hin die Uebertretungen dieses harten Gebots sehr häufig. Es kam die Reformation; bei den Grundsätzen, die sie aufstellte, konnte der Cölibat nicht mehr als nothwendig betrachtet werden; und da die evangelischen Geistlichen entweder dem Staate oder den Gemeinden unterworfen waren, war auch nicht mehr zu fürchten, daß sie die Beneficien eigenmächtig erblich machen würden. Der Cölibat erwies sich als die schwache Seite der kathol. Kirche, es waren wohl — wo nicht mehre, doch ebenso viele Geistliche, die, um der Heirath willen, als solche, die aus Ueberzeugung, nach vorhergegangener Forschung zur evangel. Kirche übergingen. Ein Theil der Katholiken wünschte, daß diese schwache Seite ihrer Kirche wegfalle. Auf der Synode zu Salzburg 1562 beschlossen die Bischöfe, zu Trient auf dem Concilium für die Priesterehe zu stimmen. Der Kaiser, die Kurfürsten und viele andere Fürsten, der König von Frankreich wünschten die Priesterehe, oder doch wenigstens ein höheres Alter für den Empfang der Weihe. Allein die Mehrheit der Stimmen entschied zu Trient (Sess. 24. Can. 9.) für den Cölibat mit der Bemerkung, daß Gott Denen, welche ihn um die Gabe der Keuschheit recht bitten, dieß nicht versagen, noch uns über unsere Kräfte versuchen lassen werde. — Das Cölibatgebot ist in der katholischen Kirche nach der Reformation besser gehalten worden. Eines Theils lag der Grund darin, daß viele unenthaltsame Geistliche in Folge der Reformation die katholische Kirche verließen und in eine traten, welche ihnen die Ehe erlaubte. Zum andern liegt der Grund aber darin, daß die Reformation des Protestantismus überhaupt ein Sporn für die katholische Kirche war, sich von innen heraus zu reformiren und strengere Disciplin zu üben. Es soll dadurch aber nicht geleugnet werden, daß der Cölibat häufig nicht gehalten werde. So allgemein als man wohl behauptet hat, ist das Verderben indessen doch nicht; der bei weitem größere Theil der Geistlichkeit in der kathol. Kirche verehrt noch jetzt die Cölibatsvorschrift. — Ueber die Beibehaltung des Cölibats ist auch unter Katholiken viel pro und contra gestritten worden. Das von der theologischen Facultät zu Landshut über die Ursachen des Mangels an kathol. Geistlichen abgegebene Gutachten, Ulm 1817, hat diesen Streit von Neuem bis zu einer leidenschaftlichen Heftigkeit aufgeregt. An eine Aufhebung dieses kirchlichen Disciplinargesetzes ist jedoch so bald noch nicht zu denken. Die Kirche hat durch die Beharrlichkeit, womit sie dessen Durchsetzung und Aufrechthaltung verfolgte, das große Gewicht bezeichnet, das sie dieser Einrichtung beilegt; von ihr ist also eine Abstellung desselben nicht zu erwarten, noch weniger vielleicht von der Staatsgewalt. Wirklich ist auch in neueren Zeiten bei so vielen Umgestaltungen des äußern Kirchenwesens davon nie die Rede gewesen. Joseph II., der so gern und so viel reformirte, hat sogar in einer eignen Verordnung vom 11. Juni 1787 dem damals verbreiteten Ruf, als ob die Abschaffung des Cölibats der Geistlichen im östr. Staate im Antrage wäre, ausdrücklich widersprochen; bei der neuen Organisation des Kirchenthums in Frankreich, in Folge des Concordats von 1801, wo so Vieles anders wurde, ward er gleichfalls beibehalten, und von Portalis in seiner in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 21. März 1802 gehaltenen Rede lebhaft vertheidigt. Ob es Napoleon mit der Aufhebung desselben wirklich ernst gewesen, ist schwer zu entscheiden.

Was aber, so lange der Cölibat besteht, Vertheidiger und Gegner desselben einstimmig begehren, und was die Kirche ohne Anstand gestatten könnte und sollte, ist, daß nach der Disciplin der alten Kirche jedem Cleriker die Freiheit zurückgegeben werde, aus seinem freigewählten Stande mit Verzichtleistung auf dessen Rechte, Funktionen und Vortheile, auszutreten und sofort sich zu verheirathen, falls er sich zur Beobachtung des Cölibats nicht geeignet fände, wie selbst Gregor nur Niederlegung des Amts oder Enthaltsamkeit verlangte. Jedenfalls wäre es übrigens zu wünschen, daß in dem Streit über den Cölibat mehr auf die großen Interessen des durch alle Welttheile verbreiteten Katholicismus und den Grundsatz, daß es zuweilen nöthig, daß Einzelne für das Ganze leiden, Rücksicht genommen würde. Selbst gegen die Humanität wird der Cölibat nicht so sehr anstoßen, wenn man annimmt, daß unter 100 Menschen immer einige sind, deren Gemüth von Natur für den Cölibat gestimmt ist. Freilich würde es darauf ankommen, gerade unter diesen den Priester herauszufinden. Uebrigens konnte der Cölibat der Mönche hier keine Erörterung finden, da dieser nicht auf einem verbietenden Kirchengesetze, sondern auf freiwilligem Gelübde beruht.

Colibri, Vogelgeschlecht von mehr als 70 Arten, wovon ein Drittheil in den mexikanischen Freistaaten, in Guiana und auf den westind. Inseln mehre, auch einige in Cayland (Afrika). Diese Vögel, die kleinsten von allen in der Natur bekannten, sind ein Meisterstück im Kleinen von Allem, was man sich Holdes und Schönes bei einem befiederten Wesen denken mag. Die Kennzeichen dieses Geschlechts sind: der Schnabel ist fast so lang als der Körper; der Unterkiefer schließt sich in den obern ein. Die fadenförmige Zunge ist aus 2 kanalförmigen aneinander gewachsenen Fleischfasern zusammengesetzt, welche eine hohle Röhre bilden. Die Füße sind kurz und haben 3 Zehen vorn und eine hinten; die Schenkel sind gar kurz, der Schwanz besteht höchstens aus 10 Federn. Die Federn strahlen alle Farben des Regenbogens, durch Gold- und Silberglasur erhöhet, von sich. Ihre Nahrung ist der Saft der Blumen, besonders von Pomeranzen und Citronen, den sie in der Luft schwebend, mit ihrer Zunge herausziehen. Sein Gesang ist ein sanftes, liebliches aber doch deutliches Summen. Ihr Flug ist unbeschreiblich schnell. Das Nest, ein Sphäroid von angenehmer Form und bewundernswürdiger Reinigkeit, ist auf das Zarteste mit Seide und Baumwolle austapezirt und hängt mit vieler Vorsicht zwischen den elastischen und dünnsten Zweigen der Orangen- und Pumpelmoosbäume, um es gegen Schlangen zu schützen. Sie legen nur 2 Eier, die so groß sind wie Erbsen; die Jungen haben anfangs nur die Größe einer Fliege. Die kleinsten ausgewachsenen Colibri's wiegen etwa 10 Gran. Sie lassen sich zahm machen und an menschliche Gesellschaft gewöhnen. Ihres delikaten Fleisches wegen werden sie häufig gegessen. Sie haben außer den Menschen auch noch ihre natürlichen Feinde: die Colibrifresser (eine Art Spinnen) und ein kleiner Sperber; aber letzterm Räuber bohrt der Colibri, sich zwischen seinen Schultern festsetzend, oft mit seinem spitzen Schnabel eine tödtliche Wunde in den Nacken. Uebrigens s. Federmosaik.

Coligny (Gaspard, Graf von), Admiral von Frankreich, einer der vorzüglichsten Kriegsoffiziere seiner Zeit, wurde den 7. Febr. 1516 zu Chatillon-sur-Loing geboren. Auf dem Waffenfelde verlebte er die Tage seiner Jugend und zeigte schon frühe herrliche Proben seiner Tapferkeit

und seiner überlegenen Klugheit. Unter Franz I. nahm er an dem Entsatze von Landrecy (1542) und zwei Jahre darauf an der Schlacht bei Cerisoles lebhaften Antheil. Heinrich II. gab ihm den Feldherrnstab über die franz. Infanterie, machte ihn zum Ritter seines Ordens und ernannte ihn zu seinem Bevollmächtigten (1550), den Frieden mit England abzuschließen. In der Folge begleitete er seinen Monarchen auf seinem Kriegszuge nach Deutschland und bekleidete nach dem Tode des Admirals Annebault (1552) die Admiralitätsstelle von Frankreich. Ein Jahr darauf zeigte er seine Bravour in Flandern als Oberfeldherr des dortigen Heeres, war Hauptursache des bei Renti (1554) erfochtenen Sieges und ward Bevollmächtigter bei den Friedenstraktaten, welche 1556 mit dem Kaiser abgeschlossen wurden, die er aber in Gemäßheit einer königl. Ordonnanz wieder aufheben mußte. Der Anschlag, welcher auf Douay gemacht worden, war verrathen, und obgleich die Wachen aufgeweckt wurden, so eroberte er nichts destoweniger Lens, bestreifte die Grenzen und führte große Beute mit sich zurück. Bei der Belagerung von St.-Quentin bewies er eine seltene Feldherrngröße. Er warf sich in diese Stadt, hielt sich durch eine tapfere Gegenwehr gegen die spanische Belagerung, fiel aber nach Eroberung derselben in die Hände seiner Feinde. Nach seiner Freilassung trat er, nach dem Tode Heinrichs II. durch die Ränke Katharinens von Medici bewogen, zur Partei der Hugenotten und reichte in der Staatsversammlung zu Fontainebleau eine besondere Bittschrift zu Gunsten der Religionsfreiheit seiner Glaubensgenossen ein. Hierdurch entflammt er die Guisen zu einem unauslöschlichen Hasse gegen sich, welcher vermehrt wurde, als er sich förmlich an die Spitze der Hugenotten stellte. Er bildete eine so mächtige Partei, daß die katholische Religion in Frankreich bedroht schien. Prinz Condé war ehrgeiziger, unternehmender, thätiger; Coligny dagegen besonnener, abgemessener und geschickter, das Haupt einer Partei zu seyn; zwar ebenso unglücklich im Kriege wie Condé aber gewandt, das rettungslos Scheinende wiederherzustellen und gefährlicher nach einer Niederlage, als seine Feinde nach einem Siege. Die erste Schlacht zwischen den Hugenotten und Katholiken (1562 zu Dreux) verlor der Admiral; doch rettete er das Heer. Als der Herzog von Guise bei der Belagerung von Orleans umgebracht wurde, beschuldigte ihn der Thäter, diesen Meuchelmord gerathen zu haben; und was er auch in weitläufigen Vertheidungsschriften, welche er in der Folge über diesen Gegenstand entwarf und zur Kenntniß des Publikums brachte, zu seiner Rechtfertigung über des Mörders Anklage sagen mochte: es ist ihm nicht gelungen, sich ganz von der Theilnahme an der Ermordung des Herzogs zu reinigen. Die Guisen waren so fest von dieser Theilnahme überzeugt, daß C. stets ein Gegenstand ihres unversöhnlichen Hasses blieb. Während dieses Krieges mußten die Katholiken den Haß der Reformirten auf furchtbare Weise empfinden. Nachdem Coligny das Städtchen Mortagne mit Sturm eingenommen, ließ er die meisten darin befindlichen Priester ermorden. Ebenso fanatisch betrug er sich zu Orleans (2. April 1562). Er durchzog während der Friedensunterhandlungen mit seinen Soldaten das orleans'sche Bisthum, alle Kirchen verwüstend, viele Priester ermordend und den kathl. Kultus einstellend. Der Bürgerkrieg fing mit vermehrter Wuth 1567 wieder an. Coligny und Condé lieferten die Schlacht bei St.-Denys gegen den Connetable Montmorency. Diesem unentschiedenen Tage folgte die Schlacht

bei Jarnac 1569, welche den Calviniſten verderblich war. Condé war gefallen, und auf Coligny ruhte die ganze Laſt des Oberbefehls. Er allein hielt ſeine Partei aufrecht, ward bei Montcontour abermals geſchlagen, ohne daß darum ſein Muth erlag. Ein vortheilhafter Friede machte 1570 ſcheinbar dem Streite ein Ende. Coligny hielt indeſſen an den meiſten auswärtigen Höfen, die dem alten Glauben entſagt hatten, accredidirte Agenten und herrſchte über die Seinigen mit der Autorität eines ſouveränen Fürſten. In ſeinen Schatz floſſen monatliche Beiträge zur Aufrechthaltung „der Sache"; in jeder Provinz hatte er Beamte, die verpflichtet waren, ſeine Befehle zu vollziehen; und Tauſende von Kriegern waren ſtets bereit auf ſeinen Ruf in das Schlachtfeld zu eilen. Ein ſo mächtiger Cavalier, der ſchon zwei Mal ſein Heer gegen jenes der Krone geführt hatte, war der Regierung, wie natürlich, ein Gegenſtand der Eiferſucht. Allein in der letztern Zeit hatte er dadurch, daß er die Abſichten der Königin-Mutter verdächtig machte und Karl'n ermahnte, thätigen Antheil an der Regierung zu nehmen, ihm auch vorſchlug, während des Streites des Königs von Spanien mit ſeinen Unterthanen die Niederlande zu erobern, ſehr viel Einfluß auf den jungen König gewonnen. Das letzgenannte Projekt ſchmeichelte deſſen Ehrgeiz; er erlaubte dem Admiral, dem Grafen Ludwig von Naſſau 5000 Gascognier zu leihen, um in Hennegau einzufallen; auch hatte er ihn, wenn er am Hofe war, beſtändig bei ſich und correſpondirte fleißig mit ihm, wenn er abweſend war. Die Königin-Mutter begann für ihre Macht zu zittern und beſchloß mit dem Herzoge von Anjon, ihren Sohn von dem Krieg in Flandern abzuhalten und von aller Verbindung mit dem Chef der Hugenotten abzuziehen. Seit der Ermordung des Herzogs von Guiſe hatte Coligny nur einmal gewagt, Paris zu betreten. Die Einladung Karls, der ſeine Gegenwart bei der Hochzeit ſeiner Schweſter mit dem Könige von Navarra wünſchte; die Bitte Eliſabeths, die ihn um Hülfe und Unterricht für ihren Geſandten erſuchte; und vielleicht mehr noch die Begierde, ſein Lieblingsprojekt — den Krieg gegen Alba — zu betreiben, zogen ihn endlich in die Hauptſtadt. Die Wärme, mit der der König daſſelbe anfangs aufgefaßt hatte, war durch die Niederlage des Inſurgenten-Anführers Janlis und die dringenden Vorſtellungen Katharinens abgekühlt worden. Der Admiral wiederholte ſeine Argumente, bot dem Könige 10.000 Hugenotten an und erklärte: wenn er den flandriſchen Proteſtanten nicht beiſtehen wolle, ſo würden die franzöſiſchen, ihrer Sicherheit wegen, neuerdings genöthigt ſeyn, zu den Waffen zu greifen. Endlich ermahnte er ihn, ſich der Vormundſchaft einer ehrſüchtigen Mutter zu entziehen, die den Souverän in den Hintergrund ſtelle, um einen geliebten Sohn hervorzuziehen und ihre Autorität dauernd zu machen. Dieſe Reden machten tiefen Eindruck auf Karl'n; ſeine Worte und ſein Benehmen zeigten Katharinen und dem Herzoge die Gefahr, in der ſie ſchwebten; und ſie beſchloſſen, den Admiral, ihren furchtbarſten Feind, durch Meuchelmord aus dem Wege zu ſchaffen. Als er am 22. Auguſt 1572 aus dem Rathe durch die Stadt nach Hauſe ging, ward aus einem Dachfenſter eine Arquebuſe auf ihn abgeſchoſſen. Eine Kugel zerſchmetterte ihm die Hand, eine andere blieb ihm in der Schulter ſitzen. Die Wunden waren nicht gefährlich; aber ſeine Anhänger ſtrömten ſcharenweiſe zu ſeinem Hauſe, und erboten ſich, für ihn das Leben zu laſſen. Karl heuchelte den tiefſten Schmerz, ließ nach den Schuldigen forſchen

und sagte zu Coligny: „Mein Vater, Ihr habt die Wunde, ich aber den Schmerz". Dieß sprach er in dem Augenblicke, als schon die Niedermetzelung der Protestanten vorbereitet ward. Das Blutbad begann in der Bartholomäusnacht, den 24. Aug. 1572. Als die Glocke des Louvre das Zeichen zum blutigen Werke gab, besetzte der Herzog von Guise und der Graf von Angouleme mit 300 Geharnischten das Haus des Admirals und forderte im Namen des Königs, daß das Thor geöffnet würde. Ein Paar Verwegene, unter ihnen ein Lothringer, Namens Böhm, stürmten mit wildem Ausruf: „Mord und Tod"! die Treppe hinauf und drangen mit gezogenen Schwertern in das Schlafzimmer des alten, an seiner Verwundung krank darnieder liegenden Mannes ein. Er hatte, von dem gewaltigen Lärmen aufgeschreckt, sein Krankenlager verlassen, und die hereinstürzenden Mörder fanden ihn mit dem Rücken an der Wand stehend. „Bist du Coligny"? rief Böhm. „Ich bin es, junger Mensch, habe Ehrfurcht für meine grauen Haare", antwortete der Admiral mit ruhiger Miene. Aber Böhm, jetzt vor ihm stehend, stieß ihm sein Schwert in den Leib, und zog es vom Blute triefend und rauchend wieder heraus, hieb ihn damit ins Gesicht, und verwundete ihn an Hals und Brust, bis der graue Held sein Leben ausgehaucht hatte. Jetzt schrie Böhm zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen"; Guise aber antwortete ihm: „Der Graf von Angouleme will es nicht glauben, als bis der Feind zu seinen Füßen liegt". Bald darauf stürzte der Leichnam zum Fenster hinaus. Angouleme reinigte jetzt das Gesicht des Ermordeten vom Blute, und nachdem er den Admiral wirklich in ihm erkannt hatte, gab er ihm noch einen Tritt mit dem Fuße. Der Leichnam ward mehre Tage der Wuth des Pöbels preisgegeben, dann bei den Beinen an den Galgen gehängt, bis es endlich seinem Verwandten Montmorency gelang, den Körper, jedoch ohne Kopf, der einbalsamirt nach Rom geschickt ward, in seine Gewalt zu bekommen und in der Gruft der Capelle von Chantilly beizusetzen. S. „Die pariser Bluthochzeit", dargestellt von Wachler (Leipz. 1826).

Coliseum (Colosseum), eine Riesenruine in Rom. Dieses Gebäude, das 1612 Fuß im Umfang hatte und 80 Arkaden enthielt, war das größte Amphitheater, welches die röm. Pracht errichtete. Es wurde von Vespasian erbaut und soll in einem Jahre von 12.000 gefangenen Juden und Christen aufgeführt worden seyn. Die Schriftsteller setzen es über die Pyramiden von Aegypten und die andern Wunder der alten Welt; es soll gegen 110.000 Zuschauer gefaßt haben, von denen gegen 90.000 sitzen konnten. Durch die Dauer der Zeit und die Wuth der Gothen hat dieses Denkmal römischer Größe fürchterlich gelitten. In der Folge ließ der Papst Paul II. davon Steine zum Bauen des St.-Markus-Pallastes, der Cardinal Chiario Steine zum Pallaste der Cancellaria und Papst Paul III. zum Pallaste Farnese leider wegnehmen. So zertrümmert auch jetzt das Coliseum aussieht, so sehr erstaunt man gleichwohl über dessen Größe und Majestät, wenn man es von der Nordseite betrachtet, wo es fast unbeschädigt geblieben ist. Selbst die Ruinen erregen ein hohes Interesse durch die malerischen Prospekte, welche sie liefern. Jetzt hütet man sich zwar, diese Ruinen anzugreifen; indessen fällt das Gebäude nach und nach von selbst ein, und in wenig Jahrh. dürfte von dem obern Theile desselben Nichts mehr zu sehen seyn; der untere Theil hingegen ist für die Ewigkeit. Noch stehen die Behältnisse fest, in wel-

chen die wilden Thiere verwahrt wurden, die zur rohen Lust des damaligen Volks ihre Erbauer zerrissen. Die Erde des Coliseums wird wegen des häufigen dort vergossenen Blutes der Märtyrer von den Römern für heilig gehalten. In den neuesten Zeiten hat man in diesem Amphitheater eine kleine Kirche (Madonna della Pieta) erbaut. Benedikt XIV. ließ in der Rundung des Platzes 14 Kapellen oder Altäre errichten, wo man in der Charwoche die sogenannten Stationen besucht. Auch wohnt ein Eremit in diesen ungeheuern Trümmern. Seinen Namen trägt das Gebäude von der colossalen (120 Fuß hohen) Statue des Nero, welche in der Nähe desselben sich befindet.

Colla parte (ital., Musik), mit der Hauptstimme, Bezeichnung für die begleitenden Stimmen, daß die Hauptstimme die Stelle ad libitum vortragen könne, und daß jene also hierauf achten und diese nachgeben mögen.

Collateralverwandte (Collaterales) sind Seitenverwandte, die ihre Abkunft von Bruder oder Schwester herschreiben; daher Collaterallinie die Seitenlinie.

Collatinus (L. Tarquinius), ein Neffe des Tarquinius Superbus und Gemahl der Lucretia, welche Sextus, der Sohn des Superbus, entehrt hatte. Nach dem freiwilligen Tode der Lucretia verschwor er sich mit Brutus (s. d.) zur Vertreibung der Tarquinier und ward nach derselben mit Brutus zuerst zum Consul erwählt; aber weil der Name der Tarquinier so verhaßt war, dankte er auf Bitten seines Collegen und der Bürger ab, schaffte das Seinige nach Lanuvium und zog dahin.

Collatio (lat.), 1) im kanonischen Recht die Verleihung und Uebertragung eines Kirchenamtes, welche von der Kirchengewalt ausgeht, wobei zwar der Anzustellende von verschiedenen Personen, auch Laien, bezeichnet, ernannt oder präsentirt werden kann. Bei den höhern Beneficiaten wird das Individuum entweder durch Wahl oder landesfürstliche Ernennung bezeichnet und vom Papst bestätigt. Die wirkliche Einsetzung heißt hier Confirmation. Bei geringern Beneficien wird der Anzustellende von dem Patron präsentirt und vom Bischof in sein Amt eingesetzt. — 2) Auch andere Verleihung, zum Beispiel von Kammer-Lehngütern ꝛc. — Collator, Derjenige, welcher das Recht hat, eine geistliche Stelle zu besetzen. Dieses Recht wird die Collatur, auch das Jus patronatus genannt und gibt oft Gelegenheit zu Streit (Collaturstreit).

Collation, 1) in Klöstern das mäßige, meistens nur in kalten Speisen bestehende Abendessen an Fasttagen. Vor Zeiten kamen die Mönche zu bestimmter Zeit Abends zusammen, wo ihnen das Buch des heil. Abtes Cassianus, Collation der h. Väter genannt, vorgelesen und nach Endigung eines Kapitels eine Erquickung, meistens in Obst bestehend, aufgesetzt wurde. Daher soll die Benennung entstanden seyn. — 2) Ein gesellschaftliches Essen, besonders ein solches, wo jeder Gast eine Schüssel gibt, auch Collecta genannt.

Collé (Charles), franz. Theaterdichter, Sohn eines königl. Prokurators bei dem Gerichtshofe des Chatelet, ward 1709 zu Paris geboren. In seinem 14. Jahre verlor er seinen Vater und kam mit den Dichtern Gallet und Panard in Verbindung, die in ihm die Neigung zu Poesien der zärtlichen und tändelnden Gattung weckten. Die Bühne fesselte seine Aufmerksamkeit und nicht ohne Beifall wurden seine dichterischen Pro-

dukte aufgeführt. Mit einer Parodie von La Chaussée, betitelt: „Alphonse l'impuissant", eröffnete er 1740 seine literarische Laufbahn. Hierdurch erwarb er sich die Gunst des Herzogs von Orleans, auf dessen Veranlassung er mehre Theaterstücke verfaßte. Seine „Partie de la Chasse de Henri IV. zog durch die Wahrheit und Treue der Charakterzeichnung dieses guten Königs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Als dieses Stück zu Verdun aufgeführt wurde, brach das ganze Theater in den Ruf: „Es lebe Heinrich IV.!" aus. Noch jetzt wird es mit Beifall gegeben. Die Ideen zu diesem Produkte gab ihm Dodleys Lustspiel „Der König und der Müller von Mansfield". Sein Schauspiel „Dupuis et Desronais", in dem Geiste des Terenz gearbeitet, hat sie wegen seiner komischen Kraft, seiner gutgehaltenen Charaktere und seines leicht fließenden Dialogs, auf der Bühne erhalten. In seinen vielen Stücken der Art rühmt man den Witz, die Wahrheit und die freimüthige Darstellung der Sitten seiner Zeit. Seine Gedichte und Lieder waren der Glanz seines Zeitalters; und er war vielleicht der erste Dichter, dem man ihn Rücksicht seines poetischen Verdienstes von Seiten des Hofes eine jährliche Pension auszahlen ließ. Sein „Théâtre de societé" erschien zuerst in 2 Bdn., Paris 1768 und in 3 Bdn., ebend. 1777, 12; sein „Théâtre choisi' ward 1789 von Leprince und Vaudrais in 2 Bdn. herausgegeben; sein höchst anziehendes „Journal historique", Tagebuch über die literarischen Ereignisse vom Jahr 1748—51, erschien in 3 Bdn., Paris 1805—7. Ueber den Tod einer geliebten Gattin in Melancholie verfallen endete er sein Leben freiwillig 1783.

Collectaneen (lat. Collectanea, Liter.), Auszüge und Bemerkungen und Notizen aus andern Schriften, zur Bereicherung der eigenen Kenntnisse, und um dadurch für die Folge dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, oder als Vorarbeit zu einem literarischen Zweck. Man legt sich hierfür entweder besondere Bücher an, denen man eine systematische oder auch lexikographische Einrichtung gibt; oder man läßt ein gutes Lehrbuch oder auch lexikographisches Werk über eine Wissenschaft mit weißem Papier durchschießen und bemerkt dann auf diesem an den betreffenden Stellen das neu gefundene Lehrreiche und Wissenswerthe, ebenfalls mit Citaten anderer Schriften; oder man excerpirt das Gefundene auf einzelne Zettel, die man dann nach den Hauptworten alphabetisch oder systematisch in Fächer ordnet. Jede Methode hat bei consequenter Verfolgung ihre Vortheile, aber auch ihre Schwierigkeiten.

Collectiv, was sammelt, oder was mehre Dinge von einer Art zusammenfaßt; daher ist in der Sprachlehre ein nomen collectivum ein solches, welche alle, zu einer und derselben Gattung gehörigen Dinge bezeichnet. — Collectivglas ein converes, einem größeren Brennglase zugeordnetes Glas, vermittelst dessen die bereits gebrochenen Lichtstrahlen, noch mehr gebrochen, in einem engern Brennpunkte sich vereinigen.

Collegialrechte (Evangelische). Als Gesellschaft hat die Kirche das allgemeine Recht, den Zweck ihrer Verbindung, die gemeinschaftliche Religionsübung, möglichst zu fördern. Die einzelnen hieraus entspringenden und durch den Gesellschaftsvertrag selbst zu bestimmenden Rechte nennt man Collegial- oder Gesellschaftsrechte der Kirche (jura collegialia, socialia ecclesiae) und zwar im Gegensatze zu jenen Rechten, welche die kirchliche Gesellschaft als moralische Person zur Beförderung ihres Zweckes aus einem besondern Rechtsgrund erwerben muß (jura adqui-

sita ecclesiastica), bezeichnet man sie mit dem Namen der ursprünglichen Gesellschaftsrechte der Kirche. Der Inbegriff der ursprünglichen und erworbenen Rechte, welche der kirchlichen Gesellschaft zur Beförderung der gemeinschaftlichen Religionsübung zustehen, macht die Kirchengewalt Potestatem ecclesiasticam). Die einzelnen Collegialrechte, welche in der Kirchengewalt liegen, lassen sich auf folgende Hauptklassen zurückführen: 1) Rechte zur nähern Bestimmung gemeinschaftlicher Religionsübung, als des Hauptzwecks selbst, sofern diese nicht durch die Grundprinzipien der Religion schon festgesetzt ist. 2) Rechte zur Hinwegräumung der Hindernisse, welche sich der gemeinschaftlichen Religionsübung in den Weg legen. 3) Rechte zur Ergreifung aller Mittel, welche zur Beförderung der gemeinschaftlichen Religionsübung dienen können. Die Erfahrung zeigt uns hier den gewöhnlichen Gebrauch dieser bestimmten Mittel: 1. Abfassung der Kirchenordnung und Gesetze, worauf die Kirchenpolizei, Kirchenverfassung, als der Inbegriff der wirklichen Bestimmungen zur Beförderung der gemeinschaftlichen Religionsübung beruht, welche die Anordnung zur Erhaltung der innern Ordnung, die Kirchenzucht, unter sich begreift. 2. Erwerb bestimmter Rechte und Güter. 3. Anstellung gewisser Gesellschaftsbeamten.

Collegialsystem, ein Gegensatz des bureaukratischen Systems, indem in jenem jedes Mitglied eines Collegiums eine mitentscheidende Stimme zu haben pflegt. Daher wird die Collegialgewalt, collegialische Verfassung, der Bureaukratie (s. d.) entgegengesetzt. 2) S. Hierarchie.

Collegianten oder Rheinsburger nennt sich eine Sekte in Holland, welche zu Anfang des 17. Jahrh. aus Remonstranten oder Arminianern (s. d.) entstand, die sich nach der dortrechter Synode zu Rheinsburg bei Leyden verborgen hielten und auch, nachdem den Remonstranten Religionsfreiheit zugestanden worden war, sich mit diesen nicht vereinigten, weil sie in der Freiheit ihrer Meinungen von den Lehren und Gebräuchen der Reformirten noch weniger abwichen. Sie wollten keine Kirche heißen und keiner angehören, sondern nannten ihre Gesellschaft Collegium und ihre Gemeinden Collegien (daher ihr Name). Da sie die Bibel als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens aufstellten und dabei die größte Ungebundenheit, ja Verschiedenheit in der Auslegung derselben gestatteten, gesellten sich bald Seperatisten aller Art zu ihnen. Um Leyden und Rotterdam erhielten sie den meisten Zuwachs aus Mennoniten, Socinianern und andern Ueberläufern der protestantischen Hauptparteien. In ihren Gemeinden stellten sie keine bestimmte Geistliche, sondern nur Aelteste, Diener und Krankenpfleger mit Vorbehalt der Aufkündigung an. Wer sich dazu fähig fühlte, durfte in ihren Andachtsversammlungen Vorträge halten. Taufe und Abendmahl begingen sie, ohne die Feier der Sakramente für nothwendig zu achten. Die Uneinigkeit einiger Schriftsteller aus ihrer Mitte, die der Spinozismus zum Socinianismus geleitet hatte, verursachte eine Spaltung unter ihnen, die die holländischen Collegien von den gröningischen trennt; jene dulden den Socinianismus, diese nicht. Um 1740 hatten sie noch 18 Collegien oder Gemeinden, die vorzüglichsten zu Amsterdam, Leuwarden uud Gröningen. Jetzt scheint diese Sekte zu erlöschen.

Collegiatstiftkirche (Conventualkirche), eine Kirche, bei welcher der Stifter wenigstens 3 Geistliche ansetzte, die ein Collegium ausmachen,

eine Brüderschaft unter sich hielten, ein Haus hatten, in welchem sie zusammenwohnten, und ein eignes gemeinschaftliches Siegel führten. Die Domkirche dagegen hat, außer dem Collegium oder Capitel, den Bischof an der Spitze, der die Regierung hat. Die Domherren sind ebenso des Bischofs, als die Cardinäle des Papstes Gehülfen. (Vgl. Stift.)

Collegien, Colleges, nennt man die in England gewöhnlichen Kirchen- und Schulstiftungen, oder gewisse, mit bestimmten Pfründen versehene Gesellschaften, deren Mitglieder mit ihren Lehrern oder Vorstehern, in eigends hierzu errichteten Gebäuden zusammenwohnen. Gewöhnlich sind diese Gebäude wie ein colossales Viereck aufgeführt und umgeben mit freien Plätzen, schönen Gärten und liegenden Gründen. In das 13. und 14. Jahrh. fällt ihre Entstehung, wo man anfing, aus den alten Klöstern dergleichen Collegien umzubilden. Einige aus Heinrichs VIII. Zeit sind vom Cardinal Wolsey gegründet. Ihre alterthümliche Bauart macht sie als würdige Denkmäler der Ehrfurcht gebietenden Vorzeit schätzbar; die wissenschaftlichen Dokumente und Kunstsammlungen, die sie in ihrem Innern aufbewahren, eröffnen ihnen einen vortheilhaften, Einfluß auf die Bildung des Zeitgeistes; und die Glasmalerei, die sie aus den zerstörenden, politischen Stürmen des Mittelalters gerettet haben, blüht noch jetzt in nie verlöschendem Ruhme in Großbritannien. Ein jedes Collegium hat einen Vorsteher, Rektor oder Dechanten an seiner Spitze und bildet mit den Mitvorstehern, den Lehrern und Zöglingen, ein von den übrigen Collegien und den Hochschulen unabhängige und selbstständige Corporation. Daneben gibt es förmlich immatrikulirte Mitglieder dieser Collegien, welche an allen Vorrechten und Vortheilen dieses Instituts den vollsten Antheil nehmen, und außerordentliche Theilnehmer oder Stipendiaten, die den ordentlichen Mitgliedern, Fellows genannt, bestimmte Dienste leisten müssen und dafür auf einige Jahre Unterricht, Kost und Logie umsonst haben. Die Stiftungen haben Gesetze, zu deren Befolgung sich jedes Glied bei seinem Eintreten verpflichten muß; über die Aufrechthaltung der Statuten selbst wacht ein erwählter Vorsteher. In casuistischen Fällen kommt einem Visitator, der aus den Bischöfen oder Lords von dem Stifter gewählt ist, die Entscheidung zu. Die nichtgraduirten Mitglieder sind einer äußerst strengen Disziplin unterworfen und werden wie Unmündige behandelt. Gleich Schulknaben werden sie von dem Vorsteher in die Kirche geführt, dürfen ihre Behausung nie ohne Erlaubniß ihrer Lehrer verlassen und nie aus dem Erziehungshause schlafen. Will irgend ein Mitglied einen Grad erhalten, so wird er von dem Master der Universität empfohlen, welche auf diese Vorstellung das Graduitätcertificat ausstellt. Die Fellows behalten ihre Einkünfte, die sich auf 30 bis 150 Pf. Sterling belaufen, so lange, bis sie sich verehlichen, oder liegende Gründe erben, die ihr Einkommen an Werth übersteigt. Aus ihnen werden die Pfarreien besetzt. In Oxford, welches 19 Collegien und 6 Hallen zählt, existiren keine Stiftungen, mithin auch keine Fellows, weil Jeder hier für seine eigene Rechnung lebt. Die von Heinrich VI. 1441 gestiftete Schule zu Eton hat ein College für einen Propst, 7 Fellows und 70 Knaben, die man Collegers, Alumnen, nennt. Die Fellows allein können sich verehlichen und eine Pfarre bekleiden, ohne ihre Fellowship zu verlieren; an Rang stehen sie den Domherrn gleich. Der Unterricht, welcher hier ertheilt wird, umfaßt hauptsächlich die klassische Literatur des Alterthums, daher die allgemeine

Kenntniß, welche in England selbst die Vornehmen und Reichen von Griechenland und Rom besitzen. Ueber die Wissenschaften werden nur dürftige Vorlesungen gehalten, die kaum die nöthigen Winke zum eigenen Studium geben; auch steht mit Ausnahme der mathematischen, in der gründlichen Kenntniß derselben der Brite im Ganzen dem Deutschen nach. Allein bei der selbstständigen Art der Entwickelung, die durch den äußern Zwang nur an Gediegenheit gewinnen muß, bilden sich mehr Gelehrte in jedem Fache, wenn gleich außer diesem Fache ihre Kenntnisse mager sind. Man kann die Colleges mehr eine gelehrte Republik, als eine eigentliche Erziehungsanstalt nennen, welche durch die Grundsätze der Staatsverfassung bedingt wird und mit ihr in genauem Zusammenhange steht. Vgl. Ackermann's „Hist. of the Colleges of Winchester, Eton, Westminster etc." (London 1817) und Dess. „Geschichte der Westminsterabtei und der Universitäten Oxford und Cambridge" mit Kupfern.

Collegium, 1) jede Versammlung von Personen, welche als ein Ganzes wegen ihres gemeinschaftlichen Amtes oder Zwecks betrachtet werden, z. B. Regierungs-, Schul-, Pupillen-Collegium ꝛc. (gewöhnlich mehr als 2 in Verbindung, nach dem Sprichwort: tres faciunt collegium); 2) der Ort, wo diese Personen zusammenkommen, insbesondere 3) auf Universitäten oder höhern Lehranstalten das Gebäude, wo Lehrer und Lernende wohnen, Hörsäle und andere öffentliche Locale, vereinigt sind, auch 4) das Zimmer oder der Hörsaal, wo die Vorlesungen gehalten werden; daher 5) die akademische Vorlesung selbst, dergleichen entweder Collegia publica sind, deren eins jeder Professor unentgeltlich lesen muß, oder Coll. privata, wofür ein Honorar entrichtet wird, oder Coll. privatissima, die nur für eine kleine Anzahl Zuhörer bestimmt sind, und bei welchen gewöhnlich der akroamatische oder eigentliche Kathedervortrag, wo der Schüler bloß zuhört, in einen erotematischen, wo man ihn auch fragt, verwandelt wird. 4) (Kirchenw.), Stiftung, in welcher Männer unterrichtet werden, um den wahren Glauben unter Irr- oder Ungläubigen zu erhalten oder zu verbreiten. Dahin gehören das apostolische C. zu Rom (s. d. folg. Art.); das C. für die Bulgaren zu Loretto, gestiftet von Urban VIII. für die Deutschen und Ungarn von Gregor XIII. 1573 gegründet (200 Zöglinge, tragen langen rothen Rock, in der Kirche noch ein weißes Chorhemd, haben die Apollinariskirche und den dabei stehenden Pallast); C. für die Engländer, gestiftet 1579 von Gregor XIII.; C. für die Griechen, von demselben 1577, bekamen die Athanasiuskirche gebaut; C. für die Maroniten, von demselben 1583; C. für die Schotten ꝛc. Diese waren in Rom gestiftet, andere sind in Paris (z. B. Congregation des heil. Kreuzes Erhöhung zur Fortpflanzung des Glaubens) u. a. Orten eingerichtet.

Collegium de Propaganda nennt man jene Anstalt zu Rom, welche vom Papste Urban VIII. gestiftet wurde und deren Zweck ist, für die Ausbreitung und Erhaltung des Christenthums in allen Weltgegenden Sorge zu tragen. Der hochherzige Spanier, Joh. Bapt. Vives, Urbans Hausprälat, war der Erste, der im Jahre 1627 die Idee zu dieser für das ganze Menschengeschlecht so heilbringenden Stiftung faßte und dem Papste seine beträchtlichen Güter nebst seinem Pallaste zu diesem Zwecke anbot. Urban nahm dieses edelmüthige Geschenk an, und errichtete in diesem Pallaste das apostolische Seminarium, unter Anrufung der

h. h. Apostel Petrus und Paulus und befahl, man sollte Geistliche von allen Nationen darin aufnehmen; auch ließ er dieses Seminarium noch durch andere prachtvolle Gebäude vergrößern. — Diese fromme Stiftung wurde bald mit reichen Einkünften vermehrt. Der Cardinal Barberini, Urbans VIII. Bruder, stiftete 1637 noch 12 Stellen für junge morgenländische Seminaristen aus Asien und Afrika, und das Jahr darauf noch 13 Stellen für 8 Aethiopier, oder Abyssinier und für 6 Indier, oder in dieser Ermangelung für so viele Armenier. 1641 ward dieses Seminarium mit der Congregation der Cardinäle vereinigt, welche Gregor XV. 1632 in eben dieser Absicht zur Fortpflanzung des Glaubens gestiftet hatte. Mehre Cardinäle und andere Vornehme haben in der Folge diese Stiftung kräftig unterstützt. Der Aufwand, den dieses Seminarium zum Unterhalt der apostolischen Missionen macht, soll sich jährlich auf 50.000 römische Thlr. belaufen. Alle bedeutende Sprachen des Erdbodens werden hier von den Professoren gelehrt. Die schönste Bibliothek und Druckerei, welche mit Typen aus allen fremden Sprachen versehen ist, machen diese Anstalt zu der einzigsten in der Welt. Es erregt unser Staunen, wenn man sieht, in wie viele Sprachen in wenigen Wochen große Bücher übersetzt und gedruckt erscheinen. Diese einzige Anstalt, und deren gibt es noch so manche andere in Rom, läßt den Wißbegierigen leicht begreifen wozu die Schätze, welche früher nach Rom gingen, so häufig verwendet wurden, und gewähren ihm die Ueberzeugung, daß irdische Schätze nicht edler verwendet werden können.

Collenuccio (Pandolfo), Geschichtschreiber und berühmter Rechtsgelehrter, geboren zu Pesaro zu Ende des 15. Jahrh., wurde als Abgesandter des Herzogs von Ferrara an den Kaiser Maximilian I. geschickt und vertheidigte nachher die Rechte seines Vaterlandes gegen Johann Sforza, der sich dessen bemächtigt hatte; allein dieser ließ ihn 1500 erdrosseln. Man hat von ihm sehr schätzenswerthe Schriften, unter andern einen Abriß der Geschichte des Königreichs Neapel bis 1459, in italienischer Sprache, welches Stupano, 1572, 4. ins Latein. übersetzte. Außerdem schrieb er Lustspiele, Gespräche und Gedichte.

Collin (Heinrich Joseph, Edler von), unstreitig einer unsrer besten Dichter, 1772 zu Wien geboren, war der Sohn eines berühmten Arztes und Neffe eines Professors gleichen Namens. Rastloser Eifer, seltene Talente, pünktliche Genauigkeit in seinen Berufsgeschäften zeichneten ihn von der frühesten Jugend bis an seinen Tod rühmlich aus. Nach Beendigung seiner Studien trat er in das Geschäftsleben, wo in der Folge seine Verdienste und die Vaterlandsliebe ihn von einer Ehrenstufe zur andern emporhoben, sodaß er 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofkommission ernannt und mit dem Leopolds-Orden von seinem Monarchen beehrt ward. Sein schwacher und öftern Krankheiten unterworfener Körper hielt ihn nicht ab, unermüdet seine Berufspflichten zu erfüllen. Pflicht war sein höchster Gedanke; ihr wich Alles, selbst seine Lieblingsneigung zur Dichtkunst opferte er ihr. Nur nach vollbrachten Geschäften bis tief in die Nacht, oft an den Morgen, fand er seine Erholung in den Armen der Musen. Diese zu große Anstrengung entriß ihn 1811 im 39. J. seines Lebens dem Staate und der Literatur. Seine Büste in der Karlskirche in der Vorstadt Wieden ehrt das Andenken dieses wahrhaft edlen Wieners. Collin's Trauerspiele gehören zu den vorzüglichsten, die gegen das 18. Jahrh. Beifall gefunden und verdient ha-

ben. Aber die hohe Würde der Gesinnung, wodurch sie sich auszeichnen, schwächt, wie in Klopstocks Bardieten, ungeachtet des kräftigen und sehr gebildeten Styls, das tragische Pathos dadurch, daß die Gemälde des Edelmuths und der heroischen Aufopferungen den Leidenschaften zu wenig Platz lassen und die menschliche Natur in ihnen zu einfach erscheint. Collin's Tragödien zeichnen sich durch Einfachheit in dem Plane aus, welches seine vertraute Bekanntschaft mit der griechischen Literatur beweiset. Uebrigens sah er bei seinen Arbeiten mehr auf dichterisches Verdienst, als auf rauschenden Beifall des Publikums. Seine Tragödien sind folgende: „Regulus", „Coriolan", „Polyxena", „Balbao", Bianca della Porto", „Mäon" und „Die Horatier und Coriatier", sein Schwanengesang. Schon die Fragmente eines Heldengedichts, „Rudolph von Habsburg", die das Gepräge der Vollkommenheit an sich tragen, zeigen, was wir in dieser hohen Gattung der Dichtkunst von C. zu erwarten berechtigt gewesen wären, hätte er sich ganz den Musen weihen können, oder hätten die Parzen nicht so früh seinen Lebensfaden abgeschnitten. Seine sämmtlichen Gedichte, sowie seine prosaischen Werke, sammt seiner Biographie, hat sein Bruder gesammelt und herausgegeben.

Collin (Matthäus, Edler v.), Bruder des Vorigen, geb. zu Wien den 3. März 1779, dichtete bereits in seinem 20. J., als s. Bruder das Trauerspiel „Regulus" vollendete, die Oper „Calthon und Colmal", wozu Winter eine treffl. Musik componirte. Indem er, seiner Neigung folgend, das Studium der Philosophie und Geschichte mit jenem der Literatur verband, betrieb er, dem Wunsche seiner Verwandten gemäß, zugleich die Rechtswissenschaft, und erhielt 1804 die Doctorwürde an der Universität zu Wien. Nach der Auflösung des deutschen Reichs verließ er die juristische Laufbahn und erhielt 1808 die Professur der Aesthetik und der Geschichte der Philosophie an der Universität zu Krakau. Nach der Besetzung Krakaus durch die Russen ward er in Wien Prof. der Geschichte der Philosophie an der Universität und zugleich k. k. Hofconcipist im Finanzdepartement. 1815 ernannte ihn der Kaiser von Oesterreich zum Erzieher des Herzogs von Reichstadt. Als solcher starb er den 23. Nov. 1824. M. v. C. steht als dramatischer Dichter unter s. Bruder. Seine Werke verrathen mehr Geschmack und Studium als lebendigen Beruf zur Poesie. 1808 erschien s. historisches Schauspiel: „Bela's Krieg mit dem Vater", bei Cotta. Er hat dieß Schauspiel in der Folge umgearbeitet. Dieses und ungedruckte dramat. Arbeiten, z. B. „Esser", findet man in s. „Samml. dramat. Dichtungen" (4. Bde., Pesth 1815 u. 1817). Nach dem Tode s. Bruders gab er dessen Schriften heraus und entwarf historisch den Charakter der Zeit, in welche das Leben s. Bruders fiel. 1813 übernahm er die Redaction der ehemal. „Wiener Lit.-Zeit.", sowie 1818 die Herausg. der „Wiener Jahrb. der Literatur". Zu beiden Zeitschr. hat er kritische Arbeiten geliefert. Eine Auswahl s. „Nachgelass. Gedichte", m. e. biograph. Vorworte, besorgte J. v. Hammer (Wien 1827, 2 Bdchn.).

Collin d'Harleville (Jean François), Mitglied der kön. Akademie, wurde zu Maintenon unweit Chartres 1755 geboren. In früher Jugend zeigte er eine feurige Phantasie und verfertigte bei festlichen Gelegenheiten mehre Sonette, deren Inhalt gemüthlicher war als die Form durch ihre technische Richtigkeit ansprechen konnte. In reiferem Alter verwies ihm sein Vater diese unnützen Spielereien, wie er es nannte,

und hieß ihn, seinen Geist auf ernstere Gegenstände hinlenken. Nur ganz geheim durfte er daher hinfort zuweilen einige Stunden im Schoße der Musen zubringen. Gegen seinen Willen mußte er Jurisprudenz studiren, vollendete auch seinen akademischen Cursus und folgte dann wieder seiner frühern Neigung, in den Kreis der Dichtungen tretend. Er versuchte sich in der dramatischen Poesie; seine Produkte fanden großen Beifall und die Wahl seines Berufes war nun für ihn entschieden. Unter seinen Theaterstücken verdienen als die vorzüglichsten Erwähnung: „L'inconstant"; „L'optimiste"; „Les châteaux en Espagne"; „Le vieux célibataire"; „Monsieur de Crac dans son petit castel"; „Les artistes". In seinen Theaterstücken vermißt man die Leichtigkeit der Darstellung und in seinen komischen Charakteren das Physiognomische. Sein erstes Produkt, „L'inconstant", trägt noch zu viel das Gepräge der Schule an sich, von welcher er sich aber bald in dem „Vieux célibataire" loszuwinden mußte. Hierin befolgt er die Grundsätze der dramatischen Kunst, schürzt den Knoten der Verwickelung richtig und zeichnet seine Charaktere mit Kraft, Wahrheit und Lebendigkeit. Außer seinen Lustspielen hinterließ er noch ein allegorisches Gedicht in 2 Gesängen: „Melpomène et Thalie" (1799), und mehre kleine Stücke in Versen, die er theils dem Institute als Mitglied vorlas, theils in Zeitschriften abdrucken ließ. Alle seine poetischen Erzeugnisse tragen einen Anstrich von einer milden und sentimentalen Philosophie an sich, die jedoch nicht selten ins Gezierte ausartet, fast immer aber einen elegischen Charakter annimmt. Seine Verse sind oft schwach und es fehlt ihnen der Schwung, welcher den Dichter charakterisirt. Er starb 1806 zu Paris. Die „Oeuvres de Collin-Harleville" (s. Theater, s. Poés fugitives, mit einer Nachricht über sein Leben und seine Schriften) erschienen in einer sehr schönen Ausg. (Paris 1828, 4 Bde.).

Collision, Pflichten collidiren, in wiefern durch die Ausübung der einen die Ausübung der andern aufgehoben wird. C. der Pflichten ist demnach eine Simultaneität mehrer einander widerstreitender Pflichten. Man unterscheidet gewöhnlich formale und materiale C. Wo eine formale C. seyn soll, da muß eine moralische Form die andere und zwar gegenseitig aufheben; wo eine materiale C. stattfindet, da ist ein Widerstreit mehrer Thaten, zu denen Jedermann sonst an und für sich verpflichtet ist, wo also eine physische Möglichkeit die andere aufhebt. Eine formale C. ist unmöglich; von mehren pflichtmäßigen Thaten ist im gegebenen Falle nur die eine (der Form nach) Pflicht, die andere nicht; denn 1) alle zusammen können nicht Pflicht seyn, weil sonst das moralische Gesetz das Unmögliche möglich machen wollte; 2) nur eine kann wahrhaftig Pflicht seyn, denn wären mehre collidirende Thaten zugleich Pflicht, so müßte eine moralische Vorschrift die andere für ungültig erklären; 3) eine formale C. ist unmöglich, denn nur von mehren problematischen Verbindlichkeiten ist im Collisionsfalle nur eine wirkliche Pflicht. Aber eine materielle C. der Pflichten ist möglich; denn daß sich die mit mehren problematischen Pflichten zusammenhängende That aufheben könne, ist aus dem Begriffe: endliche Pflicht zu erkennen. Stärkere Pflicht heißt diejenige, welche im Collisionsfalle einzig wirkliche Pflicht ist; die schwächere Pflicht hingegen diejenige, deren Erfüllung von keiner moralischen Vorschrift gefordert wird. Und sonach gilt für die C. der Pflichten das allgemeine Gesetz: die stärkere Pflicht ist die

wahre Pflicht; sie also liegt dir ob; die schwächere ist im gegebenen Falle keine wirkliche. (Vgl. Verbindlichkeit.) — 2) Rechtsw.), Collision der Gesetze Collisio, Conflictus legum), das gleichzeitige Daseyn mehrer Gesetze, welche gleiche Anwendung haben und sich widerstreiten. Die einheimischen Gesetze gehen den fremden (recipirten) vor, und das neuere Gesetz hebt das ältere auf; daher geht das kanonische Recht dem römischen vor. — 3) Collision der Rechte (Collisio jurium), das gleichzeitige Vorhandenseyn mehrer Rechte, von denen eins durch das andere ausgeschlossen wird. Das besondere, das mehr begünstigte, geht dem allgemeinen, dem weniger begünstigten Rechte vor, und Derjenige, welcher durch den Gebrauch des Rechts einen Nachtheil von sich abwenden will, hat den Vorzug vor Demjenigen, der einem Vortheil dadurch erwirbt; sind Beider Rechte gleich, so muß ein Jeder gleich viel nachlassen.

Cölln (Friedrich von), politischer Schriftsteller, geb. 1766 zu Oeslinghausen im Fürstenthum Lippe-Detmold, studirte anfangs zu Lemgo, dann zu Marburg die Rechts- und Kameralwissenschaft, besuchte 1787 Jena und trat 1788 in Detmold kurze Zeit als Sachwalter auf. Als er sich wegen Vertheidigung eines armen Individuums, das sich der Execution der Personalsteuer widersetzt hatte, mit der Regierung überwarf, ging v. Cölln 1790 nach Preußisch-Minden, wo er Amtscalculator bei der Regierung und Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer wurde. 1793 war er Marschcommissarius bei dem Corps unter General Knobelsdorf bis Wesel, und erhielt nach seiner Rückkehr die Stelle eines Raths an der Kriegs- und Domänenkammer in Posen (1794). 1799 wurde er als Kriegs-, Domänen- und Steuerrath nach Glogau versetzt und wählte sich das freundliche Sagan zu seinem Wohnort, wo er 1803 seine „Reflexionen über den preuß. Staat" herausgab. 1804 rettete er mehre Menschen mit eigener Lebensgefahr aus den Fluthen des Bobers bei Sagan und erwarb sich durch seine edeln Anstrengungen, den Verunglückten wieder aufzuhelfen, allgemeine Liebe. 1805 wurde v. Cölln zu der Oberrechnungskammer nach Berlin versetzt gab hier 1806 mit mehren Geschäftsmännern und Gelehrten das Journal „Der preußische Staatsanzeiger" heraus, worin er freimüthig die Gebrechen des Staats, vorzüglich die der Militärverfassung rügte. Seine treffliche Schrift: „Schlesien wie es ist", von einem Oestreicher, erschien 1806 in 3 Bd. Als die Franzosen 1806 in Berlin einrückten, verlor er durch seine Weigerung, den von ihnen geforderten Diensteid zu leisten, seine Stelle und auf kurze Zeit seine Freiheit, zog sich dann nach Schlesien zurück und trat jetzt mit den „Vertrauten Briefen" über die innern Verhältnisse Preußens auf, die bis auf 6 Bde. ausgedehnt wurden; als Commentar zu denselben erschien zugleich das Journal „Feuerbrände" in welchem er mit ungeschminkter Wahrheit die Lage des preuß. Staats schilderte. Daß er, der den Eid standhaft verweigert hatte, dem Feind in diesen Schriften den Finanzzustand des Staats aufdeckte, war jedoch der Fall nicht; Das, was darüber gedruckt wurde, war schon längst von der Bankdirection selbst in die Hände der Franzosen geliefert worden. In dieser Zeit, in welcher er auch nach Wien reisete, schrieb er die Parallele „Wien und Berlin", und 1807 nach Besuchung der Schlachtfelder, den ersten Band der „Geschichte des Feldzuges von 1806" mit Planen. Auch schrieb er mehre, echte Vaterlandsliebe athmende, Aufrüfe an die Schlesier und war der Hauptstifter eines freiwilligen Jägercorps.

— Nach dem Frieden ward von Cölln wieder Steuerrath, kam aber, da seine freimüthigen Werke ihm viele Feinde zugezogen hatten, wegen seiner Schriftstellerei in Untersuchung und wurde auf die Festung Glatz geführt, manche Mißhandlung erduldend. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit erhielt er die Erlaubniß, das Landecker Bad zu gebrauchen, und kaum hier angekommen, flüchtete er sich durch Böhmen und Sachsen direct nach Berlin, unter fremdem Namen eine Zeitlang verborgen lebend, bis der verstorbene Staatskanzler Fürst von Hardenberg den König dazu vermochte, den Prozeß niederzuschlagen und ihm sein Gehalt als Pension zu lassen. 1811 wurde er bei der Secularisations-Commission in Schlesien beschäftiget und nach Schweidnitz geschickt, woselbst man ihm die Verwaltung mehrer Klostergüter übertrug. Hier schrieb er, als in demselben Jahre sich die Deputirten Schlesiens in Berlin versammelten, ein kleines Werk über diesen Gegenstand, worin er ihnen ihre Pflichten kräftig ans Herz legte. Der Aufruf des Königs 1813 ergriff auch ihn, und obgleich schon 47 Jahre alt, faßte er den Entschluß, selbst mitzuziehen, was jedoch von der Regierung nicht genehmigt wurde. Nun suchte er auf jede andere Art auch im Geheimen zum Gedeihen des Ganzen zu wirken, (ohne jedoch jemals, außer dem Freimaurerorden, aus dem er schon früh ausgetreten war, irgend einer Verbindung anzugehören), was ihm im höchsten Grade gelang. 1815 berief ihn der Fürst-Staatskanzler nach Berlin und beschäftigte ihn in einem besonders errichteten literarischen Büreau, sowie er auch vorzüglich für die einzuführenden Verordnungen thätig war. Hier gab er 1816 eine Zeitschrift in zwanglosen Heften: „Freimüthige Blätter für Deutsche“ heraus und 1819 „Historisches Archiv der preuß. Provinzial-Verfassungen“. Dieß war sein letztes Werk, außer welchem er jedoch noch Mitarbeiter von mehren Zeitungen und Zeitschriften war; in der Mitte desselben raffte ihn der Tod hin. Er starb zu Berlin am 13. Mai 1820 an einer gänzlichen Versteinerung der innern Theile. Ueber die Schriften Cölln's, welche meist den großen Ereignissen der Zeit ihren Ursprung verdanken, besitzen wir die verschiedensten Urtheile. Es ist nicht zu leugnen, daß er durch seinen Enthusiasmus oftmals verleitet, hier und da irrige Ansichten ausstreute, welche wir ihm aber um so mehr zu Gute halten müssen, da seine Absicht edel, und seine literarischen Bemühungen die eines feurigen Patrioten waren. Immer thätig und die Lage und das Interesse des Staats, dem er diente, unverwandt im Auge behaltend, haßte er ebenso sehr alles heimtückische und verkappte Wesen, als er stets mit der Fackel der seltensten Freimüthigkeit und Offenheit auf dem Felde der politischen Ereignisse einherschritt und seine individuellen Ansichten dem Volke und dessen Oberhäuptern in den Zeiten der Bedrängnisse mit einer edlen Selbstverleugnung zur Prüfung vorlegte. Ueber seinen Charakter haben sich nach der Verschiedenheit der Parteien, denen er angehörte, oder mit denen er sich in Wort und Schrift verfeindet hatte, ebenso verschiedenartige Stimmen erhoben, die, insofern man das vonInteresse geleitete Urtheil von dem eines vorurtheilsfreien Geistes sichtet, doch darin übereinkommen, daß Cölln ein Mann von seltener Seelengröße seiner Zeit war.

Colloredo, eine der berühmtesten Familien der östr. Monarchie, verdankt ihren Namen dem Bergschlosse Coloredo in der Delegation Friaul (lombard.-venetian. Königreich). Ein Zweig der 3. Linie erhielt

das Erbtruchseßenamt in Böhmen und ward 1763 in den Reichsfürstenstand erhoben. Dieser Zweig führt zugleich den Titel von Mansfeld. — Die merkwürdigsten Sprossen dieses Hauses sind folgende: 1. Fabricius C., Markgraf zu St.-Sophia, geb. 1576, ward 1587 Page am Hofe des Großherzogs Ferdinand von Medici zu Florenz. Cosmus II. sandte ihn als Botschafter zum Kaiser Rudolph nach Deutschland. Daniel Eremita, ein edler Flamländer, sein Begleiter, hat in lat. Sprache diese Reise, nicht ohne Anzüglichkeit auf mehre deutsche Fürstenhöfe, beschrieben. 1614 sandte ihn der Großherzog unter seinem Bruder Franz als Anführer von 100 adeligen Cuirassiren dem Herzog von Mantua wider den Herzog von Savoyen zu Hülfe. Nachher ward er Kammerdirektor. In seinen letzten Lebensjahren vertraute ihm sein Fürst die wichtigsten Staatsgeschäfte an. Cosmus's Nachfolger, Ferdinand II., ernannte ihn zum Gouverneur von Siena und 5 Jahre später zum Staatsrath. Er starb 1645. — 2. Rudolf C., Graf v. Waldsee, Malteserritter, Großprior von Böhmen und Generalfeldmarschall unter den Kaisern Ferdinand II. und III., ward 1585 geboren. Treu seinem Fürstenhause anhangend, zeigte er ritterliche Tapferkeit in dem 30jähr. Kriege. In der Schlacht bei Lützen empfing er 7 Wunden. 1645 erwarb er sich den Lorbeer des Nachruhms durch die heldenmüthige Vertheidigung Prags, wo er mit einer kleinen Schar Krieger die Altstadt über 3 Monate hielt und die Schweden nach fruchtlosen Angriffen zum Abzuge nöthigte. Nach dem westfäl. Frieden wurde er Gouverneur dieser Stadt, wo er 1657 starb. — III. Franz C., geb. 1737, ward Oberhofmeister des jetzt reg. Kaisers Franz, dann geh. Staats- und Conferenzminister und Chef der Hof- und Staatskanzlei. Nach der Schlacht von Austerlitz lebte er als Privatmann bis an seinen Tod (10. März 1806). — IV. Franz Gundacar (Reichsfürst) v. Colloredo-Mansfeld, geb, 1731, bekleidete von 1767—71 den Gesandtschaftsposten zu Madrid, wurde 1782 Principalcommissarius beim Reichskammergericht, 1789 Reichsvicekanzler, welche Würde er am 6. Aug. 1806, in Folge der Auflösung der kaiserl. deutschen Reichsverfassung niederlegte. Er starb den 27. Okt. 1807. — V. Hieronymus C., geb. 1775, k. k. Feldzeugmeister, beförderte 1813 die erste Armeeabtheilung, trug zu dem Siege bei Kulm (s. d.) bei und ward nach dem Kriege Generalkommandant in Böhmen. Er starb den 23. Juli 1822.

Collot d'Herbois (Jean Marie), einer der eraltirtesten Revolutionnairs Frankreichs, begann seine Laufbahn auf der Schaubühne, wo er wenig Beifall fand. C. spielte gerade zu Lyon, als die Gräuel der Revolution begannen; er trat nun von seiner wandernden Gesellschaft ab, um in dem furchtbaren Revolutions-Trauerspiele die Rolle eines Wüthrichs zu spielen. Zu Paris wo er sich hin verfügte, empfahl ihn seine schöne Figur, seine Beredtheit und Kühnheit dem Jacobiner-Clubb, der ihn zum Mitgliede aufnahm. Um seine Subsistenz zu sichern, gab er um diese Zeit (1791) den „Almanach du P. Gerard" heraus, welcher wegen seiner constitutionnellen Ideen von den Jacobinern mit dem Preise bekrönt wurde. Als Mitglied des Nationalconvents war er einer der Ersten und Hartnäckigsten, welche die Auflösung des Königthums forderten und auf Gründung der Republik drangen. In Lyon stand er an der Spitze jener Commission, welche die Anhänger der alten Ordnung strafen sollte; hier führte er den Pöbel in seinen Niederschießungen an, weil er

vorgab, die Guillotine könnte mit diesen verruchten Knechten en permanence nicht fertig werden. Am 9. Thermidor 1794 erschien er als der erste Ankläger Robespierre's, und einen Monat nachher wurde er selbst vor diesem Tribunal von dem Deputirten Cointre von Versailles angeklagt, am 2. März 1795 verhaftet und am 1. April zur Deportation nach der Insel Cayenne verurtheilt. Hier endete er am 8. Jan. 1796 sein ruchloses Leben. Unter der Menge seiner mißrathenen theatralischen Schriften verdient nur der „Paysan magistrat", eine Nachahmung des Calderon, erwähnt zu werden.

Colman (George), dramatischer Schriftsteller, Sohn des Thomas Colman, brit. Residenten an dem großherzoglichen Hofe von Toskana, wurde 1733 zu Florenz geboren. Anfangs bildete er sich zu Westminster, ging von da nach Orford, um das Studium der Rechtswissenschaft zu betreiben und verband sich hier mit Bonnel Thorton zur Herausgabe einer periodischen Zeitschrift, u. d. T.: „The Connoiseur". Nach Vollendung seiner akademischen Studien betrat er die Rechtsschule von Lincolns-Inn und wählte den Advokatenstand zu seinem Beruf. Diesen ließ er aber wieder fahren, und trat nun, seiner Neigung zur Dichtkunst gehorchend, als dramatischer Schriftsteller auf, 1760 wurde sein erstes Theaterstück, das Lustspiel „Polly-Honeycomb", auf der Bühne Drury-Lane gegeben und mit rauschendem Beifall aufgenommen. Ein Jahr darauf folgte die „Eifersüchtige Frau", welche das Publikum ebenfalls mit Auszeichnung empfing. 1764 setzte ihn die, mit dem Tode seines Oheims, des Lord Bath, ihm anheimgefallene Erbschaft in den Stand, sich einen Antheil an dem Covent-Garden-Theater zu erkaufen, den er aber bald wieder abtrat, um 1777 das Hay-Market-Theater für sich allein zu erhalten, dessen Direktion er übernahm. Gegen das Ende seines Lebens wurde er wahnsinnig, und starb 1794 in dem Irrenhause zu Paddington. Wir besitzen von ihm 26 Theaterstücke, worunter seine „Clandestine marriage", die er in Gemeinschaft mit Garrik verfertigte (gesammelt in: „Dramatic works", London 1777, 4 Bde); eine Uebersetzung der „Ars poetica" des Horaz mit einem Commentar, in welchem er Wieland's Idee folgt, daß dieselbe eigentlich eine an einen Enkel Piso's gerichtete Epistel sey, um ihn von der Dichtkunst, durch Darstellung ihrer Schwierigkeiten, abzuhalten; ferner Aufsätze: „Prose on several occasions" (3 Thle.). — Sein Sohn George der Jüngere, geb. 1717, Eigenthümer vom Heymarkettheater, wird als fruchtbarer dramat. Dichter, auch als Uebersetzer des Terenz geschätzt. Seine Arbeiten gehören im Fache des Lustspiels und der komischen Oper zu den beliebtesten der neuern engl. Bühne.

Colmar, 25° 2′ 11″ L. 48° 4′ 44″ B., Hauptst. des franz. Dep. Oberrhein und eines Bez., 58 M. von Paris, in einer an Wein, Getreide und Obst fruchtbaren Gegend, auf einer Seite an der Ill, auf der andern im flachen Lande, durch welches die Flüßchen Thür, Lauch und Fecht fließen, deren letztes die Mühlen in der Stadt treibt und die kleinen Bäche in den Gassen bildet; unmauert, mit 1300 H., 15000 meistens kathol. Einw., 5 Thoren, 2 Pfarrkirchen, schönes und gut dotirtes Hospital; königl. Gerichtshof, Handelsgericht, Artillerieschule Société d'émulation, Bibliothek, Naturaliensammlung, Baumwoll-, Tuch-, Krapp-, Leder-, Tabaksfabriken, Handel mit Tabak und Wein. Geburtsort des Dichters Pfeffel († 1809), dessen 1773 angelegte Ecole

militaire für junge Edelleute durch die Revolution einging. In der Nähe (bei Türkheim) eine große Pulverfabrik (1600 Pfd. täglich) und Salpeterraffinerie, eine große Baumschule und Orangeriegarten. Die Stadt war eine von den 10 Reichsstädten, die unter der Landvoigtei Hagenau standen, bis sie 1673 an Frankreich kam. — Der Bezirk enthält 30¼ QM., 160.000 Einw. und die Cantone: Colmar, Andolsheim, Gebweiler, Ensisheim, Kaiserberg, Neubreisach, Münster, Pontroi, Nibauville, Ruffach, Sulz, St.-Marie, Wintzen.

Colombia, Dem Entdecker Amerika's zu Ehren so genannt, eine Republik, welche die nördlichsten Länder Südamerika's zu beiden Seiten des Aequators (6° S.—12° N. B.) beherrscht, über eine Fläche von 88.200 geogr. QM. sich ausbreitet, und von den Küsten des stillen Meeres an bis über die höchsten Spitzen des Andes hinweg, den hohen Chimborasso und das Thal von Quito, den Lauf des Oronoco bis an das atlantische Meer und die ganze Küste des karaibischen Meeres umfaßt, im Süden Peru und Brasilien, im Norden aber den Völkern des westindischen Archipels und mittelst der Landzunge von Darien, der Republik Meriko die Hand reicht. Dieses Land, welches Columbus zuerst als das feste Land der neuen Welt erkannte, besteht aus dem ostwärts liegenden ehemaligen Generalcapitanat Caracas oder Venezuela und aus dem Vicekönigreich Neugranada, das 65.000 QM groß, nach W. hin das höchste, durch drei Gebirgsketten abgetheilte Andenland begreift. (S. Cordilleras.) Der südliche und östliche Theil des Landes hingegen, welcher sich dem Oronoco und dem Maranhon zuneigt, besteht größtentheils aus unendlichen Ebenen. Die höchsten Bergebenen, Paramos, haben einen stets bewölkten, feuchten und kalten Himmel; andere minder hohe Platean's sind zwar freundlicher, aber dennoch baumlos, und die Temperatur steigt selten über 15 Grad; dennoch liegen hier sehr bedeutende Städte, in den Thälern und am Fuße der Gebirge herrscht tropische ungesunde Luft, und die Llanos oder Steppen, welche sich östlich nach dem Oronoco und Maranhon hinziehen, sind brennend heiß; die eine Hälfte des Jahres wahre Wüsten, die andere mit der schönsten Vegetation bedeckt. Ueberall findet hier nur der Unterschied der trockenen und nassen Jahreszeit statt, so daß einige Gegenden ewig Herbstluft, andere ewigen Frühling oder heißen Sommer haben, und diese Unterschiede grenzen oft so nahe aneinander, daß man in einem Tage aus einem Lande des Schnees und Nebels in die Region des Zuckers und Indigo's hinabsteigen kann. Ungesund sind eigentlich nur die tiefsten Thäler und einige Küstenpunkte. Die Hauptflüsse des Landes sind: der Oronoco, Atrado, der Magdalenenfluß, Cachipur, Essequebo, Ucayale, Maranhon, mit ihren Nebenflüssen. Beträchtliche Seen: der Maracaibo, 60 Stunden lang, über 40 breit und durch einen Ausfluß mit dem Meerbusen von Venezuela in Verbindung stehend; der 32 Stunden lange und 28 breite See von Valencia mit vielen Inseln und Krokodilen. Von den Hauptprodukten nennen wir a) aus dem Mineralreich; Gold und Goldstaub, (jährlich 2½ Millionen Piaster) Quecksilber, Platina, Silber (zur Bearbeitung der Bergwerke zu Mariquita und der sehr ergiebigen Gold- und Silberbergwerke im Distrikt von Pampluna ist im J. 1824 eine Gesellschaft von der Regierung bevollmächtigt worden), Kupfer, Blei, Zinn, Marmor, Smaragde, Amethyste, Sapphire, Gyps, Serpentinsteine, Stein- und Seesalz, Schwefel, heiße Quellen ꝛc. b) Aus dem Pflan-

zenreich: Waldungen von dem vortrefflichsten Bauholz und über 20 zu Tischlerarbeiten passenden Holzarten, Balsambäume, Sassafras, Tamarinden, Eben-, Brasilien- und Machinellholz, Mahocbaum (von dessen Rindefasern Stricke, Strümpfe, Bänder ꝛc. gemacht werden), Palmen, auch die vielfache nützliche Fächerpalme, Baumwollenbäume (jährlich 22.000 Ct. Baumwolle ausgeführt), Citronen, Granatäpfel, Milch- oder Kuhbaum, Kakao (wovon jährlich 66.000 Ct. allein aus Guayaquil ausgeben,), Vanille, Sago- und Kokosbäume, Farbehölzer, Zimmtbäume, Seringebäume, die das elastische Harz geben, Kaffee, Datteln, Weintrauben, Paradiesfeigen, Orleans, Zuckerrohr (auch das neue von Otaheite eingeführte), Pfeffer, Ingwer, Indigo ꝛc. Ananas, Melonen, Weizen, Mais, Kassave, Tabak (der beste in Cumanacoa), Aloe, Chinarinde von Angostura, Gummi, Guajak, Coca, Pisang der noch bei 5540 F. Höhe reift), Cochenille, Arakatscha, (eine Kartoffelart) u. s. w. c) Aus dem Thierreiche: wilde Schweine, Büffel, Jaguare (Tiger), Leoparden, Tapire oder Anta's, Wasserschweine, Armadille, Affen, Meerkatzen, tropische Vögel, z. B. der Tulcan oder Prediger, Condor ꝛc.; Schafe, Rindvieh, Pferde (200.000), Maulesel (jährl. 30.000 exportirt nach Westindien), Kameele (von den kanarischen Inseln hierher gepflanzt und zur Verführung des Zuckers ꝛc. gebraucht), Fische (auch Zitteraale), Perlenmuscheln (deren Fischerei auf 10 Jahre den Engländern überlassen ist), Purpurschnecken, Schildkröten, Alligatoren (von 20—25 F. Länge), Schlangen, auch Klapperschlangen, Eidechsen (auch der Kamm-Leguan), blutsaugende Fledermäuse, Scorpionen, Kröten, Bienen, Cochenille ꝛc. Am Flußgebiet des Oronoco ist die Luft von 6 oder 6½ Uhr des Morgens bis 5 Uhr des Abends mit Mosquitos angefüllt, deren Stiche sehr schmerzlich sind. — An Neugranada's Küste bei Paria, in der Nähe der Insel Trinidad und der Mündung des Oronoco, landete zuerst Colombo auf seiner 4. Reise im Aug. 1498; dann beschrieb Amerigo Vespucci das Land. Die ersten Niederlassungen in Neugranada gründeten um das Jahr 1510 die Spanier Odeja und Nicuessa. Das Land wurde bis 1531 entdeckt oder erobert; die Regierung desselben wurde 1547 einem Generalcapitain und 1718 einem Vicekönig übergeben. Die steilen Küsten des Landes Caracas oder Venezuela hat Colombo 1493 entdeckt; das Land selbst wurde von Spaniern erobert und colonisirt, dann von einer deutschen Handelsgesellschaft, der Familie Welser in Augsburg, die es 1528 von Karl V. für eine Schuld als ein castilisches Lehen erhielt, sehr willkürlich verwaltet. Der König von Spanien entzog daher 1552 den Welsern die gemißbrauchte souveraine Gewalt und stellte einen Kronbeamten als Generalcapitain an. — Der Einw. sind ungefähr 3½ Mill. 1821 rechnete man nur 2.644.600; der Abstammung nach etwa ½ Mill. Weißen und Creolen, 1 Mill. Mulatten und Mestizen, 1 Mill. Neger und 1 Mill. Indier, z. B. Ottomachen, Guaranos am Oronoco, Jtitos, Makos, Airowaken, Caraiben. Unter den Ureinwohnern, welche zur Zeit der Eroberung des Landes durch Benalcazar und Quesada an Cultur den Mexikanern und Peruanern sehr nahe kamen, waren die Bewohner von Quito und die Muyscas die gebildetsten. Nach einer alten Sage war Bochica Sohn der Sonne, ein weißer Mann in langen Kleidern mit einem ehrwürdigen Barte, ihr Gesetzgeber, Lehrer des Ackerbaues und der Stifter einer Theokratie, ähnlich der des Dalai Lama. Er führte zuerst den Kalender ein. Man opferte ihm alle 15 Jahre einen 15jäh-

rigen, im Tempel erzogenen Knaben. Bochia's Arm, erzählt die Sage, zerriß die Felsen bei Tequendama, sodaß der Wassersturz einen Andensee in die fruchtbare Ebene verwandelte, auf welcher jetzt Santa-Fé liegt, das sich eines beständigen Frühlings erfreut. (Ueber Colombia's neuere Geschichte s. d. Art. Südamerikanische Revolution und Bolivar. Vgl. auch: Südamerika vor der Revolution.) — Nach dem Decret des Congresses v. 4. Juli 1823 müssen Fremde, die naturalisirt zu seyn wünschen, ihre Verbindungen mit andern Regierungen und alle erblichen Adelstitel und Orden aufgeben, einen Erwerbzweig oder eine nützliche Beschäftigung, wovon sie leben können, nachweisen, und der Republik Treue schwören. Nach dem neuen Sklavengesetz vom J. 1825 werden alle Sklavenschiffe fremder Völker, die an der Küste Colombia's erscheinen, sogleich confiscirt, die Mannschaft auf 10 Jahre ins Gefängniß abgeführt und die Sklaven in Freiheit gesetzt; einheimische Uebertreter werden mit dem Tode bestraft. Die engl. Gesellschaft zur Beförderung der Colonisation von Colombia hat nach ihrem 1825 bekannt gemachten Plan 13.000 Actien, jede zu 100 Pf. Sterl. gebildet, und bezweckt nicht bloß den Anbau des Landes, sondern auch die Anlegung von Heerstraßen. — Die katholische Kirche ist herrschend und steht unter 2 Erz- und 10 Bischöfen. Nach einem Decret vom J. 1824 gehen alle Vergebungen und Besetzungen geistlicher Stellen und Pfründen ausschließlich von der Regierung aus. Auf einen Hirtenbrief des Papstes, welcher die kirchlichen Angelegenheiten in Colombia leiten wollte, ohne den Gesandten der Republik in Rom anzuerkennen, erließ die Regierung am 28. Juli 1825 ein Umlaufschreiben an die Intendanten, worin sie erklärte, daß die Mitglieder der Geistlichkeit Colombia's, welchem diesem Hirtenbriefe gemäß handeln würden, vor Gericht gestellt und nach dem Lex de Patronato gerichtet werden sollten. Darauf erlaubte der heil. Vater im Febr. 1826 dem colomb. Agenten Herrn Tacada, seine Unterhandlung in Rom wieder anzuknüpfen. Die Besitzungen der Geistlichkeit machen ¾ aller Grundstücke aus; die geringsten Pfarreien haben 1400 Rthlr. Einkommen, die meisten das Doppelte dieser Summe, einige Bisthümer 40 bis 50.000 Rthlr. Alle andere Religionen werden geduldet. — Für den öffentlichen Unterricht wirken 3 Universitäten zu Bogota, Caracas und Quito, 10 Collegien in jeder Hauptstadt der 10 Departements, 40 Schulen des wechselseitigen Unterrichts, die öffentliche Bibliothek in Bogota mit 14.000 meistens französischen Büchern ꝛc. 1828 erschienen 19 Zeitungen. Nach dem Gesetz vom 14. Sept. 1821 findet ein Mißbrauch der freien Presse statt, indem man Schriften gegen die katholische Religion verbreitet; durch Verbreitung verführerischer d. i. zum Aufruhr reizender Schriften; durch Schriften gegen die Moral und guten Sitten: durch verläumderische und die persönliche Ehre einzelner Staatsbürger angreifende Schriften. Richter in diesen Dingen ist eine Jury. Der Kunstfleiß ist im Entstehen; sehr wichtig aber der Handel, da schon unter der spanischen Regierung die Einfuhr 13—14 Mill. Dollars betrug, ohne 3—4 Mill., die der Schleichhandel einführte. Alle zu Kunst- und wissenschaftlichen Zwecken gehörigen Gegenstände, als Bücher, Landcharten, Zeichnungen, Instrumente, Maschine, Ackerbau- und Bergwerksgeräth, Blei und Gewehre sind bei der Einfuhr zollfrei. Von ungemünztem Gold und Silber (mit Ausnahme der Pro. Veragua für ersteres und der Landenge Panama und Guayaquil für letzteres) und

von Platina ist die Ausfuhr verboten. Ausländer können Magazine eröffnen, ihre Waaren en gros und detail verkaufen und jeden beliebigen Erwerbszweig betreiben, sind aber denselben directen und indirecten Abgaben unterworfen, welche die Colombier bezahlen. Fremde, die Handelsetablissements auf colombischem Gebiet errichten, genießen dieselben Vortheile und Zahlungsfristen, als die Colombier; die bei denen dieß nicht der Fall ist, bezahlen die Zölle baar und stellen Caution. Im Jahre 1828 hatte Deutschland hier an Werth 777.114 spanische Thlr. in 15 Schiffen eingeführt (mehr als England und jeder andre Staat); ausgeführt wurde nach Deutschland für 189.759 Thlr. in 12 Schiffen. 1829 wurden von Bolivar Colombia's Häfen der Einfuhr der seit 1823 ausgeschlossenen spanischen Güter unter neutraler Flagge geöffnet. — Die Verfassung ist auf eine Conföderation von 9 Staaten (Oronoco, Venezuela, Suba, Royacca, Cundinamarca, Cauca, Magdalena, Quito, Panama) berechnet, deren allgemeine Angelegenheiten einen Congreß leitet. Die Souverainität beruht nach ihrem Wesen auf der Nation. Alle Regierungsbeamte sind bloß die Beauftragten der Nation und dieser für ihr öffentliches Betragen verantwortlich. — Die Regierung ist eine volkvertretende. Das Volk übt seine Souverainität auf keine andere Weise, als durch die ersten Wahlen. Die höchste Gewalt ist getheilt in die 3 Gewalten: die gesetzgebende, vollziehende und richterliche. Die gesetzgebende Gewalt steht dem Congreß, die vollziehende dem Direktor des Freistaats und die richterliche den Tribunalen zu. — Der Congreß ist getheilt in 2 Kammern: die Kammer des Senats und die der Repräsentanten. Die Initiative der Gesetze steht beiden Kammern zu und jede kann der andern ihre Bemerkungen, Zusätze und Verbesserungen deßhalb mittheilen. Das Abgabegesetz aber steht der Repräsentantenkammer ausschließlich zu, doch so, daß es die Kammer des Senats modificiren, annehmen oder verwerfen kann. Die Sitzungen des Congresses sind öffentlich; doch können sie nach dem Ermessen der Kammern geheim werden. Die Mitglieder des Congreßes sind unverletzlich. Der Congreß versammelt sich jährlich — Zur Repräsentantenkammer erwählt jede Provinz auf 30.000 Seelen einen Abgeordneten. Um Repräsentant zu werden, muß man Wahlherr und Einwohner oder Eingeborner der Provinz seyn, für die man gewählt wird; man muß ein jährliches Einkommen von 500 oder ein Grundeigenthum von 2000 Piastern an Werth besitzen oder Gelehrter seyn. Die Repräsentanten werden nur auf 4 Jahre erwählt. Ihre Kammer besitzt das ausschließliche Vorrecht, den Präsidenten, Vicepräsidenten, die Minister und Mitglieder des höchsten Gerichts in den Fällen zur Verantwortung zu ziehen, wo ihr Betragen das Gemeinwohl gefährdet oder benachtheiligt. — Zu dem Senat sendet jedes Departement des Freistaats 4 Senatoren; jetzt sind ihrer 44. Ihre Funktion dauert 8 Jahre. Die vollziehende Gewalt ist einem Bürger anvertraut, der den Titel führt: Präsident der Republik von Colombia. Er wird auf 4 Jahre erwählt. Neben ihm besteht ein Vicepräsident. Dem Präsidenten ist ein Conseil zur Seite, das aus dem Vicepräsidenten, einem vom Präsidenten gewählten Mitgliede des höchsten Gerichts und den 4 Staatssecretären (der hacienda oder Finanzen, des Kriegs, der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern) besteht, durch welche die vollziehende Gewalt Verfügungen an die untern Behörden erläßt. In gerichtlicher Hinsicht sind 3 Oberappellationsgerichte vorhanden. Die Schuld,

ner der Länder Venezuela und Cundinamarca wurden den 13. Juli 1821 von dem Congresse als Nationalschuld sichergestellt. Darauf schloß der Congreß den 2. Okt. 1824 mit den Verein. Staaten von Nordamerika einen auf gegenseitige Gleichheit gegründeten freundschaftlichen Schifffahrts- und Handelsvertrag, der zugleich die Freiheit der Flagge festsetzte. Zu London war bereits im J. 1825 ein colomb. Gesandter, M. J. Hurtado, in die Reihe des diplomatischen Corps eingetreten; und S. Alex. Cockburn erschien als britischer Gesandter in Bogota. Durch jenen ward (18. April 1825) ein Schifffahrts- und Handelsvertrag zwischen Colombia und Großbritannien abgeschlossen. 1826 betrugen die Staatseinkünfte 23½ Mill., die Staatsausg. beinahe 31 Mill. und die Staatsschuld 67½ Mill. Gulden. Die Zinnszahlung in England stockte. Das Heer ist 30.000 M. stark, die Miliz 60.000 M.; die Flotte 80 Fahrzeuge, darunter 6 Corvetten und 6 Kanonenboote. Durch den Senatsbeschluß vom Juni 1824 ist Colombia in 12 Provinzen getheilt; aber die Organisation ist der Unruhen wegen noch nicht ganz vollendet. Hauptstädte sind: 1) Cartagena, mit einem befestigten Hafen. In der Gegend von Rio de Hacha nach Maracaybo hin wohnt der kriegerische, noch nicht unterjochte, Urstamm der berittenen Goahiros, die von den westindischen Schleichhändlern Waffen und Pulver gegen Perlen, Farbeholz, Pferde u. s. w. eintauschen. — 2) Santa Fé de Bogota 303° 25′ 52″ L. 4° 10′ N. B. auf einer 9615 F. hohen Hochebene auf dem Rücken der östlichen Cordilleren, 1538 durch Queseda angelegt, am Rio de Bogota (der 2 M. davon bei Teguendama einen 655 F. tiefen Wasserfall in 2 Streifen bildet) und am See Gatarita, unweit des schiffbaren Flusses Meta und des Rio grande oder Magdalenenflusses, 1800 H. und 40.000 Einw. Sitz der Regierung (die aber 1825 nach Ocanna verlegt worden, wo die Bundesstadt Bolivar gebaut werden soll) und des Erzbischofs, Universität, mineralog. Schule; Collegium, 26 Kirchen, die von Gold und Edelsteinen starren; 9 Mönchs- und 3 Nonnenklöster; öffentliche Bibliothek (6000 B.), botan. Garten, Sternwarte, 3 Buchdruckereien, Handel. In der hiesigen Münze werden jährlich an 300.000 Piaster meistens in Gold gemünzt. — 3) Quito (s. d.). — 4) Guayaquil oder Guayapul unweit der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit 3 Forts und 22.000 Einw., 3 Klöster, gelehrte Schule, Hospital, Mittelpunkt des Handels zwischen Peru, Terra firma und den Gebirgsländern. — 5) Tumbez am Flusse gleiches Namens und am Busen von Guayaquil, Trümmern des Sonnentempels, des Klosters der Sonnenjungfrauen, des Incapallastes und der Festung; erster Landungsplatz Pizarro's. — 6) Panama (s. d.). — 7) Caracas oder St. Jago de Leon de Caracas 69° 25′ L. 10° 30′ 50″ N. B. am Fuße des 8400 F. hohen Berges la Silla, in einem nord- und südwärts von Gebirgen eingeschlossnen und von 4 kleinen Flüssen bewässerten Thale, 450 Toisen über dem Meere. (Daher kommt die fast stete, angenehme Temperatur. Das ganze Jahr hindurch steht das Thermometer 76—85° Fahrenh., selten sinkt es im Winter auf 52°) 15 M. von dem Meer, reiche Handelsst., 31.000 Einw., wovon ⅓ Weiße, hat vermittelst des Fl. Guayra Verbindung mit dem Meere; eine mit einem Collegium vereinigte Universität, einige Klöster, Theater, Bank mit einem Capital von 2 Mill. Doll. Hafen La Guayra (Goayre) bei der St. gl. Namens am Fuß der Andes, 1829 wurden ausgeführt 3.188.340 Pf. Kakao, am

Werth 1.062.730 Doll., 3.934.100 Pf. Kaffee, am Werth 509.785 D., 189.108 Pf. Indigo, 20.000 Häute, an 20 Pf. jede, 2133 Ct. Baumwolle. Aber der Hafen ist mehr eine Rhede und die Schiffe sind häufigen Windstößen ausgesetzt; dazu kommen die vielen Sandbänke, der schlechte Ankergrund und der Schiffswurm. Bei dem Erdbeben, welches am 26. März 1812 das Land in einem Umkreise von 300 Meilen heimsuchte, kamen in Caracas und Guayra 14.000 Menschen um. Der beste Hafen, Porto Cavallo, die erste (1497) und letzte (1823) Besitzung der Spanier in Colombien, liegt in einer ungesunden, sumpfigen Gegend, auf einer Halbinsel. Diese ebenfalls stark befestigte Stadt hat 7000 Ew. — 8) Venezuela (Klein-Venedig, da es auch auf Inseln und Pfählen gebaut ist) oder Coro, an einem Meerbusen, den ein Canal mit dem See Maracaibo verbindet; 10.000 Einw. von allen Farben, worunter 200 Sklaven, Handel. — 9) Maracaibo oder Neu-Zamora 66° 30′ 2″ W. L. von Paris, an der Mündung des Sees gl. N. in die Bai gl. N., 25.000 Einw., 1 Pfarrkirche, 4 Klöster, Hospital, Hafen, Schiffbau, geschickte Kaufleute und Seefahrer, Handel mit Häuten, Indigo, Zucker, Kakao und Taback. — 10) Nueva- (Neu-) Barcelona 10° 27′ N.B., 220 F. über dem Meere, am Neveri, 14.000 Ew., Handel mit Schlachtvieh, geräuchertem Fleisch und gesalzenen Fischen, Hafen. — 11) Die St. Cumana, Festung, am Busen von Cariaco und am Manzanaresfluß, 18.000 Einw., Perlenfischerei, Handel, Hafen mit sicherer Rhede. — In dem ehemaligen span., nun colomb. Guiana heißt die Hauptst. St.-Thomas de Guiana (sonst Angostura) am Oronoco, 10.000 Ew, Sitz des Bischofs, Handel. Von hier aus geht regelmäßig ein Dampfschiff nach Trinidad. Die übrigen Städte dieses wüsten Landes gleichen bloßen Dörfern; die südliche Grenze gegen das portugiesische, nun brasil. Guiana ist durch mehre Forts gedeckt. — Ueber die Beschaffenheit Colombia's, der Llanos, der Einwohner, der Sitten, die Art zu reisen, die Bauart der Städte und den Charakter der bedeutendsten Männer s. des Oberst. Hamilton „Travels through the Interior of Colombia" (Lond. 1822, 2 Bde.). Mollien's „Voyage dans la rép. de Colombia en 1823" (Paris 1823, 2 Bd.; auch englisch und deutsch 1825) beschreibt vorzüglich den westlichen Theil. Das Bild fällt nicht sehr günstig aus. „the present state of Colombia" enthält auch eine Geschichte der Revolution (m. e. Charte, Lond. 1827). Die „Historia de la revolution de la rép. de Colombia, von Jose Manuel Restrepo, Minister des Innern (Paris 1827, 12., m. e. Atlas).

Colombo (Columbo), Stadt in Corle Hewegam der Insel Ceylon (Vorder-Indien); Sitz des Gouverneurs und der Regierungsbehörden der Insel; ist durch Natur und Kunst befestigt, sehr gleichförmig gebaut, besteht aus dem Fort, der eigentlichen und der schwarzen Stadt; hat 50.000 Einw. (Singalesen, Malaien, Hindus und Europäer), welche sich mit Fertigkeit von baumwollenen Waaren, Arak, Tauen u. dgl., sowie mit Handel (Betel, Kokusnüsse, Elfenbein, Gewürze gegen europäische Waare) beschäftigen. Die Rhede ist nur 6 Monate benutzbar. Bibel- und Missionsgesellschaft.

Colombo (Christoforo), spanisch Colon und mit der latein. Endung Columbus, der Entdecker der neuen Welt war, den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge, zu Cagureto im genuesischen 1447 (nach Andern zu Cuccaro im Herzogthum Montferrat) geboren. Seine Eltern, obgleich

adeligen Geschlechts, waren arm und nährten sich von der Schifffahrt; die Noth lehrte mithin unsern Colombo, sich zu demselben Erwerbszweige zu bequemen: Schon frühe erwachte in seiner hochstrebenden Brust eine Wißbegierde, die über das Gewöhnliche hinaus wollte, und seine Einsicht führte ihn auf den Gedanken, daß er nur nach gründlichem Studium der Geometrie, Stern- und Erdkunde, nebst gehöriger Fertigkeit im Zeichnen, ein wackerer Seefahrer werden könne. Mit regem Eifer widmete er sich daher diesen Wissenschaften und erprobte ihre Nutzanwendung auf der Stelle in der Erfahrung; denn seit seinem 14. J. lebte er gleichsam auf der See und hatte die vorzüglichsten Häfen des mittelländischen Meeres besucht. 1464 segelte er mit den Engländern auf den Fischfang nach Island. Bald nachher zeigte er auf einem Caperschiffe, welches auf Kosten eines seiner Verwandten gegen die Mohammedaner und Venetianer kreuzte und rettungslos in einem hitzigen Gefechte in Brand gerieth, treffliche Proben seines Muthes und seiner Geistesgegenwart. Er stürzte sich mitten unter den Feinden ins Meer, rang sich mit großer Kraftanstrengung durch die Wellen und erreichte glücklich das Land. Portugal war in Europa derjenige Staat, welcher durch seine Unternehmungen zur See in damaliger Zeit die größte Berühmheit erlangte, und dort suchte sich Colombo einen Wirkungskreis für seine Thätigkeit. In Lissabon, wo er Verwandte und Landsleute fand, heirathete er die Tochter des Bartolomeo Perestrello, welcher als Schiffscapitain mehre Entdeckungsreisen unter dem Infanten Don Heinrich an der Westküste Afrika's mitgemacht hatte, und von allen diesen Reisen sorgfältige Zeichnungen und Charten besaß. In dem Hause dieses seines Schwiegervaters verweilte er Tage lang nachdenkend und verschlossen, und vertiefte sich ganz in die Tagebücher und Charten dieses Mannes, welcher in dem Fache der Schifffahrtskunde seines Gleichen suchte. Eine Handelsreise nach Madera und den canarischen und azorischen Inseln fesselte auf einige Zeit von einer andern Seite seine Aufmerksamkeit; aber sie war nicht vermögend, in ihm eine Idee zu verfinstern oder wohl gar zu vertilgen, welche er seit dem Umgange mit dem alten Perestrello und seinen Tagebüchern gefaßt hatte, nämlich die Idee, ob man nicht Indien erreichen könne, wenn man geradeaus westwärts ins offne Meer hineinsteuerte, sowie die, daß die andere Halbkugel unseres Erdkreises festes Land enthalten müsse, welches einen Bestandtheil von Hinterasien bilde und mit dem festen Lande zusammenhänge. Sein Schwiegervater, welchem er diese Ansicht vorlegte, konnte ihr, im Einverständnisse mit mehren sachkundigen Männern, seinen Beifall nicht versagen. Zur Ausführung dieser Idee bedurfte er aber einer ansehnlichen Unterstützung. Vergebens sprach er sein Vaterland Genua darum an; ebenso fruchtlos waren seine Bemühungen bei Joseph II. von Portugal. Nicht muthlos gemacht durch die Kränkung, sich als einen leeren Planmacher abgewiesen zu sehen, wandte sich Colombo an den spanischen Hof, während sein Bruder Bartolomeo nach England und Frankreich sich begeben sollte. Dieser aber hatte das Unglück, von Seeräubern gefangen zu werden. Colombo legte indeß seinen Plan dem König Ferdinand und der Königin Isabella vor und erhielt nach 8jährigem Kampfe gegen die Hindernisse, welche Unwissenheit und böser Wille ihm in den Weg legten, von der Königin 3 kleine Schiffe mit 120 Mann Besatzung zu seinen Unternehmungen. Am 17. April 1492 ward der Contrakt

unterzeichnet, kraft dessen Colombo zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt wurde; ihm ward der 10. Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und alle diese Würden und Vortheile sollten auch noch erblich auf seine Nachkommen übergehen. Den Tag vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft in feierlicher Prozession nach dem Kloster Rabida, empfahl sich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete und erhielt Absolution und Abendmahl nach frommer Christen Weise. Den nächsten Morgen (3. Aug. 1492) an einem Freitage, kurz vor dem Aufgange der Sonne, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, die den kühnen Abentheuerer mit Blicken und Zurufungen begleiteten. Die ersten Wochen hatte noch Alles guten Muth; denn noch segelte man in bekannten Gewässern den canarischen Inseln zu. Nur da ein Steuerruder brach, plagte sich die Furchtsamkeit mit bösen Ahnungen. Die Inseln wurden indessen glücklich erreicht, und auf einer derselben legte man an, um die Schiffe auszubessern. Am 6. Sept. fuhren sie wieder ab und gerade ins Weltmeer hinein gegen Westen. Der regelmäßigste Wind, der auch bis zu Ende anhielt, begünstigte die Fahrt, und schon am folgenden Tage war alles Land aus ihren Augen verschwunden. Entsetzlicher Zustand für Menschen, die sich zum ersten Male von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten sahen, auf einem Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen preisgegeben, keine Aussicht rings umher als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel; immer tiefer hineingetrieben, ohne zu wissen wohin, und von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziele hatte als die seine Phantasien ihm vorspiegelten! Wahrlich, es war den Beherztesten nicht zu verdenken, daß ihnen bange wurde und daß sie den Mann verwünschten, der 120 Menschen so kaltblütig in sein eigenes Verderben zu ziehen rannte. Colombo flößte ihnen indessen durch seine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet stand er Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrumenten auf dem Verdecke, schlief nur wenige Stunden und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf; und es war zu bewundern, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand. Aber die Angst der zagenden Seelen wuchs doch immer wieder über. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, schossen sie wie Pfeile dahin. Am 1. Okt. hatten sie schon 770 Seemeilen durchflogen. Colombo gab zwar den Fragenden weit weniger an, aber das konnte sie nicht trösten. Hin und wieder stellte sich Ursache zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel, wußte aber nicht, daß Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht überdeckt, daß die Schiffe fast nicht mehr durchkommen konnten. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder und die armen verlassenen Menschen sahen sich wieder auf dem weiten öden Ozean allein. Jetzt wandelte sich in den Verzagtesten die Furcht in Verzweiflung; sie stellten ihren Führer mit der größten Wuth zur Rede, drohend, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehrte. Während Colombo alle Geistesgegenwart bedurfte, die Muthlosen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, zeigten sich Erscheinungen, die auch ihn in Erstaunen setzten. Die Mag-

netnadel wich um einen ganzen Grad vom Nordpol ab und schien unsicher zu schwanken, dann zeigte sich plötzlich das Meer wie mit Gras bewachsen und ließ Untiefen und verborgene Klippen befürchten. Dagegen erschienen aber auch, als Vorboten des nicht mehr fernen Landes, Scharen von Vögeln, deren Flug Colombo nun entgegenstürmte. Man setzte mit neuem Muth die Reise noch mehrere Tage fort, bis endlich die Unzufriedenheit so laut und allgemein ausbrach, daß Colombo die Rückkehr gelobte, wenn binnen drei Tagen kein Land erschienen sey. Fest überzeugt, daß er dem Lande nahe seyn müsse, versprach er Demjenigen eine Belohnung, der es zuerst erblicken würde. Die ganze Nacht ward mit Anrufungen der Freude und mit Lobeserhebungen gegen den Admiral hingebracht. Um Mitternacht erscholl von dem Mastkorbe des voranfegelnden Schiffs der bestätigende Zuruf: Land! und als der Morgen anbrach (den 12. Oktober), sahen sie eine schöne grüne Insel vor sich liegen. Mit Sonnenaufgang bestiegen sie nun die Boote und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatte sich fast das ganze Völkchen der Einwohner versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röthlichen Kupferfarbe, und den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbehaart, übrigens wohl gebildet. Ihre Sprache hat etwas Unzusammenhängendes und Thierisches. Das ganze Geschlecht hatte überhaupt viel Aehnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schafe oder Rehe, gerade so scheu, so wehrlos, so behende trippelten sie hin und her, und aus Allem, was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wohl gar keine Menschen seyn. Colombo, in einem reichen Kleide, und den Degen in der Hand, war der Erste, der die neue Welt betrat. Ihm folgten die Andern, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens nach mehr als 40täg. Todesangst warfen sich Alle nieder und küßten mit Inbrunst die sichere Erde. Das war das Dankopfer der Natur; ein anderes schrieb die Religion ihnen vor: sie errichteten ein Jesuskreuz und stammelten vor demselben ihre frommen Gebete. Hierauf nahm Colombo die Insel für den König von Spanien in Besitz mit den Ceremonien, die die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten. Die Indianer sahen das mit an und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer seltsamen Sprache und noch seltsamern Manieren, überhaupt etwas unbegreifliches seyn mußte. Man merkte es den Wilden ab, daß sie ihre Insel mit dem Namen Guanahani bezeichneten, und so heißt sie auch noch jetzt. Man findet sie auf der Charte unter den Bahamainseln. Colombo sah wohl, daß hier von den Schätzen Indiens noch nicht viel anzutreten sey, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer, die die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, welche Einige zum Zierrath in der Nase oder in den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie südwärts hin. Man kam auf dieser Fahrt bei einigen flachen Inseln vorbei, und fand zuletzt eine größere, die die Indianer, welche man mitgenommen hatte, Cuba nannten, und die Colombo beim ersten Anblick schon für das feste Land von Indien hielt. Er steuerte von Hafen zu Hafen herum, fand überall einen Reichthum der Vegetation, und die Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen

setzte; aber von Anbau wiederum keine Spur. Heerden nackter Menschen rannten eben so thierähnlich und schüchtern wie in Guanahani herum und schienen sich weder um Gold noch um Brot zu bekümmern. Als man ihnen Goldbleche vorhielt; schrieen sie Hayti und zeigten nach Osten hin. Colombo folgte dem Wink und kam am 6. Dezember nach Hayti, welches er Hispaniola nannte. Dieß ist die Insel Sanct-Domingo, die in unsern Tagen so berühmt geworden ist. Auch hier fand er dieselbe Schönheit der Landschaften, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens und dieselbe gutmuthige schwache Menschenart, die weder von Kleidung noch von Arbeit einen Begriff hatte. Doch hatten sich diese Insulaner schon in mehre Stämme getheilt, deren jeder ein Oberhaupt hatte, welchen sie Kaziken nannten. Einer derselben ließ sich auf einem Tragsessel von 4 Indianern herbeitragen, war aber übrigens nackt wie die Andern. Er gab den Spaniern durch Zeichen zu verstehen, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten karaibischen) auf ausgehöhlten Baumstämmen (Canoe'n) herüber kämen, sein Volk feindlich anfielen und viele derselben fortschleppten, um sie zu Hause — zu verzehren. Colombo schauderte, und da er schon vorher Willens gewesen war, hier eine Niederlassung zu begründen, so deutete er dem Kaziken an, er wolle hier eine kleine Festung (Fort) bauen und darin einen Theil seiner Spanier ihm zum Schutze zurücklassen. Die Wilden begriffen seine Meinung und freuten sich wie die Kinder; sie sahen den spanischen Zimmerern neugierig zu und halfen selbst die Materialien zu tragen. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und Stecknadeln hin und auf Befragen zeigten sie nach Süden, als dem rechten Goldlande. Colombo war indeß in einer Verfassung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreisen erlaubte; denn eins seiner Schiffe war ihm so eben an einer Klippe gescheitert, und mit dem andern hatte sich Don Pinzon, einer seiner Gefährten, heimlich entfernt, um das wahre Goldland für sich aufzusuchen. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff und gerade das kleinste übrig; mit diesem entschloß er sich, nach Spanien zurückzureisen, ehe vielleich Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in seinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, 38 Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer und stach am 4. Jan. 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Indianern in die See. Gleich am dritten Tage seiner Fahrt holte er den treulosen Pinzon ein, der nichts entdeckt hatte, aber nun sich mit der ersten Botschaft nach Europa hatte schleichen wollen. Colombo's bloßer Anblick durchbohrte den Elenden: er wollte sich mit armseligen Vorwänden entschuldigen, aber der große Mann ersparte ihm die demüthigen Worte durch die Versicherung, daß er schon Alles vergessen habe. Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang und ihren wichtigen Nachrichten ewige Unterdrückung. Indeß die Mannschaft in der Angst der Verzweiflung dem Untersinken der elenden Schiffe entgegen sah, behielt Colombo allein seine Fassung. Er schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dieß sorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf die Tonne ins Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst noch die Freude gönnen, der Herold seiner außerordentlichen That zu seyn; denn der Him-

mel ward wieder heiter und am 15. Januar 1493 gegen Abend entdeckten sie Land. Es war St.-Maria, eine der Azoren. Hier mußte er beinahe 6 Wochen liegen bleiben, um seine hart mitgenommene Schiffe auszubessern. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom (4. März), und dieß nöthigte ihn, nach Lissabon zu gehen. Sein Ruf ging vor ihm her. König Johann II. von Portugal wollte ihn selber sprechen, und bereute es nun sehr, dem kühnen Manne vor 10 Jahren nicht Gehör gegeben zu haben. Als nun aber Colombo am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor 7 Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glokken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen wiederum in Prozession nach dem Kloster Rabida ging. Er eilte sogleich nach Barcelona, wo Ferdinand und Isabella ihren Hof hielten, zog feierlich daselbst ein, indem er die Erzeugnisse der neu entdeckten Länder im Triumph vor sich aufführte und ward von seinem Monarchen auf dem Throne bewillkommt. Ihm war ein Sessel neben dem Throne bereitet, auf welchem sitzend er seinen Bericht erstattete, der Beifall und Bewunderung erregte. Nachdem er zum spanischen Granden erhoben und mit allen Zeichen der königl. Huld überhäuft worden, lief er am 25. Sept. 1493 mit 17 Schiffen und 1500 Mann von Cadix zum zweiten Mal aus und kam am 2. Nov. wieder auf Hispaniola an. Da er die zurückgelassene Colonie vernichtet fand, ließ er eine befestigte Stadt erbauen, die er zu der Königin Ehren Isabella benannte und zu deren Gouverneur er seinen Bruder Diego einsetzte. Er lief sogleich auf neue Entdeckungen aus, besuchte auf einer 5monatlichen Reise Jamaika, und fand sich, als er krank von dieser Unternehmung zurückkehrte, auf das freudigste überrascht durch die Gegenwart seines Bruders Bartolomeo, welcher der Gefangenschaft endlich entronnen war und der Colonie Lebensmittel und andere Bedürfnisse zugeführt hatte. Unterdeß aber war unter Colombo's Begleitern eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen. Diese waren in der thörichten Meinung ihm gefolgt, in der neuen Welt Reichthümer ohne Mühe sammeln zu können und fanden statt dessen Arbeit und Beschwerden. Sie rächten sich durch Verleumdungen, meldeten, daß der Hof in seinen Erwartungen getäuscht worden, und machten die gehässigsten Schilderungen von dem Lande und dem Befehlshaber. Colombo glaubte seinen Feinden am besten zu begegnen, wenn er seinen Gebieter bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende, nicht ohne gewaltsame Maßregeln, bei den Eingebornen alles Gold einsammeln. Aguado, ein persönlicher Feind Colombo's, erschien als Commissär zur Untersuchung der Beschwerden. Der Vicekönig, dem es unter seiner Würde schien, sich in dem Lande, wo er seine Macht ausübte, vor Gericht ziehen zu lassen, ernannte sofort seinen Bruder Bartolomeo zu seinem Stellvertreter, ging am 20. März 1496 mit 225 Spaniern und 30 Eingebornen nach Europa unter Segel. Bei seiner Erscheinung am Hofe bemerkte er wohl, daß seine Feinde vor ihm da gewesen waren; und wiewohl seine Gegenwart dießmal noch alle Verleumdung niederschlug, so verzögerte sich doch die Ausrüstung einer neuen Flotte 2 Jahre, und man gab ihm nichts weiter mit, als eine Schiffsladung grober Verbrecher, die er sich, unüberlegt genug, zu Colonisten ausgebeten hatte. Dießmal (1496) richtete er seinen Lauf noch mehr nach

Süden hin, und würde vielleicht nach Brasilien gekommen seyn, wenn nicht eine unglückliche Windstille und die entsetzliche Hitze, unter der Linie, die alle seine Wein- und Wasserfässer zerplatzen machte, und seine Lebensmittel verderbte, ihn gezwungen hätte nach Westen zu steuern. So kam er nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Oronocostroms, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stroms, daß derselbe aus keiner Insel kommen könne und indem er die Küste, die wir jetzt unter dem Namen Paria und Cumana kennen, entlang fuhr, überzeugte er sich völlig, daß er wirklich das feste Land von Westindien entdeckt habe. Er kehrte jetzt nach Hispaniola zurück. Hier war die Colonie von Isabella, seiner zurückgelassenen Verfügung gemäß, auf die Gegenseite in eine neuerbaute Stadt verlegt worden, welcher er den Namen St.-Domingo gab. Aber er fand diese Colonie in einem Zustande der Gährung und Unzufriedenheit, daß er zu ihrer Rettung Maßregeln ergreifen zu müssen glaubte, die sein Herz nicht billigen konnte. Nur seine fleckenlose Rechtschaffenheit und die Klugheit seines Betragens konnte ihn vor Meuchelmord schützen, und endlich hatte er durch weise Mäßigung die Ruhe wenigstens äußerlich wieder hergestellt. Er stattete seinem Könige von Allem den treuesten Bericht ab, aber auch seine Feinde sandten voluminöse Aktenstücke nach Spanien. Seinen Feinden gelang es indeß, ihn am spanischen Hofe dergestalt anzuschwärzen, daß der König einen spanischen Edelmann, Franz von Bodavilla (1500) zur Untersuchung der Klagen abschickte. Fände dieser alle die gehässigen Beschuldigungen gegen den Admiral erwiesen, so sollte er ihn absetzen und seine Stelle einnehmen. Eine treffliche Instruktion! Bodavilla fand es für gut, sie von hinten zu lesen. Als er auf Hispaniola angekommen war, nahm er sogleich das Haus und die Güter des eben abwesenden Colombo in Besitz, bemeisterte sich der königl. Proviant- und Kriegsvorräthe mit Gewalt, gebot Jedermann, ihn als den neuen Statthalter anzuerkennen und schickte dem Colombo ein auf diesen Fall mitgenommenes königl. Absetzungsdekret zu. Sodann eröffnete er seinen Gerichtshof, forderte Jedermann auf, seine Beschwerde gegen den Statthalter anzubringen und schmiedete aus den Aussagen der Landstreicher ein Aktenstück zusammen, nach welchem sein Betragen gegen den Verbrecher noch als unverdiente Milde erschien. Colombo, wie tief er auch gekränkt war, bewies auch hier noch die Mäßigung, die schon so oft in tödtlichen Gefahren das Glück der Seinigen gewesen war. Er gehorchte still und verlangte bescheiden Gehör; aber Bodavilla ließ ihn gar nicht vor sich, sondern befahl, ihn und seine beiden Brüder in Ketten, und zwar jeden auf einem besondern Schiffe, nach Europa zu schicken. Das mitgesandte Aktenstück sollte, wie er hoffte, dieß Verfahren schon rechtfertigen. Aber wie sehr auch Colombo die Nationalabneigung der Spanier gegen die Genueser bisher hatte empfinden müssen, so hatte er doch die Befriedigung, daß brave Spanier selbst den Anblick seiner Ketten nicht ohne bittern Unwillen ertragen konnten. Als die Schiffe in einiger Entfernung vom Lande waren, nahte sich der Kapitän des Schiffs, das den Colombo führte, diesem sehr ehrerbietig und wollte ihm die Fesseln abnehmen, aber Colombo ließ es nicht zu. Er wollte es ganz Spanien sehen lassen, wie sein König den Entdecker einer neuen Welt belohne. In der That machte auch die Art seiner Rückkunft ungemeines Aufsehen. Ferdinand und Isabella schämten sich

vor der ganzen Welt und ließ ihm die Fesseln abnehmen: die Königin übersandte ihm sogar etwas Geld, um anständig bei Hofe erscheinen zu können. Er rechtfertigte sich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgesprochen und in seine Würden wieder eingesetzt. Ferdinand willigte sogar in die sogleich beschlossene Absetzung Bobavilla's ein, welches der erste Schritt zu der, dem Admirale versprochenen Genugthuung seyn sollte. Die Zeit indeß änderte diese Gesinnungen. Man sprach von neuen und großen Rüstungen, und schickte, da sie Zeit erforderten, inzwischen den Nicolao de Ovando y Lares als Statthalter nach Hispaniola. Colombo, dem der Antheil nicht entging, welchen seine Feinde an diesen Maßregeln hatten, erhob seine gerechten Beschwerden lauter, und forderte dringender als zuvor, daß ihm die feierlichst gegebenen Versprechen erfüllt würden, bis er sich nach 2jährigem fruchtlosen Harren endlich überzeugte, daß er sich umsonst zu der demüthigen Rolle eines Bittenden herablasse, und daß man beschlossen habe, seine gerechten Forderungen nicht zu erfüllen. Voll Unmuth verließ der so schändlich zurückgesetzte Colombo den Hof, trug seine Ketten überall mit sich herum, und verordnete, daß sie ihm mit in sein Grab gelegt würden. Einige Jahre darauf, da Colombo die Kränkung der verweigerten Gerechtigkeit schon vergessen hatte, erwachte die alte Neigung wieder in ihm, die vermuthete durchfahrt ins südmeer aufzusuchen. Zu diesem Zwecke kam er noch einmal bei Hofe ein, und die Eifersucht auf die ostindische Entdeckung der Portugiesen bewog dießmal den mißtrauischen Ferdinand, sich der Talente seines ersten Seemanns noch einmal zu bedienen, die Schaale noch einmal auszudrücken, ehe er sie wegwürfe. Colombo erhielt 4 ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 zu Cadix unter Segel ging. Eins derselben war schon in den ersten Wochen leck, und nöthigte ihn, auf Hispaniola loszusteuern, das er so gerne vermieden hätte. Und, kaum glaublich, der feindselige Ovando versagte ihm die Landung im Hafen! Er suchte nun das feste Land auf, segelte längs der Küste vom Cap Garcias a Dios bis Portobello hin, fand aber die gehoffte Straße nicht. Die Schönheit einer Gegend in der Provinz Veragua am Flusse Belem brachte ihn auf den Gedanken, hier eine Colonie anzulegen; allein seine Spanier verdarben es durch ihre unersättliche Habsucht so schnell mit den Wilden, daß er nach dem Verluste mehrer Leute sich entschließen mußte, diese Gegend wieder zu verlassen. Von nun an war seine Reise eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; eins ihrer elenden Fahrzeuge ging zu Grunde, die andern wurden einigemal so heftig aneinander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 13. Juni 1503 Jamaika. Die fast zertrümmerten Fahrzeuge mußten auf den Strand getrieben werden; denn an Ausbesserung war nicht zu denken. Wenn sich nicht der Himmel selbst über die Unglücklichen erbarmte und ihnen ein fremdes Schiff zur Rettung sandte, so war das traurige Loos des berühmten Weltentdeckers, von Europa vergessen, sein elendes Leben bei Mais und Maniokwurzel mitten unter den Wilden zu beschließen. Dieß zu verhüten unternahmen zwei brave Männer von der Schiffsgesellschaft, der Spanier Mendez und der Italiener Fieschi, ein kühnes Wagstück. Sie ruderten auf 2 ausgehöhlten Baumstämmen, die sie von den Wilden entlehnten, nach Hispaniola, eine Strecke von 30 Seemeilen — 10 Tage lang durch das wo-

gende Weltmeer; und was noch bewunderungswürdiger ist, sie kamen glücklich hin. Colombo aber gab sie bald verloren; denn es verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er etwas von ihnen hörte. Dieses halbe Jahr war für ihn das unglücklichste, das er je verlebt hatte. Alle Subordination verschwand bei den Seinen; seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz, um auf der Insel herumzustreifen und aus Habsucht und Brutalität gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden aus der Gegend zurück, und hörten auf, den ungezogenen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen. Der Untergang Aller schien gewiß. Aber Colombo, dessen Muth mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinsterniß, die er berechnet hatte, benutzte er, um die leichtgläubigen Insulaner mit dem Zorne der Götter zu drohen, wenn sie in ihren Feindseligkeiten fortfahren würden. Wundererscheinungen am Monde sollten die Wahrheit seiner Worte bestätigen. Alles war in Schrecken; man brachte, was er verlangte, und bat ihn knieend, den Zorn der Götter zu besänftigen. Dagegen kam es jetzt zwischen ihm und den Aufrührern zu förmlichen Feindseligkeiten, in denen mehre der letztern getödtet, ihr Anführer aber gefangen ward. Nachdem dieser traurige Zustand über ein Jahr gewährt hatte, erschien den Unglücklichen die Stunde der Erlösung. Jene beiden kühnen Schiffer hatten glücklich Hispaniola erreicht, aber bei dem ungeneigten Statthalter nichts ausgerichtet; es gelang ihnen endlich, selbst ein Schiff zu kaufen und auf diesem verließ Colombo mit den Seinen am 23. Jun. 1504 Jamaica. Abgezehrt von Krankheit und Gram kam Colombo auf Hispaniola an, und benutzte daselbst die erste Gelegenheit, sogleich nach Spanien überzuschiffen (1504). Auch die erste Nachricht, die er hier erfuhr, mußte eine traurige seyn, Isabellens Tod. Sie hatte ihn immer geachtet und auf sie hatte er noch immer seine letzten Hoffnungen gesetzt. Die waren nun verschwunden. Er kam mit Bittschriften bei Hofe ein, berief sich auf sein Patent und auf das königliche Versprechen — vergebens. So hielt man ihn von einem Termin zum andern hin, bis endlich sein Tod (d. 20. Mai 1506 zu Valladolid) den treulosen König seines Wortes entband. Sein Bruder brachte seinen Leichnam nach St.-Domingo, setzte ihn daselbst in der Domkirche bei und vergaß die Kette nicht. Sein Sohn Diego bestand nun mit fortgesetzter Beharrlichkeit auf der Erfüllung des Vertrags von 1492. Eine ansehnliche Familienverbindung, die ihm die Verheirathung mit einer Nichte eines vielvermögenden Herzogs von Alba verschaffte, verhalf ihm endlich zu der verdienten Statthalterschaft von Westindien. Auf dem geraden Wege möchte er sie schwerlich erhalten haben. S. das „Leben des Colombo", ital. von L. Bossi (franz. Paris 1824); Spotorno: „Colombo und seine Entdeckungen", deutsch von Wd. Wagner (Leipz. 1825); ferner „Memorials of Columbus" (Originalhandschriften des Colombo, aus dem Span. und Ital. ins Engl. übers., London 1824); und „Codice diplomatico Colombo-Americano" (Genua 1823, 4.). Meisterhaft ist Washs. Irvings „Columbus" (Lond. 1828, 4 Bde). Navarrete's span. Werk über Colombo (Madrid 2 Bde. 4.) ist von Bernenil und de la Roquette übers., m. Anm. von Rémusat, Balbi, Cuvier, Jomard, Letronne u. A., u. d. T. erschienen: „Relations des quatre voy. entrepris par

C. Colomb, suivies de diverses Lettres et piéces inédites extraites des Archivs de la monarchie espagn" (3 Bde. m. Portrait und Charte (Paris 1828).

Colonien, 1) von Ehrgeiz, Unzufriedenheit mit den Verhältnissen, Gewalt, Krieg, Uebervölkerung ꝛc. veranlaßte Ansiedlungen eines Volkes oder eines Theils eines Volkes an einem neuen Wohnsitze; 2) in engerm und gewöhnlicherm Sinne nach einem Plane von einem Staate oder einer Stadt, oder einem Sieger angelegte Pflanzstadtörter, die, wenigstens nach der ersten Absicht, mit dem Mutterorte in Verbindung bleiben sollten, wenn sie auch häufig als Mittel zur Entladung schädlicher Gesellschaftsglieder dienten. So legten die Tyrer, Carthaginenser und Massilienser Colonien an, um, bei der durch den Mangel des Compasses nöthigen Küsten-Schifffahrt, Zufluchtsörter, Häfen, Niederlagen ꝛc. zu haben. Tyrus soll auf diese Weise an 300 Colonien gehabt haben, und Carthago, selbst ursprünglich Colonie, verbreitete durch Colonien seine Macht bis Spanien (Gades, jetzt Cadix), Madeira und selbst bis Amerika. Wohlthätig waren Colonien für die Cultur stets, wenn sie von gebildeten Völkern angelegt wurden, da sie die Sitten und Religionsgebräuche des Mutterlandes zu rohen Völkern brachten und verbesserte Gesetzgebung, Handlung, Schifffahrt, Kriegskunst, Wissenschaften und Künste Kenntniß neuer und annehmlicher Nahrungsmittel, unbekannter Pflanzen und anderer Naturerzeugnisse in ihrem Gefolge hatten. Theils in dieser, theils in anderer Hinsicht sind besonders merkwürdig die griechischen und römischen Colonien. Der in Griechenlands Staaten herrschende Parteigeist, die plötzlichen Umwälzungen in ihnen, das Vorherrschen einer einzelnen Partei, die schnell entstehende Uebervölkerung in den kleinen Gebieten ꝛc. machten Griechenland zur fruchtbaren Mutter von C. Gleiche Gesetze, Religion, Sprache, blieben gewöhnlich das Band zwischen Mutter und Tochter, sowie, bei der Freiheit der letztern, Erkenntlichkeit oder, z. B. in den Perserkriegen, das Bedürfniß gemeinschaftlicher Vertheidigung, wiewohl die Geschichte auch Kriege zwischen den C. und dem Mutterstaate nennt. Solche C. hatte Griechenland in Klein-Asien und auf den benachbarten Inseln, an dem Propontis (Byzanz, Chalkedon), an der Küste von Thrakien, in Unter-Italien (Neapolis, Sybaris, Brundusium, Cumä, Pästum), auf Sicilien (Messina, Syrakus, Agrigent), auf Sardinien, auf der gallischen Südküste (Massilia), in Spanien (Sagunt), an der Küste von Afrika (Kyrene), und an den mäotischen Sumpf (Tanais und Olbia). Die römischen C. hatten vornehmlich 3 Veranlassungen: die drückende Menge armer Bürger, Besetzung eroberter Länder und Belohnung der Soldaten. Rom befolgte bei diesen C. einen bei andern Völkern vorher meist noch unbekannt gewesenen zweckmäßigen Plan und bestimmte die gegenseitige Verhältnisse sehr genau. Es wollte in den eroberten Nationen nur Verbündete erblicken, die seinen Ruhm und seine Bürgertugenden theilten. Gewöhnlich bekamen die Colonieörter römische Gesetze und Sitten, auch den in Rom ähnliche öffentliche Gebäude, wie Amphitheater, Circus (z. B. Lugdunum in Gallien), Capitole (z. B. Augusta Trevirorum, Colonia Agrippina, Tolosa) u. s. w. Auch erhielten Berge, Flüsse ꝛc. die Namen der Berge, Flüsse ꝛc in der Heimath. Manche C. waren frei von Abgaben, andere lieferten einen Theil der Erzeugnisse der Ländereien (gewöhnlich den 10. Theil der Feldproducte und den 5. der Früchte) nach Rom. Die Zahl der

römischen C. läßt sich nicht genau ausmitteln. Einige Schriftsteller rechnen 150 in Italien, 60 in Afrika, 30 in Spanien, 30 in Gallien u. v. a. In allen redete man die lateinische Sprache, die sich dadurch sehr verbreitete, aber auch durch ihre nach und nach erfolgte Vermischung mit der jedesmaligen Landessprache die fruchtbare Mutter von neuen Sprachen geworden ist. — Im Mittelalter gingen fast alle C. im Sturm der Völkerwanderung unter. Bis auf die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien hatten die Staaten des Mittelalters, einige Handelsniederlassungen der Genueser und Venetianer abgerechnet, keine außereuropäischen Niederlassungen gehabt. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsstraße für den großen Handel, der sich vornehmlich in den Händen der kleinen italienischen Staaten, Venedigs hauptsächlich und Genuas, und in denen der catalonischen Seestädte befand. Der Handel zwischen Indien und dem festen Lande von Europa und Asien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den persischen und den arabischen Meerbusen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor Allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen gewesen. So lange er ein von kleinen Staaten getriebener Landhandel blieb, konnte er nie so wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerika die Spanier und Portugiesen als Colonial- und Welthandel treibende Völker in Europa auftraten. Als die portug. Nation zuerst auf Entdeckungen ausging, befand sich dieselbe in der Blüthe ihres Heldenalters. Im beständigen Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann in Afrika, ward dem kriegerischen Sinne des Volks jener romantische Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen empfänglich machte, um so mehr, als es damit den glühendsten Haß gegen die Ungläubigen verband. Seit 1410, wo Heinrich der Seefahrer (s. d.) Entdeckungsfahrten auf der Westküste von Afrika begann, bis zu seinem Tode 1463), entdeckten die Portugiesen 1419 Madeira, 1439 das Cap Bojador, 1446 das grüne Vorgebirge, 2 Jahre später die Azoren, 1449 die Inseln des grünen Vorgebirges, und drangen bis Sierra-Leone vor. 1484 ward Kongo besucht. Bartolomeo Diaz erreichte 1486 das stürmische Vorgebirge; König Johann nannte es das Vorgebirge der guten Hoffnung. Bald fand sich unter der Regierung Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugiesen auf diesem Wege selbst bis nach Ostindien führte: Vasco da Gama landete zuerst, am 20. Mai 1498, zu Kalikut an der Küste Malabar. Nicht ohne Kampf, hauptsächlich mit den Mauren, die bisher in dem Besitz des indischen Zwischenhandels gewesen waren, gelang es den Portugiesen, einzelne Niederlassungen auf der Küste Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die seltene Tapferkeit der ersten Vicekönige, des großen Almeida von Albuquerque (1505—9) und des noch größern Alfonso Albuquerque, seines Nachfolgers (1515), vermochten mit schwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrschaft in Indien zu gründen, deren Hauptsitz seit 1508 Goa ward. Die Portugiesen hielten doch nur einzelne feste Plätze an den Küsten des festen Landes und auf den Inseln als Stapelplätze besetzt, unter denen auf der Küste von Afrika Mozambique, Sofala und Melinda, im persischen Meerbusen Maskate und Ormuz, auf der malabarischen und indischen Küste, außer Goa, Diu und Daman, auf Koromandel Negapatam und Meliapur, und Malakka auf der Halbinsel gl. N. die wichtigsten waren. Seit 1511 wurden auch auf den

Gewürzinseln, seit 1518 auf Ceylon Niederlassungen angelegt, welche letztere bald beträchtlich wurden; unbedeutender blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Brasilien, obgleich schon 1500 durch Cabral entdeckt, ward erst später von Wichtigkeit. Dagegen wurden die seit 1517 mit China, seit 1542 mit Japan angeknüpften Handelsverbindungen lange Zeit für die Portugiesen eine Quelle von Reichthümern. Bis dahin waren die Portugiesen in dem alleinigen unbestrittenen Besitze des gesammten ostindischen Handels gewesen. Um Streitigkeiten mit Spanien vorzubeugen, waren schon 1481 durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. alle jenseits des Cap Bojador zu machende Entdeckungen den Portugiesen zugesprochen, und wenn auch über den Besitz der Molukken mit Spanien Streit entstand, so ward dieser dennoch 1529 dahin beigelegt, daß Karl V. seine Ansprüche der Krone Portugal für 350.000 Dukaten verkaufte. Nachdem aber Philipp II. 1580 sich zum Herrn von Portugal gemacht, fielen die ostindischen Colonien unter die Herrschaft der Spanier, und bald in die Gewalt der Niederländer. Große Männer, der Heldengeist der Nation hatten Portugals Macht in Ostindien gegründet; sie zerfiel, als der Charakter ausartete, als ein niedriger Kaufmannsgeist an die Stelle des Heldengeistes selbst unter den höhern Classen der Nation trat, womit Habsucht, Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, desto verderblicher, je weitläufiger die Besitzungen zerstreut lagen; dazu ein überwiegender Einfluß der Geistlichkeit, vornehmlich durch die Inquisition. Als nun zu diesen innern Uebeln noch äußere kamen, wie die Vereinigung Portugals mit Spanien und daraus die Vernachlässigung der portug. Colonien und das Sinken des Nationalgeistes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portugiesen wurden, vor Allen aber die jugendlich kühnen Niederländer: da mußte das Gebäude der portug. Größe in Ostindien unaufhaltsam zusammensinken. Portugal betrieb den ostind. Handel nie durch eine ausschließliche Gesellschaft, obgleich durch jährlich im Febr. oder März nach Indien abgehende Flotten unter Aufsicht der Regierung. Den Zwischenhandel in Indien, der dort an einige Hauptbandelsplätzen geknüpft war, suchten sich die Portugiesen schon früh zu verschaffen; dagegen aber begnügten sie sich, die Waaren nach Lissabon zu bringen, ohne sie weiter in Europa zu verführen: eine Einrichtung, deren nachtheilige Wirkungen ihr Seewesen — indem dadurch hauptsächlich die Holländer gefährliche Nebenbuhler wurden — nur zu bald erfuhr. Seitdem behaupteten die Portugiesen beinahe nur durch den Besitz von Brasilien eine Stelle unter den Colonialvölkern Europas. Zum Glücke für die Colonisation dieses Landes ward der Goldreichthum desselben erst 1698, der Reichthum an Diamanten erst 1728 entdeckt, der Handel mit Brasilien aber erst vom Pombal 2 ausschließlich berechtigten Gesellschaften übertragen.

Beinahe gleichzeitig mit den Portugiesen traten die Spanier als Colonialvolk auf den Schauplatz. Schon am 11. Oct. 1492 hatte Colombo die Insel St.-Salvador, und auf seinen 3 folgenden Reisen die westindische Inselgruppe, wo St.-Domingo oder Hispaniola wegen seiner Goldgruben für Spanien von Wichtigkeit ward (auch auf Cuba, Portorico und Jamaica wurden Ansiedelungen 1208—10 versucht), und einen Theil der Küsten des Festlandes von Amerika entdeckt. Dann unterjochte Cortez das große Reich Mexico von 1519—91, Pizzarro und seine Geführten von 1529—35 Peru, Chile und Quito; 1523 ward Terra-Fir-

ma, seit 1536 Neugranada erobert. Die natürliche Beschaffenheit der Länder, welche die Spanier als Eroberer betraten, bestimmte gleich anfangs den Charakter ihrer Colonien, den diese auch nachmals in der Hauptsache behielten. Nicht jene köstliche Erzeugnisse lieferten sie wie Ostindien, dagegen fand man Gold und Silber, was man vorzüglich wollte. Waren daher die Colonien der Portugiesen in Ostindien gleich anfangs Handelscolonien, so wurden die der Spanier in Amerika gleich anfangs Bergwerkscolonien; erst in der Folge nahmen sie zum Theil einen verschiedenen Charakter an. Um ihre ausgedehnte Herrschaft vorzüglich über die Jägervölker im Innern zu behaupten, suchten die Spanier durch Anlegung von Missionen die Indianer zum Christenthume zu bekehren und zu festen Wohnsitzen zu bringen. Die Verfassung der Colonien ward schon 1532 unter Karl V. in ihren Grundlagen bestimmt. Ein Rath von Indien stand in Europa, Vicekönige, anfangs zwei nachmals vier, nebst acht unabhängigen Generalcapitainen, standen in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Städte entstanden, anfangs an den Küsten, des Handels wegen und als militärische Posten, nachmals auch im Innern, vorzüglich da, wo sich Bergwerke fanden; so Vera-Cruz, Cumana, Portobello, Carthagena, Valencia, Caracas, und an der Küste des stillen Oceans Acapulco, Panama, dann Lima, Conception und Buenos-Ayres. Die kirchliche Einrichtung des Mutterlandes ging gleichfalls auf die Colonien über, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Kirche in ungleich größerer Unabhängigkeit von dem Könige blieb. Die Gewinnung edler Metallen blieb die Hauptsache bei der Benutzung der Colonien, und daraus folgte von selbst, daß man den Handel mit denselben so viel als möglich unter strenger Aufsicht zu halten suchte. Der Verkehr ward in Spanien auf den einzigen Hafen von Sivilla beschränkt, von wo aus jährlich 2 Geschwader, die Galionen, etwa 12 Segel stark, nach Portobello, die Flotte von 15 großen Schiffen nach Vera-Cruz ausliefen. Ward also gleich der Handel nicht gesetzlich den Händen einer ausschließlichen Gesellschaft übergeben, so blieb er dennoch nur das Eigenthum einiger Wenigen. Seitdem Spanien 1564 von den Philippinen Besitz genommen, ward zwischen Acapulco und Manilla seit 1572 durch einige Südseegalionen ein regelmäßiger Verkehr unterhalten; allein die großen Beschränkungen des Handels blieben Schuld daran, daß diese Inseln, trotz ihrer vortheilhaften Lage, dennoch der Krone Kosten verursachten, statt ihr Gewinn zu bringen; nur religiösen Rücksichten verhinderten es, daß sie nicht gänzlich aufgegeben wurden. Ein ungleich thätigeres Leben erhielt dagegen das europäische Colonialwesen und eine ungleich höhere politische Wichtigkeit, als 2 im vorzüglichen Sinne des Worts Handel treibende Nationen Antheil an demselben nahmen: Holländer und Engländer. Die Holländer waren es zuerst, die während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit als furchtbare Nebenbuhler der damals dem spanischen Joche unterworfenen Portugiesen auftraten.

Der Eintritt der Holländer verlieh zugleich dem gesammten Colonialwesen ein erhöhtes Interesse, indem der Colonialhandel dadurch einen neuen Schwung und eine größere Ausdehnung erhielt. Schon seit beträchtlicher Zeit hatten die Holländer den Zwischenhandel mit ostindischen Waaren von Lissabon aus durch das übrige Europa besorgt und während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit die Schwäche der spanischen Seemacht kennen gelernt. Philipp II. despotische Maßregeln zwangen sie

jetzt zu dem Entschlusse, den sie wohl nicht leicht aus freier Wahl gefaßt hätten, ihre Feinde in Ostindien zu bekämpfen. 1594 ward das schon 10 Jahre früher von Philipp erlassene Verbot gegen den Verkehr der Holländer mit Lissabon mit größter Strenge erneuert, und eine Menge in dem Hafen dieser Stadt liegender holländischer Schiffe wurde weggenommen. So von allem Handel mit den Erzeugnissen Ostindiens ausgeschlossen, blieb den Niederländern nur die Wahl, entweder diesem Handelszweige gänzlich zu entsagen oder selbst unmittelbar aus Ostindien die Waaren zu holen, die man ihnen in Europa verweigerte. Aufgemuntert durch Cornelius Houtmann, einen wohlunterrichteten Mann, und durch mehre mißglückte Versuche, eine nördliche Durchfahrt nach Ostindien aufzufinden, von fernern Unternehmungen der Art abgeschreckt, rüstete eine aus amsterdamer und einigen antwerpner nach Amsterdam eingewanderten Kaufleuten gebildete Compagnie der fernen Länder 4 Schiffe aus, die den 2. April 1595 unter Houtmann's und Molenaer's Befehl nach Ostindien unter Segel gingen. War gleich der Gewinn der ersten Ansiedelung nicht so ansehnlich, als man erwartet hatte, so hatte man dagegen die Schwäche der in Ostindien jetzt allgemein verhaßten Portugiesen kennen gelernt, und schnell bildeten sich ähnliche Gesellschaften und sandten Geschwader nach jenen reichen Gegenden aus. Die dadurch nicht selten übermäßig vermehrte Concurrenz in Indien und die fortwährenden Feindseligkeiten gegen die vereinigte spanische und portugiesische Macht bewogen jedoch schon nach einigen Jahren die Generalstaaten, die bisher getrennt bestandenen Gesellschaften in eine einzige ostindische Compagnie zu vereinigen, welche durch einen am 20. März 1602 ihr ertheilten und nachher zu verschiedenen Malen erneuerten Freibrief nicht nur den ausschließlichen Betrieb des ostindischen Handels, sondern auch die Hoheitsrechte über ihre in Indien zu machenden Eroberungen und anzulegenden Niederlassungen erhielt. Die Oberhoheit, welche die Generalstaaten sich vorbehielten, war wenig mehr als ein leerer Namen. Schnell entwickelte sich nun das holländische Colonialsystem in Ostindien, und gleich anfangs bekam es jenen bestimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Colonien der Holländer in Ostindien wurden Handelscolonien; die Molukken und die großen Sundainseln, leichter zu vertheidigen als das Festland von Indien, welches damals mächtigen Herrschern gehorchte, wurden der Hauptsitz der holländischen Macht. Dieß war unstreitig eine Hauptursache ihres langen Flors, indem sie nur der Herrschaft des Meeres bedurfte, um sich darin zu behaupten. 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neu erbaute Batavia zum Sitze der holländischen Regierung bestimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch mit leichter Mühe, entrissen die Holländer den Portugiesen nach einander ihre sämmtlichen ostindischen Besitzungen, wozu auch seit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer sich bald ausschließlich zu verschaffen wußten. So blieben den Portugiesen auf Goa nur einige unbedeutende Besitzungen, als traurige Reste ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17. Jahrh. hatte die holländische Herrschaft den höchsten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich, nachdem sie 1653 durch die Anlage einer Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer ostindischen Besitzungen erhalten und 1658 auch Ceylon von den Portugiesen erobert hatte. Das gesammte holländische Colonialwesen in Ostindien stand unter dem Generalgouverneur

von Batavia, dem mehre Gouvernements, Direktoren, Commanderien und Residenzen — die Titel und die Zahl wechselten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlassungen in verschiedenen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von 10 Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, besorgt. 1621 errichteten die Holländer auch eine westindische Compagnie, die zwar anfangs (1630—40) große Eroberungen in Brasilien machte, dieselbe jedoch schon 1642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Ansiedelungen auf einigen kleinen westindischen Inseln, wie St.-Eustace, Curacao, Saba und St.-Martin (1632—49), vorzüglich jedoch nur wegen des Schleichhandels wichtig; auf dem Festlande blieben 1667 nur Surinam, Paramariby, Essequebo und Berbice im Besitze der Holländer.

Zugleich mit den Holländern waren auch die Engländer als Colonialvolk aufgetreten: anfangs mit ungleich geringerm Erfolge. Unter der Regierung der Königin Elisabeth befuhren die Engländer zuerst die fernen Meere. Nach mehren vergeblichen Versuchen, eine nordöstliche oder nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien zu finden, waren zuerst 1591 Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Ostindien gedrungen, und schon am 31. Dec. 1600 ertheilte Elisabeth einer Gesellschaft einen ausschließlichen Freibrief für den Handel jenseits des Caps und der magellanischen Meerenge. Allein dessenungeachtet blieb der ostindische Handel anfangs schwach. Die Engländer erwarben auf dem festen Lande von Indien nur einzelne Factoreien. Die Insel St.-Helena, die 1601 von den Engländern in Besitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen festen Punkt in jenen Gegenden. Unter der Regierung Karls I. wurde die englisch-ostindische Compagnie von den Gewürzinseln 1623 durch die Holländer verdrängt, und außer dem 1620 angelegten Fort St.-George zu Madras behielt sie nur einige Faktoreien auf den Küsten Malabar und Koromandel. Von 1653—58 schien sie vollkommen aufgelöst, bis Cromwell ihr neues Leben gab und sie gegen die Holländer unterstützte. Allein unter der Regierung Karls II. gerieth sie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigne Schuld, in Verfall. Eine neue, 1648 von der Krone privilegirte, ostindische Compagnie bildete sich, und nur die 1708 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals schien, den ostindischen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Besitzungen der Engländer in Ostindien beschränkten sich beinahe nur noch auf Madras, Calcutta und Bencoolen, und erst seit der Mitte des 18. Jahrh. entstand das ungeheure britische Reich in Indien. Der Verfall des mongolischen Reichs, durch innere Unruhen seit dem Tode Aureng Zeb's (1707) begonnen, durch Nadir Schach's Räuberzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlassung, indem Engländer sowohl als Franzosen sich in die innern Streitigkeiten der Fürsten und Statthalter mischten; und wenngleich die Franzosen unter Labourdonnaye und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten schienen, so gelang es dennoch den Engländern, nachdem Beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen, und während der Dauer des siebenjähr. Krieges unter Lawrence's und Clive's Führung sich immer weiter auszubreiten. Durch die Schleifung des eroberten Pondichery hatten sie ihre Uebermacht auf der Küste Koromandel gegründet, und Clive's (s. d.) Sieg bei Plassey, 26. Juni 1756, grün-

dete die englische Alleinherrschaft in Indien. Endlich ward durch den Vertrag von Allahabad, 12. Aug. 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titulargroßmogul, als seynsollendem Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrschaft. Doch erst nach dem Falle des Reichs von Mysore (Hyder Ali und Tippo Saib) konnte die Herrschaft der Engländer in Indien als allgemein befestigt angesehen werden. Die Maratten, mit denen die Engländer zuerst 1774 gekriegt hatten, blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Das britische Gebiet in Indien erhielt nun eine außerordentliche Ausdehnung. Die ganze Ostküste, der größte Theil der Westküste und am Ganges und Jumna hinaus bis nach Delhi gehorchte Alles den Briten. Ueber die neuesten Veränderungen in dem brit. und niederländ. Ostindien s. d. bes. Art. — Beinahe gleichzeitig mit den ersten Versuchen der Briten, an dem ostindischen Handel Antheil zu nehmen, wurden die London- und die Plymouth-Compagnie, die erste für die südliche, die zweite für die nördliche Hälfte der nordamerikanischen Küste, von Jakob I. 1605 privilegirt, und noch in demselben Jahre ward Jamestown, in Chesapeakbai, angelegt. Die Colonien in einem Lande, welches weder Gold noch sonstige für den Handel vorzüglich taugliche Natur- und Kunstproducte besaß, mußten nothwendig Ackerbaucolonien werden, und blieben es. Während der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen veranlaßten, gewannen die nordamerikanischen Colonien gar sehr, einzelne Provinzen bildeten sich und erhielten, nachdem die londoner Compagnie 1625 aufgehoben, die plymouther 1637 verfallen, Verfassungen, die schon mit vielen republikanischen Formen gemischt waren. Später erfolgten die englischen Niederlassungen auf den westindischen Inseln, auf Barbados und halb St.-Christoph zuerst 1625, denen bald andre kleine Inseln folgten; doch wurden die westindische Besitzungen, erst nachdem auf Barbados 1641 und auf dem den Spaniern 1655 entrissenen Jamaica 1660 der Zuckerbau eingeführt worden war, als Pflanzungscolonien wichtig. Die Besitzungen in Nordamerika hoben sich ungleich schneller als die westindischen, selbst nachdem in den letztern 1732 der Kaffeebau einheimisch geworden war; noch in demselben Jahre bildete sich Georgien, die jüngste der 13 Provinzen. Auch Neufundland (Terre-neuve) ward wegen des Stockfischfanges wichtig, und Canada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein schon 1764 entstanden Streitigkeiten zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien über die Frage: ob Ersteres das Recht habe, die Colonien zu besteuern, da sie nicht im britischen Parlamente vertreten würden? und am 19. Apr. 1775 begann ein Krieg, der durch Frankreichs Unterstützung mit der Anerkennung der 13 Provinzen endigte. So entstand durch den pariser Frieden 1783 der erste unabhängige Staat jenseits des Oceans. Englands Macht ward jedoch dadurch nicht gebrochen; vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freistaate mit schnellen Schritten zu. Canada und Akadien wurden nun für England von desto größerer Wichtigkeit; auch die britisch-westindischen Inseln hoben sich, je mehr sich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Riesenschritte; die Zahl seiner Provinzen stieg von 13 bis 25, und seine Flagge wehete auf allen Meeren. Für die westindischen Colonien dagegen traten bedenkliche Verhältnisse ein, jemehr sich der Anbau der ihnen bis dahin ausschließ-

sich eigenthümlichen Erzeugnisse ausbreitete; auch der Sklavenhandel ward 1806 abgeschafft.

Später als Holländer und Briten traten die Franzosen in die Reihe der europäischen Colonialvölker ein. Colbert war es, der Frankreich Colonien und, was man damals für unzertrennlich von denselben hielt, Handelscompagnien gab. Doch nur die Pflanzungscolonien hatten einen glücklichen Fortgang, nicht so die gleichfalls versuchten Ackerbau- und Handelscolonien. Colbert kaufte die auf mehren westindischen Inseln, wie Martinique, Guadeloupe, St.-Lucie, Granada und andern bestehenden, Privatpersonen zugehörenden Niederlassungen 1664, sowie er auch noch in demselben Jahre Colonisten nach Cayenne sandte; vor allen aber wurden die aus dem Räuberstaate der Flibustier hervorgehenden Niederlassungen auf einem Theile von St.-Domingo wichtig. Die gleichfalls 1664 errichtete westindische Compagnie ging jedoch schon zehn Jahre später zu Grunde. Anfangs Zucker und Baumwolle, seit 1728 zuerst auf Martinique Kaffe, blieben die Haupterzeugnisse der westindischen Besitzungen, welche durch die 1717 ihnen eingeräumten größern Handelsfreiheiten und durch den Schleichhandel mit dem spanischen Amerika den englischen bald weit überlegen wurden. Verlor gleich Frankreich durch den pariser Frieden von 1763 einige seiner kleinern Inseln, so gab dagegen St.-Domingo überschwenglichen Ersatz, indem es in den letzten Zeiten vor der Revolution jährlich einen rohen Ertrag von 170 Mill. Livres, beinahe so viel als das übrige Westindien zusammengenommen, lieferte. Seit 1791 ward St.-Domingo schrecklich verwüstet; doch hat es sich seitdem unter einer ganz neuen Gestalt (s. Hayti) wieder gehoben. Auf dem festen Lande von Amerika besaß Frankreich, seit 1661 Canada und Akadien nebst Terre-neuve, allein die Niederlassungen machten langsam Fortschritte; die beiden ersten gingen schon im utrechter Frieden von 1713, letzteres nebst Cap Breton 1762 verloren; auch das im Innern kränkelnde Louisiana ward 1764 an Spanien abgetreten, und Cayenne gab nur einen schwachen Ersatz. Die nachmalige Wiederabtretung Louisianas von Spanien an Frankreich hatte ebenso wenig Erfolg, da schon 1803 Frankreich dasselbe an Nordamerika verkaufte. Mit nicht viel besserem Glücke versuchten die Franzosen sich in Ostindien festzusetzen. 1664 gründete Colbert eine Ostindische Compagnie. Nach vergeblichen Versuchen, sich auf Madagaskar niederzulassen, ward 1670 Pondichery auf Koromendel angelegt und bald der Hauptsitz der französ. Herrschaft. Doch die Compagnie gerieth in Verfall; zwar ward sie 1719 mit der Mississippi-Compagnie vereinigt, allein nichtsdestoweniger blieb sie kränkelnd. Dagegen besetzten die Franzosen 1720 die beiden von den Holländern verlassenen Inseln, Isle de France und Bourbon, bald unter Labourdonnaye's Verwaltung seit 1736 durch Kaffeebau blühend, während Dupleix als Generalgouverneur von Pondichery an der Spitze der Angelegenheiten in Ostindien stand. Hier machten seit 1751 die französ. Waffen beträchtliche Fortschritte, allein der Friede von 1763 entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, und die ostindische Compagnie ward 1769 aufgelöst. Den Franzosen blieb nur das geschleifte Pondichery und Caricat. Bloß Isle de France und Bourbon erhielten ihnen einen schwankenden Einfluß auf den ostindischen Handel. — Jüngst hat Frankreich durch Algier's Eroberung sich eine neue Colonie an der afrikanischen Nordküste erworben, welche, nach einem verständigen System

civilisirt, nicht nur dem französ. Staat, sondern für ganz Europa vortheilbringend seyn wird.

Dänen und Schweden haben ebenfalls Colonien, ja es gab eine Zeit, wo selbst Oestreich an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen strebte. Schon unter Christian VI., 1618, ward in Dänemark eine ostindische Compagnie gestiftet, die zwar Trankebar von dem Rajah von Tanjore erwarb, dennoch aber 1634 wieder zu Grunde ging. Kein günstigeres Schicksal hatte die zweite, 1670 gestiftete Compagnie, die bis 1729 bestand. 1671 hatten die Dänen auch die Insel St.-Thomas in Westindien besetzt, wozu in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. noch St.-Jean und St.-Croix kamen, die sie von Frankreich erkauften. 1734 ward eine westindische errichtet, nach deren Aufhebung aber (1764) der Handel nach Westindien freigegeben, worauf sich die dortigen Inseln schnell hoben. Auch der ostindische Handel, für welchen 1732 eine Compagnie errichtet worden, war sehr gewinnreich, wiewohl die Compagnie nur hauptsächlich mit China Handel trieb, ihre Niederlassungen in Ostindien aber 1777 an die Krone abtrat. — Auch Schweden, obgleich es keine Besitzungen in Indien hatte, errichtete 1731 eine ostindische Gesellschaft, um unmittelbaren Antheil an dem Theehandel mit China zu nehmen, den es mit vielem Glücke führte; 1784 aber gelang es ihm, durch die Erwerbung der kleinen Insel St.-Barthélemi von Frankreich, in Westindien festen Fuß zu fassen. — Unglücklicher war Oestreich, das unter der Regierung Karls VI. durch Errichtung der Compagnie von Ostende 1722 einen unmittelbaren Verkehr mit Ostindien anzuknüpfen versuchte, aber durch das heftige Widerstreben Englands und Hollands sich genöthigt sah, 1731 die Compagnie wieder aufzuheben. Eine im letzten Viertel des 18. Jahrh. versuchte Niederlassung auf den nicobarischen Inseln im indischen Meere, welche früher von den Dänen besetzt, der ungesunden Luft wegen aber wieder verlassen worden waren, hat ebenso wenig Fortgang gehabt. — Preußen stiftete 1682 die afrikanische Handelsgesellschaft in Guinea, und errichtete an der dasigen Küste die Colonie Groß-Friedrichsburg, verkaufte jedoch schon 1718 die Niederlassung an Holland. — Erst in neuern Zeiten sah man in Rußland 1787 eine eigene Compagnie zur Betreibung der Jagd und des Pelzhandels auf den Kurilen, Aleuten und den Küsten von Nordwestamerika entstehen. Ein Ukas, der zum Vortheil dieser Handelsgesellschaft andern Nationen das Befahren der Küste zwischen Asien und Nordamerika, so weit Rußland an einer Seite Küsten besitzt, und auch Fischerei verbot, hat von Seiten der Nordamerikaner Widerspruch gefunden und den Beschluß veranlaßt, militärische Plätze in dem Theil der Nordwestküste Nordamerikas anzulegen, den Spanien und England an die Vereinigten Staaten abgetreten haben. (S. Nordamerika.) — In Afrika haben die Europäer folgende Besitzungen: a) die Portugiesen die azorischen Inseln, Madeira, Salvages, die Inseln des grünen Vorgebirges, der Bissagos-Inseln, Cachen, die Insel St.-Thomas, mehre Factoreien in Kongo, Monomopata und Sofala, ferner Mozambique und Melinde; b) Spanien die canarischen Inseln und die Inseln Fernando-Po, die Prinzen-Inseln und Annabon; c) England die Inseln Ascension u. St.-Helena, zahlreiche Niederlassungen auf der Küste von Senegambien (u. a. die Forts St.-James und Illefrei, Bissoa und Bunamo), auf Sierra-Leone (Tamara Freetown, Scherbro, Kingston) und auf Guinea

(Cape Coast, Fort Erkwith u. s. w.), das Vorgebirge der guten Hoffnung mit bedeutendem Gebiet, und die Inseln Isle de France, Rodriguez, die Sechellen und die Socotora; d) die Niederländer: die Forts Nassau und St.-Georg de Mina u. a. auf Guinea; e) Frankreich: die Forts Arguin am weißen Vorgebirge, Fort Louis und Bijurt am Senegal, Potendic zwischen beiden und Fort Goree und Joali am grünen Vorgebirge, Fort François auf Guinea, die Insel Bourbon und mehre Factoreien auf Madagascar (St.-Marie, Foulpoint und Tamalave); die meisten dieser Niederlassungen, besonders auf der Westküste Afrika's, waren des Sklavenhandels wegen errichtet; aber nach dessen Aufhebung strebten sie, Einfluß auf den innern Handel zu gewinnen. In neuester Zeit besitzt Frankreich auch Algier. — In Australien bestehen nur die englischen Colonien Sidney-Cove (Botanybay) und einige andere auf Neuholland, Vandiemensland, Otaheite und eine Niederlassung auf den Sandwichs-Inseln.

Der Welthandel (s. d.) erhielt durch das Colonialwesen einen neuen Schwung, und bald erkannten die Völker, daß derselbe eine der Hauptquellen ihres Wohlstandes sey. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß man, getäuscht durch die Vorspiegelungen des Mercantilsystems und noch mehr durch den großen Wohlstand, den einzelne Colonialvölker erlangten und den man ausschließlich ihrem Colonialhandel zuschrieb, diesem ohne alle weitere Rücksicht auf das besondere Genie und den besondern Charakter der Nation und auf ihre geographische und politische Lage einen übertrieben hohen Werth beilegte. Dadurch verleitet, suchte man alle Fremde von diesem Handel zu entfernen, um ausschließlich die Vortheile desselben zu genießen, und es bildete sich, in Bezug auf die Colonien, ein Völkerrecht, welches durch seine ungroßmüthigen Grundsätze sich sehr zu seinem Nachtheile von dem in Europa befolgten unterschied. So suchten schon die Portugiesen und Spanier alle andre europäische Nationen von der Schifffahrt der Meere, an denen ihre Colonien gelegen waren, auszuschließen und durch die gewaltsamsten Mittel diese Anmaßung zu behaupten. Allein weder Spanien noch Portugal vermochten auf die Dauer solche übertriebene Ansprüche durchzusetzen, gegen welche sich vorzüglich England und Holland schon früh erklärten. Jedoch kaum waren beide in den Besitz des Colonialhandels gekommen, als auch sie zwar nicht dieselben, aber nicht viel edlere Grundsätze aufstellten. Ward gleich im Allgemeinen der Grundsatz anerkannt, daß die indischen Meere nicht einer Macht ausschließlich angehörten, da suchten dagegen die neuen Besitzer nicht nur durch Verträge sich die ausschließliche Herrschaft über einzelne beträchtliche Theile derselben von andern Staaten zusichern zu lassen, sondern auch Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen aller Art, selbst mitten im Frieden, ihre Nebenbuhler von jenen Meeren zu verscheuchen. Allgemein aber ward der Grundsatz angenommen, daß jede fremde europäische Nation von dem Handel mit den Colonien der andern ausgeschlossen blieb, ja nicht selten war selbst das Anlanden und Besuchen der Häfen den Fremden durchaus verboten. Erst 1822 hat Großbritanien die Freiheit des Colonialhandels ausgesprochen, und die Niederlande scheinen diesem Beispiele folgen zu wollen. Der Colonialhandel zerfällt daher in 3 Hauptabtheilungen: den Zwischenhandel mit den verschiedenen Ländern jener fernen Gegenden, den Zwischenhandel zwischen Europa und den Colonien,

und den Handel mit Colonialwaaren in Europa selbst. Den Zwischenhandel in jenen fernen Gegenden, wo die Colonien gelegen sind, der vor der Ankunft der Portugiesen in Ostindien sich beinahe ausschließlich in den Händen der Araber oder Mauren befand, suchten die Europäer schon früh an sich zu reißen; jedoch glückte ihnen dieß nicht so vollkommen, daß nicht noch einige andre Nationen, in spätern Zeiten vorzüglich die Chinesen und die Hindus selbst, daran ein beträchtlichen Antheil behalten hätten. Ebenso wenig vermochte der Handel mit Colonialwaaren in Europa ausschließlich das Eigenthum Einer Nation zu verbleiben, wiewohl natürlich diejenige, welche die Waaren aus der ersten Hand geholt, darin manche Vortheile vor andern voraus hatte, die dieselben von ihr zu kaufen gezwungen waren. Mit Ausnahme der Spanier u. Portugiesen, deren Handel in Europa bis auf die neuesten Zeiten größtentheils nur ein Passivhandel blieb, suchten alle übrige Nationen den Handel mit den Erzeugnissen ihrer Colonien auch in Europa so viel als möglich für sich zu einem Activhandel zu machen. Vorzüglich war und blieb es jedoch der Zwischenhandel zwischen Europa und Colonien, den jede Nation ausschließlich mit strenger Entfernung aller Fremden sich vorbehielt. Es war dieß die allgemeine Sitte in Friedenszeiten, und auch in Kriegszeiten ward sie beibehalten, so lange es noch keinen übermächtigen Seestaat in Europa gab, d. h. bis zu Anfang des 7jährigen Krieges. Damals aber erhielt die engl. Seemacht ein so großes Uebergewicht, daß in dem zwischen England und Frankreich geführten Kriege die franz. Flagge es nicht wagte, den Handel mit ihren Colonien weiter zu betreiben. Jetzt fingen die Franzosen an, ein von ihnen und den übrigen minder mächtigen Colonialstaaten in den folgenden Kriegen mit England gewöhnlich wiederholtes Verfahren zu üben, nämlich den Handel mit ihren Colonien zu einem freien Handel für alle befreundete und neutrale Staaten zu erklären. Auf diese Weise sicherten sie nicht nur ihre Colonien, die zum Theil die Zufuhr nicht entbehren konnten, sondern sie retteten so wenigstens einen Theil des Gewinnes des Colonialhandels, indem die Neutralen größtentheils nur als Commissionaire den Handel zwischen dem Mutterlande und den Colonien fortführten, und ersteres nur die Fracht für die hin- und hergeschickten Waaren verlor. Da aber England, welches bekanntlich in neuern Zeiten sich in der Regel immer geweigert hat, den Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut“ anzuerkennen, diesen Handel störte, so fingen die Neutralen an, die Waaren der Colonien, mit denen ihnen der Handel freigegeben worden war, zu kaufen und als ihr Eigenthum zu verführen. Die Engländer dagegen behaupteten: es sey dieß in der Regel nur ein Scheinkauf, die Neutralen machten nach wie vor nur die Frachtfuhrleute für die andre kriegführende Partei; und allerdings mögen sie wohl in vielen Fällen Recht gehabt haben, wenn z. B. große Ankäufe für Oerter und Gegenden gemacht wurden, wo zum Absatze einer solchen Menge von Colonialwaaren gar keine Gelegenheit war, oder wenn plötzlich vorher gänzlich unbekannte Handelshäuser ungeheure Unternehmungen in Colonialwaaren machten, die sie unmöglich mit ihrem eignen Vermögen bestreiten konnten. Da England ferner behauptete, es seyen alle gegen diesen betrüglichen Handel ergriffene Vorsichtsmaßregeln durch die List der Neutralen unwirksam, so stellte es einen Grundsatz auf, der seitdem unter dem Namen der „Kriegsregel von 1756“ einen der Hauptstreitpunkte zwischen Eng-

land und den Neutralen abgegeben hat. Die Engländer behaupten demzufolge: es müsse dieser Handel, da er in Friedenszeiten allen Neutralen versagt sey, angesehen werden als ein feindliches Besitzthum, welches, gleich dem andern feindlichen Eigenthume, ein Gegenstand des Kampfes sey und dem Sieger zugehöre; die Neutralen aber hätten keineswegs das Recht, von der dem Feinde nur durch die Noth abgedrungenen Erlaubniß, diesen Handel zu führen, Vortheil zu ziehen, so wenig wie sie eine vielleicht gefährlich gelegene Besitzung für die Dauer des Kriegs unter ihren Schutz zu nehmen befugt wären. Auch könnten sich die Neutralen desto weniger über eine Beeinträchtigung beschweren, der ja der Verkehr mit den Colonien des Feindes ihnen von demselben in Friedenszeiten gleichfalls keineswegs gestattet sey. Unter den Neutralen ist es vorzüglich Amerika, welches über die Kriegsregel von 1756 bittere Klage geführt hat, sowie wiederum England sich nicht minder heftig über die Beeinträchtigungen durch die Nordamerikaner beschwerte. Doch nicht genug, die Colonien von allem Verkehr mit den Fremden abzuschneiden, gab die Handelseifersucht und das Mercantilsystem noch einer Menge für das Aufblühen der Colonien höchst nachtheiliger Beschränkungen ihre Entstehung, wodurch ihr Verkehr mit dem Mutterlande selbst so viel als möglich beengt ward. Die vornehmste dieser Maßregeln war die Errichtung von Compagnien, denen der Handel zwischen dem Mutterlande und den Colonien ausschließlich übertragen ward. Abgesehen von den Nachtheilen, welche die Regierung solcher Compagnien für die Colonien mit sich führt, ward schon das ausschließliche Handelsrecht derselben für die Colonien in der Regel höchst drückend. Die Colonien erhielten so die Erzeugnisse des Mutterlandes gewöhnlich in geringerer Güte und zu höhern Preisen, und die natürliche Folge war, daß sie desto weniger producirten. Aehnliche Wirkung mußte dieser Zwang der Compagnien auf das Mutterland haben, dem sie willkürlich die Preise setzten; auch die Compagnien selbst gewannen dabei in der Regel nicht, sondern nur ihre Bedienten, indem die unvermeidlichen Unterschleife aller Art früher oder später die Angelegenheiten der Compagnien zerrütteten. Man hat Compagnien oft als Nothwendig gepriesen, um den Handel in fernen Gegenden, vornehmlich in Ostindien, mit Vortheil zu betreiben, indem man theils die Unbekanntschaft mit den dortigen Sitten und Gebräuchen, die Gefahr, durch zu große, zufällige Concurrenz sich einander den Markt zu verderben, endlich auch die Unsicherheit, mit räuberischen Fürsten und Völkern zu verkehren, als Gründe anführte, weßwegen dort der Handel von Privatpersonen keineswegs betrieben werden könne. Allein man bedachte nicht, daß die Unbekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen, und die Gefahr, sich den Markt zu verderben, ebenso gut bei andern Zweigen des Handels stattfindet oder stattfinden kann, bei denen man dennoch nie daran dachte, sie durch Comp. betreiben zu lassen, und daß die Gefahr, welche von den Feindseligkeiten der dortigen Fürsten und Völker drohte, erst vornehmlich durch die Comp. selbst erregt wurde, indem der Diener einer mächtigen Körperschaft sich in der Regel ungleich gewaltsamer und stolzer beträgt als der einzelne wehrlose Kaufmann, der auf den Schutz keiner bewaffneten Macht rechnen kann. Daß Comp. zu den Colonialhandel nicht durchaus nothwendig sind, beweist schon das Beispiel der Spanier u. Portugiesen, die dergleichen in ihrer blühenden Periode nicht kannten; statt die Comp. als Grund des Blühens d. ostind. Handels anzustaunen,

sollte man sich vielmehr darüber verwundern, daß trotz der Compagnien dieser Handel so blühend ward. Das schnelle Glück, welches zumal die holländisch-ostindische Compagnie machte, reizte allenthalben zur Nachahmung, doch ohne gleichen Fortgang. Zugleich mit den Compagnien, auch wohl ohne dieselben, fanden noch andre Beschränkungen des Colonialhandels statt. So ward es z. B. in der Regel jedem Unterthan verboten, in Diensten einer fremden Macht, oder wenn der Handel ausschließlich einer Compagnie gehörte, ohne Einwilligung derselben nach den Colonien zu fahren; es ward ferner der Handel gewöhnlich nur auf einige Häfen, auf eine Anzahl Schiffe, auf bestimmte Zeiten beschränkt. Auf jede Art suchte man den Colonialhandel so viel als möglich abhängig von dem Mutterlande zu erhalten. Erst in neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier sich freiern Grundsätzen zu nähern. Es wurden die ausschließlichen Freiheiten beschränkt, und auch Nichttheilnehmern an denselben, wie z. B. in England die Möglichkeit verschafft, an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen, überhaupt an diesem größere Freiheit gestattet.

Was die Regierung der Colonien betrifft, so fand auch hier vom Anfang an der Grundsatz statt, sie in einer gleich strengen politischen als mercantilischen Abhängigkeit zu halten. Handel und Regierung standen bei ihnen immer in der genauesten Verbindung, wenngleich dieß nicht bei allen im gleichem Maße der Fall war. Die Colonien lassen sich überhaupt nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung in 4 große Classen theilen, nämlich in Ackerbau-, Bergbau-, Pflanzungs- und Handelscolonien. In den ersten — von der Art sind hauptsächlich die Colonien im nördlichen Amerika — ist der Landbau die Hauptsache; die Europäer die sich dort niederlassen, werden Landeigenthümer und kehren selten in ihr Vaterland zurück. In der zweiten und dritten Generation, je mehr allmälig die Bande der Verwandtschaft und sonstige Verhältnisse, die sie an das Mutterland knüpften, absterben, und die Erinnerungen erlöschen, erwachsen die Colonisten immer mehr zu einer eignen Nation und werden leicht ihrem Vaterlande entfremdet. Daher ist auch, wie die Erfahrung gezeigt hat, der Besitz dieser Colonien, sowie die Menschen sich in denselben vermehren und in nähere Berührung mit einander gerathen, unsicher. Beinahe in denselben Verhältnissen stehen die Bergwerkscolonien, bei denen Gewinnung der edlen Metalle und Edelsteine die Hauptsache ist: so vorzüglich die Niederlassungen der Spanier und Portugiesen im südlichen Amerika. Sie gehen ihrer Natur nach leicht in Ackerbaucolonien über, und auch in ihnen bildet sich dann, wenngleich langsamer, eine eigne selbstständige Nation, wie dieß jetzt in den spanischen und in den portugiesischen Besitzungen von Südamerika der Fall ist. (S. Südamerikanische Revolution). Ganz anders verhält es sich dagegen drittens in den Pflanzungscolonien, deren Zweck die Erzeugung gewisser, in der Regel nur unter einem heißen Himmelsstriche gedeihender, Pflanzen für Europa ist, wie z. B. die Niederlassungen auf den westindischen Inseln. Eine Nation bildet sich hier nicht leicht. Zwar sind Europäer dort Besitzer von Pflanzungen, allein nur in geringer Zahl und außerdem nur selten dort einheimisch, indem sie wegen des ungesunden Klimas und der Unbequemlichkeiten des Lebens entweder ihre Pflanzungen durch Aufseher verwalten lassen und ihren Ertrag in Europa verzehren, oder doch, nachdem sie sich ein Vermögen gesammelt, in ihr Vaterland zurückkehren. Die geringe Anzahl der Pflanzer (denn der ungleich

größere Theil der Bevölkerung besteht in Negersklaven, die ausschließlich zur Bearbeitung der Pflanzungen gebraucht werden) verursacht, daß Niederlassungen dieser Art am wenigsten des Schutzes und der Unterstützung des Mutterlandes entbehren können. In einem ähnlichen Verhältnisse stehen endlich die Handelscolonien, die den Betrieb der Natur- oder Kunsterzeugnisse des Landes zum Zwecke haben. Sie sind erwachsen aus einzelnen Factoreien und Stapelplätzen des Handels, die allmählich durch List und Gewalt Mittelpunkte beträchtlicher Gebiete wurden; jedoch war der Besitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zwecke, der Handel blieb die Hauptsache. Die Europäer sind in Colonien dieser Art Herrscher, aber selten Landeigenthümer, sondern in der Regel nur Soldaten, Beamte und Kaufleute. Eben deßhalb bildet sich auch hier nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtentheils nur Bereicherung suchen und gewöhnlich in ihr Vaterland zurückkehren. Bei der Unabhängigkeit des Militairs in den drei Hauptstatthalterschaften des englischen Indiens von einander und dem Einfluß der Civilresidenten auf solches Militair, das in den Bundesstaaten der ostindischen Compagnie stationirt ist, bei der Mischung des königl. und Compagniemilitairs, bei der künftig bedeutend werdenden königl. Truppenzahl auf Ceylon und dem öftern Wechsel der Garnisonen, ist nicht leicht im engl. Indien eine militairische Revolution zu fürchten. Das härteste Schicksal, welches die Bewohner von Handelscolonien treffen kann, ist, wenn sie Compagnien in die Hände fallen, die zugleich souveraine politische Körperschaften bilden. Es läßt sich aber voraussehen, daß, so lange der Einfluß der engl. Aristokratie auf beide Parlamentshäuser fortdauern wird, die Compagnieregierung im engl. Ostindien nicht aufhören wird. Die Mißbräuche und die Fehler der Verwaltung der Compagnien nöthigten auch in neuern Zeiten die Regierungen der Mutterländer, dieselbe mehr oder weniger unter ihre unmittelbare Aufsicht zu nehmen und die Compagnien vornehmlich nur auf den Handel zu beschränken. Anders ist dagegen die Regierung gewöhnlich in Ackerbau-, Bergbau- und Pflanzungscolonien gestaltet: es sind hier nicht bloß unterjochte Völker, über die man herrscht, sondern größtentheils auch Europäer, die sich hier niederlassen, vormalige Bewohner des Mutterlandes, welche man daher mit ungleich mehr Schonung behandeln mußte. Gewöhnlich übernahm die Regierung des Mutterlandes selbst die Verwaltung dieser Art von Colonien, wurden sie aber von Compagnien besorgt, so ward dennoch den Colonisten einiger Antheil an derselben vergönnt; in mehren herrscht selbst eine beinahe republikanische Verfassung. Nach Aufhebung des Negerhandels bildete sich eine fünfte Hauptclasse von Colonien auf der afrikanischen Küste. Diejenige zu Sierra Leone (s. d.) unter britischer Hoheit hat schon eine Bevölkerung von 20.000 Menschen und die britische Regierung strengt alle Kräfte ihrer Macht und ihres Handels an, sich in große Handelsumsätze mit dem Innern Afrika's zu setzen. Sicher wird also auch Sierra Leone bald ein wichtiger militairischer Handelsplatz werden, sobald die Verbindung desselben mit dem Innern Afrika's, nach dem Wunsche der britischen Regierung, sich ausgebildet haben wird. — Man nennt auch bisweilen neue landwirthschaftliche Niederlassungen in öden Gegenden fruchtbarer Natur, z. B. Südrußlands Steppen, Colonien. Dieß durch Ausländer zu beschaffen, war eine Grille unserer Vorfahren, jetzt mischt man diese weiser unter die dazu berufenen Inländer, wenn man sie ja herbeiruft.

Colonialwaaren, s. Welthandel.

Colonna, eine der ältesten Familien Roms aus dem 7. Jahrh. Sie zählt unter ihren Gliedern einen Papst, Martin V., mehre Cardinäle, Gelehrte, Dichter ꝛc. Wir nennen hier 1. Pompejus Colonna, Cardinal-Erzbischof zu Montreal in Sicilien, war eine denkwürdige Person seiner Zeit. Gleich geschickt den Cardinalshut wie den Helm zu tragen, sah er die Widerwärtigkeiten mit dem Glücke in seinem Leben auf eine wunderbare Art wechseln. Julius II. entsetzte ihn aller seiner Würden; Leo X. gab sie ihm nicht nur wieder, sondern vertraute ihm mehre wichtige Sendungen an. Vom Papst Clemens VII. des Purpurs beraubt, wurde er auch wieder von demselben in der Folge bekleidet. Als Unterkönig von Neapel sah man ihn 1532 zu Grabe tragen. Er ist der Verfasser mehrer Gedichte, worin er die Liebreize und die Schönheit der Isabella Filamarini, Gemahlin des Prinzen von Salerno, auf eine gemüthliche und zartsinnige Weise besingt. Sein ausgebreitetes zur Ehre des weibl. Geschlechts („De laudibus Mulierum") verfaßtes Werk setzt ihm ein Denkmal seines Verdienstes. — II. Prosper Colonna, ein berühmter päpstl. General seiner Zeit, geb. 1443. Er starb ein J. nach seinem Siege über die Franzosen bei Bicoca (1523). Er war früher in franz. Diensten und machte unter Karl VIII. die Feldzüge in Italien mit. Später trat er in den Sold des päpstl. Stuhls und bewies seinem Oberherrn stets eine unveränderliche Treue. Als erfahrner und kluger General schadete er den Franzosen durch sein Zögern oft mehr, als Andere durch glänzende Schlachten. Er war der Fabius Cunctator seiner Zeit, vertraute sich ungern dem ungewissen Ausgange einer Hauptschlacht und führte den Krieg lieber systematisch, wo sich der Erfolg berechnen und durch Umsicht und Klugheit bestimmem läßt. Seine Hauptstärke war ein Lager zu wählen, den Feind zu ermüden und aufzureiben, ihm die Zufuhr abzuschneiden, dessen Schlingen zu entdecken und zu vermeiden, die seinigen aber so künstlich zu legen, daß seine Gegner fast immer in dieselbe fielen. Streng befolgte er den Grundsatz, einen geschlagenen Feind nicht zur Verzweiflung zu bringen. Die Befestigungs- und Vertheidigungskunst wurde durch ihn sehr befördert. — III. Victoria Colonna, die berühmteste Dichterin Italiens, war die Tochter des großen Helden Fabricius Colonna, Krongroßfeldherrn von Neapel. Ihre Mutter war Anna von Montefeltri, Tochter des Herzogs Friedrich von Urbino. Sie wurde ums Jahr 1490 geboren und schon als 4jähriges Kind dem Markgrafen von Pescara, Ferdinand Davolos, der noch nicht viel älter war, zur Gemahlin bestimmt. Die ausnehmenden Vorzüge des Geistes und Körpers, womit die Natur sie ausgestattet hatte, gewannen durch eine sorgfältige, tugendhafte Erziehung neuen Zuwachs und machten sie zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung. Verschiedene unabhängige Fürsten Italiens suchten ihre Hand. Glücklicher Weise stimmte die Neigung der jungen Verlobten mit der Wahl ihrer Eltern überein, und im 17. Jahre wurde sie dem Manne vermählt, dessen ausgezeichnete Geistesgaben, unerschütterliche Treue und Heldentugenden ihn einer so trefflichen Gattin werth machten. Die Uebereinstimmung ihrer Denkarten und die Gleichheit ihrer Vorzüge ließ eine glückliche Ehe erwarten; allein bald riefen die in Italien entstandenen Unruhen den Markgrafen aus dem häuslichen Kreise. Er trat in Dienste Karls V. (s. d.) und st. an den Folgen seiner Wunden zu Mailand 1525. Sein Verlust wurde für seine

Gattin eine Quelle von rastlosem Schmerz, der nur dadurch Linderung fand, daß sie die Vorzüge ihres Gemahls und ihre beglückte Liebe in den zärtlichsten Liedern besang. Bald nach der Trennung von ihm begab sie sich auf die Insel Ischia, und schlug jeden neuen Antrag aus, obgleich ihre Verwandten wünschten, daß sie wieder eine neue Wahl treffen möchte, weil sie kinderlos war. In ihrer Zurückgezogenheit sang sie fast nur von heiligen Gegenständen. Ihr musterhaftes Leben und der ausnehmende Werth ihrer Schriften gewann ihr den lautesten Beifall aller damaligen Gelehrten, besonders eines Beazzano, Flaminius, Molza, der Cardinäle Contarini, Bemb und Polus, die fast alle in ihren Schriften ihr Lob besingen und mit ihr in freundschaftlichem Briefwechsel standen. Doch ihre vorzügliche Hochschätzung genoß Michel Angelo, der für sie verschiedene Meisterwerke von Bildhauer-Arbeit verfertigte. Victoria reiste sogar mehrmalen von Viterbo, wohin sie sich einige Jahre vor ihrem Tode begeben hatte, nach Rom, bloß in der Absicht, den großen Meister einmal wieder zu sehen. Auch durch Briefwechsel unterhielt sie sich mit ihm. Noch sind verschiedene Sonette vorhanden, welche Michel Angelo an sie gerichtet hat, und worin er die lebhafteste Bewunderung ihrer Schönheit, ihres Geistes und tugendhaften Charakters ausdrückt. Victoria starb zu Rom 1547. Unter Petrarca's glücklichste Nachahmungen gehören ihre Sonette; sie haben mehr Stärke der Gedanken, mehr lebhafte Farben und mehr Rührend-Erhabenes, als gewöhnlich die Schriften von Petrarca's Schülern haben. Ihr Gesang zum Andenken ihres Gemahls ist trefflich. Allein ihr Meisterstück scheint gleichwohl ihr Stanza, welches in Rücksicht auf Einheit, Wohlklang und Schönheit des Styls sich mit den besten Werken ihrer Zeitgenossen messen kann, und in Rücksicht auf lebendige Darstellung und echtes Dichterfeuer Alle, den einzigen Ariosto ausgenommen, weit übertrifft. Ihre Gedichte haben viele Auflagen erlebt, worunter die beste: Venedig 1558, von Ruscelli, mit dem Commentar von R. Corso. Ihre geistlichen Gedichte („Rime spirituali"), welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verrathen, hat A. Manutius in Bologna 1557 und zu Venedig 1561 besonders herausgegeben. (N. Ausg., Bergamo 1760).

Colonne (fr., v. lat. columna); 1) eigentlich Säule (s. d.). 2) (Heersäule, Kriegsw.), die tiefe und schmale Stellung von Truppen zum Marsch oder zum Angriff. Man theilt sie gewöhnlich in offene oder geschlossene. Eine offene Colonne oder eine Colonne mit ganzer Distance, wo die verschiedenen Abtheilungen Raum genug haben, die Linie durch das Einschwenken sogleich wieder herzustellen, erhält man durch das gewöhnliche Rechts- oder Linksabschwenken, durch das Rückwärtsschwenken, oder auch durch das Rottenauflaufen in einzelne Abtheilungen. Geschlossene Colonnen erhält man theils durch das Aufschließen offener Colonnen, theils aus der Linie durch das Ployiren, welches letztere auf jede beliebige Abtheilung der Linie geschehen kann. Um die Angriffscolonne zu bilden, machen den 4te und 5te Zug eines Bataillons die Tête, die Züge vom rechten Flügel setzen sich mit linksum hinter den 4ten, die vom linken Flügel mit rechtsum hinter den 5ten Zug. Bei der Cavallerie werden die Colonnen auf dieselbe Art gebildet, nur mit dem Unterschiede, daß hier geschlossene Colonnen bloß in Abtheilungen zu Escadrons Statt finden. Hat ein

Regiment durch das Abschwenken mit Escadrons aus der Linie eine Colonne gebildet, so rücken die Escadrons nur auf, um die Colonne zu schließen; soll aber die Colonne durch das Ployiren gebildet werden, so geschieht dieß, wie bei der Infanterie. — Um die Colonne nach der Mitte zu formiren, schwenken die 1ste und 2te Escadron mit Zügen links, die 3te und 4te mit Zügen rechts ab. Der 4te Zug der 2ten und der 1ste Zug der 3ten Escadron schwenken aber nicht, sondern gehen im Trabe gerade vor; die Züge der 1sten und 2ten Escadron setzen sich dann, einer nach dem andern, durch Rechtsschwenken hinter den 4ten Zug der 2ten Escadron, der nun den rechten Zug der Tête ausmacht; die der 3ten und 4ten Escadron setzen sich durch Linksschwenken hinter den 1sten Zug der 3ten Escadron, welcher nur der linke Zug der Tête ist. Bei der Artillerie setzt sich eine Batterie auf 3 verschiedene Arten in Colonne. 1) Zu Eins vom Flügel. Das Flügelgeschütz geht geradeaus, und die übrigen suchen so bald als möglich in der Marschrichtung desselben zu kommen. 2) a) Durch Abschwenken der Züge; b) durch das Ployiren der Züge. Der Zug des Têteflügels geht geradeaus, und die übrigen Züge setzen sich durch halbrechts oder halblinks hinter denselben. 3) Aus der Mitte a) Zu Eins. Das 4te Geschütz geht vor; diesem folgt das 5te; hierauf das 3te, 6te, 2te, 7te, 8te, bis alle Geschütze des einen Flügels zwischen denen des andern eingeschaltet sind. b) Zu Zweien. Das 4te und 5te Geschütz gehen vor, und die übrigen ziehen sich von beiden Seiten rechts und links dahinter. Colonne formirt! ist ein Commandosignal der leichten Infanterie. Geht das Signal: das Ganze, vorher, so sammelt sich das Bataillon in Colonne nach der Mitte; steht aber das Bataillon schon in Colonne, so sammeln sich die Tirailleurs hinter demselben. Geht kein Benennungssignal vorher, so sammeln sich die Tirailleurs in kleine Haufen und suchen sich, wenn die Soutiens nicht zu weit entfernt sind, mit diesen zu vereinigen. — Seit Jahrhunderten hat man gestritten, ob im Gefecht die Linien- oder die Massenaufstellung die zweckmäßigere sey, und erst spät ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Anwendbarkeit beider von Umständen bedingt werde. Die Linienaufstellung des Fußvolks nämlich ist zweckmäßig, wenn man gewiß ist, kein Hinderniß des Bodens, welches das Vordringen in dieser Form vermehrt, zu finden, wenn man durch Gewehrfeuer gegen den Feind wirken will und mehr Kanonenkugeln und Granaten als Kartätschen- und Gewehrkugeln zu fürchten hat; die Aufstellung in der Masse dagegen passend, wenn man im durchschnittenen oder gebirgigen Terrain manoevrirt, einen Angriff mit blanken Waffen, wo physische durch die Tiefe der Colonne gegebene Kraft nöthig ist, ausführen und sich nicht auf das Feuer, das wegen der geringen Breite der Colonne wenig Wirksamkeit haben würde, einlassen will; ferner, wenn man selbst einen Choc, besonders von Cavallerie, erwartet. Zwar machen auch bei allen diesen Fällen die Gegner der Colonne den Einwurf, daß oft eine Kugel, die quer durch die Masse geht, oder eine in die Mitte fallende Granate, die fürchterlichsten Verwüstungen anrichtet: dieser Entwurf erledigt sich aber dadurch, daß wegen der geringen dem Feinde dargebotenen Front auch desto weniger Kanonen-, besonders aber weniger Kartätschen- und kleine Gewehrkugeln dieselben treffen. Ein anderer Einwurf, die Unbehülflichkeit einer großen Colonne und die Schwierigkeit, sie in eine Linie zu verwandeln,

ist in neuerer Zeit dadurch beseitigt worden, daß man die Colonne meist nicht stärker als ein Bataillon macht, und daß man diese einzelnen Bataillonscolonnen sich lieber neben einander durch Feuer und Angriffe in des Feindes Flanken secundiren, als unnütz hinter einander stehen läßt; durch die im Gefecht gewöhnliche Bildung der Colonne nach der Mitte aber haben diese eine solche Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit erhalten, daß die Linie binnen 2—3 Minuten herzustellen ist. Fast alle Schlachten werden daher jetzt in solchen kleinen Colonnen gefochten, die sich, wenn die Linienaufstellung passend ist, in diese verwandlen, bei Cavallerieangriffen durch Frontmachen nach allen Seiten die widerstandsfähigsten Vierecke bilden und daher alle mögliche Vortheile in sich zu vereinen. — Auch bei der Reiterei ist der Massen- und Linienangriff anwendbar. Der Choc in geschlossenen Colonnen, welcher besonders bei den Franzosen gewöhnlich ist, wirkt, wenn er gelingt, außerordentlich viel, ist aber dagegen auch der Gefahr ausgesetzt, daß, wenn er fehlschlägt, die ganze angreifende Masse vernichtet oder gesprengt wird, indem an ein Stützen, Entwickeln, Umkehren nicht zu denken ist. Eine andre Angriffsweise in Colonnen mit Distanzen hat dagegen den Vortheil, daß, wenn die erste Abtheilung Nichts erzweckt, dieß doch oft der folgenden gelingt, und daß noch Beweglichkeit zu allen Manoeuvres in einer so geordneten Masse ist. Besonders ist dieser Angriff auf Vierecke von Infanterie mit Wahrscheinlichkeit des Erfolgs anwendbar. Dennoch bleibt aber bei der Reiterei die Linienaufstellung und Fechtart die gewöhnlichste, indessen müssen auch hier die Umstände entscheiden. — Colonnenwege sind Wege, auf denen man mit allen Waffengattungen marschiren kann; sie werden, wo die eigentliche Straße verdorben ist, über die Felder weg neu angelegt und durch ausgesteckte Strohwische (jalons) bezeichnet.

Colophonium (lat., Geigenharz), eine harzige Masse, die beim Destilliren des Terpentins aus dem Lerchen- und Fichtenbaum zurückbleibt. Es wird weniger in Apotheken zu Räucherungen, auch zu Pflastern, als von Klempnern, Zinngießern ꝛc. zum Löthen, besonders aber von Musikern als Geigenharz zum Bestreichen der Bogen gebraucht. Auch dient es auf Theatern zu Blitzpulver.

Coloratur nennt man in der Musik alle schnell forteilende Figuren, die durch keine Pausen unterbrochen sind. Die Gesangkunst bezeichnet damit in den Bravour-Arien die rollenden und trillernden Passagen, welche der Sänger, gleichsam wie dem Gurgelschlage der Nachtigallen abgelauscht, mit einer großen Gewandheit und Gewalt über sein Singorgan, herauszubringen weiß. In überladenen Manieren in irgend einer leichtfließenden Composition zeigt sich die Coloratur in Trillern, Tremulanten ꝛc.

Colorit ist der Theil der Malerei, der jedem Gegenstande die Farben zu geben weiß, die er haben muß, damit das Ganze als ein in der Natur vorhandener Gegenstand in die Augen falle. In diesem Sinne kann man den Begriff des Worts Colorit durch Farbengebung ausdrüken. Man versteht aber auch unter diesem Ausdruck die Beschaffenheit aller im Gemälde sichtbaren Farben in ihrem Zusammenhange und in ihrer Wirkung auf das Colorit; es ist also die Kunst, durch Mischung, Gegeneinandersetzung und Vertheilung der Farben alles zu erreichen, was sich nur erreichen läßt. Sie hat ihren technischen und ästhetischen Theil. Zu dem technischen gehören die Handgriffe des Malers für

Bereitung und Mischung der Farben, und für das ganze mechanische Verfahren, von der Anlage bis zur Vollendung eines Gemäldes, welche in den verschiedenen Arten der Malerei nach dem Material einer jeden verschieden sind. Sie machen das eigentliche Handwerk des Malers aus, welches der Schüler von dem Meister lernen muß. Ferner ist hierher zu rechnen die Kenntniß der Gesetze des Lichts und der Farben, und was aus der Beobachtung ihrer Wirkungen in der Natur für die Ausübung des Malers als Regel aufgestellt werden kann, z. B. über die Farbenbrechung (welche nicht mit Farbenmischung verwechselt werden darf), d. h. diejenige Farbenmischung, wodurch ein Gegenstand vor dem andern ausgezeichnet wird. Leonardo da Vinci in seinen Abhandlungen von der Malerei, Lomazzo und Gerhard Lairesse in ihren Malerbüchern, Mengs in seinem „Praktischen Unterricht" u. A. haben davon gehandelt. Göthe, in seiner „Farbenlehre", gibt uns gleichsam eine geistige Geschichte des Colorits. Der ästhetische Theil des Colorits ist derjenige der es mit Wahrheit und Schönheit der Farbengebung zu thun hat. Hierzu wird eine besondere, in der Empfindung gegründete Anlage vorausgesetzt, die ein wesentlicher Bestandtheil des Malertalents ist, die Anlage nämlich: den eigentlichen Stoff und die Farbe der Gegenstände unter den Einflüssen des Lichts und der Luft mit Empfindung aufzufassen und in der Nachbildung mit charakteristischer Wahrheit auszudrücken. Soll dieser Ausdruck in der Nachbildung gelingen, so wird genaue Beobachtung der Localtöne und Dinten erfordert. Unter Localtönen versteht man die natürliche Farbe eines Gegenstandes, wie sie aus dem Standorte desselben, oder in der Entfernung vom Zuschauer erscheint. In der Kunst erscheint aber die natürliche Farbe der Gegenstände immer als Localton, weil Alles nur als von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, und dem gemäß auch die natürliche Farbe nach dem jedesmaligen Abstand abgestuft wird. Unter Dinten versteht man (in engerer Bedeutung) die Abstufungen des Hellen und Dunkeln, welche Licht und Schatten auf der farbigen Oberfläche hervorbringen. An keinem Gegenstande der Kunst finden sich diese Veränderungen und Verschattungen in größerer Zartheit und Mannigfaltigkeit, als an dem Nackten des menschlichen Körpers, der daher auch der schwierigste Gegenstand des Malers ist. Die Farbengebung, insofern sie sich mit der Nachahmung der Farbe und Beschaffenheit des Fleisches (des Nackten) beschäftigt, heißt Carnation. Kommt zu der genauern Uebereinstimmung der natürlichen Farbe, der Localtöne und Dinten eines Gemäldes mit dessen Gegenstand in der Natur, noch getroffener Ausdruck des eigenthümlichen Charakters des Stoffes, woraus der Gegenstand besteht, so heißt die Farbengebung wahr. Zur Wahrheit soll sich aber die Schönheit gesellen, welche durch harmonische Vereinigung aller Töne des Gemäldes in einen Hauptton erreicht wird. Das Colorit muß dem ästhetischen Zwecke der Darstellung gemäß seyn, diesen unterstützen, und bei aller Wahrheit der Localfarbe und des Stoffes im Einzelnen, durch die Harmonie der Farben und der Beleuchtung ein kunstmäßiges schönes Ganzes ausmachen. Die Wahl der Beleuchtung, die Vertheilung der Farben soll nicht allein auf die Deutlichkeit der Darstellung sondern zugleich auf die Bewirkung einer zweckmäßig wohlgefälligen, ernsten oder reizenden, düstern oder heitern Harmonie abzwecken, welche den Gesammteindruck des Kunstwerks unterstützt. Dieser Forderung zufolge gehören auch Beleuchtung, Haltung und Helldun-

kel mit in den Begriff einer kunstmäßig schönen Farbengebung. — Nach Plinius unternahm es zuerst Kleophantos aus Korinth, mittelst aus zerriebenen Topfscherben bereitete Farbe die gezeichneten Figuren auszumalen, und begründete dadurch das Colorit. Durch des Apollodoros Erweiterung der Kunst durch Nachbildung des Lichts und Schattens erhielt das Colorit größere Mannigfaltigkeit der Dinten und wegen der kräftigern Gegensätze lebhafteren Farbenwechsel. Mehr Blühendes und Zartes gab Pharrhasius dem Colorit, und so erschien in seinen Arbeiten zuerst der angenehm reizende Schein, der Zauber milder Begränzung und richtig und sanft verschmolzener Uebergänge einer Farbe in die andere. Echion und Melanthios vervollkommneten das Colorit und wurden auch von Apelles nicht übertroffen. Unter den Neuern ist Titian in dieser Kunst der unübertroffene Meister. Die römische Schule hat nie ein gutes Colorit gezeigt, die lombardische, ein etwas besseres, die venetianische aber hat vor allen den Vorzug. Die Deutschen, Niederländer und Holländer haben ein besseres Colorit gehabt als die Römer. Außer Titian nennen wir noch als die besten Coloristen: Correggio, Rubens, Vandyk, Veronese, Barbarelli, Robusti (Tintoretto), Schiavoni, Da Ponte, Baroccio, Blanchard, Merigi und Rembrandt. Keiner von ihnen vermochte seine Vollkommenheiten in diesem Grade den Nachfolgern mitzutheilen. — Colorit, Farben (zwei aus der Malerei auf die Dichtkunst übertragene Ausdrücke, die ungefähr dasselbe bedeuten, was man sonst mit zwei andern Metaphern: Einkleidung oder Ton bezeichnet,) nennt man die besondere Art der Darstellung, die äußern Mittel, deren sich der Dichter bedient, seinen Gegenstand recht anschaulich darzustellen und ihm die gehörige Lebhaftigkeit zu geben. Jeder Dichter gibt, sobald er nicht Nachahmer ist, wie jeder Maler, seinen Werken ein eigenes Colorit, woran man gleich den Urheber erkennen kann.

Colquhoun, sprich: Cohuhn (Patrik), berühmter statistischer Schriftsteller Englands, wurde 1746 zu Dumbarton in Schottland geboren. Da er in früher Jugend seinen Vater verlor, ging er in seinem 16. J. in Handelsgeschäften nach Virginien, entwickelte daselbst während eines fünfjährigen Aufenthalts eine gewandte Thätigkeit und richtigen Scharfblick in allen Theilen der ihm anvertrauten Geschäftsführung, u. verließ nur Amerika, um seinen Wohnsitz in Glasgow aufzuschlagen, weil das dortige Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich war. Seine Hauptaufmerksamkeit richtete er hier auf die Erwerbsquellen der Stadt, und bemühte sich auf jede Art, dem Handelsverkehre günstige Privilegien von der Parlamentsregierung zu erwirken. Wie sehr seine Mitbürger seine segensreichen Unternehmungen zu würdigen wußten, bewiesen sie dadurch, daß sie ihn mit der ansehnlichen Würde eines Lordprobstes bekleideten. Er war es, dem es durch eine kraftvolle Vorstellung bei dem Minister Pitt gelang, jene Parlamentsakte zu bewirken, in Folge deren 1788 die Baumwollen-Manufakturisten von dem verderblichen Auktionszolle befreit wurden. 1789 wählte er mit seiner Familie London zu seinem Aufenthaltsorte, und sein 1792 ihm daselbst gewordenes Richteramt verwaltete er mit Rechtlichkeit und einem uneigennützigen Eifer, der ihm die allgemeine Hochachtung erwarb. Um diese Zeit erschien sein kameralistisches Werk: „On the police of the metropolis" (deutsch, bei Baumgärtner in Leipzig) im Druck. Hierin lieferte er einen gründlichen Entwurf, wie dem Diebstahl abzuhelfen sey, welcher an den großen

Frachtschiffen auswärtiger Interessenten auf der Themse beständig verübt wurde. Seine milden Stiftungen für die Armen und Nothleidenden erwarben ihm den Namen eines edeln Menschenfreundes, und seine in Verbindung mit den Quäkern errichteten drei großen Suppenhäuser machten ihn zum Vater der Dürftigen. Auch die Armenschulen, die Verbesserung der Gefängnisse und die Polizeiangelegenheiten entgingen seiner Sachkenntniß nicht, und indem er sie zu einem Bestandtheile seines Wirkungskreises machte, wurde er 1797 von der Universität Glasgow zum Doktor der Jurisprudenz creirt. 1804 ward er von der Stadt Hamburg, zu ihrem diplomatischen Agenten in London ernannt; in gleicher Eigenschaft wirkte er zum Besten der Hansestädte Bremen und Lübeck. 1820 endete er zu frühe für sein unermüdetes Wirken zum Wohle des Staates und der Menschheit sein Leben. Seine besten Werke sind, außer den angeführten: A new System of education for the labouring peoble: A treatise on Indigence"; und „On the wralth, power and resourses of the Britisch Empire", 4. 1814 (deutsch: „Ueber den Wohlstand, die Macht und Hülfsquellen des britischen Reichs" übersetzt von Fick, Nürnberg 1815).

Columbanus, als Missionair und Reformator des Mönchslebens bekannt, war ums J. 560 in Irland geboren, wurde Mönch in dem damals blühenden irischen Kloster Bangor, ging, um dessen Regel und das Christenthum auszubreiten, mit 12 andern Mönchen im J. 589 über England nach Frankreich, führte ein einsames Leben in den Vogesen, stiftete darauf die Abtei Lurenil und das Kloster Fontaine, und, vom König Theodorich auf Brunehildens Anstiften, deren ärgerliches Leben er öffentlich getadelt hatte, vertrieben, begab er sich nach Bregenz am Bodensee und von da nach Italien, wo er die Abtei Bobio erbaute, in welcher er 615 starb. Seine Mönche vereinten sich später mit den Benediktinern. Er hinterließ Reden, die nebst seinen übrigen Schriften, ascetischen Inhalts, Flemming (Löwen 1667) herausgab.

Columbia. So heißt der dem Congreß der Vereinigten Staaten in Nordamerika von Maryland und Virginien 1790 überlassene, keinem Staate zugehörige Landesbezirk am Potowmak, in welchem die Bundesstadt Washington (s. d.) liegt. Er bildete ein Viereck von 100 engl. oder $4^{7}/_{10}$ geogr. QM. und enthält gegen 40.000 Einw. Noch heißen drei Grafschaften Columbia: eine im Freistaate Neuyork mit der Hauptst. Hudson (38 QM., 33.000 Einw.), die andere im Freistaate Georgien (12.000 Einw.), und die dritte im Freistaate Ohio (11.000 Einw.). Ferner gibt es drei Städte dieses Namens, eine in Südcarolina, wo der Sitz der Regierung und eine Universität ist, die andere in Virginien, die dritte, ein bedeutender Handelsplatz, im Freist. Ohio. Noch wichtiger ist der Columbiastrom, welcher auf dem Felsengebirge entspringt (54° 28′ N. B.), südlich den Multnomah, welcher aus Neumerico kommt, und nördlich den Levis aufnimmt, und sich 48° von Washington entfernt, in das stille Meer (46° 10′ N. Br.), in die von den Spaniern 1775 entdeckte Hecedas-Einfahrt ergießt. Das Flußgebiet des Columbia gehört zu dem Freistaate Louisiana. Es bildet für den Handel der Vereinigten Staaten die wichtigste Wasserstraße, denn durch Canalverbindung mit den Binnenströmen, mit dem Mississippi und dem Laurentius soll der atlantisch-europäische Handel mit dem westlichen nach China, Indien u. s. w. verknüpft werden. Amerikaner entdeckten diesen

Erdstrich. Im Sommer 1791 lief nämlich das amerikanische Schiff Columbia (Cap. Gray) in die Entrada de Heceda ein und segelte stromaufwärts; daher der jetzige Name des Flusses. Hierauf untersuchten seinen Lauf abwärts, auf ihren Landreisen quer durch Nordamerika, 1793 Mackenzie, dann 1805 die amerikanischen Capit. Lewis und Clarke, bis zu seiner 18.000 Klaftern breiten Ausmündung. Endlich erforschte Commodore Potter 1816 fg., im Auftrage der Regierung, die Küsten des nordwestlichen Theils des Unionsgebiets und machte auf die Vortheile der Colonisation der Ufer des Columbia aufmerksam. Dieser Strom hat einen Ueberfluß an Lachsen und andern Fischen, und ist, bis auf Trageplätze, schiffbar. Die Flut steigt in ihm bis 185 engl. Meilen aufwärts. Das Columbiathal ist fruchtbar. Da nemlich die Temperatur der Nordwestküste am stillen Meere (eine natürliche Folge der Abdachung von Morgen gegen Abend) um 15 Grade milder ist als die der Nordküste am atlantischen Ocean, so ist auch die Vegetation daselbst weit üppiger. Der Anbau und die Bevölkerung dieses fruchtreichen Küstenreichs können daher schnell zunehmen. Unter den indianischen Stämmen, die am Columbia von Jagd, Fischerei und Tauschhandel mit Pelzwaaren leben, und die im Ganzen klein und häßlich gebildet sind, zeichnen sich mehre durch Geschicklichkeit im Canotbau und in der Verfertigung ihrer Geräthschaften sehr aus, vorzüglich die Clatsops. (S. die Reisebeschreibung der Capit. Lewis und Clarke.) An der Mündung haben die Vereinigten Staaten 1791 einen Militärposten Columbia angelegt. Die früher von ihnen 1785 fg. gegründete Niederlassungen am Columbia, das 1800 angelegte Fort Clatsop, die 1810 gegründete Stadt Astoria und die 1812 entstandenen Niederlassungen an den Nebenflüssen des Columbia fielen im letzten Kriege den Engländern in die Hände, wurden aber im genter Frieden an die Vereinigten Staaten zurückgegeben. Hierauf stützte der Congreß sein Recht auf die 1822 beschlossene Colonisation jenes Theils der Nordwestküste von Nordamerika. Er will zu dem Ende die nöthigen Ländereien von den Eingebornen durch Kauf an sich bringen. Man betrachtete dieß zugleich als eine Maßregel gegen das Umsichgreifen der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft in jenen Gegenden. Uebrigens ist der kürzeste Weg für die Amerikaner, um die chinesischen und indischen Waaren zu beziehen oder gegen Pelzwaaren einzutauschen, der Weg über Columbia; denn von den Felsgebirgen beträgt der Landweg bis zu der ersten schiffbaren Stelle des Missouri 340 engl. (73 deutsche) Meilen wovon 200 bereits völlig fahrbar sind, sodaß es nur noch der Anlegung einer Kunststraße von 150 engl. (30 deutschen) Meilen bedarf. Dann tritt Nordamerika mit China, Japan, Indien, Peru und Chile in nahen und unmittelbaren Verkehr.

Columbus, s. Colombo.

Columella (Lucius Junius Moderatus) der vorzüglichste Schriftsteller der Römer über Landwirthschaft, Weinbau und Obstbaumzucht, geb. zu Gades (Cadix) in Spanien, blühte unter den Kaisern Tiberius und Claudius (30—60 n. Chr.), lebte meist auf seinem schönen Landgut Ceretanum in Spanien, unternahm aber auch mehre Reisen, unter denen die nach Syrien und bis Kilikien in Kleinasien die merkwürdigsten sind. Isidor von Spanien rühmt ihn als einen vorzüglichen Redner. Seine auf uns gekommene Werke sind: „De re rustica“ (12 Bücher) und „De arboribus“. Der nützliche Inhalt macht das erstere Werk — wovon

Buch 1—9 und 11—12 in Prosa, das 10. Buch aber, ein Lehrgedicht über den Gartenbau, in Hexameter abgefaßt sind — vorzüglich schätzbar. Seine Schreibart ist rein und elegant, nur etwas weitschweifig und rednerisch. Geßner und Schneider haben die besten lateinischen Ausg. hiervon besorgt, und M. C. Curtius hat (Hamb. 1769) die 2 Bücher von der Landwirthschaft, und J. Riem (Dresden 1791) die von der Baumzucht verdeutscht.

Comayagua, 1) Distrikt des mittelamerikanischen Staats Honduras und 2) Hauptstadt desselben, und des ganzen Staats, an der Ulua, auf einer fruchtbaren Hochebene. Sitz der hohen Behörde und eines Bischofs; hat 20.000 Einw.; das Bisthum, Anfangs zu Truxillo gestiftet, ist seit 1561 hierher verlegt.

Combattanten (v. lat.), die wirklich bewehrten, in Reihe und Glied stehenden Soldaten, um sie vom Troß, den Chirurgen, Proviant-Offizianten ꝛc. (die Nichtcombattanten) zu unterscheiden.

Combination (v. lat.), überhaupt Verbindung von Mehren durch Zusammenfügung, Gegeneinanderhalten, Vergleichen Berechnen, um zu sehen, wie die Dinge, Umstände, Gedanken zusammenpassen, oder was sich daraus ergibt; in der Rechnenkunst, die Versetzung mehrer gleichartiger Größen, Buchstaben, Zahlen oder durch Zahlzeichen dargestellter Quantitäten und Qualitäten. Combinationslehre, der Inbegriff der Resultate, zu welchen dergleichen Verbindungen führen können und der darüber sprechenden Regeln. Die Frage z. B.: wie viel Amben sind aus den 5 gezogenen Lotteriennummern möglich, d. h. wie oft lassen sich 5 Zahlen, je 2 und 2 ohne Wiederholung verbinden? — gehört in das Gebiet der Combinationslehre. — Combinatorische Analysis, die oft sehr verwickelte, durch eine eigne Charakteristik ausgezeichnete Anwendung der Combinationslehre auf die Analysis. Dieser fruchtbare Theil der Analysis ist durch Hindenburg zu Leipzig seit 1778 zu einer selbstständigen Wissenschaft ausgebildet (s. Weingärtner's „Lehrbuch der combinatorischen Analysis", 2 Thle., Leipz. 1861). Man unterscheidet Verbindungen mit und ohne Wiederholung. Die beiden Lotterienummern 4 und 5 z. B. lassen sich in der doppelten Gestalt, 4, 5 oder 5, 4 verbinden; beide Verbindungen geben nur eine Ambe. Man kann die gegebenen Elemente ferner entweder permutirend oder combinirend oder variirend verbinden. Die Frage z. B.: wie oft können drei nebeneinander stehende Personen ihre Stellung verändern? bezieht sich auf Permutation; die Eingangs aufgeworfene auf Combination der Elemente. Variationen endlich sind Combinationen mit allen möglichen Versetzungen der vorkommenden Elemente. Die Anwendungen der Combinationslehre auf die Mathematik und das Leben sind höchst mannigfaltig. Wir combiniren Laute, wenn wir schließen. Sie läßt sich auf Stoffe, Farben, Töne, Klänge (Orgelregister), Muster ꝛc. sogar auf Speisen anwenden. Oft führt indeß die Verbindung mehrer Wahrnehmungen, darüber gefällter Urtheile und Schlüsse nur zur Wahrscheinlichkeit. Die Fertigkeit des Verstandes, auf diesem Wege der Wahrheit sich zu nähern, oder auch sie wirklich zu erkennen, wird das Combinationsvermögen genannt. S. Semlers „Versuche über die combinatorische Methode" (Dresd. 1811. Ferner „Vollständiger Lehrbegriff der reinen Combinationslehre, mit Anwendung auf Analysis und Wahrscheinlichkeitsrechnung" (Braunschw.

1824, 4.) und Eytelwein in seinen „Grundlehren der höhern Analysis“ (Berlin 1825, im 2. Bde.).

Comenius (Joh. Amos), Reformator des Schulwesens im 17. Jahrh., war 1592 zu Komna in Mähren geboren. Auf der Hochschule zu Herborn vollendete er seine Studien, kam 1614 wieder in sein Vaterland zurück und ward Rektor in Prerau. 1618 wurde er Prediger an der Kirche zu Fulneck, erhielt zu gleicher Zeit die Aufsicht über die Schulen und machte sich in dieser Eigenschaft durch die Einführung einer neuen Lehrart in den Sprachen verdient. Seine Versuche, wie ähnliche Schriften über diese Materie, gingen aber 1621 durch die Eroberung der Stadt durch die Spanier, welche seinen Büchervorrath plünderten, verloren. In Folge des Befehls von 1624, welche alle reformirten Prediger in die Acht erklärte, floh er nach Lissa in Polen und unterrichtete daselbst in der lateinischen Sprache. Hier erwarb er sich durch sein 1631 ans Licht getretenes Werk: „Janua linguarum reserata“ seinen eigentlichen Ruhm. Diese Schrift fand eine solche ehrenvolle Aufnahme, daß sie in 12 europäische Sprachen, außerdem noch ins arabische, Türkische, Persische und Mongolische übertragen wurde, Sein allerdings für seine Zeit durchaus neue Lehrmethode in dieser Schrift behandelt die Sprachen als Bildungsmittel des Geistes und gibt Regeln, an die Hand wie der Jugend auf die angenehmste Weise durch Anlegung ihrer Sinne die Erlernung der Sprache beigebracht und erleichtert werden kann. Ebenso allgemein bekannt ist sein „Orbus pictus, oder die sichtbare Welt“, welche zu Hanau 1659, Nürnberg 1666 ꝛc erschien das erste Bilderbuch für Kinder und durch Umfang und Auswahl nützlich. Man betrachtete ihn als Wiederhersteller der Schulen, und sein Ruf nahm so im Auslande zu, daß er 1641 nach England berufen wurde, um dem Parlamente einen Entwurf zur Reorganisation des Schulwesens vorzulegen. Die damaligen Unruhen Großbritaniens gaben ihm zu erkennen, daß in Bürgerkriegen an eine Reform des Schulwesens nicht zu denken sey. Er begab sich daher 1642 nach Schweden, wo ihn Oxenstierna mit seiner Gunst beehrte und ihn mit einem Gehalt beschenkte, mittelst dessen er ganz seinen unermüdlichen Forschungen leben konnte. Von da begab er sich nach Lissa, und als die Polen dasselbe im April 1656 verbranten, flüchtete er sich, nachdem er seine Handschriften über die Pansophie und eine Offenbarung Johannes in dieser Verwirrung der Dinge eingebüßt hatte, nach Brandenburg, ging von da nach Hamburg und endlich nach Amsterdam, wo er von der Unterstützung mildthätiger Personen lebte, mehre Werke herausgab und 1671 starb. In der Religion war er dem Mysticismus zugethan, weissagte aus der Offenbarung St. Johannes und erwartete als Anhänger des Chiliasmus 1672 das Weltende. Die Bourignon (s. d) liebte er mit zärtlicher Anhänglichkeit und verehrte in ihr eine heilige Seherin. In seiner „Synopsis“ (Leipz. 1633) sucht er die Ausgeburten seiner phantastischen Spekulation auch in der Bibel zu beweisen. Er nahm drei Principe an, durch welche Alles entstanden, Körper, Geist, Licht. Jene ist die körperliche, der Geist die feine Substanz, die an sich lebend, unsichtbar, unempfindbar und durch den göttlichen Geist aller Dingen mitgetheilt ist, um sie zu bewohnen und zu beleben. Das Licht ist aber der plastische Geist, eine mittlere Substanz, welche die Materie durchdringt, zum Einpflanzen des Geistes vorbereitet und sie dadurch formt. Adelung gibt die Anzahl seiner Werke

auf 92 an, wir besitzen aber nur noch 54; doch hat er mehr geschrieben, aber wenig, was jetzt noch gelesen zu werden verdiente. Auf seine philantaropischen Ideen hat neuerdings Fr. Krause wieder aufmerksam gemacht.

Comes palatinus (Pfalzgraf), Richter und oberster Beamter der fränkischen und deutschen Könige. Jede königl. Hofburg (Pfalz) deren es in jedem Theile des Reichs gab, hatte einen solchen Beamten. Der Graf der Pfalz zu Aachen (dem Archisolium totius regni) war der erste unter ihnen und einer der obersten Kronbeamten des Reichs. Aus der Länderdotation desselben ist die Pfalzgrafschaft am Rhein entstanden. Jedes der alten Herzogthümer hatte auch wieder seine Pfalzgrafschaft, welche in Sachsen und Baiern mit dem Herzogthum vereinigt wurde, in Franken und Schwaben erlosch. Später stellten die Kaiserhofpfalzgrafen (Comites S. Palatii Lateranensis) an, und gewisse kaiserl. Rechte auch in den reichsständischen Gebieten auszuüben. Es gab deren zwei Classen, I. mit der großen Comitiva, solche die den Adelstand verleihen, und auch Pfalzgrafentitel ertheilen konnten. Dieß hatten die mit Landeshoheit begabten Familien Schwarzenberg, Hohenlohe, Oettingen, Stadion, Truchsesse von Waldburg und sogar die mittelbaren Reichsgrafen von Bünau. Daß sie aber jemals einen, ohne nachherige Bestätigung vom Kaiser oder dessen Vicarien, gültig anerkannten Adel verliehen haben sollten, ist zu bezweifeln. Die vormalige Reichsstände und nunmehrigen Standesherren verloren diese Rechte, da ihr Commitent, der deutsche Kaiser, seine Würde niederlegte. II. Das Recht der kleinen Comitiva, welche Doctoren, Licentiaten, Notarien creiren, unehelich Geborne legitimiren und Minderjährige für volljährig erklären konnte. Diese hatten z. B. die deutschen Universitäten, haben sie aber aus gleicher Ursache verloren, insoweit sie nicht vom Landesherrn stillschweigend oder ausdrücklich prorogiret worden ist. Die beiden letzten Vorrechte besitzt, indem sie in eines Unterthanen Hand, ohne Untersuchung verwaltender Umstände, sogar schädlich seyn können, jetzt keine Corporation oder irgend ein Privilegiat mehr: denn wir haben jetzt von der Landeshoheit weit erhabenere Begriffe als unsere Vorfahren, und gedenken uns ihre Ausübung an die Person des Monarchen, oder dessen verantwortliche Stellvertreter strenge gebunden. Ihre Basis ist im Volksglauben ein vom Monarchen mit der Gewissenhaftigkeit eines Geschwornen anerkannter Rechtsgrund, wenn er ihn auch Gnade nennt, weil er über den ihn bestimmenden Rechtsgrund Keinem, als seinem Gewissen, Auskunft schuldig ist. — In Frankreich gab es, vom ersten Ursprunge der Monarchie an, Pfalzgrafen (Comtes palatins oder du palais) königl. Hofbeamte, Hofrichter, die ungefähr denselben Wirkungskreis hatten, wie die deutschen. Noch unter den Königen aus capetingischem Stamme führten die Grafen von Champagne, von Toulouse, Guenne und Flandern den Titel Pfalzgrafen und nannten sich, um zu zeigen, daß sie diese Würde nicht von dem römischen Kaiser, sondern von ihrem Könige hätten, Comtes palatin de France, auch wohl kurzweg Comtes de France oder du Royaume.

Comines (Philippe de), Prinz von Talmont und Herr von Argenton, berühmter Historiker und Staatsmann, Sprößling eines adeligen Geschlechtes, wurde 1445 auf dem Schlosse Comines bei Menin in Flandern geboren. Jung kam er an den Hof der Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Karls des Kühnen, wo ihm seine Talente eine

ehrenvolle Behandlung erwarben. Als Ludwig XI. bemerkte, daß Comines das volle Vertrauen seines Fürsten besitze, bediente er sich seiner zur Aussöhnung mit Karl dem Kühnen. 1464 trat er in die Dienste Ludwigs XI., wahrscheinlich durch den heftigen unbesonnenen Charakter Karls und die Versprechungen Ludwigs zu diesem Schritte bewogen. Ludwig überhäufte ihn mit Zeichen des Wohlwollens und gebrauchte ihn in mehren Staatsangelegenheiten mit glücklichem Erfolge. Als nach dem Falle Karls des Kühnen Ludwig das Herzogthum Burgund an sich gerissen, sandte er Comines dahin, ernannte ihn aber bald zu seinem Botschafter zu Florenz, wo er sich als einen heftigen Anhänger der Mediceischen Partei zeigte, besonders bei der mißlungenen Verschwörung der Pazzi gegen die Medici. Zwei Jahre darauf reiste er in Auftrag Ludwigs nach Savoyen, um sich des jungen Herzogs Philibert zu bemächtigen und ihn unter die Vormundschaft des Königs, seines Oheims, zu stellen. Nach dem Tode Ludwigs sank sein Ansehen. Zum Mitglied des Staatsrath unter der Regentschaft ernannt, war er auf die Seite der Prinzen gegen die weise und wohlthätige Regierung der Anna de Beaujeu getreten; er ward in alle Ränke des Herzogs von Orleans verwickelt und schloß sich besonders an den alten Connetable, Johann von Bourbon, an. Als Theilnehmer an einer Verschwörung, die entdeckt wurde, mußte Comines die härteste Behandlung erdulden und 8 Monate zu Loches in einem eisernen Käfig zubringen. Das Parlament machte ihm den Prozeß und erkannte ihn 1488 des Einverständnisses mit mehren Rebellen und andrer Verbrechen schuldig. Nach dem Urtheil, das nicht zur Vollziehung gekommen zu seyn scheint, sollte er 10 J. auf eines seiner Güter verbannt werden und den 4. Theil seines Vermögens verlieren. Unter Karl VIII. erscheint er in mehren diplomatischen Angelegenheiten in Italien, deren Ausrichtung nur mit Zeichen der Ungunst aufgenommen wurden. Unter Ludwigs XII. Regierung lebte er in stiller Eingezogenheit und starb 1509 zu Argenton. Comines scheint in seiner moralischen Denkart einer von Denen gewesen zu seyn, welche der nützlichen Maxime folgen, die verdorbene Welt gehen zu lassen wie sie geht, in seinem eigenen Betragen eine ehrenwerthe Honnetetät zu behaupten, im Streite der Parteien es mit den klügsten zu halten und aus den Umständen jeden anständigen Vortheil zu ziehen. So zeigt er sich auch in seinen Memoiren (vollständigste Ausgabe, London 1747, 4 Bde., 4.), welche für die Geschichte jener Zeit von unschätzbarem Werth sind. Mit der ruhigsten Würde eines Mannes, welcher erhaben ist über das Geschwätz der Welt und über die beschränkten Ansichten der Menge, führt er den Monarchen, dessen Partei er genommen, unbefangen dem Publikum vor. Er wolle gar nicht loben, sagt er, was nicht lobenswürdig sey; aber jeder Mensch habe seine Fehler; ein großer Herr entbehre mehr Vortheile der moralischen Erziehung; und Eins gegen das Andre gerechnet, sey Ludwig XI. einer der vortrefflichsten Regenten gewesen. Despotische Gewissenlosigkeit im Lauf eines ganzen Regentenlebens war also in den Augen des großen Weltmannes Comines nur ein Fehler, der durch die Tugend einer ungemeinen Klugheit vergütet werden konnte. Aber man bemerkt kaum den Mangel an moralischer Würde, wenn man diese Memoiren liest. Eine reiche Fülle des praktischen Verstandes und die Grundsätze der Lebensklugheit, welche Comines in seine Memoiren verflochten hat, machen sie sehr anziehend

Die präcise und männliche Sprache des Werks harmonirt vortrefflich mit seinem innern Charakter. Sie hat noch viele Züge vom Chronikenstyl, aber im Ganzen doch eine ungemeine Leichtigkeit. Man muß bei der Schätzung dieser Memoiren nicht vergessen, daß bis dahin noch überall kein Geschichtschreiber in einer neuern Sprache dem Geiste und Styl des Thukydides und Tacitus so nahe gekommen war als Comines. Die Memoiren wurden bald in mehre europ. Sprachen und ins Lateinische übersetzt. Comines verstand die Kunst des wahren Pragmatismus, erzählend zu raisonniren und durch die Facta selbst, nicht durch Digressionen, das Urtheil sich aussprechen zu lassen. Seine Reflexionen ergeben sich als die natürlichsten immer von selbst. Lob und Tadel erscheinen bei ihm prunklos und völlig in der richtigen Absicht der Begebenheiten gegründet. Comines's Denkmal befindet sich im pariser Museum.

Comitate, s. Gespanschaften.

Comitien hießen die Versammlungen des römischen Volkes, in welchen die Angelegenheiten des Staats berathen und nach der Stimmenmehrzahl entschieden wurden. Schon unter den Königen wurden sie zusammenberufen; in der Republik ging diese Macht in die Hände der Consuln über. In Abwesenheit des Consuls konnten sie auch vom Interrex, vom Prätor, vom Diktator, von einem Volkstribun, und in außerordentlichen, wiewohl seltenen, Fällen von dem Pontifex Maximus, auch wohl von den Aedilen und Decemvirn berufen werden. In den Comitien berathschlagte man die Erwählung der höchsten Magistratspersonen, die Annahme neuer Gesetze oder die Aufhebung alter Gebräuche, über Krieg und Frieden, oder um Staatsverbrechen zu richten. Die Comitien wurden entweder auf dem Marsfelde, dem Forum, oder auf dem Capitolium gehalten. Die Kaiser behielten sie zwar zum Scheine bei, lenkten sie aber ganz nach ihrem Belieben. Nach den verschiedenen Eintheilungen des römischen Volks in Centurien, Curien und Tribus unterschied man: Comitia centuriata, curiata und tributa. Oft nannte man sie auch nach der Verschiedenheit der Magistratspersonen, die darin erwählt werden sollten: Comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontificia, proconsularia, propraetoria und tribunitia. Die Comitia aedelitia waren Comitien, worin sowohl die Curul- als Volks-Aedilen nach Stimmenmehrheit gewählt wurden. Die Volkstribunen oder die Aedilen beriefen sie zusammen und das Volk stimmte nach den Tribus. Die Comita censuriata, worin nach den 193 Centurien gestimmt wurde, waren die vornehmsten und wurden daher auch majora genannt. 17 Tage zuvor (per trinundinum) wurde das Volk durch ein Edikt zusammenberufen. Am Tage der Versammlung bezog der dabei vorsitzende Magistrat, nebst einem Augur, ein Zelt vor der Stadt, um die Auspicien zu beobachten. Wenn der Augur diese für unverwerflich erklärte, wurden die Comitien gehalten, außerdem mußten sie auf einen andern Tag verlegt werden. Vor Aufgang und nach Untergang der Sonne ward Nichts in denselben vorgenommen. Der vorsitzende Magistrat saß auf seinem curulischen Stuhle und eröffnete die Versammlung durch ein Gebet, welches ihm der Augur vorsagte, worauf er dem Volke den Gegenstand der Berathschlagung bekannt machte. Hierauf sonderte sich das Volk in seine Tribus und Centurien ab. In frühern Zeiten wurden zuerst die Equites, dann die Centurien der ersten Classe u. s. w. zum Abstimmen aufgerufen; nachher wurde es durchs Loos bestimmt. Der Meinung

der zuerst stimmenden Centurie folgten gewöhnlich die übrigen. Anfangs gab jede Centurie ihre Stimme (Votum) mündlich, später durch Täfelchen. Was die Mehrheit jeder Centurie beschloß, das wurde durch einen Herold als das Votum dieser Centurie ausgerufen. Die Comitien wurden auch unterbrochen, wenn Jemand während derselben von der Epilepsie (die daher morbus comitialis hieß) befallen wurde, wenn ein Volkstribun seine Veto aussprach und durch verschiedene andere Umstände. — Die deutschen Kreis- und Reichstage nannte man auch Comitien, weil sie gleichen Zweck hatten. Daher Comitial, was auf dem Reichstag Bezug hatte; Comitial-Gesandtschaft.

Commandant, Oberbefehlshaber einer Festung, sowohl über das Personal als das Material derselben. — Commando, Befehl, den ein Offizier im Militair seinen Untergeordneten ertheilt. — Commande, Ort, der von einem andern beschossen, commandirt werden kann; ein solcher Ort hingegen, der einen andern beschießen kann, heißt Commandement.

Commandement (fr. Kriegsw.), der senkrechte Abstand der Krone der Brustwehr einer Schanze oder eines Festungswerks von einem Punkte außerhalb desselben. Man glaubte dadurch in den Stand gesetzt zu seyn, die vordern Werke durch die hintern mit Nachdruck vertheidigen zu können; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß dieß nur bei gleicher Höhe möglich ist; man bedient sich daher der Commandements nicht mehr.

Commanderie, Commende, Commenthurei, hieß bei einigen geistlichen Ritterorden das Gebiet, dessen Einkünfte ein dazu bestellter Ordensritter berechnete oder genos. Mehre Commenden bildeten eine Ballei. Die Befehlshaber über solche Ordensritter heißen Commenthuren oder Comthure, die unter sich einige Ehrenstufen hatten. Der Comthur hatte bei einer weitläufigen Commende einen Hauscomthur zum Gehülfen. Der Landcomthur hatte die Aufsicht über die Commenden einer Provinz.

Commandite (fr.), Gesellschaftshandlung oder der Betrieb eines Handelsgeschäfts an einem fremden Orte unter Leitung eines Mannes (Commeditaire), der dazu von einem andern Kaufmann (Commanditist) erwählt ist, und das Geschäft für dessen Rechnung treibt.

Commelin (Jérome), aus Douay, ein gelehrter Buchdrucker, welcher als Reformirter nach Genf auswanderte und sich nachher in Heidelberg niederließ, wo er 1593 starb; hat sich durch seine vorzüglichen Ausg. griech. und latein. Classiker berühmt gemacht. Sein Zeichen ist eine Figur der Wahrheit. Auch findet man bei mehren seiner Ausgaben auf dem Titelkupfer die Worte: „Ex Officina Sanct Andreana". — Commelin (Johann und Kaspar), Oheim und Neffe, Beide gleich geschickte Botaniker. Ersterer, geb. 1629 in Amsterdam und 1692 daselbst gest., war Prof. der Botanik, richtete den dortigen botanischen Garten ein und erwarb sich durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung derselben und seine gelehrten Werke ein nicht unbedeutendes Verdienst um seine Wissenschaft. Sein Neffe, 1667 ebendaselbst geb. und 1715 gest., D. der Medicin, folgte ihm in der Professorstelle. Seine Verdienste um die Botanik, sowohl im Praktischen als durch seine zahlreichen und schätzbaren Schriften, stehen denen seines Oheims nach. — Isaak C., in Amsterdam 1598 geb. und 1676 gest., war ein Historiker, von dem man mehre Werke hat. Die besten sind die, welche Holland betreffen.

Seine Geschichte und Beschreibung von Amsterdam, die sein Sohn Kaspar herausgegeben hat, wird noch jetzt geschätzt.

Commensurable Größen Math.), Größen, welche nach einem und demselben Maße gemessen werden. Alle ganze Zahlen sind durch die ihnen gemeinschaftliche Einheit commensurabel, doch nennt man vorzugsweise solche Zahlen so, die außer der Einheit noch ein anderes gemeinschaftliches Maß haben. Alle Brüche, deren Zähler und Nenner ganze Zahlen sind, oder in solche verwandelt werden können, sind durch einen Bruch commensurabel, dessen Zähler 1 und dessen Nenner ein gemeinschaftlicher Dividendus der Nenner aller Brüche ist. Die Brüche z. B. $\frac{3}{8}$ und $\frac{5}{12}$ sind durch $\frac{1}{24}$ commensurabel.

Comment Burschencomment, v. fr.) in der Sprache der Studenten die Art und Weise, welche sie selbst in ihren innern Angelegenheiten angenommen haben, und welche Herkommen ist; wenigstens ehedem hatte jede deutsche Universität einen eigens niedergeschriebenen Comment.

Commentar, Commentarium, Commentarii (libri), bedeutet dem Sinne nach Bücher, worin gewisse Begebenheiten in kurzer, schmuckloser Erzählung bloß zur Erinnerung angedeutet sind, gleichsam als Quelle und Vorrath für Den, der jene Begebenheiten in ausführlicherer Darstellung bearbeiten will (s. Ephemeriden, Memoiren). So nennt Cäsar die Geschichte, die er von seinem in Gallien geführten Kriege entworfen hat, aus Bescheidenheit Commentarii de bello gallico. Auch Alles, was Xenophon über Sokrates aufgezeichnet hat, nennt Gellius (XIV. 3.) Commentarios dictorum ad factorum Socratis. Nach unserem Sprachgebrauche heißt Commentar ein Buch, worin ein anderes, z. B. die Geschichtbücher von Tacitus, mit Bemerkungen über Sprache, Erdkunde, Zeitrechnung, Sitten, Gebräuche, Irrungen, Widersprüche mit sich und andren Schriftstellern, über Kraft, Wahrheit und Schönheit der Darstellung ꝛc. zur Erleichterung des Verständnisses und zur Schärfung der Beurtheilung ausgestattet wird. Wer richtig und fruchtbar einen Schriftsteller commentiren will, der muß denselben aus sich selbst, in seinem Geiste, nach Ort und Zeit erklären. Er muß mit dem zu erklärenden Schriftsteller auf einer Höhe stehen, durch die Erläuterung und Wirkung verstärken; und gilt es die Erklärung eines Dichters, so müssen die heiligen Flammen der Begeisterung auch in der Brust des Erklärers lodern, d. h. er muß mit dem Dichter dichten. Die Erschwingung jener Höhe und die wirksame Empfänglichkeit für Begeisterung und Anforderungen, die man an den Commentator zu machen berechtigt ist, weil sie in der Natur der Sache liegen. (S. Exegese, Hermeneutik und Interpretation.) Die Commentatoren haben vorzüglich das große Verdienst, die kostbaren Ueberreste aus dem hebräischen, hellenischen u. römischen Alterthume der neuern Zeit zugänglicher und verständlicher gemacht zu haben. Ihre Namen und Verdienste werden bei den einzelnen Schriftstellern näher angegeben werden. Auch die alten poetischen Denkmale des neuern Europa haben in unserm Jahrhundert ihre Erklärer und Erläuterer erhalten. Um das Nibelungenlied erwarben sich unsterbliche Verdienste von der Hagen, Zeune u. A., um Tristans Abenteuer E. v. Groote ꝛc. Auch Shakespeare hat an Johnson, Stevens u. A. willkommene Erklärer und Herausgeber gefunden. Die neue Literatur, besonders in Deutschland, suchten Viele durch Erklärungen zu fördern. Schon 1777 trat C. F. Cramer als Commentator der Oden Klopstocks

auf. Eine sonderbare Laune zieht, nicht besonders aufhellend und erquikkend, durch Tellow's „Briefe an Elisa" hin. Professor Ferd. Delbrück erklärte (1800) mehre Oden von dem genannten Dichter mit der ihm eignen Weihe und Begeisterung. K. H. L. Pölitz machte sie durch Herausgabe einer Sammlung poetischer und prosaischer Muster mit Einleitungen, biographischen Notizen und erklärenden Anmerkungen in mehren Bänden um die vaterländische Literatur (von 1805—17) höchst verdient. C. F. N. Vetterlein gab eine Sammlung deutscher Gedichte mit einem Commentar (1801) heraus, der sich durch genaue Bücherkunde und eine Fülle trefflicher Anmerkungen auszeichnet. Theodor Heinsius hat sich als nützlicher Commentator deutscher Gedichte und prosaischer Aufsätze in seinem „Bardenhain" und in seinem „Luther" bewährt. Sauer und Neuhofer gaben in Verbindung miteinander einen besonders durch Ausführlichkeit ausgezeichneten und sowohl in ästhetischer als jeder andern Hinsicht befriedigenden Commentar über mehre der vortrefflichsten deutschen Gedichte heraus. Wagner, Prof. an der Hochschule Marburg, hat Klopstock's Oden: „Der Bach" und „An Friedrich V." zwei Programme gewidmet, worin treffende Erklärungen den Leser überraschen und erfreuen. Die Gymnasiallehrer D. Dilschneider und D Willmann in Köln gaben in Vereinigung zu Seber's „Mustersammlung deutscher Gedichte" Erklärungen (1822 fg.), welche nach öffentlichen Urtheilen durch die Höhe und das Umfassende ihrer Erläuterungen mit zu dem Vortrefflichsten gehören, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Als Commentare höherer Art sind anzusehen: A. W. von Humboldt's geistreiches Werk über Göthe's „Hermann und Dorothea", sowie W. Süvern's ebenso gelehrte als tief gedachte Schrift über Schiller's „Wallenstein" in Hinsicht auf griech. Tragödie (1800) u. m. A.

Commerce d'entrepôt (tr., Hdlgsw.), in England u. Frankreich der Handel mit denjenigen Waaren, die unter königlichem Beschluß liegen und die entweder nur zur Wiederausfuhr niedergelegt werden können, oder von denen der Zoll nur bezahlt wird, wenn sie verbraucht werden.

Commerson (Philibert), berühmter Arzt und Botaniker, geb. 1727 zu Chatillon-les-Dombes, studirte in Montpellier und ward daselbst Doktor der Medizin. Auf der Hochschule brachte er es in dem Studium der Botanik und in Anlegung eines Herbariums so weit, daß man im In- und Auslande seinen Namen mit der höchsten Achtung nannte. Mit Linné in Verbindung tretend, lieferte er auf dessen Ersuchen eine gediegene Beschreibung der seltensten Fische im Mittelmeere für die Königin Christine von Schweden, welche hernach u. d. T.: „Ichtyologie" (2 Bde., 4.) den günstigsten Beifall der gelehrten Welt erhielt. 1755 bereiste Commerson die Savoyer- und Schweizergebirge, um seine Kräuterkunde zu bereichern. Nach seiner Rückkehr legte er in seinem Geburtsort Chatillon einen reichen botanischen Garten an, besuchte die Gebirge von Auvergne und Dauphiné in botanischer Hinsicht und begab sich 1764 auf die Bitte seines Freundes Lalande nach Paris, wo ihn der König 1767 in die Zahl jener Männer aufnahm, welche bestimmt waren, mit Bougainville (s. d.) eine Reise um die Welt zu machen. Eine liebenswürdige Französin, Hortense Barré, begleitete ihn auf dieser Reise, und nach ihr benannte er die bekannte strauchartige Blume Hortensia. Zu frühe für sein unermüdetes Forschen starb er

auf Isle de France 1773. Seine Pflanzen und Sammlungen werden in dem königlichen Cabinete zu Paris als ein würdiges Denkmal seines Namens aufbewahrt. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten besitzen wir noch eine Schrift u. d. T.: „Le Martyrologe botanistes", in welcher er über das Leben Derjenigen Nachrichten ertheilt, die ein Opfer ihrer botanischen Bemühungen geworden sind.

Commerztraktate sind solche Vergleiche, welche unabhängige Staaten über die Handelsrechte ihrer Unterthanen gegen einander zu Wasser und zu Lande und über die Geschäftsformen und Zölle gegenseitig abgeschlossen haben. Mehres s. Handelstraktate.

Commission heißt eine von einem Dritten, er sey Oberer oder nicht, aufgetragene Handlung, daher der Uebernehmer, auch Mandatar. In gerichtlichen Geschäften werden gewisse Handlungen vom vollen Gerichte wegen schnellerer Beweglichkeit zum Ziele einem oder ein paar Personen aufgetragen, z. B. der Vergleichsversuch, Besichtigung, Zeugenaufnahme, Testamentsaufnahme, Inventur, Entsiegelung u. s. w. In Handelssachen entwickelt sich die Pflicht und das Recht einer Commission bald aus den allgemeinen Rechten des Mandats, bald aus dem geschriebenen Handelsrecht oder dessen Herkommen, bald aus den Beredungen der Betreffenden mit einander.

Commissionshandel. Als durch den Kaiser Maximilian I. am Ende des 15. Jahrh. der Landfriede eingeführt, die Straßen gesichert waren, und Verkehr und Handel immer mehr gediehen, konnte der Kaufmann auch in entfernten Gegenden durch seine Freunde und Bekannte seine Geschäfte betreiben lassen. Dadurch gewann der Handel eine andere Gestalt, indem der Kaufmann bei jeder Handelsunternehmung für seine eigne Rechnung in fremden Städten einem daselbst wohnenden Bekannten Auftrag oder Commission gab, alles Dasjenige bei seinen Geschäften zu thun, was er vormals selbst verrichtete, oder durch seine Diener besorgen ließ. Diese Handelsart nennt man Commissionshandel. Derjenige, welcher einen solchen Handel für die Rechnung eines Andern betreibt, heißt Commissionnair; der Lohn, den dieser für seine Bemühung erhält, Provision.

Commitee, engl. (franz. Comité): der Ausschuß. Zuerst gebrauchte dieß Wort das brit. Parlament von den Ausschüssen zur vorläufigen Untersuchung. Sie sind unentbehrlich in allen autorisirten Repräsentativstaaten, damit jeder Stimmende, wenn er auch vorher vom Gegenstande ohne Kenntniß war, nicht übereilt werde, ohne Sachkenntniß eine unzweckmäßige Abstimmung auszusprechen. Dieser Ausschuß muß sich bis ins geringfügigste Detail, in das Für und Wider den Grund der Untersuchung einlassen, macht durch eines seiner Glieder mündlichen oder schriftlichen Vortrag und entscheidet dann die Debatte, worauf die Stimmabgabe folgt. Bisweilen verwandelt sich das ganze Haus in eine Commitee, d. h. die Glieder untersuchen gemeinschaftlich, ohne vorhergegangene Untersuchung eines Ausschusses, die ihnen auf Antrag eines Mitgliedes vom Sprecher eröffneten Vorschläge. Man hat Fälle erlebt, wo das engl. Parlament den Bericht der Commitee dunkler fand und den Gegenstand recommitirte, d. h. von einer neuen Commission untersuchen ließ. In der franz. Revolution wurde diese engl. Einrichtung nachgeahmt, und der Convent übertrug einzelnen Comité's sogar die Verwaltung des Reichs in ihren verschiedenen Zweigen. Die höchste

Direction hatten die Comités du salut public, de sureté général, de guerre. Es gab eine Zeit, wo die ganze Verwaltung unter 24 solcher Comités vertheilt war. Später haben diese Berathungsform auch die deutschen Landtagsversammlungen, ja unser Bundestag selbst unter Modificationen nachgeahmt. Man sagt im Deutschen bald die, bald das Commitee.

Commodi (Andrea), ein berühmter Künstler Italiens, geb. in Florenz 1560, legte sich hauptsächlich darauf, die Werke großer Meister abcopiren. Seine Copien nach Corregio und Andern sind in Rom verbreitet und können oft selbst das erfahrendste Auge täuschen, daß es sie für Originale hält. Da er die meiste Zeit mit Nachbildungen der Werke anderer Meister zubrachte, so kann man nur aus wenigen Stücken seine eigne Erfindung beurtheilen; doch bemerkt man an seinen Arbeiten großen Fleiß, und seine Madonnen bezaubern durch ihre jungfräuliche Sittsamkeit. Er st. 1598.

Commodore (engl.) bei der englischen Marine ein Schiffscapitain, der, ohne Admiral zu seyn, ein Geschwader allein und unabhängig von dem Befehle seiner sonstigen Obern, commandirt. Er führt diesen Titel nur so lange, als sein Commando dauert, und genießt während der Zeit den Rang eines Generalbrigadiers. Commodoreschiff (Convoy-Ship), heißt bei einer Kauffahrteiflotte das Begleitungs- und Hauptschiff. Es führt die andern Schiffe und hält sie zusammen, und hat deßhalb Nachts ein Licht auf dem Hauptmaste.

Commodus Antonius (L. Aelius Aurelius), geb. 161 n. Chr., Sohn Marc Aurel's und der Anna Faustina, Tochter des Antoninus Pius, römischer Kaiser und einer der schrecklichsten Unmenschen, die zur Schande der Menschheit auf dem Thron gesessen haben. Als ein Knabe von 12. J. befahl er, da das Wasser, worin er badete, zu heiß war, den darüber gesetzten Aufseher ins Feuer zu werfen. Sein Vater, der ihn durch Sanftmuth und Beispiel zu bessern hoffte, ließ ihn früh an der Regierung Theil nehmen. Er ertheilte ihm die tribunicische Gewalt und in seinem 16. Jahre die Consulwürde, bald darauf auch die Titel Augustus und Vater des Vaterlandes. Sodann vermählte er ihn mit der Crispina, Tochter des Bruttius Präsens. Er war ungefähr 19 J. alt, als er nach seines Vaters Tode zur Regierung kam, und die 12 Jahre, während welcher er die Rolle eines Nero oder Domitian auf dem Throne spielte, bieten nur ein Gemälde von unnatürlichen Lastern, Grausamkeit, Raubsucht und Thorheit dar. Seine schändlichsten Wollüste zu befriedigen, genügten ihm nicht 3000 Beischläferinnen und ebenso viel Knaben, noch die niedrigsten Dirnen Roms. Er hatte sogar einen blutschänderischen Umgang mit seinen Schwestern. Sein erstes Werk war, daß er die weisen Räthe seines Vaters vom Hofe entfernte und die niedrigsten Creaturen, Gefährten seiner unnatürlichen Ausschweifungen und Werkzeuge seiner Grausamkeit, zu den höchsten Würden erhob. Anstatt sich um die Regierung zu bekümmern, schlug er sich mit Gladiatoren herum und ließ im Amphitheater das Volk seine gymnastischen Geschicklichkeiten, Stärke und Gewandtheit seines Körpers bewundern. Er soll nicht weniger als 735 Mal als Gladiator aufgetreten seyn, wofür er sich denn jedesmal eine Million Sestertien aus der Staatskasse bezahlen ließ. In Britannien erfocht sein tapferer Feldherr, Ulpius Marcellus, bedeutende Vortheile über die Caledonier, wofür C. den Beinamen Impe-

rator und Britannicus annahm. Die Verwaltung des Staats überließ er gänzlich einem gewissen Perrenius, einen habsüchtigen und grausamen Menschen. Die ungeheuren Lasten und schweren Bedrückungen dieses Ministers verursachten schon beim Anfange der Regierung des Commodus eine Verschwörung gegen ihn, an deren Spitze seine Schwester Lucilla, die sich nicht von ihm wollte schänden lassen, und ihr Gemahl Pompejanus standen. Allein sie wurde entdeckt, ehe sie ihre Absicht noch erreicht hatte; die Theilnehmer wurden hingerichtet, sowie viele der reichsten und vornehmsten Personen in Rom, die unschuldig waren und bloß in der Absicht aufgeopfert wurden, um sich ihrer Güter zu bemächtigen. Perennius hatte sich dadurch einen so großen Reichthum erworben, daß er es wagen zu dürfen glaubte, seinem Herrn die Herrschaft zu entreißen. Allein sein Vorhaben wurde zu früh sichtbar und Commodus ließ ihn hinrichten. Diese beiden Verschwörungen verfinsterten seinen Geist noch mehr, und Tausende wurden das Schlachtopfer seiner Grausamkeit und seines Argwohns. Er marterte und mordete die Menschen zum Vergnügen. Wenn er bei guter Laune war, so schnitt er ihnen Nase, Ohren oder andere Gliedmaßen ab; zur Lust hieb er Mehre oft nieder, die ihm begegneten, er stach Andern die Augen aus u. s. w. In der Befriedigung seiner thierischen Sinnenlüste kannte er keine Grenze, und nie hat ein größerer und verderbter Wollüstling den Thron herabgewürdigt. Seine Tollheit ging endlich so weit, daß er befahl, ihn Herkules, den Sohn des Jupiter, zu nennen; als solcher ging er auch in einer Löwenhaut und mit einer Keule in der Hand und schlug, wie jener Riese, die Leute auf der Straße todt. Und dieser Herkules ließ sich gefallen, den einbrechenden deutschen Völkern Tribut zu zahlen, damit sie seine Grenzen nur in Ruhe ließen. Endlich aber (192) ereilte ihn die Nemesis. Er hatte sich vorgenommen, am Feste des Janus als ein Gladiator vor dem Volke zu fechten. Als ihm nun 3 seiner Freunde, Lätus, der Befehlshaber der Wache, Elektus, sein Kämmerer, und Marcia, seine Hauptconcubine, davon abriethen, entrüstete er sich so, daß er beschloß, sie alle hinrichten zu lassen. Aber die Rolle, auf welcher er, wie Domitian, die Namen der zum Tode Bestimmten aufzeichnete, kam zufällig in die Hände der Marcia, die zu ihrem größten Schrecken ihren Namen und mehrer Andern vom Hofe darauf geschrieben fand. Sogleich ward eine Verschwörung angesponnen und beschlossen, den Kaiser zu vergiften. Als aber das Gift nicht schnell genug wirken wollte, ließ man ihn durch einen seiner Lieblinge, den Narcissus, einen berühmten Fechter, erdrosseln. Commodus hatte 31 J. gelebt und 12½ J. regiert. Der Senat ließ, auf die Nachricht von seinem Tode, ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären, seine Bildsäule zerschlagen und seinen Namen aus allen öffentl. Inschriften vertilgen. Rom verdankt ihm seine schönsten Bäder, die Thermae Antoninianae. Auch legte er zur Versorgung der Stadt, außer der ägyptischen, noch eine afrikanische Getreideflotte an.

Communeros (neue Gesch.), geheime politische Gesellschaft in Spanien, 1820 aus den spanischen (freilich ganz dem Geist ihres Ordens entgegenhandelnden), Freimaurer entstanden und ihnen so todfeind, daß das mit Maurern besetzte Ministerium die Organisation der Armee versäumte, aus Furcht, wichtige Stellen an Communeros zu geben. Die Communeros bildeten eine Art Ritterorden; ihre Mitglieder wurden durch einen Schlag auf die Schulter aufgenommen, ihre Versammlungen

hießen Festungen, die Classenversammlungen Forts, Schanzen; ihr Zeichen war eine purpurrothe Binde. Jeder Aufgenommene schwur auf das Evangelium, die Selbstherrschaft des Volks zu vertheidigen und Anstellungen nur zum gemeinen Besten anzunehmen, nie aber zu suchen. Ballesteros war der erste Commandeur. 1822 zählten die Communeros 40.000 Ritter. Sie sind in neuerer Zeit, wie alle Gesellschaften der Art, aufgehoben und werden, wie es scheint, jedoch nicht so heftig, als die Freimaurer, verfolgt.

Communication, die Verbindung von irgend einer Sache mit einer andern, so einer Stube mit einer andern ꝛc. Communicationsrohr (Akustik), eine einfache gleichweite Röhre, zur Leitung des Schalls benutzt. Kircher bemerkte zuerst bei einer alten römischen Wasserleitung, daß ein Schall darin 600 Fuß weit mit gleicher Stärke gehört wird; ja die Wasserleitung des Claudius soll auf ähnliche Weise den Schall mehre ital. Meilen weit verbreiten. Nach neuern Versuchen von Biot wurden Worte, welche in einer Wasserleitung von Paris an dem einen Ende noch so leise in die 2928 pariser Fuß lange Röhrenreihe gesprochen wurden, an dem andern Ende von Dem, der das Ohr an die Röhrenmündung hielt, deutlich vernommen.

Communion, Gemeinschaftsmahl. Schon in den erste Zeiten des Christenthums nahmen die Gläubigen während sie dem Gottesdienste beiwohnten und fast täglich an dem Genusse des heil. Abendmahl Theil; da man nun dieß Sakrament als das Zeichen der Vereinbarung aller Glieder untereinander durch Glaube, Hoffnung und Liebe hielt, so ward auch die Empfangung desselben Communion genannt. Man unterschied aber auch schon damals die Communion der Kleriker von der Communion der Laien: Jene empfingen während der Messe am Altare das Sakrament, Diesen wurde es in einiger Entfernung vom Altare durch die Priester und Diakonen gereicht und unter der Gestalt des Brotes auch häufig nach Hause mitgegeben, um sich damit in den Zeiten der Drangsale im Glauben zu stärken. Gewöhnlich aber und bis tief in die christliche Zeitrechnung hinab, communicirten die Kleriker, wie auch die Laien unter beiden Gestalten. Später sah sich die Kirche bewogen, um verschiedener Mißbräuche und Eintheilungen, den Laien sowie den Priestern, wenn diese nicht selbst das heilige Meßopfer darbrachten, den Kelch zu entziehen. Zwar gab Dieses zu Streitigkeiten Veranlassung, die seit dem 14. Jahrh. durch Petrus von Dresden und durch Jakobellus von Meißen in Sachsen begannen. Im 15. Jahrh. lehrte Joh. Huß, daß den Laien beim Abendmahle der Kelch durchaus müsse gereicht werden. Die Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel erklärten dagegen, es sey irrig, zu behaupten, daß die Communion unter einer Gestalt unerlaubt sey; letztere gestattete aber aus Liebe zur Eintracht den Böhmen beim Abendmahle den Genuß des Kelches. Allein fast 100 Jahre nach Huß wurde dieser Streit durch Luther und Calvin von Neuem angeregt und noch weiter ausgedehnt. Im 16. Jahrh. erklärte sich das Concilium zu Trient, wie überhaupt gegen die neuen Lehren, so auch gegen die von dem Abendmahle, und setzte in Hinsicht des letztern fest, daß alle Katholiken außer den Priestern, wenn diese nämlich selbst das Meßopfer verrichteten, unter der Gestalt des Brotes communiciren sollten, „weil der wahre und lebendige Leib nicht ohne Blut seyn könne". Dann schließet es alle Diejenigen von der Gemeinschaft der Kirche aus, welche

behaupten, der Kelch müsse beim heiligen Abendmahl genossen werden — Von den Protestanten stellt Herder die Communion, mit Rücksicht auf das Pascha der Israeliten, als eine feierliche Symbolisirung des Todes Jesu und der durch denselben bezweckten Erlösung dar; Rheinhard und Stephani erklären sie, mit Rücksicht auf die Bundesmahle der Israeliten, für das feierlichste Bundesmahl, das gefeiert werden kann, für eine Weihe und Erneuerung des Bundes, für Wahrheit, Recht und Liebe zu leben, zu kämpfen und zu sterben. Horst, Gaß u. a. sich zu Mystik Hinneigende stellen sie als eine mysteriöse Feier der innigsten Vereinigung mit Jesu dar, die dem Verstande unerklärlich sey, aber auf das innere Leben wunderbar einzuwirken, Herz und Seele zu reinigen und über das Irdische zu erheben die göttliche Macht habe. — Mit Jemandem communiciren heißt in der Kirchensprache: mit ihm zugleich das heilige Abendmahl feiern; in der Geschäftssprache: mit ihm über einen Gegenstand Rücksprache nehmen.

Como, Hauptstadt einer Delegation im Gouvernement Mailand des lombardisch-venetianischen Königreichs, am südwestlichen Ufer des Comersees, in einem reizenden, rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, ist mit Mauern und Thürmen umgeben und vor Zeiten durch ein festes Schloß vertheidigt worden, dessen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe einnehmen. Die öffentliche Gebäude sind prächtig. Die Kathedrale ist von weißem Marmor erbaut; auch die 12 übrigen Kirchen sind zum Theil nicht minder merkwürdig. Die Paläste Galle und Odescalchi u. a. verschönern die Vorstadt Vico. In den Gärten des Pallastes Odescalchi stand die berühmte Ulme, deren der jüngere Plinius in seinen Briefen gedenkt. Der Bischof steht unter der Metropole Mailand. Como zählt in 610 Häusern 14.700 Einw. und ist der Geburtsort des jüngern Plinius und des großen Physikers Alexander Volta (st. 1827), dessen Büste im dasigen Lyceum aufgestellt ist. Die zahlreichen Seidenmanufakturen liefern Sammet, Taffet, Handschuhe und Strümpfe. Nahe bei der Stadt sind ansehnliche Marmorbrüche, welche von Bildhauern benutzt werden. Der Handel mit der Schweiz und Oberitalien ist bedeutend. Die Nähe der Alpen macht das Klima nicht selten etwas streng; doch hindern die oft scharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht, und der Weinstock wie der Oelbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Ueppigkeit der südlichen Vegetation. Como ist der nördlichste Punkt, wo der Oelbaum gedeiht, indem der See in der Nähe der Oelberge die Folgen der Nachtfröste mildert. — Der nahgelegene Comersee, Lago di Como, den die Adda bildet, ist berühmt wegen seiner wahrhaft romantischen Lage; rings von schroffen und felsigen Alpenabfällen umgeben, welche sich südlich zu Gebirgen von 3—4000, nördlich von 7—8000 Fuß erheben. Er nimmt alle Gewässer auf, welche zwischen dem Moschelhorn und der Ortelsspitze von den Alpen herabfließen. Prachtvolle Villen (darunter die Villa d'Este des Herzogs von Torlonia), üppige Weingärten und Oelpflanzungen umkränzen seine reizenden Ufer. Die größte Länge des Sees ist 15 Stunden, die größte Breite noch keine volle deutsche Meile. Sein Wasserspiegel erhebt sich 700 Fuß über die Meeresfläche. Südlich theilt sich der See in 2 Arme, an deren östlichem die Adda bei Lecco ausfließt. Nördlich, am Einfluß der Adda, hängt er mit dem Klavnersee zusammen. Die Schifffahrt ist auf beiden Seen

bedeutend. Die Straßen von Wormbs durch das Thal Veltlin und über den Splügen, Septimer und Moya vereinigen sich bei Riva am nördlichen Ufer, gehen über den See nach Como und von hier in der Hauptrichtung nach Mailand.

Comoro-Inseln, Komorren, Gruppe der 4 Inseln Angazija oder Comoro, Anjuan, Mayotta und Mohilla, zwischen Madagascar und der Ostküste von Afrika, zusammen 70 QM. groß, mit 50.000 Einw., sind reich an Bananen, Pomeranzen, Kokosnüssen und Zuckerrohr und werden von einem Sultan beherrscht.

Compagnie, 1. eine Gesellschaft; 2. (Kriegsw.), eine Abtheilung Soldaten von 100 bis 200 Köpfen, deren Chef ein Hauptmann oder Rittmeister ist. An Offizieren sind überdieß bei der Compagnie gewöhnlich 1 Premierlieutenant und 1—3 Secondelieutenants, und eine verhältnißmäßige Anzahl Unteroffiziere, vorzüglich aber ein Feldwebel (bei der Reiterei Wachtmeister) und ein Fourier. Die taktischen Formen erfordern die gleichstarke Unterabtheilung der Bataillone; die Eintheilung in Compagnien findet aber nicht sowohl in taktischer als in wirthschaftlicher und disciplinarischer Hinsicht statt. Daher bleibt der festgesetzte Bestand der Compagnien selten gleich stark, aber das Personal derselben bleibt so viel als möglich unverändert beisammen. Die Compagnie wird in Züge (halbe Divisions und zuweilen in Pelotons (Sectionen), in Betreff der Disciplin aber in Corporalschaften eingetheilt. Meist bilden 4 Compagnieen ein Bataillon. Bei den Franzosen und den nach ihrer Weise organisirten Heeren zerfällt die Escadron in 2 Compagnien. 3. Mascopei, Hdlgsw., eine Vereinigung von Kaufleuten zu einer Geschäftsführung unter gleichem oder proportionalem Gewinn und Verlust. Die Glieder einer solchen Compagnie heißen Associeés.

Comperativ (a. d. Lat.), 1) (Grammat.), der erste der Steigerungsgrade; vergleicht einen Gegenstand oder auch ein Merkmal mit einem andern und zeigt dann einen höhern (positiver C.) oder, negativ (negativer C.), mindern Grad der Eigenschaft an, z. B. die Griechen waren weniger roh, als viele andere Völker, aber fast alle waren weniger weise als Sokrates; vgl. Positiv und Superlativ; 2) (Philos.), was nur vergleichungsweise oder bedingt zulässig ist.

Comparsie (Comparserie, fr.), 1) das Einreiten der Ritter in Quadrillen zu dem Carroussel (s. d.); 2) (Theater), die Anordnung der Aufzüge, Darstellung von Schlachten, Rebellionen ꝛc. auf dem Theater; es macht einen Theil der Regie aus; daher Comparsen, so viel als Statisten. Man hat dafür zu sorgen, daß ihre Erscheinung die Wirkung nicht störe und zum Lachen oder Unwillen reize, wo die entgegengesetzten Empfindungen beabsichtigt werden.

Compaß, Boussole. Mit Hülfe dieses Werkzeugs kann man den Ocean beschiffen, während die Alten, ohne andre Wegweiser als die Sonne und die Gestirne, welche der Wechsel der Witterung so oft ihren Augen entzog, sich nicht weit von den Küsten entfernen durften. Erfinder und Zeit der Erfindung des Compasses lassen sich nicht genau bestimmen. Einige nennen als solchen Flavio Gioia, Andre Giri aus Amalfi im Königreiche Neapel, zu Anfange des 14. Jahrh.; aber man hat Beweise, daß die Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu weisen, bereits früher in Europa bekannt war, und daß eine compaßähnliche Einrichtung in Frankreich bereits im 12. Jahrh. den Namen

Marinette führte. Den Engländern verdankt man die schwebende Lage des Seecompasses, und den Holländern die bequemen Namen der Weltgegenden auf der Windrose. Die ersten Missionnairs trafen die Magnetnadel schon bei ihrer Ankunft in China an. Das wesentliche Stück eines jeden Compasses ist die auf einem Stifte freischwebende Magnetnadel. Diese besitzt die Eigenschaft des Magnets, mit welchem sie bestrichen ist, sich nach der Mittagslinie, jedoch mit einiger Abweichung zu richten. Der Name Boussole ist holländischen Ursprungs und bedeutet ein Büchschen. Man nennt so aber insbesondre das in der praktischen Geometrie gebräuchliche, mit einer Magnetnadel undeinem Diopterlineal versehene Meßinstrument. Ist der Compaß für den Gebrauch der Seefahrer eingerichtet, so heißt er Seecompaß und hat gewöhnlich folgende Einrichtung. Die Magnetnadel ist ein plattes Rechteck von beliebiger Länge und gewöhnlich $\frac{1}{10}$ Zoll Breite und $\frac{1}{24}$ Zoll Dicke. Ihre Ecken werden so abgestumpft, daß beide Enden in einen stumpfen Winkel zulaufen. In der Mitte durchbohrt man die Nadel und setzt an dem Umkreise der Oeffnung einen hohlen über die äußere Fläche der Nadel hervorragenden Cylinder an, der oben mit einem ausgehöhlten, wohlpolirten Achat (dem Hütchen) verschlossen ist, und mittelst dessen sie auf ihrem Stifte schwebt. Die Nadel wird hierauf zwischen 2 sich mit ihr zugleich drehende kreisrunde Scheiben von leichter Pappe oder Kartenpapier eingeklebt, welche die sogen. Wind- oder Schiffrose ausmachen. Es wird darauf ein Stern von 32 Strahlen gezeichnet, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen. Der Nordpol der Nadel muß dabei mit dem Punkte Norden genau übereinstimmen. Der Rand der Rose wird in die 360 Grade getheilt. Um die durch das Schwanken des Schiffes verursachte Schwingung der Nadel zu verhindern, setzt man an ihre untere Fläche kleine Flügel von Pappe an, welche durch den Widerstand, den sie von der Luft erleiden, bewirken, daß die Nadel eher in Ruhe kommt. Die Nadel mit ihrem Stifte und übrigem Apparate wird in ein kupfernes Gehäuse eingesetzt, welches sich mittelst zweier daran befestigten Zapfen in einem das Gefäß umgebenden Ringe frei bewegt. Der Ring hat in einer Entfernung von 60 Graden von den Stellen, wo das Gefäß eingezapft ist, ebenfalls 2 Zapfen, mit welchen er sich in einen großen, unterwärts liegenden Halbkreise gleichfalls ganz frei bewegt. Dieser ruht unten auf einem Fuße, um welche sich das ganze Instrument frei herumdreben läßt. Durch Umdrehung des Gehäuses wird die Windrose nicht mit umgedreht, weil sie an der Nadel befestigt ist, und diese sie vermöge ihrer Polarität beständigen Richtung nach dem Nordpol, unbeweglich erhält. Die Aufhängung in einem schwebenden Ringe bewirkt, daß sie sich bei allem Schwanken des Schiffs immer in horizontaler Lage erhält. Der Fuß wird an den Boden befestigt, und das Gefäß oben mit einer Glasscheibe versehen. Die Lenkung und Richtung des Schiffes nach dem Compaß erfordert viele Kenntnisse, die einem geschickten Steuermanne unentbehrlich sind. Kürzlich ist in England eine Vorrichtung erdacht und auch bereits bei der russ. Marine eingeführt worden, um die Nadel der Rose vor dem Einflusse des Eisenwerks auf dem Schiffe zu sichern. Es steht aber darüber der nähere Bericht ebenso zu erwarten als über die auf den letzten Nordpolexpeditionen (s. d.) der Engländer beobachteten auffallenden Anomalien in dem Verhalten der Magnetnadel des Seecompasses bei größerer Annäherung zum Pole.

(Vgl. Magnetnadel.) Das Weitere hierüber in Barlow's Appendix (1824) zu seinem ein Jahr früher herausgegebenen „Essay on magnetic attractions". Die Beschreibung der Windrose selbst, mit Abbildungen, findet man in Bode's „Sternkunde" (Berlin 1808, 2. Aufl., 2. Bd., §. 799 u. fg.).

Compendium, 1) Ersparung, Abkürzung; daher 2) Sammlung der wichtigsten Begriffe und Sätze einer Wissenschaft (kurzer Inbegriff, im Gegensatz von Commentar) meist für Anfänger berechnet, um Alles was sie in einer Wissenschaft lernen, darauf zu bauen. Wahrheit, Deutlichkeit, Ordnung und Kürze sind die Haupteigenschaften eines guten Compendiums. Besonders gebraucht man Compendium von dem Lehrbuche, über das ein akademischer Lehrer Vorlesungen hält oder gleichsam den mündlichen Commentar liefert.

Compensation, 1) (v. lat., Rechtsw.), Abrechnung; 2) (Hdlgsw.) eine durch die Uebergung Anderer ausgeglichene Schuld. Die Compensation ist vorzüglich bei Wechselsachen und Banken gebräuchlich, woselbst die angewiesene Schuld als baare Zahlung angesehen wird. — 3) (Uhrmacherkunst), die Ausgleichung eines Fehlers an einer Uhr, welcher durch die ungleiche Witterung oder eine äußere Kraft bewirkt wird, indem man eine Vorrichtung trifft, welche durch dieselbe äußere Ursache, durch welche der Fehler hervorgebracht wird, eine Veränderung leidet, und dadurch den Fehler aufhebt. So compensiren sich Taschenuhren selbst. Wenn durch die Kälte die Spiralfeder mehr Elasticität bekommt und so die Vibration beschleunigt wird, indem die Kälte das Oel, womit die Zapfen versehen sind, zähe macht, die Friction vermehrt und so den Gang verzögert. Doch um eine größere Gleichmäßigkeit des Ganges zu erhalten, wie sie bei astronomischen und Seeuhren nöthig ist, bedient man sich des Compensationsblechs, d. h. einiger Bleche und metallener Stäbe, welche so angebracht sind, daß, wenn die Spiralfeder durch die Kälte verkürzt wird und diese Bleche oder Stäbe ebenfalls verkürzt werden, dieselben auf die Spiralfeder so wirken, daß diese um so viel verlängert wird, als die Kälte sie verkürzt. Entgegengesetzt ist dann die Wirkung desselben, wenn sie in der Wärme verlängert werden. Aehnliche Vorrichtungen trifft man auch bei Pendeluhren, damit die Verlängerung des Pendels durch die Wärme den gleichmäßigen Gang nicht stören kann. Man nennt den hierzu eingerichteten Pendel Compensationspendel.

Competenz (Zuständigkeit, Rechtszuständigkeit), ein Inbegriff von Rechten und Befugnissen, sie mögen aus staatsbürgerlichen oder amtlichen Verhältnissen hervorgehen. Competenz eines Gerichts oder Richters ist die Befugniß desselben, einer Person oder Sache vor seinen Richterstuhl zu ziehen. — Competenzgelder sind die nothdürftigen Unterhaltsgelder, welche Derjenige, dessen Vermögen wegen Schulden oder anderer Ursachen unter fremder Verwaltung sich befindet, oder einem Andern (z. B. wegen einer Schenkung unter den Lebendigen) abgetreten werden soll, aus diesem seinem eigenthümlichen Vermögen bekommt oder zurückbehält. Sie unterscheiden sich hierdurch von Alimentgeldern, welche an Jemanden anderwärts, als aus seinem eigenen Vermögen entrichtet werden. — Competenzrecht (Competenzwohlthat, beneficium competentiae) das Recht, welches in verschiedenen Verhältnissen stattfindet, daß eine Forderung nicht mit der äußersten Strenge betrieben werden darf,

sondern nur in so weit, daß der Schuldner noch seinen nothwendigen Unterhalt behält. Dieß Recht haben z. B. Ehegatten unter einander, Eltern gegen ihre Kinder, Geschwister, Soldaten (nach römischer Verfassung), Schenkgeber gegen den Beschenkten u. a. Kraft desselben wird auch im Concurs den dazu berechtigten Schuldnern der nöthige Unterhalt gelassen, und man gesteht es hier manchen Klassen zu, z. B. Adeligen, öffentlichen Beamten (in Preußen darf nur die Hälfte Dessen, was die Besoldung über 400 Thaler beträgt, in Beschlag genommen werden) Lehnsbesitzern ꝛc. Im französischen bürgerlichen Recht besteht die humane Verfügung, daß keinem auszupfändenden Schuldner zur Fortsetzung seines ihn nährenden Gewerbes das unentbehrliche Mobiliareigenthum und auch nicht das zur Lebensexistenz unter civilisirten Menschen Nothwendigste genommen werden darf. Es verdient dieß in andern Executionsordnungen nachgeahmt zu werden, denn man muß zum Nachtheil der Gemeinden Unglücklichen die letzte Hoffnung nicht rauben, sich selbst zu helfen. Sicher ist es wahrscheinlicher, daß den Unglücklichen, die noch in ihrer nächsten Umgebung nicht jede Spur vormaligen Wohlstandes erlöschen sehen, wenn sie nicht ganz verwahrloset sind, diese Schonung Muth, Sparsamkeit und Trieb zu desto thätigerem Erarbeiten von Neuem erwecken werde. Dieß dürfte oft der Masse unbefriedigt gebliebener Gläubiger nützlicher seyn, als die durch Exaktion des Restes von einem Mobiliar- oder Gewerbezeug zu erwartende Kleinigkeit. Die meisten Creditgesetze sind für unsre jetzige Civilisation in der That unvollkommen.

Compiegne, 1) Bezirk im franzöſ. Departem. Oiſe; 24½ QM. groß, mit 90.000 E. 2) Hauptstadt des Bezirks, am Einfluß der Aisne in die Oiſe; hat prächtiges, besonders zu Napoleons Zeiten wieder hergestelltes und benutztes Schloß (eine Zeitlang Aufenthalt von König Karl IV. von Spanien und Papst Pius VII.), mehre Kirchen, die zur heiligen Cornelia sonst mit der schönsten Orgel Frankreichs), Handelsgericht, Artillerieschule, 1476 H. 7250 Einw., welche Seilerwaaren, Strümpfe und Schiffe fertigen, und mit Getreide, Holz, Hanf und Wolle handeln. Bei der Belagerung von C. Gefangennehmung der Jungfrau von Orleans. Geburtsort des Dichters Mercier. In der Nähe der bedeutende Wald von Compiegne.

Compilation (v. lat.) 1. eigentlich Plünderung, Raub daher, 2. Zusammentragung von Stellen aus verschiedenen Schriften, Verbindung derselben und Vereinigung zu einem Ganzen, häufig mit den verächtlichen Nebenbegriffen des ohne Geist und Auswahl blos Entlehnten und Abgeschriebenen. — **Compilator**, ein Sammler, Zusammenstoppler; und **Compiliren**, sammeln, zusammenstoppeln. Vgl. **Plagiat**.

Complement der Lebensdauer, in Berechnung von Jahresrenten die Zahl der Jahre, welche von einem angenommenen höchsten Lebensalter (gewöhnlich 86 Jahre) einer Person eines gewissen Alters noch abgehen. So wäre z. B. bei 20jährigen Menschen das Complement 66. Gewöhnlich wird bei Personen von mittlern Jahren das halbe C. als das wahrscheinliche Lebensalter gerechnet, z. B. für 20 Jahre 33, für 30 J. 28, für 40 J. 23, für 50 J. 18. Schärfere Bestimmungen nach Mortalitätstabellen geben nur wenig abweichende Resultate, nicht so aber im Kindes- und im Greisesalter, indem z. B. ein 70jähriger (statt auf 8 Jahre) nur auf 6½ Jahre Lebensdauer

Wahrscheinlichkeit für sich hat, dagegen ein 85jähriger statt auf ½ Jahr immer noch auf 3 Jahre.

Complexion (Med.), 1) die ursprüngliche natürliche Besonderheit des menschlichen Körpers, und die Art, wie die darnach modificirte Lebenskraft im Ganzen, besonders auf das Gemüth wirkt, aus welcher Verschiedenheit dann die verschiedenen Temperamente entspringen. 2) In Krankheiten das Zusammentreffen von mehrerlei Ungehörigkeiten, wodurch diese in ihrem einfachen Verlauf gestört und zu complicirten Krankheiten werden.

Compliment, v. fr., Sittengesch., 1. Achtung oder Theilnahme, die man auf einfache Weise, aber in einer gewissen Form, Jemanden, mündlich oder durch einen Beauftragten, oder auch schriftlich, bezeigt. Sie sind nationell verschieden, auch mit der Zeit, wie die Mode, wechselnd. Seit Ludwigs XIV. Zeit hat Frankreich besonders dafür in dem größern Theil in Europa, vornehmlich auch in Deutschland, den Ton angegeben. Sie sind an sich leer, können oft lästig werden, sind jedoch im gesitteten Leben nicht ganz zu umgehen, da sie in Gewohnheit und gegenseitiger Convention ihre Stütze finden und leicht Der, welcher ein C. von einem Andern erwarten zu dürfen glaubt, die Unterlassung desselben für eine Vernachlässigung oder wohl gar Beleidigung annimmt. Daher sind sie auch, mit noch mehrem Bestand als im gemeinen Leben, in das Ceremoniel der Höfe aufgenommen. Sie wurden besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. in Deutschland übertrieben, wo sie sogar pedantisch in ein System gebracht wurden, wie Dieß u. a. mehre Schriften jener Zeit bezeugen. Jetzt hilft man sich häufig mit Visitenkarten, und am Neujahrstage insbesondre sind die Bedienten einiger großen Orte auf den Einfall gerathen, sich zu einer bestimmten Stunde auf einem Platze zu versammeln und die Karten ihrer Herrschaften gegeneinander auszutauschen. — 2) So viel wie Révérence der Franzosen, Verbeugung als Achtungsbezeichnung. Sie geschickt zu machen gehörte sonst mehr als jetzt zum Wohlanstand, daher sie auch gewöhnlich Theil des Tanzunterrichts waren, der damit in der Regel anhob, um besonders auch dann für die Menuet davon Anwendung zu machen. S. Alberti's „Neuestes Complimentirbuch", Quedlinb. 1828.

Componium, ein von D. N. Winkel aus Lippstadt erfundenes musikalisches Instrument von der Form eines Schreibsecretärs, welches jedes aufgegebene Stück, das im Innern des Instruments befestigt wird, variirt. Jede Variation einer Arie dauert etwa eine Minute. Es erregte 1824 ungemeines Aufsehen und ward von 2 franz. Keufleuten für 15.000 Thaler angekauft, um damit auf Reisen zu gehen. Der Erfinder arbeitete 7 Jahre daran. Kurz nachdem diese Entdeckung gemacht worden war, gab ein Herr von Giuliani die Erklärung eines ähnlichen musikalischen Kaleidoskops in der „Wiener musikalischen Zeitung", 1824, Nr. 7.

Composition ist in der Musik die Kunst, die Töne durch die Art und Weise ihrer Zusammensetzung in ein solches Verhältniß zu bringen, daß durch ihr melodisch-rhythmisches Aufeinanderfolgen, und ihr harmonisches Zugleichseyn das Gemüth des Hörenden in ein freies und doch regelmäßiges Spiel mannigfaltiger Gefühle und Empfindungen versetzt wird, oder die Kunst schöne Tonstücke oder musikalische Kunstwerke zu schaffen. Melodie, Harmonie und Rhythmus machen daher das Wesen einer guten Composition aus. Ein einzelner Ton kann durch seine

Sanftheit oder Weichheit schmeicheln, aber schön kann er nur durch die Composition d. h. durch seine Verbindung mit andern Tönen von verschiedener Höhe oder Tiefe, Stärke oder Schwäche, Länge oder Kürze werden, wodurch die Töne in ein bestimmtes Verhältniß zu einander treten, welches das Gemüth durch das Ohr mit unbegreiflicher Schnelligkeit und Leichtigkeit aufzufassen und zu beurtheilen im Stande ist. Die Zusammensetzung der Töne kann nun erstlich so geschehen, daß verschiedene Töne zu verschiedenen Zeiten vom Ohr wahrgenommen werden, und ein melodisches Tonganze bilden, z. B. die drei Töne, woraus Rousseau sein bekanntes Air des trois notes gebildet hat, wobei wir vor der Hand nur auf die Verbindung dieser unartikulirten Töne an und für sich sehen und die Beziehung derselben auf gewisse artikulirte Töne nicht berücksichtigen. Hieraus entspringt die Melodie oder die regelmäßige u. wohlgefällige Succession der Töne in einem musikalischen Kunstwerke. Die Zusammensetzung der Töne kann aber auch zweitens so geschehen, daß verschiedene Töne zu gleicher Zeit vom Ohre wahrgenommen werden und ein harmonisches Tonganze bilden, z. B. die 3 Töne, welche in einem vollstimmigen Akkord außer dem Grundton vernommen werden und der sogenan. harmonischen Dreiklang hervorbringen. Hieraus entspringt die Harmonie, oder die regelmäßige und wohlgefällige Simultaneität der Töne in einem musikalischen Kunstwerke. Da nun, um einen Ton sowohl einzeln als in Verbindung mit andern zu vernehmen, eine gewisse Zeit erfordert wird, welche bei verschiedenen Tönen verschieden seyn kann, sodaß die Töne bald längere, bald kürzere Dauer haben, und bald langsamer, bald schneller auf einanderfolgen, so muß auch jedes Tonstück ein gewisses Zeitmaß haben, wodurch sowohl die verhältnißmäßige Dauer der Töne als ihre Geschwindigkeit im Fortschreiten bestimmt ist. Hieraus entspringt der musikal. Rhythmus, oder die wohlgefällige Zeitbestimmung der Töne in einem musikalischen Kunstwerke. Jeder ante Componist hat bei der Setzung eines ästhetisch-wohlgefälligen Tonstücks auf jene wesentliche Stücke (Melodie, Harmonie und Rhythmus) Rücksicht zu nehmen, und wir verlangen von ihm eine vollkommene Kenntniß von allem Dem, was die musikalische Theorie von den Tonarten, Tonleitern und Tonsystemen, den Intervallen und Akkorden, von dem reinen Satze, dem Generalbasse, dem einfachen (oder gemeinen) und doppelten (oder vielfachen) Contrapunkte (s. d.), von den Ausweichungen und Auflösungen, dem musikalischen Style und dessen verschiedenen Arten (als Kirchen- Theater- oder Opernstyl), von dem Takt und Tempo, dem Ausdruck und den Manieren ꝛc. lehrt. Insofern dem Componisten, z. B. für die Composition des Gesanges, eine umfassende Kenntniß der Sprache, Accentuation ꝛc. nöthig ist, und er in Beziehung auf Instrumentalmusik, die Instrumente, für welche er setzt, selbst wohl kennen und genau wissen muß, was auf denselben zu leisten möglich sey, so wird er einem Tonstücke doch nur dann einen lebendigen, in allen Theilen harmonisch zusammenwirkenden, Charakter ertheilen können, wenn er selbst, mit einer feurigen Phantasie ausgerüstet, die Natur nachahmt, und alle seine Töne, womit er irgend einen Gegenstand dem Gehöre zu versinnlichen strebt, gleichsam Ausdruck seiner eigenen, dem darzustellenden Thema korrespondirenden Gefühle sind. Daher verlangt man auch nicht mit Unrecht, daß bei Setzung von Gesangstücken Dichter und Componist in einer Person vereinigt seyen, oder daß er wenigstens von dem Geiste seines gegebenen

Textes ganz durchdrungen und mit dem Dichter gleichsam identifizirt sey. Indem wir die berühmtesten Tonsetzer der neuern Zeit in kurzer Uebersicht vorzuführen versuchen, wollen wir dabei die Eintheilung der verschiedenen Musikschulen zu Grunde legen, und 1) mit den deutschen Meistern beginnen, welche gegenwärtig am meisten genannt werden, ohne uns dabei jedoch an eine strenge Ordnung zu binden, welche auch die Sache schwerlich verstattet. Als den größten Meister, vornehmlich in der Instrumentalmusik der Deutschen, stellen wir den kühnen und originalen Beethoven (er starb zu Wien den 26. März 1827) voran, dessen riesenhaften Symphonien und humoristischen Quartetten und Quintetten keine andre Nation etwas Gleiches an die Seite zu setzen hat. Ihm nähern sich als Instrumentalcomponisten am meisten: Ferd. Ries (jetzt auf einem Landgute bei Bonn) und Ludwig Spohr (Capellmeister in Kassel), Beide durch ihre Concerte, Quartetten und Symphonien rühmlich bekannt; Erster zugleich Virtuos und einer der besten Componisten für das Pianoforte, sowie Spohr für die Violine, der auch dem Concert seine wahre Bedeutung gegeben hat; Jener mit eigenthümlicher Gewandtheit und Leichtigkeit dem heiter Glänzenden, Dieser mehr dem Düstererhabenen und der entzückenden Schwärmerei elegischer Gefühle voll tiefen Ausdrucks zugewandt. Joh. Nep. Hummel (Capellmeister zu Weimar), einer der größten Pianofortespieler und Mozart's Schüler, namentlich durch seine geschmackvollen und kunstreich gearbeiteten Claviercompositionen bekannt. Bernhard Romberg, vielleicht der größte jetzt lebende Violoncellspieler, als Componist melodiereicher und vortrefflich gearbeiteter Quartetten und Quintetten, sowie mehrer Concertstücke für das Violoncell berühmt. Ein origineller Instrumentalcomponist war K. M. v. Weber; seine Instrumentalcompositionen sind besonders Clavierstücke für verschiedene Instrumente, voll Feuer und eigenthümlicher Gedanken. P. Lindpaintner (Capellmeister in Stuttgart) ist durch Ouverturen und Concertstücke voll Glanz und Tonfülle rühmlich bekannt, F. E. Fesca (in Karlsruhe, gest.) als Verf melodiereicher Violinquartetten und Quintetten und einiger Symphonien und Ouverturen hier zu nennen. Franz Krommer (k. k. Kammercapellmeister in Wien, ein vorzüglicher Violinspieler), hat sich durch gründliche Kammercompositionen längst bekanntgemacht. J. Wilms (Musikdirektor in Amsterdam), Verf. einiger Symphonien, Ouverturen und andrer gutgearbeiteter Kammercompositionen. Siegm. Neukomm (in Brasilien, jetzt in Paris), Haydn's und Beethoven's Schüler, der sich in den neuesten Werken der Einfachheit des ältern fast veralteten, Styls genähert hat; seine Orchestercompositionen zeugen von tüchtiger Kenntniß des Satzes und Herrschaft über das Material. Friedr. Schneider (Capellmeister in Dessau), als Verf. mehrer brillant gearbeiteten Ouverturen und Claviercompositionen bekannt. Max Eberwein (Musikdirektor in Rudolstadt), dessen Compositionen nach tiefem Ausdruck hinstreben. Als Claviercomponisten sind geschätzt: J. Moscheles, der wegen seiner Bravour allgemein bewunderte Clavierspieler, dessen brillante Compositionen bei fertigen Spielern sehr beliebt sind; der zu den Franzosen übergegangene Manierist D. Steibelt; Freih. Ed. von Lannoy (in Wien), voll Feuer und eigenthüml. Ausdrucks; Jos. u. Karl Czerni (in Wien), brillant und gesangvoll; Al. Schmitt (in Frankfurt), großartig; Konr. Kreutzer, gefällig und melodiös; diesen mögen sich die Namen A. Klengel (Organist an der kathol. Hofkirche in Dresden und

tüchtiger Clavierspieler), F. Kuhlau (in Hamburg), W. F. Riem (in Bremen), J. P. Piris (in Wien), W. J. Tomaschek (Musikdirektor in Prag), Konr. Berg, F. Lauska (st. in Berlin) der an Variationen fruchtbare Abbé Gelineck, Leidesdorf (in Wien), Louis Berger (in Berlin) anschließen. Als Componisten vornehmlich für die Violine sind außer Spohr und Fesca ausgezeichnet P. Rode (in Berlin), durch seine großartigen Violinsätze; der in Frankreich einheimische R. Kreuzer, F. Fränzl (Capellmeister in München, gest.), J. F. Eck (ebendas.), der glänzende Violinspieler Louis Maurer (lebt in Hanover als Musikdirektor), sämmtlich als Concertcomponisten bekannt; ferner durch liebliche Stücke Jos. Mayseder (Capellvirtuos in Wien) und F. W. Piris (Musikdirektor in Prag), H. Präger (Musikdirektor bei dem Stadttheater in Magdeburg), A. Matthäi (Concertmeister in Leipzig), P. J. Riotte (Capellmeister in Wien). Für das Violoncell schrieb außer Romberg auch Dotzauer (Capellist in Dresden) und A. Krafft (in Stuttg.); für die Clarinette außer Spohr, K. M. v. Weber, Krommer und Eberwein, H. Bärmann (in München), Jw. Müller und B. Crusell (in Kopenhagen); für die Flöte, außer Lindpaintner, Krommer und Maurer, C. W. Westerhoff, liebliche kleinere Stücke C. Keller, A. B. Fürstenau (Capellist in Dresd.) und R. Dreßler (in Hanover); für die Oboe E. Thurner und C. A. P. Braun; für Horn, außer K. M. v. Weber und Lindpaintner, die Hornvirtuosen Gugel und Schunk; für Fagott, Ant. Romberg, G. H. Kummer (Capellist in Dresd.) und C. Bärmann; für die Guitarre H. C. Bornhardt, v. Call; für die Harfe Backofen; für die Orgel C. G. Umbreit, J. G. Vierling und C. H. Rink (hat auch gute Clavierübungen geschrieben). — Durch vermischte Kammercompositionen sind bekannt worden: J. A. André (in Offenbach), welcher auch Symphonien und Concerte für verschiedene Instrumente geschrieben hat; der ehemals durch seine Sonaten und Quartetten für Clavier und Violine beliebte Jg. Pleyel (Musikverleger in Paris, gest.); Abr. Schneider (Musikdirektor in Berlin), hat Concertstücke für mehre Instrumente geschrieben; Jos. Strauß, besonders in Violinstücken; A. Grund (in Hamburg); C. Eberwein (in Weimar), J. Blumenthal und C. A. Gabler. Unter den deutschen Gesangscomponisten sind ausgezeichnet: P. v. Winter (gest.); der früher mit italien. Heiterkeit und Lebendigkeit wetteifernde, späterhin einen eignen idyllisch-weichen Styl sich schaffende Jos. Weigl, Beide vorzüglich als Operncomponisten berühmt; ferner der sanfte lyrische Adalbert Gyrowetz; der verständige und melodiöse J. F. Bierey, C. D. Stegmann ꝛc. In dem volksmäßigen und charakteristischen Gesange war als Lieder- und Operncomponist K. M. v. Weber einzig; in kunstreicher und gefühlvoller Ausführung ist Spohr bedeutend. Diesen mögen sich hier anschließen der Freih. Joh. Nep. Poißl (in München, die schon oben angeführten: Kuhlau, Lindpaintner, Fränzl. Fesca, Konr. Kreuzer, A. Grund, Aiblinger (in München), F. A. Kanne (in Wien); die zu den Italienern hinüberschweifenden Sim. Mayr und J. Meyerbeer, und der in Frankreich erzogene Herold. In den Theaterstücken leichtern Styls kennt man den fruchtbaren Wenzel Müller, C. Blum u. A. In der Kirchenmusik sind vornehmlich zu nennen die zugleich als große Theoretiker bekannten Joh. Gottf. Schicht (Cantor zu Leipz., gest.), Abbé Stadler (in Wien), Gottf. Weber (in Darmstadt) und A. Bergt (Organist in Bautzen); ferner der durch sein Oratorium: „Das Weltge-

richt", und mehre Messen für bloße Singstimmen berühmt gewordene Friedr. Schneider, J. Ritter v. Seyfried (Operndirektor im Theater an der Wien), J. H. Stunz, Beide auch durch theatralische Compositionen ausgezeichnet, J. Eybler (ebenfalls in Wien) und Beethoven, Winter, v. Weber, Fesca und Tomaschek. Als Liedercomponisten haben sich außer Beethoven, Spohr, Winter, K. M. v. Weber, ferner Prof. F. F. Zelter (in Berlin), Konr. Kreuzer, F. A. Kanne, Gfr. Weber, Max Eberwein, G. W. Fink, Kiehnlen, Louise Reichart, L. Maurer, C. Schulz (Musikdirektor in Leipzig, gest.), Jos. Ant. Fischer (Bassist), A. Methfessel, C. T. Theus (in Weimar), F. Wollank, A. Mühling, C. T. Mühling, C. T. Moritz u. A. hervor; mehre der zuletzt genannten haben auch mehrstimmige Gesänge geschrieben; v. Call, F. X. Eisenhofer, Neithart, Blum, Grünbaum sind vorzüglich durch scherzhafte mehrstimmige Gesänge bekannt. — 2) Bei den Italienern ist die Vocalmusik, und vornehmlich die Opernmusik überwiegend. Unter den ältern Componisten die sich an die deutschen anschließen, ist Ant. Salieri (gest.), unter denen, welche sich in Frankreich ihren eignen Styl geschaffen haben, Cherubini (arbeitet fast nur Kirchencompositionen) am höchsten zu stellen; Spontini (in Berlin) nähert sich Gluck in Hinsicht auf die Behandlung der dramatischen Musik. Aber in eigenthümlicher italien. Gesangsweise componirte Zingarelli, Nicolini und Ferd. Paer, der sich doch schon mehr den Deutschen nähert. Bis zur Uebertreibung erscheint diese italien. Gesangsmanier ausgebildet in G. Rossini, der gegenwärtig den Ohren des europäischen Musikpublikums schmeichelt. Neben ihm stehen Generali, F. Morlacchie (Hofkapellmeister in Dresden), Fioravanti (vornehmlich in der Opera buffa ausgezeichnet), Portogallo, Paveſi, Pacini, Carafa, Pacca, Soliva, Coccia, Puccita, Mosca, mit mehr oder weniger Eigenthümlichkeit. Als Kirchencomponisten wissen wir nur Zingarelli, Tritto u. den in Wien lebenden Diabelli zu nennen. Der größte ihrer Instrumentalcomponisten und Harmonisten ist in der neuesten Zeit unstreitig der Veteran Clementi (in London), namentlich durch seine Claviercompositionen weltbekannt. Für Violine hat Viotti (in Frankreich nationalisirt) schöne Concerte geschrieben; an ihn schließen sich die ältern; Campagnoli und Bruni, und die neuern: Paganini und Polledro (Concertmeister in Dresden.) Für das Horn hat G. Punto geschrieben; für die Guitarre und Mandoline B. Bartolazzi, M. Giuliani, F. Carulli, Calegari, A. Diabelli. Als Arien- und Cavatinencomponisten sind außer diesen: G. Millico, F. Blangini (lebt in Paris), G. Bianchi, Piantanida und Morlacchi beliebt. Um die reine Vocalmusik hat B. Asioli auch als Componist großes Verdienst. — 3) Unter den gebornen Franzosen nehmen in der Opernsomposition der ebenso originelle als nationelle A. Boyeldieu und H. Breton (Aline) vielleicht den ersten Platz ein; mehr an Gluck, Spontini und Cherubini grenzen L. Persuis („Jerusalem délivrée"), H. Catel („Semiramis" und „Les bayadères"), Lesueur („Les bardes" u. A.). Im leichten Styl ist beliebt Pierre Gaveaux, Plantade, Leopold; Aimon Devienne, Auber, Herold und Bochsa, Zöglinge des Conservatoriums, sowie Gasse, Batton. Als Kirchencomponisten wissen wir nur Franz Jos. Gosseck (einen der Direktoren des Conservatoriums) zu nennen. Unter den Instrumentalisten sind die meisten Concertcomponisten. Für mehre Instrumente schrieben F. Devienne und Dupuy, für die Violine besonders aber Baillot und Lafont; für Violoncell Duport, C. Dumon-

cheau, Hus-Desforges und Aubert; für die Flöte T. Berbiguier und L. Drouet; für die Clarinette Lefevre, Ch. Duvernoy und Bochsa; für Hoboe Garnier, Lebrun und Salentin; für Horn F. Duvernoy und Domnich; für Fagot E. Ozi und del Cambre; für Pianoforte Jadin; für die Harfe Martin, Bochsa und die Deutschen Nadermann und Steibelt 4) Unter den in England lebenden Tonsetzern bleiben, wenn wir die Fremden abrechnen, welche sich in England niedergelassen haben, nur wenige zurück. Als Operncomponisten nennt man die Herren Bishop und Atwood; auch der Sänger Braham soll sich in der dramatischen Musik versucht haben. Als Kirchencomponist wird neulich D. Crotch ausgezeichnet durch sein Oratorium „Palestine“. In der Kammermusik nehmen die beiden Claviercomponisten und Virtuosen, der gründliche und durch seine Clavierübungen berühmte Joh. Bapt. Cramer (deutschen Ursprungs) und der effectvolle, glänzende Claviercomponist J. Field (in Petersburg lebend), Beide Clementi's Schüler, den ersten Platz ein; Griffin, Webbe, Danby und Callcot werden mit vorzüglichem Lobe genannt. Für Kirche und Kammer componirte D. Whitefeld (sonst Clarke). — 5) Einige berühmte Tonsetzer, welche andern Nationen angehören. Als reicher und origineller Violinquartett- und Sonatencomponist hat sich in der neuern Zeit Georg Onslow, der nach Einigen ein Pole, nach A. ein Engländer ist und in Paris privatisirt, verdienten Beifall erworben. Mehre kleine Concertstücke, besonders für die Violine, hat der durch ungemeine Bravour bekannte Virtuos auf der Violine, Karl Lipinsky, erscheinen lassen. Von vielversprechendem Talent für Instrumentalmusik, besonders für Claviercomposition, ist der Böhme J. H. Worczezek. Aus Ungarn gebürtig sind wahrscheinlich der Componist Czerny und der Componist für das Violoncell, Stiasny. Dänemark hat einen schätzbaren Liedercomponisten (auch im mehrstimmigen Gesang) an J. Sörensen; die Schweiz an H. G. Nägeli; Spanien an dem Liedersänger M. de Ledesma.

Compostella, s. St.-Jago.

Compresse, bei den Wundärzten, ein Bäuschchen, Verbandpolsterchen, das aus einem Läppchen zusammengeschlagener Leinwand ohne Naht besteht und unter den Verband gelegt wird, um in der Heilung begriffene Theile gegen störenden äußern Druck oder sonstige Beschädigungen zu sichern ꝛc.

Compressibilität (Phys.). Viele Körper haben die Eigenschaft, sich zusammendrücken und ausdehnen zu lassen (Compressibilität). Diese Eigenschaft besteht darin, daß eine äußere Kraft das Volumen eines Körpers, ohne der Cohäsion zu schaden, auf einen Raum beschränken kann, den er ohne diese Kraft nicht erfüllen würde, wie man Dieses an Wachs, Teig, an einem Rohr, Fischbein, am Federharz (Gummi elasticum) u. an vielen andern Körpern wahrnimmt. Körper, welche diese Eigenschaft besitzen, werden compressibele Körper genannt. Diese sind aber darin wesentlich voneinander verschieden, daß viele darunter die veränderte Gestalt und das veränderte Volumen, die sie von der äußern Kraft erhalten haben, auch dann noch beibehalten, nachdem die Kraft schon zu wirken aufgehört hat. Weiches Wachs, feuchter Ton, frischer Teig, Butter, ein Streifen Blei und noch viele andere Körper gehören in diese Classe. Andere aber springen in dem Augenblick, wo die äußere Kraft, durch die sie zusammengedrückt worden sind, zu wirken aufhört, mehr oder weniger auf ihr voriges Volumen und zu ihrer vorigen Gestalt

wieder zurück. Diese werden elastische oder federharte Körper genannt. Ein Schwamm, ein Streifen Fischbein, eine Degenklinge, das Federharz und noch eine Menge anderer Körper besitzen diese Eigenschaft.

Compressionsmaschine, ein Werkzeug, um elastische flüssige Körper in einen engern Raum zusammenzudrücken. Sie dient besonders zur Zusammenpressung gasförmiger Flüssigkeiten, vorzüglich der atmosphärischen Luft; als solche läßt sich jede mit Hähnen versehene Luftpumpe brauchen, auch die Vorkehrung, wodurch an Windbüchsen die Flaschen gepumpt werden, gehört hierher. Anderer Art sind die Maschinen, durch welche in der Experimentalphysik die Compressibilität des Wassers und ähnlicher tropfbarer Flüssigkeiten erwiesen wird, dergleichen Hawsbee zuerst, dann Nollet, Winkler, Shaw, Fontana, Abich und Zimmermann, Herbert, Parkes und Pfaff angaben. Die neuesten Versuche über die Zusammendrückbarkeit des Wassers verdanken wir Oersted. S. dessen Abhandl. sammt der Beschreibung seines Apparates in den „Annales de chimie et de physique". 22. Bd., S. 192.

Compromiß heißt sowohl der Vertrag, worin Contrahenten sich dem Spruch eines oder mehrer Schiedsrichter unterwerfen, als auch der Ausspruch. Gewöhnlich wird von jeder Partei ein Schiedsrichter ernannt und diesen zwei Schiedsrichtern die Macht gegeben, wenn sie sich über die Entscheidung nicht vereinigen können, einen Dritten, der dann entscheidet (einen superarbiter Obmann), zu wählen. Können sie sich jedoch über die Wahl dieses Obmanns nicht vereinigen, so ist das ganze Compromiß vergeblich, und die Parteien müssen andere Schiedsrichter wählen. Um diesen Umstand zu verhüten, ist es (vornehmlich in Sozietätskontrakten, Testamenten u. s. w.) nöthig, daß man eine bestimmte Person zum Obmann im voraus ernenne. Diese (gewöhnlich ein Dikasterium) entscheidet dann, wenn die Schiedsrichter sich nicht vereinigen können. Auch pflegt in Sozietätskontrakten bestimmt zu werden, daß jeder Compagnon zwei Schiedsrichter ernennen und diese sofort und ehe sie die Streitenden anhören, einen Fünften wählen sollen. Auf diese Art erleichtert man die Entscheidung durch die Möglichkeit der Stimmenmehrheit. Die erwählten Schiedsrichter müssen sich, wenn ihnen im Compromiß keine Verfahrungsart vorgeschrieben ist, nach der Prozeßordnung ihres Landes, so wie nach den Gesetzen desselben richten. Sie müssen die Parteien selbst hören, und bei der Entscheidung, sowie allen ihr vorhergehenden Besprechungen sämmtlich persönlich zugegen seyn. Das Compromiß kann auf verschiedene Art befestigt werden. Bisweilen leisten die Parteien sogar einen Eid, daß sie dem Ausspruch des erwählten Schiedsrichter folgen wollen, bisweilen bestimmen sie eine Conventionalstrafe, die Den treffen soll, welcher ihm nicht gehorcht. Beides ist gültig; das Erstere insbesondere nach dem kanonischen Rechte. Widerspricht die Entscheidung den im Lande geltenden Rechten, dem Compromiß oder receptum, so ist sie null und nichtig. Haben die Schiedsrichter die Entscheidung der Parteien einmal bekannt gemacht, so können sie sie nicht mehr ändern, wohl aber Dunkelheiten in ihr erläutern. Aufgelöset wird das ganze schiedsrichterliche Verhältniß z. B. durch den Tod des gewählten Schiedsrichters, oder eines der mehren Schiedsrichter, durch das Ableben einer der streitenden Parteien (wenn nicht etwa das Compromiß auf die beiderseitigen Erben zugleich gerichtet ist,) durch die

Wahl eines andern Schiedsrichters, durch den Untergang der streitigen Sachen, durch die Insolvenz der streitigen Parteien u. s. w.

Concav nennt man die hole Seite einer krummen Fläche, planconver, wenn die eine Fläche erhaben, die andere eben ist und concavconver, wenn die eine Fläche erhaben, die andere hohl ist, jedoch so, daß die erhabene Fläche eine stärkere Wölbung hat, als die hohle. Durch die Brechbarkeit des Lichts wird ein sichtbarer Körper, dessen Lichtstrahlen durch verschiedene brechende Mittel zum Auge gelangen, in einer andern Lage und an einem andern Orte gesehen, als er in der Natur hat. Da nämlich von allen Strahlen, die von jedem sichtbaren Punkte eines sichtbaren Körpers durch Mittel von verschiedener Brechbarkeit zum Auge gelangen, nur immer der senkrechte Strahl ungebrochen gesehen wird, so kann auch nur in dieser Richtung der Körper da gesehen werden, wo er sich wirklich befindet. Strahlen aber, die schief von einem brechenden Mittel zum andern übergehen und daher gebrochen in's Auge kommen, müssen nothwendig so erscheinen, als kämen sie von einem andern Orte her, als von dem sie wirklich ausgehen. Hieraus lassen sich eine Menge von Erscheinungen und optischen Täuschungen erklären. So sieht ein Stock, den man in's Wasser hält, gekrümmt aus, weil die Strahlen, die von den Theilen ausgehen, welche unter dem Wasser liegen, nach andern Richtungen in's Auge gelangen, als die Strahlen der Theile, die über dem Wasser liegen. Besonders wichtig und von großem Nutzen ist die Brechbarkeit der Lichtstrahlen in ihrer Anwendung auf allerlei Arten von geschliffenen Gläsern. Ein Glas kann nämlich so geschliffen werden, daß die einander entgegengesetzten Oberflächen eben und gleichlaufend ausfallen. Die Gegenstände, welche man durch ein solches Planglas, dessen gegeneinanderliegende Flächen parallel sind, betrachtet, müssen daher sich ebenso darstellen, als wenn gar kein Glas da wäre und die Lichtstrahlen ungebrochen blieben. Man kann daher auch ein Glas so schleifen, daß die gegeneinander über liegenden Flächen zwar eben, aber unter irgend einem Winkel gegeneinander geneigt sind. In diesem Falle, wo demnach die brechenden Flächen nicht mehr parallel sind, können es auch die ein- und ausfahrenden Lichtstrahlen nicht mehr seyn; und der Gegenstand, den man durch ein solches Glas betrachtet, muß anders aussehen, als er ohne dasselbe aussieht. So sieht man alle Gegenstände, die man durch ein Prisma betrachtet, an ganz andern Stellen, als wo sie wirklich sind und gefärbt. Durch ein Glas, bei welchem die eine Fläche eben ist, die andere gegenüberliegende aus vielen viereckigen Flächen besteht, und das man ein Rautenglas, oder ein Polyederglas nennt, sieht man einen Gegenstand so viel Mal, als Flächen sich auf der einen, dem Gegenstande zugekehrten Seite des Glases gegen einander neigen. Man kann aber die Gläser auch so schleifen, daß ihre Oberflächen, wie z. B. die Oberflächen eines Uhrglases, gekrümmt werden. Von diesen sind solche, deren einander entgegenstehenden Oberflächen, entweder beide, oder eine derselben, einen Kugelabschnitt bilden, d. h. sphärisch gekrümmt sind, von ganz besonderer Wichtigkeit für den Naturforscher, indem sie ihm ganz unentbehrliche optische Werkzeuge verschaffen. Dergleichen Gläser pflegt man allgemein Linsen (Kupen) zu nennen. Obgleich nun die Gestalt der Linsengläser eine viel größere Mannigfaltigkeit zuläßt, als die Gestalt der gekrümmten Spiegelflächen, so sind doch diese Gläser in ihren wesentlichen Eigenschaften

darin hauptsächlich von einander verschieden, daß sie theils als Sammelgläser, theils als Zerstreuungsgläser wirken. Jene bringen die durchfahrenden Lichtstrahlen näher zusammen, diese bringen sie weiter auseinander. Alle Sammelgläser sind erhaben, oder convex, daher in der Mitte dicker als am Rande; als Zerstreuungsgläser sind sie hohl, vertieft, oder concav, daher am Rande dicker, als in der Mitte. Die Sammel- und Zerstreuungsgläser heißen doppelconcav (biconcav; concav-concav), wenn die beiden Flächen, die gegen einander über stehen, hohl sind, planconcav, wenn die eine Fläche hohl, die andere eben ist. Ist die eine Fläche hohl, die andere erhaben, jedoch so, daß jene eine stärkere Wölbung hat als diese, und das Glas am Rande dicker als in der Mitte ist, so wird es convex concav genannt. Da die Sammelgläser und auch die Zerstreuungsgläser Abschnitte von Kugel bilden, so nennt man den Halbmesser der Kugeln auch den Halbmesser der gekrümmten Flächen. In der Mitte einer jeden krummen Fläche liegt der optische Mittelpunkt derselben, ihr geometrischer aber liegt, wo die Mittelpunkte der Kugeln sind. Eine gerade Linie von dem einen geometrischen Mittelpunkte zu dem andern, die senkrecht durch die beiden optischen Mittelpunkte geht heißt die Achse des Glases. Fehlt einem Glase diese Eigenschaft, so ist es unrichtig centrirt und zu optischem Gebrauche untauglich. Durch eine gleichförmige Dicke seines äußern Umfangs kann man sich zwar einigermaßen davon überzeugen, daß es richtig centrirt sey; allein genauer gibt sich diese Eigenschaft kund, wenn das Glas eine kreisförmige Fassung hat, in welcher es sich umdrehen läßt. Die Gegenstände, die man während der Umdrehung damit betrachtet, dürfen, wenn es richtig centrirt ist, ihre scheinbare Lage gegeneinander nicht im Geringsten verändern. Die Fläche eines Glases, welche nach dem Gegenstande gerichtet ist, den man damit betrachtet, nennt man allemal die Vorderfläche, oder Vorderseite, die andere aber, die zunächst am Auge ist, heißt die Hinterfläche oder Hinterseite. Da nun ein jeder Halbmesser senkrecht auf der Kugelfläche steht, so ist bei jedem sphärischen Spiegel, an jeder Stelle, wo ein Lichtstrahl in das Glas hinein- und herausfährt, der dahin treffende Halbmesser das Einfallsloth für diese Stellen. Zu diesem wird also der Strahl hergelenkt, wenn er aus der atmosphärischen Luft in die Vorderfläche des Glases tritt und von diesem wird er wieder abgesenkt, wenn er durch die Hinterfläche des Glases wieder heraus in die atmosphärische Luft kommt. Verfährt man demnach sowohl bei dem einfahrenden als ausfahrenden Strahl nach den Regeln des Berechnungsverhältnisses, so läßt sich hiernach allemal der Weg entweder durch Zeichnung, oder durch Rechnung finden, den ein jeder Strahl unter beiden Umständen nehmen muß, und lassen sich so die Erscheinungen bestimmen, die dadurch hervorgebracht werden. Jeder Strahl, welcher mit der Achse einer Convexlinse parallel geht, vereinigt sich mit derselben, wenn er aus der Hinterfläche herangetreten ist, in irgend einem Punkte. Richtet man nun eine solche Linse gegen die Sonne, so werden die durchgehenden Lichtstrahlen in einen kleinern Raum zusammengedrängt, weßhalb man auch diese Linsen Sammelgläser nennt. Die durchgehenden Sonnenstrahlen lassen sich mit einer weißen Fläche, welche hinter der Hinterfläche des Glases liegt, auffangen und durch mehrmaliges Hin- und Herrücken läßt sich die Stelle

finden, wo die durchgehenden Lichtstrahlen in den kleinsten Raum zusammenfallen; diese Stelle heißt der Brennpunkt und ihre Entfernung von der Hinterfläche des Glases die Brennweite der Linse. Die Sammelgläser haben daher mit den Hohlspiegeln Das gemein, daß sie viele Lichtstrahlen in einem Brennpunkt vereinigen und dadurch brennbare Körper, die in diesem Punkte liegen, in Brand setzen können. Aus diesem Grunde werden sie auch Brenngläser (s. d.) genannt. Je weiter ein Strahl, der mit der Achse parallel auf ein Brennglas, fällt, von dieser absteht, desto näher nach der Hinterfläche des Glases zu muß auch der Punkt fallen, in welchem er sich mit ihr vereinigt; und eben darum hat ein Brennglas keinen eigentlichen Brennpunkt, sondern, wie ein sphärischer Brennspiegel, einen Brennraum, der längs der Achse eine gewisse Länge hat. Dieser Umstand ist aber von desto geringerm Nachtheil auf die Brennkraft, je breiter das Glas ist, und je weniger Grade die gekrümmten Flächen fassen. Auch sind die Wirkungen eines Brennglases von den Wirkungen eines Brennspiegels in Nichts verschieden. Hat die Vorderfläche einer doppelten converen Linse mit der Hinterfläche derselben einerlei Converität, so ist die Brennweite beinahe dem Halbmesser gleich. Beinahe um den Durchmesser ist die Brennweite vom Glase entfernt, wenn es ein planconveres ist, und noch größer ist die Entfernung für einen Menikus. Daraus, daß die Strahlen, welche mit der Achse parallel auffallen, mit ihr im Brennpunkt sich vereinigen, folgt umgekehrt, daß jeder Strahl, welcher von dem Brennpunkte herkommt, beim Ausgang aus der Hinterfläche mit der Achse parallel werden muß. Diesem gemäß, lassen sich zwischen den Eigenschaften der Converlinsen und jenen der Hohlspiegel eine Menge von Aehnlichkeiten auffinden und so, wie dort vermittelst einer Lichtflamme in einem verfinsterten Zimmer beobachten. Stehet diese zwischen dem Brennpunkt und der Vorderfläche des Glases, so sieht man sie durch die Hinterfläche aufrecht, vergrößert und entfernter. Je mehr sie vom Glas entfernt wird, desto mehr nimmt ihre Größe zu und mit ihr scheint auch die Entfernung zu wachsen. Kommt sie in den Brennpunkt selbst zu stehen, so verliert sich das deutliche Bild derselben, und man sieht nur ein Gemisch von Strahlen, einen glänzenden Lichtschein. Stehet aber die Lichtflamme über den Brennpunkt hinaus, so entsteht ein Luftbild in verkehrter Stellung und ist um desto kleiner, je weiter das Licht vom Glase wegrückt. Wie die Converlinsen mit dem Hohlspiegel, so haben die Concavlinsen mit dem erhabenen Spiegel große Aehnlichkeit in den Erscheinungen. Jeder Strahl, der mit der Achse einer Concavlinse parallel geht, entfernt sich von derselben, wenn er aus der Hinterfläche herausgetreten ist und muß rückwärts verlängert werden, wenn man den Punkt finden will, wo er sich mit ihr vereinigen könnte. Alle Strahlen, die nahe bei der Achse auf eine Concavlinse fallen, werden demnach so gebrochen, daß sie, rückwärts verlängert, in demselben Punkte sich vereinigen und aus diesem auszugehen scheinen. Richtet man eine solche Linse gegen die Sonne, so werden auch die Sonnenstrahlen, die aus dem Punkte herzukommen scheinen, durch das Glas gehend, zerstreut und aus einander fahrend; weßhalb man auch diese Linsen Zerstreuungsgläser nennt. Bei einer Concavlinse tritt also nie der Fall ein, daß ein Luftbild entsteht; sie verkleinert nur den Gegenstand, und zwar um so mehr, je stärker sie gekrümmt ist und je weiter sie von dem Gegenstand wegrückt. Zu bemerken ist, daß bei

einer doppelt concaven Linse, deren brechenden Flächen einerlei Halbmesser haben, die negative Brennweite dem Halbmesser fast gleich ist; bei einer planconcaven aber ist sie dem Durchmesser gleich, wenn die concave Fläche die Vorderfläche ist, und etwas kleiner ist sie, wenn die ebene Fläche die Vorderfläche bildet. Noch größer als der Durchmesser wird die negative Brennweite bei einer conver concaven Linse. Ist aber bei einer solchen Linse die Convexität mit der Concavität von einerlei Halbmesser, etwa bei einem Uhrglas, so geschieht die Brechung wie in einem ebenen Glase. Dergleichen Gläser sind also eigentlich gar nicht als Linsen zu betrachten.

Concentrisches Feuer (Kriegsw.), Feuer, das aus einer halbmondförmigen Stellung nach einem Mittelpunkte gerichtet ist. Concentrischer Angriff, ein auf ähnliche Weise gerichteter Angriff. Beide sind, wenn es Boden und Stärke der Truppen begünstigen, höchst vortheilhaft, da im concentrischen Angriff der Feind in Front und Flanke attakirt wird und die Kugeln oft mehre Gegenstände auf einmal treffen können. Aus diesem Grunde hat auch der Belagerer allemal Vortheile vor dem Belagerten und die Festungen fallen bei ernstlichem Angriff.

Conception, 1) Concepcion, südl. Freistaat im chilesischen Staatenbunde in Südamerika, 1460 QM. groß, mit 120.000 Einw.; besteht aus den Provinzen: Chillan, Itata, Rere und Puchacal. — 2) Hauptst. des Staates, 36° 49′ 10″ Br., 304° 35, L. in einem fruchtbaren Thale, an einem Meerbusen des Südmeers, an der Mündung des Flusses Biobbio, mit 10.000 Einw. Sie hat einen Bischof, ein Seminar, mehre Klöster, den geräumigen tiefen und sichern Hafen Talcahuana in der Bai von Conception, Woll- und Leinweberei, Korduanfabrik aus Ziegenfellen, Korn- und Salzhandel. Da durch ein mit Ueberschwemmung verbundenes Erdbeben die Stadt 1751 größtentheils zerstört wurde, so wurde sie 1763 zwei Meilen davon wieder aufgebaut. Sie ist befestigt und hat eine große Besatzung, um die südlich angrenzenden freien Araucos in Ruhe zu halten, die in ältern Zeiten einigemal die Stadt zerstört haben. Noch gibt es 3 Städte dieses Namens in Süd- und Mittelamerika.

Conception de la Vega Real, Stadt in dem vormals spanischen Theil der westindischen Insel Haiti oder St.-Domingo, an der Straße von St.-Domingo nach Dajabon, 7 Meilen nordwestlich von Cotuy, auf einem sich nach den Gebirgen neigenden Plateau, von denen sie durch eine kleine Savanne und den Fluß Camus getrennt wird. Sie hat einen viereckigen Platz, gerade Straßen, meistens steinerne oder von Ziegelsteinen erbaute Häuser und mit ihrem Distr. 8800 Ew. Hier fängt die ausgedehnte fruchtbare Ebene an, die unter dem Namen Vega Real bekannt ist. Die Stadt liegt eine Meile östlich von der alten Stadt, die von Christoph Colombo gegründet und 1564 durch ein Erdbeben zerstört wurde, deren Trümmern man noch sieht. Auf dem Gipfel eines Berges zwischen der alten und neuen Stadt ist ein Kreuz, das Colombo nach einer entscheidenden Schlacht gegen die Eingebornen von den Aesten des noch hier stehenden Sapotillenbaums errichtet haben soll, unter dem er Gott für den Sieg dankte.

Concert. 1. Diejenige Art von Orchesterstücken, welche absichtlich so eingerichtet sind, daß ein Instrument durch Ausführung der Hauptstimme dabei hervorsticht und die übrigen Instrumente beherrscht. Sowie

die Instrumentalmusik ursprünglich Nachahmung des Gesanges ist, so ist insbesondere das Concert eine Nachahmung des Sologesanges mit vollstimmiger Begleitung, oder mit andern Worten, eine Nachahmung der Arie. Daher sollte auch, genau genommen, der erste Zweck eines jeden Concerts seyn, diese oder jene Empfindung einer einzelnen Person vorherrschend in dem Charakter eines bestimmten Instruments auszudrücken. Ist die Hauptstimme einem einzelnen Instrumente zugetheilt, so heißt das Concert vorzugsweise so, oder Concerto di camera; ist sie unter zwei zugleich concertirende Instrumente getheilt, so heißt es Doppelconcert; lassen sich endlich zwischen den Sätzen des vollen Orchesters mehre Instrumente, bald wechselsweise, bald vereint hören, so heißt ein solches Concert eine concertirende Symphonie (sonst Concerto grosso). — 2. Eine Unterhaltung durch mehre vollstimmige Tonstücke, wozu auch vornehmlich das beschriebene Instrumentalconcert gehört. Eine solche Unterhaltung läßt entweder ein Fürst für sich und seinen Hof von seiner Hofcapelle veranstalten, oder sie wird öffentlich veranstaltet und von einer Tonkünstler- oder Liebhabergesellschaft aufgeführt. Die Anordnung derselben erfordert Geschmack und Abwechselung in der Auswahl. Oft wird das Concert nur als Gelegenheit betrachtet, sich in schwierigen, natur- und harmoniewidrigen Passagen hören zu lassen, und deßhalb haben Concerte viel zum Verderbniß des guten Geschmacks in der Musik beigetragen. — Tacitus erzählt, daß unter Kaiser Nero zu Rom alle 5 Jahre und zu August's Zeiten jährlich bestimmte musikalische Streit- und Wettspiele, Concerta sive Certamina musica, seyen gehalten worden. Dieses war auch im griechischen Theben der Fall, wo Korinna selbst den Pindar in musikalischen Wettspielen übertroffen haben soll. — Concert spirituel war ein zu Paris eingerichtetes Concert, das zur Absicht hatte, an den Tagen, wo die Theater geschlossen waren, den Freunden der Tonkunst durch Aufführung andrer als Opernmusiken Unterhaltung zu verschaffen, obwohl sie nicht immer geistiger Art waren. Die erste Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anne Danican, genannt Philidor, ein Bruder des berühmten Tonsetzers; es bestand unter verschiedenen Unternehmern bis zur Revolution, wurde nach der Schreckenszeit wieder errichtet, bald aber von den Concerten des Conservatoire verdrängt. — In Frankreich soll Debaif, und in England Britton 1678 die sogenannten musikalischen Akademien zuerst eingeführt haben. Muster in gut geschriebenen Concerten ist besonders Mozart. — Concertmeister ist in größern Orchestern der Anführer der Geigen (Vorspieler). Da die Geige das wichtigste Instrument im Orchester ist, weil es in der Regel die Hauptstimme fortführt, so wird der Vorspieler zugleich als Führer des Instrumentalorchesters angesehen. Er hat das Orchester durch energisches Spiel im Takte zusammenzuhalten, und daher den Takt, welchen der Musikdirektor angibt, schnell und genau aufzufassen und ihn gleichsam den übrigen Spielern des Orchesters mitzutheilen. — Concertirend (wetteifernd) nennt man eine oder mehre Instrumentalstimmen, welche die Melodien mit der vorhandenen Hauptstimme wechselsweise vortragen, oder sich zwischen den Sätzen der Hauptstimme mit ausgeführten Solosätzen hören lassen.

Concession nennt man im Allgemeinen die Ertheilung irgend einer Erlaubniß. Insbesondere bedeutet dieses Wort die einem Handwerker vom Staate bewilligte Begünstigung, auf eigne Rechnung sein Hand-

werk zu betreiben. Die Innungen und Zunftgenossen der Handwerker erfreuten sich lange Zeit ihrer eigenen Privilegien und duldeten keinen Handwerker, der nicht in die Zunft aufgenommen war. In Frankreich fand man in der Folge in den Zunftverfassungen etwas Schädliches daher beschränkte man sie durch Concessionen und hob sie zur Zeit der Revolution gänzlich auf. Diesem Beispiele folgten dann die meisten Staaten in Europa. — Die Concession gilt nur für die Person, der sie ertheilt ist, und kann nicht, wie die Gerechtigkeit, durch Erbschaft oder Kauf an eine andere übertragen werden. In Frankreich u. a. Staaten werden die Concessionen auch Patente genannt, und, entweder mit oder ohne Prüfung der persönlichen Fähigkeiten, gegen Bezahlung einer bestimmten Geldsumme verliehen.

Concetti (ital.), glänzende, jedoch schielende Urtheile, launenhafte verschrobene Einfälle und erkünstelter Witz, so z. B. wenn der Wind des Aeolus Landreiter, die Sonne die Königin der Kerzen genannt wird. Der Geschmack daran war eine Entwickelungskrankheit aller Literaturen. Unter den Italienern ist dieser Fehler vorzüglich Marino, unter den Deutschen Lohenstein eigen. Auch die spanische und englische Literatur hat sich davon nicht frei erhalten.

Conchylien oder Schalthiere, Schalenthiere. Unter den Gewürmen gibt es mehre,, denen ein kalkartiges, schalenförmiges Haus zur Wohnung angeboren ist, und die sich nicht ohne Verlust ihres Lebens daraus entfernen lassen. Man nennt sie Schalthiere. Ihre Gehäuse sind oft sehr einfach; so lebt die Wurmröhre (Dentalium) in Röhren, die an beiden Enden offen sind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm (Teredo) in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel (Echinus) sitzt in einem runden stachelichen Gehäuse. Die Häuser der Schnecken und Muscheln sind schon künstlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen werden sie zuweilen zu hohen Preisen verkauft; hierher gehören die schraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebst andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlmuttermuschel (Mytilus margaritifer) schätzt man die Schale selbst und ihre Auswüchse, die Perlen (s. d.). In süßen Wassern gibt die Perlmuschel (Mya margaritifera) ebenfalls Perlen. Die Flußmuschel (Mya pictorum) dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken sucht man wegen ihres färbenden Saftes auf, den schon die Alten kannten und als Purpurfarbe dem Golde gleich schätzten; sie sind Bucinum lapillus, eine Trompetenschnecke, Turbo ianthinus, eine blaue kräuselförmige, und Murex ramosus, eine Stachelschnecke. Die Miesmuscheln und Steckmuscheln (Pinna) spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auster (Ostrea edulis) ist als Leckerbissen bekannt. Endlich gehören hierher die Korallen (s. d.). Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrentheils mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter und legen meist Eier; nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen sind das Werk ihrer Bewohner und entstehen aus einem kalkartigen klebrigen Safte der Thiere. Eingetheilt werden die Conchylien in 4 Familien: die vielschaligen, zweischaligen (Muscheln), einschaligen mit bestimmten Windungen (Schnecken) und einschaligen ohne bestimmte Windungen. Die Schalthiere sind von Linné alle unter die Ordnung testacea der Klasse Würmer gebracht worden;

neuerdings hat man die meisten unter die Klasse Weichthiere, einige aber unter die Klasse Ringelwürmer gebracht. — Conchyliencabinet (Conchyliensammlung), Sammlung von Muschel- und Schneckenschalen; wird vorzüglich so genannt, wenn entweder die möglich größte Vollständigkeit oder ausgesuchte Prachtstücke vorhanden sind. Am besten werden sie in Kästen, nach den Geschlechtern geordnet, vor dem Einfluß des Lichts, Staubes und der Luft verwahrt. Außer den öffentlichen Sammlungen in Museen hatte sonst das Spenglerische in Kopenhagen, das Schröterische in Buttstädt, jetzt das Schmidtische in Gotha (über 20.000 Nummern), sowie die des Herzogs von Rivoli in Paris, großen Ruf. Indessen legen die Naturforscher jetzt mehr Werth auf die Naturgeschichte der Thiere, als auf die Bekanntschaft mit dem Hause derselben, obwohl dasselbe immer noch zur Bestimmung der Gattungen und Arten dient. — Conchyliologie, die Kenntniß und Lehre von den Schalthieren. Hauptwerke: Lister, „Synopsis methodica conchyl." 2. Ausg., Orford 1770, Fol.; Martini, Systematisches Conchyliencabinet, fortgesetzt von Chemnitz vom 4. Bande", Nürnb. 1769—1795, 12 Bde., 4.; d'Argenville, „Conchyliologie", 3. Ausg., Paris 1780, 2 Thle. in 3 Bdn., 4., nach der 2. Ausg. deutsch, Wien 1172. Fol.; J. S. Schröter, „Einleitung in die Conchylienkenntniß nach Linné", 3 Bde., Halle 1783—86. Alle mit Kupfern. — Ueber d. versteinerten Conchylien, s. Zoolithen.

Concilium (lat., gr. Synodos, Synedrion, Symbulion, Kirchengesch., kathol. Bearbeitung), die Versammlung der Kirchenvorstände, um über Angelegenheiten der Religion und Kirche zu berathschlagen und zu entscheiden. Die Concilien sind A. allgemeine Concilien (ökumenische C., General-C.), d. h. Versammlungen der aus der ganzen katholischen Welt zusammenberufenen Vorstände zur Entscheidung der allgemeinen Kirchenangelegenheiten. Der Name und Charakter derselben wird durch Folgendes bedingt: a. Da sie die ganze Kirche repräsentiren sollen, so müssen dazu alle Bischöfe, als die in Verbindung mit dem Primat das Subject aller Kirchengewalt bildende Hierarchen, nothwendig berufen werden. Daß aber alle Berufene auch erscheinen, ist weder möglich, noch nothwendig; es ist genug, daß ihrer so viel und solche zusammenkommen, daß sie wirklich als Repräsentanten und Organe der ganzen Kirche angesehen werden können; mathematisch kann diese Zahl, die sehr von Umständen abhängt, nicht bestimmt werden. Die Berufung steht ordentlicher Weise dem Papste zu; darum ist aber, wenn die Zusammenberufung von seiner Seite aus irgend einer Ursache unterbliebe, die auf eine andere Weise geschehene Versammlung der Bischöfe noch nicht ungültig. Ja, sie kann sogar gegen den Willen des Papstes stattfinden, wenn er entweder in eine offenbare Ketzerei gefallen wäre, oder sich ein der Kirche nothwendiges Concilium zu berufen hartnäckig weigerte. Daß die ersten Concilien von den Kaisern zusammenberufen worden, geschah auf Verlangen oder doch mit Einwilligung des Papstes. b. Es muß dabei Stimmenfreiheit und Ordnung herrschen. Der Natur der Sache nach haben bloß die Bischöfe (Patres concilii) oder ihre stellvertretenden Gesandten und zwar jeder ein gleiches, entscheidendes Stimmrecht. Doch haben auch die Cardinäle, welche nicht zugleich Bischöfe sind, Aebte, Prälaten und Ordensgenerale das Privilegium des Stimmrechts erhalten. Andere zu Concilien beigezogene Priester und Gelehrte (Doctores concilii) haben bloß eine consultative, keine decisive

Stimme. Der Papst führt den mit Unrecht bestrittenen Vorsitz und die Leitung der Verhandlungen als Primas der Kirche, entweder in Person oder durch Legaten. Die Kaiser nahmen bei den oriental. Concilien den Vorsitz nicht als Schiedsrichter, sondern als Schirmer u. Vollstrecker ein. Konstantin d. Gr. sagte in dem Concil zu Nicäa zu den versammelten Kirchenvätern: „Euch hat Gott zu Priestern gesetzt, und ihr seyd uns gleich Göttern gegeben; mir, der ich Mensch bin, ziemt es nicht, mir die Entscheidung der vorliegenden Sachen anzumaßen, da die Ankläger und die Angeklagten Priester sind". Als die Kaiser Theodosius und Valentinian einen Gesandten auf die Synode zu Ephesus sendeten, schrieben sie den Vätern, daß sie den Candidianus zur Synode zu geben befehligt haben, jedoch mit dem gemessensten Befehl, daß er mit den Streitigkeiten über Glaubenssachen, welche hier vorkommen werden, sich nicht zu befassen habe, maßen es unrecht sey, daß Der, welcher der Zahl der Bischöfe nicht angehöre, sich in kirchliche Geschäfte und Berathungen einmische". Als das römische Reich in mehre Staaten zerfiel, konnte ohnedieß von keiner Berufung eines ökumenischen Concils durch Fürsten mehr die Rede seyn, es blieb nur der Papst zu Rom, der mit Erfolg ein ökumenisches Concil berufen konnte. Die Einwilligung der Fürsten zur Zusammenkunft des Concils zu erholen, bleibt aber immer räthlich und zweckdienlich, damit die Begehung des Concils und die Ausführung seiner Beschlüsse keine — wenngleich ungebührliche — Hindernisse finde. Die Entscheidung hängt von der Mehrheit der einzeln gesammelten Stimmen ab; nur in Kostnitz ward nach den 4 Nationen, der deutschen, französischen, italienischen und englischen, gestimmt und entschieden. c) Es muß die Annahme der ganzen zerstreuten Kirche und die Bestätigung des Papstes hinzukommen; durch letztere wird zwar den Beschlüssen des Conciliums nicht erst Kraft und Gültigkeit gegeben, sondern nur dessen Rechtmäßigkeit und kanonische Haltung erklärt. Die ökumenischen Concilien, da sie die ganze Kirche vorstellen, stehen nach der Lehre des Katholicismus, wie diese, unter dem unmittelbaren Einflusse des heiligen Geistes und sind unfehlbar (s. Unfehlbarkeit, wenn sie über Gegenstände des Glaubens und der Sitten und den in der Schrift gegründeten und in der Ueberlieferung bewahrten Glauben der Kirche aussprechen. Die Aussprüche und Entscheidungen sind also keine neue Dogmen, sondern nur Auslegungen und Erklärungen Dessen, was ursprünglich in Schrift und Tradition schon, obwohl gleichsam verhüllt (implicite), vorhanden war. Die Unfehlbarkeit erstreckt sich weder auf Disciplinarsachen noch auf historische, politische, wissenschaftliche Bestimmungen, auch nicht auf die Entscheidungsgründe oder gelegentlich und nebenbei eingeflochtenen Bemerkungen, sondern nur auf die ausdrücklich als Entscheidungsobjekte aufgestellten Sätze der Glaubens- und Sittenlehre. Die Unfehlbarkeit der Concilien galt als der sicherste Haltpunkt und das Palladium der katholischen Kirche, und sie hat dieselbe von jeher als das wirksamste Mittel zur Erhaltung des Glaubens und der Einigkeit angesehen. Selbst Luther und Calvin beriefen sich auf die höchste Autorität der Concilien. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß oft Leidenschaften und Intriguen bei Concilien ihr Unwesen trieben, daß insbesondere Päpste auf nicht immer lobenswerthe Weise dabei verfuhren, und daß sonst noch manches Menschliche unterlief; aber bei allen Vergehungen der Einzelnen wußte der Geist Gottes doch die Gesammtheit der Väter als das repräsentirende

Lehr- und Regierungscollegium der allgemeinen Kirche vor Irrthum in dem Wesentlichen der Religion zu schützen. Auch sind die dießfallsigen, den Concilien gemachten Vorwürfe häufig übertrieben worden, wie z. B. von Sarpi. Daß auch der Papst dem ökumenischen Concil unterworfen sey, läßt sich annehmen, obgleich es lange ein Gegenstand heißen Kampfes war, wobei es sich von selbst versteht daß das mit dem heiligen Geiste erfüllte Concil die wesentlichen Institutionen der Kirche, worunter auch das Papstthum gehört, nicht angreifen, sondern nur allenfalls von Mißbräuchen reinigen wollen kann. Die Disciplinarverordnungen der ökumen. Concilien sind zwar in der Regel für alle Gläubigen verbindlich, jedoch kein Object der Unfehlbarkeit, auch nicht, wie die Glaubensentscheidungen, unabänderlich. Diese wurden sonst dogmata, jene canones genannt; in der trienter Synode hingegen werden jene ausschließlich mit dem Namen canones, diese mit capita oder decreta bezeichnet und de reformatione überschrieben. Ueber die Anzahl der bisher gehaltenen ökumenischen Concilien ist man nicht ganz einig. In der auf Befehl des Papstes Sixtus V. in der vatikan. Bibliothek aufgestellten Liste derselben werden folgende 18 mit einer kurzen Beschreibung aufgezählt: 1. das erste nicäische Concil von 325, in welchem 319 Bischöfe über die Lehre des Arius ꝛc. entschieden; 2. das erste Concil zu Konstantinopel von 381 unter Kaiser Theodosius d. Gr., auf ihm befanden sich 150 Kirchenväter; 3. das erste ephesinische von 433 unter Theodosius dem Jüngern, welches aus 200 Bischöfe bestand; 4. das zu Chalcedon von 451, unter Kaiser Marcian, es waren 330 Kirchenväter versammelt; 5. das zweite zu Konstantinopel von 553 unter Kaiser Justinian, es saßen darauf 165 Kirchenväter; 6. das dritte zu Konstantinopel von 681 unter Kaiser Konstantin V. Pogonatus; 7. das zweite Concil zu Nicäa von 787, unter der Kaiserin Irene und ihrem Sohne Konstantin, es bestand aus 530 Vätern; 8. das vierte Concilium von Konstantinopel von 869 unter Kaiser Basilius und Papst Hadrian II.; 9. das erste lateranensische Concil zu Rom von 1122 unter Kaiser Heinrich V. und berufen durch den Papst Calixtus II., auf ihm waren über 400 Kirchenväter versammelt (es wurde veranlaßt durch den Investiturstreit; ihm folgte das deßfallsige Calixtinische Concordat); 10. das zweite lateranensische von 1139 unter Kaiser Konrad II. und Papst Innocenz II., auf ihm waren über 1000 Kirchenväter versammelt; 11. das dritte lateranensische von 1179 unter Kaiser Friedrich I., berufen vom Papst Alexander III. mit 300 Kirchenvätern; 12. das vierte lateranensische von 1215 unter Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz III.; 13. die erste lyoner (ökumenische) Synode von 1245, unter Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV.; 14. die zweite lyoner (ökumenische) Synode von 1275, unter Kaiser Rudolf I. und Papst Gregor X.; 15. die Synode zu Vienne von 1311, unter Kaiser Heinrich VII. und Papst Clemens V.; 16. das Concil zu Konstanz von 1414—18; 17. die Synode zu Basel (deren Autorität von dem Zeitpunkte an, wo sie durch den Papst in der 24. Sitzung aufgelöst ward, nicht anerkannt wird) von 1436—40, unter den Kaisern Sigismund, Albrecht II., Friedrich III. und den Päpsten Eugen IV. und Nicolaus IV.; 18. das Concilium zu Trient unter den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. vom Papst Paul III. 1545 zusammenberufen. Das fünfte lateranensische unter Julius II. und Leo X., anfänglich nur aus wenigen, in der Folge wohl aus mehren, aber meistens nur italien.

Bischöfen zusammengesetzt, wird darum zwar als legitim, aber fast durchgängig nicht als ökumenisch angenommen. B. Particular-C. (Particularsynoden), die wieder in a) National-C., b) Provinzial-C., c) Diöcesan-C. zerfallen. Dergleichen sind in allen Ländern, Provinzen und Diöcesen in großer Menge gehalten worden, und obwohl sie weder infallibel, noch inappellabel und unveränderlich (irreformabel) sind, wurden sie doch stets für höchst wichtig und zweckmäßig gehalten zur Aufrechthaltung der Kirchendisciplin, zur Ausrottung einschleichender Irrlehren, Abstellung und Bestrafung eingerissener Mißbräuche und Excesse, Schlichtung entstandener Streitigkeiten u. dgl. Das Concilium zu Basel, das trienter, sowie andere frühere und spätere päpstliche und Conciliarvorschriften, verordnen ausdrücklich, daß die Diöcesansynoden alljährlich, die Provinzialsynoden in 3 Jahren einmal gehalten werden. Bei den National- und Provinzialsynoden ist der Primas oder Metropolit Präsident und Geschäftsleiter, bei den Diöcesansynoden der Bischof. In neuerer Zeit sind sie, nicht zum Vortheil der Kirche, ganz außer Uebung gekommen. Das im J. 1811 angefangene, aus mehr als 100 Bischöfen bestehende Nationalconcilium zu Paris ward wieder aufgelöst, bleibt aber doch ein schönes Denkmal für die Mehrzahl der dabei versammelten Prälaten, die den ungerechten kirchenwidrigen Eingriffen und Forderungen einer sonst unwiderstehlichen Staatsgewalt einen zwar ehrerbietigen, aber unerschütterlichen Muth entgegensetzten. 1822 ward ein Nationalconcilium zu Preßburg in Ungarn, gehalten, und jüngst das erste in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die so weise angeordneten, sonst mit so großem Nutzen, namentlich von Karl Borromäus gehaltenen Diöcesansynoden unterblieben wohl größtentheils durch die Schuld der Bischöfe, die dermalen alle kirchlichen Diöcesanangelegenheiten allein, höchstens mit Zuziehung einiger Wenigen, die ihr Consistorium ausmachen, schlichten, ohne ihren übrigen Klerus zur Berathung und Theilnahme zu ziehen. — Die Conciliarbeschlüsse sind in mehre Sammlungen zusammengetragen worden. Die der ältern bis ins 12. Jahrh. befinden sich im Auszuge im Decretum Gratiani. Die neueste und vollständigste Sammlung ist von Mansi in 31 Bänden, Florenz 1759—89, aber bloß bis 1509 reichend. Man hat auch Ausgaben einzelner Concilien und Sammlungen von Concilien einzelner Länder.

Concilium (evangelische Bearb.), öffentliche, gesetzliche Versammlung von Abgeordneten der christlichen Gemeinden eines oder mehrer Länder, um über wichtige kirchliche Angelegenheiten zu berathschlagen und Beschlüsse zu fassen; ökumenisch wurde es genannt, wenn sich Kirchenlehrer aus dem ganzen römischen Reiche dazu einfanden oder wenigstens einberufen wurden. Von Inspiration und Infallibilität derselben kann bei den Evangelischen keine Rede seyn. Der evangelische Christ erkennt nur die Schriften der Bibel als Glaubensnorm an, und kann um so weniger die Concilien für inspirirt und infallibel halten, als er weiß, daß, sowie der Einzelne, auch die ganze Gesellschaft, selbst bei dem besten Willen, irren kann, als ihm bekannt ist, daß aus den Concilien Widersprüche und Irrlehren hervorgingen, und daß mehre nicht vom Christenthume beseelt waren. Kein Concilium kann gegen die Aussprüche der heiligen Schrift Meinungen behaupten und Lehrbegriffe feststellen; denn seine hermeneutischen Erklärungen können nur so lange feststehen, als ihre etwaige Unrichtigkeit nicht nachgewiesen worden

in denen das Wort vorkommt. Man theilt sie in Nominal- und Real-Concordanzen; jene enthalten bloß die Wörter, diese die Hauptmaterien nebst Anführung der dahin einschlagenden biblischen Stellen. Die Idee zu einer Concordanz gab der heil. Antonius von Padua. Er brachte die Stellen, welche in der Bibel religiösen und moralischen Inhalts sind, unter ihre Haupttitel zusammen und nannte das Buch „Concordantii morales". Nach ihm war es der Cardinal Hugo de St.-Caro, welcher im 13. Jahrh. im eigentlichen Sinne eine Concordanz ausarbeitete. Indeß ordnete er nur die sogenannten dictione declinabiles, denen später Konrad von Halberstadt auch die indeclinabiles hinzufügte. Ihnen folgte eine große Anzahl von Gelehrten, welche Zusätze und Verbesserungen lieferten. Nach dem Beispiel der latein. Concordanzen entstanden die griechischen. Euthalius von Rhodos verfertigte um 1300 eine Concordanz über die ganze griech. Bibel. Kircher von Augsburg lieferte zu Anfang des 16. Jahrh. eine Concordanz über die Septuaginta. Ueber das neue Testament hat zuerst Xistus Betulejus eine Concordanz herausgegeben: „Symphonia sive Concordantiae nova testamenti", 1546. Nach ihm gab H. Stephanus 1600 eine neue mit großem Fleiß bearbeitete heraus, welche in der Folge durch Erasmus Schmidius verbessert erschien. Sowie aus der latein. Concordanz die griech. hervorgegangen ist, so entstand aus eben dieser Veranlassung die hebräische. Der Verfasser derselben ist Rab. Isaak Nathan. Neue verbesserte Ausgabe von Marius a Calassino, Rom 1620, wo auch das Chaldäische aus Esra und Daniel beigefügt war. 1632 gab Johann Burtorf eine neue, vielfach vermehrte Ausgabe in Druck. Dem Mangel der Partikeln half in der Folge Ch. Noldius durch ein besonderes, der Concordanz angeschlossenes Werk, Kopenhagen 1679, ab. Die meisten latein. von Katholiken in den neuern Zeiten verfertigten Concordanzen erstrecken sich bloß über die Vulgata. Die beste unter diesen wurde von Benediktinern unter der Aufsicht des Pater Th. Erhard geliefert in 2 Foliobänden. Hier findet man auch jedes Nennwort in allen Abänderungen, sowie die Zeitwörter in allen ihren Abhandlungen. Späterhin erschienen auch über die Uebersetzungen der Bibel in die lebenden Sprachen Concordanzen. Ueber die Lutherische deutsche Uebersetzung hat man Concordanzen von Konrad Agricola, Nürnberg 1610, die beste; von Fr. Lankisch 1677; eine neuere von Büchener, 2. Aufl., Jena 1757, 2 Bde., 4.

Concordat, ein zwischen dem römischen Bischofe, als Oberhaupt der kathol. Kirche, und einer Regierung zur Feststellung kirchlicher Verhältnisse geschlossener Vertrag. Derselbe bestimmt die Vorrechte und Einkünfte des Klerus, besonders des höheren, Zahl und Umfang der Bisthümer, die Art der Besetzung derselben und anderer geistlichen Aemter und die Grenzen der kirchlichen und Staatsgewalt. In dieser Beziehung enthält jedes Concordat gegenseitige Concessionen. Der Papst räumt dem Regenten die Ernennung zu Bisthümern, Prälaturen ꝛc. oder Berücksichtigung seiner Wünsche bei Verleihung solcher Aemter, Gültigkeit der Patronatrechte, Gerichtsbarkeit über die Geistlichen in bürgerlichen Angelegenheiten, das Recht der Mitaufsicht über kirchliche Anstalten und der Genehmigung kirchlicher Verordnungen (Placet regium) und Sicherheit des Besitzes eingezogener Kirchengüter, der Regent dem Papste Dotationen für kirchliche Würden, Behörden und Anstalten, mehr oder weniger bedingte Freiheit des Klerus in Handhabung der Kirchenzucht, der In-

risdiction in geistlichen und Ehesachen und der Aufsicht über Erziehungs- und Bücherwesen und im Verkehr mit der römischen Curie, gewisse Abgaben an dieselbe bei Vacanzen und Besetzungen geistlicher Aemter (Annaten, Taxen) und stillschweigende oder ausdrückliche Anerkennung der Gültigkeit derjenigen päpstlichen Supremarechte ein, welche das Concordat nicht entkräftet. Dabei behält der Papst sich die Besetzung gewisser Kirchenwürden (in der Regel der Propsteien, meist auch der in den Papstmonaten erledigten Canonicate) vor und handelt als Besitzer aller gesetzgebenden und disciplinarischen Kirchengewalt, als eigentlicher Collator aller Kirchenämter und Oberherr aller Kleriker und Kirchengüter, der dem Regenten, was er ihm einräumt, nicht als ein der Staatsregierung beiwohnendes Recht zusteht, sondern als Vergünstigung (Indult) und Gnade und nie ohne den Vorbehalt verleiht, unter veränderten Umständen Alles zurückzunehmen, wozu er vermöge des Glaubens an die göttliche, jede Staatsgewalt ihm unterordnende Einsetzung seiner Macht, an die Nothwendigkeit seiner kanonischen Bestätigung der Bischöfe und seiner Entscheidung über Dispensationsgesuche und ähnliche Gewissensfälle hinreichende Mittel hat. Nur auf diesem Glauben beruht die im katholischen Kirchenrechte geltende Annahme, daß ohne päpstliche Bewilligung und Mitwirkung kein Kirchenwesen geordnet werden und mit gehöriger Autorisation bestehen könne und die daraus folgende Neigung der Regenten, Concordate mit dem Papste abzuschließen. Die Staatsgewalt kann, um ihre unveräußerlichen Rechte bei Abschließung von Concordaten zu verwahren, von folgenden Grundsätzen nicht abgehen: die äußere Gewalt der Kirche besteht nur zufolge Uebertragung von Seiten des Regenten und unter seiner Aufsicht; alle Verordnungen und wichtige Veränderungen in Kirchenangelegenheiten, sowie die Verleihungen der höhern Kirchenämter bedürfen seiner Genehmigung; die bürgerlichen Rechte aller Unterthanen, auch der geistlichen, bleiben den Gesetzen des Staats unterworfen, und deren Ausübung darf nie durch die Kirche gehindert werden; kirchliche Handlungen, die den Staat beeinträchtigen und die Ruhe der Staatsbürger stören, kann der Regent verbieten, und er bestimmt auch das Maß der Dotationen, die die Kirche genießen soll. Insofern diese jetzt anerkannten Grundsätze mit den Aussprüchen der päpstlichen Gewalt vielfach in Widerspruch stehen, bleibt jedes Concordat ein provisorisches Gesetz, an das sich beide paciscirende Theile nur so lange gebunden glauben, als ihnen weder möglich noch räthlich erscheint, davon abzugehen. — Das merkwürdigste Concordat aus der frühern Zeit ist die Vergleichsurkunde, welche 1122 zwischen Papst Calixtus II. und Heinrich V. zur Beseitigung des Investiturstreites zu Stande kam und nach Publikation auf mehren Lateransynoden als eine Grundstatute des Staats- und Kirchenrechts angenommen wurde. Heinrich V. entsagte gemäß dieses Concordats nicht nur der Investitur durch den Bischofsstab u. Ring, sondern auch aller Ertheilung der Pfründen, und sogar den Regalien des heil. Petrus, d. h. der Lehensherrschaft über die Ländereien der römischen Kirche; der Papst stand ihm dagegen zu, daß die Bischöfe und Aebte in seiner Gegenwart freiwillig erwählt, und die erwählten von ihm mit den Regalien durch das Scepter investiret würden. Die meisten Concordate wurden durch die politischen Ereignisse der Zeit herbeigeführt und den Oberhäuptern des römischen Stuhls gemeinhin von den Fürsten oder deren Völkern abgedrungen. Einen redenden Beweis hiervon

finden wir in den Begebenheiten nach der Kostnitzer Synode, nach welcher der Papst Martin V. gezwungen wurde, 1418 mit der deutschen und bald darauf auch mit andern Nationen Concordate abzuschließen. Im 15. und 16. Jahrh. gelang es noch dem Ansehen der Päpste, Concordate zum Vortheile ihres Kirchenregimentes zu Stande zu bringen. Dahin gehören die vom Papste Nikolaus V. mit Kaiser Friedrich III. ohne Vorwissen der Reichsstände, 1448 zu Wien (sonst unrichtig Aschaffenburger genannt) abgeschlossene Concordate der deutschen Nation, wofür immer einzelne Kurfürsten gewonnen wurden. Alles, was der röm. Stuhl durch die angenommenen Baseler Dekrete verloren hatte, bekam er durch dieses Concordat reichlich wieder. Außerdem, daß man ihm die Annaten und das Bestätigungsrecht der Bischöfe wieder zugestand, räumte man ihm auch viele Reservationen ein, vornehmlich die sogenannten Papstmonate, oder die mit den Stiftern nicht nach den eintretenden Erledigungsfällen, sondern nach den Monaten der Erledigung abwechselnde Verleihung der Pfründen. — Nicht minder vortheilhaft war das Concordat, welches Leo der Zehnte mit dem Könige von Frankreich, Franz dem Ersten, abschloß. Nach dieser Uebereinkunft theilte das geistliche und weltliche Oberhaupt die Rechte eines Dritten, der französischen Clerisei, nämlich unter sich, indem sie die ordnungsmäßige Erwählungsweise abschafften. Der König bestellte von nun an die Bischöfe, Erzbischöfe und andere Prälaten, innerhalb 6 Monaten von der Erledigung und wenn sie die erforderlichen Eigenschaften hatten, bestätigte sie der Papst; wo nicht, so hatte der König die Macht, in 3 Monaten andere Personen zu ernennen; unterblieb dieß, so besetzte der Papst. Dieser hatte auch die geistlichen Aemter in Frankreich zu verleihen, welche durch den Todesfall ihrer Verwalter in Rom eröffnet wurden. Noch mehr, als der König, gewann der römische Stuhl bei diesem Concordate. Die Annaten wurden ihm stillschweigend wieder verstattet und die sogenannten größern Angelegenheiten seiner Entscheidung übergeben. Von den Schlüssen zu Kostnitz und Basel, von dem Range einer allgemeinen Kirchenversammlung vor dem Papste, war keine Rede weiter. Der Papst konnte in seiner Bulle, worin er jedes Verlangen nach der pragmatischen Sanktion unter der Drohung des Verlustes geistlicher Güter verbot, sich selbst auf Bonifaz des Achten Bulle Unam sanctam berufen. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., als der Terrorismus mit allen seinen Schrecknissen in der franz. Revolution sein furchtbares Haupt erhob, wurde die päpstliche Regierung mitten unter politischen Stürmen von der weltlichen Monarchie zu Concordaten gezwungen, die nachtheilig für viele Rechte des kirchlichen Oberhauptes waren. Am 15. Juli 1801 wurde zu Paris zwischen dem Bruder des ersten Consuls, Joseph Bonaparte, und dem Cardinal Consalvi ein Concordat abgeschlossen, welches der Papst Pius VII. bald (den 25. Aug.) bestätigte. In dem Concordate wurden die alten Formen der Kirchenverwaltung größtentheils wieder eingeführt, aber der damaligen Regierung, außer allen Vorrechten und Vorzügen, welche die franz. Könige gehabt, noch bei Weitem mehr Einwirken in die Kirche eingeräumt, als vorher stattgefunden; z. B. das unbeschränkte Recht, Erzbischöfe u. Bischöfe zu ernennen, welche einzusetzen dem Papste bloß vorbehalten blieb. Der von Pius VI. (1791) verbotene Eid der Geistlichen war zwar aufgehoben, aber sie mußten nun der bestehenden Regierung Gehorsam und Treue schwören; keiner durfte ohne Ge-

nehmigung der Staatsbehörde ordinirt werden. Ausdrücklich zugestanden ward die Unterwerfung aller päpstlichen Ausfertigungen nach Frankreich, selbst wenn sie nur Einzelne beträfen, unter die Bewilligung der Staatsgewalt, ohne welche auch kein päpstlicher Legat Aufträge in Frankreich ausrichten, oder Rechte ausüben, auch kein Beschluß fremder, nicht einmal allgemeiner Synoden bekannt gemacht werden sollte, da jene zu prüfen haben, ob dieselben den Staatsgesetzen angemessen seyen. Der Staatsrath solte, nach der alten Unterscheidung der franz. Kirchenrechtslehrer zwischen geistlicher Macht und Mißbrauch derselben, über letzteren, aber auch über alle Störungen des öffentlichen Gottesdienstes entscheiden: alle Exemtionen von der bischöflichen Gerichtsbarkeit sollten aufgehoben seyn, ohne Erlaubniß des Bischofs kein außerordentliches öffentliches Gebet gehalten, kein Fest ohne Bewilligung der Staatsbehörde gefeiert werden dürfen; alle geistlichen Stiftungen, außer den Capiteln und Seminarien, abgeschafft bleiben. Eine allgemeine Liturgie und Katechismus wurde eingeführt; der Sonntag sollte wieder Ruhetag, auch für die Staatsbeamten seyn, aber der republikanische Kalender bleiben, auch in kirchlichen Ausfertigungen. Frankreich ward in 10 Erzbisthümer und 50 Bisthümer getheilt und der Unterhalt der gesammten Geistlichkeit vom Staate übernommen. Ein ganz ähnliches Concordat wurde nun auch mit der italienischen Republik 1803 geschlossen und darin die katholische Religion als die alleinherrschende bestimmt. Durch würdevolle Weigerung Pius VII., sich zu keinem bloßen Werkzeuge des franz. Kaisers herabwürdigen zu lassen, und dadurch, daß er Anstand nahm, die kanonische Bestätigung einiger franz. Bischöfe zu dekretiren, wurde eine neue Spaltung der Curie mit Napoleon herbeigeführt, welche durch die 1811 zu Paris gehaltene National-Kirchenversammlung nicht beseitigt werden konnte. Daß der Entwurf eines neuen Concordats, über den Napoleon, 25. Jan. 1813, zu Fontainebleau mit dem Papste sich vereinigt zu haben vorgab, um alle bisherige Streitigkeiten zu schlichten, nur eine leere Vorspiegelung war, kam sehr bald an den Tag. Daher schloß Ludwig XVIII. mit Pius VII., 11. Juni 1817, zu Rom ein neues Concordat ab, in dem das Concordat von 1516 mit Leo X. wieder in Kraft gesetzt, das Concordat von 1801 nebst den damit verbundenen organischen Artikeln von 1802 aufgehoben und die Ausstattung für 42 neu zu stiftende Metropolitan- und Bischofssitze in Frankreich festgesetzt wurde. Die Nation nahm das Concordat mit einer fast allgemeinen Mißbilligung auf, weßhalb sich die Minister genöthigt sahen, den Gesezesvorschlag, welcher es in die Kammer bringen sollte, zurückzunehmen. Indessen wurden die Diözesen vermehrt, und 1828 gab es in Frankreich 14 Erzbischöfe und 66 Bischöfe. — Schon 1815 war der Cardinal Carracioli nach Neapel zu den Unterhandlungen über ein neues Concordat gesandt worden; erst den 16. Febr. 1817 wurde es zu Terracina unterzeichnet und im März vom Papst im Consistorium bekannt gemacht, wonach der König zu allen Bisthümern ernennt. Dieser erklärte aber am 19. April, daß durch das neue Concordat die alte Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wie dieselbe vom Papst Benedikt XIII. noch ausdrücklich anerkannt worden, keineswegs aufgehoben sey. Hiernach ward die kath. Religion die herrschende in diesem Reiche und die Unabhängigkeit geistlicher Schulen von dem Landesfürsten anerkannt. Der Papst konnte über 12.000 Ducati Pfründen in Neapel verfügen, alle erledigten Ein-

künfte fielen in den Schoß der Kirche zurück, die bischöflichen Hirtenbriefe bedurften keiner königl. Genehmigung mehr, u. a. m. — Nach dem Concordate, welches am 5. Juni 1817 mit Baiern geschlossen und im Mai 1818 mit der neuen Verfassungs-Urkunde bekannt gemacht wurde, werden in diesem Reiche zwei Erzbisthümer: München (mit den Bisthümern Augsburg, Passau und Regensburg) und Bamberg (mit den Bisthümern Würzburg, Eichstädt und Speier), und Seminarien errichtet, und anständig mit liegenden Gründen ausgesteuert. Dem Könige stehen die Ernennungen und dem Papste die Bestätigung zu; in rein geistlichen Sachen findet eine Apellation nach Rom Statt. In Ansehung der Verhältnisse zwischen der katholischen und protestantischen Kirche wurde eine vollkommene Gleichheit der Rechte ausgesprochen. Ob der Papst an den versprochenen wenigen Mönchsklöstern große Freude haben, und ob der versprochene Schutz der Kirche gegen irreligiöse Bücher mehr als unausführbar seyn werde, steht dahin. Aber sehr zu beklagen ist es, daß der Papst sich bewegen ließ, die alte Wahlfreiheit der deutschen Kirche aufzuheben und ein königliches Ernennungsrecht an die Stelle treten zu lassen. Sonderbar genug ist es, daß das Concordat nicht aus diesem Gesichtspunkte, sondern aus ganz andern getadelt worden. Man hat getadelt, daß der König die bisherige Kirchenordnung anerkannt, als wenn der König gleich den Cäsaren des ohnmächtig hinschwindenden griechischen Reichs theologische und kanonistische Fragen vom Throne herab zu entscheiden sich hätte berufen glauben sollen! — Preußen hatte schon 1817 das Wahlrecht des Domkapitels zu Münster anerkannt, und am 6. April 1821 wurde ein Concordat zwischen dieser Monarchie und dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen, das nicht bekannt gemacht worden, aber die dasselbe bestätigende Bulle vom 16. Juli 1821 (De salute animarum) ist in Preußen kraft der königlichen Majestätsrechte nur in Ansehung der darin enthaltenen sächlichen Verfügungen mit Vorbehalt der hoheitlichen Rechte des Staats und unbeschadet der evangelischen Kirche des Staats als bindendes Statut der katholischen Kirche publizirt worden. Vermöge jener Bulle erhielt die östliche Monarchie einen Erzbischof zu Gnesen mit Posen und die Bisthümer Culm, Ermeland und Breslau, letztere beide mit bisheriger Exemtion vom Gnesener erzbischöflichen Stuhl; die westliche Monarchie einen Erzbischof zu Köln und Bischöfe zu Trier, Münster und Paderborn, aber das Aachner Domkapitel wurde in ein Collegiatstift verwandelt; jedoch erhielten die katholischen Gemeinden der Provinz Sachsen die Vereinigung mit dem paderbornischen Bisthume. Jeder Erzbischof erhält 12.000 Thaler und jeder Bischof 8000 Thaler Besoldung, außer freier Wohnung und Sommersitz und die ganze höhere Geistlichkeit wurde mit einer Dotation von 117.300 Thaler Jahreinkommen begründet. Den Capiteln ist das Wahlrecht zuerkannt, aber durch ein besonderes päpstliches Breve an die capitula in herbis ist diesen aufgegeben, nur der Regierung angenehme Personen zu wählen, weßhalb diese daher voraus Einzelnen von der Canditatenliste die exclusionem geben kann. Ist die Wahl kanonisch, und der Gewählte würdig, so wird der Papst jede solche Wahl durch apostolische Briefe bestätigen. Es ist also das Calixtinische Concordat hergestellt, mit der Ausnahme freilich, daß der lehenslose Bischof mit keinem Scepter beliehen werden kann. Rücksichtlich der Capitel ist die Zahl der Würden, Canonici und Vikarien genau bestimmt. Aeußerst merkwürdig ist hierbei das Institut

der Ehrenkanoniker. Es wird dadurch eine heilsame Verbindung der höhern mit der niedern Geistlichkeit hergestellt. Wer übrigens zu einer Stiftswürde oder Canonikat gelangen will, muß die höheren heiligen Weihen empfangen, zum mindesten 5 Jahre lang in dem Haupt- oder Hülfsseelsorgeramte, oder in dem Lehramte der Gottesgelahrheit und des kanonischen Rechts, oder in eines preußischen Bischofes Verwaltung gestanden und der Kirche mit Nutzen gedient, oder die höchste gelehrte Würde in der Gottesgelahrheit oder in dem kanonischen Rechte gehörig erworben haben. Auf Stand und Geburt soll nicht gesehen werden. Jeder erz- und bischöflichen Stadt soll ein geistliches Seminar erhalten oder neu gegründet werden. Die Kirche selbst wird nach dem Jahre 1833 mit schuldenfreien Domänen ausgesteuert und die Weihbischöfe und Generalvikare werden mit standesgemäßem Gehalte vom Staate salarirt. — 1819 sandten die übrigen deutschen Fürsten Bevollmächtigte nach Rom, welche dem Papst eine Erklärung über die Verhältnisse der deutschkathol. Kirche und seiner Primatrechte zu den jetzt geltenden landesherrlichen vorlegten, in welcher die Grundsätze des, auf die kathol. Kirchenverfassung gar nicht anwendbaren Territorialsystems ausgesprochen waren. Sie erhielten im Aug. 1819 als Antwort die Darstellung der Gesinnungen des Papstes. Man kann dieser Darstellung das Verdienst einer großen Klarheit, Offenheit und Bestimmtheit nicht absprechen. Der Papst verzichtete gern auf alles ihm pekuniär Nützliche, z. B. auf die Vergebung von geistlichen Stellen in den Papalmonaten, gemäß den Aschaffenburger Concordaten; ebenso beeilte er sich, die, obgleich dürftigen (z. B. des Limburger und Fulder Capitels), Ausstattungen anzunehmen. Aber, was er nicht annahm, nicht annehmen konnte, war die ihm zugemuthete Einwilligung in Abänderung der Grundsätze der Kirche. — Sonderbar genug fürchtete die aus Italiens altem Adel zusammengesetzte Curie, nach Consalvi's Note vom 10. Aug. 1819, durch die von Seiten einiger protestantischen deutschen Bundesfürsten vorgeschlagene Wahl der Capitel u. Landdekane zu erledigten Bisthümern, die Entstehung demokratischer Umtriebe, und daß Edelleute und Reiche, wenn einem Bischofe eine 3jährige Verwaltung eines Pfarr- oder Lehramts zur Pflicht gemacht würde, sich nicht um Bisthümer bewerben (Adeligen, die würdige Bischöfe werden wollen, — und unwürdige Figuranten haben der Kirche nie genutzt — steht es ja frei, dieser heilsamen Vorbereitung sich zu unterwerfen) auch die Studien der Theologen auf Universitäten den einsamern Studien der jungen Geistlichen in Seminarien nachzusetzen seyen. — Endlich kam mit dem Papste eine provisorische Uebereinkunft über die neuen Diözesen zu Stande: Würtemberg erhielt einen Bischof zu Rotenburg am Neckar, Baden und Hohenzollern einen Erzbischof zu Freiburg, Hessen-Darmstadt zu Mainz, Kurhessen zu Fulda, Nassau und Frankfurt zu Limburg an der Lahn. — Die übrigen kleineren Staaten werden sich wohl, nach der Convenienz der Lage, einem neuen Bisthume anschließen. — Der König der Niederlande schloß 1827 mit dem Papste ein Concordat auf die Grundlage des franz. von 1801; ferner der Großherzog von Baden 1827.

Concordia, die Göttin der Eintracht, ward bei den Griechen unter dem Namen Homonoia verehrt und hatte zu Olympia einen besondern Altar. Die Römer hatten ihr einen prachtvollen Tempel erbaut, welcher unter dem Capitolium stand. Auch erbaute nach der Ver-

einigung der Patricier und Plebejer Camillus dieser Göttin zum Andenken dieser Vereinigung einen eignen Tempel, der in der Folge von Tiberius verschönert wurde. Mit der Zeit verfiel er und Konstantin war der Letzte unter den Kaisern, der noch einmal Hand an seine Wiederherstellung legen ließ. Die Attribute dieser Göttin waren: eine Schale in der rechten und ein Scepter oder Füllhorn in der linken Hand.

Concordia, 1) Stadt in der Massachusetts-Grafschaft Middleser am gleichnamigen Flusse, der 3 Brücken trägt. Sie hat 1 Rathhaus, worauf wechselnd mit Cambridge die Grafschafts-Gerichte gehalten werden, 1 Kirche, 1 Gefängniß und 1650 Einw., die Potaschsiedereien und starken Obst- und Gemüsebau unterhalten. Der Ort ist in der amerikanischen Geschichte merkwürdig, weil hier 1774 ein Provinzial-Congreß gehalten und 1775 die Britten von den Amerikanern geschlagen sind. — 2) Die Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Neuhampshire und der Grafschaft Rockingham. Sie liegt 43° 12′ Br. 360 4′ L. auf der Westseite des Merrimack und besitzt das gutgebaute Capitol, worin sich das gesetzgebende Corps und die Central-Behörden versammeln, den Pallast des Gouverneurs, 1 Kirche, 1 Akademie, 2 Banken, 3 Druckereien worin 4 Zeitungen erscheinen, 1 Staatengefängniß, 200 Häuser und im J. 1820 1488, mit der Ortsch. im J. 1830 2390 Einw., die Jahr- und Wochenmärkte unterhalten. Concordia steht durch den Merrimack und den Middleserkanal mit Boston in Berührung und ist daher ein Stapelplatz für den Binnenhandel der Provinz. — Concordia, Kirchspiel in dem nordwestlichen Theile des nordamerikanischen Staats Luisiana am Missisippi und Tensas, 1829 mit 2650 Einw., worunter 1800 Sklaven, der Hauptort Concordia, Natchez am Missisippi gegenüber, hat erst 200 Einw.

Concordienformel. Nach Luthers und Melanchthons Tode entstanden in Sachsen, theils durch völlig gehaltlose Zänkereien, theils durch den heftigen Widerstand, welchen die Hinneigung einiger einsichtsvollen und unpartheiischen Männer zum reformirten System fand, unter den Lutheraner so bedeutende innere Zwiste, daß zuletzt das Volk daran Theil nahm und die kaum entstandene Religionspartei auf das Aeußerste gefährdet wurde, zumal da zu gleicher Zeit auch die Anhänger des katholischen Lehrbegriffs von Außen auf dieselben hineinstürmten. Dieß bewog den Kurfürst August, eine Versammlung der angesehensten Theologen des In- und Auslandes zu veranstalten, welche die streitigen Punkte vermitteln, und das Resultat ihrer Verhandlungen als künftig zu beachtende Lehrnorm aufstellen sollte. Diese Versammlung wurde zuerst zu Lichtenberg, dann zu Torgau gehalten und endlich durch Abfassung der Concordienformel zu Klosterbergen bei Magdeburg beendigt. Chemnitz u. Selnecker hatten an deren Abfassung und Einkleidung den meisten Antheil; Chyträus und die beiden kurbrandenburgische Gesandten, Muskulus und Ch. Corner, verhielten sich bei dem ganzen Werke fast nur leidend und zustimmend. Das bergische Buch ward hierauf noch ein Mal zur Einsicht und Vergleichung umhergeschickt, und von den Geistlichen in den Ländern dreier Kurfürsten, 20 anderer Fürsten, zusammen in 86 evangelischen Reichsgebieten unterschrieben. Noch fanden sich Schwierigkeiten, um welcher willen mehr als 10 Gespräche gehalten wurden, bis dann diese Concordienformel, als eine in den streitigen Artikeln geltende und bindende Bestätigung und Erklärung der älteren lutherischen Glaubensbekenntnisse, für Sachsen an eben dem Tage (1580), da vor 50

Jahren die augsburgische Confession dem Kaiser war übergeben worden, bekannt gemacht, zugleich mit jenem Bekenntnisse in lateinischer und deutscher Sprache herausgegeben und in dieser Verbindung das Concordienbuch genannt ward. Indessen war das ganze Unternehmen für seinen Zweck, Einigkeit unter den Protestanten und selbst unter den Lutheranern hervorzubringen, unzureichend und unzeitig. S. Symbolische Bücher.

Concret (Concretum, Fest), ein Ausdruck, der gebraucht wird, um damit zu bezeichnen, daß man sich wirklich Natur, wirkliche Gegenstände der Erfahrung vorstellt. Etwas sich concret, oder in concreto vorstellen heißt, sich es vorstellen, wie es wirklich in der Natur zu finden ist, oder von den Gesetzen der Natur gemäß zu finden seyn könnte. Es ist dem Abstracten, oder in abstracto entgegengesetzt: ein Ausdruck, welcher sagt, daß man sich bloß Begriffe vorstelle, ohne darauf zu sehen, wie Das, was durch diese Begriffe gedacht wird, an Erfahrungsgegenständen vorhanden seyn mag. Der Begriff eines Kindes überhaupt ist etwas in abstracto, weil es in der Erfahrung immer noch mit andern Eigenschafeen zusammen vorhanden ist, von denen bei der Vorstellung eines Kindes abstrahirt, d. h. nicht darauf gesehen wird; der Begriff eines bürgerlichen Kindes ist gegen den eines Kindes überhaupt schon etwas in concreto, weil bei demselben eine Eigenschaft mitgenommen wird, mit der ein Kind überhaupt in der Erfahrung existirt. Aber eigentlich gibt es auch kein bürgerliches Kind überhaupt, sondern jedes meiner Kinder ist ein bürgerliches Kind, d. h. hat unter mehren Eigenschaften auch die an sich, daß es das Kind eines Bürgerlichen ist; von allen den übrigen Eigenschaften wird aber abstrahirt, und so hat man den Begriff eines bürgerlicher Kindes, der in dieser Rucksicht ebenfalls ein Begriff in abstracto, jedes meiner Kinder aber ein Ding in concreto ist.

Concubinat ist eine auf so lange geschlossene Gattungsverbindung als man Geschmack an einander findet. Das Naturrecht verbietet es nicht. Doch der Staat kann eine solche Verbindung weder in der Ehe, — als eine Art von Ehe zur linken Hand neben der zur rechten, — noch außer der Ehe, zwischen zwei unverehelichten — dulden. Denn sie führen in beiden Fällen zur regellosen und ungezügelten Geschlechtslust, mithin ebenfalls zu einer Art von Vielweiberei oder Vielmännerei, entzieht der Ehe ihre Heiligkeit und hebt die zur menschlichen Bildung und insonderheit zur Kindererziehung so nothwendige Einheit und Würde des Familienlebens auf. — Bei den Griechen war das Concubinat in einem hohen Grade erlaubt. Auch bei den Römern war das Concubinat, den Gesetzen nach, erlaubt. Sie gestatteten es jedem römischen Bürger, sich eine Concubine doch nur in demjenigen Frauenzimmer zu halten, mit denen sie keine rechtmäßige Verbindung eingehen konnten, z. B. Freigelassenen, Schauspielerinnen u. s. w. Die aus solcher Verbindung gezeugten Kinder wurden für natürliche gehalten. Als das Christenthum die weibliche Würde höher achten lehrte, hörte das Concubinat allmählig auf, und Konstantin d. Große war der Erste, welcher nachdrückliche Verordnungen dagegen erließ. Napoleons Gesetzbuch erlaubte dem Manne, sich außer dem Hause eine Concubine, ohne Ansprüche auf die Rechte ehelicher Hausfrauen und deren Kinder, zu halten. Er glaubte dieß den Nationalsitten der Vornehmern seiner Unterthanen (denn unter der Mehrzahl herrschte eine unbefleckte Monogamie auch unter dem Code Napo-

leon) einräumen zu müssen. Doch hat unter der bourbonischen Regierung der Code bereits eine moralische Aendrung erhalten und das Eherecht würdiger hergestellt, indem das Concubinat als unkanonische Licenz wieder abgeschafft ist.

Concurs, ein Zustand, in welchem mehre Individuen zu gleicher Zeit Ansprüche an einen und denselben Gegegenstand machen. — Der Concurs der Gläubiger entsteht daher, wenn mehre Gläubiger aus dem gesammten Vermögen des Schuldeners, oder aus einem Theile desselben befriedigt seyn wollen, (allgemeiner — besonderer Concurs). Er ist entweder bloß imminent, bevorstehend, oder wirklich existirend, im letztern Falle aber entweder formell, wenn die Eröffnung des, durch die Gesetze bestimmten concursmäßigen Verfahrens gerichtlich beschlossen worden, oder materiell, wenn die gesetzlichen Erfordernisse zur Concurs-Eröffnung vorhanden sind, jener gerichtliche Beschluß aber noch nicht erfolgt ist. Durch diesen Beschluß nimmt der Concursproceß (Gantproceß, Conturbationsproceß) seinen Anfang. Die Vermeidung oder Sistirung dieses, dem Schuldnern und den Gläubigern unvermeidliche Nachtheile zuziehenden Processes bezwecken: I. Anstandsbriefe oder Moratorien, welche jedoch nicht vom Richter (obgleich viele Rechtslehrer und hin und wieder der Gerichtsbrauch ihm dieses Recht zugestanden hat), sondern nur durch landesherrliche Machtvollkommenheit dem Schuldner zugestanden werden können, und wenn sie nicht in offene Ungerechtigkeit ausarten sollen, genaue Erörterung voraussetzen, ob die Gestundung den Gläubigern mit Wahrscheinlichkeit Nutzen verspreche und sie nicht in Gefahr bringe, außer dem Zeitverluste auch an den Gegenständen ihrer Befriedigung und deren Werthe einzubüßen. II. Freiwillige, zwischen dem Schuldner und seinen Gläubigern, oder, nach Verschiedenheit der Umstände, unter Letztern allein geschlossene Gestundungs- oder Nachlaß-Verträge, bei welchen, sowie bei andern, im Laufe des Concursproceßes vorkommenden gemeinschaftlichen Beschlüssen, die, nach der Größe der unzweifelhaften Forderungen zu berechnende Stimmenmehrheit, in den durch die Gesetze näher bestimmten Fällen gegen die Minorität der Gläubiger, insofern nicht ein getheiltes Interesse (z. B. zwischen Pfand- und Handschriftsgläubigern) eintritt, geltend gemacht werden kann. Folgen der Concurseröffnung, wenn das fernere Verfahren nicht auf die angezeigte Art vermieden wird, sind: a) die möglichst vollständige Ausmittelung und Beschlagnahme des Vermögens des Schuldners, oder der zur Concursmasse gehörigen Gegenstände und deren Verwaltung durch das Concurs-Gericht oder durch den, von diesem oder den Gläubigern bestellten Gütervertreter oder Güterverpfleger Curator bonorum — eidlicher status activus et passivus, Manifestationseid des Gemeinschuldners); b) die Veräußerung dieses Vermögens, insofern es nicht in der Gestalt, wie es vorgefunden worden, zur Vertheilung unter die Gläubiger verwendet werden kann, besonders Subhastation der Grundstücke, Auktion der Mobilien, oder Veräußerungen aus freier Hand, welche jedoch, insoweit sie nicht um marktgültige Preise geschehen, vom Gütervertreter in der Regel nur mit Zustimmung der Gläubiger geschehen dürfen; c) die öffentliche Vorladung (Ediktal-Citation) Derjenigen, welche Ansprüche an die Concursmasse haben, sich an einem bestimmten Tage (Ediktal- oder Liquidationstermin) oder innerhalb einer bestimmten Frist, unter der Verwarnung, bei Vertheilung dieser Masse ausgeschlossen zu werden (sub poena prae-

clusi) beim Concursgerichte mit Angabe ihrer Forderung (Liquidation) zu melden und das darauf ergehende Erkenntniß (Præclusiva), welches die außengebliebenen Gläubiger und die nicht angemeldeten Forderungen für ausgeschlossen erklärt, wogegen jedoch in verschiedenen Fällen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gestattet wird; d) das Verfahren der Gläubiger mit dem Concurs-Vertreter Curator litis) oder dem bestellten Contradiktor, oder nach Verschiedenheit der Fälle und der einzelnen Gesetzgebungen, mit dem Gemeinschuldner selbst oder dessen Bevollmächtigten, welchen der Collisionseid abzunehmen ist, über die Richtigkeit und den Betrag der Forderungen und das Verfahren der Gläubigen unter sich über die, von einem oder dem andern aus der ganzen Masse oder einzelnen Gegenständen, z. B. aus verpfändeten Sachen, verlangte vorzügliche Befriedigung (Erstigkeit, Priorität); e) das Erkenntniß, welches die Gläubiger, die an der Concursmasse Theil haben, die Summen, mit welchen sie anzusetzen und die Ordnung, in welcher sie zu befriedigen, bestimmt (Lokations-Prioritäts-, Classifikations- oder Designations-Urtheil genannt), worin 1) das Separationsrecht Derjenigen, welche eigenthümliche Sachen aus der Concursmasse zurückfordern; 2) das absolute, gewissen Personen und Forderungen (z. B. den Concurskosten, Begräbnißkosten, den Kosten der letzten Krankheit, den Steuern, den Gesindelohnen) durch die Gesetze ertheilte Vorzugsrecht, 3) die durch die Gesetze andern vorgezogenen Unterpfandsgerechtigkeiten (z. B. wegen des Heirathsguts, wegen mancher fiskalischen Forderungen); 4) die gewöhnlichen, stillschweigenden (gesetzlichen) oder ausdrücklichen Unterpfandsgerechtigkeiten, 5) die, durch die Gesetze zugestandenen, mit dem Unterpfandsrechte, aber nicht versehenen einfache Vorzugsrechte, und 6) die gemeinen, mit vorzüglicheu Begünstigungen nicht begabten Forderungen (Handschrifts-chirographarische Gläubiger) zu berücksichtigen, als wodurch verschiedene Classen der Gläubiger in den Lokationsurtheilen entstehen, deren nähere Bestimmung, sowie die Classe, in welcher die Zinsen anzusetzen, von der individuellen Gesetzgebung jedes Staats abhängt; 7) die Vertheilung der Concursmasse unter die Gläubiger (Distribution), welche durch bloße Berechnung oder, besonders wenn verwickeltere Verhältnisse eintreten, durch Vergleich, oder durch einen, auf das Lokationsurtheil gegründeten richterlichen Bescheid bewirkt werden kann. — Uebrigens ist das Concursverfahren, dessen einfache Hauptlinien hier nach gemeinen, in Deutschland geltenden Rechten angegeben sind, durch die Gesetzgebungen aller Staaten auf das Mannigfaltigste modifizirt, auch hin und wieder ein besonderer Accordproceß, welcher die schnellere Beendigung imminenter oder bereits ausgebrochener Concurse durch Vergleich beabsichtigt eingeführt. Als Schriftsteller über den Concurs sind zu nennen Happel, Dabelow, Gmelin, Swappe.

Concussion hieß bei den Römern jene Art von Gelderpressung, die unter dem Vorwande, als wenn sie von der Obrigkeit gutgeheißen würde, verübt wurde. Besonders litten die Provinzen unendlich viel durch die Erpressungen der Prätoren und deren Creaturen. Unter Concussion verstehen wir heutigen Tages das Verbrechen (crimen concussionis), welches obrigkeitliche Personen an irgend einem ihnen untergebenen Individuum durch Andichtung eines Verbrechens, Erregung von Furcht, Verzögerung der Justiz, oder durch andere unerlaubte Mittel begehen, um Geld zu erpressen.

Condamine (Charles Marie de la), ein berühmter Naturforscher, aus einer angesehenen Familie, 1701 zu Paris geboren. In einer Pensionsanstalt, deren Einrichtung nicht gerade die vorzüglichste war, wurde er erzogen; aber der todte Buchstabe des armseligen Unterrichts in diesem Institute vermochte den Geist des feurigen Knaben nicht zu ertödten, der sich zu einem außerordentlichen Manne berufen fühlte. 1717 trat er in das Collegium Ludwigs des Großen. Trotz den unschätzbaren Entdeckungen Newtons, hingen die Jesuiten noch an den Theorieen des Carteſius, und Condamine wurde als ein Schüler dieses Systems erzogen. Ausgerüstet mit einem kraftvollen Körperbau, in welchem eine muthbegabte Seele wohnte, trieb ihn seine Neigung unters Heer und er wohnte an der Seite seines Oheims, Chevalier le Chruces, der Belagerung von Roſes bei, wo er im Angesichte der feindlichen Batterien eine Unerschrockenheit an den Tag legte, die Staunen erregte. Nach seiner Rückkehr befielen ihn die Kinderblattern, eine Krankheit, die, so zerstörend sie auch auf seine Gesichtsbildung einwirkte, das Gute für ihn hatte, daß er dem Rausche sinnlicher Vergnügungen entsagte und sich jene Stärke des Leibes und der Seele als eine Frucht seiner Mäßigung erwarb, wodurch er allein den Mühen und Qualen seines folgenden Lebensberufens kühn die Stirne bieten konnte. Die damals noch übliche Sitte in Frankreich, statt auf das Verdienst nur auf die Ahnentafel und den strotzenden Reichthum irgend eines Individuums bei Bewerbung um Ehrenstellen zu sehen und der Umstand, daß Condamines Vermögen ein Opfer des unglücklichen Aktienspieles geworden, waren bewegender Grund, daß er dem Militärstande entsagte und in den Dienst der Wissenschaft übertrat. Als Adjoint-Chimiſte, unter welchem Titel ihn die Akademie unter die Zahl ihrer Zöglinge aufnahm, durchlief sein wissenschaftlicher Eifer die Astronomie, Mathematik und Chemie, ohne den Entschluß zu unterdrücken, die Wirksamkeit dieser Lieblingswissenschaften in der lebendigen Schule des Lebens zu erproben. Seine rastlose Thätigkeit trieb ihn zu einer Seereise unter dem berühmten Seehelden du Guay-Trouin in die Levante an. Seine Forschungen auf der Küste von Afrika, den Inseln des Archipels, in Palästina, Kleinasien und einem bedeutenden Theil des ottomannischen Reichs, verdankt die Akademie bei seiner Rückkehr die Bereicherung mit vielartigen Schätzen. In seinem Vaterlande wieder angelangt, fand er die Akademie im Nachsinnen über die möglichst genaue Bestimmung der Gestalt der Erde vertieft, welche Forschung durch Hygen's und Newton's Systeme, und Caſſini's und Picard's vorgenommene Ausmeſſung des Meridians in Frankreich, erneuertes Interesse erhalten hatte. Ueberzeugt, daß eine wirkliche Meſſung der Erde in denjenigen Theilen, in welchen sich, jenen Rechnungen zufolge, der Unterschied der Grade am Größten zeigen müsse, diese wichtige Sache entscheiden würde, schlug er (1733) vor, Meſſungen nahe am Pol und unter dem Aequator vorzunehmen, und er selbst erbot sich zu jener weiten und mühsamen Reise nach dem Aequator hin. Mit dem Einflusse des Ministers Maurepas gelang es der Akademie, in Ludwig XV. einen Begünstiger dieser Unternehmung zu finden. Condamine, Chodin, Bouguer und der Arzt und Naturaliſt Juſſieu wurden, nebst dem Wundarzte Seniergues, mit einer Reise in dieser letztern Absicht beauftragt. Im Mai 1735 gingen die franz. Gelehrten zu Rochelle an Bord, und nach höchst mühseligen Arbeiten von 2 Jahren war es ihnen endlich (im Aug.

1739) gelungen, den Bogen des Meridians von mehr als 3 Graden geometrisch gemessen zu haben; nämlich von Cotchesqui, fast genau unter dem Aequator, bis Tarqui, etwas über 3 Grad südlicher Breite. Die Messungen hatten, im Ganzen genommen, Newtons tief durchdachten Ideen entsprochen. Seinen Aufenthalt in Peru wandte er dazu an, den Samen nützlicher Cultur auszustreuen, das Studium der ernsten Wissenschaften zu erwecken und den Eifer an der Astronomie und Erdkunde unter den höhern Ständen zu beleben. Nachdem er nach unermeßlichen Anstrengungen und Gefahren das Dreieck von Südamerika in einer Distanz von mehr als 500 deutschen Meilen durchschnitten, langte er nach einer 10jährigen Abwesenheit (1745) in seinem Vaterlande an, ging bald darauf für einige Zeit nach Rom (1757), wo Benedikt XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm die gewünschte Dispensation ertheilte, sich mit einer seiner Nichten verheirathen zu dürfen. Seinen Ruhm und seine leidenschaftliche Wißbegierde mußten ihm Taubheit und eine Lähmung der Hälfte seines Körpers merklich verbittern. Doch hinderten ihn diese leiblichen Uebel nicht, mit Feuereifer, unter den schrecklichen Verheerungen der Blattern, die Einimpfung derselben zu predigen. Sein eigenes Beispiel, in Folge dessen man seine ganze Familie inokuliren sah, bekräftigte er durch seine „Mémoires sur l'Inoculation" und die Einführung der Blatterneinimpfung in seinem Vaterlande wurde für ihn ein triumphirendes Ehrendenkmal. 1763 verließ er zum letzten Male Frankreich, um England, den ersten Sitz der Inokulation, näher kennen zu lernen. Bald nach seiner Zurückkunft verlor er durch die stets zunehmende Lehmung fast gänzlich den Gebrauch seiner Glieder, und eine neue Kurart, der er sich nach dem Willen des Wundarztes unterwarf, raffte ihn 1774 hinweg. In Condaminen fanden sich bei den seltensten Geistesgaben und vielartigsten Kenntnissen mit einander vereint: außerordentliche Wißbegierde; kalter kühner Unternehmungsgeist zu großen auf Cultur abzweckenden Entwürfen; eiserne Beharrlichkeit, diese durchzusetzen; hoher Edelsinn oder Enthusiasmus für Menschenwürde und Menschenwohl; schnellste Fassungskraft, sich jeder Lage anzupassen, und ihre Widrigkeiten aus dem Wege zu räumen; seltene Klarheit und Popularität im Vortrage und im ganzen Benehmen; endlich mit allen Diesem ein fester, jedem Schmerze und Leiden bis zum Ungefühl Trotz bietender Körper. Eine große Anzahl trefflicher Werke, deren Aufzählung wir uns hier überheben, bringen seinen Namen auf die Nachwelt.

Condatchy, eine zwar nicht tief eingreifende Bai auf der Westküste der brit. Insel Ceilon, unter 8° 40′ Br. und 97° 21′ L., die aber wegen ihrer Perlenbänke berühmt ist und wo der Hauptperleufang von Ceilon statt findet. Die Bänke erstrecken sich an der ganzen Küste herunter, aber die vorzüglichste liegt den Dörfern Condatchy und Agrippa gegenüber. Ehe die Fischerei beginnt, läßt die Regierung die Bänke untersuchen, ob sich darauf eine hinlängliche Anzahl von Muscheln vorfinde; ist dieß, so werden die Bänke, die dieß Jahr abgesucht werden sollen, an die Meistbietenden verpachtet. Jede Bank ist in 3 oder 4 Theile abgetheilt, wovon aber nur 1 oder 2 in einem Jahre abgesucht werden. Die Fischerei beginnt im Februar und endigt in der Mitte Aprils; sie geschieht in Booten, wovon jedes mit 1 Tindal oder Oberbootsmann, 10 Tauchern und 10 Matrosen besetzt ist. Die Taucher sind meistens Hindus von der Küste Malabar, die sich gewöhnt haben, 10 Faden in den

Abgrund des Meeres hinabzusteigen. Diese Boote, deren Zahl genau verzeichnet ist, gehen Abends 10 Uhr auf ein vom Fort zu Agrippo durch Kanonenschüsse gegebenes Signal ab und erreichen vor Anbruch des Tages die Bänke, wo sie sich in gewissen Distanzen aufstellen und die Fischerei mit Sonnenaufgang anfangen. Jedes Mal steigen 5 Taucher, deren Füße mit schweren Steinen beschwert sind, an Tauen in die Tiefe hinunter, sammeln die Muscheln ein und lassen sich nach 2 Minuten wieder heraufziehen: es gibt Taucher, die auf solche Art 40—50 Mal herabfahren und jedes Mal gegen 100 Muscheln herausbringen; eine Arbeit, die nicht allein höchst beschwerlich, sondern auch gefährlich ist, indem man die Beute eines Hai werden kann. Bei eingetretenem Seewinde fahren die Boote zurück, und hier werden die Muscheln sogleich in 2 Fuß tiefe Löcher in die Erde geworfen, oder auf gereinigten Plätzen ausgebreitet, damit das Thier sterbe, verfaule und man die Perlen heraus suchen könne. Um diese Zeit ist die ganze Küste mit einem pestilenzialischen Gestank angefüllt. Die Perlen von Ceilon zeichnen sich besonders durch schönes Wasser und Reinheit aus; ihr Reinigen, Bohren und Anreihen verstehen die Hindus meisterhaft; zum Poliren bedient man sich des aus schlechten Perlen zubereiteten Pulvers. Sobald die Fischerei zu Ende ist, wimmelt Agrippo von Mäklern und Kaufleuten aus allen Gegenden von Hindustan, und in dem todten Orte herrscht nun das regste Leben und Verkehr. In der Regel fahren täglich 6000 Boote auf die Bänke: es gibt deren, die in einem Tage wohl 33.000 andere, die kaum 300, Muscheln zurückbringen, und es sind wohl in einem Tage 2 Millionen Stück ausgeworfen. Die Pacht, die diese Fischerei abwirft, ist, je nachdem das Jahr gut ist, verschieden: 1796 betrug sie 600.000, 1797 1.100.000, 1798 1.400.000, 1799 300.000, 1803 150.000, 1804 150.000, 1806 350.000, 1808 900 000, 1809 250.000 und 1814 640.000 Gulden. In den fehlenden Jahren ist nicht gefischt. Der Gewinn, den die Pächter davon haben, ist trotz der Pacht und der Kosten höchst ansehnlich; man rechnet im Durchschnitt, daß derselbe in guten Jahren 200—300, in schlechten 25—50 Procent gewähre. Es kömmt indeß vorzüglich darauf an, wem das Loos die größten und schönsten Perlen zuwirft.

Condé, Stadt und Festung 3. Ranges im Bezirk Douay des Dep. Nord. (Frankreich), am rechten Ufer der Schelde und der hier in sie fließenden Haine. Ausgedehnte sumpfige Uferstrecken umgeben die Stadt, die daher unter allen Scheldefestungen am Weitesten unter Wasser gesetzt und dann nur ausgehungert werden kann. Nordwestlich, am linken Ufer der Schelde und der Mündung der Scarpe, liegt das befestigte Lager Maulde. Die Stadt hat ein Schloß, 6000 Einw., welche Schifffahrt und Schiffbau treiben. Von den Franzosen erobert 1676, von den Oestreichern durch Hunger 1793; wieder herausgegeben 1794 durch Vertrag. Von ihr führten die franz. Prinzen Condé den Namen. Sie hieß während der Revolution Nord-Libre.

Condé (Louis II. de Bourbon, Prinz von) gewöhnlich der große Condé genannt, Sohn Heinrichs II. von Bourbon-Condé, einer der größten Kriegshelden des 17. Jahrh., geboren den 8. Sept. 1621 zu Paris, trat 1640 in Kriegsdienste und erfocht den 19. Mai 1643 den berühmten Sieg bei Rocroi. Nachdem er den Abend zuvor Alles für die Schlacht angeordnet hatee, schlief er so fest ein, daß man ihn, als die

Zeit des Angriffs heranrückte, aufwecken mußte. Wo er hinkam, zeigte er sich als Sieger. 1644 schlug er die Baiern bei Freiburg, gewann 1645 die Schlacht bei Nördlingen, nahm 1646 Dünkirchen und schlug 1648 die Feinde bei Lens. Bei den Pariser Unruhen erklärte er sich anfangs für den Hof, und zwang die Pariser zu einem Vergleich; allein es entstand bald darauf ein Zwist zwischen ihm und dem Cardinal Mazarin, der ihn bewog, mit seinem Bruder, dem Prinzen von Conti, und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, sich öffentlich gegen den Cardinal zu erklären. Aus Furcht ließ ihn dieser den 18. Jan. 1650 mit seinem Bruder und Schwager gefänglich einziehen und auf das Schloß St.-Vincennes setzen, wo er fast einen Monat blieb. Mazarins freiwillige Entfernung bewirkte seine Freiheit; allein neue Händel mit dem Hof bewogen ihn vom Neuem die Waffen zu ergreifen, worauf er den 8. Juli 1652 im Treffen bei der Vorstadt St.-Antoine Wunder der Tapferkeit ablegte. Seine täglich mehr abnehmende Partei und die Rückkehr des Cardinals veranlaßten ihn, zu den Spaniern in den Niederlanden überzugehen, wo er ihnen sehr wichtige Dienste that, und sich endlich im pyrenäischen Frieden mit dem Könige wieder aussöhnte. Darauf eroberte er 1668 dem Könige von Frankreich die Grafschaft Burgund, fiel 1672 in Holland ein, zeichnete sich in der berühmten Schlacht bei Senef (10. Aug. 1647) aus, entsetzte bald darauf Oudenarde, half 1675 Limburg erobern, und kommandirte nach Turenne's Tode noch eine Zeitlang das franz. Heer in Deutschland. Das Podagra nöthigte ihn endlich, sich auf ein schönes Landgut zu Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er sich den Wissenschaften widmete. Hier besuchten ihn Corneille, Bossuet, Racin, Boileau, Bourdalone, und freuten sich der geistreichen Unterhaltung des Prinzen ebenso sehr, als sich dieser der ihrigen. Er starb den 11. Dez. 1673 zu Fontainebleau. In der Kirche des heil. Ludwig zu Paris wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Condé (Louis Joseph de Bourbon, Prinz von), einziger Sohn des Herzogs von Bourbon und der Prinzessin von Hessen-Rheinfels, war 1736 zu Chantilly geboren. In frühester Kindheit raubte ihm der Tod seine Eltern, und er kam in das Haus seines Oheims, des Grafen Charolais, der ihm in den Wissenschaften und Künsten eine treffliche Bildung geben ließ. Aus Rücksicht der bedeutenden Verdienste, die sein Vater der Krone von Frankreich geleistet hatte, ernannte ihn Ludwig XV. zum Grand maître de la maison und zum Statthalter von Burgund. 1758 vermählte er sich mit der Prinzessin von Rohan-Sonbise. Im siebenjährigen Kriege zeichnete er sich als Feldherr durch Muth und Unerschrockenheit aus und schlug 1762 in der Schlacht bei Johannisberg den Erbprinzen von Braunschweig aufs Haupt. Als Verfechter der alten Verfassung, wurde er bei Gelegenheit eines neueinzuführenden Parlaments von Ludwig XV. verbannt, aber, da man seiner in mehren verwickelten Staatsangelegenheiten bedurfte, bald wieder zurückberufen. Mit dem Anfange der Revolution befand er sich unter der Zahl der Emigranten. Er flüchtete sich nach Brüssel, ging von da nach Turin, bildete in Worms (1792) aus den vornehmen Emigranten ein kleines Heer und trat unter Wurmser unter die Fahnen Oestreichs; hielt sich in den folgenden Feldzügen trefflich, trennte sich aber bald, bei widersprechenden Ansichten, von Oestreich, trat 1795 in die Dienste Englands. Nachdem er sich hier in den Treffen bei St.-Mergen in der Hölle, bei Bieberach

ꝛc. rühmlichen Lorbeer gepflückt hatte, trat er 1797 in russischen Sold und wurde von Paul I. sammt seiner Cohorde mit vorzüglicher Auszeichnung empfangen. 1799 machte er unter Suwarow den rheinischen Feldzug mit, und trat 1800 nach der Trennung des Petersburger Hofes von der Coalition wieder unter englische Hoheit zurück. Seit 1801 lebte er bis 1813 in stiller Eingezogenheit auf der Abtey Amesbury in England. Bei dem Einzuge der Verbündeten in der Hauptstadt Frankreichs erschien er in Paris und wurde von Ludwig XVIII. zum Generaloberſten der Infanterie und zum Grand maître de France befördert. Er war Mitglied der berühmten königlichen Sitzung am 17. März 1815, begleitete den König auf der Flucht nach Gent, und wurde nach der zweiten Thronbesteigung Ludwigs Präsident der Pairskammer, welches Amt er einige Zeit verwaltete, sich dann auf sein Landgut Chantilly zurückzog und hier 1818 starb. Sein Enkel war der Herzog d'Enghien (s. d.). Wir besitzen von ihm: „Essai sur la vie du grand Condé etc." 1806.

Condé (Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon), Sohn des Vorigen, geb. d. 13. April 1756, wurde für die Waffen erzogen. Kaum der Kindheit entwachsen, faßte er die heftigste Liebe zu Maria Therese Math. d'Orleans, geb. 1750. Man beschloß, daß er noch zwei Jahre reisen sollte, ehe er sich mit s. Braut vermählte. Allein er entführte die Geliebte aus ihrem Kloster, und sie gebar ihm 1772 den Prinzen v. Enghien. C.'s glühende Lebhaftigkeit veranlaßte zwischen ihm (1778) und dem Grafen Artois ein Duell, welches s. Verweisung nach Chantilly zur Folge hatte. Er entzweite sich gleichfalls mit seiner Gemahlin und trennte sich 1780 von ihr. 1782 reiste er mit dem Grafen Artois ins Lager von St.-Roch zur Belagerung von Gibraltar, zeichnete sich aus und ward zum Marschall ernannt. Der Stolz s. Namens, die Wärme s. Blutes und das Vertrauen auf Königsgewalt ließen ihm im Beginn der Revolution vielleicht zu auffallend verachtend ein gährendes Volk behandeln. Er rieth stets zum Gebrauch der Gewalt. 1789 wanderte er mit seinem Vater nach Turin aus, schloß sich an das Corps der franz. Emigranten an und zeigte 1792, 1793 und 1794 den alten Muth der Condés. 1795 schiffte er sich in Bremen nach Quiberon ein, um in der Vendée eine Diversion zu machen, mußte aber ohne Erfolg nach England zurückkehren. 1797 gieng er mit dem Corps nach Rußland, und kehrte von da 1799 an den Rhein zurück. Nach Auflösung der königl. franz. Armee begab er sich 1800 nach England, wo er bis zum Mai 1814 lebte. Am 15. Mai 1814 wurde er zu Paris zum Generaloberſten der leichten Infanterie ernannt und erhielt bei Bonaparte's neuen Einfall 1815 den Oberbefehl in den westlichen Depart. Allein er mußte sich conventionsmäßig zu Nantes einschiffen. Er segelte nach Spanien, von wo er im August über Bordeaux und Nantes nach Paris zurückkehrte und im April 1815 das Prädicat Königl. Hoheit erhielt. Seine geschiedene Gemahlin lebte seit 1816 wieder zu Paris, wo sie 1822 gestorben ist. Er selbst starb nach der Julirevolution 1830 eines freiwilligen Todes. Den Sohn des jetzigen Königs Ludwig Philipp, Herzog von Aumale, hatte er zum Erben seines Vermögens eingesetzt. Mit ihm erlosch das Haus Condé.

Condensation, die Verdichtung luftförmiger Flüssigkeiten zu tropfbaren. Zur Verdichtung kann man mehre chemische Mittel anwenden; dahin gehört namentlich Kälte. — Condensator oder das Mikro-Elek-

trometer ist eine Geräthschaft, womit man sehr geringe Grade von Elektrizität bemerklich machen und verstärken kann. Seine Erfindung fällt um's Jahr 1783 und gehört dem berühmten Volta an. Der Condensator unterscheidet sich von dem Elektrophor nur darin, daß er nicht, wie dieser, einen guten Nichtleiter, sondern einen Halbleiter zur Basis hat. Man kann zwar zur Basis eines Condensators einen Harzkuchen nehmen, allein er muß dann sehr dünn seyn. Am Tauglichsten hier ist jedoch eine abgeschliffene Metallplatte, mit dünnem Taffent, oder einer sehr dünnen Lage von Firniß überzogen, oder überhaupt auch nur eine trokkene durchwärmte Marmorplatte. Der Deckel ist sowie beim Elektrophor. Wenn man den Deckel des Condensators auf die Basis setzt, so wird die Elektrizität der Basis von der positiven des Deckels gebunden. In diesem Zustand, in welchem auch die positive Elektrizität des Deckels gebunden ist, wächst demnach dessen Empfänglichkeit für Elektrizität, wodurch er fähig wird, die Elektrizität eines ihm genäherten Körpers in sich aufzunehmen. Will man nun durch den Condensator untersuchen, ob ein Körper, z. B. eine völlig entladene Flasche einige Elektrizität besitze, so stelle man den Deckel auf die Basis, und bringe den Körper, dessen Elektrizität man erforschen will, in eine leitende Verbindung mit dem Deckel. Hat der Körper wirklich eine Elektrizität, so wird ihm diese von dem Deckel entzogen; allein so lange er auf der Basis steht, ist keine Spur von freier Elektrizität an demselben wahrzunehmen. Sowie aber der Deckel isolirt von der Basis weggenommen wird, so weit, daß die Basis aus dessen Wirkungskreis kommt, so wird er sich auf das Elektrometer wirksam zeigen. Die Eigenschaft der Basis, daß sie weder ganz leitend, noch ganz nichtleitend seyn darf, ist leicht einzusehen. Wäre die Basis eines Condensators ganz leidend, so würde der Deckel alle ihm zugeführte Elektrizität wieder verlieren. Wäre sie aber ganz nichtleitend, so würde keine Vertheilung stattfinden, der Deckel demnach die ihm zugeführte Elektrizität nicht aufnehmen, und die Basis könnte durch die Reibung, welche beim Auflegen des Deckels statt fände, leicht selbst etwas elektrisch werden. Uebrigens hat Lichtenberg gezeigt, daß man statt der halbleitenden Platte auch eine dünne Luftschichte, welche ebenfalls ein schlechter Leiter ist, zur Basis eines Condensators machen kann. Diese erhält man dadurch, daß man eine Metallplatte mit 3 sehr kleinen Stückchen Glas belegt, oder 3 Tropfen Siegellack darauf fallen läßt, welche die Form eines gleichseitigen Dreiecks begränzen. Die Luftschichte, die dann zwischen der Platte und dem Deckel liegt, wenn dieser auf den Glasstückchen oder den Siegellack-Tropfen ruht, bildet die Basis des Condensatars.

Condé sur Noireau oder Nereau, Stadt und Hauptort eines Canton im franz. Dep. Calvados, Bez. Vire, am Noireau, mit 730 H., 3050 Einw.; Handelsgericht, Tuch- (Draps de Vire), Leder-, Siamoisen-, Zwillich-, Barchent-, Nagelfabriken, Baumwollenspinnerei, Handel.

Condillac (Etienne Bonnet de), Mitglied der franz. und berliner Akademie, Abt von Mureaur, wurde 1715 zu Grenoble geboren. Seine Familie gehörte zu dem unbemittelten Adelstande, und bestimmte ihn in früher Jugend zum Kriegsdienste. Allein er und sein Bruder, der bekannte Abbé Mably, fanden sich zu den Wissenschaften hingetrieben und zogen ein friedliches Wirken dem stürmischen Treiben der Soldateska vor. In seinem „Essai sur l'origine des connaissances humaines" lernte ihn die Welt (1746) als einen tiefsinnigen Denker kennen, der mit echt analitischem Scharfsinne die Erscheinungen des menschlichen Geistes und

die Thatsachen des Erkenntnißvermögens aus der Ideenassoziation herzuleiten suchte. Was Locke in diesem Fache geleistet, hatte zwar Condillac gelesen; allein seine Untersuchungen führten die Idee dieses englischen Philosophen mit weit mehr Gründlichkeit und Consequenz durch. Seinen unausgesetzten Forschungen entgingen die Mängel seiner geistreichen Untersuchungen nicht, und indem er die ersten Funktionen des menschlichen Geistes nicht hinreichend aufgeklärt zu haben vermeinte, schrieb er sein zweites Werk: „Traité des systèmes" (1749); ohne sich hierin geradezu als einen Feind aller vorhandenen Systeme zu erklären, mißbilligte er die Prinzipien und Erklärungen, die Carteſius, Spinoza und Malebranche ihren Systemen zur Unterlage gegeben hatten. Er verlangt Wahrnehmungen der allereinfachsten Art, um mit verwandten zusammengestellt, das natürlichste System zu bilden. Sein „Traité des sensations" (1754, 2 Bde.), welcher die Aufgabe über das Bewußtwerden sinnlicher Eindrücke löset, zog ihm manche empfindliche Kritik zu. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er dem Ideengange eines Diderot und Buffon gefolgt sey, und reizte ihn dadurch so sehr, daß er seinen „Traité des animaux" (1775) verfaßte, worin er Buffons Meinungen durch Grundsätze widerlegte, die er in seinem „Traité des sensations" geltend gemacht hatte. Sein Ruhm, den er sich durch seine philosophischen Schriften erwarb, beförderte ihn zum Lehrer des Infanten von Parma. Dem lehrreichen Umgange mit dem Erzieher, Geralio, verdanken wir den gehaltvollen „Cours d'etudes„ (1755, 13 Bde.). In demselben untersucht er die äußern Zeichen innerer Eindrücke und weiset ihnen in diesen Darstellungsmitteln eine Aufregung neuer geistiger Eindrücke nach. Nach Niederlegung seiner Erzieher-Stelle kehrte er nach Paris in seine vorige Eingezogenheit zurück, wurde 1768 Mitglied der franz. Akademie und beschenkte das Publikum noch mit der Schrift: „Le commerce et le gouvernement considérés rélativement l'un à l'autre" (1776), eine Anwendung seiner, auf die Elementargrundsätze zurückgehenden Methode und mehre positive Lehren in der Staatsverwaltung. Dieses Werk fand wegen seiner nackten Analysen wenig Beifall. Seine Logik, die in die letzten Jahre seines Lebens fällt, ist gleichsam eine Analytik des Verstandes, welche die Gedanken auf die einfachsten Anfänge, als das sicherste Mittel die Wahrheit zu finden, zurückführt. Er starb 1780 auf seinem Gute Flur bei Bougenoi. Seine „Langue des calculs" erschien erst 18 Jahre nach seinem Tode in Druck. Seine Werke erschienen 1788 zu Paris, und bilden 23 Bände in 8vo. Eine neuere Sammlung von 1803 umfaßt 31 Duodezbände. Condillac war Derjenige, der um den Empirismus des Locke zu vervollkommnen, Einheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen und alle Thätigkeit der Seele auf das Empfindungsvermögen durch das Prinzip der Umwandlung zurückzuführen suchte. Die Umbildung der Sprache ist das Mittel der Wissenschaft; alle Wissenschaften bringt er auf den einfachsten Ausdruck zurück und glaubt sie dann mathematisch behandeln zu können. Er vermengte dabei die Maximen des Empirismus und der Spekulation, indem er die Ableitung aller Erkenntnisse aus einem identischen Satze für das Höchste der Wissenschaft hielt, und die Existenz der Körper zu den ursprünglichen Thatsachen zählte. Er wurde das Muster der französischen Philosophie bis auf die neueste Zeit.

Condom, die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Dep. Gers, wel-

cher auf 2988 QM. in 7 Cantonen und 128 Gemeinden 64.758 Ew. zählt. Sie liegt 43° 57′ 55″ Br., 18° 1′ 44″ L. in einem pitoresken Thale an der Baise, ist ummauert, hat eine Kathedrale, deren Bisthum, dessen Stuhl einst Bossuet einnahm, nicht wieder hergestellt ist, 2 Pfarr- und 5 andere Kirchen, 1 Hospital, 1 Waisenhaus, 930 Häuser und 6806 Einw., die Baumwollenzeuche und Leder bereiten und besonders mit Branntwein, für den der Ort die Niederlage des Departements ist, und mit Korn handeln, auch ansehnliche Minoterien an der Baise haben. Es ist der Geburtsort des Geschichtforschers Scip. Dupleix, † 1661, und des Marschalls Blaise de Montluc, † 1677 und war vormals der Hauptort des Ländchens Condomvis in der Guienne, das 1451 mit der Krone vereinigt wurde.

Condor (Greifgeier), Art aus der Raubvögelgatt. Geier (bei Andern Kammgeier oder Aasvogel), lebt auf den höchsten Gebirgen von Meriko, Peru und Chili, und nistet auf unzugänglichen Felsen. — „Diesen Riesengeier, sagt v. Humboldt, lockt die Raubsucht auf die zartwolligen Vicunnen in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergcolosse in einer dem Menschen kaum erträglichen Luft und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab.“ — Ulloa sah, wie der Condor ein großes Lamm mitten aus einer Heerde von Schafen, die an dem Paramos weidete, in seinen Klauen mit sich in die Luft führte. Nach dem er hoch gestiegen, ließ er es wieder fallen, fing es wieder auf, und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn damit aus dem Gesichte verlor. Fürchterlich stark ist dieser Geier, obgleich nicht übermäßig groß; mit ausgespannten Flügeln mißt er bis 11 Pariser Fuß. Sein ganzes Gefieder ist schwarz, nur der Rücken und die Halskrause ist weiß. Den männlichen Condor ziert ein fleischiger, fast knorpeliger, braungelblicher Kamm, welcher den obern Theil des zwei Zoll langen Schnabels und den Vorderschädel bedeckt. Mehre zugleich tödten selbst junges Rindvieh und die Indianer bedienen sich folgendes Mittel, diese schändlichen Räuber zu erlegen, sie schlachten nämlich ein schlechtes Stück Vieh und bestreichen dessen Fleisch mit dem Safte beräubender Kräuter. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittere, lassen sie das Fleisch vorher etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt alsdann auf dieses hingeworfene Aas, wird betäubt und von den herbeieilenden Indianern erschlagen. Indeß ist der räuberische Vogel so stark, daß er bei diesem Kampfe oft einen Indianer mit seinen Flügeln zu Boden schlägt.

Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de), 1743 zu Ribemont in der Pikardie geboren, und unter den Augen seines Oheims J. M. de Condorcet, Bischofs von Lisieux, in dem Collegium von Navarra in Paris erzogen. Seine Geburt ließ ihn hoffen, daß, wenn er in's Heer treten würde, er ansehnliche Beförderung zu hoffen habe; allein er zog die Beschäftigung mit den friedlichen Wissenschaften denen des Krieges vor. Durch sein Talent, welches in den mathematischen Wissenschaften seine volle Stärke zu entwickeln strebte, erwarb er sich bei einer öffentlichen Prüfung wegen des Scharfsinns und der geübten Darstellungsgabe, womit er einen mathematischen Satz konstruirte, den Beifall und die Freundschaft von d'Alembert, Clairaut und Fontaine. Schon in dem Alter von 21 Jahren übergab er der Akademie der Wissenschaften einen Versuch über den Calcul différentiel,

welcher den Beifall dieser Gesellschaft in den Worten des Fontaine erhielt, daß er Ursache habe, den Condorcet um seiner Talente willen zu beneiden. Diesem Versuch ließ er sein „Mémoire sur le Problème des trois points" folgen und die darin enthaltene Sätze führte er in seinem „Essai d'analyse" weiter aus. Die schwersten Sätze der Größenlehre behandelte er darin mit einer solchen anschaulichen Deutlichkeit, daß er wegen dieser gediegenen Andeutungen, worin er von den Ausführungen abstrahirte, einen Sessel (1769) in der Akademie erhielt. Als nach der üblichen Gewohnheit jährlich Lobreden auf verstorbene Mitglieder der Akademie gehalten wurden, und dem damaligen Sekretär der Akademie, Grandjean de Fouchy, die Erfüllung dieser Pflicht oblag, dessen Darstellungsgabe aber den Verlust eines Fontenelle fühlbar machte, glaubte sich Condorcet berufen, in seiner Person Das zu ersetzen, was ehedem Fontenelle leistete und verfaßte daher mit rühmlicher Nacheiferung 1773 seine „Eloges des académiens morts avant 1699" Der Gehalt dieser Lobreden wurde anerkannt und er selbst (1777) zum Sekretär der Akademie gewählt. Diese ehrenvolle Auszeichnung, die ihm einen neuen Wirkungskreis anwies, störte ihn in seinen mathemathischen Forschungen nicht. Die Pflichten seines Berufes treu erfüllend, und mit thätigem Eifer auf dem Felde der Naturwissenschaften fortschreitend, erwarb er sich durch seine „Theorie der Cometen" (1777) den von der Akademie zu Berlin ausgesetzten Preis. Die gelehrten Gesellschaften von Petersburg, Berlin Bologna und Turin fanden an ihm einen thätigen Correspondenten, der sie mit gediegenen Mittheilungen aus dem Fache der höhern Mathematik beschenkte. Seine höhere Ansicht von dem Menschenleben und der bürgerlichen Gesellschaft begeisterte ihn, die Rechte der unglücklichen Neger in seinen „Reflexions sur l'esclavage des négres" zu vertheidigen. 1787 erschien zu Genf das von ihm beschriebene Leben Voltaire's, welches gleichsam ein Nachtrag zu dessen Werken ist. Condorcet war es, der mit den vorzüglichsten Schriftstellern Frankreichs noch vor dem Ausbruche der Revolution, im Geiste der Encyklopädisten, die Ideen von Freiheit und Gleichheit auszubreiten strebte, und seine in Verbindung mit Cerutti (s. d.) herausgegebenen Schriften: „Sur les assemblées provinciales" und in der „Bibliothèque de l'homme public" und der „feuille villageoise" dienten nur dazu, ihm den Beifall der Volkspartei zu erwerben und ihm einen großen Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens zu gestatten. Daß man ihn nicht zu der Würde eines Lehrers des Dauphins beförderte, empörte ihn noch mehr gegen die Legitimität, und unter einer anscheinend äußern Ruhe verbarg er eine solche Leidenschaftlichkeit, daß ihm d'Alembert mit einem schneebedeckten Vulkane verglich. Bei der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes trat er 1791 als ein furchtbarer Demagoge auf und trug auf die Auflösung des Königreichs an. Er wurde wegen seiner revolutionären Gesinnungen als Verwalter bei dem königl. Schatze angestellt, und auf seinen Vortrag erhielt diese Rentkasse den Namen Nationalschatz. Als Präsident des gesetzgebenden Körpers und der Nationalversammlung schrieb er jene berüchtigte Erklärung von Europa, worin der König seines Titels und seiner Würde für verlustig erklärt wurde, und war einer der vorzüglichsten Häupter, welche den Prozeß gegen den unglücklichen Ludwig XVI. einleiteten und auf eine noch härtere Strafe als die des Todes, für ihn stimmten. Er schlug eine Constitution vor und als statt

derselben durch die Revolution vom 31. Mai 1793 ein, mit seinen Ansichten nicht übereinkommendes, Staatsgrundgesetz bekannt gemacht wurde, da er öffentlich tadelte, wurde er am 8. Juli, als ein Feind des Vaterlandes vor die Gerichtsstelle gefordert. Condorcet verbarg sich hierauf einige Zeit bei einer edlen Frau, Madame Verney, welche mit Gefahr ihres Lebens das seinige schützte. In dieser äußerst kummervollen, nur von der Stimme der reinsten Menschenliebe berathenen, Lage, schrieb er sein „Progrès de l'esprit humain", und auf die Worte des hülfreichen Trostes seiner erhabenen Beschützerin die: „Epître d'un Polonois exilé en Sibérie a sa femme", eine Schrift voll der edelsten Gesinnungen. Als er durch die öffentlichen Blätter erfuhr, daß ein grausames Gesetz Mitleid und Gastfreundschaft zum Verbrechen mache, und Denen mit der Todesstrafe drohe, welche den Proskribirten ein Asyl darböten, entschloß er sich, das Haus seiner Wohlthäterin zu verlassen. Am 19. März 1792, Abends um 8 Uhr ging er aus Paris, in der Absicht, sich bei seinem alten Freunde Suard, bei Sceaux, einige Zeit aufzuhalten, traf aber gerade zu dem Zeitpunkte ein, als dieser verreist war. Er irrte mehre Nächte umher, verbarg sich im Gehölze und in den Steinbrüchen von Mont-Rouge, mußte aber diesen Ort aus hunger verlassen und wagte sich in ein kleines Wirthshaus zu Clamart. Sein Heißhunger, sein langer Bart, sein unruhiger Blick, waren Zeichen, welche gerade einem anwesenden Mitgliede des Revolutionstribunals auffallen, und seine Verhaftung herbeiführen mußten. Vor das Sitzungslokal des Revolutions-Comite geführt, erklärte er, daß er ein Bedienter sey und Simon heiße; aber eine mit latein. Noten versehene Ausgabe des Horaz, welche er bei sich trug, machte ihn noch verdächtiger. Man läßt ihn nach Bourg la Reine bringen, und wirft ihn des Abends (28. Mai 1794) ins Gefängniß. Als ihm des andern Morgens der Gefangenwärter etwas Brod und Wasser bringen will, findet er ihn todt auf dem Boden hingestreckt. Er schien sich durch Gift getödtet zu haben, welches er beständig bei sich führte. Als Schriftsteller verdient er die Achtung der franz. Nation. Von seinen zahlreichen Schriften ist 1804 zu Paris eine vollständige Sammlung erschienen, in der aber seine mathematischen Werke nicht mit aufgenommen sind. („Oeuvres complètes, publiés par Garat et Cabanis", 21 Bde.) Das vollständigste Verzeichniß derselben gibt eine „Notice sur la vie et les ouvrages de Condorcet, par Ant. Dianyere" (1796). Die „Mémoires de Cond. sur la revolut. fr." (Paris 1824) sind ein Machwerk.

Condottieri (Rottenführer) ist ein Name, welchen die Italiener den Anführern von Kriegsbanden ertheilten, die nicht aus reinem Patriotismus, sondern bloß um Lohn und Gewinns willen, für die Partei Desjenigen fechten, der sie mit guter Münze besoldete. Der fortwährende Zwist und die Fehden, die zwischen den italienischen Städten stattfanden, gab ihnen ihr Daseyn, und ihre Macht vergrößerte sich so sehr, daß sie fast alle militärische Gewalt an sich rissen. Die Rotten bestanden in der Regel aus dem Ausbunde der gemeinsten und ehrlosesten Individuen, deren Gewerbe früherhin in Diebereien ꝛc. bestanden hatten. Der berühmteste unter ihnen war Franzesco Sforza, der sich bis zum Oberfeldherrn eines mailändischen Heeres hinaufschwang und 1451 den Purpur eines Herzogs für sich und seine Familie an sich brachte.

Conductor (elektrischer), Leiter, eine allgemeine Benennung solcher

Körper, welche die Elektrizität leicht durch Mittheilung zeigen; ihnen sind die elektrischen, aus denen sich Elektrizität entwickeln läßt, entgegengesetzt. Im Besondern heißt der Metallcylinder der Elektrisirmaschine, welcher die entwickelte Elektrizität der Maschine zeigt, Conductor.

Conegliano (Cogneliano), Stadt im lombardisch-venetianischen Königr., veneb. Gouv., Distrikts-Hauptort der Delegation Treviso, in einer sehr reizenden Gegend, am Ursprung des Flusses Mutego, zum Theil auf einem Hügel gelegen, der die Trümmer eines Castells und die alte Stiftskirche trägt. Sie hat mehre Vorstädte, 3 Pfarr- und mehre andere Kirchen, verschiedene milde Stiftungen, ein Postamt und 4200 (nach Andern 3600, auch 4150) Einw., die sich mit Seidenzeuch- und Tuchweberei stark beschäftigen. Von dem Hügel, auf welchem das alte Castell steht, hat man eine herrliche Aussicht auf eine fruchtbare Ebene und die Gebirge im Norden; noch schöner aber ist die Aussicht, die sich eine Stunde von da auf dem festen Bergschlosse San-Salvator dem Auge darbietet. Napoleon ertheilte von dieser Stadt dem franz. Marschall Moncey den Titel: Duc de Conegliano.

Confession, Glaubensbekenntniß, z. B. die augsburgische Confession. (S. d. und Reformation). Auch eine Glaubenspartei, z. B. die 3 christl. Confessionen, katholische, evangelische und reformirte. Confiteor, ich bekenne, heißt die Beichte, welche der katholische Geistliche zu Anfange der Messe sowie der Messediener im Namen der anwesenden Gläubigen vor dem Altar ablegt.

Confessoren, Bekenner, nannte man in den ersten Zeiten des Christenthums Diejenigen, welche mit Gefahr ihres Lebens sich als Anhänger der Lehre Jesu bekannt hatten und dem Tode entronnen waren. Sie standen in hohem Ansehen und hatten einen großen Einfluß; sie wurden oft von der Gemeinde ernährt. Bei Entscheidung von Streitigkeiten war ihre Stimme daher von vielem Gewicht. Desto nachtheiliger dachte man aber von Denen, die sich während der Verfolgungen dem Märtyrertode furchtsam zu entziehen gesucht hatten.

Configurationen (freie Bildungen). Diesen Namen führt das Phänomen, wenn aus einem Flüssigen, das in Ruhe ist, durch Verflüchtigung oder Absonderung eines Theils desselben (bisweilen bloß der Wärmematerie) das Uebrige bei dem Festwerden eine bestimmte Gestalt annimmt. So nimmt das Eis unter den gehörigen Umständen eine regelmäßige Gestalt an und bildet sich gewöhnlich in Nadeln oder kleinen Strahlen, die sich unter einem Winkel von 60° durchkreuzten. Auch viele Salzarten, imgleichen Steine, die von einer im Wasser, oder durch irgend einer andere Vermittelung aufgelöste Erdart erzeugt werden, nehmen bestimmte Gestalten an. Die Ursache der Configurationen ist die Attraktion oder Anziehungskraft; „denn wenn" wie Bergmann sagt, „die Theile einer gleichförmig vertheilten Materie bei Verringerung oder Schwächung des Auflösungsmittels, welches, allem Vermuthen nach, Wasser war, einander immer näher kommen, so wird endlich der Abstand so klein, daß mehre auf einander wirken können, und dieß allseit ungefähr gleich geschehen muß, so entsteht auch eine bestimmte äußere Gestalt für jede Art Materie, welches man das Anschießen der Theile nennt. Jedoch muß der Unterschied natürlicher Weise noch auf die Zeit ankommen, in welcher das Auflösungsmittel verändert wird; denn je geschwinder solches verringert oder abgeklärt wird, desto geschwinder und unordentlicher fallen

die Theilchen zusammen, und umgekehrt, wenn die Veränderung allmählig geschieht. Die Natur scheint auf unendliche Art mit der Ungleichheit dieser Configurationen zu spielen; aber wenn sie genauer betrachtet werden, so findet man, daß die meisten Veränderungen von wenigen ursprünglichen Figuren sind. Merkwürdig ist es, daß unter den Krystallen alle fünf reguläre geometrische Körper vorkommen."

Confirmation, in der katholischen Kirche Firmung (s. d.) genannt, ist bei den Protestanten diejenige feierliche Handlung vermittelst derer nach empfangener Taufe die Confirmanden vor der versammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß des christlichen Glaubens ablegen, die Lehre und Gebräuche Jesu und ihrer Kirche zu beobachten angeloben, und hierauf nach dem ersten Genusse des Abendmahls als würdige Glieder in den Schoß in der Kirche aufgenommen werden. Seit der Reformation ist in der evangelischen Kirche das Alter von 14 Jahren als das geringste zur Confirmation immer mehr und mehr festgesetzt worden. Auch ist in dieser Kirche Confirmation nicht als Sakrament, sondern als zweckmäßiges Vorbereitungsmittel zum würdigen Genusse des Abendmahls beibehalten worden. In den letzten Jahrzehenden hat man viel gekünstelt, um sie recht feierlich zu machen; der Zweck der Confirmation aber, den jungen Christen eine Weihe ihrer, um mit selbstständiger Thätigkeit zu erstrebenden religiösen und moralischen Mündigkeit zu geben, und der Charakter des Protestantismus erfordert nur Eindringlichkeit und einfache Würde der Reden, Gebete und Gesänge, um eine Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, die um so nachtheiliger wirken wird, jemehr sie sich auf ihre eigene Einsicht, Ueberzeugung und Frömmigkeit gründet, und die hängt wiederum hauptsächlich von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihrer Erzieher und Lehrer ab.

Confiscation, a) die Entfernung eines Besitzers aus seinem bisherigen Besitz mit Uebertragung desselben auf den Staat wegen einer vom bisherigen Besitzer begangenen widergesetzlichen Handlung; b) einer Schrift ist das von der höchsten Staatsbehörde unter Androhung willkürlicher Strafe ergangene Verbot des Debits eines Werkes, in welchem irreligiöse, unmoralische und staatsverfassungswidrige Sätze vorkommen. Gewöhnlich ist damit verbunden der Befehl, sämmtliche vorräthige Exemplare an die Behörde abzuliefern.

Conflans, 1) Stadt im franz. Depart. Obersaone, Bez. Lure, an der Sembuse, mit 56 Häuser und 750 Einw.; hier werden große Ammonshörner gefunden. — 2) Flecken im franz. Depart. Seine, 1 Meile von Paris, am Zusammenfluß der Seine und Marne. — 3) Marktflecken in der savoyischen Grafschaft Tarantaise, am Zusammenfluß des Doron und Isere, mit 1300 Einw. Hier wird das Salz aus den Quellen bei Moutiers gesotten; jährlich 2500 Ctr.

Conföderation, die Verbindung mehrer Staaten (in dieser Bedeutung auch Allianz genannt) oder auch einzelner dazu berechtiger Personen, zur Erreichung politischer Zwecke. In Polen Conföderation 1) eine Verbindung und Uebereinkunft auf dem Reichstage, die Mehrheit der Stimmen gelten zu lassen, um dadurch die Annahme der zu fassenden Schlüsse zu erleichtern, da hingegen auf einem nicht conföderirten Reichstage eine einzige verneinende Stimme hinreichend war, einen übrigens allgemeinen Beschluß die allgemein verbindende Rechtskraft zu

benehmen; eine Verbindung des Adels unter sich, die sowohl wider den König, als während eines Zwischenreichs wider eine auswärtige Macht oder innere Faktion geschlossen werden konnte, und zu welcher der Adel, vermöge der Reichsgrundgesetze, befugt war, sobald die Staatsverfassung in Gefahr kam. Die berühmtesten sind die tragowiczer 1792 und die krakauer 1794 (s. Polen).

Conformisten heißen in England Diejenigen, welche der herrschenden bischöflichen Kirche zugethan, also Gegner der Quäker und Presbyterianer sind.

Confrontation, die Gegeneinanderstellung der Zeugen oder Mitangeklagten im Verhör und bei Untersuchungen, um die Anzeigen oder die Aussagen zu vergleichen und dadurch die Wahrheit auszumitteln.

Confucius, s. Kon-fu-tse.

Congestion. Die einzelnen Theile des thierischen Körpers erhalten nicht immer dieselbe Menge Blutes, sondern bald mehr, bald weniger. So strömt z. B. während der Verdauung mehr Blut zum Magen und zur Leber, durch lebhaftes und anhaltendes Sprechen, Singen, Laufen häuft sich mehr Blut in den Lungen und in dem Herzen, durch anstrengendes Denken in dem Hirne an. Ueberhaupt, je lebhafter die Funktion eines Theiles ist, desto mehr Blut erhält derselbe; dieß wird aber im gesunden Zustande eben so schnell fortgeleitet, als es zuströmte. Bisweilen aber geschieht es, daß sich das Blut in einzelnen Organen zu sehr anhäuft und in denselben zu lange verweilt, alsdann wirktes nachtheilig auf den Bau und auf die Funktion eines solchen Organs ein. Diese Blutanhäufung ist krankhafter Beschaffenheit und wird Congestion genannt: ein Ausdruck, der von der Anhäufung einer jeden Flüssigkeit gebraucht, bei uns aber vorzugsweise, ja fast einzig und allein auf die krankhafte Blutanhäufung bezogen wird. Diese kann erstens durch Alles veranlaßt werden, was die Bewegung des Bluts überhaupt beschleunigt und insbesondere dasselbe nach einem einzelnen Theile hinleitet; so sind z. B. die Entwickelungsperioden, von denen jede ein besonderes System von Organen vorzugsweise in Anspruch nimmt, ferner die Krisen, und endlich die zufälligen Anstrengungen der einzelnen Organe als Ursachen der Congestion bekannt. Unter solchen Umständen wird die Congestion von einem aufgeregten Zustande der Arterien überhaupt und einzelner insbesondere zunächst veranlaßt. Zweitens, wenn die Blutbewegung nach einem Organe unterdrückt wird, so häuft es sich in einem andern zu sehr an. Darum veranlassen Erkältungen der Füße, Unterdrückung der blutigen und andrer Absonderungen so oft Congestionen. Endlich drittens befinden sich auch die fortleitenden Blutgefäße, die Venen, bisweilen in einem Zustande, in welchem sie ihrer Bestimmung nicht gehörig genügen können, z. B. wenn sie schon vorher zu sehr angefüllt sind, wenn ihre Kraft, das Blut aufzunehmen und fortzubewegen, verloren oder vermindert ist, und wenn sie durch äußern Druck, Binden, Geschwülste u. s. w. in ihrer Thätigkeit beschränkt werden. Man unterscheidet dem gemäß active und passive, arterielle und venöse Congestionen. — Wo sich aber das Blut in größerer Menge anhäuft, da wurden die Organe rother und heißer, der Puls klopft heftiger, die Venen denen sich mehr aus; das Volumen eines solchen Theiles wird größer, krankhafte Gefühle, Schmerz, Druck u. s. w. schlagen hier ihren Sitz auf. Die Funktionen solcher Organe werden verändert, bei mäßigem Grade der Congestion

werden ſie mehr aufgeregt, bei höhern Graden und längerer Dauer unterdrückt, geſchwächt, ja gänzlich aufgehoben. Da nun aber jedes einzelne Organ ſeine eigenthümliche Funktion hat, ſo folgt, daß die Symptome der Congeſtion, welche auf dieſen Grunde beruhen, nach Maßgabe der Organe, in welchen ſie ſtattfinden, ſehr verſchieden und mannigfaltig ſeyn müſſen. Im Gegentheile aber beobachtet man in andern Organen Zeichen von Blutmangel, nämlich Bläſſe, Kälte, Einſinken des Volumens und Schwäche. Die Congeſtion dauert gewöhnlich nur kurze Zeit; meiſtens aber iſt ſie, wenn ſie nicht frühzeitig beſeitigt und ihre Wiederkehr, zu welcher ſie große Neigung hat, verhindert wird, der Anfang einer Reihenfolge von anderweitigen krankhaften Zuſtänden; bald geht ſie in Blutungen über und endigt ſich mit demſelben, bald ſteigert ſie ſich zur Entzündung, bald endlich wird ſie ein chroniſcher Krankheitszuſtand, d. h. das Blut häuft ſich eine lange Zeit hindurch an, dehnt die Venen aus, bedingt eine ausdauernde Erweiterung derſelben und die Erſcheinungen der Reizung, die mit der Congeſtion verbunden ſind, verlieren ſich, und ein torpider, geſchwächter Zuſtand tritt an die Stelle derſelben. Dieſe Umänderung der Congeſtion begreift man u. d. N. von Stokkung des Blutes (stagnatio), Anſchoppung (infractus).

Conglomerat, ſ. Sandſtein.

Congregation, in der katholiſchen Kirche eine Geſellſchaft von mehren Klöſtern dieſes oder jenes Ordens, welche gleichſam einen beſondern Körper ausmachen und zwar einerlei Regeln oder beſondern Satzungen unterworfen ſind. Faſt jeder geiſtliche Orden war einſt in verſchiedene Congegrationen eingetheilt, die ihren Anfang bei der Ordensverbeſſerung erhielten. So iſt z. B. von den Benediktinern der Congregation des h. Maurus wegen ihrer Thätigkeit für die Wiſſenſchaften die berühmteſte. — Congregationen, d. h. Rathsverſammlungen (inallem einige zwanzig) verwalten die kirchlichen Angelegenheiten der katholiſchen Chriſtenheit, ſowie die politiſchen des eigentlichen Kirchenſtaats. Die meiſten haben in Ermangelung bedeutender Geſchäfte nur außerordentliche Sitzungen und immer einen Cardinal an der Spitze. Die kirchlich wichtigeren unter dieſen ſind: die Congregatio doctrinae christianae, beſonders für den Unterricht der Jugend in geiſtlichen Dingen; die Congregatio de propaganda fide unter welcher alle Miſſionen ſtehen; die Congregatio oratorii, der Bildung der geiſtlichen Redner vorzüglich gewidmet: unter ihr wirkt der vom heil. Philipp de Neri geſtiftete Predigerorden. Die Congregatio ritum, ganz aus Cardinälen beſtehend, hält ihre wöchentlichen Sitzungen beim Cardinaldekan, und befaßt die Ceremonien der Kirche, Precedenz der Geſandten, Canoniſationen. Andere Congregationen ſind die poenitentiaria, diejenige des Inder, der Inquiſition (Congregation des heil. Amtes) der geiſtlichen Immunitäten, die Congregation zur Auslegung und Vollziehung des Tridentiniſchen Conciliums (del Concilio) u. ſ. w.

Congregationaliſten, ſ. Independenten.

Congreß. Dieſes urſprünglich lateiniſche Wort bedeutet ſeiner Ableitung nach eine Zuſammenkunft mehrer Perſonen. In der neuern Politik verſteht man ins Beſondere darunter eine Verſammlung regierender Perſonen oder ihrer Bevollmächtigten. Ein Congreß wird gehalten, heißt deßwegen nichts Anders als: es verſammeln ſich ſolche hohe Perſonen, um über einen gemeinſamen Gegenſtand politiſch zu verhandeln. Der

Congreß wird geöffnet und geschlossen oder gehet auseinander — bezeichnet den Anfang oder den Schluß der Verhandlungen, sey es nun, daß diese Verhandlungen mündlich oder schriftlich geführt werden. Es versteht sich hierbei von selbst, daß die contrahirenden Theile nicht Einem Staate angehören können, dieses ist der Unterschied zwischen einem Congreß und einem Reichstage. Man unterscheidet den Präliminarcongreß, auf welchem das Vorläufige, Zulassung oder Vertretung der verschiedenen Mächte, Ort und Zeit der Zusammenkunft, Umfang der Neutralität, Sicherheit der Gesandten und Staatsboten, Ceremoniel und Geschäftsform der Verhandlung, bestimmt wird, von dem Hauptcongreß, der den Gegenstand selbst zum endlichen Abschlusse bringen soll. Gewöhnlich werden jene Vorfragen durch vermittelnde Mächte auf dem gesandtschaftlichen Wege entschieden; dann tritt sogleich der Hauptcongreß zusammen. Auch bestimmen die zu einem Congresse versammelten Gesandten, nach geschehener gegenseitigen Bewillkommung, in einer Präliminarconferenz den Tag der Eröffnung, die Reihenfolge der Gegenstände, die Form der Verhandlung, den Rang der einzelnen Mächte unter sich (seit 1815 ist die alphabetische Ordnung beliebt worden, s. Ceremoniel) und die Zeit der Sitzungen. Die Eröffnung des Congresses beginnt mit dem Verlesen und Auswechseln der Vollmachten in vidimirten Abschriften, welche, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme eines Vermittlers (Mediateurs) übereingekommen sind, diesem übergeben werden. Darauf verhandeln die Gesandten der betheiligten Mächte entweder unmittelbar unter sich, oder mit dem Vermittler, und zwar in einem gemeinschaftlichen Versammlungszimmer, oder abwechselnd in den Wohnungen; im Fall ein Vermittler da ist, in dessen Wohnung. Diese Verhandlungen werden schriftlich oder mündlich fortgesetzt, bis man zu der Unterzeichnung eines Tractats schreiten kann, oder bis die eine oder die andre Macht durch die Abberufung ihrer Gesandten den Congreß auflöst. — Die Congresse sind ein Erzeugniß des praktischen europäischen Völkerrechts, und je mehr sich das neuere Staatensystem ausgebildet hat, desto umfassender und wichtiger sind die Congresse geworden, bis sie, seit dem zu Wien 1814 und 1815 gehaltenen Congresse, die Bedeutung eines europäischen Friedensrathes erlangt haben. Die Geschichte derselben ist daher zugleich die Geschichte des europäischen Staatensystems. Vor dem 30jährigen Kriege wurden keine förmlichen europäischen Congresse gehalten. Denn die Congresse, welche in Roskild 1568, in Stettin 1570, und vom Zaar Joan IV. dazu aufgefordert, durch den Papst in Kiwerova-Horka 1581 fg., dann in Stolbowa 1617, bei Wiasma 1634, zu Stumgdorf 1635 und in Brömsebro 1645, die danach benannten Friedensschlüsse zur Folge hatten, betrafen einzig die nord. Staatenverhältnisse. Die Geschichte der europ. Friedensversammlungen beginnt also mit dem Congresse zu Münster und Osnabrück 1644—48. Andere Congresse wurden im 17. Jahrh. gehalten: der Congreß in den Pyrenäen 1669, zu Oliva 1660, zu Breda 1667, zu Aachen 1668, zu Nymwegen 1678, zu Frankfurt und Regensburg 1681—84, zu Ryßwick 1697; ferner die besondern Congresse zwischen Polen und Rußland, zu Radzyn 1670, zu Moskau 1678, zu Radzyn und Andrussow 1684; der Congreß zu Altona, endlich die Friedensconferenzen zu Karlowitz 1698. Im 18. Jahrh. der Congreß zu Utrecht 1712—13, zu Baden 1714, Braunschweig 1713—14, auf den Alandsinseln 1718, Passarowitz 1718,

Stockholm 1719, Nystadt 1721, Cambrai 1722, Soissons 1728, Niemiroff 1737, Abo 1741, Aachen 1748, Hubertsburg 1762, zu Fockschany 1772, Bucharest 1772, Teschen 1779, zu Versailles 1784—85, im Haag 1790, zu Reichenbach 1790, zu Sziştowe 1791, zu Rastadt 1797—99. Im 19. Jahrh.: zu Amiens 1801—2; der erste europäische Monarchencongreß zu Erfurt 1808 im Oktober. Napoleon hielt ihn mit dem Kaiser Alexander, den Königen von Sachsen, von Baiern und andern hohen Personen. Der zu Prag im Juli und August 1813. Die gegen Frankreich verbündeten Mächte, Rußland Preußen und England suchten mit dem französischen Kaiser einen Frieden zu unterhandeln und verbanden sich endlich mit Oestreich zur Fortsetzung des Krieges. In dem Laufe desselben wurde zu Frankfurt am Main im November 1813 ein Congreß gehalten, wo man abermals mit Frankreich unterhandelte und alle deutsche Fürsten in den Bund gegen Frankreich zog. Auch zu Chatillon ward 1814 ein Friedenscongreß deßhalb gehalten; es kam aber zu keinem Entschluß. Nach Beendigung des Krieges mit Frankreich hielten die europäischen Mächte einen Congreß in Wien vom November 1814 bis Juni 1815. Er ist der größte und wichtigste, der je gehalten worden ist. Nicht allein weil der größte Theil der europäischen Fürsten hier versammelt war, sondern auch weil neben der Umformung Deutschlands in einen Staatenbund auch die europäische Politik eine ganz neue Richtung erhielt. — Nach dem wiener Congreß wurden bis jetzt noch 4 andere gehalten. Zu Aachen im Herbst 1318 wegen Räumung Frankreichs von der Okkupationsarmee der Verbündeten. Die 3 hohen Verbündeten, die Kaiser von Oestreich und Rußland, der König von Preußen, und außer ihnen mehre Regenten nahmen persönlichen Antheil. Zu Karlsbad im Sommer 1819 wegen der Unterdrückung demagogischer Umtriebe. Auch hier fanden sich die hohen contrahirenden Personen ein, um den Frieden Deutschlands zu sichern. Die nächste Folge war eine Beschränkung der mißbrauchten Preßfreiheit und ähnliche andere Maßregeln. Zu Laibach 1821, wegen Bekämpfung des in Italien erwachten Revolutionsgeistes, besonders wegen kriegerischer Maßregeln gegen Neapel und die daselbst eingeführte Verfassung der spanischen Cortes. Das Resultat war der Krieg gegen Neapel, welchen die Verbündeten beschlossen. Die Execution wurde dem Kaiser von Oestreich übertragen. Zu Verona im Spätherbst 1822 wegen der gegen Spanien zu ergreiffenden Maßregeln. Auch hier fanden sich die hohen verbündeten Monarchen ein. Dieser letzte Congreß entschied, wie der zu Laibach, die bewaffnete Einschreitung in die innern Angelegenheiten Spaniens. Frankreich übernahm den Feldzug gegen die Cortes. (Näheres über die wichtigsten dieser Congresse s. in bes. Art.) — Auch die Versammlungen der Repräsentanten der Unionen der amerikanischen Freistaaten unter einem Präsidenten zu Lima (aufgelöst), Nancagua in Chile, Panama, wozu die 4 Freistaaten Colombia, Merico, Mittelamerika und la Plata Deputirte sandten, werden Congresse genannt. Besonders merkwürdig in der neuern Geschichte ist der Generalcongreß der vereinigten Staaten (in Südamerika ist Alles nur erst im Werden) von Nordamerika, der 1774 seinen Anfang zu Philadelphia nahm, wo die Abgeordneten von 12 Colonien Großbritanniens von ihrem Mutterlande sich zu trennen beschlossen. Er ist die höchste Gewalt der Union.

Congreve (William), englischer Schauspieldichter, stammte aus ei-

ner altnormänniſchen Familie in Staffordſhire und wurde 1671 geboren. Sein Vater diente in Irland unter dem Heere, wo auch ſein Sohn William ſeine erſte Erziehung und Bildung auf der Schule zu Kilkenny und zu Dublin erhielt. In ſeinem 16. J. betrat er die Schule zu London, um daſelbſt Jurisprudenz zu ſtudiren. Bald entſagte er aber dieſem Fache und wandte ſich zur Dichtkunſt. Sein erſtes ſchriftſtelleriſches Produkt, das er in ſeinem 25. J. verfaßte, war ein Luſtſpiel: „The old Bachelor" (Der alte Hageſtolz), welches 1693 über die Bretterwelt ging und trotz mancher unanſtändigen Scenen und ſchmutzigen Scherzes den ungetheilteſten Beifall des Publikums erhielt. Lord Halifax, ſein Gönner, beförderte ihn zu einem der Commissioners for licensing coaches etc. Ermuntert durch dieſe Gunſtbezeugungen, lieferte er dem Theater ein zweites Luſtſpiel (1694): „The double dealer", das ſich aber keiner ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen hat. 1695 wurde ein ferneres komiſches Theaterſtück: „Love for love" (Liebe um Liebe) von ihm aufgeführt, das, obgleich es viele Stellen enthält, mit denen der ſtrenge Sittenrichter nicht zufrieden ſeyn kann, weit beſſer die Handlungen der Menſchen charakteriſirte, als in allen ſeinen frühern Werken von ihm geſchehen war. Schon fing man an, Congreve unter die vorzüglichſten dramatiſchen Schriftſteller Englands im komiſchen Fache zu zählen, als er plötzlich in ſeinem Trauerſpiele: „The mourning bride" (Die Braut in Trauer) ſeine Bewunderer überraſchte, und auch im tragiſchen Fache eine neue Epoche für die objektive Dichtkunſt ſeiner Nation zu verkündigen ſchien. Noch war auf dem engliſchen Theater keine Tragödie erſchienen, die ſo viele Regelmäßigkeit der Compoſition und des Styls mit einem ſolchen dramatiſchen und theatral. Effekte vereinigt hätte. Indeß vermißt man dennoch den Eindruck, den ein Trauerſpiel im Ganzen machen ſoll, und der Sprache fehlt es an jener durchgreifenden Feierlichkeit, die ſich in Kraft und Größe ausſpricht. Durch die intereſſante und lebhafte Handlung, die den Zuſchauer nicht zur Ruhe kommen läßt, war es ihm allein möglich, das Publikum ſammt dem Richterſtuhle der Kritik zu blenden. Von einem Dichter, der in vollſter Blüthe ſeiner Jahre ſich einen ſo ehrenvollen Ruf erworben hatte, erwartete man noch größere Leiſtungen; allein Congreve hatte den Gipfel ſeines Ruhms erreicht. Sein Luſtſpiel: „The way of the world", das bald darauf ſeiner Feder entfloß, gefiel nicht, und Congreve nahm, hierüber mißmuthig, von der Muſengöttin der dramatiſchen Poeſie auf immer Abſchied, zog ſich in die Einſamkeit zurück, und lebte während der zweiten Hälfte ſeines Lebens von dem Ertrage ſeiner Aemter und ſeines errungenen Lorbeers im traulichen Cirkel ſeiner Freunde. Seinen Abtritt von der Bühne will man hauptſächlich Collier zuſchreiben, welcher das engliſche Theater öffentlich als eine Schaubühne der Immoralität anklagte, mit dem ſich Congreve in einen heftigen Federkrieg einließ, bei welchem aber die dramatiſche Kunſt wenig gewann. Eine Oper, „Semele" betitelt, wodurch er dem italieniſchen Theater zu London den Preis abzuwinnen ſuchte, bewies, daß dieſe Dichtungsart ſeine Sphäre nicht ſey, und ſeine 1710 erſchienene „Miscellaneous poems" wurden nur in Anſehung der Bemerkungen, wie man die wahre Manier Pindars nachahmen müſſe, ſchätzbar und lehrreich. Als die Whigs, deren eifriger Anhänger er war 1714 empor kamen, wurde er Secretary for the Island of Jamaica, mit einem Jahrgehalte von 1200 Pfund. In welchem Anſehen er als dramatiſcher

Schriftsteller stand, erkennt man daraus, daß ihm Pope seine „Iliade" zueignete. Er starb 1728 zu London und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Als Lustspieldichter zeichnete er sich vor seinen Vorgängern und Zeitgenossen durch eine feinere Behandlung des komischen Stoffes aus, wiewohl diese Feinheit, sowohl in der Charakterzeichnung, als in der ganzen Manier, nicht selten erkünstelt und raffinirt ist. Fehlt seinen Lustspielen auch jene frappante Natürlichkeit, womit seine Vorgänger ihre komische Darstellungen belebten, so sind sie voll Witz und komischer Kraft, und zeichnen sich durch die Kunst aus, mit der er das komische Interesse bis zur Auflösung des Knotens zu steigern wußte. Er war der erste dramatische Dichter, der die Ehre des weiblichen Geschlechts auf dem engl. Theater wieder herzustellen anfing. Seine Werke erschienen 1761 und London 1788 in 2 Bdn. (S. Dupin's „Voy. dans la Grande-Bretagne dep. 1816—20", 1 Th.).

Congreve (William, Sir), Erfinder der nach ihm genannten Raketen, geb. 1772, hat sich in England auch durch seine Verbesserungen im Bau der Schleusen und Canälen und als thätiger Mitarbeiter bei den neuen Einrichtungen des engl. Heerwesens berühmt gemacht. Man schätzt seine Schriften über hydraulische Gegenstände und über die Wissenschaft der Artillerie, unter andern seine „Treatise on the general principiles, powers and facility of explication of the Congrere-racket system" ꝛc. (1828, 4, m. Kpf.). Er war Parlamentsglied, General der engl. Artillerie, Aufseher über das königl. Laboratorium ꝛc. 1816 und 1817 begleitetete er den Großfürsten Nikolaus auf seinen Reisen ins Innere von England. Congreve hatte in der letzten Zeit die Brandraketen mit einem Fallschirme versehen, der sich auf dem höchsten Punkte des Wurfes entwickelt und in der Luft majestätisch eine Bombe führt, die, wenn der Wind günstig ist, auf den zur Zerstörung bestimmten Gegenstand niederfällt. (S. Brand-Raketen.) Auch stand Congreve an der Spitze der engl. Gasbeleuchtungsgesellschaft, welche sich 1824 bildete, um in mehren europäischen Hauptstädten die Gasbeleuchtung einzuführen. Er starb den 15. Mai 1828 zu Toulouse.

Congruent, fügsam, zusammenpassend. So werden in der Geometrie zwei Figuren, z. B. Triangel, die nicht bloß ähnlich, sondern auch nach ihrem Flächeninhalt und Umriß vollkommen gleich sind, folglich sich einander decken, congruent genannt. Die Congruenz ist also die vollkommene Aehnlichkeit und Gleichheit, so fern sie in der Anschauung erkannt werden kann.

Coni, Cuneo, 25o 22′ L. 43o 23′ Br., stark befestigte Hauptstadt der piemontesischen Provinz gleiches Namens, am Einfluß der Gesso in die Stura, mit 16.700 Ew., 2 Thoren, 1 Bergcitadelle, 1 Stifts-, 2 Pfarr- und 5 Klosterkirchen, 1 Waisenhaus, 1 Hospital, einem Bisthum, Gymnasium, Lombard, Seiden- und Kastanienbau, Seidenweberei, Transitohandel. Die Prov. gl. Nam. hat 4 Städte, 56 Marktflecken 41 Dörfer und Vorwerke und 140.900 Einw., und ist reich an Wein, Obst, Hanf, Kastanien, Korn, Vieh, Seide, Eisen, Blei, Marmor, Mineralbädern.

Conjectur, Muthmaßung, besonders beim Lesen alter Schriftsteller eine kritische Muthmaßung, oder muthmaßliche Lesart, im Gegensatz Emendation, d. h. der Lesart, von der aus historischen Gründen bewiesen werden kann, der Verfasser müsse so geschrieben haben.

Conjugation, die Art, wie ein Zeitwort gebeugt, verändert wird. Conjugiren, heißt nämlich ein Zeitwort so abändern, daß dadurch dessen verschiedene Verhältnisse, nämlich Geschlechter (Activum, Passivum) Personen, Numeri, Tempora und Modi bezeichnet werden, entweder durch Hinsetzung von Buchstaben oder Sylben am Ende oder Anfange des Wortes (in den morgenländischen Sprachen), oder, außer diesem, durch Gebrauch von Hülfszeitwörtern in den abendländischen Sprachen. Von den europäischen Sprachen hat die englische und deutsche nur eine regelmäßige Conjugation, die latein., italien. und franz. 4, die span. 3, die man alle durch die Endungen der Infinitive zu bezeichnen pflegt.

Conjunction (lat. Conjunctio), 1) überhaupt verbindend; 2) (Zusammenkunft, Astron.), der Stand von Planeten und Trabanten, indem sie mit einem andern von dem Standpunkt der Erde aus in großer Nähe zusammen erscheinen, und dann entweder einander decken, oder doch in größerer Nähe als zu einer andern Zeit an einander vorübergehen. In der Astrologie gehören sie zu den Aspecten (s. d). Ihr Gegensatz: Opposition. — 3) (Gramm.) So viel wie Bindewort.

Conjunctiv (Subjectiv, v. lat., Gramm.), die verbindende Aussageform (modus), die eine Sache als ungewiß oder bedingt darstellt. Die morgenländischen Sprachen drücken ihn durch das Participium mit einer vorhergehenden Partikel aus.

Con mano destra, Con mano sinestra (ital., mit der rechten Hand, mit der linken Hand, Muſ.), Bezeichnung bei Claviernoten, daß eine Passage im Baß mit übergesetzter rechter und umgekehrt im Discant mit übergesetzter linker Hand vorgetragen werden soll.

Connaught, irische Provinz, liegt zwischen 7° 14′ bis 10° 40′ östl. Länge, 51° 19′ bis 54° 28′ nördl. Breite, begreift den nordwestl. Theil von Irland, und grenzt gegen Norden und Westen an den Ocean, gegen Süden an Munster, gegen Osten an Leinster und gegen Nordosten an Ulster. Sie ist 332, nach Andern nur 166¾ QM. groß, und enthielt 1829 1.110.230 Einw., in 7 Marktfl., 10 Boroughs und 330 Dörfern, in 96 Kirchspiele vertheilt. Die Oberfläche ist im östlichen Theile eben, im westlichen bergig, wo sich unter andern in Mayo der Nephin und der Crough-Patrik erheben, und an den Küsten äußerst zerrissen. Der Boden enthält viele Seen und Sümpfe, eignet sich mehr für die Viehzucht als den Ackerbau, der fast bloß Hafer und Kartoffeln liefert. Die 5 Grafschaften, in welche die Provinz zerfällt, heißen: Galway, Sligo, Mayo, Leitrim und Roscommon. Die Hauptstadt ist Galway.

Connecticut, 1) ein bedeutender Strom des nordöstl. Amerika, welcher auf der Landeshöhe in Untercanada 45° 5′ Br. aus einem morastigen Sumpfe zum Vorscheine kömmt, sich nach W. wendet und unter dem kleinen Monadnokberge auf die Grenze von Vermont und Neuhampshire tritt, welche er bis dahin bildet, wo er nach Massachusetts übergeht. Diesen Staat sowohl als Connecticut durchströmt er dann der ganzen Breite nach und wirft sich bei Piquestrave Point in den Longislandsund. Sein ganzer Lauf beträgt 77 Meilen. Bis Hartford geht die Fluth und bis dahin trägt er große Handelsschiffe; höher hinauf kann er jedoch mit schweren Booten befahren werden, und würde überhaupt eine gute Schifffahrt darbieten, wenn diese nicht durch zu viele Katarakte oder Stromschnellen unterbrochen würde. Zu Massachusetts hat man zu deren Umgehung Kanäle vorgerichtet, so bei Millersfall, Hadley

und Willemanſet (ſ. Maſſachuſetts), in den übrigen Staaten hilft man ſich durch Trageplätze; die romantiſchſten ſeiner Waſſerfälle fallen indeß auf den obern Theil ſeines Laufs, ſo der Fifteenmilesfall, der Bellowfall, worüber eine kühne 365 Fuß lange hölzerne Brücke führt, und der Agarfan. Unter ſeinen Zuflüſſen ſind die bedeutendſten: in Neuhampſhire die Mohawk, die beiden Amonuſuk und der Sugar, aus Vermont des Paſſumſick, aus Maſſachuſetts des Millers, Chickapi und Agawani, und in Connecticut der Roaric, Stony u. a. Im untern Theile ſeines Laufs überſtrömt er häufig ſeine Ufer. — 2) Staat der nordamerikaniſchen Union, welcher ſeinen Namen von dem großen Strome hat, der ihn ſeiner ganzen Breite nach durchſtrömt und auf Indianiſch eigentlich Quonectiquot heißt, woraus in der Folge Connecticut gemacht iſt. Seine Küſte iſt zu gleicher Zeit mit Rhodeisland von den Holländern entdeckt, die es 1600 Nieuwe-Holland, den Connecticut den Varſche Rivier nannten, ihn weit herauf befuhren, und 1623 auf der Stelle, wo ſich jetzt Hartford erhebt, das Fort de goede Hoop anlegten, doch aber keine Koloniſten dahin führten. Dagegen verſuchten 1633 die Engländer eine Niederlaſſung am Little River, wo ſie ein feſtes Blockhaus errichteten, nachdem ſie den Indianern den umherbelegenen Landſtrich abgekauft hatten, und 1634 entſtand an der Mündung dieſes Fluſſes der erſte engländiſche Pflanzort Saybrook. 1635 wurde der erſte Gerichtshof zu Weathersfield errichtet; 1636 der Indianerſtamm der Pequods, welcher die Anſiedler beunruhigte, in die Wildniſſe zurückgetrieben; 1636 Newhaven durch eine von Theophil Eaton herübergeführte Colonie gegründet und 1639 die erſte Conſtitution für die Colonie entworfen. Die Holländer ſahen ſich gezwungen, ihr Entdeckungsrecht auf dieſelbe aufzugeben, und 1669 erhielt ſie, nachdem die beiden Colonien Newhaven und Connecticut ſich vereinigt hatten, von Karl II. die erſte Charte. 1675 griffen die Coloniſten die Indianer vom Nacraganſetſtamm an und zwangen ſie zur Unterwerfung. 1698 theilte ſich die Generalverſammlung in 2 Häuſer und 1708 wurde die Saybrook-Formel als kirchliches Normalgeſetz angenommen. 1773 trat der Staat in die Union und erklärte nach errungener Unabhängigkeit die Charte von 1669 als Grundgeſetz. — Der Staat erſtreckt ſich von 41° 2′ bis 42° nördl. Br. und 303° 38′ bis 305° 39′ öſtl. L., grenzt im N. mit Maſſachuſetts, in O. mit Rhodeisland, in SO. mit dem Oceane, im S. mit Longislandſund, in W. mit Neuyork, und hat einen Flächeninhalt von 2212 □ M. Er bildet eine Terraſſe der Appalachen: das Geſtade hat aufgeſchwemmtes Erdreich, das ſich aber gegen das Gebirge terraſſenförmig erhebt, u. in 3 Längerthäler zerfällt, die von 3 größern Flüſſen durchſtrömt von kleinen Bergreihen gegleitet werden. Den Boden, theils Lehm und Thon, theils Sand, aber glücklich gemiſcht, iſt ſehr ergiebig. Die Berge, Fortſetzungen der grünen Berge, ſteigen nicht über 1000 Fuß auf. Die 3 Hauptflüſſe ſind der Connecticut in der Mitte, die Thomas in O. und Stratford oder Derby, die Fortſetzung des Houſatonic, in W., alle 3 gehen in den großen Buſen des Oceans, den Longislandſund. Von den Hauptquellen wird Strafford ſtark beſucht. Hitze und Kälte ſind heftiger, als unter gleicher Parallele in Europa, den Uebergang aus dem Sommer in den Winter, aus dieſem in jenen kaum merklich, die Witterung höchſt veränderlich: der NW. Wind bringt Kälte, NO. Orkane u. Stürme, SW., der einen großen Theil des Jahres über herrſcht, Wärme, aber auch Regen.

Die Landwirthschaft wird mit vieler Umsicht betrieben, schon 1784 waren von der Oberfläche, die 2.991.360 Acres beträgt, bereits 1.864.620 in Cultur genommen, und davon lagen 855.090 unter dem Pflnge, 111.080 waren Wiesen, 491,590 Weide und 406.870 Waldung. Alle Ortschaften sind in Besitzungen vertheilt, die 50 bis 500 Acres enthalten; jeder Grundbesitzer wohnt auf seinem eingehegten Eigenthume, und hat Felder, Wiesen, Weiden und Wald um sich her. Der Ackerbau liefert die europäischen Cerealien, besonders Roggen, da hier der Brand und die hessische Fliege dem Weizen schaden, dann Mais, Buchweizen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, europäische Gemüse, Flachs, Hanf, Taback und Hopfen. Die Obstgärten sind vorzüglich mit Aepfeln angefüllt, wovon Cider bereitet wird. Die dichtesten Waldungen, vor allem mit Weimouthkiefern bestanden, findet man in N.; aber Wild ist nicht häufig, und Pelzwild fast ganz ausgestorben. Dagegen hat man vieles Geflügel, besonders große Scharen von Wandertauben. Die Viehzucht ist ansehnlich, die Milchwirthschaft so stark, daß Butter und Käse Ausfuhrartikel ausmachen. Man mästet Ochsen bis 1900 Pfund. Die Connecticutpferde sind von einer guten Rasse; das Wollvieh zum Theile veredelt; die Fischerei unbedeutend. Der Bergbau geht auf Eisen, wovon 20 Hütten unterhalten werden; sonst hat man auch andere Mineralien, besonders Steinkohlen, Schiefer und Bausteine. 1814 schlug man den Werth der Realitäten auf 173.100.070 Gulden an. Der Kunstfleiß hatte sich während des Seekrieges ungemein gehoben, aber seitdem ebensoviel verloren, und ist wohl auf den Standpunkt vor 1810 zurückgekehrt: man arbeitet in Baumwolle zu Newlondon und Newhaven, in Wolle zu Newlondon, in Seide zu Mansfield, in Segeltuch zu Stratford und Colchester, und unterhält 40 Walk- und 24 Oehlmühlen, 18 Reyerbahnen, 12 Papiermühlen, 2 Glashütten, 12 Töpfereien, 4 große und 16 kleine Eisenhütten, 1 Waffenfabrik, beträchtliche Rum- und Whiskybrennereien. 1810 schlug man das Fabrikat auf 15.545.860 Gldn. an, worunter 1.374.400 Gallonen Whisky und Rum für 1,622.290, Segeltuch für 487 900, hölzernellhren für 245.910, Oel für 129.430, Papier 164.380, Strohhüte für 54.000 Gulden u. s. w. Die Ausfuhr, welche in Stabholz, Korn, Vieh und Viehprodukten, Eisen und Stahlwaaren und andern Manufakten besteht, belief sich 1810 auf 1.537.290, 1830 auf 856.660 Gulden; der Staat besitzt 5 Hafen, Newlondon, Newhaven, Fairfield, Middletown und Stonington, aber er benutzt seine Lage zur Schifffahrt nicht besonders; 1826 gehörten zu Connecticuts sämmtlichen Häfen 60.000 Tonnen. Die Landstraßen sind in gutem Stande. — Die Volksmenge belief sich ohne Indianer 1830 auf 30.000; 1810 waren 208.710, 1800 257.290, 1790 243.520, 1782 225.150, 1756 135.400 und 1675 12.540 gezählt. Das Fortschreiten derselben geht jetzt nur langsam, da kein Land weiter zu vertheilen und daher aus keinem Staate die Auswanderung nach W. so häufig ist. Die Zahl der Ortschaften ist 122, worunter 5 Städte. Das Gros der Einwohner besteht aus Angloamerikanern, worunter einige Neger und Mischlinge, aber sämmtlich frei; etwa 250 Indianer vom Stamme der Mobeganen bewohnt ein kleines Reservatgebiet zu Montville zwischen Newlondon und Norwich. Die Congregationalisten, die vornehmste Religionspartei, besitzt 220 Kirchen, die Baptisten 90 (1827 60.780 Bekenner), die Episkopalen 90 und Methodisten 53 Kirchen; von andern Secten sind bloß

inzelne Familien vorhanden. Es gibt 33 geistliche Associationen. Für en Unterricht ist gut gesorgt: jeder Hauptort einer Grafschaft hat eine gelehrten, jede Ortschaft eine oder nach Bedarf mehre Elemenarschulen; es gibt ein Collegium oder Universität, 12 Akademien, ine literarische Gesellschaft, eine medizinische Gesellschaft, die zugleich das Sanitäts-Collegium bildet, und ein Taubstummen-Institut. 1826 belief sich der Werth des Schulfonds auf 2.422.130 Gulden, u dessen Zinsen der Staat noch 24.000 Gulden zuschießt. 1830 wurden im Staate 15 Zeitungen ausgegeben. — Die Staatsform ist eine Demokratie, die sich auf die Charte von 1669 gründet. Die gesetzgebende Gewalt beruhet auf der General-Versammlung, die in 2 Kammern zerfällt: der Senat, welchen der Gouverneur, Untergouverneur und 12 Assistenten bilden, und die Repräsentantenkammer, wozu die 30 ältesten Ortschaften jede 2, die übrigen 42 jede einen senden. Die Mitglieder des Senats werden auf 1, die Repräsentanten auf 1/2 Jahr von den Freeholders gewählt, die 21 Jahr alt seyn, ein Vermögen von 20 Gulden Renten oder 400 Gulden besitzen, ehrbar und unsträflich gelebt, im Umgange gefällig und den Eid der Treue geleistet haben müssen. Ein solcher Freeholder ist für beide Kammern und für alle Aemter des Staats wählbar. Die ausübende Gewalt ist zwar dem Gouverneur und in dessen Abwesenheit dem Unter-Gouverneur anvertraut, allein beide können ohne Zustimmung des Staats nichts von Wigtigkeit vornehmen; er hat das Staatssiegel und fertigt die Bestallungen aus. Der Staat sendet zum Congresse 2 Senatoren und 6 Repräsentanten. — Der Gouverneur oder vielmehr der Senat stehen an der Spitze aller Geschäfte: jener ist Generalcapitän. Die Finanzen verwaltet ein Schatzmeister. Der Staat ist in 8 Grafschaften und diese in Ortschaften eingetheilt: jenen stehen Sherifs, diesen Selectmen vor. Die richterl. Gewalt ist unabhängig. Das höchste Gericht ist der Senat, welcher die Appellations-Instanz ausmacht, außerdem gibt es noch ein Ober- und Criminalgericht, die Grafschaftsgerichte als Gericht zweiter Instanz, Erb- und Vormundschaftsgerichte und Friedensgerichte. Die Unionsgerichte bestehen in Distrikts- und Kreisgerichten. Das Engländische ist Hilfsrecht. Die Einkünfte betrugen 1830 80.000 Gulden. Der Staat hat keine Schulden. Die Miliz war 22.100, 1815 18,310 Mann stark. Die 8 Grafschaften des Staats sind: Newlondon, Windham, Tolland, Hartford, Middleser, Newhaben, Lichtfield, und Fairfield.

Connetable, Comes stabuli, Befehlshaber der Reiterei. Diese schon unter den römischen Kaisern übliche Würde ging auch in die fränkische Verfassung über, und nachdem der Major domus König geworden war, wurde der Comes stabuli der erste Kron- und Reichsbeamte, der höchste Befehlshaber über die ganze Landmacht und der oberste Richter in Militairangelegenheiten. Auch hatte er das Schwert des Königs, welches er bei feierlichen Gelegenheiten ihm entblößt vortrug, in seiner Verwahrung. Unter den letzten Königen aus dem Hause Valois gab diese Würde ihrem Inhaber ein so großes politisches Gewicht, daß Ludwig XIII. sie nach dem Tode von Connetable de Lesdiguieres nicht wieder besetzte und 1627 durch ein Edict gänzlich aufhob, die Verrichtung den Marschällen von Frankreich übertragend. Napoleon stellte sie 1804 wieder her als eins der Erzämter des Reichs; sie erlosch mit Wiederherstellung des Königthums 1814. — Die Würde des Connetable von Neapel ist eine der höchsten in diesem Königreiche, die stets von dem Aelte-

sten der fürstlichen Familie Colonna verwaltet wird. — In England ist der Connetable oder Lieutenant des Towers zu London Commandant dieser Festung, zugleich Richter der Stadt London, sowie der Grafschaften Middleser, Surrey und Kent und Gouverneur vom 21 Hamlets oder kleinen Gebieten. Alle vornehme Personen, die gefänglich im Tower sitzen, müssen ihm ein Gewisses entrichten.

Conninrloo (Aegidius), berühmter Landschäftsmaler, ward 1544 zu Antwerpen geboren. Der Reichthum der Ideen in seinen Landschaften, die vielseitige Behandlung und die geschickte Ausführung erhoben seinen Ruhm zu einer bedeutenden Höhe und seine Werke fanden viele Nachahmer. Cleef staffirte seine Gemälde, deren viele von einer außerordentlichen Größe sind. Er hat sich 10 Jahre in Frankenthal aufgehalten, wo er viele herrliche Stücke angefertigt hatte; von hier ging er nach Antwerpen zurück, und starb 1594 im 50. Jahre seines Lebens.

Cönobiten (a. d. griech., die in Gemeinschaft Lebenden), im 4. Jahrh. diejenigen Mönche in Aegypten, die in einem Coenobium d. h. in einem Kloster beisammen lebten, zum Unterschiede von den Anachoreten oder abgesondert Lebenden. Pachomius gründete 340 n. Chr. das erste Coenobium auf der Nilinsel Tabenna und muß als der Stifter der C. angesehen werden. Hieronymus gibt uns von ihnen nähere Nachricht. Sie wurden in der ägyptischen Sprache Sauses genannt und waren in Haufen von 10 und 100 abgetheilt. Neun derselben hatten alle Mal einen Vorsteher und zehn von diesen standen alle Mal unter dem hundertsten. Sie wohnten in Zellen von einander abgesondert, übten sich aber gemeinschaftlich im Psalmsingen, im Lesen der h. Schrift und im Gebet. Sie lebten nur von Brod, Hülsenfrüchten und Kräuern u. aßen ohne zu sprechen. Wein tranken nur die Alten. Die Tagesarbeit eines jeden war festgesetzt. Aber auch des Nachts beteten sie auf ihrem Lager. Hieronymus vergleicht sie mit den Essäern. Vgl. die Art. Kloster, Mönchthum.

Conrad (Fr. W.), einer der ausgezeichnetsten Wasserbaukundigen der Niederländer, geb. zu Delft 1769, ein Schüler und Freund des berühmten Brünings (s. d.), dessen Leben er beschrieb, welches aber im Druck noch nicht erschienen, ward 1805, nach dessen Tode, zum General-Inspektor des Deichwesens im Distrikte Rynland, und 1806 zugleich General-Inspektor des ganzen niederländischen Wasserstaats (Deichwesens) ernannt. In seinem Berufe, der bei Deichgefahren und Wasserbauten große und unvermeidliche Anstrengungen mit sich führt, fand er 1808 seinen Tod. Groß und bleibend sind die Verdienste, welche er sich in seinem Wirkungskreis erworben. Die dem Rheinstrom durch den Catwycker Kanal mit seinen großen Schleusen wiedergegebene Mündung in die Nordsee ist sein Werk und wird sein Andenken verewigen. Außer der angeführten Schrift hinterließ er mehre treffliche Abhandlung über sein Fach.

Conradin von Schwaben, der unglückliche letzte Sprößling des weltberühmten hohenstaufischen Kaiserhauses, Enkel des Kaisers Friedrich II., Sohn Konrads IV. (21 Mai 1254 von seinem natürlichen Bruder Manfred durch Gift getödtet) und der baierischen Prinzessin Elisabeth, war am 25. März 1251 geboren. Er war rechtmäßiger Erbe von Neapel und Sicilien, welche Länder aber Papst Clemens V. dem Bruder des Königs Ludwigs IX. von Frankreich, Karl von Anjou,

Grafen der Provence, gegen einen jährlichen Tribut von 800.000 Unzen Goldes verschenkt hatte. Der franz. Uebermuth dieses neuen Usurpators wurde aber bald den freiheitliebenden Italienern unerträglich. Alle wunschten sich die väterliche Regierung Friedrichs II. zurück und richteten ihre Blicke auf seinen Sprößling Conradin. Sie ließen heimlich Aufforderungen an ihn ergehen, denen seine eigenen Wünsche entgegen kamen. Unter romantischen Gefängen aufgewachsen, und selber in der Rosenzeit des Lebens, berechnete er die Schwierigkeiten eines so gefahrvollen Unternehmens nicht; verkaufte und verpfändete vielmehr, wie ein echter Kreuzfahrer, noch die letzten Trümmer der hohenstaufischen Güter in Schwaben und warb dafür ein Heer an, mit dem er, ungeachtet der zärtlichsten Bitte seiner ahnenden Mutter, in Begleitung seines Busenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, den Zug über die Alpen muthig antrat. Der Anfang schien glückliche Resultate zu verkündigen. Allenthalben fielen ihm Ghibellinen zu, und selbst die Römer, die, wie gewöhnlich, mit dem Papste in Zwietracht lebten, führten ihn, dem Letztern zum Trotz, mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Aber in Apulien kam ihm Karl von Anjou entgegen und schlug ihn (23. Aug. 1268) bei Tagliacozzo völlig auf's Haupt. Die Unvorsichtigkeit seiner Krieger, die des Sieges schon gewiß zu sein glaubten und sich zu frühe auf Plünderung legten, waren Schuld an dieser unglücklichen Niederlage. Conradin und sein Freund Friedrich wurden auf der Flucht verrathen und seinem Gegner Karl ausgeliefert. Dieser ließ ein förmliches Gericht über sie halten, weil er sie gern mit Anstand ermordert sehen wollte. Natürlich wurden sie nicht als Kriegsgefangene und Streiter um ein rechtmäßiges Erbe, sondern als Beleidiger der franz. Majestät betrachtet und als solche zum Tode durchs Schwert verdammt. Das sogenannte Urtheil wurde am 29. Okt. 1268 auf öffentlichem Markte zu Neapel vollzogen. Der 16jährige Conradin bewies sich durch die Fassung, mit der er das Mordgerüst bestieg, des Heldengeschlechts würdig, das hier mit ihm erlosch. Er zeigte keine andere Betrübniß, als über seinen Freund, den er in sein unglückliches Schicksal mit verflochten. Aber auch Friedrich war gefaßt. Sie entkleideten sich selbst, und mit Würde legten sie ihr Haupt auf den blutigen Block. Kurz vor seinem Tode hatte Conradin seinen Anverwandten Peter von Aragonien, zum Erbe des ihm geraubten Reiches eingesetzt, der 1282 auch wirklich die Herrschaft über Sicilien antrat, als die Sicilianische Vesper (vergl. d.) den franz. Scepter gestürzt hatte. Conradin hinterließ noch ein, angeblich von ihm herrührendes, Minnelied, das sich mit den Worten schließt: „Mich läßt die Liebe sehr entgelten, daß ich der Jahre bin ein Kind". Außerdem hat auch die dramatische Muse sein tragisches Schicksal gefeiert. Ausführlich erzählt die Schicksale des unglücklichen Fürsten die bei Fried. Arnold Brockhaus in Leipzig in 6 Bänden erschienene Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Fried. von Raumer (1825).

Conring (Hermann), einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Sohn eines Predigers zu Norden in Ostfriesland, wurde 1606 geboren. Bereits in seinem 14. Jahre schrieb er ein satyrisches Gedicht auf die gekrönten Poeten, welches den Beifall vieler damals lebenden Gelehrten erhielt. 1625 betrat er die Hochschule zu Leyden, studirte hier Theologie und Medicin und kam nach einem 5jährigen Aufenthalte daselbst nach

Helmstädt, wo ihm 1632 der Lehrstuhl der Philosophie zu Theil wurde. 1634 empfing er die Würde eines Doktors der Medicin, von dem Herzoge Georg von Braunschweig aber die ordentliche Professur in diesem Fache, und wurde, da sich seine Kenntnisse über fast alle Zweige des menschlichen Wissens ausbreiteten, von den Fürsten Deutschlands in wichtigen Staatsangelegenheiten um Rath gefragt. 1649 wählte ihn die regierende Fürstin von Ostfriesland zu ihrem Leibarzte, und die Königin Christina von Schweden berief ihn an ihren Hof, und da er die ihm angetragene Ehrenstelle nicht annehmen wollte, entließ sie ihn mit einem Jahrgehalte von 1600 Thlrn. Durch seine Correspondenz mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit wurde er auch Colbert bekannt, und stieg dadurch so in der Achtung des franz. Hofes, daß ihm vom Könige von Frankreich 1664 eine jährliche Pension von 2000 Liv. zuerkannt wurde. 1667 berief ihn die Stadt Köln, um den Vermittler in den Streitigkeiten zu machen, welche damals zwischen ihr und dem Erzbischofe obwalteten, nach deren Erledigung ihm von dem Könige von Dänemark 1669 der Titel eines Staatsrathes zu Theil wurde. Er starb 1681. Seine Bemühungen um die Geschichte des deutschen Reichs und das deutsche Staatsrecht, in welchem letztern er eine ganz eigene Bahn wandelte, gereichen ihm zu großem Ruhme. Er schrieb zwar selbst weder ein System noch Compendium, aber desto mehr Abhandlungen über einzelne Gegenstände, die Andern zum Muster dienen konnten, und groß war die Zahl der gelehrten Schüler, die er zog. — Eine vollständige Ausgabe seiner Werke, zugleich mit seiner Lebensbeschreibung, wurde 1730 zu Braunschweig in 6 Bde., Fol., von Göbel besorgt. Sie enthalten politische, historische, physikalische, medicinische, philosophische, juristische ꝛc. Schriften, Briefe und Gedichte. — Seine Tochter, Elisa Sophia, zuletzt eine verehelichte von Reichenbach, erwarb sich durch ihre poetischen Arbeiten als Dichterin einen großen Ruf. Ihre Schwester Maria Sophia, Gattin des Prof. Schelhammer, glänzte ebenfalls als Dichterin und gelehrte Frau.

Consalvi (Ercole), ein durch Geist und Kenntnisse gleich ausgezeichneter Cardinal und einer der berühmtesten Staatsmänner unsrer Zeit, wurde 1757 zu Toscanella geboren. Frühe schon widmete er sich mit großem Eifer dem Studium der Theologie und Politik, sowie er Musik und Literatur mit gleicher Liebe umfaßte. Seine Gesinnungen gegen die franz. Revolution erwarben ihm den Schutz der erlauchten Muhmen Ludwigs XVI., und er erhielt durch ihre Empfehlung die Stelle eines Auditors der Rota. Als die Franzosen sich Rom näherten, wurde ihm die Aufsicht über deren Anhänger zu Rom übertragen, weßhalb er beim Einfalle der Franzosen 1798 verhaftet und verbannt wurde. Er war Sekretär des Cardinals Ehiaramonte, und als dieser unter dem Namen Pius VII. den päpstl. Thron bestieg, unter den Ersten, welche mit dem Purpur geschmückt wurden. Der ausgebildetste Geist, der feinste Anstand und eine edle Figur zeichneten den Cardinal aus. Bald darauf wurde er bei dem Abschluß des Concordats mit dem ersten Consul Bonaparte Staatssekretär; er ging nach Paris und unterzeichnete alle Verträge. 1806 legte er seine Stelle als Staatssekretär nieder und lebte wie sein Gebieter in einer Art von Privatleben bis 1814, wo er als Repräsentant Sr. Heiligkeit auf dem wiener Congresse die Marken und Legationen zurückforderte. Im August 1815 erließ er ein Dekret Sr. Heiligkeit, wo-

durch verordnet wurde, daß die dem heil. Stuhl zurückgestellten Provinzen durch eine Congregation unter dem Vorsitz eines Präfekten regiert werden sollten. 1816 unterzeichnete er das berühmte Edikt Motu proprio, wodurch der Papst dem Kirchenstaate eine neue Constitution gab. Consalvi, welcher damals die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten des römischen Hofes leitete, betrieb 1817 alle Unterhandlungen, welche mit Frankreich Statt hatten. Seinem Systeme als Staatsmann hat schon die Mitwelt Gerechtigkeit widerfahren lassen. Consalvi's Anordnungen wegen Erhaltung und Ausgrabung der Alterthümer, wegen Herstellung und Erweiterung der Museen, seine Beförderung der Kunstwerke aller Art, machten Rom unter Pius VII. wieder zur Heimath aller Kunstfreunde. Nach dem Tode des Papstes wollte er sich die Ehre nicht nehmen lassen, diesem in der Peterskirche ein Grabmal zu errichten. Der berühmte Thorwaldsen ward mit der Ausführung beauftragt, und 20.000 römische Thaler bestimmte der Cardinal zum Preise seiner Arbeit. Leo XII. entließ ihn seiner Staatsämter. 1824 ward dieser würdige Prälat plötzlich von einer Brustbeschwerde befallen, welche in Zeit von 3 Tagen einen so gefährlichen Charakter erhielt, daß sein Tod schnell erfolgte (24. Jan.), doch, wie es hieß, ohne demselben merkliches Leiden zu verursachen. Als Consalvi mehre Jahre vorher einst von einer chronischen Unpäßlichkeit befallen wurde, riethen die Aerzte ihm, sich der Ruhe zu überlassen, dann würde die Krankheit geringere Gewalt behalten. „Wie lange könnte ich da wohl noch leben"? fragte der Cardinal. — Vielleicht 8 bis 10 Jahre noch, war die Antwort. — „Und wenn ich fortarbeite, wie bisher"? — Nur höchstens 4—5 Jahre! — „Sehr wohl, meine Herrn", sagte der Cardinal, „ich werde also noch 5 Jahre arbeiten: denn 5 benutzte Jahre wiegen drei Mal so viel müßige auf". — Der römische Künstler Girmetti hat die, Consalvi's Andenken verewigende Medaille verfertigt. Diese stellt auf der einen Seite das sehr ähnliche Bildniß des Cardinals, auf der andern Seite eine Minerva vor, die sich mit der Linken, auf die Lanze stützt und mit der rechten ein Steuerruder hält. In der Nähe ist ein Opferherd, um den eine Schlange sich windet, und auf dem ein Lorberzweig und eine Nachteule ruhen; sämmtlich Embleme, welche die Seelenstärke, die Klugheit, die Wachsamkeit des großen Mannes, und den Frieden bezeichnen, um den Consalvi sich verdient gemacht hat. (S. des [1825 verst.] preuß. Geh.-Legationsrathes Bartholdy „Züge aus dem Leben des Cardinals Consalvi", Tüb. 1825).

Conscription, Ausschreibung (enrôlement) waffenfähiger Mannschaft zum Kriegsdienste. Man unterscheidet sie von der Werbung und dem Landsturm. Dieser Kunstausdruck ist aus der Militärverfassung der Römer in derselben Bedeutung auf die neuere Heeresverfassung der europäischen Staaten übergegangen. Da jeder römische Bürger von seinem 17. bis 45. Jahre zum Kriegsdienste verpflichtet war, so konnte von keiner Werbung, sondern nur von einer Aushebung (delectus) die Rede seyn. In den Zeiten der Republik wurden jährlich 4 und in der Folge oft 25 Legionen (6666 Mann eine Legion) ausgehoben. Das Enrollement der dienstfähigen Mannschaft geschah auf folgende Weise. Wenn die Consuln ihr Amt angetreten hatten, so bestimmten sie einen Tag, an dem Diejenigen, welche das zum Kriegsdienst erforderliche Alter besaßen, auf dem Marsfelde oder Capitol, bei Verlust ihrer Güter und Freiheit,

erscheinen mußten. War dieses geschehen, so setzten sich die Consuln auf ihre curulischen Stühle, und stellten mit Beihülfe der Legionstribunen das Enrollement an, falls sie nicht von den Volkstribunen verhindert wurde. Das Loos entschied, wie die Tribus aufgerufen werden sollten. Der Tag der Versammlung wurde entweder durch die Präconen oder durch einen schriftlichen Anschlag bestimmt. Nun ließen die Consuln nach Belieben Die, welche sie wollten, aus den Tribus aufrufen, und Jeder, der genannt wurde, war bei schwerer Strafe zu antworten verbunden. Die Namen der Ausgewählten wurden auf Tafeln geschrieben, und dieß war die Auswahl der Truppen oder die eigentliche Conscription. Befreiung vom Kriegsdienste verschafften nur ein Alter über 50 Jahre, Krankheit, Körpergebrechen, Bekleidung eines Amtes, es mogte dieses eine Magistrats- oder Priesterwürde seyn, und besondere Vergünstigung oder Nachsicht, die vom Senate oder Volk ertheilt wurde. Dieß dauerte, bis zur Zeit der römischen Kaiser stehende Heere unterhalten und diese größtentheils in den Provinzen angeworben wurden. — 2) Die in Frankreich während der Revolution eingeführte und von Napoleon, nach dem Vorbilde der altrömischen Militairverfassung, in ein geordnetes System gebrachte Aushebung der jungen Mannschaft für den Dienst der Armeen, welche auf eine allgemeine Militairdienstpflichtigkeit basirt ist. Das zum Kriegsdienste verpflichtende Alter war in Frankreich von 16 bis 40 Jahre. Alle, durch körperliche Beschaffenheit fähige junge Leute, waren nach ihrem Alter, in Klassen getheilt. Aus der Klasse, welche das gesetzmäßige Alter zum Dienst erreicht hatte, wurde die nöthige Anzahl für die Armee durch das Loos erhoben; die Freigelooften blieben als Reserve und zum Nationalgardendienst im Innern des Landes verpflichtet. Bei einem größeren Bedürfnisse der Armeen wurden mehre Klassen zum Looſen einberufen. Eine eigene Inspection stand diesem Zweige der großen Armeeverwaltung vor. In den meisten, von Frankreich unmittelbar abhängig gewordenen Staaten ward die Conscription in mehr oder weniger veränderter Gestalt eingeführt, nach Napoleons Fall aber bedeutend abgeändert. In Preußen ward in der neueren Zeit eine der Conscription sehr ähnliche Aushebung der Recruten organisirt, bei der die allgemeine Militairpflichtigkeit, völlig mit Recht zu Grunde liegt. Auf Verbesserung der Heere, in moralischer und physischer Hinsicht, hat die Conscription, sowie die nach ihr gestalteten Abarten, sehr wesentlichen und wohlthätigen Einfluß gehabt. In Dänemarks deutschen Staaten schließt noch die Conscriptionspflicht die Söhne der Städte aus, was die Militairpflicht des Landmanns beschwerlich macht besonders da die Söhne der Eigenthumlosen häufig um die Zeit ihres Einrückens in die Militairpflicht über die Grenze austreten.

Consecration, 1) nach dem kirchlichen Lehrbegriffe der Katholiken die geheimnißvolle Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi; 2) nach dem evangelischen Glauben die Einweihung des Brodes und Weines beim Abendmahl. Auch bezeichnet man damit 3) die feierliche Einweihung zum Bischofsamte in der katholischen Kirche durch einen vom Papst ernannten Bischof oder Erzbischof vermittels Salbung des Hauptes, der Hände und der Arme, Auflegung der Hände und Ertheilung des Segens. Erst nach dieser Einweihung kann der Bischof in seiner Diöcese (Sprengel) Kirche und Altäre einweihen Geistliche ordiniren andere höhere Amtshandlungen verrichten.

Consens (Consensus) ist eine Willenserklärung zur Eingehung eines Rechtsgeschäftes. Sie kann seyn: a) entweder eine ausdrückliche (consensus expressus), wenn sie mündlich oder schriftlich, durch Wort, oder durch Zeichen, welche die Stelle der Worte vertreten, ausgedrückt wird; b) oder eine stillschweigende (consensus tacitus), welche dann vorhanden ist, wenn Jemand solche Handlungen vornimmt, die keine andere Auslegung zulassen, als daß er in ein Geschäft habe einwilligen wollen; c) oder eine vermuthete (consensus præsumptus), wenn sie nur aus allgemeinen Gründen als wahrscheinlich angenommen wird. d) Gibt Jemand seine Einwilligung zu einem Geschäfte nicht gleich anfangs bei Eingehung desselben, sondern erst in der Folge, so heißt dieß Genehmigung (ratihabitio), und diese ist in der Regel der vorhergehenden Einwilligung gleich. Es ist indeß nicht genug, daß Jemand seinen Willen erkläre; sondern seine Willensbestimmung muß auch frei, und sein Wille im Ernste erklärt seyn. Alle Mängel der Willensbestimmung müssen daher Einfluß auf das Geschäft haben, und dahin gehören insbesondere Irrthum und die Unwissenheit, der Dolus (List), die Furcht und der Zwang, endlich auch die Simulation. Beim Militär darf der Soldat und der Offizier niedern Ranges in der Regel sich nicht verheirathen ohne vorgängige höhere Erlaubniß, welche schriftlich ertheilt und ebenfalls Consens genannt wird.

Consequenz, ein aus dem Lateinischen (von sequi, folgen) gebildetes Wort, welches sowohl in der täglichen Unterhaltung und in der philosophischen Schulsprache, als auch in der juristischen Geschäftssprache vorkommt und dessen Bedeutung, wenigstens bei dem philosophischen Gebrauch, durch das deutsche Wort: Folge, Folgerung oder Folgerichtigkeit, nicht bestimmt und erschöpfend ausgedrückt werden kann. Consequent urtheilt und handelt man, wenn Urtheil und Handlung den Prinzipien gemäß sind, die dabei zum Grunde liegen. Die Principien können falsch, und dennoch nach denselben consequent, d. i. folgerecht geurtheilt und gehandelt werden, weil der Fehler alsdann nicht in der Form, sondern in der Materie des Schlusses, in der Falschheit des Obersatzes liegt. Daher Consequenz, Schlußfolge, d. i. das Urtheil, dessen Wahrheit, nach dem Satze des Widerspruchs, aus der Wahrheit zweier andern Urtheile als nothwendig erkannt wird. (S. Schluß und Obersatz.) Consequenz im Handeln zeigt z. B. Derjenige, welcher, wenn er an keine Gespenster glaubt, sich nun auch vor keinen Gespenstern fürchtet. Consequenz kommt in der sogenannten juristischen Sprache gemeiniglich in der Formel vor: jedoch ohne Consequenz, bei gewissen Verwilligungen, welche nur für den gegenwärtigen Fall gelten, ohne daß daraus die Folge ihrer Gültigkeit auch für künftige Fälle gezogen werden dürfte. Consequenzmacherei ist Fehler des Verstandes oder auch oft des bösen Willens, aus den Urtheilen und Handlungen Anderer Folgerungen herzuleiten, die entweder gar nicht darin gegründet sind oder um eines gehässigen Zwecks willen daraus gezogen werden; die Grundlage aller Klätschereien, Verläumdungen und böser Händel. Zuweilen bedient sich aber auch der witzige Kopf der Consequenzmacherei, um das irrige Vorurtheil, welches durch Vernunftgründe nicht zu einer bessern Ueberzeugung gebracht werden kann, zum Schweigen zu bringen.

Conservations-Brilen sind von einer großen Brennweite, das

ist: sehr wenig erhaben geschliffen und gewöhnlich von grünem Glase, welches zur Erhaltung des Gesichts das Meiste beiträgt, weil es durch die grüne Farbe den Eindruck des Lichts vermindert.

Conservatorien, in Italien Musikschulen, welche die Kunst befördern und in ihrer Reinheit erhalten sollen. Sie sind zum Theil öffentliche, fromme Stiftungen, auch Hospitäler, von reichen Privatleuten unterhalten. Die Zöglinge erhalten freie Wohnung, Kost, Kleidung und Unterricht. Man nimmt auch Pensionnairs auf, die hier musikalische Bildung erhalten wollen, da man in Italien den Unterricht in den Conservatorien allem Privatunterricht vorzieht. In Neapel gab es sonst 3 Conservatorien für Knaben, in Venedig 4 für Mädchen. Das berühmteste unter jenen war die Santa Maria Loretto, 1537 errichtet. Leo, Durante, Scarlatti und Porpora waren hier Lehrer gewesen, und unter seinen Zöglingen zählte es die berühmten Namen von Traetta, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfossi, Paëisiello u. A. Gewöhnlich waren bis über 200 Zöglinge von 8—10 Jahren im Conservatorium Loretto; in den andern etwa die Hälfte. Man nahm solche vom 8. bis zum 20. Jahre darin auf. Die Zeit, für welche sie sich zu bleiben verpflichten mußten, war gewöhnlich auf 8 Jahre festgesetzt. Bemerkte man indessen kein Talent an ihnen, so wurden sie bald zurückgeschickt. Die Conservatorien für Mädchen in Venedig waren auf denselben Fuß eingerichtet. Sie hießen Ospedale della pietà, dello mendicanti, delle incurabili und Ospedalletto di San Giovanni e Paolo. Sacchini war lange im letztern der erste Lehrer. In Beziehung auf die Sitten wurden die Mädchen sehr strenge gehalten; sie blieben gemeiniglich so lange in den Conservatorien, bis sie verheirathet wurden. Alle Instrumente bei den öffentlichen Concerten wurden hier von Mädchen und Frauen gespielt. Aus diesen Conservatorien ist die große Anzahl von Componisten, Sängern und Sängerinnen hervorgegangen, welche sich in ganz Europa verbreitet haben. In Neapel sind die Conservatorien auf eines reducirt, welches 1818 in das vormalige Nonnenkloster S.-Sebastiano versetzt wurde und den Namen Real collegio di musica erhielt. In Mailand wurde 1808 vom Vicekönig ein neues Conservatorium errichtet, dessen Direction Asioli erhielt. Es hat 14 Professoren und 60 Zöglinge. In Frankreich trieb man bis zu dem Zeitpunkte, wo die italienische und deutsche Musik durch Piccini, Sacchini, Gluck und andre große Meister bekannt wurde, die Musik wenig. Jetzt fühlte man, daß man erst Sänger bilden müsse. Die Oper legte also eine Musikschule an, und 1784 ward sie zur Ecole royale de chant et de déclamation erhoben. Indessen entwickelte sich diese Anstalt erst in der Revolution zu größerer Bedeutung. Man fühlte das Bedürfniß, 14 Armeen mit Instrumentalmusikern zu versorgen, und im Nov. 1793 decretirte der Convent die Errichtung eines Institut national de musique. Späterhin, 1795, erhielt es eine schließliche Einrichtung und den Namen Conservatoire. Es sollte für beide Geschlechter dienen; 600 Zöglinge sollten aus allen Departements dazu gewählt werden, und 115 Lehrer wurden dabei angestellt. Die Ausgaben wurden auf 240.000 Fr. festgesetzt, 1802 aber auf 100.000 Fr., folglich auch die Zahl der Lehrer und Zöglinge beschränkt. Der Unterricht theilte sich in den für Musik und den für Declamation zur Bildung für das Theater. Es sind an demselben immer die ausgezeichnetsten Lehrer angestellt gewesen, unter denen wir hier nur Gossec, Méhul, Garat, Choron und

Cherubini nennen wollen. Seit seiner Errichtung hat es bereits über 2000 Musiker, Sänger und Sängerinnen gebildet. Zugleich ist das Conservatoire in Paris der Vereinigungspunkt für alle Musikliebhaber. Die öffentlichen Uebungen der Zöglinge sind die glänzendsten Concerte in Paris. Insbesondere ist die Ausführung der Symphonien unübertrefflich. Auch hat es fast für alle Fächer Elementarbücher oder sogenannte Methoden herausgegeben, die in ganz Europa bekannt und eingeführt sind. Minder bedeutende Anstalten dieses Namens haben Wien und Prag.

Consigniren (versiegeln, aufzeichnen) nennt man im Handelsbetrieb die Absendung von Waaren in Commission zum Verkauf, wogegen dem Absender frei zu stehen pflegt, in Wechseln etwas entfernten Fristen einen beträchtlichen Theil des Werthes auf den committirten Verkäufer und Disponenten zu entnehmen. So consignirt der Königsberger Getreide, der Amerikaner Taback, Reis, Häute, der Sachse Wolle auf die Märkte nach Amsterdam, Hamburg und London, als die vorzüglichsten Stapelplätze des Continental-Handels und englischen Verkehrs.

Consilium abeundi (der Rath, sich zu entfernen) ist eine auf den Universitäten gebräuchliche Disciplinarstrafe, welche als eine mildere Art von Relegation (s. d.) zu betrachten ist. In der Regel dehnt sich die Zeit der Verweisung nur auf ein halbes Jahr aus, und der consilirte Akademiker kann nach Verlauf dieser Frist, unter dem Versprechen eines musterhaften Betragens, als Mitbürger derselben Hochschule, von welcher er verbannt wurde, wieder angenommen werden. Da diese Strafe nur jugendliche Thorheiten und Unbesonnenheit trifft, so schändet sie keineswegs, sondern soll bloß zur Warnung und Besserung dienen.

Consistorium. In den Zeiten der römischen Kaiser kam dieses Wort und dessen Bedeutung zuerst auf. Anfangs verstand man darunter den Ort, wo sich der Geheimrath der Kaiser, dessen Mitglieder Consistoriales oder Comites Consistoriani hießen, versammelten und stehend Rath pflegten. Schon seit des Kaisers Hadrian (st. 138 n. Chr.) Regierung nannte man diese Versammlung selbst Consistorium, und jetzt ward es den Mitgliedern erlaubt sich zu setzen. Der Kaiser hatte hierin den Vorsitz und von diesem Gerichtshofe fand weiter keine Appellation Statt. Der Kaiser hatte immer einen solchen Rath um sich, selbst auf seinen Reisen, um über jene Sachen zu entscheiden, die unmittelbar an ihn gerichtet waren. Alle Mitglieder des Consistoriums hatten den Rang der Proconsuln. — In der christl. Kirche bedeutet Consistorium ursprünglich einen Ort, nahe an der Kirche, wo die Priester zu stehen pflegten, um sich mit dem Bischofe über Kirchenangelegenheiten zu berathschlagen; daher wurde später diese Versammlung selbst Consistorium genannt, vorzüglich aber die päpstliche Rathsversammlung oder der Zusammentritt der Cardinäle unter dem Vorsitz des Papstes zur Berathung und Entscheidung wichtiger allgemeiner Kirchenangelegenheiten; es ist a) entweder ein öffentliches (außerordentliches), welches nur bei besondern Angelegenheiten, z. B. bei Ertheilung des Cardinalhutes, beim Empfang auswärtiger Gesandten a latere, bei Finalentscheidungen über Canonisationsprocesse ꝛc. mit großer Feierlichkeit, im Beiseyn mehrer Prälaten, Magistratspersonen ꝛc. gehalten wird; b) ein geheimes, bei welchem bloß die Cardinäle gegenwärtig sind, worin die Ernennung neuer Cardinäle, entweder mit Bekanntmachung ihres Namens oder mit Vorbehalt desselben (reservazione in petto), Ertheilung des Palliums, Ernennung und

und Buchstaben, deren Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbstlautern gehört werden kann. Dergleichen sind außer den Diphthongen ä, ö, ü und den Selbstlautern a, e, i, o, u, alle übrigen Buchstaben des Alphabets.

Consonanz (v. lat.), 1) eigentlich das Zusammenklingen; dann: 2) (Musik), der Zusammenklang von Tönen, die für das Ohr beruhigend und angenehm sind; der Dissonanz, wo das Zusammenklingen beunruhigend und unharmonisch auf das Ohr wirkt, entgegengesetzt. Die Octave ist die vollkommenste Consonanz, außer ihr die Quinte und Quarte. Sie heißen sämmtlich vollkommene Consonanzen, weil bei ihnen sich der Ton keinen halben Ton ändern kann, ohne aufzuhören, Consonanz zu seyn und in Dissonanz überzugehen. Ihnen entgegengesetzt ist die unvollkommene Consonanz der Terze und Serte, weil diese groß und klein (um einen halben Ton verschieden) seyn können, ohne die Natur der Consonanz zu verlieren.

Constabel und Constabler (lat.), 1) ehemals im Kriegswesen ein Feuerwerker; 2) auf den Kriegsschiffen ein Stückmeister, der die Aufsicht über die Kanonen hat; 3) die Constable's bilden in England einen wichtigen Ring in der großen Kette der executiven Gewalt und sind keineswegs Gerichtsdiener, sondern als ehemalige Gemeindevorsteher die untersten Vollziehungsbeamten des Staats. Sie haben eine eigne und selbstständige Amtsgewalt, vorzüglich in schleunigen Fällen Ruhe zu stiften, Verbrecher auf frischer That zu verhaften, wozu sie sich durch ihr doppeltes Amtszeichen, den langen Stab (einen Stab von Holz, 3—4 Fuß lang, 1¼ Zoll dick, oben mit dem königl. Wappen) und den kurzen Stab (von Messing, 4 Zoll lang, oben mit einer kleinen Krone) legitimiren. Außer dem sind sie die Vollzieher der Befehle des Friedensrichters, ihres nächsten Vorgesetzten. Ihre Stellen sind nicht lebenslänglich, sondern sie werden jährlich der Regel nach von den Gemeinden, aber auch vielfältig von dem gutsherrlichen Beamten, den Kirchenältesten, den Friedensrichtern, nach dem Herkommen eines jeden Orts gewählt, und es ist, da sie keine Besoldung genießen, ein mitunter sehr beschwerlicher Reihendienst. Wohlhabende lassen sich, wenn sie dazu gewählt werden, durch einen Deputy Constable vertreten, für dessen Handlungen sie aber selbst verantwortlich bleiben, wenn derselbe nicht förmlich als Constable angenommen und vereidet wird. Befreit sind von diesem Dienste mancherlei Beamte und Stände, z. B. die Sachwalter, Aerzte, Wundärzte, Prediger u. s. w., aber auch Diejenigen, welche zur Belohnung für die Ueberführung eines Straßenräubers, Falschmünzers u. dgl. (s. Blutgeld) einen Freischein von Kirchspielsämten (Tyburn-ticket, Galgenbillet) erhalten haben. Da nun die Constables selbst für die Ergreifung solcher Verbrecher bedeutende Summen, 10—50 Pf., erhalten, so sind, zumal in den größern Städten, Fälle vorgekommen, daß sie erst die Verbrechen veranlaßt und dann die Thäter ergriffen haben, um jene Belohnungen zu erhaschen. In London sind 213 vom Staat besoldete Constables angestellt, die mit dem Namen der Policeofficera bezeichnet werden, während die Mitglieder des londner Stadtmagistrats und die Friedensrichter überhaupt unter dem Ausdruck Magistrates verstanden werden. (Vgl. Friedensrichter, Coroner, Sheriff.) — Der Lord High Constable war einer der obersten Kron- und Reichsbeamten Englands, dem Connetable von Frankreich ganz gleich. Allein als nach der normänni-

schen Eroberung alle Verhältnisse lehnrechtliche Formen und Namen bekamen, gieng auch der alte Vorsteher der Gemeinde, der Borsholder, Borges oder Borrows-Calder, in einen Kriegsführer, Constable, über. Die Würde des Großconstable von England war lehnbar, zuletzt in der Familie von Stafford, Herzoge von Buckingham, erlosch aber, als Eduard Stafford, Herz. v. B., unter Heinrich VIII. des Hochverraths schuldig erklärt wurde. — In Zürich heißt Constabel jeder edle, angesehene Bürger; in Strasburg die 10 Rathsherrn. — Ursprünglich wurde jeder Soldat so genannt, denn das Wort kommt von Constabularius, Zeltbruder, Casernengefährte, her.

Constant de Rebecque (Benjamin), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller und größten Redner der Partei der Liberalen oder Constitutionnellen in der franz. Deputirtenkammer, war der Sohn eines holländ. Generals, welcher sich in sein Vaterland, die franz. Schweiz, zurückgezogen hatte und dort die Milizen befehligte, geb. 1767 zu Lausanne. Der Stammvater, Augustin Constant de Rebecque, verließ Frankreich 1605 und ging nach Genf. Benj. C.'s Vater ging 1791 nach Frankreich zurück und starb 1812 als wieder naturalisirter Franzose. Auf dem Carolinum zu Braunschweig und später für die Rechtswissenschaft ausgebildet, trat er dort später in Hofdienste, die ihn aber nie banden, denn er lebte bald in Paris, bald im Waadtlande, bis er sich ganz an Frankreich anschloß. Zu Anfang der Revolution begab er sich nach Paris, führte 1796 vor dem Rathe der Fünfhundert die Sache seiner durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertriebenen Landsleute und zeichnete sich bald durch mehre Schriften über Staatsverfassung und Revolutionsgegenstände aus, während er die deutsche Sprache und Literatur studirte. Stets widersetzte er sich mit demselben Muthe und mit, folgerechter Strenge der Anarchie wie dem Despotismus. Aufsehen erregte er 1797 als Mitglied des Cercle constitutionnel durch das Feuer seiner Reden; er bereitete sich dadurch die Ernennung zum Tribun vor, in welcher Eigenschaft er für Gleichheit der Bürger, für das Repräsentativsystem und die Freiheit der Presse Alles in Bewegung setzte, sowie für die Erhaltung der ordentlichen Justiz. Auch bewirkte er vorzüglich, daß das Directorium 1797 den Hrn. von Talleyrand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Seine Reden und Schriften hatten ihn dem ersten Consul gehässig machen müssen; daher wurde er 1802 seiner Tribunenwürde entledigt. Gleiche Gesinnungen schlossen ihn an die Frau von Staël an; mit ihr bereiste er mehre Staaten, bis ihm Bonaparte erlaubte, für kurze Zeit einige Mal nach Paris zurückzukehren. Endlich ging er nach Göttingen und beschäftigte sich dort vorzüglich mit deutscher Literatur und einem Werke über die Geschichte der verschiedenen Arten des Gottesdienstes. In Gefolge des Kronprinzen von Schweden erschien er 1814 wieder zu Paris und zeigte sich öffentlich als einen muthigen Eiferer für die Sache der Bourbons, besonders im März 1815, durch heftige Artikel im „Journal des débats". Dennoch ließ er sich von Bonaparte im April zum Staatsrath ernennen und arbeitete mit an der Constitution des Maifeldes, welche er auch in mehren Schriften lebhaft vertheidigte. Nach der Rückkehr des Königs ging er nach Brüssel. Im Nov. 1816 ward ihm die Rückkehr nach Paris gestattet; 1819 wählte man ihn zum Mitglied der Deputirtenkammer. Als Redner war er der klarste und beredteste Sachwalter der Charte und aller constitutionnellen

Grundſätze; allein ſein Organ iſt undeutlich, ſeine Rede ſchnell; es fehlt ihm die erſchütternde Kraft des Zorns und die Gewalt, welche fortreißt. Im Allgemeinen ſchreibt er viel beſſer als er ſpricht. Aber Niemand weiß den Punkt, wo der Gegner Blößen gibt, beſſer zu faſſen als er. Mit aller Kunſt und Dialektik verbindet er zarte Ironie, Feinheit des Ausdrucks und einen zierlichen Styl, womit er ſeine Gegner, indem er ſie zu ſchonen ſcheint, ganz danieder ſchlägt. Auch ſteht ihm die Begeiſterung und der Aufſchwung des rechten Augenblicks zu Gebote. Vorzüglich hat man ihn bewundert in dem parlamentariſchen Kampfe, wo er gegen die Ausnahmegeſetze und gegen die Abänderungen des Wahlgeſetzes ſprach. In ſeiner berühmten Flugſchrift: „Des motifs qui ont dicté le nouveau projet de loi sur les élections" (Paris 1820), betrachtete er das neue Geſetz als einen Sieg der altadeligen Partei nicht nur über die Liberalen, ſondern auch über das Intereſſe der Nation, über das Miniſterium, über den König ſelbſt. Auch ſchilderte er darin den Herzog Decazes und der Herzog von Richelieu mit ziemlich ſtarken Farben. In dieſem Geiſte, der reich an Ueberblicken iſt, hat er ſtets die Oppoſition geführt; allein ſein Widerſtand iſt, ſeit die Geſetze von 1822 über die der Jury entzogenen Preßvergehen und über die Polizei der Journale durchgegangen ſind, nur rauher und bitterer geworden. Er und ſeine Freunde haben in der letzten Sitzung öfter gar nicht mitgeſtimmt, und bei jeder Gelegenheit iſt Benj. Conſtant von dem Gegenſtande der Verhandlung auf allgemeine Anklagen des ganzen Syſtems der Verwaltung übergegangen. Unter den Reden, in welchen er die Gefahr gezeigt hat, wenn der Ariſtokratismus mittelſt der neuen Geſetze den Sieg über die Volkspartei erringen ſollte, verdient die über das Journalpolizeigeſetz (ſ. „Lit. Conv.-Bl.", 1822, Nr. 69) bemerkt zu werden, ſo auch ſeine Rede am 13. März 1822 bei Gelegenheit der Erörterung des Budgets (das Weſentliche in Beil. 51 zur „Allgem. Zeit.", 1822), worin er das ganze Syſtem der Verwaltung angriff und ſich gegen das beſtehende Wahlgeſetz, die Miſſionarien und das Miniſterium überhaupt ſtark erklärte. Klare Lebendigkeit im Styl, Phantaſie und oft wiſſenſchaftliche Tiefe in ſcharfer Beobachtung, zeichnen ſeine Schriften vor den meiſten rühmlich aus, obgleich er ſich oft dem Hange nach Declamation, Witzelei und Trugſchlüſſen nicht entziehen kann. Schon 1796 erregte er durch ſeine Schrift: »De la force du gouvernement actuel de la France etc.» Aufmerkſamkeit. Dann folgten 1797: »Des réactions politiques« und «Des effets de la terreur«. 1800 ſchrieb er: «Suites de la contre-révolution de 1660 en Angleterre». Geſchätzt ſind folgende: »De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne» (1814); «Reflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs, et les garanties dans une monarchie constitutionelle" (1814); „De la liberté des brochures, des pamphlets et des journaux, sous la rapport de l'intérêt du gouvernement" (1814); „Observations sur le discours prononcé par S. E. le ministre de l'intérieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse" (1814); „De la responsabilité des ministres" (1815); „Principes de politique, applicables à tous les gouvernemens représentatifs et particulièrement à la constitution actuelle de la France" (1815); „Principes du droit publie" (1815), und ſein neueſtes: „De la religion considérée dans

sa source, ses formes et ses développemens" (Paris 1824, 2 Bd.). Außerdem hat er Schiller's „Wallenstein" für die franz. Bühne bearbeitet. Bei Ernennung der Kammer 1824 ward er wieder zum Deputirten gewählt, und nach langem Widerspruche in seiner Eigenschaft als franz. Bürger anerkannt. Seitdem hat er in jeder Sitzung durch seine gediehene Beredtsamkeit eine der ersten Stellen auf der linken Seite der Kammer behauptet. Er starb 1831 zu Paris.

Constantia (Myth.), römische Allegorie der Beständigkeit; erscheint nur auf Münzen, in Beziehung auf die Treue des Weibes gegen den Mann, als weibliche Figur, das Füllhorn im linken Arm und eine aufgerichtete brennende Fackel in der Rechten.

Constantia heißt ein Landgut auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, welches der Gouverneur van der Stell in einem Thale, etwa 3 Stunden von der Capstadt entfernt, anlegte, und mit dem Namen seiner Gattin benannte. Es ist besonders berühmt worden durch den daselbst erbauten Constantia-Wein, welcher die vorzüglichste Sorge des Capweines ist. Nach Bougainville's Bericht sind es Pflanzen vom spanischen Muskatwein, die man zu Constantia zieht. Man unterscheidet Groß- und Klein-Constantia, die aber nur durch eine Hecke von einander getrennt sind. Auf Klein-Constantia wird der weiße, auf Groß-Constantia der rothe Wein erbaut. Im Monat August, als dem Anfange des Frühlings auf dem Cap, schneidet man die Weinstöcke; im September zeigen sich die Blätter, und im October kann man mit Wahrscheinlichkeit sagen, ob die Ernte gut ausfallen werde. Einige Stöcke geben schon im Januar reife Trauben; weil aber diese leicht sauer werden, so pflegt man aus ihnen keinen Wein zu machen. Gegen Ende Februars beginnt die Weinlese und dauert in den März hinein. Die Trauben werden, sowie sie von den Reben abgeschnitten sind, in Fässer geworfen und die vollen Fässer in einem Keller, durch den die Luft frei hineinziehen kann, auf plattem Boden bewahrt, ehe man keltert. Keine nicht ganz reife Traube und kein Kamm einer Traube werden unter die Presse gebracht, welche Vorsichtsmaßregel die übigen Weinbauer auf dem Cap selten beobachten und dafür einen minder guten Wein erhalten, welcher jedoch in Europa häufig für Constantia verkauft wird. Ausgeführt werden jährlich über 100 Ohmen.

Costantine, die größte, fruchtbarste und reichste algierische Provinz, erstreckt sich vom Flusse Booberak im W. bis zum Flusse Zaine im O., ist 56 Meilen lang, 25 breit, größtentheils gebirgig und wird von zahlreichen freien arabischen und maurischen Stämmen bewohnt. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt, 36° 25′ Br., 23° 58′ L., zum Theil auf einem hohen steilen Felsen, zum Theil unter demselben am Flusse Sufegmar oder Rummel (früher Ampsaga), welcher dem Wad el Kibir zufällt und worüber in der Stadt eine von den Römern erbaute gut erhaltene Brücke führt. Sie ist mit starken Mauern umgeben, hat einen Pallast des Bei, der sich aber durch Nichts auszeichnet; enge, winkelige Straßen, niedrige Häuser und etwa 30.000 Einw., Osmanen, Moranen und Juden. Von Handel und Gewerben ist Nichts bekannt, doch macht sie einen der Hauptstapelplätze der umliegenden Gegend aus. — Es ist das alte Cirta, eine der ansehnlichsten Städte Numidiens und der Schlüssel dieser Römerprovinz. Von Caligula zur Hauptstadt von Mauritania cæsariensis erhoben, erhielt sie unter Konstantin dem Großen (um 311) ihren heutigen Namen, hatte während der Herrschaft der

Araber eigne Regenten, ward 1420 von Tunis unterworfen und 1520 von Barbarossa erobert und dem algierschen Staat einverleibt. Die frühere Wichtigkeit dieser Stadt beweisen die Trümmer, die sich innerhalb und weit außer den Mauern des jetzigen Constantine erstrecken. Unter diesen Ruinen zeichnen sich 2 alte Thore aus, wovon das eine aus rothem Steine gebauet und so glatt polirt als Marmor ist, 20 Cisternen in der Mitte der Stadt, die ihr Wasser durch einen Aquäduct aus der Gebirgsgegend Physgeah erhielten, wovon ebenfalls noch Ueberreste vorhanden sind, und die Ueberreste eines ungeheuern Triumphbogens, den man nur das Riesenschloß nennt. Alle diese sind mit Inschriften, eingegrabenen Figuren u. s. w. angefüllt. Vieles davon ist schon zum Baue der elenden Hütten verwendet, die Säulen in den Moscheen angebracht. Durch Erdbeben wurde Constantine den 5. Dez. 1757 sehr beschädigt. S. Raubstaaten.

Constellation, Stellung von Sternen gegen einander im Anblick vom Standpunkt der Erde aus. Sie ist ein unveränderlicher bei den Fixsternen, die darnach in Bilder (Sternbilder, s. d.) gruppirt worden sind, ein unveränderlicher bei den Planeten, in Bezug dieser auf jene und auf einander. Dieser Bezug, besonders wie er zur Geburtsstunde eines Menschen Statt hatte (Nativitätsstellung) war ehemals in der Astrologie ein Hauptgegenstand. (Vgl. Aspecten.)

Constitution (v. lat. Constitutio) 1) überhaupt der Inbegriff alles Dessen, wodurch Etwas ein bestimmtes Ganze bildet und darin sein Bestehen hat, Feststellung, Einrichtung. — 2) (Staatsw.), gesetzliche Staatsverfassung; besonders 3) wenn durch dieselbe die Macht des Fürsten beschränkt und theilweise auf Landesstände übertragen ist. Solche Constitution sind a) entweder durch Herkommen entstanden, oder b) unkundlich gegeben, und letztere sind wieder aa) durch Vertrag zwischen Fürsten und Volk erzeugt, oder bb) aus freier Entschließung des Souverains dem Volke geschenkt (octroyirte oder bewilligte Constitution), oder cc) durch eine Revolution erzwungen. Von erstrer Art sind die landständischen Verfassungen, welche noch jetzt besonders in einigen deutschen Staaten gelten; diese werden nur von sehr wenigen Staatslehrern verworfen; von letzterer hingegen sind die englische Constitution und sämmtliche in Europa und Amerika in den letzten 50 Jahren neu entstandenen Repräsentativverfassungen. Die Ideen (constitutionnelle Ideen), welche dem Wunsche nach dieser letztern Art von Constitutionen, oder, wenn sie einmal bestehen, der Anhänglichkeit an ihnen zu Grunde liegen, sind folgende: a) kein Mensch hat eine unbedingte höhere Gewalt über den andern, und wenn eine solche besteht, muß sie einer höhern Regel, dem Gesetz, unterworfen seyn; b) jeder Staat beruht im Grunde auf einem stillschweigenden Vertrag zwischen dem Regierenden und den Regierten, wonach der Regent wegen des Volks, nicht aber das Volk wegen des Regenten da ist; c) in monarchischen Staaten (und diese findet auch der Ultraconstitutionnelle mit gewissen Beschränkungen für den jetzigen Zustand von Europa am zweckmäßigsten) muß der Monarch als höchste Gewalt unverletzlich dastehen; d) neben diesem stehen Abgeordnete des Volks berathend, gewährend, beschränkend; e) diesen Repräsentanten sind sämmtliche Staatsdiener in Beziehung auf ihre Amtsführung verantwortlich; f) die gesetzgebende, regierende und richterliche Gewalt müssen gesondert seyn und sich gegenseitig beschränken und

ergänzen, sich aber auch in einem Punkte, dem Monarchen, wieder vereinigen; g) jeder Staatsbürger hat gleichen Anspruch auf Stellen im Staate, nur Talente und Kenntnisse geben Ansprüche hierauf; h) vor dem Gesetz ist jeder Staatsbürger dem andern gleich; i) Jeder kann frei reden oder schreiben, so weit dieses ohne persönliche Beleidigung eines Dritten möglich ist. Unmittelbar folgen aus den constitutionellen Ideen die constitutionellen Institutionen. Meistens bestehen dieselben in Staaten, wo das constitutionelle Princip am meisten ausgebildet ist, in folgenden: der Monarch ist das Haupt des Staats, er ist für seine Person unverletzlich, ihm zur Seite stehen die Minister, welche den Ständen verantwortlich für Das, was sie thun, sind. Sie können sich nicht mit einem absoluten Befehl des Fürsten entschuldigen, wenn sie etwas, was gegen die Verfassung ist, gut heißen, da Jedem frei steht, seine Entlassung zu nehmen, statt daß er etwas Verfassungswidriges unterzeichnet. Ohne diese Mitunterzeichnung ist aber eine Acte, selbst vom Monarchen unterschrieben, ungültig. Als Organ des Volks wirkt eine Versammlung von Abgeordneten, die entweder in zwei oder in einer Kammer vereinigt sind. Im ersten Fall wird die erste Kammer von dem hohen Adel und der hohen Geistlichkeit gebildet und die zweite Kammer aus dem Volke erwählt, im letztern (jetzt in monarchischen constitutionellen Staaten fast durchaus verworfenen) Fall sitzen und stimmen die Mitglieder des hohen Adels, wenn sie Sitz und Stimme haben, mit unter den Abgeordneten. Die Art der Wahl der letztern ist unter den Staatslehrern ein sehr streitiger Punkt. Am richtigsten gründet sie sich auf eine gut organisirte Gemeindeverfassung, der wahren Grundlage jeder Constitution, jetzt aber gewöhnlich auf die Bedeutenheit des Grundbesitzes und die Größe der an den Staat gezahlten directen Steuern. (Vgl. Wahlformen.) Die Abgeordneten haben meist das Recht, Steuern zu verwilligen oder abzuschlagen, Gesetze, die ihnen vorgelegt werden, zu bestätigen oder zu verwerfen, andere abzuändern, Vorschläge zum Besten des Staats zu machen ꝛc. Meist steht dem Monarchen über letztere das Veto zu, d. h. er kann einem von den Ständen gemachten Vorschlag die Zustimmung versagen und ihn so annulliren; doch ist dieß bei einigen Constitutionen modificirt. Wenn 2 Kammern existiren, so geht ein Vorschlag, der in der 2. durchgegangen ist, noch an die erste, welche ihn dann bestätigt oder verwirft. Meist ist in constitutionellen Staaten eine besonders organisirte gesetzgebende Behörde vorhanden und das Richteramt von der Willkür des Regenten unabhängig gemacht, und bloß dem Spruch des Gesetzes unterworfen. Der Zweck hiervon ist, daß der Richter sein Amt desto unerschrockener ausüben und Recht sprechen soll nach bestem Gewissen. Oft verbindet sich die Einrichtung der Jury's (s. d.) mit der Constitution; doch ist dieselbe isolirt von der Constitution und beide können völlig getrennt gedacht werden. Gleichheit vor dem Gesetze und Zugänglichkeit sämmtlicher Stellen des Staats für alle Staatsbürger sind dagegen Erfordernisse jeder Constitution, ebenso eine vernünftige Preßfreiheit, die jedoch nicht in Preßfrechheit ausarten darf. Vielfach sind die angegebenen Institutionen in den verschiedenen Staaten modificirt, sodaß diese in dem einen Staate mehr, in dem andern weniger beschränkt ist. Heftig ist noch im gegenwärtigen Augenblick der Kampf der Meinungen über die Zulässigkeit der Constitutionen. Der heilige Bund hat sich in mehren Congressen s. Laybach und Vero-

na) dahin ausgesprochen, daß jede durch das Heer oder Volk dem Monarchen aufgezwungene Constitution verwerflich ist, und von dem heiligen Bund die Gewalt der Waffen wieder gestürzt werden soll, und dieser Grundsatz ward auf Spanien, Neapel und Piemont 1821 und 1823 praktisch angewendet. Nur der letzte russische Krieg mit den Türken machte eine Ausnahme hiervon. Wirklich kommt bei solchen erzwungenen Constitutionen meist, statt einer reiflich überdachten Verfassung, nur eine übereilte, halbe zum Vorschein, und man bringt dem Fürsten Beschränkungen auf, die jeder liberalen Einrichtung gerade zuwider laufen und mit dem Sturze der Monarchie, oder mit dem der Constitution enden müssen. Namentlich unterligt die französische Constitution von 1791, die allen späteren erzwungenen zu Grunde gelegt ist, in mehrfacher Beziehung diesem Tadel. Aber auch die durch freiwilligen Vertrag geschlossenen und octroyirten Constitutionen greift der Aristokratismus an, und bestreitet besonders die constitutionnellen Ideen (s. oben) aus theorethischen Gründen. Doch wird bei selbstsüchtigen Menschen immer der eine Theil sich im Genuß zu erhalten suchen, wenn er auch unrechtmäßig ist, der andere selbst den gerechten Besitz nicht heilig halten. Indeß geht die constitutionelle Tendenz der Zeit aus dem innersten Gesetze der menschlichen Natur hervor; sie ist keine Krankheit der Zeit, sondern bekommt nur durch die unaufhaltsam fortschreitende Entwickelung der Völker eine bestimmtere Richtung; sie ist an sich nicht gefährlich, sondern sie wird es nur durch einen falschen Widerstand gegen Das, was in dieser natürlichen Stimmung wirklich gerecht und naturgemäß ist. Gegen Revolutionen schützen nur zeitige und zeitgemäße Reformen. — 4) (Gesch.) Die Alten kannten keine Constitution. Entweder war ihre Regierungsform die streng monarchische (Assyrien, Persien, Macedonien, Aegypten), oder eine, als Republik, meist aristokratisch organisirte Stadt herrschte über die benachbarten Districte, oder auch über größere Landstrecken. Die Mehrheit des Volks waren Sklaven, eine Einrichtung, die jedem constitutionnellen Princip widerstreitet. Erst die Wanderungen der germanischen Völker im 5. und 6. Jahrhundert führte einen Schatten des Repräsentativsystems herbei, indem in dem obersten Feldhern (König) beigegebenen Offiziere im Kriegsrath eine Stimme über vorzunehmende Unternehmungen hatten und durch die Besitznahme eroberter Ländereien zu Baronen geworden, dieses gewohnte Vorrecht auch noch im Friedensstand ausüben. Zu ihnen kam, als jene Völker das Christenthum annahmen, noch die Geistlichkeit, die sich bald in solchen ständischen Versammlungen Sitz und Stimme verschaffte und in sie Geist und Form brachte. So entstanden nach und nach die Landstände der verschiedenen Staaten die Cortes in Castilien und Aragon, das Vasallensystem im Neapel, der deutsche Reichskörper mit seinem ständischen Leben in den verschiedenen Unterabtheilungen, der polnische und schwedische Reichstag, die Etats généraux in Frankreich, das Parlament in England u. s. w. Als sich im 11. bis 13. Jahrh. die Städte hoben, bildeten sie den dritten Stand und traten, diesen repräsentirend, in die Stände ein. Einen vierten Stand gab es nicht, da der Bauernstand größtentheils leibeigen war, oder gehörig von dem Adel vertreten ward. Im 16. Jahrh., wo sich die Monarchien mehr hoben, begannen die Stände an ihrer Bedeutenheit zu verlieren. Karl V. hob die Cortes in Spanien fast ganz auf, in Frankreich wurden die Stände in diesem und dem folgenden Jahrh. be-

deutend beschränkt und auch an andern Orten erlitten sie beträchtliche Schmälerungen. Nur in England fand ein anderes Verhältniß Statt. Schon 1185 oder eigentlich 1224 war dort dem Könige die Magna charta (s. d.) abgenöthigt worden und bildete die Grundlage der engl. Freiheiten. Ein Parlament bestand neben dem Könige und bildete sich gerade zu einer Zeit (im 17. Jahrh.), wo die Ständeversammlungen im übrigen Europa immer mehr erstarrten und entweder gänzlich eingingen, oder immer unbedeutender wurden, freilich unter gewaltigen, convulsivischen Kämpfen, die Karl I. den Thron und das Leben, und Jacob II. die Krone kosteten, immer mehr aus, so daß es seit Anfang des 18. Jahrh. als eine die Freiheit des einzelnen Bürgers verbürgende, jedoch noch durch vielfache alte Formen entstellte und an vielen Unvollkommenheiten leidende Verfassung dasteht. Diese Verfassung hat wenigstens theilweise allen spätern Constitutionen zum Vorbild gedient. Die Empörung der nordamerikanisch-britischen Colonien in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. entriß dieselben nach langem Kampf der britischen Herrschaft; dieselben gaben sich eine Constitution, die, indem sie die Fehler der engl. vermied, das Gute von dieser beibehielt. Mit französischen Offizieren, die bei dem den Amerikanern gesendeten Hülfscorps angestellt gewesen waren, wurden die constitutionellen Ideen nach Frankreich verpflanzt; sie fanden in der Unzufriedenheit des franz. Volks, welche größentheils durch schlechte Steuerverwaltung veranlaßt war, einen fruchtbaren Boden und waren, nebst vielen andern durch die Zeitumstände herbeigeführten Ursachen, Mitveranlassung der franz. Revolution. Die Generalstände wurden zusammenberufen, und eins ihrer ersten Werke war die bereits erwähnte Constitution von 1791. Sie führte zum Königsmord, zu einem Wechsel von 5 ephemeren Constitutionen und die Revolution endete mit der absoluten Monarchie Napoleons, die scheinbar constitutionnelle Formen beschönigen sollte. Die Revolution hemmte den Gang des constitutionellen Wesens im übrigen Europa; man war durch dieselbe scheu gemacht, und fürchtete, in die gährende Masse zu stören. Napoleons Siege seit 1805 wirkten dem constitutionellen System noch mehr entgegen, denn er erklärte die Beherrscher der mit ihm verbündeten Staaten für völlig souverain und vernichtete dadurch auch die alten Landstände, die noch hier und da bestanden hatten. Erst nach Napoleons Sturz erhoben sich die constitutionellen Ideen wieder. Frankreich erhielt 1814 durch Ludwig XVIII. seine Charte, die Niederlande und Polen 1815 constitutionnelle Verfassungen, und den deutschen Staaten wurden ständische Verfassungen versprochen und auch größtentheils nach und nach gewährt. In Spanien dagegen hob Ferdinand VII. die Constitution der Cortes, welche sich diese in seiner Abwesenheit selbst gegeben hatten, wieder auf. Schon Anfangs 1820 bewirkte indessen das spanische, zur einer Expedition nach Amerika auf der Insel Leon versammelte Heer eine Revolution, vermöge welcher der König genöthigt ward, die Cortes anzunehmen und die Constitution, welche auf die französische von 1791 gegründet war, zu beschwören. Bald erfolgten in Portugal und in Brasilien, zu Neapel und in Piemont ähnliche Militärrevolutionen, welche die Regenten zwangen, die spanische Constitution anzunehmen. Nur Portugal entwarf für sich und Brasilien eine eigene Constitution. Doch die heilige Allianz beschloß sich diesem revolutionnairen Streben zu widersetzen. Zuerst ward 1822 in Savoyen und Piemont durch östreichische Truppen eine Gegenrevolution bewirkt, dann in demselben J.

Neapel bekriegt, sein Heer mit leichter Mühe von den Oestreicher zerstreut und der absolute König wieder eingesetzt. 1823 bewirkte Frankreich dasselbe in Spanien; es fiel in die pirenäische Halbinsel ein, eroberte Madrid, besetzte alle Provinzen, befreite den König, den die Cortes zu Cadir gefangen hielten, und setzte ihn wieder in die Fülle seiner Macht ein. Auch in Portugal zerstörte eine innere Revolution die Macht und Regierung der Cortes und führte die vorige absolute Gewalt des Königs wieder ein. Brasilien hatte sich unter dem Kronprinzen D. Pedro während der Zeit vom Mutterlande losgerissen, jedoch die constitutionelle Verfassung beibehalten. 1824 hob indessen der neue Kaiser den dortigen Congreß gewaltsam auf und ließ die Abgeordneten zum Theil nach Angola deportiren, gab jedoch kurz darauf (25. März) für Brasilien eine neue Constitution. Auch erhielt von ihm am 23. April 1826 Portugal ein neues Verfassungsgesetz. Dieses trug aber sein Bruder Miguel, obgleich er es bei seiner Ankunft zu Lissabon im Februar 1828 beschworen, zu Grabe, und der Absolutism erhob wieder sein Haupt, auf wie lange, wird die nächste Zukunft lehren. In Amerika haben sich alle spanische Colonien des Festlandes vom Mutterlande losgerissen und sich republikanische Verfassungen gegeben (Mexiko, Guatemala, Colombia, Peru, Chile, Buenos-Ayres ꝛc.). — Der jetzige Zustand der Constitutionen in Europa und Amerika ist folgender: 1. Ohne besondere Verfassungsgesetze weder mit ständischen noch mit repräsentativen Formen werden regiert: Spanien, Portugal, Neapel, der Kirchenstaat, Savoyen und Piemont, das Großherzogthum Toscana, Lucca und Piombino, Dänemark, Rußland, Oestreich in einigen Provinzen (Görz, Krain, Salzburg, Vorarlberg) und in Deutschland, Preußen mit Ausnahme von Neufchatel; doch hat das königliche Decret vom 22. Mai 1815 der gesammten Monarchie eine repräsentative Verfassung zugesichert, und es sind bereits Provinzialstände eingeführt, die eine berathende Simme haben und bei Vertheilung der Steuern mitwirken; ferner: Hessen-Homburg, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Schwarzburg-Sondershausen, Oldenburg, Holstein. II. Die alte landständische Verfassung haben beibehalten: die Insel Sardinien, Oestreich in seinen meisten Provinzen (Ungarn, Siebenbürgen, Mähren, Böhmen, Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Schlesien, Tirol, Galizien), das Königreich Sachsen, die Herzogthümer Gotha, Altenburg, Meiningen und Lauenburg, die Großherzogthümer Schwerin und Strelitz, die Fürstenthümer Reuß und Herzogthümer Anhalt, welche jedoch seit 1698 keinen eigentlichen Landtag gehalten. III. Neu eingerichtete Stände haben: a) dem alten System ganz entsprechend, in Oestreich das lombardisch-venetianische Königreich, das Fürstenthum Lichtenstein, b) mit mehr Freiheit, jedoch dem alten System sich noch nähernd, das Königreich Hanover; c) mit noch mehr Rechten, die Herzogthümer Koburg, Hildburghausen, Nassau, Braunschweig, die Fürstenthümer Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Schaumburg u. Lippe-Detmold und das Großherzogthum Weimar. IV. Constitutionnell-monarchische Verfassungen haben a) in Deutschland: Baiern, Würtemberg, Großherzogthum Hessen, Kur-Hessen, b) außer Deutschland: Schweden und Norwegen (jedoch aus alt ständischen und constitutionnellen Prinzipien gemischt), Polen, Frankreich, die Niederlande, Belgien und England. V. Constitutionnelle republikanische Staaten: a) nach alter (zum Theil modifizirter) Form- die

Republik St.-Marino, die Republik der 7 Inseln, die Schweiz, die freien Städte in Deutschland, der Freistaat Krakau, b) nach verbesserter Form, die nordamerikanischen Freistaaten, Hayti und die noch in der Bildung begriffenen Republiken, als Griechenland und die des südlichen Amerika's. S. d. Art. über alle genannte Staaten und das Werk von Hofrath Pölitz: „Die Constitutionen der europäischen Staaten, mit histor. Einleitungen" Leipz. 1817—25., 4 Thle., nebst dem 4 The. von Pölitz's „Staatswissenschaften," in welchem die Erscheinung der constitutionellen Formen geschichtlich dargestellt ist.

Constitution (Med.), 1) Constitution des Körpers, der Inbegriff alles Dessen in der eignen Körperbeschaffenheit, wodurch die Gesundheit und deren Sicherheit begründet ist. Man unterscheidet, in dieser Beziehung eine gute, kräftige und feste Constitution von einer schwächlichen, zarten. Sie ist angeboren und erworben; Alles, was auf die Gesundheit überhaupt einwirkt, hat auch auf die Constitution Einfluß und bessert und verschlimmert sie. — 2) Krankheitsconstitution, eine eigene Empfänglichkeit, welche sich zu gleicher Zeit mehren Personen für eine gewisse Krankheit oder Krankheitsart zeigt, ohne daß sich eine nächste Ursache in einer nachweisbaren Luftverderbniß, oder in Ansteckungsstoffen, oder andern directen Einwirkungen darlegen läßt, obgleich sie selbst in Witterverhältnissen und Wechsel der Jahreszeiten zunächst gegründet ist. Man unterscheidet stehende Constitution (c. stationaria), ein Vorherrschen gewisser Krankheiten ein oder mehrere Jahre lang, und nach den Jahreszeiten wechselnde (c. aniversaria), ferner epidemische (c. epidemica), die über großen Landstrecken sich verbreitet, auch wohl wandernd ist, und endemische Constitution (c endemica), die auf eine gewisse Gegend beschränkt, auch durch Localverhältnisse unterhalten wird, ferner entzündliche, gallige, faulige, nervöse, katharrhalische ꝛc. Constitution nach dem vorherrschenden Krankheitscharakter.

Constitutionen (apostolische), s. Clemens I.

Constitutionisten, s. Unigenitus.

Construction, überhaupt Zusammensetzung, Verbindung, Bau; in der Sprachlehre, die Wortfolge; in der Größenlehre, die Veranschaulichung der Begriffe. So construiren wir den Raum durch mathematische Figuren, die Größen überhaupt durch das Schema der Zahlen, die Zeit durch eine Uhr.

Consul bedeutet a) in der alten römischen und b) in der erloschenen franz. Republik die Würde des höchsten Staatsbeamten und bezeichnet noch jetzt c) das Ansehen, die Gewalt und das Amt gewisser Magistratspersonen in den neu-europäischen Staaten. I. Consul in der alt-römischen Republik. Mit Errichtung der republikanischen Staatsverfassung Roms nach Vertreibung des Königs faßte man sogleich den Entschluß, jährlich 2 höchste Staatsbeamte zu erwählen und sie mit gleicher Macht auszurüsten, damit einer den Willen des Andern in seinem Begehren einschränken, gegen ihn ein Gleichgewicht bilden und sich Beide wechselsweise verhindern könnten, daß Keiner der Freiheit der Nation gefährlich würde. Sie erhielten den Namen Consules, d. h. Rathgeber, Berather, entweder weil sie dem Staate heilsame Rathschläge ertheilen sollten, oder weil sie in ihren Amtsverrichtungen den Senat zu Rathe zogen und das Gutachten des Volkes einholten. Wer zur Verwaltung des Consulats gelangen wollte, mußte nach den Gesetzen ein Alter von

43 J. erreicht haben. Die Wahl der Consuln selbst geschah auf dem Marsfelde in den Comitiis centuriatis. Derjenige Consul, welcher die meisten Stimmen hatte, hieß Consul prior und sein Name wurde zuerst im Kalender (Fastis) aufgenommen. Die Zeit der Wahl fiel gewöhnlich auf den 23. und 24. Februar, als den Tag, welcher zum Gedächtniß der Vertreibung Tarquinius aus Rom festlich gefeiert wurde. Die Gewalt der Consuln war anfangs beinahe ebenso groß wie die der Könige. Sie kündigten den Krieg an, schlossen Frieden und Bündnisse mit den benachbarten Völkern ab und konnten sogar einen Bürger am Leben strafen. Als Anführer der Republik waren ihnen außer den Volkstribunen alle übrigen Magistratspersonen unterworfen; sie versammelten den Senat und das Volk, trugen Beiden vor, was sie wollten, und vollzogen ihre Dekrete. Den Gesetzen, welche sie in Vorschlag brachten und durchsetzten, wurde ihre Name aufgedrückt. Sie erhielten alle Briefe von den Statthaltern der Provinzen, von auswärtigen Königen und Staaten und ertheilten den fremden Gesandten Audienz. In gefährlichen Zeiten des Staats wurden sie mit unumschränkter Gewalt bekleidet; sie konnten in Folge dieser Vollmacht nach Gutbefinden und ohne gerichtliche Untersuchung, Todes- und andere Strafen verhängen, hatten das Recht, die Heere zu verstärken, und durften, ohne den Befehl des Volkes erst abzuwarten, in den Krieg ziehen. In Kriegszeiten hatten sie den Oberbefehl übers Heer, warben Truppen, sorgten für ihre Bedürfnisse, ernannten einen Theil der Kriegstribunen, die Centurionen und die übrigen Feldherrn. Sowie man das laufende Jahr nach ihnen benannte, genossen sie auch andere Zeichen ihres Ranges. Sie trugen die mit Purpur durchwirkte Toga (Toga prætexta), saßen auf einem reichverzierten Sessel (Sella curulis), trugen in der Hand einen elfenbeinenen Befehlsstab (Scipio eburneus), und gingen stets in Begleitung von 12 Liktoren, welche Fasces (Ruthenbündel) und Beile vor ihnen hertrugen. Anfangs traten die Liktoren vor jedem Consul her; aber schon Valerius Puplicola machte das Gesetz, daß sie in der Stadt nur vor dem Einen hergehen sollten. Vor dem Consul, der die Fasces nicht hatte, ging ein öffentlicher Sklave voraus und die Liktoren folgten ihm nach. Bei Antretung ihres Amtes stattete ihnen der Senat und das Volk in ihrem Hause Glückwünsche ab und begleitete sie von da auf das Capitol, wo die Consuln ihre Gebete und Gelübde verrichteten, und jeder dem Jupiter einen Ochsen opferte. Beim Anbeginn, wie bei Niederlegung eines Amtes leisteten sie einen Eid, im Ersterem Nichts wider die Gesetze zu thun, und in Letzterem Nichts gegen dieselben gethan zu haben. Nach dieser Zeit hieß der gewesene Consul Consularis und hatte als solcher einen Rang vor den übrigen Senatoren, die noch nicht Consul gewesen waren. Zu ihren Vorrechten gehörte, daß sie in römische Provinzen als Statthalter versendet wurden, wo sie den Titel Proconsules führten. Nachdem Rom nach Cäsar Augustus wieder eine monarchische Regierungsform erhalten hatte, ließ man zwar die alten Würden, um anfänglich das Volk mit dem Scheine der Republik zu täuschen; allein ihr Ansehen und ihre Macht sanken mehr und mehr, so daß endlich ein frecher Cäsar seinen Spott so weit trieb, sein Pferd zum Consul zu ernennen. Die ersten, im J. Roms 244, waren Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die letzten waren unter dem Kaiser Justinian, 541 n. Chr. — II. In Frankreich ward durch die Revolution vom 18. Brumaire des J. VIII. der Republik (9.

Nov. 1799) die Directorialregierung (3. Constitution) aufgehoben; eine von dem gesetzgebenden Körper ernannte Consularcommission (Bonaparte, Siéyes und Roger Ducos) entwarf die vierte Constitution, die schon am 15. Dez. proclamirt, und durch welche nun Frankreich zu einer Republik unter consularischer Regierung erklärt ward. Drei Wahlconsuln (Bonaparte, Cambacérès, Lebrun, jeder mit 500.000 Fr. jährl. Gehalts) erhielten auf 10 Jahre die vollziehende und fast unumschränkte Gewalt; das Tribunal und die gesetzgebende Versammlung erhielten die gesetzgebende; auch ward ein sogenannter Erhaltungssenat errichtet. Aber schon am 2. Aug. 1802 wurde Bonaparte zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannt, und hiemit die Verfassung des franz. Staats, ihrem Wesen nach, wieder vollkommen monarchisch. Er erhielt das Recht seinen Nachfolger zu ernennen, die beiden andern Consuln vorzuschlagen, die Senatoren, Staatsräthe und die Präsidenten der Volksversammlungen zu ernennen, diese zu berufen, die Dauer ihrer Sitzungen zu bestimmen, das gesetzgebende Corps nach Willkür zu berufen und zu entlassen. Alle peinliche und Civilgerichtshöfe wurden seiner Willkür unterworfen, das Begnadigungsrecht ward ihm zugestanden, die Zahl der Mitglieder des Tribunats auf die Hälfte herabgesetzt. Er leitete die Staatseinkünfte und Ausgaben, sorgte für innere Sicherheit und äußere Vertheidigung, hatte den Oberbefehl über die Kriegsmacht, unterhielt alle politischen Verbindungen mit dem Auslande, bestätigte alle Verträge und hatte in Zeiten der Gefahr für den Staat sogar die Macht, die Constitution aufzuheben. So vereinigte der erste Consul königl. Macht und königl. Ansehen, und damit er dieses um so besser behaupten könne, wurde die Civilliste auf 6 Mill. Fr. erhöht, und am 15. Aug. 1802, als dem Geburtstag des ersten Consuls, ein förmlicher consularischer Hof zu St.-Cloud eingerichtet, und an diesem der vormalige Hofzwang wieder eingeführt. Die ersten Consuln dieser Republik waren aber auch die letzten: der eine wurde Kaiser, die andern Prinzen. — III. Consuln in neu-europäischen Staaten. In die Zeiten der Kreuzzüge, die so wichtig für den Handel Europa's waren, fällt die Entstehung dieser Gattungen von Consuln. Sie erscheinen hier als accreditirte Minister bei fremden Staaten zu Entscheidung, Beschützung oder Verifikation in See- und Handelssachen, zwischen Kaufleuten ihrer Nation und den Landeseingebornen. Die italienischen Staaten machten mit der Ernennung von Consuln in dieser Eigenschaft den Anfang, und nach diesem Vorbilde erwählen die europäischen Staaten seit dem 15. und 16. Jahrh. ebenfalls an ihren Handelsplätzen Beschützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation, und jetzt ist die Anzahl der Handelsconsuln in und außer Europa sehr beträchtlich. Nur der Landesherr ernennt jetzt Consuln für die Handelsinteressen seiner Nation, aber nur Kraft Herkommens oder bestimmter Verträge, und (außer in uncivilisirten Staaten, wo sie Gesandtenrechte mit Gerichtsbarkeit über ihre Nation ausüben) dienen sie ihrer Nation nur zur Vertretung und zum Beistande, daß ihnen die Uebereinstimmung mit dem Völkerrecht und Handelsverträgen im Auslande Recht wiederfährt. Die Consuln berichten über den Zustand und das Interesse des Handels ihrem Souverän im Fache ihrer Amtsgeschäfte. Der Souverän, welcher sie zuläßt, bestätigt ihre Zulassung. In der Regel haben sie wenige oder gar keine der Gesandtenrechte, selbst wenn sie Ausländer sind. Sehr umfassende Consulate

pflegen wohl auch einen Viceconsul zu haben, und bisweilen haben mehre Consulate über sich einen Generalconsul.

Consulta (ital.), 1) ein neapolitanischer Gerichtshof; 2) auch in Spanien eine Rathsversammlung; 3) (Staatsconsulta, d. i. Staatsrath) ein eigner Zweig der Staatsverwaltung der italienischen Republik und des nachherigen Königreichs Italien. Die Consulta bestand aus acht Personen, und hatte hauptsächlich die auswärtigen Angelegenheiten und diplomatischen Verträge zu besorgen. Als 1804 die Republik in ein Königreich umgeschaffen wurde, erhielt der Staatsrath folgende Einrichtung. Er bestand 1) aus einem geheimen Rathe von 8 Staatsräthen (Conseil des Consulteurs), 2) aus einem Rathe der Gesetzgebung von 12 und 3) aus einem Autitoren-Rathe von 15 Staatsräthen. Der König, Vicekönig, oder ein hoher Kronbeamter, hatte den Vorsitz im Staatsrathe, der nur Rathschläge ertheilen und nur in Gegenwart von 18 Mitgliedern deliberiren konnte. Keiner konnte ein Mitglied der höhern Abtheilung werden, der nicht vorher eins der niedrigen gewesen. Die Mitglieder des geheimen Raths waren Staatsräthe auf Lebenszeit. Mit dem Königreiche ist auch diese Anstalt 1814 aufgelöst worden. — 4) S. consulta, zu Rom ein Ausschuß von Cardinälen, welche das Wohl der Unterthanen des Kirchenstaats berathen.

Consultation, bei uns gewöhnlich die Vereinigung mehrer Aerzte am Krankenbette; die einzelnen Zusammenkünfte werden Conferenzen oder Consilia medica, der neu hinzugerufene Arzt wird Consiliarius genannt. Der Nutzen der Consultationen für den Kranken ist in den meisten Fällen problematisch; denn wenn der gewöhnliche Arzt zu den bessern gehört, so ist der neu hinzugerufene überflüssig, wenn er mit der Ansicht des gewöhnlichen Arztes übereinstimmt; wenn aber beide entgegengesetzter Meinung sind, so entsteht oft ein Streit, der auf Kosten des Kranken geführt wird. Außerdem wird die Einheit und der Zusammenhang eines Curplans durch Consultationen sehr oft gestört. — In einzelnen Fällen, z. B. in sehr gefährlichen und langwierigen Krankheiten, haben aber doch die Consultationen ihren Nutzen. Das Gemüth des Kranken und des Arztes wird damit beruhigt; bei sehr verwickelten Uebeln kann eine wiederholte und allseitige Betrachtung aller Umstände das Urtheil berichtigen. — Sollen aber die Consultationen Nutzen haben, so dürfen nicht zu viele Aerzte zu Rathe gezogen werden; man muß solche Aerzte zusammenzubringen suchen, welche sich zugethan sind und in den Hauptsätzen übereinstimmen; die Berathungen müssen am Krankenbett in einer Sprache, die der Kranke nicht versteht, oder in einem andern Zimmer gehalten werden, und sie müssen sich vorzüglich mit der Beurtheilung des krankhaften Zustandes beschäftigen.

Consumtion (v. lat.), 1) eigentlich Verzehrung; 2) die Quantität Lebensmittel und andrer Bedürfnisse, welche ein Staat ein Bezirk, eine Stadt oder sonst eine Gemeinschaft in einem gewissen Zeitpunkt bedarf. Der Staatswirth muß hierbei berechnen, bis zu welcher Grenzlinie sich die Consumtion eines Volks ausdehnen darf, ohne daß der Nationalreichthum eine Verminderung leidet. Verzehrt das Volk die jährlichen Einkünfte von seinen Capitalien, so wird es weder reicher noch ärmer, falls die Zahl der Verzehrer sich gleich bleibt. Muß es für seine Consumtion nicht bloß seine Einkünfte, sondern auch einen Theil seiner Capitalien verwenden, so kann es nach und nach zu Verarmung kommen, besonders

wenn der Staat durch ein unzweckmäßiges Steuersystem Mitverzehrer am Vermögen eines jeden Bürgers wird, der seine Steuern nicht aus seinen Einkünften bestreiten kann. Wichtig ist übrigens die Staatswirthschaft der Unterschied zwischen reproductiver und unproductiver Consumtion. Erstere ersetzt den Werth des Verzehrten durch ein anderes Gut, was bei der letzteren der Fall nicht ist, die also als ein offenbarer Verlust für den Gesammtbetrag des Nationalvermögens angesehen werden muß.

Consumtionssteuern (Consumtionsauflagen, Staatsw.), die in irgend einem Lande eingeführten und auf den Genuß oder Verbrauch gewisser Gegenstände gelegten Abgaben. Die Größe dieser Steuern ist verschieden, und richtet sich inder Regel nach der Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit gewisser Bedürfnisse. Man theilt sie gewöhnlich in die directen und indirecten Consumtionssteuern. Unter den directen versteht man solche, welche unmittelbar von den Consumenten erhoben werden; dahin gehören namentlich Artikel, welche eine geraume Zeit fortdauern, ehe sie gebraucht werden, z. B. Häuser, Pferde, Kutschen, Gold- und Silbergeräthschaften ꝛc.; die indirecten Consumtionssteuern werden mittelbar von den Consumenten eingetrieben, wobei sich die steuerausschreibende Regierung immer an den Verkäufer irgend eines Consumtionsartikels, nicht an den Käufer hält, wo aber dem Verkäufer das Recht unbenommen bleibt, die gehabte Auslage auf den Verkaufspreis zu schlagen und sich solche von seinen Kunden wieder ersetzen zu lassen. Accise, Zoll und der Licent sind die vorzüglichsten Abgaben dieser Gattung. Für und gegen die indirecten Consumtionssteuern haben sich viele Stimmen erhoben. Die Vertheidiger des indirecten Consumtionssteuersystems stützen ihr Empfehlungsschreiben auf folgende Gründe: a) daß die Steuern dem Bezahler unmerklich seyen, weil er sie zugleich mit dem Preise der steuerbaren Gegenstände entrichte; b) der größere oder geringere Beitrag zu dieser Abgabe werde von Jedermanns Willkür bedingt; c) die Abführung dieser Steuern falle gerade in die Zeit, wo jeder im besten Stande der Zahlungsfähigkeit sich befinde; d) sie könne von den Renten eines Bürgers zwar viel wegnehmen, aber nie sein Capital veräußern; e) finden bei Eintreibung dieser Steuern nie Rückstände Statt. Die Gegner des Consumtionssteuersystems gründen die Verwerflichkeit desselben auf folgende Einwürfe: 1) werde die Erhebung dieser Steuern durch die hierbei stattfindende Bestechung der Beamten eine der kostspieligsten Auflagen für die Nation; 2) werde die Sittlichkeit dadurch untergraben, denn die List suche sich durch Betrug, aus Rücksicht auf Gewinn, dieser Steuer zu entziehen; 3) gebe die unbequeme Form der Erhebung zum Einschwärzen Veranlassung, wodurch der redlichste Staatsbürger nicht selten zum Betrüger werde; 4) seyen sie äußerst drückend für die ärmere Classe der Bürger, insofern sie auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse gelegt würden. Was auch immer gegen diese Gattung von Steuern vorgebracht werden mag, so kann man sie weder unbedingt anpreisen, noch ihnen gradezu das Verdammungsurtheil sprechen, indem der Werth oder Unwerth dieser Auflage immer von der geographischen Lage, den Produkten des Landes selbst, und den Verhältnissen des Staates, wo sie eingeführt werden, abhängt. Die Staatsklugheit wird bei Ansetzung dieser Steuern ihr Augenmerk darauf richten, daß der ärmern Classe von Bürgern dadurch die Anschaffung ihrer unentbehrlichsten Bedürfnisse nicht er-

schwert, und der Gewerbfleiß der Nation, sowie die persönliche Freiheit nicht unterdrückt werde. Sind die Steuern im Verhältniß zum besteuerten Objekte nicht so hoch, so vermischt sie sich unvermerkt mit dem Preise der Waaren, ihre Entrichtung geht ohne große Beschwerden von Statten und ihre Umgebung hat den Vortheil nicht, um sich der Gefahr der Bestrafung auszusetzen; ist aber die Auflage zu hoch, so ist sie nicht mehr versteckt, der Consument sucht auf jede Weise den Einkauf zu vermindern und der Absetzer des zu hoch besteuerten Genußmittels wird durch den Gewinn des Betrugs zur Einschwärzung gereizt; der geringe Verbrauch vergringert das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskosten, und was der Staat dadurch zu gewinnen glaubt, steht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Besteuerten entrichten, noch mit den Entwöhnungen, welche sich dieselben aufzulegen gezwungen sind. Jeder weislich eingerichtete Staat sollte eigenthümlich nur entbehrliche Genußmittel besteuern und die unentbehrlichen nur dann mit der Consumtionssteuer belegen, wenn sich die Annahme machen läßt, daß der gemeinste Arbeiter in einem Lande mehr verdienet, als zur Anschaffung der nothwendigsten Lebensmittel seiner Familie erforderlich ist, er sich demnach am Nothwendigsten Nichts abgehen zu lassen braucht, er vielmehr diese Steuer nur durch Verminderung seiner überflüssigen Bedürfnisse zu erschwingen hat.

Contagiöse oder Ansteckende Krankheiten, sind solche, die sich von dem erkrankten Individuum auf andere Individuen übertragen lassen und hier immer dieselbe Krankheit wieder erzeugen. Die Uebertragung geschieht gewöhnlich durch das Krankheitsprodukt, z. B. Pockeneiter, und daher sind viele solcher Krankheiten nur dann ansteckend, wenn sie wirklich ein Produkt bereits erzeugt haben. Bei manchen dieser Krankheiten ist die wirkliche Berührung eines solchen palpabeln Stoffes nothwendig, wenn Ansteckung erfolgen soll, so bei Krätze, Syphilis, Hundswuth; bei ansteckenden Krankheiten kann selbst die atmosphärische Luft die Ansteckung bewirken, so bei dem Scharlach, den Masern, dem ansteckenden Typhus u. s. w.; hierauf beruht der Unterschied der fixen und flüchtigen Contagien. Immer gehört zur Ansteckung eine gewisse Empfänglichkeit von Seiten des gesunden Individuums, und manche Ansteckungskrankheiten heben diese Empfänglichkeit für ihr Contagium bei einem Individuum für immer auf und befallen daher den Menschen nur ein Mal, wie Pocken, Masern, Scharlach u. s. w.; andere Ansteckungskrankheiten können den Menschen mehrmals befallen, wie Typhus, Krätze, Syphilis u. a. Bisweilen hebt eine Ansteckungskrankheit die Empfänglichkeit für eine andere auf, wie die Kuhpocken für die Menschenpocken. Im Ganzen sind die mit zarterer Haut bedeckten Theile des Körpers mehr zur Aufnahme von Ansteckungsstoffen geneigt; noch mehr sind es verwundete, von der Oberhaupt entblößte Theile. Vor den schon durch die Luft ansteckenden Krankheiten kann man sich durch möglichste Entfernung von der Atmosphäre der Kranken, durch große Reinlichkeit und durch möglichste Furchtlosigkeit bisweilen verwahren; am besten freilich durch allgemeine Vorkehrungen der Gesundheitspolizei, durch Guyton-Morveau'sche Räucherungen u. s. w. Leichter schützen wir uns gegen solche Ansteckungskrankheiten, welche nur bei unmittelbarer Berührung des Ansteckungsstoffs übertragen werden, durch Reinlichkeit, Sorgfalt beim Gebrauche der Eß- und Trinkgeschirre, der Blasinstrumente und

Tabackspfeifen, der Betten, Kleidungsstücke u. s. w. Ein besonderes arzneiliches Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten gibt es nicht; deßhalb ist es eine genaue ärztliche Beschtigung der zu Ammen und Kinderwärterinnen bestimmten Personen so unerläßlich nothwendig, da Tausende von Kindern durch diese Geschöpfe früh dahin sterben oder zeitlebens vergiftet werden, wovon man dann die Ursachen fälschlich ganz anderswo zu suchen pflegt. Man hat übrigens die Erscheinungen der Ansteckung mit denen der Gährung, des Galvanismus, des thierischen Magnetismus, der Zeugung verglichen, ihr Wesen aber nicht ergründet. (Vgl. Epidemie.)

Contarini, ein edles venetianisches noch blühendes Geschlecht, welches sich durch würdige Sprößlinge seines Stammes einen ehrenvollen Namen in der Geschichte erwarb. Die berühmtesten Glieder dieser Familie sind folgende: 1) Domenico C. wurde 1043 Doge von Venedig, führte die vom Patriarchen von Aquileja verbrannte Stadt Grado wieder auf, brachte das revolutionnirende Zara wieder unter den Gehorsam zurück und starb 1070. — 2) Giacomo C. wurde 1275 zum Herzoge erwählt, unterwarf sich die Istier und entsagte 1280 freiwillig dieser Würde. — 3) Andrea C., der ohne seinen Willen mit dem herzoglichen Purpur bekleidet wurde, schlug die Genueser, nahm ihnen die unter Pietro Doria (1379) eroberte Stadt Chizza 1380 wieder ab, verwaltete die Ehrenstelle, worauf er stand, mit umsichtsvoller Weisheit und starb 1382. — 4) Francesco C., Doge von 1624—25, vereitelte die Anschläge Oestreichs auf Graubünden, um durch das Waadtland eine Verbindung zwischen den italienischen Besitzungen des Königs von Spanien und den deutschen Ländern des Kaisers zu bewerkstelligen, unter Mithülfe Ludwigs XIII. von Frankreich. — 5) Carlo C., Doge von 1655—56. Seine Regierungsgeschichte wurde durch den Sieg merkwürdig, den der Admiral der Republik, Lazaro Moceningo (1655) unter den Dardanellen gegen die Türken in einem Seetreffen erfocht. — 6) Domenico C., Doge von 1658—74. Seit 5 Jahren führte Venedig um den Besitz der Insel Kandia Krieg mit den Türken. Am 26. Sept. 1667, nach einer 3jährigen, beispiellos hartnäckigen Belagerung und Vertheidigung, übergab Francesco Morosini Kandia. Der Friede folgte darauf. — 7) Francesco C., 1460 Lehrer der Philosophie auf der Universität zu Padua, wurde als Gesandter an Papst Pius II. gebraucht, führte die Truppen der Republik gegen die Florentiner, welche Siena angegriffen hatten und gab hernach eine Geschichte dieser Expedition in 3 Büchern heraus. — 8) Ambrosio C. ging als Gesandter der Republik an den persischen Hof des Usun Kassan und lieferte 1681 eine anziehende lateinische Beschreibung dieses Reiches. 9) Gasparo C. war Gesandter bei Karl V., brachte einen dauerhaften Frieden zwischen ihm und Venedig zu Stande, ging 1527 als Gesandter nach Rom, dann nach Ferrara. Er bewirkte die Freiheit Clemens VII., den Karl V. im Fort St.-Angelo gefangen hielt, ward darauf Gesandter beim Papste und nach seiner Rückkehr Senator der Republik. Von Paul III. 1535 mit dem Cardinalshute geschmückt, benahm er sich 1541 als päpstlicher Legat auf dem Reichstage zu Regensburg mit kluger Mäßigung. Bei Gelegenheit der von den Protestanten aufgestellten 22 Artikel, welche die Bischöfe verwarfen, ließ er diese zu sich kommen und ermahnte sie, den Völkern durch Luxus, Habsucht und Ehrgeiz kein Aergerniß zu geben,

sonder lieber ihre Kirchen sprengel zu besuchen, die Armen zu unterstüz zen, Schulen anzulegen und die Pfründen bloß nach Verdienst, nicht nach Rücksichten zu vertheilen. Nach seiner Rückkehr starb er als Legat 1542 zu Bologna. — 10) Giovanni C., geb. 1549 zu Venedig, gest. 1605, glänzte als berühmter Maler, ahmte Tizians Styl nach, und wurde in der Kunst, Plafonds zu malen, sehr geschätzt. Seine Auferstehung in St-Francesco di Paola zu Venedig, zeugt von seinem Kunsttalente. — 11) Vincenzo C., geb. zu Venedig 1577 und gest. 1617, ein Gelehrter, der in so großem Rufe stand, daß der Magistrat in Padua, um ihn bei der dasigen Universität zu behalten, einen außerordentl. Lehrstuhl der griech. und latein. Beredtsamkeit für den 26jährigen C. errichtete. Bis 1614 lehrte er daselbst. — 12) Simone C. geb. zu Venedig 1563, Dichter und venetianischer Gesandte beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mohamed III. in Konstantinopel, bei Pabst Paul V., beim Kaiser Ferdinand II., und ward dann Procurator von St.-Marco. Als solcher machte er noch eine Reise in Angelegenheiten des Senats nach Konstantinopel. Er zeichnete sich bei der 1630 in Venedig ausgebrochenen Pest aus, wo er die Stadt nicht verließ, um etwaigen, bei solchen Uebel leicht Statt findenden Unruhen zu begegnen.

Conté Nicolas Jacques), ein berühmter franz. Künstler in verschiedenen Fächern, geboren 1755 zu St-Cenery in der Gegend von Seez. Schon in seinem 18. J. malte er religiöse Gegenstände mit Ausdruck und tiefem Gefühl. Indem er sich der Portraitmalerei widmete, versäumte er darüber nicht das Studium der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, zu denen ihn ein besonderer Eifer hinzog. Das Modell einer von ihm erfundenen hydraulischen Maschine, welches er der Akademie der Wissenschaften überreichte, wurde von derselben mit Auszeichnung aufgenommen. Durch seine Verehlichung mit einer Dame aus einer der ersten Familie der Normandie erhielt er Mittel, seinen Wohnsitz in Paris aufzuschlagen. Hier erwarb er sich durch anhaltendes Studium großer Muster und durch Umgang mit den gefeiertsten Gelehrten damaliger Zeit bald einen ehrenvollen Namen. Seine rastlosen Forschungen im Felde der Physik brachten ihn, in Verbindung mit mehren Kunstverständigen, 1793 auf den Versuch, eine Zersetzung des Wassers durch Eisen zu unternehmen, die man bisher nur durch Flintenläufen veranstaltet hatte. Seine fortgesetzten Anstrengungen krönten dieses Experiment mit einem glücklichen Resultate. Bald darauf ertheilte ihm das Gouvernement den Befehl, diese Versuche in Meudon zu widerholen; das Gelingen seiner chemischen Unternehmungen erzeugte in ihm die Idee, sich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Wegen seines Verdienstes um die Experimentalphysik wurde er zum Direktor der aërostatischen Schule ernannt, in welchem Institut er achtbare Männer bildete. In dieser Zeit fällt die Erfindung einer vorzüglichen Gattung von Blei- und Zeichnenstiften sowie die Gründung einer Manufaktur dieser Kunstprodukte, welche noch jetzt blüht und ganz Frankreich damit versieht. Bald wurde er aber von diesem Posten zu der Expedition nach Aegypten berufen und verließ mit dem Range eines Brigadechefs der Aëronauten 1798, in Verbindung mit vielen Gelehrten und Künstlern, Frankreich. In Alexandrien angelangt, errichtete er binnen wenigen Tagen auf dem dortigen Pharus Oefen, worin glühende Kugeln zubereitet

wurden, in der Absicht, die englischen Schiffe, bei einer vorzunehmenden Ueberrumpelung, in gehöriger Achtung zu erhalten. Kurz darauf war seine Gegenwart in Kairo nöthig. Hier errichtete er mit kaum glaublicher Geschwindigkeit die erforderlichen Werkstätten für die Bedürfnisse des Heeres an Waffen, erbaute Windmühlen, Maschinen für die Münze in Kairo, für die orientalische Druckerei und für die Pulverfabrikation. Er gründete mehre Gießereien, und Stahl, Säbel, gestrnißte Leinwand und andere Bedürfnisse fürs Heer gingen aus seinen Werkstätten hervor. Er vervollkommnete die Brodbäckerei, verfertigte mathematische Instrumente für die Ingenieurs, Ferngläser für die Astronomen, Vergrößerungsgläser für die Naturforscher und Alles, was der Zweck der franz. Unternehmungen im Orient erheischte. Auch die Errichtung eines Telegraphen verdankt man seiner Thätigkeit, dessen Anordnung wegen der Naturphänomene in dieser heißen Atmosphäre großen Schwierigkeiten unterlag. Alle diese glänzende Verdienste entgingen der Aufmerksamkeit des Gouvernements nicht, welches ihn bei seiner Rückkehr, zu einem der ersten Glieder der Ehrenlegion ernannte. Das wichtigste aber war, daß ihn die Regierung an der Spitze der Arbeiter der Commission von Aegypten stellte und daß er für die „Description de l'Aegypte„ die Kupfermaschinen (s. d.) erfand. Er starb den 6. Dez. 1805.

Contemplation ist die innere Selbstbeschauung. Der Geist sagt sich von allen äußern Eindrücken los und verweilt bei den nach seinen Ideen im Innern gestalteten Bildern und Begriffen. Es sind gewöhnlich Bilder der übersinnlichen Welt, oder das Verhältniß der sinnlichen zur übersinnlichen und ihr Umgang in jener, was der Geist auf solche Weise bildet und anschaut. — Offenbar herrscht jetzt in unsern höhern Ständen ein Hang zur Ascetik. Gegenüber steht in eben diesem Zeitalter ein grauenhafter Leichtsinn, dem Nichts heilig ist. Daher die Wuth mancher Individuen sich zu vergnügen und seinen Geschäften zu entziehen. Mit Recht bekämpfet man diesen Leichtsinn. Eine bloß äußere Religiosität ohne religioses Leben kann die Sinnesänderung der Leichtfertigen nicht bessern.

Contessa der Aeltere (Christian Jakob Salice-), geb. zu Hirschberg den 21. Febr. 1767, Commerzienrath daselbst, gab mit seinem Bruder „Dramatische Spiele und Erzählungen" heraus, schrieb Beiträge zu dem „Schlesischen Taschenbuch" u. A. m. Sein Roman: „Der Freiherr und sein Neffe" (Breslau 1824) ist ein treffliches Bild unsers durch politische Ansichten in sich entzweiten geselligen Lebens. Er starb zu Liebenthal in Schlesien den 11. Sept. 1825.

Contessa der Jüngere (Karl Wilhelm Salice-), Novellist und Lustspieldichter, geb. den 19. Aug. 1777 zu Hirschberg in Schlesien, erzogen auf dem Pädagogium in Halle, studirte von 1797—1801 in Halle und Erlangen, lebte dann in Weimar und Berlin, bis er nach dem Tode seiner Gattin zu seinem Freunde Howald nach Sellendorf in der Niederlausitz zog, und demselben später nach Neuhaus bei Lubben folgte, um seinen Sohn mit den Kindern seines Freundes zu erziehen. Er schrieb kleine mit Beifall aufgeführte Lustspiele: „Das Räthsel", „Der unterbrochene Schwätzer", 1809, „Der Findling", „Der Talismann" 1810, und Erzählungen. Mit seinem Bruder C. d. Aeltern gab er 1811 fg. „Dramatische Spiele u. Erzählungen" (2 Bde.), u. 1818 zwei Erzählungen: „Das Bild der Mutter" (von ihm selbst) und „Das blinde Kind"

heraus; mit Fouqué und Hoffmann „Kindermärchen" (Berlin 1816 fg., 2 Bde.); dann erschienen von ihm 2 Bdchen „Erzählungen" (Dresden 1819), Beiträge zu Müllner's „Dramat. Almanach" u. s. w. Er starb zu Berlin den 2. Juni 1825. Hoffmann hat diesen Dichter, der auch als Landschaftsmaler manches gute Bild entworfen hat, und sein anspruchlos gutmüthiges Wesen in den „Serapionsbrüdern", unter dem Namen Sylvester, meisterhaft gezeichnet. Von Houwald gab seine Werke 1826 heraus.

Conti (Abt Antonio Schinelle) stammte aus einer alten venetianischen Patrizier-Familie, wurde 1677 zu Padua geboren, und erwarb sich in der Literärgeschichte durch seine Forschungen in dem Felde der Mathematik einen berühmten Namen. Von dem Fache der Theologie riß ihn ein unbezwinglicher Trieb zu dem Studium der Philosophie hin, und nachdem er sich hier mit Bildung der Begriffe beschäftigt hatte, ging er zur Construction dieser mittelbaren Vorstellungen, der Mathematik, über. Nach einer Reise von Paris nach London (1715) wurde er in der Hauptstadt Großbrittaniens mit Newton bekannt. In dem zwischen Diesem und Leibnitz damals ausgebrochenen Streit über verschiedene Theoreme, trat er gleichsam als Vermittler auf, und indem er kein entscheidendes Urtheil fällte, konnte er keines von Beiden Beifall erlangen. Eine Handschrift Newtons von der Zeitrechnung fiel in seine Hände, welche Freret mit scharfen Noten dem Publikum bekannt machte. Hierüber wurde Newton sehr aufgebracht, und schrieb mehre Broschüren, worin er die Handlung als eine Unrechtlichkeit genügend bewies. Seine abnehmende Gesundheit ließ ihn in sein Vaterland zurückkehren. Hier (in Venedig) verbrachte er die übrige Zeit seines Lebens im Dienste der Musen, und starb 1749 zu Padua im 71. Jahr seines Alters. Seine Tragödien, Junius Brutus, Cäsar, Markus Brutus und Drusus erschienen 1765 in Druck. Man erblickt hierin mehr den abstrakten Denker, als den mit einer feurigen Phantasie begabten Dichter. Sein mehr in metaphysisches Dunkel als in echte Dichtung verhülltes Gedicht „Il globo di Venere", das mit platonischen Ideen über das Schöne und Erhabene vollgepropft ist, konnte den Beifall der Kunst nicht erhalten. Seine sämmtlichen prosaischen und poetischen Werke erschienen Venedig 1739, 2 Bde 4. 1756 folgte ihnen noch ein Nachtrag.

Contiguität (v. lat.) Berührung von Flächen, ohne daß solche cohäriren, und also mit Körpern, denen sie zugehören, ein Ganzes ausmachen. (Vgl. Continuität.)

Continent (v. lat., terra continens, festes Land), 1) Eine Masse zusammenhängenden Landes im Gegensatz von Insel oder Halbinsel. Man bestimmt die nothwendige Größe auf wenigstens 80—100.000 QM.; 2) besonders das feste Land von Europa im Gegensatz von England.

Continentalsystem bestand in dem Bestreben Napoleons, England von aller Verbindung mit dem festen Lande Europa's auszuschließen, um England dadurch zum Frieden und zur Anerkennung des von ihm aufgestellten Seerechts zu zwingen und um alle Staaten des festen Landes durch diese gänzliche Vernichtung ihres Seehandels zu schwächen, damit sie sich Frankreichs Anmaßungen nicht wirksam widersetzen könnten. Das Dekret von Berlin vom 21. November 1806 setzte die britischen

Inseln zu Wasser und zu Lande in Blockadestand, verbot allen Handel, Verkehr und Briefwechsel mit ihnen, erklärte jeden Engländer, der sich in einem von franz. Truppen oder deren Verbündeten besetzten Lande betreffen ließ, für kriegsgefangen und jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Prise und verbot allen Handel mit englischen Waaren. Kein direkt von England oder den englischen Colonien ankommendes Schiff sollte in irgend einem Hafen zugelassen und alle Schiffe, die durch falsche Dekoration diese Bestimmung zu umgehen suchten, sollten mit ihrer Ladung, gleich dem englischen Eigenthum, confiszirt werden. Gegen dieses Decret erfolgte in England die Geheimraths-Verordnung vom 7. Jan. 1807. Diese verbot allen neutralen Schiffen, von einem Hafen zum andern zu fahren, wenn diese Frankreich oder dessen Verbündeten zugehörten, oder die englischen Schiffe nicht frei dorthin handeln könnten. Jedes diese Vorschrift verletzende neutrale Schiff sollte mit seiner Ladung confiszirt werden. Durch eine zweite englische Verordnung vom 11. Nov. 1807 wurden alle Häfen und Plätze von Frankreich und dessen Verbündeten in Europa und dessen Colonien und überhaupt jedes Land, mit dem England in Krieg begriffen und von dem die englische Flagge ausgeschlossen war, denselben Einschränkungen unterworfen, als wenn sie auf's Strengste blockirt wären; aller Handel mit Waaren und Produkten solcher Länder ward für verboten und die dazu gebrauchten Schiffe für die Confiscation erklärt, sowie alle mit feindlichen Ursprungscertificaten versehene Schiffe. Eine andere Geheimraths-Verordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für gesetzwidrig und die beabsichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Dagegen erklärte das Dekret von Mailand vom 17. Dezember 1807 und ein zweites aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 jedes Schiff, von welchem Volke es auch seyn möge, das von einem englischen Schiffe visitirt worden, oder sich seiner Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die englische Regierung bezahlt habe, für entnationalisirt, und eben dadurch ein englisches Eigenthum, sowie diejenigen, welche die gegen die britischen Inseln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands oder seiner Colonien, oder eines von den Engländern besetzten Landes auslaufen, oder nach einem solchen bestimmt waren, für gute Prisen. Um den englischen Handel desto sicherer zu vernichten, erschien am 3. August 1810 der Tarif von Trianon für die Colonialwaaren, der durch ein Dekret vom 12 September desselben Jahres noch mehr erweitert wurde. Das Dekret von Fontainebleau vom 13. Oktober desselben Jahres befahl sogar die Verbrennung aller englischen Waaren, welches sowie die andern franz. Dekrete, die sich darauf bezogen, auch in allen mit Frankreich in Verbindung stehenden Staaten, d. i. fast auf dem ganzen festen Lande Europa's mit mehr oder weniger Veränderungen angenommen und vollzogen werden mußten. Später machte die französische Regierung selbst durch Ertheilung von Licenzen diese Maßregeln zum Theil unwirksam, bis die Siege der Verbündeten 1813 und 1814 dieses Continentalsystem vernichteten. Unstreitig haben diese Dekrete den Continentalfabriken damals einige Zeit großen Gewinn gebracht, und den Verbrauch der Colonialprodukte sehr vermindert; aber ebenso klar wurde,

daß das Continentalsyſtem den Ländern, welche die rohen Produkte nach England auszuführen gewohnt waren, ungemein und ſelbſt für die Zukunft ſchadete, und daß im Ganzen die vollzogene Maßregel, Englands auf den allgemein verbreiteten Welthandel berechnete Intereſſen nur leicht ſchwächte. — Gegenwärtig hat dieſes Wort keinen andern Sinn als in wie fern damit die abweichende Richtung des politiſchen Syſtems der europäiſchen Continentalmächte von dem Syſtem der erſten See- und Handelsmacht bezeichnet werden kann.

Contingent (v. lat.), 1) eine meiſt aus allen Waffengattungen zuſammengeſetzte Truppenabtheilung, welche ein Staat, nach Uebereinkunft mit ſeinen Verbündeten, zu einem Krieg zu ſtellen und gewöhnlich auch zu unterhalten hat. So hießen die Truppenſtellungen des ehemaligen deutſchen Reichs Contingent. Es gründete ſich auf eine Repartition von 1521 (Wormſer Matrikel), wo die Reichsſtände zuſammen 28.000 Mann zu Fuß und 12.000 Mann zu Pferde bewilligten. Da ſpäter mancher Ausfall eintrat, ſo wurde bei Reichskriegen das Doppelte, Dreifache, zuletzt das Fünffache ausgeſchrieben. Kleine, und wenig bevölkerte Reichsſtände zahlten auch oft Geld, ſtatt der ihr aufgelegten Mannſchaftsleiſtung. Als die rheiniſche Conföderationsakte die Fürſten Deutſchlands zu einem politiſchen Ganzen vereinigte, und in Anſehung der äußern Verhältniſſe beſtimmte, daß jeder Krieg auf dem feſten Lande, den entweder das franzöſiſche Reich, oder der Rheinbund zu führen hätte, für alle eine gemeinſchaftliche Sache werden ſollte, ſo betrug die Stellung der Truppenmaſſe der erſten Mitglieder des Rheinbundes an 63.000 M., welche Zahl in der Folge durch den Beitritt der ſämmtlichen Fürſten des nördlichen Deutſchlands zum Rheinbunde, und nach der Ländervergrößerung der dem Bunde beigetretenen Staaten, auf 110.000 M. anwuchs. Mit Auflöſung des Rheinbundes wurde auf dem Bundestage zu Frankfurt feſtgeſetzt, daß die Zahl der Mannſchaft, welche das Contingent zu ſtellen habe, nach der Bevölkerung beſtimmt werden ſolle. Die hierüber angefertigte Matrikel verlangt beim Simplum von 100 Seelen die Stellung eines Mannes, und da die Volksmenge des deutſchen Bundes ſich ungefähr auf 30.095.054 Menſchen beläuft, ſo umfaßt das Simplum des Bundesvereins 300.000 M. Truppen aller Waffengattungen, in 10 Diviſionen, von denen Preußen und Oeſtreich jedes 3, Baiern 1, die übrigen Staaten 3 ſtellen. Die auf die angegebene Volkszahl der Bundesſtaaten gegründete Matrikel ward, als Regel für die Mannſchaftsſtellungen und für die Geldleiſtungen, proviſoriſch nur auf 5 Jahre angenommen; es iſt indeſſen bis jetzt dabei geblieben. — 2) Hdlgsw.), der Antheil an Waaren oder Geld, welche der Compagnon einer Geſellſchaft zu liefern übernommen hat.

Continuität (v. lat., Stetigkeit), die Eigenſchaft der Größen, nach welcher an ihnen kein Theil der möglichkleinſte (kein Theil einfach) iſt. Raum und Zeit (und die Erſcheinungen, Veränderungen in denſelben) ſind continuirliche Größen, weil kein Theil derſelben gegeben werden kann, ohne ihn zwiſchen Grenzen (Punkte und Augenblicke) einzuſchließen, mithin nur ſo, daß dieſer Theil ſelbſt wiederum ein Raum oder eine Zeit iſt; 2) Berührung von Flächen mit Zuſammenhang, ſodaß die Flächen dadurch ſelbſt verſchwinden und ſonach ein Körper eine Einheit bildet.

Conto (ital., Hdlgw.) die Rechnung; à conto, auf Rechnung;

Conto corrente oder courant, die laufende Rechnung; Conto saldo, die Restrechnung, was der Kaufmann noch zu fordern hat; Conto di tempo, Rechnung auf Borg oder eine Rechnung; auf der diejenige Posten eingetragen werden, welche von der einem Committenten zugehörigen und einem Kaufmanne zugesendeten Commissionswaaren auf Zeit an Schuldner verkauft worden sind, damit solche nicht unter die baaren Einnahmeposten gerechnet werden. Contobuch, das kaufmännische Rechnungsbuch, in welchem das Debet und Credit für jeden, mit dem man in Handelsverbindung steht, verzeichnet ist.

Contorniaten sind alte Münzen, die wegen ihrer Seltenheit sehr gesucht und geschätzt werden. Eine dünne Metallplatte mit flachem Gepräge und eine bald mehr, bald minder erhabene Furche mit einem Grabstichel an der Stelle, wo auf den alten Münzen sich ein Perlenkranz rund herum zieht, sind ihre Kennt- und Unterscheidungszeichen. Von dieser Furche oder vertieften Linie (italien. Contorno) scheinen sie ihren Namen erhalten zu haben. Gewöhnlich sind sie von Bronze, haben die Größe der Großbronzen, bieten dem Auge mancherlei eingedrückte Figuren, sehr oft Palmzweige, deren Vertiefung mit Silber ausgegossen sind, und die in einander geschlungenen Schriftzüge EP oder PE dar und haben eine große Aehnlichkeit mit den Signis incusis (Contremarques) auf römischen Metaillen. Verschiedene Arten dieser Contorniaten haben auch ihre von einander abweichende Typen, sind von Arbeit roh und sündigen in ihren Inschriften nicht selten gegen den auf Münzen des Alterthums gewöhnlichen Curalstyl. Nicht ohne Grund ist die von münzkundigen Gelehrten aufgestellte Meinung, daß ihre Entstehung den Zeiten eines Konstantin des Großen und P. Valentinian angehört, daß sie ohne öffentliche Autorität geprägt und wahrscheinlich für die Zuschauer in den Circusspielen bestimmt waren. Die auf ihnen befindlichen Abbildungen Nero's und Trajan's, welche Kaiser dieses Nationalspiel vorzüglich begünstigten, scheint jene Annahme zu unterstützen.

Contour, s. Umriß.

Contrabaß (Musik), 1. so viel wie Contraviolum; 2. (Subbaß, Untersatz), in der Orgel das tiefste gedeckte Flötenwerk des Pedals. S. Orgel.

Contract, s. Vertrag.

Contractilität (Phys.), Fähigkeit und Eigenschaft der Körper, sich in einem engern Raume zusammenzuziehen; sie erfolgt am allergemeinsten durch die Kälte, doch auch nach Umständen, durch Entfernung von Flüssigkeiten (Vertrocknung) oder durch Naßwerden, wie bei einem gespannten Seile.

Contractivkraft, Zusammenziehungsvermögen. Von dem höchsten Standpunkte aus können alle Bewegungen aus dem Doppelprincip contractiver und expansiver Kräfte abgeleitet werden.

Contractur (Medic.), widernatürliche Verkürzung der Muskeln einzelner Theile, als Folge vorheriger Entzündungen, welche unvollkommen zertheilt worden sind, oder anhaltender Krämpfe, auch wohl Lähmung entgegenwirkender Muskeln, meist auch mit Absatz von Stoffen in das Zellgewebe, welche die Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit der Muskelfasern beeinträchtigen. Theile, die auf diese Art krankhaft ergriffen sind, nennt man contract, auch wohl den Leidenden

selbst so, bei Verbreitung des Uebels in mehren Theilen des Körpers, besonders in dem Rückgrath und den Füßen.

Contrafechten, das Fechten nach vollendeter Schule, wo nicht mehr Stöße und Hiebe zugerufen werden, oder in einer gewissen vorher verabredeten Reihe auf einander folgen, sondern Jeder die Stöße oder Hiebe ausführt, die er am zweckmäßigsten findet.

Contra-Protest. Wenn ein Wechsel nicht bezahlt wird, so läßt der Inhaber desselben darüber eine Notariatsurkunde aufnehmen, als Beleg, daß er Nichts bei der Präsentation versäumt hat. Dieses nennt man Protest. Um gegen den Bezogenen, insofern er den Wechsel acceptirt hatte, nach den Wechselgesetzen verfahren zu können, ist in einigen Ländern der Gebrauch, z. B. in Holland, daß der Wechsel erst vom Inhaber dem Aussteller zur Erstattung wieder präsentirt seyn muß. Weigert er diese, so wird darüber eine neue Urkunde aufgenommen, welche man Contra-Protest nennt, und nur auf den Protest und den Contra-Protest kann alsdann eine Wechselklage gegründet werden. Ueberhaupt also ist der Contra-Protest der beim Aussteller auf verweigerten Ersatz aufgenommene Protest.

Contrapunkt nannte man ursprünglich die Hinzusetzung mehrer Stimmen zu einen gegebenen Melodie. Weil sich die ältern Tonsetzer, anstatt der jetzt gebräuchlichen Noten, bloßer Punkte zur Bezeichnung der Noten bedienten, so wurde ein einstimmiger Gesang durch eine Reihe Punkte, auf verschiedenen Linien gesetzt, ausgedrückt; um also noch eine Stimme hinzuzufügen, mußte gegen diese Reihe noch eine andere und also gegen jeden Punkt noch einer gesetzt werden. Daher kam es, daß man unter dem Begriffe Contrapunkt die Kunst des Satzes selbst oder die harmonische Verbindung der Töne zu einem wohlgeordneten Ganzen versteht. Mit der beschränkten Bedeutung des Worts bezeichnet man damit die besondere Art des Satzes, nach welchem die Stimmen gegen einander können verwechselt und ohne Veränderung ihres Ganges höher oder tiefer gesetzt werden. In dieser Hinsicht erhält er den Namen des doppelten oder vielfachen Contrapunkts, indem der einfache oder gemeine Contrapunkt keine Verwechselung gestattet. Vollständigen Unterricht darüber findet man in Kirnberger's „Kunst des reinen Satzes" und bei Albrechtsberger. — Der Contrapunkt ist wahrscheinlich zuerst den Wallisern, Schotten, und Irländern bekannt gewesen.

Contrapunktist, ein Componist, der den doppelten Contrapunkt versteht und nach ihm arbeitet; er ist dadurch aber noch kein guter Componist, ebenso wenig wie Jemand, der genau Grammatik oder Versification versteht, deßhalb noch nicht elegant schreibt oder gut dichtet.

Contraremonstranten, s. Arminianer und Gomaristen.

Contrasigniren, gegenzeichnen, d. h. eine schon unterzeichnete Schrift zu größerer Beglaubigung noch mit einer Gegenunterschrift neben der ersten versehen, wie dieß bei allen landesherrlichen Verordnungen zu geschehen pflegt, die außer dem Landesherrn noch von einem Staatsminister unterzeichnet sind.

Contrast (v. lat.), 1) Abstich; 2) (Aesthetik), die Aufmerksamkeit erregende Nebeneinanderstellung einander widerstrebender Sinnenvorstellungen unter einem und demselben Begriffe, wodurch das Eigenthümliche einer jeden um desto stärker hervortritt. Hohe und glänzende Farben scheinen neben dunkeln und schwachen noch höher und glänzender, sowie

die dunkeln neben den hellen dunkler, die schwachen neben glänzenden noch schwächer. Das Fortissimo schallt stärker nach dem Pianissimo, dieses tönt leiser nach jenem, und eine plötzliche Generalpause nach dem Fortissimo, macht durch den Contrast einen auffallenden Eindruck. Bei allen diesen Erfahrungen, welche man von den Wirkungen des Contrastes gemacht hat, stand die Verwechselung des Contrastes mit der Antithese (s. d.) der Begriffbestimmung des Wesens des Contrastes immer im Wege. Der Contrast ist mit der Antithese verwandt (oder wenn man lieber will, sie ist eine besondere Art des Contrastes im weitern Sinne) und mit der Paronomasie oder dem Gleichklang und liegt oft nur in einem Wortspiele. Beide kommen darin überein, daß sie aus der Zusammenstellung entgegengesetzter Vorstellungen, die nur in einigen Merkmalen sich ähnlich sind, bestehen. Wenn die Antithese mehre verschiedenartige Gegenstände zusammenstellt, so geschieht dieß, um sie desto mehr von einander zu unterscheiden, beim Contraste aber um sie zu vergleichen; dort ist also wirklich Gegensatz, hier bloßer Abstich; dort findet eine Vereinigung wirklich entgegengesetzter, hier nur eine Zusammenstellung einander widerstreitender Beschaffenheiten Statt. Der Gegensatz, welcher widersprechend scheinende Dinge vereinigt, ist zunächst ein Figur des Witzes, welcher auf den Verstand, der Contrast aber ein Abstich, welcher unmittelbar auf das Empfindungsvermögen wirkt. Sonach ist denn der Contrast die Zusammenstellung zweier auf das Gefühl wirkender Gegenstände, zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem erstern. In diesem Sinne sticht in Molière's Misanthrop der gefällige Kleant von dem mürrischen Alcest vortrefflich ab. Ein Contrast ist schneidend oder schreiend, wenn das Gemüth auf eine gewaltsame Art zwischen entgegengesetzten Empfindungen herumgeworfen wird, oder wenn der Uebergang aus einem Gefühl in das entgegengesetzte nicht allmählig und durch Mittelstufen, sondern plötzlich und unerwartet geschieht; er spannt alsdann das Gemüth gleichsam auf die Folter, wirkt abstoßend und ist widerlich. So gibt es Musiker, die durch beständigen Wechsel das Pianissimo und Fortissimo und durch häufige Ausweichungen aus einer Tonart in die andere, ohne vorbereitende Uebergänge, das Gemüth nicht minder foltern, als solche Maler, die durch grell von einander abstechende und durch keine Mitteltinten verschmolzene Farben recht lebhafte Contraste hervorzubringen meinen. Der wahre ästhetische Contrast ist der sanftere, welcher, ohne das Gemüth zweien Extremen Preis zu geben, die goldene Mittelstraße wandelt. Eberhart läßt sich in seiner Aesthetik über die äußersten Endpunkte des Contrastes in folgenden gewichtvollen Worten vernehmen: „Warum," sagt er, „verschmähen die großen Meister dieses gemeine Mittel? Sie wissen zuvörderst, daß der äußersten Contraste nur wenige sind. Wenn sie sich also nur auf diese einschränken wollten, so würden sie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter ebenso sehr einer schimpflichen Unfruchtbarkeit des Geistes verdächtig machen, als der schönen Manigfaltigkeit seines Geistes schaden würde. Hiernächst fühlen sie, daß ein poetisches Werk so gut, als ein Gemälde durch die äußersten Contraste hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Maler das Bedürfniß, durch schwächere Unterschiede und sanfte Abstufungen die einzelnen Farben eines Gemäldes einander zu nähern, um in das Ganze die schöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender ist als alles bunte Ge-

pränge des grellsten Colorits. Sie stellen also nicht Tugend und Laster, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, sondern sie setzen die eine Art der Tugend, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die sanfte: die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines Achilles und dem bedächtigen Ulysses: die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Der Contrast ist eine Quelle des Lächerlichen, als einer sinnlichen angeschauten unendlichen Ungereimtheit zeigt sich nun immer im Contraste, der theils in den Eigenschaften, theils in der Größe und den Eigenschaften, theils in dem Aeußern und Innern, theils in den Mitteln und Zwecken, theils in der Größe der einzelnen Theile, theils in dem Grunde und der Folgerung, theils in den Ursachen und Wirkungen, theils in den Worten und der Auslegung u. s. w. liegen kann. Und hier gibt es einen doppelten Contrast, einen objectiven zwischen dem sinnlich angeschauten Verhältniß und dem Bestreben oder der Beschaffenheit des Wesens, das sich darin befindet, und einen subjectiven, worin der Lachende erst den Verlachten durch eine Selbsttäuschung versetzt, indem er ihm seine bessern Einsichten leiht. Aber auch die Rührung beruht wie das Lächerliche auf einem Contraste, daher auch, obgleich beide sich entgegengesetzt sind, leicht eins in das andere übergehen kann, wie bei dem Naiven; allein der Contrast des Lächerlichen beschäftigt bloß unser Vorstellungs-, der Contrast des Rührenden unser Empfindungsvermögen. Der Contrast allein bringt auch nicht die Rührung hervor, nur wenn sich der Widerspruch gewissermaßen auflöst, entsteht erst Rührung. Der Contrast dient überhaupt, um die langweilende Einförmigkeit zu vermeiden, und das Interesse an irgend einem Gegenstande durch die sich darbietende Mannigfaltigkeit zu befördern. In dieser Hinsicht behauptet er in den bildenden Künsten sein Recht, wo er dem Symmetrischen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegengesetzt ist. Daher ist auch der Contrast in der Malerei von dem in gewöhnlicher Bedeutung verschieden. Wenn man mit Mengs unter Contrast in der Malerei eine zweckmäßige Abwechselung in den Partien versteht, als das Entgegengesetzte von Dem, was man Wiederholung nennt, so müssen wir Diderot beistimmen, der da sagt: „Der einzige Contrast, den der Geschmack billigen kann, ist der, welcher aus Verschiedenheit der Kraft und der Theilnahme entspringt. Es bedarf keines andern. Der Contrast der Studirstube, der Akademie, der Schule ist falsch".

Contrasubject (Musik), in der Fuge die Melodie, welche sich wechselsweise in allen Stimmen gegen den Hauptsatz und gegen das Thema derselben hören läßt und gewöhnlich da anfängt, wo der Gefährte endet.

Contratöne, s. Tabulatur.

Contravallationslinie, s. Circumvallationslinie.

Contraviolon, s. Violon.

Contre-Alt (Contra-Alt), in der Tonkunst die Mittelstimme zwischen Tenor und Discant; auch Alt überhaupt genannt.

Contreapprochen (Gegenlaufgräben, Kriegsw.), Laufgräben, die von den Belagerten des Nachts den Belagerern entgegen getrieben werden, um neben ihre Laufgräben und Parallelen zu gelangen und dieselben vermittelst eines daselbst aufgestellten leichten Geschützes der Länge

nach zu bestreichen. Wahrscheinlich hat der holländische Commandant van der Noot in Ostende sich ihrer zuerst 1601 bedient.

Contrebande heißen diejenigen Waaren, welche in einem Lande ein- oder auszuführen verboten sind, oder solche, von welchen die für die Einfuhr vom Staate bestimmten Abgaben nicht bezahlt worden sind. Die Kriegs- und Handelscontrebande werden durch die Verträge der Staaten unter sich, so wie durch Gesetzen jedes einzelnen Staates bestimmt. In neuern Zeiten hat man jene nicht bloß auf die dem Feinde zugeführte Kriegsmunition (contra bannum) beschränkt, sondern auf Getreide, Wein, gesalzenes Fleisch und andere Lebensmittel Geld u. s. w. ausgedehnt. — Die preuß. Gesetze über Contrebande haben den Vorzug, daß sie Güter nur mäßig verzollen lassen, welche so wenig Cubus haben, daß sie leicht heimlich und unverzollt eingeschlichen werden können. — Auf der Einbringung der Contrebande steht meist, außer der Confiscation, noch eine namhafte Geld- oder Gefängnißstrafe.

Contre-Garde, bisweilen auch Contre-Façe genannt, in der Befestigung ein Außenwerk, das in Form einer Flasche vor den Façen eines Bollwerks, zuweilen auch vor einem Ravelin oder andern Werke liegt, und den Zweck hat, die Futtermauer derselben zu decken, auch eine doppelte Vertheidigung zu geben. Die großen, bei jeder Contre-Façe 30.000—50.000 Thlr. betragende Baukosten, stehen mit dem Nutzen dieser Werke nicht in Verhältniß, besonders wenn sie nur ganz schmal und ohne Geschütz angelegt werden. In letzterm Falle erhalten sie insbesondere den Namen Contre-Façe.

Contre-Marsch (Kriegsw.), wenn Truppen einen andern Weg nehmen, als den sie anfangs beabsichtigten; 2) eine Veränderung der Fronte der Flügel oder der Stellung in Reihe und Glied; 3) wenn alle Schiffe einer Flotte, die in einer Linie stehen, sich hinter das letzte Schiff stellen.

Contre-Mine, gewölbter Gang gegen die Minen des Feindes, um sie zu entdecken; — Contreminiren heißt auch Hinterlist gebrauchen.

Contre-Escarpe bezeichnet die ans Feld gränzende Abdachung des Grabens. In den Militärwissenschaften versteht man darunter die Gegenböschung, d. h. die schiefgemauerte Außenseite eines Grabens nach dem Felde zu, welche der innern Böschung des Grabens auf der Stadtseite entgegensteht. Auch begreift Contre-Escarpe den an jener Abdachung anstoßenden bedeckten Weg sammt seinem Glacis, und was etwa noch ferner daran seyn mag, unter sich.

Contretanz (Française), ein französischer Tanz von 4, 6, 8 oder mehr Paaren, nach Art der Quadrille getanzt; er hat sehr viel Touren, die meist in Frankreich von einem Tanzmeister, der vom Orchester oder einer andern Erhöhung herab commandirt, vor ihrer Ausführung genannt werden. Er ist der Probirstein der Grazie und des guten Tanzes, und wer den Contretanz gut tanzt, ist sicher, in allen andern Tänzen nicht zurückzubleiben.

Contribution, überhaupt Zusammenschließung, Zusammenlegung; dann die Steuer, welche in Kriegszeiten von der gesetzgebenden Macht ausgeschrieben wird, die vergrößerten Staatsbedürfnisse zu bestreiten, oder die Abgaben, welche den Bewohnern eroberter Länder zu contribuiren auferlegt werden.

Controlle, das doppelte Register beim Finanz- oder Justizwesen u. s. w., um dieses sicher zu erhalten und dem Betruge dabei vorzubeugen. 2) Gegenrechnung von einem zweiten Rechnungsführer geführt; daher Controleur, Derjenige welcher bei öffentlichen Einnahmen die vom Einnehmer empfangenen Summen in sein Gegenregister schreibt, um im Nothfall Beides miteinander zu vergleichen.

Controverse heißt eine Streitsache, besonders in den Dogmen der christlichen Kirchen; Controverse-Predigten, wobei die Glaubenslehren andersdenkender Confessionen bestritten werden.

Controversiae status (lat., Rechtsw.), 1) Einwürfe oder Widersprüche gegen den Stand oder das Herkommen einer Person; 2) die Aushebung und Darstellung der eigentlichen Streitpunkte. Dieß ist im preußischen Proceß der wichtigste Theil der Instruction, durch welchen die eigentliche Meinung der Parteien genau festgestellt, ihre bestimmte Erklärung über die von jeder Seite vorgetragenen Thatsachen erfordert, das Unerhebliche ausgesondert und eine Menge unnöthiger Weitläufigkeiten abgeschnitten werden. Er ist daher mit dem status causæ selbst immer verbunden.

Contucci (Andreo), auch Dal-Monte-Sasovino genannt, berühmter italien. Bildhauer, blühte im ersten Viertel des 16. Jahrh. unter dem Pontificate Leo's X. Der hohe Ruf, den er sich zu Rom erworben, bewog den Papst, sich seiner Hülfe zur Vollendung der Verzierungen in der Kapelle von Loretto zu bedienen, welche Bramante zwar angefangen hatte wobei ihn aber der Tod überraschte. Die Arbeit welche ihm hier bestimmt war, bestand in einer Reihe bald erhobener Marmorbilder aus der biblischen Geschichte. Ihre Ausführung rechtfertigte die Wahl Leo's vollkommen, und nach Vasari's Geständniß hatte man bis dahin nichts so vollendetes in dieser Art gesehen. Contucci starb aber, ehe er damit fertig war, und mehre Stücke mußten von spätern Meistern vollends ausgearbeitet werden. Die wunderthätige Versetzung des Hauses zu Loretto gab dem Contucci Stoff zu einem Entwurfe, den nachher der florentinische Bildhauer Triboli ausführte.

Contumacia, 1) (jur.), der Ungehorsam gegen richterliche Vorladungen und Befehle. Die nachtheiligen Folgen desselben können in der Desertion, Präclusion, dem Verzichte, dem Geständnisse und der Zahlungspflicht der Terminkosten bestehen. Keine Contumacia kann aber Statt haben, wenn die freie Möglichkeit zum Handeln oder eigene und wahre Verschuldigung fehlen. Im Criminalprozeß ist die Contumacia nicht anwendbar, weil kein Unschuldiger, auch wenn er will, gestraft werden darf. Man hat daher zwar hier und da Prozesse und Verurtheilungen gegen Abwesende (Verfahren in contumaciam, Achtsprozeß), aber wenn der Contumar sich stellt, wird ein neues Verfahren gegen ihn nothwendig. Doch ist dieser Punkt unter den Juristen noch sehr streitig, namentlich ob und wie ein derartiger Contumar gestraft werden könne, ingleichen, in wie weit der Verdacht gegen denselben durch seine C. erhöht wird.

Contumaz, der gesetzliche Aufenthalt der Reise oder des weitern Fortschaffens solcher Personen und Güter, die aus Gegenden kommen, wo eine ansteckende Krankheit, besonders die Pest grassirt. Die Schiffe oder Frachtwagen werden an den Gränzen oder an den Seehäfen ausgeladen und die Personen und Güter in besondere dazu bestimmte Gebäude (Contumazhäuser) gebracht, wo diesen aller Umgang und jede Ge-

meinschaft mit den Landeseinwohnern untersagt ist, und die Waaren der frischen Luft ausgesetzt und durchräuchert werden, um das ansteckende Gift der Krankheit auf diesem Wege zu vertilgen. Da die Dauer der Contumazen gewöhnlich 40 Tage ist, so heißt sie auch Quarantäne (von Quarante 40); diese Frist wird aber nach Verhältniß der Umstände verlängert oder verkürzt. Vergl. Quarantäne.

Conty, Stadt und Hauptort eines Cantons im franz. Dep. Somme, Bez. Amiens, an der Seille, 160 Häuser mit 710 Einw. und dem Titel eines Fürstenthums, von dem die Prinzen von Conty aus dem Hause Bourbon (s. d.) den Namen führten.

Conus, s. Kegel.

Convenienz (v. franz.), Uebereinkunft, insbesondere eine für gewisse Fälle des Benehmens stattfindende Uebereinkunft, welche auf einem stillschweigenden Vertrage beruht. Alles, was sich in geselligen Verhältnissen auf Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bezieht und vielleicht seit längerer Zeit zuerst von Einem gethan, bald von Einzelnen und zuletzt von den Meisten nachgeahmt, nun gleichsam vermöge allgemeiner Uebereinkunft in einem Lande oder Orte als schicklich gilt, daß ist conventionell, der Convenienz gemäß. Oft gelingt es dem bessern Zeitgeschmacke, eine bis dahin durch die Convenienz üblich gewordene Gewohnheit, Sitte oder einen Gebrauch durch andere zu verdrängen. Wenn Bequemlichkeitsliebe, welche sich keinen Zwang anthun mag, oder die sogenannte Deutschheit, die sich in einer mit dem falschen Namen deutscher Biederkeit gestempelten Verschmähung aller Feinheit und Eleganz gefällt, den Ton angeben dürften, so stände zu befürchten, daß an der Stelle mancher guten Sitte wirkliche Unsitte Convenienz werden möchte. Convenienz nennt man auch den pecuniären Nutzen, nach dem man eine Unternehmung beurtheilt, ob sich auf dieselbe einzulassen ist oder nicht. So: droit de convenience, die Ausschreitung des stärkeren Staats, nach seinem wahren oder idealischen Interesse und nicht nach allgemeinem Völkerrecht andere unabhängige Staaten zu behandeln. — Ueberhaupt ist das Wort ein Proteus von vielseitigen und oft sich entgegenstehenden Begriffen.

Convent (v. lat. conventus), heißt bisweilen ein Kloster, bisweilen eine unter den Gliedern einer Gesellschaft verabredete Zusammenkunft. — Die Handlungen und Grundsätze des französ. Nationalconvents, der aus Deputirten aller Departemente bestand, sind für uns Deutsche von traurigen Folgen gewesen. — Convention, ein Vertrag zweier, gemeiniglich in widrigen Verhältnissen stehenden, wirklichen oder moralischen Personen. — Conventualen, Ordensgeistliche, welche in einem Kloster zusammen leben. — Ebenso nennt man die Studirenden in den zu diesem Behuf ferner benutzten und erhaltenen evangelischen Klöstern und die protestantischen Klosterinteressentinnen, die unter eigner Aufsicht eines Abts, Probstes, Verbitters leben und gewisse allgemeine Statuten befolgen. — Conventicula, Conventikel, sind Winterversammlungen, geheime Zusammenkünfte, z. B. von religiösen Schwärmern, Böhmisten, Stillen im Lande ꝛc. (S. Separatisten.)

Conventionalstrafe (Rechtsw.), das, was eine Person einer andern, vermöge einer getroffenen Uebereinkunft, wegen nicht oder nicht gehörig erfüllter Verbindlichkeit, zu leisten hat. Vom Reugelde unterscheidet sie sich dadurch, daß sich der Verpflichtete durch Erlegung der

Strafe von Erfüllung der Hauptverbindlichkeit nicht befreien kann, und daß von selbigem, außer der Strafe, alles Das gefordert werden kann, was er aus andern, von der Hauptverbindlichkeit verschiedenen Gründen zu entrichten verbunden ist.

Conventionsfuß. Die Verschiedenheit des Münzfußes in Deutschland hatte seit 1559, wo Kaiser Ferdinand I. durch eine besondere Deputation das Münzwesen in Ordnung zu bringen suchte, vielfältige Berathschlagungen veranlaßt, als unter Kaiser Franz I. 1753 von Neuem an die Verbesserung des Münzwesens gedacht wurde. Zwischen Oestreich und Baiern wurde eine Convention geschlossen, nach welchem die kölnische Mark feinem Silber zu 20 Gulden und die Mark feinen Goldes zu 283 Gulden gemünzt werden sollte. 1760 beschlossen die Stände des fränkischen, baierischen und schwäbischen Kreises, jene Convention oder den Zwanzigguldenfuß anzunehmen, wenn der ober- und niederrheinische Kreis ein Gleiches thun würde. Dieß geschah 1763. Andere Stände stimmten nicht bei; daher ward immer noch kein allgemeiner Münzfuß herrschend. In Oestreich, Baiern, Franken, Sachsen wird jetzt insgemein nach dem Conventionsfuße gemünzt, doch mit dem Unterschiede, daß in Oestreich und Sachsen die umlaufenden Münzsorten richtig nach diesem Fuße geprägt sind, in den übrigen Reichsländern aber der Vierundzwanzigguldenfuß (d. i. die Mark feines Silbers zu 24 Gulden) im Handel und Wandel eingeführt worden ist. Hanover, Holstein, Mecklenburg und die Hansestädte haben einen schwereren Münzfuß, Brandenburg einen leichtern. In Norddeutschland ist daher fast in jedem Lande ein besonderer Münzfuß.

Convergenz nennt man die Zusammenneigung zweier Linien, oder Strahlen, welche von verschiedenen Punkten ausgehen, aber immer näher zusammenlaufen, bis sie sich endlich in einem Punkte berühren. Das Entgegengesetzte drückt Divergenz aus.

Conversation ist Umgang, also eine durch das Band der Eintracht umschlungene Verbindung zwischen Personen, die oft in Gesellschaft mit einander verweilen, um das Vergnügen, das aus dem wechselseitigen Mittheilungstriebe erwächst, zu genießen. Diese Vereinigung zur geistigen Wechselwirkung durch das Medium der Sprache bezweckt eine angenehme Unterhaltung, die dahin strebt, die lange Weile oder die Zeit zu vertreiben, oder die Bildung des Geistes durch die Anregung der geistigen Kräfte zu fördern. Wenn man sich des Wortes Conversation bedient, so denkt man jetzt in der Regel an den gesellschaftlichen Ton, der in feinen gebildeten Cirkeln herrscht. In diesen gibt es eine eigene Kunst der geselligen Unterhaltung, welche das Gemüth spielend beschäftigt, und Wer dieser Kunst mächtig ist, von dem sagt man, er habe den Conversationston, den guten gesellschaftlichen Ton, den Ton des Anstandes. Worin dieser feinere Ton bestehe, ergibt sich, wenn man Das, was die Conversation feststellt, in Betracht zieht. Sie ist Unterhaltung. Man verlangt also von jedem Mitgliede der Gesellschaft einen persönlichen Beitrag zu dem Vergnügen durch Talente, besonders in der Unterredung. Diese Unterhaltung aber soll gesellig seyn. Kein Mitglied wird demnach sein Ich ausschließlich zum ermüdenden Gegenstande der Unterhaltung machen, oder seine einmal gefaßten Ansichten mit bänrischer Rechthaberei geltend machen wollen; denn durch Beides wird der Hauptzweck der feinern Zirkel verletzt. Der gebildete oder feinere Cirkel wird

immer dafür sorgen, daß der Conversationston ein guter und feiner Ton sey, welcher die Regeln des Anstandes befolgt, Andern Achtung einflößt und überall den schönen Schein bewahrt, welchen man Wohlanständigkeit (decorum) nennt. Ein edler Selbstzwang wird alle Leidenschaften unterdrücken und gewisses Wohlwollen gegen die ganze Gesellschaft an den Tag legen, welches er aus Achtung gegen den Cirkel, selbst gegen den, mit welchem er gespannt ist, beobachtet; der Meister des guten Tons ist ebenso weit von einer allzusichtbaren und auszeichnenden Aufmerksamkeit entfernt als er studirte Höflichkeit vermeidet. Der feine Ton, im Gegensatze von Rusticität (dem bäurischen Ton) Urbanität (s. d.) genannt, drückt dem geselligen Benehmen den Stempel ästhetischer Schönheit auf und ist weniger eine Einimpfung der Erziehung, als Aeußerung eines talentvollen und mit Menschenkenntniß ausgerüsteten Geistes, der, ohne gegen die Neigung eines Einzigen zu verstoßen, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft durch den innern Werth seiner Mittheilungen zu fesseln, zu beleben und zu erhöhen weiß. Zwar wird das Kind vornehmer Eltern schon frühe in der Erlernung gewisser Conventionsregeln geübt, damit jene stillschweigende Uebereinkunft der Höflichkeit und Galanterie sich ganz mit seiner Benehmungsweise verschwistere; aber diese Etiquette ist sehr weit von dem eigentlichen Conversationstone verschieden. Die Feinheit, welche in den gebildeten Cirkeln herrscht, bezieht sich mehr auf den ästhetischen und sittlichen Geschmack, sowie sich die Bildung auf den Geist bezieht. Keiner dürfte wohl in der Zahl der Gebildeten aufgenommen werden, dessen Geist nicht eine höhere Weihe in der Welt- und Menschenkunde empfangen hätte, und der sich nicht eine planmäßige Kenntniß von der Philosophie des Lebens, der Geographie, Geschichte ꝛc. erworben hätte. Wer ohne solche Kenntnisse und geistige Kultur in den geselligen Umgang tritt, wird bei allen seinen Verbeugungen und eingelernten höfischen Galanterien doch immer nur ein theatralischer Figurant bleiben, und man wird den Dünkel seiner leeren Schwatzhaftigkeit nur insofern ertragen, als man es aus Rücksichten des feinern Tones thun muß. Die gute Lebensart besteht nicht darin, daß man seine Worte wie Spielmarken ausgibt, die keinen Werth haben; die menschliche Gesellschaft hat als Bildungsmittel eine weit höhere und edlere Bedeutung. Daher schreibt auch Rousseau von dem Conversationstone Folgendes: „Der gute Ton ist weder schwerfällig noch flatterhaft, er ist fließend und natürlich, verständig ohne pedantisch, fröhlig ohne lärmend, zierlich ohne gekünstelt, artig ohne abgeschmackt, scherzhaft ohne zweideutig zu seyn. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man spricht vernünftig, ohne schulgerechte Schlüsse zu machen; man scherzt ohne Wortspiele und verbindet auf eine geschickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, sinnreiche Satyren, gut angebrachte Schmeicheleien und strenge Moral; man spricht da von Allem, damit Jeder Etwas sagen könne, vertieft sich aber nicht in Untersuchungen, um nicht die Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf und handelt sie schnell ab; spricht deutlich und also auch zierlich; Jeder sagt seine Meinung und unterstützt sie mit wenigen Worten; Keiner bestreitet die eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt die seinige mit Hartnäckigkeit; man untersucht, um sich zu belehren, und hört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unterhält sich, Alle gehen vergnügt auseinander, und selbst der Weise kann würdigen Stoff zu stillen Betrachtungen

mit sich nehmen". Doch macht auch hier das Genie seine abweichenden Ausnahmen. Der Geniale, der ja überall die Schranken des Herkömmlichen durchbricht, ist sich auch hier selbst Regel und Gesetz, und „gibt, wie Schiller im Prolog zu Wallensteins Lager sagt, „dem Urtheil höhere Gesetze". Ihm sind geniale Absprünge erlaubt, doch darf er sich nicht in seinem Fluge nie zu weit von der lustwandelnden Gesellschaft entfernen. Es erfordert reiche Naturgaben und einen wohlausgebildeten Geist, in der Conversation immer etwas Feines und Gutes zu sagen, und das geflügelte Wort zu seiner Zeit dahin schlüpfen und wieder schweigen zu lassen. Das schöne Geschlecht bildet in der Gesellschaft die Grazien des Widerspruchs, nur dürfen es nicht maskirte Furien seyn, die sich über der Obhut ihres heiligen Feuers steif gesessen haben. Der fröhliche Bachus kredenzt den Becher der Conversation mit gewürzreichen Blumen, und gibt der Unterhaltung lebhaftere Farben, nur darf er nicht die Hefe seines Pokals zur Farbenmischung hergeben. Der Morgen ist die Zeit der ernsten und einsamen, der Abend die Periode der fröhlichen und geselligen Conversation, gegen Nachmittag gedeiht die geschäftliche, des Nachmittags die peripatetische Unterhaltung. Der feinen Lebensart hat man sehr häufig den Vorwurf gemacht, daß sie die Ehrlichkeit beeinträchtige. Aber Lessing entkräftet diese Anklage in den Worten: „Man ist doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts ist, als ein ehrlicher Kerl;" — und er hat Recht, denn die Ehrlichkeit kann, ohne gerade ins Plumpe und Grobe zu verfallen, einen gewissen Grad von Feinheit annehmen. Eine gewisse Gattung von Dramen, deren Stoff und Behandlung an das gewöhnliche, wenn nicht gemeine, Leben erinnert, nennt man zum Unterschiede von der höhern Gattung, die sich durch eine ideale Behandlung auszeichnet, Conversationsstücke, und von dieser Art sind fast alle freud- und leidlose Mitteldinge, die man jetzt mit dem Namen Schauspiele belegt. Auf dem Gebiete des schönen Hellas, und zunächst in Athen, war in der Zeit, wo die Künste und Wissenschaften ihr goldenes Zeitalter feierten, derjenige Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs ihren reizenden Zauber über die Geselligkeit ausbreiteten; in der neuern Zeit war Paris die Schule des feinen Tones, aus welcher er auch in die übrigen Hauptstädte Europa's und von da in die Cirkel kleinerer Städte überging. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fällt die Blüthezeit des feinern Gesellschaftstons in Frankreich; denn um diese Zeit versammelten die mit Geist und Anmuth reichbegabten Frauen L'Espinasse, Deffand und Geoffrin (s. d.) einen gebildeten Cirkel um sich, der sich durch die Feinheit und Eleganz seines Tones vorzüglich auszeichnete. So gewiß es ist, daß die Kunst des Umgangs nur durch die Gunst des Himmels empfangen, aus Theorien aber nur einseitig und unvollkommen erlernt wird: so wichtig und lehrreich bleibt es doch immer, die Vorschriften eines Meisters darüber zu hören. Ein solcher ist Delille, dessen Gedicht: „La conversation", keinem Gebildeten unbekannt bleiben darf. Auch die treffliche Schrift der Frau von Vannoz über diesen Gegenstand und Chazet's „L'art de causer" verdienen ausgezeichnet zu werden. Gern wird man die Franzosen zu Vorbildern in der gesellschaftlichen Unterhaltung oder der Conversation nehmen. Aber ein jedes Volk seinen eigenen Conversationsstyl, der immer auch in den höchsten Ständen national ist, da der reinen Weltbürger, oder die es zu seyn glauben, stets nur Wenige seyn durften.

Conversationsstücke sind bei den Malern Gemälde; worauf viele Personen in gesellschaftlicher Unterhaltung dargestellt werden, und auf der Bühne heißen so bürgerliche Schauspiele, im Gegensatze des höhern oder heroischen Drama.

Convertiten (v. lat.), die von einer Kirche zur andern Bekehrten; sie können entweder Convertiten aus eignem Antrieb oder durch Ueberredung Anderer geworden seyn (vgl. Proselyt und Proselytenmacherei). Sie dürfen in der katholischen Kirche, vorzüglich in neuerer Zeit, nur wenn ihr Entschluß frei und ungezwungen ist, und nur nach sorgfälliger Erforschung ihrer Beweggründe, des sittlichen Betragens, und nach genauer Unterweisung, vorzüglich in den Entscheidungslehren aufgenommen werden. Zu den neuesten und merkwürdigsten Convertiten der katholischen Kirche unter den Gelehrten Deutschlands gehören Friedr. Leopold Graf zu Stolberg 1800, Friedrich Schlegel 1801, Adam Müller 1805, Zacharias Werner 1811 (alle schon todt), Ludwig v. Haller 1820, der Geheimerath von Beckedorf 1826. Die auffallendsten Convertiten zur evangelischen Kirche sind die Grafen Benzel-Sternau 1827, Prof. Eisenschmidt 1828 und früher, 1823, ein Theil der Gemeinde zu Mühlhausen im Badenschen, mit ihrem Pfarrer Henhöfer und ihrem Gerichtsherrn Gemmingen, sowie die kleine Gemeinde Charbonière bei Lyon in Frankreich.

Convertiteneid, 1) (kathol.). das Bekenntniß jedes von der evangelischen zur katholischen Kirche Uebergetretenen, das derselbe von seinem neuen Glauben ablegen und eidlich bekräftigen muß. Die Formel desselben ist nach Verordnung des trienter Conciliums vom Papst Pius IV. entworfen, und 1564 allgemein vorgeschrieben worden, und steht in jedem Rituale. Eine Abweichung davon ist bei Excommunicationsstrafe verboten, und es kann nicht bewiesen werden, daß man sich irgendwo einer andern Formel bedient habe oder noch bediene, wie oft fälschlich behauptet worden. 2) (evangel. Bearb.). Die evangelische Kirche verlangt bei dem Uebertritte eines Katholiken zu ihr keinen Eid, sondern nur eine Erklärung, daß man die Wahrheiten derselben glaube, oder auch diese nicht einmal, sondern nur den Genuß des Abendmahls nach evangelischen Gebräuchen.

Conver oder erhaben, und concav oder hohl, gekrümmt, sind zwei einander bedingende Begriffe. Die innere, dem Zifferblatte zugekehrte Fläche eines Uhrglases ist concav, die äußere sodann conver gebildet. Der Mathematiker nennt eine Linie dahin conver gekrümmt, wohin der Durchschnittspunkt der 2 Tangenten an ihren Endpunkten fällt, und die Krümmung nach der entgesetzten Gegend dieses Durchschnittspunktes nennt er concav. (Vgl. Concav.)

Convictorium, der gemeinschaftliche Tisch armer Studirenden auf Universitäten, der auf neuen Universitäten gemeiniglich in Gelde und nicht in Natura, wenn auch an die Speisewirthe der mit einer Convictpräbende Versehenen gereicht wird. Denn so edel es ist, dürftige Talente zu ermuntern, ebenso nachtheilig ist die Ueberfüllung im Staat mit Individuen gelehrter Bildung, welche der Staat, der jetzt weit weniger Diener mit der sogenannter Universitätsbildung als sonst bedarf, nachher nicht mit Aemter versorgen kann.

Convoy (Bedeckung) nennt man die bewaffnete Geleitschaft, womit einer Armee Lebensmittel und andere Bedürfnisse zugeführt werden; ver-

ner die Bedeckung von Kriegsschiffen, die einer Kauffarteiflotte in Kriegszeiten mit gegeben wird.

Convulsionairs, s. Jansenisten.

Convulsionen, s. Krämpfe.

Conz (Karl Philipp), geboren zu Lorch im Würtembergischen den 28. Okt. 1762, gest. als Professor der klassischen Literatur zu Tübingen den 20. Juni 1827. Außer seinen „Analekten oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland" (Leipzig 1793), hat er mehre Trauerspiele des Aeschylus: „Agamemnon" (Tübingen 1815); „Die Eumeniden" (ebend. 1816); „Der gefesselte Prometheus" (ebend. 1819); „Die um Schutz Flehenden" (ebend. 1820), übersetzt. Seine trefflichen, meist eine philosophische Tendenz habenden Gedichte erschienen mehrmals gesammelt, zuletzt Ulm 1824. Mehre Aufsätze über Literatur, Kunst und Geschichte zeugen von der Lebendigkeit seines Geistes und dem Umfange seiner Kenntnisse.

Cook (James), Weltumsegler, wurde 1728 von armen Eltern in der Grafschaft York geboren. Von seinem 13. Jahre an diente er bei einem Schiffer, der Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, als gemeiner Arbeiter und Matrose sieben Jahre, wurde hierauf Schiffskoch und dann Gehülfe eines Steuermanns. Hier überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, sich mit der Mathematik und andern Schiffskenntnissen vertraut zu machen. Er ließ sich daher für sein erspartes Geld in diesen Fächern unterrichten. Von nun an mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, strebte er, sich einen großen Wirkungskreis zu bilden, nahm, einen höhern Beruf in sich fühlend, auf der Flotte Dienste, wobei er von Hugh Palliser sehr begünstigt wurde, und das erste Schiff, auf welchem er diente, der Adler, war eine gute Vorbedeutung des kühnen Fluges, den er zu nehmen gedachte. Bei der Flotte, die mit dem General Wolf gemeinschaftlich Quebecks Eroberung betreiben sollte, entwickelte er seine großen Anlagen. Die genauere Kenntniß des Canals des Laurenzstroms gehörte vorzüglich zum glücklichen Fortgang des Unternehmens, und diese wurde von Cook glücklich berichtigt. Nach dem Frieden von 1763 erhielt er den Auftrag, die wegen der Fischerei so wichtige Küste von Newfoundland aufzunehmen. Die von ihm verfertigten Charten sind ein Beweis seiner mühsamen und schwierigen Untersuchung in einem unwirthbaren und menschenleeren Lande, von 1763—67. Sein ungeselliger und etwas finsterer Charakter erleichterte ihm dabei das Ungemach, und seine Sparsamkeit, die der Druck und das Emporarbeiten aus der Dürftigkeit wohl natürlich erzeugt hatte, vermehrte sogar freiwillig die Unbequemlichkeiten dabei. Seit 1767 lebte Cook auf einem kleinen Grundstücke bei London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Der Durchgang der Venus durch die Sonne veranlaßte die Sozietät der Wissenschaften zu London, den König zur Ausrüstung eines Schiffes zu bestimmen, um diese Erscheinung auf einer der englischen Inseln in der Südsee zu beobachten. Cook's Gönner, Hugh Palliser, verschaffte ihm mit der Würde eines Lieutenants den Auftrag, dieses Schiff zu lenken, auf welches sich Banks (s. d.) und Salander, zwei berühmte Naturforscher, zugleich mit einschifften. Sie segelten nach Otaheiti. Trefflich verstand es Cook, das Zutrauen und die Liebe der dortigen Bewohner zu gewinnen. Man erreichte hier auch glücklich den astronomischen Zweck, und Cook umschiffte diese Insel, so wie mehre

andere nahe gelegene Eilande. Darauf eilte er nach dem Süden, um das von andern Seefahrern und von Geographen vermuthete Südland zu entdecken; allein er segelte bis zu 40° S. Br., ohne Etwas zu finden, und hierauf nach der Küste von Neu-Seeland, welches man noch immer für einen festen Theil des Südlandes hielt, das er aber durch Umschiffung als zwei getrennte Inseln von bedeutendem Umfange erkannte; die dazwischen liegendende Meerenge wurde ihm zu Ehren die Cooks-Straße genannt. Unter tausend Gefahren und Schwierigkeiten setzte er rastlos und kühn seine Untersuchungen fort. Drei Monate lang hatte er sich durch eine Reihe von Klippen durchwinden müssen, bis es ihm endlich gelang, die Meerenge, welche Neu-Guinea von Neu-Holland trennt, zu entdecken. Hierauf kehrte er wohlbehalten, ohne weitern Unfall, als den Verlust einiger Leute durch Krankheiten, nach England zurück, bereichert mit einer Menge von Entdeckungen, und bewährt in der Geschicklichkeit zu solchen Unternehmungen, geachtet von dem Könige und dem Hofe. Einige von den Franzosen gemachte Entdeckungen veranlaßten in England den Beschluß, das große Südmeer genauer zu untersuchen. Es wurden dazu zwei Schiffe, The Resolution und The Aventure, ausgerüstet, jenes führte den Chef der ganzen Unternehmung, Cook, dieses Tobias Furneur, als kommandirender Schiffsmeister. Die beiden Forster und Sparrmann nahmen Theil an dieser Entdeckungsreise, die im Julius 1772 angetreten wurde und die uns Forster beschrieben hat. Durch die zweckmäßigsten Maßregeln, welche Cook und Forster gemeinschaftlich nahmen, wurde die Schiffsmannschaft bei so guter Gesundheit erhalten, daß auf dieser dreijährigen Reise nur ein Mann an Krankheit starb. Cook steuerte dem Südpol zu, dem er sich auch bis 71° S. Br. näherte, wo ein Eisfeld von unabsehbarer Größe dieser Fahrt das Ziel steckte, zum Verdrusse für Cooks forschende Kühnheit, die nicht erschrack, weder von den fast beständig abwechselnden Stürmen und Nebeln, die oft mehre Wochen lang die Sonne verhüllten, noch vor den Eismassen, die gleich festen Klippen Tod und Untergang drobeten und eine Kälte aushauchten, welche Tau und Takelwerk des Schiffs mit Rinden von Eis bedeckten, noch vor der schauerlichen Stille, die keine andere lebendige Wesen in sich trug, als diese kühnen Abenteuer, die mit Keckheit die Natur auch in ihrer tiefsten Zurückgezogenheit aufsuchten. Das Schrecken ward vermehrt durch Cooks heftige Krankheit, die sein Entschluß ihm zuzog, niemals besser zu essen als der Letzte seines Schiffsvolks. Endlich neigte sich diese Krankheit zur Besserung; um die Genesung völlig zu bewirken, war frisches Fleisch unumgänglich nothwendig; außer einem treuen otaheitischen Hunde, der Forster gehörte, war kein Thier auf den Schiffen. Forster ließ ihn augenblicklich schlachten und so gelang es, Cook wieder herzustellen. Sie erreichten darauf das Cap, nachdem sie 28 Monate in See gewesen waren. Von hier aus kam Cook glücklich in England an, nach einer Entfernung von 3 Jahren und 8 Monaten, in der man die Südsee nach allen Richtungen durchkreuzt und dem Südpol in einer Weite sich genähert hatte, wohin noch kein Sterblicher gedrungen war. Cook konnte nun mit Recht behaupten, daß im südlichen Weltmeer kein festes Land mehr zu finden sey. Er vermochte genau anzugeben, bis wohin es möglich sey, vorzudringen und befriedigte Alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit seiner Angaben. Cook ward zum Capitän gemacht und erhielt eine ehrenvolle Stelle im Hospital zu Greenwich, um seines Ruh-

mens im Besitze mancherlei Vortheile zu genießen. Allein weder die aufgeregte Wißbegierde der Engländer, noch sein unermüdeter Geist ließen ihn ruhen und nachdem der Glaube an ein festes Südland durch Cook zerstört war, sollte er durch eine dritte Reise die Hoffnung von einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ocean und auf einem kürzern Wege, als auf dem, der um das Vorgebirge der guten Hoffnung geht, nach Ostindien zu gelangen, entweder bekräftigen, oder vernichten; obgleich kurz vorher Capitän Philipps zum Behufe dieses Versuchs, während Cook 1773 nach dem Südpol hinsteuerte, vergeblich bis 87° N. Br. vorgedrungen war. Graf Sandwich war es, der Cook zu diesen Unternehmung zu bewegen wußte. Cook erhielt 1776 seine Bestattung als Anführer zu dieser Fahrt, und in dem Entdecker der Durchfahrt durch eine Parlamentsakte von 1745 versprochene Belohnung von 20.000 Pf. St. wurde ihm versichert; seinem alten Schiffe Resolution wurde ein zweites beigesellt, und die Schiffe, sowie die Mannschaft mit allem Dem versehen, was eine solche Reise erforderte. So segelte Cook am 12. Juli 1776 von Plymouth auf das Cap zu, wo er sich seinen Vorrath von zahmen Hausthieren noch vermehrte, die er für die Südseeinsulaner bestimmt hatte. Auf den Freundschaftsinseln hielt er sich, weil zu andern Reisen die Zeit verflossen war, ziemlich lang auf, und als er seine mitgebrachten Schafe auf einer dieser Inseln ausgesetzt hatte und einst die höchste Gegend auf der Insel bestieg, gedachte er, erfüllt von der Herrlichkeit der Aussicht, mit Begeisterung der Zeit, wo einst ein künftiger Seefahrer von dem Standpunkte aus diese Wiesen und Weiden mit Heerden bedeckt sehen würde, deren ersten Stamm er bisher verpflanzt habe. Eine andre Freude genoß er schon wirklich in einem Gerichte von Rüben, die von der Aussaat auf seiner vorigen Reise auf dieser Insel gewachsen waren. Am 3. Dez. 1777 verließ Cook letztere Insel, die er von den Gesellschaftsinseln besuchte, und richtete mit seinen beiden Schiffen den Lauf nach Norden, um dem eigentlichen Endzweck seiner Reise näher zu treten. Seine Fahrt ging bei den Sandwichsinseln vorbei, die Cook entdeckte und seinem Gönner zu ehren benannte. Am 7. März erblickten sie die Küsten von Neu-Albion und fuhren theils an diesen westlichen Küsten Amerika's, theils entfernter vom Lande umher. Am 9. Aug. legte Cook unter einer Landspitze vor Anker, welche die äußerste bekannte Westspitze von Amerika und die östliche Grenze einer schmalen Meerenge ist, welche die alte und neue Welt von einander scheidet. Bering hatte sie 1728 zuerst erreicht; Cook hat aber diese Grenze zwischen Asien und Amerika genauer durchforscht. Am 17. Aug. erreichte er 70° N. Br., und hier bemerkte man am Horizonte den Wiederschein von Eise, den man den Eisblick zu nennen pflegt. Bald waren sie auch so dicht am Eise, daß sie nicht weiter vordringen konnten. Cook kehrte also nach den Sandwichsinseln zurück, um von hier aus in einer bessern Jahreszeit sich zu neuen Unternehmungen zu rüsten. Aber mehre durch die Diebereien entstandene Mißhelligkeiten erregten Zwiste, die bei Gelegenheit eines geraubten englischen Bootes zu einem förmlichen Aufstande kamen. Cook, welcher deßwegen ans Land gestiegen war und auf einen der frechen Einwohner Feuer gab, brachte diese Wilden so in Wuth, daß sie ihn (am 14. Februar 1779) erschlugen. Sein Leichnam wurde zerrissen und zerstreut. So endete der kühne Seefahrer im Laufe seiner Entdeckungen und seiner Hoffnungen; und wenn wir mit

dem Dichter sagen dürften, daß der Mensch in der Gestalt fortlebt unter den Menschen, wie er abtritt von der Welt: so können wir denken, daß er nicht ganz unwürdig seines Ruhmes starb, mitten auf dem Meere, das der Schauplatz seiner Thaten und auf einer Insel, die das Denkmal seines Forschungsgeistes ist, sodaß das Andenken an seinen Tod niemals getrennt werden kann von den Scenen und Erscheinungen seines Lebens. Diesem großen Manne, der allein die beiden Polarkreise und in den südlichen, den Niemand vor ihm besucht hatte, drei Mal eingedrungen war, dessen Reisen in gerader Linie 40.000 Meilen ausmachen, verdanken wir die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Südsee und Süd-Indien, sowie unzählige Entdeckungen in der Astronomie, Botanik, in der Menschen und Völkerkunde. Die neuern Entdecker Portlack, Dickson, Wilson, u. A. sind seine Schüler; seine Reisen, die in England mehrmals beschrieben worden sind, hat für die Deutschen besonders Forster, sein Begleiter, bearbeitet. Die vollständige Suite der franz. Uebersetzungen aus dem Englischen in bester Ausgabe, mit Kupfern und 3 Atlassen, befaßt 20 Bde. 4., Paris 1774—89. Die beste Biographie hat Wiedmann nach Kippis geliefert.

Coordination, die Zuordnung, Beiordnung, im Gegensatz der Subordination oder Unterordnung. — Coordinirt, beigeordnet, sind Begriffe, die den Umfang eines dritten ausmachen, z. B. Fisch, Vogel ꝛc. in Beziehung auf Thier.

Copaiva-Balsam wird an einem ziemlich hohen Baume von schönem, rothem, festem Holze gewonnen, der in der heißen Zone Amerika's wächst. Seine großen, eiförmigen, vierpaarig gefiederten Blätter hängen an dicken zolllangen Stielen. Die Frucht, von außen braun, ein den Zähnen nachgebender Kern, ist in einer länglichen Schote enthalten. Obwohl nicht sehr schmackhaft, genießen ihn doch die Indianer und die Affen fressen ihn mit vieler Gier. Den Balsam erhalten die Landesbewohner, im dortigen Frühling, zur Zeit des Vollmonds, durch tiefes Einschneiden in den Stamm des Baums, wenn er in seinen besten Jahren ist. Um den Ausfluß zu befördern, ründen sie um den Baum her trocknes Gesträuch an, wo sie denn in 8 Stunden schon gegen 12 Pfund erhalten. Er ist frisch hellgelb, wird aber allmählig undurchsichtig, auch zäher. Der beste Copaiva-Balsam ist vollkommen durchsichtig, nur wenig, bis zur Weiße, gelb, von Syrupdicke, ist der brasilianische; schlechter ist der von den Antillen, dunkler gelb, zähe und von terpentinartigen widrigem Geruch und Geschmack; nur der erste ist in Apotheken aufzunehmen, doch häufig Verfälschungen unterworfen; er muß sich in Aether und Alkohol vollkommen auflösen. Man brauchte ihn sonst mehr wie jetzt innerlich wegen Krankheiten der Urinwege, auch gegen Schleimkrankheiten, zu 20 — 30 Tropfen auf Zucker oder in Emulsionen. Aeußerlich dient er, wie andere balsamische Mittel, ist jedoch durch den Terpentin ziemlich zu ersetzen. Auch ist er zu Oelmalerei und zu Firnissen benutzbar.

Copalbaum, eine Gattung Sumach, in Nordamerika und Ostindien einheimisch; ein 6 bis 10 Fuß hoher Strauch, mit gefiederten, glattrandigen Blättchen, deren häutige Stiele aber aus mehren Gliedern bestehen. Der Saft dieses Baums ist der bekannte Gummi-Copal, ein an Farbe und Durchsichtigkeit dem Bernsteine fast ähnliches Harz, dessen man sich zu Lackfirnissen bedient.

Copie ist 1) eine Vervielfältigung (von copia, Menge) einer schriftlichen Ausarbeitung. In diesem Sinne machen wir bei einer Copie, als einer Abschrift, die Anforderung, daß uns der Abschreiber das Original wortgetreu wiedergebe; nur selten verlangen wir von ihm, daß er auch die Züge der Original-Handschrift, die er copirt, nachahme. — 2) Nennt man Copie in der bildenden Kunst ein Werk, das in allen seinen Theilen nach einem andern Werke zeichnender Künste verfertigt worden ist. Sie ist die Wiederholung eines Gemäldes, einer Zeichnung ꝛc., welche die Stelle des Originals vertritt. Das Copiren selbst kann bloß zum Studium, zur Uebung, um Fertigkeit zu erlangen, oder zur Vervielfältigung des ästhetischen Genusses empfohlen werden. Wenn auch eine Copie, an und für sich betrachtet, noch so schön ist, so kann doch der Copist dabei nur auf das untergeordnete Verdienst Anspruch machen, den Geist des Originals gehörig aufgefaßt und unverletzt wiedergegeben zu haben. Wecken die musterhaften Produkte des Genies in dem, der sie vor Augen hat, ähnliche Ideen, und geben sie ihm Veranlassung zu eigenen Erzeugnissen von gleicher Güte, so entsteht die Nachahmung vorhandener Muster, die eigentlich Nacheiferung heißen sollte, wie sie Schiller (im Prolog zu Wallensteins Lager) in den Worten nennt: „Ein großes Muster weckt Nacheiferung, und gibt dem Urtheil höhere Gesetze". Diese Nachahmung setzt also im Nachahmenden selbst ebenfalls Genie voraus. Denn wenn dieß nicht vorhanden ist, so wird die Nachahmung leicht sklavisch, d. h. ein bloßes, mit Verzichtung auf alle Eigenthümlichkeit verknüpftes, Copiren. Wer ein Original macht, hat in der Manier, dem Colorit, den Stellungen, der Anordnung und dem Ausdruck seine vollkommene Freiheit; beim Copiren aber ist der Maler gezwungen und eingeschränkt, sodaß das Werk selten das freie Wesen, noch den Geist des Originals erhält. Derjenige Maler, welcher Beides machen würde, könnte selbst nicht in beiden gleiche Schönheit anbringen. Wenn man auch annimmt, daß der Copist noch geschickter wäre als der Meister des Originals, so wird die Copie doch kaum dem Original gleich werden, weil es fast unmöglich ist, daß die Hand Dasjenige vollkommen ausführe, was der Geist nicht entworfen hat. Man sagt zwar gewöhnlich, daß eine Copie schlechter sey als ihr Original; aber es trifft sich doch auch, daß sie besser seyn kann. Ein mittelmäßiger Maler kann einen großen Gedanken gehabt, aber ihn nicht mit allen seinen Schönheiten auszuführen gewußt haben. Kommt ein geschickter Meister über dieß Gemälde, so wird er eben diesen Gedanken mit Allem, was er nur Schönes und Erhabenes hat, ausarbeiten; er wird die Behandlung, das Colorit, den Ausdruck vollkommen machen und demnach die Copie dem Original vorzuziehen seyn. Ludwig Caracci wurde einst gefragt: welchen Maler er am meisten schätze? „Den," antwortete er, „der von den Besten das Beste sich anzueignen versteht". Es hat Maler gegeben, die so genau copirt haben, daß selbst große Kenner Mühe gehabt haben, das Original von der Copie zu unterscheiden. Wie oft die Copie mit dem Original verwechselt werden kann, läßt sich durch mehre Beweise darthun; daher die Wiederholungen eines Gegenstandes an verschiedenen Orten. So kam die Io von Correggio nach Frankreich — gegenwärtig in Potsdam. In Mailand befindet sich derselbe Gegenstand, auch in Spanien, nur fehlt hier der Hirsch, den man im Gemälde zu Sanssouci erblickt. Auch in Wien ist derselbe Gegenstand anzutreffen; in Rom, in der Gallerie Bar-

barini, ferner in Venucci, endlich zu Siena. — Bekannte und berühmte Copisten sind z. B. Allori, Artusi, da Carpi, Commodi, Crespi, Terenzion d'Urbio, Carosseli, Andrea del Sarto (Vannuchi), Albertini, Campo, di Marco und mehre Niederländer, die selbst die größte Kennerschaft nicht vom Orginale zu unterscheiden vermag. — Die interessante Erfindung, Schattenrisse und Copien von Glasgemälden zu verfertigen, verdanken wir dem berühmten Wedgwood in London: sie ist darauf gegründet, daß die Verbindung des Silbers mit Salz- und Salpetersäure bei der Einwirkung des Lichtes sich zerlegen und eine schwarze Farbe anzunehmen pflegen. Man bestreiche z. B. eine weiße Fläche von Papier oder Leder mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber, und stelle solche dicht hinter eine Glastafel, auf welcher ein Gemälde oder eine Silhouette entworfen ist und worauf die Sonnenstrahlen frei fallen können; und man wird die ganze Zeichnung auf der grundirten Fläche entworfen sehen; und da die Lichtstrahlen, welche durch die verschiedene Farben des Gemäldes dringen müssen, auch verschiedentlich stark wirken, so entsteht hierbei eine getreue Copie von braunem und schwarzen Tinten mit mancherlei Nuancen. Die einzige Unbequemlichkeit welche hierbei Statt findet, ist die, daß man einen solchen Entwurf stets im Dunkel aufbewahren muß, weil sonst die beim Versuch weiß gebliebenen Stellen durch das Tageslicht gleichsam nach und nach braun werden. Auch auf kleine Gegenstände des Sonnenmikroskops läßt sich hiervon eine Anwendung machen. Obgleich das Licht auf salzsaures Silber noch schneller wirkt als auf salpetersaures, so zieht Wedgwood doch das Letztere vor, weil es im Wasser auflöslich und auch dann noch wirksam ist, wenn zu einem Theil Silberauflösung 10 Theil Wasser gesetzt werden; bei welchem Zustande der Verdünnung der damit zu bestreitende Grund gar nicht angegriffen wird.

Copir-Maschinen. Unter den mannigfachen Erfindungen, die zu Erleichterung der Händearbeiten ausgedacht sind, gehört auch die Copirmaschine, vermittelst welcher man sowohl die Schriften als Zeichnungen mechanisch copiren und vervielfältigen kann. Unter den Copirmaschinen für geschriebene Schrift gehört die sogenannte Penna duplex (die doppelte Schreibfeder) zu den einfachsten und ältesten Erfindungen; mit ihr kann man auf einmal das Doppelte schreiben. Die beste Erfindung dieser Art ist von dem Engländer Watt in Birmingham 1793. Man legt nämlich auf das zu copirende, frisch geschriebene Blatt ein ebenso großes anderes durchscheinendes ungeleimtes Stück Papier, dieß muß etwas angefeuchtet und mit glattem Papier oben und unten bedeckt seyn. Dieß Alles legt man nun zwischen ein dazu verfertigtes, mit Tuch überzogenes Futteral zur Zusammenhaltung und Pressung, welches alsdann ein- oder mehr Mal durch eine Walzenpresse gezogen wird. Auf dem ungeleimten Papier erscheint dadurch ein Abdruck des Originals, welcher durchscheinend gelesen werden muß. In England und in neuerer Zeit auch auf vielen größern Comptoirs des festen Landes wird diese Copirmaschine allgemein angewendet. Man hat größere und kleinere, die letzten sind gut transportabel und auf Reisen zu gebrauchen. Die Größe des Kastens ist verschieden von Nr. 1 bis 15., welche Nr. die größte enthält. Es richtet sich hiernach auch das darin abzudruckende Papier, nebst den übrigen darin befindlichen Materialien. Man findet solche Copirmaschinen namentlich in der Albertschen Kunsthandlung in Frkf. a. M.

Copley (John Singleton), ein berühmter englischer Künstler, der sich schon um 1780 einen großen Namen unter den britischen Portrait- und Historienmalern erworben hatte. Zu seinen vorzüglichern frühern Arbeiten gehören: der Prophet Elias und der junge Samuel, die Geburt des Heilands, der Zinsgroschen, ein junger Spanier, der aus dem Rachen eines Hayfisches gerettet wird, u. a. m. Er verfertigte zum Andenken der Rettung von Gibraltar auf Antrag der Stadt London zwei große Gemälde, worauf nicht nur die Heldenthaten der Land- und Seetruppen, sondern auch die Bildnisse der vornehmsten Offiziere treu vorgestellt wurden. In einem andern historischen Gemälde stellte er die entscheidende Handlung Karls des Ersten vor, wie er im Parlament die fünf des Hochverraths angeklagten Mitglieder forderte; ein herrliches Gemälde, daß mit den Bildnissen von 60 der vornehmsten, damals machtführenden Männern, im sogenannten langen Palament versehen ist. Die letzten von ihm bekannten Arbeiten sind: die Schlacht bei dem Cap Trafalgar, und ein Bildniß des Generalgouverneurs Cornwallis, beide 1806 ausgeführt. Copley starb zu London 1807.

Coppet (Copet), Marktflecken am Genfersee im schweizer Canton Waadt, hat in 110 Häusern 1300 Einw. (welche Weinbau, Fischerei und Schifffahrt treiben); schönes Schloß mit Neckers Grabmal, ehemals Besitzung Neckers und Wohnort seiner Tochter, der Frau von Staël. Hier Schlacht 1019 zum Vortheil Kaiser Heinrich I. gegen die Burgundier.

Copuliren, verbinden; in kirchlicher Bedeutung: trauen, vermählen. In der Gärtnersprache, einen wilden Zweig und ein veredeltes Reis von gleicher Dicke durch einen gleichmäßigen, schrägen Schnitt genau an einander fügen und durch ein mit Baumwachs belegtes Band befestigen, wodurch die so vereinigten Theile zusamenwachsen, sodaß das veredelte Reis künftig die Krone des Stammes bildet. — Copulation, die Verbindung, die Vermählung, sowohl im kirchlichen Sinne, als der in Gärtnerei. Bei dieser unterscheidet man Frühlingscopulation, im Mai und April, und Wintercopulation, im Novemb. und December; letztere ist besser.

Coquetterie, die Sucht einer Frau zu gefallen und Männer zu fesseln, oder auch die Künste und Mittel selbst, deren sie sich zu diesem Endzweck bedient. Davon Coquette, unterschieden von Buhlerin dadurch, daß diese eigene Begierden zu befriedigen sucht, während jene nur solche bei Andern zu erregen strebt. Wir wissen aus Scudery's „Histoire de la coquetterie" (in ihren „Nouvelles conversations", Bd. 2.), daß dieses Wort zuerst in den Zeiten der Katharina von Medici in die französische Sprache gekommen ist.

Coquimbo, 1) der nördliche Staat der verbündeten Chilestaaten in Südamerika; 1035 QM. groß, mit 30.000 E.; besteht aus den beiden Provinzen Copiapo und Coquimbo. 2) Provinz in diesem Staate; 20.000 Ew. Gold- und Kupfergruben. 3) Handelsstadt darin, am Meerbusen und Flusse Coquimbo. In der Nähe Gold-, Silber-, Kupfer- und Quecksilberbergwerke. Freihafen Guasco am stillen Meere; Handel.

Coram (lat.), in Gegenwart; daher: Coramiren, Coram nehmen; 1) Jemand vornehmen, um ihn auszuschelten; 2) in der Studentensprache Jemand wegen einer Beleidigung fragen, ob es ihm damit Ernst

gewesen sey ; im Bejahungsfalle folgt die Forderung zum Duell darauf.

Corbray (Geogr.), Marktflecken im Bezirk Laon, Depart. Aisne (Frankreich) ; hat 700 Einw. Sonst mit Benedictinerkloster, worin die eben gesalbten Könige beteten und angeblich die Kraft, Kröpfe zu heilen, bekamen. Hier ward Karl der Große für den einzigen König des Reichs erklärt.

Corday (Marianne Charlotte d'Armans), Marats Mörderin, stammte von altadeligen, angesehenen Eltern und wurde 1768 zu St.-Saturnin im Departement Calvados geboren. Ihre herrlichen Naturanlagen wurden durch eine sorgfältige Erziehung hervorgelockt, und in vorzüglichem Grade ausgebildet. Der Enthusiasmus ihres Gefühls für alles Schöne und Erhabene ließ ihren Geist wenig Ausbeute in den gewöhnlichen weiblichen Beschäftigungen finden; mehr Genuß gewährte ihr die Lektüre der klassischen Werke ihrer Nation; keine Unterhaltung war ihr lieber, als die, welche sie in den vorzüglichsten Schriften der Griechen und Römer fand. Als blühende Jungfrau zeichnete sie Unschuld und Reinheit der Sitten aus; die Gestalt ihres Körpers war ein getreuer und unverhüllter Abdruck der Sanftheit ihres Charakters. Alle durch ihre mannigfache Lektüre aufgeregten Gefühle trug sie auf einen Offizier, der zu Caen in Garnison lag, über; Gegenstand ihrer höchsten Verehrung, liebte sie ihn mit schwärmerischer Gluth der Begeisterung. Das Schicksal ihres Vaterlandes, dessen beklagenswerthes Joch am 31. Mai 1792 so recht fest begründet wurde, nahm neben der Leidenschaft der Liebe ihre ganze Theilnahme in Anspruch. Bei den grausamen Bedrückungen ihrer Nation empfand sie Dasselbe, was eine edle Römerin empfunden haben würde, und als ihr Geliebter auf Befehl Marats von den „Bluthunden" (buveurs de sang) niedergemetzelt wurde, färbte das Gefühl der empörten Jungfrau der Gedanke blutiger Rache. Der hohe Geistesschwung Charlottens, der Jammerruf des blutenden Vaterlandes, der Schatten des gemordeten Geliebten, welcher in der Einsamkeit, in die sie sich vergrub, vor ihre Seele stieg, rief den Entschluß aus den Tiefen ihres Herzens hervor, Marat zu strafen und Frankreich von jenem polypenarmigen Ungeheuer zu befreien. Gefaßt war der Gedanke; mit ihrem Leben wollte sie die That besiegeln. Am 9. Juli 1793 flüsterte sie den stillen Thälern ihrer friedlichen Heimat das letzte Lebewohl zu und langte am 12. Abends mit der Post in Paris an. In der Frühe des nächsten Tages kaufte sie sich einen Dolch und begab sich damit um 8 Uhr in das Haus des Marat. Die Maitresse des Tyrannen verweigerte ihr den Zutritt. Da Charlotte sich hierauf gefaßt hatte, ließ sie einen früher geschriebenen Brief zurück, worin sie Marat wichtige Geheimnisse über Auftritte in ihrer Provinz zu entdecken versprach, durch deren Eröffnung er der Republik wichtige Dienste leisten könne. Abends 7 Uhr begibt sie sich zum zweiten Male in Marats Behausung und wird nach einem Wortwechsel mit der Aufwärterin auf Befehl Marats vorgelassen. Er saß im Bade, als Charlotte eintret. Sie ließ sich ohnweit der Badewanne nieder, und beantwortete nicht ohne Bewegung die Fragen Marats, welche dieser über die Stimmung dortigen Departements und die Bemühungen der Gegenrevolutionaire an sich richtete; als er aber ihre Namen aufzeichnete und ausrief: „Die dortigen Anführer werden es nicht lange mehr treiben; bald sollen ihre Köpfe unter

der Guillotine fallen" — ergriff Charlotte den Dolch, welchen sie unter ihrem Busentuch barg, und stieß ihn mit Blitzesschnelle bis ans Heft in die entblößte Brust des Wütherichs. Durchbohrt entschwebten ihm noch die Worte: „Mich? mich? meine Beste! mich? — Ich sterbe!" — und entfesselt war die verbrecherische Zunge. Maitresse und Dienerschaft eilen auf das seltsame Gestöhn aus dem Nebenzimmer herbei und finden ihren Gebieter entseelt. Jede Hülfe war umsonst. Charlotte machte keinen Versuch zu entfliehen. Mit der größten Seelenruhe überreichte sie den herbeigekommenen Polizeibeamten ihren Dolch, ihren Taufschein, eine Adresse ans Volk, ihre goldene Uhr und etwas Geld. Sie bestieg auf Befehl einen Wagen, um in das Gefängniß der Abtei gebracht zu werden. Der Pöbel schäumte vor Wuth, und beinahe wäre Charlotte ein Opfer desselben geworden. Die Angst, verbunden mit der Heftigkeit andrer Gefühle, die nach einer solchen That das Innere des Menschen bestürmen, ließ sie in eine Ohnmacht sinken. Wieder erwacht von derselben, brach ihre Verwunderung über die Bestialität des Volkes in den Worten aus: „Ein solcher Haufen von Cannibalen gehorcht noch dem Gesetz? Das ist wunderbar!" Ein Jüngling bat, ihn statt ihrer zu opfern; auch er mußte sterben. Im Gefängnisse schrieb sie an ihren Vater und bat ihn um Verzeihung. Auch ihren Schwestern ließ sie einige Zeilen des Trostes zurück und schärfte ihrem Gedächtnisse die auf ihre That bezughabende Worte Corneille's ein: Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud". An Barbaroux schrieb sie, sie hoffe bald mit Brutus und andern Edeln in den elysäischen Feldern vereinigt zu werden. Am Tage, wo Marat mit Pomp beerdigt wurde, rief man Charlotte vor den Schranken des Revolutionstribunals (16. Juli). Die Hoheit ihrer Ehrfurcht gebietenden Haltung erschütterte einen großen Theil der versammelten Menge mit tiefer Rührung. Ihr gekränkter Seelenadel bestrafte die vermessene Anfrage eines Richters, ob sie schwanger sey, in den Worten: „So lange Marat lebte, habe ich keinen Mann meiner würdig befunden!" Den Thränen der Theilnahme antwortete sie mit gefühlvollem Blick und mit Ernst sprach sie zu ihren Bewunderern und Feinden: „Es war nicht allein Recht, es war Pflicht, den Marat zu tödten; denn er befahl den Mord. Die öffentliche Meinung hatte schon längst dieß Urtheil über ihn gefällt, ich habe es nun vollzogen"! Ihr Vertheidiger (Chaveau-Lagarde), voll Erstaunens über solchen Muth rief aus: „Ihr hört die Angeklagte selbst! sie gesteht ihr Verbrechen, sie bekennt daß sie es mit kaltem Blute überlegt gehabt, sie verhehlt keinen Umstand, sie selbst will keine Rechtfertigung! Die unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verleugnung ihrer selbst, diese Zeugen der innersten Gewissensruhe, sie sind nicht in der Natur! Solche Erscheinungen sind nur aus der politischen Schwärmerei zu entziffern, welche ihr den Dolch in die Hand gab! An Euch, Bürger Geschworene! ist es nun, zu urtheilen, von welchem Gewichte diese moralische Ansicht in der Wagschale der Gerechtigkeit sey"! Was er sprach, konnte unmöglich auf blutdürstige Richter Eindruck machen, und hier war ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung, der selbst gegen den Böswicht nicht stattfinden darf, zu bestrafen! Der ganze Versammlungssaal feierte eine Stille, wie man sie auf den Gräbern findet, als man ihr das Todesurtheil vorlas. Ihrem Vertheidiger dankte sie mit den Worten: „Gern möchte ich Ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die Sie mir eingeflößt

haben. Diese Herren unterrichten mich jedoch soeben, daß mein Vermögen verfallen ist; aber es bleiben mir im Gefängnisse noch kleine Schulden zu bezahlen, und diese Pflicht übertrage ich hiemit Ihnen"! — Am andern Morgen führte man sie dem Richterplatze entgegen. Eingekleidet in den rothen Mantel schritt sie mit seelenvoller Heiterkeit dem Blutgerüste zu. Mit einem freundlichen Abschiedsgruße gegen die Menge gewandt, stand sie einen Pulsschlag lang, als ihr ein lautes Bravo! und die kraftvolle Simme eines deutschen Bürgers aus Mainz, Adam Lux, welcher ausrief: Seht, sie ist größer als Brutus! — die letzten Augenblicke des Lebens versüßte. Sie fiel unter dem Beile der Guillotine an 17. Juli 1793; bald nachher auch Adam Lux, welcher ihre Apologie geschrieben und zu sterben verlangt hatte wie sie. — Starb Charlotte Corday für die Idee des Vaterlandes, so war ihr Tod sittlich-schön, in ästhetischer Hinsicht, groß und erhaben. Betrachten wir sie als Mörderin, so erregt ihre Person staunende Bewunderung; ihre That, als ein Akt ihres freien Willens betrachtet, bleibt vor dem Richterstuhle des Gewissens moralisch verwerflich und sträflich; nehmen wir ihre That als Erscheinung in der Sinnenwelt, so ist sie ein Mord und als solcher vor dem Gerichtshofe des äußern Rechts strafbar.

Cordeliers hießen einst in Frankreich die Mitglieder eines religiösen zur Regel des Franziskusordens sich bekennenden Instituts. — Bald nach dem Ausbruche der Revolution aber 1792 versammelten sich in dem Wohngebäude dieser Religiösen zu Paris eine Anzahl überspannter Republikaner, unter denen ein Danton, Marat, Camille-Desmoulins u. A., die in der Folge jener Schreckenszeit durch so manigfach verursachte Gräuel als die Geißeln ihres Vaterlandes sich berüchtigt gemacht haben, und die damals in andern Revolutionsklubbs bereits als gräßliche Demagogen eine Rolle spielten. Hier nun in dem Gebäude der Cordeliers war es, wo genannte Revolutionsmänner sammt ihrem Anhange, als geschworene Antiroyalisten, ihre verderbliche Plane zur Umstürzung der gesellschaftlichen Ordnung ausbrüteten, und sich durch den Namen Cordeliers von andern ihres Gelichters, die in Etwas gemäßiger dachten, unterschieden.

Cordilleras de los Andes, die Anden, eine Kette von Gebirgen, welches ganz Südamerika von der magellanischen Straße bis zur darischen Landenge über 650 M. weit durchzieht und sich den niedrigen Gebirgen in Nordamerika anschließt. Ihre höchste Gipfel kommen, nach des Briten Pentland „Reise durch Peru", den Pics des Himalaya (s. d.) sehr nahe. Die Spanier nennen diese Alpen Cordilleras, weil sie kettenförmig sich ausdehnen und fast in rechten Winkeln 3 Hauptäste ausschicken. Der erste Ast zieht sich unweit der darischen Erdenge längst der Küste von Venezuela bis an den Magdalenenstrom und die Insel Trinidad. In dieser Kette findet man die Schneeberge Sierra Nevada und Santa-Marta von 14.000, und Merida von 15.000 Fuß. Zwischen diesen höchsten Gipfeln dehnen sich Bergebenen, die man Paramos nennt, 4—5□, auch 9000 Fuß über die Meeresfläche aus. Den zweiten Seitenast nennt v. Humboldt die Cordilleras der Wasserfälle des Oronoco. Er untersuchte sie 100 Meilen weit bis an den großen Para. Der übrige Theil dieser Kette ist fast unzugänglich und von wilden Völkerstämmen bewohnt. Sie verläßt den großen Stamm des Andes zwischen den 3° und 6° S. Br., erhebt sich, indem sie ostwärts fort-

geht, zu bedeutenden Höhen, woraus mit ungeheuern Katarakten große Ströme entspringen, und enthält die noch von keinem Europäer gesehenen Quellen des Oronoco. Jenseits dieser Einöden ist diese Alpenkette durch einen Spanier, Don Antonio Santos, bekannter geworden, der nackt, wie ein Wilder, die Reise unternahm, seinem Körper die beliebte Kupferfarbe gab und sich übte, alle Dialekte dieser Völker zu sprechen. Sie erstreckt sich bis nach Guyana, und zu ihr gehört der nach seinem glänzend gelben Glimmerschiefer genannte goldene Berg, Eldorado. Die Berge der zweiten Kette haben nur 4000 F. und sind mit Palmen, Ananas und köstlichen Schlingpflanzen so bedeckt, daß Niemand durchdringen kann. Ein feuerspeiender Berg, Duida, erhebt sich bis zu 8465 F. über die Meeresfläche. Diese Seitenkette besteht aus Urgebirgen und hat daher keine Versteinerungen oder Ueberreste aus der Vorwelt. Die dritte Seitenkette des Andes sind die Gebirge von Chiquitos, welche zwischen dem 15. und 20° S.Br. nach Osten den Flüssen ihren Ursprung geben, die in den Maranen und den Plata fallen. Sie verbinden die Riesenhäupter des Andes in Peru mit den Bergen von Brasilien und Paraguay. Durch diese 3 großen Gebirgszüge wird Südamerika in ebenso viele Ebenen getheilt, welche westwärts durch den Hauptrücken, des Andes geschlossen, gegen O. zu bis an den atlantischen Ocean offen sind. Die nördlichste Fläche ist das niedrige Thal des Oronoco, worin Neuandalusien und Guyana liegen; die zweite Fläche ist das waldreiche Thal des Maranon, wozu noch das nördliche Brasilien gehört; die südliche Ebene bildet die viehreichen Pampas, welche sich bis nach Rio-Janeiro und Buenos-Ayres erstrecken. Der Hauptrücken der Andes erhebt sich in der Gegend von Quito, über 20.000 F. Die Beobachtungen, welche der kühne und gelehrte Reisende v. Humboldt über die Beschaffenheit der Andes in dieser Gegend anstellte, haben die wahre Höhe derselben und die Natur der auf ihren Gipfeln befindlichen Luft bestimmt, aber auch für die Einwohner in der Nähe des Aequators, wo die höchsten Berge der quitoschen Andes liegen, die schreckliche Vermuthung aufs Wahrscheinlichste gemacht, daß die Berge vulkanisch, oder vielmehr die ganze Provinz ein einziger Vulkan sey. Auf dem Pichincha neben Quito, über 1500 F. hoch, zählte v. Humboldt in nicht vollen 30 Minuten 18 Erdstöße. Der Schlund des Vulkans bildet ein kreisförmiges Loch, 1¼ Stunden im Umfange, die Ränder in Pikgestalt ausgehauen, sind oberwärts mit Schnee bedeckt. Blickt man in die ungeheure Tiefe, so unterscheidet man mehre Berge, die neben einander stehen und deren Gipfel 1800 F. unter dem Zuschauer sind. Der Antisana, 17.158 F. hoch, ist von einer 7 Stunden großen Ebene umgeben, welche eine Höhe von 12.640 F., und die hier befindliche Meierei ist vielleicht der höchste Ort auf Erden, der von Menschen bewohnt wird. Hier ist der Luftdruck so geringe, daß die gejagten verwilderten Stiere Blut aus der Nase und dem Munde verlieren. Von Humboldt und seine Begleiter fanden auf diesem Vulkan (16. März 1802) in einer Höhe von 16.638 F., also 1938 F. höher als der Montblanc, im Schatten eine Wärme von 19o und in dem Sonnenlichte mußten sich die Reisenden entkleiden; aber das Blut lief allen aus den Lippen, dem Zahnfleisch und den Augen. Sie sahen die Condors noch über sich fliegen; auch erblickten sie hier jene kleine Wölkchen, die man in Europa Schäfchen nennt, noch weit über sich. Der Gipfel des Antisana ist dick beeiset.

Auf dem Chimborasso (20.142 F.) gelangten sie am 23. Juni, unter größern Beschwerden als beim Besteigen des Antisana bis zu 18.576 F. über die Fläche des stillen Meeres. Sie hätten den Weg bis zum Gipfel fortgesetzt, wenn nicht ein zu großer Spalt im Boden sie gehindert hätte. Der kurze Aufenthalt in dieser Höhe zeigte ihnen die traurigsten Schreckbilder. Ein Winternebel umhüllte sie, aus dem nur von Zeit zu Zeit die grausenvollsten Abgründe hervorschimmerten. Kein beseeltes Wesen gab der Luft ein Leben. Kleine Moose waren die einzigen organischen Gestalten, durch die sie erinnert wurden, daß sie noch einer bewohnten Erde angehörten. Ueber den Kotopari (17.712 F.) s. d. — Die großen Masse der Andes in Peru und Bolivia (wo sie, sowie in Chile [vgl. d.] am höchsten sind), nach Pentland vom 14° — 20° S. Br., theilt sich in zwei Ketten (östliche und westliche) oder gleichlaufende Cordilleren, zwischen denen ein weites, hochliegendes Thal sich hinzieht: nächst Tibet das höchst gelegene Flachland auf der Erde mit dem großen See Titicaca; während jedoch Tibet nur Gebirgsweiden mit Schafheerden darbietet, liegen auf jener Hochebene der neuen Welt in der Wolkenregion auf einem höhern Punkt als der schneebedeckte Gipfel der Jungfrau, und der Lage nach höher als der Montblanc, Städte, deren Felder mit Mais, Roggen, Gerste, ja selbst mit Weizen bepflanzt sind. Die westlichen Cordilleras trennt das Thal von Desaguadero von den Ufern des stillen Meeres. Diese Kette zählt mehrere Vulkane, als den Schama, Arequipa u. a. Die östlichen Cordilleras scheiden dasselbe Thal von der weiten Ebene der Chiquitos und Moras; sie liegen innerhalb der Grenzen der Republik Bolivia und bestehen fast ganz aus Flötzgebirgen. Höhen der östlichen Cordilleras, nach Pentlands meist barometrischen Messungen: Nevado di Sorata 25.220 engl. F. (der höchste Gipfel dieser Kette, ist also bedeutend höher als der Chimborasso), der Nevado di Illimani, östlich von der Stadt La Paz, 24.350 engl. F. (beider Gipfel konnte Pentland nicht erreichen, wegen der ihren Abhang umgürteten Eismassen, weßhalb er ihre Höhe trigonometrisch maß), der berühmte Erzberg Cerro di Potosi 15.912 F. Die gefrorenen Häupter dieser Gebirge bestehen fast durchgehends aus Porphyr, der eine Höhe von 10—12.000 F. einnimmt; dagegen findet man Granit nur bis etwa 11.000 F. über der Meeresfläche. Gipfel der westlichen Cordilleras, fast alle vulkanisch: Gebirg Tajora oder Chipicani 18.898 engl. F.; Gebirg Pichu, aus Trachit bestehend, 18.603 F., Vulkan Arequipa (der schönste und malerische vulkanische Kegel der Anden) 18.373 F. Gebirgspässe der beiden Cordilleren: Atlos de los Huessos am südlichen Fuß des Arequipa 13.605 F., Paß von Paquani 15.227 F. — Die höchsten Gipfel in Mexiko sind der Popocatepetl 17.626, der Citlatepetl 14.830 und der Iztaccihuatl 14.730 Fuß hoch. Diese Gebirge sind alle durch Seitenzweige verbunden und haben ungeheure Schluchten und Spalten, hier Quebrados genannt, mit schroffen Wänden; hohe Ebenen von geringem Umfang und unzählbare von Bergwässern durchströmte Thäler. Die meisten Gipfel, selbst in der heißen Zone, sind mit ewigem Schnee bedeckt. Doch gibt es in den Andesgebirgen keine Gletscher, weil unter dem Aequator die Temperatur sich immer gleich ist und die Sonne das ganze Jahr hindurch fast mit gleicher Stärke scheint. Daher kommen auch in den Andesthälern nie die fürchterlichen Lawinen

vor, denn die immer gleiche Temperatur macht, daß sich weder große Schneemassen anhäufen, noch auch zu andern Zeiten wegschmelzen können. Dagegen unterscheidet sich der Eindruck, den die Andes machen, von dem der europäischen Alpen durch die ungeheuren Felsenspalten, die bisweilen eine Tiefe von mehr als 4000 Fuß haben und dabei ganz senkrecht sind. Eine solche Felsenspalte, Icononze genannt, durch welche der Summa Paz fließt, ist wegen einer natürlich gewölbten Brücke merkwürdig, welche 300 F. über dem Flusse sich 50 Fuß lang, 40 Fuß breit und 8 Fuß dick von einem Felsen zum andern erstreckt. Die Eingebornen werfen über diese Schlünde der Andes Brücken von Stricken aus den zähen Fasern der amerikanischen Agave. Diese hängenden Brücken bedecken sie mit Rohr oder Schilf und geben ihnen einen schmalen Rand von Flechtwerk. Unter den Wasserfällen, welche die Ströme der Andes bilden, ist der Tequendama in Bogota zu nennen. Mitten in einer reizenden Landschaft stürzt das Wasser, 40 F. breit, in 2 Absätzen 600 F. hoch in ein tiefes Becken hinab. Die Andes sind ferner merkwürdig durch die vielen Vulkane, wovon wir schon oben die größten erwähnten, Der südlichste ist der S.-Clemente 46½ S. Breite; bis zu Chile's Grenze sind sie noch weit von einander; aber von hier an längst der hohen Schneegebirgskette 42—30° S. Br. findet man alle 30—40 Lieues einen Vulkan. Von 30° an, wo die hohe Cordillera Nevada beginnt, werden die Vulkane seltener und verlieren sich in Peru's hoher Kette, bis sie in Bolivia wieder beginnen und sich bis nach Quito erstrecken. Selbst in Patagonien ist noch der Vulkan de los Gigantes und Feuerland hat ebenfalls einen, 50° S. Br. Viele derselben sind noch in Thätigkeit und die Behälter eines unermeßlichen Brennstofs, der in fürchterlichen Erdbeben ausbricht, wobei nicht bloß Lava, Bimstein, Asche, Basalt- und Porphyrtrümmer ꝛc., sondern auch Schlamm, kochendes, schwefelhaltiges Wasser und todte Fische, oft in so großer Menge ausgeworfen werden, daß z. B. von den vom Kotopari einst ausgeworfenen die Luft auf den benachbarten Landgütern verdorben wurde und daß der jetzt fast erloschene Vulkan von Imbubari 1691 damit Faulfieber in der Stadt Ibarra erzeugte. Oft brausen aus diesen Vulkanen Strumwinde hervor, die Alles zu Boden werfen, was ihnen entgegensteht. Diese Gebirge sind äußerst reich an Metallen, Blei allein ausgenommen. Außer der Platina (die man indeß auch im Ural findet) ist ihnen ein sonderbares Erz eigen, welches aus Thon, Eisenkalk, salzsaurem und gediegenem Silber besteht.

Cordon (Schnur), in der Kriegssprache eine Grenzkette, eine solche Stellung der Truppen, vermöge welcher sie eine ununterbrochene Linie bilden, um ein Land vor feindlichen Einfällen oder auch vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Der östreichische Feldmarschall Lascy machte in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. zuerst Gebrauch von den Cordons, um die östreichischen Grenzen gegen die fortwährenden Streifzüge der Türken zu decken. Doch hatten die Oestreicher demselben größtentheils den mangelhaften Erfolg des Feldzugs zuzuschreiben. Auch ist eine solche Vertheidigungsanordnung darum durchaus nicht zweckmäßig, weil die Streitkräfte auf einer bedeutenden Strecke Landes zersplittert werden und dann nicht da sind, wo der Feind mit der Masse durchbricht. Ein Cordon ist daher nur, wenn man nothgedrungen durch schlechte Witterung, Jahreszeit ꝛc. ausgedehnte Cantonnirungen beziehen muß, im Kriege zu

entschuldigen; aber auch hier müßen die Maßregeln so getroffen werden, daß das Corps wenigstens theilweise schnell gesammelt werden und bei einem Angriff widerstehen kann. — In der Baukunst nennt man die ring- oder kettenförmigen Verzierungen an den Gesimsen Cordons.

Cordova 1) Königreich und Provinz in Spanien, Theil von Andalusien, auf beiden Seiten des Guadalquivir (dem rechts der Jeguas, Arenates, Bembezar, Guadiato u. a., links der Guadajas, Fenil u. a., zuströmen), 195 Q.M. groß, mit 327.000 Einw., gränzt an Jaen, Granada, Sevilla, Estremadura und Mancha. Der nördliche Theil ist durch die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Sierra Morena, eine Reihe steiler, hoher Felsen, sehr raub. Im Süden (der Campana) ist das Land nur hügelig und das Thal des Guadalquivir von hoher Schönheit und Fruchtbarkeit. Uebrigens ist das Klima sehr heiß und wird durch den Solano noch drückender. Man treibt Ackerbau, doch nicht mit Eifer, auch ist er nicht ergiebig genug; Oel und Wein, wie Kastanien und Johannisbrot, sind im Ueberfluß; die Sierra hat gute Weiden, weßhalb die Viehzucht, besonders die Pferdezucht (andalussische Hengste) und Schafzucht mehr in Aufnahme ist; man sammelt auch Galläpfel, Sumachrinde, Kermes, Honig u. dgl.; ferner gedeihen allerlei Südfrüchte. Der Bergbau liegt ganz darnieder; Gewerke sind nicht in Aufnahme; der Handel vertreibt nur Landeserzeugnisse. — 2) Cordova, die Hauptstadt dieser Provinz, sonst eines maurischen Königreichs, alt und berühmt in Spaniens Geschichte, liegt (37° 52′ 13″ N. Br.) am Fuß eines Zweiges der Sierra Morena und am rechten Ufer des Guadalquivir, über welchen eine von den Mauren erbaute, auf 16 Bogen ruhende und 730 F. lange Steinbrücke geht. Sie ist amphitheatralisch am sanften Abhange des Gebirges erbaut, bildet ein längliches Viereck, ist mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben und wird durch eine Mauer in die Ost- und Westhälfte getheilt. Ein Theil der Stadt ist römischen, ein andrer maurischen Ursprungs. Ihr Umfang ist sehr bedeutend, aber viele Gebäude sind gänzlich zerfallen, und eine Menge von Gärten nimmt einen großen Theil des bewohnten Raumes weg. Die Vorstädte sind fast so weitläufig wie die Stadt selbst. Die Straßen sind enge, krumm und schmutzig; dagegen ist der Plaça Mayor, der Hauptmarktplatz, durch seine Größe, Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Von ihrer alten Herrlichkeit ist ihr fast Nichts geblieben als die in ihrer Art einzige Metropolitankirche. Der arabische König Abderhaman erbaute sie als Moschee zu Ende des 7. Jahrh. Die wunderbar verbundenen, theils achteckigen, theils runden Kuppeln des prachtvollen Tempels werden von 850 Jaspis- und Marmorsäulen getragen, welche 19 Säulengänge bilden. Man zählt darin 100 Kapellen, geschmückt mit vielen Bildsäulen, Gemälden und andern Kostbarkeiten. Außerdem hat Cordova noch mehr als 40 andere Kirchen, mehre Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten, 2 Collegien, 3300 H. und 35.000 (ehemals 200.000) Einw.; Sitz eines Erzbischofs und der Provinzialbehörden. Die Ueberbleibsel des Wohnsitzes der maurischen Könige machen jetzt einen Theil des erzbischöfl. Pallastes aus. Cordova hat eine berühmte königl. Stuterei und ansehnliche Pferdemessen; die Einw. fertigen Maulthierdecken, Hüte, allerlei Seidenwaaren, gute Metallwaaren, Leder. Cordova hat zu allen Zeiten starken Handel getrieben und zur Zeit der Mauren ward das hier sonst ausschließlich bereitete

Glanzleder aus Ziegenfellen (Cordnan) weit und breit versandt. — Die Stadt ist von den Römern erbaut worden (Colonia Patricia, später Corduba), zu welcher Zeit ist nicht bekannt. 572 ward sie von den Gothen erobert und 692 von dem mauriſchen Feldherrn Abderhaman in Beſitz genommen, welcher hernach ſich ſeiner Lehnspflicht gegen den Khalifen v. Damaskus entzog und Cordova zu ſeiner königl. Reſidenz erhob. — 3) Cordova, der größte Staat der ſüdamerikan. Union, der das ganze vormalige Tucumann und Cuyo der ältern Charte zwiſchen 29 und 39° ſüdl. Br. umfaßt. Grenzen: nördl. Salta, öſtl. Buenos-Ayres, ſüdl. Patagonien, weſtl. Chile. Areal: 13.760 QM. Gebirge: die Anden im W., ſonſt unermeßliche Ebene, zum Theil holzlos mit ſchönen Viehweiden. Flüſſe: der Dolce, der Primero, Secondo, Terzo, Quarto, und Quinte, der Colorado und der Negro als Grenze gegen Patagonien. Seen: Salzſee Porongos. Klima: gemäßigt und geſund. Produkte: die meiſten Produkte von Süd-Amerika, vieles Korn, ungeheure Pferde- und Rindviehherden wild, das Guanaco und Vicuna, Honig, Wachs, edle Metalle in den Cordilleras. Handel: nach Buenos-Ayres, das ſeinen Hafen macht, und mit Chile. Volksmenge: 158.000; nur erſt wenige Striche angebaut, aber von vielen unzähligen wilden Indianerſtämmen durchzogen. Staatsverfaſſung: demokratiſch, doch ihre innere Organiſation unbekannt. Religion: katholiſch. Sitten und Gebräuche: ſpaniſch. — (Geſchichte). Tucuman wurde 1542 von Peru neu entdeckt und anfangs mit Chile, dann 1563 mit Peru verbunden; Cuya, anfangs als Theil von Chile betrachtet, dann mit Tucuman dem Vicekönig von Buenos-Ayres unterworfen; 1810 verbanden ſich beide Provinzen unter dem Namen Cordova und traten in der Folge zu der Union von Süd-Amerika. Eintheilung in 4 Provinzen: Cordova mit 76.000, Punta S.-Louis mit 10.000, S.-Juan mit 34.000 und Mendoza mit 38.000 Einw. 4) Hauptſtadt des vorgedachten Staats und Diſtrikts von Primero; iſt der Sitz eines Biſchofs, hat gepflaſterte Straßen, eine Kathedrale, mehre Klöſter, ein Collegium, 5500 Einw., die wollene und baumwollene Zeuche weben und beſonders mit Maulthieren und andern Landeswaaren einen lebhaften Handel mit Buenos-Ayres und Sant-Jago treiben. 1573 von Geron de Cabrero gegründet. — Cordova heißt endlich eine Ciudade am Blanko und am öſtlichen Abhange des Citlaltepetl in dem Mexicoſtaate Verra-Cruz; iſt 1617 gegründet, enthält eine Kirche, zwei Klöſter, zwei Hoſpitäler, 730 Familien und baut vielen Zucker und den beſten Tabak in Mexico.

Corelli (Arcangelo), italien. Muſiker, war zu Fuſignano im Gebiete von Bologna 1653 geboren. Schon als Knabe zog ihn eine große Neigung zur Muſik und ſein Talent faßte mit der größten Leichtigkeit die ſchwerſten Melodien auf und gab ſie im Geſange wieder. Matteo Simonelli, damaliger Sänger an der Peters-Capelle zu Rom, gab ihm die erſte Anleitung und Unterricht in der muſikaliſchen Kunſt und im Generalbaſſe. Mit der Satzlehre der Kirchenmuſik vertraut, verließ er das Haus ſeines Lehrers und ging nach Bologna, wo ihn Boſſana in das Schöpferreich der weltlichen Muſik überführte. Auf der Violine brachte er es zur Meiſterſchaft, ſeine Fertigkeit im Bogenſtriche war Gegenſtand der allgemeinſten Bewunderung, und der Ruhm ſeiner Virtuoſität auf der Geige ſchallte durch ganz Europa, als er von der, 1706 nach Deutſchland unternommenen Reiſe nach einer 5jährigen Dienſtzeit

bei dem Kurfürsten von Baiern, in sein Vaterland zurückkehrte. Sein Instrument behandelte er mit einer tiefen und bewundernswürdigen Einsicht. Ohne die Sprünge und tändelnden Verzierungen der meisten Violinspieler nachzuahmen, spielte er mit einem anmuth- und ausdruckvollen, sich immer gleichbleibenden und festen Tone. Durch seine grandiöse und majestätische Compositionen schuf er für sein Instrument eine neue Harmonie. Bei seinem Aufenthalte in Rom fand er in dem Kardinal Ottoboni einen trefflichen Gönner; und hier bildete er, nach Crescentini's Vorschlag, jene berühmte musikalische Akademie, die alle Montage im ottobonischen Pallaste gehalten wurde. Er starb 1713, wurde im Pantheon begraben und hinterließ unter seinen Reichthümern eine schätzbare Gemäldesammlung, die sein Beschützer, der Kardinal Ottoboni, erbte.

Coriander (Coriandrum Linn. et Tournef.) heißt ein Pflanzengeschlecht, das in die 2. Ordn. der 5. Linn. Kl. zu den Doldengewächsen gehört. Die allgemeine Dolde besteht aus wenig Strahlen, die besondere aber aus vielen. Die allgemeine Hülle ist kaum einblättrig, die besondere dreiblättrig, gleichbreit; der eigentliche Kelch 5zähnig. Die allgemeine Krone ist ungleich, gestrahlt und besteht aus lauter Zwitterblümchen. Die in der Scheibe stehenden fallen ohne Saamen ab und haben 5 gleiche umgebogene ausgeschweifte Kronblätter. Die Krone der Strahlblümchen besteht aus 5 umgebognen ausgeschweiften herzförmigen Blättern. Das äußerste davon ist weit größer und zur Hälfte gespalten, die 2 daneben stehenden sind in 2 ungleiche Lappen eingetheilt, und die 2 untersten am kleinsten. Die 5 Staubfäden haben einfache Träger und rundliche Staubbeutel. Der Stempel besteht aus einem unter dem Fruchtboden sitzenden Fruchtknoten, zwei von einander abstehenden Griffeln und runden Narben. Auf die Blüthe folgt ein nacktes kugelförmiges Samenkorn. Es gibt zwei verschiedene Gattungen dieses Geschlechts, davon aber nur die eine vorzüglich im Gebrauch ist, nämlich: 1) der gemeine Coriander (Coriandrum sativum L., Schwindelkörner). Die dürre faserige Wurzel treibt einen ästigen 2 Schuh hohen Stengel, die untersten Blätter sind tief eingeschnitten und rundlich, die oberen in fein zerschnittene Querstücke getheilt. Die weißen röthlich schattirten Blumen stehen am Gipfel der Aeste und tragen eine kugelförmige, aus zwei Samenkörnern bestehende Frucht. Die ganze Pflanze hat einen sehr häßlichen Wanzengeruch. Der frische Samen erweckt durch seinen starken Geruch Schwindel, mit der Zeit aber wird er gelinder und angenehmer gewürzhaft; daher man sowohl in der Arzneikunst als in der Oekonomie häufig Gebrauch davon macht. Die Alten haben viel darüber gestritten, ob der Coriander unter die Heilmittel oder unter die Gifte gehöre. Endlich hat man gefunden, daß nur die grüne frische Pflanze eine betäubende giftige Eigenschaft habe, die ihr aber durch das Trocknen vergehe, doch braucht man davon nur den Samen. Dieser hat einen süßen starken gewürzhaften Geschmack, und liefert in der Destillation viel ätherisches Oel. Er gehört in die Klasse der aromatischen Arzneien, und ist gegen Blähungen, Unverdaulichkeit und zur Auflösung dicker zäher Säfte wirksam. In der Oekonomie braucht man ihn als ein Gewürz an allerlei Speisen und zur Verfertigung der Liquers oder Aquavitä. — 2) Doppelsamiger Coriander (Cor. testiculatum L.), dessen Ansehen zwar dem vorherigen gleicht; allein der Stempel ist niedriger und eckig. Die Blumendolde ist einfacher, die allgemeine Hülle besteht

nur aus einem Blättchen, die besondere fehlt gänzlich. Die Krone besteht aus gleichförmigen Blümchen, in der Scheibe sowohl, als in dem Strahle. Er hat 2 besondere Früchte oder Samenkörner. Der Geruch dieser Gattung ist noch unerträglicher als bei der vorigen. Sie wächst übrigens wie jene in Italien und andern warmen Ländern wild, wird aber hier zu Lande sehr leicht in den Gärten gezogen. Man säet nämlich im Frühjahr den Samen auf ein fettes Beet und überläßt die Pflanzen dem Schicksal anderer inländischer Gewächse, ohne besondere Wartung.

Coriaria c. L., Gerberstrauch), Pflanzengattung, deren natürliche Verwandtschaft noch nicht hinreichend ausgemittelt ist, zur Diöcie, Dekandrie des Linne'schen Systems gehörig. Fünf Arten: c. mystifolia, im südlichen Europa heimisch; wird, obschon unser Klima nicht ganz vertragend, als Ziersträuch kultivirt. Die süßlichen Beeren, von wohlgefälligem Ansehen, sind ein Gift. Die Blätter und Zweige werden in Frankreich zur Gerberei benutzt und machen einen Handelsgegenstand aus; besonders dient er hier zur Bereitung des Corduans. Aber auch andere Arten haben Gerbestoff.

Corigliano, Stadt in der Provinz Otranto (Königreich Neapel); hat ein Schloß und 4000 Ew. — 2) Curigliano. Stadt in der Provinz Calabria citeriore (Königreich Neapel); hat 6000 Einw., welche gutes Oel bauen, und eine merkwürdige Wasserleitung.

Corilla, s. Improvisatoren.

Coriolanus (Cajus Marcius) lebte zu den Zeiten der römischen Republik, als nach der Abschaffung der königlichen Gewalt fortwährende Kämpfe für die Freiheit der Republik mit den Nachbarstaaten einen republikanischen Geist unter den Römern erzeugte, der von nun an Hauptzug in dem römischen Charakter bleibt. Coriolanus, aus einer der ältesten Familien Roms entsprossen, und also zu den Patriciern vom ersten Range gehörend, spielte in diesen äußern Kriegen und in den innern Händeln Roms eine bedeutende Rolle. Schon in der frühesten Jugend begeisterten ihn die Thaten seiner ruhmvollen Vorfahren zu ähnlichen, so daß er sich als Knabe schon bestrebte, und daran Vergnügen fand, seinem Körper durch alle mögliche gymnastische Uebungen, Gewandtheit und Stärke zu verschaffen. Nach dem frühen Tode seines Vaters setzte das Geschäft der Erziehung seine vortreffliche Mutter Veturia fort, und nährte in seiner Seele den edlen Stolz und das Streben nach Auszeichnungen. Seine erste Heldenthat verrichtete er in einer Schlacht, die nach dem Tode des letzten Königs Tarquinius den Vaterlandsfeinden geliefert wurde. Mit der größten Unerschrockenheit fochte er hier unter den Augen des römischen Feldherrn, und war so glücklich, einen an seiner Seite verwundeten Römer mit Schild und Schwert gegen mehre Feinde zu vertheidigen und seinem Landsmanne das Leben zu retten. Diese ritterliche That verschaffte ihm den Eichenkranz, womit derjenige Römer nach den Gesetzen belohnt wurde, der einem Bürger im Kriege das Leben gerettet hatte. Diese Ehrenbezeugung, womit der Feldherr im Namen des Vaterlandes ihm den Dank für seine Tapferkeit ausdrückte, war dem ruhmsüchtigen Jünglinge Antrieb zu immer größern Thaten, und fest war sein Vorsatz, diesen Kranz der Ehre nie verwelken zu lassen. So sehr auch die Auszeichnungen, die er für seine geleisteten Dienste von der Republik empfing, seiner eigenen Ehrbegierde schmeichelten; so

war es doch für ihn ein höheres und edleres Vergnügen, daß er seiner Mutter, die er so innig hochschätzte und liebte, dadurch Freude und sie zur Zeugin seines Ruhmes machen konnte. Immer hielt er, auch als Gatte, und mit der größten kindlichen Liebe fest an seiner Mutter, und diesen schönen Gefühlen seines Herzens, die auch die Römer ehrten, hatte er späterhin den größten Ruhm in der Geschichte, so wie Rom selbst seine Errettung vom Untergange zu verdanken. Als die Volsker in das römische Land einfielen, gingen die Römer sogleich ihnen entgegen, drängten sie auch zurück, und Marcius an der Spitze, rückten sie jetzt bis an die Thore der Stadt Corioli. Als die Flucht der Feinde die Vertheidigung des Thores selbst verhinderte, so benutzte Marcius den glücklichen Augenblick, so groß auch die Menge der Wurfspieße war, womit der Feind ihn von der Mauer herab empfing, und drang beherzt mit seiner kleinen, aber tapferen Schaar mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt ein. Blutig wurde jetzt hier der Kampf. Doch die Römer, von ihrem Anführer durch Wort und That begeistert, thaten Wunder der Tapferkeit, sodaß der Feind so lange aufgehalten wurde, bis der Consul Lartius mit einem Theil des römischen Heeres dem Marcius zur Unterstützung nachrückte. In kurzer Zeit war nun Corioli erobert, und der Krieg mit den Volskern war nun ebenso schnell wie ehrenvoll für Rom beendigt. Auf Antrag des Consuls Cominius wurde dem Marcius zum Andenken und zur Belohnung seiner der Republik geleisteten Dienste künftig der Ehrenname Coriolanus zugegeben. Doch nicht lange genoß er die Früchte seines erworbenen Ruhmes und die verdiente Achtung des Volkes. Die Uneinigkeiten zwischen den Patriciern und Plebejern brachen von Neuem aus, da die Patricier, unter welchen Coriolan einer der herrischsten und stolzesten war, den Plebejern die bewilligten Vortheile nicht zugestehen wollten. Eine Hungersnoth (491 v. Chr.) war die Folge jener Reibungen, und die Schuld davon wälzten die Plebejer auf die Patricier, welche hierdurch das Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten suchten. Coriolan sprach sich indeß auf das Entscheidendste gegen die Anmaßungen der Plebejer aus, sodaß der Haß gegen ihn immer stieg, als der stolze Patricier, welcher bei der Consulswahl übergangen wurde, die furchtbare Worte aussprach: „Jetzt kann man den Pöbel zwingen, seinen Vorrechten zu entsagen.“ Dieses setzte die Plebejer in Wuth; sie drangen darauf, den Coriolan vor dem Volke zu richten. Die Patricier versuchten Alles, ihren unerschrockenen Sprecher zu retten, aber vergebens. Mit allen möglichen Beschuldigungen traten nun die Volkstribunen bei dem öffentlichen Verhör gegen ihn auf; allein er vertheidigte sich mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit. Doch der Untergang dieses gefährlichen Mannes war von den Tribunen nun einmal beschlossen, und man bestand darauf, daß er als ein Feind des Volkes auf ewig des Vaterlandes müsse verwiesen werden. Durch eine Stimmensammlung wurde sein Schicksal von den Bürgern entschieden und er zur Verbannung verurtheilt. Er verließ daher seine Familie, flob zu den Volskern, Wuth und Rache schnaubend gegen sein Vaterland. Coriolan richtete seinen Weg nach Antium, einer Stadt im Gebiet der Volsker, wo er einen Mann, Attius Tullus, kannte, der schon oft die Heere der Volsker gegen die Römer angeführt hatte. Diesen wollte er für sich gewinnen und ihm seine Dienste, um ihre rachsüchtigen Anschläge gegen Rom auszuführen, anbieten. Beides

gelang. Bald stimmten sie die Großen des Volkes für den Krieg gegen Rom. Der Krieg wurde daher von den Volskern den Römern erklärt, und Coriolanus und Attius zu Oberfeldherren in demselben ernannt. Indem Attius Tullus mit einem Heere zur Vertheidigung der Grenzen zurück blieb und noch die nöthigen Zubereitungen zu einer recht ernsten Führung des Krieges machte, rückte Coriolan mit seiner Heerabtheilung ins Feld und verbreitete durch seinen plötzlichen Einfall allgemeines Schrecken im römischen Gebiet. Auf seinem Marsche gab er Alles der Plünderung Preis, nur gegen die Landgüter der Patricier bewies er Schonung, um dadurch die Eifersucht des Volkes in Rom noch mehr anzufachen. Mit großer Schnelligkeit rückte er auf Rom los, wo Schrekken und Verwirrung herrschte. Der Senat schickte in dieser Noth eine Gesandtschaft an den Coriolan und ließ denselben mit Zustimmung des Volkes um friedliche Rückkehr ins Vaterland bitten. Mit Stolz empfing er die römischen Gesandten und erklärte ihnen, daß er nur unter der Bedingung mit Rom Frieden schließen würde, wenn die Römern den Volskern alle Städte und Ländereien, die sie früher erobert hatten, zurückgeben und ihnen, sowie den Lateinern, das Bürgerrecht zugestehen wollten. Hierzu gab er ihnen 30 Tage Bedenkzeit und verließ während dessen das röm. Gebiet, um die Lateiner, die Bundesgenossen der Römer zu besiegen. Auch eine 2. Gesandtschaft konnte beim Ablauf der 30 Tage keine vortheilhaftere Bedingungen erhalten. Zuletzt machten sich die Priester auf, geschmückt mit ihren Ehrenzeichen und Opferbinden und warfen sich flehend im feindl. Lager nieder, aber auch sie erweichten den harten Sinn des Siegers nicht. Da gingen die röm. Frauen zu Coriolan's alter Mutter Veturia und zur Volumnia, seiner Gemahlin und bewegten sie, mit ihnen ins volskische Lager zu gehen. Volumnia mußte noch ihre beiden Kinder auf dem Arme tragen, und so hoffte man durch weibliche Thränen zu erlangen, was Gesandten und Priestern nicht gelungen war. Als nun dieser wehrlose Haufe sich dem Lager näherte, erstaunte Coriolan über dies Wagestück, und rüstete zum Empfang der Frauen sein Herz mit aller Bitterkeit gegen sein Vaterland aus. Auf einem erhabenen Sitze, umgeben von den Vornehmsten seines Heeres, erwartete er den feierlichen Zug. Kaum aber erblickte er an der Spitze desselben seine ehrwürdige, ihm so theure Mutter, und an ihrer Seite seine Gattin und seine beiden Kinder, so erweichte sich die Eisrinde seines Herzens, und er unterlag den Gefühlen, die dieser Anblick in seinem Innern erzeugt hatte. Von seinem Sitz sprang er auf, um sich in die Arme seiner Mutter zu werfen. Doch sie widersetzte sich dieser Umarmung und rief ihm entgegen: „Ehe ich dich an mein Mutterherz drücke, muß ich wissen, ob ich zu meinem Sohne, oder zu einem Feinde des Vaterlandes gekommen bin!“ — und nun sprach sie mit allen Gefühlen des bekümmerten Mutterherzens, oft von Thränen unterbrochen, zu ihrem Sohne, dem jetzigen Feinde des Vaterlandes. Gleichzeitig warfen sich seine Gattin und Kinder ihm zu Füßen, und mit ihnen der ganze Zug der Frauen und Kinder. Diesen Anblick konnte er nicht länger ertragen, sondern mit Thränen in den Augen warf er sich seiner Mutter in die Arme und rief schmerzhaft aus: „Mutter, Rom hast du gerettet — aber ich bin verloren!“ Jetzt hob er sein Weib und seine Kinder von der Erde auf, schickte die Frauen zur Vaterstadt zurück, und gab den Befehl, das Lager abzubrechen. Bald darauf trat er den Rückzug an. In Rom war die

Freude groß, sowie der Dank der Errettung gegen die Götter. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Senat, auf Bitten der Frauen, dem weiblichen Glück einen Tempel erbauen. Coriolan aber zog sich durch diesen Ausgang des Krieges den Haß der Volsker zu, und wurde in kurzer Zeit von der betrogenen und erbitterten Menge in einer Empörung ermordet. Plutarch stellt den Coriolan dem Alkibiades gegenüber.

Cork, 1) Grafschaft in der irischen Prov. Munster, von 7° 35′ bis 9° 50 O. L., 51° 19′ bis 52° N. Br., grenzt im Norden an Limerik und Kerry, im Osten an Tipperary und Waterford, im Süden ans Meer, im Westen an Kerry und enthält auf 117 QM. an 800.000 Einw. in 12 Städten oder Marktflecken und 269 Kirchspielen. Das Land ist von niedrigen Bergreihen, Hügeln und Thälern durchschnitten und hat an den Küsten große Busen, denen die Küstenflüsse Blackwater, Lee und Bandon zufließen. Unter den Bergen sind im Westen der Hungryhill, 1920 Fuß über der Bantri-Bai, auf dessen Gipfel ein großer See, woraus einer der schönsten Wasserfälle des Königreichs sich herabstürzt; dann der 1800 Fuß hohe Mount Gabriel zu erwähnen. Die Binnenseen sind unbedeutend; der Lough Lee ist etwa ½ Meile lang, ¼ breit und sehr fischreich; der Loughs Hine und Gougane Bare sind viel kleiner. Das Klima ist feucht, nebelig mit schwerer dicker Luft. Die Grafschaft ist das reichste Kornland der Insel. Ausgeführt werden Korn, Mehl, Butter, gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, Whisky, Porter, Segeltuch, Tuch, Flachs, Wollgarn, Leinwand, Baumwollgarn, Schmalz, Seife, Lichter, Eisengeräthe. — 2) Cork, die Hauptstadt dieser Grafschaft, die zweite Stadt in Irland, welche zwei Deputirte zum britischen Parlament sendet und der Sitz eines anglikanischen sowie eines katholischen Bischofs ist, liegt (51° 53′ 54″ N. Br.) an der Mündung des Lee und zählt in 9000 Häusern 110.000 Einwohner. Cork ward im 6. Jahrh., wahrscheinlich von den Dänen, auf einer kleinen Insel des Lee gegründet und stand durch 2 Brücken mit dem festen Lande in Verbindung. Seitdem aber hat sich die Stadt zu beiden Seiten des Stromes beträchtlich ausgebreitet, und es sind noch 5 Brücken zu jenen ersten hinzugekommen. Cork ist reinlich und gut gebaut, aber ohne Pracht; die Straßen sind meist winkelig; die Stadt von vielen Kanälen durchschnitten, daher ungesund. Sie hat eine schöne Kathedrale, Börse, Kasernen, 2 Theater, Assekuranzen, mehre Wohlthätigkeitsanstalten und wissenschaftliche Vereine, Pflanzenarten, Arsenale, Schiffswerfte, einige Banken. Die Einwohner fertigen Segeltuch, Leinwand, Papier, Leder, Whisky, Bier, unterhalten große Schlächtereien (fast für die ganze britische Seemacht) und treiben bedeutenden Handel mit den Landes- und Fabrikerzeugnissen. Der Hafen von Cork (Cork-Cove), 3 Stunden unterhalb der Stadt, ist wegen seiner Sicherheit und Bequemlichkeit berühmt; jährlich laufen über 3000 Schiffe ein. Die Einfahrt, schmal und tief, wird durch 2 starke Forts von beiden Seiten vertheidigt; auch sind 2 kleine Inseln befestigt worden, deren Geschütz die Einfahrt bestreicht.

Corleone, Stadt in der Intendantur Palermo (Königreichs Sicilien), an der Quelle des Belio, hat eine Bevölkerung von 15.000 Seelen und einträglichen Feldbau.

Cornaro (Lodovico), denkwürdig wegen seines hohen Alters, welches er durch seine frugale Lebensweise erreichte, stammt aus einer berühmten venetianischen Familie, welche ihrem Vaterlande mehre

Dogen und im 15. Jahrh. der Insel Cypern in Katharina Cornaro eine Königin gab, welche bei ihrem Tode den Venetianern ihr Reich hinterließ. Lodovico Cornaro starb zu Padua am 26. April 1566 in einem Alter von 104 J., ohne Todeskampf sanft hinüberschlummernd. Schon in seinem 25. J. wurde er von Magenübeln, Gicht und einem langsamen Fieber heimgesucht, und trotz aller angewandten, zahllosen Mittel blieb seine Gesundheit schlecht bis in sein 40. J. Da gebrauchte er keine Arzneimittel mehr, sondern wählte eine äußerst strenge Diät, deren Folgen wohlthätiger für seine Gesundheit wurden, als alle Recepte der Aerzte. Die vortrefflichen Wirkungen dieser regelmäßigen Lebensart beschreibt er in der Schrift: Discorsi della vita sobria etc." (Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens), die zuerst zu Padua erschien, vollständiger Venedig 1599, 1 Bd. 8. (in Versen). Sie ist in alle Sprachen übersetzt worden, deutsch von Ludovici (Leipzig 1707), zuletzt von Schlüter herausgegeben (Braunschweig 1789). Ist auch gleich ausgemacht, daß die darin ertheilten Regeln nicht auf alle Naturen anwendbar sind, so war doch der Erfolg, den Cornaro davon verspürte, so glücklich, daß alle seine körperlichen Uebel schwanden und eine Gesundheit an ihre Stelle trat, die mit einem bis dahin nie gekannten Gefühle von Wohlbehaglichkeit und Zufriedenheit gepaart war. Außer dem oben angeführten Werke schrieb er noch 3 kleine Abhandlungen über denselben Gegenstand. In seiner Schrift über die Geburt und den Tod des Menschen, die er als 95jähriger Greis verfaßte, gibt er von sich selbst folgendes Gemälde: „Ich bin gesund und wohlauf, wie man es mit 25 Jahren ist; ich schreibe täglich 7 oder 8 Stunden; die übrige Zeit gebe ich spazieren, unterrede mich oder wohne einem Concerte bei. Ich bin heiter, Alles, was ich esse, schmeckt mir. Meine Phantasie ist lebhaft, mein Gedächtniß gut, und, was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme stark und wohlklingend."

Cornazzano (Antonio), berühmter italienischer Dichter, sang in den zwei letzten Decennien des 15. Jahrhunderts und war zu Piacenza geboren. Unter dem venetianischen Feldherrn Coglioni diente er mit Auszeichnung und schwang sich zu einer ansehnlichen Höhe empor. Das Leben dieses Feldherrn ist von ihm in altrömischer Sprache beschrieben und von Burmann herausgegeben worden. Einen großen Theil seiner Zeit brachte er am mailändischen Hofe zu, wo er von der Familie Sforza sehr geschätzt wurde. Er hat Vieles, altrömisch und italienisch, in Prosa und Versen, geschrieben, und sein Gedicht „de re militari" in 9 Büchern in Terzinen hat mehre Auflagen erlebt. Das Vorzüglichste unter seinen Geisteserzeugnissen sind jedoch seine Sonnette, Canzonen und lyrischen Gedichte. Gegen das Ende seines Lebens zog er von Mailand nach Ferrara, wo er auch starb, nachdem er hier noch die Gewogenheit der Herzogin Lucretia sich erworben hatte, deren Namen er in seinen Schriften oft mit hoher Achtung nennt. Seine Werke sind zu Venedig 1508 und 1526 erschienen.

Corneille (Peter), der Schöpfer des französischen Trauerspiels, wurde den 6. Juli 1606 in der Grafschaft Rouen geboren. Seine Ausbildung empfing er von dem dortigen Jesuitenkollegium, gegen welche Gesellschaft er denn auch lebenslang die lebhafteste Dankbarkeit und ungeheucheltste Verehrung an den Tag legte. Nach vollendeten Studien trat er ohne besondere Neigung und ohne Erfolg als Advokat auf, bis

ihn ein seltsamer Fingerzeig von dem verwickelten Schauplatze der Gerichtsschranken ab und ins lautere Leben der Dichtkunst überwies. Die neue Richtung seines Geistes verdankte er der Schöpferkraft der Liebe. Einer seiner Freunde nämlich führte ihn bei seiner Geliebten ein. Der neue Ankömmling machte sich bei jener Dame so beliebt, daß er den Einführer überflügelte, und an seiner Stelle Besitz von dem Gegenstande seiner Neigung nahm. Dieser nicht ungewöhnliche, obwohl interessante Vorfall bestimmte ihn zur Abfassung seines ersten Theaterstücks: „Melite". Merkmale der Originalität, welche in diesem ersten poetischen Ausfluge nicht zu verkennen waren, ließen hoffen, daß aus dem fast verdorrten Baume der objectiven Dichtkunst ein neuer Geistes- und Herzensfunke emporblühen werde. Auf dieses hoffnungsvolle Zutrauen bildete sich auch schon eine neue Schauspieler-Gesellschaft. Von dem heutigen Standpunkte der Kunst aus betrachtet, gereicht dieses Lustspiel dem Namen des nachher so berühmten Verfassers wohl nicht zu großem Ruhme; ist aber im Vergleich mit der Geistesstufe des damaligen Jahrhunderts ein unendliches Verdienst Corneille's und im Verhältnisse zu den dramatischen Schriften seines unmittelbaren Vorgängers Hardy wahrhaft göttlich zu nennen. Der tadelsüchtige esprit fällt das Urtheil, die „Melite" sey viel zu einfach und enthalte zu wenig Handlung. Verletzt durch diese Kritik, schrieb er den „Clitantre", wohinein er allerlei Vorfälle und Begebenheiten verwebte, um den Geschmack des Publikums mit der Geißel der Satyre zu züchtigen. Bald kam er aber von dieser Verirrung zurück und beschenkte die Kunstfreunde mit der „Gallerie des Pallastes", der „Wittwe", der „Kammerjungfer" und dem „Königsplatze". In diesen 6 Werken hatte er sich über sein Zeitalter erhoben. Einen höhern Schwung nahm er in der „Medea" (1635). Gehörte auch das berühmte Moi in dieser Tragödie dem Seneca an, so strahlte doch das Eigenthum eines seltenen Talents sichtlich daraus hervor. Tief war der Fall, als Corneille die Zeit seiner Muße an der Herausgabe des Lustspiels: „Die scherzhafte Täuschung" verlor. Dieses komische Werk, voller regelloser Wunderlichkeiten und Ungereimtheiten, kann nur zum Beweise dienen, daß auch ein geniales Talent Stunden der Geistesabspannung hat, in welchen es sich bis in das Gebiet der Thorheiten versteigen kann. Um diese Verirrung auszumerzen, stieg er mit künstlerischer Besonnenheit in die Tiefen des menschlichen Gemüths hinab, und trat daraus mit einem Gemälde von kindlicher Pietät, ritterlicher Ehre (Père maitresse, honneur, amour! — Monolog de Rodrigue im „Cid") und Liebe hervor, welches, durch die aufgetragenen Farben eines echt spanischen Charakters grundirt und verschönert, ihn auf den höchsten Gipfel des Ruhms stellte. Es war der „Cid" (Herr), jene Zierde der tragischen Bühne Frankreichs, womit Corneille das Jahrh. (1636) Ludwigs XIV. zu feiern begann. Noch nie fand ein Theaterstück größern Beifall als dieses. Auch das Ausland erkannte dieses Kunstprodukt für eine Bereicherung der dramatischen Literatur an und übersetzte es in seine Sprache. Selbst den Hochmuth der Spanier trieb die Selbstverleugnung so weit, daß ihn die Uebersetzung eines Werkes freute, dessen Stoff ursprünglich ihnen angehörte. Kein Wunder daß der gekränkte Ehrgeiz des lebenden Verdienstes seine scharfe Zunge erhob. Den Cardinal Richelieu, welcher, außer seinem Ruhme in den Annalen der politischen Geschichte, auch das Gebiet der Dramaturgie allein beherrschen wollte, befiel bei der Er-

scheinung des „Cid" eine solche Bestürzung, als glaubte man die Spanier vor den Thoren von Paris. An der Spitze eines Wespenschwarms gleichzeitiger Schriftsteller suchte er die Schönheiten des „Cid" in den Augen des Publikums herabzusetzen und brachte es dahin, daß ein gewisser Scudery in einer eigenen Denkschrift seine Bemerkungen über den „Cid" der französischen Akademie überreichte und sie zum Richter ausrief. Die Akademie deren Stifter der Cardinal selbst war, forderte die Einwilligung Corneille's, die derselbe mit einem edlen Stolze ertheilte. Mit einem edlen Stolze, sagen wir; denn er scheute bei dieser Gelegenheit einen Minister nicht, der als Minister dasselbige Verdienst belohnte, über welches er als Dichter ergrimmt war. Die Akademie sprach ihre Meinung über den „Cid" aus und wußte in ihrem Urtheile alle Rücksichten zu schonen, sowohl die, welche sie der Leidenschaft des Cardinals, als auch die, welche sie der namenlosen Achtung, worin der „Cid" beim Publikum stand, schuldig war. Sie genügte dem Cardinal, indem sie mit Genauigkeit alle Unvollkommenheiten des Stücks rügte; und dem Publikum, indem sie Alles, mit Mäßigung und mit Lob untermischt, vortrug. Diejenigen Nebenbuhler seines Ruhms, welche ihm den Vorwurf machten, den „Cid" nach einem spanischen Vorbilde gearbeitet zu haben, und ihm dadurch seine Schöpferkraft streitig machten, widerlegte er glücklich durch seine „Horatier"; diesen folgte der „Cinna" (1639), und dann der „Polyeuktes", welche die Franzosen allen Stücken dieser Gattung überordnen. Diese Produkten waren für Frankreich eine unbekannte Gattung, und man sah ein ganz neues Schauspiel. Durch das Studium des Aristoteles und des Horaz, durch seine Erfahrung, sein Nachdenken, noch mehr aber durch sein Genie geleitet, fand Corneille die wahren Regeln des dramatischen Gedichtes auf, und entdeckte die Quelle des Schönen, die er seitdem Jedem in den Vorreden zu seinen Werken öffnete. Daher kömmt es, daß man ihn als den Vater des französischen Theaters betrachtet. Ehe man den „Polyeuktes" aufführte, las Corneille dieses Stück im Hotel Rambouillet, dem ersten Gerichtshofe für Geistesarbeiten, vor; das Stück wurde wohlstandshalber, und weil der Verfasser einen großen Ruhm besaß, applaudirt. Einige Tage nachher besuchte aber Voiture unsern Dichter und eröffnete ihm in zarten Wendungen, daß das christliche Princip darin äußerst mißfallen habe. Corneille wurde bestürzt und wollte das Stück den Händen der Schauspieler wieder entwinden, die es bereits erlernten; allein Einer derselben, welcher selbst versificirte, bestimmte ihn, es ihnen zu überlassen, und er trug den Sieg über die Gesellschaft von Rambouillet davon. „Pompejus" folgte (1641) auf „Polyeuktes", und hierauf erschien der „Lügner", ein komisches Lustspiel, nach dem Spanischen des Pedro de Roras. Die Vergleichung mit dem spanischen Original („Lo Sospechosa verdad") würde selbst jetzt noch für die Freunde der dramatischen Kunst belebrend seyn. Mit derselben Fruchtbarkeit fuhr Corneille fort, das Theater zu versorgen; aber seine Kraft schien sich erschöpft zu haben. „Rhodogune" das Lieblingsstück des Dichters 1646, läßt einen schmerzlichen Eindruck, den die mit aller Kunst symmetrisch gehäuften Schrecken keineswegs zu vergüten im Stande sind. Corneille's spätere Werke („Heraklius" 1647 nach Calderon; „Don Sancho von Aragonien"; „Andromeda", ein Stück im Sinne der heutzutage beliebten, mit Musik, Festzügen, Tanz) sind weniger gekannt, und verdienen es selbst nach der Meinung der Franzosen weniger, mit Aus-

nahme des „Nikomedes" (1652), der, durch Talma's Talent gehoben, sich fortwährend mit Beifall auf der Bühne erhielt. Der trotzige Spott gegen das Schicksal gibt dem Helden eine Eigenthümlichkeit, die von der größten Wirkung ist. Nur bemerkt man darin jene, in Gegensätzen sich gefallende Rhetorik, welche bei vielen seiner Stücke sich störend breit macht. „Pertharite" (1653) mißfiel völlig. Bestürzt und zweifelhaft an seinem Talente, wollte Corneille sich der dramatischen Kunst entziehen, und fing an, zu seinem Troste, das Buch De imitatione J. Chr.", dessen erstes Buch er schon in Verse gebracht hatte, vollends eben so zu übersetzen. Die albernen Mährchen über den Anlaß zu diesem Unternehmen verdienen keine Widerlegung. Sechs Jahre verwandte Corneille auf diese Arbeit, deren Aufnahme ihn über den dramatischen Unfall hätte trösten können; aber sein Herz hing am Ruhme, welchen die Bühne verschafft. Durch Fouquet bewogen, wagte er sich auf's Neue auf den Schauplatz. „Oedipus" 1659, „Sertorius" 1662 schienen ihm die ehemalige Gunst der Zuschauer wieder zu verschaffen, die er durch glänzende Dekorationen im „Goldnen Vließe" nebenbei zu bestechen suchte; aber alle folgenden: „Otho", „Agesilaus", „Attila u. s. w. verriethen einen Dichter, der ohne Nebenbuhler sich entwickelt hatte und noch den Palmen mit schon verschwindenden Kräften nacheilte. Schon längst nannten die Franzosen ihn den Großen; wenn auch Voltaire, der Herausgeber seiner Werke, und Labarpe, diesen berühmten Vorgänger benutzend, nicht durchaus beifällige Urtheile über Corneille's Verdienst aussprachen. Was A. W. v. Schlegel über ihn gesagt hat, ist allen Literaturfreunden erinnerlich. Die Schwächen in der Anlage mehrer seiner Stücke sind schon von Lessing mit glänzendem Witz dargethan worden. Lebhaft muß man bedauern, daß seine großen Anlagen durch die Hinneigung zu dem starren Römerwesen in der Entwicklung gestört worden, welche sie im „Cid" so glänzend versprachen. Durch die Begebenheiten seiner Zeit angeregt, nahm er politische Händel für tragische Stoffe; selbst Voltaire bemerkte ihren Einfluß auf die Anordnung des „Cinna" und auf den Erfolg, den sie hervorbrachten. Ueberhaupt zeigt uns die Reihefolge seiner Werke die Begegnisse eines jeden großen Talentes, welches bis zu seinem Ende arbeitet. Noch existiren von Corneille mehre Gelegenheitsgedichte, meist an den König, als Glückwünsche über seine Siege, Erbittung um, oder Dank für empfangene Gnadenbezeugungen. Auch in der lateinischen Sprache lieferte er schöne und korrecte Verse. Seit 1647 war er an Maynard's Stelle in die franz. Akademie aufgenommen. Er starb am 1. Okt. 1684 als der Aelteste dieses Kreises. Corneille war ziemlich groß, ging einfach, nachlässig und wenig bekümmert um sein Aeußeres. Er hatte ein angenehmes Gesicht, eine große Nase, schönen Mund, Augen voll Feuer, lebhaftes Mienenspiel und stark hervortretende Züge, die leichtlich in einer Büste der Nachwelt überliefert werden konnten. Seine Aussprache war nicht ganz rein; er las seine Verse mit Kraft, aber ohne Anmuth. Von den schönen Wissenschaften ein großer Kenner, studierte er Geschichte und Politik nur Behufs der dramatischen Kunst. Er sprach wenig, am wenigsten aber über Gegenstände, die er als Meister behandelte, und seine Sprache war dabei so ungekünstelt, daß, wenn man seinen Geist finden wollte, man Corneille's Schriften lesen mußte. Er war schwermüthig, leicht auffahrend und zuweilen dem Anscheine nach grob, im Grunde aber

gutmüthig, und leicht war mit ihm fortzukommen. Er war guter Gatte, Vater und Verwandter, zärtlich und voll freundschaftlicher Anhänglichkeit. Sein Temperament neigte sich zur Liebe, aber niemals zur Ausschweifung. Sein edles Selbstgefühl entfremdete ihn der Kriecherei und machte ihm das Hofleben verhaßt. Obschon ihm seine literärischen Arbeiten einen bedeutenden Ertrag lieferten, so war er doch nicht reich. Nicht gleichgültig gegen Lob oder unempfindlich für Ruhm, war er von Eitelkeit weit entfernt. Seine Redlichkeit erwuchs seinen sittlich-religiösen Gesinnungen, und seine Frömmigkeit behielt selbst bei seinen Liebesabenteuern die Oberhand. Die neuesten Ansichten der Franzosen über diesen um die Bildung ihres Theaters hochverdienten Mann findet man in dem „Eloge de Corneille par M. Victorin-Fabre", das 1807 den Preis des franz. Nationalinstituts davontrug und seitdem neu aufgelegt worden ist. Die genaueste und vollständigste Ausgabe seiner Werke, bereichert durch die Hauptwerke seines Bruders, Voltaire's Commentare und eine Auswahl von Palissots Noten, ist die von Renouard besorgte (Paris 1817, 12 Bde.). — Von dem ältesten seiner Söhne lebte ein Abkömmling noch 1818, eben so wenig vom Schicksal begünstigt wie die Urenkelin des großen Corneille, der Voltaire, durch die Herausgabe der Werke ihres Großonkels, die Gemeinschuld seines Vaterlandes abtrug.

Corneille (Thomas), Bruder des Vorigen, Mitglied der franz. Akademie und ebenfalls dramatischer Dichter, war 1625 zu Rouen geb. Seine Bildung bei den Jesuiten empfangend, zeigte er schon frühe Proben seines dichterischen Talentes; aber die Liebe, welche ihn an seinen Bruder knüpfte, und die Verehrung, welche diesem zu Theil wurde, bestimmte ihn, seine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu richten. Sein erstes, nach Calderon bearbeitetes Lustspiel: „Das zufällige Verlöbniß", welches 1647 aufgeführt wurde, fand rauschenden Beifall. Hierdurch ermuthigt, verfaßte er noch eine große Anzahl komischer Poesien, so daß man seine Schriften auf 42 angibt. Stets sich nach seinem gefeierten Bruder bildend, versuchte er sich auch im Fache der Tragödie. Es erschien 1656 sein Trauerspiel „Timokrat", welches die Schaulust des Publikums so sehr ergötzte, daß es 24 Mal über die Bühne ging und die Schauspieler, der Darstellung dieses immer wiederkehrenden Stücks endlich müde, erklären mußten, daß, wenn sie nicht alle andere Stücke vergessen sollten, ihnen das Publikum erlauben möchte, diese Tragödie für einige Zeit von der Bühne entfernen zu dürfen. „Camma und Pyrrhus" (1661) trug nicht weniger zur Erhöhung seines Ruhmes bei und lockte eine solche Menge Zuschauer ins Parterre, daß den Spielenden der nöthige Raum zu ihren Darstellungen kaum mehr übrig blieb. Unter seinen übrigen dramat. Werken werden noch jetzt geschätzt: „Ariadne", welche man Racine's „Bajazet" an die Seite stellen kann; das heroische Lustspiel: „Der Unbekannte" (1675), welches 1724 bei einem Feste in den Tuilerien abermals gegeben wurde, wo es Ludwig XV. in eine so frohe Laune versetzte, daß er mit den jungen Leuten am Hofe ein Ballet tanzte. Der „Graf Esser" (1678) wird mit „Stilico" und „Ariadne" noch jetzt zuweilen von den Parisern auf der Bühne gerne gesehen. Er nahm sich in seinen theatralischen Schriften die Freiheit, von den Grundsätzen der franz. Dramaturgen abzuweichen, und wußte, wie sein Bruder, einen verständigen Plan mit einer männlichen und correcten Ausführung zu verbinden; weßhalb er von den Franzosen nicht

ohne Grund als einen ihrer vorzüglichsten Dramatiker vom zweiten Range geschätzt wird. Um seine Muttersprache erwarb er sich großes Verdienst. Als er nämlich 1685 seinem Bruder nach einstimmiger Wahl im Lehrstuhle der franz. Akademie gefolgt war, schloß er sich dem Unternehmen eines franz. Wörterbuchs an, das 1694 erschien, gab Noten zu Vaugelas's Bemerkungen, fügte zum „Dict. de l'acad." einen Nachtrag, in dem er die Kunst- und wissenschaftlichen Ausdrücke erklärte, der als Grundlage der nachmaligen „Encyklopädie" angesehen werden kann. Ferner schrieb er: „Dictionnaire universelle géographique et historique" (3 Bde., Paris 1708) u. a. m. Er war auch fleißiger Mitarbeiter am „Mercure galant", den sein Freund du Vise herausgab. Wegen seines gleich großen Verdienstes als Gelehrter und Dichter, wurde er am Ende seines Lebens in die Akademie der Inschriften aufgenommen. Im hohen Alter erblindend, starb Th. Corneille, als Schriftsteller und Mensch von seinen Zeitgenossen hochgefeiert und allgemein geliebt, den 8. Dec. 1709 zu Andelys in der Normandie. Im Umgang war er heiter und geistreich. Er hinterließ 2 Kinder; die Tochter seines Sohnes Franz verheirathete Voltaire an den Gr. de la Tour du Pin. Bei den Werken seines Bruders findet man gewöhnlich eine Auswahl seiner Dramen beigefügt. Seine übrigen Werke, jetzt meist durch bessere ersetzt, sind nicht zusammengedruckt worden.

Cornelisches Geschlecht war eine der berühmtesten Patricierfamilien Roms, deren Sprößlinge sich zu den Zeiten der Republik einen ruhmvollen Namen erwarben. Aus ihr stammten jene edlen Patrioten, denen Rom seine Erhebung über alle Länder der bekannten Erde zu danken hatte. Die 4 Familien der Lentuli, Maluginenses, Rufini und Scipionen entwuchsen dem Schooße dieses Heldengeschlechtes, und selbst eine Jungfrau dieses Stammes legte als Gattin eine Römerseele an den Tag, die nur in den Zeiten der Republik ihre ganze Größe entfalten konnte. Es war Cornelia, die jüngste Tochter des P. Cornelius Scipio und die Gattin des Tit. Sempr. Gracchus, dem sie die Söhne C. und T. Sempr. Gracchus und eine Tochter, Sempronia, gebar. Ihre Liebe und Sorgfalt für ihre Kinder machte sie zum Muster aller guten Mütter, als welches Vorbild ihr Name noch jetzt gefeiert wird. Einer römischen Dame, welche einst mit ihrem Schmucke prangte und dagegen die Kleinodien der Cornelia zu sehen verlangte, führte dieselbe ihre Knaben, welche eben aus der Schule kamen, mit den Worten entgegen: „Dieß sind meine Schätze!" Auch als feuriae Patriotin glänzte ihr Name auf einer Ehrensäule, welche ihr die Römer mit der Inschrift: „Der Mutter der Grachen" errichten ließen. S. Grachen.

Cornelis (Cornelius), ein berühmter niederländischer Maler, ward zu Harlem 1562 geboren. Die Anfangsgründe der Malerkunst lernte er bei dem jungen P. Aertsens, begab sich dann, als seine Reise durch Frankreich nach Italien durch die Pest in Frankreich verhindert wurde, nach Antwerpen, wo er unter Peter Porbus und Aegidius Coignet arbeitete und Proben seines Malertalents ablegte. Nach seiner Rückkehr nach Harlem 1583 verfertigte er ein großes Gemälde: „Die Gesellschaft der Büchsenschützen", welches Descamps „vom Genius der Geschichte entworfene Bildnisse" nennt. Mit Beifall und Arbeiten aus allen Gegenden überhäuft, weihte er sich von nun an ganz seiner Kunst und legte mit C. v. Mander in Harlem eine Malerakademie an, woraus

treffliche Künstler hervorgegangen sind. Cornelis arbeitete sein ganzes Leben hindurch unermüdet thätig; die Anzahl seiner Gemälde ist daher sehr groß, da er ein Alter von 71 Jahren erreichte. Er starb 1638, berühmt und geehrt im In- und Auslande; obgleich nur wenige seiner Stücke in ausländischen Bildersammlungen sich vorfinden; die Flamänder nämlich besitzen die meisten davon, indem sie Cornelis Werke ganz vorzüglich schätzen. Diese bestehen aus Porträts, Blumenstücken, geschichtlichen und vorzüglich mythologischen Darstellungen. Eine bewunderungswürdige Correctheit in der Zeichnung, freie Nachahmung der Natur und ein anziehendes Colorit zeichnen diesen Künstler aus. Die wiener und dresdener Gallerien enthalten einige seiner Arbeiten.

Cornelius Nepos, ein berühmter römischer Geschichtschreiber, blühte im goldenen Zeitalter der lateinischen Literatur und war aus Hostilia im Veronesischen gebürtig. Er lebte vermuthlich als Privatmann in vertrauter Verbindung mit Cicero, Catull, P. Atticus und andern ausgezeichneten Männern und starb in den ersten Regierungsjahren des Augustus um 30 vor Christi, vergiftet von seinem Freigelassenen Callisthenes. Von seinen Schriften haben sich nur die Biographien ausgezeichneter (25) Feldherren bis auf unsere Zeit erhalten. Es fehlte dem Cornelius am historischen Geiste und an reifer Beurtheilungskraft, an einer guten Charakterisirung und an der Gabe, den Lebensbeschreibungen mehr Interesse zu verleihen. Dagegen sind aber doch in demselben angemessene, der Deutlichkeit nicht schadende Kürze, die einfache, gedrungene und vollständige Einkleidung, der elegante, reine, musterhaft einfache und zierliche Vortrag als ausgezeichnete Vorzüge nicht zu verkennen. In seiner Sprachweise hat sich Cornelius Vieles aus Dichtern angeeignet. Wenn gleich diese Biographien nicht die erste, mit der Schuljugend nicht zu lesende Schrift seyn dürfen, so verdienen sie doch immer in den mittleren Klassen gelesen zu werden. Die beste Ausgabe ist von Savern, mit Noten (Leyden 1773. 8.); andere gute sind von Fischer, Harles, Tzschucke, Bremi u. A. Die vorzüglichste deutsche Uebersetzung hat N. G. Eichhoff (Frankf. 1815) geliefert. S. Hiselv's „Disquis. crit. de fontib. et auctorit. Corn. Nepotis" (Delft 1827).

Cornets, die jüngste Klasse der Offiziere bei den leichten Reiter-Regimentern, besonders bei den Husaren, so genannt von der leichten Reiter-Standarte in dem französischen Heere, la cornette, welche diese Offiziere zu decken und zu vertheidigen hatten. Die Stelle ist jetzt nur noch in wenig Armeen gebräuchlich.

Corniche, s. Säule.

Cornova (Ignaz), Professor der Geschichte an der Universität zu Prag. Sein Vater war ein Prager Kaufmann aus Como, der Sohn wurde 1740 geboren und studirte dort bei den Jesuiten, in deren Orden er trat. Vom Professor der Parva in Brünn gelangte er zu gleichem Amte in Commotau und Glattau. Seitdem er in Prag lehrte, forschte er sehr eifrig in der nationalen Geschichte des Vaterlandes. 1795 legte er die Lehrerstelle der Geschichte nieder, mit 300 Florin W. W. Pension, die indeß später verdoppelt wurde. Er starb 1823. Bekannt sind seine „Unterhaltung über die Geschichte Böhmens, 3 Bände, und Paul Stransky's Staat von Böhmen, von Cornova übersetzt, berichtigt und ergänzt; die Erbverbrüderung der Häuser Böhmisch-Lützelburg und Habsburg."

Cornut, ehemals Theilhaber an einer pflichtmäßigen Handlung, daher auch der Name der Beisitzer der Gerichte und der Zeugen; jetzt in Niedersachsen so viel als Mitverbrecher. In der Buchdruckerkunst Derjenige, der die Lehrjahre ausgestanden, aber nicht die völlige Würde eines Gesellen erlangt hat; was ein solcher von seinem Verdienst den wirklichen Gesellen abgibt, heißt das Cornutengeld.

Cornwall, Grafschaft in England, mit dem Titel eines Herzogsthums, grenzt im Norden an den bristoler Kanal, im Osten an Devonshire, im Süden und Westen an den Kanal und enthält auf 62 QM. 257,500 Einw., die noch viel Cornisch (Mundart der englischen Sprache) sprechen. Das Land ist sehr bergig; das Cornwallgebirge geht von dem Vorgebirge Landsend durch den Dartmoor nach Devon, besteht meistens aus Granit und bei Cap Lizard aus Serpentin, und ist reich an Zinn, Kupfer, Eisen, Kobalt ꝛc. Man gewinnt jährlich 648.000 Ct. Zinn (in mehr als 40 Zinn-Oefen) und 108.320 Ct Kupfer. Auch die Fischerei (mit einem Gewinn von 50 — 70.000 Orhoft Pilchards) und Viehzucht beschäftigen viele Einwohner. Der Kronprinz von England führt gleich nach seiner Geburt so lange den Titel von diesem Herzogthum, bis er den Namen des Prinzen von Wales bekommt; auch zieht er viel Einkünfte aus dem Lande, besonders aus den Bergwerken. Die Provinz wird in 10 Hundreds getheilt; die Landschaft schickt 2, und 22 ihrer Städte und Flecken auch jeder 2 Deputirte zu dem Parlament. Der Hauptort ist Launceſter. — 2) Grafschaft auf der britischen Insel Jamaica, den westlichen Theil derselben enthaltend, 113 QM, mit etwa 120.000 Einw. Hauptort Montegobai.

Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von), geboren 1738, betrat sehr frühe die militärische Laufbahn, ward 1753 Capitän der Infanterie und 1756 Adjutant des Marquis von Granby, unter dessen Befehl er bis zu Ende des Krieges in Deutschland stand. 1761 wurde er mit dem Range eines Oberstlieutenants bekleidet, und als im darauf folgenden Jahre sein Vater starb, erbte er den Titel eines Grafen von Cornwallis. 1765 machte ihn der König zu seinem Kammerherrn und Adjudanten, und nicht lange nachher erhielt er den Oberbefehl über das 25. Linien-Inf.-Reg. 1768 verehelichte er sich mit der überaus reichen Miß Jones, die ihm in der Folgezeit einen Sohn und eine Tochter gebar. Als der amerikanische Krieg ausbrach, mußte er mit seiner Heeresabtheilung dorthin aufbrechen. Seine Gemahlin, als sie ihn nicht hatte zur Niederlegung seines Dienstcharakters bewegen können, starb, die Qual der Trennung nicht ertragend, vor Schmerz. In diesem Kriege entwickelte sich sein großes militärisches Talent in der vollsten Ausdehnung. Er nahm Philadelphia, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei und brachte mit geringer Macht dem General Gates eine gänzliche Niederlage bei. Aber 1781 ward er in der Stadt York genöthigt, der vereinigten Armee von Amerika und Frankreich zu weichen. Fast um dieselbe Zeit kehrte er nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbritanniens nahmen in Indien eine beruhigende Wendung, und der Lord Cornwallis wurde zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im Dec. 1790 nahm er Bangalore, und dieser Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saibs, welcher dem Lord seine beiden Söhne als Geißeln überlieferte. So endigte der Lord Cornwallis

auf eine ehrenvolle Art diesen wichtigen Krieg. Bei seiner Rückkehr nach England ward er zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Die Empörung, welche in Irland ausgebrochen war, machte seine Gegenwart nothwendig. Er begab sich mit dem Titel eines Lord-Lieutenants dahin, schlug die Insurgenten und war so glücklich, die Vereinigung zwischen diesen beiden Königreichen zu Stande zu bringen. 1801 ging er als bevollmächtigter Minister nach Frankreich ab und unterzeichnete in dieser Eigenschaft die Präliminarien des Friedens von Amiens. Als er in der Folgezeit zum Gouverneur von Indien ernannt wurde, ging er im Sommer 1805 nach dem Orte seiner Bestimmung ab; aber kurz nach seiner Ankunft rafte ihn (5. Okt.) in demselben Augenblicke ein Fieber hinweg, als er sich zur Armee nach Ghozeepore, in der Provinz Benares, begeben wollte. In der Paulskirche zu London ward ihm ein Denkmal errichtet.

Coronelli (Marco Vinzentio), Minorit und als solcher Provinzial von Ungarn, ward 1702 General seines Ordens, starb 1718 am Schlage. Er war ein berühmter Mathematiker, Kosmograph der Republik Venedig, öffentlicher Lehrer der Geographie und Stifter der geographischen Gesellschaft der Argenauten, deren Zweck die Verbesserung der Erd- und Himmelskugeln war. Er verfertigte für Ludwig XIV. die größten Himmels- und Erdglobus, die man damals zu machen für möglich hielt, und hinterließ 400 Charten. Außer mehren kleinern Schriften, wendete er seine ganze Zeit, seinen Fleiß und seine Einkünfte auf „Bibliotheca universale sacro-profana," Vened. 1701, 28 Bde., Fol. Von diesem Werke erschienen nur 7 Bände im Buchhandel, die übrigen wurden, obgleich gedruckt, in Makulatur geworfen, die schönen Kupfer vereinzelt, und vollständige Exemplare gehören daher zur größten Seltenheit; es ist eine gute Encyklopädie in alphabetischer Ordnung; die ersten 7 Bände reichen bis Caque.

Coroner (Coronator), ein Beamter in England, welcher von den Freeholders einer Grafschaft erwählt wird, um die Rechte der Krone wahrzunehmen. Sein Hauptgeschäft ist die Ursache plötzlicher Todesfälle mit Zuziehung von Geschwornen zu untersuchen und das gerichtliche Verfahren wegen vorsätzlichen Mords (murder) oder Todtschlags (manslaughter) einzuleiten. Bei Selbstmorden wird untersucht, ob solche Folge einer vorübergehenden Geistesverwirrung (mental derangement, insanity) waren, oder als Verbrecher anzusehen sind (felonia de se ipso), worauf Confiskation des Vermögens und unehrliches Begräbniß steht. Ist die Gemeinde durch nachlässige Polizei am Tode eines Menschen schuld, so legt ihr der Coroner eine Geldstrafe auf; diejenigen Sachen, durch welche der Tod verursacht worden (deodant, z. B. Pferd und Wagen, womit Jemand verunglückt), spricht er dem Könige zu. Er hat auch sonst noch gerichtliche Geschäfte. (Vgl. Todtengericht.)

Corporale (lat., Kirchenw.), das leinene weiße Tuch, welches bei der Messe über den Altar ausgebreitet und worüber der Kelch gestellt wird. Das Wort kommt her von corpus, Leib (des Herrn), weil die heil. Hostie stets über einem solchen Corporale liegen muß.

Corporalschaft (Visitation, Inspektion), eine Abtheilung von 8—12 Mann Soldaten, welche zusammen unter dem Befehl eines Corporals (Unteroffiziers, Rottmeisters) stehen, der sie besonders, was den kleinen Dienst betrifft, in Ordnung halten muß.

Corporationen (v. lat., Körperschaften) waren nach der Geschichte; als die Erzeugnisse der freien Wahl, das erste Mittel, die strenge Familien- und Stammesverbindung zu sprengen, welche, wenn sie über ihren natürlichen Zweck hinausgeht und in fest verschlossenen Kasten erstarrt, den Geist und das Leben der Völker in verderblichen Fesseln hält. Sie sind insbesondere das Princip der neuern Staatenbildung geworden, welches sich schon bei der Gründung Roms thätig bewiesen, vollkommener aber in den germanischen Comitaten entwickelt hat. Sie haben der patriarchalischen Herrschaft und der damit nahe verwandten unbeschränkten Gewalt eines Nationalgottes die freie Gemeindeverfassung gegenübergestellt, welche, ohne das heilige Band der Familie zu zerreißen, dieselbe in einer allgemeinen Verbindung unter einander verschmelzt. Den altgermanischen Comitaten haben sich in spätern Zeiten eine Menge von Verbindungen nachgebildet, besonders ritterliche Orden und Verbindungen von mancherlei Art, welche bald das Kreuz zu religiösen Unternehmungen vereinte, bald irgend ein beliebiges Symbol zu willkührlichen politischen oder andern Zwecken verband. Vornehmlich hat sich der Geist der Deutschen in dergleichen oft seltsamen Verbindungen gefallen, wozu der Mangel einer sie von oben her zusammenhaltenden Staatsgewalt und einer festen öffentlichen Ordnung allerdings ein mächtiger Antrieb war. Die Gesellschaften der Fischer, der Scheitholzer, deren mit dem rothen Aermel, der Martinsgänse, der Esel, der Schlägler, der Löwen und des St.-Georgenschildes ꝛc. haben nicht nur vom 13. Jahrh. an einen bedeutenden Einfluß auf die Entstehung und die Bildung der Landstände gehabt, sondern sie haben in der Reichsritterschaft bis an die letzten Zeiten des deutschen Reichs eine von den Fürsten unabhängige Existenz behauptet. Auch die geistlichen Corporationen sind in dem deutschen Reich zu politischer Wichtigkeit, zur Unmittelbarkeit und fürstlicher Hoheit emporgestiegen. Wenn man aber den ritterlichen Vereinen der Art immer eine gewisse Einseitigkeit und einen Hang zu aristokratischer Anarchie zum Vorwurf machen konnte, so haben sich dagegen die städtischen Corporationen um die vielseitigere Volksbildung durch Kunstfleiß, Handel und Wissenschaft desto verdienter gemacht. Sie sind vom 10. Jahrhundert an die Wiege der echten bürgerlichen Ordnung oder der wahren Nationalfreiheit geworden, obwohl selbst nicht ohne innere Stürme und Kämpfe der freien Gemeindeverfassung mit herrschenden Geschlechtern. In ihrem Innern wiederholten sich die corporativen Bildungen in Zünften, Innungen und Gilden, wie sie derselbe Trieb nach Außen in den Städtebündnissen, dem Lombardenbunde, dem rheinischen und schwäbischen Städteverein und vor Allem in der mächtigen Hansa erweiterte. Vergebens waren die Verbote, welche die Fürsten, vom 15. Jahrh. an, diesem corporativen Geiste der Städte in Reichsgesetzen entgegenstellten; die verbündeten Städte behaupteten wenigstens zum Theil ihre Unabhängigkeit und Reichsfreiheit; die landsässigen Stände wurden ein integrirender Theil der ständischen Corporationen, und erhielten sich bei einer Municipalverfassung, deren Selbstständigkeit der Regel nach mit der Größe und dem Wohlstande der Städte gleichen Schritt hielt. Selbst die kleinen bürgerlichen Corporationen, die Handwerksinnungen, hatten sich in eine Art von allgemeinem Orden ausgebreitet, mit geheimen Satzungen, Zeichen und technischen Geschicklichkeiten, welche freilich zu mancherlei Mißbrauche und oft zu Störungen der öffentlichen Ruhe geführt haben,

aber doch wohl einer sorgfältigern Prüfung werth gewesen wären, als den allgemein verdammenden Reichsschlüssen gegen die Handwerksmißbräuche vom J. 1731 vorangegangen zu seyn scheint. Auch die Municipalverfassung selbst konnte sich aus eigener Kraft nicht zu der Vollkommenheit einer echten Gemeindefreiheit erheben, oder, wenn günstige Umstände sie derselben nahe gebracht hatten, behaupten; die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten artete häufig in ein aristokratisches Verderben, in Eigenmacht der Obrigkeiten oder in träge und schlaffe Kleinstädterei aus, wovon Verschwendung des alten, meist sehr bedeutenden Gemeindevermögens, Schulden und allgemeiner Verfall die Folgen waren. Ueberhaupt hatte der corporative Geist des öffentlichen Lebens ungefähr im 16. Jahrh. seinen Scheitel- und Wendepunkt erreicht. Von jener Zeit an hörte auf dem größten Theile des europäischen Continents die Freiheit der Corporationen auf; nur in Polen behielt der Adel staatsrechtlich die Befugniß der Conföderationen, und in England wurde das Recht des freien Vereins zu erlaubten Zwecken nach und nach ein grundgesetzlicher Theil der allgemeinen Volksfreiheit. Die Rittergesellschaften wurden Hofdecorationen, das Recht, ein gemeinschaftliches Symbol zu stiften und zu tragen, von der öffentlichen Gewalt ausschließlich auf sich genommen. Ludwig XIV. hob in Frankreich die Selbstständigkeit der Municipalverfassung auf; er nahm den Städten das Recht, ihre Vorsteher selbst zu wählen, und machte dieselben zu königl. Regierungsbeamten. Auch in anderen Ländern folgte man diesem Beispiele, indem man nur die schlechten Seiten der städtischen Verwaltung ins Auge faßte und dazu freilich durch die oft nur zu gegründeten Klagen der Bürger hinreichend aufgefordert wurde. Die Zünfte schienen der Freiheit der Gewerbe, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beredte Vertheidiger gefunden hatte, nachtheilig zu seyn, indem sie manchem tüchtigen Arbeiter aus albernen Gründen das Meisterrecht versagten und ein Monopol für schlechte Waaren begründeten. Selbst die höhern Corporationen der Landstände bewiesen in der Regel eine mehr hemmende als fördernde Kraft, sogar einen Widerstand gegen nützliche Verbesserungen und Volksentwickelung. Daher waren die Bestrebungen der Revolution gleich von Anfang an mit gegen diese Corporationen gerichtet. Schon Turgot hatte angefangen sie aufzuheben, aber durch das Gesetz vom 2. März 1791 wurden sie gänzlich abgeschafft. Dagegen suchte die Nationalversammlung den Gemeinden ihre Unabhängigkeit zurückzugeben; die Maires wurden von den Bürgern erwählt, und für gemeinschaftliche Angelegenheiten wurden Bezirks- und Departementscollegien eingerichtet. (S. Gemeindeordnungen.) Allein dabei beging man den entgegengesetzten Fehler, der Regierung zu wenig Macht über diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung einzuräumen, welche ihr ebenso nothwendig ist als den Gemeinden eine gewisse Selbstständigkeit. Hieraus entstand eine solche Lähmung der allgemeinen Verwaltung, daß man es ihr gern sah, als Bonaparte die Departementsverwaltung wieder in die Hände der Regierung legte und unter dem Namen der Präfecten die ehemaligen Intendanten wiederherstellte, zugleich aber auch die Ernennung der sämmtlichen Gemeindevorsteher wieder an sich zog. So ist es denn auch bis jetzt geblieben. Für die Gemeindeverfassung ist in der neuen preuß. Städteordnung, in der baierischen von 1818, sowie in Würtemberg viel zweckmäßiges geschehen.

Corporationsakte, s. Testacte.

Corps (von Corpus, Körper), im Allgemeinen die Gesammtheit mehrer durch dieselben Gesetze, Regeln, Gebräuche vereinigten Personen. So sagt man: Ingenieurcorps, Corps de Genie, d. i. Kriegsbaukünstler. — Corps ist eine Anzahl Soldaten, welche sehr verschieden seyn kann. Doch liegt in der richtigen Bedeutung dieses Wortes der Begriff einer gewissen Stärke sowie eine Verschiedenheit der Truppen oder der Regimenter, Bataillons ꝛc., die unter Einen Befehl gestellt sind, und kein Heer ausmachen. Von einem Regimente kann man kein Corps absenden, sondern nur ein Detachement. Dagegen kann ein Offizier aus mehren Flüchtlingen, die er sammelt, wenn auch ihre Anzahl nur gering, ein Corps bilden, an dessen Spitze er sich stellt. Corps d'Armée, Armeecorps, heißen gewöhnlich die Hauptabtheilungen des ganzen Heeres. — Corps de Bataille ist das Hauptcorps, welches zwischen beiden Flügeln in der Linie steht, sowie Corps de Logis das Hauptgebäude, im Gegensatz der daran stoßenden Flügeln, Seitengebäude. Corps de Reserve, Reservecorps, der Rückhalt oder die Nachhut zur Unterstützung der Fechtenden aufgestellt. Corps volant, fliegendes Corps, das zu besondern Zwecken, vorzüglich kleinern Unternehmungen, Ueberrumpelungen u. dgl. bestimmt ist. — Corps de Garde sind auf die Wacht gestellten Soldaten, und der Ort, worin sie sich aufhalten, besonders die Wachtstube der Gemeinen. — Corps diplomatique, s. Diplomatisches Corps.

Corpulenz, s. Fettleibigkeit.

Corpus (Buchdr.), Schriftgattung, welche zwischen der sogenannten Bourgeois und Kleincicero die Mitte hält, so genannt, weil bei der Erfindung der Buchdruckerkunst das Corpus juris gewöhnlich mit dieser Schrift gedruckt wurde.

Corpus catholicorum und Corpus evangelicorum. In Hinsicht der Religion theilten sich die Reichsstände in die katholischen (Corpus cathalicorum) und die evangelischen (Corpus evangelicorum), von welchen jedes ein geschlossenes Ganzes bildete. Zur Verbindung der evangelischen Reichsstände machten den Anfang Sachsen und Hessen durch das 1526 zu Torgau zur Vertheidigung der evangelischen Religion abgeschlossene Bündniß, welchem bald darauf die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Diese protestirten 1529 gegen den auf dem Reichstage zu Speier wider die Evangelischen gefaßten Reichsschluß. Die übrigen evangelischen Reichsstände schlossen schon im nürnberger Religionsfrieden von 1532, als ein Corpus, mit den Katholischen, als zweitem Reichscorpus, den Vergleich ab; indessen wurde diese Verbindung bloß in Angelegenheiten der Religion benutzt. Als aber während des dreißigjährigen Krieges die Kaiser Ferdinand II. und III. den Plan verfolgten, die evangelische Religion ganz zu unterdrücken, wurde diese Verbindung, besonders seit 1631, allenthalben sichtbar und durch den westphälischen Frieden förmlich anerkannt, indem darin (Pac. Osn., art. V, 52) bestimmt wurde, daß in Religionssachen und überhaupt, wenn die beiden Religionstheile sich als solche voneinanderschieden (jus eundi in partes), keine Stimmenmehrheit gelten sollte. Am engsten wurde die Verbindung seit 1720. Zum evangel. Vereine gehörten alle Regenten evangelischer, sowohl lutherischer als reformirter

Länder, auch wenn sie persönlich die katholische Religion bekannten. Das Directorium des kathol. Reichstheils führte der Kurfürst von Mainz, der Kurfürst von Sachsen aber bei dem evangelischen Corpus. Hierzu hatte Friedrich III., der Weise, Kurfürst von Sachsen, den Grund gelegt, da er 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Angelegenheiten der Protestanten durch seinen Gesandten vertheidigen ließ. Sein Nachfolger, Johann der Beständige, stellte sich an die Spitze der Protestanten, berief sie zur Berathschlagung über die augsburgische Confession vor Uebergabe derselben zusammen, und wurde, besonders seitdem er 1531 die evangel. Reichsstände nach Schmalkalden einlud, auch die dortigen Berathschlagungen leitete, von beiden Religionsparteien stillschweigend als Director anerkannt. Seit 1575 fing Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, welcher zur evangel. Religion übergetreten war, an, die Direction der Religionsangelegenheiten zu übernehmen, welche seine Nachfolger ganz an sich ziehen zu wollen schienen, und dieß um so leichter, da die damaligen Kurfürsten von Sachsen jenes mehr für eine Beschwerde als für ein besonderes Recht ansahen. Während des 30jährigen Krieges übernahm Gustav Adolf, dann sein Kanzler Oxenstierna dieses Directorium; jedoch wurde es dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., 1653 förmlich übertragen. Nach der Religionsveränderung des kurfürstl. Hauses im 18. Jahrh. erhielt es anfangs Gotha, bald hernach der Herzog von Sachsen-Weißenfels, später machte der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg darauf Ansprüche; doch verblieb es Kursachsen, das es durch seinen Reichstagsgesandten, welcher in dieser Beziehung seine Instructionen vom Geheimrathscollegium in Dresden bekam, verwaltete. Diese Verbindungen hörten mit Untergang der deutschen Reichsverfassungen auf.

Corpus delicti, s. Thatbestand.

Corpus juris, auch Corpus juris civilis, nennt man die Sammlung von Gesetzen und Verordnungen, die der griech. Kaiser Justinian im 6. Jahrh. veranstaltete. Sie besteht aus einem Handbuch der Rechtswissenschaft, zum Leitfaden bei dem Unterrichte (Institutionen), aus einem größern Rechtssystem in 50 Büchern (Pandekten), aus Verordnungen der vorgehenden Kaiser (Codex), aus spätern, nach Verfertigung dieser Werke erschienenen, Gesetzen Justinians (Novellen) und einem Anhang, der Verordnungen der spätern Kaiser und die longobardischen Lehnrechtsbücher enthält (vgl. Römisches Recht). Im 12. Jahrh. wurde die fast ganz vergessene Gesetzgebung Justinians in Italien, besonders auf der Universität zu Bologna vorgetragen, und bei der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der meisten einheimischen Gesetzgebungen ward das römische Gesetz fast in allen Ländern Europa's eine subsidiarische Entscheidungsquelle, namentlich in Deutschland durch das Reichsgrundgesetz des Kaisers Maximilian I. v. 1495. Das Corpus juris behauptet noch immer seinen alten Ruhm, und obwohl es jetzt nicht mehr als allgemeines Recht in ganz Deutschland gilt, so gehört es doch immer noch unter die vorzüglichsten Hülfsquellen in den Fällen, wo die Gesetzbücher der einzelnen Staaten oder deren Gewohnheiten die Entscheidungsgründe gar nicht, oder nur unzulänglich an die Hand geben. Die erste Ausgabe des Corpus juris erschien Venedig 1476—78; jedoch gab sie die Theile desselben einzeln, später wurden sie gesammelt und Godefroy gab zuerst dieser Sammlung den Namen Corpus juris. — Eine Ausgabe des

Corpus juris civilis, welche den Forderungen der Zeit und den Fortschritten der Wissenschaft entspräche, ist ein längst gefühltes Bedürfniß. Eine zum Nachschlagen bequeme Handausgabe besorgte Freiesleben, Altenburg 1721, 4. Die neueste ist von J. L. W. Beck (Leipz. 1825) (stereotypirt von Tauchniß, in einem Bande, 1829), und eine andre von den Brüdern Kriegel (Leipz., bei Baumgärtner). Auch hat man eine vollständige kritische Ausgabe von Prof. Schraden zu Tübingen, sowie eine Uebersetzung des Corpus juris zu erwarten. — Corpus juris canonici, s. Kanonisches Recht. — Den Namen Corpus juris hat man ferner mehren Privatsammlungen von Gesetzen und Rechtsbüchern beigelegt; so hat man ein „Corpus juris germanici antiqui", von Georgisch, ein „Corpus juris feudalis" und ein „Corpus juris germanici publici et privati medii aevi", von Senkenberg, ein deutsches „Corpus juris" von Bürgermeister u. s. w. Auch die Gesetze einzelner Lande sind zuweilen unter diesem Namen gesammelt worden, z. B. das „Corpus Constitutionum Marchicarum", welches die preußisch-brandenburgischen Gesetze bis 1807 enthält. Die preuß. Gerichtsordnung erschien zuerst (1781) als „Corpus juris Fridericianum", erstes Buch, sowie früher schon der Großkanzler Cocceji einen Theil eines neuen Gesetzbuchs als Project eines Corpus juris Fridericiani hatte bekannt machen lassen.

Correa de Serra (Jos. Franz), Diplomat und Gelehrter, geb. 1750 zu Serpa in der portug. Provinz Alentejo; widmete sich, in Rom und Neapel erzogen, den alten Sprachen, besonders der Botanik und kam, 27 Jahr alt, durch den Herzog von Foen, der ihn auf seinen Reisen kennen und schätzen lernte, nach Portugal zurück, trug dort viel zur Gründung der königl. Akademie der Wissenschaften bei sich und ließ sich die Aufklärung des Volks sehr angelegen seyn, lud überhaupt hierdurch den Haß der Fanatiker und Aristokraten auf sich, der ihn endlich zur Flucht nöthigte. Er begab sich 1776 nach Paris, kehrte aber nach dem Tode Peters III. nach Portugal zurück, das er jedoch bald, in die Verfolgungen seines Freundes Brousonet verwickelt, dem man, als einem französischen Auswanderer der spätern Zeit, seine revolutionnären Gesinnungen nicht verzeihen konnte, wieder verlassen mußte. Er lebte nun in London und dann von 1802 an 11 Jahre in Paris, wo er Legationsrath bei der portugiesischen Gesandtschaft ward. 1813 ging er nach Nordamerika, wo er große Ausbeute für seine Lieblingswissenschaft, die Botanik, zu finden hoffte. 1816 ward er zum Geschäftsträger Portugals beim Congreß der vereinigten Staaten Nordamerika's ernannt. In der Wissenschaft zeichnete er sich durch mehre treffliche botanische Abhandlungen, unter denen vor allen die Schrift über die Physiologie der Pflanzen zu nennen ist, aus. Er starb zu Washington 1827.

Correct, Correctheit, nennt man die Regelrichtigkeit irgend einer Darstellung nach den Gesetzen der Schönheit; das Gegentheil ist Incorrectheit oder eine Abweichung von den Postulaten der schönen Kunst. Die Correctheit besteht in dem Bestreben, in jeder äußern Darstellung selbst auch die kleinern Fehler, welche die Wirkung des Ganzen stören würden, zu vertilgen. Den Künstlern vorzüglich kann das Streben nach Correctheit nicht genug empfohlen werden. Denn es ist kaum möglich, daß beim ersten Entwurfe sowohl als bei der Ausführung derselben, während das Gemüth in der Stunde der Weihe vom darzustellenden Gedanken innig ergriffen und durchdrungen war, nicht mancher

Fehler eingeschlichen seyn sollte, der, wenn er auch unbedeutend scheinen möchte, doch dem Wohlgefallen am Ganzen Abbruch thut. Wenn daher der Rausch der Begeisterung vorüber ist, so wird die kälter prüfende und wägende Urtheilskraft noch Mancherlei zu bessern finden und zu dieser Operation auch einen gewissen, dem Umfange des Produkts angemessenen Zeitraum nöthig haben (nach dem Horazischen Nonum prematur in annum). Hier ist es also, wo auch der Fleiß, selbst der eiserne (labor improbus sein Plätzchen findet und dem Genie zu Hülfe kommen muß. Da läßt sich mit Schiller sagen:

Da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element!

nicht aber:

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt.

Denn hier würde der kältere Fleiß den entbrannten Genius bald abkühlen. Daß übrigens auch der nachbessernde Fleiß seine Schranken haben müsse, indem durch zu vieles und zu langes Corrigiren die ursprüngliche Kraft und Handlung eines Kunstwerkes vermindert und besonders jene angenehme Nachlässigkeit, welche die Kunst in der Kunst verbirgt, verwischt werden würde, versteht sich von selbst. Das Streben nach Correctheit darf also nicht in Peinlichkeit, der man den Zwang der Schule ansieht, ausarten. Die Correctheit dient aber vorzüglich dazu, jenen affectirten Mysticismus, welcher in unsern Tagen in der Kunst wie in der Wissenschaft mehr als je herrschend geworden ist, zu vertilgen; jenen Mysticismus, der sich im Großen nur dann regt, wenn die Lebenskraft einer Nation untergegangen ist. Nur Stümper in der Kunst pflegen ihre Incorrectheit mit der Unbedeutenheit der Fehler zu entschuldigen. Die größten Künstler sind auch gewöhnlich die correctesten. Dennoch kann auch wohl einem großen Componisten eine falsche Quinte oder einem großen Dichter ein schlechtgebildeter Vers entwischen. — In Beziehung auf die nachbildende Darstellung nennt man auch Naturerzeugnisse correct, welche das Urbild ihrer Gattung richtig darstellen, z. B. ein correcter Baum.

Correctio (lat., gr. Epanorthosis, Rhet.), die Redefigur, wenn man das Gesagte selbst näher bestimmt und durch die Verstärkung des Begriffs verbessert; z. B.: der Ehrgeiz zwingt, des Feindes — nein selbst des Freundes Leben zu opfern.

Correctionshäuser, s. Besserungsanstalten.

Correctur (v. lat., Buchdr.), die Verbesserung der unwillkührlich in einem Druckbogen entstandenen Fehler. Sie wird in den meisten Druckereien durch eine eigends dazu angestellte Person (Corrector) oder in minder bedeutenden durch den Prinzipal oder Factor, wohl auch eine durch den Autor besorgt. Gleich nach fertig gesetztem und gehörig geschlossenem Bogen wird ein Abzug desselben (Correcturbogen) dem Corrector gebracht. Dieser liest nun mit Aufmerksamkeit denselben (weßhalb er die Sprache, in der das Buch geschrieben ist, und den Inhalt des Buchs zum mindesten oberflächlich verstehen muß), vergleicht das Gedruckte mit dem Manuscript und bemerkt von ihm wahrgenommene Fehler vorsichtig (damit er nicht etwa durch falsche Correcturen neue Fehler

in das Buch bringt auf dem Rande des Bogens, mittelst eigen angenommener Correcturzeichen. Bei diesen gilt der allgemeine Grundsatz, daß Das, was verbessert werden soll, rechts an den Rand hinter einen verticalen Strich (|) geschrieben wird. Soll ein Buchstabe oder ein Wort ganz wegbleiben, so wird es durch del. (deleatur) angedeutet; steht ein Buchstabe im Correcturbogen verkehrt, so wird dieß durch ein ∨ (vertatur) berichtigt; steht eine Zeile oder ein einzelner Buchstabe schief, so wird dieses durch einen oder zwei horizontale Striche (═) angedeutet; ist ein Spatium oder ein Halbgevierte im Druck zum Vorschein gekommen (ein Spieß), so wird der Setzer durch ein ‡ darauf aufmerksam gemacht; soll ein Wort enger zusammengerückt oder sollen getrennte Sylben vereint werden, so macht man zwischen das Wort einen verticalen Strich und unter dasselbe einen Haken und wiederholt dieses Zeichen (⌊) am Rande; soll ein nicht durchschossenes Wort durchschossen (gesperrt gedruckt) werden, so macht man in dieses Wort hinein mehre Häkchen und wiederholt dieß am Rande; dieß gilt auch, wenn zwei Wörter zu dicht an einander gesetzt sind, nur wird es dann bloß durch Ein Häkchen zwischen denselben und am Rande angedeutet. Soll eine Zeile zurückgerückt (eingezogen) werden, so setzt man vor dieselbe ein [und wiederholt dieß am Rande; umgekehrt setzt man ein], wenn eine Zeile angerückt oder näher an den Rand gebracht werden soll. Soll ein Satz mit einem Ausgang mit dem nächstfolgenden verbunden werden, so verbindet man beide durch ein ∽ und wiederholt dieß Zeichen an dem Rande. Wortversetzungen werden durch Ziffern bezeichnet und diese am Rande wiederholt. Außerdem muß der Corrector nachsehen, ob die Seiten des Bogens, die Seitenzahlen, der Custos, die Norm gehörig geordnet sind. Ist nun der Bogen fertig corrigirt, so kommt er wieder in die Druckerei; der Setzer bringt die Form auf den Corrigirstuhl, einen runden, kleinen, drei- oder vierbeinigten Tisch, schließt sie auf und hebt nun mit der Ahle die als fehlerhaft bezeichneten Buchstaben heraus, bringt neue hinein und verfährt, wenn er mit einer Form des Bogens fertig ist, mit der andern eben so. Der Bogen wird darauf nochmals abgezogen und, um Fehler wahrzunehmen, die bisher übersehen, nochmals gelesen. Weniger als zwei Correcturen finden selten, wohl aber in schwierigem Satz bei fremden Sprachen 3—4 statt. Zuletzt erfolgt, wenn der Bogen schon eingehoben ist, die Revision, wo derselbe noch einmal flüchtig angesehen und nur nachgesehen wird, ob Alles in der letzten Correctur Bemerkte von dem Setzer verbessert ist.

Correferent (v. lat.), in einem Collegium der einem Referenten zugeordnete Berichterstatter, um einen Gegenbericht (Correlation) aus den Acten zu machen. Wenn derselbe Nichts gegenzuberichten (zu correferiren) hat, (was bei trägen Correferenten gewöhnlich der Fall ist), so schreibt er sein: accedo am Schluß der Relation.

Correggio (Antonio Allegri, oder nach seiner Geburtsstadt: Antonio da Correggio), geb. 1494 zu Correggio, im Gebiet von Modena, einer der ersten Maler aller Zeiten und das Haupt der lombardischen Schule; eins jener Kunstgenies, die sich ihre eigene Bahn brechend, durch die Schöpfung großer Meisterwerke, ihren Namen der Vergessenheit entrissen. Nur Sagen und Muthmaßungen findet man über das Leben dieses Mannes. Durch seine Eltern früh zu den Wissenschaften bestimmt, zog ihn doch ein innerer Trieb zur Kunst. Ungegründet ist

wahrscheinlich die Sage, daß er seinen Beruf beim Anschauen eines Raphaelschen Gemäldes zuerst lebhaft empfunden und ausgerufen habe: „Anch' io sono pittore" (auch ich bin Maler)! denn damals war in der Umgegend seiner Vaterstadt noch kein Raphaelsches Gemälde vorhanden und Correggio in seiner Jugend vermuthlich nie in Rom. Correggio's Lehrer war wahrscheinlich sein Oheim Lorenzo Allegri; von diesem soll er in die Schule des Franz Bianchi zu Modena gekommen seyn. Sein erstes bekanntes Gemälde war ein St.-Antonius, jetzt in der Gallerie zu Dresden, welches er 1512 zu Carpi malte. Fabelhaft ist die Sage von Correggio's großer Dürftigkeit und seinem dadurch veranlaßten Tod. Er soll nämlich einst in Parma lange um Bezahlung seiner Arbeiten in der Kirche gebeten und endlich 50 Fr. in Kupfer erhalten haben. Diese habe er zu Fuß nach Hause getragen, sich dabei zu sehr angestrengt, sey in ein Fieber gefallen und gestorben. Er starb schon 1534. Nach dem Urtheil Sachkundiger über seine nachgelassenen Werke sind es vorzüglich drei Eigenschaften, welche dieselben charakterisiren: Grazie, Harmonie und Führung des Pinsels. Es herrscht eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen seiner Figuren und eine unsägliche Lieblichkeit in dem Ausdruck derselben. Jene Stellungen und Wendungen waren dem Künstler nicht möglich, wenn er nicht zugleich ein Meister in den Verkürzungen war, die seinen Gemälden nicht bloß eine größere Mannigfaltigkeit gewähren, sondern ihnen auch den Stempel der höchsten Grazie aufdrücken. (Ueber Correggio's Grazie s. Speth: „Die Kunst in Italien", 1. Bd.). Durch einen milden, fast weiblichen Reiz in allen seinen Stücken fesselt er das Kennerauge, sowie durch die schönste, unter allen Theilen sich aussprechende Harmonie, deren eigentlicher Schöpfer er war. Unübertrefflich in der Vertheilung des Lichts, in der Abrundung seiner Figuren, sowie in der Kunst, selbige vor- und zurücktreten zu lassen, berechnet er in seinem Faltenwurf, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, Alles auf die Wirkung des Helldunkels und geht mit ungemeiner Geschicklichkeit aus einer schönen Farbe in die andere über. Sein Bemühen war immer darauf gerichtet, den Hauptgegenstand hervorzuheben, da das Auge, wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf mildern Massen wieder ausruht. So bezaubert er durch eine magische Harmonie, worin er alle andern Maler übertrifft. Einen höchst genialen Gebrauch hat er von dieser Kunst in seiner berühmten „Nacht" (la notte di Correggio) gemacht, einem allgemein bewundertes Gemälde, welches sich auf der Dresdner Gallerie befindet (welche überhaupt 7 Gemälde dieses Meisters besitzt, an denen man seine Fortschritte erkennen kann) und die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten vorstellt. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden sich bei der mit Stroh gefüllten Krippe des Neugeborenen ein, wo Maria mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr von Glorie strahlendes Kind umfassend, sich über dasselbe hinbeugt und es liebevoll betrachtet. Bei diesem Gemälde geht das Licht allein von dem göttlichen Kinde aus und setzt die ganze schöne Gruppe bis auf die über ihm schwebenden, auf einer durchsichtigen Wolke ruhenden und anbetenden Engel in eine sonnenhelle Beleuchtung, deren trefflicher Effekt und richtige Vertheilung es zu dem einzigen seiner Art macht. Im Hintergrunde erblickt man den von der Tränke zurückkehrenden und von Joseph geführten Esel im matten Lichte. Die übrige Landschaft liegt im

nächtlichen Dunkel. Auch der Faltenwurf des Gemäldes ist trefflich. Von den andern Gemälden dieses Künstlers auf der dresdner Gallerie nennen wir die herrliche Magdalena, das einzige von ihm auf Kupfer gemalte Bild (alle übrigen sind auf Holz gemalt.). Auch ist daselbst noch eine auf der Erde unter einem Palmbaum sitzende Madonna, mit ihrem Kinde in den Armen, u. d. N. der Zingarella (Zigeunerin), welcher Beiname durch das orientalische Gewand und den Kopfputz veranlaßt seyn mag, höchst merkwürdig. Neapel besitzt von ihm die Vermählung der h. Katharina. Auf dem Gemälde befindet sich ein Stieglitz, sowie auf dem vorigen ein weiser Hase. Durch die Nähe dieser scheuen Thiere, die hier ihre Furcht vergessen, wird von dem poetischen Genius des Künstlers der Begriff der Unschuld und Reinheit der handelnden Personen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Der Pallast zu Madrid besitzt auch einige zwar nicht große aber doch höchst schätzbare Stücke von ihm; das trefflichste darunter ist der Heiland im Oelgarten, mit dem ihm erscheinenden tröstenden Engel; das zweite ist die heilige Jungfrau, beschäftigt, den kleinen Jesus anzukleiden, in der Entfernung erblickt man den h. Joseph, auf seiner Zimmerbank ein Brett hobelnd. Noch nennen wir die Altarblätter des heil. Franciscus, heil. Georgs und heil. Sebastians, in Spanien, sein heil. Hieronymus, der mehre berühmte Maler bis zur Ungerechtigkeit gegen Raphael begeistert hat, die schlafende Antiope, Canaë, die Jo (s. über diese Copie). Auch sind die Gallerien zu Sanssouci, Berlin, Paris, München u. s. w. mit Meisterstücken von Correggio geschmückt. Besonders bewundert man aber die Plafonds der Kuppeln an der Kathedralkirche zu Parma als Meisterstücke in den Verkürzungen sowohl im Colorit. — „Correggio, der Lichtblühende (sagt Frau von Ebezy), hatte (wie Prometheus den olympischen Funken) dem Himmel und der Natur ihren Frühlingsglanz entwendet und der Kunst gebracht. Seine wehmüthig süße Zartheit war der Liebe blühendster Reiz; ganz einzeln steht er auf seiner Höhe, ungeahnt von der Vergangenheit vor ihm, unerreicht von der Zukunft. Mit wunderbarer Leichtigkeit den Stoff beherrschend, spielt und schwelgt er in den Farben, wie der Frühling in Blumen, und reibt daraus anmuthige Kränze, durchflochten mit Lichtstrahlen goldener Haare, durchleuchtet vom Thau der Blicke. Der Hauch der Seele, welcher in seinen Schöpfungen webt, webt linden Zauber um das Auge. Die Sinne fühlen seiner holden Gestalten weiche Locken, den Schmelz der rosigen Glieder, des Lächelns liebkosende Anmuth."

Corregidor (span.), der vom König eingesetzte Präsident eines Stadtraths in Spanien und Portugal, zugleich Polizeirichter der zweiten Instanz.

Correiçao, in Portugal so viel wie ein der Krone unterwürfiger Distrikt; Ouvidoria heißt er, wenn er einer Familie gehört.

Correlate (vom Lat., Logik), Begriffe oder Dinge, die sich wechselseitig auf einander beziehen, sodaß Eins nicht ohne das Andere gedacht werden kann. Z. B. ein Freund setzt einen andern, Rechte setzen Pflichten voraus und sind deßhalb correlat.

Correspondent, 1) Jeder, der mit einem Andern in Briefwechsel steht. — 2) Bezeichnung von Tageblättern oder Zeitungen. Z. B. „Der Nürnberger Correspondent", der „Hamburgische unparteiische Correspondent". Ueber letztern s. Hamburg.

Correus (Rechtsw.), einer von Denjenigen, die bei einem Rechtsverhältniß das Ganze zu fordern (correi credendi) oder zu leisten haben (correi debendi). Das derartige Rechtsverhältniß wird Correalverbindlichkeit (obligation in solidum, obl. correasli) genannt und ist, je nachdem sie auf Seiten des Gläubigers oder auf Seiten des Schuldners eintritt, entweder activ oder passiv.

Correze, 1) Fluß in Frankreich, der unweit Egleton entspringt und nach einem Laufe von 6 Meilen in die Vezere fließt. Von ihm hat ein Departement den Namen, welches den südlichsten Theil des ehemaligen Limoisin begreift, 18° 51′—20° 6′ Ol., 44° 58′—45° 43′ Br. von den Departements Creuse, Cantal, Puy de Dome, Lot, Dordogne umgeben ist, und auf 107 QM, 560.000 katholische Einwohner enthält. Das Land hat hohe Gebirge, die von dem auvergner Gebirgsstocke auslaufen, ein rohes und kaltes Klima, und wird von der Dordogne und Correze durchflossen. Die Produkte sind: Roggen, Wein, Nüsse, Kastanien (die Hauptnahrung des gemeinen Mannes), Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Eisen (15,000 Ct.), Steinkohlen (10,000 Ct.), Kupfer-, Blei, Zinn ꝛc. Die Einwohner unterhalten einen Hochofen, zwei Hammer, eine Eisenschmiede, 16 Nußölpressen, 2 Wachsbleichen, Gerbereien, Hut- und Wollfabriken, und führen aus 1000 Ochsen, 4000 Schweine, Nußöl, Wein, Gewehre, Kastanien, Wachslichter ꝛc. Es schickt zwei Deputirte zur Kammer, gehört zur 20. Militär-Division, zur 11. Forst-Conservation, zur Diöces und unter den kön. Gerichtshof zu Limoges, wird in die 3 Bezirke Ussel, Tulles und Brives, mit 29 Cantonen und 294 Gemeinden getheilt und hat Tulles zur Hauptstadt. — 2) Stadt und Hauptort eines Canton im franz. Dep. Correze, Bezirk Tulles, an der Correze, mit 240 Häusern und 1350 Einw.

Corridor, ein zwischen zwei Reihen von Zimmern fortlaufender Gang, Flurgang; auch ein bedeckter Festungsweg.

Corrientes, 1) Staat in den vereinigten südamerikanischen La Plataſtaaten, zwischen Entre Rios und Paraguay; 48.000 Einw. 2) Hauptstadt darin, am Zusammenflusse des Paraguay und Parana; 4500 Einw. Schifffahrt, Handel mit Häuten und Leder.

Corrigiren, verbessern, berichtigen, insbesondere schriftliche Arbeiten; es bezieht sich hier entweder auf die Schriftzüge (Kalligraphie), oder auf den Gebrauch der Buchstaben (Orthographie), oder auf die richtige Wortfügung (Grammatik), oder auf den richtigen Ausdruck im Verhältniß zur Sache (Styl). In jeder Beziehung ist das Corrigiren des Geschriebenen höchst nöthig, und die Berichtigung der in irgend einer Rücksicht begangenen Fehler nützt dem Schüler gewöhnlich weit mehr, als die Demonstration der Regel. Uebrigens verfehlt derjenige Lehrer seinen Zweck, der alle vier Rücksichten zugleich ins Auge faßt; vielmehr ist mit demselben klassenweise so zu steigen, daß eine nach der andern genommen werde und der Schüler erst deutlich und schön, dann wortrichtig, dann sprachrichtig und endlich sachgemäß und stylistisch zu schreiben gewöhnt werde. Das Corrigirte lasse man den Schüler wieder abschreiben.

Corsaren (von dem ital. corso, Lauf Streiferei), 1) die von den Barbaresken (s. d.) ausgerüsteten und mit einem Freibrief zur Seeräuberei gegen irgend einen Staat versehenen Besitzer der Raubschiffe; 2) überhaupt Seeräuber, wenn sie nicht zum Capern durch das Patent eines anerkannten Staats legitimirt sind; so die Flibustier ꝛc.

Corsica (lat., griech. Kyrnos, franz. La Corse), der Größe nach die dritte Insel Italiens, von der nördlichen Küste Sardiens durch die 4 Stunden breite Meerenge St.-Bonifacio getrennt, liegt 20 Stunden von Toscanas, 40 St. von Frankreichs und 60 St. von Spaniens Küste entfernt, enthält einen Flächenraum von 178 QM. Die Insel ist beinahe ganz gebirgig: eine Hauptkette durchschneidet sie in ihrer ganzen Länge, und einige der höchsten Gipfel, wie der Monte rotondo und der Monte d'oro (8—9000 Fuß hoch) sind mit beständigem Schnee bedeckt. Zum Theil ist das Gebirge steiler Fels, zum Theil mit Waldungen bewachsen. Die östliche Küste ist flacher als die westliche, auf welcher die meisten Meereinschnitte sich befinden. Das Klima ist angenehm, indem die Sonnenhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird. Die niedrigen Gegenden sind sumpfig und im Sommer ungesund. Das Land wird von mehren fisch- (forellen-) reichen kleinen Flüssen: Golo, Tavignano, Liamone, Valinco ꝛc. (worunter nur der erstere schiffbar ist), und mehren Seen bewässert. Der Anbau des besonders in den Thälern und an den Küsten fruchtbaren Bodens ist noch jetzt sehr vernachlässigt; doch wird Getreide für den Bedarf hinreichend geerntet. Kastanien, welche in ganzen Wäldern reifen, machen eine Hauptnahrung des gemeinen Corsen aus. Auch werden Weine, dem Malaga und den französischen gleichend, in Menge gewonnen. Ferner producirt man vielen Flachs, Hanf, treffliche, edle Südfrüchte, Süßholz, Aloë, Oel u. s. w. Die Waldungen bestehen aus Eichen-, Tannen- und Lerchenbäumen, die eine Höhe von 120—130 F. erreichen. Die Viehzucht wird stark betrieben; doch sind die Pferde, Esel und Maulesel von einem kleinen Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe grobwollig. Im Gebirge lebt das wilde Schaf (Mouflon), in den Waldungen der Dammhirsch, das wilde Schwein ꝛc. Die Fischerei von Thunfischen, Sardellen, Austern und vorzüglich schönen Korallen beschäftigt viele Einw. Von den Mineralien ist das Eisen sehr geschätzt. Der Einw. sind über 185.000 in 18 Städten (darunter 4 Seestädte mit 3 Rheden für große Flotten), 5 Marktfl. und 560 Dörf. mit Einschluß von 63 Pieves oder angebauten Thalgründen. Die Corsen sind noch ein wahres Naturvolk, groß und stark, freiheitliebend, rauh, reden italienisch und bekennen sich zur katbol. Kirche. Es fehlt an Schulen. Industrie ist ihnen unbekannt. Seit 1811 bildet Corsica ein einziges Departement, dessen Hauptstadt Bastia ist. Die Einkünfte Frankreichs von Corsica betrugen 1821 nur 500.000 Fr., dagegen kostete die Verwaltung jährlich 3 Mill. Fr. — Bis zum ersten pun. Kriege besaßen die Carthaginenser die Insel. Von diesen kam sie an die Römer; später unter vandal., oström., goth. und arab. Herrschaft (850), wovon sie im 11. Jahrh. durch die Pisaner befreit wurde. 1284 kam sie an Genua, welches sie schon 806 erobert hatte. Nach mehren Verschwörungen der Corsen gegen die sie sehr bedrückenden Genuesen und nach mehren abgeschlossenen, aber von Letztern gebrochenen Vergleichen, empörte sich Corsica 1729 wirklich; vergebens wurden 1730 östr. Truppen zur Unterjochung der Corsicaner abgesendet, und sie krönten 1736 den Baron Neuhof (vgl. d.), einen Abenteurer aus der Grafschaft Mark in Westfalen, zu ihrem König, der aber bald bei Ankunft franz., den Genuesern befreundeter Truppen, sich 1738 nach Holland entfernte, zwar wiederkam, aber von Neuem nach London entfloh. Die Franzosen verließen die Insel 1741, und sogleich brach der

Aufstand wieder aus. Genua's und Englands Versuche (1744—53) zur Eroberung der Insel scheiterten an der Corsen Tapferkeit und durch franz. Unterstützung, und der corsican. Feldherr Paoli (vgl. d.), seit 1755 von dem corsischen Senat zum Oberbefehlshaber ernannt, kriegte so glücklich gegen die Genueser und franz. Hülfstruppen, daß die Erstern seit 1764 nur auf Bastia beschränkt, die Insel 1768 an Frankreich überließen, welches, nach dem zu Compiegne abgeschlossenen Traktat, dieselbe unterwerfen und so lange regieren sollte, bis Genua ihm die Kriegskosten erstattete. Diese Bedingung war aber nur scheinbar, um England zu täuschen und die genues. Regierung nicht dem Vorwurf eines Verkaufs bloßzustellen. Anfangs hielt sich Paolo, im Vertrauen auf engl. Hulfe, noch gegen die Franzosen (welche die Unternehmung bereits auf 30 Mill. Livres gekostet hatte), ward aber, da diese sich unter dem Marschall de Vaur bis auf 30.000 Mann verstärkten und die Corsen auf dem Kampfplatze nicht ihre alte Tapferkeit mehr bewährten, 1769 zur Flucht genöthigt. Dennoch dauerte der kleine Krieg in den Gebirgen bis 1774. Durch die Revolution ward Corsica ein besonderes Departement von Frankreich und sendete auch Deputirte zum Nationalconvent. Paoli war indeß in sein Vaterland zurückgekehrt. Da er aber von der Schreckensregierung den Tod fürchtete, rief er das Volk unter den Banner des Todtenkopfs (das alte corsische Wappen) und machte es den Engländern geneigt, welche im Febr. 1794 landeten und die Insel mit Hülfe Paoli's eroberten. Die Nation unterwarf sich jetzt dem brit. Scepter in einer allgemeinen Versammlung der Deputirten der Corsen zu Corte, den 18. Juni 1794. Corsica ward mit englischen Gesetzen und einem besondern Parlament zu einem vierten Königreich unter einem Vicekönig (Elliot) erklärt. Doch machten sich die Briten beim Volke nicht beliebt, und da ihre Macht in jener Gegend mit Livorno's Eroberung durch die Franzosen wieder verschwand, die Partei der Letztern unter dem General Gentil im Okt. 1796 auf der Insel sich wieder ausbreitete, so hielten sie es für rathsam, noch im nämlichen Jahre die Insel wieder zu verlassen. Corsica kam nun wieder in franz. Hände, in denen es bis jetzt geblieben ist. S. Napoleons „Mémoires", 4 Theile (London 1824) (vom Grafen Montholon), und „Sketches of Corsica" im J. 1823 (nebst Proben der Volkspoesie), von Rob. Benson (London 1825, mit 51 Kupfern). Auch Boswells „Historisch-geographische Beschreibung von Corsica" mit Anekdoten von Paoli, a. d. Engl. (Leipzig 1769).

Corso, schönste Straße in den mehrsten italienischen Städten, insbesondere zu Rom (vgl. d.); Schauplatz der Carnevals-Lustbarkeiten und Ort der Spazierfahrten vor Sonnen-Untergange.

Corsoer, Stadt im dänischen Stiftsamt Seeland, auf der Insel Seeland, am großen Belt, mit 1300 Einw., einem alten festen Schloß, einem vortrefflichen Hafen, aus dem die gewöhnliche Ueberfahrt nach Nyeborg auf Fünen ist; Schifffahrt und Handlung.

Cortaillod, ein wohlgebautes Pfarrdorf im preuß. Fürstenthum und schweizer. Canton Neufchatel, mit 1050 Einw., starker Gemüse- und Obst-, sowie trefflicher Getreidebau. Der rothe Wein dieses Orts soll in guten Jahren dem Burgunder gleich kommen. Die hiesige große Cattundruckerei, in welcher alle in England gebräuchlichen Maschinen eingeführt sind, gehört zu den vorzüglichsten der Schweiz.

Cortejo ist in Spanien das Sitteninstitut, was man in Italien mit dem Namen Cicisbeatura (s. Cicisbeo) belegt, in Folge dessen eine Verbindung zwischen Personen von verschiedenem Geschlecht, die durch keine Bande der Ehe vereinigt sind, nicht bloß von der guten Sitte geduldet, sondern für anständig, ja! auf gewisse Weise für die verheirathete Frau als nothwendig angesehen wird, um mit gehörigem Ansehen in der guten Gesellschaft aufzutreten. Der Cortejo in Spanien darf zu keiner Stunde des Tages fehlen, die Dame mag öffentlich erscheinen oder allein, gesund oder krank seyn. Wohin sie gebeten wird, muß man ihn zu ihrer Begleitung mit bitten. Ist die Dame zu Hause, so sitzt er bei ihr; geht sie aus, so führt er sie; setzt sie sich in einer Assemblee, so wird allemal ein Stuhl für ihn ledig gelassen. In englischen Tänzen tanzt sie blos mit ihm. Jede Dame tanzt zwei Menuette auf einem Balle; die erste mit ihrem Cortejo, die andere mit einem Fremden. Tanzt sie mit Jenem und ist sie lebhaft, so merkt man bald das Verhältniß, worin sie mit dem Tänzer steht; sie wird nicht unterlassen, sich so viel Grazie dabei zu geben, als sie nur kann. Tanzt sie hingegen mit Letzterm, so verräth sich nicht bloß Gleichgültigkeit, sondern ein verdrießliches Wesen und scheint auf ihren Mittänzer mit Verachtung herabzusehen. Sobald eine Dame heirathet, wird sie von allen Seiten von Denjenigen geplagt, die sich um die ausgezeichnete Gunst bewerben, ihre Cortejo's zu werden. Dieß dauert so lange, bis sie sich in ihrer Wahl bestimmt hat, worauf sich dann die in ihrer Hoffnung betrogenen Nebenbuhler zurückziehen, oder sich damit begnügen, in Zukunft sogenannte Cortejo's bei der Kohlenpfanne zu werden und auf Nichts Anspruch zu machen, als im Winter um solche herumzusitzen und sich mit ihr an den glühenden Kohlen zu wärmen.

Cortereal (Jeronimo) wurde 1530 auf seinem Stammschlosse bei Evora in Portugal geboren. Er gehört zu jenen Männern des 16. Jahrh., denen es in der gewöhnlichen Sphäre zu enge war. Nach Beendigung seiner Studien auf der damals im höchsten Rufe stehenden Universität von Evora wurde er Soldat, und, um seinem Vaterlande und seiner angesehenen Familie Ehre zu machen, focht er mit seltenem Heldenmuthe gegen die Ungläubigen in Asien und Afrika. Dann ließ er sich auf seinem Stammgute nieder, wo er ein Landhaus auf einem Berge mitten unter rauhen Felsen bezog, weithin die Gegend überschaute, Verse machte und sich zur Abwechselung auch in der Musik und in der Malerei übte. Selbst der kalte Philipp II. von Spanien fand Wohlgefallen an diesem romantischen Musensitz, als er sein neues Königreich Portugal besuchte. Cortereal huldigte ihm dafür in spanischen Versen; denn schon vorher hatte ihn die spanische Poesie angezogen und vermocht, seiner Muttersprache oft untreu zu werden. Von nun an trat er in die Reihe der spanischen Dichter, die unermüdet und immer vergebens wetteiferten, durch Verwandlung der historischen Kunst in die epische eine spanische National-Epopöe zu Stande zu bringen. So erzählt er in spanischen Versen und in 15 Gesängen die Geschichte des Sieges bei Lepanto, der so viele spanische Verse jeder Art veranlaßte. Ein Paar ähnliche erzählende Werke, die damals sehr geschätzt wurden, schrieb er in portugiesischer Sprache. Der Inhalt des einen ist die Belagerung der portugiesischen Festung Diu in Indien, die von dem Gouverneur Mascarenhas tapfer war vertheidigt worden. In dem zweiten dieser Werke

erzählte Cortereal ebenso der historischen Wahrheit gemäß die unglücklichen Begebenheiten eines gewissen Manoel de Souza und seiner Gattin, die auf ihrer Zurückkunft aus Indien an der afrikanischen Küste Schiffbruch gelitten und noch lange umherirrend, den Tod unter den afrikanischen Wilden gefunden hatten. Dergleichen prosaische Ereignisse aus der Geschichte jener Zeit poetisch auszuschmücken, gehörte zum Tone jenes Zeitalters in Spanien und Portugal. — In diesen so unpoetischen Gegenständen entwickelt Cortereal in einigen Schilderungen eine Kraft und einen Aufschwung der Gedanken, die Jedem Bewunderung für die Talente dieses Mannes einflößen müssen. In philosophischer Ruhe, ganz den Studien lebend, starb er auf seinem Musensitze bei Evora 1597. Seine sämmtl. Schriften findet man bei Barboso Machado verzeichnet.

Cortes (span.)e 1) in Spanien die feierliche Versammlung aus dem König und den Ständen gebildet. Das Wort stamt wahrscheinlich von curia (Hof) her und wird nach den verschiedenen Zeiten in höchst verschiedenen Bedeutungen gebraucht. a) Die ältesten Cortes bestanden seit der Einwanderung der Gothen in Spanien. Sie gingen aus einer Art Kriegsrath, von dem der König nur Präses war, hervor und erhielten durch den Zutritt der Geistlichen bestimmte Form. In Aragonien waren sie aus der Geistlichkeit, dem hohen und niedern Adel und den Städten, in Castilien aus 4 Kammern, Geistlichkeit, Adel und Ständen zusammengesetzt. In den übrigen Provinzen bestanden sie weniger ausgebildet und mit weniger Freiheit. Sie entschieden in Castilien und Aragonien über die zu gebenden oder aufzuhebenden Gesetze, sowie über neue Auflagen, und beide waren, wenn sie von dem Cortes nicht gebilligt waren, ungültig. Jeder, der gegen die Gesetze des Landes von dem König eine Kränkung erlitten zu haben vermeinte, wendete sich, als höhere Instanz, an die Cortes, die deßhalb einen eigenen Ausschuß, el Justicia, bildeten, ja der König mußte jedesmal den Cortes von Aragonien schwören, die Gesetze und Freiheiten des Landes zu schützen, bevor sie ihm den Eid der Treue leisteten. Dies Verhältniß änderte sich bei der Vereinigung von Castilien und Aragonien 1479; denn die königliche Gewalt wuchs durch die Klugheit des Kardinals Ximenez unter Ferdinand II. und Isabelle, und Karl V. hob die castilischen Cortes, welche sich weigerten, eine außerordentliche Steuer zu genehmigen, zu Toledo 1538 auf der Stelle auf. Von nun an wurden in Castilien weder die Geistlichkeit noch der Adel, sondern nur die Abgeordneten von 18 Städten als Cortes berufen, und auch diese nur, um neue Auflagen zu billigen. Die aragonischen Stände, welche noch mehr Freiheiten genossen, schränkte Philipp II. 1591 ein; doch hatten sie immer bedeutende Freiheiten, bis spät ins 17. Jahrh. b) Noch mehr wuchs diese Beschränkung der Cortes, als das bourbonische Haus nach dem spanischen Erbfolgekrieg den Thron bestieg. Zwar vereinte Philipp V. 1709 die Cortes, die in der letzten Zeit ihr Daseyn nur durch Huldigungen bei Thronbesteigungen, ohnmächtige Vorschläge und Erhebung der Steuern durch einen Ausschuß bekundet hatten, berief er aber schon 1713 die Cortes zum letzten Male, um durch sie sein neues Erbfolgegesetz bestätigen zu lassen; bald darauf wurden sie vom Kardinal Alberoni aufgehoben und erschienen nur noch bei Huldigungen als figurirenden Schatten, zuletzt 1789 bei Karls IV. Thronbesteigung. c) Als Napoleon Ferdinand VII. entthronte, ließ er das neue Grundgesetz von einer eiligst zusammenberufe-

nen Junta von Cortes zu Bayonne annehmen. In der Constitutionsakte der neuen Dynastie war von Cortes die Rede, die aus 25 Bischöfen, 25 Individuen aus dem hohen Adel und 122 aus dem Volke bestehen und etwa auf Art des Senats von Paris handeln sollten. Sie traten aber nie in Wirklichkeit, ebenso wenig die Cortes, welche Napoleon, um den Adel und durch ihn das Volk zu gewinnen, nach Art der ältern Cortes zu berufen sich erbot. — Die Bildung der neuern Cortes hatte folgenden Ursprung. Als die oberste oder Centraljunta sah, daß sie alles Vertrauen bei der Nation durch ihre eigene Schuld verloren habe, gab sie den Vorstellungen des englischen Ministers, Marquis Wellesley (Wellingtons Bruder) und des Marquis la Romana nach und entschloß sich, was die Provinzialjuntas laut gefordert hatten, die Cortes zu berufen. Dies geschah den 28. Oktober 1809. Neue Unfälle und die Erbitterung des Volks zwangen die oberste Junta, welche sich damals in Cadiz befand, im März 1810, eine Regentschaft zu ernennen, an deren Spitze der Bischof von Orense stand. Unterdessen hatte das Volk an allen Orten, selbst in den Provinzen, welche die Franzosen besetzt hielten, nach der von der Centraljunta vorgeschriebenen Form, die Wahlen der Abgeordneten zu den außerordentlichen Cortes vorgenommen. Die Wahlform war durchaus neu. Die Abgeordneten wurden nämlich nicht von den moralischen Individuen, oder aus den Ständen und Corporationen, sondern nach der Volkszahl überhaupt ernannt. Jedes Kirchspiel ernannte einen Wähler und sämmtliche Wähler einer Provinz, deren es 32 gab, erwählten in dem Hauptort nach Stimmenmehrheit die Abgeordneten zu den Cortes, auf jede 50.000 Einwohner einer Provinz einen Deputirten. Außerdem erhielt jede Provinzialjunta das Recht, einen Abgeordneten aus ihrer Mitte zu senden, sowie auch alle die Städte, welche im Jahr 1789 Abgeordnete zu den damals versammelten Cortes geschickt hatten. Diese Versammlung gab Spanien besonders unter Arguella's Leitung den 18. März 1812 die bekannte, auf Volkssouveränetät gegründete Verfassung. Sie wurde in dem ganzen Reiche anerkannt und Wellington selbst, als Oberbefehlshaber der spanischen Heere, ließ sie in Madrid (15. April 1812) bekannt machen und beschwören. Rußland erkannte die in Cadiz versammelten außerordentlichen und allgemeinen Cortes, sowie die von ihnen entworfene Constitution an, in dem Tractate zu Weliki Luki, vom 20. Julius 1812. Nach der Rückkehr des Königs von Spanien aus der Gefangenschaft zu Valençay übergaben 69 Deputirte (die so genannten Persas) am 12. April 1818 ihre Protestation. Eine Insurrektion des zur Einschiffung nach Amerika bei Cadiz versammelten Heers bewog König Ferdinand VII. 1820 die Constitution von 1812 anzunehmen. Dadurch wurde Spanien ein demokratisch-monarchischer Staat. Die neuen Cortes traten (9. Juli 1820) zusammen und gingen am 5. Nov. auseinander. Sie und ihre nachherige Deputation benahmen sich mit Mäßigung, wenn sie gleich fast alle Mönchsklöster und jede Spur der Inquisition aufhoben. Auch die zweiten Cortes, welche am 1. März 1821 zusammen traten, unterstützten das Ministerium zur Erhaltung der Ruhe; aber vergebens waren die Bemühungen der Cortes, eine Reaktion in Waffen zu verhüten. Lauter wurden nun auch die Communeros (Demokraten). Die Cortesversammlung wurde am 30 August geschlossen, aber schon am 28.

Sept. 1821 mußten die außerordentlichen Cortes wieder berufen werden. Diese entschieden für eine neue Territorialeinrichtung in 51 Provinzen und beschlossen, den insurgirten Colonien Unabhängigkeit von Spanien mit Vorbehalt des Kronrechts des Königs anzubieten. Sie beschränkten die Preßfreiheit und die Anarchie der Volksklubbisten, so unruhig das Volk selbst in Madrid auch war. Die Minister traten indeß 1821 freiwillig ab. Am 1. März 1822 berief der Monarch die ordentliche 3. Cortesversammlung. Auch diese schlossen sich der Regierung und nicht den Communeros an und entschlossen sich, endlich zu strengen Maßregeln wider die wegen des Verlustes aller Vorrechte unruhigen nördlichen Reichsprovinzen, vermochten aber das Deficit nicht zu heben, zumal die Meistbeerbten sich gegen jene neue Grundsteuer erklärten. An gleichem Plane scheiterten die Cortes 1813 und Gray 1817, selbst der mäßige Anschlag von 150 Mill. Realen mißfiel. Die Mißvergnügten, unterstützt von der Geistlichkeit, ergriffen die Waffen und ein französisches Heer besetzte die Grenzen angeblich zur Sperre des gelben Fiebers. Frankreichs Politik wünschte einen Vergleich vergebens zu vermitteln, gab den Insurgenten Beistand und verlangte Vergrößerung der königlichen Macht und mehr politisches Gewicht den Meistbeerbten in einer verbesserten Constitution zu verschaffen. In gleiche Ideen gingen die andern großen continentalen Congreßmächte ein. Ihre Noten tadelten Spaniens Constitution, und als es den Anstrengungen der constitutionnellen Regierung gelang, die Ruhe in Spanien wieder herzustellen, passirte ein französisches Heer 1823 die Pyrenäen, drang schnell nach Madrid vor, welches die Cortes vorher verlassen und den Monarchen mit sich geführt hatten. Auch Cadiz wurde von den Franzosen und den span Truppen, welche die in Madrid constituirte Regierung dahin sandte, belagert und genommen. König Ferdinand VII. ergriff die Zügel der Regierung wieder, vermag aber ungeachtet seiner jetzigen milden Ansicht nicht, Spanien dergestalt zu beruhigen, daß die überwundene Cortes- und Communerospartei unverfolgt, seitdem sie sich unterworfen hat, im Vaterlande leben kann. Das eben ist das Elend aller Bürgerkriege, daß man dem Mitbürger weniger als dem Fremden Das verzeiht, was er Diesem oder Jenem Uebels zufügte. — Schneller scheiterten die Freunde der portugiesischen Constitution, die noch stärker als die spanische den Monarchen beschränkte. Auch hier ging die Verfassung aus der Schlacke einer Militärrevolution hervor. Portugals Cortes hatten gegen sich ein großes Deficit im Staatseinkommen, den Widerwillen der Colonien, sich mit dem Mutterlande in einen Staatskörper zu amalgamiren, den Widerwillen der Agnaten der Dynastie, der Königin und des Hofes. Freilich waren für Letzteren die Zeiten in Brasilien besser bei dem Glanze einer kostbaren Hofhaltung, welcher das verarmte Portugal keinen Zuschuß zu senden vermochte, nachdem es durch Krieg verheert worden war und die Vortheile des Handelmonopols mit Brasilien verloren hatte. Als die Monarchie Portugals nach Eroberung des Landes aus maurischer Hand entstand, gaben die siegenden Krieger in Begleitung der Geistlichkeit dem Staat, der sich aristokratisch mit vielen großen Dotationen der verdienten Kriegerfamilien bildete, zu Lamego 1181 die erste Organisation auf einem Reichstage. Erst von 1279 an erhielt der 3. Stand Zutritt, zu dem man den niedern Adel und die Männer kleinern Ritterdotationen zählte. Die Macht der Monarchie war nicht genau bestimmt, doch bald

war die Kraft der Regierung in der Hand des Adels, bald in der des Monarchen. Emanuel der Große stellte sie ganz aristokratisch (1495—1521). — Der erste Braganza Johann VI. berief 1640 die Cortes wieder, um Geld und Blut der Unterthanen zur Behauptung des jungen Throns leichter verwenden zu können. Sie erhielten natürlich vielen Einfluß auf den Monarchen. Erst 1683 lernte die Regierung die Entbehrlichkeit der Cortes und berief solche seit 1697 nicht mehr. Den Rath der drei Reichsstände, der an die Stelle der nicht berufenen Cortes eintrat, wählten nicht mehr, wie vormals die Cortes; sondern der Monarch besetzte ihn beliebig aus dem Landadel. Nach der Militär-Insurrektion von 1821, welche in Porto begann und schnell Lissabon ergriff, wurden die Deputirtenwahlen zu den Cortes nach Vorschrift der spanischen Verfassung vorgenommen und den 26. Jan. 1821 eröffneten die außerordentlichen Cortes ihre Sitzungen zu Lissabon. Der Monarch genehmigte im Voraus die von den Cortes zu beschließende Verfassung. Am 3. Juli 1831 erschien der König persönlich in Lissabon wieder und nahm am 4. Juli die neue Verfassung an. Brasilien verlangte im Febr. 1822 neue organische Gesetze für seine Verbindung mit Portugal; als man sich darin nicht bereitwillig fügte, insurgirte Brasilien wider die Cortesregierung und blieb in gleicher Stellung, nachdem Graf Amarante im nördlichen Portugal die Herstellung einer weiseren Regierung versprach. Die Cortes mußten, als die Königin und der zweite Sohn derselben, Prinz Miguel, die Armee gewonnen hatte, ihre Autorität niederlegen. Der Monarch nahm die seinige zurück, es fanden manche Verhaftungen Statt, die Finanzverlegenheiten wurden indeß nicht gedeckt. Brasilien proklamirte seinen Statthalter, den Kronprinzen, zum Kaiser von Brasilien (Mehres siehe unter diesem besondern Artikel) — Eine Reaktion der Königin und des Prinzen Miguel wurde 1824 vergebens versucht und der Monarch stellte eine milde Verwaltung her und berief die Cortes. (Vgl. Portugal und Spanien.)

Cortez (Fernando), ein durch die Eroberung von Merico berühmter spanischer Feldherr, war zu Medelin in Estremadura 1485 geboren. Aus den juristischen Collegien auf der Universität Salamanca trieb ihn sein unruhiger Feuergeist zuerst in den damaligen italienischen Krieg und dann nach Amerika. 1518 ernannte ihn der Statthalter von Cuba, Don Velasquez, zum Befehlshaber einer Flotte zur Eroberung des goldreichen Merico. Am 12. Febr. 1519 verließ Cortez Cuba, und segelte an der Spitze von 10 Schiffen und 617 Mann, 16 Pferden und einigen Kanonen auf Merico los, mit dem abenteuerlichen Gedanken, vermittelst dieser unbedeutenden Macht viele Millionen Menschen zu unterjochen. Am 2. April 1319 geschah die erste Landung. Verstärkt durch eine Menge von Landeseingebornen, die er entweder durch Schmeicheleien auf seine Seite gebracht, oder durch seine Schrecken verbreitende Waffen sich unterworfen, zog er gerade auf die Hauptstadt Merico, die Residenz des Kaisers Montezuma, los. Der Monarch empfing ihn als seinen Herrn und die Einwohner begrüßten ihn als Gott und Sohn der Sonne, der aus Osten komme und ihre Lage verbessern würde. Cortez quartirte sich mit den Seinen in ein weitläuftiges, steinernes Gebäude ein, das er unvermerkt, so viel als möglich, befestigte, und sicherte sich durch geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen vor jedem Ueberfall. Wollte er

aber Beherrscher des Landes werden, so mußte er einen entscheidenden Schritt thun, den Kaiser absetzen und gefangen nehmen. Dazu ward ihm bald ein scheinbarer Grund gegeben, als ein mexicanischer Feldherr einen Theil der Spanier angegriffen. Cortez erklärte dieß für Verrätherei und Treulosigkeit des Montezuma, den er gleich darauf gefangen nahm, ihn zwang, Karls V. Herrschaft anzuerkennen und ihm Tribut zu entrichten. Der unglückliche Fürst fügte zu dieser Huldigung noch ein Geschenk von 600.000 Mark reinen Goldes, nebst einer großen Menge von Edelsteinen. Aber Velasquez Eifersucht wurde durch die erstaunungswürdigen Thaten seines Stellvertreters so rege gemacht, daß er ein Heer unter Navarez Befehl, gegen ihn sandte, mit dem Auftrage, den Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken, und an seiner Stelle Mexico's Eroberung fortzusetzen. Cortez ging indeß, verstärkt durch neue, aus Spanien gekommene Truppen, demselben muthig entgegen, wußte die wider ihn geführten Soldaten zu gewinnen, und bekriegte, mit ihnen vereinigt, auf's Neue die Mexicaner, welche sich nicht allein gegen die Spanier, sondern auch gegen ihren eigenen Kaiser Montezuma, den sie der Verrätherei beschuldigten, empört hatten. Cortez, der das wüthende Volk durch die Erscheinung seines Kaisers beruhigen wollte, bewog denselben, sich in seinem Schmuck zu zeigen, wo er aber von den Aufrührern mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen empfangen wurde, sodaß der unglückliche Monarch nach wenigen Tagen starb. Guatimozin, sein von den Mexicanern als Kaiser anerkannte Neffe und Schwiegersohn, erfocht indeß einige Vortheile, und vertheidigte seine Krone drei Monate lang, vermochte aber nicht, dem spanischen Geschütze zu widerstehen. Cortez nahm Mexico wieder ein, welches er zu verlassen gezwungen gewesen war. Mehr als 200.000 Indianer hatten sich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, 1521 fielen der Kaiser, die Kaiserin, die Minister und der ganze Hof in seine Hände. Die Habsucht der Sieger veranlaßte die schrecklichsten Grausamkeiten; selbst der Kaiser ward auf glühende Kohlen gelegt und starb eines qualvollen Todes. Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Karl V. ein Reich, größer als Spanien. Dafür ernannte ihn dieser zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu-Spanien. Aber es ward ihm von seinem Monarchen eine Regierungs-Commission zugeordnet, mit der sich aber der freie Herrschergeist des Cortez nicht vertragen konnte. Er entschloß sich daher zu einer Reise nach Spanien, wo er 1528 mit einer seiner Würde angemessenen Pracht, umgeben von einer Anzahl mexicanischer Edlen, erschien. Karl empfing ihn mit Auszeichnung, schränkte aber seine Macht bedeutend ein, indem er die Civilregierung einem eigenen Collegium unterwarf und ihm nur das Militär überließ, mit der Erlaubniß, auf neue Eroberungen auszugehen. Der über diese Veränderungen mißvergnügte Cortez ging inzwischen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinsel Californien. 1540 reiste er abermals nach Spanien, fand aber den Hof ganz verändert; seine Verdienste schienen hier längst vergessen zu seyn, und nach vielen fruchtlosen Bemühungen für seine Unternehmungen mehr Unterstützung zu erhalten, starb er 1554 auf einem Landgute bei Sevilla. Sein Körper ward nach Mexico geschafft und seine Gebeine werden dort noch gezeigt. Drei seiner Briefe, die er an Karl V. geschrieben, sind von Flavigny ins Französische übersetzt worden, Paris 1778, 12.

Cortona, Stadt und Festung im Großherzogthum Toscana, Pro

inz Florenz, hat ein Schloß und 4000 Einw.; Akademie der hetruriſchen Alterthümer, geſtiftet 1736. Beſonders merkwürdig ſind die aus dem Alterthum ſtammenden Mauern. Cortona — einſt Cyrtonomium und Kroton genannt — eine der älteſten Städte Italiens und einer der vornehmſten Sitze der eingewanderten Pelasger, welche ſich dort noch nach ihrer Vertreibung aus dem übrigen Etrurien behaupteten. Sie hatte lange vor Rom eigene Könige, welche bis zu ihrer Umwandlung in eine röm. Colonie herrſchten. — Geburtsort des Folgenden.

Cortona (eigentlich Pietro Berettini), berühmter Maler und Architekt, geb. 1526. Sein Vater war in der Maler- und Baukunſt ſein erſter Lehrer; hierauf trat er in Commodi's und Baccio Ciarpi's Schule in Rom. Er benahm ſich aber anfangs in techniſchen Arbeiten ſo ungeſchicklich, daß er ſeinen Mitſchülern zur Zielſcheibe des Witzes und Spottes diente. Indeſſen legte er ſich, unbekümmert um den Muthwillen ſeiner Lerngenoſſen, mit regem Eifer auf das Studium der Antiken, ſowie der großen Meiſter Rafael, Baravaggio, Michel Angelo, und zog plötzlich durch ſein künſtleriſches Werk, der Raub der Sabinerinnen, die Bewunderung der Kenner auf ſich. Ihm folgte die Geburt Chriſti in U. L. F. zu Loretto, wodurch er eigentlich ſeinen Ruhm gründete. Die von ihm gemalte Decke des großen Saals im Barberini'ſchen Pallaſte, den Triumph der Ehre vorſtellend, ein gelungenes Werk, gehört unter jene ungeheure Compoſitionen, welche je eines Künſtlers Hand ausführte. Nach mehren Reiſen durch die Lombardei, den venetianiſchen Staat und Toscana (wo er die Decken des Pallaſtes Pitti malte) kehrte er nach Rom zurück, ſtets als Maler und Architekt beſchäftigt. Seine Staffeleigemälde, welche er nur dann verfertigte, wenn ihm Anfälle von Podagra das Beſteigen des Gerüſtes unmöglich machten, ſind wegen ihrer Seltenheit ſehr geſchätzt, haben aber weniger Kunſtwerth als ſeine großen Werke. In Betracht ſeines Verdienſtes und für die gelungene Verzierung des Säulenganges der Kirche della Pace erhob ihn Alexander VII. zum Ritter des goldenen Sporns. Er ſtarb 1664 und wurde feierlich in der zu Rom dem heiligen Lucas gewidmeten Kirche der Maler, wo er ſich ſchon durch den zierlichen Altar der heiligen Martina verewigt hatte, begraben. Cortona's Pinſel zeichnet ſich mehr durch ein Streben nach einnehmender Gefälligkeit als nach Wahrheit aus. Den ſchwerfälligen Styl in ſeinen Zeichnungen verwiſchte er durch eine heiter glänzende Erfindung; der holde Reiz und die Friſche, welche ſeine jungen weiblichen Figuren athmen (obgleich man ihnen vorwirft, daß ſie einander zu ähnlich ſind), empfehlen ſich durch ihr fröhlich blühendes Colorit und den prächtig glänzenden Plan, über welche harmoniſch abwechſelnde Farben verbreitet ſind.

Cortryk (Courtray), Stadt in Weſtflandern, wird von der Lys durchfloſſen, zählt, mit Einſchluß zweier Vorſtädte, in 2000 Häuſern über 13.400 Einw., hat 6 Kirchen, ein Waiſenhaus, 2 Wohlthätigkeitsanſtalten; Fabriken und Manufakturen in Leinwand, Tuch, Zucker, Spitzen, Seife, Zwirn, Siamoiſen, Fayence, Gingangs, Bettzwillich, Baſin; Baumwollſpinnerei, Salzraffinerie, Bleichen; Hauptmarkt für rohen und geſponnenen Flachs und Leinwand. Die Gegend baut den feinſten Flachs.

Corunna (Corunja), Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Galicien, liegt (43° 23′ 32″ N. Br.) auf einer Halbinſel am Eingange der Bai

von Betanzos. Die Stadt umschließt in der Gestalt eines Halbmondes den großen, schönen Hafen, und vertheidigt die Einfahrt in denselben durch die festen Schlösser St.-Clara und St.-Martin und die Forts St.-Amaro und St.-Antonio, letzteres auf steilem Felsen erbaut. Auf einem hohen Berge, ungefähr eine Stunde von der Stadt, ist ein Leuchtthurm (Torre de Hercules), dessen Flamme 15 deutsche Meilen weit gesehen wird. Die an einem Abhange liegende obere Stadt ist mit Mauern umgeben und durch eine Citadelle vertheidigt; ihre Straßen sind eng und schlecht gepflastert. Die untere Stadt ist auf einer schmalen Landzunge erbaut, und ihre Straßen sind breiter und reinlicher. Das Arsenal und ein alter äußerst hoher Thurm sind die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten. Die Bevölkerung beträgt nicht über 5000 Menschen, mit Ausschluß des Militärs und der Marine. In Corunna ist der Sitz des Generalcapitains und des hohen Gerichtshofes von Galicien, eines Handelsgerichts und Seeconsulats; einer Handels- und nautischen Schule, eine wissenschaftliche Gesellschaft, beträchtliche Fabriken in Seide, Leinen, Tuch, Hüten ꝛc. Alle Monate segelt von hier ein Packetboot nach der Havanna, welches auf Portorico anzulegen pflegt, ein andres geht alle 2 Monate nach den Philippinen um das Cap Horn herum. Ebenso wechseln monatlich die englischen und spanischen Paketboote zwischen Falmouth und Corunna. Am 16. Jänner 1809 standen 15.000 Briten, befehligt vom General Moore, ohne Reiterei und mit wenigem Geschütze eine halbe Meile von Corunna auf einer Hügelkette. Sie schlugen die Angriffe von 20.000 Franzosen unter dem Marschall Soult, welche mit guter Reiterei und vielem Geschütze versehen waren, drei Stunden lang ab, und schifften sich dann in der Nacht ein. Unter den Todten befand sich Moore.

Corvette, ein kleines, schnell segelndes Kriegsschiff von 16—20 Kanonen, besonders zum Einziehen von Nachrichten, zum Kundschaften, Befehlertheilen gebraucht; — überhaupt ein Kriegsschiff mit weniger als 20 Kanonen.

Corrydon, Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Indiana, liegt am Indian, ward 1309 gegründet, ist wohl gebaut mit 360 Häusern, in den über 2400 Menschen wohnen; seit 1816 Sitz der Generalversammlung, hat eine Akademie. In der Nähe eine merkwürdige Bittersalzhöhle.

Cosel (Gräfin von), Geliebte August's II., Königs von Polen und Kurfursten von Sachsen, entsprossen dem Hause von Brocksdorf und 1681 geboren. Durch ihre reizende Gestalt und ihre feine Gewandtheit im Umgange empfahl sie sich der Gemahlin des Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel, Johanna von Holstein-Plön, welche sie zu ihrer Ehrendame erkor. Hier kam sie in die Nähe des sächs. Cabinetsministers von Hoymb, welcher, hingerissen von ihren körperlichen und geistigen Vorzügen, sie zu seiner Gattin nahm. Um sie den Verführungen höfischer Schmeichler zu entziehen, bewog ihr Gemahl sie, sich in die Einsamkeit auf eins seiner Landgüter zurückzuziehen. Nicht lange verweilte sie aber in dieser Abgeschiedenheit; denn als einst Hoymb im Weinrausche dem Könige das reizendste Gemälde von dem Idol seiner Begeisterung entworfen hatte, bot August Alles auf, ihn dahin zu bringen, den Gegenstand seiner gereizten Neugierde in die Residenz kommen zu lassen. Hoymbs Gemahlin erschien bei Hofe und blendete den Kö-

nig durch ihre zauberische Gestalt so sehr, daß er, ganz Sklave ihres Willens, sie mit dem höchsten Grade der Auszeichnung behandelte. Nach Auflösung ihrer frühern Verbindung wurde sie u. d. N. Madame de Cosel eine der zärtlichsten Freundinnen ihres königlichen Gebieters. Der Kaiser ertheilte ihr das reichsgräfliche Diplom. Der König ließ ihr einen Pallast (den noch jetzt sogenannten Cosel'schen in Dresden) erbauen, der an Glanz und Schönheit die plastischen Denkmäler des Alterthums überbot. Die Summen, welche darauf verwandt wurden, waren unermeßlich und das bloße Meublement überstieg die Summe von 250.000 Thlrn. Ueber 9 Jahre wußte sie die Neigung des Königs zu fesseln, und immer würde sie der Gegenstand seiner Anbetung geblieben seyn, hätte sie nicht die Macht ihres Einflusses zur Befriedigung ihrer herrsch- und ehrsüchtigen Absichten angewandt. Ihr Wunsch galt wie Befehl und wer nicht mit ihr war, fiel als ein Opfer ihrer Herrschbegierde. Die Intriguen, in welche sie sich verwickelte, um die Entfernung des Kanzlers Grafen Beichling, des Königs Liebling, zu erwirken, und die Triebfedern, welche sie in Bewegung setzte, auch den Fürsten Egon von Fürstenberg und den Feldmarschall Grafen Flemming zu stürzen, stellten sie auf eine schwindelnde Höhe, die über kurz oder lang auch ihren Fall herbeiführen mußte. Ihr königlicher Geliebter befand sich 1716 gerade in Warschau, als die Cosel ihm gefolgt war, unterwegs aber auf August's Befehl durch ein Gardecommando zur Rückkehr nach Dresden gezwungen und noch ehe der König dort eintraf aus seiner Residenz verbannt wurde. Erst ging sie nach Pillnitz, dann nach Berlin, und, als sie auch hier nicht die beste Aufnahme fand, nach Halle, wo sie aber auf August's Veranlassung zur Haft gebracht und nach der alten Festung Stolpen transportirt wurde, wo man ihr im Johannis- (nachher sogen. Cosels-) Thurme einige Zimmer anwies. Am ersten Weihnachtsfeiertage betrat sie die menschenleere Einöde ihres Verbannungsorts und fiel in Ohnmacht, als sie ihren Fuß in das alte Thurmgemäuer setzte. Verzweiflungsvoll überließ sie sich hier dem Sturme ihres gereizten Gefühls, das bald in bittere Verwünschungen über den Urheber ihres kläglichen Schicksals ausbrach, bald in einen stillen Kummer überging. Nach einer 45jährigen Gefangenschaft starb sie 1761 als 80jährige Matrone. Als Ursachen ihrer Verhaftung gibt man ihre allzugroße Eifersucht an, die den König in seinen Vergnügungen beschränkte und sich nicht selten drohende Ausdrücke erlaubte. An ihrer Leiche waren die ausdrucksvollen Züge von Schönheit und weiblichen Heroismus noch nicht erloschen. Im Anfange ihrer Gefangenschaft bestürmte sie den König mit zahllosen Briefen, die er unbeantwortet ließ; und als man ihm einst rieth, ihr den Briefwechsel gänzlich zu untersagen, sagte August: „Die Gräfin hat Langeweile, warum soll ich sie des unschuldigen Zeitvertreibs berauben?“ Nach dem Tode ihres ehemaligen königlichen Geliebten trug man ihr die Freiheit an; allein die Cosel erklärte, sie sey an die Zeugen ihrer Wehmuth und Thränen so gewöhnt, daß sie nimmer ihren Gefängnißort verlassen werde und nur wünsche, einst unter den Bäumen ihren Fenstern gegenüber begraben zu seyn. Den gehofften Reichthum fand man bei ihrem Tode nicht, 40 Cosel'sche Species und Gulden waren ihre ganze Verlassenschaft. Der König hatte diese Münzen, welche das königl. und gräfl. Cosel'sche Wappen vereinigt darstellten, nur auf das dringendste Bitten der Cosel und zwar in sehr geringer Anzahl prägen lassen, weß-

bald sie sehr selten sind. Die Cosel war unstreitig eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit. Wo sie sich zeigte, herrschte sie durch das Feuer ihres Auges, durch die Bildung ihres Geistes und den Zauber ihres Umgangs. Lectüre war ihr Bedürfniß und die Bebauung eines kleinen Gartens ihre Erholung. Mehre von ihrer Hand geschriebene Blätter enthalten rührende Bemerkungen über die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge in Bezug auf ihre traurige Lage. Ihr glühender Haß gegen den König löste sich nach und nach in Schmerz auf und ging am Ende in eine schwärmerische Liebe über. Als sie die Nachricht von August's Tode erhielt, zerfloß sie fast in Thränen. Sie hinterließ einen Sohn und 2 Töchter.

Cosenza, Hauptstadt der neapol. Provinz Calabria citra, zwischen den Flüssen Busienti und Crati, mit 8200 Einw., einer Citadelle, einer prächtigen Kathedrale, 16 Klöstern und einem Findelhause für 700 Kinder; Sitz eines Erzbisthums. Sie handelt mit Seide, Wein, Oel, Salz, Manna ꝛc. und hat stark besuchte Messen.

Cosimo (Pietro di), ein florentinischer Maler, geb. 1441, hat sich durch seine Schilderungen grausenerregender Gegenstände ausgezeichneten Ruhm erworben. Er war ein Zögling des Bartolomeo della Porta und in seinem ganzen Wesen ein außerordentlicher von seinen Zeitgenossen für höchst verwirrt und wahnsinnig gehaltener Mensch. Von Jugend auf einen lebendigen, immer beweglichen Geist und eine überfüllte, Einbildungskraft in sich wahrnehmend, malte er am liebsten wilde Bacchanalien, Orgien, fürchterliche Ungeheuer oder sonst schreckliche Vorstellungen, und sein Geist hatte vorzügliche Gelegenheit, sich bei den florentinischen Karnevalszügen in den verschiedensten Erfindungen zu zeigen. Unter allen den außerordentlichen und vielbewunderten feierlichen Aufzügen aber, welche er anordnete, zeichnete sich einer besonders und eigen aus. Die Veranstaltungen dazu waren insgeheim gemacht. In der bestimmten Nacht nämlich, indem das Volk jauchzend in den Straßen der Stadt umherschwärmte, ward der Haufen auf einmal vor Schrecken auseinander gesprengt und sah sich mit Bestürzung und Erstaunen um. Es näherte sich durch die dämmernde Nacht schwer und langsam ein schwarzer ungeheurer Wagen, von vier schwarzen Büffeln gezogen, mit Todtenbeinen und weißen Kreuzen bezeichnet und auf dem Wagen stolzirte eine mächtig-große Siegergestalt des Todes, mit der fürchterlichen Sense bewaffnet, zu deren Füßen lauter Särge standen. Der langsame Zug hielt an: bei dem dumpfen Dröhnen von seltsamen Hörnern und bei dem zauberhaften Schein entfernter Fackeln stiegen aus den sich öffnenden Särgen langsam weiße Gerippe mit halbem Leibe hervor, setzten sich auf den Sarg und erfüllten die Luft mit einem finstern, hohlen Gesange von der Vergänglichkeit und den Schrecknissen des Todes. Rings um den Wagen herum und hinter demselben drängte sich ein großer, verworrener Troß von Todten, mit Larven gleich Todtenschädeln auf dem Haupte, schwarz behangen mit weißen Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet und auf bageren Pferden sitzend, — und jeglicher hatte ein Gefolge von vier andern schwarzen Reitern mit Fackeln und einer ungeheuern schwarzen Fahne mit Todtenschädeln und Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet; auch von dem Wagen schwebten zehn große schwarze Fahnen herunter; und während des langsam schleichenden Zuges sang das ganze Todtenheer mit dumpfbebender Stimme einen Psalm Davids ab.

— Obwohl Cosimo von seiner unruhigen finstern Phantasie unaufhörlich geneckt, umhergejagt und ermüdet ward; so hatte die Natur ihm doch ein hohes Alter beschieden; ja, wie er dem 80. Jahre näher kam, ward sein Geist von immer wilderen Phantastereien verfolgt, bis man endlich eines Morgens ganz unerwartet, ihn unten an der Treppe in seinem Hause todt liegen fand (1521). Vasari rühmt ihn wegen des höchst mühseligen und eigensinnigen Fleißes in seinen Bildern. Sein Colorit ist vortrefflich, aber seine Zeichnung uncorrect. Andreo del Sarto war einer seiner Schüler.

Cosmo I. von Medici, s. Mediceer.

Cosne, Bezirksstadt im franzds. Departement Nievre, am Einfluß der Noaym in die Loire, ist von 5000 Seelen in 750 Häusern bewohnt und hat Ankerschmiede, Messer-, Scheeren u. a. Eisenwaarenfabriken; in der Gegend Eisenwerke.

Cossé (Charles de), bekannter u. d. N. Marschall von Brissac, stammte aus einer hochberühmten Familie und war der Sohn des René de Cossé, Herrn von Brissac und Anjou, Oberfalkenmeisters von Frankreich, und der Charlotte von Gouffier. In dem neapolitanischen und piemontesischen Kriege diente er mit großem Glücke und in der Schlacht bei Perpignan (1541) zeigte er als Oberster der französischen Infanterie, selbst nach seiner Verwundung durch einen Pikenstich, eine solche kriegerische Bravour, daß der Dauphin, Heinrich von Frankreich, als Zeuge seiner rühmlichen Waffenthaten in die Worte ausbrach: „Wäre ich nicht Dauphin von Frankreich, so möchte ich Brissac seyn.“ Als er das Commando über die leichte französische Cavallerie erhalten hatte, bekleidete er seinen Posten mit einem solchen Diensteifer und Auszeichnung, daß die vornehmsten Edelleute des Königreichs, ja selbst die Prinzen sich in seiner Schule für den Krieg bildeten. Bei der Belagerung Landrecy's durch Kaiser Karl V. (1543) warf Brissac die Truppenmassen dieses Monarchen 3 Mal zurück und brachte es mit seinem unbeträchtlich kleinern Heerhaufen dahin, daß Karl seine Vereinigung mit Franz I., welcher bei Vitry mit seiner Armee festen Fuß gefaßt hatte, nicht hindern konnte. Diese kriegerische Besonnenheit belohnte ihm sein Gebieter, indem er ihn in seine Arme schloß, ihn aus seinem eigenen Pokale trinken ließ und ihn zum Ritter seines Ordens erhob. Nach mehren andern rühmlichen Thaten, wofür ihn der König mit der Würde eines Großmeisters von Frankreich belohnt hatte, sandte ihn Heinrich II. als Botschafter an den Kaiser, um den Frieden zu unterhandeln, in welcher Eigenschaft er sich als ein so gewandter Diplomatiker benahm, daß er mit dem Gouvernement von Piemont und dem Marschallstabe von Frankreich beschenkt wurde. Bei seiner Ankunft in Turin reorganisirte er die ganze militärische Verfassung und führte eine strengere Mannszucht in dem Heere ein. Hier leistete er dem Prinzen von Parma und Mirandola gegen Ferdinand von Gonzaga und den Herzog Alba treffliche Dienste. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er zum Gouverneur von der Picardie ernannt und leistete dieser Provinz in den unruhigen Zeiten (1562) wichtige Dienste. Er st. 1563 zu Paris. Brissac war klein, aber von einer äußerst feinen Figur; daher ihn auch die Damen nie anders als den schönen Brissac nannten. Bloß aus Eifersucht soll ihn Heinrich II. zum General-Lieutenant in Italien ernannt haben, weil ihm die Herzogin von Valentinois ihre Gunst schenkte.

Seinen Charakter hat man aus den vielen Anekdoten, womit seine Lebensgeschichte reichlich ausgeschmückt ist, nur von einer schönen und edlen Seite kennen gelernt und die eiserne Helmbrust konnte nie in dem tapfern Brissac die Stimme der lautersten Menschlichkeit ersticken, die er in häufigen Proben als schöne Zeichen seines geläuterten moralischen Gefühls an den Tag legte.

Cossimbazar (Kossembasar, Kassimbasar), Handelsstadt in der britischen Präsidentschaft Calcutta, in Ostindien, westlich vom Ganges, am Hugly; hat 25.000 Einw., holländische Factorei, Seidenbau und Seidenweberei. Die Umgegend sonst reich an Tigern, ist durch Vertheilung von Prämien (im Jahr 1802 allein 15.000 Pfd. Sterling), von diesen Thieren gereinigt.

Costa (Claudio Manoel da), gefeierter portugiesischer Dichter, ward 1780 in dem brasilianischen Bergwerksdepartement Minas-Geraes von sehr reichen Eltern geboren. In dem Hauptorte Villa-Rica erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung und wurde hierauf nach Portugal auf die Universität Coimbra geschickt, wo er 5 Jahre verweilte. Die verdorbene Modepoesie verabscheuend, studirte er die ältern italienischen Dichter und den Metastasio und ahmte sie nach. Nach Brasilien zurückgekehrt, setzte er seine poetischen Studien in den dortigen Gold- und Diamantbergwerken fort. Er glänzt im Sonett als erster portugiesischer Dichter, doch sind auch einige seiner Sonette italienisch. Sie vereinigten die ausdrucksvollste Natur und poetische Wahrheit mit Petrarchischer Innigkeit des Gefühls in einer gleich eleganten und prunklosen Sprache. Auch gab er Trauergedichte und Eklogen heraus, welche von minderm Werth als jene, obgleich sehr schätzbar sind. Vorzüglich sind dagegen seine Canzonen, Cantaten ꝛc. Etwas Schöneres in dieser Art von Poesie findet sich selbst unter den kleinern Werken des Metastasio nicht. Da Costa lebte den Musen bis an sein Ende. Er starb um 1799. Seine Gedichte sind gesammelt von ihm selbst (Coimbra 1798) herausgegeben worden.

Costa Rica, einer der 5 Staaten der mittelamerikanischen Union, schon auf dem Isthmus von Panama gelegen, im Nordwest und Norden mit Nicaragua, im Osten mit dem Antillenmeere, im Süden mit Panama, im Südwesten und Westen mit dem Australocean grenzend und 1500 QM. groß. Der breite Rücken der Cordilleras zieht sich durch dieses Land zu dem Hochplateau hinauf und bildet gegen beide Meere Terrassen, die niedrig und feucht sind und ein ungesundes Klima haben; nur kleine Flüsse winden sich von den Cordilleras zu dem Meere herab. Der Bergrücken selbst, 2—3000 F. über dem Meere, bildet den bewohnten Theil des Landes und erzeugt europäische Getreidearten, Mais, Zuckerrohr, Cacao, Indigo und herrliche Südfrüchte. Auch ist das Land reich an Schiffbauholz, Metallen, vorzüglich Gold und Salz. Die Gegenden am Gestade stehen wüst und menschenleer. Der Einw. sind ungefähr 50.000, fast die Hälfte Indianer. — Schon 1522 ward dieses Land aufgefunden, von den Spaniern früh besetzt und gelangte zu einem hohen Wohlstande, welcher aber durch häufige Ueberfälle von Corsaren und durch die Anlegung der Handelsstraße von Panama zerrüttet ist. Bis 1824, wo Costa Rica der Union von Mittelamerika beitrat, bildete es eine spanische, unter das Generalcapitanat von Guatemala gehörige Intendanz. Der Staat ist in 8 Bezirke getheilt und hat die Hauptstadt San-Jose.

Coster (Johann Lorenz) war 1371 zu Harlem in Holland geboren. Wenn man das eigentlich Geschichtliche in seinem Leben von den eingestreuten Sagen trennt, so war er 1417 Offizier in der harlemer Bürgergarde, 1418 Mitglied des Stadtraths, in welchem er das Amt eines Schöppen- und Schatzmeisters verwaltete; 1421 als Küster an der Parochialkirche angestellt, starb er wahrscheinlich an jener Seuche, welche 1439 in Harlem herrschte. Seit der Mitte des 16. Jahrh. erscheint er auf einmal in den Jahrbüchern der Buchdruckerkunst, indem ihn Hadrian Junius in seiner „Batavia" als Erfinder derselben aufführt. Junius, welcher seine Geschichte der Buchdruckerkunst meist aus vorhandenen mündlichen Sagen zusammensetzte, erzählt in derselben, daß Coster oft in ein nahe gelegenes Wäldchen geluſtwandelt sey und zum Zeitvertreibe Züge in Buchenrinde gravirt, welche Gewohnheit ihn veranlaßt habe, diese Einschnitzung auf ganze Zeilen überzutragen und am Ende volle Seiten in Holztafeln zu schneiden. Auf diese Weise sey ihm der Druck des „Spegel onzer Behoudnisse" gelungen, worauf er den Guß der bleiernen oder zinnernen Typen vorgenommen habe. Durch die Treulosigkeit eines seiner Gehülfen, Namens Johann, sey ihm sein typographischer Apparat entwendet worden, welcher damit nach Köln und Mainz geflüchtet und daselbst Verbreiter der von Coster erfundenen Kunst geworden sey. Alle diese Erzählungen sind aber nur bloße Muthmaßungen, denen nichts als die Glaubwürdigkeit fehlt, da es keinem Zweifel unterliegt, daß Guttenberg anfangs in Straßburg mit beweglichen hölzernen Lettern druckte, und daß die gegossenen zu Mainz von Schöffer sind erfunden worden. Trotz dieser historischen Thatsachen trat der gelehrte Meermann, Rath und Pensionär von Rotterdam, in seinen „Origines typographicae" (Haag 1765, 2 Vde. in 4.) dennoch als Vertheidiger der Behauptung auf, daß Coster der Erfinder der Buchdruckerkunst sey, und eiferte mit einem solchen Scharfsinne gegen Diejenigen, welche den Ruhm dieser Erfindung seinem Vaterlande streitig machen wollten, daß nicht zu verwundern ist, wenn er in neuern Zeiten in dem Koning „Verhandeling over het oorsprong der boekdrukerkunst" (1816) einen trefflichen Sachwalter seiner ungegründeten Behauptung fand. Noch heutigen Tages glaubt man diese Fabel in Holland, wie man denn schon seit 1740 das Jubiläum seiner Erfindung feierte. Auf dem Stadthause zu Harlem errichtete man Coster eine in Seide gehüllte Statue und in einem silbernen Kistchen verwahrt man sorgfältig das „Speculum salutis", dessen Druck ihm die Holländer zuschreiben. Ueber der Thüre seines Hauses, welches 1818 vor Alter einstürzte, waren vier lateinische Verse von Schrevelius eingehauen, deren zwei letzte nicht weniger sagen wollten, als daß die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Coster so sicher sey als das Daseyn Gottes. Er starb um 1440. Das Jubiläum seiner Erfindung wurde 1823 wiederholt. Mit welchem Rechte lehrt die Beurtheilung von Konings Schrift (1816) über den Ursprung der Buchdruckerkunst im „Hermes", von Ebert (Heft XX), deren Resultat ist: daß Jan Coster sich zu einer Zeit, welche mit der deutschen Erfindung wenigstens übereintrifft, mit Versuchen beschäftigte, welche die Erfindung der Buchdruckerkunst zur Absicht und Folge hatten. Vgl. Ebert in der „Encyklopädie von Ersch und Gruber", Art. Buchdruckerkunst, und die Gegenschrift von Dr. Lehne: „Hist. krit. Prüfung der Ansprüche, welche Harlem auf die Erfin-

dung der Buchdruckerkunst macht" (Mainz 1827). — 2) Samuel, Stifter des amsterdamer Theaters, blühte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war 50 Jahre lang praktischer Arzt in Amsterdam und widmete seine Mußestunden dem Dienste Thaliens und Melpomene's. Unter seinen Lustspielen und Tragödien sind die ländlichen Ergötzlichkeiten und die Trauerspiele „Polyrena" und „Iphigenia", welches letztere das meiste Aufsehn machte, das vorzüglichste. Er stiftete eine Gesellschaft unter dem Namen Akademie, welche die Bildung der holländischen Sprache und Dichtkunst zum Zwecke hatte, aus welcher sich 1617 die förmliche Errichtung eines Theaters entwickelte Coster hat, außer dem Verdienste der Errichtung dieses Theaters, noch das, die abgeschmackten mimischen Darstellungen der alten Rhetoriker verdrängt, und dem guten Geschmacke die Bahn gebrochen zu haben.

Costume, überhaupt, das bei einzelnen Personen oder ganzen Gemeinden, Nationen und Zeitaltern Uebliche in Sitten, Gebräuchen, Lebensart, Tracht, insbesondere von Personen, die aus dem Alterthume auf unsern Theatern, in Gemälden ꝛc. dargestellt werden. Der bildende Künstler soll das Eigenthümliche derselben richtig beobachten, doch ist es ihm nicht blos erlaubt, sondern sogar seine Pflicht, Manches idealisirt uns darzustellen. Daß die ältern und selbst die berühmtesten Maler der neueuropäischen Schulen sich öftere Verletzungen des Costumes haben zu Schulden kommen lassen, ist nicht zu leugnen; nirgends aber sind diese Verletzungen größer gewesen als auf der Bühne. Von Lekain und Mademoiselle Clairon sagt man, daß sie zuerst, vom Grafen de Lauragais unterstützt, das Costume auf der Bühne eingeführt hätten; allein sie schafften blos das Allergröbste bei Seite, führten für Skythen und Sarmaten das Tigerfell, für Asiaten türkische Tracht ein, im Uebrigen blieb es beim Alten. Wie um die Tracht, so stand es um die übrige Decoration der Bühne: noch ist es nicht lange her, daß Semiramis aus einem Ballaste mit korinthischen Säulen hervortrat in einen Garten, in welchem eine ganze amerikanische Flora blühte; oder sie saß auf einem Throne, den ein Baldachin à la polonaise überwölbte, die sie umgebenden Personen trugen türkische Kleidung und ein Stallmeister aus den Ritterzeiten reichte ihr die Hand. In Deutschland ging es um nichts besser. Man sah hier die Begleiter des Theseus mit Allongeperücken und römische Soldaten in der „Clemenza di Tito" mit steifen Stiefeln und noch steifern Zöpfen aufmarschiren. Indeß haben doch die Deutschen zuerst diesen Uebelstand beseitigt und einen wohlthätigen Einfluß auf das berliner Nationaltheater hat auch in dieser Hinsicht Madame Hendel-Schütz gehabt. Sie wagte es zuerst in der Darstellung der „Ariadne" den französischen Flitterputz mit der antiken Bekleidung zu vertauschen, und somit das Zeichen zu einer durchgängig genauern Beobachtung des Costum's zu geben. In Frankreich hat Talma das Costum der pariser Bühne reformirt. Was er in dieser Hinsicht für die Bühne, das hat David (der hierin an Vien einen Vorgänger hatte) für die Malerei gethan, und man muß seiner Schule eine genaue Beobachtung des Costums nachrühmen. Ueber das Costume haben wir noch kein ganz gutes Werk erhalten. Es bleibt dem Künstler oft nichts übrig, als sich an die Quellen zu wenden. Für die neuere Zeit und das ausländische hat man die „Costumes civiles actuels de tous les peuples connus" v. St.-Sauveur,

ferner die große „Sammlung von Costumen verschiedener Völker" (London 1800 fg.), und einige Theatercostumes, nämlich die „Costumes et annales des grands théâtres de Paris" die „Costumes des k. k. Hoftheaters in Wien", 13 Hefte (Wien 1812 und 13), die „Theatercostumes des berliner Nationaltheaters" (seit 1816—23), 14 Hefte (die alten erschienen seit 1789—1813 in 21 Heften).

Cosway (Maria), eine geborne Hadfield, Tochter eines Gastwirths zu Livorno, merkwürdig als Künstlerin, war von angenehmer Gestalt und liebte von Jugend an Bücher und Harfenspiel. Sie heirathete den braven britischen Miniaturmaler Richard Cosway, widmete sich hierauf gänzlich der Malerei und erlangte bald Ruf. Die englischen Gallerien sind geschmückt mit ihren trefflichen Werken. Ideen, Farbengebung und Ton in ihren Gemälden haben etwas Auffallendes und wahrhaft Genialisches. Historische, allegorische Landschaftsgemälde und Bildnisse liefernd, war sie zugleich Kupferstecherin. Einige Jahre in London zubringend, ging sie nach Paris, um im Louvre eine Reihe von Copien zu malen, welche sie nach England schicken und in Kupfern herausgeben wollte. Dieser Plan wurde 1802 zum Theil ausgeführt, aber durch den Ausbruch des Krieges zwischen beiden Ländern vernichtet. Der Verlust ihres einzig schönen und geliebten Kindes bewirkte in ihr eine völlige Verachtung ihres Daseyns. Melancholie endigte ihr Leben 1604 zu Paris.

Côté-aux-Fées, Kirchengemeinde im preußischen Fürstenthum und schweizer. Canton Neufchatel, enthält in mehren Weilern 100 Häuser und 750 Einw., welche beträchtliche Viehzucht treiben. In der Nähe dieses im Juragebirge liegenden Orts sind viele Grotten und Tropfsteinhöhlen, unter denen der Feentempel (Temple aux Fées) als die schönste Höhle der ganzen Schweiz gerühmt wird. Der Eingang in dieselbe ist beschwerlich, und man kann nur 4—5 Fuß, auf dem Bauche kriechend, hindurchschlüpfen. Sie befindet sich an einem ziemlich steilen Abhange. Die Oeffnung ist 19 Zoll hoch und 25—30 Zoll breit durch blaulichen Kalkfels gebrochen. Im Innern erweitert sich die Höhle und bildet ein Gewölbe von 10—30 Fuß Höhe bei einer gleichen Weite. Rechts gewendet gelangt man zur Oeffnung, welche eine Aussicht auf das Thal von St.-Croix darbietet und die wie eine Thür über einem tiefen Abgrunde zu schweben scheint. Die Höhle ist am Eingange 3180 über dem Mittelmeere.

Côté-d'or (Goldhügel, fälschlich Goldküste), Departement Ostfrankreichs, von einer Reihe, von Dijon an über Nuits bis an die Theune gehenden, die herrlichsten Weinsorten tragenden Hügeln so benannt. Es begreift einen Theil der ehemaligen Bourgogne, hat 165 QM. an Wein und Getreide fruchtbares Land, wird bewässert von der schiffbaren Saone (mit den Nebenflüssen Beze, Tille, Ouche, Auron u. a.), Aube, Seine (deren Quelle hier ist) ꝛc. Die Einw. (360.000), Bekenner des Katholicismus, beschäftigen sich vorzüglich mit Weinbau, weniger mit Ackerbau und Viehzucht (doch gute Schafe span. Abkunft); Holz ist im Ueberfluß vorhanden; der Bergbau bringt vieles Eisen. Hauptstadt ist Dijon. — Der Canal von Côté-d'or fängt an der Saone bei St.-Jean de Losne an, berührt Dijon, geht bei Brisson in den Amençon und ist auf 50 Lieues lang.

Côté droit, Côté gauche, rechte und linke Seite, eine Benennung, die ihre Entstehung der Spaltung in der franz. Deputirtenkammer verdankt. Im englischen Parlamente nimmt bei der Eröffnung der Sitzungen der Sprecher nebst den Deputirten der Stadt London auf der rechten Seite Platz, im Verlaufe der Unterhandlungen überlassen sie solche den Ministern nebst ihrem Anhange. Die Oppositionspartei versammelt ihre Glieder auf den gegenüberstehenden Bänken. In Frankreich hat die Oppositionsfaktion immer auf der linken Seite Platz genommen und weil sich die exaltirtesten Mitglieder des Nationalconvents auf die letztern höher stehenden Bänke dieser Seite niederließen, erhielten sie den Namen Berg. Die Antiliberalen oder Anhänger der Legitimität dehnten sich über den Raum in den vordern niedrigen Theil des Saales aus, welchen man mit der Benennung Ebene, Bauch oder Morast belegte. Noch bis auf diese Stunde besteht diese Trennung und Ausscheidung in der Deputirtenkammer Frankreichs. Die Ministerialpartei hat in der Mitte ihren Platz und weicht, je weiter sich die Deputirten in den verschiedenen Richtungen des Royalismus oder Liberalismus von ihnen entfernen, auch desto weiter im Sitzen von ihnen ab. Die äußerste rechte und die äußerste linke Seite sind die beiden entgegengesetzten, sich stets an einander reibenden Pole der öffentlichen Meinung.

Cotin (Charles), Almosenier des Königs und Kanonikus v. Bayeux, war 1604 zu Paris geboren. Einen berühmten Namen erhielt er durch seine Mißhandlung in Boileaus „Satyren". Wenn man jedoch seine Schutzschrift in Perraults „Vergleichungen" liest, so erscheint sein Charakter von einer weniger verdächtigen Seite, als er in der Regel geschildert wurde. Seine Kenntnisse in den Alterthumswissenschaften waren nicht unbedeutend, und seine Gedichte, welche er nach griechischen Mustern gebildet hatte, sind nicht ohne Interesse. Nicht der Reim, sondern die Persönlichkeit Cotin's, welcher Boileau im Hôtel Rambouillet als einen gefährlichen Menschen geschildert hatte, bewog diesen, ihn zur Zielscheibe seiner Satyren zu machen. Hierdurch tief verletzt, bot er Alles auf, diesen vielvermögenden Dichter wieder zu besänftigen, aber unglücklicher Weise verwickelte er sich in Klatschereien, wodurch er sich den Haß Molière's zuzog, der ihn in seiner Komödie „Les Femmes savantes" u. d. N. Trissotin auf die Bühne brachte und ihn dem Spotte des Publikums Preis gab. Das Sonett auf die Prinzessin Urania rührt von dem Abbé Cotin her und war auf eine gewisse Madame de Nemours gedichtet. Den Streit, in welchen er mit Menage zu der Zeit gerieth, als er jene Verse seiner Dame vorlas und die Artigkeiten, welche sich Beide bei dieser Gelegenheit gegen einander austauschten, sind fast dieselben, welche Molière dem Trissotin und Vadius in den Mund legt. Seit dieser Zeit trat er nicht mehr als Schriftsteller auf. Er starb 1682.

Cotta, einer der ältesten deutschen Familien, welche behauptet, ihre Abkunft bis zu dem alten römischen Geschlechte Cotta, welches zur Zeit der Republik blühte, hinaufverfolgen zu können. Nach dem von Otto I. dieser Familie ertheilten und von Kaiser Sigismund bestätigten Adelsbrief kam sie von Rom nach Mailand, von da nach Oestreich und Sachsen. Von Eisenach, wo sie zur Zeit der Reformation in großem Ansehen stand, kam ein Zweig nach Dresden. Ein Sprößling derselben, welcher 1640 bei Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung erlernt hatte, zog nach einigen Jahren nach Tübingen und gründete dort die

noch bestehende Johann Georg Cotta'sche Buchhandlung, welche eine der reichsten in Deutschland ist.

Cottin, Cotin (Sophie Risteau), bekannter unter dem Namen Madame Cottin, eine eben so geistreiche als gemüthvolle Romandichterin Frankreichs, war 1773 zu Tonneins im Departement Lot und Garonne geboren. In ihrem 17. Jahre wurde sie an einen Banquier aus Bordeaux verheirathet. Die Neuvermählten zogen nach Paris, wo unsere an Geist und Herz gleichschöne Dichterin nach einigen froh verlebter Jahren ihren Gatten verlor. Der Schmerz über diesen unwiederbringlichen Verlust ließ sie der großen Welt entsagen, und sich in die Einsamkeit vergraben, wo sie, außer der Umgebung einiger wohlwollenden Freunde, nur mit dem Geiste ihres abgeschiedenen Gatten und den Musen Umgang pflog. Hier schrieb sie zu ihrer Zerstreuung manche gemüthliche Blätter, deren Inhalt blos ihren vertrauten Freunden eine genußreiche Unterhaltung gewähren sollte, ohne dabei auf ein größeres Publikum Anspruch zu machen. So hatte sich ihre Begeisterung für Tugend in mehren kleinen, leicht entworfenen, aber ansprechenden Gedichten, sowie in einer romantischen Geschichte von 200 Seiten auf eine erfreuliche Art ausgesprochen, als ein unerwarteter Vorfall selbige ins Publikum brachte. Einer ihrer Freunde nämlich sprach sie um fünfzig Louisd'or an, um Frankreich, aus dem er verbannt war, zu verlassen. Mad. Cottin verkaufte ihre einzelnen Blätter, und das Publikum empfing (1798) die „Claire Albe" (Clara von Alben). Durch diese Wohlthätigkeit erhielt die Romanenliteratur Frankreichs ein Geschenk, ohne zu wissen, von Wem und zu welchem edlen Zwecke der schriftstellerische Ertrag war verwandt worden. Nicht sowohl der Erfolg dieses Buchs, als das Bedürfniß, sich mitzutheilen, bestimmte sie ferner, als Schriftstellerin aufzutreten. „Malvina (1800, 4 vol.), „Amélie Mansfield" (1802, 4 vol.), und „Elizabeth, ou les Exilés de Sibérie" (1806) folgten diesen ersten. Aber mit ihrer „Mathilde"6 (6 vol.) (deutsch im Auszug von G. Renda, Köln 1825, 12.) errang sie sich die Palme als Romandichterin. Den Gewinn ihrer Schriftstellerei verwandte sie zu wohlthätigen Zwecken, und so sehr sie die schriftstellerische Thätigkeit an den Frauen tadelte, so wünschte sie nur für ein Werk religiösen Inhalts, sowie für ein anderes über Erziehung eine günstige Aufnahme, an deren Vollendung sie aber eine schmerzensvolle Krankheit hinderte. Betrauert von allen Edeln, die sie kannten, starb sie nach einem dreimonatlichen Leiden am 25. August 1807. Die Herausgabe ihrer Schriften besorgte Michaud (Paris 1820).

Coucy (Raoul de), Castellan des Schlosses gleiches Namens, von welchem sein Oheim der Besitzer war, lebt noch jetzt in den schönen und zärtlichen Gedichten fort, die er auf die Geliebte seines Herzens, die Dame Faïel, verfertigte. Diese ließ ihn erst lange schmachten, endlich aber nach einer Krankheit, in die er aus Sehnsucht verfiel, schenkte sie ihm ihre Gunst. Durch Verrätherei einer Dame, die den Ritter Coucy ebenfalls liebte und durch ihren eifersüchtigen Scharfblick das Verständniß mit der Frau von Faïel entdeckte, erfuhr der Ritter Faïel die Untreue seiner Gattin. Coucy glaubte sich von nun an nicht mehr sicher und folgte seinem Könige Ludwig IX., dem Heiligen, auf dem Kreuzzuge nach dem Morgenlande hin. Zum Abschied gab ihm seine Geliebte eine Locke von ihrem Haar, mit Seide und Perlen durchflochten, zum Zeichen

der Liebe mit; und er focht tapfer im Besitz dieses Schatzes, den er auf seinem Helme trug. Als er aber in Aegypten von einem Pfeile tödtlich verwundet war, gab er sterbend seinem Knappen den Befehl, nach seinem Tode sein Herz zu der Haarlocke der Frau von Faïel zu fügen und Beides der Dame wohlverwahrt und heimlich zu überbringen. Der Knappe war mit dem Trauergeschenke schon in der Nähe des Schlosses der Dame angekommen, als er von ihrem Gemahl ertappt wurde. Der barbarische Herr von Faïel nahm eine gräßliche Rache an seiner Frau. Er ließ das Herz des treuen Ritters durch seinen Koch zubereiten und, wie ein zweiter Atreus seine Gattin davon speisen. Die unglückliche Frau soll, nachdem sie erfahren was ihr begegnet war, nach dieser schrecklichen Mahlzeit sogleich den Hungertod gewählt haben, um ihrem Leiden ein Ende zu machen. Diese Geschichte begab sich ums Jahr 1192. Coucy fiel in seinem 25. Jahre unter dem Schwerte der Ungläubigen, nachdem seine hohe Liebe zu der Dame Faïel 2 Jahre gedauert hatte. Die vollständige Erzählung der Begebenheiten des Ritters von Coucy und der Dame Faïel befindet sich in der Bibliothek des Königs von Frankreich zu Paris, unter Nro. 195 und ist im Jahr 1228 verfaßt. Aus den „Mémoires historiques sur Raoul de Coucy" (Paris 1781. 12.), worin die Lieder der Liebe des Castellans in alter Sprache mit beigefügter Uebersetzung und alter Musik dazu gesammelt sind, ist diese Erzählung geschöpft und hernach erscheint er, Raoul de Coucy und nicht sein Neffe Renand von Coucy, wie es von einer ähnlichen deutschen Encyklopädie nach französischer Uebersetzung geschehen ist, als Held dieser tragischen Begebenheit, welche die Romanziers zu manchem gefühlvollen Liede begeisterte. Uhland hat obigen Stoff zu einer schönen Romanze benutzt, Frauentaschenbuch 1815, S. 21. G. A. Crapelet hat die „Histoire du Chatelain de Coucy et de la Dame de Faïel" nach der alten Handschrift auf der königl. Bibliothek ins Franz. übersetzt (Paris 1829, mit Kpf.).

Coulissen, 1) die Fugen in einem Fensterrahmen, in denen man das Fenster oder einen Laden auf- und niederziehen kann; bisweilen 2) ein solches Fenster oder solcher Laden selbst; 3) die Flügel auf der Schaubühne, wodurch die verschiedenen Veränderungen an den beiden Seiten derselben hervorgebracht werden. Diese gehören auf unsern Bühnen zur Scenerie und dem Maschinenwesen. Auf den Bühnen der Alten hatte man sie nicht; es scheint, daß beide Seitenwände unverändert blieben und eine ganz einfache Verzierung, vielleicht nur einen einfachen Anstrich von einer nicht sehr in die Augen fallenden Farbe hatten, die zu jeder Vorstellung und jeder Veränderung der Scene paßte. Als man im 16. Jahrh. Schauspielhäuser im neuern Europa errichtete, waren diese Seitenwände ebenfalls nicht mit beweglichen Maschinen versehen. Früher, als noch die Mysterien vorgestellt wurden, saßen an den Seiten in einer eigenen Art von Sitzen die Schauspieler. So wie daher das Stück fahen die Zuschauer gleich alle spielende Personen; so oft ein Schauspieler an die Reihe kam, stand er von seinem Sitze auf und setzte sich wieder dahin, wenn sein Auftritt zu Ende war. In späterer Zeit hatte man eine Art abgesonderten Raums zur Seite der Bühne, worauf selbst Zuschauer gelassen wurden, besonders die Kunstrichter und witzigen Köpfe der damaligen Zeit. Diese hatten Bursche zur Aufwartung, die ihnen Pfeifen und Tabak reichten; denn sowohl hier als auf

den übrigen Plätzen wurde geraucht. Wo dieser Uebelstand nicht herrschte war doch die Vorrichtung nur kärglich. Man deutete die Aufführung eines Trauerspiels durch schwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderungen der Oerter bloß durch die Ueberschrift ihrer Namen an. Ueberhaupt gab es nur wenige Hülfsmittel, die Täuschung der Zuschauer durch Verzierungen der Bühne zu befördern. Der italienische Architekt Serlio (st. 1540) war der Erste, welcher an den Seiten der Bühne Coulissen so anbrachte, daß ein Zwischenraum blieb und man hinter jeder hinweg gehen konnte. Nach dieser Einrichtung wurde auch eine bessere Beleuchtung möglich, die dem Auge entzogen und nur durch ihre Wirkungen sichtbar nach Umständen verstärkt und geschwächt werden konnte. Auch waren von jetzt an die Coulissen das Mittel, passende Decorationen anzubringen, um das Wo und Wie mit der Handlung zugleich darzustellen und so gleichsam auf alle Sinne zu wirken. Um aber die Täuschung der Zuschauer noch mehr zu steigern, müssen die Coulissen perspectivisch gestellt seyn und einander decken. In dieser Hinsicht gewähren breite Coulissen einen beträchlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Coulisse ein großer Theil der Vorstellung perspectivisch gemalt werden kann, wodurch ein besserer Zusammenhang ins Ganze kommt. Bisweilen hat man die Coulissen, damit sie sich besser decken möchten, nach einer schrägen Linie gestellt; hierdurch aber wird die Bewegung derselben erschwert. Jüngst hat man vielfach vorgeschlagen, die Coulissen ganz abzuschaffen und sie durch zusammenhängende Seitenwände zu ersetzen, die wie Vorhänge auf- und abgezogen würden. Obgleich hier die Malerei ein großes Feld hat, und daher die Täuschung sehr befördert wird, so kommen doch so viel Unbequemlichkeiten in Betracht, daß diese Art, Theater einzurichten, fast allgemein verworfen, und selbst an den Orten, wo sie bereits eingeführt war (wie z. B. in Königsberg), wieder abgeschafft worden ist. — 4) In neuester Zeit in der Börse zu Paris der Theil des Locals, wo in dem Verkehr mit den franz. Renten die freien Speculanten (Coulissiers) sich zusammenfinden, welche sich geschickt genug glauben, auch ohne Hülfe der Wechselagenden, die im Parquet ihr Geschäftslocal haben und unter Einfluß und Controlle der Regierung stehen, zu handeln. Die Operationen Beider, um in den Cours der Renten einen Wechsel zu bringen, sind daher oft einander entgegengesetzt.

Coulomb (Charles Augustin de), einer der ersten Geometer des pariser Instituts und berühmter franz. Physiker, ward 1736 zu Angouleme geboren. In seinem Jünglingsalter ins Geniecorps tretend, ging er als Offizier desselben nach Martinique und baute dort das Fort Bourbon. Zurückgekehrt nach Europa, ward er um 1776 in Rochefort angestellt. 1781 trug er durch seine „Theorie der einfachen Maschinen" den von der Akademie ausgesetzten Preis davon und ward in sie aufgenommen. Stets thätig und geschäftig auf dem Felde der Mechanik, zeigte er in dieser Disciplin in schwierigen Fällen eine reife Beurtheilungsgabe. Als man den Ständen von Bretagne einen Plan zur Anlegung schiffbarer Canäle in ihrer Provinz vorgelegt hatte, wurde er als Regierungscommissär an Ort und Stelle abgesandt, um sein Gutachten abzulegen. Coulomb entschied, daß ihr Nutzen keineswegs für die Kosten ihrer Anlegung entschädigen würde. Er widersprach hier dem

Interesse einiger Minister und wurde deßhalb wegen seiner Rechtlichkeit in die Abtei eingekerkert. Hierüber erzürnt, verlangte Coulomb seinen Abschied, welchen man ihm aber nicht ertheilte. Man sandte ihn auf's Neue nach Bretagne, und zum zweiten Male fällte er mit edler Freimüthigkeit dasselbige Urtheil, worauf ihn die Stände von Bretagne mit einer Sekundenuhr mit dem Wappen der Provinz beschenkten, die er von nun an bei allen seinen Versuchen zu Rathe zog. Mit dem Ausbruche der Revolution legte Coulomb, welcher mittlerweile Ritter des Ludwigs-Ordens und Obrist-Lieutenant im Geniecorps geworden war, seine Stelle nieder und zog sich in die Einsamkeit zurück, um ganz der Erziehung seiner Kinder zu leben. In dieser Muße führten ihn die Forschungen über die Kraft, womit gebogene Metallfäden zurückspringen, auf die innersten Geheimnisse des Magnetismus und die Lehre der Elektrizität, worin er deßhalb treffliche Aufschlüsse fand, weil er gewohnt war, in allen seinen Untersuchungen stets Rechnung und Beobachtung mit einander zu verbinden. Das Resultat seiner Forschungen erschien in mehren Journalen. Nach Wiederherstellung des Instituts wurde der verdienstvolle Coulomb als Mitglied demselben einverleibt, und erhielt 1804 in der Folge die Stelle eines General-Aufsehers des öffentlichen Unterrichts, in welcher Eigenschaft ihn der Tod (1806) zu früh für sein Fach, das er durch gehaltvolle Schriften fortwährend erweitert hatte, dem Kreise der ihn liebenden Seinen entriß.

Coumassie (Coomassie, Kumassie, Akoomassey, Hauptstadt im Reiche Ashantee, auf der Küste von Obergninea (Afrika); ist von Sumpf und Bergen umgeben, liegt ungesund, hat benannte Straßen, einen großen Marktplatz, hinter diesem den Hain, Sammoponé (Aufenthalt der Geister, wohin alle geopferte Menschen geworfen werden, und der deßhalb Sammelplatz von Raubthieren und Raubvögeln ist; soll nach Angabe der Eingebornen 100.000, n. A. 15.000 Einw. haben.

Coup, ein franz. Wort, bedeutet an und für sich im gemeinen Leben eine gewaltsam ausgeführte und daher überraschende, mehrentheils auch gewagte Handlung, weil es ursprünglich von scharfen und schneidenden Instrumenten, vorzüglich vom Schwerte, gebraucht wird, wie unser deutsches Hieb und Stich. Zur nähern Bezeichnung erhält dieses Wort noch bestimmende Zusätze, als: Coup de main, in der Kriegssprache eigentlich ein Angriff, welcher nur mit Handwaffen, als Degen, Flinte, Lanze ꝛc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche, kühne, leicht geführte und schnell gelungene Unternehmung; eine Ueberrumpelung. Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andere diesen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup d'oeil ist der schnelle Blick, mit welchem ein Mensch alles zum eben vorliegenden Gegenstande Gehörige auf der Stelle übersieht; ferner Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewisser Gegenstände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; endlich auch so viel als Aussicht oder Ansicht. — Coup d'état, Hauptcoup, heißt die durchgreifende Maßregel, die der Staat bei entscheidenden und wichtigen Umständen ergreift; dann auch nenne man eine Handlung, welche auf den Staat, eine Schlacht, welche auf Beendigung des Krieges u. s. w. Einfluß hat, Hauptcoup. — Coup de Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne ein schnell, unvorbereitet eintretendes und überraschendes Ereigniß, wodurch der dramatische Dichter die Handlung unterbricht. Da nun jedes Drama in einer

zusammenhängenden und beschlossenen Reihe von Handlungen bestehen soll, die sich aus sich selbst entspinnt, in sich verwickelt und auflöst, so ist ein solcher Theatercoup im Drama überhaupt unzulässig. Es fallen aber unter diesen Begriff nicht die überraschenden Handlungen und Wirkungen, welche durch den Charakter der Personen, z. B. eines Wildfanges im Lustspiele, vorbereitet und in ihnen begründet sind, sondern die Begebenheiten, wodurch der Dichter unvorbereitet und mithin willkürlich den Zusammenhang der dramatischen Handlung unterbricht, gesetzt auch, sie wären in dem geschichtlichen Stoffe, welchen er bearbeitet, gegeben. Daß so viele Theatercoups in Schauspielen von Theaterdichtern gebraucht oder von Beurtheilern ungerügt übersehen werden, und die Mehrzahl der erstern auf eine flüchtige Wirkung hinarbeitet, weßhalb die Theatercoups vorzüglich in Spektakelstücken zu Hause sind, oder auf Spannung der Erwartung, welche man durch eine Verwickelung der Handlung steigert, die nur von Außen her gewaltsam auflösbar ist und gleichsam durch Zerhauen des Knotens bewirkt wird. Am meisten kommen daher auch solche Theatercoups bei der Auflösung vor, und eine bessere Haltung der Charaktere würde sie in den meisten Fällen entbehrlich machen. Natürlich ist im Gebiete des Wunderbaren (wie z. B. in dramatischen Mährchen und der romantischen Oper) die Freiheit des Dichters größer als im strengen, der Wirklichkeit gleichsam nähern Drama; doch bleibt auch dort fehlerhaft, was, ohne in dem Charakter dieser Gattung und der Idee der besonderen Fabel begründet zu seyn, von Außen her den Gang der Handlung verändert. — Weil ferner Ueberraschung eine gewöhnliche Wirkung des Theatercoups ist, so hat man auch jedes eine starke Ueberraschung und Ergreifung beabsichtigende und bewirkende Mittel der theatralischen Darstellung einen Theatercoup genannt. Es ist aber klar, daß auch der rauschendste Beifall der Menge das willkürliche Herbeiziehen oder grelle Hervorspringen eines auffallenden Ereignisses, welches den natürlichen Gang der Handlung unterbricht, nicht rechtfertigen kann. Da nun dergleichen Hülfsmittel, je öfter sie gebraucht werden, desto mehr ihre überraschende Wirkung verlieren und die poetische Armuth des Dichters beurkunden, so hat man überhaupt auch ein verbrauchtes Mittel der dramatischen Auflösung Theatercoup genannt, wodurch der Verfasser, wie man sich ausdrückt, den Knoten schnell zerhaut. Dieß geschieht besonders oft durch Erkennungs- oder Errettungsscenen, wiewohl dieselbe Handlung, welche in einem Drama dem Inhalte nach vorbereitet ist, in einem andern willkürlich überraschen kann.

Couplet, in der franz. Poesie und Musik, ein Absatz oder Abschnitt, der bei einem Ganzen von gleichen Theilen Statt findet; in der Poesie eine Strophe und in der Musik ein Satz, eine Clausel, wie man auch sagt, z. B. in einem Rondo. Insbesondere nennt man Strophen so, in welchen ein gewisser Refrain am Schlusse vorkommt. Besonders im Théâtre des Variétés zu Paris gibt man fast jedes Stück mit Couplets, meist von beißender Laune sprudelnd, und auf die Tagsbegebenheiten anspielend.

Coupon, Zinsleiste, ein abgeschnittenes Stückchen, ein Abschnitt. Insbesondere sind Coupons, die den Staatsschuldbriefen (Staatsobligationen) beigefügten Zins- oder Hebungsscheine, deren mehre auf einem Bogen zusammengedruckt werden, und wovon bei jeder Auszahlung einer abgeschnitten und der auszahlenden Casse zum Belege gegeben wird. Ge-

wisse Staatsobligationen werden aus einem Buche ohne gedruckten Rand ausgeschnitten und so dem Inhaber übergeben. Der Zweck derselben ist, Betrügereien und Unterschleif zu verhüten, weil, wenn sie nicht ganz genau an den bei der Casse zurückbehaltenen Abschnitt des Bogens, auf welchen sie gedruckt sind, passen, ihre Unechtheit sogleich offenbar wird. 4

Cour (fr.), 1) Hof, auch Gerichtshof. 2) (Cour-Tage), die Tage in der Woche, wo bei einem Fürsten oder einer Fürstin Assemblée ist, zu der alle hoffähige Personen und alle vorgestellte Fremde Zutritt haben; 3) eine ähnliche Versammlung der bei Hofe vorgestellten Personen eine Stunde vor Mittag, bei der angekommene Fremde präsentirt werden, u. s. w. Der Fürst macht bei derselben gewöhnlich die Runde, und sagt Einem und dem Andern der Anwesenden einige verbindliche Worte; 4) Jemanden die Cour machen, sich bei einer Person, besonders bei einer Dame angenehm machen, und dadurch Liebe zu erregen suchen.

Courant (Current, Corrent), ein Ausdruck, der aus dem merkantilischen Styl in jeden andern Geschäftstyl übergegangen ist. Man kann dafür bald laufend, bald gangbar, bald gewöhnlich, bald häufig gesucht u. s. w. sagen; z. B. Currentartikel oder Currentwaaren sind sehr gesuchte Artikel, nach denen häufige Nachfrage ist, als die unentbehrlichen Bedürfnisse oder auch Modeartikel. — Currentbank, in welcher die Zahlungen statt des Bankgeldes auch in Currentgelde geleistet werden können, als in Nürnberg und an andern Orten. Ueber die Vortheile einer solchen Bank s. Marbergers „Beschreibung der Banken" S. 171. — Currentrechnung, Conto corrente, Auszüge aus den Hauptbüchern, welche auf Verlangen oder zu einer bestimmten Zeit, als zum Schlusse des Jahres, den Correspondenten zugefertigt werden, um gegenseitig einen gehörigen Rechnungsabschluß machen zu können. — Man wendet diesen Ausdruck auch in andern Geschäften an; wenn Jemand eine Forderung für mehre Artikel im Ganzen oder Bausch und Bogen macht, kann der Interessent ein Conte corrente oder Currentrechnung verlangen, um zu wissen, worauf sich diese Forderung gründe. — Currentgeld, die im Handel und Wandel gangbare Münzsorte, doch die kleine Scheidemünze ausgenommen, daher auch Einige sagen: grob Courant. — Currentpreis (Marktpreis, prix courant), der gewöhnliche gangbare, marktgängige Preis einer Waare. In großen Handelsplätzen läßt man fast alle Wochen oder so oft die Preise sich ändern, Preiszettel (Courszettel, Preiscourant) drucken. — Currentschulden, die auf fortlaufende Ausgaben, besonders für Lebensbedürfnisse, gemachten Schulden, die in Prioritätsfällen von den hypothekarischen und verbrieften unterschieden und niedriger classificirt werden.

Courbette (fr., Reitk.), besteht in einem sehr kurzen Galopp, bei welchem das Pferd aber die Vorderfüße mehr unter den Leib zieht, und den Hinterfüßen mehr Biegung gibt, dabei jedoch beide Vorderfüße sowohl als die beiden Hinterfüße zugleich hebt und niedersetzt.

Courbière (Guilleaume Renee, Baron de l'homme v.), königlich-preußischer Feldmarschall und ewig denkwürdiger Vertheidiger von Graudenz, war 1733 zu Gröningen geboren. Seine Familie stammte aus Frankreich und mußte, durch das Religionsedikt von Nantes gezwungen, ihr Vaterland nebst ihren Gütern bei Grenoble verlassen. Schon mit seinem 14. Jahre trat Courbière in's Heer und erhielt von seinem Va-

ter, welcher holländischer Major war, eine treffliche Bildung als Krieger. Bei der Belagerung von Bergen op Zoom (1747) erwarb er sich durch seine bewiesene Bravour einen hohen Ruf; nach der Uebergabe dieses Platzes erhielt er den Rang eines Lieutenants. 1757 trat er als Ingenieur-Capitän in preuß. Dienste und zeigte sein kriegerisches Talent bei der ersten Belagerung von Schweidnitz (1358). Er kommandirte 1758 ein Freibataillon, mit welchem er manche Großthat verrichtete, und erkämpfte sich 1760 bei der Belagerung von Dresden durch die musterhafte Hinwegnahme des großen Gartens den Orden pour le mérite. Seine Waffenthaten bei dem Entsatze von Kolberg, bei Liegnitz und Torgau, erwarben ihm die Stelle eines Obristen, und seinem braven Regimente wurde unter allen Freibataillonen nach dem hubertsburger Frieden die Auszeichnung, daß Friedrich der Zweite, während die andern aufgelöst wurden, es fortbestehen ließ. Seit 1780 erblicken wir ihn als General-Major und 1787 als General-Lieutenant in Magdeburg, wo er die Bildung und Organisation zweier Füselierbrigaden übernahm. Im Kriege am Rhein führte er die Garden bei Pirmasens an, und der rothe Adlerorden wurde hier der Lohn für seine Thaten. 1797 führte er den Oberbefehl über ein in Litthauen neu errichtetes Infanterieregiment, ward mit dem Range eines Generals der Infanterie bekleidet, erhielt 1798 das Gouvernement von Graudenz und wurde 1802 mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. Seinen energischen Vorschlägen verdankt die preußische Armee mit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs einen erhöhten Sold der Offiziere und Soldaten und die so zweckmäßige Brotverpflegung. Bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Graudenz 1807 erwarb er sich in den preußischen Annalen den Lorbeer der Unsterblichkeit. Mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit behauptete er diese Festung gegen alle Gewaltmaßregeln der Franzosen und erhielt dadurch seinem Könige bei dem Frieden von Tilsit Westpreußen; durch eben jene Behauptung von Graudenz ward 1812 und 1813 die Bewaffnung Ost- und Westpreußens erleichtert und es den Franzosen unmöglich gemacht, festen Fuß an der Weichsel zu fassen. Nach dem Frieden zum Feldmarschall und Gouverneur von Westpreußen ernannt, starb Courbière 1811 in einem Alter von 78 Jahren. Seine Gebeine ruhen in den Wällen, deren tapferer Vertheidiger er war. Ein Monument drückt die Achtung seines Königs und die Dankbarkeit der Nation für seine Verdienste aus und zeigt seinen Namen und seine Thaten der Nachwelt. Schlicht von Sitten und gerecht in seiner Handlungsweise, grenzte seine militärische Zucht nicht selten an Grausamkeit, die er im 7jährigen Kriege, wo sein Freibataillon meist aus Zuchthausgesindel bestand, angenommen hatte. Stock, Spießruthen und Galgen waren seine Disciplinarstrafen, womit er drohte und die er auch nöthigenfalls verwirklichte.

Cour d'amour, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Courier (v. fr.), ein Eilbote, welcher von einem Hofe oder sonst einer Person von hohem Rang mit einer wichtigen Nachricht irgend wohin gesendet wird. Zuweilen reisen Couriere in Staaten, wo keine Postanstalten sind, zu bestimmten Zeiten. Sie werden mit Courierpferden von der Post, sonst reitend, jetzt meist fahrend befördert, und dann auch zur Bestellung von Briefen gebraucht; ein solcher Courier geht von Wien nach Konstantinopel und zurück. Im Kriege braucht man gewöhnlich Offiziere zu Courieren. Ein Courier trägt meist seine Depeschen,

der Sicherheit halber, in einer ledernen Kapsel auf der Brust; er ist in neutralen und freundlichen Ländern unverletzlich; ihm muß Jeder ausweichen, der ihm begegnet; er kann auf jeder Station des eigenen Landes einen baaren Vorschuß verlangen u. s. w. Dagegen muß er seine Reise in möglichst kurzer Zeit (gewöhnlich rechnet man auf die Meile ¾ Stunden) machen. 2) (Lit.), auch häufig Titel von Zeitungen, ohne und mit Zusätzen. So ist der „Londoner Courier" eines der gelesensten engl. Tagesblätter.

Cours, der Marktpreis der einen Geldsorte gegen die andre oder der Preis der Wechsel oder andrer umlaufenden Creditpapiere, Staatspapiere, Actien u. s. w. gegen baares Geld oder Wechsel (Briefe). Daher Geld- und Briefcours. Jener bedeutet, wie viel geboten, dieser wie viel gegeben worden. Diese Preise werden auf den Geld-, Wechsel- oder Creditpapierhandelsmarkten gewöhnlich auf der Börse durch die autorisirten Mäkler erforscht, und nachdem die Mehrzahl der mittlern Käufe und Verkäufe es angibt, bestimmt und bekanntgemacht. Die gedruckten oder geschriebenen Zettel, worauf diese Preislisten publicirt werden, heißen Courszettel. Die Mäkler sammeln auf der Börse die Menge der Angebote und der Nachfragen, und durch Erkundigung, um wie viel die Verkäufer ihr Geld oder ihre Papiere verkaufen und der Käufer sie kaufen wollen, vereinigen sie sich endlich über den Preis. Gemeiniglich bestimmten ihn Die, welche die größte Quantität zu verkaufen und einzukaufen haben; die Uebrigen folgen dieser Preisbestimmung, die sich ganz nach den bekannten allgemeinen Regeln des Preises (s. d.) richtet. Um die Courszettel gehörig zu verstehen, muß man 1) die Münzen oder das Geld der Länder, deren Preise gegen einander angegeben werden, kennen und genau wissen, was Zahlen und Namen bedeuten, und 2) wie viel feines Gold oder Silber jede der angegebenen Münzen in sich enthält. In den publicirten Courszetteln sind oft die Namen gar nicht ausgedrückt, weil man schon voraussetzt, daß jeder Leser weiß, was darunter zu verstehen sey, indem dieses durch Herkommen und Gewohnheit festgesetzt ist. Auch wird gemeiniglich nur Ein Datum in denselben angegeben, nämlich das, was den gestiegenen oder gefallenen Preis andeutet; das Fixe, dessen Preis bestimmt wird und deßhalb unveränderlich ist, wird auf den Courszetteln als bekannt vorausgesetzt. Die Courszettel der Staatspapiere und andrer Effecten sind am leichtesten zu verstehen. Denn auf denselben ist bloß angedeutet, wie viel ein Papier von 100 im Nominalwerth in baarem Gelde kostet und wie hoch es an den Börsen verkauft und gekauft worden ist. Der angegebene Preis jedes Schuldpapiers ist in der Münze zu verstehen, auf welche dasselbe ausgefertigt ist. Wenn daher in den Hamburger Coursliſten die preußischen Staatsschuldscheine zu 96, die östr. Metalliques zu 92, franz. drei Procents zu 70 Proc. notirt sind, so muß man unter der ersten Zahl 90 preuß. Thlr., unter der zweiten 92 Conventionsgulden, unter der dritten 70 Franken für jedes 100 in solchen Papieren verstehen. Bei der Preisangabe von Actien u. a. Papieren muß man wissen, auf welche Summe die Einheit eines solchen Papiers ausgestellt ist. Wenn jedoch ein Land Papiergeld hat, und dessen Effecten lauten darauf, so wird das Papiergeld auf dem Handelsplatze, wo der Preis stattfindet, öfters nach einem daselbst bestimmten Course berechnet, und man muß diese Bestimmung kennen, um zu verstehen, was die Angabe bedeutet. So ist der russische

Rubel und der östr. Gulden in Amsterdam in einer gewissen Zahl Stüber bestimmt und wird so gerechnet, er mag in Petersburg steigen oder fallen. Wenn daher die Staatspapiere in Assignationsrubeln auf den petersburger Courszetteln 100 stehen, so erscheint derselbe Preis auf den amsterdamer Zetteln mit $83\frac{1}{3}$, weil daselbst der Rubel zu 12 Stüber gerechnet wird. Wenn aber auf Petersburg der Rubel mit 10 Stüber gekauft werden kann, so sind 100 Rubel nach amsterdamer Rechnung a 12 Stüber nur $83\frac{1}{3}$ Rubel. Der Preis solcher Papiere steht dann entweder al pari (s. d.) oder über oder unter pari. — Was die Geldcourse betrifft, so wird 1) Gold gegen Silbergeld oder umgekehrt verkauft und es wird also in den Coursen angegeben, wie viel die Goldmünzen gegen Silbermünzen gelten. Um diese Preise beurtheilen zu können, muß man a) wissen, wie sich Gold und Silber, als bloße Waare betrachtet (in Barrenform), gegen einander verhalten, und b) wie viel reines Gold und Silber in den Münzstücken, welche gegen einander verwechselt werden, enthalten sey. Stehen z. B. Gold- und Silberbarren in dem Werthverhältnisse gegen einander wie 1 : 15, oder kann man mit 15 Pfund Silber auf dem Markte 1 Pf. Gold kaufen, und sind auf dem Markte die Goldmünzen, welche 1 Pf. reines Gold in sich enthalten, nicht unter einer Anzahl silberner Münzen zu haben, welche $15\frac{1}{3}$ Pf. reines Silber in sich enthalten, so kann man wissen, daß das Gold in dieser Münzform theurer ist als das Gold in Barren u. s. w. 2) Es wird die eine Sorte Silbergeldes oder Goldgeldes eines und desselben oder verschiedener Länder gegen andre Sorten verkauft. In diesem Falle müssen die Quantitäten feines Gold oder Silber, welche in der Einheit dieser Geldsorten enthalten sind, mit einander verglichen werden, um zu wissen, ob die eine dieser Geldsorten theurer oder wohlfeiler ist als die andre. Ist z. B. in den Courszetteln angegeben, daß in Hamburg 150 preuß. Thaler für 300 Mark Banco zu haben sind, so muß ich erforschen, wie viel beide Summen in feinem Silber enthalten. Erfahre ich nun, daß 300 Mark hamburger Banco gerade so viel fein Silber enthalten als 150 Thlr. in preuß. Courant, so weiß ich, daß beide Summen einander in feinem Silbergehalte vollkommen gleich sind, und daß der Cours in Hamburg auf Berlin al pari stehe. Sind in Hamburg 300 Mark für 149 verkäuflich, so steht der Cours in Hamburg auf Berlin unter, muß ich 151 Thlr. Preußisch dafür bezahlen, so steht er über pari. Zur Anstellung dieser Vergleichung wird durch Herkommen und Gebrauch in jedem Wechselplatze eine Münze als bleibend und unveränderlich angenommen, und deren wechselnder Preis wird in der andern mit ihr zu vergleichenden Geldart angegeben. So ist z. B. in den hamburger Courszetteln in dem Course auf London ein Pf. Sterling als die stets bleibende Einheit angenommen, und die Zahl, welche im Courszettel notirt wird, gibt den veränderlichen Preis desselben in Schilling Flämisch an; bei dem Course auf Berlin sind 300 Mk. Banco die fixe Einheit, und im Courszettel wird deren Preis in preuß. Courantthalern bemerkt. In dem Course auf Petersburg ist ein Rubel in Bancoassignationen die Einheit, und der Courszettel zeigt dessen Preis in lübischen Schillingen an u. s. w. Will man nun beurtheilen, wie hoch oder niedrig der im Courszettel angegebene Preis einer Geldsorte ist, so muß man sich zunächst um den innern Feingehalt des Goldes oder Silbers, 1) der Münze, die als Einheit angenommen wird, 2) der Quantität des feinen Goldes

oder Silbers bekümmern, welche in der Summe derjenigen Münze enthalten ist, welche für jene Einheit geboten wird. Dieses erfährt man, wenn man vorher das pari erforscht hat. Das pari besteht nämlich in der gleichen Quantität feinen Goldes oder Silbers, welche in einer bestimmten Menge verschiedenartigen Geldes oder Münze enthalten sind. So ist in 14 Thalern preuß. Cour. eine Mark Kölnisch feines Silber enthalten. Ebenso viel ist aber enthalten in 13⅓ Thaler Conventionsgeld, in 27 Mark 12 Schilling bamburger Banco u. s. w. Wenn daher nach dem Course für jede 14 Thlr. Preuß. oder 13⅓ Thlr. Sächs. 27 Mk. 12 Schill. in Hamburg zu erhalten sind, so steht der Cours al pari. Wird mehr dafür gezahlt, so steht das preuß. und sächs. Geld über, wird weniger dafür gezahlt, so steht es unter pari. Um aber das pari zweier Länder gehörig zu erforschen, muß man wissen, in welchem Gelde beide Länder zahlen. So zahlt z. B. England in Golde, und die Einheit ihres Geldes, nämlich ein Pf. Sterling, bedeutet $^{20}/_{21}$ einer Guinee oder 20 Goldschillinge. Da nun fast in allen übrigen europäischen Staaten das gewöhnliche Zahlmittel Silber ist, so muß man, um das pari eines Pf. Sterl. in London mit andern Münzsorten zu berechnen, erst wissen, wie viel der Gehalt von $^{20}/_{21}$ einer Guinee daselbst für Silber zu haben ist. So viel feines Silber als nöthig ist, um in London $^{20}/_{22}$ Guinee oder so viel feines Gold zu kaufen, als in $^{20}/_{21}$ Guinee enthalten ist, wird das pari eines Pf. Sterl. seyn. Sind z. B. 14 Thlr. in preuß. Cour. oder so viel feines Silber, als darin enthalten ist, nöthig, um in London $^{20}/_{21}$ einer Guinee zu kaufen, so wird das pari eines Pf. Sterl. 7 Thlr. seyn, und wenn ich in Berlin ebenso viel für diese Quantität fein Gold zahlen muß als in London, so ist das Pf. Sterling in London nicht theurer als in Berlin, und der Cours steht vollkommen im pari. Ein anderer Umstand, der bei Berechnung des pari zu berücksichtigen ist, besteht darin, ob eins oder beide Länder in Papiergeld zahlen, denn in diesem Falle ist das Papiergeld auf das Silbergeld zu reduciren, welches im Lande, wo es Zahlmittel ist, gilt, und das pari ist sonach nach diesem Silbergelde zu berechnen. Wenn z. B. der Cours von Berlin auf Petersburg 28 Thlr. für 100 Rubel angegeben ist, so sind unter letztern Papierrubel zu verstehen. Ich muß also wissen, wie viel ich in Petersburg für 100 Papierrubel Silberrubel kaufen kann, und wie viel reines Silber in diesen Rubeln steckt, um zu beurtheilen, wie viel 28 Thaler preuß. in Berlin werth sind. Nun enthalten 26 Silberrubel gerade so viel feines Silber als 28 Thaler preuß. Cour. Der Cours würde also bei 28 pari stehen, wenn 100 Rubel in Assignationen 26 Silberrubeln in Petersburg gleich wären, oder wenn der Silberrubel in Petersburg 3 Rubel 69 Kopeken in Papier stände. Im November 1825 stand z. B. der Cours von Berlin auf Petersburg 29½, und der Silberrubel in Petersburg 370, folglich war der Cours an 5 Proc. über pari. — S. Wechselcours und Disconto. Die kleine Schrift: »Ueber Cours- Pari-« (Frkf. a. M. 1823) belehrt über den für den deutschen Handelsverkehr mit Frankreich so wichtigen Wechselcours von Frankfurt auf Paris.

Court de Gebelin (Antoine), Mitglied mehrer Akademien, Präsident des pariser Museums, ward 1725 zu Nimes geboren. Sein Vater sah als Protestant nach der Rücknahme des Religionsedikts von Nantes sich gezwungen, Frankreich zu verlassen und die Schweiz zu sei-

nem Aufenthaltsorte zu wählen. Eine unersättliche Wißbegierde trieb bald den jungen Gebelin zu den Studien, und sobald er die Sprachen der Alten verstehen konnte, verweilte er am liebsten in ihrem Umgange. Beredtsamkeit, Geschichte, Poesie und alle Schätze des Alterthums öffneten ihm ihren reichhaltigen Schoß. Schon in seinem 12. J. erregte er durch seine wissenschaftlichen Fortschritte Bewunderung und Staunen. Nach Beendigung seiner Studien wünschte sein Vater, daß er den Beruf eines evangelischen Geistlichen wählen möchte; allein Gebelin verzichtete auf diese Laufbahn, um ganz der Neigung zu seinen Lieblingswissenschaften leben zu können. Naturgeschichte, Mathematik, todte und lebende Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, Alles studirte er und verschlang es gleichsam. Nach dem Tode seines Vaters machte er eine Reise in die Provinz Languedoc zu seiner Schwester, welcher er das kleine väterliche Erbtheil, so ihm geblieben war, abtrat, und kam so mit keinen andern Reichthümern, als den Gaben seines Genies, nach Paris. Hier knüpfte er mit den geistreichsten Männern Verbindungen an. Die folgenden zehn Jahre hindurch beschäftigte er sich mit Einsammlung von Materialien, entwarf den Plan zu ihrer Verbindung, und es erschien seine „Monde primitif" (Urwelt). Ein Kritiker fällt darüber folgendes Urtheil: „Dieses Werk erregt durch die unerschöpfliche Gelehrsamkeit, die es umfaßt, unsere Bewunderung, und erreicht vorzüglich in Ansehung des Genies, welches die Theile, aus denen es besteht, so geschickt zu vereinigen gewußt hat, der französischen Nation zur größten Ehre". Die Ursprache ist darin erwiesen, entwickelt und genau bezeichnet; die offenbaren Ungereimtheiten der Mythologie sind darin aufgedeckt und berichtigt, und dieser Theil der grauen Vorzeit gewinnt unter seiner Feder ein neues Leben. Er entwirft darin ein Gemälde von den ersten Einrichtungen der unter sich verbundenen Menschen, ihrer Gesetze und Gebräuche, ihrer Schrift und ihres Geistes. Der Aufmerksamkeit der französischen Akademie entging ein so talentvoller Schriftsteller nicht. Um ihn in seinem ebenso nützlichen, als kostspieligen Unternehmen hülfreiche Hand zu bieten, bewilligte sie ihm zweimal hintereinander den für denjenigen Schriftsteller ausgesetzten Preis, welcher im Laufe des Jahres das schätzbarste Werk würde drucken lassen. Ein anderes Werk von Gebelin, das ihm die Achtung der Nachwelt sichert, ist sein „Musée" (Museum). Gebelin verband mit einer edlen Anspruchslosigkeit und Gutmüthigkeit Sanftheit und Natürlichkeit seiner Sitten. Als noch so geistreicher Gelehrter, war er des Neides auf fremdes Verdienst unfähig und nahm an keinen Federkriegen, jenen entehrenden Scenen des menschlichen Geistes, Antheil. Oft sagte er: „Die Republik der Gelehrten ist kein Kampfplatz und unsere Federn sind keine Fäuste. Wir wollen uns gegenseitig achten, lieben, aufklären, und, statt uns einander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinschaft ein Gebäude aufführen, der Wahrheit geweiht, uns anvertraut zur allgemeinen Glückseligkeit". — Seine anhaltende Geistesanstrengung schwächte seine Gesundheit; von einer heftigen Krankheit befallen, nahm Gebelin zu Mesmer seine Zuflucht, der durch Anwendung des thierischen Magnetismus sein Leben bob. In der Folge trat er daher als Vertheidiger des Mesmer'schen Systems auf, und starb 1804 zu Paris in einem Alter von 60 Jahren.

Courtine (franz.), Mittelwall, ein Wall, der zwei Bastionen oder Bollwerke mit einander verbindet.

Courtois (Jacques) (auch Bourignon), Schlachtenmaler, 1621 zu St.-Hippolite unweit Besançon geboren. Seinem Vater, welcher Maler war, folgte er in derselben Laufbahn, übertraf ihn aber bei weitem. Drei Jahre lang verweilte er in dem Gefolge der Heere, nahm Lager, Belagerungen, Schlachten auf und zeigte sich in dieser Gattung von Malerei mit großem Talente. Da er in der Folgezeit von seinen Feinden angeklagt wurde, seine Gattin vergiftet zu haben, suchte er bei den Jesuiten ein Asyl und entsagte der Welt. Seine vorzüglichsten Werke findet man in Rom, wo er 1676 starb. In seinen Gemälden scheint Alles wirkliche Begebenheit; die meisterhafte Ausführung im Ganzen, das kräftige Colorit und die malerischen Hintergründe setzen ihn unter die ersten Maler dieser Gattung.

Courtoisie, Höflichkeit, gefälliges, einnehmendes Benehmen: Liebelei, Liebeshandel. Dieses Wort stammt aus den Zeiten des Mittelalters, wo eine der vornehmsten Pflichten den Rittern befahl, gegen die Damen im Allgemeinen äußerst gefällig zu seyn, zu ihren Diensten sich immer bereit finden und durch eigene Gefahr sich nicht abhalten zu lassen, sie zu schützen und zu vertheidigen.

Cousin (Johann), trefflicher Glasmaler, von Soucy bei Sens gebürtig, blühte in der Mitte des 16. Jahrh. Sein jüngstes Gericht in der Sacristei der Minimen zu Bois de Vincennes wird für ein Meisterstück gehalten. Er ist einer der ersten Franzosen, welche sich in dieser Kunst hervorgethan haben. Auch war er als Historienmaler vorzüglich. Er starb 1589.

Coustou (Nicolas), ein bekannter Bildhauer aus dem Zeitalter Ludwigs XV., wurde 1658 zu Lyon geboren und starb 1733 als Mitglied der königl. Maler- und Bildhauerakademie. Nach mehren Bildungsreisen, die er nach Italien gemacht, kehrte er in sein Vaterland zurück und arbeitete die schöne Statue des Kaisers Commodus in der Gestalt eines Herkules, eine der elegantesten Zierden der Gärten von Versailles. Paris und Marly schmückte er mit vortrefflichen Werken seines Meißels. Zwei Gruppen, welche den Prospect zweier Pferde darbieten, wie sie von Reiters Hand gebändigt werden, bleiben würdige Zeugen seiner kunstgeübten Hand. In allen seinen Werken bemerkt man den genialen Künstlergeist: erhabene Ideen, einen feinen, gebildeten Geschmack, in seinen Zeichnungen ein reines Dessein, in seinen Figuren eine edle Stellung und eine reiche, zierliche Draperie. — 2) Coustou (Guillaume), Bruder und Schüler des Vorigen, Direktor der bildenden Künste, starb 1746 im 69. Jahre seines Lebens zu Paris, hochberühmt durch die Zahl und die hohe Vollendung seiner Bildhauerwerke. Man darf ihn mit seinem Bruder gleichen Namens nicht verwechseln, gestorben 1746 zu Paris, welcher sich durch sein Mausoleum des Cardinals Dubois in der Kirche St.-Honoré Ruhm erwarb. — 3) Sein Sohn Guillaume, geb. 1716 zu Paris, erbte die Talente seines Vaters und bildete sich in Rom weiter aus. Schon in seinem 19. Jahre empfing er den Preis in der Bildhauerkunst; sein Meißel wurde zu den berühmtesten gezählt, und der Kaiser Joseph II. selbst legte ihm einst bei seiner Anwesenheit in Paris den St. Michaelsorden an. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preu-

ien, um in dem Museum zu Berlin aufgestellt zu werden, gearbeitet atte, wurden allgemein bewundert, und das in der Hauptkirche in der Stadt Sens errichtete Grabmal des Dauphins, Vater Ludwigs XVI., ind dessen vortrefflichen Gemahlin empfehlen sich durch ihr grandiöses Inſehen und majestätische Einfalt. Die Apotheose des h. Franz Xavier, velche er in Marmor für die Jesuitenkirche zu Bordeaux gearbeitet hatte, ind sein Apollo, welchen man zu Bellevue zeigt, tragen eine edle Würde n präciser Form an sich.

Coutances (Constances), 1) Bezirk im franz. Departement des Kanals; 26 QM. groß, mit 146.000 Einw. 2) Bezirkshauptstadt an der Mündung der Bullard in die Soulle, 1150 H., 10.000 Einw.; Bisthum, Wollenzeuch-, Tuch- und Leinweben, Spitzenklöppeln, Handel, Handelsgericht.

Covenant. Als nicht lange nach der Einführung der Reformation in Schottland, die Calvin's Kirchenreform zum herrschenden Glauben machte, die Spanier mit einem Angriff drohten, schlossen die schottischen Protestanten (1586) eine Verbindung zur Beschützung der neuen Lehre, die sie Covenant (Bund) nannten. Nach der Vereinigung der Kronen von Schottland und England (1603) begünstigten die Stuart's die bischöfliche Kirche, und als 1637 die neue, der englisch bischöflichen nachgebildete Liturgie in Schottland eingeführt werden sollte, entstanden drohende Volksbewegungen, deren Folge die Beschwörung eines neuen Bundes im nächsten Jahre war. Die Nation trennte sich in zwei Parteien, Covenanter und Nicht-Covenanter. 1663 wurde der Covenant förmlich aufgehoben. Es gibt indeß noch jetzt eine zahlreiche Sekte strenggläubiger Anhänger des Covenants in Schottland.

Coventry, alte Stadt in der Grafschaft Warwick (England), am Sherbarne und am Coventrykanal nach dem Trent hin; sendet zwei Parlamentsdeputirte, hat Bischof, verschiedene Hospitäler, 4277 H. und 21.250 Einw., welche Seidenwaaren, Plüsch, Chalons, Camelot weben. Wegen vieler alterthümlichen Sitten, die daselbst gewöhnlich sind, stand sie im 16. und 17. Jahrh. in dem Ruf von Abdera und Schilda. So soll noch jetzt jährlich ein Mädchen nackend durch die Hauptstraßen der Stadt reiten und in eben dem Zustande bei dem Mayor der Stadt speisen. Es soll dieß zum Andenken der Befreiung der Stadt von einem Zoll geschehen, den ein Graf der Stadt auf Fürbitte einer Gräfin im 11. Jahrh. unter dieser Bedingung erließ. Auf einige dieser Traditionen gründet sich „Mayor of the Garrat", eine der witzigsten Farcen von Foote. Der Handel wird durch den Coventry-Kanal befördert, der nach Braunston und Oxford geht.

Cowley (Abraham), einer der ersten lyrischen Dichter der Engländer, geb. zu London 1618, fand als Knabe so viel Vergnügen an Spensers „Feenkönigin", daß hiedurch sein poetischer Geist geweckt wurde. 1631, als er noch die Westminsterschule besuchte, ließ er ein Bändchen seiner Jugendgedichte drucken; auch ein Lustspiel: „Das Liebesräthsel", lieferte er, ehe er die Universität bezog. 1636 kam er nach Cambridge, wo er mit großem Fleiße die alte Literatur studirte und sich seinen Lehrern durch ein lateinisches Lustspiel („Naufragium joculare") zu empfeh-

len ſuchte. Kaum hatte er 1643 in Cambridge den Grad eines Magiſters der freien Künſte angenommen, als er während des Bürgerkrieges durch Cromwell vertrieben ward. Er nahm ſeine Zuflucht nach Oxford und machte daſelbſt ſeine Satyre: „The Puritan and the Papist“, bekannt. Sein Eifer für die Sache des unglücklichen Karl I., ſeine Kenntniſſe und ſein Witz erregten bald die Aufmerkſamkeit mehrer Häupter der königl. Partei, beſonders des Lord Falkland, der ihn der Königin als einen zu Geſchäften brauchbaren Jüngling ſo dringend empfahl, daß ſie ihn mit ſich nach Paris nahm. Er trat hier als Sekretär in die Dienſte eines Lord Jermin, der beſonders thätig war, eine Verbindung zwiſchen England und den Geflüchteten zu erhalten. Cowley mußte nun ganz als Geſchäftsmann leben, raſtlos arbeiten und ſogar die Nacht zu Hülfe nehmen, um Briefe zu ſchreiben und zu entziffern. Mitten unter ſeinen Sekretärgeſchäften gab er die berühmt gewordenen Gedichte: „Die Geliebte“ 1647 heraus. Bei ſeiner Rückkehr nach England ſuchte er im Stillen für den Hof zu wirken, aber das Glück ſchien ſeine Plane nicht zu begünſtigen; er wurde nach ſeiner Landung in England für verdächtig angeſehen und gefänglich eingezogen. Die Bürgſchaft, die ein Freund für ihn leiſtete, verſchaffte ihm ſeine Freiheit wieder. Mit ſeinen poetiſchen Studien nicht zufrieden, legte er ſich auf die Naturwiſſenſchaften und wurde Doctor der Medicin. Beſonders zog ihn die Botanik an, die damals noch nicht wiſſenſchaftlich bearbeitet war. Cowley ſammelte Pflanzen und beſchrieb ihre Eigenſchaften, ihre Schönheit, ihre Kräfte und ihren Nutzen in lat. Verſen. Endlich nach der Reſtauration des königl. Hauſes hoffte er für ſeinen uneigennützigen Royalismus belohnt zu werden. Aber er wurde überſehen. Durch die Pindariſchen Oden und andere Gedichte, die er ſeitdem herausgegeben hatte, ſtieg zwar ſein Ruhm, doch ſein Glück war nicht gemacht. Der lebhafte Antheil, den er an der Einrichtung der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften nahm, trug ebenſo wenig zu ſeiner Beförderung bei und Alles, was er durch die Verwendung ſeiner Gönner vom Hofe erhielt, war eine einträgliche Pachtung. Ohne ſeines Lebens froh geworden zu ſeyn, ſtarb er 1667 zu Chertſey in Surrey. Sein Tod brachte ſeine Verdienſte in lebhaftere Erinnerung. Er wurde feierlich in der Weſtminſterabtei neben Chaucer und Spenſer mit großem Pompe beigeſetzt und erhielt auf ſeinem Denkmale die Beinamen: Angelorum Pindarus, Flaccus et Maro. Die ihn näher gekannt haben, rühmen einſtimmig, daß er ein trefflicher und liebenswürdiger Menſch geweſen. Cowley iſt vorzüglich als Odendichter merkwürdig. Pindar war ihm Ideal und Muſter der Nachahmung. Man wird nicht hingeriſſen von Cowley's lyriſcher Phantaſie, aber doch ſanft fühlt man ſich von ihr angezogen. Wo Cowley im Geiſte und Styl der Ode die Anſprüche und Beſchränkungen des Menſchen malt; wo er in dithyrambiſcher Thätigkeit ſchwärmt, wo er ſein Gefühl für Tugend und Seelengröße ausſpricht, oder wo er, wie in der lyriſchen Beſchreibung der Plagen Aegyptens, das Schauderhafte mit dem Großen vereinigt: da erſcheint er in ſeiner poetiſchen Kraft. Von ſeinen Oden nennen wir nur die vortreffliche „Ode on wit“. Seine Elegie auf Henry Wotton iſt ein Meiſterſtück. Seine Ballade „The Chronicle“ nennt Johnſon „a composition unrivalled and alone“. Cowleys übrige Gedichte, obgleich ſie in der Sammlung einen viel

größern Raum einnehmen, kommen an poetischem Werthe bei weitem den Oden sowie den Balladen nicht gleich. Das längste unter Cowleys Werken ist die „Davideis", ein unvollendet gebliebener Versuch in der epischen Kunst, welches Gedicht fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist. Seine dramatischen Gedichte verlieren sich unter den vielen englischen Theaterstücken dieses Zeitraums. Sein satyrisch-didaktisches Werk: „Der Puritaner und der Papist", worin er die Regierung Cromwells so treffend als pikant charakterisirt, gehört zu dem Vorzüglichsten, was in der englischen Prosa damals noch erschienen war. Dann schrieb er noch kleine Abhandlungen über verschiedene Gegenstände. Cowleys Werke sind öfters gedruckt worden. Drei neue Ausgaben (London 1712 bis 1802, in 3 Bänden, letztere Ausgabe mit Anmerkungen von Aikin) beweisen, daß Cowley in England noch fleißig gelesen wird.

Cowper (William), berühmt als diktaktischer Dichter in Englands Literatur, wurde 1731 zu Berkhamstead in der Grafschaft Hartford geb. Seinen ersten Unterricht zu Market-Street und die weitere Bildung auf der Schule von Westminster empfangend, verließ er letztere in seinem 18. Jahre. Da er Rechtswissenschaft studirt hatte, so ging er zu einem berühmten Procurator, trennte sich aber bald wieder von ihm und verband sich mit seinen ehemaligen Schulfreunden Colman, Torton und Lloyd zur Herausgabe einer periodischen Schrift. In seinem 31. Jahre ward er zum Sekretär des Oberhauses ernannt, welche Stelle in seiner Familie beinahe erblich war, entsagte ihr aber aus menschenscheuer Kränklichkeit. Cowper erhielt nun die Oberaufsicht über die Tagesschriften, doch 1762 zog er sich von allen öffentlichen Amtsverrichtungen aufs Land zurück, wo er durch religiöse Beängstigungen in eine Gemüthskrankheit verfiel. Von ihren heftigen Anfällen geheilt, widmete er seine meiste Zeit dem Umgange mit den Musen und schrieb mehre Gedichte, welche von dem Publikum kaum bemerkt wurden. Sein Name würde verborgen geblieben seyn, wenn ihn nicht ein Scherz seiner Nation als einen geistreichen Dichter bekannt gemacht hätte. Die Lady Austen nämlich, eine große Verehrerin Miltons, gab ihm auf, ein Gedicht zu schreiben, und wählte ein gerade dastehendes Sopha zum Gegenstande. Cowper erledigte diese Aufforderung und schrieb ein Gedicht in 6 Gesängen, eins der schönsten in der englischen Sprache, dem er den Titel „The task" („Die Aufgabe") an die Spitze stellte. Die ergreifenden Naturschilderungen, wodurch Cowper an Thomson erinnerte, der Ernst und die Würde seiner Gedanken entschuldigten bei den Engländern, die sich durch den schwärmerischen Trübsinn des Ganzen recht in ihrer Eigenthümlichkeit ergriffen fühlten, selbst die lockre Art, wie diese Betrachtungen verflochten und gleichsam durch einen Scherz herbeigeführt waren. In einer diesem Gedichte beigegebenen Note spricht er sich auf's Bitterste gegen die englische Klosterschulenerziehung aus, in der er einen Grund seines gestörten Seelenfriedens suchte. Sie mag als Gegengift wider diese jetzt oft zu sehr angepriesene Methode interessant seyn Cowpers Schwermuth nahm indeß auf's Neue zu, nicht erheitert durch seine (von Bürger nachgebildete) komische Ballade des John Gilpin, die er seiner Freundin, Mistriß Austen, nacherzählte. Zu seiner Zerstreuung fing er eine Uebersetzung der „Iliade" und „Odyssee" in reimlosen

Versen an, der das Verdienst der Treue in Vergleich der Pope'schen zu erkannt wird. Diese Arbeit wurde sein Trost und nur ungern sah er sie zu Ende gehen, denn er schied von ihr, wie man sich von einem lieben Freunde trennt. Dann schrieb er das Leben Miltons, und besorgte eine Ausgabe dessen sämmtlicher Werke. Die von ihm seinen poetischen Produkten zur Grundlage gegebene Versart blank vers gefiel nicht allgemein, wiewohl man Cowper's Verdienste dadurch anerkannte, daß man eine wiederholte kostbare Ausgabe (die letzte London 1816, 4 Bde.) seiner Werke veranstaltete. 1794 empfing er von seinem Könige eine jährliche Pension in 300 Pf. St., deren Genuß ihn aber nicht lange erfreute; denn fortwährend kränklich, starb er 1800 zu Dereham in der Grafschaft Norfolk, wo ihm ein Denkmal errichtet wurde. Seine letzten Gedichte findet man gesammelt in: „Cowper's life and posthumous works by W. Haylay" (London 1809, 8., 4 Bde) worin man auch eine Charakterisirung seiner Verdienste und eine Angabe seiner unterscheidenden Eigenthümlichkeit findet. „Private correspondence of Will. Cowper" gab, aus den Originalpapieren, John Johnson (1824, 2 Bde.) heraus. Eine sich durch ungemeine Nettigkeit empfehlende Ausgabe der „Poems of William Cowper" ist vor kurzem bei Ernst Fleischer in Leipzig erschienen, sowie es denn fast keinen ausländischen Klassiker mehr geben wird, der nicht aus dieser Offizin ebenso elegant als preiswürdig hervorgegangen wäre.

Core (William), Reisender und Geschichtschreiber, geb. in London 1747, wurde in Eton erzogen und studirte in Cambridge, dann begleitete er nach und nach als Führer mehre junge Männer aus den ersten engl. Familien auf ihren Reisen durch Europa, namentlich einen Grafen Pembroke, den nachmaligen großen Parlamentsredner Whitbread und den Marquis v. Cornwallis. Diesen Reisen haben wir die als classisch betrachteten Reisebeschreibungen durch die Schweiz („Sketches of Switzerland", 1779) und durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark (1784—92) zu verdanken, welche fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden sind. Als Geschichtschreiber machte er sich durch seine „Memoiren über Sir Robert Walpole" (1798) bemerkbar; ihnen folgten die über Horatio Lord Walpole (1802). Dann gab er seine classische „Geschichte des Hauses Oestreich" (1807), deutsch von Dippold und Wagner in 4 Bdn. (1817) heraus, hierauf seine Denkwürdigkeiten der Könige von Spanien aus dem Hause Bourbon von 1700—88" (1813, 3 Bde., 4.). „Marlborough's Leben aus Originalpapieren" (1818 fg., 3 Bde., 4.; deutsch, Wien 1823) ist ein Hauptwerk für die Geschichte dieses durch Core würdig dargestellten Helden. Core starb 1827.

Coris oder Corcin (Michael), Maler und Kupferstecher, geb. zu Mecheln 1497, st. 1592, Schüler des Bernhard von Orley, reiste nach Rom und wurde dort von Rafael's Werken, den er wahrscheinlich persönlich kannte, sehr angezogen, und arbeitete mehre Frescobilder daselbst und vieles Andre. Auch zeichnete er die Geschichte Amors und der Psyche in Rafael's Geiste, welche nach diesen Zeichnungen in 32 Kupferblättern erschien. In der kaiserl. Gallerie in Wien befindet sich von ihm eine Madonna mit dem Christkinde. Seine Werke sind sehr selten, da sie in den niederländischen Freiheitskriegen theils zerstört, theils nach Spanien geschafft wurden.

Coypel, der Name einer berühmten Künstlerfamilie in Frankreich, welche im 17. und 18. Jahrh. in dem Fache der Malerei sich einen ausgezeichneten Ruf erworben hat. — Noël Coypel, nach Einigen in der Normandie, nach Andern zu Paris 1628 oder 1629 geboren, bildete seine glücklichen Anlagen durch strenges Studium so eifrig aus, daß er schon in seinem 30. Jahre als einer der besten Maler Frankreichs geschätzt ward. Durch einige Bilder, die sein treffliches Talent beurkundeten, zog er die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, welcher ihm den Auftrag ertheilte, die Tuilerien mit seinem Pinsel zu verschönern: eine Arbeit, deren glückliches Gelingen ihm die Direktion der franz. Akademie erwarb. Hierauf mußte er auch den alten Louvre 1672 nach den Cartons von Lebrun verschönern. Alsdann Rom besuchend, malte er für den Rath von Versailles den Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, welche die allgemeine Bewunderung der Kenner erregten. Die Marter des heil. Jakobus in der Notre-Dame-Kirche zu Paris, der seinen Bruder Abel erschlagende Kain in dem Akademiegebäude, die Dreieinigkeiten und die Empfängniß der heil. Jungfrau im Hotel der Invaliden, wo er noch in seinem 78. Jahre die schönen Frescogemälde anfertigte, sind nachgelassene Meisterwerke Coypels. Doch hatte er bei dieser letztern Arbeit seine Kräfte so angestrengt, daß er in eine langwierige Krankheit verfiel, die ihm 1707 den Tod zuzog. Coypel besaß eine reiche, blühende Phantasie; seine Figuren sind ausdrucksvoll, seine Zeichnung ist correct und sein Colorit von bezaubernder Anmuth. — 2) Sein Sohn Antoine Coypel, geb. zu Paris 1661, gest. 1722, ging mit seinem Vater als 11jähriger Knabe nach Rom. Mit den glücklichsten Anlagen versehen, geistreich, erfinderisch und empfänglich für die Eindrücke des Schönen, bildete er sich schon in seinem 14. J. nach den Werken der großen Italiener und bemühte sich, das Colorit der venetian. Schule nachzuahmen; allein durch die schnelle Rückkehr in sein Vaterland wurde die edle Bildung seines Geistes unterbrochen. Hier konnte er die eingesammelten Früchte seiner Studien nicht reifen lassen; es blieben ihm nur die Erinnerung der angeschauten Werke und seinen Gemälden Züge und Anstrich eines Genies, welches sich zu einer großen Originalität hätte erheben können. Der laute Beifall, welchen seine Malereien in Frankreich erhielten, bezeichnet noch mehr als Alles den Geschmack des damaligen Zeitalters. Mit zahllosen Arbeiten überhäuft, vernachlässigte er die Gründlichkeit und fiel in alle Ausschweifungen der Manier. Ein unerschöpflicher Reichthum der Phantasie, ein Farbenzauber und ein liebliches Colorit, dem es dennoch an Harmonie fehlte, waren zu jener Zeit die unfehlbaren Mittel, die Bewunderung des Publikums zu fesseln. Hiermit legte er den Grund der franz. Schule welche sich von seiner Zeit, oder vielmehr von der Regierung Ludwigs XIV. an, gänzlich von dem italienischen Geschmack entfernte, dem sie lange Jahre hindurch gefolgt war. — 3) Coypel's zweiter Sohn, Noël Nicolas, geb. zu Paris 1693, in seinen Kunstprodukten weit gediegener als sein Bruder Antoine, verschmähete es durch falschen Schimmer zu glänzen; nur in der Farbengebung folgte er dem herrschenden Geschmacke und hielt sich übrigens rein an die Natur. Sein herrliches Frescogemälde am Gewölbe der Capelle der heil. Jungfrau in der Kirche St.-Sauveur zu Paris erwarb ihm eine einträgliche Stelle der Akademie. Er st. 1735. — 4) Charles Antoine Coypel, Antoine's Sohn, geb. zu

Paris 1694, ließ sich, wie sein Vater, von dem herrschenden Aftergeschmack seines Zeitalters hinreißen. Auch seine Gemälde hatten, wie die seines Vaters, eines allgemeinen Beifalls sich zu erfreuen, wenn gleich Mangel der Harmonie in der Anordnung des Ganzen, wie in dessen Theilen, grelles Colorit, blendendes Farbenspiel und ein maniertes Wesen alle seine Arbeiten charakterisiren. Er st. 1752. — 5) Von Antoine Coypel ward die Welt mit trefflichen Untersuchungen über das Wesen der Malerei beschenkt. Auch ist er Mitverfasser der Geschichte Ludwigs XIV., dargestellt in einer Reihe von Denkmünzen, deren Herausgabe die Akademie der Inschriften besorgt hat. Seine poetische Episteł an seinen Sohn empfiehlt sich durch Correctheit, Eleganz und Reinheit der Schreibart.

Coysevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geb. 1640, ging nach dem Elsaß, um den prächtigen Pallast des Cardinals Fürstenberg zu Zabern zu dekoriren. Nach seiner Rückkunft nach Frankreich ward er Mitglied der Akademie der Malerei und Bildhauerkunst und arbeitete verschiedene Büsten Ludwigs XIV. und andere Werke für die königl. Schlösser. Voll Grazie, erhaben, naiv und edel behandelte sein Meißel die verschiedenen Figuren, die er darzustellen hatte. Man nannte ihn den Van-Dyk in der Bildhauerei, wegen der Schönheit seiner Porträts und des Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte nur die Statue des Cardinals Mazarin im pariser Museum, dieses Meisterstück der Kunst! Seine vorzüglichsten Compositionen sind: die Statue Ludwigs XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne; Colbert's Grabmal, die Statuen der Dordogne, der Garonne und der Marne, die Gruppe von Kastor und Pollux, die sitzende Venus, die Nymphe auf der Muschel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit der Flöte, Pegasus und Merkur. Er starb zu Paris 1720. 44 Jahre lang war er Mitglied der Akademie und ihr beständiger Kanzler gewesen.

Crabeth (Dierk und Wouter, Gebrüder), Glasmaler, nach einigen Schriftstellern von Geburt Deutsche, nach andern Niederländer. Sie lebten am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. in Gouda, wo sie in der St.-Johanniskirche 11 noch jetzt bewunderte Bilder auf Glas malten. Wouter war seinem Bruder in der correcten Zeichnung, Dierk dem Wouter in der Kraft überlegen. Die Kunst des Glasmalens ist, nach Einigen, mit ihnen untergegangen. Man sagt, daß beide Brüder gegen einander eine solche Kunsteifersucht hegten, daß sie sich die Geheimnisse ihrer Manier nicht mittheilten und bei Besuchen ihre unvollendeten Arbeiten verdeckten, damit der eine die Kunstvortheile des andern aus der allmäligen Ausbildung der Gemälde nicht errathen und sich zueignen könnte.

Cramer (Johann Andreas), Kanzler der Universität Kiel, hochgefeiert von seinen Zeitgenossen, der Sohn eines sächsischen Predigers zu Annaberg, geb. zu Jöhstadt in dessen Nähe 1723. Seine erste literärische Bildung erhielt der arme aber talentvolle Cramer zu Grimma, studirte seit 1742 zu Leipzig Theologie und erwarb sich durch Correcturen und Privatfleiß seinen Unterhalt. Um diese Zeit trat er in freundschaftliche Verbindung mit Ebert, J. E. Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopstock, Rabener u. A., die sich damals das Verdienst erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung des deutschen Geschmacks und der deutschen Literatur zu wirken. Mit ihnen besorgte er gemeinschaftlich

die Herausgabe der „Bremischen Beiträge“, sowie nachher die „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge“. 1742 wurde er Magister, stellte sich 1746 zum Consistorialexamen in Dresden und zeichnete sich durch seine theologischen Kenntnisse so sehr aus, daß er 1748 den Ruf eines Predigers nach Kröllwitz erhielt. Hier bildete er sich zu einem trefflichen Kanzelredner, und 1750 erging an ihn der Ruf zum Oberhofprediger und Consistorialrath in Quedlinburg. Um diese Zeit war sein Freund Klopstock durch den Grafen von Bernstorff nach Kopenhagen gezogen worden. Klopstock empfahl Cramern dem Grafen, und dieß gab Veranlassung, daß er 1754 als Hofprediger nach Kopenhagen berufen wurde. Auf diesem neuen Posten, der sich ganz für ihn eignete, zeigte er sich bald als einen in jeder Hinsicht großen Kanzelredner. Bei den vielen Arbeiten war er gleichwohl immer als Schriftsteller beschäftigt. 1765 erhielt er die theologische Professur bei der Universität zu Kopenhagen und erwarb sich in diesem neuen Felde durch seinen unermüdlichen Eifer ebenfalls den verdientesten Beifall. 1767 empfing er die Würde eines Doktors der Theologie. Ganz glücklich in seiner Lage, da er sich überall geehrt, bewundert und geliebt sah, that ihm gab ihm sogar den Beinamen „der Eyegode“, d. i. der überaus Gute), würde er nie daran gedacht haben, Kopenhagen und Dänemark zu verlassen, wenn nicht die bekannte dänische Revolution, durch welche Graf Struensee und die Königin Caroline Mathilde fielen, ihn dazu genöthigt hätte. Unter den ihm von auswärts her angetragenen Stellen wählte er die Superintendentur zu Lübeck, wohin er 1771 abging. Durch eine abermalige Reform der dänischen Staatsverfassung wurden ihm aber bald Aussichten zu einer erneuerten Verbindung mit Dänemark eröffnet. 1774 ernannte ihn der Nachfolger Friedrichs V. zum Prokanzler und ersten Professor der Theologie auf der Universität zu Kiel, und 10 J. darauf zum Kanzler und Curator derselben. In diesen Aemtern erwarb er sich auf's Neue als akademischer Lehrer durch seine Vorlesungen und als Vorsteher der Universität durch mehre vortreffliche Einrichtungen ein bleibendes Denkmal, welches seinen Namen stets unvergeßlich erhalten wird. Er starb 1788, im 66. Jahre seines Lebens, mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Gelehrten, fruchtbaren Schriftstellers, großen Kanzelredners und eines Mannes von der gemeinnützigsten Thätigkeit. In seinen Predigten ist Cramer unerschöpflich an rednerischem Prunk, an schönen Worten, kühnen Tropen und deklamatorischen Perioden, obgleich philosophische Gründlichkeit in einer leichten und starken Sprache einen Kanzelredner besser kleidet, als eine solche anstößige Uebertäubung. Aus seiner Verdeutschung und Fortsetzung von Bossuet's Weltgeschichte sieht man, wie weit größer sein Talent zum Geschichtschreiber war und was er hätte werden können, wenn er nach eigenem Plane, mit derselben Beurtheilungskraft und derselben ausgezeichneten Gabe zu erzählen und zu schildern, gearbeitet hätte. In dem Fache der höheren Ode und des Hymnus nimmt er einen vorzüglichen Platz ein. In seiner deutschen Psalmen-Uebersetzung — welche zu Leipzig 1762 bis 1764 in 4 Quart-Bänden erschien — hat er das eigne Colorit der morgenländischen Poesie mit besonderem Glücke getroffen, auch den Sinn der heiligen Urkunde hat er treuer und stärker ausgedrückt als Alle vor ihm. Und dieser Hymnenschwung, dieselbe Empfindung und Inbrunst, dieselbe

hohe Begeisterung mit eben der Kühnheit und Lebhaftigkeit in Metaphern und Gemälden, sind auch in seinen eignen lyrischen Gedichten sichtbar. Den Lobgesang hat er mit mehren Prachtstücken bereichert, wie mit seinem „David", „Luther" und „Melanchthon", den Meisterstücken seiner lyrischen Muse. Sein „David" wird durch einen stolzen Gang und Flug, sein „Luther" durch Begeisterung für dessen Werk, sein „Melanchthon" durch sanfte Gefühle gehoben. Im ersten begeistert, im zweiten erschüttert, im dritten rührt er. In jedem folgt die Darstellung dem besondern Charakter seines Helden; in jedem ist hoher lyrischer Schwung, eine glückliche Rapidität des Styls, ein lyrisches Forteilen von einer Idee zur andern. Doch fühlt man stellenweis ein Nachlassen des Feuers, ein Niedersinken des Flugs, woran zum Theil die Länge der Strophen, für deren jede immer nur Ein Hauptgedanke bestimmt ist, Schuld seyn mag, Dessen ungeachtet blieben sie Stücke einzig ihrer Art. Seine Gedichte erschienen in 3 Thln., Leipzig 1782—1783. Ein Theil nachgelieferter Gedichte schließt sich an (Leipzig 1791). Außerdem hinterließ Cramer noch viele geschichtliche und theolog. Schriften.

Cramer (Johann Andreas), herzogl. braunschweigischer Kammerrath, geboren 1711 zu Quedlinburg, besaß eine außerordentliche Einsicht in fast alle Wissenschaften, besonders aber in das Berg- und Hüttenwesen, viel Gegenwart des Geistes und hatte die Gabe, sich auf eine leichte, angenehme, lebhafte und einnehmende Art auszudrücken. Er ist der Erste gewesen, welcher die Probierkunst auf richtige Grundsätze gebaut hat, und würde eben dieses bei der großen Feuerarbeit geleistet haben, wenn er nur noch einige Jahre länger gelebt hätte. Er starb zu Berggießbübel im Meißnischen 1777. Seine „Dokimastik" (1739, 4.), welche ihn durch ganz Europa berühmt gemacht hat, ist in das Englische, Französische und andere Sprachen übersetzt worden. Sein Buch „Vom Forstwesen" (1766, 8.) bleibt noch immer eins von den brauchbarsten; seine „Metallurgie" (1777, 8.) würde seinem Ruhme die Krone aufgesetzt haben, wenn er den 3. Theil derselben hätte vollenden können.

Cramer (Karl Friedrich), Sohn des Theologen und Dichters Johann Andreas Cramer, geboren 1752 zu Quedlinburg, studirte auf der Hochschule zu Göttingen und war hier Mitglied jenes Bundes geistreicher Jünglinge, eines Bürger, Voß, Hölty u. A. 1775 folgte er dem Rufe als Professor nach Kiel, wo er sich mit vielfachen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, 1794 aber als leidenschaftlicher Anhänger der franz. Revolution seine Entlassung erhielt. Cramer reiste nun nach Paris, wo er sich 1796 ankaufte und einen Buchhandel nebst einer Buchdruckerei errichtete. Weil aber alle seine Unternehmungen unglücklich ausfielen, mußte er sein ganzes Vermögen zusetzen und sich endlich gar eine geraume Zeit aus der Hauptstadt entfernen. Er starb nicht lange nach seiner Rückkehr, den 8. December 1807, im 56. Jahre. Cramer hätte bei seinen Talenten und Kenntnissen Vieles leisten können, wenn er weniger überspannt, eitel und dünkelhaft gewesen, sein Hang zum Sonderbaren unterdrückt und sein edles Herz durch einen kältern Verstand hätte leiten lassen. Als schwärmerischer Bekenner der Religionsgrundsätze, stürzte er sich in viele Irrthümer, welche den Ruin seines Lebens herbeiführten. Seine schriftstellerische Thätigkeit war gemeinnützig und

vielseitig. Seiner Verehrung für Klopstock verdanken wir mehre bände-reiche Werke. Das Beste darunter sind die „Briefe von Tellow an Elisen" (Hamburg 1777). Vorzüglich befaßte sich Cramer mit Ueber-setzungen aus dem Französischen und Englischen ins Deutsche (z. B. mehre Werke Rousseau's) und während seines Aufenthalts in Paris aus dem Deutschen ins Französische, welchem letztern seine Freunde Mer-cier, Boinvilliers u. A. die letzte Feile zu geben pflegten. Die Be-kanntmachung seines Tagebuchs, welches er mit der größten Pünktlichkeit zu führen pflegte, würde besonders über seinen pariser Aufenthalt aus der damaligen Zeit viel Aufschlüsse geben, da sein Haus der Vereini-gungspunkt ausgezeichneter Personen war, und er überhaupt in bedeuten-den Berührungen stand. Im Journal „Frankreich" finden sich anzie-hende Bruchstücke daraus.

Cramer (Karl Gottlob), einer der fruchtbarsten und zu seiner Zeit gelesensten deutschen Romanschreiber, geboren 1758 zu Pödelitz bei Freiburg a. d. Unstrut, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Schul-pforte und Leipzig, lebte nach vollendeter akademischer Laufbahn als Pri-vatmann zu Weißenfels, dann zu Naumburg an der Saale, wurde 1795 herzogl. Forstrath in Meiningen, hierauf Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker, welche Stelle er bis zu seinem Tode (7. Juni 1817) be-kleidete. Seine Schriften sind gleichsam ein stehender Typus der Ge-meinheit und Geschmacklosigkeit, und somit ein Maßstab nicht bloß für die Beurtheilung des Lesegeschmacks einer großen Menge, sondern auch für die Würdigung mancher verwandten gleichzeitigen und spätern schrift-stellerischen Erscheinung. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Roman „Karl Saalfeld oder Geschichte eines religirten Studenten" (1782) und endigte sie mit den „Leiden und Freuden des edlen Baron Just Friedrich auf der Semmelburg" (2 Thle., Leipzig 1817). Unter der großen Zahl seiner Romane (sie füllen an 90 Bände) fand sein „Erasmus Schleicher" (4 Thle., Leipzig 1789—91), in 4 Auflagen) den meisten Beifall, selbst vor der Kritik. Cramer war nicht ohne Ta-lent; seine Kunst aber bestand fast ganz darin, mit seltsamer Verläug-nung alles Bessern, die Welt aus dem Standpunkte der rohesten Ge-meinheit aufzufassen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn seine Schriften jetzt kaum noch von dem Lesepöbel genießbar gefunden werden. Indeß hätte Cramer, bei minderer Eilfertigkeit, immer noch Besseres liefern können.

Cramer (Wilhelm), ausgezeichneter deutscher Violinvirtuose, geboren 1734 zu Manheim, stand als königl. Kammermusikus in London gegen 30 Jahre an der Spitze der vorzüglichsten dasigen Orchester. 1787 dirigirte er am Tage der dritten Händel'schen Gedächtnißfeier das be-kannte Concert welches aus 800 Tonkünstlern bestand. Seine Leich-tigkeit und Fertigkeit im Bogenstriche erwarben ihm die Ehre, einem Lolli, und der gemüthliche Vortrag und seelenvolle Ausdruck seiner Me-lodien, den Ruhm, einem Franz Benda an die Seite gesetzt zu werden. Er starb im 56. Jahre seines Lebens (1789) zu London, mehre Söhne hinterlassend, unter denen der ältere, Johann Baptist Cramer (geb. 1771 zu Manheim), ein Schüler Clementi's und K. Fr. Abel's, ein Tonsetzer für das Pianoforte und Meister auf diesem Instrumente; seine Compositionen sind fast alle zweckmäßige Vorübungen im strengen gebun-denen Styl.

Cramner (Thomas), Stifter der anglicanischen Kirche, geb. 1498 zu Aleeton in Englands Grafschaft Nottingham, studirte zu Cambridge, heirathete daselbst, setzte aber nach dem bald erfolgten Tode seiner Frau die Studien fort und ward Professor der Theologie. Von Heinrich VIII. ward er bei dessen Scheidung von Katharina von Aragonien um Rath gefragt, und da er sich in dieser Sache als ein dienstfertiges Werkzeug der königlichen Leidenschaften bewies, als Gesandter nach Rom geschickt, wo er sich mit vieler Klugheit benahm und zum Groß-Pönitentiarius des heil. Stuhls in England ernant ward. Von da ging er nach Deutschland, immer die Ehescheidungssache seines Herrn vertheidigend, und knüpfte daselbst Verbindung mit den Häuptern des Protestantismus an. Hier bewies er seine Anhänglichkeit an die neuen kirchlichen Grundsätze auch durch seine Heirath mit Osianders Nichte zu Nürnberg. Heinrich VIII., welcher einen ihm ganz ergebenen, in seine Absichten eingehenden Erzbischof von Canterbury bedurfte, erhob zu dieser höchsten Würde der englischen Kirche 1532 den Dr. Cramner. Dieser erhielt die päpstliche Bestätigung. Da er bei seiner Consecration dem Papste kanonischen Gehorsam schwören mußte, so erklärte er vorher in einer Capelle vor 4 Zeugen, daß er sich durch den zu schwörenden Eid zu Nichts verbinden wolle, was den Rechten des Königs nachtheilig seyn oder die Reformen hindern könnte, die derselbe in der englischen Kirche vornehmen würde. Schon wenige Tage nach der Consecration trat er offenbar als Kirchenneuerer auf. Er bestätigte (noch im Namen des Papstes und sich für seinen Legaten ausgebend) die Scheidung des Königs und dessen schon geschehene Heirath mit Anna Boleyn, griff die geistliche Obergewalt des Papstes offen im Parlament an und sagte sich ganz von demselben los. 1536 sprach er „nach angerufenem Namen Christi und Gott allein vor Augen habend", die Ungültigkeit der Ehe zwischen Heinrich und Anna Boleyn aus, vermochte aber nicht den König ganz vom Katholicismus zu trennen; vielmehr mußte er 6 dem Parlamente vorgelegte, gegen Luther streitende Artikel anerkennen und, da unter diesen einer war, der die Priesterehe verbot, seine Gattin nach Deutschland zurückschicken. Unter Eduard VI. gelang es endlich Cramner, den Protestantismus in der Gestalt des sogenanten (Calvin'schen) Presbyterianismus völlig einzuführen. Nebst einer neuen Liturgie und einer Darstellung der jetzigen Lehre der englischen Kirche ward auch eine Sammlung von Kirchengesetzen verfertigt, in welchen unter andern festgesetzt war, daß die hartnäckigen Ketzer der bürgerlichen Obrigkeit zur Todesstrafe übergeben werden sollten. Zu den Ketzereien war in diesem Gesetzbuch auch der Glaube an die Transsubstantiation und die Anerkennung des päpstlichen Primates gerechnet. Eine Commission durchreiste die Provinzen und verjagte die Bischöfe und Priester, welche sich nicht in die neue Form fügen wollten, ja Cramner ließ sie sogar einkerkern. Aus Deutschland wurden Anhänger des Protestantismus berufen, um die Lehrstühle mit ihnen zu besetzen. Die Thronbesteigung der Königin Maria änderte Alles. Cramner ward verhaftet und des Hochverraths und der Ketzerei angeklagt. Er flehte die königl. Gnade an, und diese ward ihm bewilliget, wenn er ein Glaubensbekenntniß, das die Anerkennung der Transsubstantiation und des Meßopfers enthielt, unterzeichnen wollte, zugleich verdammte ihn die vorgelegte Formel als Ketzer und Verletzer des Cölibats. Er weigerte sich dessen und die Acten wurden nun nach Rom geschickt, wo er vom Papst in contumaciam

verurtheilt ward obgleich man ihm in England die Freiheit versagte, sich nach Rom zu begeben, „um sich zu vertheidigen"! Er wurde seiner geistlichen Würde entsetzt, dem weltlichen Gericht übergeben und von diesem zum Tode verurtheilt. Aus Furcht vor diesem ließ er sich zum Widerruf seiner Meinungen bewegen, kehrte aber, als er sah, daß man ihn verderben wollte, wieder zu denselben zurück. Oeffentlich auf einem Gerüst in der Kirche zu Oxford ausgestellt erklärte er nochmals laut und öffentlich seinen Widerruf als ihm abgedrungen und aus Furcht vor dem Tode erzeugt und starb den 25. März 1556 den Feuertod mit seltener Standhaftigkeit, indem er die Hand, welche den Widerruf unterschrieben, zuerst der Flamme preisgab. Seine zahlreichen Schriften handeln sämmtlich über religiöse Streitgegenstände der damaligen Zeit.

Cronsac, Marktflecken im Bezirk Villefranche, franz. Dep. Aveiron, 500 Einw., berühmte Mineralquellen (besucht von 1800—2000 Gästen) und in der Nähe den 400 F. hohen, mit 18 Kratern versehenen, brennenden und rauchenden Berg Fontaynes.

Crapelet (Charles), berühmter pariser Buchdrucker (geb. 1762 zu Bourmont, st. zu Paris 1809), dessen Drucke sich durch Eleganz, Einfachheit, Schönheit, Ebenmaß und Correctheit auszeichnen. Er hat seine Kunstfertigkeit sogar durch einen Golddruck bewährt (13 Ex. von Audeberts „Oiseaux dorés" (Par. 1802, 2 Bde., Fol.). Sein Sohn A. G. Craplet, hat das Geschäft mit ebenso viel Thätigkeit als Geschmack noch weiter ausgedehnt.

Crassus (eigentlich der Dicke), Beinahme mehrer röm. Geschlechter und Familien. — 1) (Lucius Licinius Crassus), einer der ausgezeichnetsten Redner in Rom, bekleidete mit Quintus Mucius Scävola fast alle obrigkeitlichen Aemter, bis er 93 v. Chr., mit demselben Consul ward. Als Provinz erhielt er Ober-Italien. Dann ward er, 90 v. Chr., Censor und starb im folgenden Jahre. Als Redner zeichnete er sich durch seine berühmte Anklage des patricischen Consuls Crassus Patricius Carbo aus, womit er, 19 oder 21 Jahr alt, seine politische Laufbahn eröffnete. Am ersten Tage, wo er pro rostris sprechen sollte, verwirrte ihn der Anblick der Menge der Zuhörer so, daß er ohnmächtig von der Bühne fortgebracht werden mußte; am 2. hatte er sich erholt und sprach nun mit solchem Feuer, daß er seinen Zweck erreichte, indem Carbo ins Exil geschickt ward, oder sich selbst vergiftete. Vor dem Tage seines Vortrags brachte ihm ein Sklave des Carbo ein Kästchen mit Schriften seines Herrn, welche seine Anklage vollkommen unterstützen konnten. Sein Edelsinn verschmähte dieses niedrige Mittel und er übergab den Sklaven der gerichtlichen Bestrafung. Bei alledem liebte er den Reichthum sehr, sodaß ihn sein strenger Mitcensor Ahenobarbus sogar deßhalb anklagte, wovon er sich aber leicht durch sarkastischen Witz über seinen Gegner befreite. — 2) (M. Licin. C. Dives), Triumvir, des Consuls (98 v. Chr.) P. Lic. Cr. Dives Sohn; floh unter Marius und Cinna, durch die sein Vater und sein Bruder umgekommen waren, als Jüngling nach Hispanien, wo er mehrere Monate lang sich in Höhlen verborgen hielt, bis er, nach Cinna's Fall, 2500 Mann bewaffnete, sich mit Q. Metellus Pius in Afrika und dann, mit ihm verunenigt, mit Sulla verband, für den er mehre Male siegte. 71 v. Chr. Prätor, schlug er den schon oft siegreichen Spartacus, Anführer der aufrührerischen Gladiatoren in Unter-Italien, am Silarus völlig; Spartacus (vergleiche diesen Artikel) und 40.000 Feinde blieben; da aber Pompejus die 5000

Entfliehenden unter Publipor auffing, rühmte er sich, die Wurzel des Sklavenkriegs ausgerissen zu haben. 70 J. vor Chr. mit Pompejus zum Consul erwählt, suchten beide die Liebe des Volks zu gewinnen, Crassus durch prächtige Feste (einmal bewirthete er es an 10.000 Tischen herrlich und gab jeder Familie auf 3 Monate Korn). Nachdem er nach Niederlegung des Consulats einige Zeit als Privatmann im Genusse seiner Reichthümer (angeblich über 7 Mill. Thaler) gelebt hatte, ward er, 66 v. Chr., Censor und schloß 60, mit Pompejus durch Cäsar, der diese beiden mächtigen Männer nicht entbehren konnte, versöhnt, das Triumvirat, in dem er, wie Pompejus, Werkzeug in Cäsars Hand war, und wurde, dem Plane der Triumvirn gemäß, nachdem er wieder mit Pompejus, 55, Consul gewesen, auf 5 Jahre Statthalter von Syrien, Aegypten und Macedonien. 53 v. Chr. wurde er auf einem Feldzuge gegen die Parther, den er aus Habsucht und Ehrgeiz unternahm, nebst vielen seiner Begleiter getödtet.

Cras (H. C.), ein holländischer Publizist, der als Professor der Rechte am Athenäum zu Amsterdam 1820 im 81. J. seines Lebens starb. Während der durch die franz. Revolution herbeigeführten Stürme zeichnete er sich durch große Mäßigung in seinen politischen Meinungen aus. Er schrieb in holländischer, lateinischer und französischer Sprache mit gleicher Leichtigkeit. Seine Schriften haben ihm auch im Auslande Ruhm erworben. Wir nennen nur die gekrönten Preisschriften: „Disp. de hom. aequal ac jur. officiusq, quae inde orientur; „Laud. H. Grotii".

Craven (Elisabeth, Lady), nachher Markgräfin von Anspach, die jüngste Tochter des Grafen Berckeley (daher sie zuletzt Prinzessin Berckeley genannt wurde), geb. 1750 und vermählt 1767 mit Wilhelm, letztem Grafen von Craven, von dem sie 7 Kinder hatte. Allein nach einer 14jährigen Verbindung erfuhr sie von ihm eine so üble Behandlung, daß auf die Vermittlung der beiderseitigen Freunde 1781 eine Trennung stattfand. Lady Craven lebte hierauf an den Höfen von Versailles, Madrid, Lissabon, Wien, Berlin, Konstantinopel, Warschau, St.-Petersburg, Rom, Florenz und Neapel, dann in Anspach, wo der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen, mit Lady Craven in ein platonisches Verhältniß trat. Auf jener Reise war sie auf Veranlassung des Grafen Choiseul-Gouffier, franz. Gesandten zu Konstantinopel, 1787 in die Grotte von Antiparos hinabgestiegen, die vor ihr noch kein Frauenzimmer besucht hatte. Nachdem Lord Craven 1791 zu Lissabon gestorben war, vermählte sich der Markgraf mit ihr, überließ seine Länder gegen ein Jahrgeld dem Könige von Preußen und ging mit seiner Gemahlin nach England, wo er unweit Hammersmith ein Schloß (Brandenburg) kaufte und 1806 starb. Lady Craven machte hierauf Ansprüche an Preußen wegen eines jährl. Witthums von 2000 Pf. Sterl. Uebrigens war sie Testamentserbin des Markgrafen und lebte seitdem bald in England, bald in Neapel. Schon in ihrem 17. Jahre hatte Lady Craven ein artiges Gedicht verfertigt, das damals in den Zeitschriften erschien. Ihre Reise durch die Krim nach Konstantinopel in einer Reihe von Briefen, erschien zuerst 1789 (englisch) und ward zum Vortheil Mercier's gedruckt (neue verm. Aufl. 1814). Außerdem hat sie Gedichte, Theaterstücke und Romane geschrieben. Ihre Denkwürdigkeiten („Mem. of the Margravine of Anspach, formerly Lady Craven, written by herself etc.", London 1825, und Paris 1826, 2 Bde.;

die franz. Uebersetzung von Parisot ist nicht treu; a. d. Engl. bei Cotta 1825, 2 Bde.) sind interessant, weil die Verfasserin mit Katharina II., Joseph II. und andern Monarchen in Verbindung gestanden hat. Sie starb zu Neapel den 13. Jan. 1828 und hatte zu ihrem Universalerben den Ritter Craven, ihren Sohn erster Ehe, ernannt.

Crawleys (Crawleys), das größte Eisenwerk in Englands Grafschaft Northumberland, wo alle Arten von Eisenwaaren vom schwersten Anker bis zum verlangten kleinsten Gegenstand von geschlagenem Eisen verfertigt werden.

Crayer (Kasper de), ein Künstler erster Größe unter den Niederländern, zur flandrischen Schule gehörend, geboren zu Antwerpen 1582, lernte bei Rafael Coris, erhob sich durch Studium der Natur zu einem großen Historien- und Portraitmaler. Er ward mit großem Gehalt an den Hof nach Brüssel berufen. Hier erwarb er sich durch Verfertigung mehrer großen Gemälde allgemeinen Ruhm. Unter andern malte er den Cardinal Ferdinand, Bruder des Königs von Spanien. Doch vergebens wandte man Alles an, ihn dort zu halten; er verließ heimlich Brabants Hauptstadt und ließ sich in Gent nieder. Hier führte er gleichwohl fortwährend Aufträge des Hofes aus, und schmückte in den genter Kirchen eine große Anzahl Altäre mit seinen Gemälden. Crayer arbeitete mit Fleiß und Beharrlichkeit bis in sein 86. Jahr und starb 1669. Als Rubens sein schönes Gemälde in dem Refectorium der Abtei Affleghem sah; rief er aus: „Crayer! Crayer! Dich wird Niemand übertreffen!“ Crayer hat nicht so viel Feuer als Rubens, aber seine Zeichnung ist ebenso vollkommen. Seine Compositionen sind mit Figuren überladen. Seinem Ausdruck liegt die Natur zum Grunde. Sein Colorit, ohne in das Garzubelle, übertrieben Durchscheinende zu fallen, nähert sich der Manier des Vandyk, daher man Mühe hat, Beider Gemälde zu unterscheiden. Letzterer war sein Freund und malte auch sein Bild. In Flandern und Brabant sind eine Menge bewunderungswürdiger Arbeiten von ihm. Die Gallerien von Wien und München besitzen einige seiner Bilder. Letztere enthält ein großes Altarstück von Crayer, die Himmelskönigin auf einem Throne, mit vielen Heiligen umgeben, darstellend. Dieses beinahe 19 Fuß hohe und 14 Fuß breite Gemälde hat mit Einschluß der davon genommenen Copie gegen 20.000 Thlr. gekostet.

Crayon nennt man in der Malerei jeden Stift von Blei, Rothstein, schwarzer Kreide, dessen man sich zum Zeichnen mit Strichen bedient. En crayon, crayonnirt, heißen die Zeichnungen mit Strichen, mittelst eines Bleistifts, Röthels oder schwarzer Kreide angefertigt. Crayonnirte Kupferstiche, solche, worin die Manier der mit Rothstein oder schwarzer Kreide gemachten Zeichnungen nachgeahmt wird.

Crebillon (Prosper Jolyot de), Mitglied der franz. Akademie, geb. zu Dijon 1676, heißt gewöhnlich Crebillon der Aeltere, zur Unterscheidung von seinem Sohne (s. unten). Ihm wurde das Glück, von den Kunstrichtern seiner Nation für den franz. Aeschylos angesehen zu werden, nachdem man lange genug den ältern Corneille mit dem Sophokles und den Racine mit dem Euripides verglichen hatte. In dem dijoner Jesuitencollegium erhielt er seine Bildung, und schon frühe bemerkten seine Lehrer ein Talent an ihm, das sich in der Folge zu einer ho-

den Stufe emporschwang. Er hatte die Rechtswissenschaften studirt, und um mit dem Geschäftsgang vertraut zu werden, kam er als Gehülfe zu dem Procurator Prieur nach Paris. Statt sich mit juristischen Ausarbeitungen zu beschäftigen, schrieb er Gedichte und Lieder und gab bald seinem Gebieter zu erkennen, daß sich sein affektvolles Temperament mit der ruhigen Besonnenheit eines tüchtigen Anwaltes nicht vereinigen lasse und er mehr Anlage zur Poesie als zu seinem gewählten Fache in sich fühle. Prieur, welcher manchmal seines Zöglings Urtheile über dramatische Werke mit Bewunderung angehört hatte, bewog ihn, seine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu richten und Dramen zu verfertigen. Mit Begierde ergriff Crebillon diesen Vorschlag und schrieb die „Söhne des Brutus". Die ungünstige Aufnahme, welche dieses Stück unter dem Publikum fand, erweckten in dem Verfasser einen solchen Mißmuth, daß er seine Handschrift verbrannte und den Vorsatz faßte, nie mehr ein Werk für die Theaterwelt zu schreiben. Prieur ließ aber nicht ab, ihn zum Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn zu ermuntern. Und so erschien 1705 sein Trauerspiel „Idomeneus" zum ersten Mal auf der Bühne, und wenn der Beifall, mit welchem dieses poetische Produkt aufgenommen wurde, ihm einen ehrenvollen Namen verschaffte, so wurde sein Ruhm doch eigentlich durch das Erscheinen seines „Atreus" (1707) begründet. Seinem trefflichen Ermunterer Prieur wurde der Lohn, Zeuge des Erfolgs dieser Vorstellung zu seyn. Obgleich krank, hatte er sich in eine Loge tragen lassen und brach, den jungen Dichter umarmend, in die Worte aus: „Ich sterbe zufrieden; denn ich habe sie zum Dichter gemacht und hinterlasse in ihnen einen Mann, welcher der Nation angehört." Crebillon, jetzt noch in der ersten Kraft des männlichen Alters, merkte sich das wahre Verhältniß seiner Talente zu der Gunst des Publikums. Er blieb der Manier, die ihm gelungen war, treu und bildete sich nun immer charakteristischer aus. Bei seinen Arbeiten sich keineswegs übereilend, beobachtete er die conventionnellen Formen des franz. Trauerspiels und cultivirte unermüdet die Correctheit des Ausdrucks in seinen Werken. Da seine Phantasie nicht sehr ergiebig war, so suchte er durch eigene Abwechselung in der Wahl tragischer Gegenstände seinen Erfindungen Mannigfaltigkeit zu geben, hielt sich aber, um des schöneren Klanges der griech. und röm. Namen willen, an die alte Geschichte. So erschien 1709 seine „Elektra", welche im Geiste von Corneille's „Rhodogune" gearbeitet, den verwöhnten Geschmack des Publikums mit seinen blutigen Abentheuerlichkeiten entzückte. 1711 ging sein „Rhadamiste" über die Bühne: ein Stück, das von Boileau ebenso sehr seinem Werthe nach verkleinert, als von La Harpe für das Meisterwerk Crebillons angepriesen wurde. Genug, „Rhadamiste" erlebte binnen 8 Tagen zwei Auflagen, und Paris und Versailles suchten sich einander in Bewunderung dieses Theaterstücks zu übertreffen. Gab bisher Crebillon allen seinen Musenerzeugnissen die Farbe des Schrecklicherhabenen, so spielte er sie jetzt in das Gebiet des Grausenerregenden über, und mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, betrat sein Xerres (1714) die Bühne. „Semiramis" (1717), die in ihren Sohn verliebte Mutter, die selbst nach der Erkennung von ihrer Leidenschaft nicht geheilt wird, fand lebhaften Tadel, den er erst 9 Jahre später durch seinen „Pyrrhus" (1726) wieder ausmerzte. Mancherlei traurige Ereignisse lähmten von nun an die Springfedern seines Geistes. Der empfindliche Verlust einer zärtlich ge-

liebten Gattin mußte ihm durch seine mittellose Lage noch fühlbarer werden. Bei seinem Stolze, mit dem er alle Hülfsanerbietungen von sich wies, würde er verkümmert seyn, wenn nicht sein Name der Frau von Pompadour zur Demüthigung Voltaire's zur Hülfe gekommen wäre. Durch sie erhielt er die Würde eines Censors bei dem Polizeigerichte, die Stelle eines Bibliothekars und eine jährliche Pension von 1000 Liv. Einem sorgenfreiern Leben wiedergegeben, vollendete er seinen, von der Gegenpartei Voltaire's ebenso sehr erhobenen als von La Harpe verkleinerten „Catilina", welcher 1749 mit allem Glanze eines reichgeschmückten Costumes auf dem königl. Hoftheater erschien. Seine Concurrenz mit Voltaire beeinträchtigte die Thätigkeit dieses erfahrenen Tragikers nicht. Er war 81 Jahre alt, als er durch sein letztes Trauerspiel: „Das Triumvirat" noch einmal über die Partei, die ihn in den Augen des Publikums herabsetzen wollte, rühmlich triumphirte. Crebillons Trauerspiele gehören, dem Geiste und der Form nach, in eine und dieselbe Classe mit denen von Corneille und Racine. Sie unterscheiden sich von diesen nur durch die Vorliebe des Dichters für das Schreckliche in der Darstellung des Aufruhrs der Leidenschaften. Crebillon wollte mehr erschüttern, als rühren; und er hat seinen Zweck in einer gewissen Hinsicht erreicht. Der Plan seiner Trauerspiele ist mit vielem Verstande darauf berechnet, schreckliche Situationen herbeizuführen und die empörten Leidenschaften in ihrer furchtbarsten Stärke wirken und reden zu lassen. Besonders hat er sich eine seltene Fertigkeit in der Kunst erworben, sogleich zum Anfange eines Stücks gewaltsam auf das Mitgefühl zu wirken und das Interesse tragisch zu ergreifen und zu fesseln. Aber eben diese hinreißende Heftigkeit der ersten Scenen schwächt die Wirkung des ganzen Stücks. Die Steigerung des Interesse bis zur Catastrophe, also eine wesentliche Schönheit, geht darüber verloren. Um nun das tragische Pathos im Fortgange der Handlung nicht sinken zu lassen, übertreibt Crebillon dieses Pathos so, daß es unnatürlich wird und selbst durch seine Monotonie ermüdet. Uebertreibung ist daher der Fehler, den man ihm auch längst vorgeworfen hat; und dieser Fehler fällt um so unangenehmer auf, weil er nicht aus einem Uebermaße von poetischem Enthusiasmus, sondern aus einem raffinirenden Verstande hervorgegangen, der sich mit aller Kunst nicht zu verstecken weiß. Uebrigens sind die Charaktere in den Trauerspielen Crebillon's gewöhnlich interessant und gut gehalten. Die Sprache ist durch und durch cultivirt. Wahrscheinlich wäre Crebillon, wie Corneille, ein größerer Dichter geworden, wenn es ihm möglich gewesen wäre, aus dem Kreise der conventionellen Regeln, von denen das franz. Trauerspiel seit seiner Entstehung umgeben war, herauszutreten. Aber nachdem Corneille und Racine sich an jene Regeln gebunden hatten, war der franz. Nationalgeschmack mit Hülfe einer falschen Kritik schon so an sie gewöhnt, daß er ohne sie keine tragische Schönheit mehr gelten lassen wollte. Die Helden und Heldinnen des Crebillon schreiten also mit ebenso gemessenen Schritten einher, wie die des Corneille und Racine. Auch im Sturme der Leidenschaften sind sie fast immer bei Hofe. Sie halten oft Reden aneinander, als ob sie sie auswendig gelernt hätten. Sie mischen franz. Galanterien in griech. und röm. Empfindungen und Begriffe. Sie räsonniren über ihr Herz, wie nie ein Grieche oder Römer räsonnirt hat. Aber sie tragen, wie bei Corneille und Racine, ihren halb antiken und halb romantischen Cha-

rakter in einer so reinen, kräftigen, bestimmten und schönen Sprache vor, daß man sich gern von ihnen tragisch unterhalten läßt und in der Art, wie sie dargestellt sind, die Kunst und die Menschenkenntniß des Dichters bewundert. Seinen „Cromwell" ließ er auf höhere Weisung unvollendet. So viel über seine dramatischen Leistungen. Vielleicht hätten glücklichere Verhältnisse seinem Streben eine edlere Richtung gegeben; aber vernachlässigt, wie er glaubte, von den Menschen, suchte er im Umgange mit Hunden und Katzen, die er auf den Straßen zusammenlas (und die kränksten waren ihm oft die liebsten) eine Entschädigung und in einem regellosen Leben eine Art Genuß. Crebillon starb am 17. Juni 1764 in einem Alter von 88 Jahren. Ludwig XV. ließ ihm ein prächtiges Denkmal in der Kirche St.-Gervais errichten, das aber erst vollendet wurde, als man es nach dem Museum der französ. Denkmäler (aux petits Augustins) versetzte. Außer der prächtigen Ausgabe, die Ludwig XV. nach der gelungenen Aufführung des „Catilina" von Crebillons Werken zu Gunsten des Verfassers veranstalten ließ („Oeuvres de Crébillon, imprimerie R. du Louvre, 1750, 2 Bde., 4.), gibt es noch andre, auch eine von Didot dem Aeltern (1812, 3 Bde.), denen allen aber 6 Verse im „Catalina" fehlen, die, als deutsam für die Marquise von Pompadour, bei der Darstellung weggelassen worden waren.

Crebillon (Claude Prosper Jolyot de), Sohn des Vorigen, geb. 1707 zu Paris, begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit einigen kleinen Theaterstücken. Nachher wandte er seine literarische Thätigkeit auf schöngeistige Gegenstände und machte in einer Zeit sein Glück, wo die Sittenlosigkeit einen hohen Gipfel von Schamlosigkeit erlangt hatte. Die Franzosen nannten ihn zu seiner Zeit, wo er die Leichtfertigkeit in allen Classen der höheren Stände zu Paris thätig verbreiten half, den Petronius, gleichwie sie seinem Vater den Ehrentitel eines Aeschylos gaben. Boudot hat nicht Unrecht, wenn er ihn in Vergleichung gegen seinen Vater einen großen Knaben nennt. D'Alembert liefert, indem er ihn mit seinem Vater zusammenstellt, folgende Charakteristik von Beiden: „Crebillon der Vater malt die Verbrechen und Bosheiten der Menschen mit den schwärzesten Farben; der Sohn zeichnet mit den zartesten und wahresten Pinsel die Feinheiten, Nuancen und selbst die Grazien unserer Laster, jenen verführerischen Leichtsinn, welcher die Franzosen zu Dem macht, was man liebenswürdig nennt und was so viel als nicht liebenswürdig heißt; jene unruhige Thätigkeit, welche macht, daß sie selbst im Schoße des Vergnügens Langeweile fühlen; jene Verkehrtheit verstellter und gleichsam durch die Maske der Sittlichkeit gemilderter Grundsätze; unsere Sitten endlich, die verderbt und frivol sind in welchem das Extrem des Verderbniß mit dem Extrem des Lächerlichen sind verbindet." Außerdem, daß Crebillon († 1777) Censor war, bekleidete er weiter kein öffentliches Amt. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Tanzaï et Neadarne" (Paris 1743, 2 Bde., ein satyrischer Roman); „Les egaremens du coeur et de l'esprit" (ebend. 1736, 2 Bde.); „Le sopha, conte moral" (ebend. 1745–47, 2 Bde.); „Ah, quel conte!" (ebend. 1764, 2 Bde.); „Les amours de Zeonikisul" (Amsterdam 1746, 1770 und 79); „Lettres athéniennes" (ebend. 1771, 4 Bde.); „Les heureux orphelins" (ebend. 1754, 2 Bde.); „La nuit et le moment" (London 1755, 12.); „Le hasard du coin du feu" (Paris 1763, 12.);

„Lettres de la duchesse de ***“ (London 1768, 2 Bde). Noch hält man für sein Werk: „Lettres de Madame la Marquise de Pompadour“ (London 1772, 3 Bde.), welche man, weil sie ganz in der Seele derselben geschrieben sind, lange Zeit für echt hielt, u. a. m. Alle diese Romane konnten nur in einem sittenlosen Zeitalter gefallen. Crebillons sämmtliche Werke erschienen 1779 zu Paris in 11 Duodezbänden. Einen Theil derselben übersetzte Mylius unter dem Titel: „Crebillons des Jüngern vorzügliche Werke“ (Berl. 1782—86, 3 Bde.).

Credenzen (ital.), eigentlich beglaubigen und versichern, daher Credenzbriefe, Beglaubigungsschreiben (Creditbriefe); besonders aber, nach ehemaliger Sitte, Speisen und Getränke, ehe sie den Herrschaften überreicht werden, kosten, welches das Amt des Credenzers oder Mundschenken war, um vor Vergiftungen sicher zu stellen. — Credenztisch, der Schenktisch, auf welchem bei Gastmahlen die Trinkgeschirre standen, und Credenzteller, der Teller, auf welchem der Wein dargereicht wurde.

Credere, del Credere stehen, heißt in Handelsgeschäften für Etwas gut sagen, Bürgschaft leisten. Das findet gemeiniglich Statt von Seiten des Bankiers, Commissionärs oder Mäklers beim Verkauf der Waaren, wenn der Käufer dem Verkäufer nicht genug bekannt ist, wohl aber jener, wo alsdann nach den Umständen ½ bis zu 5 Procent del Credere gegeben wird. Auch bei andern Handlungsgeschäften findet dieses del Credere stehen Statt, z. B. bei Assecuranzbesorgungen ꝛc.

Credit, die Meinung, die man von der Glaubwürdigkeit oder Zahlungsfähigkeit eines Andern hat, in Folge deren man ihm Waaren und Geld auf gewisse Zeit anvertraut. Der Credit wird mit Recht die Seele des Handels genannt, da die beiden Dinge, durch welche der Kaufmann gewinnt, Capital und Zeit sind, und er mithin durch verlängerte Zahlungstermine sein Capital gewissermaßen vermehrt. Bei der doppelten Buchhalterei ist Credit die Seite rechts im Hauptbuch, auf welcher man das gegen etwas Hingegebenes Empfangene einträgt (das Haben im Gegensatz des Sollen, Debet).

Credit-Billets sind Schuldscheine, die ein Kaufmann ausstellt, wenn er Waaren auf einen bestimmten Zahlungstermin nimmt und welche die Kraft eines Wechsels haben.

Credit-Briefe sind Schreiben, welche Kaufleute einem bekannten Reisenden an ihre Handelsfreunde in andern Orten mitgeben und ihn dadurch bevollmächtigen, sich von demselben so viel Geld, als er bedarf, auszahlen zu lassen.

Creditiv, das Schreiben, welches einem Minister, der an einen fremden Hof abgeschickt werden soll, zu seiner Legitimation mitgegeben wird und in allgemeinen Ausdrücken die Ursache der Absendung, das Ansuchen dem Gesandten Glauben beizumessen und die Bestimmung des ihm beigelegten Charakters enthält.

Credit-System der Gutsbesitzer. So nennt man in den Staaten, wo diese als Körperschaft den Gläubigern die Gewähr einer Hypothek solidarisch verbürgen, die Verbindung und den Rechtsstand der Hypotheken in einer Landschaft, Provinz oder einem Staat. Unter Friedrich dem Großen und seinen Nachfolgern erhielten solche die Eigenthümer der Rittergüter in Schlesien, in den Marken, in Pommern, in Ost- und Westpreußen bei ihrem Besitz. Auch in Braunschweig-Lüneburg, Schles-

wig und Holstein, in Esth- und Liefland, dem Großherzogthum Mecklenburg und jetzt auch in dem Königreich Baiern findet man Institute dieser Art. Dieses System steigert den Credit der Güter, hat aber auch den Nachtheil, die großen Gütercomplexe länger als dem Staatswohl angemessen, unzerstückt zu erhalten, und die Beibehaltung gewisser Nutzungsservituten auf fremden Boden, die der höchsten Benutzung des Bodens entgegen stehen, zu verlängern, bedarf folglich in so weit einer Verbesserung, denn der Gütercomplex der Ritterschaft eines Landes muß wie Alles im Staat den allgemeinnützlichen Verbesserungen keine Schwierigkeiten entgegen stellen. Sehr richtig ist des Grafen Soden Ansicht, dieses Creditwesen auch auf kleinere Landgüter, z. B. bis 10.000 fl. Werth auszudehnen, dessen Ansichten über Nationalökonomie, wenn sie auch nicht immer unbestreitbar sind, doch gewiß einen scharfen und einen menschenfreundlichen Denker verrathen.

Credo, das nach dem Anfangsworte benannte, auf dem Concilium zu Nicäa (325) festgesetzte Glaubensbekenntniß, welches in der katholischen Kirche von dem Priester bei der Messe gleich nach dem Evangelium gebetet wird. Doch kommt es nicht in jeder Messe vor. Bei Hochämtern werden die Anfangsworte: „Credo in unum Deum", von dem Priester gesungen (intonirt), das Uebrige von ihm in der Stille gebetet, aber von dem Chor mit Musik fortgesetzt. Auch in der evangelischen Kirche ist es genau das nämliche, wie in der katholischen.

Creeks, eigentlich Uschesees, eine Völkerschaft im westlichen Georgien und im Mississippigebiet in Nordamerika, zwischen Flüssen und Sümpfen wohnend. Sie ist wohl gebaut und tapfer, über 80.000 Köpfe stark, in 3 Horden, die obere (Muskogulgen), mittlere und untere (Seminolen) und in viele Stämme getheilt: Ihre Sprache ist die gelindeste und wortreichste unter allen nordamerikanischen. Sie sind sehr gebildet und reinlich, haben Ackerbau, Rindvieh- und Pferdezucht und bewohnen über 60 Städte und Dörfer, unter denen Utsche das wichtigste ist. Jede Horde hat ein besonderes Oberhaupt, von welchen das von der untern Horde einige Vorzugsrechte vor den übrigen Häuptern genießt und einen höhern Titel führt. Alle sind durch einen gemeinschaftlichen Nationalrath vereinigt. Nach dem Friedensvertrage des Präsidenten des Freistaats mit den Creeks vom 9. Aug. 1815 entsagen die Creeks allen Verbindungen der englischen Regierung, nehmen den Loosafluß als Grenze an, gestehen den Amerikanern den freien Handel und die Schifffahrt auf den Creekgewässern zu und erlauben die Erhaltung der militärischen Posten im Creeklande.

Crell (Lorenz Florentin Friedrich v.), geb. zu Helmstädt 1744, st. 1816 als Professor der Arzneiwissenschaften zu Halle, studirte in Edinburg, war erst Professor am Carolinum zu Braunschweig, dann in Helmstädt und hernach in Göttingen. Er war einer unsrer besten Chemiker, wie seine „Chemischen Annalen", sein „Chemisches Archiv" und seine zahlreichen andern Schriften beweisen. Er verbreitete seine Studien auch ins Feld der Philosophie und nahm an vielen Forschungen der gelehrten Akademien Theil, deren Mitglied er war.

Crema, befestigte Stadt am Serio in der Delegation Lodi im Gouv. Mailand des lomb. venet. Königreichs (Oestreich); Sitz eines Bischofs und zweier Friedensgerichte, hat eine schöne Kathedrale, in 800 Häusern

8800 Einw., welche sich mit Seiden- und Leinweberei, Flachsbau, Fischerei beschäftigen.

Cremona, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation (23 QM. mit 176.000 Einw.) im östreichisch-lombardischen Gubernium Mailand, eine schön gebaute offene Stadt, vom Umfang einer deutschen Meile, mit festen Außenwerken, liegt 27° 41′ 51″ L., 45° 7′ 43″ Br. am linken Ufer des Po, unterhalb der Addamündung, mit großen Plätzen. An der Westseite ist das feste Schloß Santa-Croce und an der über den Po geschlagenen Schiffbrücke noch ein festes Werk. Die Straßen sind breit und regelmäßig und die Bevölkerung steigt über 27.000 Seelen. Ein Canal, der zum Theil unter den Häusern wegläuft, verbindet den Po mit dem Oglio. Außer 44 Kirchen und Capellen gab es hier vor 30 Jahren 43 Klöster. Die Kathedrale ist eine ungeheure Steinmasse mit einer Vorderseite von schönem weißen und rothen cremoneser Marmor. Merkwürdig sind in dem Innern die trefflichen Frescogemälde sowie das ausgezeichnet große, aus einem einzigen Block veroneser Marmor gehauene Wasserbecken in der Taufhalle. Von dem 372 Fuß hohen Glockenthurm dieser Kirche, aus 2 achteckigen Obelisken, über denen sich ein Kreuz erhebt, bestehend, übersieht das Auge den in tausendfachen Biegungen die weiten Ebenen der Lombardei durchströmenden Po. Cremona ist der Sitz eines Bischofs, Gerichtshofes und zweier Friedensgerichte. Die Cremoneser haben Tuchwebereien und beträchtliche Seidenmanufakturen; auch fertigt man Saiten, und die cremoneser Violinen waren lange Zeit die trefflichsten in der Welt. Cremona, 291 v. Chr. von einer römischen Colonie gegründet, gehörte viele Jahrhunderte hindurch zum venetianischen Freistaate. 1702 am 1. Februar überrumpelten die Oestreicher unter Eugen die Stadt und nahmen den französischen Marschall Villeroi mit seinem Generalstabe gefangen; die Besatzung zwang aber doch die Oestreicher zur Räumung der Festung. Beinahe ein Jahrhundert später (1799) bedeutender Sieg der Oestreicher über die Franzosen in der Nähe. Ueber Cremona's Künstler s. „La Pittura Cremonese", vom Grafen Vidoni (Mailand 1824, m. Kpf.).

Cremonini (Cesare), geb. 1580 zu Cento im Herzogthum Modena, lehrte Philosophie zu Ferrara, ging als Professor der Philosophie nach Padua, wo er 1631 an der Pest starb. Er war der berühmteste Lehrer seiner Wissenschaft in damaliger Zeit.

Cremor tartari (saures, weinsteinsaures Kali). Wenn säuerliche Weine ausgegohren haben, setzt sich am Boden und an den Wänden der Gefäße eine krystallinische Rinde an, welche man Weinstein nennt, und die nach der Farbe des Weins roth oder graulich gelb ist. Sie besteht aus saurem weinsteinsaurem Kali, und ist von Farbenstoff, Hefen und andern Körpern verunreiniget, die sich beim Klären des Weins absetzen. Man reiniget sie dadurch, daß man sie in kochendem Wasser auflöst, und die gesättigte Lösung abkühlen läßt, wobei ein weißeres Salz anschießt. Der Cremor tartari kommt oft mit Sand, Thon, u. d. m. verfälscht vor, was sich aber leicht entdecken läßt, wenn man ihn in einer warmen alkalischen Lauge auflöst, wo diese Körper ungelöst zurückbleiben. Er ist von mancherlei ärztlichem Gebrauch, besonders als kühlendes Mittel.

Creneaux (franz.), Schießlöcher oder Schußspalten in Mauern und hölzernen Wänden zur Vertheidigung mit kleinem Gewehr. Daher

crenellirte Gallerien (crenellirte Werke, crenellirte Mauern), Festungswerke, die mit Mauern versehen und in welche Schußspalten eingeschnitten sind, um sich dahinter vertheidigen zu können.

Creolen oder Criolen heißen jene Menschen, welche von europäischen Aeltern in Amerika erzeugt worden. Sie sind von ansehnlicher Größe, höher von Statur, als die gewöhnlichen Europäer, doch fehlt ihnen die verhältnißmäßige Stärke; ihr Obertheil des Körpers ist gewöhnlich kurz, der untere Theil, von den Hüften an gerechnet, ist dagegen länger. Diese Bildung nähert sich der griechischen Form und gibt ihnen ein Ansehen von Schönheit und Gewandtheit. Die Gesichtsfarbe der Creolen ist bräunlich, und die brennende Sonnenhitze erlaubt der Röse nicht, auf den Wangen der dortigen Jungfrau zu blühen. Ihre ganze Physiognomie hat etwas Schmachtendes, Ausdrucksvolles, Einladendes und Sehnsuchterregendes. Dieses Alles wird noch durch ihr schwarzes funkelndes Auge, durch ihre Junonischen Wimperbogen und durch ein Reihenpaar blendend weißer Zähne unendlich erhöhet, die gleich Perlen ihrem Munde die höchste Anmuth geben und die sie durch den bittern Saft eines Rhamnus trefflich zu erhalten wissen. Sie werden die besten Ehegatten und zärtlichsten Mütter. Einige dagegen schildern besonders die Creolinnen als der Sinnlichkeit äußerst ergeben, heftig in der Liebe und in allen Vergnügungen. Darin aber vereinigen sich alle Nachrichten für beide Geschlechter, daß man Edelsinn, Milde und Großmuth als Hauptzüge in ihrem Charakter festsetzt. Wie gewöhnlich im heißen Klima der Mensch überhaupt, so entwickeln sich auch im Creolen die Seelenkräfte ungewöhnlich früh. In den neuern Zeiten werden die Wissenschaften von ihnen mit dem besten Erfolge betrieben. 1776 wurden sie vom Könige Karl III. für fähig erklärt, Bedienungen im geistlichen, Civil- und Militärstande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verschlossen war. Auf den andern westindischen Inseln genießen sie jetzt alle Vorrechte der Europäer. Eine sehr vortheilhafte Schilderung der Creolen gibt Raynal im 4. Thl. s. „Geschichte beider Indien".

Crescendo (ital., abgekürzt cresc., auch durch das Zeichen < angedeutet, Musik), zunehmend, wachsend, als Zeichen für den einzelnen Spieler, oder auch für ein ganzes Orchester, daß vom pianissimo oder piano allmählig durch die vorgeschriebenen Noten bis zum forte (crescendo il forte, cresc. sin' al forte) fortgeschritten werden soll. Es ist schon für den einzelnen Virtuosen schwer, äußerst schwierig aber für ein ganzes Orchester; dennoch ist es zu erreichen möglich.

Crescendo (Musik), eine 1778 vom Hofrath Bauer erfundene Art Fortepiano's, etwa 8½′ hoch, 3′ breit, 18″ tief, von 5 Octaven Umfang und mittelst 3 zu tretender Züge von dem sanftesten Laurenton bis zum rauschendsten Fortissime zu spielen. Es kann auch zum Accompagnement anderer Instrumente auf der Stelle durch Schieben einen oder zwei Töne höher gestimmt werden.

Crescentiis (Petrus de), der Hersteller der Agronomie in Europa und sonach einer der verdientesten Männer seiner Zeit, war 1230 zu Bologna geboren. In seiner Vaterstadt empfing er seine wissenschaftliche Bildung und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, mußte aber sein Vaterland in jenen stürmischen Zeiten der Unruhen verlassen und seine bisherigen Beschäftigungen aufgeben. Nach einer Reise durch Italien, wo er gemeinnützige Bemerkungen über den Ackerbau einsammelte, kehrte er

in seinem 70. Lebensjahre in sein beruhigtes Vaterland zurück und legte seine Erfahrungen über den Landbau in der Schrift: „Opus ruralium commodorum“ (Coutances 1471) nieder, welche er Karl II., König von Sicilien, zueignete. Die darin enthaltene Grundsätze sind lehrreich, aus eigener Erfahrung hervorgegangen und frei von allen den Vorurtheilen, mit welchen man damals die Kunst des Landbaues zu betrachten pflegte. Als erfreuliche Erscheinung seiner Zeit ging sein Werk fast in alle Sprachen Europa's über. Eine prachtvolle Handschrift davon ließ Karl V. von Frankreich anfertigen und mit der Erfindung der Buchdruckerkunst erschienen Ausgaben davon in Augsburg (1471 in Folio), und eine ganz vorzügliche in Mailand (1805, 8.), in der Sammlung der Classici italiani, sowie Sansovino eine gute Uebersetzung davon veranstaltete. Genaueres über Crescentiis und sein Werk verdankt man dem Professor Filippo Re zu Bologna.

Crescenzi (D. Juan Baptista, Marquis de la Torre), geb. zu Rom 1595, starb 1660 zu Madrid, ein berühmter Maler und Bildhauer seiner Zeit, erhielt in der Schule des Pomeranzio seine Bildung. Kaum führte er den Pinsel und Meißel, als er vom Papste Paul V. bemerkt und ihm der Bau der Paulinischen Capelle übertragen wurde. Geschätzt von den Vornehmsten seiner Zeitgenossen, kam er mit dem Cardinale Zapaia nach Spanien, wo ihn Philipp IV. zum Ritter von Saint-Jacques ernannte und ihm den Titel eines Marquis de la Torre ertheilte. Seinen Aufenthalt zu Madrid verewigte er durch jenes Begräbnißpantheon im Escurial, das durch colossale Pracht und Schönheit zu den merkwürdigsten Denkmälern plastischer Kunst von Europa gehört, von welchem Meisterstücke technischer Talente Santo in seiner „Geschichte des Escurials“ eine genaue Darstellung mit Kupfern geliefert hat.

Crescimbeni (Giov. Maria), ein um die Literatur seines Vaterlandes verdienter Dichter und Prosaiker, war zu Macerata in der Mark Ancona 1663 geboren. Seit frühester Kindheit zeigte er einen regen Sinn für das freie Bild der Anschauung und eine Neigung zur Dichtkunst, die ihn zu der Lectüre der classischen Werke seiner Nation hinzog. Ariost war sein liebster Umgang, und eine Ausgabe des „Rasenden Roland“, mit Kupfern geziert, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er die deutsamen Stellen dazu aufsuchte, mit wunderbarer Leichtigkeit behielt und sie oft in einsamer Stunde recitirte. Im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt erhielt er seine wissenschaftliche Bildung und rechtfertigte die Erwartungen seiner Lehrer hier so sehr, daß er schon in seinem 13. Jahre ein tragisches Werk, seinen „Darius“, schrieb, wodurch er sich den Eintritt in die Akademie erwarb. In der Jurisprudenz, welches Fach er zu seinem eigentlichen Berufe gewählt hatte, erlangte er in seinem 16. Jahre die höchsten Würden eines Doctors beider Rechte, und auf Veranlassung seines Vaters ging er 1681 nach Rom, um sich unter der Leitung seines Oheims für die juristische Praxis auszubilden. Da er seine Thätigkeit hauptsächlich auf die Poesie richtete, so gaben ihm die „Canzonen“ von Filicaja Gelegenheit, den Zustand der Dichtkunst und den verfallenen Geschmack seiner Zeitgenossen kennen zu lernen, welchen zu jener würdevollen Einfachheit der Natur zurückzurufen er sich mit einigen gleichgesinnten wissenschaftlich gebildeten jungen Männern vereinigte, und eine neue Akademie unter dem attischen Namen Arkadia bildete. Die einzelnen Mitglieder derselben erhielten altgriechische Na-

men, und Crescimbeni hatte als Stifter dieser förmlich gleichen Gesellschaft die Freude, sich als erster Custos von Olympiade zu Olympiade bestätigt zu sehen. 1698 gab er seine „istoria della volgar poesia" heraus; ein Werk, das seinem Verfasser viel Zeit und Mühe gekostet hatte, und das er durch die „Commentari intorno alle Istoria della v. poes. J." (1702, 5 Bde. 4.) zu erläutern suchte. Mit einem so ausharrenden und keine Kleinigkeit verschmähenden Fleiße hatte damals noch kein Literator das Notizensammeln betrieben. Aber außer dem Verdienste einer gewissenhaften Compilation konnte sich Crescimbeni keines um die schöne Literatur seines Vaterlandes erwerben, so gern er sich auch durch die kritischen Ausschmückungen seiner Belesenheit als einen unverwerflichen Geschmacksrichter und Lehrer bewährt hatte. Und selbst jenes Verdienst wird dadurch sehr verkleinert, daß der fleißige Crescimbeni in den gesammelten Vorrath von Beispiele nicht einmal eine verständige Ordnung zu bringen wußte. Wer dieses Werk zum histor. Nachschlagen gebrauchen will, hat Mühe, nur erst die Stelle zu entdecken, die ihn vermuthlich nach anderen Stellen hinweiset wo er dann vielleicht weitere Auskunft findet. Der erste Theil des Ganzen, der zunächst und unmittelbar den Titel einer Geschichte der italienischen Poesie führt, ist eine weitschweifige, verworrene und mit mancherlei Excerpten aus verschiedenen Dichtern verflochtene Abhandlung über die Natur und Entstehung der bekanntesten Dichtungsarten. Die sogenanten „Commentarien" sind eine Registratur aller italienischen Dichter und Reimer von denen Crescimbeni nur irgend eine Nachricht auftreiben konnte, und zur Probe des poetischen Styls eines Jeden ein Sonett, der Verfasser des Sonetts sey übrigens durch andere Gedichte noch so berühmt, oder das Sonett und der Verf. dazu seyen noch so unbedeutend. Eine besondere Freude scheint es dem sammelfleißigen Crescimbeni gemacht zu haben, die Verfasser guter und schlechter Sonette, welche er mit gleicher Sorgfalt zusammengetragen hat, nach Hunderten registriren zu können. Die kritischen Gutachten, die er diesen Notizen beifügte, sind kaum oberflächlich; geistlos, wie die ganze Compilation, sind die angehängten Gespräche über die poetische Schönheit. — Die Gunst des Papstes Clemens XI. ertheilte Crescimbeni ein Kanonikat und mit ihm die Mittel einer weniger beschränkten Lage. Stets beschäftigt und thätig, schrieb er von Nostradamus „Leben der provenzalischen Dichter" eine bereicherte Uebersetzung, verfaßte die „Geschichte der Arkadia" und das "Leben der arkadischen Dichter" und beschenkte das Publikum mit den „Versen" („Rime") seiner lieben Arkadia, die mit Beifall aufgenommen wurden. Clemens XI. und Benedikt XIII. blickten mit Huld auf unsern eifrigen Literator herab und überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen. Selbst der König Johann V. von Portugal verlieh der Arkadia ein reiches Geschenk in Grundeigenthum, und schon am 9. Septbr. 1726 feierte diese Gesellschaft die ersten olympischen Spiele auf dem Janiculus zu Ehren ihres hochherzigen Beschützers von Portugal. Kurz vor seinem Tode ward er Jesuit und starb 1728. Sein Denkmal ist in der Kirche Sta.-Maria-Maggiore. Sein Charakter war wohlwollend, seine Herzensgüte uneigennützig, seine Bescheidenheit selbstverleugnend. Wegen seiner Anhänglichkeit an die reintoscanische Diction und der Nüchternheit seines Geschmacks steht dieser italienische Gottsched noch immer in Ansehen. Sein Leben hat Mancurti (Verona 1730) beschrieben.

Crespi (Giuseppe Maria), genannt il Spagnuolo, ein Maler der bolognesischen Schule, geb. zu Bologna 1665, studirte die Meisterwerke im Kloster St.-Michele in Bosco und folgte vorzüglich den Carracci, deren Werke er auch copirte. Früher besuchte er Canuti's, dann Cignani's Schule, hierauf Venedig und Parma und trat dann mit eignen Compositionen in seiner Vaterstadt auf (Kampf des Hercules mit dem Antäus). Von da an wurde er mit Aufträgen überhäuft. So malte er u. A. für den Cardinal Ottobuoni die sieben Sacramente, welche sich gegenwärtig in der dresdner Galerie befinden; Mehres für den Prinzen Eugen von Savoyen, für den Kurfürsten von der Pfalz, für den Großherzog von Toscana und für den Cardinal Lambertini, der sein Gönner ward und ihn als Papst Benedict XIV. zum Ritter erhob. Crespi ist aber wegen der seltsamen Ideen, die er oft in seinen Bildern anbrachte, häufig getadelt worden; z. B. läßt er den Chiron seinem Zögling Achill wegen eines begangenen Fehlers einen Tritt geben. Ferner malte er Alles a prima mit starkem Pinsel in der Art des Caravaggio, und mit unhaltbaren Farben auf durchscheinendem Grund, sodaß seine Werke bald nachgedunkelt sind. Er hatte viele Schüler, unter welchen auch 2 seiner Söhne, Antonio und Luigi Crespi. Letzterer zeichnete sich mehr als Schriftsteller über Malerei aus. Crespi starb 1747.

Cressi, Crecy, Hauptort eines Cantons im franz. Dep. Somme, bei der Somme, mit 1000 Einw. Hier trugen die Engländer unter ihrem Könige Eduard III. (s. d.) einen entscheidenden Sieg über die von ihrem Könige Philipp IV. befehligten Franzosen am 26. August 1346 davon. Letztere verloren 30.000 Todte, Verwundete und Gefangene.

Creuse, 1) Fluß in Frankreich, entspringt bei Croze im Distrikt Aubusson, oberhalb Felletin, wird bei Lavernières schiffbar und fällt unterhalb la Haye in die Vienne. — 2) Französisches Departement an diesem Flusse; 106½ QM. groß, mit 252.950 Einw.; ist gebirgig mit dürrem und unfruchtbarem Boden, doch reich an Kastanien, Steinkohlen und Vieh. Die Einwohner reden ein grobes Patois und sind in wissenschaftlicher Bildung noch weit zurück. Jährlich wandern 40.000 Menschen als Arbeiter in andere Gegenden. Das Departement hat 4 Bezirke. Hauptstadt ist Guéret.

Creutz (Gustav Philipp, Graf von), ein ausgezeichneter Literator seines Vaterlandes, wurde 1726 in Finnland geboren. Schon frühe zog ihn eine unüberwindliche Neigung zur Poesie hin und er entschlug sich dem Geschäftsleben, um ganz der Lektüre seiner Lieblingsschriftsteller zu leben. Unter die vorzüglichsten Vereine, welche sich durch Geist und Interesse damals auszeichneten, war derjenige zu rechnen, den Luise Ulrike, Schwester Friedrichs II., die seit 1751 in Schweden regierte, gegründet hatte und dessen Zweck war, die inländische Sprache und Dichtkunst auf jede Weise zu heben und zu fördern. In dessen Gefolge erblickte man Creutz, und noch nennt man seinen „Atis og Camilla", ein erotisches Gedicht in 5 Gesängen (Stockholm 1761), welches dieser schöngeistigen Vereinigung sein Daseyn verdankte. Wie sein „Brief an Daphne", so wird dieses poetische Erzeugniß noch jetzt wegen seiner eleganten Sprache und seines zarten Ausdrucks, als eine der lieblichsten Musengaben Schwedens verehrt. Durch seine Gesänge zog er die

Aufmerksamkeit des Hofes auf sich und ward daher vom König Adolph Friedrich als schwedischer Minister nach Madrid gesandt. Nicht lange nachher verließ er diesen Posten und trat in gleicher Eigenschaft bei dem franz. Hofe auf, wo er mit Marmontel und Gretry vertraute Verbindungen anknüpfte. Auch gelang es ihm während seines 20jährigen Aufenthalts in Paris, am 3. April 1783 mit Franklin einen Bundes- und Handelsvertrag zwischen Schweden und dem aufkeimenden Freistaate von Amerika abzuschließen. Kurz darauf berief ihn Gustav nach seinem Vaterlande zurück, lohnte ihm seine Verdienste mit dem Seraphinen-Orden, stellte ihn an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und ernannte ihn zum Rektor der Universität Upsala. Nicht lange genoß er aber die Freude dieser Würde, denn er starb schon 1785. Er hinterließ eine beträchtliche Büchersammlung, welche der König an sich kaufte und im Schlosse zu Haga aufstellte. Seine Schriften erschienen mit denen seines Freundes Gyllenborg 1795 zu Stockholm im Druck. Am 28. April 1786 hielt bei einem Seraphinencapitel einst Gustav selbst dem Gedächtnisse dieses verdienstvollen Mannes eine Lobrede.

Creuz (Friedrich Karl Casimir, Freiherr von), Lehrdichter, wurde 1724 zu Homburg an der Höhe geboren. Nachdem er die ersten Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache in der homburger Schule erlernt hatte, trieb er die Wissenschaften für sich und verdankte von der Zeit an Alles, was er wußte, sich selbst und seinem angestrengten Fleiße. Bei einem starken Gedächtnisse und unermüdetem Fleiße erwarb er sich in der Geschichte, Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit die gründlichsten Kenntnisse. 1746 machte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg zum Hofrath. Als der Major von Moser 1749 die homburgischen Dienste verließ, erhielt von Creuz den Auftrag, die Rechtsstreitigkeiten des Hauses Homburg zu führen, welches er auch mit aller Geschicklichkeit that. Nach dem Tode des Landgrafen ernannte ihn die verwitwete Landgräfin, welche die Regierung übernahm, zu ihrem ersten Staatsrathe. Er mußte bald darauf in Geschäften der landgräflichen Familie eine Reise nach Berlin unternehmen und sich einige Monate daselbst aufhalten. Bei seiner großen Liebe zur Gelehrsamkeit versäumte er nicht, sich die Bekanntschaft der vorzüglichsten Gelehrten in Berlin zu erwerben. Die dortige Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1751 unter die Zahl ihrer auswärtigen Mitglieder auf: eine Ehre, die ihm in der Folge auch von den kurfürstl. Akademien zu Manheim und München erwiesen wurde. 1755 wurden die Irrungen zwischen den beiden Häusern Hessen-Homburg und Hessen-Darmstadt so groß und von Creuz's Eifer in Behauptung der homburgischen Ansprüche so warm, daß er sich das Schicksal zuzog, auf einer der darmstädtischen Festungen ein ganzes Jahr in Verhaft zu bleiben. 1756 wurde er in Geschäften des Hauses Homburg als Geheimrath nach Wien geschickt, wo ihm der Kaiser das Prädikat eines Reichshofraths ertheilte. In gleichen Geschäften reiste er 1763 und 1769 an den kurpfälzischen Hof nach Manheim. Endlich hatte er das Vergnügen, das gute Vernehmen zwischen den beiden Häusern Darmstadt und Homburg wieder hergestellt zu sehen. Er st. 1770. Seine Schriften theilen sich in prosaische und poetische. Die ersteren betreffen hauptsächlich Gegenstände der Staatskunst, Politik und Philosophie; die letzteren bestehen größtentheils in lyrischen und didaktischen Poesien, zu denen noch ein dramatischer Versuch kommt. Ueberall ver-

räth er einen durch Nachdenken und metaphysische Forschungen genährten Geist, der in seinen Gedichten, sowie in seinen prosaischen Schriften, besonders in dem „Versuche über die Seele" sichtbar ist. Unter seinen Lehrgedichten, dem Besten, was wir von seiner Muse haben, sind seine „Gräber" das vorzüglichste. Was er im lyrischen Fache versucht hat, kommt seiner didaktischen Poesie nicht gleich. Noch weniger ist er für unser Zeitalter als dramatischer Dichter zu schätzen, obwohl sein Trauerspiel „Seneca" für die damaligen Zeiten nicht ohne Verdienst war.

Crevenna (Peter Anton), bekannter unter dem Namen Bolongaro Crevenna, ein um die Bibliographie seines Vaterlandes verdienter Gelehrter, war zu Mailand geboren. Mit dem Tode seines Stiefvaters Bolongaro kam er in Besitz eines beträchtlichen Vermögens, welches er neben seinen bedeutenden Handelsgeschäften meist dazu benutzte, sich eine ausgesuchte Bibliothek anzuschaffen. Seine Neigung zu literarischen Beschäftigungen trieb ihn an, gelehrte Nachrichten über den Bestand seiner Bibliothek zu ertheilen, und so entstand sein „Catalogue raisonné de la collection des livres de M. Crévenna" (Amst. 1776, gr. 4.; 6 Bd.), welches Werk durch genaue Beschreibungen von Inkunabeln, durch Collationen seltener Bücher und zum ersten Male gedruckte Briefe mehrer Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts für die Literärgeschichte von großer Bedeutung wurde. Mehr Werth erhielt sein „Catalogue des livres de la bibl. d. M. Crévenna" (Amsterdam 1789. 6 Thl. 8.) durch die beigedruckten Preise und die neuen gehaltreichen Noten. Von welchem Umfang Crevenna's literarische Thätigkeit war, beweiset sein Vorhaben, eine Geschichte des Ursprungs und der Fortschritte der Buchdruckerkunst herauszugeben, wozu er schon einen großen Vorrath von sogenannten Facsimiles gesammelt hatte, an dessen Ausführung ihn wahrscheinlich die allzugroße Menge Kupferplatten hinderte. Aus welchem Grunde er im Jahre 1790 den größten Theil seine Bibliothek öffentlich versteigern ließ, weiß man nicht. Die Ueberreste seiner Büchersammlung wurden nach seinem am 8. Oktober 1792 zu Rom erfolgten Tode in dem „Catalogue de la bibl. de feu M. Crevenna" (Amsterdam 1793. 8.) aufgeführt.

Crichton (James), unter allen bekannt gewordenen frühreifen Menschen wohl der merkwürdigste, geb. 1551 in der Grafsch. Perth, war ein entfernter Sprößling des Stuartischen Hauses und hatte kaum das 20. Jahr zurückgelegt, als er zehn verschiedene Spachen redete und schrieb und sich in allen körperlichen Uebungen auszeichnete. In diesem Alter reiste er nach Paris. „Es kam, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, ein junger Mensch von etwa 20 Jahren hier an, dem die angesehensten Professoren das Zeugniß gaben, daß er in allen Wissenschaften vollkommen sey. Niemand übertrifft ihn in der Vokal- und Instrumentalmusik und weder im Tanzen, noch Zeichnen, Malen oder Reiten hat man je seines Gleichen gesehen. Geschickt mit beiden Händen gleich gut zu fechten, kann ihm Niemand Etwas anhaben. Seine Geistesgegenwart ist bewunderungswürdig. So disputirte er vor einer Versammlung von 3000 Zuhörern und setzte durch die Richtigkeit, Gelehrsamkeit und Bestimmtheit seiner Antworten Alle in Erstaunen. Er spricht lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch, flamändisch und slawonisch, alle Sprachen gut und correct. Wahrhaftig, man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, auch bei einem hundertjähri-

gen Alter, selbst wenn er weder äße noch schliefe, so viele Kenntnisse in sich vereinigen könne. Sein Daseyn erfüllt Alle mit panischem Schrecken, denn er weiß mehr, als ein Mensch wissen kann; man fürchtet, er sey der Antichrist". Indem Crichton Paris verließ, begab er sich nach Rom, besuchte Venedig und Padua, nahm dann seinen Wohnsitz in Mantua, wo er vom Herzog zum Erzieher seines Sohnes Vincent von Gonzaga ernannt wurde. Während einer Carnevalslustbarkeit von einigen vermummten Personen mit den Waffen in der Hand angefallen, entwaffnete er sie auf der Stelle und erkannte unter ihnen, als er sie entlarvte, seinen eigenen Zögling. Ehrerbietig gab er diesem den Degen zurück; Jener aber, beschämt über solche Großmuth, nahm die aus Eifersucht ergriffene Waffe und durchbohrte die Brust seines edeln Lehrers 1583. Seine schriftstellerischen Werke sind in Vergessenheit gerathen.

Crillon (Louis de Balbe), Malteser-Ritter, einer der größten Kriegshelden des 16. Jahrh., neben Bayard der großartigste Charakter dieser Zeit, den man in Frankreichs Geschichte findet. Er stammte aus einer angesehenen italienischen Familie, welche sich in der Provence niedergelassen hatte, und ward dort 1541 zu Murs geboren. Als jüngerem Sohne gab man ihm von einer der Familie gehörigen Besitzung den Namen Crillon, ein Name, den er durch Tugenden und Thaten so verherrlichte, daß die Häupter des Hauses Balbe ihn zu dem ihrigen machten. Schon in seinem 16. J. (1557) trug Crillon durch eine glänzende Waffenthat viel zur schnellen Eroberung von Calais bei. Er war der Erste in der Sturmlücke, wo er den Festungscommandanten antraf, ihn ergriff und in den Graben warf. Die Engländer hatten 11 Monate zur Wegnahme des Platzes gebraucht; die Franzosen eroberten es in 8 Tagen wieder. In der Folge glänzte sein Name gegen die Hugenotten in den Schlachten von Dreux, von Jarnac und von Moncontour (1561, 1563, 1569). Auf gleiche Weise zeichnete sich der junge Held als Malteserritter auf den Kreuzzügen gegen die Türken, vorzüglich in der berühmten Seeschlacht von Lepanto (1571) aus; obschon verwundet, fiel auf ihn die Wahl, die große Siegesnachricht dem Papst und dem König von Frankreich zu überbringen. Der Papst Pius V. und der König von Frankreich (Karl IX.) überhäuften ihn mit Gnaden und Ehren. Die Mordscenen der Bartholomäusnacht (1572), deren Vorbereitungen man Crillon sorgfältig verborgen hatte, wurden von ihm laut gemißbilligt. 1573 befand er sich bei der Belagerung von Rochelle, sowie später fast bei allen wichtigen Kriegsereignissen. Heinrich III. erhob ihn 1585 zum Ritter seiner Orden. Die Larve der Religion, worunter die Ligue ihre Anschläge verbarg, konnte die Treue des ritterlichen Crillon nicht wankend machen, wie sehr er auch die Hugenotten als Empörer gegen Kirche und Staat haßte. Mit großem Nutzen diente er seinem Fürsten gegen die falschen Eiferer an dem Tage der Barricaden bei Tours u. a. O. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermordung des Herzogs von Guise, einem Haupte der Liguisten, vorzuschlagen. Von Entsetzen ergriffen, erwiederte er: „Ich kann die Ehre nicht mit einer Schandthat beflecken". Der König will ihm Gründe vortragen. „Sprechen sie nicht aus, Sire!" — ruft ihm Crillon zu — „und erlauben Sie meine Entfernung vom Hofe, um darüber erröthen zu können, daß mein König, für den ich tausend Mal mein Leben zu opfern

bereit bin, mir das Opfer meiner Ehre und meines Ruhmes hat zumuthen wollen". Für Heinrich IV., welcher ihn gewöhnlich mit dem Ehrennamen des „braven Crillon" zu bezeichnen pflegte, focht er mit dem größten Heldenmuthe. Er siegte bei Boulogne. Nach dem Gefechte bei Arques in der Normandie, wo Crillon nicht gegenwärtig war, schrieb Heinrich ihm: „Pends toi, brave Crillon, nous avons combattu à Arques et tu n'y étais pas. Adieu, brave Crillon, je vous aime à tort et à travers". — Als 1592 das Heer des Marschalls Villars vor Quillebeuf gerückt war, vertheidigte er an der Spitze einer kleinen Schar mit Unerschrockenheit diesen fast offenen Platz und gab den Belagerern auf ihre Aufforderung zur Uebergabe der Stadt die Antwort: „Crillon ist drinnen und Villars ist draussen!" Villars befahl Sturm zu laufen, aber Crillon schlug den Angriff zurück, und die Belagerung ward aufgehoben. Sein Freimuth und seine edle Gesinnung glichen seiner Tapferkeit, und nicht minder berühmt war er durch Menschlichkeit und Tugend als durch seine Heldenthaten. Die Biographie dieses kriegerischen Helden ist mit vielen Anekdoten reich ausgeschmückt. Er unterbrach einst einen Prediger, der in der Erzählung der Leidensgeschichte Christi auf die Geißelung kam, mit dem Ausrufe: „Crillon, wo warst du?" — Der junge Herzog von Guise, welcher sich mit Crillon in Marseille befand, vor dessen Hafen eine spanische Flotte kreuzte, erlaubte sich hier einen Scherz, der Crillons Heldensinn in seiner ganzen Größe zeigte. Er ließ plötzlich um Mitternacht vor dessen Wohnung Allarm schlagen und eilte mit der Botschaft zu ihm, daß die Spanier sich des Hafens und aller wichtigen Punkte der Stadt bemeistert, und nichts als die Flucht übrig sey, um den Ruhm der Sieger nicht noch dadurch zu vermehren, daß er auch die Anführer zu Gefangenen mache. Crillon, der eben erwacht war, nahm ruhig seine Waffen und sagte, daß er lieber mit dem Degen in der Hand sterben, als den Verlust dieses Platzes überleben wolle. Der Herzog fing an zu lachen. Crillon merkte die Täuschung und sagte zu ihm mit einer finstern Miene: „Junger Mensch, führe nie das Herz eines braven Mannes in Versuchung. Bei Gott, hättest du mich schwach gefunden, ich stieße dich jetzt nieder!" Als endlich der Friede mit Savoyen die Kriege geendigt, welche Europa erschüttert hatten, zog sich Crillon nach Avignon zurück und starb daselbst 1616 im 75. Jahre. Die Geschichte zeigt uns diesen großen Helden glänzend im Gefecht, weise im Rath, treu seinem Worte und jeder Pflicht. Er hatte aber auch viele Eigenheiten. In seinem Freimuth trieb er es oft bis zur Rohheit. Seine Empfindlichkeit hatte keine Grenzen, ein verletzendes Wort brachte ihn außer sich. Im Fluchen und Schwören suchte er seinen Meister, und in den letzten Tagen seines Lebens besiegelte er das Versprechen, nicht mehr zu schwören, mit seinem Lieblingsschwur.

Crillon-Mahon (Louis de Berton de Balbe de Quiers, Herzog von), aus der Familie des Vorigen, ebenfalls ein berühmter Heerführer, geboren 1718; trat 1731 in Militärdienste und machte 1733 in Italien unter dem Marschall von Villars seinen ersten Feldzug. Schon damals zeigte er sich durch Muth und Besonnenheit des Namens seines Ahnherrn würdig. In dem Feldzuge von 1742 unter dem Commando des Herzogs von Harcourt warf er sich mit 350 Soldaten in Landau a. d. Isar, hielt die feindliche 10.000 M. starke Vorhut einen ganzen Tag

auf und verrichtete an dem Siegestage bei Fontenoi (1745) manche glänzende Waffenthat, wie er denn dem Feinde einen Artilleriepark von 50 Kanonen hinwegnahm. In dem 7jährigen Kriege spielte seine Tapferkeit keine untergeordnete Rolle. Friedrich der Große gesteht selbst, daß ein Abkömmling des großen Crillon mit 17 Compagnien ihn mit seiner ganzen Armee auf dem Zuge nach Roßbach aufgehalten habe. Bekanntlich war gegen Ende des 7jährigen Kriegs von einer Landung in England die Rede. Crillon wurde dabei eine Hauptrolle zugedacht, weßhalb er den Oberbefehl in den Provinzen Picardie, Artois und Boulonnais erhielt. Es blieb aber, wie 50 Jahre später unter Napoleon, bei bloßen Drohungen. Nach Beendigung des 7jährigen Krieges trat Crillon, wegen Mißverhältnisse mit dem französischen Ministerium, in die Dienste des Königs von Spanien. Im nordamerikanischen Freiheitskriege leitete er die denkwürdige Belagerung von Gibraltar (s. d.), eroberte 1782 Minorca, durch welche Heldenthat er den Titel eines Herzogs von Mahon sowie die Würde eines Grands von Spanien und Generalcapitains aller span. Truppen. erhielt Nach dem Friedensschlusse von Versailles (1783) wurde Crillon Gouverneur von Valencia und Murcia. Am Kriege zwischen Spanien nnd Frankreich nahm er keinen Theil, sondern bemühte sich vielmehr, den Frieden wieder herzustellen. Er starb im 80. Jahre seines Lebens 1796 zu Madrid.

Criminalgericht (Stratgericht, peinliches Gericht, Judicium criminale, Jud. poenale), der Inbegriff derjenigen Personen, welchen vereint das Recht zusteht, die Criminalgerichtsbarkeit mit Staatsautorität auszuüben. Die rechtsgültige Ausübung dieser Befugniß ist durch die Beschaffenheit der zustehenden Gerichtsbarkeit, durch die Competenz des Gerichts und durch dessen gehörige Besetzung bedingt. In den meisten Ländern Deutschlands ist das Fällen eines Straferkenntnisses über ein bedeutendes Verbrechen einem höhern, als dem untersuchenden Gericht überlassen und dieses in solchen Fällen nur auf die Untersuchung und Vollziehung des Straferkenntnisses beschränkt. Im Preußischen bestehen deßhalb besondere Inquisitoriate als Deputationen des erkennenden Oberlandesgerichts; anders ist es in den Ländern, wo Oeffentlichkeit des Verfahrens und die Jury (s. d.) eingeführt sind. Die Pflichten eines Criminalgerichts sind: a) kein zu seiner Kenntniß gekommenes Verbrechen ununtersucht u. unbestraft zu lassen; b) bei der Untersuchung, Entscheidung und Strafvollziehung den gesetzlichen Vorschriften gemäß zu verfahren, und c) den hiermit verknüpften Kostenaufwand aus der Gerichtscasse (Criminalcasse, Criminalfond), wenn auch nur vorschußweise, zu übernehmen. Die zu einem gehörig besetzten untersuchenden Gericht nach gemeinem Recht erforderlichen Personen sind der Criminalrichter, der Rechtsgelehrte, welcher die Thätigkeit des peinlichen Gerichts leitet, der Criminalgerichtsschreiber (Actuar), welcher die gerichtlichen Verhandlungen aufzeichnet, die Beisitzer (Schöppen, Assessores, Scabini), welche Zeugen für die Wahrheit und Vollständigkeit der in ihrer Gegenwart vorgenommenen gerichtlichen Verhandlungen sind. Die gleichzeitige Gegenwart dieser Personen bei der Verhandlung der gerichtlichen Geschäfte wird die besetzte Gerichtsbank (judicium poenale rite constitutum) genannt; sie ist nicht bei allen gerichtl. Verhandlungen erforderlich, ihr Nichtanwesendseyn aber in Fällen, wo dieß wesentlich nöthig ist, hat die Nichtigkeit der Handlung zur Folge. Im Preußi-

schen ist die Gegenwart eines Actuars, oder, in dessen Ermangelung, zweier Schöppen, hinreichend. Das Urtheil zu fällen ist entweder dem bei dem Gericht angestellten Criminalrichter überlassen, oder das Criminalgericht hat eine collegialische Verfassung, und dann bestimmen die betreffenden Gesetze die Art, wie ein gültiger Beschluß gefaßt werden muß. Diese Art der Mitglieder eines Criminalgerichts wurden ehemals auch Schöppen genannt, sind aber von den jetzigen Schöppen ganz verschieden.

Criminalrecht, Wissenschaft des Strafrechts. Die wissenschaftliche Bearbeitung des Criminalrechts ging von Italien aus, war aber bis in die Mitte des 16. Jahrh. sehr unbedeutend. Die fürchterlichen Mißbräuche der Criminaljustiz in Deutschland und Frankreich gaben zu den beiden großen Reformen, Karls V. peinliche Gerichtsordnung von 1532 und Franz's I. Criminalordnung von 1539 Veranlassung. Mit ihnen beginnen auch die ersten Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. hatte große Gebrechen des Verfahrens abgestellt, aber noch immer, dem Geiste ihrer Zeit gemäß, harte Strafen und die Tortur beibehalten. Bened. Carpzov (gest. 1666), welchen man später als einen grausamen Richter verrufen hat, suchte bereits Manches zu mildern und legte den Grund zu einem Gerichtsbrauche, welcher oft von dem Buchstaben des Gesetzes abwich. Eine sogenannte Praxis war der Reform der Gesetze vorausgeeilt, und es war fast nöthig, weil auch die spätern Landesgesetze oft nur durch harte Drohungen zu wirken suchten, ohne daß man es mit ihrer wirklichen Anwendung ernstlich gemeint hätte. Die Criminalisten aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh.: J. S. Fr. Böhmer, Koch, Quistorp, Meister, Hommel, Klein, Kleinschrodt, gründeten daher ihre Ansichten fast mehr auf die Praxis als auf den Buchstaben der Gesetze; die Bessern unter ihnen stützten sie aber hauptsächlich auf philosophische Entwickelungen. Bei dieser Lage der Dinge konnte die Gesetzgebung sich gewissermaßen unthätig verhalten und die Jurisprudenz gewähren lassen. Endlich aber wurden doch die Abweichungen der Praxis vom Gesetz allzu groß, und die Grundsätze der Gerichte und Spruchcollegien immer schwankender. Die neuern Criminalisten, besonders Feuerbach, drangen daher mit Recht wieder mehr auf die Anwendung der Gesetze, und dadurch haben sich die Regierungen fast aller deutschen Staaten genöthigt gesehen, die Entwerfung neuer Gesetzbücher vorzunehmen. (Vgl. Strafgesetze.) Stübel, Tittman, Erhard, v. Globig u. A. folgten in dieser Hinsicht im Ganzen den nämlichen Grundsätzen; strenger als sie hält Martin an dem wörtlichen Inhalte der Gesetze mit Einschluß des römischen Rechts, welchem man früher im Criminalrecht eine viel beschränktere Anwendung als im Privatrechte zuschrieb. Vorzüglich sind durch diese neueren Bearbeiter des Criminalrechts eine Menge unechter Milderungsgründe, mit welchen man die Härte der Gesetze zu umgehen suchte, wieder weggeschafft worden. Die neuere historische Schule unserer Rechtsgelehrten hat sich mit dem heutigen geltenden Criminalrecht noch am wenigsten beschäftigt. (Ueber die Gattungen der Strafübel s. Strafen.) Von den Punkten, worüber in der neuern Zeiten die Wissenschaft des Criminalrechts verschiedene Meinungen hervorgebracht hat, sind folgende von vorzüglicher praktischer Wichtigkeit: 1) Gibt es ein Recht, auffallend rechtswidrige Handlungen zu bestrafen, wenn darüber kein ausdrückliches positives Gesetz vorhan-

den ist? Diejenigen, welche überhaupt ein Naturrecht anerkennen, bejahen dieß und nehmen allgemein strafbare Handlungen (Delicta juris naturalis) an, welchen die an sich erlaubten, aber durch besondere Gesetze verpönten (Delicta juris positivi) entgegengesetzt werden. Mord, Diebstahl u. dgl. muß überall gestraft werden, auch ohne positives Gesetz, aber Contravenide ist nur da strafbar, wo sie ausdrücklich mit Strafen bedroht ist. Andere, vornehmlich Feuerbach, nehmen ohne androhendes Gesetz kein Strafrecht an. 2) Damit hängt sehr nahe zusammen, in wiefern dem Staate ein Recht (oder, was ganz dasselbe ist, eine Pflicht) zugeschrieben werden kann, auswärts begangene Verbrechen zu bestrafen. Dieß in die Willkür des Staats zu stellen, geht nicht an, und man kann ebenso wenig zugeben, daß er keines, als daß er jedes auswärts begangene Verbrechen bestrafen müsse. Dabei ist noch eine große Meinungsverschiedenheit darüber vorhanden, nach welchen Gesetzen die auswärts begangene Handlung beurtheilt werden müsse, nach den einheimischen oder nach den Gesetzen des Orts der Handlung, und beides hat seine Schwierigkeiten. 3) Wie viel soll in der Criminalgesetzgebung dem Ermessen der Richter nach Verschiedenheit der Umstände überlassen bleiben? Die neuere Tendenz geht dahin, Alles so genau durch Gesetze zu bestimmen, daß der Richter das Urtheil in jedem Falle schon in dem Buchstaben des Gesetzes findet, und eine so scharfe Tarordnung der Verbrechen aufzustellen, daß sich ein Jeder seine Rechnung auch ohne den Wirth machen könnte. Es läßt sich bezweifeln, ob eine so detaillirte Strafbestimmung überhaupt zweckmäßig sey, vorzüglich wenn von gewissen Quantitäten, z. B. der Summe des Diebstahls oder dem Alter des Verbrechers, große Steigerungen der Strafe abhängig gemacht werden, sodaß ein Pfennig mehr oder weniger über mehrjähriges Zuchthaus, oder eine Viertelstunde des Alters sogar darüber entscheidet, ob ein Mensch nur polizeimäßig mit einer geringen Züchtigung, höchstens vierjähriger Freiheitsstrafe, oder ob er mit dem Tode bestraft werden soll. Oder soll man den Knoten zerhauen wie ein alter toulouser Parlamentsrath, der mit der Themis sonderbare Capitulationen abzuschließen pflegte? Dieser hatte es sich, da er ebenso sehr fürchtete, einen Missethäter der Gesellschaft zurückzugeben, als einen Unschuldigen dem Schafott zu überliefern, zum Grundsatz gemacht, einen Mittelweg einzuschlagen, wie er es nannte. Dem zufolge verurtheilte er jeden Angeklagten zu zehnjähriger Galeerenarbeit, ohne sich um die näheren Umstände eines jeden einzelnen Falls weiter zu kümmern. Nach seiner Meinung kam dem Einen zu Gute, was dem Andern zum Nachtheil gereichte und im Ganzen war dabei der Gerechtigkeit Genüge gethan. 4) Einer der schwierigsten Punkte ist die richtige Schätzung der Vergehungen gegen die Ehre eines Andern, womit die Gesetzgebung über Preßfreiheit und Preßvergehen in Verbindung steht. Wie viel soll hier der Wahrheit, wie viel der öffentlichen Ordnung und Anständigkeit eingeräumt werden? Und finden hier insbesondere Sicherungsmaßregeln dadurch ihre Rechtfertigung, daß ein angesehener Staatsdiener, gegen welchen der Angeschuldigte als Gegner auftritt, den angeblichen Verleumder an die Kette gelegt wissen will? Die bedeutendsten Meinungsverschiedenheiten finden sich jedoch bei der Gesetzgebung über den Criminalprozeß. Anfänglich ist das Criminalverfahren stets auf Privatanklagen gebaut (accusatorischer Prozeß), wobei fast die nämlichen Grundsätze, wie bei Civilklagen, befolgt werden. Nach und nach verwandelt

sich dieß in einen öffentlichen Anklageprozeß, wobei der Staat durch einen Kronanwalt die Beweise liefert, die Strafanträge macht, der Richter unparteiisch in der Mitte steht. Auf diesem Grunde beruht noch der Criminalprozeß der Engländer und der französische seit der Revolution. Mit ihm verträgt sich diejenige Form des Verfahrens, welches mit dem Namen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der neuern Zeit so viele Anhänger gefunden hat. Der Grundcharakter desselben liegt darin, daß der Angeklagte sich bei dem Beweisverfahren bloß leidend verhält. Er braucht sich über die Anschuldigung gar nicht zu erklären, sondern erwartet, daß sie ihm bewiesen werden. Die Folge davon ist, daß das Urtheil auf Wahrscheinlichkeit gefällt werden muß, und da es hierbei mehr auf bloße Menschenkenntniß und unbefangenes Urtheil des gesunden Verstandes ankommt, als auf technische Regeln, so glaubt man sicherer zu gehen, vorzüglich auch den Einfluß der obern Staatsbeamten auf die besoldeten Richter abzuschneiden, wenn man das Urtheil Männern aus dem Volke, Geschwornen, überträgt. Jedoch muß auch bei dieser Einrichtung des accusatorischen Prozesses, wenigstens in den allermeisten Fällen, das Urtheil auf dem nämlichen Wege vorbereitet werden, welcher bei uns in Deutschland zur Hauptsache, ja zum alleinigen Grund des Verfahrens geworden ist. Der deutsche Criminalprozeß ist nämlich vorzüglich, und man kann beinahe sagen, ganz allein, darauf gerichtet, von dem Angeschuldigten ein Geständniß der That und ihrer Umstände zu erhalten: inquisitorischer Prozeß. Hierbei kann weder ein Ankläger, noch eine öffentliche Verhandlung Statt finden, sondern der Richter muß den Angeschuldigten selbst befragen und durch geschicktes Zusammenhalten der Umstände, sowie durch Erweckung der innern Stimme des Gewissens, dahin zu bringen suchen, daß er die Wahrheit vollständig angebe. Was hier das Hauptgeschäft des Richters ist, fällt in Frankreich dem Instructionsrichter und in England dem Friedensrichter als Polizeibeamten zu und ist auch dort in den gewöhnlichen Fällen Dasjenige, was dem Hauptverfahren die Materialien liefert und seine Richtung bestimmt. Wo diese vorbereitende Untersuchung keine sichern Resultate gibt, bleibt dann auch das Hauptverfahren höchst schwankend und ungewiß, und es läßt sich streng erweisen, daß bei dem englischen und französischen Prozeß ein Unschuldiger weit größern Gefahren ausgesetzt ist, aber auch ein Schuldiger der Strafe weit leichter entgeht, als bei dem deutschen inquisitorischen Verfahren, wie es durch die Bemühungen der neuern Criminalisten Stübel, Tittmann, Martin u. A. entwickelt und in den neuern Gesetzgebungen geregelt worden ist. Allerdings hat auch jenes Verfahren, welches bis jetzt, was den französischen Prozeß betrifft, am besten von Feuerbach („Betrachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege", Landshut 1821—25, 2 Bde.) dargestellt ist, große Vortheile, worunter die Publicität gewiß einer der wichtigsten ist. Hier ist das allgemeine Urtheil immer klar und nicht durch übertriebene Darstellungen irre zu leiten, welches besonders bei den Anklagen politischer Vergehungen von sehr großem Werthe ist. Auch ist eben deßwegen gerade in dergleichen Fällen das Vertrauen auf die Unbefangenheit des richterlichen Ausspruchs viel größer, und dieß ist der vornehmste Grund, aus welchem die Engländer ihrem Trial by Jury, trotz aller Unvollkommenheiten derselben, mit einer fast leidenschaftlichen Anhänglichkeit ergeben sind. (S. H. Richter, „Philosophisches Strafrecht ꝛc.", Leipz. 1829.) —

Im Allgemeinen läßt sich wohl behaupten, daß nichts so sehr die Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen an den Tag legt, als der Artikel über Verbrechen und Strafen, und je mehr man darüber Erfahrungen sammelt, je mehr fühlt man sich geneigt, der beißenden Hyperbel Montesquieu's in allem Ernste beizupflichten, wenn er verlangt, daß man immer derjenigen Partei Recht geben soll, welche die wenigsten Stimmen für sich habe, weil die größere Anzahl Menschen verkehrt urtheile. Die erste Aufgabe für alle Staaten ist wohl: Verbrechen zu verhüten, indeß ist das Princip der moralischen Besserung von den Rechtsgelehrten wenig benutzt worden. Es beruht darauf, daß die Strafe die moralische Besserung des Verbrechers nie durch Unterdrückung seines Ehrgefühls, durch die Gemeinschaft mit andern Verbrechern und durch die Vernichtung seiner Erwerbsfähigkeit beinahe unmöglich machen sollte, wie bei uns nur zu oft der Fall ist. Allein so viel ist dagegen klar, daß die Gesinnung der Menschen und ihre moralische Besserung kein unmittelbarer Gegenstand der Rechtsgesetzgebung seyn kann, schon weil ihre Fortschritte äußerlich gar nicht bemerkbar sind. Aber äußere Gewöhnung, z. B. des Faulen zur Arbeit, des Trunkenbolds zur Nüchternheit, des Ausschweifenden zur Enthaltsamkeit läßt sich wohl erreichen, und hierauf sind die Strafanstalten in Nordamerika wirklich berechnet.

Crispinus, der Heilige, von edler Abkunft, flüchtete sich mit seinem Bruder Crispianus zur Zeit Diokletians und Maximians, um die Mitte des 3. Jahrh., aus Rom nach Soissons, und Beide trieben daselbst das Schuhmacherhandwerk. Sie machten sich durch ihr Betragen bald sehr beliebt und gewannen vorzüglich Viele aus der ärmern Menschenclasse, die sie unentgeltlich mit Schuhen versahen, für das Christenthum. Als aber 287 Rictius Varus als Landpfleger nach Frankreich kam, wurden sie in Verhaft genommen und, da sie unerschütterlich in ihrem Glauben verharrten, gemartert, endlich auf Maximians Befehl enthauptet. In Soissons ward ihnen zu Ehren hernach eine Kirche erbaut. Sie werden als Patrone des Schuhmacherhandwerks am 25. Okt. verehrt. Von ihnen gilt die Erzählung, daß sie das Leder zu Schuhen, die sie Armen schenken wollten, stahlen. Daher Crispinaden, so viel wie Wohlthaten, die man auf Anderer Unkosten erzeigt.

Cromford (Crumford), Dorf in Englands Grafschaft Derby, wohlhabend durch seine Baumwollspinnereien und durch seinen Bergbau. Hier wurde die erste Baumwollenspinnerei von Richard Arkwright errichtet. — Nach dem Muster dieses Ortes gründete in dem gewerbfleißigen Herzogthum Berg, in der Nähe von Ratingen 2½ Stunden von Düsseldorf, der Commerzienrath Brögelmann eine ähnliche Baumwollspinnerei unter dem Namen Cromford (jetzt im düsseldorfer Kreise der preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg), eine der ersten Anstalten auf dem Festlande, und früher, kraft eines Privilegiums des damaligen Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodors, die einzige im Bergischen. Brögelmann scheute weder Fleiß noch Kostenaufwand, um sein Garn mit dem englischen zu gleicher Güte zu erheben. Sein gutes Gelingen machte, daß von hieraus ähnliche Anlagen in der Schweiz, Sachsen und in andere Länder verbreitet wurden. Die Fabrik beschäftigt ungefähr 350 Menschen und verarbeitet jährlich über 1000 Centner Baumwolle. Die sämmtlichen sehr schönen Gebäude bilden ein angenehmes Dorf in einer höchst anmuthigen Landschaft.

Cromwell (Oliver), Protektor der Republik England, Schottland und Irland, eine der gewaltigsten dämonischen Naturen welche je dem Abgrunde einer Revolution entstiegen; ein Staatsmann und Feldherr, der, das Evangelium in der einen, das Schwert in der andern Hand, den Aufruhr aller Elemente des religiös-politischen Fanatismus erregte und überwältigte, dann mit schlauer, kühner Herrscherlust Großes vollbrachte, noch Größeres vorbereitete, und von der Mitwelt angestaunt, gefürchtet und verlästert, erst von der Nachwelt gewürdigt, in den Hallen der Geschichte jetzt vor uns steht, als ein Riesenbild der Menschenkraft, die durch Großthaten, mit Verbrechen gepaart, den Sieg der Klugheit und den Nachruhm kalter Bewunderung erkämpfte, nicht den Sternenkranz der Unsterblichkeit. Oliver Cromwell, geboren zu Huntingdon den 25. April 1599, stammte aus einem adeligen Geschlechte, welches durch Richard Williams, der von seiner Mutter Bruder, dem bekannten Staatssecretair Heinrichs VIII., Thomas Cromwell, den Namen Cromwell annahm, und durch William ap Yeran bis zu den Baronen des 11. Jahrh. hinaufstieg. Sein Vater, Robert Cromwell, wurde als Besitzer des Fleckens Huntingdon Parlamentsglied; zugleich unternahm er, um seine zahlreiche Familie zu erhalten, ein großes Brauereigeschäft. Oliver Cromwell wurde streng und sorgfältig erzogen. Schon früh beschäftigte seine Einbildungskraft die Ahnung einer großen Zukunft. Als Kind hatte ihn ein großer Affe aus der Wiege genommen und war mit ihm, zum Schrecken der Familie, auf das Dach gestiegen. Späterhin wurde der kleine, wilde Waghals von einem Pfarrer aus dem Wasser gezogen. Die ungewöhnlich strenge Behandlung in der lateinischen Schule verleidete dem fähigen und ehrgeizigen Knaben allen geregelten Fleiß; dagegen spielte er mit großem Feuer in einem alten Lustspiele die Rolle des Tactus, der Krone und Purpurmantel findet; auch erinnerte sich Cromwell aus seiner Jugend der traumartigen Erscheinung eines Riesenweibes, die vor sein Bett gekommen sey und ihm gesagt habe, daß er der größte Mann des Königreichs werden würde. Vom 17. Jahre an studirte er zu Cambridge mit großem Eifer, doch soll er athletische Uebungen bis zur Raufluft getrieben haben. Nach einem Jahre schickte ihn seine Mutter in eine londoner Bildungsanstalt für Rechtsgelehrte, er brachte aber seine Zeit meistens in lüderlicher Gesellschaft zu. Diese ausschweifende Lebensart erheischte einen bedeutenden Kostenaufwand, und in kurzer Zeit war das väterliche Erbe unter seinen Händen hindurchgeschwunden. Die Zerrüttung seiner Kasse nöthigte ihn zu einem eingezogenern und mäßigern Leben. Damals war er noch ein eifriges Glied der englischen Kirche, und seine Freunde, Hampden und Carington, dachten auf die Gründung seines Glücks. In seinem 21. Jahre verehelichte er sich durch Beider Vermittelung mit einer gebildeten Jungfrau, Elisabeth, die Tochter des Ritters Bourchier aus Essex. Er lebte mit seiner Gattin zu Huntingdon bis zu dem Tode seines Oheims Thomas Stuart, welcher ihm ein Landgut von 4—500 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hinterließ. Seit dieser Zeit schlug er seinen Wohnsitz auf der Insel Ely auf. Von der bischöflichen Kirche trat er jetzt zu den Puritanern über, und mit fanatischem Eifer ihre Religionsansichten vertheidigend, erklärte er sich als einen entschiedenen Anhänger ihrer Partei. Bei der Zusammenberufung des Parlaments unter Karl I., welches am 20. Januar 1628 seine ersten Sitzungen be-

gann, wählte man ihn zum Mitgliede und zu einem Bevollmächtigten bei der Untersuchung der Religionsangelegenheiten, wozu er sich um so lieber verstand, weil er die Sache der Unterdrückten zu führen glaubte. Nach Aufhebung des Parlaments reiste er nach Hause, nahm die abgesetzten Prediger unter seinen Schutz und bewirthete und unterstützte sie auf mancherlei Art. Durch diesen beträchtlichen Aufwand nahm sein Vermögen sichtbar ab, sodaß er durch die Pachtung eines Gutes zu St.-Ives seine ökonomischen Umstände zu verbessern suchte. Ein beträchtlicher Schaden, den er mittlerweile erlitt, bestimmt ihn, diese Gegend zu verlassen und in Nordengland sein Glück zu versuchen. Hier mischte er sich in alle Staatshändel und gab sich dabei das Ansehen eines patriotischen Staatsbürgers, der die Rechte seiner Mitbürger aufrecht zu erhalten trachte. Graf von Bedford, einer der reichsten Männer Englands, Besitzer sehr ansehnlicher Güter in den Marschländern, war schon lange damit umgegangen, diese austrocknen zu lassen. Seine Kräfte waren aber einem solchen Unternehmen nicht gewachsen, und er bedurfte königlicher Hülfe. Der Monarch bewilligte eine Landtare, welche Jeder erlegen sollte, der aber künftighin Vortheil von diesem Unternehmen zöge. Cromwell erhob hiergegen in einer 1638 zu Huntingdon gehaltenen Versammlung seine Stimme, und wenn er auch nicht ganz den Fortgang jenes Werkes hintertrieb, so legte er ihm doch bedeutende Hindernisse in den Weg. Diese eiserne Festigkeit in der Behauptung seiner einmal gefaßten Ansicht erregte Aufsehen und vermehrte die Zahl seiner Freunde. Von Hampden, einem seiner Verwandten, wurde er den Mitgliedern des Parlaments empfohlen und als er nach einem Streit wegen Rangunterscheidung mit einem gewissen Bernard Huntingdon verließ, begab er sich nach Ely und spielte eine große Rolle in den Versammlungen der Nonconformisten, die er häufig zu besuchen pflegte. Richard Tims, ein Kaufmann aus Cambridge, lernte hier Cromwell als einen feuervollen Redner kennen. Dieß bewog ihn, als Mitglied des Unterhauses Alles aufzubieten, diesen politischen Prediger zum Parlamentsgliede für die Stadt Cambridge zu wählen. Cromwell war weder ein Bürger in dieser Stadt, noch vermögend, aber alle diese Schwierigkeiten wurden glücklich gehoben und er zu der bezweckten Würde befördert. Im Parlament verbarg er bei seinem Auftreten seine großen Naturgaben und vermied dadurch den Anflug der Eifersucht, die sicherlich seinen Untergang würde beschleunigt haben. In seiner Kleidung war er nachlässig, seine Aufführung blieb sich immer gleich, und was er sprach, geschah mit Freimüthigkeit, jedoch ohne allen rednerischen Prunk. Die Mißbräuche, die sich in der Kirche und im Staate eingeschlichen hatten, tadelte er mit bittrer Heftigkeit, schien aber damals noch nicht die Fähigkeit zu besitzen, den Plan zu einer Reform derselben zu entwerfen. Er war es, dessen ausdauernder Eifer die am 14. November 1641 eingegebene Gegenvorstellung Karls I. beförderte, wodurch in der That der Grund zu jenem unseligen Bürgerkriege gelegt wurde. Seine Partei siegte und die Königlichgesinnten wagten es kaum, noch ein Wort drein zu reden. Von jetzt an konnte das Unterhaus Alles ohne einige Schwierigkeit durchsetzen. Cromwell machte sich durch seine Charakterfestigkeit bei Hampden und Pym und mehren Häuptern der Gegenpartei so beliebt, daß sie kein Bedenken trugen, ihn zum Theilnehmer aller ihrer Berathungen zu machen. Dadurch verschaffte er sich eine immer

größere Einsicht in die Staatsangelegenheiten und erlangte einen solchen Grad von Menschenkenntniß und Politik, daß er sich immer mehr zu der großen Rolle qualificirte, die er in der Folge mit so bewunderungswürdigem Glücke durchführte. Als das Parlament (1642) den Vorschlag machte, ein Kriegsheer zu seinem Dienste zu errichten, brachte Cromwell in kurzer Zeit in Cambridge einen Haufen Reiter auf, an deren Spitze er sich mit der Eigenschaft eines Capitäns, nach erhaltener Genehmigung des Grafen von Esser, setzte. Er bezog ein Lager bei Cambridge und züchtigte mit scharfer Strenge die Universität für die Dienste, die sie ihrem bedrängten Könige geleistet hatte. Der König erklärte den Grafen von Esser und dessen Anhang für Verräther und trug dem Sherif von Hertfordshire, Th. Connisby, auf, dieses Decret bekannt zu machen. Cromwell bekam Nachricht hiervon, ging mit seinem Haufen nach St. Albans, bemächtigte sich des Sherifs, brachte ihn als Gefangener nach London, zog dessen Güter ein und stieg durch diese Heldenthat höher in der Gunst des Parlaments. Auf die Nachricht, daß Th. Barker und J. Pettus sich beim Könige in Suffolk aufhielten, um ihn mit Kriegsbedürfnissen zu unterstützen, begab er sich mit seinem Heere dahin, überfiel sie, machte viele von ihnen zu Gefangenen und erbeutete eine Menge Waffen und andere Kriegsgeräthschaften. Seine Macht wuchs immer mehr heran, und bald sah er sich an der Spitze von 1000 Mann, die durch treffliche Manneszucht ihrem Anführer Ehre machten; nur die herrschende Kirche behandelte er mit puritanischer Wildheit. 1643 stellte er in Esser, Hardford, Norfolk, Suffolk, Cambridge und Hunting die Ruhe wieder her, entwaffnete die Uebelgesinnten in Huntingdonshire und rückte darauf in Lincolnsshire ein. Seine Macht hatte sich jetzt über 2000 Mann verstärkt. Das Parlament erkannte seine großen Dienste, da er die Besatzung des Königs in Newark abschnitt und die Truppen des Grafen von Newcastle in die Enge trieb. Jetzt ging man damit um, die Kronangelegenheiten aufs Aeußerste zu treiben, bis ein vollkommener Sieg die feindseligen Bemühungen mit einem glücklichen Resulate bekrönt haben würde. Daher wurden neue Heere unter Befehlen des Grafen v. Manchester und Will. Walter in's Feld gestellt und Cromwell führte darüber den Oberfeldherrnstab. Das Parlament bestand anfangs aus 3 großen Parteien. Die Presbyterianer wollten die Macht der Krone eingeschränkt wissen, die Freiheit des Volkes sichern und die Minister des Königs hindern, ihn zu einer willkürl. Gewalt zu verleiten. Die Independenten bezweckten eine Reform der Landesverfassung, die Abschaffung der Monarchie und die Einführung eines republikan. Systems. Die 3., zu deren eigentlicher Benennung der Name fehlt, hatte keine festere Grundsätze als die des eigenen Vortheils, ohne zu berücksichtigen, ob des Königs oder des Volkes Wohlfahrt dabei gefährdet werde. Cromwell war der Held der letztern Partei. Diese vereinigte sich mit Schottland, um das bis dahin eingeschlossene York zu erobern. Cromwell erledigte sich dieses Auftrags mit ebenso viel Klugheit als Vorsicht. In der Schlacht bei Marston-Moor (3. Juli 1644), wo Fairfax mitbefehligte, siegte er mit seiner trefflichen Reiterei und half das Ansehen des Parlaments auf dem Schatten der königl. Macht erhöhen. Nach diesem glücklichen Treffen wurde Cromwell zu der Würde eines Generallieutenants erhoben. Seit dieser Zeit legte er ein bewunderuswürdiges Feldherrntalent an den

Tag. Er schlug den Grafen von Northamton zu Islip-Bridge, und Will. Vaughan bei Radcod-Bridge. Die Besatzung des Obersten Würdebank zu Blechingdon-House griff er am 24. April 1645 an und überwältigte sie durch List. In der merkwürdigen Schlacht bei Nasebi (14. Juni 1645) verlor der König durch die verwegene Tapferkeit des nachherigen Protektors Alles. In der kurzen Zeit eines Monats schlug er den General Goring und brachte die meisten Besitzungen seines Fürsten in Hampshire und Wiltshire unter die Gewalt seiner Waffen. Davizes, Wincheſter und Basing-House erlag seinen Schlägen, und mit der Gefangennehmung des Marquis von Wincheſter verdiente er sich den Ehrendank des Ober- und Unterhauses. In Verbindung mit Fairfax (s. d.) nahm er Westengland ein und nach der Uebergabe von Exeter (13. Apr. 1646) kehrte er nach London zurück, wo man ihn mit lautem Jubel wegen seiner glorreichen Thaten begrüßte und ihm eine jährliche Pension von 2500 Pfd. Sterl. zuerkannte. Der König flüchtete sich zu den Schottländern, welche ihren Fürsten den Bevollmächtigten des Parlaments auslieferten. Cromwell war jetzt darauf bedacht, die Person des Königs in seine Gewalt zu bekommen, und auf seinen Antrieb wurde Karl von Holmby nach Childersley abgeführt. Sein Schwiegersohn Ireton war ein treffliches Werkzeug, die Arglosigkeit des unglücklichen Königs zu täuschen und ihn glauben zu machen, Cromwell sey dessen bester Freund. Bei dem Heere wurden aufrührerische Gesinnungen unterhalten, welche unter dem Namen der Levelters eine neue Partei bildeten und kein Geheimniß daraus machten, daß sie das Parlament ebenso sehr wie ihren König haßten. Diese mißliche Stimmung des Heers diente Cromwelln zum Vorwand, als ob dasselbe seinem Könige nach dem Leben strebte, Karln zur Flucht von Hamptoncourt nach der Insel Wight zu bewegen. Indessen bemächtigte man sich der Person des Königs auf dieser Insel und der Obrist Eirer brachte ihn auf Veranstaltung Cromwells nach Hurß-Castle. Mit dem Unterhause wurde eine bedeutende Reform vorgenommen, indem man die Anhänger der Krone entfernte und ihre Stellen mit Individuen der fanatischen Partei besetzte. Ohne solche Maßregeln wäre Karl nimmer von einem Gerichte verhört worden. Es ist historische Thatsache, daß Cromwell den größten Antheil an der Vorführung des Königs vor die Gerichtsschranken und an seinem Todesurtheile gehabt hat. Er saß als Mitglied in diesem Blutgerichte, drang auf die schnelle Vollziehung desselben und stieß gegen den Obersten Dowes die heftigsten Drohungen aus, als derselbe einige Theilnahme für das Schicksal seines Herrn und Königs äußerte. Nachdem dieses große Trauerspiel, die öffentliche Hinrichtung des Königs vorüber war, erklärte er unverhohlen, daß Karl hätte länger leben können, wenn er nicht König gewesen wäre. Fünf Tage nach dem Tode Karls des Ersten wurde das Oberhaus aufgelöst und ein Staatsrath errichtet, von welchem Cromwell nicht das unbedeutendste Mitglied war. Die Agitators, deren es anfangs bei dem Heere bedurfte, um dem Parlament Gesetze vorzuschreiben, waren jetzt nicht mehr nöthig und man gab ihren Vorstellungen weiter kein Gehör. Sie vereinigten sich daher und suchten ihre angeblichen Rechte mit Gewalt durchzusetzen; durch Cromwell wurden sie aber entwaffnet und die Flamme der Empörung in ihrem Entstehen erstickt. England war wo nicht ruhig, doch völlig unterworfen, allein in Irland trieben noch drei Parteien ihr Unwesen, deren schwächste

es mit der Sache des Parlaments hielt. Das Parlament beschloß, ein Heer von 17.000 Mann dahin zu schicken, zu dessen Oberbefehlshaber Cromwell mit dem Charakter eines Lordlieutenants ernannt wurde. Er schiffte sich im Aug. nach Irland ein, begann im Febr. 1650 die Kriegsoperationen und unterwarf binnen 9 Monaten ganz Irland. Dort seinen Schwiegersohn Ireton lassend, kehrte er nach London zurück, wo ihm im Parlament in den ehrenvollsten Ausdrücken Dank abgestattet wurde. Darauf ward berathschlagt, ob man die Schottländer, welche den König Karl II. als ihrem Regenten anerkannt und mit den Waffen in der Hand auf den Thron Großbritanniens erheben wollten, angreifen oder ihre Einfälle abwarten sollte. Cromwell war der Meinung, den Krieg in ihr Land hinüber zu spielen, und am 26. Juli 1651 ward vom Parlament der früher mit den Schotten abgeschlossene Vergleich aufgehoben, Cromwell aber zum Oberanführer aller Truppen der Republik ernannt. Mit einem Heere von etwa 20.000 Mann zog er nach Schottland und traf bei Dunbar auf die feindlichen Scharen. Es begann jene merkwürdige Schlacht unter dem Losungsworte der Schotten: the Covenant (der Vergleich) und dem der Engländer: the Lord of Host (der Herr der Heerscharen); Cromwell blieb Herr des mit Leichen beäeten Schlachtfeldes und rückte nun vor bis nach Edinburg. Er wurde von einer Krankheit befallen, die Folgen zu haben und ihn in seinen Unternehmungen zu hemmen schien. Nach wiedererlangten Gesundheit aber fing er den Krieg aufs Neue an und setzte ihn mit günstigem Erfolge fort. Karl II. blieb in seinem wohlbefestigten Lager bei Stirling, und Cromwells Listen waren vergeblich, ihn aus dieser Stellung zu locken. Er wandte sich daher gegen Perth, welches er angriff und eroberte. Der König entschloß sich zu dem gefahrvollen Unternehmen, schnurstracks nach London zu gehen, machte auch schon so schnelle Fortschritte, daß dort die Bestürzung nicht gering war, als man hörte, Karl habe schon von Worcester Besitz genommen. Nicht minder saumselig, nahm Cromwell in Eile den tapfern Grafen Derby, welcher dem Könige zu Hülfe eilen wollte, gefangen, wandte sich nun gegen Karl, schloß ihn in Worcester ein und erlangte über den legitimen Thronfolger von Großbritannien (3. Septbr. 1651) den vollständigsten Sieg. Nur mit Gefahr seines Lebens konnte der unglückliche König einem Feinde entkommen, welcher einen Preis auf sein Haupt gesetzt hatte. Gleichsam im Triumphe zog Cromwell in London ein, und zum Gedächtniß dieses Sieges ordnete man ein Dankfest an. Cromwell, obgleich mit einer großen Gewalt bekleidet, hing doch noch immer von dem Gesammtwillen des Parlaments ab, das ihn jeden Augenblick seines Ansehens berauben konnte. Viele Parlamentsglieder waren Willens, dem Herzoge von Gloucester den Purpur anzulegen, Andere riefen begeistert nach dem republikanischen Princip. Ohne sich gerade für oder gegen eine Partei förmlich zu erklären, trat er in beider Mitte, suchte mit jeder das Einverständniß zu erhalten und ließ auf geheime Art das Spiel seiner Absichten beginnen. Der ganze Winter 1652 verstrich in Streitigkeiten und Berathschlagungen der verschiedenen Parteien im Parlamente, und indem Cromwell einer jeden Faction mit ihren Hoffnungen schmeichelte, glaubte er am sichersten seinen Plan zu erreichen, mit dem er schon so lange umgegangen war. Im Frühling entstand eine größere Gährung unter den verschiedenen Parteien der Nation, und das Heer

murrte über die staunenswürdige Erweiterung der Parlamentsmacht. Am 19. April 1653 hielt Cromwell mit seinen Feldherren Rath, was in diesen Augenblicken des Parteikampfes zu thun sey. Auf den mehrfachen Antrag, 20 Personen die höchste Gewalt zu übertragen, ließ sich das Parlament nicht ein, sondern beschloß, seine Sitzungen bis zum 5. Nov. in unveränderlicher Form fortzuhalten und dann erst das Haus mit neuen Gliedern zu besetzen. Erbittert über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen, gab Cromwell den Befehl, daß 300 Soldaten mit ihren Offizieren nach Westminster ziehen und den Parlamentssaal besetzen sollten. Er selbst verfügte sich in die Versammlung und erklärte: daß es ihm äußerst schmerzhaft sey, Etwas zu thun, um dessen Verschonung er die Gottheit inständigst mit Thränen gebeten habe, aber die Nothwendigkeit erfordere einen solchen Schritt. Er hörte eine Weile ihre Streitigkeiten mit an und brach alsdann in die Worte aus: daß das Parlament zu einer Trennung reif und der Augenblick gekommen sey, an eine Aufhebung desselben zu denken. Er bestieg darauf den Rednerstuhl, nannte die Mitglieder der Sitzung Werkzeuge der Tyrannei, befahl ihnen, ihr „unnützes Geschwätz" zu enden und winkte seinen Soldaten, welche alsobald in den Saal traten. Das Haus wurde nun „auf Antrieb des heiligen Geistes" von allen Mitgliedern gereinigt, die Soldaten bemächtigten sich der Papiere, und nachdem die Thüren verschlossen waren, ging Cromwell nach Whitehall, wo er auch den Staatsrath absetzte. Cromwell hatte bei diesen despotischen Maßregeln die Absicht, ein anderes Parlament zu wählen, das aus seinen Creaturen bestehen und ihm ein unumschränkteres Ansehen verschaffen sollte. Viele gab es zwar in der Nation, welche sein willkürliches Verfahren tadelten, allein er wußte sich damit zu entschuldigen daß das Parlament kein besseres Schicksal verdient habe. Als Lord-General berief er willkürlich, bloß nach angehörtem Gutachten seines Kriegsrathes, ein Parlament von 128 Personen aus verschiedenen englischen Städten, 5 aus Schottland und 6 aus Irland, welches Cromwell im großen Saale zu Whitehall mit einer Rede eröffnete, worin er sagte, durch die Gnade Gottes sey der Tag gekommen, an dem die Heiligen anfangen werden, auf der Erde zu regieren. Der Hauptsprecher in diesem Parlament war der Lederhändler Preisegott Barebonne, ein frömmelnder Beter, von welchem es den Namen Barebonne-Parlament erhielt. Fast sämmtliche Mitglieder spielten, statt das Wohl des Staates zu besorgen, mit biblischen Redensarten. Sie selbst nannten sich „die Frommen und Heiligen" und führten als Vornamen Benennungen aus dem alten Testamente, z. B. Habakuk, Jeremias, Zorobabel, oder fromme Sprüche, z. B. Sinkenicht, Machefriede, Lohnegott, Stehefestinderhöhe, Tödtedieſünde, Hoffeaufdenherrn, Weinenicht u. dgl. Die gesetzgebende Gewalt war diesem Parlament auf 15 Monate übertragen. Eine Zeitlang sah Cromwell ihrem Unwesen zu; endlich schämte er sich eines solchen Parlaments und machte ihm ein ebenso so plötzliches Ende als dem vorigen. Am 12. Dec. 1653 versammelten sich auf sein Geheiß Diejenigen, auf welche er rechnen konnte, früher als gewöhnlich, setzten eine Erklärung auf, daß eine längere Dauer des Parlaments unnütz sey, begaben sich zu Cromwell und legten die oberste Staatsgewalt in seine Hand. Plötzlich erschienen dann 2 Offiziere mit Soldaten im Parlamentshause und verjagten die noch anwesenden Mitglieder. Am 16. Dec. ward Cromwell zum Lord-Protektor der

Republik mit dem Prädikat Hoheit unter großen Feierlichkeiten ernannt wurde. Cromwell war im 55. Jahre, als man ihm die höchste Gewalt übertrug, welche er selten mißbrauchte. Er besorgte die Staatsangelegenheiten mit vieler Klugheit und richtete sich in Vielem nach dem geheimen Rathe, in welchem große und verdiente Männer saßen. Vermöge der Constitution, welche er beschworen, wurde in seinem Namen Recht und Gerechtigkeit geübt. Die Ertheilung aller Aemter und Würden hing lediglich von ihm ab. Außer Mord und Hochverrath konnte er jeden Verbrecher begnadigen. Die in Beschlag genommenen Güter fielen ihm zu. Frieden, Krieg, Bündnisse konnte er ohne Zuziehung und Einwilligung des Staatsraths nicht schließen. Das Recht des Schwertes ruhte in den Händen des Protektors, doch mit Zustimmung des Parlaments. Alle 3 Jahre mußte er ein Parlament zusammen berufen und demselben eine 5monatliche Sitzung gestatten. Alle Billen hatten ohne seine Genehmigung keine Gesetzeskraft. Ein stehendes Heer von 30.000 wurde errichtet und durfte ohne Zustimmung des Protektors nicht vermindert werden. Unmittelbar nach seinem Tode sollte der Rath einen andern Protektor erwählen; aber kein Protektor nach ihm sollte das Heer befehligen. Mit gleichem Eifer wie die innere Staatsverwaltung, besorgte Cromwell die auswärtigen Angelegenheiten. Er schloß am 15. April 1654 mit den Staaten von Holland Frieden und unterzeichnete mit der Gesandtschaft des Königs von Portugal einen Friedens- und Allianzvertrag, welcher für den englischen Handel von der größten Wichtigkeit war. Mit der Königin Christine von Schweden wurde die Eintracht unterhalten; Dänemark war im Vertrage mit Holland mit einbegriffen; Frankreich und Spanien suchten durch Gunstbezeugungen sich das Wohlwollen des Protektors zu erhalten. Um Schottland ganz zu unterwerfen, befahl er dem General Monk, jeden Ort, der Widerstand leiste, zu plündern und die Besatzung niederzuhauen, was Monk mit solcher Strenge vollzog, daß der Schrecken den blindesten Gehorsam zur Folge hatte. Der Adel fürchtete, der Priesterstand haßte den Protektor, aber das Volk, dem er gerecht und freundlich sich bewies, liebte ihn, denn es wurde von ihm weniger gedrückt, als es bisher von ihren Grundherren der Fall gewesen war. Mit noch größerer Strenge behandelte der Protektor Irland. Seine Begnadigungsakte war in der That ein verzweifeltes Mittel gegen ein verzweifeltes Uebel. Die noch übrigen Bewohner der von Feuer, Schwert und Pest verwüsteten Insel mußten, weil sie dem Königshause und dem katholischen Glauben mit unerschütterlicher Treue anhingen, bei Todesstrafe in einen unfruchtbaren Landstrich der Grafschaft Connaught ziehen, der unter sie vertheilt wurde; das Grundeigenthum der übrigen Insel erhielten die Eroberer. Die Ausübung ihrer Religion ward ihnen aufs Strengste untersagt; ja auf den Kopf jedes kathol. Priesters ein Preis von 5 Pfund (gerade so viel als auf den Kopf eines Wolfs!) gesetzt. Im Uebrigen führte Cromwell daselbst, wie in Schottland, eine gerechte Verwaltung ein, welche nach einigen Geschlechtsfolgen den Zustand der Insel sehr verbessert haben würde. Doch in England selbst war die Lage des überall gefürchteten Protektors nichts weniger als gesichert; denn das von ihm am 3. Sept. 1654 berufene Parlament nahm zuerst eine Untersuchung der Regierungsakte und derjenigen Gewalt vor, welche sich Cromwell u.

d. T. eines Protektors über die Nation angemaßt hatte. Er gerieth darüber in keine geringe Bestürzung, zwang aber die Glieder zur Anerkennung seiner Macht und zu einer eidlichen Versicherung, keine Veränderung in der Regierung, sowie sie jetzt aus Einer Person und Einem Parlamente bestand, weder vorschlagen noch zulassen zu wollen. Den 22. Jan. 1655 wurde das Parlament aufgehoben. Er berechnete die Zeit der Sitzungen nach seinem Militärkalender, nach welchem ein Monat nur 28 Tage zählte. Eine so plötzliche Auflösung des Parlaments erregte allgemeinen Unwillen. Es entstand ein Geist des Aufruhrs, den die Mitglieder in ihre Provinzen mitnahmen und dann weiter verbreiteten. Die Zahl der Königlichgesinnten wuchs so sehr, daß sie eine eigene Partei bildeten, welche nur den schicklichen Zeitpunkt abwartete, um aus ihrer scheinbaren Unthätigkeit mit der Größe ihrer Macht hervorzubrechen. Die Häupter der Verschwörung hatten sich schon wirklich vereinigt und den Tag des Ausbruchs festgesetzt, als Cromwell durch die Wachsamkeit seines Sekretärs Thurlor von der nahenden Gefahr unterrichtet wurde. Die Anführer der Verschwörung wurden verhaftet und am Leben gestraft, die Uebrigen aber als Sklaven verkauft und nach der westind. Insel Barbadoes gebracht. Seit der Entdeckung dieser geheimen Conjuration begann des Protektors noch unumschränktere Herrschaft. Uebrigens war seine Staatsverwaltung, den Umständen gemäß, musterhaft. Er unterhielt hinreichende Verpflegungsmagazine; der Sold des Heeres war stets einen Monat voraus gesichert; das Staatseinkommen wurde, ohne neue Auflagen, streng und sparsam verwaltet. Zu Richtern ernannte er die redlichsten und aufgeklärtesten Männer, ohne Rücksicht auf ihre frühern politischen Meinungen. Als man ihm vorstellte, daß Hale, den er zum Oberrichter des ersten Gerichtshofes ernannt hatte, einer der erklärtesten Feinde der Revolution gewesen sey, antwortetr er: „Ich weiß es, aber er ist ein allgemein geachteter Mann, und ich will in ihm eine Scheidewand aufrichten zwischen meiner Rache und meinen Feinden!“ Nie versuchte der Protektor in den Gang der Rechtspflege einzugreifen. In Religionssachen befolgte er nur gegen die verschiedenen protestantischen Parteien den Grundsatz der Duldung. (Die Katholiken waren gedrückt.) Auch im Uebrigen hätte Cromwell gern nach seinem richtigen Blicke gerecht und milde regiert, Künste und Wissenschaften befördert und Balsam in die Wunden der Nation geträufelt; aber wie er die Gewalt erworben, so mußte er sie auch, wider seinen bessern Willen, durch eine oft tyrannische Strenge behaupten. Mit Hülfe der Fanatiker hielt er die Royalisten im Zaum, und diese dienten ihm als Gegengewicht gegen jene, daher er den mehrmals im Kriegsrath gemachten Vorschlag, alle Royalisten zu ermorden, ebensowohl aus Klugheit als aus Abscheu verwarf. Doch mußten sie ein Zehntel von dem Betrage ihres Vermögens abgeben und wurden stets wie Feinde angesehen; auch sollte bei ihnen der gewöhnliche Rechtsgang nicht stattfinden. Um diese Auflage einzutreiben und die Verdächtigen zu richten, vielleicht auch, um die Einheit des Heers aufzulösen, theilte der Protektor England in 12 Cantons und stellte jeden unter die unumschränkte Gewalt eines Major-Generals, von dessen Beschlüssen man nur an den Protektor appelliren konnte; doch hob er dieses verhaßte Pascharegiment bald wieder auf. — Die Seemacht wurde erweitert. Unter der Anführung des Admirals Penn und des Generals Venables

sandte er eine Flotte nach dem spanischen Westindien, und obgleich der Zweck nicht ganz erreicht wurde, bemächtigten sie sich doch der Insel Jamaica, welche seit der Zeit ein Eigenthum der britischen Krone blieb. Spanien konnte eine so unverantwortliche Verletzung der Traktate nicht mit Gleichgültigkeit ansehen und erklärte den Engländern den Krieg. Unter dem engl. Admiral Blake wurde aber die spanische Silberflotte am Eingange des Hafens von Cadix geschlagen und England gewann dabei 2 Mill. an baarem Gelde. Der Protektor glaubte, da seine auswärtigen Unternehmungen mit einem glücklichen Resultate waren bekrönt worden und er in England Ruhe und Ordnung eingeführt hatte, das Parlament, welches er auf den 17. Septbr. 1656 festgesetzt hatte, würde mit seiner Regierung vollkommen zufrieden seyn. Wie früher, besetzte er die Thüren des Versammlungssaales mit Wachen und Niemand wurde eingelassen, der sich nicht mit einer Vollmacht des Staatsraths legitimiren konnte. Auf diesem Parlamente wurde durch ein Dekret der königliche Titel abgeschafft und alle Maßregeln zur Sicherheit der Person des Protektors ergriffen, da bereits mehre Verschwörungen gegen sein Leben waren vereitelt worden. Das Parlament schien dem Usurpator günstig, als es ihm am 9. April 1657 die königliche Würde antrug. Allein Einzelne, darunter Lambert, der zweite Befehlshaber des Heers, welcher nach Cromwell Protektor zu werden hoffte, und die Mehrzahl der Offiziere widersprachen so bestimmt, daß Cromwell aus Furcht, Cäsar's Schicksal zu haben, die Annahme verweigerte. Auch sein Schwager Desborough und sein Schwiegersohn Fleetwood widerriethen es ihm; selbst sein ältester Sohn, Richard, war im Herzen Royalist. Das Parlament behielt also den Namen einer Republik und den Titel eines Protektors bei. So bekam die gegenwärtige Regierungsform, welche eine offene Usurpation war, durch den Schein einer Wahl des Volkes und seiner Repräsentanten das Siegel der Genehmigung. Anstatt jener früheren Regierungsakte, wurde vor dem Parlamente 1657 ein neues Instrument, „Unterthänige Bitte und Vorstellung“ genannt, verfertigt und dem Protektor übergeben. Dadurch wurde seine Gewalt in einigen Stücken erweitert, in andern verringert. Er empfing die Macht, seinen Nachfolger zu ernennen, ihm wurde ein beständiges Einkommen, alljährlich eine Mill. für Flotte und Armee und 300.000 Pfd. St. für die Regierung bestimmt; auch ertheilte man ihm die Gewalt, ein neues Haus zu creiren, dessen Glieder ihre und einige Verrichtungen des vormaligen Hauses der Pairs besorgen sollten. Zugleich wurde er ein zweites Mal mit den Zeichen seiner Würde, dem Sammetmantel von Purpurfarbe, als Sinnbild der Gerechtigkeit und Gnade, der Bibel, dem Stabe und dem Schwerte, von dem Sprecher feierlich beliehen. Von allen Seiten erhielt Cromwell Beweise der höchsten Verehrung; doch benebelte der Weihrauch der Bewunderung nicht seinen Verstand: er sah die Dinge ruhig, klar und sorgenvoll an, wie sie waren. Shakspeare selbst hat keine dramatischere Lage dargestellt als die, in welcher Cromwell sich befand; aber, darin ähnlich dem verstockten und verzweifelnden Macbeth, sein Geist erweiterte sich mit seinem Glücke. Er gab die Grundsätze, von denen er ausgegangen war, als unhaltbar auf. Gerne hätte er auch das verschuldete Uebel wieder gut gemacht; aber die Männer, welche er bisher als Werkzeuge gebraucht hatte, waren ihm entgegen, und das Blut des Königs ließ sich nicht versöhnen. Seine vom Glücke keines-

wegs aufgeblähte Gemahlin rieth ihm, den verbannten König unter gewissen Bedingungen wieder auf den Thron zu setzen; allein er gab ihr und Andern, die Dasselbe riethen, zur Antwort: „Nie kann mir Karl Stuart den Tod seines Vaters vergeben, und könnte er es, so ist er der Krone nicht werth". — Am 20. Jan. 1658 versammelte sich das Parlament von Neuem. Der Protektor nahm dieß Mal die Wachen von den Thüren hinweg, fand aber bald, wie wenig Freiheit und militärische Usurpation neben einander bestehen können. Eine große Anzahl von Stimmen erhoben sich wider den Protektor und äußerten sogar wegen jener „Demüthigen Vorstellung und Bitte" Bedenklichkeiten, als sey es ein von militärischer Gewalt herbeigeführter Entschluß. Befürchtend, daß das Parlament mit den Mißvergnügten in der Armee in Verbindung treten möchte, hob Cromwell in heftigen Ausdrücken des Zorns die Parlamentssitzungen auf. Indessen leisteten die englischen Truppen, die nach Frankreich geschickt waren, den Franzosen treffliche Dienste. Frankreich bewarb sich immer mehr um des Protektors Freundschaft, Spanien aber suchte ihm zu schaden und sagte dem König Karl, der indessen in den Niederlanden verweilte, alle Hülfe zu, um einen Versuch zu wagen, in England zu landen. Der Marquis v. Ormond ward auch zu dem Ende mit geheimen Instruktionen nach London gesandt, entging aber nur mit Mühe den Händen des Protektors. Sowie Cromwell — der Herr von 3 Königreichen, der mächtigste Fürst in Europa, und dennoch in seinen letzten Lebensjahren unglücklich — stets in Gefahr und zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, gelang es ihm dennoch, den vielen meuchelmörderischen Anschlägen auf sein Leben zu entgehen. Allein mit der besorglichsten Unruhe der Seele, welche auf seinen Körper keinen geringen Einfluß hatte, verlebte er seine übrige Lebenszeit, ohne von seiner Größe und Herrlichkeit jene goldene Frucht eines reinen Gewissens, Zufriedenheit mit sich selbst und seiner Lage, zu erlangen. Der Anfang seiner Krankheit, ein langsames Fieber, schien von keinen gefährlichen Folgen zu seyn. Nach Verlauf einer Woche nahm aber die Krankheit und Bedenklichkeit zu, sodaß er an den Tod dachte und sich mit dem Gedanken an die Ewigkeit beschäftigte. Er fragte seinen Prediger Goodein, ob die Lehre wahr sey: daß der Erwählte nie fallen, oder zuletzt verworfen werden könne? „Nichts ist gewisser," war des Predigers Antwort. „So werde ich selig", sprach Cromwell, „denn ich weiß gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin". Seine Aerzte sahen die Gefahr ein, in der er schwebte, allein seine Prediger sprachen ihm immer Trost zu und gaben ihm die Versicherung, daß er an dieser Krankheit nicht sterben würde. Er glaubte den Letztern mehr als den Erstern und erzählte den Umstehenden Erscheinungen und göttliche Offenbarungen, die ihn von seiner Wiedergenesung überzeugten. Indessen wurden die Symptome immer gefährlicher und die Aerzte konnten trotz der Versicherung der Geistlichen, daß Nichts zu besorgen stehe, die Gefahr nicht verschweigen, worin sich der Protektor befand. Ein Mitglied des Staatsraths fragte ihn, da er in einem Zustande von Schlafsucht lag, ob sein ältester Sohn Richard ihm im Protektorate folgen sollte, was er mit Ja! beantwortete. Er starb bald nachher im 59. Jahre seines Alters, am 3. Sept. 1658 und wurde in der Westminster-Abtei begraben. Die meisten Höfe Europa's, selbst der von Versailles, legten Trauer um ihn an. Die Urtheile über den Charakter dieser in jeder Hinsicht außerordentlichen Mannes

sind sehr verschieden. Seine Freunde halten ihm eine so übertriebene Lobrede, daß es scheint, Niemand könne mit ihm verglichen werden, und seine Feinde malen seine moralischen Eigenschaften mit so grellen Farben, daß man ihn für einen Teufel in Menschengestalt halten möchte. Und Beide wissen ihre Behauptungen mit so viel Gründen zu unterstützen, daß man glauben muß, auf jeder Seite liege ein Theil der Wahrheit seiner Charakteristik. Was kann außerordentlicher seyn, sagt man, als daß ein Mann, der im Privatstande geboren und erzogen war, kein Vermögen, keine vorzüglichen körperlichen Eigenschaften besaß, welche zuweilen noch empfehlender sind als reiche Gaben der Seele, daß ein solcher Mann den Muth besaß, ein so außerordentliches Vorhaben, als die Umwälzung einer so trefflich eingerichteten Staatsmonarchie zu unternehmen und die Fähigkeit hatte, dieses Unternehmen auszuführen? daß er die Verwegenheit hatte und die Macht besaß, seinen Fürsten und Herrn öffentlich beschimpfen und hinrichten zu lassen? Alle diese Verschmitztheit unter einem scheinbaren Gehorsam gegen ein Parlament versteckt, in dessen Dienst er zu leben vorgab? Dann dieses Parlament unter die Füße trat, wenn es ihm Gelegenheit zum Mißvergnügen gab? daß er an dessen Stelle die Regierung der Heiligen einsetzte und den erträumtesten Ideen, welche die erhitzte Imagination eines Schwärmers nur gebären konnte, Wirklichkeit verlieh? daß er erst alle Feinde durch Waffen und hernach alle seine Freunde durch Kunstgriffe überwand? daß alle Fürsten ihn fürchteten und ihm schmeichelten? daß er mit einigen Federstrichen Parlamente zusammen berief und sie mit dem Hauche seines Athems wieder auseinandertrieb? daß er zu Hause im Frieden, und im Siege auswärts starb? Ein solches Gemälde scheint zwar mit dem glänzendsten Colorit von Cromwells Talenten entworfen zu seyn; allein wenn wir seine Geistesgaben etwas genauer beleuchten, so müssen wir ihn zu den großartigsten Erscheinungen auf dem Felde der Geschichte rechnen. Seine Staatsverwaltung zeugte von Klugheit und Besonnenheit, und seine auswärtigen Unternehmungen von Unerschrockenheit. Seine ihm ganz eigene Fähigkeit, den Charakter der Menschen genau zu erforschen, jeden nach seinen Fähigkeiten zu benutzen und sich der Schwachheiten der Menschen zu seinen Vortheilen zu bedienen, verlieh ihm eine seltene Größe, und hierdurch bahnte er sich den Weg zu jener Höhe des Glücks, auf der er sich so geschickt zu erhalten wußte. Als Privatmann und Mensch war er nichts weniger als glücklich. Unaufhörlich folterte ihn der Plagegeist der Unruhe, der selbst in der Nacht nicht von seiner Lagerstätte wich. Stets schwebte ihm die Gefahr vor Augen, ein Opfer des Meuchelmordes zu werden, welche noch gesteigert wurde, da immer Verschwörungen gegen ihn im Werke waren, die aber selten zur Reife kamen. Eine der merkwürdigsten unter diesen ist Folgende: Lucretia Creinwill, die Tochter eines Edelmannes dieses Namens, stand in liebender Verbindung mit Fr. v. Buckingham, den Cromwell mit eigener Hand in der Schlacht bei St.-Needs tödtete. Miß Creinwill sann Tag und Nacht auf Rache, sobald sie den Tod ihres Geliebten erfuhr. Täglich übte sie sich mit der Pistole nach Cromwells Bild zu schießen, um sich an das Original zu gewöhnen, wenn sie Gelegenheit fände, ihren Plan auszuführen. Drei Jahre hatte sie diese Uebung bereits fortgesetzt, als Cromwell seinen feierlichen Einzug in London hielt, der ihr geschickt zu seyn schien, ihr Vorhaben auszuführen, da ihr Haus in einer Straße lag, wo der Zug vor-

beigehen mußte. In dem ersten Stock desselben befand sich ein Balkon, auf welchem sie am Tage des Einzugs mit vielen prächtig gekleideten Damen stand. So wie Cromwell vorbeiritt, schoß sie ihre Pistole in der Entfernung von fünf Schritten ab, in der Hoffnung, ihres Ziels gewiß zu seyn. Allein die Kugel fuhr dicht an Cromwell vorbei und verwundete nur das Pferd seines Sohnes Heinrich. Alle Damen auf dem Balkon fielen auf die Knie, und nur sie blieb unerschrocken stehen und rief Cromwelln stolz zu: „Ich bin es, Tyrann, die auf Dich geschossen hat, und ich würde untröstlich seyn, Tiger! nur ein Pferd, statt Deiner verwundet zu haben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß, ehe noch ein Jahr verstreicht, einer andern Hand es besser gelingen wird, als der meinigen!“ Seine häusliche Lebensart war die eines furchtsamen Tyrannen. Fünfzehn Zimmer waren immer für ihn und seine Gemahlin bestimmt zum Schlafen; allein Niemand wußte, welcher Ort seine Schlafstätte war. Die Thüren und Fenster dieser Zimmer waren stark verwahrt; vor jeder Thüre standen 4 Schildwachen, welche sich alle zwei Stunden ablösten. Zwei Musquetons lagen in jedem Zimmer auf dem Tische und zwei Pistolen unter seinem Kopftissen. Jedes von diesen Zimmern war mit einer Fallthüre und heimlichen Treppe versehen, welche zu einem Pförtchen führte, dessen Ausgang auf die Themse ging. Er konnte sich also im Nothfall auf diese Art retten und auf die Themse einschiffen, wo beständig einige Barken für ihn in Bereitschaft lagen. Seinem Mundkoch hatte er allen Umgang mit andern Personen verboten und er selbst litt kein Messer des Barbiers an seinem Bart. In der Mitte seiner Familie und einiger Freunde lebte er ohne Prunk und Stolz, einfach und zurückgezogen, wie ein Privatmann. Dabei war er nüchtern, mäßig, unermüdet arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein Aeußeres flößte weder Liebe noch Vertrauen ein. Seine Gestalt hatte weder Adel noch Anmuth, seine Sprache und Sitten waren ungebildet und gemein, seine Stimme ohne Wohllaut; in öffentlichen Reden drückte er sich kräftig und mit Feuer aus, aber unzusammenhängend und geschmacklos. Auf seinen Münzen stand sein Wahlspruch: „Pax quaeritur bello“. In dem Umgange mit Andern erlaubte er sich oft muthwillige und gemeine Scherze, die mit der Strenge und Härte seines Charakters so wenig übereinstimmten, als das Galimathias und der plumpe Ton seines Gesprächs mit dem hohen Sinne, der in einigen seiner Reden weht, und mit der Kraft seiner Rede, durch die er nicht bloß über den unwissenden und fanatischen Soldatenhaufen, sondern auch über die Parlamentsversammlung herrschte. Er hatte seinen ältesten Sohn, Richard, zu seinem Nachfolger ernannt; aber das Werkzeug seiner Größe, der fanatisch-religiöse Republikanismus des Heeres und der Officiere, Fletwood an der Spitze, zerstörte Cromwell's Werk. Der sanfte, mit allen Tugenden des Privatmanns begabte Richard wurde von den aufrührerisch gesinnten Officieren genöthigt, das Parlament aufzulösen, und im Gefühl seiner Schwäche legte er selbst wenige Tage nachher, den 22. April 1659, seine Protektorwürde nieder. Auch sein Bruder Heinrich, der Muth, Tapferkeit und Milde vereinigte, gab seine Statthalterschaft in Irland, wo er seit 1654 die Ruhe glücklich behauptet, den Handel emporgehoben und durch eine gerechte Verwaltung die Liebe des Volks sich erworben hatte, an das Heer zurück und starb als Privatmann in England. Richard lebte sehr eingeschränkt, da seine Güter durch die Begräbnißkosten des

Vaters verschuldet waren. Nach der Wiederherstellung Karls II. hielt er sich auf dem festen Lande auf und kehrte erst 1680 nach England zurück, wo er unter dem Namen Clark, zu Chesnut in der Grafschaft Hertford, als ein Weiser, in ruhiger Verborgenheit, von Wenigen gekannt, das stille Glück der Häuslichkeit genoß. Er starb 1712 in einem Alter von 86 Jahren. Des Vaters Leichnam wurde auf Karls II. Befehl 1661 gehängt und unter den Galgen begraben. Ueber Oliv. Cromwell's Leben vergleiche man die Geschichtswerke von Clarendon und Hume, die Memoiren von Ludlow, von Whitelocke und von Noble; ferner die Schriften über Cromwell's Leben von Banks, von Jendy Dugour (Par. 1795) und Villemain's treffliche „Hist. de Cromwell" (Paris 1819, 2 Bde.); außerdem die Sammlungen von Cromwell's Briefen und Staatsschriften, welche Th. Carde 1736 und Nikos 1743 zu London herausgegeben haben; die „Memoirs of the Protector, Oliver Cromwell, and of his sons, Richard and Henry" hat ein Nachkomme der Familie, Oliver Cromwell (London 1820, 4.), herausgegeben. Sie enthalten Originalbriefe und andre Familienpapiere.

Cronegk (Johann Friedrich, Freiherr von), ausgezeichneter deutscher Dichter in dem 2. Viertel des 18. Jahrh., geb. 1731 zu Anspach. Sein Vater war Generalfeldmarschallieutenant des fränk. Kreises. Der junge Cronegk erhielt die sorgfältigste Erziehung, machte früh in mehren Sprachen Fortschritte und las, noch in seinen Schuljahren, die besten röm. Classiker und die vorzüglichsten neuern Schriftsteller. 1749 hörte er zu Halle die berühmtesten Lehrer der Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit. Im folg. J. setzte er in Leipzig neben der Jurisprudenz sein Lieblingsstudium (schöne Wissenschaften) fort. Gellert, dessen Freundschaft Cronegk sich erwarb, bildete seinen Geschmack und sein Herz noch mehr aus. Auch mit Rabener, Kästner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundschaftlichsten Verbindung. Gottsched konnte er nicht achten, vielmehr richtete er mehre satyrische Angriffe gegen ihn und seine Anhänger. Dahin gehört eine Satyre auf Schönaich's poetische Krönung und eine Sammlung von Grabschriften in Knittelversen auf die meisten Gottschedianer. Die Koch'sche, damals in Leipzig spielende Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung auf die dramatische Dichtkunst. Schon in Anspach hatte er ein kleines Lustspiel: „Der Mißvergnügte", geschrieben; jetzt folgte „Der Mißtrauische", ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Beides sind unvollkommene, jugendliche Versuche. Zu mehren dramatischen Stücken entwarf er damals den Plan. 1751 machte er zu Braunschweig Bekanntschaft mit Gärtner, Ebert und Zacharia. Im folg. J. nach Anspach zurückkehrend, schrieb er, melancholisch über die Entfernung von seinen Freunden, ein größeres Gedicht: „Einsamkeiten", in 6 Gesängen. Nachdem er zum markgräflich anspachischen Hof-, Regierungs- und Justizrathe ernannt worden, unternahm er eine Reise nach Italien, begab sich dann nach Paris, und bildete sich auf dieser Wanderung ebenso sehr zum Weltmanne aus, als er besonders seine Ansichten über Theater und Schauspiel berichtete. Obgleich Cronegk nach Beendigung seiner Reisen sich den öffentlichen Geschäften widmen mußte, so blieb er doch den Musen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenschrift: „Der Freund", und arbeitete fortwährend für die Bühne. 1757 setzte Nicolai einen Preis für das beste deutsche Trauerspiel aus, in der Absicht, unserm Vaterlande gute tragische Dich-

ter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Cronegk empfing für seinen „Kodrus" der Preis, starb aber, ehe er die Nachricht seines Triumphs erhielt, an den Blattern 1758 zu Nürnberg in der schönsten Lebensblüthe. Cronegk's Poesie hatte einen Zug, durch den sie sich von allem Uebrigen unterscheidet, was aus der sächsischen Schule hervorgegangen. Sie ist sentimental in einem Grade, der damals bei deutschen Dichtern noch ungewöhnlich und der Klopstock'schen Poesie fast ausschließlich eigen war. Cronegk drückt die Zartheit seiner moralischen Gefühle am lebsten mit rührender Innigkeit aus. Zur dramatischen Poesie, besonders zur tragischen, hatte er entschiedenes Talent. Sein „Kodrus" bleibt, ungeachtet aller Fehler, die schon Lessing nachgewiesen hat, eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf den deutschen Theatern jener Zeit. Seine didaktischen Gedichte zeichnen sich nur durch wenige kraftvolle Stellen aus. Seine „Einsamkeiten" sind moralische und religiöse Gemälde in einer sehr gebildeten Sprache. Mehr poetischen Werth haben einige seiner lyrischen Gedichte, besonders die religiösen. Seinen zärtlichen und scherzenden Liedern fehlt es nicht an Anmuth und Leichtigkeit. Cronegk's hinterlassene Schriften gab Uz heraus (Lpz. u. Anspach 1770—71, 2 Bde.).

Cronstedt (Axel Friedrich, Freiherr von), schwedischer Mineralog, geb. in Südermannland 1722; st. 1765; bekannt als Entdecker des neuen Metalls, Nickel. Man hat von ihm: „Versuche eines Systems der Mineralogie", Stockh. 1758; deutsch verm. von A. G. Werner, Leipz. 1780.

Croup (engl., Med.), eine eigene, als **häutige** (angina membranacea) unterschiedene Art von **Bräune** (s. d.). Sie ist in neueren Zeiten zuerst in Großbritannien (von Home in Schottland 1765), dann auch in Frankreich, Deutschland u. a. Länder genau beobachtet worden, gleichwohl keine neue Krankheit. Sie befällt vorzugsweise Kinder von 3—12 Jahren; ihr Wesen besteht in einer entzündlichen, katarrhalischen Affection der innern Haut der Luftröhre, und, bei ungehemmtem Fortgang, in Absonderung einer gerinnbaren Lymphe, welche den Luftröhrenkopf und die Luftröhre nach innen, gleich einer Haut, überzieht und dann gewöhnlich durch Erstickung tödtlich wird. Ein charakteristisches Kennzeichen ist ein eigner pfeifender, kreischender Ton beim Athemholen (Croup-Ton), der oft dem Pipen eines jungen Huhns ähnelt. Der Gang der Krankheit ist nach Umständen langsamer oder schneller, nimmt auch durch Complication mit andern herrschenden Krankheiten und nach Witterungs- und klimatischen Verhältnissen verschiedenen Charakter an. Ausgebildet tödtet der Croup die größere Hälfte der davon Befallenen. Oft werden große Stücke Schleimhaut, auch wohl von Röhrenform, ausgeworfen, und dieses allein rettet zuweilen die Kranken. Kaiser Napoleon setzte, als sein Neffe, damaliger Kronprinz von Holland, 1807 am Croup starb, einen Preis von 12.000 Franken auf die beste Abhandlung über den Croup. Von 88 eingegangenen Schriften wurden zwei, von Jurine in Genf und Albers in Bremen, preiswürdig erkannt, obgleich sie keine neueren Aufschlüsse über die angemessene Behandlung desselben ertheilten, die immer nach Umständen verschieden ist. Im Allgemeinen kommt es jedoch darauf an, der Höhe der Entzündung vorzubeugen, durch Blutentziehung, besonders Blutegel am Halse, durch Ableitung der Säfte von der Luftröhre, Vesicatorien, Einreibungen, durch Brechmittel ꝛc.

Im Verlauf der Krankheit wird besonders vom Gebrauch des Kalomels am meisten erwartet. Das Oeffnen der Luftröhre ist nur in verzweifelten Fällen zulässig. Vgl. Sachse, „Das Wissenswertheste über die häutige Bräune", 2 Bde., Lübeck und Hanover 1810—12; J. A. Albers, „De tracheitide infantum", Leipzig 1816, 4.; L. Jurine's „Abhandlung über den Croup, a. d. Franz. von Phil. Heinecken", ebend. 1816.

Croy, ein ansehnlicher Flecken in der Picardie, von 1200 Einw. Gleichen Namen führt das Fürstengeschlecht der Herzoge, welche nebst den Herzogen von Looz und Corswaren von dem fürstlichen Hause Ligne abstammen. Ein Enkel des ungarischen Königs Bela II. (1141) vermählte sich mit Katharina, Erbtochter von Airaines und Croy. Kaiser Max I. verlieh ihr 1486 die Reichsfürstenwürde, obgleich sie noch keine reichsunmittelbare Güter hatte. Doch der Reichsdeputationsreceß von 1803 ertheilte der ältern Linie für ihre verlorenen mittelbaren Güter in den Niederlanden, die Herrschaft Dülmen in Westfalen, jetzt unter preußischer Oberhoheit; sie hat etwa 5¼ QM. mit 10.050 Einw. in 2 Städten und 20 Bauerschaften und mag gegen 50.000 Gulden abwerfen; die Einkünfte beider Linien bei ihren ansehnlichen Besitzungen in den Niederlanden betragen mehr als 300.000 Gulden. Beide Häuser führen den herzoglichen Titel und sind Grands von Spanien. a) Croy Dülmen, Standesherr: Herzog Alfred (Franz), geb. den 22. Dec. 1789, folgte seinem Vater den 19. Oct. 1822. b) Croy Havré, besitzt das Herzogthum Havré u. a. Güter in den Niederlanden und Frankreich, und residirt in Paris. Herzog: Joseph, geb. den 12. Oct. 1744, Grand von Spanien, unter Karl X. Generallieutenant und erster Capitain der Garde du Corps in Frankreich.

Croydon, Marktflecken in der Grafschaft Surrey (England), am Surrey-Kanal; 1667 Häuser mit 9250 Einw., bischöfliches Schloß, Handel mit Getreide und Holzkohlen.

Crozat (Antoine), Marquis du Châtel, geboren zu Toulouse 1655; war Schatzmeister der Stände von Languedoc und Großschatzmeister des heil. Geistordens. Der König bewilligte ihm das Monopol des Handels nach Louisianna, und er ist gewissermaßen der Stifter dieser Colonie. Er starb 1738. — 2) (Joseph Antoine), geb. zu Toulouse 1696, Staatsrath, Maître des requêtes und Vorleser des Königs, widmete fast seine ganze Zeit und seine beträchtlichen Einkünfte dem Sammeln von Kunstschätzen, besonders Gemälden, und besaß vielleicht das reichhaltigste Cabinet, welches je ein Privatmann gehabt. Während der Jahre, die er daran sammelte, wurde in ganz Europa kein Cabinet verkauft, das nicht theilweise in das seine überging. Er starb 1740. Seine Sammlungen kamen an seinen Bruder, den Marquis du Châtel, nach Andern vermachte er den Erlös den Armen.

Cruſade, Cruzade, ist eine portugiesische Münze von Gold und Silber. Die vor dem Jahre 1722 geprägten goldenen Cruſaden von 400 Rees (ungefähr 16 gGr.) werden auch zu Wechselzahlungen, besonders auf Hamburg und Holland, gebraucht. Die neuen silbernen Cruſaden zu 480 Rees gelten bis 17 Gr. 9 Pf. im 20 Gl.-Fuß. Der doppelte Goldcruſada, oder halbe Escudo gleicht 800 Rees und hält an Gewicht 36 portugiesische Granos, oder 37 holländische Aß.

Crusca (Academia della), florentiner Sprachverbesserungs-Gesellschaft, welche die Kleie (Crusca) der unnützen oder veralteten Worte

ausscheidet. Ihr Sinnbild ist ein Sieb, der das feine Mehl sichtet, mit der Inschrift: „Il piu bel fiur ne cogle“. Sie hat ein italienisches Lexicon geliefert, aber den Vorwurf erhalten, gleich dem „Dictionnaire de l'Académie françoise“, zu viele Pedanterie und zu große Abneigung gegen neue Worte für neue Begriffe und Ansichten zu haben, und die in einzelnen Provinzen Italiens bereits aufgenommenen Worte und Redensarten, welche die neuen Begriffe genau bezeichnen, nicht aufnehmen zu wollen, weil sie aus dem Volksleben und nicht aus der Schule der sogenannten Sprachverbesserer hervorgegangen seyen. Vgl. Akademie.

Crusius (Christian Aug.), Doctor und Professor der Philosophie zu Leipzig, war 1715 zu Leuna im Merseburgischen geboren. Er studirte von 1729 an zu Zeitz und von 1734 an zu Leipzig, wo er 1750 die ordentliche Professur der Theologie erhielt. 1757 ward er erster Professor der theolog. Facultät und 1773 Senior der Universität. Er starb 1775 und hinterließ den Ruhm eines um die Philosophie zu seiner Zeit wirklich verdienten Mannes und eines sehr toleranten Menschenfreundes, ungeachtet er sehr sonderbare Meinungen und viele Vorliebe für die Mystik und Schwärmerei hatte. Crusius stiftete eine eigene Schule in der Philosophie. In Ansehung aller philosoph. Materien dachte Crusius ganz anders, als Leibnitz und Wolf. Obgleich ein scharfsinniger Metaphysiker, fiel er in den träumenden Idealismus und mußte, da er Zeit und Raum für nothwendige Bedingungen der Existenz der Dinge an sich hielt, ganz consequent, auch Gott und das moralische Subject freier Handlungen, sowie den Geist des Menschen, für sinnliche Wesen in Raum und Zeit halten. Richtiger als Wolf, rechnete er die Psychologie nicht zur Metaphysik. Crusius behandelte die theologische Moral mit mehr wissenschaftlicher Bestimmtheit und tiefer eindringendem Scharfsinne als seine Zeitgenossen. Die menschliche Freiheit vertheidigte er standhaft und suchte sie mit dem orthodoxen kirchlichen Systeme in Harmonie zu bringen, indem er gewisse Bestimmungen des letztern milder erklärte. Außer mehren theologischen Schriften, die jetzt vergessen sind, schrieb er deutsche Lehrbücher über alle von ihm angenommenen Haupttheile der Philosophie.

Cruz (Juana Inez de la), die vorzüglichste Dichterin der spanischen Literatur, lebte in den letzten Decennien des 17. Jahrh. als Nonne in einem Kloster zu Mexico und stand ihres ausgezeichneten Talents wegen mit dem dasigen Vicekönig und den Großen in genauer Verbindung. Man nannte sie die zehnte Muse. Aus ihren Werken (Barcelona 1691, 4.) spricht ein eigene Art von männlichem Geiste; sie verrathen mehr Phantasie und Witz als schwärmerisches Herzensgefühl, und wenn diese geistreiche Nonne zu erfinden anfing, so gingen ihre Erfindungen ins Große. Ihre Sonette sind theils geistreiche Spiele des romantischen Witzes, theils poetische Reflexionen. Ihre lyrische Romanzen sind trefflich, ebenso ihre Gelegenheitsgedichte. Vorzüglich aber glänzt ihre Phantasie in dramatischen Dichtungen, worunter ein großes allegorisches Auto (sogen. Frohnleichnamsstück) u. d. T.: „Der göttliche Narciß“, alles Aehnliche des zu seiner Zeit hochgefeierten Dichters Lope de Vega übertrifft. Eine so gewagte Umkleidung der katholischen Religionsideen in das Gewand der griech. Mythologie hatten die Spanier noch nicht gesehen. Viele Scenen sind so schön und romantisch und in so wohlklingenden Versen ausgeführt, daß man hingerissen wird und dem Talent der

Erfinderin nicht genug huldigen zu können glaubt. Ihre geistlichen Lieder im altspanischen Styl und einige Cantaten sind reizend und voll himmlischer Gefühle; sie werden in den Kirchen Mexico's gesungen. Auch dichtete sie einige in lat. Sprache.

Esaba, Dorf in der Gespannschaft Bekesch (Ungarn), das größte in Ungarn und Oestreich, am Hojo; hat 2000 Häuser, 18.000 Einw., Wein- und Hanfbau.

C-schlüssel (Mus.), das Zeichen, welches, auf eine Linie des Notensystems gesetzt, andeutet, daß diese Linie C bedeutet. Ist er auf die unterste Linie gesetzt, so heißt es Discantschlüssel (Clavierschlüssel), auf der mittelsten Linie Altschlüssel, und auf der zweiten Linie von oben Tenorschlüssel, weil die Discant- (Clavier), Alt- und Tenorpartien auf diese Art gesetzt werden.

Esongrad (Czongrad), ungarische Gespannschaft im Kreise jenseits der Theiß, 62 QM. groß, mit 108.200 Einw., Katholiken und Reformirte; ist flach, holzarm und sumpfig, von der Theiß durchflossen; bringt Melonen, Taback, Obst, Wein, Vieh. Hauptstadt: Szegedin.

Cuana (Cuama, Zombese), Strom in Ostafrika, kommt aus dem innern Afrika und fällt in 4 Mündungen ins indische Meer.

Cuba, die größte und westlichste der Antillen, erstreckt sich 150 Meilen von W. nach O. und in ihrer größten Breite 24—30 M. von N. nach S. Sie liegt am Eingange des mericanischen Meerbusens zwischen Florida und Yucatan, sowie zwischen den Bahama-Inseln und Jamaica und enthält an 2500 QM. Columbus entdeckte sie 1492; 1508 ward sie zum ersten Male umschifft und schon 1511 waren die Spanier, wie noch jetzt, Herren der ganzen Insel. Man behandelte die Einwohner mit aller Grausamkeit, die blinder Religionseifer und unersättliche Habsucht damals den Spaniern eingaben. Der größte Theil der Bevölkerung ward aufgerieben, theils durch die fürchterliche Pockenseuche, theils endlich dadurch, daß man sie in den Goldgruben mit übermäßiger Anstrengung arbeiten ließ. Cuba ward eine menschenleere Wüste. Als man aber ihre Wichtigkeit für die aus Merico nach Europa segelnden Schiffe einsehen lernte, suchte man sie wieder in Aufnahme zu bringen. Nur spärlich ist indeß die Bevölkerung durch Spanier und Neger wieder ersetzt worden, sodaß dieß treffliche Land, fast so groß als England, nur 715.000 Einw., worunter 260.000 Weiße, 154.000 freie Farbige und 225.000 Sklaven, zählt. Das Innere der Insel ist wenig bekannt und besteht aus einem von W. nach O. streichenden Hauptgebirge, dessen Höhe nicht bestimmt ist und welches Zweige nach allen Seiten aussendet; es ist meist herrlich bewaldet; die Küsten sind flach und den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Ufer bieten eine große Menge tiefer und trefflicher Busen und Häfen dar. Eine große Menge wenn auch nicht schiffbarer Flüsse und Bäche strömen nach allen Richtungen ins Meer. Das Klima, wenngleich heiß, ist milder und angenehmer, als auf den übrigen Antillen; man hat wohl schon zuweilen Eis in den Gebirgswaldungen gefunden. Das Land hat einen Ueberfluß der schönsten Produkte; die Schätze der Gebirge werden jetzt nicht mehr genutzt, aber große Heerden verwilderten Rindviehs und Schweine treiben sich in den Wäldern umher. Ueberall vermehren sich auf allen Punkten Cuba's, wo Wasser im Innern und wo es an der Küste sich findet, die Anlegung neuer Plantagen; jedoch meistens nur von kleinerem Umfange. Der

Rand der Insel ist der Sümpfe halber häufig ungesund; aber das Uebel nimmt ab, weil dort nach der Abwässerung die Erde am Fruchtbarsten ist, und man jetzt manche Sümpfe durch unternehmende Fremde nicht zur Gesundheit der Insel, sondern zur Nutzung ihres fetten Bodens austrocknet. Desto gesunder ist das Gebirge, das aber keine sehr hohe Gipfel (1500—2000 F.) hat; wenn erst ein bedeutender Raum für neue Pflanzen ausgetrocknet worden ist, was man leichter findet, als das Ausroden. Da alle übrige Fabrikatur, die nicht der Erd- und Vegetation gewidmet ist, dort kaum gedenkbar ist, so ist bei dem lebenslustigen Luxus der Pflanzer und Kaufherrn und der milden Behandlung ihrer Sklaven, denen man viel Lebensgenuß kraft menschenfreundlicher Gesetze gönnt, die Einfuhr aller ausländischen Produkte auf Cuba überaus groß. Die Erzeugnisse sind: Zucker (jährlich ein Million Zentner), Taback, Baumwolle, Caffee, Mais, Manik, Weinstöcke, Cocospalmen, Bananen, Cassia, Cacao, Sassaparille, treffliche Waldungen mit Mahagonyholz und andern kostbaren Holzarten, viel Honig, Wachs, Seide, europäische zahme Hausthiere, Geflügel, Wildpret, Schildkröten, Fische, Gold, Silber, Kupfer, Mineralwasser, Salzquellen. Der Handel dieser Insel war ehemals, wo sie den einzigen Stapelort für den ganzen Handel mit Merico und Guatemala abgab, höchst bedeutend und steigt jetzt wegen den deutschen Handelsverbindungen mit dieser Insel. 1824 verschiffte Cuba 650.000 Kisten Zucker und 29 Millionen Pfund Caffee. Es hatten damals 1600 Tabackspflanzungen, 17 Cacaopflanzungen, 1200 Stutereien und 930 Viehhöfe auf den wasserreichen, immer grünenden Wiesen, 300 Bienenhäuser, 11 Wachsbleichen, 294 Ziegeleien, 31 Brennereien, 9 Gärbereien. Alle diese neuen Anlagen sind zum Theil von Nordamerikanern, Briten, Franzosen und Deutschen in den letzten Jahren angelegt, da die spanische Obrigkeit sich viele Mühe gibt selbst durch Fremde immer mehr Anbau über die Insel durch Ausländer zu verbreiten. Die Mulatten haben den meisten Kleinhandel. Noch immer ist Cuba ein Sklavenmarkt für Westindien. 1824 wurden 16.000 Negersklaven in 44 Schiffen hier eingeführt. In keiner andern Colonie ist der Stand der freien Neger zahlreicher, weil ihnen theils Privaterwerb, theils testamentarische Milde die Freiheit verschaffte und bewilligte. Sie wandern selten nach erlangter Freiheit aus. Unter den Mulattenfamilien findet man manche Wo[illegible] habende; der barbarische code noir ward durch die jüngeren Beschlüsse der Generalcapitäne höchst menschenfreundlich umgestaltet. Die politische Uneinigkeit der Einwohner ist groß. Unter den Fremden, reichen und zahlreichen Eingesessenen in Havannah ist viel Verschiedenheit in der Gottesverehrung, aber die aufgeklärten und die angesehneren eingebornen Cubaner der verschiedenen Sekten haben ein gemeinschaftliches Band der Geselligkeit, der Menschlichkeit und der Politik in ihrer Freimaurerei. Diese verfolgen die königlichen publicirten aber unausgeführten Dekrete und auch die Mönchsgeistlichkeit, welche die maurerische Einigkeit der lebenslustigen häufig antispanischen Freimaurer fürchtet. In der Municipalität Havannahs herrscht viel Freiheitssinn, selbst unter den aristokratischen Spaniern. Der Gouverneur läßt die Verfolgung der Freisinnigen auf sich beruhen, weil er sie nicht auszuführen wagt. Die Macht der Regierung auf Cuba ist im Geiste des Mutterlandes zu schwach, in der Meinung der zahlreichen Liberalen nicht folgsam genug, die Blüthe des Handels aufs Höchste zu befördern. Dieß, also Eigennutz ist dort

ie Quelle der Mißverständnisse. Die vielen Eingewanderten aus den erlassenen spanischen Colonien sind in ihren reichen Mitglieder nichts eniger als dem Mutterlande hold und streben nach einer aristokratischen Republik. Im dortigen Militär herrscht gleiche Parteiung wie im Mutterlande und aus jenen Gründen, eine nahe Revolution auf Cuba wahrscheinlich. Der Haß beider Parteien ist so blind, daß da die liberalere Partei die meisten Neger besitzt, die antiliberale schon einigemal Rebellion er Neger der Liberalen anstiftete. Je weiter die Antiliberalen ihre Verfolgung treiben, desto fester schließen sich dort die Freimaurer an inander; und beide Parteien sind zu einem großen Schlage gerüstet, welchen bisher nur der beliebte Generalcapitän v. Vives auszubrechen inderte. Cuba's wichtigste Städte sind: S.-Christoval de la Havannah, gewöhnlich nur Havannah (s. d.) genannt. — S.-Jago de Cuba, unter 20°, an der Südküste, die ehemalige Hauptstadt an einer geräumigen durch Castelle geschützten Bai. Ueber die Wichtigkeit dieser Insel, deren Wohlstand jedoch bei der jetzigen Lage abgenommen haben soll, s. M. Massé's: „Cuba et lo Havane, histoire topogr.-statist.“ (Paris 1826); B. Huber's „Aperçu statist. de l'isle de Cuba“ (Paris 1826), und Al. v. Humboldt's „Essai politiqua sur l'ile de Cuba“. M. e. Sh. und Betracht. über den Handel mit den Antillen und Colombia (Paris 1826, 2 Bde.).

Cubus, s. Würfel.

Cubach (Michael), ein deutscher Buchdrucker und Buchhändler, blühte um 1640, Verfasser der berühmten Gebetbuchs: Einer gläubigen und andächtigen Seelen tägliches Bet-, Buß-, Lob- und Dankopfer ꝛc. Leipzig, 1616. 8. Dieses Buch ist nachmals unzählig wieder aufgelegt worden. Die Gebete sind aus 100 bewährten Autoren zusammengetragen und 10 Bücher abgetheilt. Ueber jedem der 1200 Gebete, welche die besondersten Fälle des menschlichen und bürgerlichen Lebens in allen Möglichkeiten berühren, steht der Name des Verfassers. Sie zeichnen sich besonders durch sonderbare Ueberschriften aus, wie: Gebet eines Alten, so schlotternde krumme Füße hat; wider des Teufels Anläufe; wenn man die Kleider auszieht; wenn du dich kämmst ꝛc. — 2) Quirinus, starb 1624 als Professor der Geschichte und Poesie zu Jena, mehre Schriften hinterlassend.

Cudworth (Rudolph), ein berühmter engl. Philosoph, geb. 1617, starb als Lehrer zu Cambridge 1688. Gale's (st. 1677) Ansicht, daß die wahre Urphilosophie in dem Worte Gottes enthalten, die Philosophie sich daher nach der Theologie richten müsse, wozu das Studium der eklektisch alexandr. Philosophie zu empfehlen sey, wandte Cudworth mit originellerem Geiste zur Vertheidigung des positiven Religionsglaubens an. Er suchte Gründe durch Vernunft in Demostrationen für das Daseyn Gottes, die Schöpfung aus Nichts; behauptete angeborne Ideen in dem Sinne des Plato, leitete daraus auch einen Beweis fürs Daseyn Gottes ab. Die plastische Natur, welche Cudworth zur Erklärung der zweckmäßigen Formen der Natur annahm, ist nicht anders als Platons Weltseele. Auch in den sittlichen Ideen den Abbilden der göttlichen Weisheit, nicht in Erfahrungsbegriffen fand er den letzten Ursprung und das objective Wesen des Sittlich-Guten und des Rechten. Seine philosophischen Schriften erschienen zu London 1678, Fol., 1743, 2 Bde. 4., 1731, 8.

Cuenca, Hauptstadt einer Provinz (308 QM. mit 246.000 Ew.) im span. Königreich Neu-Castilien, liegt am Hucar, ist der Sitz eines Bischofs und hat 6000 Ew., Teppich-, Wollen- und Leinwandwebereien, Papiermühlen. — 2) Hauptstadt einer Provinz (76.000 Ew.) im Departement Assuay des Freistaats Neu-Granada, am Meerbusen Quayaquil, in einem höchst fruchtbaren Thale, ist regelmäßig gebaut und hat 20.000 Ew.

Cuers, Stadt im französ. Departement Var, Bezirk Toulon, zählt über 5400 Einw., welche Handel mit Feigen, Wein, Capern und Olivenöl treiben.

Cueva (Juan de la), einer der Verbesserer der dramatischen Poesie in Spanien, geb. um die Mitte des 16. Jahrh., schloß im Anfange des 17. seine Laufbahn. Seine Vaterstadt Sevilla war die Wiege seiner Talente. Eine große Leichtigkeit in der Verskunst, worin Ovid sein Muster war, bestimmte ihn, sich der dramatischen Dichtkunst zuzuwenden, wo eben Torres Naharro sich glücklich dem Versuche einiger gelehrten Theaterfreunde widersetzt hatte, dem Volke das griech. und röm. Drama aufzudringen. Vereinigt in seinem Streben mit Naharro, Lope de Rueda und Christoph de Castillejo, befestigte er die alte Eintheilung in comedias divinas y humanas, indem er den einzelnen Stücken durch größere Mannigfaltigkeit der auftretenden Personen, durch vollendetere Verse und die Eintheilung in 3 Jornadas ein echtnationales Interesse gab. Seine in Spanien jetzt sehr seltenen Werken findet man im „Parnaso espanol“ (Bd. 8, S. 16). Das Früheste, was von ihm erschienen war, sind „Poesias liricas“ (Sevilla 1582), einerlei Inhalt mit dem „Coro febeo de romances historiales“ (Sev. 1588). Sein Heldengedicht: „La conquista de la Betica“ (Sev. 1603, auch in Fernandez's Sammlung, Th. 14 und 15), in 20 Gesängen, entschuldigt durch Schönheiten der Ausführung die Mängel des Plans. Die „Comedias“ (y tragedias) (Sev. 1588), vier Trauerspiele, fanden zu ihrer Zeit Beifall in dem dichtungsreichen Sevilla, beleidigten aber damals durch die Einmischung allegorischer Personen in die Handlung. Im „Parnaso espanol“ findet man auch eine „Ars poetica“ von Cueva in Terzetts geschrieben. Es sey der Vernunft gemäß, sagt er darin, die dramatischen Dichtungen der Zeit und den Umständen anzupassen. Das spanische Publikum habe seine Neigung zu den Stücken im neueren Style so bestimmt, wie seine Abneigung gegen alle Nachahmungen der dramatischen Werke der Alten und laut genug erklärt. An Genie und Kunst könne man mit den alten Griechen und Römern wetteifern, ohne sie zu übertreffen; aber Erfindung, Anmuth und sinnreiche Disposition und eine jedem Ausländer unnachahmliche Verwickelung und Lösung des Knotens, Das müsse der Stolz der span. Komödie werden.

Cuirassiere (Kriegsw.), die schwerste Art der Cavallerie; die Kopfbedeckung des Mannes ist gewöhnlich ein Helm, ein Cuiraß (Brustharnisch) deckt die Brust, bisweilen auch den Rücken; Pallasch, Pistolen, Carabiner sind die Waffen; in einigen Armeen gibt man dieser Cavallerie auch Lanzen. Die größten und stärksten Leute und Pferde werden ihr zugetheilt. Sie ist bestimmt, den Kern der großen Cavalleriereserven zu bilden; ihre eigenthümliche Gefechtsart ist der Choc, und nie sollte sie zum Plänkeln aufgelöst werden. Ihr Ursprung ist im Rit-

terwesen des Mittelalters zu suchen, wo fast alle Reiterei Cuirassiere waren.

Cujaba, Stadt in der brasilianischen Provinz Mattogrosso, an dem gleichnamigen Flusse, der dem Paraguay zuströmt. Sie hat mit der Markung 300.000 Einw., und besitzt so reiche Goldminen, daß in einem Jahre 500 Pfund gewonnen worden sind.

Cujas (Jacques), bekannter unter dem Namen Cujacius, den er später in Cujas verkürzte, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, der Sohn eines Gerbers zu Toulouse, war 1520 geboren. Ohne irgend einen Lehrer studirte er die lateinische und griechische Sprache mit dem glücklichsten Erfolge; die Rechtswissenschaften aber hörte er zu Toulouse unter Arnold Ferrier, welcher die glücklichsten Erwartungen von seinem Schüler hegte. Mit hinreichenden Kenntnissen eines akademischen Docenten ausgerüstet, bewarb er sich um die erledigte Professur der Rechte (1545) zu Toulouse; er mußte sich aber hier einen nur mittelmäßigen Gelehrten, den Stephan Forcadel, vorgezogen sehen. Diese Zurücksetzung bewog ihn, nach Cahors zu gehen (1554) und den Lehrstuhl der Rechtsgelehrtheit zu besteigen. Kaum hatte er hier ein Jahr Vorlesungen gehalten, als er durch Vermittelung des Kanzlers Michael von Hospital von Margarethe von Valois nach Bourges, der ersten Rechtsschule damaliger Zeit, gezogen wurde. Die Eifersucht seiner Collegien Franz Duaren und Hugo Donell, welche in Verfolgung ausarteten, bestimmten ihn, jene Hochschule zu verlassen und sich im Gefolge von einer zahlreichen Menge Schüler auf der Universität Valence niederzulassen, um durch seinen Namen die dortige Schule zu einer der berühmtesten und besuchtesten zu machen. In den Zeiten des unglücklichen Parteigeistes, welcher Frankreich in seinem Innern erschütterte, kehrte Cujas (1575) nach Bourges zurück, begab sich Besorgnisse halber nach Paris, hielt daselbst Vorlesungen und wandte sich darauf wieder nach Bourges, das er nicht wieder verließ. Einen Ruf, welcher vom Papst Gregor XIII. an ihn erging, den Lehrstuhl der Jurisprudenz zu Bologna anzunehmen, schlug er aus. Seine Celebrität erlangte Cujas durch das Zurückgehen auf die Quellen des römischen Rechts und der klassischen Art ihrer Benutzung. Die römischen Gesetzbücher berichtigte er durch Zuziehung von Handschriften an unzähligen Stellen auf eine geistreiche Art, und indem er das Verworrene an manchen Stellen auflöste und das Dunkle aufklärte, wurde er der Stifter der sogenannten humanistischen Jurisprudenz. Außerdem vermehrte dieser große Rechtslehrer seinen Ruhm durch die Theilnahme, die er an den persönlichen Schicksalen s. Schüler nahm, und durch seine Klugheit in den theolog. Streitigkeiten und religiösen Kämpfen (nihil hoc ad edictum praetoris, war sein Sprichwort), sowie durch seine treue Anhänglichkeit an die Sache Heinrichs IV. Der Parteikampf, welcher sein geliebtes Vaterland den Stürmen der Zwietracht preiszugeben fortfuhr, soll eine solche Theilnahme bei ihm erregt haben, daß er aus Schmerz hierüber am 4. Okt. 1590 zu Bourges starb. Ein prächtiges Leichenbegängniß feierte den Begräbnißtag des berühmten Mannes. Cujas's Gestalt war kurz, untersetzt und kräftig, sein Sprachorgan von feiner, durchgreifender Stimme. Seine zahlreichen Werke hat er alle mit dem Bauche auf der Erde liegend geschrieben. In seinem Testamente hatte er befohlen,

daß seine Bibliothek vereinzelt verkauft werden sollte, damit mit etwa ein Mißbrauch von seinen beigefügten Randnoten möchte gemacht werden, was den auch geschah. Die Buchhändler von Lyon erstanden seine Handschriften, um sie als Maculatur zu gebrauchen. Die bei seinem Leben von ihm selbst besorgte Ausgabe seiner Werke (bei Nivelle, 1577) ist gut und genau, aber unvollständig; ebenso enthält auch die von Colombet besorgte Ausg. (Paris 1617 und 1634) nicht alle seine Schriften. Eine vollständige Ausgabe besorgte Fabrot (Par. 1658, 10 Bde., Fol.), die durch Merillii variantes, Roberti obas, und ein weitläufiges Register vermehrt, zu Neapel, Venedig und Modena 1758 — 83 in 11 Bdn., Fol., nachgedruckt wurde. Sehr brauchbar für die Benutzung dieser großen Reihe von Bänden ist das „Promptuarium operum Jac. Cujacii, auctore Dom. Albunensi“ (Neap. 1763, 2 Bde., Fol.). Seine „Animadversiones et obss.“, ein Schatz von gelehrten Winken und Ausführungen, sind zu Halle 1737, 4., durch J. C. Uhl wieder aufgelegt worden. Die Kinder, die aus zwei Ehen ihm nachblieben, haben durch Sittenlosigkeit eine Art von Berühmtheit zu erlangen gesucht. S. „Jakob Cujas und seine Zeitgenossen“, von E. Spangenberg (Leipz. 1822).

Cujon (v. franz. Couyon oder Coïon), nichtswürdiger, verächtlicher Mensch, Schurke; davon Coujonnerie, Schurkerei, Schelmstreich. Coujonniren, 1) verächtlich behandeln; 2) plagen, hudeln.

Culbute (franz.), 1) eigentlich Burzelbaum; 2) (Geburtsh.), die von selbst, meist allmählig, zu unbestimmte Zeit erfolgende Ueberschlagung des Kindes im Mutterleibe auf dessen Bauchseite, unter allmähliger vermehrter Schwere des Kopfs, in den Fällen, wo, wie meist, der Kopf nicht schon von frühester Zeit der Ausbildung der Frucht der am tiefsten liegende Theil war. Durch sie, wo sie Statt hat, stellt sich der Kopf gehörigermaßen zur Geburt als vorliegender Theil. Nach der gewöhnlichen Lehre hat sie in der Regel gegen den 7. Monat der Schwangerschaft Statt, was aber von den meisten Geburtslehren der neuern Zeit bezweifelt wird .3) (Putzm.), eine Art Schleifen an den Nachthauben der Damen.

Cullen (Cullin), Stadt in der schott. Grafschaft Banff, hat 1100 Einw., welche Leinwand und Damast (jährl. 450.000 Gl.), Garn spinnen und Fischerei treiben. Dabei liegt das Lustschloß Cullenhouse.

Cullen (William), einer der berühmtesten Aerzte des 18. Jahrh., ward 1712 in der Grafschaft Mark geboren, legte sich in Glasgow auf das Studium der Chirurgie und wurde nach Vollendung seines akademischen Cursus Wundarzt auf einem Handelsschiffe der ostindischen Compagnie. Nach seiner Rückkehr übte er die Chirurgie unter der Leitung seines Freundes und Gönners, des Dr. W. Hunters, aus. 1740 empfing er die Würde eines Doktors, und 1746 wurde er Professor der Chemie zu Glasgow. 1761 bekleidete er die ordentliche Professur der Medicin auf dieser Universität, folgte dann 1765 einem Rufe nach Edinburg, erhielt anfangs daselbst den Lehrstuhl der Chemie, dann den der Medicin und starb daselbst 1790, nachdem er diese Universität in jenen hohen Ruf gebracht hat, der ihr seitdem in der Arzneikunde zu Theil ward. Als tiefer Denker und Beobachter der Natur sind Cullens Verdienste nicht sowohl um die Pathologie als um die Materia medica, welche letztere Wissenschaft er durch sein classisches Werk: „Treatise of the mat. med.“ (Edinburg 1782, 2 Thle., 4., 2 Mal verdeutscht) von vielen Je-

thümern reinigte, anerkannt. Die Theorie des Solidi vivi wurde von seinem scharfsinnigen Geiste zuerst in ihrem ganzen Umfange aufgestellt. Seine „Frist lines of the practic of physic“ erlebten mehrfache Auflagen und Uebersetzungen und seine „Synopsis nosologiae methodicae“ (1772, 2 Thle.) wurden durch die Bemühungen Fischers und Franks für Deutschland und Italien durch neue Ausgaben brauchbar gemacht. Auch schrieb er mehre Broschuren, unter denen die über die Mittel, die Ertrunkenen wieder in's Leben zurückzurufen, erwähnt zu werden verdient. Unter seinen Schülern zählt man viele berühmte Aerzte in England.

Culloden (Schlacht bei), in Mittelschottland, die letzte auf britischem Boden gefochtene Schlacht, zugleich das Ende der Unternehmungen des vertriebenen Geschlechts der Stuarte, den Thron von England wieder einzunehmen. Die Anhänger dieses Hauses hatten seit seinem Sturze nie aufgehört, Frankreich zu seinen Gunsten aufzureizen, und dieß fand in Kriegen gegen England natürlich seinen Vortheil dabei, es zu unterstützen, sey es auch nur aus dem Gesichtspunkte einer dem Feinde nachtheiligen Diversion. So geschah es, daß der Prinz Eduard, ein Enkel Jakobs II., 1745 sich mit sieben Offizieren, 1200 Flinten, einer mäßigen Summe Geldes auf einer Handlungsfregatte einschiffte. Einige Häupter von Stämmen (s. Clan) der Gebirgsbewohner in Schottland nahmen ihn auf und erklärten sich für ihn. Bald standen 1500 Mann unter seinen Befehlen, die er mit Waffen versorgte. Sein Muth, sein Beispiel, die Mühseligkeiten, die er an ihrer Spitze übernahm, feuerte sie zur Begeisterung an. Der König von England war außerhalb des Königreiches; und fast alle Truppen dienten auf dem festen Lande. Eduard bemächtigte sich der Stadt Perth, ging schnell nach Edinburg und ward daselbst statt seines Vaters, Jakob III., als Regent ausgerufen. Man hatte einen Preis von 30.000 Pf. St. für seine Auslieferung ausgeboten. Er hingegen untersagte in seinen Manifesten alles gewaltsame Verfahren gegen die Person Georgs II. Dieser Contrast konnte ihm Herzen gewinnen. Ein englischer General zog ihm mit mehr als 4000 Mann entgegen. Der Prinz floh herbei, um ein Treffen zu liefern. Seine undisciplinirten und selbst der Zahl nach wenigeren Bergschotten, die sich nach abgeschossenem Gewehre mit dem Säbel in der Faust auf die Feinde stürzten, erfochten einen vollständigen Sieg. Der König war eilends nach England zurückgekehrt; er rief die Truppen vom festen Lande nach Hause und befürchtete eine Staatsrevolution. Aber die Hülfe, die Eduard von Frankreich erhielt, war nicht zugänglich. Es fehlte ihm am Gelde. Er verlor Edinburg, weil er aus Mangel der Kanonen das Schloß dieser Stadt nicht hatte bezwingen können. Nach einem zweimaligen Siege im Jänner 1746 ward er demnach genöthigt, sich nach Inverneß zurückzuziehen. Der Herzog von Cumberland (s. d.) verfolgte ihn. Den 27. April kam es zu einem Treffen bei Culloden (Ort in der schott. Grafschaft Nairn bei Inverneß). Unter Eduards Heere hatte sich Mangel an Subordination, der gewöhnliche Begleiter bei Unternehmungen von einem abenteuerlichen Anstriche, schon eingeschlichen. Hungrig und müde zingen seine Truppen in die Schlacht, doch fochten sie muthig; aber die ungestüme Tapferkeit der Bergschotten wich den Vertheidigern des Hauses Hanover und vorzüglich ihrer wohlbedienten Artillerie. Die Engländer machten in der Nacht die verwundeten Schotten auf dem Schlacht-

felde nieder. Gezwungen in Moräſten, in Höhlen und wüſten Inſeln ſich zu verbergen, erreichte Eduard endlich unter tauſend Gefahren eine Küſte, wo zwei kleine Fregatten ſeiner warteten. Er ging Ausgangs Sept. zu Schiffe und entwiſchte ſeinen Feinden. Seine Anhänger traf die furchtbare Rache der Sieger, ihre angeſehenſten Häupter fielen auf dem Blutgerüſte und die unglücklichen Gegenden, welche der Herd des Aufſtandes geweſen waren, wurden verwüſtet. Die Schlacht bei Culloden hatte die Empörung vollkommen niedergekämpft, noch tiefgreifender wurden ihre Folgen für Hochſchottland durch die Maßregeln, welche die engliſche Regierung nehmen zu müſſen glaubte, um ähnlichen Begebenheiten zuvorzukommen. Man fand die Anhänglichkeit der Hochländer an das alte Königshaus vorzüglich in der Eigenthümlichkeit ihres ganzen Lebens gegründet und beſchloß dieſe ſo viel als möglich zu vernichten. Alle Einrichtungen, woran ſie geknüpft ſchien, wurden aufgehoben und die altſchottiſchen Sitten und Gebräuche ſind ſeitdem immer mehr aus dem Leben verſchwunden.

Culmination, 1) in der Aſtronomie, das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil ſie in dem Augenblick des Durchgangs den höchſten Gipfel (culmen) oder Punkt ihrer Bahn erreicht haben. Ein Stern culminirt, d. h. er geht durch die Mittagslinie, hat ſeinen höchſten Standpunkt am Himmel erreicht; 2) überhaupt ein Höhepunkt von etwas im Fortſchreiten Begriffenen, wenn es während deſſelben zugleich einen höhern Stand oder eine höhere Ausbildung erlangt, ohne dieſe jedoch dauernd zu behaupten. So ſpricht man von Culmination eines Volks in Entwickelung der Volkskraft, ebenſo von Culmination des Lebens, wofür man im individuellen Leben drei Punkte aufſtellen kann: für die Höhe des Gefühls, die Jugendblüthe; für die Höhe der Lebenskraft, das männliche Alter; für die Lebensreife durch Erfahrung und Ueberlegenheit der Vernunft über die Leidenſchaften, das angehende Greiſenalter.

Culminationspunkt (Aſtron.), der Punkt im Meridian, welchen ein Himmelskörper in ſeiner Culmination durchſchreitet. C.-zeit, der Moment, wenn ſolches geſchieht.

Culminiren (v. lat.), ſeinen Höhepunkt erreichen (vgl. Culmination). Culminirender Punkt (Aſtron.), irgend ein Punkt an dem ſcheinbaren Himmelsgewölbe, wenn ſolcher auf ſeiner ſcheinbaren täglichen Drehung um die Himmelspole den Meridian durchſchreitet.

Culpepa, Grafſchaft des nordamer. Staats Virginia, zwiſchen den Armen des Rappahannoc; hat 20.950 Ew. Hauptort Fairfax.

Cultur (v. lat. colere, bebauen, bearbeiten), höhere Ausbildung von Etwas, das ſeiner Naturanlage nach einer Veredlung, oder eines höhern Grades von Vollkommenheit fähig iſt, welchen es aber bloß, unter begünſtigenden Verhältniſſen, durch geſtiſſentliche Einwirkung erreicht. Sie kann ſich auf einen Boden beziehen, der an ſich nicht unfruchtbar, doch, ohne Förderungsmittel ſeiner Fruchtbarkeit und ohne Sorgfalt für das Wachsthum und das Gedeihen der ihm übertragenen Pflanzungen, dieſelben nicht produciren würde, die man dann durch Cultur des Bodens, d. i. Umwandlung des rohen Bodens in Ackerland, Gartenland, und ſo durch Cultur von Waldungen, Feld- und Gartencultur demſelben abgewinnt. Auf Wahrnehmung von Allem, was in einem Lande die Ergiebigkeit des Bodens aufs höchſte ſteigert, beruht die allgemeine

Landescultur. Mit ihr steht als Gegenstand der Staatswirthschaft, sowie der Privatökonomie, die **Cultur von Thieren**, in dem genauesten Zusammenhang; durch sie ist es bewirkt worden, daß Thiere als Hausthiere dem Menschen zu seinem Bestehen von höchstem Gewinn, ja unentbehrlich geworden sind. Ja durch die von dem Menschen ausgehende Cultur des Bodens und der einer Cultur fähigen Thiere hat das Menschengeschlecht sich selbst zur eignen, oder zur humanistischen Cultur erhoben, die, wenigstens in niedern Stufen keiner Nation ganz abgesprochen werden kann, die Feldbau und Viehzucht treibt. Indessen wird, wenn von menschlicher Cultur die Rede ist, doch nur diejenige höhere Ausbildung darunter verstanden, die a) entweder der Mensch in Verbindung mit andern zu einem Volk erlangt, wodurch dann dieses zu einer **cultivirten Nation** wird, wenn sie unter einer weisen Regierung zu einem Zustand innerer Sicherheit und allmählig auch durch Industrie, Gewerbe und Handel zu einem Wohlstand sich erhebt, der Jedem eine verhältnißmäßige Sphäre freier Wirksamkeit eröffnet; oder die b) auch der Einzelne erringt, wenn seine Anlagen dafür sorgfältig gepflegt und die zu ihrer Entwickelung ihm dargebotenen Mittel gehörig benutzt werden. Es ist dann die höhere **individuelle Cultur** ebenso das Werk einer darauf angelegten Erziehung, als der Preis eines ungelegentlichen eigenen Bemühens, um selbige zu erlangen und so die Erziehung dazu theils zu ergänzen, theils, wo möglich, zu ersetzen. Sie wird unter einer bereits cultivirten Nation ebenso erleichtert, als unter einer noch rohen uncultivirten Nation erschwert, ja wohl selbst unmöglich gemacht. Sie ist mit des Menschen höherer Lebensbestimmung in unmittelbarer Verbindung, ja diese eigentlich selbst. Wenn daher Rousseau sie anklagt, daß sie den Menschen dem Stande der Natur entrücke, in dem allein er sich nur dauernd wohl befinde, so hat er hierbei jene einseitige Cultur ins Auge gefaßt, die, indem sie einzelne Anlagen des Menschen zu einer höhern Vollendung begünstigt, andere unentwickelt läßt. Da aber die erste Forderung einer wirklichen Cultur des Menschen die ist, daß der Mensch harmonisch mit sich zu einer höhern Vollendung gelange, artet Cultur in **Afftercultur** aus, wenn sie nur in Einer Richtung ihn zu veredeln strebt, und es wird, wenn sie, wie häufig, bloß in der äußeren gefälligen Darstellung des Menschen das Höchste der Vollendung sucht, bloß **Politur** gewonnen, die dann leicht im großen Weltleben für Cultur selbst gilt, je geflissentlicher das Bestreben verfolgt wird, die Mängel der wahren Cultur unter der Decke des äußern Anstandes zu verstecken. Es sind aber zunächst der Verstand und die Gesinnung des Menschen, für welche die humanistische Cultur in Anspruch genommen wird, und nur Der ist ein cultivirter Mensch, bei dem Cultur des Kopfs und des Herzens, jene durch umfassende und nützliche Kenntnisse, diese durch Weckung und Belebung des moralischen Sinnes, oder **intellectuelle** und **moralische** die Grundlage der Cultur des **Geschmacks** oder der **ästhetischen Cultur** bilden, die dann jenen nur zur Ergänzung dient, indem sie zugleich ihr äußeres Gepräge ist. Eine ihren Vortheil nicht verkennende Regierung fördert sowohl **Boden-** als **Volkscultur**. Mit Zwang läßt sie sich aber ebenso wenig erringen, als zurückhalten; sie bedarf wesentlich nur des Schutzes. Mannigfaltig ausgedehnt und in gewisser Art verschieden sind die Mittel, die Cultur eines Landes und einer Nation zu sichern und zu erhöhen. Die Cul-

turgesetzgebung kann Vieles bewirken, wenn sie überall ebenso mit Kraft als Vorsicht vollzogen wird, um Nichts zu übereilen, indem sie nothwendig auf die Fähigkeit und Empfänglichkeit für den ihm bestimmten Culturgrad Rücksicht nehmen muß. Vgl. Bildung, Menschenbestimmung, Civilisation und Naturstand.

Cultus, s. Gottesdienst.

Cuma (griech. Kyme), die größte und vornehmste Stadt Aeoliens, zugleich eine der ältesten am ägäischen Meere. Von ihr hat die cumäische oder cumanische Sibylle den Namen, und Hesiodus war hier geboren. Uebrigens galten nach Strabo die Einwohner für etwas einfältig.

Cumä (Kuma), eine uralte Stadt in Campanien, unweit Neapolis und am Meere, welche im Alterthume, wegen ihrer reizenden Lage, Fruchtbarkeit und ihres Reichthums die Glückliche genannt wurde, jetzt aber eine wahre Wüste ist. Sie war die älteste griech. Colonie in Italien, gegründet um 1030 v. Chr. von Chalcis in Euböa und bevölkert von den asiatischen Cumäern und den Phocäern. Cumä stiftete Neapolis und in Sicilien Zankle oder Messana. In den Zeiten seiner Blüthe herrschte Cumä über ein beträchtliches Gebiet; die Stadt war mit hohen Mauern umgeben, hatte eine Seemacht in ihrem Hafen Puteoli und trieb ausgebreiteten Handel. 393 v. Chr. ward Cumä von den Campaniern erobert, die Bürger theils getödtet, theils vertrieben, und die Weiber mußten die Sieger heirathen. Durch die Uebergabe der Campanier an die Römer kam Cumä 345 v. Chr. an diese, ward Municipium und endlich Colonie. Das röm. Bürgerrecht erhielt sie bereits 339 (341) v. Chr. Nach Bajä (s. d.) war sie der Lieblingsaufenthalt der Römer. Sie zerfiel mit dem weström. Reiche und ward, als Aufenthaltsort von Räubern, 1207 von den Neapolitanern völlig zerstört. Noch sieht man unter ihren Trümmern den Arco felice, der vielleicht eins ihrer Thore ausmachte, und Ueberreste von Tempeln ꝛc. Der allgemeine Glaube der Italiener versetzte die cumäische Sibylle hierher, obgleich sie eigentlich in Asien einheimisch war. Die Grotte der Wahrheit lag in dem der Göttin Trivia geweihten Haine, und in ihrer Nähe ist der See Acherusia mit den elysäischen Feldern, der See Licola, wo Nero einen Canal eröffnete. In dieser Gegend besaß Cicero ein Landgut, das daher das cumanische hieß. Bei Cumä soll Aeneas gelandet seyn.

Cumana, 1) Distrikt im Departement Maturin, im südamerikanischen Freistaate Venezuela zwischen dem caraibischen Meere und dem Orinoco, hat eine Bevölkerung von 36.000 Seelen. Die gleichnamige Stadt, die Metropole der Provinz Orinoco, liegt in einer sehr vegetationsreichen, aber auch den Erdbeben sehr ausgesetzten Gegend, an dem Meerbusen Cariaco und dem Flusse Manzanares, von hohen Felsen eingeschlossen. Sie hat ein Fort, 12.000 Einw., die mit Cocosnüssen, Fettwaaren, Fieberrinde und andern Erzeugnissen einen lebhaften Handel treiben. Humboldt fand die, durch ein Erdbeben 1797 zerstörte Stadt noch halb im Schutt, doch hat sie sich seitdem erholt. Ein eigenthümlicher Erwerb dieser Tropengegend ist die Perlenfischerei.

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn des Königs Georg II. von England, ward 1721 geboren. Als Krieger trat er zuerst in der Schlacht bei Dettlingen auf, in welcher er an der Seite seines Vaters

verwundet wurde. Seine kalte Fassung und kriegerische Bravour, welche er bei dieser Gelegenheit bewies, berechtigten zu den glänzendsten Hoffnungen. Zum Generalissimus der englischen Truppen auf dem festen Lande und General-Lieutenant ernannt, befehligte er das verbündete Heer in Flandern und würde bei Fontenoi die Franzosen besiegt haben, hätte ihm nicht der kriegskundige Marschall von Sachsen den Sieg wieder entrissen. Durch die Dämpfung des Aufstandes in Schottland, welchen die Landung des Karl Eduard Stuart (1745) bewirkt hatte, erwarb er sich desto mehr Ruhm, den er jedoch weniger einem ausgezeichneten Feldherrntalente als der Planlosigkeit und Uneinigkeit, womit seine tapfern Gegner den Krieg führten, verdankte. Als Karl Eduard, nur noch 2 Tagemärsche von London entfernt, von Carlisle aus (Jan. 1746) seinen Rückzug nach Schottland angetreten hatte, brachte ihm Cumberland bei Culloden (s. d.) am 27. April 1746 eine gänzliche Niederlage bei, nach welcher sich der Prinz mit großer Mühe nach Frankreich rettete. Cumberland schändete nach diesem höchst blutigen Kampfe seinen Nachruhm durch Grausamkeit, die er wenigstens zuließ (die dem Tod entronnenen Truppen des Prätendenten wurden ermordet, Frauen und Töchter auf den Leichen ihrer Gatten und Väter geschändet, Alles über 50 Meilen in der Runde zur Wüste gemacht), wodurch sich die Engländer um so mehr entehrten, da die Anhänger des Prätendenten auf ihrem Zuge durch das schottische Niederland und nach England die edelste Schonung und Menschlichkeit bewiesen hatten. Mit nicht so glücklichem Erfolge stritt er im folgenden Jahre auf dem Continent, wo er vom Marschall von Sachsen bei Laffeld geschlagen ward und Mastricht verlor. Nach dem Frieden von Aachen (1748) nach England zurückgekehrt, trat er als Gegner des ersten Ministers Herzogs von Newcastle auf. 1757, wo er das Commando der Armee in Deutschland erhielt, ward er von dem Marschall d'Etrées im Treffen bei Hastenbeck besiegt und schloß den 8. September die Convention zu Kloster-Zeven, wodurch er ganz Hanover den Franzosen überließ. Deßhalb in England kalt empfangen, resignirte er, dadurch gekränkt, auf alle Militärwürden und lebte nun ruhig in Windsor, wo er am 30. Oktober 1765 vom Schlage gerührt starb, 44 Jahr alt.

Cumberland (Richard), Sohn des nachmaligen Bischofs von Kilmor, geb. 1732 zu Cambridge, ward durch die Verbindung seines Vaters Privatsekretär des Lord Halifax, welche Stelle er aber nach dem Sturze dieses Ministers verlor. In dieser Ruhezeit beschäftigte sich Cumberland mit schriftstellerischen Arbeiten. Mit der neu erlangten Würde des Lord Halifax nahm er wieder an den Ereignissen des öffentlichen Lebens Antheil. Nachdem er seinem Beschützer nach Dublin gefolgt und die ihm angetragene Würde eines Baronets ausgeschlagen, erhielt er nach seiner Rückkehr nach England eine Stelle in der Kammer des Handels und der Colonien, welche ihn in den Stand setzte, sich ganz seiner Neigung zur dramatischen Dichtkunst hinzugeben, welche sich bei ihm schon als 12jähr. Knabe gezeigt hatte. 1765 eröffnete er seine Laufbahn mit seinem „Sommermärchen", einem Stück, welches, so sehr es auch gefiel, durch seine 1769 erschienenen „Brüder" und den „Westindier" von der Bühne verdrängt wurde. Diese beiden letztern Stücke priesen die Kunstrichter als zwei der vorzüglichsten Lustspiele im edlern Sinne

an. Der rauschende Beifall, mit dem man seine Musenerzeugnisse aufnahm, beflügelte seine Thätigkeit, und so erhielt das Publikum das Lustspiel: „Der Liebhaber nach der Mode", und seine Tragödien: „Die Schlacht von Hastings" und „Die Karmeliterin", welche unter seine besten Werke gehören. Seine Romane fanden weniger Auszeichnung; „Arundel" (2 Bde.), „Johann von Lancaster", „Heinrich" sind schlüpfrigen Inhalts und unsittlicher Tendenz. 1780 ging Cumberland an den spanischen Hof und erfüllte die ihm gewordenen Aufträge zur größten Zufriedenheit seines Königs. Die „Anekdoten von berühmten spanischen Malern" waren eine Frucht dieser Reise. Nach seiner Rückkehr zog er sich nach Auflösung der Handelskammer nach Turnbridge zurück, wo er zwar in frohen Verbindungen mit seinen Freunden, aber ohne seinen dichterischen Genius lebte. Außer den „Denkschriften über sich selbst" (London 1806, 2 Bde., 4.) wurden seine übrigen Werke kaum gelesen. Häusliche Mißverhältnisse, selbst Mangel, obgleich eine seiner Töchter an Lord Bentinck verheirathet war, trübten den Abend seines Lebens. Er starb den 7. Mai 1811. Mehre seiner Lustspiele sind deutsch bearbeitet: „Die Brüder" von Dalberg (Frankf. 1786), „Der Westindier" von Bode (Hamb. 1775), „Der Cholerische" von Dalberg (Manh. 1785), „Der natürliche Sohn" von Küttner (1785) u. a. m. Eine Sammlung seiner theatralischen Werke erschien in 14 Bdn., Lond. 1817—18. Sein „Observer, a collection of moral, literary and familiar essays" (letzte Ausg. Lond. 1810, 3 Bde.) ist selbst den Philologen wichtig, weil Cumberland, ein Enkel Richard Bentley's, manche der dort niedergelegten Nachrichten über griech. Lustspiele und griech. Literatur diesen Papieren entnommen haben mochte.

Cundinamarca, Provinz im südamerikan. Freistaate Neu-Granada, zwischen Boyacca und Cauca; 4580 QM., mit 391.500 Ew., ist in 4 Districte: Bogota, Antioquia, Maraquila und Neiva getheilt. Hauptstadt ist Santa Fe de Bogota.

Cuneo, Provinz im Fürstenthum Piemont (Königreich Sardinien), 123¼ QM., mit 521.630 Ew., liefert Getreide, Obst, Wein, Kastanien, Hanf, Seide, Eisen, Blei, Marmor. — 2) (Coni), befestigte Hauptstadt am Einflusse der Gesso in die Stura, mit schöner Collegiatkirche, Gymnasium, Citadelle und 16.700 Ew., welche ansehnlichen Handel treiben und in Baumwolle weben.

Cupido, den man sehr häufig mit dem Eros der Griechen und dem Amor der Römer verwechselt, verhält sich zu diesem, wie das Verlangen (Himeros bei den Griechen, Cupido bei den Römern) sich zur Liebe (Eros, Amor) verhält. Da man aber alle Arten und Wirkungen der Liebe, die rein geistige und beständige, wie die gemeinsinnliche und flüchtige, dem Eros oder Amor beimaß, so kam es, daß man Cupido mit Amor und Eros für gleichbedeutend nahm. Auf ihn lassen sich die schönen Worte deuten, die Properz von dem Grunde singt, den der Künstler gehabt haben mochte, indem er den Amor als Knaben bildete:

Er empfand es, daß nimmer Verstand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köstlichste sey.

Cupolofen, s. Eisen- und Schachtöfen.

Cura (Myth.), allegorische Gottheit, die Sorge. Hygin erzählt: die Sorge fand an einem Flußufer Thon, bildete daraus in Gedanken eine Gestalt und bat dann Jupiter, dieselbe zu beseelen, welcher es that. Cura

wollte hierauf dem Geschöpf ihren Namen beilegen, Jupiter aber den seinigen; dasselbe wollte Tellus (Erde), da der Stoff der Gestalt ihr entnommen sey. Saturnus, zur Schlichtung des Streits aufgefordert, entschied nun: „Du, Jupiter, gabst dem Geschöpf die Seele, so nimm auch den Leib; Du, Sorge, hast es gebildet, so gehöre Dir es im Leben; Du, Tellus, gabst den Stoff (humus), so gib ihm auch den Namen; Mensch (homo) heiße dieß Geschöpf". Vgl. Herders Gedicht „Das Kind der Sorge".

Curaçao, eine ungefähr 8 QM. enthaltende Felseninsel unter den Antillen, unweit Venezuela. 1527 nahmen sie die Spanier; allein 1634 von den Holländern erobert, sicherte diesen der westphälische Frieden den ruhigen Besitz davon, bis die Engländer 1807 sich ihrer bemächtigten und sie 1815 zufolge des Pariser Friedens dem Könige der Niederlande abtraten. Sie liegt unter 12° nördl. Breite und zwischen 51—54° westl. Länge. Der Boden besteht fast nur aus dürrem, mit einer dünnen Lage Erdreich bedecktem Felsen, welchem indeß der niederländische Fleiß bedeutende Ernten an Zucker, Taback, Baumwolle, Cacao u. s. w. abzugewinnen weiß. Auch hat Curaçao Ueberfluß an Rindvieh, Schafen, Schweinen, Geflügel, Schildkröten und Fischen. Es gibt nur eine Quelle und einen kleinen Bach und sehr oft leidet die Insel an gänzlichem Wassermangel. Ihre Hauptwichtigkeit bestand bisher in dem sehr bedeutenden Schleichhandel, welcher von hier aus mit dem noch spanischen Südamerika getrieben wurde. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 8—10.000 belaufen, worunter etwa 5000 Neger und viele Juden. An der Südostseite liegt der sichere und bequeme Hafen St.-Barbara, dessen Eingang aber beschwerlich ist. An demselben befindet sich die einzige Stadt der Insel, Wilhelmsstadt; sie ist zwar nicht groß, aber eine der am besten gebauten Städte Westindiens. Das Fort Amsterdam beschützt den Eingang des Hafens. Sie ist voll von Niederlagen und Magazinen. Hier befinden sich eine Menge fremder Kaufleute. Einige kleinere umherliegende Inseln sind unbewohnt und dienen bloß zum Aufenthalt einiger Heerden.

Curare (Torikologie), Waffengift der Indianer am Orinoco, und nebst dem Ficunas am Amazonenfluß und dem Upastirute in Java, das heftigste, was man kennt. Es kommt von dem Oberhäutchen des Stammes einer Liane, die botanisch noch unbestimmt, im Lande aber als Maracury bekannt ist. Es kann dieß Gift innerlich ohne Schaden genommen werden; ja es gilt vielmehr im Lande als magenstärkende Arznei; ins Blut gebracht aber tödtet es in sehr kurzer Zeit. Die Indianer vergiften daher nicht nur in Kriegen ihre Pfeile damit, sondern bedienen sich desselben auch auf gleiche Weise zur Jagd, da der Genuß von auf diese Art erlegten Thieren ganz unbedenklich ist.

Curatel, s. Vormundschaft.

Curiatier, s. Horatier.

Curie, 1) Der Gerichtshof; z. B. die Lehnscurie, der Lehnshof. 2) Bei geistlichen Stiftern die Wohnung eines Kanonicus. Curialien sind die in der Sprache der Gerichtshöfe und Kanzleien eingeführten Formalitäten im Schreiben. Sehr viele würden ganz entbehrlich seyn, allein die Gewohnheit bürget für ihre Fortdauer. (Siehe Ceremoniel.) Curialstyl, der Kanzleistyl oder die bei Gerichtshöfen

übliche Schreibart, die größtentheils steif, schleppend und schwerfällig, auch mit lateinischen Brocken reichlich untermengt, gegen die gebildete Schrift- und Gesellschaftssprache um ein halbes Jahrhundert zurücksteht. — Curie, im alten Rom gewisse Abtheilungen des Volkes, welche Romulus einführte. Dieser theilte das römische Volk in 30 Curien und wies jeder Curie einen eigenen Ort an, wo sie ihre Feste beging und wobei ein eigener Priester, Curio genannt, das Opfer verrichtete. Wenn das Volk öffentlicher Angelegenheiten wegen zusammen kam, so versammelte es sich in Curien auf dem sogenannten Comitium. Hier wurden über Krieg und Frieden, über neue Gesetze ꝛc. Beschlüsse gefaßt. In diesen Vorrechten blieben die Curien bis auf Servius Tullius, welcher das weit stärker gewordene Volk in Classen abtheilte. Jede Curie hatte ihr gemeinschaftliches Gebäude, Curia genannt, wo sie sich versammelte. In den neuen ständischen Verfassungen der deutschen Bundesstaaten kann man die getrennten Kammern der Landstände (gewöhnlich zwei) ebenfalls Curien nennen, wie es z. B. in dem Schreiben des damaligen Prinzen-Regenten vom 5. Juni 1819, die allgemeine Ständeversammlung des Königreichs Hanover betreffend, geschehen ist. Jede Kammer hat dann eine Gesammtstimme, die aus der Mehrheit der Virilstimme ihrer Mitglieder entsteht. Ueber die Gesammtstimme auf dem Bundestage und über die vorgeschlagene Einführung der mediatisirten Fürsten nach Curien bei dem Bundestage s. Virilstimmen, Deutsche Bundesversammlung und Mediatisirte. — Römische Curie, die Gesammtbenennung aller mit Handhabung der Gerechtsame und Oberaufsicht des Papstes über die kath. Christenheit beschäftigten Regierungsbehörden zu Rom. Das einträgliche Recht der Verleihung und Bestätigung geistlicher Aemter und Pfründen wird durch die Dataria (s. d.) verwaltet, welche die Bittschriften annimmt, die Bescheide abfaßt und die Einkünfte des Papstes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten ꝛc. beitreibt. Durch die Geschenke, Sporteln und Gebühren, welche das Heer der Angestellten bei dieser Behörde ernähren müssen, gehen Millionen nach Rom, von denen ein Theil der apostolischen Kammer zufließt. — Schwieriger sind die Geschäfte des Oberappellationshofes oder der Rota. (Vgl. d.) — Einen ausgebreiteten Einfluß hatte in gläubigern Zeiten das Amt des Cardinal-Großpönitentiarius als Präsidenten der Penitenzieria, welcher in Ansehung aller Gewissensfälle, Gelübde, Büßungen, Fasten und verbotenen Verwandtschaftsgrade in Ehesachen absolvirt und dispensirt, bei denen der Papst sich das Recht der Absolution und Dispensation vorbehalten hat (daher Reservationen). — Außer diesen Behörden, deren Wirkungskreis sich über die ganze kath. Christenheit erstreckt, gibt es zu Rom noch mehre zunächst bloß mit der Regierung des Kirchenstaats beschäftigte Behörden, wie die Sagra consulta oder das peinliche Obergericht, in welchem der Cardinal Staatssecretär präsidirt; die Signatura di giustizia, ein für Civilsachen niedergesetztes Justizcollegium von 12 stimmfähigen Prälaten, an dessen Spitze der Cardinalproveditore oder Justizminister des Papstes steht, und mit die Rignatura di grazia concurirt; die apostolische Kammer, in welcher 12 Prälaten unter dem Vorsitze des Cardinalkämmerlings arbeiten, das Vermögen der Kirchen und die Domainen des Papstes verwalten und alle die Einkünfte einnehmen, welche der Papst als Landesherr und oberster Bischof des Kirchenstaats, wie auch von Kirchen und Ländereien,

die außer diesem Staat unmittelbar unter ihm stehen und Lehn von ihm nehmen, erhalten muß; und eine Menge Governatoren, Präfecten, Procuratoren ꝛc., in deren Händen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung sind. — Die Ausfertigung der Bullen, Bescheide und Decrete, welche vom Papste unmittelbar oder von diesen Behörden erlassen werden, nur die Breven, welche der Cardinalsecretär der Breven expedirt, ausgenommen, geschieht durch die päpstl. Kanzlei, deren Geschäfte unter dem Vicekanzler von 12 Abbreviatores (s. d.) und mehren hundert Schreibern besorgt werden. — Alle diese Stellen werden von Geistlichen verwaltet und sind großentheils Pfründen, die der Papst um einen nach Verhältniß ihrer jährl. Einkünfte bestimmten Preis förmlich verkauft. Unter Sixtus V. gab es 4000 verkäufliche Aemter; diese Zahl ist späterhin herabgesetzt und der damit getriebene Mißbrauch eingeschränkt worden. — Der oberste Staats- und Kirchenrath des Papstes ist das Collegium der Cardinäle, welche er, wenn es ihm gut dünkt, zusammenberuft, um sich mit ihnen über die innern und äußern Angelegenheiten seines Staats und der kath. Kirche zu berathen. Die Sitzungen des höchsten Senats, unter dem alle übrige Regierungsbehörden zu Rom stehen, werden Consistorien (s. d.) genannt. — Gegenwärtig bestehen 22 Congregationen (s. d.) der Cardinäle zu Rom.

Curio (C. Scribonius) stammte aus dem Scriboniſchen Geschlechte, war ein Freund des P. Clodius, ein Gegner des Cicero, ein geschätzter Redner, und bekleidete im Jahre Roms 677 das Consulat mit dem Cn. Octavius Nepos. Während desselben suchte er mit seinem Collegen die Anordnungen des Sulla gegen die Unternehmungen der Tribunen zu behaupten. Einer von diesen, ein gewisser Cajus Sicinius, der durch seine Possen die Gunst des Pöbels erlangt hatte, war so kühn, die Consuln vor die Comitien zu fordern und Rechenschaft von ihnen über ihr Betragen gegen die Tribunen zu verlangen. Sie erschienen, aber Curio hielt eine nachdrückliche Rede an das Volk, worin er zeigte, daß alle vorhergehenden Uebel aus der großen Gewalt der Tribunen entstanden seyen. Das Volk gab ihm vollen Beifall und die Tribunen mußten ihre Anmaßungen aufgeben. Diesen Sieg hatten die Patrizier allein dem Curio zu danken, denn sein College Octavius saß die ganze Zeit über still da, weil er krank war. Cicero berichtet noch ferner von ihm, daß er das Manilische Gesetz begünstigte, daß er nach seiner Rückkehr aus Macedonien über die Dardaner, ein Volk in Macedonien, triumphirte, daß er die Brüder Cossi gegen den Redner M. Antonius vertheidigte, daß er plötzlich von seinem Gedächtnisse verlassen und unter dem Consulate des Calvinus und Messala gestorben sey. — C. Scribonius Curio, ein Sohn des Vorigen und Volkstribun, während Cäsar in Gallien kriegte. Er war anfangs ein Freund des Cn. Pompejus und ein Gegner des Cäsar, sodaß er sogar mit dem Vorschlage zu einem Gesetze umging, nach welchem Cäsar seiner Statthalterschaft und des Commando's in Gallien entsetzt werden sollte. Allein Cäsar wußte bald ein Mittel zu finden, ihn auf seine Seite zu bringen. Der Tribun war tief verschuldet und dabei mancherlei Ausschweifungen ergeben. Cäsar bezahlte seine Schulden und versorgte ihn reichlich mit Geld zur Befriedigung seiner Begierden, weßhalb Curio in Kurzem sein vertrautester Freund ward. Doch schlug er sich nicht auf einmal, sondern stufenweise und vorsichtig, auf Cä-

sars Seite, um noch des Pompejus Vertrauen zu behalten. Dieser drang in ihn, das Gesetz wegen der Zurückberufung Cäsars vorzutragen; aber Curio wußte es unter schicklichen Vorwänden von einer Zeit zur andern zu verschieben, bis das letzte Jahr Cäsars beinahe verflossen war. Jetzt that er den Vorschlag, daß man entweder sowohl dem Pompejus, als Cäsarn das Commando und die Statthalterschaft lassen, oder Beide absetzen sollte. Er wußte indessen wohl, daß Pompejus diesen Vorschlag nicht billigen würde. Der Senat war mehr auf Seiten des Pompejus; das Volk aber stimmte mit dem Tribun überein. Die Sache blieb also noch unentschieden. Da man aber doch dem Pompejus zu Gefallen bloß Cäsarn zur Niederlegung seines Commando's nöthigen wollte und die Tribunen mit Gewalt von den Consuln aus dem Senate vertrieben wurden; so begaben sie sich in Cäsars Lager bei Ravenna und erbaten sich seinen Schutz. Der Krieg nahm nun wirklich zwischen den beiden Nebenbuhlern seinen Anfang. Nachdem sich Cäsar Italiens bemächtigt hatte, schickte er den Curio mit 3 Legionen nach Sicilien, um diese Insel unter seine Gewalt zu bringen. Auch schickte er ihn nachher nach Afrika, wo er aber vom P. Accius Varus geschlagen und in der Schlacht getödtet wurde. Noch ist dieser Curio bekannt wegen der prächtigen Leichenspiele, die er bei Gelangung zum Tribunat seinem Vater zu Ehren halten ließ. Er ließ dabei zwei hölzerne Theater so nebeneinander bauen, daß sie einander den Rücken zukehrten und man in jedem des Vormittags besondere Schauspiele aufführen konnte, ohne das die Zuschauer einander hinderten. Des Nachmittags ließ er beide Theater mit allen Zuschauern, so herumdrehen, daß sie ein Amphitheater formirten, wo Fecht- und Kampfspiele gehalten wurden. An ihn sind die Briefe Cicero's „Ad Div. lib. 2" gerichtet.

Curius Dentatus (Marcus Annius), ein wegen seiner Frugalität und Unbestechlichkeit berühmter römischer Feldherr. Drei Mal bekleidete er die Würde eines Consuls und genoß zwei Mal die Ehre des Triumphs. Er war ein Mann von der strengsten Rechtlichkeit, und seine Lebensart war ganz die edle Simplizität eines alten römischen Republikaners. Er beendigte den langjährigen samnitischen Krieg und sein Vaterland überließ ihm ganz die Abschließung des Friedens. Die Gesandten der Samniter fanden ihn auf einer elenden hölzernen Bank am Feuer sitzen und sich selbst eine ärmliche Mahlzeit von Rüben in einem irdenen Topfe zubereiten, als sie ihm goldene Gefäße anboten, um durch ihn einen vortheilhaftern Frieden zu erlangen; allein der edle Römer schlug sie mit Verachtung in den Worten aus: „Mein irdenes Geschirr ziehe ich Euern goldenen Gefäßen vor, denn lieber will ich über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn." Als der Neid der Patrizier den Curius einst beschuldigte, einen großen Theil von der Kriegsbeute unterschlagen zu haben, so konnte er den wahrhaftigen Eid schwören, daß er nur ein kleines hölzernes Oelgefäß behalten habe, um den Göttern ein Traukopfer zu bringen. Seinen Namen verherrlichte er auch in den Kriegen mit Tarent und dem Könige von Epirus, wo er über den Pyrrhos einen rühmlichen Sieg erkämpfte. Das Geschenk, welches ihm der hierüber erfreute Senat in 50 Hufen Landes machen wollte, schlug er aus und von der unermeßlichen Beute behielt er nur ein kleines Gefäß aus Buchenholz zu seinen häuslichen Opfern.

Curran (John Philpot), geb. 1750 zu Newmarket in der Grafsch.

Cork, Staatsredner und Master of the rolls in Irland, vereinigte sich mit Sheridan, Grattan, Ponsonby u. a. Patrioten für das Wohl ihres unglücklichen Vaterlandes gegen Mißbräuche und Willkür. Mit außerordentlichen Talenten verband Curran eine Kraft des Willens zum Guten und Edeln, deren Keime zuerst seine Mutter, dann der Unterricht (im Trinity-College zu Dublin, hierauf seit 1773 in der Rechtsschule, dem Temple, zu London) und das Beispiel ausgezeichneter Mitbürger, vorzüglich aber die glühendste Vaterlandsliebe in ihm bis zu einer Vollkommenheit entwickelt hatten, die ihn den Ersten seiner Zeit gleichstellte. Als er das erste Mal öffentlich sprach, war er so schüchtern, daß er fast nur stammelte. Man nannte ihn daher den Stammler; allein sein Geist besiegte jedes natürliche Hinderniß, und bald wurde seine Beredtsamkeit allgemein bewundert. Als Advokat nahm er sich mit aller Kraft der Unterdrückten an, insbesondere der Katholiken. Seit 1782 war er, als Mitglied des irländ. Parlaments, stets für die Sache Irlands thätig, ohne jedoch die gewaltsamen Maßregeln der vereinigten Irländer, die einen Bürgerkrieg zur Folge hatten, zu billigen. Das Volk verehrte ihn; Fox und andere Patrioten waren seine Freunde. Unter Fox's Ministerium nahm er die Stelle eines Master of the rolls an, legte sie aber nieder, als das neue Ministerium andere Grundsätze in Ansehung Irlands befolgte. Er starb den 14. Okt. 1817, also viel zu früh, um die Emancipation der Katholiken zu erleben. Die Geschichte seines Lebens, herausgeg. von seinem Sohne Will. Henri Curran, Sachwalter in Irland (London 1819, 2 Bde.), ist zugleich die politische Geschichte Irlands.

Currende, ein bei festlichen Gelegenheiten umherziehendes, singendes Chor von Schülern. Aus den Zeiten der Bettelmönche, welche umherzogen und Gaben der Milde für ihren Unterhalt einsammelten, ging diese Sitte auf die sogenannten Bachanten und Schützen (s. Schulen) über, die vor den Thüren einige Choräle absangen und dafür eine Spende erhielten. Den Namen Currende selbst leitet man von dem lateinischen currere (laufen) ab, weil die Currende nie stehen bleibt, sondern ambulant ist. Nach der Reformation wurden die Currenden in Singchöre umgeschaffen, die wöchentlich einige Mal vor den Häusern im Chor sangen. Nur noch an einigen Orten in Sachsen besteht dermalen diese Sitte.

Cursiv, die etwas schräg liegende latein. Schrift, deren man sich in den Druckereien häufig zu solchen Wörtern und Stellen bedient, die vor den übrigen ausgezeichnet werden sollen, zum Unterschied von der aufrechtstehenden Antiqua so genannt. In ihr kommen dieselben Unterabtheilungen wie in jener vor. Aldus Manutius in Venedig erfand diese Schrift.

Cursorisch, fortlaufend, sodaß man sich nicht lange verweilt, z. B. einen Autor cursorisch lesen, ohne sich durch viele Erklärungen aufzuhalten, im Gegensatze von statarisch lesen, sich durch Anmerkungen und umständliche Erklärungen dabei verweilen. Bloß cursorische Lecture führt zur Seichtheit; die Verbindung beider Arten der Lecture ist aber empfehlungswerth, besonders wenn man zur statarischen Lecture einen schwerern, zur cursorischen einen leichtern Autor wählt, jedoch 2 Autoren aus gleichem Zeitalter, z. B. den Cicero und Horatius zur statarischen, den Livius und Virgils „Aeneide" zur cursorischen.

Cursus, der Lauf, uneigentlich der Inbegriff eines in Absätzen gegebenen wissenschaftlichen Unterrichts von einem gewissen bestimmten Umfang, also der Lehrgang, z. B. ein historischer Cursus, ein mathematischer Cursus, auch die verfassungsmäßige Prüfung, der in manchen Staaten, namentlich im Preußischen, sich Medicinalpersonen vor ihrer gesetzlichen Zulassung zur Praxis unterwerfen müssen, wodurch sie vor Sachverständigen außer der mündlichen Prüfung, durch gewisse Leistungen bewähren sollen, daß sie mit den Gegenständen ihres Berufs vertraut sind. Auch bezeichnet man damit die Abtheilung der Zuhörer oder Schüler, welche einen Cursus hören, und sagt daher: ein Schüler vom zweiten Cursus u. s. w. Noch bedeutet es die Zeit eines bestimmten Studiums.

Curtius (Marcus), ein vaterlandsliebender junger Patrizier des alten Roms, erwarb sich — der Sage nach — bei folgender Gelegenheit einen unsterblichen Namen. Im J. d. St. 392 hatte sich, vermuthlich durch ein Erdbeben, mitten auf dem Marktplatze zu Rom eine grausenvolle tiefe Kluft geöffnet, aus der pestartige Dünste empor qualmten und die man vergeblich auszufüllen bemühte. Auf Befragen ertheilten die Augurn die Antwort, jener Schlund würde sich schließen, sobald man Dasjenige hineinwürfe, was die Stärke und Macht des römischen Volkes in sich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas Herrlicheres habe, als Waffen und Tapferkeit? und da die Antwort verneinend ausfiel, bestieg er ein kostbar aufgezäumtes Roß, weihte sich vor den Augen des Volkes dem heldenmüthigen Tode fürs Vaterland, ritt auf den Markt und stürzte sich in jenen unterirdischen Schlund, der sich mit dieser kostbaren Beute auf der Stelle soll geschlossen haben.

Curtius (Michael Konrad), geboren 1724 zu Techentin, einem Dorfe im Mecklenburgischen, besuchte die Schulen zu Goldberg, Parchim und Schwerin, bezog 1742 die Universität Rostock und widmete sich dem Studium der Theologie; mehr als diese zogen ihn jedoch Philosophie, Beredtsamkeit und Geschichte an. Nach Vollendung seiner akademischen Studien nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem damaligen Archidiakonus und nachherigen Superintendenten Paul Rehfeld zu Stralsund an, und hier erwarb er sich mit unglaublich angestrengter Thätigkeit das Verdienst, einen taubstummen Knaben so weit zu bringen, daß er sich verständlich gut ausdrücken konnte. Durch eine kleine Schrift: „Schilderung des Reichs der Beredtsamkeit", war er dem hannöverischen Staatsminister von Schwicheldt bekannt geworden und dieser übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Der Minister, die vielseitige Brauchbarkeit des rastlos-thätigen und rechtschaffenen jungen Mannes bald wahrnehmend, gab ihm mehre Beweise seiner Achtung und bediente sich seiner in wichtigen Geschäften. Ebenso gewann Curtius das volle Zutrauen des Ministers von Münchhausen. 1759 trat er das Amt eines Professors der Philosophie und Geschichte bei der Ritterakademie zu Lüneburg an, erhielt 1767 den Ruf als Professor der Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst an der Universität zu Marburg, mit dem Charakter eines hessischen Rathes und trat 1768 diese Stelle wirklich an. Um diese Zeit schrieb er seine treffliche Schrift: „Commentarii de senatu romano sub Imperatoribus — post tempora eversae reipublicae ad nostram aetatem". Mehre gelehrte Gesellschaften nahmen ihn nun zum Ehrenmitgliede auf, und mit der größten Gewissenhaftigkeit suchte er sich dieser Ehrenbezeugungen auch würdig zu machen. Als Mitglied der braunschweig-lüneburgischen

Landwirthsgesellschaft zu Zelle, bearbeitete er den Columella (s. d.). 1789 erhielt er den Charakter eines Geheimen Justizraths und wurde 1795 Primarius der philosophischen Fakultät. Er starb 1802. Curtius wirkte als Schriftsteller, als akademischer Lehrer, als Geschäftsmann und als Mensch wohlthätig auf seine Zeitgenossen. Die dichterischen Früchte seiner Jugend sind jetzt und mit Recht, vergessen, indeß wirkten sie doch in jenem Zeitalter als gutgemeinte Versuche und als keineswegs fruchtlose Erstlinge der auf deutschen Boden verpflanzten Manier des klassischen Alterthums ziemlich vortheilhaft. Reifer war schon das Unternehmen, die Aristotelischen Grundsätze der Poetik durch eine Uebersetzung in Umlauf zu bringen. Sein klassisches Werk „Ueber die Verfassung des römischen Senats nach dem Umsturze der republikanischen Constitution" verschaffte ihm einen ausgebreiteten literarischen Ruhm. Seitdem er sein Lehramt in Marburg angetreten hatte, schränkte sich seine schriftstellerische Wirksamkeit besonders auf die Geschichte seines neuen Vaterlandes ein, welche er durch mühsame Forschungen zu berichtigen und zu bereichern suchte.

Curtius Rufus (Quintus), der Verfasser einer Biographie Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon jedoch die beiden ersten verloren gegangen sind, war der Sohn eines Fechters, empfahl sich aber durch seine Kenntnisse dem Tiberius, sodaß er unter diesem die Prätur und unter Claudius das Consulat und die Erlaubniß zu einem Triumph und endlich das Proconsulat von Afrika erhielt. Hier starb er im J. 69 nach Chr. Geb. in hohem Alter. Als Historiker gebührt dem Curtius kein besondres Lob. Unkundig des Kriegswesens und der Erdbeschreibung, scheint er zum größten Theil aus griechischen Geschichtschreibern, aus Ptolemäus, Diodorus von Sicilien, Hegesias, dem romanhaften Klitarhus und Trojus Pompejus, theils übersetzt, theils ohne Prüfung compilirt und an den meisten Stellen aus trüben Quellen geschöpft zu haben. Deßhalb ist er wenig glaubwürdig und sein Werk daher für etwas mehr als ein Roman zu betrachten. Ueberdieß ist seine Darstellung mehr rhetorisch als historisch. Absichtlich legt er seinen Personen lange Reden in den Mund, beschreibt und schildert Alles in einer rhetor. Manier und bedient sich deklamatorisch-geschmückter Ausdrücke. Sein Styl ist überladen blumenreich, zu gesucht, wortreich und schwülstig, überdieß ungleich. In vielen Stellen dagegen ist seine Sprache zierlich, angenehm, voll Würde, weil seine Beredtsamkeit zuweilen erhaben, öfters kräftig und männlich ist. Die Incorrectheit seiner Sprache hat man offenbar zu sehr getadelt. Das Unterhaltende in seiner Darstellung, sowie mehre interessante Beschreibungen, und daß einige der von ihm eingerückten Reden Meisterstücke sind, ist nicht zu verkennen. Mit gereiftern Gymnasiasten sollte man, wenn auch gleich sein Styl nicht nachahmungswürdig ist, der lebhaften Erzählung von den Thaten eines an sich interessanten Helden wegen, den Curtius auf Schulen lesen. Ergänzt haben ihn Christoph Bruno, ein baierischer Mönch, kurz und trocken, Freinsheim sehr weitläufig, und Christoph Cellarius, zwischen Beiden die Mitte haltend. Die beste Ausgabe ist von Snakenburg (Leyden 1724, 4.); unter den neuern die von Schmieder (Göttingen 1814). Uebersetzt hat ihn Aler. von Rainer weit besser als Ostertag, Letzterer zwar sehr treu, aber in einem schwerfälligen und schleppenden Gange geschrieben. Ueber sein Leben haben Buttmann und Hirt Abhandlungen geschrieben.

Cusanus, oder Nicolaus von Cus, ein durch seine Gelehrsamkeit, Mildthätigkeit, sowie durch seine politische Wirksamkeit rühmlichst bekannter Kirchenprälat, war der Sohn eines armen Fischers, Krebs genannt, aus dem Bernkastel an der Mosel gegenüberliegenden Dorfe Cus. Ein Graf von Manderscheid nahm sich des talentvollen Knaben an und erhielt ihn auf den gelehrten Anstalten der damaligen Zeit. In Padua ward er, 22 Jahre alt, Doktor der Rechte, zeichnete sich durch seine ungemeinen Kenntnisse in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, Philosophie, Mathematik und Geschichtkunde aus und ging bald zum geistlichen Stande über. Pfarrer in St.-Wendel, Dechant in St.-Florin zu Koblenz, Probst zu Münster-Meienfeld und Erzdiakon zu Lüttich war er kurz hintereinander. Er zog zum baseler Concilium und legte dort seine Schrift „De concordatia catholica“ und die „Reparatio calendarii“ vor. 1448 wurde er von Papst Nicolaus V. zur Cardinalswürde erhoben. Die Beschäftigung mit den tiefsten und höchsten Geheimnissen göttlicher und menschlicher Dinge und eine leitende Kenntniß der Menschen verband Cusanus mit einer scharfsinnigen freien Betrachtung der Natur des Himmels und der Erde. Dabei hatte er einschmeichelnde Gewandtheit der Sitten, war ungemein listig, ließ sich nichts nehmen und suchte immer weiter zu kommen. Obgleich er zu gelehrt und frei war, um von Zeloten unangetastet zu bleiben, so wußte er durch Verhüllung Dessen, was er nicht klar sagen durfte, und seine Anhänglichkeit für die ersten Männer des Zeitalters Jenen zu entgehen, ohne bei der Nachwelt den Ruhm einzubüßen, daß er rücksichtlich unseres Weltsystems (er lehrte damals schon, lange vor Galilei, die Bewegung der Erde um die Sonne und erkannte die Mehrheit der Welten), und der Quellen des geistlichen Rechts (er war einer der Ersten, die den Betrug der Isidorischen Decretalen erkannten) und anderer wichtigen Materien über sein Zeitalter hinausgesehen. Später war er eine Hauptstütze des päpstl. Stuhls, und Aeneas Silvius nennt ihn den Herkules Papst Eugens IV. gegen das Concilium zu Basel. Gegen den Willen des Erzherzogs Siegmund wurde er in das Bisthum Brixen vom Papst eingesetzt, behauptete sich nicht allein, sondern machte auch Erwerbungen für das Hochstift und mancherlei Ansprüche. Stolz und Frechheit warf man ihm vor, und das freie tirolische Volk konnte seine Art nicht vertragen. Im Verlaufe mancher anderen Ereignisse, besonders im Gefolge des Interdikts, wurde er auf der Burg Bruneck genöthigt, sich zu ergeben, da die meisten seiner Leute schon verwundet waren. Er gab nun nach, wurde frei und zog nach Rom, wo er 1464 im 64. J. seines Lebens starb und auch begraben liegt. Sein Herz umfaßt die Spitalkirche zu Cus. Cusanus war einer der ersten Denker, welche die Bahn der scholastischen Philosophie verließen und sich zum System der Neuplatoniker hinneigten. So dunkel und unhaltbar auch sein metaphysisches System von Gott, als dem Maximum, welcher als absolute Einheit auch zugleich das Minimum ist, aus sich die Gleichheit und die Verbindung der Gleichheit mit der Einheit (Sohn und Geist) erzeuget, von welchem keine eigentliche — als welche durch Zahl allein vermittelt wird — sondern nur uneigentliche und unvollkommene Erkenntniß durch mathematische Symbole möglich ist, von der Welt, als dem zusammengezogenen oder endlich gewordenen Maximum, von der Einheit des Schöpfers und der Schöpfung; so mißlungen sein Versuch ist, in diesem System des

Pantheismus und Theismus die Geheimnisse der Dreieinigkeit und Menschwerdung zu erklären: so kommen in seinen Schriften doch neben jener Mystik auch tiefe, aber unentwickelte Blicke in das menschliche Erkenntnißvermögen vor, z. B. daß in den Zahlen (die er für ratio explicata hielt) und Zahlverhältnissen die Principien des Erkenntnißvermögens enthalten seyen; daß die absolute Wahrheit dem Menschen unerreichbar und dem Menschen nur eine wahrscheinliche Erkenntniß beschieden sey, daher er auch die Schulphilosophie verspottete. Als Mathematiker hat er unter andern über die Quadratur des Cirkels geschrieben. Seine zahlreichen Werke (Basel 1565, 3 Bde., Fol.) zeugen von außerordentlicher Gelehrsamkeit. Was man auch über seinen Charakter sagen mag, so ist seine Stiftung nahe bei seinem Geburtsort Cus an der Mosel eins jener menschenfreundlichen Werke, wozu unsere Zeitgenossen entweder kein Geld mehr anzuwenden Lust haben, oder aus Furcht vor der in unsern Tagen mehr als je kund gewordenen Wandelbarkeit der Dinge und Nichtachtung schöner Absichten, nicht anzuwenden wagen. Es ist ein Spital für 33 Arme und Greise, ferner für die nöthigen Diener und Geistlichen, die in der Capelle den Gottesdienst besorgen sollten. Er gab dazu ein Capital von 20.000 rhein. Goldgulden her. Nur Mannspersonen von gutem Ruf hatten Ansprüche darauf, Weiber durften sie nicht mitbringen. Die 6 ersten Cellen waren für 6 Geistliche, die folgenden 6 für ebenso viele Adelige, die andern für gemeine Leute bestimmt. Zum Andenken, daß ein Graf Manderscheid der Beschützer seiner Jugend und seines Glückes Urheber gewesen, stiftete der dankbare Cardinal eine besondere adelige Celle für das Haus Manderscheid, sowie er in seinem Testament auch eine besondere Burse für arme Studirende von der Mosel in Deventer (einer Stadt in der holländischen Provinz Overyssel) stiftete, wo er, der arme Fischerssohn, seine ersten Studien gemacht hatte. In diesem Spital war Alles von dem Cardinal sehr menschenfreundlich angeordnet. Dem Hospital vermachte er seine Bibliothek und seine mathematischen Instrumente. Die Gebäude sehen sehr stattlich aus, sind ziemlich unterhalten und dem Zweck des Stifters gemäß noch zum Theil benutzt, obgleich sehr bedeutende Renten, namentlich ein einträglicher Zehnte zu St.-Wendel, unter der Franzosenherrschaft verloren gegangen sind. Des Cardinals Leben hat C. Harzheim (Trier 1730) beschrieben.

Cusco, Cuzco, 1) Provinz im südamerikanischen Freistaate Peru, im Südosten von Ayacucho oder Guamanga, mit 377.000 Einw. — 2) Hauptstadt derselben (71° 4′ W. L. von Greenwich, 13° 42′ S. Br.), die ehemalige Residenz der peruanischen Regenten (Inca's), an einem Arm der Maranon, zwischen zwei Bergen, deren einer der Ebene seine Bäche und Quellen reichlich zusendet und der andere dem Fluß Yncay schickt und ein liebliches Thal bewässert, in welchem der Bischof und andere Große ihre Landhäuser haben. Die Stadt wurde, der Sage nach, 1045 vom ersten Inca, Manko-Capak, gegründet. Die Größe und Pracht der Gebäude, der Festung und des Sonnentempels erregten das Erstaunen der Spanier, als die Stadt 1553 von Franz Pizarro erobert ward. In der Mitte war ein großer freier Platz, von dem die 4 Hauptstraßen ausgingen; alle Häuser waren von Stein erbaut und die Gemächer in den Palästen der Großen des Reichs schimmerten von Gold und Silber. Die Mauern der Stadt waren von roben Steinen mühsam und

dauerhaft erbaut und drei in der Mauer angebrachte große Festungswerke hingen mit dem großen Schlosse durch unterirdische Gänge zusammen. Es stehen noch die gewaltigen Mauern des Pallasts der alten Inca's, und an der Stelle, wo sich jetzt ein Dominikanerkloster erhebt, stand der hochberühmte Sonnentempel. Die Monstranz soll jetzt die Stelle einnehmen, wo sonst ein ungeheures Bild der Sonne von massivem Golde verehrt wurde, welches fast eine ganze Wand des Tempels einnahm, indem jedoch die drei übrigen Wände auch mit Gold überzogen waren. Auch sieht man noch viele Trümmer von ehemaligen indischen Tempeln, Pallästen, Wasserleitungen, Kanälen und Heerstraßen. Unter den erhaltenen Denkmälern altperuanischer Herrlichkeit zeichnet sich die große, zur Vertheidigung der Stadt erbaute Citadelle aus, deren Mauern vorzüglich dadurch Bewunderung erregen, daß die natürlichen, unbehauenen Steinmassen dergestalt in einander gepaßt und gefügt sind, daß weder Mörtel noch sonst ein Körper nöthig ist, um Zwischenräume auszufüllen, die nirgend zu finden sind, indem das Ganze nur eine gediegene Masse zu bilden scheint. — Das heutige Cusco hat schön gebaute steinerne Häuser und über 26.000 Einwohner, eine prächtige Kathedrale, viele reiche Kirchen und Klöster und mehre öffentliche Gebäude, welche durch ihre Pracht, Größe und Schönheit sich auszeichnen. Cusco besitzt eine Hochschule und zwei Gymnasien; ist ein Lieblingsaufenthalt reicher Familien (besonders Peruaner, welche noch große Vorliebe für diese Stadt haben), die großes Eigenthum an Bergwerken besitzen, zugleich der Hauptsitz der Fabrikindustrie Peru's: denn man verfertigt dort — freilich zu theuren Preisen — Tuch, gemaltes Leinwand, baumwollene Zeuche, Schnitzwerk aus Metall, Holz und Elfenbein, auch viele Bedürfnisse aus Leder.

Custine (Adam Philipp von), geb. zu Metz 1740, war der Sohn des franz. Generals Custine, der, in der Schlacht bei Roßbach verwundet, gefangen nach Leipzig gebracht und daselbst von Friedrich II. mit einem Besuche beehrt wurde. Schnell stieg der junge Custine von den untern Stufen des Kriegsdienstes zur Obristenstelle eines Dragonerregiments, das seinen Namen führte. Von beschränktem Geiste, aber voll Anmaßung, prahlerisch, hart, brausend, setzte er seinen Ruhm nur darin, ein guter Exerziermeister zu seyn. Als der amerikanische Krieg ausbrach, verließ er sein Regiment, um das nach Amerika bestimmte Infanterieregiment v. Saintonge zu kommandiren. Hier hätte sich sein Feldherrntalent entwickeln können, wenn ein solches in ihm gelegen hätte; aber es gebrach ihm an jener ersten Bedingung zu einem guten Soldaten und noch mehr zu einem ausgezeichneten Generale: er war nicht kaltblütig und gleichgültig genug beim Anblicke der Gefahr, um im Lärm des Treffens sich mit etwas Anderm, als seinem Ich zu beschäftigen; und allgemein ging die Sage, daß er sich mit Branntwein zum Muthe begeistere. Schon in Frankreich hatte er sich den Haß seiner Untergebenen zugezogen, der durch seine Grausamkeit in Amerika täglich noch zunahm. Nach der Einnahme von Yorktown und nach Beendigung der Feindseligkeiten ging Custine nach Frankreich zurück, wo er zum General-Major ernannt wurde. Diese Stelle setzte ihn gleichsam in Ruhestand, und ohne den ungeheuern Umschwung der Dinge von 1789 wäre seine kriegerische Laufbahn beendet gewesen. Er war in diesem Jahre unter den Generalständen als Deputirter des Adels. Beleidigt vom Hofe, that er Alles, um bei der Revolution sich voranzustellen, und da er in schlimmes Ge-

schrei gegen die alte Regierung ausbrach, gewann er den Ruf eines feurigen Patrioten und erhielt bald darauf eine der ersten Stellen bei der Rheinarmee. Von Landau zog er an der Spitze von 18.000 Mann aus, um die, mit 32.000 Mann bedeckten östreichischen Magazine in Speier wegzunehmen. Dieß gelang ihm am 22. September 1792, und über Worms zog Custine vor Mainz. Am 19. October zeigte er sich vor dieser festen Stadt, die ihm das Glück auch bald in die Hände spielte. Ganz Deutschland bewunderte zu dieser Zeit den unüberwindlichen Helden in ihm; ja der Wahlspruch, den er im Munde führte: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" — bewirkte, daß den fränkischen Armeen überall Freunde zuströmten. Doch, dem in Deutschland hier und da überhandnehmenden Freiheitsschwindel entgegen zu wirken, war Niemand geschickter, als gerade Er. Denn das unbesonnene Betragen, das Custine gleich nach der Besetzung von Frankfurt beobachtete, seine in dieser Stadt angesetzte Brandschatzung, seine Plünderung zu Weilburg, und endlich seine, jeden gebildeten Menschenverstand und jedes Ehrgefühl beleidigenden, Manifeste gegen die Fürsten Deutschlands erregten nicht nur allein den höchsten Unwillen jedes Antirevolutionärs, sondern öffneten auch den Schwachen, die sich mit der Ankunft der französischen Freiheitsprediger goldene Berge versprochen hatten, die Augen und zeigten ganz klar die wahre Absicht der Machthaber seines Vaterlandes, und so tadelhaft Custines politisches Benehmen war, so verwerflich war er auch als General. Indeß zur Belohnung seiner gewagten und gefährlichen Eroberungen zum Hauptgeneral der Rheinarmee ernannt, entzückte er die Hauptstadt durch die Ankündigung seiner angesetzten Brandschatzungen, sowie die Nation durch sein glänzendes Waffenglück. Allein schon von jetzt an hatte Custines Glück seinen Gipfel erreicht. Denn am 2. December eroberten die vereinten Preußen und Hessen Frankfurt wieder, und für Custine selbst begannen die Tage der Unfälle. Seit den ersten Tagen des Dec. war Mainz auf dem rechten Rheinufer blokirt. Vom 25. bis 26. März gingen die Preußen bei Bacharach über den Rhein. Custine zog sich, nachdem er eine starke Besatzung nach Mainz geworfen, in wilder Eile bis nach Landau zurück; denn General Graf v. Wurmser hatte mit östr. Truppen bei Ketsch über den Rhein gesetzt und bedrohte ihn im Rücken; Mainz war nun auf beiden Rheinufern eingeschlossen, jedoch mit 22.600 Mann besetzt und mit jeder Art Vorräthe hinlänglich versehen. Custine sammelte im Lager von Weissenburg neue Streitkräfte. Die Republik stand um diese Zeit am Rande des Untergangs; Belgien war verloren; Dumouriez zum Feinde übergegangen; Dampierre, sein Nachfolger, im Treffen geblieben und Custine wieder an seine Stelle zur Nord- und Ardennen-Armee berufen. Vergebens, von dem Vorgefühle dieser Last, die ihn überwältigen würde, gedrückt, suchte er seinen Abschied, oder um die Erlaubniß an, bei der Rheinarmee bleiben zu können, wo er Gegend und Menschen kenne. Sein unglücklicher Genius aber schleuderte ihn nach Norden, und hier war seine Laufbahn bald vollendet. Einige Worte, die er über Robespierre und dessen Consorten in unbedachtsam-prahlerischer Wuth aussprach, zogen ihm deren Haß zu und sein Tod wurde beschlossen. Gerade an demselben Tage, da Mainz kapitulirte, ward er in Verhaft genommen und nach

einem ziemlich langen Verhöre, in welchem er sich vor dem Revolutionsgerichte mit großer Geistesgegenwart vertheidigte, hart beschuldigt; aber keiner Thatsache, die unredliche Absichten gegen sein Vaterland zum Grunde gehabt hätte, überwiesen, wurde er dennoch am 27. Sept. 1793 guillotinirt. Custine besaß viel Witz und außerordentliche Verschlagenheit. Er schätzte die Wissenschaften, wie er in der Erziehung seines Sohnes bewies, den er zu Kolmar in der Militärschule erziehen ließ und dabei sich ausdrücklich ausbedung, ihn recht in der deutschen Sprache zu unterrichten, damit er die Schriftsteller dieser Nation nicht aus seichten Uebersetzungen brauche kennen zu lernen.

Custos (lat.), Hüter. Bei den Comitien (s. d.) der Römer hatte man gewisse Aufseher, welche Custodes hießen und darüber wachen mußten, daß bei der Stimmensammlung kein Unterschleif geschah. Diese Custoden besorgten die Ausziehung der Täfelchen aus der Urne, zählten die Stimmen und zeichneten sie mit Punkten auf Schreibtafeln, die sie in der Hand hielten. Daher der Horazische Ausspruch: Omne tulit punctum (er hat alle Stimmen für sich). In den neuern Zeiten nennt man die Aufseher von Bibliotheken und Naturalienkabinetten Custoden. — In der Buchdruckersprache heißen die am Schlusse einer Seite unten gesetzten Anfangssylben der nächst folgenden Seite Custoden. Der Symmetrie halber werden sie jetzt meistentheils weggelassen. Auch bedeutet Custos eine Stelle unter den 6 Prälaten bei hohen geistlichen Stiftern. Endlich kommt das deutsche Wort Küster, Kirchenhüter, ebenfalls von Custos her.

Cutch, britische Provinz in Hindostan (Vorder-Indien); hat 500 QM., ungewiß mit wie viel Einw., grenzt an den arabischen Meerbusen, ist nordöstl. morastig (s. Rume), südwestl. wild und steil gebirgig, bewässert vom Goni (Arm des Sind) und mehren kleinen Flüssen, hat wegen des undankbaren Bodens wenig angebaut werden können; doch treibt man Viehzucht (Kameele, Pferde, Rindvieh), auch finden sich wilde Esel. Die Einw. leben in befestigten Dörfern, sind feindselig unter einander, standen sonst unter Häuptlingen; sind seit 1816 zum britischen Gebiete gezogen und zur Präsidentschaft Bombai geschlagen.

Cuttac, 1) Distr. in der Provinz Orissa (Vorder-Indien), ist zum Theil unmittelbare Besitzung der Briten (Mogulbundee); ein anderer steht unter mehren zinsbaren Fürsten; ist waldig, wird bewässert vom Mahanuddy, Byturny, Brammy u. a.; bringt Getreide, Gewürze, Goldkörner, Eisen, Salz, Fische, Alligators, Schlangen. — 2) Hauptstadt in dem Mogulbundee, zwischen 2 Armen des Mahanuddy, hat gute Festungswerke und 100.000 Einw., welche baumwollene Waaren fertigen und Handel treiben.

Cutter (engl.), ein schnellsegelndes kleines britisches Seefahrzeug, etwas breiter als eine Chaluppe gebaut, auch beinahe ebenso betakelt, doch mit einem höhern Mast und einem gerade laufenden Boogspriet, oder einem solchen, der gelegentlich auf's Verdeck gelegt werden kann, und mit mehren und größern Segeln versehen. Außerdem daß diese Fahrzeuge besonders schnelle Segler sind, gehen sie sehr tief ins Wasser. Sie dienen in der Regel zur Fahrt im Canal zwischen England und Frankreich, zum Schleichhandel und zur Caperei. Das Gouvernement selbst rüstet oft Cutter als Kriegsschiffe aus, um gegen letztere zu strei-

fen, wo sie 6—8 Kanonen und 30 Soldaten mit sich führen. Auch belegt man mit diesem Namen eine Art Boote der Linienschiffe.

Cybele (griech. Kybele), eine Göttin der Alten, deren Begriff sich in die graueste Vorzeit verliert und in der Reihe der folgenden Jahrhunderte die mannigfachsten Veränderungen erlitt. Ursprünglich war sie eine Landesgottheit der Phrygier; sie ward aber ebenso, wie einige ägyptische Gottheiten, nach und nach ein Gegenstand der Verehrung der ganzen alten Welt. Anfangs war sie, wie Isis, das Symbol des Mondes, oder was mit diesem bei den ältesten Völkern so nahe verwandt ist, die Fruchtbarkeit der Erde, also mit dem Begriff der Rhea ziemlich einerlei. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, sondern schon in Geschichte verkleidet. Cybele war (nach Diodor) die Tochter des phrygischen Königs Mäon und seiner Gemahlin, der Dyndyma. Aus Verdruß, daß das Kind kein Sohn war, setzte sie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo sie von Löwen und Panthern gesäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und auferzogen wurde. Bald zeichnete sie ihre Schönheit und Verstand vor allen Andern aus. Sie erfand die Pfeifen und Trommeln, wodurch sie die Krankheit des Viehes und der Kinder unter den Landleuten heilte, und daher von ihnen den Namen der „guten Mutter der Gebirge" erhielt. Während dieser Zeit errichtete sie eine vertraute Freundschaft mit dem Marsyas und ließ sich in eine Liebschaft mit Atys (s. d.), einem Königsohn, ein, der mit ihr gleiches Schicksal gehabt hatte und auch von seinem Vater ausgesetzt worden war. Endlich wurde sie von ihren Eltern wieder erkannt und als Kind aufgenommen. Aber als ihr Vater ihren Liebeshandel mit Atys erfuhr, so ließ er diesen greifen und hinrichten und seinen Körper unbegraben hinwerfen. Vor Schmerzen kam Cybele hierüber von Sinnen. Sie durchirrte mit zerstreuten Haaren und unter den Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehre Länder bis in den fernsten Norden zu den Hyperboräern. Sie wollte ihren geliebten Atys suchen, den ihre Phantasie dem verwirrten Verstande noch als lebend, ihr nur geraubt darstellte. Marsyas war auf diesen Zügen ihr beständiger Begleiter; sie verlor ihn aber durch die Eifersucht des Apollo in dem bekannten für Marsyas so unglücklichen musikalischen Wettstreite. Apollo, welcher Cybele liebte, leistete ihr nun selbst, statt des Marsyas, Gesellschaft. Während ihrer Abwesenheit entstand in Phrygien die größte Theurung und Hungersnoth; und diese endigte nicht eher, als bis man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies und den Körper des hingerichteten Atys, oder vielmehr, da man ihn nicht fand, sein Bild begrub. Andere Traditionen sagen, daß Atys sich in einer Raserei, oder aus Keuschheit selbst entmannet habe, oder auch, daß er als junger Priester der Cybele von einem ihn verfolgenden unzüchtigen Könige entmannt worden sey. Cybele liebte ihn immer noch in diesem Zustande, und die Weiber stellten seiner Keuschheit zu Ehren jährlich unter einer Fichte ein großes Wehklagen an. Die Verehrung der Cybele ward nun zuerst in Phrygien herrschend und verbreitete sich von da weiter. König Midas zu Pessinus in Phrygien bauete ihr daselbst einen prächtigen Tempel. Ihre Priester waren Verschnittene; ihr Gottesdienst bestand in einem tobenden Lärm mit Instrumenten und im Umherschweifen durch Felder und Wälder. Ihr Cultus gehörte also zu den mit Begeisterung verbundenen Gottesdiensten. Je mehr er nach Norden und Westen wanderte,

desto stärker nahm der Reiz des Wunderbaren bei ihm zu; denn was dem glühenden Orientalen nur alltäglich vorkommen mußte, das setzte den kältern Nord- und Westländer schon in Erstaunen. Auf einer kleinen Insel im Hellespont, Samothrake, brachten die Priester diesen Gottesdienst der Cybele in ein förmliches System und pflanzten ihn durch die berühmten samothrakischen Geheimnisse weiter fort. Als der Cultus der Cybele nach Kreta kam, so fand er hier schon eine lokale Tradition von der Rhea. Die symbolische Aehnlichkeit beider Gottheiten war zu groß, als daß nicht beide Cultus in einander hätte schmelzen und aus beiden Göttinnen Eine werden sollen. Der Name Cybele war sogar endlich der herrschende und gebräuchlichste Name und unter ihm bekam sie einen Tempel auf dem Berge Ida. Auf ähnliche Art wurde nun auch die Cybele und Rhea mit der alten lateinischen Gottheit Ops vereinigt. Durch diese bezeichnete man die Erde und gab sie daher dem Saturn (dem Himmel und der Zeit) zur Gemahlin; beide sah man als Erfinder und Beschützer des Ackerbaues an. Der Ops feierte man die Opalien in einerlei Monat mit Saturns Saturnalien. Sowie nun der lateinische Saturn mit dem griechischen Kronos nach und nach Eine Person geworden war, ebenso wurde auch die lateinische Ops, die gute Mutter Erde, mit der griechischen Rhea und phrygischen Cybele, der großen Mutter der Götter, in Ein Subjekt vereinigt, weil die, diesen Gottheiten einzeln zum Grunde liegenden, dargestellten Objekte und auch die Art ihrer Verehrung unter einander verwandt waren. Was ihre Abbildung betrifft, so war ihre eigentliche Statue zu Pessinus bloß ein dunkler viereckiger, nicht allzu großer Stein. Sonst wurde sie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ihrem gewöhnlichen Attribut, abgebildet. Man deutete dadurch auf die durch den Ackerbau entstandene Cultur der Menschen und die Städteerbauung. Ein gewöhnliches Attribut ist auch der Schleier um das Haupt, der auf das Verborgene und Unbegreifliche in der Natur hindeutet. In der rechten Hand hält sie oft einen Stab, als Symbol ihrer Herrschaft; in der linken eine phrygische Handpauke, welche auf die Art ihrer Verehrung und auf die Cultivirung der Menschen durch Musik hinweist. Bisweilen stehen auch Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird sie auch auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen vorgestellt; oder sie sitzt auf einem Löwen und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten; oder ein Löwe liegt neben ihr: Alles Symbole ihrer Herrschaft und der Cultivirung der rohen Menschen durch sie. Auf einer Münze des Kaisers Commodus sieht man den Löwen der Cybele in vollem Laufe und die Göttin hat in der Rechten die Pauke und in der Linken den Spieß, welcher dem Löwen über dem Halse liegt. Oft sitzt auch Atys als nackter Knabe bei ihr, an dem man auch oft eine Beinkleidung und phrygische Mütze wahrnimmt. Auf andern Münzen erblickt man Cybele auf einem Thron, mit einem Löwen zu jeder Seite, sodaß sie mit der Rechten oder Linken sich auf die Pauke stützt, während sie mit der andern Hand einen Spieß hält. In dieser Abbildung hat auch Phidias sie vorgestellt. Auf einer Münze der Lucilla, Gemahlin des Lucius Verus, erblickt man auch den Atys vor der Göttin stehend. Auf den Münzen von Smyrna hat Cybele oft nur einen Löwen zur Seite, in der ausgestreckten Rechten eine Opferschale haltend. Zuweilen fehlt diese und es

stützt sich ihr Scepter im linken Arme auf die Trommel. Oft trägt sie statt des Scepters das Bild einer Wegsäule. Aeußerst selten trifft man sie stehend auf Münzen an.

Cykladen, alter Name der im Kreise (griech. Kyklos) um Delos liegenden Inseln im ägäischen Meere, südöstlich von Euböa und Attika. Vom Berge Kynthos auf Delos ist der Anblick der Cykladen ungemein schön. Sie sind sehr fruchtbar und reizend, haben einen Flächenraum von 55½ QM. und eine Bevölkerung von 91.500 Seelen, meist Griechen. Jetzt zum freien Hellenenstaate gehörend, wurden sie 1828 in 3 Departements eingetheilt: die Nordcykladen: Andros, Tino, Mykone, Syra, Thermia, Zea, Serfo; die Centralcykladen: Naxos, die größte, fast in der Mitte liegend, Paros, Kos, Sikina, Polikandro, Milo, Kimoli, Siphnos; die Südcykladen: Stampalia, Amorgo, Anaphi, Santorin, Karpatos, Kasa und Melos, die südlichste.

Cyklische Dichter werden in der Geschichte der ältern griech. Poesie eine Menge von Dichtern genannt, welche, durch das Beispiel des Homer und Hesiod geweckt, theils die von jenen schon besungenen Gegenstände wegen ihres Reizes von Neuem zum Vorwurf ihrer Gesänge machten, theils diejenigen Mythen bearbeiteten, die ihnen jene beiden Hauptsänger noch unbearbeitet übrig gelassen hatten, sodaß sie den ganzen Kreis von den Sagen von der Umarmung des Himmels und der Erde, vom Ursprunge der Götter und der Welt an bis auf den Schluß der griechischen Heroen- oder Mythengeschichte, oder bis zum Tode des Odysseus in ihre Gesänge zusammenfaßten. Diese an einander gereihten, sich selbst angrenzenden und gleichsam einen geschlossenen Kreis bildenden, Mythen werden der mythische oder epische Cyklus genannt, weil die meisten Gedichte in diesem Cyklus epische waren. Epischer Cyklus nennt man aber auch diejenigen epischen Gedichte, welche die alexandrinischen Grammatiker so zusammenstellten und ordneten, daß die Mythen vom Ursprunge der Götter bis auf den Tod des Odysseus in einer historischen Reihe nach einander folgten. Der Inhalt dieses Cyklus waren Kosmogonien, Theogonien, Titano- und Giganthomachien, Heroogonien und Gedichte vom Ursprung, der Verbreitung und den Schicksalen der griechischen Stämme und deren Stiftern, Führern und großen Helden, dem Perseus, Herkules, Theseus und Anderer. Vorzüglich begeisterten aber die durch Homer so berühmt gewordenen Helden im trojanischen Kriege, mit deren Thaten und Rückkehr der ganze Cyklus schließt, sehr viele Dichter, die auch einen eigenen Cyklus, den trojanischen, bilden. Daß auch schon vor Homer mehre Sänger Begebenheiten des trojanischen Krieges besungen haben, läßt sich aus mehren Stellen in der „Odyssee“ entnehmen. Nach Homer nahmen nun spätere Dichter kleinere oder größere Theile des Ganzen in ihren epischen Kreis auf. Diese Gedichte, vom griechischen Philosophen Proklos geordnet, folgten in historischer Reihe folgendermaßen auf einander: Zuerst die cyprischen Gedichte, die wahrscheinlich von Stasinos, nach Andern aber von Hegesias oder Dikäogenes herrühren sollen; sie bestanden aus 11 Büchern, begannen mit der Feier der Vermählung der Thetis mit Peleus und erzählten die Begebenheiten der Heroengeschichte bis auf den Anfang des trojanischen Krieges. Diesem folgte die „Ilias“ des Homeros (vergleiche den bes. Art.), die mit der Entzweiung des Agamemnon und Achill anfängt und mit dem Tode des Hektor endet. Nach dieser kam die „Aethiopis“ des

Arktinos von Milet in 5 Büchern, welche sich gerade an die „Ilias“ anschloß, aber nicht bloß die Thaten des Memnon umfaßte, sondern auch alle Begebenheiten im trojanischen Kriege, von Hektors Tode bis auf die Erlegung des Achill durch den Paris. Das 4. Gedicht in dieser Reihe war die „Kleine Ilias“ des Dichters Lesches in 4 Büchern, die mit dem Achilleus und dem Streite über seine Waffen zwischen dem Odysseus und dem Aias anhob und bis zur Eroberung und Zerstörung von Troja fortlief. Darauf kam die „Zerstörung von Troja“ vom Arktinos von Milet in 2 Theilen, welche mit der Abfahrt der Griechen schloß. Dann folgten die Gesänge von der Rückkehr der griechischen Helden, deren es mehre von verschiedenen Verfassern gab und von denen nur die in 5 Büchern von Auglas von Trözene verfaßten Gedichte erwähnt werden. Nach diesen schob man die „Odyssee“ des Homer ein. Den Beschluß des Cyklus machte die „Telegonie“ des Eugammon von Cyrene in 2 Büchern. Dieß Gedicht hob mit der Besingung des Begräbnisses der vom zurückgekehrten Odysseus ermordeten Freier der Penelope an und endete mit dem Tode des Odysseus durch seinen mit der Circe erzeugten Sohn Telegonos und der Versetzung der Penelope und des Telemach nach der Insel der Circe. Diese Gedichte zusammengenommen umfaßten den größten Theil der griechischen Mythologie und wurden späterhin für alle folgenden Dichter eine Quelle, aus welcher Lyriker, Epiker (z. B. Virgil), besonders aber Tragiker die Ausschmükkungen ihrer Stücke, sowie die Stoffe zur Anlage ihrer Gedichte schöpften. Für uns sind sie, mit Ausnahme der Homerischen, verloren gegangen; wir kennen sie nur zum Theil aus den Auszügen, welche der Patriarch Photios aus ältern Excerpten des griechischen Philosophen Proklos gemacht hat. Wenn wir den Aussagen der Alten Zutrauen schenken, so haben wir jedoch ihren Verlust in ästhetischer Hinsicht nicht sehr zu beklagen. Ihre Gemeinheit ist im Alterthum zum Sprichworte geworden; Horaz tadelt sie wegen ihrer historischen und prosaischen Weitläufigkeit. Von diesem mythischen und troischen Cyklus ist endlich noch jener epische Cyklus oder Kanon verschieden, welchen die alexandrinischen Grammatiker, Aristarch und Aristophanes von Byzanz, unter den vorzüglichsten Epikern festgestellt haben, in welchen sie nur den Homer, Hesiod, Pisander, Panyasis und Antimachos hereinzogen. Eine vollständige Nachricht über die cyklischen Dichter verdanken wir in neuerer Zeit dem vereinigten Fleiße von Tychsen und Siebenkees, welche die Angaben des Proklos selbst aus einer madrider und venetianischen Handschrift der „Iliade“ mitgetheilt haben.

Cykloide, Radlinie. Ihrer wurde zuerst von de Cusa gedacht; doch hat sie Galilei zuerst geometrisch in Betracht gezogen. Man stelle sich einen Kreis vor, der, ohne zu gleiten, senkrecht auf einer geraden Linie fortgewälzt wird, bis der Punkt, der sie zuerst berührte, nach einer vollen Umwälzung dieselbe wieder berührt; die von diesem Punkt indeß beschriebene krumme Linie heißt Cykloide, weil jeder Punkt in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine solche Radlinie beschreibt. Der Kreis heißt der erzeugende Kreis, die Linie, auf der er sich fortwälzt, die Basis der Cykloide. Ihre Länge ist jedes Mal der vierfachen Länge des Durchmessers des erzeugenden Kreises, und ihr Inhalt dem dreifachen Inhalte dieses Kreises gleich. Diese Linie ist in der höhern Mechanik sehr merkwürdig. Zu den vorzüglichsten Aufschlüssen über dieselbe ge-

hören folgende von Huyghens, daß durch die Abwickelung dieser Linie eine ihr gleiche entsteht, und daß ein schwerer Punkt, der auf der umgekehrten Cykloide mit senkrechter Axe, den Scheitel unterwärts, herabfällt, einerlei Zeit bis zu dem untersten oder dem Scheitelpunkt braucht, er mag, von welchem Punkt es sey, zu fallen anfangen; deßwegen erhielt die Cykloide den Zunamen Tautochrona oder Isochrona. Die Geschichte der Cykloide ist am ausführlichsten vorgetragen in Montucla's „Geschichte der Mathematik", 2r Bd., S. 22.

Cyklopen (Mythol.), ein wildes Volk, in den ältesten Zeiten Sicilien bewohnend, kannten weder Ackerbau noch bürgerliche Gesellschaft, sondern nährten sich von wilden Früchten und Milch; lebten auf Bergen und in Höhlen zerstreut, sodaß jeder Hausvater das Haupt und der Richter seiner Familie war. Ihre ersten Wohnsitze waren an der Westseite der Insel, bis sie nach Vertreibung der Giganten sich auch in Ost-Sicilien ausbreiteten. Ihre Geschichte ist bloß mythisch. Sie waren ungeheure Riesen mit einem großen runden Auge auf der Stirne, Kinder des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde). Die Dichter nennen uns nur 3 von Uranus erzeugte: Arges, Brontes, Steropes (Blitz und Donner). Mit den mächtigen Centimanen (s. d.) warf er sie gefesselt in den Tartarus, weil er ihre Macht fürchtete. Nachdem Kronos seinen Vater entmannt und vom Throne gestürzt hatte, befreiete er sie von ihren Banden und aus ihrem Gefängniß, folgte aber nachher doch dem Beispiele seines Vaters und warf sie gefesselt wieder in den Tartarus. Daraus von Jupiter und seinen Brüdern befreit, gaben die dankbaren Cyklopen ihm Donner und Blitz, dem Neptun einen Dreizack, dem Pluto einen Helm. Apollo tödtete sie, weil sie dem Jupiter den Blitz bereitet hatten, womit er seinen Sohn Aeskulap erschienen. Diese Cyklopen, die Kinder des Uranus, sind aber eigentlich von jenen sicilischen, welche von Homer („Odyssee", IX, 106 fg.) geschildert werden, verschieden, obgleich das von ihnen Erzählte auch auf jene übertragen wird. Auch in Argos werden Cyklopen erwähnt, welche unter andern Tirynth mit einer Mauer umgaben und ebenfalls ihren Ursprung von den Kindern des Uranus herleiteten. O. Müller versteht unter den Cyklopen ganze Völker, unter priesterlicher Leitung vereinigt; dieses mauerbauende Volk wäre in der pelasgischen Ebene von Argos, welche vorzugsweise cyklopischer Boden heißt, unterworfene Feldbauer, den Achäern zinsbar gewesen. — Von den sicilischen Cyklopen erzählt man noch, daß sie die Schmiedeknechte des Vulkan waren und dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten. Im Berge Aetna, auch auf dem liparischen Feuerfelsen war ihre Werkstatt. — Der berühmteste unter den sicilischen Cyklopen war Polyphem (s. d.). Wie er und alle Andern zu Einäugigen gemacht worden, da ihr Name sie nur als Rundäugige bezeichnet, ist unbekannt; gewiß ist, daß die alten Künstler die Cyklopen mit 3 Augen abgebildet haben, von denen eins offen, mitten auf der Stirne steht, die beiden andern aber an der natürlichen Stelle, doch geschlossen angedeutet werden. Bei griechischen Idyllendichtern finden wir Cyklopen mit einem naiv bäurischen Charakter dargestellt. — Auch eine Gattung der Kiemenfüße wird von den Zoologen Cyklopen genannt.

Cyklus, Kreis, besonders aber Zeitkreis, oder eine gewisse Anzahl von Jahren, nach deren Verlauf eine gewisse Zeitperiode von vorn beginnt. Mehres s. Chronologie.

Cylinder (Walze, Welle, Rundsäule), in der Größenlehre ein Körper, welcher, indem sich ein Parallelogram um eine Seite rund herum, wie die Thüre um die Angeln, bewegt, zwei gleiche Cirkel zur Grund- und Oberfläche erhält. Ist die Seite oder Are, um welche sich das Parallelogram dreht, eine perpendikulare, so entsteht ein geradstehender, im entgegengesetzten Falle aber ein schiefer Cylinder. Die Eigenschaften des Cylinders sind: 1) schneidet man den Cylinder mit einer Fläche unter einem Winkel mit seiner Grundfläche, so bildet die Durchschnittslinie eine Ellipse; 2) die Oberfläche eines geraden Cylinders ist gleich der Peripherie der Grundfläche, multiplicirt mit der Seitenlänge des Cylinders; 3) der Inhalt eines Cylinders ist gleich dem Produkt der Grundfläche mit der perpendikularen Höhe; 4) alle Cylinder von gleicher Grundfläche und gleicher perpendikularen Höhe sind einander gleich; 5) jeder Cylinder verhält sich zur Atterkugel oder zum Sphäroid, was in ihn zu passen ist, wie 3 zu 2; 6) sind in zwei Cylindern die Höhen gleich den Diametern der Grundfläche, so verhalten sie sich gegen einander wie die Cubi der Durchmesser ihrer Grundflächen u. s. w.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Instrument von Erz, zwei hohlen Becken ähnlich, welche, zusammengeschlagen, einen hellen Ton von sich gaben. Die messingenen Becken, deren man sich heutzutage bei der sogenannten Janitscharenmusik bedient, scheinen daher entsprungen zu seyn. Die Erfindung will man auf den Dienst der Cybele zurückführen. Die Neuern nennen Cymbel ein Glöckchen von Silber, welches besonders häufig in alten Orgeln angebracht ist; auch den Klingbeutel.

Cyniker, Spottname einer Sekte alter Philosophen, welche Antisthenes (s. d.), ein Schüler des Sokrates, in dem Kynosarges zu Athen stiftete. Der Charakter dieser Philosophie blieb der Sokratischen am Meisten getreu, besonders darin, daß sie die Moral zum vornehmsten oder vielmehr einzigen Gegenstande machte und alle Spekulationen, sowie die schönen Künste, verachtete. Nur übertrieb sie Alles auf's Aeußerste, und was bei Sokrates Mäßigkeit und Genügsamkeit gewesen war, das ward Kasteiung des Körpers und artete selbst in Schmutz und Vernachlässigung alles Wohlstandes aus. Man wollte der Natur getreu bleiben und ward darüber zu einem Wilden, oder gar zu einem Thiere. Es ist ungewiß, woher sie den Namen Cyniker haben. Nach Einigen von ihrem ersten Versammlungsorte, nach Andern, weil sie, wie die Hunde (griech. Kynes), die Guten beschützten, die Bösen aber anfielen; nach Andern endlich, weil sie, den Hunden ähnlich, Manches vor den Augen aller Welt thaten, was sonst im Verborgenen zu geschehen pflegt. Es war daher auch kein Wunder, daß die cynischen Philosophen sobald ganz zum Pöbel herabsanken und von den meisten Vernünftigen verabscheuet wurden. Unter ihnen sind vorzüglich Antisthenes, Diogenes von Sinope, Monimus, Krates von Theben, seine Gattin Hipparchia und Menippus merkwürdig. Die cynische Schule wurde durch die stoische veredelt und verdrängt, lebte aber nach Christi Geburt wieder auf, wenigstens durch Nachäffung des Namens und des Aeußern, ohne den edlen Geist der alten. Das Wort Cynismus wird noch jetzt gebraucht, wenn man die Verachtung und Vernachlässigung alles Aeußern bezeichnen will.

Cynosura, Nymphe vom Berge Ida, welche den Jupiter erzogen

)atte und nachher in das Gestirn des kleinen Bären versetzt wurde. Nach diesem Sterne richteten sich die Phönizier bei ihren Schifffahrten; noch jetzt ist Cynosur, im uneigentlichen Sinne, gleichbedeutend mit Leitstern, Wegweiser, Richtschnur.

Cynthius, Beiname des Apollo, vom Berge Cynthus auf der Insel Delos, an dessen Fuße ihm ein Tempel erbaut war; auch Diana, seine Schwester, führt den Namen Cynthia von diesem Berge, weil sie hier geboren seyn soll.

Cypern (Kibris), Insel des osmanischen Reichs im südöstlichen Winkel des Mittelmeeres, zwischen Kleinasien und Syrien, liegt 44°—52° O. L. und 34°—35° N. Br., umfaßt etwa 340 QM., worauf jetzt höchstens 120.000 Einw. (darunter 43.000 Griechen) leben, während in alten Zeiten die Bevölkerung eine Million überstieg. Die ganze Insel wird von einem Gebirgszuge, wovon der Olympus (St.-Croce, Oros-Staveros) der höchste Punkt im nordwestlichen Theile ist, in eine nördliche und südliche Hälfte getheilt. Die nördliche ist wilder, bewaldet und kühler; die südliche außerordentlich heiß, dürr und stellenweise ungesund. Diese einst so blühende Insel, wegen ihres weichen Klimas, des Ueberflusses an edeln Produkten, an Blumen und Früchten (sie ist das Vaterland des Blumenkohls) berühmt, ist jetzt unglaublich verödet und verwildert von Jahr zu Jahr immer mehr. Viele ehemalige Quellen und Bäche sind versiegt. Erdbeben thun viel Schaden, sowie die Menge giftiger Schlangen den Aufenthalt sehr gefährlich macht, auch Heuschreckenschwärme und die Pest fast jährlich hier Verwüstungen anrichten. Von den Metallen, Gold, Silber, vorzüglich Kupfer, von den Edelsteinen, welche man sonst hier grub, wird (außer etwas Kupfer) Nichts mehr gefunden, weil Niemand wagt, darnach zu suchen. Doch gibt es von Mineralien Asbest, Alaun, Salpeter, Soda. Der Anbau der Oliven, der Baumwolle, der Seide ist gering; das Zuckerrohr, welches die Venetianer hier anpflanzten, ist ganz verschwunden; kaum daß noch etwas Getreide, Balsam, Honig, Südfrüchte, Farbestoffe und treffliche Weine gewonnen werden. Auch die Viehzucht (Rindvieh, Ziegen, Schweine, Maulesel, Schafe) ist unbedeutend. Einiger Handel mit Baumwolle, Wein, Weizen, Südfrüchten, Salz u. a. Erzeugnissen. — Die älteste Geschichte der Insel verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Die Orte Paphos, Amathusia, Salamis und der Olymp mit dem reichen Tempel der Venus, die auf der reizenden Insel aus dem Schaum des Meeres hervorging, gehören der mythischen Zeit an. Es gab auf Cypern mehre griechische Ansiedelungen. Einwohner von Attika, von der Insel Salamis, ja selbst Arkadier hatten sich hier schon in sehr früher Zeit niedergelassen und kleine Staaten gebildet, während andre Theile der Insel von Phöniziern und Aegyptern bewohnt waren. Das dort häufig gefundene Kupfer hat vermuthlich seinen Namen von dieser Insel. Sie gerieth in der Folge in die Hände der Perser; nach Zerstörung dieses Reichs gehörte sie lange Zeit zu Aegypten, bis die Römer 58 v. Chr. sich ihrer bemächtigten. Nach der Theilung des römischen Kaiserthums blieb sie dem östlichen Reiche unterworfen und wurde von eignen Statthaltern aus kaiserl. Geblüte regiert, von denen Komnenus I. sich unabhängig machte, dessen Haus bis 1191 auf dem Throne blieb. Nicht fern von den Küsten von Palästina gelegen, wurde sie häufig von den Kreuzfahrrrn besucht, welche hier, nachdem Jerusalem verloren ge-

gangen, ein eignes Königreich gründeten; Richard Löwenherz von England belehnte 1191 die Familie Lusignan mit der Krone. Nach des Königs Johann Tode hätte die Insel an das Haus Savoyen kommen sollen, da seine Tochter Charlotte mit einem Prinzen dieses Hauses, dem Grafen Ludwig von Genevois, vermählt war. Aber sein Sohn Jakob bestieg mit Hülfe der ägyptischen Mamelucken den Thron. Nach seinem und seines minderjährigen Sohnes Tode kam Cypern durch seine Witwe, die Venetianerin Katharina Cornaro, 1463 an Venedig, das im ungestörten Besitz blieb, bis Selim II., trotz der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der 11 Monate lang Famagusta vertheidigte, 1571 die Insel eroberte und sie mit dem türk. Reich vereinte. — Die einzige bedeutende Stadt der Insel ist Nikosia (Lefkosha) im östlichen Theile, ziemlich regelmäßig befestigt, in einer fruchtbaren Ebene, mit etwa 15.000 Einw. Sie ist ziemlich gut gebaut und hat noch mehre schöne Kirchen aus der Zeit der Kreuzzüge, wovon aber die besten jetzt Moscheen sind. Der Pallast des türkischen Statthalters soll die Residenz der ehemaligen Könige aus dem Hause Lusignan gewesen seyn. Auch der Pallast des griech. Erzbischofs ist ein sehr ansehnliches Gebäude. Die einst blühenden Häfen der Insel sind jetzt im traurigsten Verfall, so Famagusta an der Südostküste, wo nur wenige Hütten mitten unter den Ruinen ehemaliger Palläste und Kirchen stehen; Larnika, einst Citium, an einer trefflichen Bucht, doch ohne eigentlichen Hafen, mit etwa 5000 Einw., die etwas Handel treiben; es wird hier viel Seesalz bereitet, wodurch aber die Luft ungesund wird; Baffa, einst Paphos, an der Südwestküste, ein elender Hafen, mit wenigen Häusern mitten unter ausgedehnten Ruinen; Limasol an der südlichen Küste, mit einem Hafen; in der Nähe wächst der beste Wein der Insel. In dieser Gegend muß das alte Amathus, berühmt durch den Dienst der Venus, gelegen haben.

Cyperwein, ein sehr berühmter Wein, der auf der Insel Cypern gewonnen wird. Es gibt 3 Sorten: Comtburey- (Comanderie-) Wein, Muskateller und ordinairer; ersterer und letzterer sind roth, der Muskateller aber, so lange er jung ist, weiß; mit den Jahren gewinnt er eine sehr dunkle Farbe und wird zuletzt so dick wie Julep. Wegen seines äußerst süßen Geschmacks ist er besonders beim Frauenzimmer beliebt. Nur im Frühling und Sommer sind die cyprischen Weine am schmackhaftesten, im kalten Winter verlieren sie Geruch und Geschmack. Die jährliche Versendung dieser Weine beläuft sich auf 400 Fässer. Da man sie anfangs in verpichtete Schläuche füllt, so nehmen sie einen starken Pechgeruch an, den sie mit den Jahren verlieren. Nach dem festen Lande kommen sie in Gebinden, müssen aber nach einiger Zeit in Bouteillen abgezogen werden, wenn sie sich halten sollen. Diese Weine sind vorzüglich in Italien sehr beliebt und werden von Larnika auf Cypern nach Venedig und Livorno verschifft; aber auch Frankreich, Holland u. a. Länder beziehen dieselben.

Cypresse, Pflanzengattung aus der 21. Classe des Linné'schen Systems, zu den Nadelhölzern gehörend, von der es mehre Arten gibt. Wir nennen die in Gärten cultivirten: 1) die immergrüne oder gemeine Cypresse (auch Trauercypresse), in Südeuropa und Griechenland, besonders auf der Insel Kandia heimisch, im mittlern Deutschland zärtlich, wird ein 20 — 30 Fuß hoher Baum, hat viereckige Zweige und Blätt-

chen, die in 4 Reihen dachziegelartig sich decken. Sein festes, dauerhaftes, fast unverwesliches, allem Wurmfraß widerstehendes Holz (Cypressenholz) kann zu den feinsten Arbeiten benutzt werden. Die Athenienser legten ihre Leichname und die Aegypter ihre einbalsamirten Todten in Särge von Cypressenholz. Die Thüren der Peterskirche zu Rom waren 1100 Jahre alt und gut erhalten, als der Papst Eugen IV. sie mit Thüren von Erz vertauschte. Das Harz, welches von dieser Cypresse in ihrer Heimath häufig abfließt, verbreitet einen balsamischen Geruch, und die dadurch geschwängerte Luft wurde in alter Zeit für Engbrüstige und Lungensüchtige so heilsam erachtet, daß man um deßwillen dergleichen Kranke nach Kreta (Kandia) schickte. In Gärten liebt man, sie in Kübeln pyramidenförmig zu ziehen (vgl. d. Schluß d. Art.). — 2) Die virginische Cypresse, ein 70—80 Fuß hoher und 3—4 Fuß dicker Baum, erlangt oft in seinem Vaterlande Virginien und Carolina (Nordamerika) einen Durchmesser von 10—20 Fuß. Er hat nadelförmige, in zwei Reihen stehende Blätter, die im Herbste abfallen; der Same kommt mit 6—7 Nadeln. Vorzüglichster Standort sind Sümpfe; in Süddeutschland gut gedeihend, leidet sie im nördlichen vom Froste. Die junge Pflanze wird im ersten Jahre oft 1—12 Fuß hoch. Das Holz ist weißgelblich, hart, zähe, schwer, mit feinem terpentinartigen Harze und balsamischem Oele durchdrungen und wird zu Kähnen, Mastbäumen, Bau- und Werkholz benutzt. — 3) Die aus Canada (Nordamerika) stammende weiße Cypresse, in sumpfigen Gegenden — Cypressensümpfen, deren Wasser als magenstärkend gilt — wachsend, erreicht eine Höhe von 60—80 Fuß, wird 2—4 Fuß dick. Die immergrünen Blätter sind denen am Lebensbaume gleich; die abgeschnittenen Zweige schlagen, in nasses Erdreich gesteckt, Wurzel; das Holz, weiß, leicht, feste, zähe und nicht bald faulend, dient zu Bauholz und Booten. Diese Cypresse kommt in Gartenanlagen gut, auch im Freien fort und ist einer der vortrefflichsten Zierbäume. Noch erwähnen wir der rosmarinblättrigen (Santolina). — Bei den Alten war die Trauercypresse dem Pluto geheiligt. Ovid erzählt uns in seinen „Verwandlungen" die Ursache davon. Cyparissus (von der Insel Cea), ein mit vielen Talenten und liebenswürdigen Eigenschaften ausgerüsteter Jüngling, ward Apollo's Liebling und von ihm in eine Cypresse verwandelt. Apollo verordnete darauf, um sich zu trösten, daß die Cypresse forthin das Sinnbild der Trauer seyn und bei den Gräbern der Abgeschiedenen keine andern, als diese Bäume gepflanzt werden sollten. Und so bezeichnet sie noch jetzt in der Dichtersprache den Baum stiller Trauer und ist wegen seiner immergrünen Farbe zugleich das Bild der Ewigkeit.

Cyprianus (Thascius) der Heilige, geb. um 214 zu Carthago, war der Sohn eines Senators dieser Stadt, und entwickelte bei einer sorgfältigen Erziehung große Gaben des Geistes und ein sehr edles Herz. Er gab mit großem Ruhme zu Carthago öffentlichen Unterricht, als er durch einen gewissen Priester Cäcilius um 240 zum Christenthum bekehrt wurde. Er verließ nun den rhetorischen Lehrstuhl, verkaufte seine ganze Habe und gab den Ertrag den Armen, um, losgebunden von den Herrlichkeiten der Welt, die evangelische Vollkommenheit zu erlangen. Gleich nach seiner Taufe versenkt in die heiligen Tiefen unserer göttlichen Schriften, deren Erforschung ihm Quelle der Weisheit und der Wonne war, ward Cyprian durch einige Stellen derselben veranlaßt, sich einer

vollkommenen Enthaltung zu widmen. Der Ruf seines sittlichlautern Lebens verbreitete sich schnell; das Volk begehrte, daß er zum Priester geweiht würde, und der Bischof glaubte, der Verdienste eines solchen Mannes wegen, absehn zu dürfen von der gewöhnlichen Richtschnur der Kirche, nach welcher sonst Neubekehrte nicht so bald zu dieser Würde gelangten. Noch kein Jahr war er Priester, als sein Freund, der Bischof Donatus, starb, und die ganze Gemeinde zu Carthago, von Einem Geiste getrieben, ihm das apostolische Hirtenamt bestimmte (248). Als Bischof wurde er durch die Ueberlegenheit seines raschen, thätigen Geistes das Orakel der afrikanischen Kirche. Der Christenverfolgung unter Decius wich er 250, nicht aus Furcht, sondern aus Sorge für seine Gemeinde, aus und wirkte auch aus der Ferne unablässig für Erhaltung, Eintracht und Zucht seiner Kirche. 251 zurückgekehrt, entschied er sich in der Novatianischen Streitigkeit zu Rom für die mildere Partei und das von ihr gewählte Kirchenoberhaupt Cornelius, welcher auch der Verfolgung ausgewichen war. Im nämlichen Jahre berief er eine Synode zu Carthago, um die Büßungen Derer zu bestimmen, welche während der Verfolgung abtrünnig geworden, jedoch zum christlichen Glauben reuig zurückkehren wollten. Andere Kirchenversammlungen zu Carthago beschlossen (255 und 256), unter seinem Vorsitze, die von Häretikern Getauften noch einmal zu taufen, wodurch er in Streit mit Papst Stephan gerieth, welcher die Sache als Dogma ansah (was auch 6 Decennien später das allgemeine Concilium zu Nicäa bestätigte). Cyprian hingegen, welcher den gemachten Beschluß als zur Disciplin gehörig betrachtete — und was dieselbe betraf, so waren damals die Bischöfe in ihren Diöcesen frei — sprach deßhalb auf einer Synode (256) den Grundsatz aus, daß kein Bischof über den andern richten und gebieten könne, widerlegte aber hiedurch keineswegs durch die That die Lehre vom römischen Primat, welche er in seiner berühmten Schrift „Von der Einheit der Kirche" vorgetragen, weil ja die Sache, nach seiner Ansicht, kein Dogma betraf. — In der Verfolgung unter Valerian 257 aus Carthago nach dem 6 Meilen entfernten Curuba verbannt, ward Cyprian, weil er wider den Befehl der heidnischen Obrigkeit in Carthago's Gärten das Evangelium verkündet, gefänglich eingezogen. Mit heiterm Antlitz bekannte er sich vor dem Proconsul zur Lehre des Gekreuzigten, und litt willig und ergeben den Märtyrertod, indem er, da er sich zu opfern weigerte, enthauptet wurde, 258 den 14. Sept., an welchem Tage die kathol. Kirche auch sein Andenken, zugleich mit dem seines Freundes, des Papstes Cornelius, feiert. Cyprian ist der wichtigste lateinische Kirchenvater des 3. Jahrh. Großes Ansehen bei der Nachwelt erwarb ihm nächst seinem Tode sein entschiedenes Verdienst um die Disciplin und Verfassung der Kirche. Lactantius, Gregor von Nazianz, Hieronymus und Augustin reden mit großer Bewunderung und Ehrerbietung von ihm. Außer 81 Briefen, welche zu den vorzüglichsten Quellen der Kirchengeschichte seiner Zeit gehören, besitzen wir mehre durch warme Religiosität ausgezeichnete apologetische und paränetische Schriften von ihm, deren Geist jedoch nicht über sein Zeitalter und deren Styl nur zu sehr nach dem Tertullians gebildet ist. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke lieferte Baluzius (Paris 1726, Folio; ins Deutsche übersetzt von dem Benediktiner M. Feyrabend (München 1818, 4 Bde., 8., nebst seinem Leben.

Cypris, Cypria, Beiname der Venus von der Inſel Cypern, wo ihr erſter Tempel war. — Cypripor, Beiname des Amor oder Cupido.

Cyr (Saint-), Dorf im Depart. der Seine und Oiſe, Canton Verſailles, ehemalige Abtei, berühmt durch die Erziehungsanſtalt, welche Ludwig XIV. auf Veranſtaltung der Maintenon 1686 daſelbſt gründete. 250 adelige Fräulein wurden hier bis zu ihrem 20. Jahre von 10 geiſtlichen Lehrerinnen unentgeltlich erzogen und unterrichtet. Das große Gebäude iſt ein Werk Manſard's. Auch dieß Inſtitut erlag der revolutionnairen Zerſtörung. Napoleon legte in Saint-Cyr eine Militairſchule an, die ſeinen Sturz überdauerte und 300 Zöglinge für alle Waffen, ausgenommen Artillerie und Genieweſen, bildet.

Cyrenaiker, eine philoſophiſche Sekte, deren Stifter Ariſtipp (ſ. d.) aus Cyrene war. Unter den Nachfolgern ihres Stifters ſind vorzüglich berühmt: Anniceris, Theodor, Hegeſius, Euphemerus, Bion v. Boryſthenes u. A. Epikur (ſ. d.) verdrängte durch ſein neues Syſtem dieſe Philoſophie, nachdem ſie ungefähr 100 Jahre in und außerhalb Griechenland geblüht hatte.

Cyrene, Cyrenaica, urſprünglich eine phöniziſche Colonie (das heutige Derne), ein mächtiger griech. Staat in Nordafrika, weſtl. von Aegypten, mit den Fünfſtädten (Pentapolis), darunter Cyrene, eine Colonie von Sparta; jetzt ein großes, noch unerforſchtes Feld von Alterthümern. Der Ort, wo Cyrene lag, heißt jetzt Grenne oder Cayron in der Landſchaft Barca im Tripolitaniſchen. Die Alten ſchätzten das hier einheimiſche Staudengewächs Silphium (laser) als wohlſchmeckend und heilſam. Bis ins 5. Jahrh. war Cyrene der Sitz der Gnoſtiker. Die daſigen Alterthümer beſchrieb der Arzt della Cella in ſeinem nicht gründlichen „Viaggio da Tripoli di Barbarie alle frontieri occidentali dell' Egitto, fotto nel 1817“ (Genua 1819). J. R. Pacho (er nahm in Schwermuth ſich das Leben den 25. Jan. 1829) hatte Afrika ſeit 1819 bereiſt und unterſucht; dafür erhielt er bei ſeiner Rückkehr 1826 in Paris den geogr. Preis von 3000 Fr. S. ſ. „Relat. d'un voy. dans la Marmarique, la Cyrénaique etc.“ (Paris 1827 fg., 3 Th., 4., m. Kpfrn., Atlas in Fol.); der Brüder Beechy „Proceedings of the expedit. to explore the north. Coast of Africa etc.“ (London 1828, 4., mit Kpfrn. und Chart.), und die Geſchichte in D. Trighe's „Res Cyrenenſium etc.“, von Bloch herausg. (Kopenh. 1828). Ueber die phöniziſche und griech. Inſchrift, die man in den Ruinen von Cyrene gefunden und nach Malta gebracht hat, haben Geſenius (Halle 1825, 4.) und Hamacker (Prof. zu Leyden, daſelbſt 1825, 4.) geſchrieben.

Cyrilliſche Buchſtaben, Charaktere, ſlaw. Cſuraliza, eine Schriftart der ſlawiſchen Sprache, deren es 3 gibt: 1) Lateiniſche oder deutſche Buchſtaben, deren ſich Polen, Böhmen und Lauſitzer bedienen. 2) Cyrilliſche, nach dem Erfinder derſelben, Cyrillus, alſo benannt. Sie ſind bei den Ruſſen ſehr gebräuchlich. 3) Aus dieſen cyrilliſchen Buchſtaben entſtand, vermuthlich durch ſchönſchreiberiſche Künſtelei, ein beſonderes Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgends mehr im gemeinen Leben gebräuchlich iſt.

Cyrillus der Heilige, Biſchof von Jeruſalem, geb. daſelbſt, wurde 334 Diakonus und im folg. Jahr zum Presbyter geweihet. Als Prieſter der Gemeinde zu Jeruſalem hatte ihm der Biſchof Maximus den

öffentlichen Unterricht anvertraut. In dieser Zeit hielt er seine berühmten 23 Katechesen. Die beste Ausgabe davon erschien zu Paris 1720 in Fol. Diese Katechesen haben einen großen Werth wegen ihrer Gründlichkeit und Schönheit, dann sind sie noch besonders wichtig als Zeugnisse heiliger Ueberlieferung. Im J. 350 wurde er zum Bischof von Jerusalem vom Akazius, Bischofen zu Cäsarea, geweihet, den die Synode zu Sardika der arianischen Irrlehre wegen des heiligen Amtes unfähig erklärt und abgesetzt, der sich aber dennoch durch die Gunst des Hofes auf seinem Sitze zu erhalten gewußt hatte. Man bestritt daher die Weihe des heil. Cyrillus. Indessen hatte der Bischof von Cäsarea schon als Metropolit von Palästina das Recht, die Bischöfe dieses Landes ohne Ausnahme zu weihen. Daher denn die Kirchenversammlung zu Konstantinopel 381 erklärte, daß Cyrillus auf kanonische Weise zum Bischofe gewählt und angestellt sey. Im J. 357 brachen Irrungen aus zwischen Akazius und dem heil. Cyrillus. Jerusalem nämlich und die Gegend umher litten durch große Theurung aller Lebensmittel, und zahllose Arme wandten sich in der Noth an ihren Bischof. Da trug Cyrillus kein Bedenken, die kostbaren Teppiche und Gefäße der Kirche zur Unterstützung der Armuth zu verkaufen. Es traf sich indessen, daß ein Bürger von Jerusalem im Gewande einer Schauspielerin den Zug eines kostbaren Altarteppichs erkannte, welchen er selbst der Kirche wollte geschenkt, Cyrillus aber zu obiger Absicht an einen Trödler und dieser an die Schauspielerin sollte verkauft haben. Unter diesem Vorwande rief Akazius den Cyrillus vor ein Provinzialconcilium, und da dieser während zweier Jahre nicht erschien, so ward er abgesetzt und mußte sich nach Antiochien begeben. Die Kirchenversammlung von Seleucia 359 setzte indessen den Cyrillus wieder in sein bischöfliches Amt ein. Doch gelang es den Ränken des Akazius, den Cyrillus abermals seiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiser Konstantius ihn bei seinem Regierungsantritte zurückberufen hatte, verlor er sie zum dritten Mal durch den Arianisch gesinnten Kaiser Valens. Nach dem Tode dieses Kaisers (381) nahm er seinen Sitz zu Jerusalem wieder ein und wirkte bis an sein Ende (389) unermüdet thätig für die Aufrechthaltung der christl. Lehre. Wohlthätigkeit gegen die Armen, Unverdrossenheit in Erfüllung seiner schweren Amtspflichten, Beharrlichkeit in der Ausdauer aller Verfolgungen, die ihm seine Feinde bereiteten, und unerschütterte Anhänglichkeit an die Lehren seiner Kirche, echt christliche und grenzenlose Hingebung in alle Fügungen seines Mißgeschicks, sind die hervorstechenden Charakterzüge in dem Leben dieses würdigen Kirchenprälaten.

Cyrillus von Alexandrien wurde bei seinem Oheim Theophilus, Patriarchen von Alexandrien, erzogen, dann in einem Kloster zu Nitria von dem Abt Serapion in den Wissenschaften unterrichtet und trat nach seiner Rückkehr in Alexandrien als Lehrer auf, wo er durch seine anmuthige Gestalt und seinen Vortrag sich viele Freunde erwarb. Nach seines Oheims Theophilus Tode (412) wurde er auf dessen Thron erhöhet, maßte sich aber noch mehr Gewalt als jener an, beseitigte den Rath der Priester, mischte sich sogar in weltliche Dinge und handelte nach Willkür. Von Natur hochfahrend, herrschsüchtig und stolz, konnte er nicht immer seinen angebornen Eigenschaften Einhalt thun. Schon im ersten Jahre seines Patriarchats schloß er den Novatianern zu Alexandrien ihre Kirche, nahm ihnen ihr Kirchengeräth und ihrem Bischof

seine Einkünfte. Um die Juden, durch welche in einem Volksaufruhr eine große Zahl Christen ermordet worden, zu bestrafen, überfiel er sie, von einem großen Haufen begleitet, in ihren Synagogen und vertrieb sie aus der Stadt, ihr Eigenthum der Plünderung seiner Begleiter überlassend. Der Statthalter Orestes beschwerte sich beim Kaiser über des Patriarchen gewaltsamen Eingriff in seine Rechte und stellte ihm zugleich den Schaden vor, den die Stadt durch Verbannung so vieler, zum Theil wohlhabender Bewohner litte; aber des Cyrillus Bericht schien mehr Gehör beim Kaiser gefunden zu haben, worüber des Statthalters Zorn gegen den Patriarchen so stieg, daß derselbe nicht einmal dadurch zur Sühnung bewogen ward, als ihm Cyrillus das Evangelienbuch vorhielt. Das Gerücht von diesem Zwiespalt drang bis in die Wüste von Nitria, zu jenen Mönchen, welche vor 13 Jahren auch von Cyrillus's Oheim zur Verfolgung ihrer des Origenismus verdächtigen Brüder waren angereizt worden. Fünfhundert an der Zahl, entschlossen, sich der Sache des Patriarchen anzunehmen, wanderten stracks nach Alexandrien, überfielen den Orestes auf der Straße und hätten ihn beinahe gesteinigt. Einer von ihnen, Namens Ammonius, hatte den Statthalter verwundet, wurde aber von dem herbeigeeilten Volke ergriffen, indeß die Uebrigen sich zerstreuten, und an jenen ausgeliefert, der den Schwärmer zu Tode geißeln ließ. Cyrillus ließ — nach Sokrates Bericht — dessen Leichnam in feierlichen Prozession in die Kirche bringen, daselbst begraben, gab ihm den Namen: „Der Wunderbare", und lobte ihn in Predigten als einen Märtyrer. Die Ermordung der Hypatia, der gelehrten Tochter des Philosophen Theon, welche zu Alexandrien unter dem rauschendsten Beifall Philosophie und Geometrie lehrte und des Statthalters Freundin war, wurde von Cyrillus's Anhängern verübt, im J. 415. Auf dem berüchtigten Concil im J. 403 hatte er mit seinem Oheim zur Verurtheilung des h. Chrysostomus (vgl. d.) hingewirkt und erst nach dem hartnäckigsten Widerstande befahl er, nach dem einstimmigen Beschluß aller orientalischen und occidentalischen Kirchen, jenen in die Dyptichen seiner alexandrinischen Kirche eintragen zu lassen im J. 418. Noch heftiger waren seine Streitigkeiten mit Nestorius, Patriarchen von Konstantinopel, der die menschliche Natur Christi von der göttlichen Jesu unterschied und in Maria also nur eine Christus-, nicht Gottesgebärerin erkannte. Cyrillus sprach laut und heftig gegen diese neuen Irrthümer und berichtete sie dem Papst Cölestinus I. (s. d.), der sie in einem Concil zu Rom verdammte. Cyrillus erhielt den Auftrag, dem Nestorius und den andern orientalischen Bischöfen den Beschluß jener Versammlung bekannt zu machen, berief dann seine Bischöfe und verfaßte 12 Anathemata, den Nestorius auffordernd, sich schriftlich zu denselben zu bekennen. Selbst Katholiken waren über diese Sätze der Meinung, daß der Patriarch auf der andern Seite zu weit gegangen und dem entgegengesetzten Irrthum des Eutyches (s. d.), der bald nachher sich erhob, vorgearbeitet habe. Auf dem Concil zu Ephesus, wo Cyrillus die bedeutendste Rolle spielte, wurde endlich des Nestorius Irrthum verdammt (vergl. Ephesus [Concilium zu] und Nestorius). Cyrillus starb im J. 444 und wegen seines Eifers für die reine Lehre in den Nestorianischen Streitigkeiten wurde er von der Kirche zu einem Heiligen erhoben. Die beste Ausgabe seiner Schriften, deren Styl weder Klarheit noch Genauigkeit hat, ist von 1638, Fol.

Cyrillus von Thessalonich, hieß eigentlich Konstantin, und erwarb sich zu Konstantinopel, wo er mit großem Eifer studirte, den schönen Beinamen des Philosophen. Auf des Patriarchen Ignatius Empfehlung sendete ihn der Kaiser Michael III. zu den Chazaren, einem hunnischen Völkerstamme. Er bekehrte den Khan, auf dessen Vorgang die ganze Nation sich taufen ließ. Dann predigte er zugleich mit Methodicus den Bulgaren das Evangelium und taufte deren König Bojaris 860. Gleichen Erfolg hatten sie in Mähren und Böhmen; noch später gingen sie nach Rom, wo sie starben. Nach Dobrowsky (s. dessen Schrift: „Cyrill und Methodicus, der Slawen Apostel", Prag 1824) starb Cyrill 868. Nach Xav. Richter (s. dessen Schrift: „Cyrill und Method, der Slawen Apostel und Mährens Schutzheilige", Olmütz 1825) st. Cyrillus 871 oder 872. Beide Apostel wurden für Heilige erklärt. Die Griechen und Russen feiern das Fest des heil. Cyrillus den 14. Febr. Von ihm sind die altslaw. Schriftzüge (Cyrillisches Alphabet) erfunden, in denen er und Method die Uebersetzung der griech. Kirchenbücher, des neuen Testaments und der Psalmen ins Altslawonische aufschrieben, welche noch in der russischen, bulgarischen und serbischen Kirche gebraucht wird.

Cyrus, Stifter der persischen Monarchie, stammte aus der Familie der Archämiemiden, einem der edelsten Kriegerstämme der Pasargaden. Sein persischer Name Kores, oder Koresch, bedeutet Sonne. Von dem welterobernden Cyrus hatte der gotterfüllte Jesaias (Cap. 44—45) schon 200 Jahre früher prophetisch gesungen. Seine Geburt umhüllt ein fabelhaftes, romantisches Dunkel. Sein Großvater Astyages, der Herrscher Mediens — so wird erzählt — gab den Enkel, den ihm seine Tochter Mandane von einem unedlen Perser, Kambyses, geboren hatte, einem treuen Diener seines Hauses, dem Harpagus, damit dieser ihn umbrächte. Der Alte war durch ein seltsames Traumbild geschreckt worden. Aber den Diener jammerte des Kindes. Er ließ es durch einen königlichen Hirten in dem wilden Gebirge aussetzen, der es aber statt seines eben todt geborenen Sohnes erzog. So wuchs Cyrus heran, und Harpagus, dem der Anlaß willkommen war, sich wegen des Mordes zu rächen, den Astyages an seinem eigenen Knaben verübt hatte, reizte den kräftigen, heldenmüthigen Jüngling, den alten König zu stürzen. Nachdem Cyrus seinen Persern den Abstand ihrer Unterwürfigkeit von freier Selbstherrschaft auf eine naive Weise begreiflich gemacht hatte und sich hiermit zum Feldherrn aller persischen Stämme wählen ließ, erfocht er im Jahr 560 einen vollständigen Sieg über den medisch-baktrischen König Astyages bei Pasargada. Außer Medien war kaum eine Macht, die sich mit der neuen messen konnte. Das alte Babylonien war in Verfall und die röm. und griech. Staaten hatten genugsam mit sich selbst zu thun. Nur Krösus (s. d.), der überschwenglich reiche König Lydiens, wagte es, sich der wachsenden Macht des zweiten gehörnten Widders (wie ihn der Prophet Daniel sinnbildlich nennt) zu widersetzen. Er schloß ein Bündniß mit allen Völkern Vorderasiens, ja selbst mit dem entfernten Babel, mit dem König Amasis von Aegypten und den europäischen Griechen. Ein doppelsinniger Orakelspruch, den ihm die delphische Pythia gegen kostbare Gaben zur Antwort gegeben: „daß er nämlich ein großes Reich zertrümmern würde", machte ihn stark in seiner Hoffnung. Also rückte er mit Heeresmacht aus bis an den Halys. Den Fluß soll

der milesische Thales, ein naturweiser Mann, der nur wenige Jahre vorher eine Sonnenfinsterniß auf den Monat vorausgesagt hatte, durch tiefe Gräben so abgeleitet haben, daß das Heer trocknes Fußes durch das Strombett zog. Auch Cyrus war schnell aufgebrochen. Heiß war die erste Feldschlacht, der Sieg ward Keinem, nur die Nacht trennte die Streitenden. Aber Krösus zog sich ungehindert nach Sardes, seinem königlichen Sitze in Lydien, zurück, sandte Herolde an die Bundesgenossen und entließ seine Miethlinge, um im nächsten Lenze wieder zu den Waffen zu greifen. Da wimmelt's plötzlich von Schlangen in der Vorstadt von Sardes, die Rosse laufen von der Weide und fressen sie mit Wuth. Krösus ließ die Allesforschenden zu Telmessus fragen. Zu spät. Als die fernen Seher gedeutet hatten: ein fremdes Heer werde unerwartet in des Krösus Länder fallen und die Einw. unterjochen, weil die Schlange der Sohn der Erde und des Landes Kind, das Roß aber der kriegerische Fremdling sey, so war Sardes schon eingenommen; Krösus schon von Cyrus gefangen, was die Seher nicht wußten. Hierauf kehrte Cyrus seine siegreichen Waffen gegen Babylon. Der Fluß Gyndes hemmte den Lauf des Eroberers. Eins jener milchweißen Rosse, die der Sonne geheiligt waren, ertrank im Strudel des Stroms. Da schwur Cyrus: er wollte ihn so ohnmächtig machen, daß jedes Weib durchwaten könnte. Bald war der Fluß in 360 kleinere getheilt, das Heer rückte vor und umschloß die Mauern von Babylon. Zwei Jahre lang trotzte der ungeheure Ort mit seinen Wällen von 200 Ellen Höhe und 50 Ellen Breite, mit seinen hundert ehernen Thoren, dem Andrange der Perser, aber im dritten ließ Cyrus das Beete des Euphrat, der mitten durch die Stadt strömte, ableiten, also, daß seine Krieger bis an den Gürtel im Wasser mit dem Strome bis in die Stadt drangen, die Einwohner bei üppigen schwelgerischen Festen überrumpelten und Herren der Stadt wie des Reiches wurden. So wurde ihm ganz Kleinasien und Babylonien unterthan. Phöniciens Städte unterwarfen sich freiwillig und die Jonier und Aeolier wurden durch die Feldherren des Cyrus (Mazarus und Harpages) bezwungen. Das pers. Reich erstreckte sich jetzt von den Küsten des schwarzen und mittelländischen Meeres bis an die Ufer des Orus und Indus. In den eroberten Ländern blieben Feldherren und zahlreiche Heere, den Gehorsam zu vergewissern. Andere Befehlshaber waren über die Besatzungen in den Städten gesetzt und noch andere königl. Beamten trieben den Tribut ein. Das neu eroberte Babel allzugroßer Volksmenge zu entladen, sandte Cyrus die Juden in ihr Vaterland zurück, die siebzig Jahre unter den Thränenweiden Babyloniens geseufzet hatten. Perser, die nur Einen Gott, ohne Bilder von Menschenhänden geformt, in alter Einfalt verehrten, konnten den Glauben der Juden nicht hassen. Berauscht vom Glücke seiner überall siegreichen Waffen, wollte Cyrus das Reich der nachbarlichen massagetischen Königin Tomyris durch Heirath mit dem seinigen verbinden. Vergebens schlug Tomyris den Antrag aus, vergebens rieth Krösus ab, der, durch des Schicksals tragische Lehre gewitzigt, als Rathgeber bei Cyrus geblieben war. Glücklich waren die ersten Gefechte, als aber der Königin einziger Sohn erschlagen war, bot diese alle Macht und alle Künste auf zur Rettung wie zur Rache. Die Perser wurden niedergemetzelt, oder flohen; Cyrus kehrte nicht wieder heim. Die zornentbrannte Tomyris

ließ seinem Leichnam den Kopf abschlagen und in ein Gefäß voll Bl tauchen, mit den Worten: „Nun trink dich satt, Barbar!“ So Herod Denn Ktesias läßt ihn in dem Kriege mit den Sakern am Jspartes u kommen. Xenophon läßt ihn ruhig auf seinem Bette sterben. Nach ner 29jährigen Regierung folgte ihm 529 v. Chr. sein Sohn Kambyse (s. d.) in der Regierung. Die Bildungsgeschichte des Cyrus (Kyropädie, welche Xenophon schrieb, ist mehr ein Roman im persischen Geiste, al eine Geschichte, mehr Darstellung eines nach Sokratischen Begriffen g bildeten Herrscherideals, obgleich eine der gelungensten Arbeiten de Alterthums in Anlage und Harmonie. — Ein anderer Cyrus war de jüngste Sohn des Darius Nothus oder Ochus und der Parysatis. A Liebling der Letztern gelang es ihm, schon in seinem 16. Jahre die obe ste Gewalt von Darius über alle Provinzen Kleinasiens zu erhalten Aeußerst herrschsüchtig, empörte ihn die Thronbesteigung seines ältern Bruders Artaxerres Mnemon so sehr, daß er eine Verschwörung anzet tete, um den König zu Pasargade zu ermorden. Dieser Anschlag wurde aber verrathen und statt daß er hingerichtet wurde, erhielt er von Artax xerres noch die Statthalterschaft von Kleinasien. Hier sann er, in Ver bindung mit den Lacedämoniern, auf eine neue Verschwörung, brachte ein starkes Heer zusammen und stieß in den Ebenen von Kunaxa au die schlagfertige Armee seines Bruders. Während beide Heere mit Un erschrockenheit stritten, geriethen beide Brüder in einen Zweikampf, un nach einer hartnäckigen Gegenwehr empfing Cyrus den tödtlichen Streic von der Hand seines Bruders, der ihn mit einem Wurfspieße durch bohrte, 400 v. Chr.

Cythera, jetzt Cerigo, eine Insel im ägäischen Meere im Süden der Halbinsel Morea, zu dem vereinigten Staate der ionischen Inseln gehörig. Sie enthält auf 4½ QM. etwa 9000 Einw. und ist meistens ein kahler Felsen. Das Klima dieser Insel ist übrigens sehr sanft und ihre Produkte bestehen in wildem Geflügel, Korallen, Purpurschnecken, Wein, Oel, Flachs, Baumwolle, Honig, Wachs, Rosinen und überhaupt in allen Erzeugnissen des südlichen Bodens; gleichwohl liefert sie an Getreide nur ein Viertel des Gesammtbedürfnisses. Am Fuße der Berges St.-Sophia erblickt man eine Höhle, die sich durch die schönsten und mannigfaltigsten Tropfsteinfiguren empfiehlt. Die Hauptstadt Cerigo liegt auf einem Felsen in geringer Entfernung von der See, ist der Sitz eines griechischen Bischofs, hat 1200 Einw. und bei dem Hafen Porto Delphino ein sehr festes Castell. Auch auf der Südküste hat diese Insel einen guten Hafen, St.-Nicolo, welcher durch das Fort gleiches Namens gedeckt ist, in dessen Nähe man sehr merkwürdige, in Felsen gehauene Katakomben sieht und dabei die halbversenkten, halb vom Meere bedeckten Trümmer der aus dem Alterthum so bekannten Stadt Cythera, vorzüglich berühmt wegen des Dienstes der Venus Urania, deren vornehmster Tempel sich daselbst befand und der von allen der älteste war, die in Griechenland dieser Göttin zu Ehren erbaut wurden. Von eben jener Stadt führte Venus auch den Namen Cythera. Im Innern der Insel findet man noch einige halb zertrümmerte Säulen ohne Kapitäler und sonstige mannigfach geformte Bruchstücke von Stein und Marmor, welche für Ruinen jenes einst so gepriesenen Tempels gelten. Die beiden andern Häfen der Insel heißen Avlemana und Kapsélis.

Czar (Zaar, Zar), ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das

Wort ist aus der alten slawonischen Sprache, in welcher noch eine Uebersetzung der Bibel vorhanden ist, und bedeutet so viel als König; der Kaiser wird in eben dieser Sprache Kessar genannt. — Bis zum 16. Jahrh. hießen die Beherrscher der verschiedenen russischen Provinzen Großfürsten (Weliki Knaes), und so gab es Großfürsten von Wladimir, Kiew, Moskwa ꝛc. Der Großfürst Wasilei nahm zuerst (1505) den Titel Samodersheta an, welches ebenso viel als das griechische Wort Autokrator bedeutet und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wasilei's Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Czar von Moskwa an, den seine Nachfolger lange fortführten. 1721 wurde Peter I. vom Senate und der Geistlichkeit, im Namen der russischen Nation, der Titel eines Kaisers von Rußland beigelegt, wofür im Russischen das lateinische Wort Imperator gebraucht wird. Verschiedene der größern europäischen Mächte weigerten sich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts diesen Titel anzuerkennen. Gegenwärtig führt der Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen die Titel: Czar von Moskwa, von Kasan, zu Astrachan, zu Polen und Sibirien und des taurischen Chersones. Die ältesten Söhne und präsumtiven Thronfolger der Czare wurden ehemals Czarewiz (Sohn des Czars) genannt. Aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserlichen Prinzen wurden alle Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte (1799) den Titel Czarewiz (oder Cesarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin, wieder ein. — Auch die ehemaligen Fürsten der dem russischen Scepter nun unterworfenen Länder Grusien (Georgien) und Imirette führten den Titel als Czare.

Czartoryski (Adam Casimir, Fürst), Sanguszko, geb. den 1. Dec. 1731, aus dem alten Geschlechte der Jagellonen, Starost von Podolien, ehem. General von Podolien, nachher kaiserl. östreich. Feldmarschall. So deutlich ihn seine hohe Geburt, sein unermeßlicher Reichthum, sein ausgezeichneter Verstand und seine ausgebreiteten Kenntnisse zu einem bedeutenden Einflusse in den stürmischen Ereignissen seines Vaterlandes berufen zu haben schienen, so hielt ihn doch das Geschick, das oft mit den Gaben der Natur und des Glücks spielt, immer in untergeordneten Verhältnissen. Nach Augusts III. Tode war er unter den Mitbewerbern um Polens Thron, und die Stimme seiner Landsleute hätte ihn vielleicht darauf erhoben; aber Stanislaus Poniatowski erhielt die polnische Krone von Katharina II.; seitdem befand sich die Czartoryski'sche Familie, nebst ihrem Anhange, im Mißverständnisse mit dem neuen Könige. Obschon der Fürst Czartoryski nach der ersten Theilung Polens, wegen seiner Besitzungen in Galizien, in östreich. Dienste getreten war, so wendete er doch auf den Landtagen von 1789 und 1791 Alles an, die Unabhängigkeit einer dauerhaften Regierung in Polen bewerkstelligen zu helfen. Er war während dieses Zeitpunkts außerord. poln. Gesandter in Dresden, um den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen; von hier begab er sich nach Wien und suchte um die Vermittelung und den Schutz des Kaisers gegen die Absichten Rußlands an. Da seine Bemühungen fruchtlos geblieben, und der König Stanislaus der Conföderation von Targowicz beigetreten war, zog sich der Fürst Czartoryski auf seine Güter und nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 1794 lebte, ohne unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Bei dem unglücklichen Ausgange derselben war er genöthigt, seine beiden

Söhne an Katharina II. zu schicken. Seitdem gewann der Großfürst Alexander, nachheriger Kaiser, den jungen Adam Czartoryski (geb. 1770), ältesten Sohn des Vorhergehenden, besonders lieb. Paul I. hielt ihn in einer Art Verbannung als Gesandten am sardinischen Hofe; Alexander, treu seiner frühern Neigung, eilte, ihn nach seiner Thronbesteigung zurückzuberufen, und ernannte ihn bald darauf zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er begleitete den Kaiser auf seinen Reisen in Deutschland 1805. In demselben Jahre hatte der Kaiser v. Oestreich seinen Vater zum Feldmarschall ernannt. Am 11. April d. J. hatte er mit England ein Bündniß abgeschlossen, dem später auch Oestreich beitrat, und zu dem man auch Baiern ziehen wollte. Um diesen Hof noch enger zu verbinden, sollte eine russische Großfürstin mit dem Kurprinzen von Baiern vermählt werden; allein der Einfall der Oestreicher zerstörte die Unterhandlungen, und die Schlachten bei Ulm und Austerlitz gaben dem Kriege einen unglücklichen Ausgang. Fürst Czartoryski, der fürchtete, daß man diesen Ausgang der Dinge ihm zur Last legen möchte, zog sich vom Ministerium zurück. Im Feldzuge von 1807 begleitete er den Kaiser, ohne an den Staatsgeschäften unmittelbar Theil zu nehmen. In den letzten Feldzügen war er ebenfalls um den Kaiser und für sein Vaterland thätig. 1812 war der alte Fürst Czartoryski der Erste gewesen, der in der Eigenschaft eines Marschalls des polnischen Reichstags die Conföderationsacte unterzeichnet hatte. Als auf dem Congresse zu Wien das Schicksal Polens entschieden werden sollte, ging der Fürst an der Spitze einer Gesandtschaft nach Wien und legte dem russischen Kaiser die Grundzüge zur Constitution vor. Der Kaiser zeichnete den würdigen Fürsten hier und nachher bei seiner Reise durch Polen huldvoll aus und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Er st. 1816 zu Pulaway; sein Sohn Adam Czartoryski aber zu Warschau den 22. März 1823.

Czenstochowa, eine offene Stadt mit festen Außenwerken in der poln. Woiwodschaft Kalisch, unweit der Grenze von Oberschlesien, nordwestlich von Krakau. Alt-Tschenstochau am linken Ufer der obern Warta, Neu-Tschenstochau ¼ M. weiter westlich am Fuße der Klaraberges, wo sich die Straßen aus Oberschlesien nach Warschau und von Posen über Kalisch nach Krakau durchschneiden. Auf der Höhe des Klaraberges liegt das stark befestigte Pauliner-Kloster, welches die genannten Straßen beherrscht. Die Mönche hielten in der mit Geschütz wohl versehenen Festung eine eigne Besatzung und wählten den Commandanten aus ihrer Mitte. Auf dem Reichstage von 1765 wurde jedoch beschlossen, diese Stelle durch einen Weltlichen zu besetzen. Beide Czenstochowa's haben 500 Häuser und 3300 Einw., die sich meist mit der Tuchweberei, oder mit der Verfertigung von sogen. Gnadenbildern, Rosenkränzen ꝛc. beschäftigen. Zu dem sogen. wunderthätigen Marienbilde in der Kirche des Klosters geschehen häufige Wallfahrten; durch die Geschenke der Gläubigen hat sich ein bedeutender Kirchenschatz gesammelt, der aber wahrscheinlich jetzt nicht mehr vorhanden ist; schon bei der preuß. Besitznahme fand man ihn weniger beträchtlich als man erwartet hatte. Bekannt wurde Czenstochowa vorzüglich durch die erste polnische Conföderation, welche hier ihren Sitz nahm. In dem letzten Kriege war Czenstochowa von den Franzosen besetzt, welche sich in den ersten Monaten 1813 an die Russen ergeben mußten.

Oz Czernigow, Tschernigow, russ. Gouvernement, das 48° — 52°

15′ OL. 51°—53° 20, NB. liegt, im Nordwesten an Mohilew, im Norden an Smolensk, im Nordosten an Orel, im Osten an Kursk, im Süden an die slobodische Ukräne, im Westen an Minsk gränzt, und auf 1189¾ QM., 1.125.000 Einw. hat, meistens Kleinrussen, mit Armeniern, Juden, Griechen, Zigeunern ꝛc. Das Land ist eben und fruchtbar, hat ein mildes Klima, und wird von den Flüssen Dnepr, Desna, Ostr, Borsna, Jesman, Seim, Sudinka, Iput ꝛc. durchflossen, von denen nur die beiden ersten mit Barken befahren werden können. Die Produkte sind: Getreide (1828 geerntet an Winterkorn 2.940.639, an Sommerkorn 1.137.116, von beiden verbraucht 2.791.196, und nach Abzug der Einsaat blieben übrig 763.996 Tschetwert), Hülsen- und Gartenfrüchte, Hanf, Flachs, Obst, Leindotter, Taback, Hopfen, Holz, Hausthiere, Kleinwild, Fische, Bienen, Kalk, Alaun, Vitriol, Salpeter, Eisenstein, Torf ꝛc. Ausgeführt werden: Schlachtochsen, Pferde, Häute, Talg, Wolle, Schweine, Schweinsborsten, Landtuch, Honig, Wachs, Hanf, Flachs, Leinwand, Hanfsamen und Oel, Leinöl, Blättertaback, Bau- und Brennholz, Korn, Branntwein, frisches und trocknes Obst, eingemachte Früchte, Potasche, Salpeter ꝛc. Das Gouvernement wird in 15 Kreise getheilt und hat die Hauptstadt Czernigow (Tschernigow), 49° 12′ L. 51° 23′ B. am Einfluß der Strisna in die Desna, mit vielen Kirchen und Klöstern, 1500 H., 12.000 Einw. und einer Festung; kaiserl. Erziehungsanstalt für 50 Waisen, kaiserl. Handwerksschule für 400 Zöglinge; noch soll ein Gymnasium und eine Adelsschule errichtet werden; 4 Jahrmärkte.

Czernowitz, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (147 QM. mit 261.000 Ew.) im Königreich Galizien des östr. Kaiserstaats, liegt am Pruth, hat eine griech. Kathedrale, Sitz eines Bischofs, philosophische Lehranstalt, Gymnasium, Gold- und Silberarbeiter, Handel, in 630 Häusern 5400 Einw., Deutsche, Bosniaken, Moldauer u. A.

Czerny (Georg), s. Serbien.

Czirknitz, Marktflecken im östreich. illyrischen Kreise Adelsberg, im laibacher Gubernium. Vor einigen Jahren fast ganz abgebrannt, ist er jetzt vollständig wieder aufgebaut. Dabei der Czirknitzer See, in seiner größten Ausdehnung 3—4 QM. groß, ist rings von einer ziemlich hohen, theils kahlen, theils waldbedeckten, amphitheatralisch sich erhebenden Gebirgsreihe umgeben. Südlich ist der See ziemlich tief, und man sieht mehre Inseln, deren Umfang je nach dem Standpunkte des Wassers ab- oder zunimmt. Dort befinden sich auch mehre Höhlen im Uebergangskalk, welche im Sept. 1829 alle trocken waren, aus denen indeß zuweilen und unerwartet eine große Masse Wassers mit unterirdischem Donner stürzt. An der Westseite des Sees befinden sich die 2 Höhlen Vela- und Mala-Karlanza, in die sich der sehr angeschwollene See ergießt, worauf er als Strom unterirdisch fortläuft und erst im Walde von St.-Canzian wieder zum Vorscheine kommt. Mehre kleine, mühlentreibende Flüsse ergießen sich fortwährend in den See. Die gewöhnlichen Angaben der Geographen, daß der czirknitzer See im Frühjahre voll Wasser und schiffbar sey, im Sommer so versiege, daß man darauf Getreide baue und den Herbst über darin jage; also auf demselben Platze alle Jahre regelmäßig fische, ernte und jage, sind nur insofern wahr, als Dieses manche Jahre geschieht. Man stelle sich den von Gebirgen beengten Raum des Sees als eine in der Mitte etwas

vertiefte Ebene vor, so wird man sich leicht erklären, wie bei starken Regengüssen das Wasser von den Gebirgen herab in das Thal stürze und wegen seiner Fläche leicht und schnell überschwemme. Die meisten in dem See vorhandenen Höhlen öffnen sich als weite Kessel und gehen senkrecht in die Tiefe. In einem heißen Sommer geschieht es wohl, daß das ganze Wasser sich in dieselben allmälig zurückzieht, und das Bett des Sees wird dadurch trocken gelegt; die Fische folgen z. Th. mit. So ist mit einem Mal der See fast trocken, das Gras und Schilf, welches nun üppig wächst, wird abgemäht und das ganze Seebett ist dann allerdings von arbeitenden Menschen belebt. Alljährlich werden die flachen Ufer des Sees mit verschiedenen Feldfrüchten angebaut, doch bei hohem Anschwellen des Wassers geht das Meiste zu Grunde. Wir können jedoch nicht sagen, daß auf einer und derselben Stelle regelmäßig gefischt und geerntet, ebenso wenig kann man ein Land, welches nur in seltenen Fällen von einem See überschwemmt wird, zu dessen Bette rechnen. Die Herbstjagden sind ebenso wenig wundervoll; einige Schuh tiefes Wasser bringt ja ein leidenschaftlicher Schnepfen- und Entenschütze nicht sehr in Anschlag. Die Gebirge um den See enthalten wenig Rothwild, zuweilen Bären. Um den See liegen 9 Dörfer, 20 Kirchen, 2 Schlösser.

D.

D, der 4. Buchstabe des deutsche Alphabets, welcher ganz gelinde ausgesprochen wird und sich daher durch seine Weichheit von dem härter tönenden T unterscheidet. Kommt es am Ende der Wörter vor, so wird es wie ein T ausgesprochen. Das D wird selten verdoppelt, häufig aber mit T verbunden, wo dann gewöhnlich ein E ausgelassen ist, wie in gesandt statt gesendet. Der Obersachse verwechselt beide leicht im gemeinen Leben. — In der neuern Musik ist D der 2. Buchstabe des Klangsystems. Bekommt das D darin die große 3. Fis, so sagt man D-dur oder das harte D; wenn es die kleine F hat, so nennen wir es die weiche Tonart D oder D-moll. Das harte D ist einer der stärksten Töne unter allen, wenn von einem Orchester oder einem Chor Saiteninstrumenten die Rede ist. (S. Ton, Tonart.) Das klein geschriebene d, oder d. m. (dextra manu) bezeichnet beim Clavierspiele den Gebrauch der rechten Hand. In der römischen Zahlenlehre drückt das D 500 aus und soll aus IↃ in den Zeiten des Mittelalters gebildet worden seyn. Sehr häufig bedient man sich des D in Abbreviaturen, und dann bezeichnet es auf römischen Inschriften Vor- und Beinamen, z. B. Divus, Decius u. a. m.; in Verbindung mit N (N. D.), Notre dame; D bloß für sich auch Don und Donna; bei Dedicationen versteht man unter einem dreimaligen D, Dat, Donat, Dicat oder Dat, Dicat, Dedicat; als juristische Abkürzung bedeutet es die röm. Pandecten oder Digesta; dd drückt das Dedit, d. h. bezahlt aus.

Da Capo (abgekürzt da Cap. oder d. C.), von vorn, vom Anfange, ist, am Ende eines Tonstückes gesetzt, ein Zeichen, welches verlangt, daß man irgend einen durchgespielten oder durchgesungenen Theil bis zum Schlußzeichen wiederholen soll. Häufig bezeichnet es auch einen Zuruf für den Sänger oder Instrumentisten, daß sie das vorgetragene Stück wiederholen sollen.

Dacca, Hauptstadt des Distrikts Dacca in Bengalen, Sitz des Appellationshofes und anderer Behörden; liegt am alten Ganges, hat den Pallast der alten Nabobs und 200.000 (150.000) E., Muhammedaner und Hindus. Man fertigt Mousseline, Armbänder aus Muscheln, treibt Handel mit Baumwolle und daraus verfertigten Zeuchen. Einst Hauptstadt von ganz Bengalen.

Dach, die oberste Bedeckung eines Gebäudes, welche den innern Raum desselben vor dem einfallenden Regen, Staub und Sonnenschein verwahrt und das auffallende Wasser empfängt und ableitet. Zeit, Sitte und Localverhältnisse bestimmen dasselbe, sowie die mannigfaltige

Bauart der Häuser. Die Dächer der Orientalen waren flach und eben und sind es noch. Es wurden diese Dächer mit Backsteinen gemauert und mit Marmorplatten, ja oft mit Elfenbein, Silber- und Goldplatten belegt. Mitten über ein solches Dach ging ein Kanal, worin sich das Regenwasser sammelte, das durch einen andern Kanal in den innern Hofraum abgeleitet wurde. Die ganze obere Fläche umschloß ein Geländer. Moses schon scheint dieses berücksichtigt zu haben. Diese flachen Dächer der Morgenländer hatten verschiedene Zwecke. Man trocknete Leinwand und sonstige Sachen darauf; man versammelte sich dort, um den öffentlichen Lustbarkeiten zuzusehen und die Obrigkeiten und Volksvorsteher sprachen von diesen Dächern herab zum Volke, um allgemein gehört zu werden. Man legte darauf Gärten mit duftenden Lauben, Grotten und Teiche zu Fischbehältern, oder zum Baden an, sowie man in diesen Lauben zu speisen und zu schlafen pflegte. Vorzüglich erregt die Pracht der asiatischen Dächer mit ihren schwebenden Gärten, wie die des alten Babylon und Persepolis, wovon uns Herodot erzählt, unser Erstaunen. Noch jetzt ist die Pracht der flachen Dächer im Morgenlande über alle Vorstellung und die Reisebeschreiber können ihre Annehmlichkeit und Schönheit nicht genug rühmen. Die freie Aussicht auf denselben, die kühlen Lüfte, welche hier fächeln, sowie jede Art von Bequemlichkeiten, die hier sich vorfinden, machen sie zum Aufenthalt der Freude. Auch finden sich jetzt noch im Oriente runde und gewölbte Dächer; in den ältesten Zeiten nämlich setzte man darin die höchste Pracht. Ein solches Dach soll auch der Salomon'sche Tempel gehabt haben, der in der Folge von Herodes wieder hergestellt, in seiner Dachbedeckung die rundgewölbte Form wieder erhielt. Bei den Römern fanden sich solche erhabengewölbte Dächer nur auf den Tempeln; denn die dem Cäsar ertheilte Erlaubniß, das Dach seines Pallastes auf diese Art zu erhöhen und zu wölben, ward für eine göttliche Ehrenbezeugung gehalten. In der Folge der Zeiten stieg bei den Römern die Prachtliebe immer höher und man fand solche Dächer auf den meisten Privatgebäuden der Reichen. Die breiten und platten Dächer der Morgenländer würden im Norden nicht gut wider den häufigen Regen schützen, und die Last des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher sah man sich hier genöthig, die Dächer schrägliegend und oben spitz zu bauen; doch findet man in England fast nur platte Dächer. Die Dächer sind nicht allein nach den Materialien, sondern auch nach ihrer Bauart verschieden; daher in letzterer Hinsicht z. B. deutsche, alt- und neufranzösische (letzteres Mansardendach oder gebrochenes Dach, s. Mansard), Zeltdach, Pultdach, Kuppel (s. d.) u. s. w.

Dach (Simon), einer der gebildetsten und anmuthigsten Dichter seiner Zeit, geb. 1605 zu Memel in Preußen, besuchte anfangs die öffentliche Schule seiner Vaterstadt und zeichnete sich frühzeitig durch seine Fähigkeiten aus. Die Musik, welche ihn vorzüglich ansprach, erlernte er ohne alle Anweisung. In den Lehranstalten zu Königsberg und Wittenberg ferner gebildet, hielt er in Magdeburg eine Disputation in griech. Sprache, und da ihn die daselbst 1626 ausgebrochene Pest vertrieb, kam er nach Königsberg, besuchte die akademischen Hörsäle und betrieb das Studium der Theologie und Philosophie mit großem Eifer. 1633 wurde er Collaborator an der Domschule zu Königsberg und 1636 Conrektor an dieser Lehranstalt. Auf Ermunterung seines vertrauten Freundes,

des Regierungssekretärs Robertyn, widmete er sich ganz der Poesie. Einige dem Kurfürsten v. Brandenburg überreichte Gelegenheitsgedichte erwarben ihm 1639 den Lehrstuhl der Dichtkunst. Durch sein anhaltendes Studium zog er sich endlich die Schwindsucht zu und starb zuletzt am 15. April 1659 im 54. Jahre seines Lebens. Dach war der Verfasser einer großen Menge lateinischer und deutscher Gedichte, geistlichen und weltlichen Inhalts, und gehört als solcher zu Opitzens würdigsten Nacheiferern, wenn er sich auch von dem rohen Geschmacke seines Zeitalters nicht ganz frei machte. In seinen Religionsgesängen, welche von einigen neuern Dichtern der Verbesserung würdig befunden wurden, herrscht ein tiefes und herzliches Gefühl der Frömmigkeit, und als fröhlicher Sänger ist ihm eine liebenswürdige natürliche Heiterkeit eigen, die zur Mitfreude auffordert. Seine Sprache ist im Ganzen voll, einfach und rein; sein Versbau wohlklingend. Hohe Begeisterung, starke und erhabene Gedanken waren ihm fremd. Seine Gelegenheitsgedichte auf das brandenb. Haus erschienen nach seinem Tode gesammelt von seiner Gattin u. d. T.: „Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Zepter, von Simon Dach poetisch besungen" (Königsberg, 1669, 4.). Unter mehren seiner zerstreuten Gedichte befindet sich die Unterschrift Chasmindo und Sichamond (der versetzte Name Simon Dach), öfters auch nur S. D. Sein Stück: „Anke von Tharau" (Aennchen von Tharau), in plattdeutscher Mundart verfaßt, in welchem der Dichter eine mit Widerwärtigkeiten kämpfende und zuletzt siegende Liebe mit vielem Gefühl schildert, ein vorzügliches Werk für die damalige Zeit, hat uns Herder in einer Umbildung („Volkslieder", Thl. 1) mitgetheilt. Eine Auswahl aus Dach's und seiner beiden Freunde (des Organisten Heinrich Albert und Rob. Robertyn) Gedichten liefert der 5. Band von Wilh. Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts". Vergl. „Simon Dach u. seine Freunde als Kirchenliederdichter", v. A. Gebauer (Tüb. 1828).

Dachrecht (Traufrecht, Rechtsw.), das Recht oder die Verbindlichkeit, das von des Nachbars Dache herabfließende Regenwasser aufzunehmen; fällt das Wasser tropfenweise vom Dache, so wird dieses Recht oder diese Verbindlichkeit das Traufrecht (servitus stillicidii, serv. recipiendi) genannt; fließt aber das durch eine Dachrinne gesammelte Regenwasser aus jener frei oder durch eine Dachröhre herab, so heißt dieses Recht oder diese Verbindlichkeit der Wasserlauf (servitus fluminis), welche Servituten von dem Rechte des Ausgusses (serv. aquae effundendae), vermöge dessen man unreines Wasser auf des Nachbars Grundstück ausgießen oder leiten darf, zu unterscheiden sind.

Dachstuhl, dasjenige Zimmerwerk, welches das Sparrwerk eines Daches tragen hilft, bei Gebäuden über 18 Fuß Tiefe anwendbar. Beträgt die Tiefe des Gebäudes mehr als 54 F., so enthält es 2 Dachstühle über einander. Bei Gebäuden unter 18 Fuß Tiefe, heißt das Zimmerwerk: Windrispen (Windlatten).

Dachs, nach Linné, Art unter der Ordnung Raubthiere, zur Gattung Bär; nach Pennant, besondere Gattung in der Ordnung Raubthiere; nach Blumenbach, eigne Gattung in der 6. Ordnung der vielzehigen nagenden Säugethiere; neuerdings so anerkannt, mit dem Namen meles. Die Kennzeichen derselben sind: Vorderzähne oben und unten sechs, Eckzähne oben und unten einen an jeder Seite, obere gerade, untere rückwärts gebogen, Backenzähne oben fünf, unten sechs auf

jeder Seite; Schnauze kurz, spitzig, Ohren kurz, Haut auf dem Grunde kurzwollig, borstenartig behaart, über dem After ein Fettloch, Läufe kurz, stark, mit 5 Grabklauen, Aufenthalt in unterirdischen Höhlen, Nahrung aus dem Pflanzen- und Thierreich. Der gemeine Dachs (Gräving, taxus meles, meles vulgaris), Kopf breit, Nase aufgeworfen, Leib oben weißgrau, schwarz melirt, unten schwarz, von der Schnauze über Augen und Ohren eine schwarze Binde, Füße schwarz, Länge 2½ — 3 Fuß, Höhe 1 Fuß, Schwere 20—35 Pfund. Sein Alter soll er nicht viel über 12, zuweilen doch bis auf 20 Jahr bringen. Er ist ein einsiedlerisches, ungeselliges, trauriges, mißtrauisches, scheues, dabei muthiges, starkes und tückisches Thier. Sein Gehör und Geruch ist fein, sein Gebiß scharf und gefährlich; er läuft schlecht. Der Unterschied von Hunds- und Schweinsdachsen, welchen alte Jäger annahmen, ist nicht gegründet, sondern liegt nur in einer zufälligen Gestalt des Kopfes. Sein Aufenthalt ist in den meisten Ländern von Europa bis zum 60° nördl. Br.; in einsamen, abgelegen, dunkeln Wäldern gräbt er sich ein, sein Bau (Dachsbau) hat oft 12, 20 — 50′ lange Röhren, welche zu einem sehr reinlichen, mit Heu ausgefütterten Kessel 4—12 Fuß tief unter der Erde führen, wo er den größten Theil seiner Lebenszeit zubringt. Der Nahrung geht er des Nachts nach, und sie besteht in Eicheln, Buchekern, Feld- und Gartenobst, Wurzeln von Kümmel, Trüffeln, Rüben, Amphibien, Würmern, Insekten ꝛc., Aas geht er nur bei großem Hunger an. Um Martini ist er ganz mit Fett überzogen, bei anhaltendem Frost schläft er ein und steckt die Schnauze bis zu den Ohren in sein Fettloch und zehrt von der sich hier absondernden Feuchtigkeit. Die Ranzzeit des Dachses ist im November und December; die Dächsin trägt 9 — 10 Wochen, bringt 3—5 blinde Junge, die schon nach 3 Wochen aus dem Bau gehen und sich im Herbst von der Mutter trennen; im 2. Jahre sind sie völlig ausgewachsen. Krankheiten: im Frühjahr und Sommer werden die Dachse ganz raudig, sie werden auch toll und im Alter zuweilen blind. Der Dachsfang (Dachs-Jagen) gehört zur niedern Jagd und wird vor Martini angestellt, wo die Dachse am fettesten sind, und zwar auf folgende Arten: a) mit der Dachshaube, welche um Mitternacht, wo der Dachs aus dem Bau gegangen ist, in die gangbarste Röhre gestellt wird, nachdem man die übrigen Ausgänge des Baues verstopft hat; dann wird gegen Morgen mit Stöberhunden in der Umgegend gestöbert, um den Dachs zum Baue zu treiben; sobald dieser in das Netz kriecht und daran zerrt, zieht es sich von selbst zu und der Dachs kann dann im Netze erschlagen werden. Diese Art des Fanges wird überall mit Nutzen, besonders bei Dachsbauen in felsigem Boden, angewendet. b) Durch Ausgraben; es geschieht bei Tage, wo der Dachs im Baue ist, und es werden dabei zuerst 1—2 Dachshunde in den Bau geschickt, welche da, wo der Dachs liegt, bellen (laut werden), aber, wenn sie gut abgerichtet sind, den Dachs nicht durch Beißen zu vertreiben suchen; nun wird von oben ein Loch (Einschlag, Kasten) in den Bau gegraben, sodaß man vor den Hund und gerade auf den Dachs zu kommen sucht, welchen man mit der Dachsgabel ersticht oder mit der Dachszange faßt. c) Mit Schlagbäumen, welche im Herbste vor die gangbarsten Röhren des Baues gestellt werden, und den Dachs, sobald er die Stellzunge umreißt, erschlagen. d) Mit Tellereisen, welche an einer Kette in den Eingang der Röhren gelegt und in die Erde eingehauen werden, oder e) mit

Schlingen; obgleich der Dachs beide gewöhnlich bemerkt und nicht gern aus dem Baue geht, so kann man ihn doch dazu zwingen, wenn man die übrigen Röhren verstopft. f) Endlich hetzt oder fängt man den Dachs auch des Nachts über die Erde mit starken Jagdhunden, auch wohl mit Bauer- und Hirtenhunden; doch nur mehre Hunde überwältigen einen Dachs, und durch diese Art Jagen werden die Reviere zu sehr beunruhigt. Man schießt ihn auch auf dem Anstand. Das Dachs-Fett (axungia taxi) wurde sonst in Apotheken gebraucht und dient zum Brennen in Lampen; die Haut wird von Sattlern verarbeitet und die Haare zu Bürsten und Pinseln gebraucht. Von mehren Nationen (Chinesen, Kalmucken, Indianern, in Canada u. a. L.) wird das Dachsfleisch gern gegessen; hin und wieder speist man es auch in Frankreich und der Schweiz. Der Steindachs (der in felsigen Gegenden wohnende) hat den Vorzug vor dem andern. Der widrige Geschmack, den man ihm gewöhnlich beilegt, soll verschwinden, wenn man das Fleisch eine Zeit lang an einem gelinden Feuer bratet.

Dachshund (Dachs), Abart des Haushundes, gehört unter die Kriechhunde; hat kurze (gerade oder krumme) Beine, langen Leib, ausgehöhlten Rücken, glatte, braune oder schwarze Haare, röthliche Brust, hängende Ohren, lange Schnauze; wird von den Jägern zum Austreiben der Dachse, Füchse, Biber, Kaninchen u. dgl. gebraucht. Die Dachshunde werden nach dem ersten Jahre, manche Race erst nach dem 2. Jahre brauchbar; ein guter Hund darf bei erhaltenen Bissen nicht zaghaft werden, nicht fährtelaut, d. h. nicht eher bellen oder laut werden, bis er den Dachs oder Fuchs sieht, muß ihn in den Kessel treiben und dann bellend vor ihm liegen, bis man mit dem Ausgraben in den Kessel kommt, welches oft über 6 Stunden dauert. Alte Füchse, welche er nicht antreiben kann, muß er so lange necken, bis sie aus dem Baue fliehen. Eine Spielart hat zottige Haare.

Dacien (griech. Dakia), ein Land an der untern Donau, grenzte, nach Ptolemäus gegen Westen an den Tibiscus (Theiß), im Norden an einen Theil des Karpathengebirges bis zur Wendung des Tyras (Dniester) gegen den Pruth, östlich an den Pruth bis zu seiner Mündung in die Donau, gegen Süden an die Donau (umfaßte also das ganze temeswarer Banat, den von der Theiß nördlich liegenden Theil von Ungarn, Siebenbürgen, nebst der Bukowina und der Südspitze von Galizien, die Moldau, soweit sie dem Pruth westlich liegt, und die Walachei und wurde von den Römern auf 200 geographische Meilen geschätzt. Die Bewohner dieses Landes — Daci — ein kriegerisches, tapferes Volk thracischer Abkunft, welches sich von den Geten geschieden, aber noch deren Sprache sprach und deren Nationalcharakter beibehalten hatte. Sie waren feindliche Grenznachbarn der Römer. Einer ihrer tapfersten Feldherren, Decebalus, zwang den Kaiser Domitian zu jenem nachtheiligen Frieden, den er durch einen bestimmten jährlichen Tribut und andere den Daciern bewilligte Vortheile (88 n. Chr.) erkaufen mußte. Dem Trajan, welcher 106 die bekannte Brücke über die Donau erbauen ließ, gelang es aber endlich, diesen furchtbaren Feind zu besiegen. Dacien wurde nun eine römische Provinz. Da die Bevölkerung durch verheerende Kriege und Auswanderung viel gelitten hatte, so ließ Trajan aus mehren Provinzen des Reichs neue Bewohner nach Dacien verpflanzen, errichtete in den schon vorhandenen Städten neue Colonien,

zog Straßen zur Erleichterung der Verbindung und flug schon an, die reichen Schätze des Landes, Gold, Salz ꝛc. zu benutzen. Die Ankömmlinge machten zwischen den Barbaren die römische Sprache herrschend. Diese vermischten sich nach und nach mit neuen Ankömmlingen, und dadurch scheint der Volksstamm entstanden zu seyn, der noch gegenwärtig unter dem Namen Wlachen und Moldauer jene Länder bewohnt und sich selbst noch Rumini, ihre Sprache die römische, nennt. Das Land, welches sie bewohnten, theilten die Römer in Dacia ripensis (Dacia alpestris) auf der Nordseite der Donau, in Dacia alpensis (Dacia riparia) in der Nähe der Karpathen und in Dacia mediterranea oder das Binnenland ein; Aurelian vergrößerte die Dacia ripensis dadurch, daß er die Länder auf der Südseite der Donau, Bulgarien und Serbien, damit verband, wodurch die beiden Dacia ripenses (Dacia Trajani und Dacia Aureliani) auf der Nord- und Südseite der Donau gebildet wurden. Bei Konstantins des Großen Reichseintheilung wurde Dacien mit Moesia prima, Dardania praevalitana und dem nördlichen Saume von Macedonia salutaris die 2. Diöcese der großen Abtheilung Macedonia. Der Name Dacien scheint in der Völkerwanderung untergegangen zu seyn, als Chazaren und Petschenegen sich über die Länder im Norden der Donau verbreiteten und dort vorübergehende Reiche stifteten.

Dacier, L. André, geb. 1651 zu Castres in Oberlangnedoc von protest. Eltern, betrieb zuerst seine Studien in seiner Vaterstadt, später aber zu Saumur unter dem protest. berühmten Tannegny Le Fevre, welcher damals fast ausschließlich mit der Bildung seiner Tochter Anna sich beschäftigte, die der junge Dacier in der Folge (1683) heirathete. Nach seines Lehrers Tode (1672) ging er nach Paris. 1685 trat er mit seiner Gattin zum Katholicismus über. In ihren gemeinschaftlichen Geisteserzeugnissen setzte man sie auf die Liste derjenigen Gelehrten, welche bestimmt wurden, die alten Schriftsteller zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) zu erläutern. Beide erhielten vom König ansehnliche Pensionen. 1695 ward Dacier Mitglied der Akademie der Inschriften und der franz. Akademie. Letztere wählte ihn in der Folge zu ihrem beständigen Sekretär. Nebstdem ward ihm, als einem der würdigsten Gelehrten, die Aufsicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er starb 1721. Dacier hat viele Uebersetzungen griech. und römischer Schriftsteller geliefert; und obschon diese wenig geeignet sind, die Gönner der neuern Schriftsteller für die Alten zu gewinnen, so besaß er selbst doch eine eifrige Neigung für sie. Niemals übersetzte er ein classisches Werk der Alten, ohne sich förmlich in dasselbe zu verlieben. Er war daher auch unfähig, dessen etwaige Fehler zu bemerken, oder von Andern dieselben sich bemerken zu lassen. Sein literarischer Nachlaß besteht in einer Ausgabe des Pompejus Festus und des Valerius Flaccus (in usum Delphini) und der „Oeuvres d'Horace en Latin et en Français“, nebst den „Nouveaux éclaircissemens sur les oeuvres d'Horace“ und der „Nouvelle traduction d'Horace“ mit kritischen Anmerk., in Uebersetzungen des Marc Antonin, des Epiktet, der Poetik des Aristoteles mit Anmerk., der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Sophokleischen Oedippus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und einiger Dialogen des Platon. Obgleich das Verdienst der Treue diesen Uebersetzungen zukommt, so mangelt seinem Styl doch alles Feuer;

er scheint in die Anmuth und Feinheit der Alten nicht eingedrungen zu seyn. — II. Seine Gattin Anna Le Fevre, geb. 1651 zu Saumur, ward von ihrem gelehrten Vater wissenschaftlich gebildet und begab sich nach dessen Tod mit ihrem Mitschüler Dacier nach Paris. Sie erwarb sich eine ausgebreitete Sprachkenntniß und vielseitige Bildung und durch eine lat. Uebersetzung des Kallimachos, mit kritischen Anmerk. versehen (Paris 1674, 4.) die Gunst des Herzogs von Montansier, der ihr die Bearbeitung mehrer Classiker zum Gebrauch des Dauphins übertrug. Zuerst erschien Florus, dann Aurelius Victor, Eutropius, Diktys von Kreta u. a. Sie kam allen Gelehrten zuvor, welche mit Arbeiten dieser Art zum Gebrauch des jungen Prinzen beauftragt waren. Auch nach ihrer Verheirathung setzte sie ihre gelehrten Arbeiten fort. Sie lieferte eine Uebersetzung des Homer, welche, obschon sie viele schwache Stellen enthält, doch in der Vorrede und den Anmerk. ihre tiefe Gelehrsamkeit beurkundet. Ein gelehrter Streit, welcher sich über diese Uebersetzung zwischen ihr und La Motte entspann, wurde von ihr heftig, aber doch mit der Gründlichkeit eines Commentators durchgeführt, von La Motte hingegen bloß mit Witz und Sanftmuth erwiedert. Man bemerkte damals: La Motte habe wie eine geistreiche Frau, Madame Dacier aber wie ein gelehrter Mann geschrieben. La Motte sandte sie der Königin Christine zu. Diese war es, welche sie zum Bekenntniß des katholischen Glaubens veranlaßte. Ferner übersetzte Mad. Dacier den Terenz und 3 Stücke des Plautus mit Geschmack und Treue, in deren Vorrede die Verfasserin mit großem Scharfsinne den Ursprung, die Ausbildung und Veränderungen der dramatischen Poesie entwickelt. Als die erste Uebersetzung des komischen Dichters der Griechen verdient ihre „Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane“ billige Nachsicht. In ihrer Uebersetzung Anakreon's und Sappho's, mit welcher eine Vertheidigung der Letztern verbunden ist, findet man zuweilen die edle Einfalt und die Anmuth der griech. Dichtungen. Sie schrieb auch Anmerkungen über die heil. Schrift, welche sie aber nicht herausgab. Außerordentlich mildthätig gegen Hülfsbedürftige, beraubte sich Mad. Dacier oft selbst des Nöthigen, um Arme und Kranke zu laben. Ihre Talente, sowie ihr Charakter setzten sie unter die verehrtesten Frauen Frankreichs, und die Ausübung jeder weiblichen Tugend erwarb ihr ebenso sehr als ihre gelehrten Werke die Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Sie starb als Mitglied mehrer Akademien 1720. — III. Ben. Joseph Dacier, geb. 1742, ward 1782 beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften, schrieb die Geschichte derselben, mehre Eloges des Académiciens, und gab ihre Mémoires heraus. Er starb vor einigen Jahren.

Dädalus (Daidalos), nach der gewöhnlichen Meinung 3 Menschenalter vor dem trojanischen Kriege lebend, ein Künstler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinschneidekunst, Sohn des Eupalamos zu Athen, mußte von hier flüchten, weil er seiner Schwester Sohn, Talos (s. d.), von der Akropolis herabstürzte, aus Furcht, daß dieser ihn an Kunstwerken übertreffen möchte. Daidalos wurde wegen dieses Mordes vor den Areopag gezogen und floh dann, verurtheilt, mit seinem Sohne Ikaros zum Minos, König von Kreta, wo er das berühmte Labyrinth mit den viel gewundenen Gängen bauete; sich und

seinem Sohne Flügel aus Wachs ansetzte und damit durch die Lüfte von dannen flog. Der unerfahrene Ikaros flog indessen zu hoch; die Sonnenhitze schmelzte ihm die Flügel und er stürzte ins Meer, das von ihm den Namen des Ikarischen bekam. Daidalos aber rettete sich zum König Kokalos nach Sicilien und ward von ihm gastfreundlich aufgenommen und geschützt. Auch erfand er einen künstlichen Tanz, Ariadnen zu gefallen. Jünglinge und Jungfrauen, Hand in Hand geschlungen, tanzten in Kreisen. Jene hatten dicht gewirkte, diese leichte und glänzende Gewänder. Die Jungfrauen waren mit Kränzen geschmückt und die Jünglinge mit Schwertern bewaffnet. Bald drehten sie sich in die Runde, bald hüpften sie wieder durcheinander; in ihrer Mitte sangen 2 Musiker (Choragen) und tanzten ihnen den Reihen vor. — Daß Daidalos, ein für sein Zeitalter geschickter Künstler, von großem Rufe gewesen seyn muß, läßt sich zwar nicht im geringsten bezweifeln; allein daß die großen Denkmäler, welche man ihm zuschreibt, wenigstens größtentheils erdichtet sind, war längst genügend von den Gelehrten dargethan. Und wollte man auch alle Ueberbleibsel vergessener Künstler, die man im 2. Jahrh. n. Chr. als Werke des Daidalos verehrte, diesem Zeitgenossen des Minos wirklich zueignen, welches schon dadurch unwahrscheinlich wird, weil die ihm zugeschriebenen Werke fast alle von Holz waren und diese unmöglich 1500 Jahre dauern konnten, ohne von der Zeit und den Würmern zu Staube zerfressen zu seyn, so würde man gleichwohl Nichts für die frühen Fortschritte der schönen Künste schließen können; denn sie waren alle ohne Ausnahme höchst unvollendet und für das Auge der Kenner beleidigend. Es fand sich z. B. darunter eine Venus aus weichem Steine, die ohne Füße und Hände sich in einen unförmlichen Block endigte. Auch ließ sich aus dieser Nachricht die gewöhnliche Meinung bezweifeln, daß Daidalos bereits die phönicischen und ägyptischen Muster, die zu seiner Zeit in Griechenland seyn konnten, übertroffen und seinen Bildsäulen Leben und Bewegung gegeben habe. — Da Paläphatos und Diodor von Daidalos berichten, daß er, zuerst unter allen Künstlern, die unterste Hälfte der Hermen in Gestalt der Beine von einander getrennt und an den Statuen die Schenkelbeine in fortschreitender Bewegung dargestellt habe, so werden alle gegliederten Bilder Dädalische Figuren oder Dädalien genannt. Nach Pausanias aber soll Daidalos von diesen Bildsäulen seinen Namen erhalten haben, der dann so viel bedeutet als Einer, der Etwas schön ausarbeitet. — Nach einiger Grammatiker (nicht erst Böttigers) Hypothese ist Daidalos Gemeinname aller ersten Architekten, Metallurgen und der griechischen Vorwelt, also nicht eines Individuums, sondern so viel wie Künstler. So müßte also die Kunstgeschichte auf ähnliche Art von Daidalos und Dädaliden (die später in Eine Person zusammenflossen) reden, wie die Literärgeschichte von Homer und Homeriden spricht.

Daendels (Hermann Wilhelm), niederländ. General, geb. 1762 zu Hattam im Geldrischen, nahm an den in Holland 1787 eingetretenen Unruhen im Sinne der sogenannten Patrioten einen so bedeutenden Antheil, daß er mit vielen andern seiner gleichgesinnten Landsleute eine Freistatt in Frankreich suchen mußte, wo er sich in Dünkirchen mit Handelsspeculationen beschäftigte. Bei der Wendung, welche der Revolutionskrieg nahm, ward er 1793 in der neuerrichteten Freilegion, France étranger, als Oberst angestellt, und leistete Dumouriez in seinem Zuge

gegen Holland bedeutende Dienste. Noch größere leistete er Pichegru in dem Feldzuge von 1794, der diesen zum Meister von ganz Holland machte. Daendels trat nun als Generallieutenant in die Dienste der batavischen Republik, und hatte von jetzt an auf die Regierungs- und Verfassungsveränderungen einen bedeutenden Einfluß. 1799 befehligte er die batavische Armee, als die Engländer und Russen in Holland landeten. Bei der Thronbesteigung Ludwig Bonaparte's ward er von diesem zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von diesem wichtigen Posten zurück. Im Sommer 1812 traf Daendels wieder in Europa ein, befehligte darauf eine Division in Rußland, und vertheidigte Modlin. 1814 ward er vom König der Niederlande zur Besitznahme und neuen Einrichtung der wieder erworbenen Besitzungen auf der Küste von Afrika ernannt. Auch hier bewies er seine bekannte Energie; er ward Friedensvermittler zwischen den benachbarten Negerstaaten, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen nach westindischer Manier und störte den Sklavenhandel, bis ihn der Tod ereilte. Sein „Compte rendu“ über seine Verwaltung in Java (1808—11, 4 Bde., Fol.) hat über die Statistik und den Zustand dieses Landes viel Licht verbreitet.

Daghestan, so viel wie Gebirgsland, russisch-asiatische Provinz, am östlichen Abhange des Kaukasus, zwischen Grusien, dem kaspischen Meere und Schirwan; 435 QM. groß, mit 185.000 Ew. (Kumyken, Turkomanen, Nogayer, Lesghier, Armenier, Juden), welche sich theils zur mohammedanischen, theils zur christlichen (griechischen) Religion, nebst der mosaischen bekennen, aber ganz roh und ungebildet sind. Die Oberherrschaft des an Wein, Baumwolle, Safran, Seide, Korn und Naphtha reichen Landes gehört seit 1812 den Russen (früher den Persern), ist jedoch nur sehr unvollkommen. Theile: Gebiet von Derbent, die Khanate von Schamchal, Usmei, Kuba und die Provinz Thabasseran mit den lesghischen Berggegenden.

Dagobert I., wegen seiner Kriegsthaten der Große genannt, geb. 602; ward von seinem Vater Clothar II., Könige der Franken aus dem Merowingischen Geschlechte, 622 zum Könige von Austrasien eingesetzt und trat nach dessen Tode 628 seinem jüngern Bruder Aribert II. einen Theil Aquitaniens ab. Als dieser und sein Sohn bald darauf starben, beschuldigte man Dagobert, sie im Stillen ermordet zu haben. So lange Dagobert in Austrasien blieb, regierte er zur Zufriedenheit seiner Unterthanen; aber, nachdem er, das ganze Frankreich besitzend, seinen Sitz nach Neustrien verlegt hatte, vergaß er die Gerechtigkeit. Er kriegte glücklich gegen die Slawonier, Sachsen, Gascogner und Bretagner, aber er befleckte den Glanz seiner Siege durch Grausamkeit, rohe Willkür und ungezügelte Wollust. Nach Besiegung der Sachsen, so wird erzählt, ließ er alle Diejenigen hinrichten, deren Wuchs die Länge seines Degens überstieg. Auch schändete er seine Regierung durch den Mord von 10.000 Bulgarenfamilien, die bei ihm vor den Hunnen Schutz suchten und die er aus Furcht, daß sie das angewiesene Land als Eigenthum behalten möchten, in einer Nacht hinschlachten ließ. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er den Franken bessere und vollständigere Gesetze gab. Er starb 638 zu Epinay und ward zu St.-Denis beerdigt, welches er 6 Jahre vorher gegründet hatte. Neustrien hinterließ er seinem Sohne Chlodwig II., Austrasien Siegbert II.

Dagon, Nationalgottheit der Philiſter, hatte Geſicht und Hände von einem Menſchen, den Rumpf aber von einem Fiſch, und entſpricht wohl der Aſtarte der Syrer.

Dagoe (Daghö), ruſſ. Inſel im finniſchen Meerbuſen, an der Küſte von Eſthland, zum eſthländiſchen Gouvernement gehörig, und durch einen ſchmalen Canal von der Inſel Caſel getrennt, iſt 14½ QM. groß, mit 10.000 Einw., Eſthen und Schweden, welche Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei treiben, in Gold und Silber arbeiten und Schiffe bauen. Beim Fiſcherdorf Dagherort iſt ein Leuchtthurm. Die Inſel wurde im J. 1645 von den Dänen an die Krone Schweden, 1721 von dieſer an Rußland abgetreten.

D'Agueſſeau (Henry François), ein um die frühere franzöſ. Geſetzgebung und die Beredtſamkeit hochverdienter Mann, ward 1668 zu Limoges geboren. Seine herrlichen Naturanlagen wurden von ſeinem Vater, Intendanten von Languedoc, in vorzüglichem Grade ausgebildet und durch den vertrauten Umgang mit Racine und Boileau ſein Talent zur Poeſie hervorgelockt. 1691 mit der Generaladvokatur in Paris bekleidet und in ſeinem 32. Jahre zum Generalprokurator des Parlaments ernannt, erwarb er ſich durch die Verbeſſerung der Rechtspflege und durch thätige Theilnahme an der Verwaltung der Hoſpitäler großes Verdienſt. Bei einer Hungersnoth 1709 lernte ihn ſein Vaterland als einen der wohlwollendſten Menſchenfreunde kennen; ſeinen Patriotismus beurkundete er als eifriger Vertheidiger der Rechte der Nation und der gallikaniſchen Kirche, und durch ſeine ſtandhafte Widerſetzlichkeit gegen die Beſchlüſſe Ludwigs XIV. zu Gunſten der päpſtlichen Bulle Unigenitus. Durch Law, deſſen Verderben bringendes Finanzſyſtem er in ſeiner Einführung zu hintertreiben ſuchte, fiel er (1718) in Ungnade und verlor die unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans erlangte Kanzlerſtelle. Jetzt zog er ſich auf ſein Landgut zu Freſnes zurück und entwarf den Plan zu einer neuen Geſetzgebung, erbaute ſich in der Lektüre und beſchäftigte ſich mit der Erziehung ſeiner Kinder. 1720, als Law's Syſtem die Finanzen in Unordnung gebracht und das Volk über den Druck der immer ſteigenden Abgaben laut zu murren anfing, bedurfte man des Scharfblicks eines Mannes, wie d'Agueſſeau und man ſetzte ihn in ſeine vorigen Aemter wieder ein; allein die Verwaltung dieſer wiedererlangten Stelle zog ihm durch allzugroße Nachgiebigkeit, in Anſehung der Verfügungen Law's (1722), eine neue Verbannung zu. Durch Vermittelung des Cardinals Fleury abermals zurückberufen, erlangte er 1737 ſeine vorige Würde wieder, und indem er an einer geringen Reform der alten Geſetzverfaſſung arbeitete, ohne ſie in ihren Grundfeſten anzugreifen, verhinderte ihn der Tod (1750) an der Ausführung dieſes rühmlichen Vorhabens. Sein ganzes Leben hindurch hatte er den Charakter behauptet, den er ſeit dem Anfange ſeiner Celebrität der Welt gezeigt hatte. „Seine durch mehre Ausgaben verbreiteten Schriften", ſagt Bouterwek, „ſind Muſter der wahren Beredtſamkeit in ihrer Art: geiſtreich, verſtändig, prunktlos, zierlich, und doch kraftvoll, immer dem Gegenſtande angemeſſen und voll vortrefflicher Lehren, beſonders für Diejenigen, die ſich zu Staats- und Juſtizmännern bilden wollen. Vortrefflich ſind die Vorträge, mit welcher er die Sitzungen des Parlaments eröffnete".

D'Aguesseau (Henry Cardin Jean Baptiste, Marquis), geb. 1764, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, ward 1789 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen; Mitglied der ersten Nationalversammlung, ward von Napoleon zum Senator, von Ludwig XVIII. 1814 zum Pair von Frankreich erhoben. Er war ein treuer Anhänger der Bourbonen. Sein Tod erfolgte zu Paris den 22. Jan. 1826.

Dahlen, Dalen 1) D., Dahlheim, Stadt im preußischen Regierungsbezirk Aachen, Kreis Blankenheim, mit 600 Häusern, 3650 Ew., zwei katholischen Kirchen, Leinen-, Seiden-, besonders Sammtbandweberei, Flachsbau. — 2) Gräfl. Bünau'sche Stadt im meißnischen Amte Oschatz im Königreich Sachsen, hat 240 Häuser, 1270 Ew., ein Schloß, eine Kirche, Getreide-, Krapp- und Seidenbau, Schafzucht, Torfgräberei, Leinen- und Barchentweberei.

Dahme, Stadt am Fluß gl. Nam., der von Storkow an flößbar ist und bei Köpenik in die Spree fließt, im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde, 12 M. von Berlin, ummauert, mit 370 Häusern, 2900 Einw., worunter viele Tuch- und Leinweber, Schuster und Kirschner; Gemüsebau, Korn- und Wollhandel. Geburtsort des Orientalisten G. Genze († 1687).

Dahomey (Agbome, Dahome, Foyer), Reich der Sklavenküste von Guinea (Afrika), bisher den Europäern nur durch den Sklavenhandel bekannt, weßhalb sich daselbst, namentlich zu Fida, englische, französische und portugiesische Forts und Factoreien befinden. Es wird bewohnt von den Dahomern, einem kriegerischen, wilden, doch gastfreundlichen Volke; beherrscht von einem despotisch regierenden Könige, dessen Pallast mit Schädeln erschlagener Feinde verziert ist, und dessen Leibwache aus mehren tausend Weibern besteht. Der Boden in Dahomey ist übrigens von der üppigsten Fruchtbarkeit, sodaß alle tropischen Früchte hier in höchster Vollendung gedeihen. Unter den dortigen Früchten zeichnet sich als eine wahre Seltenheit eine, einer zeitigen Caffeebohne ähnliche Beere (Cerasus oxyglycus) aus. Obgleich anfänglich beinahe ohne alle Süßigkeit, läßt sie auf der Zunge doch einen so zuckerhaften Nachgeschmack zurück, daß eine nachher genossene, noch so saure Citrone, der Wohlgeschmack einer süßen und zeitigen Orange gibt; und dieser Nachgeschmack verliert sich nicht eher als bis man mehre Male gegessen hat. Nicht leicht trifft man in den tropischen Himmelsstrichen einen üppigern Baumwuchs an; man findet häufig Stämme, aus denen die Neger Canots verfertigen, welche bis zu hundert Personen hinlänglichen Raum liefern. Die Männer sind träge, lassen die Weiber für sich arbeiten (Körbe und Matten flechten, säen, Gemüse bauen, Garn färben u. a.), kleiden sich in baumwollene Tücher oder in Seide; die Weiber putzen sich mit Armbändern und Ringen. Die Dahomer lieben Würfelspiel und Tanz, halten ihre Weiber in großer Abhängigkeit, beten einen Fetisch (einen Tiger oder Panther) an und halten viel auf Amulete. Der Handel liefert Sklaven, Elfenbein für Taback, Branntwein, Flinten, Zeuche. Nach einigen Angaben sollen die Dahomer unter der Oberherrschaft der Ashantier stehen, Andere geben das Umgekehrte an. Sie theilen sich in Soldaten, Kaufleute und Handarbeiter, sind Eigenthum des Königs. Ihre Feste werden mit Menschenopfern gefeiert (das größte ist das der Abgabenentrichtung, wobei zahlreiche Geschenke ausgetheilt werden); beim Tode

des Königs mordet und zerstört Alles so lange, bis der Nachfolger gewählt ist. Auf den Gräbern der Ahnen des Königs werden jährlich eine Menge Menschen, meistens Gefangene, geopfert, theils um die Gräber zu beleuchten, theils um diesen Ahnen allerlei Bediente in die andre Welt zu schicken. Es wird für eine Ehre gehalten, wenn der König selbst bei solchen Gelegenheiten den Scharfrichter abgibt. Zu diesem Feste werden die europäischen Consuln eingeladen, und während der Hinrichtung singen die Neger in Kreistänzen Lieder zum Lobe ihres Monarchen. Tritt einer von ihnen fehl, so wird er mitten in den Haufen der Opfer geführt und ebenfalls hingerichtet. Will der König irgend einem seiner Ahnen eine frohe Nachricht zukommen lassen, so fertig er den ersten besten seiner Hofbedienten an ihn ab, indem er ihm, nach Mittheilung des Auftrags, den Kopf abhaut. Die Dahomier haben ein sehr treues Gedächtniß, obgleich sie Nichts von Schrift wissen. Ihre Sprache hat nicht so viel Nasen- und Kehltöne wie die der weiter westwärts wohnenden Nationen. Ihre Gesänge sind ziemlich wohlklingend, und sie wissen ihre plumpen musikalischen Instrumente gut zu behandeln. Wenn sie tanzen, so geschieht es meistens bei Mondschein, unter einem großen Baume, wo sie sich höchst fantastisch gebärden. Die Dahomier waren vor 200 Jahren unter dem Namen Foys sehr unbedeutend, doch geschickt und tapfer im Kriege. Ihr König Tacoodonou eroberte Calmita, tödtete den König Da von Abome 1630 und ein anderer König Guadja Trudo eroberte 1708 Ardrah u. a. Länder, und so wurde das Volk mächtig. Jetzt theilt sich das Land in das eigentliche Dahomey (fruchtbar, hochliegend, Hauptstadt Abomeh mit 24.000 Einw.) und Widah. Genauere Nachrichten von diesem mächtigen Negerstaate gab Leod's: „Voyage to Africa“ (Lond 1820; franz. von Gautier, Paris 1821).

Daire oder Dairo, s. Japan.

Daktyliographik, s. Steinschneidekunst.

Daktyliothek (gr. Daktyliotheke, lat. dactyliotheca), 1) Ringbehältniß, Ringkästchen; 2) Sammlung von Siegelringen; daher: 3) Sammlung von Gemmen oder geschnittenen Steinen, welche gewöhnlich in Ringe gefaßt wurden. Italien, Frankreich und Deutschland bewahren in ihren vorzüglichsten Museen mehre treffliche Sammlungen dieser Art. Die reichste unter allen (gegen 4000 Steine) ist die Florentinische. Vgl. Steinschneidekunst. 4) Insbesondere gab Lippert (s. d.) einer Sammlung von Abbildungen von Gemmen durch Abguß diesen Namen, indem er die Kunst solche Abdrücke zu verfertigen erfand und eine Schrift u. d. T.: „Daktyliothek oder Sammlung geschnittener Steine der Alten, aus den vornehmsten Museen in Europa,“ in 2000 Abdrücken, in 2 Folio-Bänden (Leipzig 1764), nebst dem Supplement, bestehend aus 1149 Abdrücken, ebend. 1776 herausgab. Dieß Werk ist ein wichtiges Hülfsmittel für das Studium dieses Zweigs der Antike (s. Paste).

Daktylologie oder Daktylonomie ist die Kunst, an den Fingern zu rechnen. Bei den Römern wurden die Zahlen bis 99 theils durch Einfaltagen, theils durch Krümmen der Finger der linken Hand bezeichnet; auf dieselbe Weise aber mit den Fingern der rechten Hand von 100—9000; was über 9000 war, wurde mit der ganzen Hand angedeutet, indem man sie in die Höhe, an die Brust ꝛc. hielt, und zwar von 10.000 bis 90.000 die linke, von 100.000 bis 900.000 die rechte; eine Million ward durch Faltung der Hände über den Kopf angedeutet.

Im weitern Sinne heißt Daktylologie auch die Fingersprache, oder die Kunst, durch die Finger seine Gedanken auszudrücken.

Daktylus, Fingerschlag, Springer, in der Prosodie ein dreisylbiger Fuß, der aus einer langen und zwei kurzen Sylben besteht,

— ∪∪ — ∪ ∪

also z. B. liebliche Dichtungen. Durch die rasch forteilende Bewegung sagt er Dichtungsarten, deren eigenthümlicher Charakter diese ist, und durch das Gleichmaß zwischen Arsis und Thesis und das Herabfallen von jener zu dieser, besonders mit dem Spondeus abwechselnd, am meisten der Kraft und Würde des Heldengedichts zu (vgl. Hexameter); aufregender wirkt er im akatalektischen Tetrameter. Je nachdem man ihn nach Spondäen oder ¾ Takt, oder trochäisch nach ⅜ Takt mißt, erscheint er als schwerer (majestätisch sich bewegender, heroischer) oder leichter (hüpfender).

Dalai-Lama, s. Lama.

Dalayrac, s. Alayrac.

Dalberg (Geschlecht der Freiherren von). Das Geschlecht der Dalberge, in den früheren Familienurkunden auch Thalburge, Dalburge genannt, ist eins der ältesten und edelsten deutschen Geschlechter, das im Staate und in der Kirche von jeher die angesehensten Würden bekleidet hat. Bekannt ist der jedesmalige Ausruf des kaiserlichen Herolds bei den ehemaligen deutschen Kaiser-Krönungen: „Ist kein Dalberg da?" War ein Sprößling dieses uralten Hauses vorhanden, so trat er jetzt vor und empfing von dem gekrönten Kaiser vor allen übrigen anwesenden deutschen Rittern den ersten Ritterschlag, zum Beweise, wie hoch dieses Geschlecht der Dalberge schon in dem grauen Alterthume als eins der ersten, verdienstvollsten und vorzüglichsten des deutschen Vaterlandes anerkannt war. So wußten die hochgefeierten Ahnen dieses Hauses den Ruhm ihres Geschlechtes auch in ihren Nachfolgern zu verewigen, deren ausgezeichnete Thaten selbst vor allen andern Geschlechtern bei jeder Kaiserkrönung die öffentliche dankbare Anerkennung fanden. Mit dem Erlöschen der deutschen Kaiserwürde (1806) schien auch dieses Vorrecht nur noch im Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangener Zeiten fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieses Herkommen, indem er festsetzte: daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der franz. Kaiserwürde seyn, und vor Frankreichs Throne gefragt werden solle: „Ist kein Dalberg da?" Die alten Stammgüter und Besitzungen der Dalberge, von welchen sie auch den Namen haben, liegen größtentheils auf den linken Rheinufer in dem Rheinkreise des Königreichs Baiern. In den frühesten Zeiten Deutschlands, 969 finden wir schon einen Freiherrn von Dalburg und bei der wachsenden Macht des Hauses Habsburg treten die Dalburge als Stützen desselben auf. 1355 erlosch dieses Geschlecht in der weiblichen Blüthe desselben, in der Greta von Dalberg. Diese heirathete 1330 den Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, der nun die Dalbergischen Besitzungen und den Namen Dalberg zugleich erbte. Von dieser Greta von Dalberg und ihrem Gemahl Gerhard stammt das jetzt blühende Dalbergische Geschlechte ab. Die Familie erhielt die reichsfreiherrl. Würde im 17. Jahrh. Das Geschlecht ist gegenwärtig getheilt in die Dalberg-Hernsheimer (von dem Pfarrdorfe Hernsheim bei Worms, mit einem Schloß, wo sich das Dalberg'sche Archiv befindet, und einem Garten) und die Dalberg-Dalberg'sche Linie. Vom

Schlosse Dalberg sieht man die Ruinen bei dem Dorfe Dalberg bei Stromberg in Rheinpreußen. Ausgezeichnete Männer dieses Stammes waren: der Bischof und Kämmerer von Worms, Johann v. Dalberg, geboren 1445, starb 1503, welcher in dieser berühmten Familie als ein großer Beschützer der Künste und Wissenschaften hervorragt, und dessen verdienstvolles Leben und Wirken uns der Geh.-Rath Zapf (Augsb. 1789, umgearb. Aufl. 1796, nebst Nachtrag, Zürich 1798) trefflich geschildert hat. Er stiftete, von dem berühmten Konrad Celtes aufgemuntert, die sogenannte rheinische gelehrte Gesellschaft, deren Vorsteher Bischof Johann v. Dalberg war. Nicht minder verdienen hier eine ruhmvolle Erwähnung: Wolfgang v. Dalberg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz (st. 1601, s. dessen Leben von D. Heim); Adolph v. Dalberg, Fürstabt zu Fulda, welcher daselbst 1734 eine katholische Universität stiftete und sehr viel für die Pflege der Wissenschaften gethan hat; Friedrich Anton v. Dalberg, gewesener kurmainzischer Hofraths-Präsident (1705); Philipp Franz Eberhard v. Dalberg, Präsident des kaiserlichen Reichskammergerichts zu Wetzlar (st. 1692); besonders aber der vormalige Großherzog Karl (s. d. folgen. Art.) und dessen Brüder Wolfgang Heribert, Reichsfreih. v. Dalberg, bekannt durch dramat. Arbeiten, kurpfalzbaier. Ober-Appellations-Gerichtspräsident, zuletzt badischer Staatsminister, war geb. 1750, und starb zu Manheim den 27. Sept. 1806; der 1813 gest. Johann Friedrich Hugo, Freiherr v. Dalberg, Domcapitular zu Trier, Worms und Speier; Beide waren Freunde und Beschützer der Wissenschaften und Künste; Letzterer ausgezeichnet als Tonsetzer und Schriftsteller über die Musik, auch Alterthumsforscher.

Dalberg (Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreih. von), Kämmerer von Worms, ehemaliger Kurfürst zu Mainz und Erzkanzler, dann Fürst Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, endlich Erzbischof zu Regensburg und Bischof zu Worms und Konstanz, Mitgl. des franz. Nationalinstituts, geb. d. 8. Febr. 1744 zu Hernsheim bei Worms auf dem Stammhause des Dalberg'schen Geschlechts, manheimer Linie. Sein Vater war kurfürstl. mainzischer Geh.-Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Seine ersten Jugendjahre verlebte Karl Theodor zu Mainz unter den Augen seines Vaters und seiner vortrefflichen Lehrer. Er bezog darauf die Universitäten Göttingen und Heidelberg, erhielt hier nach beendigter akademischer Laufbahn die Doktor-Würde in beiden Rechten, kehrte dann in das väterliche Haus nach Mainz zurück und machte bald darauf nach dem Wunsche seines Vaters verschiedene Reisen durch Deutschland und an mehre deutsche Höfe. Neigung zum geistlichen Stande empfindend, ward er sehr früh Capitularherr zu Mainz und Domherr zu Worms und Würzburg. Schon als Jüngling arbeitete er an der Seite der verdienstvollen Staatsmänner Groschlag und Benzel und ward zuletzt Mitarbeiter beim kurfürstl. Ministerium. Zu Würzburg erwarb er sich als Domscholasticus, Rector der Universität und Schulrath unter der Regierung des unvergeßlichen Fürstbischofs Karl Ludwig von Erthal bleibende Verdienste um das Erziehungswesen. Der Kurfürst Friedrich Karl Joseph ernannte ihn 1772 zum Wirkl. Geh. Rath und zum Statthalter von Erfurt. In die Blüthe dieser Zeit fällt die Erscheinung seiner ersten classischen Schrift: „Betrachtungen über das Universum", mit welcher er in die

terarische Welt eintrat. Von Erfurt aus besuchte er oft das Hoflager es geistvollen Herzogs Ernst von Gotha, sowie Weimar, und trat mit Wieland, Herder, Schiller und Göthe in freundschaftliche Verbindung. Als Statthalter arbeitete er unermüdet an dem Wohlstand der Bürger durch weise Gesetze, durch Begünstigung der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels. Ebenso thätig in der Aufmunterung der Wissenschaften und Künste, rief er die erfurter Akademie der schönen Wissenschaften in ein neues Leben hervor, knüpfte Verbindungen mit berühmten Gelehrten an und wurde nicht bloß ihr Präsident, sondern auch einer ihrer fleißigsten Mitarbeiter. Sein Wohnhaus war der Sammelplatz aller Gebildeten der Stadt und der Umgebungen, sowie aller durchreisenden Gelehrten und Künstler. Er schied unter den Segnungen der Erfurter, indem er 1787 Coadjutor des Kurfürstenthums Mainz und des Hochstifts Worms; 1788 Coadjutor des Hochstifts Konstanz; bald darauf Erzbischof von Tarsus in partibus wurde. Doch kehrte er wieder als Statthalter nach Erfurt zurück. Indessen war die für Deutschland unheil bringende franz. Revolution ausgebrochen. In dieser drangsalsvollen Periode drang Dalberg auf Energie in Deutschland und auf eine allgemeine Nationalbewaffnung. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochstifts Konstanz. Nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz 1802 wurde Dalberg Kurfürst und Erzkanzler des deutschen Reichs. Da zufolge des luneviller Friedens der Kurstaat diesseit des Rheins an Frankreich verloren gegangen war, so herrschte Dalberg nur über den jenseits des Rheins gelegenen Theil desselben und nahm seine Residenz zu Aschaffenburg. Durch die neue politische Gestaltung Deutschlands 1803 kam er, auf Worms und Konstanz Verzicht leistend, u. d. T. Reichserzkanzler in den Besitz des Hochstifts Regensburg, des Fürstenthums Aschaffenburg und der Stadt Wetzlar. Auch hier wußte er sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, da er die Beglückung derselben zu seinem Ziele machte. Als Kurerzkanzler und durch seine persönlichen Eigenschaften ward Dalberg dem neuen Machthaber Frankreichs, dem ersten Consul Bonaparte, ein Gegenstand vorzüglicher Beachtung. Im Sept. 1804 folgte er der Einladung des bereits zum Kaiser ausgerufenen Napoleon nach Mainz, hoffend bei ihm manches Gute für Deutschland auszuwirken, doch er hatte sich getäuscht. Im Dec. war er zur Kaiserkrönung in Paris gegenwärtig und ward correspondirendes Mitglied des Nationalinstituts an Klopstocks Stelle. Auch Pius VII., mit welchem er sich über die Angelegenheiten der verwaisten deutsch-katholischen Kirche berathete, behandelte ihn mit vieler Achtung. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oestreich (Sept. 1805) sprach der Kurerzkanzler auf dem Reichstage zu Regensburg sich mit dem größten Nachdruck über die gefahrvolle Lage Deutschlands aus, sicherte sich die strengste Neutralität und ließ, im Gefühl seiner Würde und seiner Pflicht, am 8. Nov. 1805 jenen Aufruf an sämmtliche Reichsstände ergehen, in dem er die Gefahren der franz. Invasion lebhaft schilderte und alle Deutschen zur Eintracht und zum festen Zusammenhalten aufforderte — vergebens. Der stolze Sieger von Ulm und Austerlitz, zornig über Dalbergs Sprache, eilte nach Abschluß des presburger Friedens nach München, wohin er den Kurerzkanzler berief, theils um die Trauung seines Stiefsohns Eugen mit der baier. Prinzessin Auguste zu vollziehen, theils auch um sich gegen ihn über jenen Aufruf zu erklären. Dalberg bewies Napoleon,

daß er als Kurerzkanzler nur seine Pflicht erfüllt habe, sodaß des Kaisers Heftigkeit zuletzt in stille Bewunderung des großherzigen Mannes überging. Dalberg, als er sah, daß durch den presburger Frieden die Säulen der deutschen Selbstständigkeit untergraben waren, ließ sich jetzt, um seinen Staat und die hohe Auszeichnung seines Stammes gegen eine künftige Zermalmung zu sichern, verleiten, den Cardinal Fesch, Onkel des Franzosenkaisers, eigenmächtig (den kirchlichen und Reichsgesetzen zuwider) zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dieß entzog Dalberg viele Herzen, und der deutsche Kaiser, Franz II., sprach seinen Unwillen kraftvoll aus, wogegen Napoleon diese Wahl (5. Juni 1806) genehmigte. Um eben diese Zeit constituirte Napoleon zu Paris den Rheinbund, welcher Deutschlands Verfassung mit Einem Schlage zernichtete. Anfangs verweigerte Dalberg den Beitritt, und nur seines treuen Ministers Albini's dringende Vorstellung, daß es hier die Erhaltung seines eigenen Staates und eines edel denkenden Fürsten für den neuen Bund gelte, der in diesen neuen Verhältnissen Deutschland nicht minder nützlich seyn werde, bestimmte endlich den Fürsten zur Unterzeichnung der Acte. Das ist also die schwere Sünde, der sich Dalberg schuldig gemacht haben soll. Aber konnte ein Dalberg den von Napoleon einmal beschlossenen Untergang des deutschen Reichs verhindern? — Seitdem war Dalberg des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbischof, Fürstprimas des rheinischen Bundes, souverainer Fürst und Herr von Regensburg, Aschaffenburg, Frankfurt a. M. und Wetzlar. In Regensburg errichtete er dem berühmten Kepler das erste Denkmal. In den Zwistigkeiten Napoleons mit dem Papste nahm er sich des Letztern bei dem despotischen Kaiser mit Wärme an, doch seine entschlossene Sprache hatte auf dessen Starrsinn wenig Wirkung. 1810 trat Dalberg das Fürstenthum Regensburg an Baiern ab, und erhielt dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, und ward unter seinem ersten Vornamen Karl Großherzog; zu seinem Nachfolger aber, statt des Cardinals Fesch, von Napoleon der Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnois, bestimmt. Im Sept. 1813 begab er sich, um den Zudringlichkeiten und Einflüsterungen des franz. Gesandten zu Aschaffenburg zu entgehen, nach Konstanz. Nachdem nach der Schlacht bei Leipzig im Okt. die Franzosenherrschaft in Deutschland ein Ende genommen hatte, stieg Dalberg, der letzte geistliche Fürst Deutschlands, durch eine feierliche Abdankung (im Nov.) von seinem großherzoglichen Thron herab und zog sich in den Stand eines Privatmannes zurück; nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof von Regensburg behielt er sich vor. Er wählte zu seinem Aufenthalte seine ehemalige Residenzstadt Regensburg, wo er eine Privatwohnung bezog. Besonders ließ sich dieser höchst wohlthätige Fürst die Unterstützung der Armen, für die er eine noch blühende Anstalt stiftete, sehr angelegen seyn. Er kämpfte nicht selten wirklich mit Mangel; denn bei seiner Abdankung hatte er alle Landescassen, als ein ihm anvertrautes fremdes Eigenthum, unberührt zurückgelassen, und die ihm von dem wiener Congreß ausgesetzte Entschädigungssumme von 100.000 Gulden lief von den verpflichteten Regierungen selten richtig ein, weil Dalberg selbst zu bescheiden dachte, durch Erinnerungen die ihm angehörigen Rückstände einzutreiben. Er lebte zu Regensburg in besonderer Freundschaft mit dem preuß. Staatsminister Grafen v. Görtz und dem Grafen von Westerholt, Beide würdige Männer. Er starb

2 Tage nach seinem 74. Geburtstage am 10. Febr. 1817. Seine letzten Augenblicke waren heiter und still wie die eines Weisen und Christen, der den Tod als den Uebergang zum schönern Leben kennt. Dalberg war eine Zierde des Clerus und ein Stern unter den Fürsten. Denn groß und viel that er, ungeachtet der kriegerischen und sturmbewegten Zeit, in welche sein Regentenleben fällt, in seinen verschiedenen Staaten für die Gesetzgebung, Rechtspflege, Finanzverwaltung und Polizeianstalten; ließ sich die Verbesserung der Schulanstalten sehr angelegen seyn; kurz er war ein Vater seiner Unterthanen in einer wahrhaft höhern Bedeutung. Als Großherzog von Frankfurt befand er sich in schwierigen Verhältnissen; denn durch den neuen Regenten verlor der kleine Staat seine Selbstständigkeit und ehemalige Verfassung. Dieß schon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indessen verdankt ihm Frankfurt die schönen Anlagen um die Stadt. Das Fürstenthum Aschaffenburg, auch Wetzlar, besitzen bleibende Erinnerungen an Dalberg. Vorzüglich ließ er sich das Personal des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen seyn. Dem Hochstift Konstanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterstützung der milden Stiftungen, sowie durch Anordnungen zu besserm Feld- und Weinbau. Ebenso ermunterte er die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in ihr Fach einschlugen. Als Erzbischof verrichtete Dalberg an hohen Festtagen den Gottesdienst in der Metropolitankirche zu Regensburg, seines hohen Alters ungeachtet, persönlich, sowie er jedes andere Geschäft seines Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit versah, und seinen Untergebenen stets als Muster der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deßhalb streng oder unduldsam zu seyn. Als Privatmann so sparsam als möglich, behielt er immer Etwas für Arme und Hülfsbedürftige übrig. Als Gelehrter und Schriftsteller gehört Dalberg unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Ohne einer entschiedenen Lieblingsmeinung zu huldigen, nahm er an allen Bestrebungen in der gelehrten Welt Antheil. Sein Umgang mit Herder, Göthe, Wieland, Schiller u. A. befruchtete seinen Geist immer mit neuen Ideen und Ansichten. Seine Schriften betreffen meistens Gegenstände des philosophischen Nachdenkens und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch eine gewinnende Beredtsamkeit. Wir nennen darunter die „Betrachtungen über das Universum" (5. Aufl. 1805); die „Grundsätze der Aesthetik" (Erlangen 1791); und „Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück" (Erfurt 1806). Durch den in diesem Buche aufgestellten Charakter des Alkibiades wollte er Napoleon einen Spiegel vorhalten und ihm zeigen, zu welchen Verirrungen unbegrenzter Ehrgeiz führe. Vgl. Krämer's „Gedächtnißschrift auf Dalberg" (Gotha 1817), und dessen biographische Schilderung Dalberg's, im 23. Hefte der „Zeitgenossen". Sein Neffe, der Herzog von Dalberg, Pair von Frankreich, ließ ihm 1824 im Dom zu Regensburg ein Denkmal setzen, das der Venetianer Luigi Zandomeneghi aus carariſ. Marmor verfertigt hat. Es zeigt seine Büste und einen Genius, der Dalbergs letzte Worte: „Liebe Leben, Gottes Wille", aufschreibt.

Dalekarlien (Dalerne), nach der frühern (im gemeinen Leben noch gewöhnlichen Eintheilung, eine 443 QM. große Landschaft Schwedens (nördlich), jetzt Falulän, von Bergen, Thälern, Wäldern,

Haiden und Seen durchschnitten und von der Dalelf (wegen häufiger Wasserfälle nicht schiffbar ist; unter diesen verdienen der Fall im Gebirge von 572 Fuß und kurz vor der Mündung in den bothnischen Meerbusen der prächtige Elkfarlebyfall Auszeichnung) durchströmt. Dalekarliens Erzeugnisse sind Silber, Kupfer, Eisen (jährlich 120.000 Ctr. Stangeneisen), Galmei, Spießglanz, Mühl- und Schleifsteine, Hafer, Gerste, Erbsen, Rindvieh, Elenthiere u. s. w. — Die 126.000 Einw., Dalekarlier (Thalmänner), gutgestaltete, hohe Menschen von starkem Gliederbau, sind wegen ihrer Tapferkeit, Aufrichtigkeit und Treue gegen König und Vaterland bekannt, wie die Geschichte der Könige Gustav Wasa, Karl XII. und Gustav III. zeigt. Daher haben sie auch das Vorrecht, den König, wo sie ihn finden, bei der Hand fassen zu dürfen. Sie nennen Jeden Du! Ihre Tracht ist grau und schwarz. Ihre Häuser haben statt der Fenster nur ein Loch im Dache, das nach Mittag zu geht und zugleich die Stelle der Uhr vertritt; denn sie bestimmen ihr Mittagsmahl nach der Zeit, wo die Sonnenstrahlen auf eine Kiste unter diesem Loche oder auf den gegenüberstehenden Ofen fallen. In dem obern Theile des Landes haben sie ihre eigene von der schwedischen verschiedene Sprache. Sie behalten ihre alten Sitten und bedienen sich des Runstabes statt des Kalenders. Die Hauptstadt des Landes ist Falun (s. d.).

Daleminzen (Daleminci, Dalmanci, nach lächerlicher Muthmaßung so viel wie Thalmenschen), die mit zu den Sorben (Wenden) in weiterer Bedeutung gehörenden Bewohner der von den Slawen nach der Wunderquelle Glomuzi (Glomazi) genannten, von der Elbe unterhalb Scharfenberg bis an die Chemnitz und von da bis nach Leißnig, Grimma, Kühren, dann nach Strehla und dann wieder die Elbe hinauf sich einst erstreckende Landschaft, von den fuldaischen Jahrbüchern Dalmatier genannt, waren damals ein Theil der Sorben, welche, nach Konstantin Porphyrogenitus zwischen 612—641 auswanderten und die Stammväter der Servier wurden. Die zwischen der Elbe und Chemnitz gebliebenen Daleminzen wurden 856 von Ludwig dem Deutschen besiegt und zinsbar gemacht. Nach der unglücklichen Schlacht bei Ebsdorf brachen die Daleminzen, Böhmen und Sorben in engerer Bedeutung gegen die Thüringer los, erlitten aber im Saalthale durch den Herzog Poppo an der sorbischen Grenze eine völlige Niederlage. Lange kriegte der Herzog Otto der Erlauchte mit den Daleminzen. Da sein Sohn Heinrich 909 siegreich war, zogen sie die Ungarn durch Sold an sich, welche nun Sachsen schrecklich heimsuchten. Während des Waffenstillstandes mit den Ungarn eroberte Heinrich I., nun König, 928 die Stadt der Daleminzen, Grona (nach gezwungener Muthmaßung jetzt das Dorf Jana). Die Landschaft Daleminzien kommt noch 1160 vor: ihre Bewohner wurden unter den Markgrafen von Meißen nach und nach zu Deutschen.

Dalin (Olof von), ein berühmter schwedischer Dichter und Geschichtschreiber, geb. 1708 zu Winberga in Halland, studirte zu Lund erst Medicin, dann die Rechte, ging von 1731 an durch alle Stufen der Kanzlei, begab sich 1739 auf Reisen und legte sich von 1744 an auf die schwedische Reichsgeschichte. 1751 wurde er Erzieher des Kronprinzen von Schweden. Zur Bildung seines Vaterlandes wirkte er wesent-

lich durch seine reichhaltige Zeitschrift: „Der schwedische Argus" (1733—34), beurkundete seine Dichtertalente durch Satyren 1729, durch das treffliche Gedicht auf die schwedische Freiheit, 1742, sowie durch viele Lieder, Epigramme, Fabeln u. s. w. (Die beste Ausgabe seiner poetischen Werke, Stockholm 1782—82, in 2 Bänden.) Dalin hatte Antheil an der Stiftung der Akademie der schönen Wissenschaften 1753 durch Ulrike Eleonore und erwarb sich entschiedenes Verdienst um die kritische Behandlung der Landesgeschichte (sein Werk geht bis 1611; Stockholm 1777, 3 Bde., 4.; deutsch von Benzelstierna und Dähnert, Greifswald, 4 Bde., 4.), weßwegen er auch zum Historiographen des Reichs ernannt wurde (1756). Er starb als schwedischer Hofkanzler 1763.

Dalkeith, Marktflecken in der südschott. Grafschaft Edinburg, am Esk, mit einer Kirche, 2 Armenschulen und 4700 Ew., die Fabriken in Leder, Hüten, Seife und Lichtern unterhalten. Der Ort hat große Korn- und Viehmärkte und einen jährlichen Pferdemarkt im Mai. Nahe dabei liegt Dalkeithhouse, die schöne Villa des Herzogs von Buccleugh, mit einer vortrefflichen Gemäldesammlung, einem Park und Thiergarten.

Dalmates, s. Dalmatien.

Dalmatica, ein langes, weißes Obergewand mit weiten Aermeln, womit sich sonst die Dalmatier bekleideten; dann ein Oberkleid, welches die Diakonen in der römischen Kirche seit Papst Silvester I. über der Alba und Stola tragen. Ferner kennt man unter diesem Namen auch ein Stück der kaiserlichen Krönungkleidung, die man in Nürnberg aufbewahrte und in Frankfurt anlegte.

Dalmatien, die südlichste Provinz (Königreich) des Kaiserthums Oestreich, ein langer Küstenstrich von sehr verschiedener Breite, am östlichen Ufer des adriatischen Meeres, mit vielen davor liegenden Inseln, erstreckt sich vom 42°—45° N. Br., doch nicht ganz ununterbrochen, indem das türkische Gebiet an 2 schmalen Stellen das Meer erreicht, von Kroatien, Bosnien und Albanien begrenzt, enthält auf 299 (275) QM. 374.000 Einw. in 22 Städten, 33 Flecken und 914 Dörfern, außer dem Distrikt Poglizza (18 QM. 15.000 Einw.). Dalmatien begriff nach der alten Erdkunde ein Landstrich, der die bebischen und scordischen Gebirge und die Küsten zwischen den Flüssen Titius und Drinus umfaßte und von der Dalmates den Namen hatte. Dieses Volk, wahrscheinlich thracischer Abkunft, war tapfer und wild, auf der See einheimisch, Handel, aber auch Seeräuberei treibend. Das Land wurde in der ältesten Zeit zu Thracien und Scythien gerechnet und war den Griechen nur wenig bekannt. Einst war es der Schauplatz großer Begebenheiten. Die Römer geriethen mit den Dalmates bald in Kampf. Auch führten Erstere hier Kriege mit dem mächtigen illyrischen Könige Gentius und mit den Aetoliern. Die Schlacht bei Kynoskephalä bereitete den Sturz der Weltherrschaft vor; die Schlacht bei Aktium entschied die Herrschaft der Welt zwischen Octavian und Antonius. August machte Dalmatien den Römern unterthan, theilte es in Dalmatia maritima und mediterranea ab und schlug es zu der Provinz Illyrien, als unterer Theil von Illyria barbara. Im weitern Sinne aber begriff Dalmatien unter den Römern das ganze Illyria barbara, d. h. alles zwischen Istria und Dyrrhachium, dem adriatischen Meere und der Donau gelegene Land. Die Römer führten Wein- und Ackerbau ein. Die

Legionen der Dalmates galten für die tapferſten Soldaten des römiſchen Heeres. Dalmatien war das Vaterland mehrer römiſcher Kaiſer, welche auch den Wohlſtand deſſelben zu befördern ſuchten. Eine Menge prächtiger Gebäude und Städte erhoben ſich hier, und ſeit der neuen Eintheilung des römiſchen Reichs in Provinzen durch Konſtantin und Theodoſius galt Dalmatien immer für eine der wichtigſten Provinzen. Später fielen die Slawonier in Dalmatien ein, und drängten die Bewohner deſſelben an das Meer, weßhalb jetzt nur der ſüdweſtliche Theil des alten Dalmatien noch den Namen Dalmatien führt. 476 eroberte Theodorich, König der Oſtgothen, das Land und machte es zu einem Theile ſeines Reichs, da es bisher zu dem oſtrömiſchen Kaiſerthum gehört hatte. Dalmatien ward jetzt zum Zankäpfel zwiſchen beiden Reichen; von Beliſar genommen, von Totila wieder zurückerobert, kam es unter Narſes wieder in die Hände die Römer. Unter Kaiſer Heraklius ging es endlich bis auf wenige Seeſtädte und Inſeln ganz verloren. Zur Zeit Karls des Großen war es ein Theil des fränkiſchen Reichs, ging jedoch ſpäter wieder zum griechiſchen Kaiſerthum über. Im 10. Jahrh. bemächtigten ſich die Kroaten, die hier ſchon ſeit 640 anſäſſig geworden waren, Dalmatiens, das ſie unter eigenen Königen bis 1089 beherrſchten. Der nördliche Theil erhielt den Namen eines Königreichs Kroatien, der ſüdliche behielt den Namen Dalmatien. 1089 bemächtigten ſich die Könige von Ungarn Dalmatiens, und es blieb bald unter ihrem, bald unter griechiſchem Schutz unter eigenen Fürſten, bis Muhammed II. ſich Dalmatiens nach dem Tode des letzten Fürſten bemächtigte. Die Republik Venedig hatte unterdeſſen ſchon verſchiedene dalmatiſche Plätze weggenommen, mußte ſie aber 1358 wieder herausgeben. 1409 brach e es dieſelben durch Kauf und Eroberung wieder an ſich, und wußte nun nach und nach den Türken auch den größten Theil der Küſte abzugewinnen. Die bedeutendſte Abtretung geſchah 1713 im paſſarowitzer Frieden, wo Venedig einen Theil Dalmatiens als Entſchädigung für das abgetretene Morea erhielt. So war alſo Dalmatien in 3 Theile: das öſtreichiſche Dalmatien, den nördlichſten Theil, auch Kroatien genannt, das venetianiſche Dalmatien, der Strich längs der Küſte, und das türkiſche Dalmatien, der kleinſte Theil zwiſchen Bosnien und Albanien, getheilt. Außerdem gehörte auch die Republik Raguſa (ſ. d.) zu dem alten Dalmatien. Die Venetianer bemannten in ihrem dalmatiſchen Gebiet ihre Flotten, unterdrückten aber Handlung und Gewerbe der Einwohner, um ſich keinen gefährlichen Nebenbuhler in den zahlreichen und guten Häfen des herrlichen Landes zu bereiten. Durch den Frieden zu Campo Formio (17. Okt. 1797) kam der venetianiſche Antheil von Dalmatien, ſowie Venedig ſelbſt, unter öſtreichiſche Herrſchaft. Aber im presburger Frieden 1805 ward es an den franz. Kaiſer abgetreten, der es zwar zum Königreich Italien, hierauf 1810 zu Illyrien zog, jedoch das Land durch einen General-Proveditore regieren ließ. Seit 1814 iſt Dalmatien, mit Ausnahme des türkiſchen Antheils, ganz dem Kaiſer von Oeſtreich wieder unterworfen. — Dalmatien hat zwar ein überaus mildes Klima und edle Produkte, wird aber wohl ſchwerlich jemals einen hohen Grad von Cultur erreichen, indem ihm die zwei weſentlichſten Bedürfniſſe, Dammerde und Waſſer, beinahe gänzlich fehlen. Die Küſte beſteht aus ſteilen, dürren Kalkgebirgen, welche man als die ſüdlichen Verzweigungen der Alpen betrachten kann. An die juliſchen Alpen

chließt sich das Gebirge Wellebith und dieses zieht sich unter mancherlei Namen, als Popilo, Golosso, Mossor, bis zum Monte negro, welcher die südlichste Grenze ausmacht. Alle diese Gebirge fallen sehr steil nach dem Meer ab, sodaß es nur wenige eigentliche Ebenen gibt und auch diese aus nichts Anderem als aus Kalkgerülle bestehen. Ebenso verhält es sich mit den Inseln, welche nur kleinere mit den Küstengebirgen parallel laufende Züge sind (doch könnten sie produktiver seyn, wenn man sie durch Terrassirung der Höhen, wie doch die Natur und die Lage des Bodens mitsichbringt, bestellte). Die meisten dieser Berge sind völlig kahl oder doch nur mit Gestripp bewachsen; tiefer im Lande, im höhern Gebirge, sind wohl noch schöne Waldungen, aber sie sind beinahe ganz unzugänglich; denn die ganze Küste hat keinen schiffbaren Fluß und die Wege sind so abscheulich, daß man sie nur mit Saumrossen benutzen konnte. Fuhrwerk war gänzlich unbekannt. Doch haben die Franzosen und jetzt auch die östreichische Regierung angefangen, Landstraßen anzulegen. Dabei fehlt es diesen Gebirgen beinahe ganz an Quellen; die meisten Städte und Inseln müssen sich mit Cisternenwasser begnügen. Von den unbedeutenden Küstenflüssen sind die Kerka, wegen ihrer herrlichen Wasserfälle berühmt, die Cellina und die Narenta noch die wichtigsten. Es gibt mehre mit Sümpfen bedeckte Gegenden, welche durch Ausdünstungen die Luft verpesten. Die Bewohner des festen Landes treiben Ackerbau und Gewerbe sehr nachlässig, mehr noch Viehzucht (Schafe); die Cultur der Wiesen ist vorzüglich. Der Getreidebau ist höchst unbedeutend; desto besser gedeihen aber die Oliven, deren Oel das italienische weit übertrifft; Feigen, Mandeln, Rosinen, Granaten und andere edle Südfrüchte; der Wein ist besonders feurig und gut. So lange der Boden nicht mehr hervorbringt als jetzt, so lange kann der Bewohner weder Gewerbfleiß noch bedeutenden Handel haben, zumal die großen Gemeinheiten nach bisherigem dalmatischen Herkommen weder getheilt, noch die übergroßen liegenden Gründe der einzelnen Besitzer unter mehre Erben vertheilt zu werden pflegen. Der Bergbau [Gold- [zu der Römer Zeiten ergiebig], Eisen- und Steinkohlengruben) ist ganz vernachlässigt, und das Land hat kein anderes Salz als was man aus dem Meere durch Verdunstung gewinnt. Dagegen bietet die zerrissene Küste und die vielen Canäle zwischen den Inseln schöne Häfen und treffliche Gelegenheit zum Fischfang (Sardellen, Makrelen u. a.) und Handel dar, welchen letztern sie jedoch über das adriatische Meer nicht sehr ausdehnen. Ausfuhr: Unschlitt, Hasenfelle (welche letztere erst aus Bosnien bezogen werden), etwas Oel, Feigen, Wein, Branntwein, Wachs und eingesalzene Fische (letztere jährlich an 125.000 Ctr.); Einfuhr: Leinwand, Tücher, Caffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, sodaß der Vortheil des Tauschhandels auf Seite der Dalmatier ist. Auf verschiedenen Inseln, welche mit stattlichen Waldungen bedeckt sind, werden viele Schiffe gebaut. — An der schwachen Bevölkerung des Landes sind, außer der natürlichen Beschaffenheit desselben, Schuld der übermäßige Genuß geistiger Getränke, häufige Auswanderungen und die in das 3. und 4. Glied fortdauernde Blutrache. Die Dalmatier oder Dalmatinen sind ein schöner Menschenschlag, kühne Seeleute und gute Soldaten, wenn sie gut angeführt werden. Venedigs ehemalige militärische Kraft beruhte ganz auf dieser Provinz. Man gibt den Dalmatiern überhaupt, und wohl nicht mit Unrecht, einen hinterlistigen Cha-

rakter und Raubbegierde Schuld; Streben nach Unabhängigkeit ist fast allgemein; ein eigenthümlicher Zug ihres Charakters ist, daß Viele von ihnen den Heldentod (wie sie ihn nennen) am Spieße einem natürlichen im Schoße ihrer Familien vorziehen. Sie reden eine slawische Mundart. (Ueber die Morlachen, welche im Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden, und die Montenegriner, welche im Süden wohnen, s. d.) Auch eingewanderte Usfochen, Zigeuner, Griechen. In den Städten haben sich viele Italiener angesiedelt. Der größte Theil der Bevölkerung besteht aus Katholiken oder unirten Griechen; nur etwa 60.000 gehören zur griechischen Kirche. Die Regierung ist uneingeschränkt; das Wappen, 3 goldene Leopardenköpfe in blauem Felde. Die oberste Landesbehörde (Gubernium) ist in Zara und hat mehre Untergerichte. Dalmatien besteht aus dem eigentlichen Dalmatien, aus der Republik Ragusa, aus Bocchia di Cattaro und 2 Inseln des Quarnero; alle diese sind in 4 Kreise, Zara, Spalatro, Ragusa und Cattaro getheilt. S. Zara, Spalatro, Cattaro, Ragusa u. a. Bei einem Kriege Oestreichs mit der Pforte ist wahrscheinlich der zwischen den alten und neuen Besitzungen Oestreichs eingeklemmte Theil des türkischen Reichs, bestehend aus Kroatien, Bosnien, Serbien und Dalmatien, und das illyrische Gebiet, unfähig, wie vormals, Widerstand zu thun. — Türkisch Dalmatien, zu Bosnien gehörend, enthält die Landschaft Herzogewina und die Städte Scardona und Trevigna. Vgl. die besonders in naturhistorischer Hinsicht lehrreiche „Reise nach Dalmatien und Ragusa", von E. F. Germar (Lpz. 1817). Des Generals Dejean Prachtwerk über Dalmatien (Paris 1825) stellt den Insektenreichthum Dalmatiens dar.

Dal segno (vom Zeichen an) gibt zu erkennen, daß ein Musikstück wieder von da an gespielt werden soll, wo das nämliche Zeichen steht.

Damascenus (Joannes), oder Johannes von Damascus, blühete im 8. Jahrh.; trat zuerst in Dienste eines Khalifen, wählte aber bald aus Liebe zur christlichen Vollkommenheit das beschauliche Leben und ging ins Kloster Saba bei Jerusalem. Hier lebte er Gott und den Wissenschaften, bis er in einem hohen Alter um 760 sein thätiges Leben endete. Er brachte zuerst die christliche Theologie in der morgenländischen Kirche in ein geordnetes System und erhob so die Dogmatik zu einer Wissenschaft. Seine Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens in 4 Büchern stand in der griechischen Kirche von jeher in großem Ansehen. Damascenus schrieb auch eine Dialektik nach Aristotelischen Grundsätzen; ferner eine Sammlung philosophischer Stellen aus ältern Schriften in alphabetischer Ordnung ꝛc. Die beste Ausgabe seiner griechischen Werke hat A. Mich. Lequien besorgt (Paris 1712, 2 Bde., Fol.). Er ist mit Nicolaus von Damascus nicht zu verwechseln.

Damasciren heißt sowohl dem Stahl, oder Eisen eine flammige Gestalt geben (damascirte Klingen, Flintenläufe), als auch das Auslegen mit Gold und Silber. Unter damascirter Arbeit versteht man daher platte oder halb erhabene Zierrathen von Laubwerk auf Stahl, oder Eisen aus Gold- u. Silberdraht gemacht. Die eigentlichen Erfinder dieser kunstvollen Arbeiten sind unbekannt, gewiß ist es, daß schon die Aegyptier unter den griechischen und römischen Beherrschern solche Arbeiten verfertigten, wie man auf der berühmten Isis-Tafel im Schlosse zu Turin sieht. Nach Herodot, der diese Kunst Kolleſis nennt, übten

sie auch schon früh die Griechen aus, welche die Erfindung davon dem Glaukos von Chios zuschrieben; der größte damascirte Becher, den Halyatas in den delphischen Tempel sandte, war sein Werk. In den spätern Zeiten that sich vorzüglich die Levante in diesen Arbeiten hervor und man nannte sie damascirte, weil sie im Mittelalter von Damascus aus am Trefflichsten geliefert wurden. Diese Kunst wurde zuerst durch die Kreuzzüge in Europa bekannt. In Frankreich stieg sie unter Heinrich IV. durch Crusinet (starb 1660) zu einer hohen Vollkommenheit. — Durch Zusammenschweißen von Eisen und Stahlstäben pflegt man den sogenannten Damascenerstahl oder damascirten Stahl zu fertigen und diesen zu Gewehrläufen und Säbelklingen anzuwenden, theils um den Arbeiten ein schöneres Ansehen zu geben, theils um die Zähigkeit des Stahls zu vermehren, ohne der Härte und Elasticität Abbruch zu thun. Bei dem Damasciren müssen die anzuwendenden Eisen- und Stahlstäbe möglichst dünn ausgereckt und von ganz vorzüglicher Güte seyn. Das Verhältniß des Eisens zum Stahl hängt theils von der Beschaffenheit beider, theils von dem Gebrauche ab, der von dem Stahle gemacht werden soll; je zäher derselbe seyn soll, desto mehr Eisen muß genommen werden. Die zusammengeschweißten und im Feuer mit Thon oder Sand bedeckten Stäbe werden gewunden, der Länge nach zerschroten, umgebogen, die einzelnen Stücke wieder zusammengeschweißt u. s. w. — Damascirte Klingen sind ganz vorzügliche Säbel- und Degenklingen, die sich hinsichtlich ihrer außerordentlichen Härte und Elasticität vor allen andern auszeichnen, und aus den türkischen Staaten zum Handel gebracht werden. Ihre Zeichnung besteht in allerlei eingebeizten Figuren, besonders der weißgrauen, dunkelgrauen, schwärzlichen Schlangenlinien, die sich selbst durch's Abschleifen nicht verändern. Eine ächte Damascenerklinge muß bei der größten Gewalt nicht springen oder brechen, und das Eisen, ohne Scharten zu erhalten, durchschneiden. Außer den türkischen kommen auch in Deutschland, Ungarn und Frankreich nachgemachte in Menge zum Handel, worunter die vorzüglichsten zu Neusohl in Ungarn, zu Paris in der Fabrik des Clouet verfertigten, geringere hingegen die von Solingen im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf und von Pottendorf in Nieder-Oestreich sind.

Damaskos (griech., lat. Damascus), eine der ältesten Städte der Erde und die berühmteste in Syrien, ward, nach der Mythe, von Damaskos, einem Sohne des Merkur und der Halimede, gegründet. Wie Moses berichtet, kannte man sie schon zu Abrahams Zeiten. Sie wurde von eigenen Königen beherrscht, von dem Israelitenkönig David erobert, unter dessen Sohne Salomo aber an Rezon, Herrscher Kölesyriens, wieder verloren, welcher sie zur Residenz seines (des damascenischen) Reichs erkor. Unter Hasael erreichte nach Besiegung Juda's und Israels das damascenische Reich den höchsten Gipfel, sank aber im Zeitraume eines Jahrh. und wurde endlich vom assyrischen Könige Tiglath Pilesar 750 v. Chr. zerstört und die Einw. der Stadt größtentheils nach dem Flusse Kyros, westlich vom kaspischen Meere, verpflanzt. So blieb Damaskos, bei neuer Bevölkerung und fortdauernder Blüthe der Stadt, unter Assyriens, dann unter Babyloniens, endlich, das Schicksal deser Reiche theilend, unter Persiens Herrschaft, bis es durch Alexanders des Großen Eroberung mit dem übrigen Syrien unter die Herrschaft der Seleuciden kam, wo es sank, weil diese neue Städte anleg-

ten und begünstigten. Doch wurde es unter den Römern wieder wichtiger und blühender, besonders seitdem Diokletian es zu einem Hauptwaffenplatz machte. 634 von den Saracenen eingenommen, war Damaskus unter den Ommaijaden bis auf Almansur (660—753) der Sitz des Khalifats. In den Kreuzzügen wurde es von Konrad III. und Ludwig VII. 1148 vergeblich belagert. 1401 wurde es von Timur erobert und verbrannt, später von den Mameluken eingenommen, denen es bis 1516 blieb, wo es die Türken eroberten, welche noch im Besitz desselben sind. — Die Stadt heißt jetzt Damask und ist die Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks, welches den südlichsten Theil vom alten Syrien, Phönizien und ganz Palästina umfaßt und jetzt höchstens auf ungefähr 1280 QM. 1.250.000 Menschen zählt, da im Alterthum hier mehre Millionen sich zusammendrängten. Die Stadt liegt in einer großen Ebene am südlichsten Fuße des Libanon, wird vom Barady bewässert, mit dem in der Gegend noch mehre kleine Flüsse sich vereinigen. Die herrliche, wegen seiner Anmuth und großen Fruchtbarkeit berühmte Ebene von Damask ward von dem Geographen Abulfeda (geb. zu Damask, st. 1331) für das erste der vier irdischen Paradiese erklärt. Die Stadt hat einige Festungswerke, viele schöne Straßen (worunter die von St.-Paul, der hier gewohnt haben soll, die größte und geradeste), steinerne Häuser, viele Paläste, gegen 200 Moscheen (berühmteste die Herakliusmoschee), mehre christliche Kirchen, 2 katholische Klöster, 8 Synagogen, schöne und viele Bazars und Khans, reizende Caffeehäuser, wo sich die arabischen Märchenerzähler versammeln, viele geschmackvoll eingerichtete Bäder ꝛc. und mehr als 200.000 Einw. (worunter etwa 20.000 Christen; die von der griech. Kirche unter einem Erzbischof), welche mehre Manufakturen, besonders in Eisen (Damascenerklingen), in seidenen und baumwollenen Zeuchen, eingelegten Arbeiten, Leder, Glas unterhalten, auch beträchtlichen Handel treiben. Viele Karavanen treffen hier ein, von Haleb (36—48 Mal), von Bagdad (3—4 Mal), von Tarablus, Akka u. s. w. Der Pascha von Damask ist als Emir al Hadschi der Begleiter und Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter seiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht.

Damascenerpflaume, eine große vorzügliche Art, stammt aus der Gegend von Damask, ist aber jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet. — Damascenerrose (rosa Damascena) ist eine Rosengattung, deren Stock 8—10 Fuß hoch wird, und die sehr angenehm riecht; daher auch Muscatrose. — Damascenertrauben nennt man diejenigen Trauben, welche am Stock getrocknet werden, indem man den Stiel einkerbt; sie geben die besten großen Rosinen.

Damast heißt ein künstlich gewebtes Zeuch, wovon der Grund ein glänzender und geschlungener Satin- oder Atlasboden ist, in welchem Blumen und Ranken vermittelst gezogener Arbeit, ein wenig über den Grund erhaben, eingewirkt sind. Dieses Zeuch wurde anfangs bloß aus Seide gemacht, späterhin auch aus Leinen und Wolle. Nach Einigen soll diese Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern von den Damascenern (daher der Name) herrühren. Es wird zu Damask, doch auch in China und Ostindien, vorzüglich schön gewebt. In den seidenen zeichnen sich vorzüglich Lyon, Genua, Turin und Florenz aus; diese sind vorzüglich zu Tapezierungen und Verzierungen von Zimmern, Sälen ꝛc. brauchbar; die halbseidenen von Lyon, Lucca, Leipzig, Berlin und Kre-

feld dienen vorzüglich zu Kleidern, Schlafröcken ꝛc.; die leinenen, welche Sachsen, Schlesien und Böhmen in vorzüglicher Güte, besonders zu Tafelzeuchen liefern, gehen stark nach England, Spanien, Süd- und Nord-Amerika; die wollenen (Rolldamaste, Floret) kommen durch die Holländer und Dänen von Ostindien, auch von England, Sachsen, Frankreich, und werden hauptsächlich nach der afrikanischen Küste versendet; sie gehören eigentlich zu den Kalamanks. Von allen diesen Damastarten gibt es verschiedene Gattungen der Feine, Breite und Länge, in Stücken und abgepaßte zu Tischtüchern, Servietten, Handtüchern, Betthüberzügen u. s. w.

Damaun (Daman), portugiesische befestigte Seestadt auf der Westküste Vorderindiens, zwischen Bombay und Surate, hat 6000 Einw., Hafen, Schiffbau, Handel.

Dame (v. lat. domina), 1) ursprünglich die Frau eines Ritters, wogegen die eines Knappen Demoiselle hieß; 2) jetzt ein vornehmes Frauenzimmer, besonders wenn es verheirathet ist. (Vgl. Madame.)

Damgard, Damgarten, Stadt im preuß. Reg.-Bezirk Stralsund, franzburgischen Kreise, am Einfluß der Reckenitz in einem Meerbusen, mit 150 Häusern, 830 Einw. und einem Schloß.

Damhirsch (Schaufelhirsch, Damschaufler, Dame, cervus dama L., fälschl. Tarnhirsch, Tannenhirsch, Zool.), Art aus der Gattung Hirsch, ist rothbraun (im Sommer heller und gelblich, im Winter schwärzlich), weißgefleckt und linirt (wie eine über den Rücken liegende Decke), mit rundem, gegen das Ende plattem, schaufelartigem, ringsum ausgezacktem Geweih, das im Alter wieder klein wird; lebt in schwachen Rudeln in südlichern Gegenden von Deutschland und Europa, wird mehr zur Zierde als zum Nutzen gehalten, hat jedoch schmackhaftes Fleisch, ist kleiner als ein gewöhnlicher Hirsch. Das Weibchen heißt Damgeis.

Damiano (San), befestigte Stadt in der Provinz Asti des Fürstenthums Piemont (Königr. Sardinien) am Barbos hat 6200 Ew.

Damiat, Damiette, eine Handelsstadt in Niederägypten, liegt an dem östlichen Hauptarm des Nils, der hier nur etwas über 100 Fuß breit ist und nur kleine Schiffe trägt, zwei Meilen von dessen Mündung in einer sehr fruchtbaren Gegend. Sie zählt über 40.000 Einw., und ist der Sitz eines koptischen Bischofs, hat ansehnliche Leinwand- und Halbseidenzeugfabriken und ist die Hauptniederlage aller zur See aus Syrien nach Aegypten kommenden Waaren. Der Handel mit Kaviar, Leinsamen, Baumwolle, syrischer Seide, Caffee, Leinwand, indischen Zeuchen, ist sehr wichtig. Die Einwohner leben ziemlich unabhängig von der türkischen Regierung, mißhandeln aber aus Christenhaß nicht selten die zu ihnen kommenden europäischen Kaufleute, die deßwegen ihre Geschäfte meistentheils durch Inländer besorgen lassen. Bei Damiette mußte Ludwig IX. oder der Heilige, König von Frankreich, auf seinem unglücklichen Kreuzzuge 1250 sich mit allen seinen Truppen den Sarazenen gefangen geben und für die Freiheit seiner Person diese damals so wichtige Stadt Damiette, die noch in den Händen seines Heeres war, zurückgeben.

Damiens (Robert François), berüchtigt durch sein meuchelmörderisches Unternehmen gegen Ludwig XV., ward 1715 in dem Dorfe Tieullois unweit Arras von armen und geringen Eltern geboren. Seine Jugendgeschichte kennt ihn, wegen seiner heimtückischen und boshaften

Streiche, die er ausübte, nur u. d. N. Robert le Diabole. Seine th perliche Bildung zeichnete ihn sehr zu seinem Vortheile aus. Er w groß und wohlgestaltet, von dunkler Hautfarbe, großen lebhaften Aug und festem kühnem Blicke. Von Natur, in Ansehung seiner Verstande kräfte nicht vernachlässigt, ward er Bedienter in dem Jesuitencollegiu zu Paris, wo er zur Wartung der Tafel und der Kostgänger gebrau wurde. 1738 verheirathete er sich mit einer gewissen Elisabeth Miorin ne, trat in die Dienste des zu Paris sich befindenden russischen Gesan schaftsträgers, den er um 240 Louisd'or bestahl, weßhalb er zur G fängnißstrafe verurtheilt wurde, der er aber durch seine eilige Flu aus Paris entging. Als Flüchtling irrte er eine geraume Zeit in S Omer, Dünkirchen und Brüssel umher, und zeigte sich in allen seine Reden als einen verrückten Schwärmer. Es war im Anfange des Jah res 1757, als Frankreich große Anstalten zu dem Feldzuge in Deutsch land machte, wohin Ludwig ein ansehnliches Heer unter den Befehl des Marschalls von Estrées senden wollte, um die Oestreicher gegen de Angriffe des Königs von Preußen zu schützen. Unter diesen Beschäfti gungen entschloß sich der König, am Abende des 5. Jänners nach Tria non zu gehen, um der Feier des dortigen Neujahrsfestes beizuwohnen. Damiens, von diesem Vorhaben benachrichtigt, beschloß, diese Gelegenhei zur Ausführung des schon längst bei sich berathenen Königsmordes zu benutzen. Er eilte daher den 4. Jänner nach Versailles, um zu diesem Zwecke die bequemste Gelegenheit zu erspähen. Schon fing es an, Abend zu werden, als Ludwig in Begleitung des Dauphins und anderer Prin zen aus dem Pallaste trat und sich dem vor der Thür desselben halten den Wagen näherte, der ihn nach Trianon bringen sollte. Damiens, welcher sich hinter eine Säule der Colonnade des Pallastes gestellt hatte, mischte sich jetzt unter das Gefolge des Königs und versetzte ihm mit der größten Geschwindigkeit einen Stoß mit dem Messer, hinterwärts von der Brust in die rechte Seite, der aber, wegen der dicken Bekleidung des Monarchen ohne gefährliche Folgen blieb. Damiens wurde ergriffen, zur Haft gebracht und vor ein Criminalgericht gestellt. Peinlich nach Theilnehmern befragt, waren alle Martern, ihm deßhalb das geringste Geständniß zu entreißen, vergeblich. Vielmehr gab er während des ganzen Processes mehrmals Zeichen eines stillen Wahnsinns, der ihn zu dem Mordversuch getrieben hatte. Das Parlament publicirte das Entscheidungsurtheil: daß dem Deliquenten die rechte Hand durchstochen, solche bei gelindem Feuer verbrannt, er selbst sodann an verschiedenen Theilen des Körpers mit glühenden Zangen zerfleischt, von vier Pferden zerrissen und endlich verbrannt werden sollte. Am 28. März 175[illegible] Nachmittags gegen 3 Uhr, wurde dieses Urtheil auf dem Greveplatze zu Paris pünktlich vollzogen, die Asche des Meuchelmörders in die Luft gestreut, seine Wohnung von Grund aus niedergerissen und zum warnenden Beispiele befohlen, daß die Stätte menschenleer bleiben und nie wieder bebaut werden solle.

Damm, 1) ein Aufwurf von Erde, Steinen, Sand oder auch Faschinen, welcher von viel bedeutenderer Länge als Breite und Höhe ist, gewöhnlich als gleichbedeutend mit Deich (s. d.) genommen; 2) eine Erhöhung, durch welche bei Grundbauen, oder Schlämmungen der Zuflu das Wasser abgehalten, abgedämmt wird; 3) eine durch sumpfige oder niedrige Gegenden geführte, erhöhte Straße; 4) die zum Behuf einer

leberschwemmung anlegte, zum Aufhalten des Wassers bestimmte Erderhöhung. Die Höhe des Dammes richtet sich nach dem höchsten Wasserstande, oder bei Straßendämmen, nach den mit einander zu verbindenden höher liegenden Straßen und muß, wenn der Damm durch eine sumpfige Gegend geführt wird, so viel betragen, daß derselbe stets eine vor Ueberschwemmung gesicherte Straße bildet. Die obere Breite des Dammes wird durch den Zweck, z. B. als Fahrstraße bestimmt und die untere Breite durch die obere und der durch die Höhe bestimmten Böschung; 3) (bildlich), das, was den Fortgang einer Sache, die in der Verbreitung als schädlich erscheint, aufhält, z. B. den Ausschweifungen einen D. setzen.

Dammerde, 1) (Oberkrume, Oekon.), die obere, ackerbare Erdschicht, welche mit den der Vegetation nöthigen Substanzen (Dünger) imgeschwängert ist. Letztere sind das Product verwester Thier- und Pflanzenkörper, in welchen der Kohlenstoff prädominirt, und daher verbrennbar. Eine gute Dammerde enthält im Allgemeinen mehr als die Hälfte an erdigen Theilen (bestehend aus Sand, weniger Thon, noch weniger Kalk und Eisenoxyd), etwas auflöslichen mehr unauflöslichen mit vielem Kohlenoxyd versehenen Extractivstoff, welcher der Erde die schwarze Farbe gibt, sehr wenig alkalische, erdige und auch wohl Spuren metallischer Salze; 2) (Wasserb.), Erde, welche zur Errichtung eines Dammes brauchbar ist, z. B. Thon, Lehm, Rasen.

Dämmerung (crepusculum, Phys.), das stufenweise zu- oder abnehmende Licht, welches die Sonne schon einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch nach ihrem Untergange in dem Luftkreise verbreitet. Der Luftkreis fängt nämlich mit Hülfe der Dünste und Wolken die Sonnenstrahlen auf, bricht sie und wirft sie auf die unbeleuchteten Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an, und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine Tiefe von 18° unter dem Horizonte erreicht hat. Diese 18° machen nämlich den Sehungsbogen der kleinsten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne diese Tiefe hat, so sind die kleinsten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge sichtbar, oder es ist völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung ist verschieden. In den Ländern unter dem Aequator währt sie an den Tagen der Nachtgleiche 1 St. 12 Min. und wird desto länger, jemehr sich die Sonne vom Aequator entfernt. Zu Berlin hält sie in den kürzesten Tagen 52 Minuten an, nimmt bis zu Anfang des März auf 42 Minuten ab, steigt dann bis am längsten Tage auf 62 Minuten, nimmt dann bis in den October wieder bis auf 42 Minuten ab und steigt dann wieder bis zum Wintersolstitium auf 52 Minuten. Unter den Polen der Erde, wo 6 Monat lang Tag und 6 Monat lang Nacht ist, dauert die Dämmerung fast 2 Monate, sodaß dadurch ein großer Theil der halbjährigen Nacht erleuchtet wird. Sie ist doppelt wohlthätig, indem sie die Nacht abkürzt, und zugleich die schädliche Wirkung der schnellen Abwechselung des Lichts und der Finsterniß auf unsere Augen verhindert. Auch auf den Lichtschein, den, bei völlig eingebrochener Nacht, der auf- oder untergehende Mond, vor Erscheinen oder noch nach Verschwinden, am Horizonte am Himmel verbreitet, findet der Begriff von Dämmerung Anwendung; sie ist in dem Verhältniß von geringerer Verbreitung und Wirkung zur Beleuchtung der Gegenstände, als das Mondlicht überhaupt dem Sonnenlicht nachsteht, und auch nach den verschiedenen Phasen des Mondes, dessen Licht ein noch schwächeres wird. Vgl. Zodiakallicht.

Dämmerungskreis, in der Naturlehre, der Kreis, welcher die Grenze der Dämmerung (s. d.) bezeichnet und in einer Tiefe von 18° unter dem Gesichtskreise, mit diesem gleichlaufend, beschrieben wird.

Dämmerungsfalter, s. Schmetterlinge.

Damon und, nach Cicero, Pinthias, nicht Pythias, 2 Pythagoräer in Syrakus, durch die edelsten Bande der Freundschaft mit einander verbunden, welche durch Nichts erschüttert werden konnte, leben noch jetzt in der trefflichen Ballade von Schiller als Bürgschaft für den Glauben an aufopfernde Freundschaft fort. Ihre felsenfeste Treue bestand folgende Feuerprobe: Pinthias war von Dionysius dem Aeltern wegen eines bloßen Verdachtes zum Tode verurtheilt worden. Da seine Person in einer benachbarten Stadt nöthig war, um noch wichtige Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen, so bat er den Tyrannen um die Erlaubniß, dahin abreisen zu dürfen, mit dem Versprechen, an dem bestimmten Tage seiner Hinrichtung wieder zurückzukehren. Als Unterpfand seines Wortes stellte er seinen Freund Damon, der an seiner Statt in den Kerker ging und mit seinem Leben sich für ihn verbürgte. Unerwartete Hindernisse verzögerten aber die Zurückkunft des Pinthias; schon war der Tag der Hinrichtung erschienen; schon beklagte das Volk den leichtgläubigen Damon, der ruhig den finstern Weg des Todes wandelte, als auf einmal tausend Stimmen die Ankunft des Pinthias verkünden, welcher seinem bedrohten Freunde in die Arme stürzt. Bei dem edlen Wettstreite, der sich zwischen Beiden erhebt, wer für den andern sterben soll, zerflossen alle Zuschauer in Thränen, bis endlich Dionysius selbst von seinem Throne stieg, sie begnadigte, mit der Bitte, ihn als den Dritten in einen so schönen Herzensbund aufnehmen zu wollen.

Dämon, Dämonologie. Der Glaube an Dämonen (von dem griech. Daimon, weise, allwissend, gebildet), die als Mittelwesen zwischen Gott und der Menschheit, eine Mittelsprosse auf der Stufenleiter der Dinge zwischen dem Dieß- und Jenseits bilden, und als gute oder böse Gewalten einen höheren Einfluß auf das Schicksal der Menschen ausüben, ist so alt, und die Fäden seiner Entstehung sind so in die Geschichte aller Völker verwoben, daß man ihn eine welthistorische Erscheinung nennen kann. Der Glaube an Dämonen entspringt aus einem uns eingebornen Triebe und beruht auf der, der menschlichen Seele als ihr heiligstes Lebensprincip, inwohnenden Ahnung einer übersinnlichen Welt, und ihres wunderbaren Zusammenhanges mit der Körperwelt und deren Erscheinungen. Und darum, weil die eine, und zwar die beste Hälfte unseres Wesens in der Geisterwelt wurzelt, so konnte man sich ebenso wenig davon los machen als die Wurzel von ihrem Stamme. Besonders aber ist die Lehre von Mittelwesen (Dämonologie) zwischen Göttern und Menschen auf niederer Culturstufe für den ungebildeten Sinn äußerst ansprechend, fällt aber erst in die Zeit, wo die Vorstellungen von Göttern sich etwas zu veredeln anfangen. So lange diese selbst, wie im Homer, oder bei dem Patriarchen in der Genesis, der mit verschiedenen Elohims Brot und fett gut Kalb ißt, noch auf der Erde unter den Menschen einherwandeln, also, daß selbige ihres sichtbaren Umgangs genießen, so lange bedarf es jener, nämlich der Dämonen, nicht. Sobald aber der Raum sich dehnt, und die unendliche Kluft zwischen dem Staubbewohner und der höchsten Gottheit anfängt, sich zu bilden, schlägt eben der Geist, in welchem jene erhabene Idee dämmert, aber sich noch nicht rein zu

gestalten vermag, ja selbst der intellektuell gebildetere, den Ausweg ein, die schwer aufzufassende höchste Weltregierung durch Mittelwesen auf Erde und Menschen wirken zu lassen. Daher stets ein und dieselbe Dämonenlehre. Um zu dem unerforschlichen Urwesen hinauf-, oder von dem menschlichen Geiste herabzusteigen, bediente man sich dieser Geister niederer Ordnung gleichsam zum Leiter. Schon Hesiodus singt:

Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen rings um den Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.

Daß unter diesen Unsterblichen Dämonen zu verstehen seyen, geht aus Plutarch hervor, welcher sagt, Hesiodus habe bestimmt vier Classen vernünftiger Wesen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menschen. Hesiodus selbst sagt in der Stelle von den Zeitaltern (Op. et Dies 121—126) von den Menschen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

Werden sie fromme Dämonen der obern Erde getrennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.
Geber des Wohls: dieß war ihr königlich glänzendes Ehramt.

Hier zeigen sich also unzweideutige Spuren einer schon ausgebildeten Dämonenlehre. Eigentliche Classification findet sich aber erst später, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philosophen gegangen war. Aristoteles unterscheidet die Unsterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menschen. In der griechischen Philosophie spielten diese Dämonen schon früh eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates, Xenophon, Empedokles und die Stoiker dichteten viel von ihnen, Jeder auf seine Weise; Alle jedoch überfliegt der dichterische Platon. Im „Gastmahl" erklärt sich Diotima über die Dämonen also: „Alles Dämonische ist zwischen Gott und dem Sterblichen, und seine Verrichtung ist, zu verdolmetschen und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen, und den Menschen, was von den Göttern kommt; der Einen Gebete und Opfer und den Andern Befehle. In der Mitte zwischen Gott und Mensch ist das Dämonische, also die Ergänzung, damit nun das Ganze in sich selbst verbunden sey. Durch dieß Dämonische geht auch alle Weissagung, und die Kunst der Priester in Bezug auf Opfer, Weihungen, Besprechungen und allerlei Wahrsagung und Bezauberung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menschen, sondern allen Umgang und Gespräch der Götter mit den Menschen geschieht durch die Dämonen, sowohl im Wachen als im Schlafe. Solcher Dämonen oder Geister gibt es viele und vielerlei". An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, sie seyen in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, schweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; sie schauen unverhüllt in die Geheimnisse der Zukunft und verwalten sie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, der ihn bis ans Ende begleite und seine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Die Römer bildeten

die griechische Dämonologie in ihrem eigenen, weniger poetischen Charakter, und vermischt mit etruskischen Vorstellungen, weiter aus. Ihnen bedeutete der Genius den Geist des individuellen Lebens. — Die Hindu zählen außer dem höchsten Wesen, Parama, 33.000 Götter und eine unaussprechliche Zahl von Götterdienern. Den höchsten Rang unter jenen Göttern behauptete die Dreieinigkeit, Brama, Wischnu und Rudren, die in ewigem Wechsel schaffen, erhalten und zerstören. Wenn des Zerstörers Anbeter sterben, so sendet er seine Diener, daß sie dieselben zu ihm bringen, damit er ihnen seine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen sind hier die Dweta's. Systematischer ausgebildet finden wir diese Lehre in der Religion Zoroaster's oder dem chaldäisch-persischen Magismus, der unstreitig als eine Hauptquelle der Dämonologie anzusehen ist ((vgl. unten). — Ob Horn („Biblische Gnosis") Recht habe, daß die Aegypter ihre Vorstellung von Dämonen von den Parsen entlehnt haben, verdient eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Aegyptern den Kreis des Mondes, Wasser, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorstehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß, und die Menschenseelen in ihrer Macht, allerdings also ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen so auffallenden Dualismus und Parallelismus des Zoroaster'schen Systems. Wären nun aber auch ägyptische und persisch-chaldäische Dämonologie nicht aus Einer Quelle geflossen, so berührten sie sich doch späterhin in einem Punkte, um gemeinschaftlich eine neue zu gestalten. Obschon nämlich die Dämonenlehre auf verschiedenen Wegen über Vorderasien nach Griechenland kam, so war doch Aegypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen sie durch die Orphiker und die Mysterien verbreitet, und von den Philosophen, bis nach Christi Geburt herab, ausgebildet wurde. — Nirgends erlangte die Dämonologie eine höhere Ausbildung, als in der alexandrinischen oder neuplatonischen Philosophie. Hier hatte die Phantasie einen unermeßlichen Spielraum zum Dichten. Die Dämonen waren die Hebel, wodurch alle Erscheinungen in der Körper- oder Geisterwelt bewirkt wurden. Nach den Wirkungen, welche man ihnen zuschrieb oder als Folge und Ausfluß ihrer Thätigkeit betrachtet, wurden sie als gute (Agathodämonen) oder böse (Kakodämonen) geliebt und gefürchtet, gesucht oder geflohen, angerufen oder beschworen. So traten die Dämonen dann gleichsam in die Mitte zwischen dem Himmel und der Erde, und diese unermeßliche idealische Geisterwelt über der Erde (Astral- und Luftgeister), in der Erde (Elementargeister) und unter der Erde (unterirdische oder Höllengeister), weben das Band zwischen dem menschlichen Geiste und dem der Gottheit. Unter allen diesen Annahmen sind aber die des Philo (eines gelehrten und gebildeten Juden, lebte in seiner Geburtsstadt Alexandrien im ersten Jahrh. n. Chr.) pneumatologische und theurgische Ansichten die interessantesten. Die Seele des Weltalls — sind seine Worte — nennen wir Gott. Dieser ist und bleibt uns ein Geheimniß, und man darf sich nicht erkühnen, Etwas von oder über ihn zu sagen, als daß er sey. Es ist nur Ein Gott; allein er hat unzählige Kräfte und Geister, welche um ihn sind und ihm zu Gebote stehn. Durch diese Kräfte ist die intelligibele Welt, das Urbild und Ideal dieser sichtbaren Körperwelt, hervorgebracht und

besteht oder ruht in ihnen. Außerdem existirt aber auch noch in der Luft ein unermeßlicher Chor unkörperlicher Geister, welche als Gefährten und Diener von jenen (höhern) himmlischen Geistern zu betrachten sind und gewöhnlich Engel genannt werden. Diese Geister haben nun verschiedene Geschäfte. Diejenigen von ihnen, welche mit göttlicher Weisheit begabt sind, verachten das Irdische und dienen allein dem Allmächtigen; sie haben tiefe Einsichten und es ist ihnen Nichts verborgen. Sie sind Verkündiger der göttlichen Befehle an die Söhne Gottes und bringen von diesen die Bitte vor den Thron des Unendlichen. Und dieß ist gar nichts Fabulöses; denn es ist nothwendig, daß die ganze Schöpfung belebt sey, und daß jeder Theil der Welt die ihm angemessenen Bewohner habe. Die Geister aller Classen und Ordnungen, fährt er fort, sind also Diener Gottes; Mittelwesen und Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen; Gefährten und Aufseher der Menschen; Verkündiger der göttlichen Rathschlüsse an sie; nach Gottes Rathschlüssen abwechselnd Beförderer der Glückseligkeit der Menschen und Geißel für dieselben. Mit einem Worte: die Geisterwelt ist nach Philo ein intelligibeler Staat, worin die Angelegenheiten des sichtbaren Universums und namentlich der Menschen, betrieben werden. In der Mitte dieses Geisterstaates hat der Erhabenste aller Geister, der Logos, den ersten Rang. Er ist das Triebrad im innern Wesen der Gottheit, wie der gesammten Geisterwelt; Gott vertraute ihm bei der Schöpfung das allmächtige Werde! an, und also entstand die Welt durch ihn; er schuf die Formen der Dinge durch seine Weisheit; denn er ist der Sohn der Weisheit vom Vater gezeugt, ehe die Welt geschaffen worden. (Mehres über die Dämonenlehre der Neuplatoniker s. unter diesem Artikel, Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Proklus u. And.) — Im alten Testamente finden sich von der Dämonologie nur wenige dürftige Spuren; ohne Zweifel aber ist sie bei den Juden aus denselbigen Quellen entsprungen, aus welchen sie bei so vielen andern Völkern gleichfalls entsprungen ist. Möglich ist es, daß schon die Verfasser der Urkunden Gen. 1. 2. 3. die Lehre von bösen Geistern und ihrem Einflusse auf die Welt gekannt haben. Sonst finden wir deutliche Spuren von einem höhern neidischen Wesen, welches die Menschen bei Gott verdächtig macht, anklagt und ihnen zu schaden sucht, auch ihnen wohl böse Entschlüsse eingibt (Hiob I. 8 — 22.). Ein alexandrinischer Jude läßt die ersten Menschen durch Satan zum Bösen verführen, und so durch ihn der Tod in die Welt kommen (Buch der Weisheit 1. 13 — 16), und ein palästinensischer Schriftsteller (im Buch Tobias) erzählt von einem bösen Geiste, Asmodi, welcher in eine Braut verliebt ist, sieben Bräutigame von ihr tödtet, aber über Diejenigen keine Gewalt hat, welche nicht aus Wollust heirathen, und durch Räuchern mit einer Fischleber vertrieben werden kann, auch von einem guten Engel gefangen und in die Wüste gebannt wird. Außerdem (Tobias 12, 15) sind noch sieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovah's ausmachen, und immer vor seinen Throne stehen. Josephus denkt bei den Söhnen Gottes, welche sich mit menschlichen Weibern vermischt haben (Gen. 6, 2.), an Engel, welche gesündigt haben. Vom Könige Salomon erzählt er, daß ihn Gott die Kunst gelehrt habe, Dämonen auszutreiben, leitet die Melancholie Sauls vom Einflusse der Dämonen ab und läßt sie durch

Davids Musik besänftigt werden oder entfliehen. Uebrigens hielt er die Dämonen für die Seelen böser Menschen. Jüdische berühmte Lehrer, welche vor, zu oder nach den Zeiten Jesu und der Apostel gelebt haben, reden von einer Oberherrschaft und einem Reiche des Satans und wissen viel von dem Aufenthalte, den Namen und den Verrichtungen der Dämonen zu erzählen. Was nun den Ursprung dieser Lehren unter den Juden betrifft, so ist er freilich zunächst im Exil zu suchen, aber Dieß schließt nicht aus, daß nicht mehre Ursachen in und nach dem Exil zusammen wirkten. Persische, ägyptische und griechische Philosophie und Religion hatten ohne Zweifel, eine wie die andere, Einfluß, und dadurch wurde jener Glaube unter den Juden so allgemein ausgebreitet und so tief eingewurzelt Die vornehmste Quelle der jüdischen Dämonologie bleibt aber immer die Lehre des Zoroaster (s. d.). Freilich konnten die Juden die zwei entgegengesetzten Prinzipe nicht rein aus dieser Lehre aufnehmen, aber es ist fast nicht zu verkennen, daß sie soviel davon aufnahmen, als sich mit ihrem Monotheismus vereinigen ließ. Ahriman (s. d.) ist im „Zendaveſt" der Lügner von Anfang, der König der Finsternisse, die Schlange, der Mörder, der Verführer der Menschen, der Peiniger der Guten. Er hat ein großes Heer von bösen Geistern, welche die Menschen mit Krankheiten schlagen und auch moralisches Uebel hervorbringen. Er regiert nur während eines gewissen Zeitraums, alsdann wird er vom guten Prinzip (Ormuzd, s. d.) besiegt und Alles wird gut; dieser letztere Umstand mußte den Juden die Lehre, besonders annehmungswürdig machen. Asmodi (s. d.) ist ein Name persischen Ursprungs und kommt mit einer kleinen Veränderung als Aschmeg in den heiligen Büchern der Perser vor. Er wird unter die sieben Fürsten der Dämonen gerechnet und ist vielleicht einerlei mit Abriman. Dergleichen Lehren konnten sich auf vielen wohl bekannten Wegen außer und in Palästina verbreiten. Im N. T. haben die Dämonen ein Oberhaupt, welches verschiedene seinem Charakter angemessene Namen führt. Er und die unter ihm stehende Dämonen sind gefallene Engel, seit ihrem Falle aus dem Himmel verstoßen und sehr eingeschränkt; können aber doch noch auf der Erde schaden. Da der Messias erscheint, haben sie von den Körpern vieler Menschen Besitz genommen und wollen sich nicht von ihm vertreiben lassen. Der Satan ist Fürst dieser Welt geworden, will sich sein Reich nicht vom Messias rauben lassen, suchte ihn, wiewohl vergeblich, selbst zur Sünde zu verleiten und bringt ihn sogar an's Kreuz. Aber gerade dieser Tod wird in moralisch religiöser Rücksicht ein Sieg für den Messias und thut der Macht des satanischen Reichs den größten Abbruch. Das messianische Reich gewinnt die Oberhand. Inzwischen fahren die bösen Geister fort, auf der Erde zu schaden; sie verfolgen auch die Christen und reizen sie zum Bösen; aber diese haben am Christenthum ein untrügliches Mittel erhalten, allen diesen Reizungen standhaft zu widerstehen, und das Reich Gottes wird am Ende einen vollkommenen Sieg davon tragen, Satan sammt seinen Dämonen zuletzt alle Macht verlieren und ewig von Gott gestraft werden. Die Kirchenväter betrachten durchaus die biblische Dämonologie als ein Stück der christlichen Religion und gestatteten ihr einen sehr großen Einfluß auf ihren dogmatischen und moralischen Lehrbegriff. Was die Schrift darüber wenig oder gar nicht bestimmt hat, Das suchen sie genauer zu bestimmen. Unter den Meinungen, welche sie darüber, theils aus exege-

tischen, theils aus philosophischen Gründen, theils bloß durch ihre Phantasie geleitet, aufstellten, zeichnen sich folgende am Meisten aus: alle heidnischen Religionen sind ein Werk der Dämonen; die heidnischen Wunder, Orakel und magische Künste kommen von ihnen her; sie werden in den heidnischen Religionen verehrt und ihre Verehrer eröffnen ihnen Zugang und Wohnsitz in ihren Körpern; die Sünde der bösen Engel, außer Satan, welcher durch Stolz, Neid oder Ungehorsam fiel, bestand darin, daß sie sich in irdische Töchter verliebten und mit ihnen Kinder zeugten; dem Menschen gesellt sich bei seiner Geburt ein Dämon oder eine Menge von Dämonen zu, welche durch die Taufe ausgetrieben werden; es gibt überhaupt eine Kraft, Dämonen auszutreiben (vgl. Besessene). Einige Kirchenväter ließen den Dämonen (verworfenen oder bösen Engeln) noch Hoffnung der Besserung und Begnadigung übrig; Andere sprachen sie ihnen gänzlich ab. Auf Sittlichkeit und Unsittlichkeit, auf Denkart und Sitten, auf Besorgnisse und Hoffnungen hatte der Dämonen-Glauben schon unter den Christen der ersten Jahrhunderte den entschiedensten Einfluß (s. Exorcismus u. Teufel). Der sich ausbreitende Augustinianismus war dem Dämonen-Glauben äußerst günstig und verschaffte ihm eine bestimmte Stelle im dogmatischen Systeme; aber auch da, wo die Denkart mehr Pelagianisch war, blieb jener Glaube. Die Christen versanken nach und nach allgemein in einen ängstlichen und niederdrückenden dämonischen Aberglauben. Sie glaubten fest, daß die leiblichen Besitzungen fortdauern, daß es gewisse zauberische Mittel, den Teufel zu bannen und die Dämonen auszutreiben, gebe, daß der Mensch in Bündnisse mit dem Teufel treten und dadurch die Kunst der Zauberei erlernen, daß der Teufel und die Dämonen erscheinen können. Daher die Hexenprozesse, das Verbrennen der Hexen (s. d.) und Zauberer, das Ableiten aller Ketzerei, alles Unglaubens, aller neuen Entdeckungen in Physik, Astronomie ꝛc., aus Teufelsbündnissen. Die Scholastiker hatten noch ziemlich gemäßigt über diese Lehre gedacht. Lombard, der auch hier eine Menge verschiedener Meinungen anführt, bemerkt unter andern, daß Viele glauben, die Dämonen nehmen, ihrer Substanz nach, von Leib und Seele Besitz; Andere aber, sie bringen bloß schädliche Wirkungen auf Beide hervor; der letztern Meinung tritt er selbst bei. Uebrigens ist es ihm wahrscheinlich, daß jede Seele ihren guten und bösen Engel habe, und gewiß, daß die bösen Engel nur noch Freiheit zum Bösen und die guten, nur noch Freiheit zum Guten haben; und ob er gleich weniger Nachrichten und Anekdoten von ihnen weiß, als Viele vor und zu seiner Zeit, so weiß er doch noch genug von ihnen zu erzählen, und was er lehrt, muß von dem Aberglauben seines Zeitalters wohl unterschieden werden. Im zweiten Zeitalter der scholastischen Theologie glaubten mehre berühmte Lehrer derselben, daß die Dämonen Wunder thun und die Menschen auf mancherlei Weise innerlich und äußerlich zum Bösen reizen. Indessen muß man doch gestehen, daß sie sich manchen abergläubischen Begriffen ihrer Zeit widersetzten und ihre Theorie vor einem schädlichen praktischen Einflusse zu schützen suchten; allein der Aberglaube des Zeitalters ließ sich nicht abhalten. Zu der Unwissenheit und zu der Beschaffenheit der Lehre, welche bei allem Schreckhaften doch etwas äußerst Anziehendes und Unterhaltendes für die Phantasie hat und Blicke in die unsichtbare Welt verspricht, kamen noch verschmitzte Abenteurer, welche diesen Aberglauben

trefflich benutzten, um sich Einfluß und Vortheile mannigfacher Art zu verschaffen und die gröbsten Betrügereien zu spielen. Seitdem man angefangen hatte, den Teufel zu malen und in Schauspielen aufzuführen, war übrigens schon der Grund zu seinem sinkenden Ansehen gelegt. Zur Zeit der Reformation war der dämonische Aberglauben weit verbreitet und er verlor zunächst Nichts durch sie. Gegenseitig machte man sich jetzt den Vorwurf einer Abstammung vom Teufel, und wer hat stärker und wiederholter von ihm gesprochen als Luther? Wenn die symbolischen Bücher der Protestanten Nichts über diese Lehre festsetzten, so ist dieß nur ein Beweis, wie übereinstimmend man darin dachte. Uebrigens standen endlich im 16., 17. und 18. Jahrh. bedeutende Männer auf, welche den Hexenglauben mit Ernst und Nachdruck bekämpften. Vier, der Jesuit Spee, Becker und Thomasius verdienen insofern immer mit Hochachtung genannt zu werden. Sie fanden heftigen Widerstand und der gemeine Aberglaube ging deßwegen doch seinen Gang fort; aber ihre Bemühungen waren doch nicht ohne die wohlthätigsten Wirkungen. Seit jenen Männern hat unstreitig Semler nicht nur den unter dem Volke verbreiteten dämonischen Aberglauben, sondern selbst die biblische Dämonologie am Lebhaftesten und Geschicktesten erschüttert und darüber einen Streit veranlaßt, welcher um so merkwürdiger ist, da er weit über seine Grenzen hinaus führte und nach und nach auf das ganze dogmatische System Einfluß bekam, sodaß die Vertheidiger des alten Lehrbegriffs gar nicht mit Unrecht fast alles Unheil in der neuern dogmatischen Welt aus dieser Quelle ableiten und es für sehr wichtig halten, bei diesem Punkt nicht nachzugeben. Nur Das haben sie rathsam gefunden, die Dämonologie in der (evangelischen) Dogmatik mehr einzuschränken und ins Kürzere zu ziehen. Nach dem System des Katholicismus jedoch kann Das, was in dieser Hinsicht einmal als Glaubenslehre festgesetzt ist, keiner Einschränkung mehr unterworfen seyn (vgl. u. a. Werken des Bischof Frint „Handbuch der Religionswissenschaft"). Vgl. Engel und Teufel, Genien ꝛc.

Dampf. Dämpfe sind luftförmige Körper, die in diesen Zustand durch eine große Menge zugeführten Wärmestoffs gekommen sind. Sie unterscheiden sich von den permanenten Luftarten dadurch, daß sie ihre luftförmige Gestalt sogleich wieder verlieren, sobald ein kalter Körper ihnen die Wärme entzieht, oder ein starker Druck sie in einen kleinern Raum preßt. Jeder Dampf hat daher eine Basis, die sich in vieler Wärme auflöst, wie die Luft, nur ist die gegenseitige Verbindung im Dampfe nicht so fest als in der Luft. Wasserdampf ist demnach luftförmiges Wasser und als solches in der Atmosphäre unsichtbar. Er entsteht auf dem Boden des Gefäßes, worin Wasser erhitzt wird; hier nimmt das Wasser viel Wärme auf, wird zu einem luftförmigen Körper und steigt als solcher blasenförmig in die Atmosphäre. Die Erzeugung desselben kann man schon bei einem gewöhnlichen Theekessel wahrnehmen; besser aber noch bei der Wind- und Dampfkugel, d. i. einer metallenen, mit einer offenen Röhre versehenen Kugel, in welche Wasser zum Sieden gebracht wird. Dunst bedeutet denselben Zustand, wenn er durch geringere Wärmegrade herbeigeführt ward. So steigen täglich eine Menge Wasserdünste aus den Wasserflächen der Erde auf, die sich in den kältern Regionen der Dunstkugel zu Wolken, Thau, Regen, Nebel, Schnee oder Hagel verdichten, sogleich sichtbar werden, und noch eine

Zeitlang darin sich schwimmend erhalten können. Die Verdunstung aus dem Meere während eines sonnenhellen Tages schätzt man auf 5280 Millionen Tonnen, oder jährlich auf 200 Kubikmeilen Wasser. Die Elasticität und Gewalt eingeschlossener Dämpfe ist außerordentlich groß; nach den Versuchen der Physiker entstehen aus 1 Kubikzoll Wasser 1470 Kubikzoll Dämpfe. Man bemerkt sie an erhitzten Knallkügelchen, an dem Wasser, was auf glühende Kohlen oder Metalle gegossen wurde, am Papinianischen Topfe, an der Dampfmaschine. Die Kraft des eingeschlossenen, bis zum Glühen erhitzten Wasserdampfes, läßt sich gar nicht berechnen, weil es an Mitteln, sie zu messen, fehlt. Da durch die Berührung mit kalten Körpern die Dämpfe wieder in den vorigen dichtern Zustand zurückkehren, so gründet sich hierauf Destillation und Sublimation (s. d.). Dieses Zurückkehren in einen dichtern Zustand, wenn es im verschlossenen Raume geschieht, ist mit Verminderung des Raumes verbunden, worauf sich Wilkes Luftpumpe und die Dampfmaschine gründet. — Dampfauflösung, eine Auflösung, wobei die Wirkung des Auflösungsmittels dadurch verstärkt wird, daß man es in Dampf verwandelt, wie im Papinianischen Topfe. Vgl. C. G. Fischer's „Darstellung und Kritik der Verdunstungslehre" (Berlin 1810).

Dampfbad, 1) in der Scheidekunst. Die Vorrichtung dazu ist ein kupferner Kessel, in welchem man das Wasser siedend erhält und über dessen Oberfläche das Gefäß mit dem zu erhitzenden Körper vermittelst eines bleiernen Ringes befestigt wird. Diese Methode ist jetzt ganz außer Gebrauch gekommen; doch wird noch eine Art derselben bei der Destillation verschiedener wohlriechender Wässer angewendet, indem man nämlich das Kraut oder die Blumen in ein Netz bringt und in der zur Hälfte mit Wasser angefüllten Destillirblase gleich unter dem Helme aufhängt, sodaß sie nicht vom kochenden Wasser berührt werden. Eigentlich findet dabei eine wahre Dampfauflösung Statt. Denn der aufsteigende Wasserdampf führt die riechbaren Theile der Gewächssubstanz mit in die Vorlage über. Diese Methode ist vorzüglich dann mit Nutzen anzuwenden, wenn die zu destillirende Substanz am Boden oder den Seitenwänden der Blase sich leicht festsetzt und anbrennt, wodurch das Destillat einen üblen Geruch annimmt. — 2) Dampf oder Dunstbad in der Heilkunst, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf heißer Arzneimittel, welchen man an dieselben steigen läßt, um einen für sie heilsamen Schweiß zu bewirken. Dann nimmt man es auch für Schwitzbad, wobei aber die Erwärmung und der Schweiß durch eine stark geheizte Stube, worin der Kranke sich befindet, bewirkt wird: ein ebenso altes, als wirksames Heilmittel, sowohl allgemein, als örtlich angewendet. Zum allgemeinen ist ein eignes eingerichtetes Zimmer erforderlich; am häufigsten finden wir diese Anwendung in Rußland (vgl. Bad). Das örtliche ist leichter und unbedenklicher anzuwenden und bewirkt, wenn man kochendes Wasser in ein passendes Gefäß gießt und den leidenden Theil, mit warmer Decke von oben umgeben, darüber hält. Soll nur auf eine kleine Stelle, oder auf die in einer Höhle des Körpers (Mundhöhle) befindlichen Theile eingewirkt werden; so bedient man sich gewöhnlich eines Trichters zum Auffangen und Weiterleiten der Dämpfe. Die Hauptwirkungen des Dampfbads sind: vermehrte Hautausdünstung und Beschleunigung des Pulses; es ist daher vorzüglich fetten und saftreichen Personen angemessen, sowie in chronischen Ausschlägen, rheuma-

tischen, gichtischen und katarrhalischen Beschwerden (wo die Dämpfe nur eingeathmet werden) ꝛc., höchst dienlich. Bei und nach der Anwendung ist hauptsächlich Erkältung zu vermeiden. Ein französischer Arzt, Galès, im Hospital St.-Louis zu Paris, hat vor mehren Jahren Schwefel-Dampfbäder erfunden, welche er mit dem glücklichsten Erfolg anwendet; diese Erfindung ist als eine wahre Bereicherung der Heilkunde anzusehen. Sie verursachen nicht nur weniger Kostenaufwand, als die bisher üblichen Schwefelbäder, und selbst als der Gebrauch der Schwefelsalben, sondern sollen auch von ungleich größerer Wirksamkeit, besonders bei Hautkrankheiten, als Krätze, Flechten und anderer Ausschläge seyn; Galès hat bei diesen Schwefeldampfbädern noch eine künstliche Vorrichtung getroffen, wodurch der durch Wärme verflüchtigte Schwefel bei der Kur zwar den ganzen Körper gleichmäßig umgibt, das Gesicht aber ganz frei bleibt und so von dem erstickenden Dunste im mindesten nicht beschwert werden kann.

Dämpfer (Instrumentm.), ein Werkzeug, den Ton eines Instrumentes damit zu mildern: bei Violinen ein dreifüßiges Stück Blech, Elfenbein oder Holz (ital. sordino, franz. sourdine), welches auf den Steg gesteckt wird; bei Fortepiano's ein mit Tuch belegter Querbalken, welcher an die Saiten angedrückt werden kann. Blasinstrumente von Holz dämpft man mittelst eines angefeuchten Schwammes oder eines zusammengerollten Packets Baumwolle, die man in die Stürze des Instruments bringt.

Dampfboot, s. Dampfmaschine.

Dampfgeschütz. Ein Franzose, General Chasseloup, soll 1805 zuerst die Möglichkeit gezeigt haben, Dampfgeschütz zu verfertigen. 1813 errichtete der französische General Girard eine kleine Batterie, die durch Dampf ihre Kugeln fortschleuderte, und nannte sie Dampfbatterie. Man brauchte nur einen Hahn zu drehen, um 6 Kanonen mit Dampf und Kugel zu laden. Die Maschine bereitete 150 Schüsse in einer Minute. Eine große Anzahl solcher Dampfgeschütze war 1814 zur Vertheidigung von Paris bestimmt, ward aber auf höhere Ordre an dem Tage zerstört, an welchem die alliirten Truppen in diese Stadt einzogen. Später vervollkommnete der Amerikaner Perkins diese Idee. Er erfand eine Dampfflinte (steam gun), mit der man 4—500 Kugeln, eine nach der andern in einer Minute abschoß und Bretter durchlöcherte. Die Triebkraft des Dampfes war so groß, daß eine in einer Entfernung von 100 Schritt auf eine Eisenplatte abgeschossene Kugel sich gänzlich abplattete. Hierauf arbeitete er an einer Vierpfünder Dampfkanone, die 2 Pferde ziehen. Er will durch sie mit einem Pfunde Erdkohlen dieselben Resultate erlangen, wie mit 4 Pf. Kanonenpulver. Sie kann über 10 Kugeln abfeuern, während eine Pulverkanone nur eine abschießt. Auch soll die Dampfkanone in keinem Falle der Gefahr des Zerspringens ausgesetzt seyn. Nach londner Nachrichten zweifelte Perkin nicht, ein Wurfgeschütz zu Stande zu bringen, welches von Dover nach Calais, d. h. weiter als 7 Stunden, eine Kugel von 2000 Pf. zu schleudern im Stande sey. (Vgl. d. londner „Journ. of arts and sciences", Aug., Sept., Oct. 1824.)

Dampfkochen, die in mehrfacher Hinsicht vortheilhafte Methode, die Speisen in heißem Wasserdampfe über dem kochenden Wasser gar zu machen, ohne sie mit demselben in Berührung kommen zu lassen, welche namentlich bei den Engländern schon lange üblich war, und jetzt in

Deutschland, besonders bei jenen öffentlichen Anstalten, wo die Armen einer Gemeinde täglich mit nahrhaften Suppen versehen werden, allgemein in Gebrauch kommt. Vermuthlich hat zu dieser Kochmethode die Erfindung des Papinianischen Topfes (s. Papin) Veranlassung gegeben, in welchem das Wasser bekanntlich, vermittelst der über demselben eingeschlossenen und erhitzten Dämpfe, einen so hohen Wärmegrad und eine so starke Pressung erhält, daß man darin nicht nur das zäheste Fleisch, sondern auch Knochen weich und mürbe kochen kann. Wie bekannt, nimmt der Wasserdampf, wenn man seiner Ausbreitung Schranken setzt, eine sehr heftige Hitze an und er dringt, in verschlossenen Räumen, vermöge seiner großen Elasticität, viel leichter in die thierischen und vegetabilischen Körper ein, die man seiner Einwirkung unterwirft, vermindert den Zusammenhang ihrer Theile und löst ihre Säfte besser und schneller auf, als kochendes Wasser vermag. Auf diese Erfahrungen nun gründet sich die sehr zu empfehlende Kochung der Speisen im Wasserdampfe. So kocht man die Kartoffeln, mit sehr wenig Wasser auf dem Boden, auf welchem ein siebartiger Einsatz mit trocknen Kartoffeln hermetisch geschlossen ruhet, die, durch die eindringenden Dämpfe in kurzer Zeit gar gekocht, von besonderm Wohlgeschmacke sind. Nur bei saftigen Speisen, welche fest genug sind, um von dem Dampfboden gehalten zu werden, also vorzüglich bei Fleisch, grünen Gemüsen aller Art, frischem Obste ist diese Kochmethode anzuwenden; hingegen sind saftlose oder getrocknete Gegenstände, z. B. trockne Hülsenfrüchte, nicht dazu geeignet, es sey denn, daß man sie zuvor eine Zeitlang im Wasser weichen ließe. Das Feuer muß vorzüglich auf den Boden wirken, wodurch das wenige Wasser über dem Boden leicht ins Kochen zu bringen, und noch leichter kochend zu erhalten ist. Die Speisen bedürfen, bevor man sie auf den Dampfboden bringt, fast nur der gewöhnlichen Vorbereitung; Fleisch und Gemüse nämlich werden gewaschen, letztere auch, wie gewöhnlich, klein abgeschnitten; zu beiden thut man das nöthige Salz, beim Fleische ist das Einreiben mit Salz noch vorzüglicher. Alle fernere Zurichtung nach dem Garkochen geschieht wie gewöhnlich. Auch Bouillon (Fleischbrühe) wird bei dieser Kochart gewonnen. Der heiße Wasserdampf oder sein hoher Wärmegrad durchdringt das Fleisch und löst dessen Kräfte noch vollkommener auf, als es das siedende Wasser vermag. Nicht nur das Fett, sondern auch die Gallerte des Fleisches, als der Hauptbestandtheil der Brühe, wird im Dampfe zum Theil verflüssigt und dem Wasser unter dem Dampfboden mitgetheilt, welches dadurch in eine kräftige Bouillon verwandelt wird. Nur muß man bei Gegenständen, welche längere Zeit zum Garkochen erfordern, nicht versäumen, bisweilen etwas heißes Wasser nachzugießen, um dadurch dem völligen Verdampfen zuvorzukommen. Auch auf das Braten ist diese Kochart anwendbar, nur muß man für lange Gegenstände, z. B. Hasen, dazu dienliche Bratpfannen besitzen; sie müssen höher als die gewöhnlichen, mit einem Deckel und daher an der Mündung mit einem Falz versehen seyn. Das Bräunen des Bratens kann man auf zweierlei Weise bewerkstelligen. Bedient man sich einer Bratröhre, so braucht man zuletzt nur den Deckel von der Pfanne wegzunehmen, um die verschlossene heiße Luft auf das Fleisch einwirken zu lassen; geschieht aber das Braten auf dem Herde, so bedarf es dazu eines Bräunungsdeckels von schwarzem Blech, auf welchen man glühende Kohlen legt, deren Hitze in kurzer Zeit gleiche

Wirkung hervorbringt. Die anderweitige Behandlung des Bratens ist die gewöhnliche. Die Vorzüge des Kochens und Bratens im Wasserdampfe vor der gewöhnlichen Art sind folgende: das Fleisch und besonders die Gemüse, werden weicher und wohlschmeckender; die Speisen in kürzerer Zeit gar, und man bedarf dazu eines kleinern Feuers, da man nur eine unbedeutende Wassermasse zum Sieden bringen muß. Die Dampfkochart ist überdieß weniger mühsam als die gewöhnliche, denn die Speisen bedürfen nicht des Umrührens und die Braten in den meisten Fällen nicht des Begießens. Man kann auch jedes Feuerungsmittel dazu anwenden, ohne befürchten zu dürfen, daß dessen Geruch sich den Speisen mittheile. Kleinen Haushaltungen, welche in der Stube zu kochen pflegen, wird diese Kochart ganz vorzüglich zu statten kommen. Uebrigens ist bei derselben Hauptregel, daß man überflüssige Wärme vermeide, besonders gegen die Seiten der Gefäße. Man feure nicht stärker, als nöthig ist, das Wasser unter dem Dampfboden ins Kochen zu bringen und gleichmäßig darin zu erhalten. Hierbei verdient nachgelesen zu werden: Fr. Pohl's (Professor der Oekonomie zu Leipzig) „Anleitung zum Kochen und Braten im Wasserdampfe von Henriette Pohl" (mit einem Kupfer, Leipzig 1811, 4. verbesserte Auflage. Ebend., 1823.

Dampfkugel, s. Dampf.

Dampfkutsche, s. Dampfwagen.

Dampfmaschine (Feuermaschine, engl. steam-engine, fr. machine à vapeurs, Maschinenw.), eine der nützlichsten und in ihrer Wirkung größten Maschinen, deren unmittelbar oder mittelbar bewegende Kraft Dämpfe sind, weil diese eine sehr große Expansivität haben. Sie wird zur Betreibung anderer Maschinen gebraucht, vorzüglich der Pumpwerke, welche das Grubenwasser schöpfen, ferner zu Betreibung von allerlei Mühlwerken, Walzenwerken, Webestühlen, Gebläsen in Hüttenwerken, zum Fortbewegen der Schiffe und Wagen ꝛc. Mittelst der Dampfmaschine ist der Mensch im Stande, Erstaunenswürdiges zu leisten und durch dieselben hat das Maschinenwesen Fortschritte gemacht, die man früher nicht ahnte. Obgleich ein Prediger (Matthesius, „Sarepta oder Bergpostille", Nürnb. 1562, 12. Predigt) auf eine Art Dampfmaschine hindeutet und der Marquis von Worcester schon im J. 1655 eine Beschreibung der ersten Dampfmaschine herausgab, so haben sich doch Thomas Savary zu Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrh. und James Watt (s. d.) um 1764 das größte Verdienst um die Vervollkommnung dieser Maschinen erworben und sie eigentlich in der Welt eingeführt, wo sie anfangs (1709—1780) nur wenig, meist in Bergwerken und bei andern bedeutende Kräfte in Anspruch nehmenden Arbeiten gebraucht wurden, bis sie zu Ende des vorigen und im jetzigen Jahrh. zur allgemeinen Anwendung kamen. Von 130 Patenten, die bis Ende 1821 für Erfindungen in diesem Fache insbesondere in Großbritannien ertheilt wurden, fallen 100 auf die beiden letzteren Jahrzehende. Neuerlich hat der Mechanikus Carlisle in Boston eine Dampfkunstuhr erfunden, und in Paris treibt seit Kurzem (1828) eine Dampfmaschine die Werkstätte eines Tischlers. Auch Feuerspritzen, durch Dämpfe in Bewegung gesetzt, gehören zu den Erfindungen der neuesten Zeit. So ward insbesondere der ökonomische Effect allmählig vermehrt. Die Maschine von Savary

hob mit 1 Bushel (88 Pf.) Steinkohlen nur 2 bis 3 Millionen Pfund Wasser einen Fuß hoch; die von Newcomen hob schon 8 bis 9 Millionen Pfund, die besten Maschinen von Watt und Boulton 20 bis 30 Millionen Pfund, die Woolf'schen und andere von hoher Pressung 50 und mehre Millionen und die neuerlich von Perkins erfundene Maschine soll sogar einen Nutzeffect von 100 Millionen Pfund erwarten lassen. Die Zahl der Dampfmaschinen in Großbritannien beläuft sich auf 10.000, welche einer Gesammtleistung von wenigstens 300.000 Pferden oder 1½ Mill. bis 2 Mill. Menschen gleich kommen. Auf dem Continente scheinen bis zum Anfange dieses Jahrhunderts nur sogenannte atmosphärische oder Newcomen'sche Dampfmaschinen bekannt gewesen zu seyn, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts aber vermehrte sich ihre Anwendung besonders in Frankreich, in den Niederlanden und in der preußischen Monarchie außerordentlich; in Frankreich sollen mehr als 300 vorhanden seyn. Viele Maschinen wurden aus den besten Fabriken Englands bezogen, viele auf dem Continent erbaut. Nächst England haben die Vereinigten Staaten die meisten Dampfmaschinen; ebenso findet man sie auch auf Trinidad, in Peru, auf Ceylon, in Ostindien ꝛc. — Savary's Maschine besteht aus einem Saug- und Druckwerke, worin mittelst Oeffnung und Schließung der Hähne der Dampf in Gefäße gelassen wird, aus denen er das Wasser unmittelbar in die Höhe treibt; neuerlich ist diese Maschine von Pontifex verbessert worden. Indem man den Dampf nach verschiedenen Principien wirken zu lassen versuchte, entstanden, abgesehen von allen übrigen Abänderungen in der Construction, gewisse Grundverschiedenheiten, die man als ebenso viele verschiedene Systeme von Dampfmaschinen ansehen kann. Bis jetzt indessen kommen fast alle Maschinen, die sich durch die Erfahrung als vortheilhaft erwiesen haben, darin überein, daß man den Dampf zunächst in einen hohlen Cylinder treten, und auf einen darin beweglichen fest anschließenden Kolben wirken läßt, sodaß dessen Stange eine hin- und hergehende Bewegung erhält, die dann entweder als solche benutzt oder vermittelst einer Treibstange und Kurbel in eine rotirende verwandelt wird. Alle späterhin erfundenen Dampfmaschinen sind daher Kolbenmaschinen, und die Verschiedenheit der Systeme gründet sich auf die abweichende Art, wie jener Kolben durch den Dampf in Bewegung gesetzt wird. Nach dem ersten Systeme hat die Bewegung des Kolbens auf folgende Weise statt: Aus dem Dampfkessel dringt der Dampf durch einen geöffneten Hahn oder ein Ventil in den Cylinder unter den Kolben, welcher nun bis zu einer gewissen Höhe steigt, worauf sich der erste Hahn schließt und sich ein zweiter öffnet, durch welchen kaltes Wasser in den Cylinder gespritzt wird. Diese Injection bewirkt eine Condensirung des Dampfs, der zu Wasser wird. Die Atmosphäre drückt nun auf die Kolbenfläche und macht, daß dieser herabsinkt und die Last hebt. Ist der Kolben gesunken, so wird das Wasser durch einen dritten Hahn abgelassen und durch den ersten von neuem Dampf eingelassen u. s. f. Diese Einrichtung haben die von Newcomen und Cawley 1705 erfundenen Dampfmaschinen. — Bei dem zweiten Systeme ist der Dampfcylinder unten und oben verschlossen, sodaß die Luft keinen Zugang hat. Ist nun der erste Hahn offen und die 3 andern sind zu, so strömt Dampf über den Kolben und drückt denselben nieder. Darauf wird der erste Hahn geschlossen und der zweite geöffnet, sodaß der Dampf durch eine Commu-

nicationsröhre unter den Kolben treten kann, der aber durch ein Gegengewicht wieder in die Höhe gezogen wird; in dem Augenblick wird durch einen dritten Hahn Wasser eingespritzt, die Dämpfe werden zu Wasser verdichtet, welches durch einen vierten Hahn abläuft, worauf das Spiel der Maschine durch Oeffnung des ersten Hahns und durch neues Einströmen von Dämpfen über dem Kolben von neuem beginnt. Dieses Prinzip der Kolbenbewegung liegt der ersten Dampfmaschine des berühmten Watt zum Grunde (1774). Die Condensirung geschah auch nicht in dem Cylinder selbst, sondern in einem besondern Apparate, dem Condensator. Bei diesem zweiten System wird einfacher Dampf, d. h. solcher angewendet, dessen Druck ungefähr jenem der gewöhnlichen Luft gleichkommt; bei dem *dritten System* aber wird der Kolben durch erhöhte Dampfkraft, d. h. durch Dampf, dessen Pressung einem mehrfachen Luftdrucke gleichkommt, bewegt. Der Cylinder ist unten offen, sodaß die Luft freien Zutritt unter den Kolben hat; es tritt durch einen ersten Hahn Dampf, dessen Elasticität 2, 3 oder mehr Mal größer als die der Luft ist, über den Kolben und drückt ihn hinab; darauf schließt sich der erste Hahn, der zweite öffnet sich, und der Dampf strömt in die freie Luft aus. Der Kolben wird alsdann durch ein Gegengewicht wiederum in die Höhe gezogen, und das Spiel beginnt von neuem. Diese 3 Systeme bilden die *erste Classe* der *Kolbendampfmaschinen*. Sie haben die gemeinschaftliche Eigenschaft, daß der Druck auf den Kolben nur von einer Seite stattfindet, weßhalb sie *einfach wirkende* Maschinen heißen. — Eine *zweite Classe* bilden die von Watt erfundenen *doppeltwirkenden* Dampfmaschinen, bei denen immer Dampf, niemals die Luft oder ein Gegengewicht, die Bewegung des Kolbens, und zwar Beides, das Aufsteigen und das Niedergehen desselben, bewirkt. Es gibt wiederum mehre Systeme doppeltwirkender Dampfmaschinen. — *Viertes System*: doppeltwirkende Dampfmaschinen mit einfacher oder niedriger Pressung der Dämpfe. Das Prinzip ist folgendes: Der Dampf strömt, während die beiden ersten Hähne offen stehen, unter den Kolben und drückt ihn, da über ihm Verdünnung stattfindet, mit Gewalt aufwärts; es schließen sich nun die beiden ersten Hähne, und die beiden letzten öffnen sich. Durch den dritten wird der Dampf unter dem Kolben mit dem Condensator in Verbindung gesetzt, durch den vierten dringt zugleich der Dampf in den obern Theil des Cylinders und drückt ebenso gewaltsam den Kolben herab. Der Dampf strömt also fast ununterbrochen in den Cylinder, aber wechselsweise bald in den obern, bald in den untern Raum. Da die Bewegung der Kolbenstange sehr regelmäßig ist, so kann eine Treibstange an dem andern Arme des Balanciers leicht eine Kurbel in Bewegung setzen, wodurch mit Beihülfe eines Schwungrades eine gleichförmige rotirende Bewegung erhalten wird, weßhalb die doppelt wirkenden Maschinen auch *rotirende* genannt werden, um diese so wichtige Erhöhung ihrer Brauchbarkeit zu bezeichnen. — Zu einem *fünften* und *sechsten* System rechnen wir die doppeltwirkenden Maschinen mit hoher Pressung. Sie unterscheiden sich von einander dadurch, daß die einen mit einem Condensator versehen sind, und die andern nicht. Beide haben indessen gleiche wesentliche Einrichtung, und der Unterschied liegt nur darin, daß die Dämpfe bei der einen in den Condensator und bei der andern in die freie Luft geführt werden, weßhalb die Construction der letztern einfacher ist. — *Siebentes Sy-*

stem. So wirksam sich auch solche Maschinen mit hoher Pressung erweisen, so verliert man doch bei beiden Systemen einen bedeutenden Theil der Dampfkraft, oder man läßt sie unbenutzt entweichen. Der Dampf hat nämlich, nachdem er gewirkt und nun den Cylinder verläßt, noch beinahe die volle Tension, wie beim Eintritt in denselben. Um nun auch diejenige Kraft zu benutzen, die verdichteter Dampf während seiner Expansion oder seiner Abspannung, bis zu einer viel geringern Dichtigkeit zu äußern vermag, hemmt man entweder den Zudrang des frischen Dampfes aus dem Kessel, wenn der Kolben erst einen Theil seines Laufs vollendet hat; oder man läßt den verdichteten Dampf, nachdem er in einem Cylinder gewirkt, nicht sogleich entweichen, sondern in einen zweiten (oder dritten) viel größern Cylinder übergehen, in welchem er noch ein Mal durch seine Expansion wirken kann. Die erste Art dieser Expansionsmaschinen unterscheidet sich von den vorigen Maschinen bloß durch eine besondere Einrichtung der Steuerung, wodurch nämlich eine Hemmung des Dampfeintritts oder eine frühere Absperrung bewirkt, bevor der Kolben seinen ganzen Lauf vollendet hat. Dahin gehören namentlich die Maschinen des Amerikaners Oliver Evans und des verstorbenen Freund zu Berlin. — Das Princip der Expansionsmaschinen mit mehren Dampfcylindern, welche das achte System bilden, hat mehre Unterarten, indem 1) sie auch entweder mit oder ohne Condensator arbeiten können, und 2) indem man zuweilen eine besondere Erwärmung der sich expandirenden Dämpfe anbringt, wodurch ihre Spannkraft während der Expandirung verstärkt wird, oft aber diese Erwärmung wegläßt. — Als ein neuntes System dürfen wir endlich die von dem jetzt in London angesiedelten Amerikaner J. Perkins erfundene Dampfmaschine erwähnen. Das Eigentliche dieser Maschine besteht hauptsächlich in einer vorher noch nie versuchten Methode, den Dampf zu erzeugen. In der von ihm verfertigten neuen Dampfmaschine ist der Dampfkessel (generator) nicht zusammengefügt, sondern besteht ganz aus geschmiedetem Eisen und aus einem Stücke ohne Falzen, daher er den ungeheuern Druck von 20.000 Pfd. auf den Quadratzoll, d. h. den von 1400 Atmosphären, aushalten kann. Diese einfache und wenig kostbare Maschine wirkt mit der Kraft einer Kanonenpulverladung. Der Kessel hält etwa 5 Quarter Wasser und bedarf während 6 Stunden nur 2 Busbel Steinkohlen zur hinreichenden Heizung. Dann verfertigte Perkins, in Verbindung mit den Manufakturisten Martineau und Galloway, für Dampfschiffe besondere Maschinen, die als forttreibende Kraft durch eine neue Art von Ruder wirken sollen. Noch ist keine Maschine nach Perkins's Methode im Großen ausgeführt; und Jos. v. Baader bemerkte, daß hier bei zu großer Spannung des elastischen Dampfes das Zerspringen des Dampferzeugers (Generator), dessen Sicherheitsventil mit 1000 Pfd. auf jeden Quadratzoll belastet ist, weit öfter noch zu befürchten sey als bei des engl. Ingenieurs Trevithik schon so gefahrvoller Maschine mit hochgespanntem Druck. Uebrigens muß eine Perkins'sche Maschine in ihrem Bau um Vieles einfacher und wohlfeiler, auch von geringerm Umfang und Gewicht seyn als eine Watt'sche Maschine von gleicher Wirkung, und sich daher vorzüglich für Dampfboote und Dampfwagen eignen. — Außer dem Dampfcylinder mit seinem Kolben, gehören zu einer Dampfmaschine noch eine Menge anderer Theile, von denen einige sich auf die Erzeugung, andre auf die Ver-

wendung des Dampfes beziehen; letztere machen die Dampfmaschinen im engern Sinne aus. — Der Dampferzeugungsapparat, der gewöhnlich einen besondern Raum einnimmt, besteht aus dem Kessel und dem Ofen. Der erstere muß eine hinlängliche Größe und Festigkeit haben, gefüllt und geleert, fortdauernd mit Wasser gespeist, und zuweilen gereinigt und ausgebessert werden können. Man muß beobachten können, wie hoch das Wasser im Kessel steht, wie heiß es ist, wie stark der Dampfdruck. Der Dampf muß in den Cylinder strömen, nöthigenfalls aber auch in die Luft entweichen können. Der Ofen muß feuerfest und vor Allem so construirt seyn, daß mit demselben Quantum Kohlen oder Holz die größtmögliche Menge Dampf erzeugt werde. Der Heizstoff muß vollkommen verbrennen, die Hitze aufs beste benutzt werden; es müssen Züge und ein hoher Rauchfang vorhanden seyn. Zugleich aber muß die Stärke des Feuers beständig so geleitet werden, daß die Erzeugung des Dampfes stets dem wechselnden Dampfbedarf angemessen sey. — Die eigentliche Dampfmaschine erfordert, außer dem Cylinder, zuförderst einen Apparat, wodurch der Dampf in dem Cylinder gehörig vertheilt werde; der Dampf muß nicht nur regelmäßig einströmen und wieder entweichen, sondern es muß auch die Menge desselben, um einen gleichförmigen Gang zu erlangen, genau regulirt werden können. Auch dieses künstliche Spiel von Hähnen oder Klappen muß die Maschine selbst und aufs pünktlichste verrichten. Der Dampfcylinder erfordert große Festigkeit; er muß oben und unten wohl verschlossen seyn. Die Liederung des Kolbens muß dauerhaft und dampfdicht seyn und dabei wenig Reibung verursachen. Zur Verwandlung der geradlinigen Hin- und Herbewegung der Kolbenstange in eine kreisförmige sind gewöhnlich ein großer Hebel oder Balancier und eine Treibstange nebst Kurbel und Wellbaum erforderlich. Eine eigne Vorrichtung muß dann der Kolbenstange die Verticalität erhalten. Ein großes Schwungrad an dem Wellbaume muß die Unregelmäßigkeiten der Kurbelbewegungen ausgleichen. Soll endlich der entweichende Dampf, wie gewöhnlich, condensirt werden, so muß er zu dem Ende nicht nur in einen eignen Apparat gelangen, sondern eine Pumpe muß beständig kaltes Wasser schöpfen und dem Condensator zuführen, und eine zweite, eine Art Luftpumpe, muß das Condensionswasser wieder wegschaffen. So muß die Maschine 3 Pumpstangen in Bewegung setzen; außer den eben genannten nämlich noch die, welche fortdauernd den Kessel speist. Vgl. Biot's „Lehrb. d. Experimentalphysik", 3. A., deutsch durch Fechner (Leipz. 1825, B. 4, S. 301 fg.). Viele in Journalen zerstreute Notizen macht Gren's „Grundriß der Naturlehre", herausg. von Kästner (Halle 1820), S. 346, nahmhaft.

Dampfmesser, Vorrichtungen, durch welche man die Expansivkraft der Dämpfe nach Graden zu bestimmen sucht.

Dampfschiff, ein Schiff, welches statt der Ruder und Segel von einer Dampfmaschine getrieben wird. Den Anfang mit der Dampfschifffahrt machte man an Booten (Dampfbooten) von 60—90 Fuß Länge und 14—17 Fuß Breite, bei welchen die Maschinen eine Kraft von 17—32 Pferden hatten. Schon 1737 beschrieb Jonathan Hulls zu London ein Dampfschiff; ein Schottländer, Miller, in Gemeinschaft mit James Taylar, machte 1758 zu Dumfries einen Versuch, ein Fahrzeug von 25 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, vermittelst zweier durch Dampf getriebener Räder, dem Strom entgegen zu führen. Der Schottländer

Clarke zeigte 1791 ein Dampfschiff zu Leith; doch blieb bis 1800 die Sache mehr Gegenstand der Neugierde. 1807 ließ der Amerikaner Fulton in New-York das erste Dampfschiff vom Stapel. Seine Erfindung erhielt Beifall, und mit Beistand Anderer brachte er 1810 auf dem Hudson, zwischen New-York und Albany, regelmäßige Packetboote zu Stande, und rief so die schon da gewesene Erfindung wirklich ins Leben. Erst 1812 ward in Großbritannien wieder ein Versuch gemacht, wo ein Dampfboot, der Komet genannt, auf der Clyde probirt ward. Die Dampfschifffahrt der Clyde führten erst Henry Bell und W. Thomson ins Leben. Theodor Lawrence aus Bristol brachte in diesem Jahre ein Dampfboot auf den Avon, welches er durch die Kanäle bis auf die Themse schaffte, wo sich ihm die Schiffer und die Seefahrtscompagnie widersetzten; 1813 kam die Dampfschifffahrt auf der Yare, zwischen Yarmouth und Norwich, zu Stande. Jetzt sind die nordamerikanischen Flüsse und Landseen mit Dampfschiffen bedeckt (1824 waren auf dem Mississippi, Ohio und Missouri über 400 Dampfschiffe, von denen die meisten 3—400 Ton. Last trugen; das größte [„Kanzler Livingston"] v. 500 Tonnen, einem großen Linienschiffe nahekommend, soll oft 7—800 Personen an Bord und 400 Betten haben) und auch in Europa beginnt die Dampfschifffahrt mehr Unternehmer zu gewinnen. England bedient sich derselben, mit beinahe völligem Ausschlusse anderer Schiffe, zu Schnellseglern, Packet- und Postschiffen. Denn ein Dampfschiff kann gegen den Wind und die Strömung fahren und legt bei nicht sehr bewegtem Wasser $1\frac{1}{3}$—$1\frac{1}{2}$, bei günstigem Winde 2—$2\frac{1}{2}$ Meilen in einer Stunde zurück. Im März 1816 kam das erste Dampfboot nach Paris, in demselben Jahre kam ein andres nach Rotterdam und nach Köln, ein drittes nach Hamburg. In Deutschland gehen regelmäßig Dampfschiffe auf der Donau (besonders werden die Dampfschiffe auf diesem Flusse als Bugsirböte angewendet), auf dem Rheine (seit 1825), dem Main und dem Bodensee. Ein Dampfschiff, das 1817 von Berlin nach Hamburg auf der Spree, Havel und Elbe fuhr, ist aus Mangel an Fracht und Passagieren wieder eingegangen. Dagegen sind noch jetzt Dampfschiffe zwischen Hamburg und Kurhaven, Bremen und Braake im Gange. In Holland sind die Dampfschiffe fast überall gebräuchlich und auch in Frankreich, besonders auf der Seine, zwischen Rouen und Paris, eingerichtet. Man wendet hier eiserne Dampfschiffe, die nur $1\frac{1}{2}$ Fuß tief im Wasser gehen, an. Zur See sind die Dampfschiffe jetzt fast überall zur Schifffahrt an den Küsten und zur Verbindung zwischen nur kurze Strecken entfernten Häfen im Gange, so zur Verbindung zwischen England und Frankreich, besonders zwischen Dover und Calais, zwischen England und Portugal, zwischen Holland und England, zwischen London und Kurhaven, zwischen Lübeck und Kopenhagen, Glückstadt und Stralsund und mehren anderen Ostseehäfen, zwischen Neapel und Palermo ꝛc.; ja man hat mehre glückliche Versuche gemacht, von Nordamerika eine feste Verbindung mit England, und von England mit Ostindien anzulegen. Im August 1825 ging das erste Dampfschiff, die „Enterprice" (mit zwei Maschinen, jede mit der Kraft von 60 Pferden, und mit 600 Tonnen Last) von England nach Ostindien, kam aber nicht so schnell an, als man gehofft hatte. Seit 1825 besteht in London eine allgemeine Dampfschifffahrtsgesellschaft, die Dampfböte kauft, erbaut und verkauft.

Diese läßt 2 Dampfschiffe zwischen London und Ostende regelmäßig hin- und hergehen; diese Fahrt dauert etwa 15 Stunden. In Rotterdam besteht eine niederländische Dampfbootgesellschaft. Auch die kölnische Handlungskammer hat mit der mainzer eine preuß. rheinische Dampfschifffahrtsgesellschaft gebildet. — Den größten Nutzen gewähren Dampfschiffe auf Flüssen, weil sie auch leicht stromaufwärts schwimmen, und zwischen kleinen Stationen, wo auf die Ankunft des Schiffes zur bestimmten Zeit viel ankommt; denn sie können bei der größten Windstille und bei einem Orkane ihren Lauf fortsetzen. Wohl anwendbar, aber weniger nutzbar sind sie zu größeren Seereisen, weil sie einen großen Vorrath von Steinkohlen mitnehmen müssen und daher wenig andre Fracht laden können. Weniger Glück werden die Dampfschiffe als Kriegsschiffe machen, weil sie schwerfällig in ihren Wendungen sind, und nur einzeln einer Flotte beigegeben, kann man sie mit Vortheil benutzen, dem Feind bei gänzlicher Windstille Abbruch zu thun. Dennoch wendete man die Dampfschifffahrt auch hier 1825 durch ein zu Calcutta gebautes, den Birmanen bei Rampoor mit ausgezeichnetem Erfolg entgegen manoevrirendes Dampfschiff, Diana, an. Eine in den Vereinigten Staaten Nordamerika's unlängst erbaute Dampffregatte besteht aus zwei 66 Fuß langen Booten, wovon das eine die Kessel, das andere die Dampfmaschine trägt. Zwischen beiden ist das Ruderrad, zugleich ist es mit Masten und Segeln versehen und mit 4 Steuerrudern, damit es vor- und rückwärts steuern kann. Das Hauptverdeck enthält 30 Stück 32pfündige Caronaden; es schleudert glühende Kugeln, welche in dem Dampfofen geglüht werden, und kann 60 Tonnen siedendes Wasser auf den Feind gießen, der zu entern wagt. — Die gewöhnliche Einrichtung eines Dampfbootes ist folgende: Im Vorder- und Hintertheile des Fahrzeugs befinden sich Kajüten für Reisende, wenn es als Packetboot gebraucht wird, oder leerer Raum für die Waaren. In der Mitte ist die Dampfmaschine. Der Dampfkessel steht, wenn man von dem hintern Theile des Bootes nach vorn sieht, rechts, der Cylinder und das Schwungrad links. Durch das Herauf- und Heruntergehen des Kolbens wird an jeder Seite des Bootes, oder auch in der Mitte zwischen Kessel und Cylinder mittelst eines mit einer Kurbel versehenen Arms, ein senkrechtes, den unterschlächtigen Wasserrädern gleichendes Rad mit Schaufeln umgedreht, deren jedes ungefähr 11 Fuß im Durchmesser und 3½ Fuß Breite hat und dessen Kränze aus Gußeisen, die Schaufeln aber aus dickem Eisenblech bestehen. Von diesen Rädern ist der vierte Theil des Halbmessers unter dem Wasser; dieser untere Theil und jede Schaufel dient statt des Ruders. Um das lärmende Getöse zu verhüten, welches durch das Eintreten der Schaufeln in das Wasser verursacht werden könnte, gibt man diesen eine solche Stellung, daß sie gegen die Are schief stehen. Durch das sehr schnelle Umtreiben der Schaufelräder wird der geschwinde Gang des Schiffes oder Bootes bewirkt. Der Rauch aus dem Ofen, welcher aus Backsteinen zusammengesetzt ist, die durch eiserne Bänder zusammengehalten werden, wird durch eine weite Röhre aus starkem Eisenblech, welche zugleich als Mastbaum dient, abgeführt. — Schließlich bemerken wir noch, daß für die Dampfschifffahrt Maschinen mit hoher Pressung weit vorzüglicher sind als andere. Sie erfordern viel weniger Raum, besonders auch, weil sie ungleich weniger Kohlen bedürfen. Die Bewegung ist ferner, wo

viele Kraft erfordert wird, weit sanfter; namentlich haben sie den Vorzug, daß sie allein eine sehr große Abänderung der Wirkung zulassen, was bei der Schifffahrt oft höchst wichtig wird. Leider wollte der Zufall, daß auf einigen der ersten Dampfschiffe mit hoher Pressung Unglücksfälle sich ereigneten, die natürlich von ihrem Gebrauch auf lange Zeit abschreckten, während die Amerikaner sich immer allgemeiner und mit vollem Vertrauen solcher Maschinen bedienen, da sie bei ihnen noch keinen Unfall veranlaßten.

Dampfwagen, ein Wagen, der, statt durch die Zugkraft der Pferde, durch eine auf demselben angebrachte Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Ihr Mechanismus ist dem der Dampfschiffe ähnlich, nur daß die Maschine statt wie dort mit Schaufeln versehene Räder, hier einfache Räder treibt. 1814 war schon ein solcher Dampfwagen zwischen Leeds in England und den unweit dieser Stadt liegenden Steinkohlenbergwerken auf eisernen Schienenwegen im Gange, welcher folgende Einrichtung hatte. Die Eisenbahn oder der Schienenweg unterschied sich von den gewöhnlichen darin, daß an der einen Seite desselben vorstehende Kämme angegossen sind. Der Wagen, auf dem die Dampfmaschine ist, und der in Größe und Form einem Weinwagen mit einem einzelnen Fuhrfasse gleichkommt, hat auch 4 niedrige gußeiserne Räder, wie die hinten angehängten Kohlenwagen; aber er hat noch ein fünftes, in der Mitte zwischen dem linken Hinter- und Vorderrad umlaufendes Stirnzahnrad, welches in die Kämme greift und durch 2 kleinere Stirnräder, die an 2 mit Kurbeln versehenen Wendelbäumen angebracht sind, herumgetrieben wird. Diese 2 Kurbeln erhalten ihre Bewegung unmittelbar von den auf- und niedergehenden Kolbenstangen in den 2 Dampfcylindern, die sich in dem blechernen oder gußeisernen Dampfkessel selbst befinden und nur so weit herausragen, als es die Disposition der Hähne, die durch die Kolbenstangen selbst vermittelst eines einfachen Mechanismus zur Zulassung des Dampfes geöffnet und geschlossen werden, nothwendig machte. In dem Kessel selbst befindet sich auch der Ofen, um mit wenigem Feuer die größte Menge Dampf hervorzubringen. Das Ganze ist mit hölzernen Dauben, von eisernen Reifen gebunden, eingefaßt, um das Zerspringen des Kessels mehr zu verhüten. An dem hintern Boden des Kessels ist das Loch zur Feuerung angebracht, und an dem vordern das gekröpfte, 16 Fuß in die Luft ragende Kamin. Wegen Mangels an Raum zur Mitführung des Wassers, und um die Maschine zu vereinfachen, ist kein Condensator angebracht, und die Maschine gehört daher zum dritten System mit hoher Pressung der Dämpfe. Dieser Dampfwagen zog 23 Wagen, jeden mit 60 Ctr. Steinkohlen beladen. Außer Leeds gibt es auch zu Newcastle, Killingworth, Newhaven in England Dampfwagen. Man meinte bisher, daß sie nur auf Eisenbahnen gebraucht werden könnten und zwar zwischen kleinen Entfernungen, damit man keinen zu großen Vorrath von Brennmaterialien zu nehmen hat, und glaubte, daß auf gewöhnlichem Wege das Gewicht der Maschine, um die Kraft von 2 Pferden zu ersetzen (sie ist bei den meisten 40 Ctr. schwer), die bewegende Kraft aufhebe. In neuerer Zeit hat man indessen in England glückliche Versuche gemacht, die Idee auch auf gewöhnlichen Wegen anzuwenden. Auf der neuen Eisenbahn zwischen Darlington und Stockton, mit einer solchen beweglichen Dampfmaschine angestellte Versuche fielen auf das Glänzendste aus. An den

Dampfwagen waren dort 38 Fuhrwerke, die eine Last von 1500 Centnern trugen, angehängt, und trotz dieser Last legten die Dampfwagen in einer Stunde 3¼ Wegstunden im Durchschnitt, bergab aber 3 deutsche Meilen in einer Stunde zurück. Eine englische Diligence, die denselben Weg kam, mußte trotz aller Anstrengungen sogleich zurückbleiben. In Deutschland war bis jetzt nur in Schlesien, wenigstens vor einigen Jahren, zwischen Malapane und Gleiwitz, zur Beförderung der dortigen Eisenwerke, ein solcher Wagen im Gange. Er lief auf einer für ihn angefertigten Eisenbahn. — Auch die Idee von Dampfkutschen faßte man, um in derselben Reisende mit bisher unerhörter Schnelligkeit, zugleich wohlfeil, fortzuschaffen. Eine derselben stellten in neuester Zeit Burstall und John Hill in Leith her und erhielten darauf ein Patent. Sie soll durch ihren Mechanismus die Bewegung des Wagens auf gewöhnlichem Wege hervorbringen, nämlich ohne Gleise von Gußeisen. Die Wirkung der Maschine soll der Kraft von 10 Pferden gleich seyn. Sie ist dazu bestimmt, zwischen Edinburg und Glasgow den Dienst einer Postkutsche zu versehen. Die Kutsche hat die gewöhnliche Form; hinter dem Sitzkasten erhebt sich der Schornstein, das Feuer und ein Behälter, welches hinlänglich Wasser von einer Poststation bis zur andern (50—80 Gallonen) enthält. Bergab kann der Dampf gespart und bergauf vermehrt werden. Alle Sicherheitsregeln sind sorgfältig angebracht. Eine Dampfkutsche wurde 1829 bei London versucht. Sie führte 24 Personen und legte in einer Stunde 15 engl. Meilen zurück.

Dampier (William), berühmter englischer Seefahrer, geb. 1652, aus guter Familie in der Grafschaft Somerset stammend, machte drei Reisen um die Welt. Die erste endigte er 1691; die zweite wurde am 14. Januar 1699 angefangen; er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 beendigte. Bei seinen Expeditionen verheerte er die spanischen Besitzungen und bereicherte sich außerordentlich. Er starb, man weiß nicht, wo und wann. 1699 gab Dampier zu London eine Sammlung seiner Reisen von 1673 bis 1691 (3 Bde. 8.) heraus. Sie wurde in mehre Sprachen übersetzt und mehrmalen aufgelegt; eine Ehre, welche der Verfasser durch eine Menge trefflicher Beobachtungen über die Schifffahrt und nützliche Bemerkungen über die Geographie verdiente. Dampier untersuchte die westliche Küste von Neuholland vom 28. Grad bis zum 15. Parall., beschrieb Neuguinea, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Neuguinea und Neubritannien und ertheilte der letztgenannten großen Insel, die diese Meerenge westlich bildet, ihren Namen.

Danaë (Myth.), die Tochter des Königs Akrisius (s. d.) von Argos, ward von ihrem Vater in einen ehernen Thurm geschlossen, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß ein von seiner Tochter geborner Sohn ihn ums Leben bringen würde. Allein Jupiter verliebte sich in die reizende Jungfrau, und stieg, in einen goldenen Regen verwandelt, durch die Oeffnung des Dachs in ihren Schoß. So wurde sie Mutter des Perseus (s. d.).

Danaïden, nach der Fabellehre, 50 Töchter des griech. Königs Danaus, welche sich mit den 50 Söhnen ihres Oheims Aegyptus verheiratheten, sie aber alle in der ersten Nacht umbrachten, mit Ausnahme der Hypermnestra (s. d.), die ihren Gemahl leben ließ. Zur Bü-

ßung ihres Verbrechens mußten sie in der Unterwelt ein durchlöchertes Gefäß mit Wasser füllen. Schon die Alten gaben dieser Sage die Erklärung: die Danaiden hätten in dem wasserleeren Argolis Brunnen entdeckt und Cisternen angelegt.

Dancourt (Florent Carton), franz. Schauspieler und dramatischer Dichter, ward 1661 zu Fontainebleau geboren. Im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt unter dem Pater La Rue erhielt er seine erste Bildung, legte sich in der Folge auf das Studium der Rechtswissenschaft und ward Parlamentsadvokat. Aus Liebe zu einer Schauspielerin entsagte er bald dieser Laufbahn, und betrat, 22 Jahre alt, die Bühne. In den ersten Rollen im höhern Lustspiel war er Meister. Als Schriftsteller zeichnete er sich vorzüglich aus in der Erfindung komischer Situationen nach dem Leben. Durch seine vortreffliche Leistungen beehrte ihn Ludwig XIV. mit seiner besondern Gunst, und Dancourt durfte, wie vor ihm Molière, zuweilen dem Könige manche seiner Arbeiten vorlesen. An komischer Wahrheit fehlte es seinen Lustspielen nicht; aber sie gehen, um recht natürlich zu seyn, zuweit in die gemeinste Prosa des wirklichen Lebens über. Es fehlt ihnen an poetischer Haltung. Der Dialog in seinen Lustspielen ist zu geschwätzig, oft trivial. Ueberhaupt merkt man seiner Arbeit an, daß die Vollendung ihres Effekts dem Schauspieler überlassen bleiben sollte. Zu einer Manier, wie diese, stimmte denn allerdings auch die Diktion ohne Verse besser als die versifizirte. Aber Dancourt wußte das Prosaische seiner Manier dem Publikum sehr glücklich zu verbergen durch die eingemischten Divertissements, Ballete und Scenen mit Gesang. Mehre seiner Lustspiele könnten beinahe komische Opern heißen. Als sein vorzüglichstes Stück nennt man den „Chevalier à la mode". Er starb 1726. Eine gute Ausgabe seiner dramatischen Werke erschien 1760 zu Paris in 12 Bdn. 12.

Dänemark, das kleinste der nordischen Reiche, den nordwestlichsten Theil Europas bildend, durch die Eyder von Deutschland getrennt, besteht aus dem eigentlichen Königreich (den Inseln Seeland, Fünen, Langeland, Laaland, Falster, Moen ꝛc., der Halbinsel Jütland, dem Herzogthum Schleswig, zus. 848 QM., 1.497.700 Ew.), 2 deutschen Bundesstaaten, den Herzogth. Holstein und Lauenburg (173 QM., 356.500 Ew.), den Färoern, Island, Grönlands Westküste (1646 QM., 68.000 Ew.), einigen Niederlassungen auf Guinea, Trankebar, den westind. Inseln St.-Thomas, St.-Croix, St.-Jean, Theil der Krabbeninsel (35 QM. mit 83.000 Ew.), im Ganzen 2702 QM. mit 2.005.200 Menschen. Dänemarks Meerbusen sind: 1) in Jütland a) Der Ringkiöpingfiord oder der Busen von Ringkiöping an der Westseite von Nord-Jütland, durch eine lange schmale Erdzunge von der Nordsee geschieden und mit derselben durch den Nyemundsgat verbunden. b) Der Nisumfiord, nördlich von dem vorigen. c) Der Lymfiord, ein von dem Kattegat westwärts tief durch Nord-Jütland gehender Busen, welcher den kleinern nördlichen Theil dieser Halbinsel von dem größern südlichen trennt, sodaß beide nur durch eine schmale Landenge an der Westküste zusammenhangen. Der östliche Theil des Lymfiord ist ein Strom, welcher unterhalb Aalborg in den Kattegat fällt. d) Der Mariagerfiord bei Mariager. e) Der Aarhuusfiord, weiter südlich bei Aarhuus. f) Der Horsensfiord, Weilefiord, Koldingsfiord, kleine tief eingehende Busen in Nord-

Jütland, der Insel Fünen gegenüber. g) Die Busen von Apenrade und Flensburg an der Ostküste von Schleswig, der letztere auch der Flensburger Wyk genannt. h) Die Schley, sehr schmal und tief in das Land eingehend bis zur Stadt Schleswig. i) Der Busen von Eckernförde zwischen der Schley und dem Kieler Fohrd. 2) In Fünen und Seeland. a) der Busen von Odensee, nordöstlich von dieser Stadt. b) Der Isefiord an der Nordküste von Seeland, nordwestlich von Kopenhagen. Er hängt östlich mit dem Röskildefiord zusammen. c) Die Köge-Bugt bei Köge, südwestlich von Kopenhagen. d) Der Prästöefiord bei Prästöe, südlich von dem vorigen. Meerengen sind 1) der Sund oder Oeresund, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem menschlichen Ohre, Hauptverbindung des Kattegat und der Ostsee, zwischen Seeland und der schwedischen Küste von Schonen, und von der schwedischen Landspitze Kullen am Kattegat bis Falsterbö an der Ostsee, 15 Meilen lang, und an der schmalsten Stelle bei Helsingör, wo der Sundzoll (jährlich an ¼ Million Thlr.) von den durchgehenden Schiffen erhoben wird, nur ¼ M. breit. Hier ist er an der schwedischen Küste bei Helsingborg sehr seicht, und deßhalb nur längs der seeländischen Küste fahrbar. 2) Der große Belt, zweite Verbindung des Kattegat und der Nordsee, zwischen Fünen und Seeland, an der schmalsten Stelle bei Nyeborg und Korsöer 2 Meilen breit, beschwerlich für große Schiffe wegen vieler Untiefen. 3) Der kleine Belt, dritte Verbindung des Kattegat und der Nordsee, zwischen Fünen und Nord-Jütland, nur 1200 Fuß breit, auch beschwerlich für große Schiffe. Die Festung Friederica beherrscht ihn. 4) Die kleinen Meerengen: a) Die Straße von Sonderburg, zwischen dem Herzogthum Schleswig und der Insel Alsen, von geringer Breite und Tiefe. b) Der Fünesund, zwischen Langeland auf der einen, Fünen, Taſing und Arröe auf der andern Seite. c) Der Guldburgsund, zwischen Laaland und Falster. d) Der Grönsund, zwischen Falster auf der einen, Seeland und Möen auf der andern Seite. — Die Küsten der Inseln und die Ostküste von Jütland bestehen größtentheils aus schroffen Kreidefelsen. Die Westküste von Jütland ist ganz flach, in Schleswig durch Dämme gegen das Meer geschützt, in Nord-Jütland mit Dünen besetzt. — Gebirge finden sich hier gar nicht, nirgends auch nur eine bedeutende bergige Erhebung des Bodens. Ganz Dänemark ist als eine Fortsetzung der norddeutschen Ebene zu betrachten, ist eine niederländische Fläche, nicht viel höher als das Meer, und wie dort nur hin und wieder durch unbedeutende Hügelgruppen unterbrochen. Der flache Landrücken, welcher sich als Wassertheiler zwischen der Nordsee auf der einen, dem Kattegat und der Ostsee auf der andern Seite, der Länge nach durch Jütland zieht, ist eine Fortsetzung des deutschen ebenso niedrigen Höhenzuges, welcher, vom Lausitzer Gebirge ausgehend, das Flußgebiet der Elbe von den Gebieten der Oder- und der Küstenflüsse in Mecklenburg und Holstein trennt, und an der Grenze von Dänemark von dem Eyderkanal geschnitten wird. Von diesem Kanal geht er weiter nordwärts durch Jütland, zieht sich über die Landenge zwischen dem Limfiord und der Nordsee, dann nordostwärts bis er an der sandigen Landspitze Skagensborn bei Skagen in den Kattegat fällt. Die höchsten Berge dieses Rücken sind: der Himmelsberg, im Stifte Ribi östlich von Rinkiöping, 820 Fuß, der Askehoy, weiter nördlich, 690 Fuß. — Auf Fünen geht der Hauptrücken von der Landspitze am kleinen Belt, Friederica gegenüber, südostwärts bis Svenborg,

und bleibt der Südwestküste dieser Insel sehr nahe, sodaß die größern Gewässer nordostwärts fließen. — Auf Seeland bleibt der Hauptrücken der Ostküste näher und geht von der Südspitze, der Insel Möen gegenüber bis an den nördlichen Eingang des Sund. Der höchste Berg ist der Mangelberg, nordwestlich von Kopenhagen, unweit Hirschholm, 560 Fuß hoch. — Ansehnliche Gehölze ziehen sich von der Schley nordwärts längs der Ostküste von Schleswig und Nord-Jütland bis zum Lymfiord. Ebenso ist der südwestliche Theil von Fünen mit bedeutenden Waldstrecken bedeckt, welche sich zusammenhangend von Bogensee bis Svenborg ausdehnen. In Seeland, Falster und Laaland sind eine Menge, aber kleinere minder zusammenhangende Gehölze. Durch unvorsichtiges Ausrotten der Waldungen, welche dem Lande Schutz gegen die Meereswellen gewährten, sind große, vorher urbare Strecken, öde Sandwüsten geworden. Die Kirche zu Skagen im nördlichsten Kirchspiele Jütlands, liegt gegenwärtig fast ganz in dem vom Meere angespülten Flugsande begraben. Erst in neuern Zeiten sucht man durch Anpflanzungen (Tannen, Birken, Pappeln u. s. w., Sandrohr, oder Sandhafer) dieser Verwüstung zu steuern, wodurch bereits ein großer Theil jener Flugsandstrecken wieder in urbaren Stand gesetzt worden seyn soll. Das Nadelholz ist in ganz Dänemark vorherrschend, abwechselnd mit Birken, Eichen und Buchen vermischt. — Auf den Inseln kommen nur geringe Moor- und Haide-Strecken vor. Hier ist außer den Wäldern alles Land fruchtbar und gut angebaut. In Jütland ziehen sich, wie längs der Ostküste die Wälder, so längs der Westküste von der Eyder bis zum Lymfiord mehre bedeutende Moorstrecken und fruchtbare Niederungen. Darunter zeichnen sich aus: 1) Die Eyderbrüche auf beiden Seiten der mittlern Eyder in Holstein und Schleswig. 2) Die Bredstädter Moore, östlich und nordöstlich von Bredstädt, und nördlich von Husum. 3) Die Flensburger und Tondernschen Moore, nördlich von den vorigen, in den Aemtern Flensburg und Tondern, zwischen beiden gleichnamigen Städten. 4) Die Niederungen von Tondern an der Küste, südwestlich und südlich von dieser Stadt bis Bredstädt eine fruchtbare Niederung, welche wie Holland mit Polderdämmen durchzogen ist. 5) Die Lugummer und Hadersleber Moore, nördlich von Tondern, bei Lugumkloster und im westlichen Amte Hadersleben. 6) Die Sümpfe von Rye in Nord-Jütland, westlich von Aarhuus und Skanderborg, mit vielen kleinen Seen. 7) Die Moore von Holstebroe, südöstlich von dieser Stadt im Stifte Ribe, auf beiden Seiten der Aue, welche in den Nisumfiord fließt. — Die genannten Moore werden zwar an einigen Stellen zu Viehweiden benutzt, bleiben aber größtentheils unfruchtbar und unbenutzt. Zwischen ihnen liegen fruchtbare Niederungen und Auen. Fast ganz öde ist 8) die Kolding Haide, welche sich im Stifte Ribe von Kolding einige Meilen nordwestwärts über den flachen jütländischen Landrücken ausbreitet. Ganz Dänemark ist voll kleiner Seen, und keiner ist so groß, daß er bemerkt zu werden verdiente. Die kleinsten Seen sind in Jütland, die meisten auf Fünen, die größten auf Seeland und Laaland. — Unter den vielen kleinen Flüssen, welche sich alle an ihren Mündungen busenförmig erweitern, sind nur die beiden folgenden bemerkenswerth: 1) Die Eyder; sie entspringt aus einem kleinen See in Holstein bei Barkau, zwei Meilen südlich von Kiel, fließt nordwärts durch Holstein, und hier durch den Westensee und Flemhuder See, von

Kluvensiek oberhalb Rendsburg westwärts zwischen Holstein und Schleswig und fällt unterhalb Tönningen in die Nordsee. Sie ist 25 Meilen lang, wird schiffbar bei Kluvensiek, ist hier 100, bei Rendsburg über 200 Fuß breit, wird weiter abwärts wieder schmaler, bei Friedrichsstadt aber an 400, bei Tönningen über 800 Fuß breit, unterhalb Tönningen noch breiter. Die Eyder nimmt rechts oberhalb Friedrichsstadt die Sorge, bei Friedrichsstadt den Treen auf. — 2) Der Guden im Stifte Aahuus; er entspringt aus den Sümpfen von Rye, wird schiffbar bei Randers und fällt südöstlich von Mariager in den Kattegat. — Der Eyder-Kanal oder schleswig-holstein. Kanal macht mit der Eyder die Grenze zwischen Schleswig und Holstein und verbindet die Nord- und Ostsee. Er ist von Rendsburg aufwärts bis Kluvensiek die schiffbar gemachte Eyder, geht von hier weiter ostwärts durch die nördliche Spitze des Flemhuder Sees, schneidet weiter östlich den Landrücken, welcher die Gewässer der Nord- und Ost-See scheidet, ist in seinem höchsten Punkte nur 27 Fuß höher als die Ostsee, und fällt $^3/_4$ Meilen nordöstlich von Kiel in den Kieler Fohrd. Er ist $5^3/_4$ Meilen lang, 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, trägt Schiffe von 3000 Ctr., hat 7 Schleusen und bei jeder Schleuse eine Brücke. — Der Daneskiold'sche Kanal auf der Insel Seeland, von dem Grafen Daneskiold Samsöe 1810—12 angelegt, geht von Nösdybroe bei Ringstädt südwärts durch die Seen von Tystrup und Bayelse und bei Nestved in die Ostsee, ist 5 Meilen lang und wird mit mittlern Fahrzeugen befahren. Er geht durch die kornreichsten und holzreichsten Gegenden von Seeland und ist zum Verfahren dieser Gegenstände von großer Wichtigkeit. — Das Klima ist ein gemäßigtes Inselklima und im Ganzen gesund; die Sommerwärme weder zu heiß noch anhaltend, die Winterkälte nicht strenge, die Luft an den Küsten trüb und nebelig. Das Hauptprodukt Dänemarks ist das Korn, aber nur in guten Jahren wird so viel gebaut als man braucht, und nur die Herzogthümer haben bedeutenden Ueberschuß; ferner Taback (4 Mill. Pfund größtentheils ins Ausland verkauft), Rapsaat, Hülsenfrüchte, Kartoffeln u. s. w.; Hanf und Flachs befriedigen das Bedürfniß nicht völlig, ebenso der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeiht, und der Hopfen. Der Gartenbau wird im eigentlichen Dänemark vernachlässigt. Seegras wird statt der Pferdehaare zum Polstern genommen. Der wenigen Waldungen wegen ist das Holz theuer; aber einen außerordentlichen Reichthum an Torf besitzt das Land, und fast jedes Dorf hat seinen Torfstich. Die Viehzucht ist nach dem Körner- und dem Tabackbau der dritte Nahrungszweig und der einzige, welcher bedeutende Artikel in die Schale der Ausfuhr wirft. Jährlich werden bloß aus dem eigentlichen Dänemark 16.000 Pferde und 7000 Ochsen ausgeführt, und überhaupt nimmt Dänemark für Pferde, Ochsen und Wolle jährlich 500.000 Rthlr. Species ein. Die Zahl des Hornviehs bestimmt Olofsen ohne die Herzogthümer auf 1.484.000 Stück; die Schäfereien (1.338.000 Stück, darunter an 20.000 Merinos) sind bedeutend, sowie die Schweine- und Federviehzucht. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden sich nicht mehr. Die Fischerei, der vierte Hauptnahrungszweig, ist freilich Das nicht mehr, was er sonst war, doch aber noch immer sehr bedeutend, und die dänischen Provinzen versorgen nach wie vor einen Theil von Nord-Deutschland mit Heringen, Schollen, Schellfischen, Hummern u. s. w.; man gewinnt damit im Durchschnitt

jährlich 500.000 Rthlr. Species. Aus dem Mineralreich sind Porzellan- und Farbenerden, Kreide, Kalk bei Segeberg, Salpeter, Salz (aus den oldesloher Salzquellen, aus Tang und Seesand, doch für den Bedarf nicht hinreichend), Alaun, Bernstein, Steinkohlen, Bausteine, Eisen und Kupfer anzumerken; auch gibt es einige Gesundbrunnen. — Die Bewohner des Landes (eigentliche Dänen [1.250.000], Deutsche, Friesen) sind ein schöner Menschenschlag von starkem kräftigen Bau, der sich in dem weiblichen Geschlechte zu dem sanftesten Reize veredelt. Zwar haben sie nicht die Lebhaftigkeit der Bewohner des westlichen und südlichen Europa, vielmehr geben ihnen Klima, Nahrungsmittel und Lebensart eine gewisse Langsamkeit; aber sie sind standhaft, ausdauernd, von mannhaftem Muthe beseelt (daher gute Soldaten und Seeleute), ein edles, hochachtbares, gebildetes Volk. In Gestalt, Sitten und Sprache verrathen die Dänen die Abkunft von dem großen germanischen Urstamme. Dänisch wird im eigentlichen Dänemark, Norsisch auf Island und Färoer, und Deutsch in der hochdeutschen, plattdeutschen und friesischen Mundart geredet. — Die wenigen Manufakturen sind größtentheils in Kopenhagen und Altona (s. deßhalb d. Art); sie liefern wenige Gegenstände zur Ausfuhr (vgl. unten) und manche befriedigen kaum den inländischen Bedarf. Sie liefern unter Andern allerlei Sorten Leinen und Wollentuch, Seiden- und Baumwollenzeuche, Leder, Porzellan, Seife, Taback, musikal., physikal. und optische Instrumente, allerlei Metallwaaren, Branntwein, Säbel, Gewehre, Kanonen, Pulver. Die dänischen Handschuhe, welche aus Jütland (Randers) kommen, sind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in der neuesten Zeit verloren. — Zum Handel ist Dänemark durch seine Lage an der Nord- und Ostsee sehr gut geeignet. Dieser hob sich nach der Mitte des 17. Jahrh., wo die Dänen anfingen, in eigenen Schiffen Waaren aus Frankreich und Spanien zu holen (früher war der nordische Handel in den Händen der Hansestädte und dann der Holländer), und ward besonders während des langen glücklichen Friedens, dessen der Staat seit 1720 sich erfreute, durch den Genuß einer ungestört behaupteten Parteilosigkeit in den europäischen Kriegen und durch weise Begünstigung aller Art von Betriebsamkeit immer bedeutender. Bis in die neuesten Zeiten, wo auch dieses friedsame Volk in den allgemeinen Strudel gerissen wurde (vgl. unter Geschichte), behauptete der Handel der Dänen mit fremden Nationen seine Wichtigkeit, war größtentheils activ und umfaßte alle Zweige. Nach dem mittelländischen Meere und der Levante trieben sie einen sehr einträglichen Frachthandel. Nicht minder lebhaft war der Handel nach England, Spanien und Portugal, am wichtigsten aber der asiatische (1783 kehrten 17 Schiffe, an Betrag 10 Mill. Thlr., von China und Ostindien zurück). Dieser war früher in den Händen der ostindischen Gesellschaft, welcher auch alle Niederlassungen in Asien gehörten. 1777 aber kaufte der König ihr dieselben ab, und 1797 ward der indische Handel allen dänischen Unterthanen freigegeben. Der Sklavenhandel, welcher ehedem besonders durch die Niederlassungen in Guinea begünstigt ward, ist seit 1803 aufgehoben, und Dänemark gehört der Ruhm, unter allen europäischen Staaten zuerst diesem schändlichen Verkehr entsagt zu haben. Auch der Handel nach Westindien ward freigegeben. Die Octroi der asiat. Compagnie wurde 1812 auf 30 Jahre nach dem Frieden verlängert; allein ihre Actien sind im Werthe gefallen. Kopenhagen

allein hat 2 Jahre nach dem Friedensabschluß an 100 Schiffe nach Westindien und verschiedene nach Ostindien abgeschickt. Diese Stadt ist überhaupt der Hauptsitz der dänischen Handlung, und es befinden sich daselbst auch das Landesökonomie- und Commerz-Collegium, eine Wechsel- und Leihbank, eine See-Assecuranz-Gesellschaft ꝛc. Die übrigen Handlungsörter sind: Altona (wo auch die schleswig-holsteinische Bank ist), Kiel, Corsör, Callundborg, Helsingör, Nyborg, Odensee, Aalborg, Randers, Ripen, Flensburg, Friedrichstadt. Nach der Verordnung vom Mai 1817 darf in Dänemark nur Der Handel treiben, der das Bürgerrecht genießt und majorenn ist. Fremden steht jedoch frei, im Lande Waaren en gros aufzukaufen, aber nicht wieder zu verkaufen. Wer Grossirer werden will, muß wenigstens 30 Commerzlasten eines Schiffs besitzen, und den befohlnen Einsatz in der Staatskasse machen. Jeder Handelnde wird einer Prüfung unterworfen, und auf die Handelsartikel beschränkt, die der Classe, zu der er gehört, gesetzlich zugestanden sind. Keiner darf unter 18 Jahren Commis werden. Für die Erhaltung der Gesundheit bestehen in Helsingör, Nyborg und Tönningen (Friedericia) Quarantaine-Commissionen, wo auch russische Quarantaine-Agenten sich befinden, ohne deren Gesundheits-Schein kein von der Nordsee kommendes Schiff in den russischen Ostseehäfen zugelassen werden soll. — Der Handel fängt wieder an sich zu heben. Ausgeführt werden, außer den schon genannten Artikeln, Butter, Käse, Speck, eingesalznes Fleisch, Häute, Thran, Seehundsfelle, Fischbein, Eiderdunen, Schweinsborsten, Malz, Senf, Kümmel, Austern, Theer, Tücher, Segeltuch, Kattun, Spitzen, Handschuhe, Messing- und Eisenwaaren, irdene Geschirre ꝛc., und eingeführt werden: Wein, Salz, Seide, Baumwolle, Baumwollwaaren, Wolle, Früchte, Flachs, Hanf, Hopfen, Holz, Baumaterialien, Leinwand, Wollzeuch, Modewaaren, Obst, Zucker, Kaffee, Spezereien und Gewürze, Glas, Branntwein, Steinkohlen, Gold, Silber ꝛc. — Dänemark enthält ohne Island und die Färoer 98 Städte, 45 Mft., 1907 Kirchsp. mit 1099 Edelhöfen und 4985 Dörfern. Das eigentliche Dänemark ist in 7 Stiftsämter: Seeland, Fünen, Laaland, Aalburg, Aarhuus, Ribe und Wiborg, abgetheilt; die Herzogthümer Schleswig und Holstein werden von einem Statthalter, und Lauenburg von einem Landdrosten verwaltet; Island und die Färoer stehen unter einem Stiftsamtmann. Die Monarchie ist uneingeschränkt; ihre Grundgesetze sind die Souverainetätsacte von 1661, das Königsgesetz von 1665 und das Eingeburtsrecht von 1776. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich. Der erstgeborene Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen von Geblüt heißen Prinzen von Dänemark. Die Residenz ist Kopenhagen; der Titel seit d. 1. Jan. 1820: König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Ditmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg. Der König hat wegen Holstein und Lauenburg auf dem deutschen Bundestage die 10. Stelle und im Plenum 3 Stimmen; er wird mit dem 14. J. mündig. Die Unterthanen sind in Adel (Herzoge, Grafen, Barone), Bürger und Bauern getheilt; die Bauern sind nicht mehr Leibeigene, haben aber noch manchen Druck auszustehen. Die Ritterorden sind der vom Elefanten und der (1808 neu eingerichtete) vom Danebrog (Reichsfahne), von welchem die Danebrogsmänner die letzte Classe ausmachen; noch gibt es mehre Ehrenzeichen. Stände gibt es im eigentlichen Dänemark nicht. Die

Obersten Landesbehörden sind: der geheime Staatsrath, angeordnet 1680, dem präsidirt der König; das Ministerium innerer und äußerer Angelegenheiten, die dänische Kanzlei mit 6 Departements, die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei u. a., ferner einige Appellationsgerichte, Polizeibehörden; die Untergerichte sind entweder königliche (Tinggerichte) oder Vasallengerichte. Die herrschende Religion ist die Lutherische. Es gibt 8 Bischöfe; unter diesen stehen die 7 Stiftspröpste und 1057 Prediger. Island hat seinen eignen Bischof; die 3 Herzogthümer haben 2 Generalsuperintendenten, 4 adelige Convente großen Einkommens und 493 Prediger. Auch wird die reformirte und die kathol. Religion zu Kopenhagen, Friedericia, Friedrichsstadt und Altona öffentlich ausgeübt, und in Schleswig gibt es Arminianer, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker ꝛc. Für die geistige Bildung gibt es 2 Universitäten (Kopenhagen und Kiel), 1 Kunstakademie, 1 königl. Societät der Wissenschaften, 1 Ritterakademie, viele besondere Anstalten und mehre Gelehrtenvereine, 40 gelehrte Schulen, 13 Schullehrerseminarien, an 2000 Schulen des wechselseitigen Unterrichts u. s. w. Die Staatseinkünfte betragen 8½ Mill. Thlr., und ihre Aufbringung drückt die Unterthanen, bei der Wohlfeilheit aller Landeserzeugnisse, sehr; der Sundzoll bringt noch jetzt an 500.000 Thlr. ein. Die Staatsschuld beläuft sich muthmaßlich in Silber auf 10 Mill. äußere und 100 Mill. Rthlr. innere Schuld, mit Einschluß 2 neuer Anleihen in Hamburg und in London. Die Circulationsmasse der Bankzettel betrug 1823 etwas über 21.325.000 Rthlr.; das Papiergeld steht etwa zu 40 Procent gegen klingende Münze, und hat der Bankthlr. in Silber 96 Schill., und 1½ Mark hamb. Banco Werth. Das Vermögen der Bank (die ersten 6 Procent im Werth eines jeden Grundstücks im Reiche Dänemark sind zum Theil von den Schuldnern abgetragen, und werden bis zum Abtrag mit 6½ Procent der Bank jährlich verzinset) ist sehr ansehnlich. Die Landmacht bestand 1823 aus 30.838 M. ohne die Miliz und Landwehr (59.000 M.). Das Seewesen steht unter dem Admiralitäts- und Commissariatscollegium. 1826 zählte die Flotte 4 Linienschiffe, 7 Fregatten, 4 Corvetten, 5 Briggs, 1 Schooner und 80 Kanonierschaluppen. Das Wappen ist ein durch das Danebrogkreuz quadrirter, von zwei wilden Männern mit Keulen gehaltener und mit einer Königskrone gedeckter Schild, mit einem Herz- und Mittelschilde. Der Thaler dänisch (1 Thlr. 4 Gr. 2 Pf. Conv.) hat 6 Mark zu 16 Schillingen, jeder zu 12 Pf.; die Mark gilt 4 Gr. 8⅓ Pf. C. M. Goldmünzen: Christiansd'or, so viel wie Friedrichsd'or. S. F. Thaarup's „Statistik der dänischen Monarchie" (Kopenh. 1812 fg., 6 Th.); dessen „Anleitung zur Kenntniß des dänischen Handelsrechts und Uebersicht der Handelsstatistik" (Kopenhagen 1823), und Abramson's „Atlas von Dänemark" (48 Bl., Kopenh. 1828 fg., Steindruck).

Dänemark (Geschichte). Die älteste Geschichte Dänemarks liegt in Dunkelheit. Die Bewohner waren Germanen, muthvolle, kühne Menschen, die sich von dem furchtbarsten aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geschlechts bis auf späte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnte die Halbinsel Jütland, welche von ihnen den Namen des cimbrischen Chersonesus erhielt. Sie waren das erste germanische Volk, das den Römern furchtbar ward, als es mit den Teutonen (113 J. v. Chr.) einen großen Heereszug gegen Gallien unternahm. Etwas später kam, unter Odins

Anführung (welcher in der mythischen Sage auch als Wodan lebt), ein gothischer Volksstamm, von Südosten kommend, in den skandinavischen Norden und ward daselbst herrschend; zugleich ein neuer Cultus. Seitdem geboten in Dänemark bis auf Harald III. verschiedene kleine Könige aus gothischem Geblüt (Stammfürsten); unter ihnen erwarb Skiold sich ein solches Ansehen, daß lange Zeit die dänischen Könige nach ihm Skioldingen (Skiold's Nachkommen) genannt wurden. Indeß ist die Geschichte dieser Dynastie nur eine aus vielen Bruchstücken bestehende Sage. Dänemarks Bewohner suchten damals ihren vorzüglichsten Erwerb in der Seeräuberei und wurden auf allen Meeren, wohin sie kamen, auf allen Küsten des Oceans gefürchtet. Als die Römermacht zu zerfallen anfing, da ward auch im Süden der Name der Dänen und Normänner bekannt, weil manche dieser Seehelden jetzt an solchen Küsten und Flußmündungen landeten, die ehedem die Wachtschiffe der Römer beschützt hatten. Normänner (unter diesem allgemeinen Namen begriff man Dänen, Schweden und Norweger) stifteten in England (wo sie Dänen genannt wurden 2 Reiche (868 u. 993), ließen sich unter Rollo auf der franz. Küste in der Normandie — die von ihnen den Namen erhielt — nieder, bevölkerten die Orkaden und Hebriden, die Insel Man, die Färoer, Island und einen Theil von Irland, kamen vielleicht schon früh nach dem nördlichen Amerika, zogen bis nach Spanien, Italien und Sicilien, wo ein glückliches Heldengeschlecht von ihrem Stamme sich einen glänzenden Thron errichtete. In ihrer Nationalverfassung änderte sich durch diese Streifzüge wenig; doch bald schieden sich Norweger und Dänen in 2 abgesonderte Stämme. Mit Gothrik, einem König in Schleswig und Jütland, führte Karl der Große Krieg, wodurch die Eider Grenze des Karolingischen Reichs wurde (810). Ebbo, Bischof von Rheims, predigte zuerst das Evangelium in Dänemark (822), und Harald VI. Blauzahn war der erste dänische König, welcher sich auf seiner Reise zum Kaiser Ludwig dem Frommen (826) zu Ingelheim taufen ließ und hierauf den Apostel der Dänen, Ansgar, mit sich zurückbrachte. Unter Erich I. (847), mit dem man die Reihe der christlichen Könige in Dänemark anfängt, machten sich die Dänen durch ihre Streifereien an den Küsten Deutschlands und Frankreichs furchtbar (vgl. oben). Gorm der Alte, Oberkönig von Seeland, unterwarf zuerst 893 Jütland und verband bis 920 alle kleine dänische Staaten unter seinem Scepter. Um die Dänen an Deutschlands Grenzen zu entwildern, führte der deutsche König Heinrich I. eine Colonie über die Eider und setzte 931 in Schleswig einen Markgrafen ein. Harald VIII. suchte mit Ermordung desselben die deutsche Ansiedelung wieder auszurotten. In dem dagegen von Otto I. unternommenen Feldzug (948) drang dieser bis an die äußerste Grenze von Jütland vor (daher Ottensund) und nöthigte nach Haralds Niederlage bei dem heutigen Schleswig diesen zur Unterwerfung und sich zum Christenthum zu bekennen, das bei der königlichen Familie wieder in Abnahme gekommen war. Drei neue Bisthümer, zu Schleswig, Rippen und Aarhuus, wurden bei dieser Gelegenheit gestiftet und der Metropole Hamburg untergeordnet. Aber Sven (Sueno) unter Kaiser Otto II. fiel vom Christenthum wieder ab und streifte bis über die Eider. Unter Otto III. erneuerten sich (994) der Dänen Streifzüge in Deutschland; sie liefen in die Elbe und Weser bis tief ins Land hinein, bis sie, an morastige Orte gelockt, ihre Kühnheit mit einer ent-

scheidenden Niederlage büßten. England blieb seit den frühesten Zeiten nicht unbesucht und die Contribution, die sie hier erpreßten, hieß vorzugsweise das Danegeld. Sie faßten auch in Northumberland festen Fuß und breiteten sich unter Gorm's Enkel Sven über die ganze Insel aus. Sein Sohn Knud (Kanut II. der Große) vereinigte sogar England mit den nordischen Reichen (1017), denn er besaß auch Norwegen, dessen König Olav er überwunden hatte, und durch die Vermählung seiner Tochter Kunigunde mit Konrads II. Sohn Heinrich ward auch die Markgrafschaft Schleswig wieder an Dänemark zurückgegeben und die Eider von Neuem zur Grenze des deutschen Reichs bestimmt (1036). Unter Knud stieg die Macht Dänemarks auf den höchsten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der christlichen Religion und zur Einführung des Christenthums in Dänemark, das eine völlige Umwandlung der Nation hervorbrachte. Knud, welcher 1036 starb, hinterließ seinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber als mit seinem Sohne Hardeknud (Kanut III. der Harte) 1041 der Mannsstamm ausstarb, ward Magnus von Norwegen, Olavs Sohn, König in Dänemark und Schweden. Unter ihm ging 1042 England und mit seinem Tode (1047) Norwegen wieder verloren. Mit seinem Nachfolger in Dänemark, Sven Magnus Estritson bestieg 1047 eine neue Dynastie den Thron. Die allen germanischen Völkern eigene Staatseinrichtung, Königsgewalt durch mächtige Landeigenthümer beschränkt, artete auch hier in Adelsherrschaft aus, und die Kriege der eroberungssüchtigen Herrscher Sven und Knud hatten das Aufkommen der Lehnverfassung befördert, welche der Krone nach und nach Macht und Glanz raubte. Der König ward von der Wahl der Bischöfe abhängig, der Landmann wurde leibeigen, der Ackerbau verfiel, der Handel kam in die Hände der deutschen Hansa. Sven mußte wegen eigener verübten Grausamkeiten öffentliche Kirchenbuße thun; Kanut IV. der Heilige kam in einem Aufruhr um; Erich III. erhob Lund in Schonen zum Sitz eines mächtigen Erzbisthums und st. auf einem Kreuzzuge 1105. Sein Bruder Nicolaus riß die Regierung an sich und verdrängte seinen Neffen Kanut V., welcher zum Kaiser Lothar seine Zuflucht nahm und zuletzt das Herzogthum Schleswig erhielt, aber von Nicolaus Sohn, Magnus, ermordet wurde. Dieser ward wieder von Kanuts Bruder, Erich IV., in einem Treffen erschlagen, worauf Waldemar I. der Große 1157 den Thron bestieg. Sein Sohn, Kanut VI. (1182), breitete seine Herrschaft an den südlichen Küsten der Ostsee aus. Sein Enkel, Waldemar II. (1202—1242), erweiterte sie durch Holstein, Mecklenburg, Pommern, Preußen, Liefs- und Kurland und stiftete den Danebrogsorden. Aber die eroberten Länder gingen unter den nächsten Königen verloren, die unter Brudermord und inneren Unruhen einander folgten. Die Könige mußten in ihren Handfästninger (die erste 1320) das Wahlrecht der Stände anerkennen; der Reichsrath schränkte ihren Willen ein und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Doch kam unter Waldemar III. (1340—1375) das Reich wieder zu Kräften. Er erhielt von den Schweden Schonen und Gothland zurück, verkaufte aber den Kreuzrittern Esthland und hatte mit den Hansestädten viele Händel. Seine Tochter Margarethe, ihrer Klugheit und Tapferkeit wegen die dänische Semiramis genannt, brachte nach dem Tode ihres unmündigen Sohnes, Olavs IV., durch ihre Vermählung Norwegen (1387) und durch das Glück ihrer

Waffen Schweden an Dänemark (1388) und vereinigte durch die calmarische Union 1397 die 3 nordischen Reiche zu Einer Monarchie. Was klug ersonnen und glücklich ausgeführt war, sollte nicht zum Glück der Verbundenen gedeihen. Denn unter steter Zwietracht, welche die inneren Parteiungen des Adels und der Geistlichkeit, die gegenseitige Eifersucht der Dänen und Schweden und die unweise Parteilichkeit der Könige für Dänemark nährten und reizten, mußte die Verbindung sich bald auflösen. Margarethens bei ihren Lebzeiten zum König erwählter Adoptivsohn, Erich IX. von Pommern, ward 1439 seiner Würde in allen 3 Reichen entsetzt, und Christoph III., der Letzte aus Skiolds Stamme, st. 1448 ohne Erben. Nun wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Christian I., noch im nämlichen Jahre zum König. Dieser Christian ist der Stammhalter der seitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königl. dänischen Familie, aus welcher Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrscht. Christian war durch seine Capitulation so gefesselt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths als der König eines freien Volkes zu seyn schien. Sowohl durch Wahl der Landstände als durch Erbschaft verband er das vom Kaiser Friedrich III. zum Herzogthum erhobene Holstein (außer Dithmarsen) nebst Schleswig mit der Krone; ebenso Norwegen. Sein Sohn, König Johann, mußte eine noch härtere Capitulation 1481 in Dänemark beschwören; auch in Norwegen ward seine Macht mehr eingeschränkt; Holstein und Schleswig theilte er mit seinem Bruder Friedrich, und führte mit den freiheitsliebenden Dithmarsen einen schweren Krieg. Johanns Sohn, König Christian II. (s. d.), der Böse, ein grausamer, aber keineswegs unfähiger Fürst, suchte die erniedrigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen, aber er verlor darüber Schweden, welches 1523 die calmarische Union zerriß, und bald hernach auch seine beiden andern Kronen. Dänemark und Norwegen erhoben 1523 seines Vaters Bruder, Friedrich I., auf den Thron. Unter diesem Fürsten erlangte die Adelsherrschaft völlige Oberhand; die Leibeigenschaft wurde gesetzlich, und Norwegen 1522 auf ewig mit Dänemark verbunden. Friedrich führte auch, ungeachtet er in seiner Wahlcapitulation die Erhaltung der katholischen Religion eidlich versprochen hatte, die Reformation in Dänemark ein und bekannte 1526 sich selbst öffentlich zum Lutherthum. Die Confirmation der Bischöfe ward auf dem Reichstage zu Odensee 1527 dem Könige allein zugesprochen, den Geistlichen die Ehe erlaubt, Lutheraner und Katholiken bürgerlich gleichgestellt, endlich 1530 auf einem Reichstage zu Kopenhagen das nach Luthers Lehre abgefaßte Glaubensbekenntniß vom König bestätigt. Nach Friedrichs I. Tode (1533) brachen neue Bewegungen hinsichtlich der Thronfolge aus. Da sein Sohn, Herzog Christian, ein eifriger Anhänger des Lutheranismus war, so widersetzten sich die katholische Geistlichkeit und die katholischen Reichsräthe seiner Thronbesteigung; die Regierung ward dem Reichsrath übergeben. Während dieser Uneinigkeit wollte Lübeck Dänemark für sich erobern; sein Heer errang schon einige Vortheile: nun ließ der Reichsrath die religiöse Entzweiung fahren und wählte Herzog Christian 1533 zum König. Die Lübecker 1536 besiegend, beschloß Christian III., an der Geistlichkeit, weil sie seiner Thronbesteigung heftig widersprochen hatte, sich zu rächen. Dem Adel seine großen Vorrechte bestätigend, ließ er nun

lle Bischöfe gefangen nehmen, auf dem Reichstage zu Kopenhagen die ischöfl. Würde aufheben, und in deren Güter und Einkünfte theilte sich er König mit dem Adel. Bugenhagen (s. d.), Luthers Schüler, gab nun der neuen Kirche eine Verfassung, krönte 1537 den König nd weihte die ersten sieben, von demselben ernannten Superintendenten, elche jedoch bald wieder den bischöfl. Titel annahmen. Auf dem Reichstage zu Odensee 1539 wurde die neue Kirchenordnung bestätigt, nd von da an war die Lutherische Religion die alleinherrschende in Dänemark. Seitdem wurde auch gegen die Katholiken mit der größten Härte verfahren: sie wurden unfähig zu allen Aemtern und des Erbrechts verlustig erklärt, und häufig ließ man ihnen nur die Wahl zwischen Auswanderung und Abschwörung; den katholischen Geistlichen aber wurde der Aufenthalt im Reiche bei Todesstrafe untersagt. Auf ähnliche Weise wurde die Reformation auch in Norwegen eingeführt. Christian theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolf, welcher Letztere der Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., welcher sich vom Adel noch mehr Einschränkungen gefallen lassen mußte, als sein Vater. Er bezwang die Dithmarsen, führte mit Schweden wegen Liefland einen heftigen Krieg, den der stettiner Friede 1570 endigte, und erhielt von Maximilian II. die Anwartschaft auf Oldenburg und Delmenhorst als Zankapfel. Sein Sohn Christian IV. (1588—1648) zeichnete sich ebenso sehr durch seine überlegenen Talente als durch seine unermüdliche Sorgfalt aus, die er auf alle Zweige der allgemeinen Staatsverwaltung verwendete. 1615 errichtete er aus 5000 Kronbauern das erste stehende Heer in Dänemark. Unter ihm fingen die Dänen an, in entfernte Welttheile zu schiffen und sich in Ostindien (Trankebar) niederzulassen. Verschiedene Manufakturen und Fabriken wurden angelegt und mehre Städte erbaut; die Wissenschaften befördert, die Ritterakademie zu Soröe und zahlreiche Schulen gestiftet. Christian IV. war als Anführer der protestantischen Partei im 30jährigen Kriege nicht glücklich und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal, bei der überwiegenden Gewalt des Adels, mit so schlechtem Erfolge, daß Dänemark im brömsebroer Frieden 1645 Jämpteland, Herjedalen jenseits dem Gebirge, Gothland und Oesel, Provinzen, die es noch seit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Das Unglück verfolgt die dänische Waffen auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. (1648 — 1680) 1657 mit den Schweden begann; in dem roskilder und kopenhagner Frieden 1658 und 1660 verlor es Schonen, Blekingen, Bahus und das Eigenthum von Halland. Doch eben dieser unglücklich geführte Krieg hatte auf die Mangelhaftigkeit der dänischen Verfassung aufmerksam gemacht, indem jede wohlthätige und kräftige Maßregel des Königs durch die lähmende Uebermacht der Adelsaristokratie verhindert ward. Diese Uebermacht ward nun 1660 auf dem großen dänischen Reichstage gebrochen, und dem Könige, durch die Unterstützung der Geistlichkeit und des Bürgerstandes, nicht nur die Erblichkeit seiner Würde, sondern auch die unumschränkte Gewalt eingeräumt. Am 18. October 1660 wurde dem Könige auf die neue Verfassung gehuldiget. Nach dieser großen Veränderung hoben sich der Gewerbfleiß, der Handel und der kriegerische Geist in Dänemark; allein der tief erschöpfte Wohlstand gedieh nur all-

mählig. Auch Norwegen gab 1661 dem Monarchen die völlig absolute Gewalt und decretirte die Erblichkeit der Krone. Der dänische Adel wußte jedoch sich im Besitze der wichtigsten Staatsämter zu erhalten. Christian V. (1670—99) führte einen Grafen- und Freiherrenstand mit bestimmten großen Privilegien ein und erneuerte den Danebrogsorden. 1670 erhielt er, nach langwierigem Erbfolgestreit, durch einen Vergleich mit Holstein-Plön die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zur Hälfte. Er sowohl als sein Sohn Friedrich IV. (1699—1730) wurden wegen des Souveränitätsstreits mit Holstein-Gottorp über Schleswig in die damaligen Welthändel verwickelt. Es war die Zeit des nordischen Krieges, in die Friedrichs unruhige Regierung fiel und woran er unglücklicher Weise Theil nahm (s. Karl XII.). Doch erlangte Dänemark durch den Frieden zu Friedrichsburg 1720 den Sundzoll von Schweden und behauptete den Besitz von Schleswig. 1726 ward die Grafsch. Ranzau mit der Krone vereinigt. Seit dieser Zeit genoß der Staat einer langen Ruhe, aber die Wunden, die ihm sein Unglück und seine fehlerhafte Regierungsform geschlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche System nicht zu heilen. Dänemark ist ein Staat, der bei seinen wenigen Hülfsquellen nur durch weise Mäßigung und einen streng geordneten Haushalt seine Selbstständigkeit sichern kann; einmal gestört, bedarf die Staatsmaschine, in Folge des kostbaren Militäretats, lange Zeit zu ihrer Herstellung. — Friedrich IV., welcher mit 1 Mill. Schulden die Regierung übernommen hatte, hinterließ, ungeachtet der Anlegung von 240 Schulen und der Stiftung vieler Hospitäler, 3 Mill. baar. Christian VI. (1730—46) war ein milder, frommer Regent, hinterließ aber, seiner nachlässigen Oekonomie wegen, einige Millionen Schulden. Seit Friedrichs V. (1746—66) Regierung, unter Leitung großer Staatsmänner aus dem Bernstorff'schen Geschlechte (vgl. Bernstorff) war Dänemarks Staatsverwaltung Muster in Europa. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beschützung der Preßfreiheit, welche auf Wissenschaften, Bildung der Sprache, Geistesfreiheit des Volkes, Verbesserung des öffentlichen Unterrichts den wohlthätigsten Einfluß hatte, Sicherung des öffentlichen Credits, Verminderung der Staatsschulden, zweckmäßige Einrichtung des Münzfußes und andere die Erhöhung des Nationalvermögens und der Staatseinkünfte befördernde Maßregeln waren die glänzenden Beweise der Wirksamkeit jener Männer. Christian VII. (s. d.) nahm das Scepter 1766; seine Regierung war eine Ministerregierung (vgl. Struensee). Schon unter Friedrich V. (1761) ward Holstein-Plön dem Staate einverleibt, endlich unter diesem König auch Holstein-Gottorp (1773); für Letzteres trat Dänemark in einem Vergleich mit Rußland Oldenburg und Delmenhorst ab. Der jetzige König Friedrich VI. (geb. 1768) ward in einem Alter von 16 Jahren für mündig erklärt und am 14. April 1784 seinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er nach dessen Tode 1808 als König folgte. Zufolge des mit Rußland geschlossenen Schutzbündnisses drang ein dänisches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerstand ein; aber auf Englands und Preußens Vorstellungen ward 2 Wochen nach dem Anfange der Feindseligkeiten ein Waffenstillstand geschlossen, welcher diesen fruchtlosen Feldzug endigte, der den Finanzen 7 Mill. Thlr. gekostet hatte. Glücklicher behauptete Dänemark seine Neutralität 1792, als die verbündeten Mächte verlangten, daß es an dem Kriege gegen

Frankreich Theil nähme. Es verband sich mit Schweden zu deren Aufrechthaltung (1794—99) durch eine gemeinschaftlich ausgerüstete Flotte. Dieß bewog England zur Nachgiebigkeit und die Bedrückungen des dän. Handels minderten sich, indem ein im mittelländischen Meere durch der Dänen Tapferkeit erkämpfter Vortheil 1797 einen für die Schifffahrt in jenen Gewässern günstigen Vergleich bewirkte. Aber als Rußlands Kaiser Paul I. mit dem meerbeherrschenden Großbritannien wegen der Rechte der neutralen Staaten in Uneinigkeit gerieth, ward Dänemark zuerst (1800) in einen Krieg mit den Briten verwickelt, worin die dänische Flotte am 2. April 1801 bei Kopenhagen eine Niederlage erlitt, die Tapferkeit der Dänen aber dem Feinde solche Achtung einflößte, daß er einen Waffenstillstand anbot, worauf Dänemark der Convention Rußlands mit England vom 20. Juli beitrat, Hamburg und Lübeck, die es besetzt hielt, räumte, und seine Colonien zurückerhielt. Endlich ward der friedliche Staat 1807 in die Wirbel von Napoleons Continentalpolitik hineingezogen. Ein franz. Heer stand an Dänemarks Grenze, Rußland hatte im tilsiter Frieden das Continentalsystem angenommen, und England glaubte dem möglichen Zutritte Dänemarks zu diesem Bunde vorbeugen zu müssen. Es schickte eine Flotte von 23 Linienschiffen in den Sund (3. Aug.) und verlangte von Dänemark ein Schutzbündniß, oder das Unterpfand der Flotte. Beides ward abgelehnt. Darauf landete ein britisches Heer (25.000 M. unter Lord Cathcart) und schloß, nach einem für die auf diesen Angriff unvorbereiteten Dänen nachtheiligen Treffen, am 16. Aug. Kopenhagen ein. Da die Regierung wiederholt sich weigerte, in die britischen Forderungen zu willigen, so wurde die Hauptstadt 3 Tage lang beschossen und 400 Häuser in Asche gelegt, wobei über 1300 Einwohner umkamen. Am 7. Sept. ergab sich Kopenhagen auf Capitulation und die ganze ausgerüstete segelfertige Flotte (18 Linienschiffe, 15 Fregatten u. s. w., 7 Mill. Gl. Werth) mußte den Briten ausgeliefert werden, die sie mit allen kriegsgefangenen Seeleuten, die in diesen Tagen mit dem größten Muthe gefochten hatten, wegführten. Großbritannien bot jetzt dem Kronprinzen Neutralität oder ein Bündniß an; im erstern Falle wolle es 3 Jahre nach dem allgemeinen Frieden die dänische Flotte zurückgeben, forderte aber die Abtretung der Insel Helgoland. Allein der Kronprinz wies alle Anträge zurück, erklärte im Oct. 1807 an Großbrit. den Krieg und verband sich zu Fontainebleau (31. Oct.) mit Napoleon. Bernadotte besetzte darauf mit 30.000 M. die dänischen Inseln, um eine Landung in Schweden, an welches Dänemark im April 1808 den Krieg erklärte, zu unternehmen. Dieser Plan ward durch den Krieg mit Oestreich 1809 gestört und die Feindseligkeiten mit Schweden in Norwegen hörten in demselben Jahre, nach der in Schweden vorgefallenen Revolution, welche Frankreichs erbitterten Feind, Gustav Adolph IV., vom Throne stieß, auf. Die Vaterlandsliebe der Dänen aber hatte indeß die Regierung so kräftig unterstützt, daß schon 1810 mehre Kriegsschiffe wieder ausgerüstet waren, welche dem englischen Handel bedeutenden Schaden zufügten. 1813 lehnte Dänemark die Anträge der Höfe von St.-Petersburg, Stockholm, London und Berlin, Norwegen an Schweden abzutreten, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen und dann für Norwegen eine Entschädigung zu erhalten, ab.

Dagegen vereinigte es seine Truppen mit den Franzosen, besetzte Ha
burg, nach Tettenborns Abgang, den 31. Mai und Lübeck den 3. Jun
schloß hierauf zu Dresden den 10. Juli 1813 mit Napoleon ein Tra
bündniß gegen Schweden, Rußland und Preußen, und erklärte dem
folge an Schweden den 3. Sept. 1813, am 22. Oct. dess. J. aber au
an Rußland und Preußen den Krieg. Allein schon war Napoleon b
Leipzig geschlagen und zum Rückzuge über den Rhein gezwungen worde
Hierauf blockirte der russ. General Benningsen (seit dem 24. Dec.) Ham
burg, das Davoust besetzt hielt, der Kronprinz von Schweden aber wandt
seine Waffen gegen Holstein, wo der Prinz Friedrich von Hessen m
12.000 Man dän. Truppen sich bis Rendsburg zurückziehen mußte. A
nun General Tettenborn mehre Plätze besetzt und seine Vorposten b
Schleswig vorgeschoben hatte, als Friedrichsort den 19. Dec. und Glü
stadt den 5. Jan. 1814 capitulirt hatten, wurden Friedensverträge
zwischen Dänemark u. Schweden, 2) zwischen Dänemark u. Großbritannien
zu Kiel am 14. Jan. unterzeichnet. In Folge dieses Friedens trat Däne
mark zu dem europ. Kriegsbunde gegen Napoleon; zugleich Norwegen
an Schweden ab, Schweden dagegen an Dänemark das schwed. Pom
mern mit Rügen, auch versprach Schweden an Dänemark eine Summe
von 600.000 schwed. Banknthalern zu zahlen. Großbritannien gab alle
dän. Colonien an Dänemark zurück, behielt aber die Flotte und die In
sel Helgoland; auch versprach es für ein Corps von 10.000 Mann
welches Dänemark gegen Napoleon zu der Nordarmee unter den Befeh
len des Kronprinzen von Schweden stoßen lassen sollte, eine monatliche
Subsidie von 33.333 Pf. Sterl. zu zahlen. Der Friede zwischen Dä
nemark und Rußland (8. Febr. 1814 zu Hanover) stellte den Zustand
vor dem Kriege wieder her; ebenso der zu Berlin (25. Aug.) mit Preu
ßen unterzeichnete. Da jedoch Schweden Norwegen mit Gewalt unter
werfen mußte, so weigerte es sich, obige Summe an Dänemark zu be
zahlen. Endlich glich der Vertrag zwischen Dänemark und Preußen zu
Wien am 4. Juni 1815 diese Streitigkeit so aus, daß Preußen an Dä
nemark das Herzogthum Sachsen-Lauenburg (mit Ausnahme des Amts
Neuhaus und einiger Enclaven) abtrat, auch die von Schweden ver
sprochene Summe von 600.000 schwed. Bankothalern an Dänemark zu
bezahlen übernahm und noch überdieß an Dänemark 2 Mill. Thlr. in
bestimmten Fristen zahlte; dafür erhielt Preußen von Dänemark schwed.
Pommern mit Rügen. (Vgl. Schöll's „Hist. des traités de paix", X, 219
fg., XIV, 215 fg. u. XI, 144 fg.) — Bei dem Congresse zu Wien war Fried
rich VI. persönlich zugegen. Er ließ sein Contingent von 5000 Mann 1815
zur Occupationsarmee in Frankreich stoßen und bezog seinen Antheil an
den franz. Contributionsgeldern. Nach seiner Zurückkunft von Wien
ließ er sich und seine Gemahlin — Sophie Friederike, Tochter des Land
grafen Karl von Hessen-Kassel, geb. 1767, vermählt 1790, gebar dem
König 2 Töchter — den 31. Juli 1815 zu Friedrichsborg krönen. Um
diese Zeit ward er wegen Holstein — dessen Erhebung zu einem Groß
herzogthum er nicht annahm — und Lauenburg Mitglied des deutschen
Bundes, trat auch der heiligen Allianz bei. Seitdem ist er bemüht, den
Credit des Papiergeldes wiederherzustellen und dem gesunkenen Handel
des Landes emporzuhelfen. Seine Tochter, die Kronprinzessin Karo
line, geboren 1793, wurde am 1. August 1829 mit ihrem Vetter,

dem Prinzen Ferdinand, Bruder des Thronfolgers, Christian Friedrich, vermählt.

Daniel (der Prophet) (hebräisch: das Gericht Gottes) blühete zu den Zeiten des Propheten Ezechiel und war aus dem Stamme Juda. Er hatte das Schicksal, noch sehr jung mit andern seiner Landsleute im 4. J. der Regierung des Königs Joakims und gegen das Ende des 6. Jahrh. v. Chr. von Nebukadnezar nach Babylon in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. Seine edle Geburt, seine einnehmende Gestalt und seine glänzenden Anlagen brachten ihn dem Monarchen näher; er ward für den Hofdienst erzogen und stieg noch unter Nebukadnezars Regierung bis zur Stelle eines ersten Ministers. Als er dem König einst einen bedeutungsvollen Traum auslegte, erhob ihn dieser zum Statthalter über Babylon und zum Vorgesetzten aller Gelehrten des Reichs. Von Jehovah war er mit der Gabe der Weissagung und das entschleierte Schicksal zu enthüllen ausgerüstet. So erklärte er z. B. die deutungsvolle, jedem Andern unverständliche Schrift an der Wand in dem Speisesaal des Königs, bei einem Gastmahle, wo die aus dem Tempel zu Jerusalem mitgenommenen heiligen Gefäße entweihet wurden (Dan. V, 1). Neider suchten ihn auf alle mögliche Art in der Gnade des Königs, jedoch vergeblich, zu stürzen. Der nachfolgende König, Darius der Meder, erhob ihn zu einem der drei Oberaufseher über alle Statthalter des ganzen Reichs. Indessen klagten ihn seine Feinde von Neuem bei dem König als einen Lästerer der Götter an. Nur dem Ungestüme der Fordernden endlich nachgebend, erließ er den Befehl, ihn in der Löwengrube den wilden Thieren vorzuwerfen. Doch wunderbar ward er hier durch Jehovah erhalten. Wie einen frohen Hirtenknaben unter seinen Lämmern, fand der König seinen theuern Daniel heiter unter den Löwen sitzen und ließ ihn aus der Grube wieder hervorheben. Daniel lebte noch im 3. Regierungsjahre des Cyrus, folglich nach dem Ende der babylonischen Gefangenschaft (Dan. X, 1), und blieb wahrscheinlich sein ganzes Lebelang in Babylon. Von seiner Geburt und Todesart läßt sich Nichts bestimmen. Sein unter dem Namen des Propheten Daniel auf uns gekommene Buch ist in den Kanon aufgenommen; es besteht aus 14 Hauptstücken und zerfällt in zwei Theile, den historischen und den prophetischen. Der erstere ertheilt Nachrichten von Daniel und seinen Gefährten, der letztere, durchaus symbolisch, voll von Träumen und Gesichten, die von Daniel selbst aufgezeichnete Geschichte von den künftigen Schicksalen ganzer Reiche und des jüdischen Volkes bis zur Zerstörung Jerusalems und Zerstreuung der Juden durch die Römer. Es umfaßt also einen Zeitraum von etwa 6 Jahrhunderten.

Daniel (Gabriel), einer der besseren Geschichtschreiber Frankreichs, geb. 1649 zu Rouen, erhielt in dem dasigen Jesuitencollegium seine wissenschaftliche Bildung, ward selbst 1667 zu Paris Mitglied der Gesellschaft Jesu, erwarb sich durch seine Lehrart großen Ruhm und starb 1728 als Historiograph von Frankreich. Er war ein sehr eifriger Vertheidiger seines Ordens gegen die Angriffe, welche schon längst, namentlich von Pascal, auf denselben gemacht waren. Er that dieß vorzüglich in seiner meisterhaften: „Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales", Köln (Rouen) 1694, die beste Widerlegung der berüchtigten Provinzialbriefe. Sein vorzüglichstes Werk jedoch ist seine

„Histoire de France“ (3 Bde., Paris 1713, Fol., und in mehren Ausg.; deutsch, Nürnberg 1754—65, 16 Bde., 4.). Durch diese neue Bearbeitung der Geschichte seines Vaterlandes wollte Daniel den Hof, die Großen und die Geistlichkeit, denen Mezeray's Kühnheit mißfallen hatte, mit der Kunst und den Pflichten des Geschichtschreibers aussöhnen, indem er mit der Miene der reinsten Unparteilichkeit die Geschichte seines Vaterlandes nur so erzählen wollte, wie es dem Interesse des Hofes und der Geistlichkeit gemäß war. Sein Styl ist zwar nicht glänzend, aber doch ruhig, anständig und elegant. Er hatte kein ausgezeichnetes Talent zur Beredtsamkeit; seine Manier ist monoton und die höhere Schönheit und Würde historischer Darstellungen vermißt man bei ihm. Das Quellenstudium suchte er durch Compilationen zu ersetzen. Auch seine „Histoire de la milice française“ (2 Bde., Paris 1721, 4.) ist sehr geschätzt. Seine theologischen Schriften sind gesammelt in: „Recueil de divers ouvrages philosophiques, théologiques etc.“ (3 Bde., Paris 1724), worunter sich seine „Voyage du monde de Descartes“ (früher besonders herausgegeben und ins Englische und Italienische übersetzt), eine scharfsinnige satyrische Schrift gegen die Meinungen dieses Philosophen, befindet.

Daniel (Samuel), ein talentvoller englischer Geschichtschreiber und Dichter, Zeitgenosse Shakspeare's, geb. 1561, erhielt eine Bedienung am Hofe bei der Königin Anna, der Gemahlin Jakobs I., lebte gewöhnlich auf dem Lande und beschäftigte sich daselbst mit literarischen Studien. Als Dichter nahm er sich Lucan zum Muster. Den meisten Fleiß verwandte er auf das historische Gedicht, das die „History of the civil wars between the Houses of York and Lancaster“ erzählt, worin er das historische Interesse mit dem epischen verwechselt und den poetischen Werth seiner Erzählung auf eine schöne Sprache und auf interessante Ausschmückung wirklicher Begebenheiten beschränkt. Zur Bildung der poetischen Diction in der englischen Poesie hat er rühmlich mitgewirkt. Seine Stanzen, die mit vielem Fleiße nach der italienischen Octave gebildet sind, haben mehr Würde und Wohllaut als die meisten Verse dieser Art in der englischen Literatur aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ueberhaupt fehlt es ihm nicht an rhetorischer Schönheit und Kraft. Sein „Musophiles“, ein Lehrgedicht in Stanzen, ist nicht viel mehr als eine trockene Apologie der Gelehrsamkeit und der literarischen Studien, und seine Episteln, obgleich nicht uninteressant, sind doch für die Gattung, zu der sie gehören sollen, viel zu schwerfällig. Auch schrieb er unter der Regierung der Königin Elisabeth einen „Abriß der Geschichte von England bis auf Eduard III.“; ein Werk ohne Anmaßung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatische Blicke, und wahrscheinlich in der englischen Literatur das erste historische Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatsachen mit einer bemerkenswerthen Präcision und Würde des Styls vereint. Von seinen Zeitgenossen wurde es mit gebührender Achtung aufgenommen. Er starb 1619.

Daniels (Heinrich Gottfried Wilhelm), einer der berühmtesten Rechtsgelehrten unserer Zeit, geb. den 25. Dec. 1754 zu Köln, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, widmete sich 1770 auf der dortigen Universität dem Studium der Rechtswissenschaft, auf deren Bahn er so rasche als glänzende Fortschritte machte. 1776 wurde er Advokat und 1781 Mitglied des Appellationscommissariats. 1783 er-

nannte ihn Kurfürst Maximilian Friedrich zum öffentl. Lehrer der weltlichen Rechte auf der Akademie zu Bonn, auf welcher Stelle er durch faßliche Vorträge und praktische Anleitung Männer bildete, deren Namen noch mit Achtung genannt werden. 1786 zum Wirkl. Hofrath, nachher zum Referendar in Hoheitssachen — ein Geschäftskreis, der ihm die Besorgung der wichtigsten Landesangelegenheiten bei den Reichsgerichten anwies — und 1792 zum Wirkl. Geh. Rath und Mitglied des Oberappellations- und Revisionsgerichtshofes ernannt, verband er mit den Arbeiten seines Lehrerberufs eine vielumfassende Thätigkeit im Administrationsfache, wobei er zugleich auf den Landtagen zu Bonn die herzogl. arembergsche Stimme im Grafencollegium führte und das Landessyndicat im damaligen Herzogthum Aremberg verwaltete. Nach der Auflösung der Universität Bonn, 1797, lebte Daniels in Köln, bis er im folgenden Jahre zum Lehrer der Gesetzgebung an der dortigen Centralschule ernannt wurde, und zugleich Rechtssachen der ersten Wichtigkeit mit eigner umsichtiger Geschicklichkeit schlichtete. Er verwaltete dieses Amt bis 1804, wo jene Lehranstalt bei der Errichtung einer besondern Rechtsschule in Koblenz aufgelöst wurde. Nachdem er mehre Anträge zu auswärtiger Anstellung abgelehnt hatte, gab wahrscheinlich die Anwesenheit des Kaisers Napoleon in Köln im Herbst 1804 die Veranlassung, daß Daniels bei dem öffentl. Ministerium am Cassationshofe in Paris angestellt wurde, wo es gleich seinen Collegen den Titel Substitut du procureur général erhielt, an dessen Stelle in der Folge die früher übliche Benennung eines Advocat général trat. In dieser Eigenschaft erwarb er sich während 8 Jahre solchen Ruhm, daß selbst das auf Nationalehre so eifersüchtige Frankreich ihn, obwohl einen Deutschen, doch den größten Rechtsgelehrten seines Zeitalters nannte und seine Gutachten wie Orakelsprüche ehrte. Im Februar 1813 wurde er zum Generalprocurator bei dem Appellationsgerichte zu Brüssel ernannt. Durch die Kriegsbegebenheiten im Jan. 1814 genöthigt, sich nach Frankreich zurückzuziehen, blieb er in Paris bis zum Mai desselben Jahres, worauf ihm, bei seiner Rückkehr nach Brüssel, die inzwischen von einem Andern besetzte Stelle von der provisorischen Regierung wieder eingeräumt wurde. 1817 ward er vom Könige von Preußen nach Berlin berufen und übernahm als Geh. Staatsrath einen höhern Wirkungskreis; später wurde er als Präsident des zu Köln errichteten rheinischen Appellationsgerichtshofes angestellt, damit durch seine Leitung die aus Vielen sich bildende Justizbehörde zu einem vollkommenen Ganzen geordnet würde. Er hatte von dem franz. Kaiser den, unter der königl. Regierung eingegangenen Orden de la réunion, vom König der Niederlande den Orden des goldenen Löwen und vom Könige von Preußen 1818 den rothen Adlerorden 3. Classe erhalten. Während seines ganzen Lebens widmete sich Daniels nicht nur den öffentlichen Geschäften, sondern er betrieb noch außerdem mit gleicher Gewandtheit die ausgedehnten Geschäfte andrer fürstlichen und hohen Personen und war dabei immer, selbst bis an das Ende seiner Tage, rastlos bemüht, auch durch schriftstellerische Arbeiten die von seinem scharfsichtigen Blicke im Fache der Rechtswissenschaft wahrgenommenen Lücken zu ergänzen. Große Geistesgaben fanden sich in ihm verpaart mit einer edlen Herzensgüte, die ihn zum gemeinnützigen Mitbürger, zum treuen Freunde, zum geliebten Familienvater und zum frommen Christen machte. Am 16. Nov. 1826 feierte Daniels sein 50jähri-

ges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit er von seinem Monarchen mit den Insignien des rothen Adlerordens zweiter Classe mit Eichenlaub geschmückt wurde. Der rhein. Appellationsgerichtshof hatte eine goldene Denkmünze auf ihn prägen lassen und der köln. Stadtrath ließ seine Büste im städtischen Museum aufstellen. Sein Lebensende — 28. März 1827 in einem Alter von 73 Jahren — wurde durch allmählige Entkräftung herbeigeführt. Außer mehren Programmen, Dissertationen und juristi. Gelegenheitsschriften (z. B. „Darstellung des unter den Curatoren der Knauth'schen Masse in Hamburg und Friedrich Karl Heimann in Köln obwaltenden Rechtshandels", Köln 1800, 4.) schrieb er, ohne Namen des Verf., ein „Mémoire sur le droit de relâche appartenant aux villes de Cologne et de Mayence" (auch ins Deutsche übersetzt), 1804 und 1812. Einige seiner Anträge und Gutachten bei dem Cassationshofe in Paris sind in dem „Repertoire" des Staatsraths Merlin, in Denevet's „Journal des audiences de la cour de cassation" und in Sirey's „Recueil général des lois et arrêts" abgedruckt. Auch hat er die franz. Gesetzbücher „Code civil", „Code de procédure civile", „Code de commerce" und „Code d'instruction criminelle", gleich nach ihrer Erscheinung, ins Deutsche übersetzt. Seine Schriften sind Beweise, wie glücklich es seiner Scharfsicht gelungen, die Grundsätze der Rechtswissenschaft fest nach dem echten Sinne der Gesetze zu prüfen und diese gegen oft eingeschlichene willkürliche Meinungen der Rechtsgelehrten nach ihrer nativen Reinheit zu rechtfertigen.

Dänische Sprache, Literatur und Kunst. Die dän. Sprache ist ein Zweig der niederdeutschen und der alten normännischen. Die Ersten, welche sie cultivirten, waren die Skalden (s. d.), welche in rein germanischen Mundarten dichteten, und den Fürsten und Führern überall folgend, das Lob der Götter und die Thaten der Helden ihrer Nation in reimlosen Versen sangen. Sie waren überhaupt die Gelehrten ihrer Zeit. Zwar verstummten diese Sänger, als mit dem Beginn des zweiten Jahrtausends nach Christi Geburt Dänemark sich zum Evangelium bekannte; aber die poetischen Sagen oder historischen Lieder dauerten fort bis um die Mitte des 13. Jahrh. (vgl. Edda und Skandinavische Literatur). S. die Literatur der Skalden in Legis's „Fundgruben des Nordens" (Leipz. 1829), welcher die Aechtheit des Schwanengesanges des Regnar Lodbrok vertheidigt. Mit der neuen Religion, welche der deutsche Missionair Ansgar (s. d.) hier einführte, lehrte er die Dänen zugleich die Schreibkunst. Kanut der Große (1015—1036) suchte durch angelsächsische Lehrer seine rohen Dänen zu bilden. Zu den Zeiten der Kreuzzüge drang auch der romantische Rittergeist in den Norden; er hatte auf die dänische Dichtkunst vielen Einfluß. Das Aelteste, was uns aus der dänischen Poesie noch übrig ist, ist das Epos von den Skyldingern, welches zuerst Thorkelin vollständig herausgab („De Danorum reb. gest. secul. III. et IV. poema dan. dialect. anglosaxon. etc.", Kopenh. 1815, 4.). Aus viel späterer Zeit (16. Jahrh.) ist die Sammlung der von Wedel und Syv und zuletzt von Abrahamson, Nyerup und Rahbeck 1812—14 in 5 Theilen herausgegebenen Kämpferweisen und Liebesromanzen (Kjempeviser und Elskovsviser), welche der um die nordische Poesie verdiente W. L. Grimm („Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen", Heidelberg 1811) verdeutscht hat. Auch haben Nyerup und Rahbeck eine auserlesene Sammlung ungedruck-

ter dän. Gedichte des Mittelalters mit wichtigen Anmerkungen vor kurzem herausgegeben. Unter den Heldenliedern deuten mehre auf den Cyklus unsers alten Heldenbuchs (s. d.) hin. Die ersten dän. Historiker sind Sueno (Svend) Aagesen (um 1188), und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (st. 1204), welche Beide auf Veranlassung des Erzbisch. von Lund, Absalon (s. d.), eines großen Verehrers der Wissenschaften, Ersterer eine kurze Geschichte der dänischen Könige von 300—1181 („Suenonis Argonis opuscula", ed Stephan. Sora, 1642), Letzterer eine ausführl. Geschichte Dänemarks („Historiae lib. XVI.", ed. Stephanius Sora, 1644; Klotzius 1771, 4.) bis 1186 in 16 Bdn. in einer sorgfältigen latein. Sprache schrieben. Dänemarks Chronik von Saxo Grammaticus hat N. Fr. S. Grundtvig ins Dänische übersetzt (Kopenhagen 1818—22, 3 Thle., 4.). Neben Sueno und Saxo blühten noch Gunner und Anders Sunensön. Die Fortschritte, welche Diese in den Wissenschaften gemacht hatten, hinterließen jedoch keine andere Wirkung, als daß die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der folgenden Jahrh. nur desto stärker dagegen abstachen. Und zudem konnte Dänemark als dienstbares Eigenthum der Klerisei und des Adels, welche die Aeußerungen der königlichen Macht ebenso mißtrauisch beobachteten, als die Regungen bürgerlichen Freisinnes gewaltsam unterdrückten, nur eine beschränkte und dem öffentlichen Leben entfremdete literarische Bildung haben. Auch die von der Regierung begünstigte Reformation (1527) war zu wenig Bedürfniß des Volkes, um bedeutende geistige Wirkungen hervorzubringen. Was nicht in der, unter den Gelehrten alleingültigen lateinischen Sprache verhandelt wurde, glaubte die vornehmere Welt nur deutsch ausdrücken zu können; wenn daher auch viel für die höheren Unterrichts-Anstalten geschah und sich sogar glänzende Erscheinungen in der Literatur zeigten, wie Tycho de Brahe (1546, st. 1601) und Heinrich Graf Rangau (1526, st. 1599) waren, so blieb doch geistige Volksbildung vernachlässigt. Erst mit 1590 erhielt Dänemark sein Druckerstling, die „Exequiae Friderici II., Daniae regis." Als Gewerbfleiß und Handel im Steigen waren und bürgerliches Selbstgefühl sich mehr entwickelt hatte, wurde (1660) die aristokratische Beschränkung der königlichen Macht aufgehoben. Das Vertrauen der Unterthanen steigerte das Pflichtgefühl der Herrscher; gemeinnützige Unternehmungen konnten durch leidenschaftlichen Parteigeist weniger gehemmt werden, fürstliche Güte und Weisheit, unterstützt von redlichen Rathgebern, Festigkeit und Einheit der Regierungsgrundsätze, bewährten sich in Beförderung des äußern Gemeinwohls und nicht bloß in zweckmäßigen Anstalten zur Nationalveredlung, sondern besonders in Anregung des empfänglichen Sinnes dafür und des eifrigen Strebens nach Selbstständigkeit und Reife der geistigen Bildung. Im 18. Jahrh. sind rasche Schritte zu diesem höhern Ziele geschehen, theils unter Christian VI. (1730—1746), dessen religiöse Einseitigkeit das freiere Gedeihen der Literatur und Kunst erschwerte, theils und weit mehr unter dem edlen Friedrich V. (1746—1766), dem Bernstorff, Moltke, Thott u. a. achtungswerthe Männer zur Seite standen und in dessen Fußstapfen Friedrich VI. getreten ist. Es erklärt sich leicht, wie viele Freunde des Vaterlandes bald sich verpflichtet und das Zeitalter geeignet hielten, um volle literär. Selbstständigkeit zu erstreben. Die seit der Mitte des 18. Jahrh. aufblühende Nationalliteratur wächst kräftig an Reichthum

und Gediegenheit; die einheimischen Sprachdenkmäler des Mittelalters werden mit musterhaftem Fleiße gesammelt und gründlich erklärt; die Vaterlandsgeschichte wird eifrig bearbeitet. In gelehrten Kenntnissen halten die Dänen gleichen Schritt mit andern Nationen, deren Fortschritte genau beobachtet und umsichtig benutzt werden; eigenthümliche Verdienste haben sie sich um mehre Theile der Naturkunde und Heilwissenschaft erworben. Besonders ist durch Stiftung von Erziehungsanstalten (auch für die Gymnastik bestehen nachahmungswerthe Institute, z. B. für Schwimmkunst), Schulen, Universitäten und Gelehrtengesellschaften, viel für die Bildung in Dänemark geschehen. Noch mehr wird in den Staats- und Kriegswissenschaften gethan. In Hinsicht der ersten Wissenschaft gehört hierher Thomas Bugge, der Urheber der ökonom. und geograph. Landmessung in Dänemark, den das franz. Directorium 1798 nach Paris zur Theilnahme an der Festsetzung des metrischen Systems berief. Noch leben mehre von ihm angeregte Gelehrte, wie die Schriften der Gesellschaft der Wissensch. zu Kopenh., jetzt 24 Bde.; der letzte von „Det Kongelige Danske Videnscz Selskabcr Skrifter", wie der Titel der neuesten Folge heißt, erschien zu Kopenh. 1808, 4., beweisen. Die durchlebten stürmischen Jahre veranlaßten das eifrige Betreiben der Kriegswissenschaften, in denen man sich alles bedeutendere Fremde aneignete. Doch bleibt Dänemarks Hauptruhm nicht seine Landmacht, sondern sein Seewesen; und nur Eine Stimme der Anerkennung gibt es über das Verdienst, welches sich die dänische Admiralität durch die Bekanntmachung der Seecharten unter Paul de Löwenörn's Leitung erwarb, deren Werth noch durch die belehrendsten Erläuterungen erhöht wurde. Anderweitige Verdienste um die Literatur dieses Fachs erwarb sich U. S. Rosenwinge, gest. 1820. Die immer wiederholten Auflagen von Lous's nautischen Schriften gaben Zeugniß für die Faßlichkeit der dänischen Schriftsteller unter einem Publikum, das alle Theorien verschmäht, wenn sie in die Praxis nicht eingreifen. Die Forschung des vaterländischen Alterthums verdankt viel den zum Theil noch lebenden Gelehrten Viborg, Sandtvig, Thorkelin, Thorlacius, Nyerup (s. d.) und Rabbeck. Die beiden Letztern gaben „Beiträge zur Geschichte der dänischen Dichtkunst", Kopenh. 1800—8, in 4 Thln., und, mit Abrahamson, die „Auswahl der Lieder aus dem Mittelalter" heraus. N. F. Sev. Grundtvig gehört zu Denen, die Saxo's und Snorro's Chroniken ihren Landsleuten wieder ins Gedächtniß bringen (Kopenh. 1815), und der Eifer, den er für eine vollständige Ausg. Beider anzuregen wußte, hat den Erfolg gehabt, daß schon 3 Quartbände von Dänemarks Chronik von Saxo Gramm., ins Dänische übersetzt von N. F. Sev. Grundtvig (Kopenh. 1818—22), der Lesewelt übergeben sind. In gleichem Geiste wirken durch Erhebung und Läuterung der religiösen Begriffe die ehrwürdigen Balle, Münter, J. Möller, deren Lehrvorträge und Gesänge auch dem Auslande nicht fremd bleiben. Gleiches Streben bemerkt man in den Rechtswissenschaften und in dem Studium der Geschichte, das durch J. Baden's reingeschichtliche Untersuchungen sich ehrenwerther Erweiterungen rühmt. Man empfand aber längst, wie vereinzelnd die einseitige Ausbildung nur dänischer Literatur wirke, und wie viel durch Näherung an die schwesterliche schwedische gewonnen werden könne. Für diesen Zweck der Vereinigung bildete sich die skandinavische Literaturgesellschaft, die sich seit dem Anfange des 19. Jahrh. an die von Gram gestiftete königl.

dänische Societät der Wissenschaften und an die von Langenbeck errichtete königl. Gesellschaft für die vaterländische Geschichte und Sprache anschloß. In ihr vereinigten sich die meisten Humanisten in des Wortes altem und echtem Sinne zu einer Näherung des dänischen und schwedischen Schriftwesens, aus der zuletzt eine Vereinigung beider Nachbarvölker erwachsen könnte. Schon sind die Schriften der skandinav. Literargesellschaft bis zum 16. Bde. (Kopenh. 1819) gediehen und bieten eine Mannigfaltigkeit der gründlichsten Abhandlungen dar. Für die Alterthümer und Geschichtsdenkmale des Landes wacht außerdem die Arnae-Magnaeanische Commission und die königl. Gesellschaft zur Aufbewahrung der Alterthümer; sowie die Pflege alles Dessen, was Bildung heißt, die Gesellschaft der nordischen Wissenschaften, die Gesellschaft für Ausbreitung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks, die medicinische und die Landhaushaltungsgesellschaft bethätigen. Alle diese Bestrebungen der dän. Gelehrten fördert mit der prunklosesten Freigebigkeit die wahrhaft liberale Regierung. Rastlos wurde die wissenschaftlich wichtige Gradmessung von Lauenburg bis Skagen unter Leitung des Prof Schumacher fortgesetzt. Sie ist die einzige, von der sich Hr. v. Zach Ergebnisse verspricht, weil sie allein nach den Forderungen der strengen Wissenschaft, ohne nationale Charlatanerie, mit vortrefflichen Reichenbach'schen Instrumenten, welche die Regierung erwarb, ausgeführt wird; und so dürfte sie endlich entscheiden, ob man den französischen Messern, oder den englischen unter Mudje glauben dürfe, oder wohl keiner von beiden. — Großmüthig unterstützte die Regierung kostspieligere Werke, deren Druck ohne ihre Vermittelung schwerlich zu Stande gekommen wäre, z. B. Moldenhaver's „Anatomie oder Physiologie der Pflanzenlehre"; die „Schriften der dänischen Veterinairgesellschaft" und der „Kopenh. Gesellschaft für Arzneigelahrtheit"; die „Flora danica", die jetzt von Hornemann statt des verst. Wahl herausgegeben wird; des Prediger Lynbye Werk über die verschiedenen Tangarten, das in seiner Art vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Ebenso traten nur durch unmittelbare königl. Unterstützung Thorlacius's und Werlauf's Ausg. der „Norwegischen Geschichte des Snorro Sturleson" ins Publikum, und des Königs Magnus „Lagaborters Gulethings Gesetz", dessen Herausgabe eine eigne Commission besorgte. Die Untersuchungen über den Ursprung der altnordischen Sprachen, den ihr Verf., R. Chr. Rask, geb. 1784, Professor der Literargeschichte an der Universität zu Kopenhagen, bekanntlich am Kaukasus selbst aufsuchte, beförderte die Regierung, welche auch Nyerup's „Catal. librorum Sanscritanorum, quos bibl. Univ. Hafniensis vel dedit paravit Nath. Willich", Kopenh. 1821, alle Förderungen bot. Das Münzcabinet zu Kopenhagen ward durch die Vorsorge des jetzigen Königs zu der Bedeutenheit gebracht, deren es sich in allen seinen Theilen erfreut, und gleich liberal wurden seinem Vorsteher Ramus Mutze Summen gewährt, um den Katalog der alten Münzen, Kopenh. 1816, Bde., 4., bekanntzumachen. Der Fonds ad usus publicos wurde zur Unterstützung junger Gelehrten auf wissenschaftlichen Reisen verwandt. — A. Die Bildung der dänischen Sprache wurde im 16. Jahrh. durch die Vorliebe für die deutsche aufgehalten; ihre Beschaffenheit ergibt sich aus der Bibelübersetzung von 1550, verbessert von J. Svaning 1642. Sehr dürftig ist ihre grammatische Bearbeitung durch E. Pontoppidan 1668. Denn Deutsche gewannen entschiedenen Einfluß auf

Kirche und Literatur; Dänen studirten in Deutschland; Deutsch war die Sprache des Hofes; Lateinisch die Sprache der Gelehrten; doch gab es schon im 16. Jahrh. einige dänisch-lateinische Wörterbücher, vgl. des Olaf Worm's, „Literatura antiquissima", Kopenh. 1651, u. A. Erst im 17. Jahrh. bildete sich die dän. Sprache zur Büchersprache. Sie zeichnet sich durch melodische Sanftheit und Wohllaut, ebensowie durch kräftige und entsprechende Bezeichnung des Abstrakten aus. Sie wird immer mehr ausgebreitet; selbst die Bestätigung der für die Herzogthümer vormals durchgängig in deutscher Sprache ausgefertigten Beamtenbestallungen, die 1808 zu diesem Zweck eingesandt werden mußten, ist im Sept. 1817 in dän. erfolgt. Grammatiken, außer der guten v. J. Baden: Lange's „Dänische Sprachlehre", Kopenh. 1787, neubearbeitet von Abrahamson 1801; Tobienson's „Dänische Grammatik nebst Chrestom.", Altona 1802. Lexica: Müller's „Dänisch-deutsches Wörterb. sammt Sprachlehre", 2 Bde., Schlesw. 1800; Reißler's „Deutsch-dänisches u. dänisch-deutsches Handlexicon", Kopenh. 1800, 3. Aufl., v. Prim in 3 Bdn. 1810. — B. Die neuere dänische Dichtkunst hatte ärmlichen Anfang in Lehrsprüchen und geistlichen Liedern. Peter Logland reimte einheimische Sprichwörter (Kopenhagen 1508). Kirchliche Gesänge wurden von Joh. Thomaus gesammelt 1569) ꝛc. Im 17. Jahrh. regte sich nach Deutschlands Vorgang größere dichterische Thätigkeit, meist von äußeren Veranlassungen und fremden Mustern abhängig und auf Belehrungen und Beschreibungen eingeschränkt, nicht ohne Ertrag für Veredlung der Sprache und des Versbaues. Man bildete sich nach Opitz und verfaßte Episteln und Satyren; man versuchte sich in der Landschaftsmalerei, in lyrischen und patriotischen Volksgesängen und feierte die Thaten der dänischen Könige, 1634—90. Wir nennen: Andr. Chr. Arreboe (st. 1637), Andr. Vorning (st. 1677), Jens Steno Sehestedt (st. 1698), Paul Pettersen, Wilh. Helt (um 1703), Nik. Kingo (starb als Bischof 1703), Georg Lorterap (st. 1722). Zwar war der Geschmack unsicher, der Ton ungleich, die Sprache rauh; und ein Publikum für vaterländische Schriftstellerei mußte erst gewonnen werden. Dieß Verdienst erwarb sich Ludwig von Holberg (s. d., aus Bergen in Norwegen (geb. 1684, st. 1754); mit ihm bricht die Morgenröthe der dänischen Nationalliteratur an. Vertraut mit der schönen Literatur des Auslandes, eignete er seinem Volke Das an, wofür es Empfänglichkeit hatte, wählte die angemessenste Einkleidung um Eingang zu finden, und gestaltete die Sprache zu strengerer Reinheit und Selbstständigkeit, zu geschmeidigerer Fügsamkeit und allgefälligem Wohllaute um; er bildete den Nationalgeschmack. Sein literar. Werth muß nach Zeitverhältnissen beurtheilt werden. Vieles, was für diese ersprießlich und bedeutsam war, kann jetzt nur in beschränkterem Sinne Geltung haben. Seine glänzendste Seite ist die satyrische. Ein komisches Heldengedicht, „Peder Paars", und seine freie Nachbildungen des Swift sichern ihm bleibende Größe. Baggesen, Mylius und Oehlenschläger trugen zur Erziehung und Bildung der Menge durch zweckgemäße Schriften bei. Um dieselbe Zeit veranstaltete der vielthätige Joachim Wielandt (geb. 1690, st. 1730) die Herausgabe der gemeinnützig wirksamen Rye Didender (1720), eine Sammlung der älteren vaterländischen Dichterwerke. Die Betriebsamkeit in Vervollkommnung der vaterländischen Literatur nahm sichtbar zu; es wurden zu dem Behufe mehre Vereine gestiftet, unter welchen die

Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks (1758) sich am wirksamsten erwies, die besseren Köpfe zur Thätigkeit ermunterte und die von ihr als gut anerkannten Schriften in einer Sammlung (1764 — 79) öffentlich bekanntmachte. Ch. Braumann Tullin (geb. 1728, st. 1765) bekundete freie Naturkraft in Elegien, Episteln und Lehrgedichten; Joh. Ewald (s. d., lebte von 1743—81) glänzte als schöpferischer Geist vom ersten Range und offenbarte die großartige Herrlichkeit künstlerischer Freiheit und Eigenthümlichkeit, kräftiger Gemüthlichkeit und reicher Tiefe. Sein Trauerspiel „Rolf Krage", in Prosa; der hoch-lyrische „Tod Balders", das durch Anmuth bezaubernde Singspiel: „Die Fischer", und seine komische Carricatur-Gemälde sind anerkannte Meisterstücke. Viele Gelehrte traten in dieser Zeit in fast jeder Gattung der Poesie, sowie mit anziehender Prosa hervor und wirkten vielseitig thätig in Uebersetzungen, Zeitschriften, beifallswerthen Schauspielen und andern Werken zur Veredlung des National-Geschmacks. Seit der Mitte des vorigen Jahrh. bewegten sich in allen Sangesweisen mit rühmlichem Eifer mehre bekannt gewordene Dichter und erhoben die National-Poesie auf immer höhere Stufen. Meister der sogenannten romantischen Schule in Dänemark und von großem Einflusse auf die ästhetisch-kritische Bildung der öffentlichen Meinung war Adam Oehlenschläger, geboren 1779 zu Kopenhagen, seit 1827 Professor und Assessor des Consistoriums an der Universität daselbst. Seine vorzüglichsten Werke sind das dramatische Märchen „Aladdin oder die Wunderlampe" (1808; in einer umgearbeiteten Aufl. Leipz. 1820); die ernsten Dramen „Palnatoke", „Hakon Jarl", „Axel und Walburg", das Künstlerdrama „Correggio", „Der Hirtenknabe". Weniger Bedeutung haben seine lyrischen Gedichte und Novellen. Vertraut mit dem Leben des Mittelalters, reich an sinnvoller Eigenthümlichkeit und beseelt von Eifer für das Vaterländische waren: Severing Grundtvig, dessen streitaufregende Dichtungen viel gelesen werden; der Erzähler J. M. Thieme („Heitere Lieder"), welcher den Schatz dänischer Volksmärchen in originellen Darstellungen (Kopenh. 1818—19, 2 Bde.) wieder zu Tage rief; ferner Jul. Marie Jessen; der glückliche Volksdichter Frimann, Rein. Storm, Pram (s. d.) (die Letztern sind Norweger), der talentvolle N. Weyer (st. 1788); vorzüglich aber steht hoch in der Gunst des Publikums B. S. Ingermann, geb. 1789, Lehrer bei der Akademie zu Soröe, ausgezeichneter Lyriker in bilderreicher, correcter, schöner Sprache, Epiker („Die schwarzen Ritter", 1814; „Waldemar der Große", 1824, in welchem der Dichter, in Walter Scott's Weise, Geist, Sitten, Gebräuche und Lebensart des Jahrh. schildert, in dem sein Held auftritt), Tragödiendichter („Massaniello", "Blanca", „Löwenritter" ꝛc.), trefflicher prosaischer Erzähler („Die Unterirdischen" u. a.). Die Fruchtbarkeit an lyrischen Ergießungen vaterländischer Begeisterung ist beurkundet in: „Hädersminden for 2den April 1801" ꝛc. (Kopenh. 1802, 3 Bde., 8.). Vorzügliches leistete ferner der Lyriker H. W. Ries. W. G. F. Abrahamson (st. 1821) glänzte als didaktischer Dichter. Noch nennen wir Friederike Brun, geb. Münter, die geistvolle dänische Dichterin in deutscher Sprache, in welcher auch Oehlenschläger und Baggesen ihre schönsten Werke schrieben. Ein Epos: „Das befreite Israel", 18 Gesänge von J. M. Herz, ward 1824 von der kön. Gesellschaft der schönen Wissenschaften gekrönt. Als ein Zeichen der Zeit sey

noch erwähnt: Virginie Lund in Kopenhagen (geb. 1810), welche schon 1820 ein Familiengemälde: „Zwei für einen Einen" und neulich eine kleine Darstellung: „Die entdeckte Untreue", herausgegeben hat. — C. Das Drama blieb bis in das 18. Jahrh. vernachlässigt; durch geistliche Fastnachtsspiele, welche im 16. und 17. Jahrh. meist aus Deutschland entlehnt wurden, konnte es keine Kunstgestalt gewinnen. Das Daseyn einer Nationalbühne beginnt (1722) mit Holberg und trug, ungeachtet dieses wackeren Vorbildes, sehr lange die Fesseln der Ausländerei, von denen sie erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. allmählig befreit zu werden anfing. Für das Lustspiel haben unter Andern rühmlich gearbeitet: J. H. Wessel (st. 1786), der zweite Lustspieldichter nach Holberg, berühmt durch sein Lustspiel: „Liebe ohne Strümpfe", und viele komische Gedichte. Seine Gedichte gab Rahbeck zum 4. Male 1817 heraus. Ferner Johann Ewald, J. C. Tode und mit entschiedenem Talent Enewald de Falsen (geboren 1775, st. 1808). Im Hochkomischen: P. A. Heiberg, O. Eh. Oulfsen, Guldberg u. A. — Das Trauerspiel, von J. N. Brun (1772) im französirenden Kunstton veredelt, erhielt seine Selbstständigkeit durch J. Ewald; ihm schlossen sich der hochbegabte Ole Joh. Samsöe (geb. 1759, st. 1796) und Eh. Sander 1794 an; jetzt herrschet der geniale Oehlenschläger. — Für das Singspiel ist in den letzten, durch Em. Ludw. Kungens und Anorer musikalische Mitwirkung begünstigten, Zeiten viel, und wirklich mehr, als für die übrigen dramatischen Gattungen geleistet worden. Ewald ist das große Muster, dem weder Baggesen noch Sander gleichgestellt werden können; die Operette ist von Thaarup, Falsen, Heiberg mit trefflichen Arbeiten bereichert worden. Auf die dänischen Dichter und ihre Werke beziehen sich vorzüglich N. Fürst's „Briefe über die dänische Literatur", Wien 1816, 2 Bde. Nirgends aber mehr als in Dänemark bewährt sich die Reizbarkeit der Poeten, die daher in vielfältigen literarischen Fehden sich zu Schutz und Trutz fortwährend versuchen müssen. Heftig waren die Streitigkeiten zwischen Oehlenschläger und Baggesen, welcher Letztere dem ältern und der franz. Poesie näher stehenden Geschmacke huldigte. Aber bei Keinem zeigt sich diese polemische Lebhaftigkeit mehr als bei S. Grundtvig. Ueberhaupt macht ein gewisser Streitgeist der Nation wenig Ehre, und fast Jeder, der als Schriftsteller auftrat, mußte durch die Feuerprobe der Lästerungen gehen. — D. Die Prosa, deren frühere harte Rauheit in A. Huitfelds (geb. 1550, st. 1609) geschichtlich wichtiger Reichschronik (1595—1652) veranschaulicht wird, erhielt ihre Kunstgestalt durch Holberg, dem sie wenigstens Leichtigkeit und Fügsamkeit des Ausdrucks, aber weder sprachliche Reinheit, noch männliche Festigkeit und Würde verdankt. Mehr leistete in letzterer Hinsicht Jens Kraft (geb. 1720, st. 1765) in mancherlei Schriften; und die damals zahlreich hervortretenden Uebersetzungen trugen zur Vervollkommnung des prosaischen Darstellungstones das Ihrige bei. Jens Sneedorfs: „Patriot. Tilskuer" (1716) ist reich an zeitgemäßigen Aufsätzen, von denen mehre bleibenden Werth haben. Jakob Baden gab 1768 ein kritisches Journal heraus, dem bald ähnliche Zeitschriften folgten, wodurch der Darstellungssprache strengere Reinheit, einfache Bestimmtheit und schärfere Begränzung des nach Verschiedenheit des Gegenstandes und der Darstellungs-Absicht zu wählenden Tones zu Theil wurde. Die Anforderung der Lesewelt gewannen fortschreitend mehr Festigkeit und Klar-

heit; und nun erst tritt eine beträchtliche Reihe guter Prosaisten hervor. Ove Guldberg fing an, die Weltgeschichte mit philosophischem Geiste zu bearbeiten (1769). Gerhard Schöning stellte Norwegens Geschichte, nach sorgfältigen Forschungen, musterhaft einfach dar (1769). Der edle Peter Friedrich v. Suhm (s. d., st. 1799) untersuchte beharrlich und suchte, was er gefunden, mit warmer Beredtsamkeit zu veranschaulichen; seine rastlose Thätigkeit verbreitete sich über die mannigfaltigsten Gegenstände des vaterländischen Lebens („Kritische Geschichte von Dänemark" 1774). Tycho Rothe stellte gehaltvolle Betrachtungen über wichtige Weltbegebenheiten in körniger Sprache an (1774). Ewalds freie Kraft verleugnet sich auch in der Prosa nicht. Tode, Pram zeichneten sich in mehren Stylarten, besonders in der Erzählung aus; Baggesen (s. d., st. 1826) stand ihnen nicht nach. Der noch jetzt lebende treffliche Prosaist, Kund Lyne Rahbeck, Prof. und Ritter des Danebrogordens, schrieb prosaische Versuche, 1785—93, 3 Thle., aus dramat. Arbeiten und Erzählungen bestehend, übersetzt von Tobiesen, und wirkte auf den dänischen Nationalgeschmack als Herausgeber der nordischen Minerva und des dänischen Zuschauers ein. In der dogmatischen Darstellung erlangten Mich. Gottl. Birkner, 1798; der freimüthige C. H. Seidelin, And. Gamberg, der faßliche Ch. Bastholm, N. Nyerup, C. Münter, der hellsinnige Sprecher für Staatenglück und Menschenwohl, C. F. von Schmidt-Phiseldeck, J. Müller, Ch. Molbech, u. v. A. wohlverdienten Beifall. Der tüchtigen Kanzelredner sind nicht wenige, welche auch in sprachlicher Hinsicht Muster heißen können, als: P. Palludon, Claus Pavels, Heinrich Georg Clausen u. s. w. — Von Zeitschriften nennen wir: Grundtvig's „Danevirke", welche die Spuren der Eigenthümlichkeit ihres Herausgebers trägt. Sie sollte ein Wall gegen die deutsche Einwirkung seyn, verfehlt aber dadurch schon zum Theil ihren Zweck, daß sie angriff, wo es nicht der Abwehr bedurft hätte. Chr. Molbech's „Athene", geschlossen mit dem 9. Bde. durch einen sinnigen Abschied von den Lesern vom 31. Dec. 1817, brachte in den Aufsätzen des Herausg. immer die vollkommensten und besten Mitgaben. Sie ward durch ein „Athenäum", Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, ersetzt, die alle Polemik ausschloß und so sich wohl noch längere Dauer sicherte. Allgemeinen Beifalls erfreut sich die Wochenschrift: „Schilderungen von Kopenhagen", verlegt, herausgegeben und größtentheils auch geschrieben von Salomon Soldin, die 1804 begann und noch 1829 vielverbreitet fortdauerte, weil sie sich einen weitern Kreis der Beziehung gesteckt hatte, als ihr Titel verspricht. Diese Zeitschriften sind eine im Auslande noch nicht gekannte Fundgrube der Erheiterung und der gründlichsten Belehrung, da Männer von der tiefsten Einsicht ihnen vorsteuern.

Auch die Künste finden in den Dänen Talente; doch ist wohl das Land zu klein, um seine Erzeugnisse der Kunst verbrauchen zu können. Daher wandern die meisten Künstler aus. Wiedeveld, st. 1802, stiftete Vortreffliches in der bildenden Kunst. Sein Denkmal Friedrichs V. und seine Statue der Treue werden lange sein Andenken erhalten, und dauernde Vorwürfe für eine Zeitgenossenschaft bleiben, die einen Künstler seines Werths bis zum freiwilligen Tode aus Armuth vernachlässigte, während die Helferinnen des Luxus mehr hatten, als sie brauchten. Der Stolz seines Vaterlandes ist Albert Thorwaldsen, seit 1826

Präsident der röm. Akademie der schönen Künste St.-Lucas, einer der berühmtesten Bildhauer unserer Zeit, geb. um 1772 in Kopenhagen, lebt seit vielen Jahren in Rom. Mit Canova wetteifernd, wird er für die Heldengestalten, sowie für die Bestimmtheit und Hoheit der Formen von Vielen als noch größerer Meister anerkannt. Seine vorzüglichsten Werke sind: die kolossale Statue des Jason, den von Canova gepriesenen Adonis, mehre andre Götterstatuen, sein Basrelief: Achilles, welcher abgewendet sitzend mit unterdrücktem Zorn es dulden muß, daß Agamemnons Herolde die zögernde Briseis wegführen, welche Patroklus ihnen übergibt (kann neben den schönsten antiken Basreliefs stehen), mehre Reliefs aus der heiligen Geschichte, Medaillons, seine 3 Grazien, mehre sinnig gedachte und herrlich ausgeführte Basreliefs, mythologische Gegenstände vorstellend, die Candelabern aus dem Zeus-Tempel zu Athen nach Pausanias's Beschreibung, die Reiterstatue Poniatowski's in Warschau, das Grabmonument Pius's VII. und die Büste Consalvi's, das Grabdenkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg zu München (1830). Unter Thorwaldsen's Augen bildete sich Freund, ein junger Bildhauer und Medailleur, dessen vielversprechende Versuche schon in Rom Beifall gefunden haben. Lahde gab Thorwaldsen's Werke in Umrissen, als Zeichnenübungen, begleitet mit poetischen Erklärungen von Oehlenschläger, 1813, die sich unter der Menge von Anleitungen zum Zeichnen vorzüglich bemerkbar machen. Das Ausland weiß, was Lund und Dahl, ein Norweger, als Künstler im Fache der Malerei bedeuten. Letzterer, geb. 1788, Professor der dresdner Akademie, berühmt als Landschaftsmaler, ist ein Sohn der rauhen nordischen Natur, welcher am Golf von Neapel und auf den Höhen Roms den reizenden Farbenton des Südens sich anzueignen strebte und den höhern Kunststyl sich ausbildete, der eine kühne und feurige Einbildungskraft und ein tiefes Gefühl für das Erhabene und Große beurkundet. Außerdem sind die Historienmaler Hoier und Eckardtsberg rühmlich bekannt. Ausgezeichnete Musiker hat Dänemark bis jetzt noch nicht hervorgebracht.

Danischmend (türk.), ein türkischer Geistlicher niedern Ranges, der in einer Moschee den Gottesdienst besorgt, auch Talisman.

Dankali (Plural Danakil), allgemeiner Name für Volksstämme am rothen Meere, in dem afrikanischen Lande Abyssinien. Ehedem gab es ein eigenes Reich dieses Namens, jetzt hat jeder Stamm sein eignes Oberhaupt; die vornehmsten Stämme heißen Dumhoeta (herrscht von Beloul bis Arena, stellt 1000 Krieger), Taiemela und Hadarem, jeder mit 200 Kriegern, u. a. m. Alle reden eine Sprache, nomadisiren, sind Muhammedaner, sehr arm, rauchen, kauen und schnupfen Taback, essen Mais, Hühnerfleisch, kleiden sich in ein baumwollenes Zeuchstück, wie ein Mantel, die Frauenzimmer putzen ihre Hosen mit Kauri's, und haben alle häusliche Geschäfte.

Dank hieß im romantischen Mittelalter der Preis, welchen die siegenden Ritter in Turnieren, Dichter und Sänger in poetischen und musikalischen Wettkämpfen erhielten. Es waren bei diesen Feierlichkeiten immer Richter, Fürsten und andere hohe Personen zugegen. Der Dank, Preis, wurde nach der richterlichen Entscheidung durch junge Damen, durch Prinzessinnen oder Fräulein vertheilt. Der Dank, den die Ritter erhielten, bestand gewöhnlich in einer goldenen Kette, einem Wehrgehenk, einer Schärpe oder einem Schwert; die Dichter und Sänger erhielten

als Dank ein Kleid, eine goldene Blume, einen Lorberkranz oder einen silbernen Pokal.

Dankbarkeit (Moral), die Achtung einer Person, wegen einer oder mehrer aus reinen Triebfedern uns erwiesenen Wohlthaten. Sie ist eine sittliche Gesinnung und mithin Pflicht. Hieraus ergibt sich, daß Dankbarkeit nur von vernünftigen Wesen ausgeht und nur auf solche sich bezieht. Thiere können nicht dankbar seyn, wohl aber gegen ein Wesen, welches ihnen Gutes erzeigt, Zuneigung fühlen und äußern, und wir können die Thiere liebgewinnen und sollen sie den uns von ihnen geleisteten Diensten gemäß behandeln. Die Dankbarkeit spricht sich aus durch Wort und That. Ersteres geschieht durch Versicherung, daß man die reinen Triebfedern sowohl, als die Größe der Wohlthat anerkenne, Letzteres durch Gegendienste. Gegen eigennützige Wohlthäter verschwindet die Dankbarkeit, weil Eigennutz, als etwas Unsittliches, keine Achtung verdient, obgleich die Wohlthat immer schätzenswerth bleibt. Warum ist aber Undank der Welt Lohn? Oft bewirkt dieß Gedankenlosigkeit; aber auch darin liegt ein Grund, weil der Wohlthäter im sittlichen Range, hinsichtlich unserer gegenseitigen Pflichten höher steht, die Eigenliebe des Empfängers aber so etwas nicht gern anerkennt und also lieber die Triebfedern der Wohlthat verdächtig findet. Oft ist auch der Vorwurf ungegründet, indem für Dienste Dank gefordert wird, denen keine reine Triebfeder zum Grunde lag, was sich zuweilen hinreichend aus den Umständen erkennen läßt.

Danksagungsschreiben (Danksagungsbrief, Aesth.), Schreiben, durch das man Jemanden für einen Beweis seines Wohlwollens dankt, d. h. zu erkennen gibt, daß man sich darüber gefreut hat, ihn dafür liebe und sich zu Gegengefälligkeit verbunden erachte. Herzlichkeit ist die beste Eigenschaft eines Danksagungsschreiben, die, schreibt man an eine ältere, höhere Person, mit Ausdrücken der Achtung und Ehrfurcht verbunden sey; in keiner Art von Briefen würde Affectation unpassender seyn; auch zeige die nicht zu große Kürze, das Vermeiden, einen andern Gegenstand einzumischen, und ein sorgfältiges Aeußere den guten Willen des Dankenden.

Dannebrogorden, Danebrogorden, dänischer, wahrscheinlich vom König Waldemar II. im Jahr 1219 gestifteter Orden. Im 15. Jahrh. gerieth er ganz in Verfall und erst 1671 erneuerte ihn König Christian V. Die ihm da ertheilten Statuten galten bis 1808, wo König Friedrich VI. seine ganze Einrichtung abänderte. Diesen zufolge besteht er jetzt aus 4 Klassen, zu deren Besitz jeder Däne gelangen kann, und deren Zahl unbestimmt ist. Die 1ste Klasse heißt Großkommandeur, die 2te Großkreuz, die 3te Kommandeur, die 4te Ritter. Eine 5te Klasse bilden Die, welche das Ritterzeichen in Silber erhalten. Diese heißen Danebrogsmänner. Die Decoration dieses Ordens ist ein längliches Kreuz mit Königskronen in den Winkeln, das an einem weißen, roth eingefaßten Bande getragen wird. Das Wort Danebrog wird durch das altdeutsche Brog, Lappen, Tuch, erklärt und so auf die alte heilige dänische Reichsfahne gedeutet.

Dannenberg, Grafschaft im Königreich Hanover, die im Westen an das Lüneburgischen, im Norden an das Lauenburgische und Mecklenburgische, im Osten und Süden an preußische Gebiete grenzt, nach Absterben des Herzogs zu Zelle 1706 an Hanover fiel und nun ein Amt

im Herzogthum Lüneburg bildet, das ohne die Stadt 828 in Häusern 6110 Einwohnern enthält; Wenden, die jetzt deutsch sprechen, da man ihnen die Muttersprache verboten hat. Die Stadt Dannenberg, auf einem Hügel, an der schiffbaren Jetze, mit Mauern und 2 Thoren, hat 200 Häuser, 1450 Einw., eine Kirche, ein Hospital, Brauerei, Branntweinbrennerei, Tabacksfabriken, Korn-, Mehl-, Garn- und Leinwandhandel, Schifffahrt.

Dante (eigentlich Durante), I. Alighieri. Dieser älteste und größte unter den Dichtern der neuern ital. Poesie, dessen kühner Geist die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wissenschaften in Europa angebrochen war, wurde den 27. Mai 1265 zu Florenz geboren. Wie die Sagen der Vorzeit, ist seine Lebensgeschichte ungewiß und dunkel. Des Novellendichters Boccaccio's „Vita di Dante Alighieri", eine literarische Seltenheit, und einige Selbstgeständnisse des Dichters („Hölle" XV, 8 ff.) geben uns darüber folgende dürftige Nachrichten. Bestimmt als Krieger oder Staatsmann vielleicht an der Spitze einer Partei zu glänzen, erhielt der junge Dante die liberalste Erziehung, die man damals irgendwo in der Welt erhalten konnte. Sehr frühe empfing er Unterricht im Zeichnen und in der Musik, und lernte in seinem Knabenalter lateinisch lesen und schreiben. Obgleich er die griechische Sprache studirte, scheint er es darin doch nie zu hoher Vollkommenheit gebracht zu haben. Wir wissen nicht, ob Natur oder Lektüre die Phantasie des gelehrigen Knaben in eine voreilige Bewegung setzte. Aber es ist gewiß, daß er noch nicht 10 J. alt war, als er mit mehr als Knabeninteresse ein Mädchen von ungefähr gleichem Alter ansah, und dieses Mädchen die Muse wurde, die ihn zu seinen ersten Gedichten begeisterte und auch nachher, so lange er lebte und dichtete, die gefeierte Göttin seiner Gedanken und Versen blieb. Sie nannte sich Beatrice, oder mit ihrem gewöhnlichen Mädchennamen, Bice Portinari. Bei Gelegenheit eines Festes, das die Eltern nach florent. Sitte in den ersten Tagen des Mai's ihren Kindern gaben, sah der kleine Dante die schöne Bice zum ersten Male. Sie wirkte auf ihn, wie ein Engel des Lichts. In der Glorie eines Wesens, das nicht in die Reihe der Sterblichen gehört, prägte sich ihr Bild seinen Gedanken ein. Unter den glühenden Phantasien der Liebe setzte der schwärmerische Knabe mit unermüdetem Eifer die Studien fort. Brunetto Latini, Staatssekretär der florentinischen Republik, berühmt durch seine Bemühungen um die rhetorische Cultur seiner Mitbürger, erwarb sich als Dichter und Philosoph das Verdienst, dem poetischen Talente des jungen und geistvollen Dante die erste kunstgemäße Richtung zu geben und ihn zum Studium seiner Muttersprache anzufeuern. Die übrigen Lehrer hätten unserm nachherigen Dichter vielleicht mehr genutzt, wenn sie ihm ihre mysteriöse Weisheit verborgen gehalten hätten. Da aber damals ein Mann von Geist ohne scholastische Philosophie, ohne scholastische Theologie und Astrologie Nichts galt; so legte sich Dante mit großem Fleiße auf das Studium dieser Wissenschaften, deren Inbegriff die Gelehrsamkeit seiner Zeit war. Der fleißige Jüngling lag diesen Studien mit solchem Feuereifer ob, daß das liebliche Bild der schönen Beatrice seiner Phantasie nicht gefährlich wurde, ob er sich gleich zuweilen die Zeit nahm, es gelegentlich mit dem in üppiger Schönheit heranwachsenden Originale zu vergleichen. Er sagt uns wenigstens in dem merkwürdigen

Buche, das die Geschichte seines Herzens enthält („Vita nuova", deutsch von Friedr. v. Oeynhausen, Leipz. 1823), von Allem, was er von sei-tem 9. bis zu seinem 18. Jahre empfand und erlebte, als daß ihn der Gott der Liebe öfter antrieb, die Angebetete seines Herzens zu sehen, und daß er immer neue Vorzüge an ihr entdeckte. Um so wunderthätiger war der Eindruck, den die Geliebte zum zweiten Male auf ihn machte, als er sie mit den Augen des 18jährigen Jünglings als eine Jungfrau in dem vollen Blüthenthume ihrer Reize wiedersah. Er besang sie in Sonetten und Canzonen. Ihren Tod (1290) ertrug der Dichter mit großer Ergebung und erzählte in den melodisch schönsten Versen, wie der geliebte Theil seines Selbstes heimgegangen sey in die Thäler des ewigen Friedens. In die bürgerliche Welt eintretend, wählte er Gemma aus der florentin. Familie Donati zu seiner Gattin, mit welcher er mehre Kinder zeugte. Diese Ehe war nicht glücklich, und Gemma trennte sich von ihm. Wenn auch der Dichterkranz den Ehrgeiz Dante's ohne Zweifel mehr als die Bürgerkrone reizte, so entzog er sich doch dem Dienste seines Vaterlandes nicht. Zuerst trat der junge Mann unter's Heer. Schon vor dem Tode seiner Beatrice (1289) hatte er einem Feldzuge gegen die Aretiner beigewohnt; das Jahr darauf focht er in einem Treffen gegen die Pisaner. Die Bilder der Schlachten hatten für ihn wenig Reiz, und so taugte er besser als zum Militärstande, wo nicht zum Geschäftsmanne, doch zum rüstigen Wortführer einer politischen Partei. Welches Vertrauen man in ihn setzte, beweisen die Würden, zu denen seine Vaterstadt ihn in der ersten Reife des männlichen Alters erhob. Er ging als Gesandter seiner Republik nach Rom und an die Höfe verschiedener Monarchen. 1300 ward Dante unter die Prioren, welche das höchste Staatscollegium bildeten, aufgenommen; jedoch zu seinem Unglück. Er ward nämlich in die damaligen Streitigkeiten der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen), in welche die Guelfen sich theilten, verwickelt. Die Ersteren, als die Schwächeren, suchten Hülfe bei dem Papst Bonifaz VIII. Dieser beschloß, den sich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. v. Frankreich, Karl von Valois, nach Florenz zu schicken, um die dortigen Unruhen beizulegen. Dante widersetzte sich als Prior diesem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete, und als die Schwarzen durch Karls Ankunft siegten, traf ihn nebst den Häuptern der Bianchi 1302 das Loos der Verbannung; ja er ward sogar seiner Güter beraubt, weil er die ihm auferlegte Geldstrafe von 5000 Lire nicht bezahlen konnte, und (abwesend) zum Feuertode verdammt. Diese Vertreibung macht in der Geschichte seines Geistes eine merkwürdige Epoche. Die sanftern Gefühle, bis dahin fast der einzige Inhalt seiner Lieder, mußten sich nun mit den Gefühlen der Armuth, des erlittenen Unrechts und des glühenden Zorns gegen seine Feinde vereinigen. Ein unfreundlicher Ernst wurde nun ein Hauptzug in diesem Charakter, dem es Bedürfniß war, seinen stärksten Gefühlen in einer dichterischen Form Bestand zu geben. Er und seine Unglücksgefährten traten, wie Einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaisers, durch dessen Hülfe allein sie hoffen konnten, in ihr Vaterland wieder zurückzukehren. Beweise davon sind zahlreiche Stellen in seinem großen Gedichte, welche die bittersten Angriffe auf das

Oberhaupt der Kirche enthalten. Dante lebte zunächst einige Zeit zu Arezzo; erst als 1304 der Bianchi Versuch, ihre Rückkehr nach Florenz zu erzwingen, fehlgeschlagen war, verließ er Toscana und nahm seine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona, der sich durch die ausgezeichnete Unterstützung, welche Talent und Verdienst bei ihm fanden, unter seinen Zeitgenossen den Namen des Großen erworben hatte. Aber Dante's Gemüth, in steter Unruhe und Erwartung seiner Zurückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, seinen Unmuth und seine Bitterkeit selbst vor seinen Wohlthätern nicht verbergen, und darin scheint der Grund zu liegen, daß er nirgends eine bleibende Stätte fand. Daher scheinen über die Ehre, daß die „Divina commedia" in ihren Mauern entstanden sey, mehre Städte Italiens streiten zu können. Außer Padua und Bologna besuchte er noch verschiedene andre italienische Städte, auch Paris, wo er in seiner Jugend schon als Studirender gewesen war und jetzt mehrmals mit Ruhm unter den scholastischen Disputanten auftrat. Noch einmal schöpfte der herumirrende Dante Hoffnung, in seine Vaterstadt und seine Rechte wieder eingesetzt zu werden, als Kaiser Heinrich VII. nach Italien kam. Er schrieb daher ein Werk über die Monarchie („De monarchia", Basel 1559, und im 4. Bde. der venetian. Ausgabe seiner Werke) zu Gunsten der Kaiserherrschaft. Doch erreichte er seine Absicht nicht. Von 1313 an lebte Dante zu Ravenna bei dem Musenfreunde Guido Novello da Palenta, Herrn dieser Stadt, bis an seinen Tod (14. Sept. 1321) und ward in der Minoritenkirche begraben, wo ihm der venetian. Patricier, Bernardo Bembo, Vater des bekannten Cardinals, 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger ausgestoßen und verfolgt hatten, beeiferten sich jetzt, ihr Unrecht zu sühnen, indem sie seinem Andenken die Verehrung erwiesen, die sie ihm selbst versagt hatten. Sie stellten sein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf, forderten, wiewohl vergeblich, seine Asche von den Ravennaten, und besoldeten einen Gelehrten, um öffentlich Vorlesungen über sein Gedicht zu halten. Boccaccio schilderte ihn in seinem „Vita di Dante" als einen Mann von ernstem, aber sanftem und leutseligem Charakter; ganz anders dagegen Giovanni Villani. Von 6 Kindern, die Dante hinterließ, haben seine beiden ältesten Söhne, Pietro und Jacopo, sich als Gelehrte bekanntgemacht und u. A. einen Commentar über die „Divina commedia" ihres Vaters geschrieben, welcher jedoch nicht ans Licht getreten ist. Dante's lyrische Jünglingsgedichte sind als ein Theil des wirklichen Lebens des Dichters anzusehen. Die Poesie darin ist wahrhafte Beredtsamkeit. In ihr findet der Mensch den Menschen. Eine Poesie aus ganzer Seele, nicht bloß aus Geschmack, zeichnet sie besonders aus. Selbst da, wo in diesen Gedichten die Energie des Ausdrucks fast in Abenteuerlichkeit übergeht, bemerkt man doch schon kühne Originalzüge, die den Sänger der „Divina commedia" ankündigen. Seine Canzonen übertreffen seine Sonette. In allen entdeckt man einen kräftigen Verstand, einen festen Takt der Phantasie, überall das Gepräge eines Geistes, der seines Stoffes mächtig ist. Aber alle diese Gedichte werden verdunkelt, durch die „Divina commedia", welche Dante'n den Ruhm der Unsterblichkeit sichert. Dieses große Gedicht, welches seit 1472 gegen 60 Ausgaben erlebt und eine Menge von Commentatoren gehabt hat, umfaßt gewissermaßen das All der Welt, und ist, wie dieses, unendlich und unergründlich. Dante's

rnstes Gemüth, genährt von dem Geiste der Alten, von Aristoteles
i die Tiefen der Scholastik eingeweiht, durchdrungen von dem reinsten
feuer der Liebe, sang in frommer Begeisterung, wie das Irdische, ge-
äutert durch Christenthum, in den ewigen Urquell alles Geschaffenen
urückkehrt. In 3 Theilen ruht das ganze Gedicht: der Hölle, dem
egefeuer und dem Paradies, von denen man richtig den ersten plastisch,
en zweiten malerisch und den dritten musikalisch genannt hat. Denn
ie in der Hölle alle Gestalten mit unerschöpflicher, selbst das Aeußere
icht scheuender Kühnheit ausgebildet und gerundet sind, sodaß nur des
ichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht, so schließt sich im
egefeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradiese Alles im reinen
ichte strahlt. An das Irdische hingegeben, ja angebannt, der Erd-
olle sich nicht entwindend, liegt die menschliche Natur in dem ersten;
r freier Trieb und ihre Schöpferkraft erschüttert eine Welt im zweiten,
nd im dritten Theile genießt sie der ruhigen Vollendung, wie die Ho-
erischen Götter im Olymp. Meinhardt („Versuche über den Cha-
akter der ital. Dichter", 1. Bd.), Schlegel (in den „Horen" von
chiller) und Bouterwek („Gesch. der schönen Wissensch.", Bd. 1, S.
il fg.), welcher Letztere mit einer gewissen eigensinnigen Parteilichkeit
egen das Gedicht eingenommen ist, indem er auf höchst prosaische Weise
ur seine Seltsamkeit hervorhebt, haben fortschreitende Inhaltsanzeigen
es Ganzen geliefert. Die Benennung „Commedia" gründet sich auf
ine Vorstellung Dante's von den Formen der Wohlredenheit, die ihm,
ie er in seinem, zuerst wahrscheinlich lateinisch geschriebenen Werke:
De vulgare eloquentia", angibt, tragisch, komisch und elegisch war,
odaß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt
ber grausend und schrecklich wird; was ihm Komödie hieß, von einem
auben Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortschreitet. Diesem an-
emessen sollte auch der Styl seyn, und seine Umbildung der Sprache
ochte mithin, wie die Führung des Stoffs, diese Benennung veran-
assen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man sie gegen eine
Stelle im Paradiese hält, wo er das Gedicht ein heiliges nennt, an
elches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort divina
ber wurde später von Andern hinzugefügt; in den ältesten Ausgaben
ird der Dichter selbst mit dem Beiworte „il divino" oder „il teologo"
elegt. Unwürdig scheint es uns übrigens, in Dante's äußerer Lage die
rste Veranlassung zu diesem Gedichte aufzusuchen. Beiläufig ist hier auch
ie schon von Bottari (1753) vertheidigte Behauptung zu erwähnen, daß
ante bei s. Werke die Vision Alberico's, eines Mönchs, der in der
rsten Hälfte des 12. Jahrh. im Kloster Monte Casino in Neapel lebte,
enutzt habe. Solcher Visionen gab es seit der frühesten Zeit des
hristenthums sehr viele, die sich alle sehr ähnlich waren, wie denn
Matthäus Paris in seiner Geschichte von England (beim J. 1196) der
ision eines engl. Mönchs erwähnt, welche mit Dante's Dichtung noch weit
ehr zusammentrifft als Alberico's Vision, die Cancellieri („Osservazioni
torno alla questione sopra la originalia della divina Commedia di
ante") 1814 zu Rom mit Anmerk. abdrucken ließ; ferner auch die Vi-
on des Ritters Tundali aus Irland, welche ebenfalls in erste die Hälfte
es 12. Jahrh. fällt. Es ist daher wohl möglich, daß Dante hier oder
a einen Gedanken oder ein Bild aus jenen Visionen entlehnt habe, ohne
aß ihm dieß zum Vorwurf gemacht werden dürfte, da ja die Erinne-

rungen großer Geister nur Funken sind, die mächtige Flammen erzeugen. Wohl kein Dichter trägt das Gepräge seiner Zeit so sichtbar an sich und steht zugleich so hoch über ihr, als Dante. Mit Recht betrachten ihn die Italiener als den Schöpfer ihrer poetischen Sprache und Vater ihrer Poesie; denn, von seinem bildenden Geiste behandelt, gewann jene zuerst eine reinere und würdigere Gestalt. Die Terzine erscheint zuerst bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weßhalb man ihn irrigerweise sogar für den Erfinder derselben angesehen hat. — Aufmerksamkeit verdienen auch seine prosaische Schriften. Derselbe, mit dem die Geschichte der neuern Poesie anfängt, ist der Erste unter den neuern Schriftstellern, dessen Prosa den Rückweg von der scholastischen Geschwätzigkeit zur classischen Beredtsamkeit des Alterthums gebahnt hat. Seine italienische Prosa nähert sich ebenso sichtbar der classisch-römischen, als seine Poesie durchaus neu ist. Das „Neue Leben" hat als Dokument der Liebe an psychologischem Werthe für den Menschenkenner wenig seines gleichen. Sehen wir es mit dem kalten Auge des Rhetorikers an, so ist es ein jugendlich-natürliches und romantisch-reizendes, aber nicht weniger als musterhaftes Gemisch von dichterischem und prosaischem Styl. Bis zu welcher Höhe Dante's rhetorischer Geschmack mit seinen Talenten reichte, sieht man aus seinem „Gastmahl"; ein Werk in trefflicher Prosa, werth, neben den besseren Schriften des Alterthums zu stehen. Es ist der Form nach nur eine Chrestomathie, ein Commentar über einige seiner vorzüglichsten Canzonen. Klarheit und Präcision ist die Schönheit, nach der er vorzüglich strebt und die er fast immer erreicht. Wo er raisonnirt, spricht er fast, wie Aristoteles. Wo sein Gefühl lebhaft wird, sieht man, daß er auch die Bücher des Cicero, die er einige Mal anführt, nicht umsonst gelesen hatte. Wären nicht mehre Wörter und Formen seines Ausdrucks veraltet, so würden die Italiener noch jetzt ihre erschlaffte Prosa nach keinem besseren Nationalmuster veredeln können, als nach dem „Gastmahle" Dante's. Von diesem „Werke" besorgte 1826 der Marchese Trivulzio in Mailand eine neue Ausgabe. Er erwarb sich zuletzt noch um die Literatur seiner Nation das Verdienst, auch als Grammatiker und Rhetoriker der Wegweiser glücklicherer Nachfolger zu werden. Sein Buch „De vulgare eloquentia" schrieb er in seinem reifen Alter, später noch als das „Gastmahl". Was es von grammatikalischen Bemerkungen enthält, ist von dauerndem Werthe. Der kritische Theil seines Inhalts aber ist nur als der Anfang einer Bemühung merkwürdig, die noch lange fortgesetzt werden mußte, ehe sie ästhetischen Nutzen bringen konnte. Die besten Ausg. der „Divina commedia" sind von Lombardt (Rom 1791, in 3 Bdn., 4.), und die mailändische von 1804, 3. Bde. Von ersterer erschien 1815—17 eine 2. sehr verm. Ausg. in 4 Bdn. zu Rom bei Romano de Romanis, worin Alberico's Vision gleichfalls abgedruckt ist. 1821 gab Luigi Fantoni die „Divina commedia", angeblich nach einer von Boccaccio verfertigten Handschrift, heraus. Ein ital. Sprachlehrer zu Paris, B. Bagioli, gab 1818 fg. die „Divina commedia" nach der Crusca heraus, nebst einem guten Commentar (3 Thle.). Dante's sämmtliche Werke sind erschienen, Venedig bei Zatta, 1757—58, 5 Bde., 4 K. K. Kannegießer hat eine Uebers. und Erklärung der göttlichen Komödie, in 3 Bdn. (Leipzig 1814—20), geliefert, welche er zum zweiten Male bearbeitet, 1825 herausgab. Streckfuß fing seine Uebersetzung seit 1824

n herauszugeben. Früher hatte A. W. Schlegel am angef. Orte roben einer metrischen Uebersetzung geliefert, und lange vor ihm Ba- jenschwanz eine vollständ. Uebersetzung in Prosa. Zu den gründlichsten euern Forschungen über Dante gehören die Aufsätze des D. Witte im „Hermes" und in den „Schles. Provinzialblättern" 1825. 1826 erschien ine deutsche Uebersetzung sämmtl. kleinern Gedichte Dante's von Karl udw. Kannegießer, Wilhelm von Lüdemann und Karl Witte (Leipz.), egleitet von einem Commentar — II. Dante, da Majano, gebürtig us Majano in Toscana, war ein Zeitgenosse von Dante Alighieri nd flößte durch seine Gedichte einer jungen Sicilianerin, Namens Nina, solche Leidenschaft ein, daß sie sich Nina di Dante nennen ließ. Seine Gedichte befinden sich in einer Sammlung, die zu Florenz 1527 . d. T.: „Sonetti e Canzoni di diversi antichi autori Toscani in X ibri", erschienen. — III. Peter Vincenz Dante, gebürtig aus Perugia von der Familie Rainaldi, glaubte durch Annahme des Na- nens Dante ein berühmter Dichter zu werden, erhielt auch bedeutenden Ruhm, zeichnete sich aber dabei auch als Mathematiker und Baumeister us, erfand mehre Maschinen; schrieb einen „Commentar über die Sphäre von Sacrobosco" (Perugia 1544) und starb 1512. — IV. Giambattista Dante, berühmter Mathematiker des 15. Jahrh. aus Perugia; erhielt den Beinamen des neuen Dädalus, weil er sich Flü- el verfertigte, mit denen er ziemlich hoch über den trasimenischen See log, hatte aber das Unglück, als er bei einem öffentlichen Feste dem Volke das Schauspiel wiederholen wollte, aus der Luft auf eine Kirche u fallen und das Bein zu brechen. Nach seiner Wiederherstellung lehrte r Mathematik zu Venedig und starb daselbst 40 Jahr alt.

Danton (Georg Jakob), einer der bedeutendsten Revolutionsmänner Frankreichs, geb. zu Arcis-sur-Aube 1759, studirte die Rechte zu Paris nd wurde 1788 unter die Zahl der Advokaten beim königl. Gerichte ufgenommen. Die eintretende Revolution bot Danton Gelegenheit, von er Kühnheit und der feurigen Einbildungskraft, die ihm die Natur ver- iehen, Gebrauch zu machen. Sein kräftiger Vortrag, die riesenhaften Bilder, die er gebrauchte, die Energie, die er auch in die geringsten Züge einer Rede legte, verschafften ihm bald einen großen Einfluß in den Versammlungen der Distrikte. Er war es, der den berüchtigten Clubs er Cordeliers stiftete, wo Marat jeden Tag sich einfand. Danton wollte ine Revolution, aber er hatte durchaus keinen fest bestimmten Plan. Geheime Verbindungen mit dem Herzoge von Orleans ließen über ihn muthmaßen, als sey er diesem ergeben. Man stellte ihn Ludwig XVI. ls einen gefährlichen Menschen dar, und der General Lafayette erhielt ald Befehl, ihn in Haft nehmen zu lassen. Von diesem Augenblick an war Danton ein erklärter Feind des Hofes. Wäre Ludwig XVI. ut berathen gewesen, so hätte er sich Dantons Lunge erkauft, wie er ie Rednerkunst des Mirabeau gekauft hatte. Der Erste hätte dann die Sansculotten regiert und der Andere die Philosophen und Geschäfts- männer. Danton verband sich nacheinander mit Mirabeau, Marat, Legendre und Robespierre. Marat nannte ihn seinen Bellerhund. 1790 verlangte er von der Nationalversammlung im Namen der 48 Sektio- nen von Paris, die Minister des Königs in Anklagestand zu versetzen, weil sie das Zutrauen der Nation verloren hätten. Im Febr. 1791 wurde er zum Mitglied des Departements von Paris erwählt. Nach

der Gefangennehmung Ludwigs XVI. ordnete er die Versammlung auf dem Marsfelde an, wo man die Absetzung des Königs verlangte. In der Folge schlug er den Jakobinern vor, die Reichen die Staatsschulden bezahlen zu lassen und im Weigerungsfalle strenge Maßregeln zu ergreifen. Zum Wähler im Juli 1791 ernannt, wurde der Befehl abermals gegeben, ihn selbst in Mitten der Wahlherren zu verhaften. Diese Verfolgungen gaben ihm indessen die höchste Wichtigkeit und machten ihn zum Oberhaupte einer Partei. Er wurde nämlich zum Vertreter der Gemeine von Paris ernannt. Seine Macht in der Hauptstadt wuchs 1792 noch mehr. Danton wiederholte oft, man müsse die Revolution sansculottisiren, damit die Patrioten Vortheil davon hätten. Auf den Vorwurf, den man ihm wegen seiner geheimen Verbindung mit Orleans machte, antwortete er: „Wir haben keinen Heller; wenn wir sein Geld verschlungen haben, dann entledigen wir uns seiner.“ Der Clubb der Cordeliers betrachtete Danton als den einzig fähigen Mann, revolutionäre Bewegungen zu leiten. Auch war es in seinem Cabinette, wo der Plan zum Tage des 20. Juni gegen den Hof, wie auch der zum 10. Aug., gefaßt und beschlossen wurde. Den 8. erschien er vor den Schranken der National-Versammlung, um ihr anzudeuten, daß, wenn sie nicht die Absetzung des Königs ausspräche, der Clubb der Cordeliers in Masse aufstehen und gegen die Gesetzgebung ziehen werde. Diese Worte, mit der Stimme eines Stentor gesprochen, erschreckte die Mitglieder dieser Versammlung, die meist aus Advokaten und sonstigen Geschäftsmännern, ohne Charakter und Kraft, zusammengesetzt war. Als am 10. August die Entthronung Ludwigs XVI. ausgesprochen war, wurde Danton Mitglied vom provisorischen Vollziehungs-Rath. Er erhielt das Departement der Justiz. Als der Einmarsch der Preußen in die Champagne Bestürzung in der Hauptstadt verbreitete, versammelten sich die Minister, eine Menge der vornehmsten Deputirten und selbst Robespierre bei Danton, um über die Mittel zu berathschlagen, einem feindlichen Einfall zu steuern. Das Resultat dieser Versammlung war, daß Danton am andern Tage vor die Schranken der National-Versammlung trat, daselbst eine sehr lakonische Rede hielt, die mit den Worten schloß: „Repräsentanten! das Vaterland ist in Gefahr! Um aus dieser Krise herauszukommen, brauchen wir Kühnheit, abermals Kühnheit und noch einmal Kühnheit.“ — Mit hohem Enthusiasmus wurde ihm Beifall zugeklascht. Von diesem Augenblicke an bemächtigte er sich, so zu sagen, jeder Gewalt und befahl die Vertheidigungs-Maßregeln. Danton war der Einzige, der sich der Versetzung der National-Versammlung über die Loire widersetzte. Er entwickelte bei dieser Gelegenheit eine ungemeine Energie. Diese verzieh ihm Robespierre nie; und ihr gegenseitiger Haß datirt sich von dieser Stunde. Zur Schande für Dantons Andenken, fallen die Ermordung der Gefangenen zu Orleans, zu Versailles, und die Tage des 2. und 3. Sept., in seine Verwaltung des Ministeriums der Justiz. In der Folge wurde er zum Deputirten des Departements von Paris an den Convent erwählt. Auch war er es, der den Weibern, die pünktlich an jedem Tage den Sitzungen des Jakobiner-Clubbs beiwohnten, täglich 40 Sous auszahlen ließ. In der Folge griff Marat den Danton über seine Operationen in Belgien an, und Barbaroux beschuldigte ihn, die öffentlichen Gelder dort verschwendet zu haben. Inzwischen nahm der Kampf zwischen der Gironde und dem Berg eine stets

rnstere Gestalt an. — Danton wurde beschuldigt, er strebe nach der Diktatur. Seine Parteigänger hielten es nämlich für rathsam, daß ein olcher Mann für einige Zeit mit der höchsten Würde bekleidet würde; llein Danton war nicht mit dem Genie begabt, das die Begebenheiten rschaffen und erhalten kann. Er schalt über das Fest der Vernunft, nd verfolgte die Hebertisten. — Um Hebert und Chaumette aufs Blutgerüst zu bringen, näherten sich Robespierre und Danton für kurze Zeit. Aber ihre Vereinigung war nicht von langer Dauer. Robespierre ergaß ihm nicht, daß er bei mehren Gelegenheiten einen entschiedenen Einfluß gehabt hatte. Als Danton wieder angeklagt war, als habe er ristokratische Absichten, donnerte er bei seiner Vertheidigung heftig gegen die ewigen Zwistigkeiten, und Robespierre, der seine Maßregeln noch nicht gehörig genommen hatte, sprach ihn frei. Nach Heberts Tod verwandelte sich der Haß zwischen Robespierre und Danton n einen offenen Krieg. Danton ging jetzt in 14 Tagen nicht in die Sitzung des Convents. Dieß flößte Robespierre'n Verdacht ein. Seine Freunde machten ihm bemerklich, daß er Vorsichts-Maßregeln ergreifen müsse; daß, wenn er nicht schnelle Mittel habe, seinen Gegner zu vernichten, er sein Opfer werden würde! — Man suchte sie zu versöhnen nd brachte es so weit, daß sie zusammen speisten. „Es ist gerecht", agte Danton zu seinem Gegner, „die Royalisten zu unterdrücken; aber ir dürfen bei unserm Ritterworte nicht den Schuldigen mit dem Unschuldigen vermengen, und müssen unsre Macht dabei beschränken, nur olche Schläge zu thun, die der Republik nützlich sind". — Robespierre og die Augenbraunen zusammen und erwiederte: „Wer hat Ihnen geagt, daß man einen Unschuldigen zum Tode gesandt"? — Von diesem lugenblicke an war alle Hoffnung zur Versöhnung verschwunden. Danon sagte im Herausgehen: „Wir müssen uns zeigen, es ist keine Zeit u verlieren". Allein sein Gegner hatte schon Alles berechnet. Saintust, Mitglied des Ausschusses der öffentlichen Wohlfahrt, der rechte Arm Robespierre's, setzte einen Bericht gegen Danton auf, welcher nun in er Nacht des 31. März 1794 verhaftet wurde. Im Luxemburg eingeerkert, zwang er sich zu einer übertriebenen Lustigkeit und gestand seinem Unglücksgefährten, dem Deputirten Lacroix, er sey insgeheim von seiner Irretirung unterrichtet gewesen, habe aber dieser Nachricht keinen Glauen geschenkt. Aber in die Conciergerie gebracht, wurde er finster und ild und schien sich zu schämen, von Robespierre sich überlistet zu sehen. In seinem Verhöre antwortete er mit Mäßigung: „Ich bin Danton, ekannt genug in der Revolution". In den Verhandlungen über seinen Proceß schlugen die Richter Alles nieder, was zu seiner Vertheidigung iente. Er wurde den 25. August zum Tode verurtheilt, schuldig, daß r die Königswürde zurückführen wolle. Er bestieg den Unglückskarren nit Muth, hielt den Kopf hoch in die Höhe und sein Blick war voll Stolz. Er schien in dieser Stellung der Menge zu gebieten, die ihn umjab. Allein unter dem Schaffotte verlor er seine Haltung und ward von Empfindsamkeit ergriffen. Er wendete sich zu seiner Familie und ief erschüttert aus: „O meine Gattin! meine Einziggeliebte! o meine Kinder! ich sehe euch dann nie wieder"? — Schnell aber unterbrach er ich selbst, mit Strenge sprechend: „Danton! keine Schwäche"! und — ugenblicklich bestieg er das Gerüste. Danton war von Natur nicht rausam und böse; er hatte zwei Frauen gehabt, die beide glücklich durch

ihn waren. Seine Kinder liebte er zärtlich. Seine häuslichen Sitten waren sanft; vielen Menschen hatte er genutzt und Dienste geleistet während der Revolution, ohne Rücksicht auf ihre Meinungen. Allein Danton handelte, trotz seines Genies, ohne Plan. Er berechnete oft das Resultat nicht, das aus seinen ungeheuern Ideen hervorgehen mußte. Er betrieb die wichtigsten Gegenstände scherzhaft und bediente sich oft indecenter, ja sogar schmutziger Ausdrücke, welches Robespierre sehr mißfiel, der äußerlich mit Scheinheiligkeit prangte.

Danus (Danavas, Danawas), in der ind. Myth., ein Geschlecht böser Dämonen, von Danu entsprossen, führten Krieg mit Indra und waren oft Sieger; einmal aber wurde Indra's Reich durch Wischnu als Mensch-Löwe, das andere Mal durch den Raja Duschmanta befreiet.

Danville, Hauptort der Grafschaft Pittsylvanien (Virginien in Nordamerika), 1500 Einw., ausgebreiteter Handel. — 2) Marktflecken im nordamerik. Staat Kentucky, am Dicks, 1400 Einw., Collegium, Bank, Baumwollweberei, Hanf- und Sägemühlen.

Danwantari, in der ind. Myth., ein alter Weiser und großer Arzt, daher Gott der Heilkunde. Als der Amrita bereitet wurde, stieg er in menschlicher Gestalt aus dem Milchmeere herauf, mit einem Gefäße voll Amrita. Man hält ihn für eine Verwandlung des Wischnu, baut ihm aber keine eigenen Pagoden, sondern stellt sein Bild in die des Wischnu, in der Gestalt eines alten, lesenden Weisen.

Danzig, I. Regierungsbezirk in der Provinz Westpreußen, zwischen der Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg und Pommern; 150⅘ Q.M. groß, mit 330.000 Einw. Der Boden besteht aus einer ausgedehnten Fläche, nur von geringen Hügeln unterbrochen und zum Theil mit großen Waldungen und Sandgegenden, aber auch mit fetten Marschstrichen längs der Weichsel, besonders in dem marienburger und danziger Werder, wo man die reichsten Getreidefelder, die fettesten Wiesen sieht, die eine bedeutende Rindviehzucht veranlassen. Diese Marschen sind trefflich angebaut und mit wohlhabenden Dörfern und Bauerhöfen bedeckt; auch die Pferdezucht und der Obstbau ist daselbst ansehnlich; bewässert, außer der Weichsel, von vielen andern kleinen Flüssen und Seen. — II. Danzig (36° 18′ 17″ L., 54° 20′ 48″ N. B.), Hauptstadt des Regierungsbezirks und der Provinz Westpreußen, die erste Handelsstadt und die größte und stärkste Festung in ganz Preußen, hat eine höchst anmuthige Lage in einer schönen Gegend am linken Ufer der Weichsel, welche an der Nordostseite vorbeifließt und eine Meile weiter nördlich in die Ostsee fällt, und an der Motlau und Radaune, welche durch die Stadt in die Weichsel fließen. Danzig besteht aus der Alt- und Neustadt, welche durch die Motlau geschieden sind, aus der Speicher-Insel zwischen zwei Armen der Motlau und aus ansehnlichen Vorstädten an den Bergen auf der Westseite. Jene drei Theile der Stadt sind enge, doch nicht unregelmäßig und nach den vielen Zerstörungen, welche sie 1806—15 erlitten, größtentheils neu gebaut. Sie sind zunächst von dem alten hohen Hauptwall mit 19 Bollwerken, einem breiten und tiefen nassen Graben, bedecktem Wege und Glacis eingeschlossen. Ein zweiter Wassergraben zieht sich nördlich, östlich und südlich am Fuße des Glacis entlang und an diesen Seiten sind die Werke mit Brüchen umgeben, welche gegen die Weichsel sehr morastig sind, so daß von dieser Seite jede Annäherung sehr schwierig ist. Auf der West-

rite treten ansehnliche Höhen nahe an die Stadt und decken sie durch
arke selbstständige Werke. Das größte und stärkste Werk liegt auf dem
)agelsberge, steht durch einen unterirdischen Gang mit der Stadt in
Verbindung und ist mit mehr als 300 Kanonen besetzt. Weiter südlich
st der befestigte Bischofsberg und weiter nördlich der befestigte Ziganka-
erg. Von der Nordseite der Stadt zieht sich eine Reihe von Werken
ängs der Weichsel bis an ihre Mündung, wo sie mit den Batterien
m Kanal Neufahrwasser endigen. Dieser Kanal, der Hafen von Dan-
ig, ist 3000 Fuß lang, 80 Fuß breit und deßhalb angelegt, weil die
Mündung der alten Weichsel versandet ist. Vor diesem Kanal und Ha-
en ist die große Rhede von Danzig und an der linken Seite desselben
iegt der Flecken Neufahrwasser. Gegenüber an der rechten Seite der
Weichselmündung liegt die kleine regelmäßig befestigte Stadt Weichsel-
ünde, welche die Rhede und den Kanal Neufahrwasser beherrscht. Von
ier können bei großem Wasser die Seeschiffe bis in Danzig hineinfahren.
)anzig hat mit den Vorstädten 5172 Häuser, worin 54.500 Menschen
eben. Merkwürdig sind: das Rathhaus, Junkerhof, 2 Zeughäuser,
as Lazareth, die Kaufmannsbörse oder der Artushof, die Speicher oder
roßen Korn- und Waarenmagazine auf der Mottlau-Insel, welche durch
inige Brücken mit der Stadt vereinigt ist, ein schöner öffentlicher
Spaziergang; 21 Kirchen, worunter 5 dem katholischen, die übrigen
em evangelischen Gottesdienst geweiht sind; in der Oberpfarrkirche zu
St.-Marien das jüngste Gericht von van Eyk; ferner die Synagoge
er 2150 Seelen starken israelitischen Gemeine; das akademische Gym-
asium mit einer öffentlichen Bibliothek von 30.000 Bänden, das Schul-
ehrerseminar, mehre lateinische, deutsche, Bürger- und Armenschulen, die
önigl. Schifffahrtsschule, Kunst- und Zeichnenschule, die naturforschende
Gesellschaft (welche am 2. Jan. 1832 ihren Stiftungstag zum 90. Male
eierte, auch Denkschriften herausgibt) mit einer Sternwarte, die physika-
ische Gesellschaft, das Naturalienkabinet, das Schauspielhaus, viele und
ute Wohlthätigkeitsanstalten. Danzig ist der Sitz des Oberpräsidenten
er Provinz Westpreußen, der Regierung des danziger Bezirks, des
ommerz- und Admiralitätskollegiums, eines Handelsgerichts u. s. w.
Die nicht unbedeutenden Manufakturen u. Fabriken liefern goldne und sil-
erne Borden, Tuch, Wollenzeuch, Korduan, Zucker, Vitriol, Waid,
Waidasche, Branntwein und Liqueure, Pottasche, Salpeter, Strümpfe,
)üte, Handschuhe, Leinwand, Barchent, Korke, Seife, Stärke, Töpfe,
Gold-, Silber- und Stahlwaaren, Siegellack, Nähnadeln ꝛc.; Färbereien,
Schiffswerfte ꝛc. Auf diese Fabrikate gründet sich zum Theil auch
er starke Handel, sowie auch der größte Theil des polnischen Handels
urch Danzig geht. Die Hauptausfuhrwaaren sind: Getreide (besonders
ach England und Holland), Holz, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg,
Wachs, Honig, Waid- und Pottasche, Flachs, Branntwein, Bier, Schwein-
orsten, Federn, Bernstein ꝛc., und die Einfuhr besteht größtentheils in
Spezereien, womit Danzig Preußen und Polen versieht. Der Dominik-
arkt fängt den 5. August an, und währt für Einheimische 4 Wochen,
ür Fremde nur 5 Tage. Jährlich laufen im Durchschnitt 750 Seeschiffe
in und aus. Die Stadt hat über 80 Seeschiffe mit 150 Schiffern und
n 700 Matrosen, auch 130 Stromfahrzeuge. Danzig ist der Geburtsort
es Astronomen Joh. Hevel (st. 1687), des Geschichtschreibers J. W. von
rchenholz (st. 1813) ꝛc. In der Nähe das ehemal. Kloster Oliva (s. d.).

— Der Name der Stadt kommt schon im 10. Jahrh., Gedance (Gadansk) geschrieben, vor. Lange wechselte sie mit dem Lande, in welchem sie liegt, die Besitzer. 1185 soll es Herzog Suluslaw von Pommern mit Mauern umgeben haben. 1221 eroberte es König Waldemar II. von Dänemark, behielt es bis um 1225, wo es Suantopulk III. von Pommern einnahm. 1271 versetzte es dessen Sohn Wratislaus an seinen Schwager Konrad von Brandenburg. 1272 eroberten es die Polen und behielten es, bis es Mistowin, Herzog in Pommern, und Wratislaus Bruder wieder zurück eroberten. 1300 kam Danzig wieder in die Hände des Markgrafen von Brandenburg, doch im Jahr 1310 unter die Herrschaft des deutschen Ordens. Die Thätigkeit der Einwohner stellte den durch öftere Kriege verminderten Wohlstand bald wieder her und gab der Bürgerschaft ein Kraftgefühl, sodaß sich Danzig 1454 für unabhängig vom deutschen Orden erklärte und von der Republik Polen bald als selbstständig anerkannt wurde. Ihr schöner Hafen und ihre vortheilhafte Lage verschafften ihr großen Einfluß auf den Land- und Seehandel; sie war daher ein bedeutendes Mitglied der alten Hansa und hieß die Kornkammer des Nordens. Die Stadt hatte ein eignes Gesetzbuch, welches die danziger Willkür hieß, und erwarb sich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräsentirte ein Mitglied des Stadtraths, das wechselte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt schlug ihre eigne Münze mit des Königs von Polen Bildnisse, hielt in Warschau ihren Secretair, hatte das Recht, die Todesurtheile selbst zu unterzeichnen, eigene Besatzung zu halten, Zollfreiheit, konnte eigne Hülfsgelder auf ihre Waaren legen und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Abgeordnete. Ihr Gebiet enthielt 33 sehr wohlhabende Dörfer und die danziger Höhe, eine sandige Erdzunge mit dem Städtchen Hela, die den Meerbusen, das Pauzkerwieck, bildet. Alles Dieß, sowie ihre starke Fortification gab ihr einen hohen politischen und militairischen Werth. Um 1526 nahm die Stadt die Reformation an. 1577 wurde sie, als sie sich gegen Stephan Bathori für den zum König von Polen erwählten Kaiser Maximilian II. erklärte, belagert. 1734 ward es von den Russen und Sachsen unter Feldmarschall Münnich belagert, weil es sich für König Stanislaus Leszinsky erklärt und diesen König in seinen Mauern aufgenommen hatte. Nachdem dieser heimlich aus seinen Mauern entflohen war, ergab es sich, durch das Bombardement gezwungen. Seit der ersten Theilung Polens 1772 war die Stadt gleichsam vom preuß. Gebiet umschlossen; die Weichsel und das Fahrwasser in preußischer Gewalt; die starken Zölle drückten sie schwer. Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung sanken, und der letzte König von Polen erklärte, daß er Danzig seinem Schicksale überlassen müsse. Als daher Preußen dessen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieser Schatten von Unabhängigkeit lästiger war als ihr glänzender Verlust, leicht über die wenigen Familien Meister werden, die bis jetzt regiert hatten. Vertragsmäßig besetzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen, und ein kurzer Kampf erhob sich, endigte jedoch nach wenigen Tagen mit der Unterwerfung der Stadt. Die alten Einrichtungen wurden, soweit sie mit der preußischen Verwaltung verträglich waren, beibehalten und von der Entscheidung des Magistrats (der bisher ganz Lutherisch war, außer daß 2 reformirte Assessoren in den

Rath und 2 in das Schöppengericht genommen werden konnten) appellirte man unmittelbar an die westpreußische Regierung (jetzt Oberlandesgericht) zu Marienwerder. Danzig blühte nun wieder auf und genoß Ruhe und vielfältiges Glück bis zum Ausbruch des preußisch-französischen Kriegs. Am 7. März 1807 ward Danzig von dem Corps des Marschalls Lefebvre umringt, und die Einschließung auf der Landseite durch Wegnahme der Nehrung am 20. vollendet. Obwohl die Besatzung bei den Ausfällen vom 21. und 26. großen Muth bewies, so konnten diese Anstrengungen doch nicht verhindern, daß sich der Belagerer, am 1. April, auf dem Zigankenberge festsetzte und die Bousmardschanze, oder vielmehr ihre Trümmer, am 13. eroberte. In der Nacht vom 23. zum 24. April begann das Bombardement und dauerte mit Zwischenräumen bis zum 21. Mai fort; während dem versuchte der General Kamenskoi vergebens, sich mit 5000 Mann Verstärkung in die Stadt zu werfen, und eine englische Corvette, welche die nöthigen Kriegsvorräthe, Geld ꝛc. zuführen sollte, und mit vollen Segeln die Weichsel heraufflog, gerieth auf den Grund und ward von den Belagerern genommen. Es begann jetzt an Pulver zu mangeln, der Feind hatte sich im bedeckten Wege des fast ganz zerstörten Hagelbergs festgesetzt und beabsichtigte einen Hauptsturm, dessen Ergebniß bei seiner Ueberlegenheit (50.000 gegen eine Besatzung von 7000 Mann) nicht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf von Kalckreuth, den wiederholten Aufforderungen Gehör und schloß am 24. Mai eine Capitulation auf dieselben Bedingungen, die er dem General d'Oyré den 22. Juli 1793 bei der Uebergabe von Mainz bewilligt hatte. Die Besatzung verließ am 27. die Festung mit Kriegsehren und der Verpflichtung, 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Der Marschall Lefebvre erhielt zur Belohnung den Titel eines Herzogs von Danzig; unter ihm hatten General Lariboissiere als Chef der Artillerie, Chasseloup und Kirchener als Directoren des Genieweſens die Belagerung geleitet, während welcher in der Stadt 600 Häuser mehr oder weniger zerstört, einige 60 Bürger getödtet und verwundet worden waren. Eine Kriegssteuer von 20 Mill. Franken ward der Stadt mit Bewilligung allmähliger Abzahlung aufgelegt. Durch den tilsiter Frieden ward Danzig als freie Stadt mit dem Gebiete von 2 Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleons auf 2 deutsche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; es konnte aber, als franz. Waffenplatz, seiner Unabhängigkeit niemals froh werden, da fortwährend ein franz. Gouverneur, General Rapp, in Garnison daselbst blieb, da 1808 der Code Napoleon eingeführt und durch das Continentalsystem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, verkümmert ward. Unter so drückenden, allen Wohlstand vernichtenden Verhältnissen nahte das J. 1812, und mit ihm, wegen des russischen Krieges, neue schwere Lasten; am 31. Dec. wurde die Festung in Belagerungsstand erklärt. Es gelang den franz. und polnischen Truppen des 10. Armeecorps, sich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, ebenso langten noch Verstärkungen aus Spandau und Magdeburg an, sodaß die Garnison 30.000 Mann betrug, als gegen Ende Jan. 1813 das russische Einschließungscorps, aus 6000 Mann Kosacken bestehend, erschien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Cavalerie mit 60 Feldgeschützen, unter dem Generallieut. v. Loewis, abgelöst ward. Die blutigsten Ausfälle und An-

griffe fanden statt am 4. Febr., 5. März, 27. April, 9. Juli ꝛc.; am 1. Juni wurden die Belagerer durch 8000 Mann preuß. Landwehren unter Oberst Graf Dohna, verstärkt. Den Oberbefehl hatte, nach dem Waffenstillstande (24. Aug.), der Herzog von Würtemberg übernommen; dieser lieferte den Belagerten bei Ausfällen und durch Angriffe auf Außenposten die hitzigen Gefechte vom 28. und 29. Aug., 1., 7., und 17. Sept. und 1. Nov.; ein englisches Geschwader nahte sich von der Seeseite und beschoß gemeinschaftlich mit den Landbatterien die Stadt vom 1. Sept. an, unter andern auch mit Congreve'schen Raketen; die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17. Nov. eine Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garnison am 1. Jan. 1814 die Waffen strecken und mit der Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Verbündeten zu dienen, nach Frankreich geschickt werden sollte; diese Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaisers Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp (der wahrscheinlich viele Geräthe und Kriegsbedürfnisse heimlich hatte vernichten lassen, und deßhalb zu einer längern Vertheidigung keine hinreichende Mittel besaß), mußte sich bequemen, die Festung so zu übergeben, daß am 1. Jan. alle Polen und Deutsche in ihr Vaterland entlassen wurden, am 2. aber alle Franzosen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere des russischen Reichs geführt zu werden. Während dieser 11monatlichen Einschließung und Belagerung waren in der Stadt 309 Häuser und Speicher niedergebrannt, 1115 Gebäude beschädigt, 90 Menschen notorisch verhungert. Am 3. Febr. 1814 kehrte Danzig unter Preußens Regierung zurück. Am 6. Dec. 1815 litt sie durch das Aufsteigen eines Pulverthurms großen Schaden. 1831 ward auch Danzig von der asiatischen Brechruhr erreicht, welche dort mehre hundert Menschen hinwegraffte. Ueber die letzte Belagerung s. m. des Capitains Artois „Relation de la défense de Danzig en 1813“ (Paris 1820), die „Oestreich. militair. Zeitschrift“, 1825, 8. und 9. Heft, und Rapp's „Mémoires“.

Daphne, eine Nymphe der Diana und Tochter des Flußgottes Penëus, oder der Erde und des Flußes Ladon in Arkadien. Leucippus, Sohn des eleischen Oenomaus, und Apollo, verliebten sich zu gleicher Zeit in sie. Um sich ihr gefällig zu machen, hüllte sich der Erste in Frauentracht. In einem Bade aber, wozu Apollo alle Nymphen gemeinschaftlich eingeladen hatte, wurde er entdeckt und von den übrigen Nymphen mit Pfeilen durchbohrt. Nun suchte Apollo sich ihrer zu bemächtigen; Daphne floh und rief die Erde an, sie in ihren Schoß aufzunehmen. Ihr Flehen fand Erhörung; denn schon suchte sie Apollo mit ausgestreckten Armen zu umfangen, als ihre Füße plötzlich in die Erde wurzelten, ihre Arme zu Zweigen wurden, und Apollo Statt ihrer, den ihm fortan geheiligten Lorberbaum umarmte. Späterhin verlegte man diese Begebenheit nach Antiochien, des dortigen schönern Lorberhaines halber und zeigte hier den Baum, mit welchem die Verwandlung vorgegangen seyn soll.

Daphnis, sicilischer Sänger, welchen die Mythe als Erfinder des Hirtenlieds (s. Idylle) anpreist. Von Hermes mit einer Nymphe gezeugt, setzte ihn seine Mutter gleich nach seiner Geburt aus. Von dem Lorberhaine, in welchem man ihn fand, erhielt er seinen Namen. Die Nymphen erbarmten sich des verwaisten Knaben und erzogen ihn; Pan selbst unterwies ihn im Flötenspielen. Da er seine Herden unter

en lieblichsten Tönen seiner Flöte einst am Aetna weidete, machte sein chlanker Wuchs und seine männliche hohe Schönheit einen solchen Ein- ruck auf die Nymphe Echenais, daß sie ihm ihre Liebe schenkte. Ihre Eifersucht drohte ihm aber, daß sie ihn mit Blindheit strafen würde, nsofern er sein Auge nach einem andern liebenden Gegenstande richten ürde. Eine Königstochter, gerührt von den Reizen des jugendlich chönen Daphnis, berauschte ihn einst in Wein und mißbrauchte seine Trunkenheit. Hierüber erzürnt, ließ die Nymphe ihre Drohung in Erfüllung gehen und verwandelte den Untreuen in Stein. Hermes ver- etzte ihn darauf in den Olymp und ließ an seiner Statt einen schönen Quell aus der Erde hervorsprudeln, an dem die Sicilier nachmals ährlich opferten.

Dardanarius. Die Benennung soll sich von einem berühmten Zauberer Dardanus, welcher durch magische Künste, die Früchte aus remden Speichern in die seinen zu bringen, und durch Verfälschung des Maßes und Gewichtes die Käufer zu betrügen wußte, herschreiben. Das römische Recht nennt Denjenigen einen Dardanarius, der durch Zurückhaltung seiner oder andern Bedürfnissen des täglichen Lebens eine Theuerung verursacht und durch kleines Maß die Käufer betrügt. Nach em römischen Rechte gehört diese Art von Wucher zu den außerordent- ichen Verbrechen und die Bestrafung desselben ist dem Ermessen des Richters überlassen; gewöhnlich bestand die Strafe bei Kaufleuten in Interfagung alles Handels oder in Landesverweisung; bei Andern in Verurtheilung zu öffentlichen Arbeiten. Jetzt bestimmen die Landesge- etze die Strafe; besonders wird die Verfälschung des Maßes und Ge- ichtes strenge gerügt. — **Dardaniat** heißt daher das gewinnsüchtige Vertheuern der zum Lebensunterhalt gehörigen Bedürfnisse und Waaren um Nachtheil des Publikums durch verfälschten oder erschwerten Ver- auf. Die Rechtsgelehrten der vorigen Jahrhunderte erhoben bei dieser Gelegenheit die Frage: ob nicht Joseph in Aegypten ein Dardaniat durch en Ankauf von Getreide in den fruchtbaren Jahren begangen habe? Die Beantwortung veranlaßte einen hitzigen Kampf, indem die Theologen gleichsam ex officio hieran Theil nehmen zu müssen glaubten. Daß ber die Beantwortung dieser These nur zu Gunsten Josephs ausfallen onnte, springt in die Augen; denn der Aufkauf war öffentliches, nicht Privatinteresse. Oft ist es eine wahre Wohlthat für das Land, wenn er Staat in wohlfeilen Jahren durch Ankauf der Früchte die allzuge- ingen Preise hebt; wie auch Preußens großer Friedrich zu thun pflegte.

Dardanellen, die 4 festen Schlösser, welcher an dem Hellespont uf der europäischen und asiatischen Küste einander gegenüber erbaut nd und jene Meerenge oder die 12 Stunden lange Dardanellenstraße eherrschen, sodaß sie als der Schlüssel von Konstantinopel angesehen erden. Ihren Namen haben sie wahrscheinlich von der alten Stadt Dardanum. Der erste Eingang des Hellespont wird durch 2 Schlösser ertheidigt, welche die *neuen* Schlösser heißen, weil sie erst in der Mitte des 17. Jahrh. unter Mohammed IV. angelegt wurden, um den Türkischen Flotten gegen die Venetianer Schutz zu gewähren. Die Ent- ernung des einen Schlosses von dem andern beträgt beinahe 2000 Klftr. ier Stunden nördlicher liegen die *alten* Schlösser, die Mohammed II. leich nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ, und die nicht ber 750 Klafter aus einander liegen. Mehr vorwärts wird der Kanal

schmäler, und 1½ Stunden von den alten Schlössern nähern sich 2 hervorspringende Erdspitzen auf 375 Klafter und bilden jene durch Leanders nächtliche Ueberfahrten zu seiner geliebten Hero (s. d.), durch Xerxes's Brücke und durch Solimans Ueberfahrt auf einem bloßen Flosse berühmt gewordene Meerenge, welche, mit keiner Befestigung versehen, in ein weites, offenes Feld fährt, wo 60 Meilen weiter die Hauptstadt des osmanischen Reichs an einem andern Kanale liegt, der das schwarze Meer mit dem Meer von Marmora verbindet. Den 3. März 1810 schwammen Lord Byron, der Dichter, und der brit. Lieutenant Eckenhead, oberhalb des Schlosses Sestos, von Europa nach Asien bis unterhalb des Forts Abydos in einer Entfernung von 4000 Klafter. Die sorglosen Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dieselben so wenig im Vertheidigungsstand erhalten, daß sie 1770 gänzlich verfallen waren, und auf der asiatischen Seite nur noch eine einzige Batterie bestand, die zur Hälfte verschüttet war. Als daher am 26. Juli d. J. das aus 3 Linienschiffen und 4 Fregatten bestehende Geschwader des russischen Admirals Elphinstone in der Verfolgung zweier türkischen Linienschiffe vor den ersten Schlössern erschien, feuerten zwar die türkischen Batterien, aber aus Mangel an Kriegsvorrath nur ein Mal mit jedem Stücke, und Elphinstone konnte vorbeisegeln, ohne auch nur von einem Schusse getroffen zu werden. Da ihm die übrigen Schiffe nicht folgten, so begnügte er sich weiter zu segeln, würdigte die türkischen Batterien keines Schusses, ging in dem Kanal vor Anker und kehrte, nachdem er mit Pauken- und Trompetenschall mehr die eigene Furcht verborgen als die Ohnmacht der Osmanen verspottet hatte, ungeachtet des widrigen Windes zu den Seinigen zurück. Durch dieses unerwartete Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte das Erbieten des Baron Tott (s. d.) an, die Schlösser wiederherzustellen, der sie auch bald in einen unbezwinglichen Zustand versetzte. Allein die Schlaffheit der Türken hat sie nicht darin erhalten, und schon 1798 urtheilte Eton, der als englischer Resident lange in der Türkei gewesen war, in einer Schilderung dieses Reichs, daß eine Flotte leicht die für so furchtbar gehaltenen Dardanellen passiren könne. Auf jedem Ufer — so erzählt er — stehen 14 große Kanonen, die man mit Haubitzgranaten ladet, sie liegen fast mit der Oberfläche des Wassers gleich, in gewölbten Schießlöchern mit eisernen Thüren, welche man öffnet, wenn man sie abfeuern will; die Kugeln reichen von der einen Seite des Kanals bis zur andern. Diese ungeheuern Stücke liegen nicht auf Lavetten, sondern auf dem Erdboden, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer; sie können nicht gerichtet werden, sondern der Kanonier muß warten, bis das Schiff, das er beschießen will, der Mündung gegenüber kommt; man braucht eine halbe Stunde, um eins derselben zu laden. Daß diese Schilderung richtig war, bewies die am 19. Febr. 1807 von dem engl. Admiral Duckworth mit 8 Linienschiffen und 4 Fregatten nebst mehren Brandern und Bombardierbooten ausgeführte Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verlust bewerkstelligte, und in deren Folge am 20. zum ersten Male eine feindliche Flotte im Angesicht von Konstantinopel erschien. Sie sollte die angeknüpften Unterhandlungen unterstützen, richtete aber Nichts aus; vielmehr waren die Türken, während der Unterhandlungen, unter der Leitung des franz. Gesandten Sebastiani, so eifrig beschäftigt, Konstantinopel gegen einen Angriff zu sichern und die Dar-

danellenschlösser in Vertheidigungsstand zu setzen, daß Duckworth am 2. März nicht ohne Verlust zurückfahren konnte, was ihm, seinem eigenen Geständnisse zufolge, 8 Tage später überhaupt nicht mehr möglich gewesen wäre. 1829 wurden die Dardanellen von einer russischen Flotte, mit Englands Zustimmung, gesperrt.

Dardanos (Dardanus, Myth.), Sohn des Zeus und der Elektra, Gemahl der Chryse (Tochter der Pallas); wanderte mit einem arkadischen Stamm entweder aus Gram über seinen vom Blitz, oder von ihm selbst getödteten Bruder Jasion, oder genöthigt von Ueberschwemmung und Mangel, nach Samothrake (u. A. erst nach Etrurien). Als er und die Seinen auch hier nicht zureichenden Unterhalt fanden, ging er nach Troja, wo ihn Teukros freundlich aufnahm, ihm wüste Ländereien und selbst, nach dem Tode der Chryse, seine Tochter Bateia zur Gemahlin gab, mit der er den Erichthonius zeugte. Als Teukros starb, erbte Dardanos Thron und Reich und ward Stammvater der troischen Königsfamilie. Man erkennt in seinem, übrigens dunklen, Mythus die Auswanderung einer Colonie aus den arkadischen Hochlanden in die mildern Gefilde von Kleinasien. Uebrigens brachte er Cultus und Bilder (Palladia) der Göttermutter Kybele mit nach Troja, und ein Orakel hatte ihm verheißen, daß sein Reich so lange bestehen werde, als man jene Palladia verwahren und verehren würde. Seine Nachkommen hießen bei den Dichtern Dardaner.

Darfur (Fur), großes Reich westlich von Sennaar, im Innern von Mittel-Afrika liegend, zum Theil durch große Wüsten von andern getrennt, bewässert von Bahr el Attaba, einem Nebenflusse des Nils, fruchtbar an Getreide, Tamarinden, Datteln, Reiß, Durra, Hirse, reich an afrikanischen Thieren, Metallen, Elfenbein, Gummi; wird regiert von einem erblichen Despoten, der zugleich der erste Kaufmann des Landes ist. Die schwarzen, nicht negerartigen Einwohner treiben Ackerbau und Handel, haben mehre Weiber, welche die Geschäfte besorgen, sind Muhammedaner, reden eine eigne Sprache, werden als unredlich geschildert und wohnen in Lehmhütten oder Donga's. Zu Darfur gehören die Landschaften Darfur, Kordofan, Zeghawa, Bego, Dar-Berti, Dschimes, Dar-Rungu, Dar-Kulla, Benda, Djenke, Yenningen und Ola, zusammen geschätzt auf 6120 QM. mit 1.500.000 Einw. Die Hauptstadt und Residenz des Sultans ist Kobbe. Das eigentliche Darfur hat ungefähr 200.000 Einw.

Dariel, unüberwindlich gehaltene Festung an der Terekstraße in Tscherkassien (asiat. Rußland), liegt an der Grenze von Grusien, schützt die kaukas. Pforte oder die Pforte Daniel (Porta Caucasi, P. cumana, Thewis-Kari), welche im Kreise Ananuri der Provinz Grusien liegt.

Darien, s. Panama.

Darjes (Joachim Georg), geschätzter philosophischer Schriftsteller und Lehrer in der Mitte des 18. Jahrh., war zu Güstrow 1714 geboren. Rostock war seine erste Bildungsschule; alsdann begab er sich nach Jena, nach und nach Theologie, Philosophie und Rechte studirend. Von 1738 an hielt er zu Jena philosophische und juristische Vorlesungen, ward dort 1739 Doktor der Rechte und 1744 Professor der Moral und Politik mit dem Titel Hofrath. Der Beifall, welchen er durch seine Lehrvorträge erntete, verbreitete sich bald umher, und Friedrich II. berief ihn 1763 als Geh.-Rath und Professor der Philosophie nach Frankfurt

an der Oder. Hier stiftete er die königl. Akademie der Wissenschaften und beförderte durch Lehren und Wirken bis an seinen Tod, den 17. Juli 1791, das Ansehen dieser Universität aufs eifrigste. In seinen philosophischen Ansichten wich Darjes sehr von dem herrschenden Wolfianismus ab und näherte sich seinem Zeitgenossen Crusius. Sein Verdienst bestand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage seiner Gedanken und in einer seinem Zeitalter angemessenen Bearbeitung der philosophischen Wissenschaften durch lat. und deutsche Handbücher, vorzüglich des Naturrechts und der Logik. Auch nahm er die Cameralwissenschaft unter die Gegenstände des akademischen Unterrichts auf.

Darius, der Name mehrer persischen Könige, nach Jahn soviel wie König. Merkwürdig sind: I. Darius, Sohn des vierten Königs des persischen Reiches, schloß sich an die Verschwörung des Otanes an, welche dieser gegen den damaligen Regenten, Pseudosmerdes, angesponnen hatte. Nach der Ermordung desselben überließen die Verschwornen die Wahl eines Königs dem Willen der Götter. Am nächsten Morgen nämlich sollten sie alle an einem gewissen Orte mit Sonnenaufgang zusammenkommen, und Demjenigen sollte der königl. Purpur zu Theil werden, dessen Pferd beim Anblick des göttlichen Gestirns zuerst wiehern würde. Der Stallmeister des Darius, welcher diese Verabredung kannte, führte nun in der Nacht eine Stute mit seines Herrn Pferde an dem bestimmten Orte zusammen, und da mit dem Morgen die Perser hier eintrafen, wieherte das Pferd des Darius, eingedenkt des nächtlichen Vorfalls, zuerst, und da fast in demselben Augenblicke zugleich ein Gewitter hervorbrach, so zweifelte Keiner mehr an dem ausdrücklichen Willen der Gottheit. Alle die übrigen Mitbewerber stiegen sogleich von ihren Pferden und begrüßten den Darius als ihren König. Diese Wahl sowohl als die Erhebung der Mitverschwornen zu den höchsten Staatswürden fand den ungetheiltesten Beifall des Volks. Seinen königlichen Scepter suchte Darius durch die Aufnahme der zwei Töchter des Cyrus, Atossa und Artystana, in die Zahl seiner Gemahlinnen zu befestigen. Gleich nach seinem Regierungsantritte nahm er mit dem Reiche eine zweckmäßige Eintheilung in Satrapien oder Statthalterschaften vor. Allein eine Reihe merkwürdiger Ereignisse nahmen bald seine Thätigkeit in Anspruch. Es empörte sich nämlich die Stadt Babylon gegen ihn, theils weil die Einwohner mit allzuschweren Steuern belastet waren, theils weil durch die, schon unter Cyrus nach Susa verlegte königliche Residenz, die Stadt Babylon unendlich verloren hatte. Darius belagerte sie mit einem mächtigen Heere, und schon wollte er nach zwei fruchtlos dahin gestrichenen Jahren alle Hoffnung auf deren Besitznahme aufgeben, als er auf einmal durch die heroische That eines seiner Feldherren, Zopyrus, den längst ersehnten Zweck erreichte. Dieser nämlich beraubte sich selbst seiner Nase und Ohren, geißelte sich bis aufs Blut und ging so mit dem Vorgeben zu den Babyloniern über, als habe er von Darius diese grause Verstümmelung erfahren, und wünschte nun nichts sehnlicher als sich an diesem Tyrannen zu rächen. Die Babylonier, verleitet durch diese heuchlerischen Aussagensicherungen, vertrauten ihm eine Stelle unter den Befehlshabern des Heeres an. Durch mehre Ausfälle gegen die Perser wußte er seine Rolle so gut durchzuführen, daß man endlich das Wohl der ganzen Stadt in seine Hände legte. Nun trat er mit seinem Plane hervor und öffnete dem Darius die Thore, welcher 3000 Einwohner

esem Verrathe zum Opfer darbrachte. Nach der Besitznahme dieser tadt unternahm Darius einen Feldzug (512 v. Chr.) gegen die Scy- en, die ihre Wohnsitze zwischen der Donau und dem Tanais hatten. Mit 700.000 Mann brach er über den thracischen Bosporus gen Thra- en auf, eroberte es, vereinigte sich mit seiner Flotte an der Donau nd drang (511 v. Chr.) bei dem heutigen Tiltscha in das Land der cythen ein. Diese Barbaren vermieden indessen mit großer Klugheit ne offene Feldschlacht, zogen sich immer tiefer in ihr unwirthbares Land rück, und indem sie Alles auf ihrem Rückzuge mit Feuer und Schwert erwüsteten, matteten sie das ihnen nachfolgende Heer so sehr ab, daß arius nur mit großer Mühe sich und seine Truppen aus der Gefahr ner gänzlichen Gefangenschaft rettete. Nach einem glücklichen Ueber- nge über die Donau ließ er nur einen Theil seines Heeres, unter der nführung des Megabyzus in Thracien, um dieses Land nebst Macedo- en zu erobern; er selbst ging aber mit dem übrigen Theile nach Asien rück, machte sein Heer wieder vollzählig und sandte eine Flotte unter m Befehle des Scylax nach der indischen Küste auf Entdeckungen aus. ach dessen Rückkehr brachte er ein zahlreiches Heer zusammen und er- erte einen großen Theil von Indien (508 v. Chr.). Um diese Zeit eignete sich eine Begebenheit, welche den berühmten Krieg der Perser it Griechenland zur Folge hatte. Eine Empörung der Einwohner auf r Insel Naxos, an welcher die Perser thätigen Antheil genommen, ßte einen Aufstand der ionischen Städte zur Folge (501), welchen die thenienser lebhaft zu befördern suchten, der sich aber damit endigte, daß s aufrührerische Milet erobert (496) und von Darius bestraft wurde. ie Perser hatten aber durch die Einäscherung Sardis's, wozu die Athe- enser das Meiste beigetragen, einen solchen Verlust erlitten, daß Da- us seinem Feldherrn Mardonius den Befehl gab, diesen Freistaat ifür auf das empfindlichste zu züchtigen. Mardonius's Landheer sollte rch Thracien und Macedonien gegen Griechenland aufbrechen, wäh- nddem die Flotte einen Angriff an der Küste zu versuchen beordert ar. Der Plan dieser Unternehmungen wurde aber auf eine schreck- he Art vereitelt; denn nicht nur die Flotte wurde in dem Augenblicke, s sie das Vorgebirge Athos umsegeln wollte, von einem furchtbaren turme befallen und ganz zerstreut, sondern auch das Landheer hatte s Unglück, des Nachts von den Frygiern, einem thracischen Volke, vermuthet angegriffen und größtentheils niedergehauen zu werden. An s unglücklichen Mardonius Stelle wählte Darius nun zwei andere Be- hlshaber, den medischen Datis und seinen Neffen Artaphernes. Diese ndten vor Eröffnung des Feldzugs Herolde an die griech. Städte, um rde und Wasser zum Zeichen ihrer Unterwerfung zu fordern. Als aber then und Sparta diese Friedensboten aufs schimpflichste behandelten id die kühne Antwort gaben, Darius möchte selbst sich Erde und Was- holen kommen, so brach eine Flotte aus 600 Schiffen und ein aus 00.000 Truppen bestehendes Heer zur Unterjochung Griechenlands auf. axos, Eretria auf Euböa wurden geplündert und die Einwohner zu klaven gemacht. Von da ging das Heer nach Attika über, und Hippias hrte es in die Ebenen von Marathon. So sehr auch die Athenienser re Nachbarn um Hülfe anriefen, so blieb ihnen doch nur in ihrem ngestammten Muthe und ihrer Tapferkeit das einzige Rettungsmittel.

Würdig uralter Freiheit, kämpften 10.000 Athenienser unter Miltiades (s. d.) in Marathons Gefilden und schlugen ein zehnfach stärkeres Heer der Perser gänzlich in die Flucht (490 v. Chr.). Darius beschloß, ein neues noch furchtbareres Heer zu rüsten und an der Spitze desselben selbst in Griechenland einzufallen. Allein nach 3jährigen Zurüstungen wurde er durch den Ausbruch eines andern Krieges, den die Empörung Aegyptens veranlaßt hatte, und durch seinen bald darauf (485 v. Chr.) erfolgten Tod an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert. Dieser Fürst hatte die größten Verdienste um die innere Einrichtung seines Reichs; er richtete das Kriegswesen regelmäßiger ein, ordnete das Finanzwesen, stellte Eilboten für den Hof an und gab dem Hofleben der Könige ein glänzendes Aeußere. Er ließ seinen Admiral Skylax (aus Karyanda in Kleinasien) (503) den Indusstrom untersuchen, überhaupt beförderte er Künste und Gewerbe durch zweckmäßige Gesetze und Anstalten. Sein Nachfolger war Xerres (s. d.). — II. Darius III. oder Codomannus, ein Sohn des Arsanes und der Sysigambis, der Urenkel Darius II. oder Ochus (regierte 424 bis 404), war der zwölfte und letzte König Persiens, kam nach dem Sturze des Arses als ein entfernter Verwandter desselben (336 v. Chr.) durch den Verschnittenen Bagoas auf den Thron. Er zeigte Tugenden, die ihn eines bessern Schicksals würdig machten, als ihn traf, aber sein durch Schwelgerei und Satrapenherrschaft unter seinen Vorgängern schon entkräftetes Reich konnte dem Andrange eines kühnen Eroberers nicht widerstehen. Dieser war Alexander (s. d.) von Macedonien. Das von Darius ihm entgegengesandte Heer wurde am Granikus in Kleinasien geschlagen. Nach dem Tode eines seiner besten Feldherren, Memnon, faßte Darius den Entschluß, sein Heer in eigener Person gegen Alexander zu führen. In den Ebenen von Babylon zog er ein Heer von 4 bis 600.000 Mann zusammen und rückte mit ihm bis in die Pläne von Mesopotamien vor. Hier drangen die griechischen Miethvölker ernstlich in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene seine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; aber Darius verwarf diesen Vorschlag und eilte nach dem bergigen Cilicien Alexandern entgegen. Curtius gibt uns eine Beschreibung von der außerordentlichen Pracht, welche bei diesem Zuge des persischen Königs herrschte. In den engen Thälern Ciliciens lagerten sich die feindlichen Heere gegen einander über. Bei Issus kam es zur Feldschlacht, und Darius erlitt zum zweiten Male (333) eine gänzliche Niederlage. Er selbst, der in den ersten Reihen mit gefochten, konnte sich kaum aus dem Gedränge retten und auf seinem Wagen zu dem nahen Gebirge fliehen, wo er ein Pferd bestieg und unter dem Schutze der Nacht seine Flucht fortsetzte. Die Mutter und Gemahlin des Darius fielen nebst dreien seiner Kinder, ein großer Theil des Schatzes und fast alle mitgenommenen Kostbarkeiten dem Sieger in die Hände, sodaß dieser bloß mit dem Raube aus Damaskus 7000 Kameele beladen konnte. Als Alexander mit der Eroberung Syriens beschäftigt war, schrieb Darius einen von Stolz und Verachtung strotzenden Brief an ihn, worin er ihm ein Lösegeld für die vornehmen Gefangenen und zur Entscheidung ihres Streites eine Hauptschlacht anbot, falls Alexander nicht lieber umkehren und sich mit dem Besitze Macedoniens begnügen wollte. Alexander wurde durch dieses Schreiben nur noch erbitterter. Während er nun Tyrus belagerte, schrieb Darius ihm zum andern

Mal, aber in einem gemäßigtern Tone. Er gab ihm darin nicht nur den früher verweigerten Königstitel, sondern bot ihm auch 10.000 Talente zum Lösegelde und alle Länder Asiens bis an den Euphrat, nebst seiner Tochter Natira zur Gemahlin an. Aber auch diese Anerbietungen schlug Alexander aus, und dem Darius blieb Nichts übrig als den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Mit einem neuen, an Zahl ungeheuern Heere (die meisten Schriftsteller geben es auf eine Million an) rückte nun Darius aus den Ebenen von Babylon nach Ninive und stieß bei dem Flecken Gangamela unweit Arbela auf die Heeresmassen Alexanders. Nach einer ziemlich tapfern Gegenwehr ging auch dieses Treffen für den in die macedonische Taktik nicht gewöhnten Darius (331 v. Chr.) verloren. Bei dieser schimpflichen Niederlage wollte er sich anfangs das Leben nehmen, doch entschloß er sich endlich zur Flucht und rettete sich nach Medien in der Absicht, um ein neues Heer zu versammeln und mit diesem noch ein Mal sein Heil zu versuchen. Alexander bemächtigte sich indeß der Hauptstadt Susa, eroberte die Engpässe vom eigentlichen Persien und die Hauptstadt dieser Provinz, Persepolis. Darius war in Ekbatana in Medien mit einem Heere von 30.000 Mann, worunter sich noch 4000 ihm treu gebliebene Griechen befanden; außerdem hatte er noch 4000 Schleuderer und 3000 Reuter, welche Bessus, der Statthalter von Baktrien, anführte. Mit diesem wollte Darius sich dem siegreichen Alexander entgegenstellen, als sein Plan durch die Verschwörung des Bessus und Nabarzanes vereitelt wurde. Bei der Nachricht, die er darüber erhielt, ging sein Vertrauen auf die Perser so weit, daß er dem Anführer der Griechen sogar seine Bitte abschlug, sich unter den Schutz der Griechen zu begeben, und in die Worte ausbrach: wenn ihn seine Perser des Lebens unwürdig hielten, so könnte er nicht frühzeitig genug sterben. Bald darauf bemächtigten sich die Verräther seiner Person, fesselten ihn mit goldenen Ketten und wollten mit ihm in einem bedeckten Wagen nach Baktrien flüchten. Allein auf seine Weigerung, ihnen zu folgen, durchbohrten sie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn so seinem Schicksale. Ein Macedonier, Namens Polystratus, gewahrte den Wagen des Darius auf dem Felde nicht weit von einer Quelle, wo er hinging seinen Durst zu löschen, und hörte das Röcheln eines Sterbenden. Er trat näher und erkannte den Darius, mit dem Tode ringend. Der persische Monarch bat noch um einen kühlenden Trunk, den ihm Polystratus willig reichte. Hierauf bat er ihn, Alexandern für seine Huld zu danken, mit welcher er die gefangene Fürstin behandelt habe, und ihm die Versicherung zu ertheilen, daß sein letzter Hauch die Götter bitte, alle seine Unternehmungen mit einem glücklichen Erfolge zu krönen, und so endete er in den Armen des Polystratus seine Leben. Nicht lange darauf starb auch Alexander; er benetzte den Leichnam des unglücklichen Darius mit seinen Thränen, ließ ihn einbalsamiren und dann in einem prachtvollen Sarge zur Sysigambis schicken, um ihn bei den andern persischen Monarchen beizusetzen. So starb Darius (330 v. Chr.) im 50. Jahre seines Alters und im 6. seiner Regierung, mit dem Ruhm eines edlen, friedliebenden und gerechten Fürsten. Mit ihm endigte sich das persische Reich nach einer Dauer von 209 Jahren.

Darkehmen, Kreisstadt im Reg.-Bez. Gumbinnen (Ostpreußen), liegt an der Angerap, hat seit 1725 Stadtgerechtigkeit, eine evangel. Kirche, in 130 Häusern 2270 Einw., die ihrem Ursprunge nach theils

Franzosen, theils Salzburger sind und, außer Wollenweberei und Gerberei, auch einigen Handel mit Getreide treiben. Sitz eines Superintendenten, Landraths, Justizamts ꝛc. In der Nähe die Dörfer Gumwallen, mit einem königl. Landgestüt, und Szabienen, mit einem evangelischen Schullehrer-Seminar. — Der Kreis Darkehmen (13 Q.M., 27.700 Einw.) hat bedeutende Forsten und guten Getreideboden.

Darlehn (mutuum), ein Vertrag, wodurch der eine Theil (der Darleiher, creditor) eine bestimmte Quantität verbrauchbarer Dinge (res fungibiles, z. B. Getreide, gemünztes Geld u. dgl.) einem Andern (dem Schuldner, debitor) als Eigenthum überläßt, um solche beliebig zu verbrauchen, seiner Zeit aber ebenso viel von derselben Art zurückzugeben. Dieser Vertrag gehört zu den Realverträgen, d. h. er wird vollständig, perfect, durch den wirklichen Empfang der dargeliehenen Summe, und unterscheidet sich sowohl von dem Vertrage über ein künftig zu gebendes Darlehn, als auch von dem Leihvertrage (commodatum), bei welchem letztern die geliehene Sache nicht zu verbrauchen, sondern nur zu gebrauchen und in Natur zurückzugeben ist. Wer nicht die freie Verwaltung seines Vermögens hat, kann weder ein gültiges Darlehn geben (die gegebenen Gelder werden für ihn sogleich in Natur zurückgefordert) noch empfangen (hat er die Gelder verbraucht, so ist keine Verpflichtung zum Ersatz vorhanden), und die römischen Gesetze (das Senatusconsultum Macedonianum, aus den Zeiten des K. Claudius) erklären ein Darlehn, welches einem in väterlicher Gewalt stehenden jungen Manne gegeben wird, für unverbindlich, d. h. der Darleiher hat gar kein Zurückforderungsrecht gegen den Schuldner, obwohl er Das, was ihm darauf wirklich gezahlt wird, auch nicht wieder herauszugeben schuldig ist, und die Schuld durch eine spätere Anerkennung gültig werden kann. Aus dem Darlehnsvertrage an sich folgt nur die Verbindlichkeit zur Zurückgabe des Empfangenen, in gleicher Art und Zahl; es können aber mancherlei Nebenbestimmungen hinzugefügt werden, als: die Entrichtung von Zinsen, die Sicherheitsleistung durch Pfand und Bürgschaft, und die schriftliche Form des Vertrags. Die Zinsen waren im alten Rom sehr hoch (centesimae, d. i. 12 Procent, waren erlaubt), das kanonische Recht erklärte sie für sündlich, und sie wurden daher auch in weltlichen Gesetzen verboten, wovon aber die Folge war, daß sie unter andre Geschäfte und Namen (Verkauf oder Verpfändung von Grundstücken mit Nutzungsrecht für den Gläubiger und Einlösungsrecht für den Schuldner, Gülten und Rentenkauf u. dgl.) versteckt wurden. In der neuern Zeit sind die Zinsen, ohne welche Niemand leicht sein Geld verleihen würde, wieder erlaubt worden; man hat sie aber in Deutschland durch Reichsgesetze, welche in die Landesgesetzgebung übergingen, auf 5. Proc. beschränkt, und nur für gewisse Geschäfte, z. B. Wechsel, 6 Proc. gestattet. Allein im Handel werden unter dem Namen des Disconto viel höhere Zinsen genommen. (Vgl. Zinsen.) Die schriftliche Form des Vertrags (die Ausstellung eines Schuldscheins) gehört nicht zum Wesen des Vertrags (sie kann aber in einen eignen Vertrag, den Literalcontract, übergehen), sondern sie erleichtert nur den Beweis. Im römischen Rechte kam es nach mancherlei wechselnden Bestimmungen über die Beweiskraft der Schuldscheine endlich unter Justinian dahin, daß man 2 Jahre lang nach Ausstellung einer Schuldverschreibung das Recht hat, gegen die Gültigkeit derselben aus dem Grunde zu protestiren

daß man das darin anerkannte Darlehn nicht empfangen habe (querela, und exceptio non numeratae pecuniae), nach 2 Jahren aber damit nicht mehr gehört werden solle, selbst wenn man beweisen wollte, daß man das Geld nicht bekommen habe. Dieß ist noch jetzt gemeines Recht, aber auf Wechsel z. B. nicht anwendbar. In dem neuern europäischen Rechte ist etwas Andres hinzugekommen, nämlich einestheils, daß man den Urkunden, wenn sie vor einem öffentlichen Beamten aufgenommen und mit einem öffentlichen (königlichen, fürstlichen, kirchlichen ꝛc.) Siegel beglaubigt, auch, was gewöhnlich noch dazu gehörte, ein deutliches und bestimmtes Bekenntniß enthielten und mit einem Executionsbefehl versehen waren (was Alles zusammen guarentigia genannt wurde), die Kraft beilegte, daß sie ohne Proceß sogleich Execution nach sich zogen. Dieß macht noch in England und Frankreich die Grundlage des geltenden Rechts aus, wonach ein Notariatsinstrument sofort Execution bewirkt (als titre authentique et exécutoire). In Deutschland aber kam andern-theils vor dem J. 1495 hinzu, daß man klare Brief und Siegel (bekenntliche Schulden), wobei nicht auf öffentliche Autorität oder die sogenannte guarentigia gesehen wurde, durch Selbsthülfe vollstrecken konnte. Man griff den Schuldner an, wo man ihn fand, hielt sich an seine Person oder Güter, und machte sich bezahlt. Als nun im ewigen Landfrieden (1495) diese Privatpfändungen (wobei man oft auch nicht den eigentlichen Schuldner, sondern dessen Landsleute angriff) verboten wurden, setzte man nach dem Muster des in Italien üblichen Verfahrens ein kürzeres Verfahren an ihre Stelle, woraus sich der Executivprozeß (s. d.) gebildet hat.

Darlington, Marktfl. in der engl. Grafsch. Durham, am Skern, worüber eine Brücke führt, mit einer schönen gothischen Kirche, einem 180 Fuß hohen, im 12. Jahrh. erbauten Thurme, 876 Häusern und 5750 Einw., die gebleichte Leinwand-, Damast- und Wollenfabriken unterhalten. In der Nähe eine Mühle zur Schleifung optischer Gläser, eine Mineralquelle und 2 merkwürdige Erdfälle. 1825 ward zwischen hier und Stockton, bis wohin 4½ St., eine Eisenbahn eröffnet, auf welcher die Reisenden in Wagen durch Dampfmaschinen überaus schnell fortgeschafft werden; die mittlere Geschwindigkeit beträgt 10—12 engl. Meilen auf eine St. und an der abhängigsten Stelle 15—16.

Darmkanal (Anat.), 1) in weiterm Sinne der lange, vielfach gewundene, bald engere, bald weitere, von der Mundhöhle bis zum After ununterbrochen sich fortsetzende Schlauch; 2) gewöhnlicher aber nur der als Därme von dem Magen aus bis zu dem After sich erstreckende Theil desselben. Ihre Länge kann man auf 5—6 Mal so viel als die Länge des ganzen Körpers schätzen, obgleich hierin kein bestimmtes Verhältniß Statt findet. Durch sie ist der größere Theil der mittlern und untern Gegend der Bauchhöhle ausgefüllt. Durch das Gekröse werden sie, ihrer ganzen Länge nach, hinterwärts in ihrer Lage erhalten; sie bilden durch diese eigene Befestigungsart Windungen (gyri), wodurch ihnen eine, ihrer Bestimmung entsprechende Beweglichkeit verstattet ist. Der ganze Schlauch ist aus 3 durch Zellgewebe unter einander verbundenen Häuten (die Muskularhaut, die nervöse oder Zellstoffhaut und die Zottenhaut), welche verschiedene Bestimmungen haben, gebildet. Der obere und engere Theil des Darmkanals, welcher an den Krümmungen des Gekröses befestigt ist, wird der dünne Darm genannt

(intestina tenuia); diesen theilt man in den Zwölffingerdarm (duodenum) (s.d.), den leeren Darm (jejunum) und den Krummdarm (ileum). Den untern, weitern Theil des Darmkanals nennt man den dicken Darm, und diesen theilt man in den Blinddarm (coecum), nebst dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Mastdarm (intestinum rectum), das Ende desselben. Die Gedärme (so nennt man den ganzen Darmkanal) sind, wie der Magen und die Speiseröhre, mit vielen kleinen Schleim- (Darm-) drüsen versehen, welche, gegen den Mastdarm zu, immer größer und gedrängter werden und den Darmschleim absondern, welcher die innere Wand der Gedärme umgibt. Der Zweck des Darmkanals ist, die Nahrungsmittel aufzunehmen, fortzuleiten und, indem er besonders in seiner innern Haut den in diese mündenden Saugadern eine große Fläche darbietet, der Verdauung förderlich zu seyn.

Darmsaiten, die aus sorgfältig ausgesuchten Därmen von Schafen, Lämmern, Ziegen, Katzen auf einem Darmhaspel und Seilerrade zusammengedrehten Saiten zum Bezug der Geigeninstrumente, Guitarren, Harfen. Die Zurichtung der Gedärme zu diesem Zwecke ist sehr mühsam. Zu den feinsten Violinsaiten nimmt man 3, zu den stärksten 7 Därme, zu den gröbsten Baßsaiten 120. Ihre Güte wird durch ihre Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnige ihres Tons bestimmt. Ein äußeres sicheres Merkmal für diese Eigenschaften gibt es nicht, doch fehlen sie wenigstens allen den Saiten, die nicht durchsichtig und nicht elastisch sind. Es gibt im Königreich Neapel, woher die besten, sogenannte romanischen Seiten kommen, große Darmsaitenfabriken. Die groben Darmsaiten, z. B. zu den Wippen der Drechsler, werden überall von den Seilern verfertigt; die tiefern Darmsaiten werden auch mit Silberdraht überzogen.

Darmstadt, oder Hessen-Darmstadt, s. Hessen (Großherzogthum).

Darmstadt, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogs von Hessen, liegt unter 49° 52′ 24″ nördlicher Breite und 26° 19′ 30″ östlicher Länge von Paris, in einer sandigen Ebene der obern Grafsch. Katzenellnbogen (jetzt Provinz Starkenburg), am nordwestlichen Fuße des Odenwaldes, drei Meilen südlich vom Rheine. Ihren Namen hat diese Stadt der Sage nach, von dem kleinen Bache Darm, der sich mühsam an ihrer Seite durch die sandige Ebene dahinschleicht, im Sommer aber oft ganz vertrocknet. Unbedeutend durch ihre natürliche Lage und von keinem Flusse berührt, erhob sie sich erst unter Ludwig X. zu dem hohen Flore, vorzüglich der architektonischen Schönheit, der Größe und Wohlhabenheit, die man, gleichsam ein deutsches Florenz, dermalen an ihr bewundert. In den Annalen des 11. Jahrh. finden wir ihrer zuerst als eines kleinen Dörfchens erwähnt. Wilhelm I., Graf von Katzenellnbogen, erhob sie erst 1330 in die Reihe der Städte und versah sie mit Mauern und Gräben, wovon noch jetzt manche Spuren vorhanden sind. 1375 erwählten sie die Grafen von Katzenellnbogen zu ihrer Residenz und hielten 1403 das erste Turnier daselbst. 1483 fiel die Stadt durch den Tod Philipps, des letzten Grafen von Katzenellnbogen, an seine Tochter Anna, Gemahlin Heinrichs III., Landgrafen von Hessen, wodurch sie aufhörte, Residenz zu seyn. Um 1515 wurde sie durch Franz v. Sickingen hart bedrängt, durch die Dazwischenkunft des Markgrafen von Ba-

en aber noch glücklich entsetzt. Nach der Einführung der lutherischen ehre (1527) hatte es um 1550 das Unglück, von kaiserlichen Truppen elagert, erobert und geplündert zu werden, und sogar die Zerstörung ines Schlosses mit anzusehen. Georg I. stellte nach 1567 die Stadt ieder her und erbaute das noch jetzt stehende alte Schloß, in welches r für sich und seine Nachkommen die Residenz verlegte. Im 30jährigen Kriege wurde die Stadt durch Mansfeld abermal erobert und geplün- ert, aber, trotz den vielfachen Stürmen dieser Zeit, dennoch das noch etzt blühende Gymnasium (1629) gestiftet. Durch die Folgen der Pest, elche die Stadt heimsuchte, durch die Besetzung derselben von den ranzosen unter Turenne, wodurch sie ihre Festungswerke schleifen mußte, am unendliches Mißgeschick über sie. Nach einem verheerenden Brande urde 1717 ein neues Schloß, im höchsten italienischen Style, nach fast nausführbar weitläufigem Plane begründet. Bis jetzt ist daher auch ur die Hauptfaçade desselben gegen den Markt hin und ein Flügel ach dem Rheine zu völlig ausgebaut. Die 4 Kuppeln dieses Gebäudes rheben durch ihren imposanten Anblick die Schönheit der Stadt außer- rdentlich. Landgraf Ernst Ludwig (st. 1739) verwandte überdieß viel Sorgfalt auf die Vergrößerung der Stadt; indeß Alles nach damaligen Geschmacke, wovon noch heute die Altstadt zeugt. Doch der Anfang des 9. Jahrh. rief erst plötzlich, wie durch Zauberei, neben dem alten Darmstadt ein neues hervor. Breite Straßen, geräumige heitere Plätze, eschmackvolle pallastähnliche Häuser, künstliche Gärten, dankten dem libe- alen Regenten, der jede Verschönerung und Vergrößerung seiner Resi- enz mit Privilegien unterstützte, in der kürzesten Zeit ihre Entstehung. Das Doppelte ihres Umfangs hat sie seit dieser Epoche gegen ihren frü- ern Bezirk gewonnen. Sie hat jetzt 1279 H. (darunter 53 öffentliche) nd über 21.000 Einw. (darunter 532 Juden), ohne Militair. Sie ist er Sitz der höchsten Staatsbehörden und eines Oberappellationsgerichts seit 1818 zugleich für Hohenzollern). Die vorzüglichsten neuen Ge- äude sind, außer dem großherzogl. Schloß, das große prachtvoll errich- ete Hoftheater mit einer korinthischen Säulenhalle; die neue katholische irche, die eine Rotunda bildet und deren Kuppel im Innern von ko- inthischen Säulen getragen wird; der Pallast des Groß- und Erbprin- en; jener des Landgrafen Christian, jener der Regierung; der Mar- all, die neue Reitschule, das Arsenal, das Casino und das große Exer- erhaus, welches zu den seltenen Erscheinungen und Meisterwerken der Baukunst gerechnet zu werden verdient. Es ist 319 Fuß lang und 151 reit. Sein künstliches Dachwerk beruht auf sich selbst und bedarf keiner Stütze. Der Stadt dienen ferner zur Zierde der sogenannte Herrngar- n oder das Bosket am Schlosse, reich an den mannigfaltigsten und eblichsten Partieen; der Garten des Landgrafen Christian auf der Ostseite, der nebst vielen andern Annehmlichkeiten eine herrliche Aussicht ber den Rhein nach dem Donnersberge, über den Main nach dem Taunus und gegen Süden in die Bergstraße darbietet; der Riedesel'- he Garten am südlichen Ende der Stadt im englischen Geschmacke an- elegt, und die, eine Viertelstunde von der Stadt gelegene, Barkhausen'- he Meyerei mit vielen herrlichen Anlagen. Im Schlosse befindet sich as in allen seinen Zweigen sehr gehaltreiche Museum. Es besteht vor- ehmlich aus trefflichen physikalischen Apparaten, einer schönen, ziemlich ollständigen Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen, worun-

ter sich besonders manche schätzbare Ueberreste altdeutscher Kunst und sonstige Merkwürdigkeiten, bei welchen man eine wohlerhaltene Mumie nicht vergessen darf, befinden. Die Schenkung der kostbaren Sammlung des Baron von Hübsch aus Köln hat diese Schätze bedeutend vermehrt. Das Naturalien-Kabinet zeichnet sich durch eine äußerst interessante Sammlung von Gebeinen, jetzt völlig unbekannter Thiere aus den Zeiten der Urwelt aus. Auch ist noch zu bemerken, daß diese Seltenheiten alle im darmstädtischen Gebiete aufgefunden worden. Neun große weite Säle umfassen 660 Gemälde aus der altdeutschen Kunst und allen ihren Schulen. In diesen Gemächern befinden sich ebenfalls schöne Nachbildungen römischer Ruinen in Korkho'z. Abgüsse plastischer Denkmale des Alterthums, den Originalen des Museums zu Paris mit Treue nachgebildet, befinden sich in einem besondern passenden Lokal. Die beträchtliche Anzahl aller Gattungen Waffen des Alterthums, sowie eine Sammlung der von ind. Völkern, Chinesen, Persern u. s. w., wird den Kenner und Liebhaber angenehm überraschen. Die Hofbibliothek, ohngefähr 120,000 Bänden betragend, kann in Hinsicht auf Philologie, Medicin, Geschichte und Kunst vollständig genannt werden. Die Leistungen des großherzoglichen Hoftheaters sind in ganz Deutschland ruhmvoll bekannt. Unter den Bildungsanstalten zeichnen sich aus: das Pädagogium, Gymnasium, die Kriegsschule, die Artillerie- und Bauschule, die Militär- und Freischule; ferner sind das Waisenhaus, das Hospital und das Zuchthaus musterhaft eingerichtet. Neben andern Gewerben finden sich hier Tuch-, Wollen- und Leinweber; der Garten- und Landbau wird mit Sorgfalt betrieben; der Ruf seiner Spargeln ist weit verbreitet. — Das Amt Stadt-Darmstadt umfaßt bloß die Stadt und einige Mühlen; das Amt Land-Darmstadt liegt um die Stadt, hat 27 Ortschaften, 6100 Ew. und zu Hauptörtern die Dörfer Arheiligen und Messel. — In Darmstadt fanden 1820—22 mehre Berathungen zwischen Bevollmächtigten der mehrsten süddeutschen Staaten Statt, um ein gemäßigtes Mauthsystem und gemeinschaftliche Zölle zu besprechen, und man hat diese Berathungen mit dem Namen darmstädter Handelscongreß bezeichnet; die Ausführung der Pläne stieß sich indessen an die Verschiedenheit des Interesses, nicht zu gedenken, daß mehre bedeutende Staaten, das Königreich Sachsen, Hanover, Braunschweig, Anhalt ꝛc. nicht an demselben Theil nahmen, und so ist der Plan spurlos vorübergegangen.

Darmstädtische landständige Verfassung, s. Hessen (Großherzogthum).

Darnetal, Stadt im franz. Depart. Niederseine, Bez. Rouen; 600 Häuser und 5200 Einw.; Tuch-, Baumwollen- und Wollenzeugmanufakturen, Baumwollenspinnerei, Papiermühlen.

Darnley (Wamfar), Insel in der Torresstraße zwischen der Nordostküste von Neu-Holland und Neu-Guinea (Australien); hat 4 Meilen im Umfange, ist zahlreich bewohnt von Menschenfressern, die in kleinen Dörfern wohnen und sich mit Menschenknochen zieren; bringt überflüssig Bambus, Yams, Pisang u. a. Entdeckt von Bligh 1792.

Darnley (Heinrich Stuart, Lord), geb. 1541; entsprossen aus einem Zweige des Hauses Stuart, Sohn des Lord Lenox, von mütterlicher Seite von dem König von England abstammend; deßhalb vereinigten sich die Wünsche des Volks, als man an eine Heirath von Maria Stuart, Königin von Schottland, dachte, daß er der Gemahl von

ir seyn möchte. Maria wählte ihn, durch sein schönes Aeußere bestochen, wirklich 1565 zum Gemahl und gab ihm den Titel König. Obgleich ein eifriger Katholik, suchte Darnley doch durch Schmeicheleien die Protestanten zu gewinnen, die ihn nach seiner Thronbesteigung mit Besorgniß betrachteten. Seine Ausschweifungen und die Ermordung des Sängers Rizzio, Günstlings der Königin Maria, zogen ihm die allgemeine Verachtung zu und machten ihn derselben so verhaßt, daß er, nach Einigen auf ihr Anstiften, 1567 zu Edinburg mit dem Hause, wo er wohnte, in die Luft gesprengt wurde.

Darre (Dörre), 1) die Handlung des Darrens oder Trocknens, besonders durch Wärme des Feuers; 2) ein Ofen, sowohl Getreide zu Malz, als auch Obst, Flachs, Hopfen, Taback ꝛc. zu dörren, sowie 3) das Gebäude, worin dieser Ofen befindlich ist; 4) eine Krankheit der Thiere und Pflanzen, die in einem Austrocknen der Säfte besteht.

Darstellung (Aesthet.), die auf das Gefühlsvermögen wirkende Versinnlichung (durch Farben, Töne, Worte, Formen ꝛc.) eines in der Anschauung gegebenen Stoffes. Soll aber dieser Stoff, das Produkt des Vorstellungsvermögens (Begriffe und Ideen), dem Gefühls- und Begehrungsvermögen näher gebracht werden, so muß er für beide eine Versinnlichung erhalten, unter welcher er, bei seiner Wahrnehmung, entweder eine Rührung des Gefühls oder einen Entschluß des Willens veranlaßt. Diese Versinnlichung erhalten Begriffe und Ideen nur von der Phantasie, welche entweder, reproductiv wirkend, Begriffe, die von der gehabten Anschauung ausgehen, wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erneuert und so dem Gefühl oder der Bestrebung vorhält, oder, productiv wirkend, idealisirt, d. h. Ideen der Vernunft unter einer versinnlichenden Form dem Gefühle oder der Bestrebung näher bringt. Sollen nun die dargestellten Ideale den Willen zu Handlungen beleben, so gehört die Darstellung der praktischen Philosophie an; sollen sie das Gefühl rühren, so müssen sie unter einer schönen, d. i. durch sich selbst gefallenden Form erscheinen, und Dieß ist ästhetische Darstellung, deren Bedingung besonders die künstlerische Begeisterung ist. Die Darstellung über geschieht den beiden ursprünglichen Formen der Anschauung in dem Wesen des Menschen, den des Neben- und Nacheinanderseyns (Raum und Zeit) nach, entweder in der Zeit (Dicht-, Rede- und Tonkunst), oder in beiden zugleich (Mimik, Tanzkunst, Schauspielkunst). Den ersten Rang unter den darstellbaren Gegenständen behaupten diejenigen, welche viel Handlung in sich begreifen, indem sich Handlungen ganz eigentlich darstellen lassen. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereignisse zum Gegenstande haben, vorzugsweise „darstellende" heißen (vgl. Dichtkunst, Menschendarstellung ꝛc.).

Darstellung (jüd. Geb.). Die jüdischen Eltern mußten ihre erstgebornen Kinder (oder auch andere Kinder und Dinge, welche sie dem Herrn gewidmet hatten) in den Tempel bringen. Einige wurden dem Herrn auf immer gewidmet, andere mit einer bestimmten Summe (z. B. Jesus mit ein Paar Tauben) gelöset. Zum Andenken dieses Festes (Darstellung Christi) wird der 2. Febr. gefeiert. (S. Lichtmeß.)

Dartmouth, ein Borough in der engl. Grafschaft Devon, an der Mündung des Dart; hat 3 Kirchen, wovon eine auf einem Hügel steht und einen 70 Fuß hohen Thurm hat, der den Schiffern zum Merkzeichen dient; 464 Häuser und 4500 Einw., deren Erwerbzweige Härings-

und Sardellenfang, Schiffbau und Handel nach Portugal, Italien und Nordamerika sind. Der geräumige Hafen wird durch ein Castell geschützt.

Daru (Pierre Antoine Noel Bruno, Graf), einer der ersten Staatsmänner Frankreichs aus der Schule der Revolution und Napoleons, zugleich tiefer Geschichtsforscher, Dichter und talentvoller Staatsredner, geb. 1767 zu Montpellier, erhielt eine ausgezeichnete Schulbildung und nahm früh Kriegsdienste. Er stieg bis zum Lieutenant und war Kriegskommissär beim Ausbruch der Revolution, deren Grundsätze der geistvolle Daru eifrig umfaßte. 1792 begleitete er die Armee als Ordonnateur; doch den damaligen Gewalthabern Frankreichs verdächtig, wurde er eingezogen und 10 Monate lang gefangen gehalten, bis ihm endlich der 9. Thermidor die Freiheit zurückgab. 1795 wurde er ins Kriegsministerium berufen, nahm 1796 seine Entlassung und wurde kurz darauf als Commissair ordonnateur en chef wieder angestellt. Die Beschäftigung mit Poesie und Literatur verließ ihn nie, weder im Lager noch unter den fremdartigen Arbeiten. Seinen Ruf als Dichter setzte er durch eine meisterhafte Uebersetzung des Horaz fest, eine Uebersetzung für Weltleute, welcher keine andre Literatur etwas Gleiches entgegenstellen kann (1. Ausg. 1800; 6 A., 2 Bde. in 18., Paris 1823). Um dieselbe Zeit erschien s. „Cléopédie" oder Theorie der literarischen Reputationen, ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen. Napoleon mit seinem Scharfblicke fand ihn aus dem Haufen bald heraus und wendete ihm besondere Gunst zu, wogegen Daru nicht minder diesem ausgezeichneten Manne mit unbegrenztem Eifer ergeben war. 1800 wurde er Generalsekretär im Kriegsministerium und Musterinspektor, begleitete Napoleon in fast allen Feldzügen, wurde 1804 Staatsrath und Generalintendant der Civilliste, Generalintendant der großen Armee und der eroberten Länder. Alle ihm aufgetragenen Geschäfte vollzog er jedesmal im Interesse Frankreichs und seines Kaisers mit der größten Genauigkeit, wodurch er sich freilich von andern Seiten ebenso großen Haß als unrichtige Beurtheilung zuzog. Dieß gilt insbesondere von seiner Verwaltung als Generalintendant 1805, 1806 und 1809 in Oestreich und in Preußen. Man nannte ihn den „Intendanten mit dem eisernen Herzen". Er war Napoleons Bevollmächtigter zur Vollziehung der Frieden von Preßburg, Tilsit und Wien. 1811 ward Daru Staatsminister. Als solcher war er mit dem Kaiser der fleißigste und thätigste Arbeiter des Staatsraths. 1813 machte er den Feldzug in Rußland wieder als Generalintendant mit, und ward dort zum Kriegsminister ernannt. Was er auf diesem Posten wirkte, ersieht man aus Segurs Werk. Tag und Nacht in dem Zelt, in dem Wagen seines Gebieters — ganz wie in den Tuillerien — arbeitete er, ließ er arbeiten; alle Befehle gingen durch seine Hand, er wachte in dem Herzen des Heeres, wie Ney vor der Fronte. Es bedurfte eines unendlichen Maßes von Klugheit, von Festigkeit, Geistesgegenwart und Muth, einer der Rathgeber des Kaisers zu seyn, während in Paris Mallet sich gegen ihn verschwor und im Felde das Geschick. „Daru" — sagte Napoleon auf St.-Helena — „verbindet die Arbeit des Stiers mit dem Muthe des Löwen"! Daru war einer seiner Freunde und zwar war es keine Freundschaft des Kaisers und des Unterthanen — nein die Freundschaft der Achtung, des Vertrauens, eine Freundschaft, welche die Verbannung noch heiliger, noch theurer machte. — Die erste Restauration (1814) fand Daru noch im Besitz des Portefeuilles der allgemeinen Kriegsver-

waltung. Blücher glaubte ihm seinen Haß durch eine Sequestration einer Besitzungen bei Meulan empfinden lassen zu müssen: eine Maßregel, die zu unbillig war, um nicht gleich, sobald sie zur Kenntniß der Monarchen gekommen, aufgehoben zu werden. 1818 ward er von Ludwig XVIII. in die Kammer der Pairs gerufen. Schon seit 1805 war Daru Mitglied des Nationalinstituts, und 1828 ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seit seinem Eintritt in die Pairskammer begann ein zweites Leben für Daru. Er begriff, daß unter dem Ruhm der Kaiserregierung zu viel Despotismus verborgen lag, um nicht darauf zu verzichten. Ihn durchdrang die Idee von einem Staate, wo König und Volk, Volk und König eins ist. Für einen Heerminister war dieß eine unerhörte Eroberung, ein fleckenloser Ruhm, ein wiedergefundenes Ziel für ein verlorenes Leben, die Gewißheit, nicht unnütz seinem Vaterlande zu sterben. Daru fand sich in seine Stellung. Er wurde eine der festesten Stützen der constitutionnellen Freiheit. Oft erhob er in der Kammer sich gegen die Maßregeln der Minister. Eine ernste Haltung, ein ungestümes Aufbrausen, eine bewegte und kühne Sprache, ein geistreicher, niederschmetternder Witz zeichnete ihn als Redner aus; die Pairskammer hörte ihn gerne. Aber nicht bloß auf der Tribune, sondern in der Akademie, in seinen eleganten und classischen Poesien, in seiner kräftigen und lebendigen Prosa legte er dieselbe Begeisterung der Vernunft für jene Grundsätze dar, denen er sein Leben geweiht hatte, dieselbe menschenfreundliche Gesinnung, die ihm die Liebe, wie die Verehrung seiner Familie erwarb und Aller, mit denen er umging. Seine Stunden waren getheilt zwischen der Freundschaft und der Literatur. Augenzeuge des Untergangs der venetianischen Freiheit, die mitten unter Marmorpalläsen, glänzenden Festen und der heroischen Erinnerungen ihre letzten Seufzer aushauchte — schrieb er die Geschichte Venedigs („Hist. de la rép. de Venise", 7 Bde., 1819; 2. Ausg., 8 Bde., 1821; 3. A. 1825; 4. A., 1828) und gab der Welt ein Muster historischer Kunst — immer fortschreitend mit den Begebenheiten, jedes Datum und jede Thatsache verbürgend, die Geschlechtsfolgen jeder Familie begleitend, kurz ein so reiches Lebensgemälde entfaltend, daß man sich wundert, wie in einem einfachen Freistaate sich so viele und so verwickelte Dinge begeben konnten, daß man aber auch begreift, was unter der Hand eines Sallust aus der Geschichte werden kann. (Vgl. die berichtigenden „Discorsi sulla storia Veneta del Sign. Daru" vom Grafen Dom. Tiepolo (Udine 1828 fg., 3 Bde., 16.) Daru schrieb ferner: „Das Leben Sully's"; „Hist. de Bretagne" (1826); „Notions statistiques sur la librairie, p. s. á la discussio des lois sur la presse" Paris 1827, 4.), welche ein allg. staatswirthschaftl. Interesse haben. Daru starb am 6. Sept. 1829 zu Paris an einem Schlaganfall.

Daruvar, 34° 55′ 40″ L., 45° 36′ 51″ Br., Marktflecken und Hauptort einer gräfl. Jankowitsch'schen Herrschaft in der slawonischen Gespannschaft Possega, mit 3000 Einw. (worunter viele Deutsche), einem prächtigen Schloß, einer katholischen, einer reformirten, einer griechischen Kirche, einer Normalschule, Seiden- und Wollweberei; warme Bäder, Seidebau, Marmorbrüche; römische Alterthümer.

Darwin (Erasmus), engl. Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. zu Elston bei Newark in der Grafschaft Nottingham 1732; studirte zu London und Edinburg Medicin, practicirte eine Zeitlang zu

Lichtfield, wo er einen botanischen Garten errichtete. Durch eine zweite Heirath zu einem ihn unabhängig machenden Wohlstand gelangt, verließ er Lichtfield und nahm seinen Aufenthalt zu Breadwall bei Derby, wo er eine Art von philosophischem Clubb errichtete, der ihn in den Verdacht der Freigeisterei brachte. Hier st. er 1802. Sein ganzes Leben war, nebst der praktischen Medicin, dem Studium der Mechanik und der Naturgeschichte gewidmet, und er ist als einer der genialsten Physiologen der neuern Zeit anerkannt. Sein darauf Bezug habendes Hauptwerk ist seine „Zoonomie, oder Gesetze des organischen Lebens" (2 Bde., Lond. 1794, 4., n. Aufl., 4 Bde., ebend. 1810, deutsch von Brandis, 1795—99). Ferner gab er heraus „Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drillplough". Dieses Werk kann als Seitenstück zu seiner Zoonomie angesehen werden (deutsch von Hebenstreit zu Leipzig). „Der botanische Garten, oder die Liebe der Pflanzen" („The botanic garden etc.", Lond. 1788, 2 Thle., mit Kupf.; n. Aufl. 1800): ein Gedicht voll philosophischer Ideen, das eine glühende Einbildungskraft zeigt. Das Linné'sche Sexualsystem dient zur Grundlage seiner Gemälde. Die Pflanzen stellt er hierin als empfindende Individuen, die Beziehung ihrer Geschlechter aufeinander als Liebe dar, und, um dieses Gemälde noch lebendiger und wundervoller zu machen, personificirt er sogar die chemischen Stoffe. Hatte Ovid die Menschen in Pflanzen verwandelt, so wandelt Darwin die Pflanzen in schöne Helden und Heldinnen um. Professor G. E. W. Crome hat „Abhandl. und Bemerk. über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus Darwin's „Botanic garden" herausgegeben (Hanover 1810). Hieran schließt sich (1789, 4.) „Te temple of nature, or the origin of society" („Der Tempel der Natur", 1808 von Kraus), ein ebenso originelles Lehrgedicht. Ferner hat Darwin Linné's „Systema vegetabilium" ins Englische übersetzt. Auch schrieb man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu: „A plan for female education in boardingschools" (Lond. 1797, 4.), das wahrhaft philosophische Ideen über die Erziehung des weiblichen Geschlechts enthält. Der Verf. der Makrobiotik, Staatsrath D. Hufeland, hat es für Deutschland bearbeitet („Anleit. zur phys. und moral. Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach Darwin mit vielen Zusätzen", Leipzig 1822) und als Eigenthum der berliner Louisenstiftung überlassen. Miß Seward hat „Memoiren über Darwin's Leben" 1804 herausgeg.

Daschkoff (Katharina Romanowna, Fürstin), geborene Gräfin Woronzoff, war 1744 geb. und wurde im 18. Jahre Witwe. Als Hofdame der nachmaligen Katharina II. von Rußland trug sie das Meiste zur Entthronung Peters III. und zur Thronbesteigung Katharina's bei. Beim Ausbruch der Verschwörung stellte sie sich in Männerkleidern mit dem Säbel in der Hand an die Spitze der Truppen und gewann sie durch eine wohlberechnete Rede für ihre und der Kaiserin Absichten. Dennoch fiel sie kurz darauf in Ungnade und lebte von Petersburg entfernt. Wissenschaft war ihre Lieblingsbeschäftigung. Den hohen Geist des Alterthums hatte sie durch das Studium der Griechen und Römer ganz in sich aufgenommen. Nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande ward sie 1782 Direktor der Akademie der Wissenschaften und Präsident der neu errichteten russischen Akademie. Sie hat Mehres in russischer Sprache geschrieben, Lustspiele u. a. m. Auch beförderte sie thätig die

Erscheinung des „Wörterb. der russ. Akademie". Sie starb zu Moskau 1810.

Dasymeter (griech.), ein von Otto von Guerike erfundenes Werkzeug, die Dichtigkeit der Luftschichten zu messen.

Datarie (dataria, von datare, einen Tag bezeichnen), der päpstl. Gerichtshof, in welchem die Gnadenverleihungen für das äußere Forum ausgefertigt werden, zum Unterschied von der Pönitentiarie, welche bloß Gnadenverleihungen für das innere Forum zum Gegenstand hat. Zu ersteren gehören die Collationen kleinerer reservirter Beneficien, Dispensationen von Ehehindernissen und Gelübden, die Vereinigungen, Trennungen und Aufhebungen der Kirchen, welche keine Consistorien haben, und kurz Alles, wobei der Papst außer dem Consistorium eine Gnade für das äußere Gericht verleiht. Während der Vacanz des römischen Stuhls ertheilt die Datarie keine Pfründen. Der Direktor dieses Gerichtshofs ist allezeit ein Prälat, und heißt Datarius, zuweilen auch ein Cardinal, der dann Prodatarius genannt wird. Er hat 2 Revisoren zur Seite und eine starke Kanzlei unter sich.

Datio in solutum (Rechtswiss.), die Abtretung gegen die Zahlung; eine Rechtswohlthat, vermöge deren der Schuldner, welcher das Geld der Zahlung nicht aufbringen kann, seinem Gläubiger, unter Bestellung gehöriger Sicherheit wegen der Gewährleistung, seine besten Sachen anbieten und solche nach dem durch gerichtliche Schätzung ausgemittelten Werthe an Zahlungsstatt überlassen kann.

Dativ (v. lat. Dativus), Gebe-, Zweck-, Beziehungsfall, der 2. Casus. Im Griechischen, Lateinischen und Slawischen wird der Dativ, wie die übrigen Casus, durch die Endung bezeichnet; in andern Sprachen, wie der hebräischen, englischen, französischen und italienischen, durch Partikeln. Die Deutschen bezeichnen ihn bald durch die Endlaute e, en und n, bald lassen sie ihn völlig unbezeichnet.

Dattelpalme (Phoenix dactylifera) wächst in den sandigen Strekken der heißen Klimate, vorzüglich in Asien und Aegypten; allein sie findet sich auch angebaut in Spanien, in Südfrankreich und Toulon, auf den Hières, ferner im Golf von Genua, zu Nizza u. a. a. Orten. In Griechenland und Sicilien wächst sie noch ziemlich vollkommen wild. Die Dattelpalme, deren Stamm gewöhnlich eine Höhe von 30—50 Fuß erreicht, ist eben diejenige, welche man in den Schriften der Alten u. d. N. Palmenbaum versteht, und deren Blätter man fälschlich Palmenzweige nennt. Der Mittelstrunk ist sehr stark und zähe, und gibt tüchtige Stöcke. Von den Blättchen derselben sind die untersten kürzer, die nach oben zu immer länger. Erstere gehen in bloße Stacheln über, die Uebrigen sind schmal, wie Grasblätter, auch an ihrer Spitze stechend. Die Früchte (Datteln) haben eine länglich runde, fast eichelähnliche, nur etwas dickere Gestalt, äußerlich ein röthlichgelbes Ansehen und enthalten, unter der dünnen glatten Schale, ein zuckersüßes, saftiges Fleisch, in dessen Mitte sich der harte, länglich runde, der Länge nach mit einer Furche versehene Samenkern befindet. Man sammelt sie theils noch unreif, theils halbreif, theils vollkommen reif, und zwar oft zu gleicher Zeit, indem die 3 Tage der Sammelzeit hinreichen, um die noch nicht vollkommenen reifen zu lassen. Die abgenommenen Datteln breitet man auf Strohmatten aus, wo sie bald weich und breiartig werden, dann

schwellen sie auf und werden gut, sodaß sie der Fäulniß nicht wieder unterliegen. Wenn sie getrocknet sind, kommen sie in die Presse, um den Zuckersaft aus ihnen zu ziehen. Dann packt man sie in Ziegen- oder Kalbfelle, oder in lange Körbe aus Palmenblättern. Diese ausgepreßten Datteln genießt das gemeine Volk; oder man begießt sie noch einmal mit ihrem Safte, bevor man sie einpackt, oder endlich man hebt sie unausgepreßt in Krügen mit Syrup auf. Die Datteln, welche aus Syrien und Aegypten kommen, sind zum Theil auf der Palme selbst getrocknet, oder sie werden kurz vor der Reife abgenommen und an Fäden aufgehängt getrocknet. Aus diesen wird gleichfalls ein dicker und süßer Syrup (Dattelhonig) gepreßt, dessen man sich anstatt der Butter zur Anmachung der Speisen, oder, der Gährung unterworfen, als Wein und Essig bedient. Viele Völker Afrikas und Indiens leben fast einzig von diesen Früchten. Sie kommen frisch oder getrocknet über Marseille, Genua, Venedig, Livorno und Triest in Handel, die vorzüglichsten (Königsdatteln) von Tunis. Medicinisch betrachtet, wirken die Datteln durch ihren Zuckerstoff erweichend und nährend, haben aber noch überdieß etwas gelind Zusammenziehendes, daher man sich ihrer im entkernten Zustande, in einer mäßigen Abkochung, als eines angenehmen, lindernden und beruhigenden Getränks, besonders bei entzündlichen Reizungen der Brust- und Athmungsorgane bedient. Wegen ihrer gelind adstringirender Eigenschaft werden sie auch bei Magenschwäche und überhaupt bei Krankheiten von Erschlaffung der Därme, sowie bei Nieren- und Blasenkrankheiten mit Vortheil angewendet. In neuerer Zeit sind die Datteln, mit Auswahl der bessern Sorten, da sie sich nicht lange wohlschmeckend und saftig erhalten, als Leckerei, oder auch unter dem Dessert bei Tafeln wieder mehr in Gebrauch gekommen. Seltener werden sie, wie Pflaumen, gebacken oder gedämpft, oder als Dattelmuß in Art von Aepfelmuß, oder auch in Torten (Datteltorten) auf Tafeln gebracht. Mit Zucker eingemacht werden sie caryotae genannt. — Eine andre Art von Dattelpalme, die Phoenix declinata, am Vorgebirge der guten Hoffnung, trägt Früchte mit einem lederartigen, geschmacklosen Ueberzuge, welche in ihrem Vaterlande u. d. N. wilder Kaffee bekannt sind, von den Hottentotten geröstet und wie Kaffee benutzt werden.

Datum heißt die Anzeige des Ortes und vorzüglich die Zeit der Ausstellung von Briefen und Handschriften. — Unter den römischen Kaisern bezeichneten die Ueberbringer der kaiserlichen Befehle mit dem Worte Datum den Tag, wo ihnen solche aufgetragen worden, oder sie dieselben überbracht hatten. Von den Merovingern, den ersten fränkischen Königen, schreibt sich der Gebrauch her, unter die Briefe, Urkunden ꝛc. dieses Wort zu setzen.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean Louis Marie), berühmt als Arzt und Naturforscher, geb. 1716 zu Montbar, studirte mit Eifer Medicin, prakticirte eine Zeitlang in seiner Vaterstadt und begab sich dann nach Paris. Hier widmete er sich, in Verbindung mit Buffon (s. d.), mit ausgezeichnetem Fleiße naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Er übernahm die Bearbeitung des anatomischen Theils von Buffons „Naturgeschichte der Quadrupeden", und löste diese Aufgabe mit einer Kenntniß, Bestimmtheit und detaillirten Anschaulichkeit, welche allgemein Bewunderung erregte und seinen Ruhm für immer begründete. 1745

ils Direktor des Cabinets der Naturgeschichte angestellt, ward dasselbe esonders durch seine Bemühungen eine der trefflichsten Anstalten in Pa- is. Mit unermüdlichem Eifer machte er Forschungen und Entdeckun- en im Gebiet der Mineralogie, der Pflanzenkunde und der Oekonomie. ils Mitglied der Akademie der Wissenschaften seit 1744, bereicherte er ie Denkschriften dieser Gesellschaft durch eine Menge anatomischer Ent- eckungen und durch Untersuchungen über die Geschlechter der Thiere, hre Unterscheidungszeichen, ihre Krankheiten, und über die Veredlung er Wolle. Auch machte er eine neue Methode bekannt, die Mineralien inzutheilen, welche noch immer geschätzt wird. In der Encyklopädie at er den naturhistorischen Theil bearbeitet, welcher sich durch Klarheit nd Gelehrsamkeit empfiehlt. An Buffons weitern Werken nahm er einen Antheil, welches denselben in Hinsicht der Anatomie wesentlich chadet. Ueberhaupt blieb er dem einfachen Gang der Natur treuer ls Buffon, dessen oft sonderbare Vorstellungen er nicht theilte. Im eifern Alter war das Studium der Wolleveredlung sein Lieblingsfach, elches ihn auch während der Revolutionsstürme lebhaft beschäftigte. Seine „Instruction pour les bergers“ (3. Aufl. 1796; ins Deutsche ibertragen von A. Wichmann) gibt herrliche Regeln in ihrem Fache, die urch seine Erfahrungen bewährt gefunden waren. Während Robes- ierre's Schreckensregierung ein Zeugniß seiner Bürgergesinnung beizu- ringen genöthigt, ließ er sich seiner Sektion als ein Schafhirt vorstellen, er mit Einführung spanischer Merinoschafe in Frankreich sich beschäftige. Nun durfte er ruhig seine Studien fortsetzen. Sein „Mémoire sur les ndigestion etc.“, welches in 3r Aufl. Paris 1798 erschien, und worin er Ipecacuanha täglich in sehr kleiner Dosis vorzüglich anpreist, wurde eutsch Wien 1808 und in 3. Aufl. 1810, auch Frankf. a. M. 1820 ibersetzt. Außerdem ist Daubenton noch Verfasser von einer Menge nderer gemeinnütziger Schriften. Mit einem von Natur schwachen Körper erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Sein Tod (31. Dec. 1799) war durch den Umstand merkwür- ig, daß er zum ersten Male der Sitzung des Senats (zu dessen Mit- glied ihn der erste Consul Bonaparte ernannt hatte) beiwohnte, als ihn in Schlagfluß traf, und er entseelt in die Arme seiner Freunde sank. Seine sterbliche Hülle wurde in dem Garten beerdigt, der seiner rastlo- en Thätigkeit seine Verschönerung verdankt.

Daudnagur, Handelsstadt am Sone, in der britisch-vorderindischen Provinz Bahar; hat 8000 H. mit 49.000 Einw., welche in Baumwolle eben, Opium fertigen und Handel treiben.

Dauer, die Größe des Daseyns in der Zeit. Man kann sie eintheilen in absolute und relative. Jene ist Größe des Daseyns in der Zeit überhaupt, diese die verhältnißmäßige Größe des Daseyns in der Zeit zweier oder mehrer mit einander verglichener Gegenstände. Ein Gegenstand mit größerer Dauer wird dauerhaft, der nach einer klei- nen vorübergehend genannt.

Daun, Kreis von 11 QM. im Reg.-Bez. Trier (preuß. Großherzog- thum Niederrhein), besteht aus einem Theil des Erzstifts Trier und aus er Grafschaft Gerolstein, liegt ganz in der Eifel, zum Theil in dem audesten Abschnitte derselben; mehre Berge waren Vulkane, wovon noch jetzt einige kraterförmige Seen und aufgethürmte Lavamassen zeu- gen. Der Boden ist daher wenig zum Ackerbau, desto mehr aber zur

Viehzucht geeignet. Es gibt Eisenbergwerke und Eisenhütten- und Hammerwerke. Die Einw. (20.220) sind bis auf Wenige Katholiken. — Der Sitz der Kreisbehörde ist im Flecken Daun (in alten Urkunden Duna, Dhune, Dune), ehemals Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, an der Lieser, in einer der höchsten Gegenden der Eifel, hat 576 Einw. und 3 Mineralquellen. Bei dem Orte liegt auf einem hohen Basaltfelsen die ehemalige Reichsveste Daun, der Stammsitz der Familie des Folgenden.

Daun (Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von), k. k. Generalfeldmarschall und Staatsminister, Sprößling einer alten und berühmten Familie, war zu Wien 1705 geboren. Sein Großvater und Oheim hatten dem kaiserl. Hofe als Generalfeldmarschälle gedient; gleichen Ruhm erwarb sich sein Vater, dessen glänzendste Periode in den spanischen Erbfolgekrieg fällt. Leopold Joseph verdunkelte den Glanz seiner Vorfahren. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, nahm aber aus Neigung zu den Waffen das Malteserkreuz und trat in östreichische Dienste. Schon 1725 ward er Oberst. Er errang die ersten Lorbern in dem Türkenkriege von 1737—39 als Generalmajor, ward dann Feldmarschalllieutenant und trug im östreich. Erbfolgekrieg zur Belagerung Prags, zur Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein viel bei. Sein kluges Benehmen bei einem Zuge über den Rhein und, nach Ablegung des Malteserkreuzes, seine Verheirathung mit der Gräfin von Fur, einer Günstlingin Marien Theresiens, verschafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters und endlich 1757 die eines Generalfeldmarschalls. In dieser Eigenschaft befehligte er die östreichischen Heere im siebenjährigen Kriege. Er zog dem Könige von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Kolin (s. d.) entgegen und lieferte hier die Schlacht (d. 18. Juni 1757), wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben und Böhmen zu räumen. Ungeachtet er mit höchster Klugheit und Vorsicht handelte, so erlitt er dennoch bei Leuthen, Torgau und mehren Orten empfindliche Niederlagen. Außer der Schlacht bei Kolin ist sein größtes Unternehmen der Ueberfall bei Hochkirchen (s. d.), in der Nacht vom 14. Oct. 1758. Hier würde er das ganze preuß. Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit seiner Colonne zu spät angekommen wäre. Bei Torgau (3. Nov. 1760) ward ihm der schon gehoffte Sieg in Folge seiner Verwundung und durch Ziethen's Entschlossenheit entrissen. Auch zwang er den preußischen General Fink (s. d.) am 21. Nov. 1759, bei Maxen sich mit 11.000 Mann gefangen zu ergeben. Man hat Daun's zögernde, nur selten eine große Entscheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt; allein sie hatte weder Unkunde noch Unentschlossenheit zum Grunde, sondern entsprang aus der richtigen Beurtheilung seines großen Gegners. Einem Feldherrn wie Friedrich, der, ohne einem Höhern zur Rechenschaft verpflichtet zu seyn, die kühnsten Unternehmungen, bei denen sein hoher Geist nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte, dem diese Kühnheit gewissermaßen abgenöthigt wurde durch die Menge seiner Feinde, denen er nur dadurch widerstehen konnte, daß er sie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, schnell nach einander besiegte, konnte der in seinem Wirkungskreise abhängige Daun nicht besser widerstehen, als wenn er sich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich selbst erkannte, welchen gefähr-

lichen Gegner er an Daun habe. Gegründeter ist der Tadel, daß Daun nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verstand. Maria Theresia verlieh ihm das erste Kreuz des zum Andenken der Schlacht bei Kolin gestifteten Maria-Theresien-Ordens, und stets achtete die edle Monarchin Daun's rechtschaffenen Charakter. Mit Recht wird er für den Verbesserer der östreich. Infanterie gehalten; auch die Militärakademie zu Wienerisch-Neustadt verdankt ihm ihren Ursprung. Er st. zu Wien 1766. Mit seinem Sohne erlosch der männliche Stamm dieses berühmten Hauses.

Dauphin (fr.), Titel des Thronerben von Frankreich bis zur Revolution 1830. Seit Humbert II. 1349 die Dauphiné an Karl von Valois, Enkel Königs Philipps VI. von Frankreich, unter der Bedingung abtrat, daß der älteste Sohn des Königs stets diesen Titel führen sollte, gebräuchlich. Starb der Dauphin, so erbte sein Sohn, hatte er keinen, ein ältester Bruder den Titel. Nur unmittelbare Descendenten des Königs konnten den Titel führen, daher hieß ein Bruder des Königs nie Dauphin. Dauphin war übrigens bloß ein Titel, der kein Recht auf die Provinz selbst oder deren Einkünfte gab. Die Gemahlin des Dauphins hieß Dauphiné. Die Beherrscher der Dauphiné führten den Titel seit der Mitte des 12. Jahrh. Wahrscheinlich war Dauphin Taufname, den in Dynast der Dauphiné zu Ehren eines verwandten Grafen v. Vienne, der so hieß, angenommen, etwa wie alle Fürsten v. Reuß Heinrich heißen. Erst von dem Namen scheint der Delphin in das Wappen gekommen und auch ein Schloß danach benannt worden zu seyn, nicht aber hatten das Wappen oder das Schloß, wie man gemeint hatte, den Namen veranlaßt. — Dauphin heißt auch eine Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Pennsylvanien, in den blauen Gebirgen und am Susquehanna; hat 43 QM. mit 32.400 Einw. Der Hauptort darin ist Harrisburgh.

Dauphiné, ehemals Provinz und General-Gouvernement in Frankreich zwischen der Rhone und den Alpen, bewässert von der Isère, Durance, Drôme und andern Nebenflüssen der Rhone, durch die Alpen gebirgig und rauh (Ober-Dauphiné), jedoch mit guten Viehweiden, auch auch flach (Nieder-Dauphiné), mit fruchtbaren Feldern, gutem Weinbau (vin d'ermitage, côte rotie). Man treibt Bergbau (Silber, Kupfer, Blei, Eisen) und damit verbundene Beschäftigung, Seidenbau u. s. w. Jetzt ist die Dauphiné in die Departements Isère, Drôme und Oberalpen getheilt. — Die Dauphiné war sonst Theil des burgundischen Reichs und schied sich um 889 von demselben, wo es eigne Dynasten beherrschten, bis das Land 1349 an Frankreich kam (s. d. vor. Art.).

Dauurien, Landschaft im russ. Gouvernement Irkutzk, von China durch den Argun getrennt, mit der Hauptstadt Nertschinsk. Von ihr hat das dauurische Gebirge den Namen, ein Zweig des mongolischen, mit dem Apfelgebirge (Jabloniy Chrebel), nertschinskischen und Stannowoi-Gebirge, hohe jähe Gebirge zwischen der Selenga und Argun, die am Meere hinab sich bis zum tschukischen Vorgebirge verbreiten, und reich an Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Zink, Spiesglas, Quecksilber, Braunkohlen ꝛc. sind. Aus demselben strömen der Chilok, Witim, Olekma, Karenga, Ujusa, Oldekon, Onow, Ingoda, Amur, Argun ꝛc. Die Dauu-

ren oder Dauri, welche die chinesische Seite des daurischen Gebirges bewohnen, gehören zu den Mandschuren.

Davenant (Sir William), ein verdienstvoller engl. Dramatiker, Sohn eines Gastwirths, wurde 1605 zu Orford geboren. Schon in seiner Jugend bekundete er Anlagen zur dramatischen Dichtkunst durch einige Schauspiele, welche mit Beifall aufgenommen wurden und wodurch er die Stelle eines Hofpoeten erhielt, die durch den Tod Johnsons erledigt war. Seitdem schloß er sich aufs engste an die Partei des Königs. Schon zu Anfange der Rebellion ließ ihn das Parlament verhaften. Von dieser Zeit an bis zur Restauration war sein Leben eine Kette von Glücks- und Unglücksfällen. Kurz vor dem tragischen Ende Karls I. verließ er England und erschien bei der geflüchteten Königin in Frankreich. Dann diente er bei dem königl. Heere gegen die Rebellen; wurde zur Belohnung mit einem Ritterorden beehrt; ging zur kathol. Kirche über; erhielt den Auftrag, eine Colonie von Handwerkern nach Amerika zu führen; wurde durch einen Sturm an die Küste von England verschlagen; gerieth von Neuem in Gefangenschaft, und erwartete schon seine Hinrichtung, als Milton, der bei den Rebellen viel galt, ihm durch seine Vermittelung das Leben rettete. Davenant mußte in England bleiben. Da die Schauspielhäuser geschlossen waren, wirkte er sich bei der Regierung die Erlaubniß aus, das Publikum zu einer Art musikalischen Unterhaltungen einladen zu dürfen. Bald wurden aus diesen Schauspiele, die man Opern nannte. Er verbesserte die englische Bühne wesentlich und erweiterte die Grenzen der Kunst auf dem engl. Theater. Durch sein episches Gedicht: „Gnedibert", hoffte er die Palme der Unsterblichkeit zu erringen. Dieses und einige andre Gedichte findet man in Anderson's „British poets", Bd. 4. Er st. 1668. Man ehrte ihn durch ein Begräbniß in der Westminsterabtei, und sein Leichenstein erhielt dieselbe naive Inschrift, wie das Monument Ben. Johnsons: „O seltener Sir William Davenant!" Dieser Auszeichnung ungeachtet, hat sich kein's seiner 20 Schauspiele auf dem Theater erhalten. Davenants dramatische Geschicklichkeit und Correctheit konnte den Mangel des höheren und kräftigern Genies in seinen Werken nicht verbergen. Das Verdienst aber bleibt ihm, manche Unschicklichkeit vom engl. Theater verbannt und zu der correcteren Manier, deren sich mehre engl. Schauspieldichter bald nach ihm befliſſen, die erste Veranlassung gegeben zu haben. Auch ist er, soviel man weiß, der erste Schauspieldirektor gewesen, der die weiblichen Rollen von Frauenzimmern und nicht mehr, wie bis dahin üblich war, von Knaben geben ließ. 1673 erschienen seine sämmtlichen Werke zu London in Fol.

David (hebr. der Geliebte), der größte König von Israel, heiliger Dichter und göttlich erleuchteter Seher, war der jüngste Sohn Isai's, aus dem Stamme Juda, und wurde zu Bethlehem um 1085 v. Chr. geboren. Die Natur hatte ihn mit seltenen Gaben reichlich ausgestattet, und seine schöne Gestalt, seine einnehmende Gesichtsbildung, verbunden mit einer über sein ganzes Wesen ausgegossenen Anmuth, zeichneten ihn auf das Vortrefflichste aus. Musik und Poesie waren die Gespielen des heranreifenden Jünglings; dabei hütete er die Heerden seines Vaters, welche er durch seine Kühnheit und Geistesgegenwart gegen die wilden Thiere schützte. In seinem 28. Jahre salbte ihn der Prophet Samuel auf Befehl Jehovah's, welcher den König Saul verworfen hatte, an dessen

Stelle zum Fürsten über Israel. An Sauls Hof als Sänger und Mu-
ker berufen, zerstreute er durch sein liebliches Saitenspiel nicht selten
essen ungewöhnliche Gemüthskrankheit, und wußte sich so sehr die Gunst
ieses Monarchen anzueignen, daß ihn dieser zu seinem Waffenträger er-
annte und ihn verschiedene Male an die Spitze einer Heeresabtheilung
ellte. David that sich durch eine Reihe glänzender Thaten hervor; er
berwand den Riesen Goliath, schlug mit seiner Schar die Philister in
ehren Treffen und zog jedesmal wie im Triumphe unter dem lautesten
ubelrufe des Volkes in die Königsstadt zurück. Durch diese Großtha-
en erkämpfte er sich Sauls Tochter, Michol, zur Gemahlin und dessen
ohn Jonathan fesselten seine vortrefflichen Eigenschaften dergestalt, daß
r sich zur unverbrüchlichsten Freundschaft zu ihm hingezogen fühlte. Da-
ids Ruhm stieg mit jedem Tage; aber auch Sauls Eifersucht, und
war so, daß er ihm nach dem Leben strebte und der junge Held sich
ur Flucht genöthigt sah. Aber sein Vertrauen auf Jehovah und die
freundschaft des liebenswürdigen Jonathan, waren ihm Quellen des
Trostes und der Erheiterung in den wüsten Steppen, die er unstät durch-
rrte. Endlich fand er mit seinen Getreuen bei Achis, dem Philisterkö-
ig zu Gath, ein Asyl, der ihm die Stadt Sikelez anbot, von wo aus
r die Amalekiter u. a. Feinde Israels bekriegte. Nach Sauls Tod
1055 v. Chr.) zog er gegen Hebron, wo ihn Juda zum König ausrief,
ndeß die übrigen Stämme Sauls Sohn, Isboseth, wählten, nach dessen
rmordung erst David zum Besitz des ganzen Reichs gelangte. Seine
rsten Unternehmungen waren gegen die Jebusither gerichtet; er eroberte
erusalem und die Burg Sion, die er zu seiner Residenz und zum Auf-
nthaltsorte der Bundeslade und der Gesetztafeln erkor. Hierauf erwei-
erte er die Grenzen seines Reichs durch mannigfache Eroberungen.
Noab, Ammon, Amalek und die Philister mußten seinem Scepter huldi-
en; er legte Besatzung in das alte und reiche Damaskus; Syrien
ard ihm zinsbar und Edom beugte sich unter seine Hoheit. In diesen
eichen Ländern hatte er unermeßliche Beute gemacht, und neue Quellen
es Reichthums öffnete er seinen Staaten durch Besitznahme der beiden
m arabischen Meerbusen gelegen Häfen Elath und Eziongeber, wodurch
ie Schifffahrt und der Handel nach fremden Landen ungemein befördert
urde. Durch Verbesserung der Gerechtigkeitspflege und der Staatshaus-
altung zeigte er sich als wohlthätiger Regent, und durch Beförderung
er Künste, besonders der plastischen, suchte er sein Volk auf eine höhere
Bildungsstufe zu heben. In Jerusalem ließ er sich durch tyrische Archi-
ekten einen prächtigen Pallast aufführen, und bereitete den Tempelbau
or, den sein Nachfolger vollendete. Die Feier des äußern Gottesdien-
es erhob er zu der glänzendsten Pracht; er ordnete zu dessen Verherr-
chung auf der Burg Sion Chöre von Musikern und Sängern, und
elebte denselben noch feuriger durch seine, im höchsten Schwunge der
Gottbegeisterung gedichteten Gesänge. Unter ihm erreichte daher die
yrische Dichtkunst seiner Nation ihre höchste Stufe von Ausbildung (s.
Psalmen). Davids Ehebruch mit der Bethseba und der damit verbun-
ene, an ihrem Gatten verübte Mord, verdunkeln zwar seinen Glanz;
ndeß erkannte er auf die sinnreiche Parabel des Propheten Nathan sein
chweres Vergehen, und sein Reugefühl ergoß sich in dem bekannten
errlichen Psalm: „Erbarm dich mein, o Gott!“ Kurz hierauf stiftete
ein Sohn Absalom wider ihn eine Verschwörung, bei dessen Ausbruch

er aus Jerusalem fliehen mußte. Das tragische Ende des pflichtvergessenen Sohnes verursachte Davіden den bittersten Schmerz, auf den kurz nachher die Schrecken einer neuen Empörung durch Sabir folgten, welche jedoch durch dessen Hinrichtung glücklich gedämpft wurde. Durch die Zählung der streitbaren Männer, die David in der Trunkenheit seines Kriegsglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergestellt werden; sie ließ Eroberungspläne fürchten. Auch ließen die Priester den König bald fühlen, wie er dadurch vom Gesetz abweiche. Gegen das Ende seines Lebens fiel David in eine große Entkräftung; er st. 1014 v. Chr. in seinem 70. Jahre nach 40jähriger Regierung, und hinterließ seinem Liebling Salomon, den er, mit Umgehung des ältesten Sohnes Adonai, noch bei seinen Lebzeiten zum König hatte salben lassen, Thron und Reich. Wenige Monarchen haben solches Andenken in den Herzen ihres Volkes hinterlassen, wie David. An seinen Namen hefteten die Israeliten das Ideal von Volksglück und Nationalruhm. Die Epoche seiner Regierung war durch große Männer verherrlicht: Feldherren, wie Joab; Dichter, wie Asaph. Die heilige Urkunde nennt uns seine Staatsräthe, seine vornehmsten Helden, mit Aufzählung ihrer Thaten. Vgl. Chandler's „Krit. Lebensgeschichte David's", übers. mit Anmerk. von Diderichs (Bremen 1777 — 80, 2 Bde.); Niemeyer's „Charakteristik der Bibel", 4 Bd.; Heße's, „Idiognomik David's" (Jena 1784).

David (Jacques Louis), der erste Maler und Stifter der neuern franzöſ. Schule, welcher zuerst wieder unter den franzöſ. Malern das strenge Studium der Antike und der Natur einführte und so mit kräftigem Einfluß einen reinern Styl und richtigere Zeichnung bewirkte, als sie noch je in Frankreich geherrscht hatten. David war zu Paris 1748 geboren. Seine großen Talente entwickelten sich unter Vien's Anleitung zum Erstaunen. Schon 1772 wurde ihm der von der Akademie ausgesetzte Preis für sein Gemälde: der Kampf der Minerva mit Mars im Beistande der Venus, zu Theil. 1774 ging er nach Rom und widmete sich vorzüglich der großen Historienmalerei. Als er 1784 abermals nach Rom kam, malte er sein Meisterstück, der Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte. Diesem allgemein bewunderten Gemälde folgten: Belisar, Sokrates's Tod und 1788 Paris und Helena. Auch als Portraitmaler lieferte er Vorzügliches. Sein Ruhm stieg in Paris ungemein. Während der Revolution war er eifriger Republikaner. 1789 führte er sein großes Gemälde: Brutus, seine Söhne zum Tode verdammend, aus. Auch gab er die meisten Ideen zu den zahlreichen Denkmälern und republikanischen Festen jener Zeit. 1792 wurde er Wähler von Paris, darauf Mitglied des Nationalconvents und des Sicherheitsausschusses; Freund von Marat und Robespierre, predigte er während der Schreckensregierung die Grundsätze der wüthendsten Jakobiner und stimmte für den Tod des Königs. 1794 war er selbst Präsident des Convents. Nach Robespierre's Sturze zwei Mal verhaftet und mit dem Tode bedroht, ward er von der Revolutionswuth geheilt. In dieser Zeit malte er u. A.: die Ermordung von Marat und Pelletier, der Schwur im Ballhause und Ludwigs Eintritt in die Nationalversammlung vom 4. Febr., welches Gemälde er 1790 dem gesetzgebenden Körper verehrte. 1799 stellte er seine Sabinerinnen (der Culminationspunkt seines Talents) aus, zeigte sie mehre Jahre für Geld und soll

ich damit 100.000 Fr. erworben haben. Glücklich vereinte er die Ma-
nier eines Raphael, Correggio und Michel Angelo. Auf Befehl Napo-
leons, der David 1804 zu seinem ersten Hofmaler ernannte, verfertigte
er mehre große Gemälde, u. a. eine Darstellung der Krönung des Kai-
sers und der Adlervertheilung. Auch gehören zu seinen berühmtesten
Werken aus dieser Zeit mehre Abbildungen des Kaisers, besonders wie
er als Consul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die
Bahn zum Ruhme zeigt. 1814 malte David den Leonidas, sein letztes
Gemälde in Paris. Mit diesem Bilde entfernte er sich wieder von
einem frühern Kunstsystem. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war,
ernannte er David zum Commandanten der Ehrenlegion. Nach Lud-
wigs XVIII. zweiter Einsetzung ward er 1816 als Königsmörder nebst
den übrigen Regiciden aus Frankreich verbannt. Er wählte Brüssel zu
einem Aufenthaltsorte. Auch wurde er bei der neuen Einrichtung des
Instituts im April 1816 davon ausgeschlossen. In Brüssel malte er,
außer den Portraits seiner vertrauten Freunde (worunter das des Abbé
Sièyes mit großer Sorgfalt ausgeführte eins seiner besten Bildnisse),
einen Telemach, eine Eucharis; vollendete sein Gemälde: Amor, der
beim Anbruch der Morgenröthe Psyche verläßt, welches seine Lands-
leute den besten Erzeugnissen Poussins an die Seite setzen, obwohl Psyche
augenscheinlich aus einem Maison de reception entlehnt ist, während
der Liebesgott nach David's eigenem Geständniß ursprünglich ein Zigeu-
nerjunge war. Sein neuestes, 1824 in Brüssel ausgeführtes Gemälde:
Mars, den Venus, Amor und die Grazien entwaffnen, fand in Paris
den größten Beifall. Bei der Thronbesteigung Karls X. rieth einer
seiner Freunde ihm, ein Portrait des Königs zu malen und es in die
Tuillerien zu schicken; dieß würde zuverlässig seine Zurückberufung nach
Frankreich zur Folge haben; aber mit seinem gewöhnlichen grimmigen
Lächeln verweigerte es der alte Republikaner. Er starb den 25. Dec.
1825 zu Brüssel, ohne die Heilsmittel der Kirche empfangen zu haben,
deßhalb die Geistlichkeit ihm ein christliches Begräbniß verweigerte, und
er heimlich beerdigt wurde. Die Urtheile über diesen Künstler sind ver-
schieden. Aber einstimmig hat man ihm das Lob der correctesten Zeich-
nung und eines glücklichen Colorits zuerkannt. Die vorzüglichsten sei-
ner Gemälde, wie der Schwur der Horatier, die Sabinerinnen, sind von
der französ. Regierung angekauft und in der Gallerie des Pallastes
Luxembourg aufgestellt. Der Kupferstecher Moreau hat die besten sei-
ner Werke ganz in seinem Geiste durch den Grabstichel verewigt. Aus
David's Schule gingen Drouais, Gerard, Girodet, Gros, Guerin u. m.
A. hervor. Sein Leben beschrieb M. A. Th., Brüssel 1826, deutsch
von E. S., Quedlinb. 1827.

Davila (Arrigo Caterino), ein berühmter italienischer Staatsmann
und Geschichtschreiber, der Sohn eines angesehenen Cypriers, war geb.
1576. Durch seinen Vater, der von der Insel Cypern, als diese eine
Beute der Türken wurde, nach Venedig geflüchtet war, kam Davila schon
in seiner Kindheit in Verbindung mit dem französischen Hofe, unter dessen
Schutze er in der Normandie erzogen wurde. In der Folge nahm ihn
der König unter seine Pagen auf, bis zu seinem 18. J., wo er in fran-
zösische Militärdienste eintrat. 1599 kehrte er auf Verlangen seines Va-
ters nach Italien zurück, trat als Offizier in venetianische Dienste, stieg
daselbst von einer Stufe zur andern, bekleidete die Stelle eines Gouver-

neurs in Dalmatien, in Friaul, auf der Inſel Kandia und galt in Venedig für den erſten Mann nach dem Doge. Er ward hierauf Statthalter von Brescia und kam 1631 im Flecken St.-Michel, bei Verona, im Streite mit einem gemeinen Menſchen, den er um einen Wagen zur Fortſchaffung ſeiner Effecten anſprach, durch einen Flintenſchuß ums Leben. Es iſt ſchwer, genau den Rang zu beſtimmen, den er als pragmatiſcher Geſchichtſchreiber neben Machiavelli und Guicciardini einnehmen ſoll. Nur über Dieſe darf man ihn nicht ſtellen. Seine „Storia delle guerre civili di Francia“ 1559—98 (Venedig 1630, 4., und mehrmals, in mehre Sprachen überſetzt; deutſch von B. Reith, Leipz. 1792—95, 5 Bde.) iſt ein claſſiſches Werk über die bürgerlichen Kriege in Frankreich, obgleich etwas zu parteiiſch für Katharina von Medicis, der Davila alle Wohlthaten verdankte.

Davis (John), ein engliſcher Seefahrer, geb. zu Sandridge in Devonſhire, widmete ſich früh dem Seedienſte. 1585 verſuchte er mit 2 Schiffen eine nordweſtliche Durchfahrt nach Oſtindien zu entdecken. An der Spitze von Grönland konnte er vor dem Eiſe nicht landen. Er wandte ſich daher nordweſtlich und erblickte unter 64° 15′ N. Br. in Nordoſten ein mit grünenden Inſeln umgebenes Land, deſſen Einw. ihm zu erkennen gaben, daß im N. u. W. ein großes Meer ſey. Ueber 2 Grad nördlicher ſegelnd, kam er in den Theil des Baffinmeeres, welcher zwiſchen der ſüdweſtlichen Küſte von Grönland und der ſüdöſtlichen Küſte des Baffinlandes gelegen iſt, und von ihm zuerſt durchfahren für eine Straße und den Eingang zu dem Baffinmeere gehalten wurde — daher Davisſtraße genannt. Ein großes Eisfeld, das man für eine Inſel hielt (auf den Charten Jamesinſel), gab dazu die Veranlaſſung. Das Nichtdaſeyn derſelben hat Capitän Roß jüngſt dargethan. Indeß führt der ſüdliche Theil des Baffinmeeres noch immer den Namen Davisſtraße fort. — Davis machte noch 2 Reiſen (1586 u. 87) in gleicher Abſicht, ward aber jedes Mal durch das Eis an der Erreichung ſeines Zwecks, durch deſſen Verfolgung ſich Baffin ſpäter ſo berühmt machte, gehindert. Später befehligte er ein Kriegsſchiff gegen die Spanier, diente bei mehren Gelegenheiten als Steuermann und ward 1605 auf einer Fahrt nach Indien von japaniſchen Seeräubern getödtet.

Davisſtraße, ſ. Davis.

Davouſt (Louis Nicolas), geb. d. 10. März 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer adeligen Familie, war mit Bonaparte zugleich auf der Militärſchule zu Brienne. 1785 ward er Unterlieutenant im Cavallerieregiment Royal Campagne, 1790 Chef eines Volontärbataillons und zeichnete ſich unter Dumouriez in den Schlachten von Jemappe und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht von Neerwinden mit Koburg unterhandelte, entwarf Davouſt das kühne Unternehmen, ſich des Erſtern, in der Mitte ſeiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Im Juni 1793 zum General ernannt, ward er durch das Dekret, welches alle Adeligen entfernte, außer Thätigkeit geſetzt, die ihm doch der 9. Thermidor wiedergab, wo er in der Moſelarmee der Belagerung von Luxemburg beiwohnte. Hierauf diente er unter Pichegru bei der Rheinarmee, ward in Mannheim gefangen, aber bald wieder ausgewechſelt, und zeichnete ſich bei dem Rheinübergang 1797 durch kluge Anführung ſowohl als durch perſönliche Tapferkeit aus. In den italien. Feldzügen

nter Bonaparte glänzte er ebenfalls durch kriegerische Bravour; ebenso n Aegypten, wo er nach dem Treffen von Abukir das Dorf angriff und roberte. Mit Desair zurückkehrend, wurden sie nahe an der franz. Küste on den Engländern gefangen, nach Livorno zum Admiral Keith geführt, ber nach einem Monate wieder freigegeben. Bonaparte ernannte Davoust zum Divisionsgeneral und Oberbefehlshaber der Cavallerie bei der rmee von Italien. Wegen bewiesener persönlicher Tapferkeit in der chlacht von Marengo (1800) ward er Chef der Grenadiere der Consuargarde; nach der Thronbesteigung Napoleons (1804) aber Reichsmarchall, Großkreuz der Ehrenlegion und Generaloberst der Grenadiergarde. In der Schlacht von Austerlitz (1805) behauptete er die wichtige Rückaltstellung des rechten Flügels. Nach dem preßburger Frieden blieb r mit seinem Corps in Deutschland stehen. Im Kriege mit Preußen 1806) gewann er die Schlacht von Auerstädt gegen überlegene Anzahl urch geschickte Dispositionen und rasche, unerschütterliche Tapferkeit, wo ür ihm Napoleon der Titel und Dotation als Herzog von Auerstädt urde. In dem Feldzuge 1807, wo er fortwährend ein Armeecorps ommandirte, bewährte er mehrmals sein Talent als Feldherr. Nach em tilsiter Frieden blieb er in Warschau, ging dann nach Breslau und ard, da die große Armee aufgelöst wurde, zum Oberbefehlshaber der heinarmee erhoben. Bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit Oestreich 1809) waren seine Märsche durch die Oberpfalz an die Donau und die age von Regensburg eine sehr gefährliche Aufgabe. Er hatte wesentlichen ntheil an der Schlacht bei Eckmühl und erhielt dafür, nachdem er die chlacht von Wagram durch Umgehung des linken östr. Flügels entschieden, ie Würde eines Fürsten von Eckmühl. 1811 ward er Generalgouverneur der 3 hanseatischen Departements. Am 20. Nov. ließ er den ath Becker (s. d.) in Gotha aufheben. Beim Ausbruch des russischen eldzugs (1812) erhielt er das erste Armeecorps und machte seine groen militairischen Talente bei Mohilew, Borodino u. s. w. von neuem eltend. Auf dem Rückzuge von Moskau war er aber vom Glücke icht begünstigt und erlitt mit seiner Heerdivision sogar eine Niederlage. im März 1813 sprengte er die Elbbrücken zu Meißen und Dresden; n Sommer d. J. rückte er mit 50.000 Mann Franzosen und Dänen n Mecklenburg ein, zog sich aber, ungeachtet ihm keine bedeutende Macht ntgegenstand, bald hinter die Steckenitz zurück. Es war für Hamburg (s. d.) und die hanseatischen Departements ein Unglück, daß er, bgleich Generalgouverneur derselben, die Erhaltung des Militairs über lle Beachtung der großen Leiden jener Distrikte und besonders Hamburgs setzte. Die geheime Polizei und das Verhaften verdächtiger oder ur verdächtigscheinender Personen, besonders wenn sie begütert waren, leigerte die damalige Existenz der Hamburger zur wahren Höllenwarter. Doch wurde er von der zahlreichen Belagerungsarmee nicht sehr gedrängt, erlor aber an Wunden und Krankheiten 11.000 Mann. 1814 erschien n Paris eine von ihm verfaßte Vertheidigungsschrift über sein Verhalen; Niemand hat ihn je gerichtlich über seine damalige Handlungsweise elangt. Nach Napoleons Abdankung blieb er indeß ohne Anstellung; ard aber bei seiner Rückkehr (März 1815) vom Kaiser zum Kriegsiniister ernannt. Als die Verbündeten, nach dem Siege bei Waterloo, sich Paris näherten, schloß er als Commandant en Chef eine Militairconvention (3. Juli 1815) mit Blücher und Wellington ab, welche

das Heer ungestört hinter die Loire zu führen erlaubte. Er unterwarf sich bald Ludwig XVIII. und übergab den Rest seiner Truppen (45.000 Mann) an Macdonald. Von dieser Zeit an traf ihn des Königs Ungnade, die sich namentlich in der Verweisung aus Paris und Wegnahme seines Bildnisses aus dem Saale der Marschälle aussprach. Später wurde er wieder bei der Armee angestellt und 1819 zum Pair von Frankreich ernannt, in welcher Eigenschaft er sich jedoch bis an seinen am 1. Juni 1823 erfolgten Tod nie bemerkbar gemacht hat, indeß rechnete man ihn zu den Liberalen. Blinde Anhänglichkeit an Napoleon, Härte gegen die Soldaten, Streitsucht mit den ihm Gleichstehenden, Mißtrauen gegen alle Deutsche bis zur Barbarei in Handlungen, außerordentliche Umsicht, bedeutende Theorie und schlaue Gewandtheit in den größten Kriegsangelegenheiten, Ehr- aber nicht Geldgeiz waren die hervorstechendsten Eigenschaften dieses Feldherrn. Sein Sohn (geb. 1810) erbte die Pairswürde und damit ein Majorat von 30.000 Fr.; er reiste Mitte März 1832 im Gefolge des franz. Gesandten am russischen Hofe, Herzogs von Treviso, nach Petersburg.

Davy (Sir Humphry), einer der scharfsinnigsten Chemiker neuester Zeit, geb. 1779 (nach Andern 1775) zu Penzance in der engl. Grafschaft Cornwallis, ward Lehrling in einer Landapotheke, kam aber durch D. Beddoes nach Bristol, wo sich seine außerordentlichen Talente schnell entwickelten und er einen Cursus über Chemie hielt. Der Ruf, welcher ihm derselbe verschaffte, veranlaßte seine Erhebung zum Professor der Chemie an der Royal Institution in London, und nun konnte er chemische Versuche von größerer Bedeutung unternehmen. Seine Vorlesungen fanden den größten Beifall. 1813 zog er sich zurück und lebte nur sich und der Wissenschaft. Er war auch Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Seinen Ruhm verdankte er den wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Chemie, besonders unter Anwendung großer galvanischer Batterien, wie die der Metallität der Kalien, auch für technische Zwecke, z. B. einer Sicherungslampe in Bergwerken, die wir in seinen trefflichen Schriften verzeichnet finden, welche fast sämmtlich ins Deutsche übersetzt sind. Eins seiner gemeinnützigsten Werke ist seine „Agriculturchemie" (deutsch von Wolf, Berlin 1814). 1815 ging er nach Paris, lebte einige Jahre in Frankreich und Italien und versuchte 1820 in Neapel vergeblich, herculanische Rollen zu entwickeln. Im Sommer 1824 reiste er nach Norwegen, um wissenschaftliche Forschungen anzustellen, wozu ihm die Admiralität ein Dampfschiff zu seiner Verfügung stellte. Er überzeugte sich dadurch von dem glücklichen Erfolge seines Verfahrens, das Beschlagen der Schiffe mit Kupfer durch Anbringung des Eisens in gewisser Quantität für längere Dauer zu sichern. Zugleich wurden unter seiner Anleitung durch chronometrische Beobachtungen die trigonometrischen Messungen von Dänemark und Hanover mit der Messung von England verknüpft. Davy lebte seit 1827 in Italien und legte seine Stelle als Präsident nieder. Auf der Rückreise starb er zu Genf den 28. Mai 1829, ein Vermögen von 30.000 Pf. St. hinterlassend. Seine Bibliothek nebst einer Jahrrente vermachte er seinem Bruder. Sein Testament schließt mit der Verfügung, daß man ihn begraben solle, wo er sterbe. Natura — sagt er — curat suas reliquias.

Day (Thomas), beliebter Jugendschriftsteller, geb. 1748 zu London;

1789. Einige seiner Romane sind ins Deutsche übersetzt worden, u. „Sandfort and Merton“ von J. H. Campe (Braunschw. 1788) und „little Jack“ von C. F. Weiße (Leipz. 1793). Unter seinen Gedichten zeichnen sich aus: „The devoted Legions“ (1776) und „The desolation of America“ (1777).

D dur, harte Tonart, die den D Ton zum Grundton und 2 Kreuze vorgezeichnet hat, wodurch f und c zu fis und cis werden.

Deal, Stadt in der Grafschaft Kent (England) am Kanale; hat 2 Forts, guten, durch Dünen geschützten Landungsplatz, großen Handel, Zollhaus, Schiffsmagazine, 1300 Häuser mit 6800 Einw. Hier landete Julius Cäsar bei seinem ersten Zug nach Britannien.

Deba, Hauptstadt des Reichs Urna Desa in Tibet (Hinter-Asien) am Flusse Tiltil, liegt 14.950 Fuß hoch (nach Hassel), hat eine Residenz des Lama, Nonnenkloster und einen Tempel des Wischnu (Narayan), viele große Kornmagazine; treibt ansehnlichen Handel.

Debatten (v. franz.), 1) Streit über irgend einen Gegenstand, ohne daß er in Zank ausartet, besonders Streit über politische Gegenstände, daher 2) die Reden, die im englischen Parlament für oder wider eine Sache gehalten werden. Debattiren, solche Reden halten.

Debet, s. unter Credit.

Debreczin (Debrezyn), Hauptstadt der östreichischen Biharer Gespannschaft in Ober-Ungarn, nach Pesth die größte Handelsstadt Ungarns, hat 3307 Häuser mit 41.200 Einw., Tabacksbau, Tabackspfeifen-, Kamm-, Messer- und Seifenfabriken, Wollenzeuchmanufakturen, Handel mit Vieh, Taback, Seife u. a.; Gymnasium, reform. Collegium (dieses mit Bibliothek 20.000 Bde.), Piaristen-Collegium. In der Nähe die Debreczíner Haide.

Debure (Guillaume, und Guillaume François), 2 Vettern, berühmt in der Geschichte der Bibliographie. Jener, der Aeltere, besorgte die erste Abtheil. des Katalogs der trefflichen Bibliothek des Herzogs de la Vallière (1783, 3 Bde.). Dieser, ein pariser Buchhändler, geb. 1731 gest. den 15. Juli 1782, brach der Bibliographie eine neue Bahn, indem er, in s. „Bibliographie instructive, ou traité de la connaissance des livres rares et singuliers“ (Paris 1763—68, 7 Bde.) als System aufstellte, was bisher bloß Werk eines gewissen Taktes gewesen war. Nur Verblendung konnte, durch Zusammenstellung mit den bibliographischen Fortschritten späterer Zeiten, das Verdienst dieses Mannes herabwürdigen, dessen Werk, trotz des Tadels, den Le Mercier u. A. dagegen erhoben (vgl. Ebert's „Bibliograph. Lexikon“, Bd. I, S. 452), immer als eines der vorzüglichsten bibliographischen Hülfsmittel geschätzt wurde. Unter seinen übrigen Werken ist zu erwähnen: „Supplément à la bibliographie instructive, ou catalogue des livres du cabinet de M Gaignat“ (Paris 1769, 2 Bde.). Zu beiden Werken gehört die von Nee de la Rochelle als 10. Bd. herausgegeb. „Table destinée à faciliter la recherche des livres anonymes etc.“, die 1782 erschien. Auch Debure's Söhne, als Debure Frères in der Buchhändlerwelt rühmlich bekannt, haben sich als Bibliographen 1817 durch die Herausg. des Katalogs über die reiche und kostbare Bibliothek des Grafen Mac-Carthy Reagh ausgezeichnet.

Decan (decanus), Dechant, Dechent (unterschieden von Diakonus), ein Titel, welchen sonst mehre Beamte geführt haben, denen in ihrem Wirkungskreise einige Personen (der Ableitung nach 10) untergeben sind; so in dem longobardischen Rechte eine Unterobrigkeit, deren Bezirk eine Decanie genannt wurde. In den geistlichen Collegien und auf den Universitäten ist der Titel des Decans noch üblich. Namentlich bezeichnet das Decanat die Würde eines Obern im Collegio der Cardinäle, in den Collegien der Chorherrn und Geistlichen, in den Stiftern und Collegiatkirchen (wo der Dechant, entweder der erste, oder dem Propst untergeordnet ist), — daher Domdechant. Auf den Universitäten sind Decane die Directoren der 4 Facultäten, deren Würde und Amt gewöhnlich unter den Mitgliedern oder Beisitzern derselben abwechselt. Daher auch die Dechanei (Decanei), d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines geistlichen Dechanten, auch sein Kirchsprengel, oft nur seine Wohnung. Die Diözesen sind gewöhnlich in Decanate getheilt, denen ein Dechant (Oberpfarrer), vorgesetzt ist.

Decan (Dakhanos bei den Alten), Theil von Vorderindien, Halbinsel von dem bengalischen Busen und dem arabischen Meere, nördlich von Hindostan umgeben; hat auf 24.740 QM. 50 Millionen Menschen, beherrscht von den Briten (10.465 QM. mit 25½ Mill. Einw.) und mehren indischen, meist unter britischer Herrschaft stehenden Fürsten; auch haben die Franzosen und Dänen einige (nie zu befestigende) Punkte. Es theilt sich in 18 Provinzen.

Decatiren (Dampfkrumpfen), ein in Frankreich erfundenes technisches Verfahren, durch welches man das Tuch, nachdem es völlig zubereitet ist und eine scharfe Presse erhalten hat, der Einwirkung von Wasserdämpfen aussetzt. Dieß geschieht auf einem stark geheizten Ofen mit einer eisernen Platte, die mit nassen groben Tüchern belegt wird, auf welche das aufgestapelte, in regelmäßigen Lagen in einem Rahmen fest zusammengefaßte Tuch zu liegen kommt, um von den, aus den feuchten Unterlagen sich entwickelnden heißen Dämpfen durchzogen zu werden. Das Tuch wird dadurch, wie beim Krumpfen, dichter, und enthält einen dauerhaften Glanz, da der bisherige Preßglanz nur unecht war; doch hat es den Fehler, daß es leichter bricht, weil die Wolle ihre Elasticität verloren hat. In einer Stunde können ungefähr 10 Ellen decatirt werden.

December, der 10. Monat (daher der Name) im alten römischen Jahre (vor Numa), dessen erster Monat der März war. Romulus gab ihm 30, Numa 29, Julius Cäsar 31 Tage. Er war dem Saturnus gewidmet, weßhalb in ihm (am 17.) die Saturnalien gefeiert wurden, sowie am 5. die Faunalien und (am 23.) die Laurentinalien. Im julianischen und gregorianischen Kalender ist er der 12. Monat und schließt also das Jahr. Karl der Große nannte ihn wegen der darein fallenden Advents- und Weihnachtszeit den heiligen Monat; später erhielt er den Namen des Christmonats. Den 21. oder 22. fällt in ihm das Wintersolstitium (Winters Anfang).

Decemvir, ein Zehnherr, oder einer von 10 Männern, die an der Spitze einer Regierung stehen. Dergleichen gab es im alten Rom zu verschiedenen Zwecken, z. B. um die dem Staat zugefallenen Ländereien auszumessen und zu vertheilen, um als Beisitzer des Prätors solche Rechtsstreitigkeiten, die den Stand oder die Freiheit eines Prätors be-

rafen, zu entscheiden, auch die Aufsicht zu führen über die sibyllinischen Bücher. Am wichtigsten sind diejenigen Decemvirn, welche im J. 302 n. Erb. der Stadt erwählt wurden, um die aus Griechenland geholten Gesetze zu ordnen und den römischen Sitten anzupassen; doch bewirkte die Tyrannei und Wollust des Decemvirs Appius Claudius, daß der Senat die schon lange verhaßte Würde der Decemvirn abschaffte. — Decemvirat, die Gesammtheit der Zehnherrn.

Dechant, s. Decan.

Dechiffrirkunst (Entzifferungskunst), die Kunst, geheime Schrift (s. Chiffre) zu entziffern, d. h. für Jeden lesbar zu machen. Sie gibt also den Schlüssel oder die Auflösung der Chiffre und zwar nach folgenden Regeln: Vor allen Dingen muß man die Vocale aufsuchen. Dieses geschiehet auf folgende Art: 1) Man suche alle zweibuchstäbige Worte aus der geheimen Schrift heraus und schreibe sie besonders auf; nachher suche man auch die Worte, welche am Ende der einen und am Anfang der andern Zeile also getheilt sind, daß nur zwei Buchstaben auf eine Sylbe kommen, auch diese schreibt man auf, denn einer muß nothwendig ein Vocal seyn. Wenn man nun alle diese aufgeschrieben hat, so nimmt man die 5 Buchstaben heraus, die am meisten vorkommen. 2) Man prüfe diese 5 Buchstaben, und versuche, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder der andere vorkomme. Findet sich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen ist, so hat man noch nicht die rechten Vocale gefunden, und man muß deßhalb zusehen, welcher von den Buchstaben dieses Worts unter den aufgeschriebenen einsylbigen Wörtern am meisten vorkommt, den schreibt man zu den vermuthlichen Vocalen, und thut an dessen Statt denjenigen Buchstaben davon weg, der unter gedachten zweibuchstäbigen Wörtern am seltensten vorkommt. Diese Untersuchung muß man durch die ganze Schrift durchführen. Wenn man endlich diese Vocale gefunden hat, so muß man dieselben 3) unterscheiden, und weil der Vocal E im Deutschen der gemeinste ist, so sieht man, welcher Buchstabe in der Schrift am meisten vorkommt. Dieser ist gewiß E. 4) Werden durch die dreibuchstäbigen Wörter Ein, nun, und, die Buchstaben i, n, u, d, ingleichen durch an, auch, das, war, wie, ihm, will, auf, die Buchstaben a, c, h, s, v, w, m, l, ausgeforscht. Uebrigens müssen in der deutschen Sprache noch folgende Eigenschaften der Buchstaben in Acht genommen werden. A wird allein im Anfange eines Worts doppelt gefunden; B stehet nicht im Anfange eines zweibuchstäbigen Worts; C gleichfalls nicht; es stehet auch in einem deutschen Worte dreimal; folget niemals auf einen doppelten Buchstaben, als allein in dem Worte Isaac; stehet nicht zu Ende eines Wortes, als in einigen Nennwörtern; D kommt niemals dreimal vor einem Worte, gehet nicht vor einem doppelten Buchstaben her, stehet nicht in einem Worte von zwei Buchstaben hinten an, als in dem Worte du; E stehet nicht zu Ende eines Wortes von zwei Buchstaben als in dem Worte je; wird niemals im Anfange doppelt gefunden; zwischen zweierlei Buchstaben findet man es nie doppelt; F gehet keinem doppelten Buchstaben vorher; G ist in keinem Worte von zwei Buchstaben; H ist ebenfalls in keinem zweibuchstäbigen Worte anzutreffen, als in dem Ausrufe: Ha!; J stehet in keinem Worte doppelt, und in keinem am Ende; K ist in keinem Worte zu finden, das nur zwei Buchstaben hat, deutschen zwei K steht gewöhnlich nur ein Buchstabe, ausgenommen Kalk;

k findet sich in keinem zweibuchstäbigen Worte; zwischen zwei k steht kein doppelter Buchstabe; M fängt kein Wort an mit zwei Buchstaben; stehet in keinem dreibuchstäbigen Worte in der Mitte, als in dem alten Umb; kommt in keinem einfachen Worte zweimal vor, es stehe dann doppelt beisammen, ausgenommen in dem Worte Amsterdam; zwischen zwei M kann kein doppelter Buchstaben vorkommen, kann nicht zu Ende eines Worts stehen, in welchem der andere und dritte Buchstabe vom Ende einerlei ist; N kann der Anfangsbuchstabe nicht seyn von einem Worte, darin der andere und dritte Buchstabe einerlei sind; gehet vor keinem doppelten Buchstaben her, als vor dem F, ausgenommen in dem Worte: Schnee; zwischen zwei N läßt sich kein doppelter Buchstabe sehen, als in dem Worte Canaan; O, wenn ein Buchstabe allein steht, so kann es kein anderer als O seyn, es stehet in keinem zweibuchstäbigen Worte voran, als in ob; P stehet in keinem Worte von drei Buchstaben, als in das, Par; gehet keinem doppelten Buchstaben vorher, als vor dem F; kommt in keinem deutschen Worte dreimal vor, stehet nicht zwischen einerlei Buchstaben, als in Leopold und Papagey; ist nicht am Ende zu finden, als in Philipp und Isop, plump, pump; nach dem Q folgt allemal U; kommt niemals doppelt vor, stehet nicht zwischen einerlei Buchstaben, gehet vor keinem doppelten Buchstaben her und folgt auf keinen, als in Brunnquell; ist in keinem Worte der zweite vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andere und dritte vom Ende; R. fängt kein Wort an von zwei Buchstaben, stehet nicht im Anfange, wenn der andere und dritte Buchstabe einerlei, ausgenommen in Raab, gehet vor keinem Buchstaben her, als vor dem F, es sey denn in den Wörtern Raab, Burggraf, Berggrün; S stehet in keinem Worte von zwei Buchstaben voran, als in so; T fängt kein Wort von zwei oder drei Buchstaben an, als Tag und Tod, gehet vor keinem doppelten Buchstaben her, ist in keinem zweibuchstäbigen Worte der letzte; U stehet nicht im Anfange, wenn der andere und dritte Buchstabe einerlei ist, als nur in der Verbindung mit un bei unnütz, unnatürlich ꝛc., wird in keinem Worte verdoppelt, als in Genugthuung; W kommt in keinem zweibuchstäbigen Worte vor, als in wo, stehet in keinem Worte von drei Buchstaben in der Mitte, als in zwo, gehet vor keinem doppelten Buchstaben her, als in zween; X steht in keinem Worte von zwei Buchstaben, kommt, außer in einigen Nennwörtern, nie zu Anfang eines Wortes vor; Y steht in keinem zwei- oder dreibuchstäbigen Worte voran; Z kommt in keinem zweibuchstäbigen Worte vor, als in zu, ist in keinem Worte der andere Buchstabe, als in Czaar, kommt in keinem Worte dreimal vor. Uebrigens ist diese Kunst nur auf solche unvollkommene Geheimschriften anwendbar, in denen man sich darauf beschränkt, die Buchstaben des Alphabets durch andre übereinkünftliche Zeichen oder Zahlen darzustellen, und deren Entzifferung keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist. Dagegen aber scheitert alle Kunst an denjenigen Geheimschriften, welchen ganze Wörterbücher zum Grunde gelegt werden, worin jedes Wort, oder auch wohl kurze Sätze, mit einer Zahl bezeichnet sind, und wobei man noch die Vorsicht anwendet, 1) die alphabetisch gesetzten Wörter nicht nach der Reihe, mit 1, 2, 3 ꝛc., sondern möglichst unregelmäßig zu beziffern, und 2) sogenannte Non-Valeurs, d. h. ungültige Zahlen, oder Zahlen, denen keine Wörter beigegeben sind, und die beim Chiffriren

en Valeurs oder gültigen Zahlen untermischt werden, zu Hülfe zu neh-
nen. Fast völlig unnütz ist diese ältere Dechiffrirkunst durch die neuere
lrt mit Chiffren zu schreiben geworden, wobei nach einer sehr einfachen
Regel, die sich mündlich mittheilen und im Gedächtnisse bewahren läßt,
och die Zeichen für die Buchstaben stets wechseln. Dieß ist die, wo
icht allgemein, doch bei sehr vielen Höfen gebräuchliche Chiffre quarré
der Chiffre indéchiffrable. (S. Geheimschrift und Conrad's
Cryptographia" (Leyden 1739).

Decimalmaß. Hierunter versteht man die Eintheilung aller Arten
on Maß in 10 gleiche Theile; wie z. B. Eintheilung der Ruthe in 10
uß, des Fußes in 10 Zoll, des Pfundes in 10 gleiche Theile. In
llen Rechnungen des gewöhnlichen Lebens, sowie selbst in der höhern
Mathematik, ist diese Eintheilung sehr zu empfehlen. Daher haben auch
ie größten franz. Mathematiker überall die Decimal-Eintheilung aufge-
ommen. Würde in Deutschland auch in allen Staaten eine so gleich-
ormige Eintheilung eingeführt, so möchte dadurch manche verwickelte
Berechnung im Verkehr und Handel unendlich erleichtert werden.

Decimalrechnung ist die Kunst, irgend eine Rechnungsaufgabe
nit zehntheiligen Brüchen zu lösen. Decimalbrüche sind solche, deren
Nenner 10 oder ein Product aus zehn, z. B. 100, 1000 u. s. w. ist.
Man schreibt sie gewöhnlich mit Weglassung des Nenners, wie ganze
Zahlen, weil man weiß, daß der Nenner allemal 1 mit so viel Nullen
st als der Zähler Zahlstellen hat, z. B. $^{5}/_{10}$ schreibt man 0,3. Die
anzen Zahlen, oder wenn keine, wie hier, vorhanden sind, die Null an
ie Stelle, werden jedesmal durch ein Komma abgesondert, oder, was
as Nämliche ist, man zeigt durch ein Komma an, wo der Decimalbruch
nhebt, z. B. $3\,^{7}/_{10}$ schreibt man 3,7. Stehen Nullen rechts der Zahl
es Bruches, so vermehren sie den Werth des Bruches nicht, weil man
owohl den Zähler als den Renner durch die nämliche Zahl multipli-
en oder dividiren kann, unbeschadet des Werths eines Bruches, z. B.
$^{5}/_{100}$, $^{100}/_{1000} = {}^{1}/_{10}$; stehen aber Nullen links der Zahlstellen des
Bruchs, so vermindern sie den Bruch zehnfältig, denn 6,05 ist nichts
mehr als $6\,^{5}/_{10}$, sondern $6\,^{5}/_{100}$, und 8,005 ist $= {}^{5}/_{1000}$ u. s. f.
Der Werth jeder Bruchzahlstelle, wie des Ganzen, wird jederzeit durch
en Abstand von der Einheitstelle des Ganzen kenntlich und erhält hier-
ach seine Benennung und seinen Werth. Wenn man das Komma um
ine Stelle von der Rechten zur Linken rückt, so wird der Bruch da-
urch 10 Mal größer, umgekehrt 10 Mal kleiner, um zwei Stellen 100
Mal, um drei Stellen 1000 Mal kleiner. Die erste Zahl nach dem
Komma sind Zehntel, die zweite Hunderttel, die dritte Tausendtel, die
echste Milliontel u. s. w. — Man addirt Decimalbrüche gerade wie ganze
Zahlen, indem man Einer unter Einer, Zehner unter Zehner u. s. w.
chreibt, z. B. $6{,}4789 \times 63{,}5$; hier könnte man auch, wie wir oben
emerkten, die fehlenden Stellen mit Nullen ausfüllen, also $6{,}4789 \times$
3,5000. Ebenso verfährt man bei der Subtraction. Die Multiplica-
ion mit Decimalbrüchen geschieht ebenfalls, wie mit ganzen Zahlen, nur
uß man im Producte von der Rechten zur Linken so viele Stellen
urch das Komma abschneiden, als in beiden Factoren zusammen ent-
alten sind, z. B. $2{,}45 \times 3{,}03 = 7{,}4480$, oder mit Weglassung
er Null 7,448. Bei der Division der Decimalbrüche ist das Verfahren
ar nicht von der gewöhnlichen Division unterschieden, wenn man nur

von dem Quotienten so viele Stellen von der Rechten zur Linken durch das Komma abschneidet, als der Dividendus mehr Stellen hat, dem der Divisor, z. B. 72,008 : 3,6 = 2,008. Hat aber der Divisor mehre Decimalstellen, als der Dividendus, so läßt man beiderseits das Komma weg, gibt aber dem Dividendus soviel Nullen als der Divisor mehr Decimalstellen hat, z. B. 14, 4 : 0, 36, ×, oder, 144 : 36 = 4. Man bedient sich der Decimalbrüche mit großem Vortheil, indem sie uns mancher Weitläufigkeit überheben, daher auch die Rechnung nach Francs und Centimen gänzlich darauf beruht. Auch legten die Franzosen zur Zeit der Republik bei ihrer Zeitrechnung die Decimaleintheilung zu Grunde. Joh. Regiomontanus bediente sich dieser Rechnungsart zuerst in seinen Sinustabellen.

Decimalsystem, s. Zahlensystem.

Decimation, die Losung um den zehnten Mann, z. B. bei Rekrutenaushebungen, oder, wie bei den alten Römern, die Aushebung des zehnten Mannes bei Bestrafung der Kriegsmannschaft; auch die Entrichtung und Einsammlung des Zehnten. — **Decimiren**, den zehnten Mann ausheben, ihn hinrichten lassen (das erste Beispiel gab App. Claudius); auch den Zehnten, d. i. eine Abgabe in Geld oder Naturalien einsammeln, entrichten.

Decime, eine franz. Kupfermünze, 10 Centimen oder den zehnten Theil eines Franken geltend; trat an die Stelle der Zweisousstücke, ist aber $^3/_{100}$ besser als diese. Ihr Werth ist 7½ Pf. Conv. M. — In der Musik der zehnte Ton (eigentlich der neunte, aber der Ton, von welchem man ausgeht, pflegt in der Musik mitgezählt zu werden) von einem beliebigen Grundton aus gerechnet, oder das Intervall, welches 9 aufeinanderfolgende Stufen und folgende 10 Töne begreift, wenn man die beiden äußersten Töne, welche das Intervall anfangen und schließen, mitrechnet. Mithin ist die Decime die Terz der Octave, oder die Octave der Terz eines gewissen Grundtons, und kann auch so verschieden gebraucht werden. — **Decimole** ist in der Musik eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werth gilt. Sie entspricht der Triole, nur daß dort die theilende Zahl 3, hier 10 ist.

Decision (Rechtsw.), Entscheidung, Bescheid; sie unterscheidet sich von Constitution dadurch, daß sie einen alten bisher streitigen Rechtsfall entscheidet, diese aber ein neues Recht entscheidet. — **Decisivstimme**, 1) eine solche, welche bei dem Beschluß nach Mehrheit der Stimmen mitgezählt wird, und steht alsdann der bloß berathenden entgegen; 2) das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches meist dem Vorsitzenden eines Collegiums beigelegt ist (zuweilen auch dem Referenten, zuweilen wird die mildere Meinung vorgezogen). Auch dabei ist noch ein Unterschied. Nach einigen Verfassungen darf der Präsident gar nicht mitstimmen und gibt nur bei eintretender Stimmengleichheit den Ausschlag, nach andern wird seine Stimme mitgezählt, und wenn nun Stimmengleichheit vorhanden ist, so gilt, um einen Beschluß zu Stande zu bringen, seine Stimme doppelt. — **Decisum**, Richterspruch, besonders in peinlichen oder bürgerlichen geringfügigen Rechtssachen, ohne Anführung der Gründe, dadurch von Urtheilen unterschieden.

Decius (Publius) **Mus**, ein hochherziger Römer, brach sich, als er mit dem berühmten Manlius Torquatus das Consulat bekleidete, im Kriege gegen die Lateiner durch seine freiwillige Todesweihung den Lor-

er des Nachruhms (340 v. Chr.). Die beiden Consuln hatten nämich ihr Lager in der Ebene von Campanien im Angesichte der feindlichen Scharen aufgeschlagen und die streitlustigen Heere sahen mit brennender Kampfbegierde dem Zeichen zur Schlacht entgegen. Da soll in der Nacht vor dem Schlachttage beiden Consuln eine riesenhafte Gestalt im Traume erschienen seyn und ihnen verkündigt haben, daß derjenige Feldherr mit dem Siege würde bekrönt werden, der für sein Vaterland den Heldentod stürbe. Vor dem Anbruche der Schlacht gelobte die Consuln, Derjenige wolle sein Leben für's Vaterland freiwillig verbluten, dessen Heeresflügel vom feindlichen Andrange würde zum Weichen gebracht werden. Die Schlacht in der Ebene am Vesuv war hartnäckig und blutig. Besonders stürmten die Lateiner des Decius Flügel und durchbrachen endlich seine Linien. In diesem entscheidenden Augenblick erinnerte sich Decius seiner selbstgewählten Bestimmung. Er stürzte sich also in das Dickicht feindlicher Heeresmassen, wo er von unzähligen Pfeilen durchbohrt seinen Geist aushauchte. Die Schlacht nahm indeß — durch die Talente des Manlius — eine für die Römer günstige Wendung und diese erfochten einen vollständigen Sieg. Decius's Beispiele folgten später auch sein Sohn und sein Enkel. Dergleichen Weihungen (devotiones) waren zu jener Zeit, wo Vaterlandsliebe und Frömmigkeit die Herzen begeisterten, nicht ungewöhnlich und geschahen mit großer Feierlichkeit, indem der sich selbst Opfernde, nach Vollendung gewisser religiöser Gebräuche, im schönsten Waffenschmuck sich unter die Feinde stürzte, um den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für sein Vaterland sterben müsse. — Decius hieß auch ein römischer Kaiser (reg. n. Chr. 249 bis Dec. 251), welcher die Christen verfolgte und in einer blutigen Schlacht in Mösien gegen die Gothen mit seinem Heere umkam.

Decke, Plafond, der obere Theil oder Schluß eines Gemaches, Saales, einer Kirche ꝛc. In Zimmern, Gallerien und Sälen sind diese meistentheils wagerecht, in Kirchen aber gewölbt. Schon von älteren Zeiten her verwandte man viel Kunst an den Plafond, welches Vitruv u. A. in ihren Beschreibungen der Prachtgebäude des Alterthums beurkunden. In Tempeln und öffentlichen Gebäuden bediente man sich des Marmors, des feinsten farbigen Holzes, untermischt mit Elfenbein und Perlemutter, das, mit Kunstfleiß und Genauigkeit zusammengefügt, dem Orte einen imposanten oder heiteren Anschein gab. Keine Art Ausschmückung der Decken ist aber so zweckmäßig als die durch Malerei oder Bildhauerarbeit; keiner andern bedient man sich auch so allgemein. Freilich ist es für den Maler eine schwierige Aufgabe, in einem Deckengemälde eine Darstellung zu liefern, die, theils nicht durch schwere und nur der Erde angehörige Gegenstände unser Gefühl beleidigen, theils auch von unten angeschaut, dem Beobachter den gehörigen Anblick darbieten. Gewöhnlich werden Engel, oder sonstige mystische Wesen, als z. B. Götter und Göttinnen der Fabelwelt, zu Plafondsmalereien gewählt, die von Wolken getragen und in Lufträume vertheilt, meist einen entzückenden Effect bewirken. In neuerer Zeit haben sich P. Cortona und Lebrun schwer an der Kunst versündigt, indem sie Gegenstände, wie die Thaten des Herkules, die Flotte des Aeneas ꝛc. an die Decken malen. Andre wählten Berge, Flüsse, Terrassen u. s. w., welches ebenso unstatthaft war. Zu allen Prachtgebäuden, die die Architektonik je hervorbrachte, berief man auch, zur Verherrlichung ihres Innern, große

Maler, welche besonders die Decken in den Hauptgemächern oder Räumen plangemäß verzieren mußten. Raphael und Correggio, diese Sterne erster Größe, verschmäheten es nicht, auch hierin ihre Meisterschaft zu beweisen. Gewölbte Decken sind nicht so schwierig zu bearbeiten, als horizontale, da schon die Biegung derselben der Kunst zu Hülfe kommt. Die vollständige Kenntniß der Perspektive und richtige Verkürzungen sind Haupterfordernisse zur Plafondmalerei. Der große Correggio strahlt hierin allen Meistern vor, und seine Kuppeln der St.-Johanniskirche und Domkirche zu Parma lehren, daß selbst Raphael hierin ihm zurückstand. Er war es auch, der zuerst die Decken im Ganzen malte, da man solche früher stets in Felder abgetheilt hatte. Uebrigens eignen sich nur sehr hohe Lokale zur Deckenmalerei. Für niedrigere Gemächer nimmt sich einfache Stuckaturarbeit am Besten aus.

Deckendorf (Deggendorf), Stadt im Unter-Donaukreise des Königreichs Baiern, im Landgerichte gleiches Namens, an der Donau, über die eine hölzerne Brücke führt, mit 3 Thoren, mit den Vorstädten 420 Häuser, 2600 Einw., 2 Kirchen, 3 Hospitäler, Sitz des Landgerichts, eines Rent- und Forstamts; Garnspinnerei, Leinweberei, Töpferwaaren, Brauerei, Hauptmarkt für die aus dem bairischen Walde hierher gebrachte Leinwand, Handel mit Flachs, Garn, Leinwand und den in der Gegend erzeugten Kohlarten, besonders Kabiskraut, nach Oestreich. Es wird hierher gewallfahrtet.

Deckfarben (Malerei), Farben, durch die andere verborgen werden, den durchscheinenden Farben, gewöhnlich Saftfarben, entgegengesetzt. Meist werden sie durch Mineralfarben hergestellt.

Deckung, 1) (Mathem.), so viel wie Congruenz; zwei Flecken decken sich, heißt also so viel als: sie sind congruirt; 2) (Kriegsw.), Alles, was gegen das feindliche Feuer, oder auch gegen den feindlichen Angriff schützt: Erdaufwürfe, Brust- und Schulterwehren, Mauern, bombenfeste Räume; Flüsse, Sümpfe, steile Felsenabhänge ꝛc.

Declamation nennt man die Kunst, jeden Gehalt Dessen, was man vorträgt, vollkommen, deutlich, richtig und schön zu bezeichnen. Vor allen Dingen erfordert jeder Vortrag irgend eines in Worte gefaßten Gedanken: Deutlichkeit. Hierzu gehören aber: a) gesunde und starke Organe; b) Verständlichkeit der Aussprache; c) richtige Betonung der Schreibezeichen. Von jeder Erforderniß nur Einiges. 1) Gesunde und starke Organe, eine gesunde, starke Brust, Besitz der Zähne, Proportion der Zungenlänge, regelmäßige Bildung des Gaumens, gehöriges Verhältniß des Nasenbaues sind physische Erfordernisse, welche unbedingt bei einer möglichst vollkommenen Declamation als nöthig erscheinen. Die Stimme muß den gehörigen Umfang, die erforderliche Kraft, die nöthige Biegsamkeit haben und besonders rein seyn; Umfang, damit sie eine Oktave umfassen; Stärke, damit sie nicht nur in einer angemessenen Entfernung verstanden; sondern auch bei längerer Anstrengung nichts verliere, oder wohl gar heiser werde; die nöthige Beweglichkeit (Modulation), damit sie leicht und ohne Zwang von einem Tone auf den andern übergehen kann. Zwar ist die Stimme eine Gabe der Natur; allein sie läßt sich außerordentlich bilden. Man denke nur an den berühmten Redner Demosthenes (s. d.). Musikalische Bildung, besonders Gesang, Uebung im Reden, methodische Anstrengung der Brust, sind die Mittel, die Stimme zu erhalten und zu verbessern. Zur Deut-

lichkeit des Vortrags gehört: 2) Verständlichkeit der Aussprache einzelner Wörter und Sylben, welche nicht selten bei der stärksten und wohlklingendsten Stimme fehlt und das beste Talent verdirbt. Oft liegen die Fehler gegen die Verständlichkeit der Aussprache in organischen Gebrechen, noch öfter aber sind sie Folge des Mangels an gehöriger Aufmerksamkeit, Bildung und Zurechtweisung; nicht selten sind sie sogar aus Mißverstandenen Begriffen von Rede vorsätzlich angenommen worden und können späterhin so leicht nicht wieder abgelegt werden. Zu den organischen Gebrechen gehört das Anstoßen mit der Zunge, das Stammeln, Schnarren u. s. w.; zu den angewöhnten Gebrechen das zu schnelle Reden, das Verschlingen ganzer Sylben, besonders der Endsylben, und das unmäßige rasche Steigen und Fallen im Tone. Niemand schilderte diese Unarten mit grellern Farben als Erasmus. 3) Endlich gehört zur Deutlichkeit des Vortrags die richtige Beobachtung der Pausen, welche die Interpunctions-, sowie die Frage- und Ausrufezeichen anzeigen, wodurch die so wesentlichen Intervallen der Tonsprache und das Steigen und Fallen der Stimme bezeichnet wird. Mit der Deutlichkeit des Vortrags steht die Richtigkeit desselben in nothwendiger Verbindung. Richtig nennt man denjenigen Vortrag, der im Ton der Stimme die Empfindung der Rede gehörig bezeichnet. Dahin gehören a) die so höchst nöthige richtige Betonung derjenigen Worte, worauf der Ton ruht. Dieses wichtige Erforderniß des guten Vortrags ergibt sich desselben mit wenigen Ausnahmen leicht aus dem vollen Verständnisse des Satzes und aus dem richtigen Gefühle seines Inhalts und ist daher bei gehöriger Aufmerksamkeit leicht zu erlernen, vorausgesetzt, daß die Stimme die erforderliche Biegsamkeit besitzt, um die Empfindungen auszudrücken. Weit schwieriger ist aber b) die gehörige Modulation des Tons nach dem Inhalte und der Empfindung des Wortes, des Satzes und eines ganzen Vortrags. Der Ton der menschlichen Stimme soll nämlich nach der Natur der Sprache überhaupt den eigentlich vollen Gehalt jeder Empfindung ausdrücken und dem Worte sonach erst sein eigentliches Leben verleihen; er soll die Musik seyn, während die Worte nur eine Art von Noten sind. Der Ton soll mit der freudigen Empfindung froh, mit der traurigen traurig erklingen, und noch mehr ausdrücken als das Wort zu bezeichnen vermag; der Ton soll alle die verschiedenartigsten Nuancen treffen, deren das Gefühl fähig ist, und so als die versinnlichte Empfindung neben dem Worte herschreite. Endlich darf nicht unbemerkt bleiben, daß außer dieser Modulation der Stimme nach dem Inhalte der Gedanken ein jedes stylistische Erzeugniß gewissermaßen schon seinen allgemeinen Ton hat und behalten muß. Ganz anders muß man z. B. die heilige Schrift, ganz anders ein Lustspiel, ganz anders ein gewöhnliches Gedicht declamiren. Der Vortrag empfängt aber erst seine Weihe und seine Vollendung durch das Aesthetische desselben. Dahin gehört 1) eine schöne, wohlklingende, gefällige, metallreiche, männliche Stimme und eine angenehme Aussprache. In der Musik bezeichnet man diejenige Stimme, welche nicht ganz die Höhe des Tenors und nicht ganz die Tiefe des Basses besitzt, mit dem Ausdruck Baryton, und dieses ist unstreitig eine der angenehmsten Stimmen für den Declamator, wie wohl ein sonorer und metallreicher Baß ebenfalls bei Vielen sehr gefällt.

Ueberhaupt aber darf nicht vergessen werden, daß wahre Geistes- und Herzensbildung nie ganz ohne Einfluß auf die Stimme bleibt, weil die innere Feinheit und Zartheit der Empfindung nicht ruhen wird, sich die Stimme empfänglich und gelenksam für ihre Zwecke zu machen. Die rohe Natur des Menschen erscheint auch in roben Tönen und Geberden, ebenso die feinere Natur in feinern Tönen. Die richtige und angenehme Aussprache der Wörter entscheidet ebenfalls äußerst viel für das Aesthetische des Vortrags. Ferner gehört dahin: 2) eine gewisse Geläufigkeit und Gewandtheit der Sprache (volubilitas verborum), welche sich in den rasch und sicher auf einander folgenden Worten ohne Anstoß, ohne Stocken und ohne Schlucken an den Tag legt, sowie 3) eine Natürlichkeit und Ungezwungenheit. Was nun aber das Schöne des Vortrags vollendet, ist Das, was man Feuer und Leben nennt. Allein dieß Alles muß im Innern des Declamators glühen und sich gleichsam von selbst in das Aeußere ergießen. Und dann, wenn es wirklich im Innern waltet und wirket, muß es doch sehr behutsam in der Darstellung angewandt werden, weil sonst ein übermäßiges Schreien und Poltern jeden Eindruck vernichtet. Eine lebendige Phantasie und ein reges Interesse am vorzutragenden Gegenstand selbst sind die Bedingungen Dessen, was man Feuer nennt; jedes andere Mittel führt auf Abwege. — Der Werth der Kunst der Declamation, die auf langer und sorgfältiger Prüfung beruht, hat mit Recht Schulvorsteher bestimmt, Declamationsübungen auf Schulen einzuführen, um wenigstens einigermaßen Das zu ersetzen, was uns abgeht, in Vergleichung mit den durch öffentliche Beredtsamkeit gebildeten Griechen, Römern, Engländern und den republikanischen Franzosen. — Eine, doch sehr entfernte Nachahmung der mehr dem heutigen Recitativ ähnlichen Declamation der Alten, Hypokritik genannt, ist die sogenannte musikalische Declamation, wo den Vortrag fortdauernd oder stellenweise eine sanfte Musik begleitet. Eine Scala der Declamation hat Schocher aufgestellt in: „Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben ꝛc." (Leipz. 1791); womit vgl. Wötzel, „Geschichte der Declamation nach Schochers Idee" (1815). S. auch: Bielefeld, „Ueber die Declamation als Wissenschaft" (Hamb. 1807); G. F. Ballhorn, „Ueber Declamation in medicinischer und diätetischer Hinsicht" (Hanover 1802); und bes. Larive „Cours de déclamation, devisé en deuze seances" (Paris 1804).

Declination, 1) (Gramm.), Fallbiegung, Umwendung, die Art, wie ein Wort declinirt wird (s. Decliniren); 2) (Astron.), Abweichung (s. d.).

Decliniren (v. lat., Gramm.), ein Wort verändern, zur Bezeichnung des Verhältnisses desselben zu den übrigen Theilen der Rede, wodurch die Casus (Fälle) entstehen. Dieses Verhältniß wird in einigen Sprachen, z. B. der lateinischen, bloß durch Aenderung der Endsylben ausgedrückt (z. B. pater, patris, patri, patre), in andern durch Veränderung des Artikels, und zwar a) indem dieser selbst declinirt wird (z. B. die Frau, der Frau ꝛc.), oder b) indem dieser unverändert bleibt, aber Partikeln vor sich bekommt (z. B. the father, of de father, to the father; la femme, de la femme, à la femme), in noch andern durch Veränderung des Artikels und des Worts. Je unausgebildeter eine Sprache ist, desto seltener sind diese Veränderungen. In den Sprachen, in denen die Casus durch Veränderungen der Endsylben bezeichnet wer-

en, ist diese Bezeichnung bei Hauptwörtern verschieden; daher nimmt nan mehre Declinationen (d. h. Declinationsarten) einer Sprache an; och sind die Sprachforscher hierin nicht einig, indem einige mehr, anre weniger festsetzen. Im Griechischen z. B. zählten die älteren Grämatiker 10 Declinationen, 5 einfache und 5 zusammengezogene; spätere seit Weller, n. A. seit Lor. Rhodomann) nur 3. Im Deutschen findet nan 2, 4 (Heyse), 4, 5 (Gottsched), 8 (Adelung) aufgestellt. Wörter, ie ihrer Natur nach declinirbar wären, und doch nicht declinirt werden, lso durch alle Casus die Form des Nominativs beibehalten, heißen Indeclinabilia (Aptota), in Gegensatz von Declinabilia. Abundantia aber ind solche, von denen doppelte Casusformen vorhanden sind.

Decoration bedeutet jede Art Ausschmückung eines Lokals, welches s auch sey; hauptsächlich aber wendet man diesen Begriff auf das Theaer an, indem durch eine zweckmäßige Decoration uns der Ort dargestellt ind vergegenwärtigt wird, wo und in welchem die Handlung vorgehen oll. Schon die Alten befolgten diese Regel und hatten für die Bühne esondere Decorationen zu Trauerspielen, Lustspielen ꝛc. Die tragische Bühne stellte bei ihnen Säulen, Statuen, Palläste u. a. der Würde hoer Personen angemessene Verzierungen dar. Die komische zeigte Privatäuser, Dächer, Fenster und solche, die aus dem gemeinen Leben hergenommen waren. Die satyrische war mit Bäumen, Höhlen, Bergen und ndern ländlichen Gegenständen ausgefüllt und gemeiniglich von ihren esten Mechanikern ausgeführt. Bei uns ist die Ausschmückung der Scene auf's Höchste gesteigert, indem genau die linearische und Luftperpective gehalten, und Coulissen, Soffiten, Vor- und Ansätze, Gardine ꝛc. mit möglichster Vollendung die bezweckte Täuschung hervorbringen. Der Glanz der Beleuchtung muß indeß wesentlich mitwirken, und selbst die vortrefflichste Theatermalerei ist, bei Tage angesehen, fast widerlich. Bei olennen Festen decorirt man die Säle, Gärten und Gallerien, wo diese gegeben werden sollen, ebenfalls auf der Feier des Tages angemessene Weise. Die Hauptkunst der Decorations-Malerei besteht, besonders für die Bühne, darin, daß der Maler dieselbe so sehr zu erweitern versteht, als es für die Handlung passend ist. Auch in Gärten wird oft diese Täuschung in Malerei mit Glück angewendet, wie z. B. in dem berühmten schwetzinger Garten auf überraschende Weise der Fall ist. Ueberladung an Zierrathen in Privatzimmern zeigt verdorbenen Geschmack an, und gewöhnlich trifft man diese Ziererei auch nur da angewendet, wo das Geld die Bildung überwiegt. — Decoration in der Baukunst begreift die Verzierung der Gebäude von Außen sowohl als Innen; namentlich Portale, Säulen und deren Anordnung, Proportion, Symmetrie, Perspective u. s. w. — Decorateur nennt man denjenigen Künstler, der auf alle und jede Weise geschickt ist, den Anforderungen zur Verzierung eines bestimmten Lokals auf angemessene Art zu entsprechen. Schinkel's und Gropius's Leistungen in diesem Fache sind allgemein anerkannt. Des braunschweig. Theatermalers Frdr. Beuther's „Decorationen für die Schaubühne" (1 Lief., Braunschw. 1824, m. Kpfrn., Querfol.) enthalten ein verständiges Vorwort über Theatermalerei und gelungene Musterblätter.

Decrés (Denys), geboren 1761 zu Chateau Villain in Champagne, nahm, 18 J. alt, Seedienste, wohnte in Westindien dem unglücklichen Gefecht, welches der Graf v. Grasse den 13. April 1782 lieferte, bei, rettete aber damals sein Schiff. 1793 wurde er Schiffskapitän, 1795

Befehlshaber eines Geschwaders und 1797 Contreadmiral. In der Schlacht bei Abukir befehligte er die Beobachtungsflotte, begab sich dann nach dem unglücklichen Ausgang des Seetreffens nach Malta und trug mit seinen Schiffen Vieles zur Vertheidigung der Insel bei, wurde aber den 7. März 1800 von den Engländern gefangen. Bald darauf ausgewechselt, ernannte ihn der erste Consul zum Präfekten des 4. Seearrondissements, sowie 1802 zum Minister der Marine und der Colonien. 1813 wurde er Herzog, aber bei des Kaisers Fall der Ministerstelle beraubt; jedoch 1815 von Neuem angestellt. Nach der zweiten Rückkehr des Königs legte er seine Stelle nieder, lebte zu Paris und starb d. 7. Dec. 1820 an den Folgen eines von seinem Kammerdiener veranstalteten Versuches, ihn im Bette in die Luft zu sprengen.

Decrescendo, ein aus dem Italienischen in die Musiksprache übergegangener Kunstausdruck, welcher den immer schwächer werdenden Abfall der Töne andeutet.

Decret, in dem altrömischen Rechte eine Verordnung, wodurch der Kaiser, nach vorhergegangener Untersuchung, einen Proceß entschied. Die römischen Kaiser untersuchten und entschieden nicht nur viele Processe, die durch Appellation an sie gelangten, sondern auch zuweilen Sachen in der ersten Instanz. Eine solche kaiserliche Entscheidung hieß Decretum und zwar, wenn die Hauptfrage des Processes entschieden und dadurch der ganze Proceß geendigt wurde, ein Decretum im eigentlichen Verstande; wenn aber nur ein Nebenpunkt entschieden war, so hieß die Entscheidung Interlocutum oder Decretum interlocutivum. Heutzutage werden alle landesherrliche und obrigkeitliche Entscheidungen, Verfügungen und Befehle, sie mögen allgemein oder speciell und individuell, definitiv oder interlocutiv und interimistisch seyn, Decrete genannt. Doch in einer vor Gericht nach der Proceßordnung untersuchten Sache nennt man die Entscheidung ein Urtel, Urtheil. Im Deutschen wird gemeiniglich der Gegenstand, den das Decret enthält, vorgesetzt, als ein Interdictions-, oder Untersagungsdecret, ein Alienations- oder Veräußerungsdecret, ein Bestallungs-, ein Belobungsdecret u. s. w. — Die Beschlüsse der Kirche heißen auch Decrete, weil die Kirchenväter in ihren Versammlungen ihre Entscheidungen mit den Worten abfaßten: „Decrevit Sancta Synodus". Sie betrafen sowohl Lehrsätze des Glaubens als die Kirchenzucht, doch gibt man lieber den Glaubensgrundsätzen den Namen Kanon (s. d.), sowie den Verordnungen in der Kirchenzucht den Namen Decrete. Die alte Benennung für königl. Befehle in Frankreich war Ordonnance oder Lettres; die Nationalversammlung brauchte zu der Zeit, als sie sich für Organ und Inhaberin der Souverainität erklärt hatte, den Ausdruck: La convention nationale décrète. Während der Directorialverfassung und nachher noch unter der Consularregierung war der Ausdruck Arrêt und arrêter gebräuchlich; aber als Kaiser nannte Napoleon die in seinem Namen ausgehende Befehle kaiserliche Decrete, z. B. die berühmten Decrete von Berlin und Mailand. (S. Continentalsystem.)

Decretalen, s. Kanonisches Recht.

Decurio (röm. Ant.), Vorsteher, Haupt, Vornehmster einer Decurie oder Anzahl von Zehn, also eigentlich so viel wie Decan. D. municipalis, in Municipalstädten und Colonien das, was in Rom ein Senator war, so genannt, weil bei Anlegung einer Colonie gewöhnlich der 10. Mann Senator wurde. Diese Curionen (collegium decurionum) wur-

den fast mit gleichen Ceremonien, wie die Senatoren in Rom, gewählt. Sie mußten über 25 Jahr alt seyn und unter den Kaisern 100.000 Sestertien (über 3000 Rthlr.) besitzen. Während sie das Wohl der Stadt und die Einkünfte der Republik beachteten, die Stadtcasse verwalteten, die Aufsicht über Wasserleitungen, Lebensmittel, Straßen, Bäder ꝛc. hatten, Gesandtschaften annahmen, mußten sie Steuern eintreiben, für die Rückstände haften, den Kaiser oft beschenken, ja auf eigene Kosten öffentliche Spiele veranstalten; weßhalb nicht leicht sich Jemand zu diesem Amte drängte. Die Zahl der Curionen richtete sich nach der Größe des Orts, der Menge der Einwohner oder der Willkür des gebietenden Römers. Capua z. B. zählte 100 Decurionen.

Dedication, Zueignung. Nach einer schon in alten Zeiten, wenigstens bei den Lateinern, herrschenden Sitte widmet man häufig ein Werk seines Geistes und seiner Hände, wie ein Kunstwerk, eine Schrift, einer Person (auch einer verstorbenen), wodurch man seine Achtung, Liebe gegen dieselbe an den Tag zu legen sucht. Besonders gilt diese Sitte bei literärischen Produkten. Sind jenes die Motive, ist der Gebrauch lobenswerth, und der Mißbrauch, den Schmeichelei, Habsucht, Ruhmbegierde, Autorkitzel, Frömmelei (es gibt Bücher, die Gott, Jesu, Engeln, der Maria ꝛc. geweiht sind) damit treibt, kann diesen Werth nicht verringern. Als literärische Seltenheit in dieser Hinsicht steht in neuern Zeiten das „Handbuch für Bücherfreunde und Bibliothekare" (Halle 1788 ff.), von Lawätz, da, der jedes einzelne kleine Kapitel seines bändereichen Werks einem, oft mehren Gelehrten zugleich (z. B. d. Nachtrag zum 54. Cap. 77 Pers.) widmet.

Deduction (von deducere, herleiten, darthun), der Erweis oder eine ausführliche Darstellung der Gründe einer Sache; insbesondere 1) (Rechtsw.) die Auseinandersetzung der Begründung von Rechtsansprüchen, der Rechtserweis, die Rechtsausführung; durch sie soll hervorgehen, daß a) der aufgestellte Rechtssatz (thesis juris), dem man den fraglichen Fall unterstellt (subsumirt), wirkliches Recht sey; b) daß der Gesichtspunkt, aus welchem man den Fall betrachtet, der richtige sey (status controversiae), und c) daß die Subsumtion des Falles unter dem aufgestellten Rechtssatz (applicatio juris ad factum) richtig sey. Die bei dem einen oder andern Punkte vorfallenden Zweifel geben den Maßstab für die mehr oder weniger ausgedehnte Erörterung. Hauptsächlich kommen solche Deductionen im Civilproceß nach geführtem Beweise vor (deductio probatoria), und die Parteien suchen darin den diesseits geführten Beweis zu rechtfertigen und den des Gegners zu widerlegen; 2) (Philos.), seit Kant und Fries die Begründung der höchsten philosophischen Grundsätze oder Grundurtheile (vom Daseyn Gottes, der Unsterblichkeit und Freiheit der Seele ꝛc.), die als solche nicht bewiesen werden können, durch eine Theorie der erkennenden Vernunft, oder durch die Nachweisung, daß und warum dieselben nothwendig in jeder Menschenvernunft liegen.

Defenders, Vereinigte Irländer, s. **Irland**.

Defension, jur., die rechtliche Vertheidigung, wird in dem neuern Rechte nur in Straffällen so genannt. Sie hat auch hier eine doppelte Bedeutung: a. die Auseinandersetzung Dessen, was einem Angeschuldigten gegen die Beschuldigung, gegen gewisse Schritte des Criminalprocesses oder gegen die Verurtheilung zu statten kommt, und welche sowohl

mündlich (im Systeme des Plaidirens) als schriftlich (Vertheidigungsschrift) vorgetragen werden kann; b. ein Rechtsmittel, welches im Criminalproceß sowohl gegen gewisse Decrete als gegen die Definitivsentenz gebraucht werden kann, und welches auf Revision und Abänderung der vorigen Entscheidung abzweckt. In dem ersten Sinne ist die Defension die letzte Handlung nach geschlossener Untersuchung vor dem Erkenntnisse, und soll nicht allein einem Angeklagten nicht verweigert oder erschwert werden — daher es in Deutschland eine allgemeine Pflicht des Advokatenstandes ist, auch Arme unentgeltlich zu vertheidigen — sondern der Untersuchungsrichter soll auch in wichtigen Fällen von Amtswegen dafür sorgen, daß der Angeschuldigte vertheidigt werde. In dem zweiten Sinne kann jeder wichtige, dem Angeschuldigten nachtheilige Schritt des Untersuchungsrichters gegen denselben Veranlassung zu einem Rechtsmittel geben, aber hauptsächlich folgende: 1. die Eröffnung der Untersuchung überhaupt, wenn die Thatsache gar nicht so beschaffen ist, daß sie ein Criminalverfahren begründen könnte (z. B. ein Richter wollte es für ein Majestätsverbrechen ansehen, wenn Jemand ohne arge Absicht eine Büste des Regenten zerschlagen hätte, oder er wollte Untersuchungen wegen Ketzerei, Zauberei u. dgl. oder wegen irgend einer an sich gleichgültigen Handlung anstellen); 2. die Eröffnung der Untersuchung gegen einen bestimmten angeblichen Thäter (Specialinquisition), wenn dazu kein hinreichender Grund vorhanden oder der Angeschuldigte im Stande ist, solchen sogleich von sich abzulehnen (durch den Beweis eines Alibi [s. d.], einer rechtmäßigen Nothwehr); 3. die Verhaftung; 4. die Bestrafung selbst. In allen diesen Fällen sollte man nie das Rechtsmittel der Vertheidigung abschneiden, wiewohl man ihm nicht immer Suspensiveffekt beilegen muß, sondern der Angeschuldigte sich, wenn Gefahr auf dem Verzuge haftet, der angeordneten Maßregel so weit, als sie ihm keinen unersetzlichen Schaden zuzieht, vorläufig unterwerfen muß. — In der Befestigungskunst heißt Defension die Hülfe, welche eine Linie oder ein Werk dem andern beschossenen leistet, worauf bei Anlegung einer Festung hauptsächlich gesehen werden muß. Daher Defensionslinie oder Defenslinie, eine gerade Linie bei Verschanzungen oder Festungen, nach welcher das Geschütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß.

Defensivbündniß, s. Allianz.

Devensivkrieg, s. Vertheidigungskrieg.

Defilé nennt man überhaupt jeden Weg, welcher durch Terrain-Hindernisse so beengt ist, daß er nur in schmaler Fronte von Truppen kann passirt werden. Das Defilé kann nach Beschaffenheit der anstoßenden Hügel oder Anhöhen auf zweierlei Weise mit Geschütz vertheidigt werden, indem man sich entweder hinter das Defilé oder auf die zu beiden Seiten befindlichen Berge setzt und das Defilé selbst durch Gräben, Verhacke ꝛc. ꝛc. inpraktikabel zu machen sucht. Das Letztere findet jedoch nur in dem Falle Statt, wenn die anstoßenden Berge so niedrig und flach sind, daß man mit dem Geschütz keine Bohrschüsse erhält, während zugleich die vordere Abdachung des Gebirges eine günstige Position darbietet. Man setzt das Geschütz hier dergestalt, daß man den Eingang des Defilés mit einem kreuzenden Feuer von beiden Seiten bestreichen und wo möglich mit Kartätschen beschießen kann. Sind hingegen die neben dem Defilé befindlichen Berge zu dieser Absicht zu hoch und steil,

o ſetzt man ſich am vortheilhafteſten 200 — 400 Schritt hinter daſſelbe; a ſelbſt in dem Falle, wo man genöthigt iſt, die Stellung auf dem vorderen Abhange des Berges zu behaupten, müſſen die das Gebirge urchſchneidenden Thäler und Schluchten vorzüglich gut durch Geſchütz vertheidigt werden, das man aber, wenn es nur irgend die Umſtände erlauben, allezeit hinter das Defilé ſetzt. Denn ſteht die Artillerie daſelbſt, o konzentrirt ſich das feindliche Feuer auf ſie, da ihre Schüſſe im Gegentheil divergirend und folglich nicht von bedeutender Wirkung ſind. Hinter dem Defilé müſſen aber die Batterien ebenfalls mit einer hinreichenden Bedeckung verſehen ſeyn, damit nicht etwa ein feindlicher Kavallerietrupp raſch hindurchgeht und die Kanonen wegnimmt. Man ſchmeichle ſich nicht, Dieſes durch die mörderiſche Wirkung der Kartätſchen verhindern zu können; ſo viel auch immer die Kavallerie durch dieſelben leiden mag, ſie wird gewiß ihre Abſicht erreichen, ſobald es ihr nur Ernſt iſt, ſich um jeden Preis des Geſchützes zu bemächtigen. Wenn das Defilé lang iſt und in gerader Richtung läuft, ſo bedient man ſich anfangs des Kugelſchuſſes, weil hier der Feind ſich in einer tiefen Kolonne befindet; das Debouchiren aber wird am beſten durch ein heftiges Feuer mit Trauben oder großen Kartätſchen verhindert. Der Durchgang durch Defiléen iſt eine der ſchwierigſten Operationen, und erfordert viele Vorſicht, im Fall eines Angriffs große Entſchloſſenheit, in jedem Fall aber genaue Kenntniß der Gegend und des Terrains. — Defiliren heißt daher einen Engpaß paſſiren, und, nach dem Sprachgebrauch, auch vor Jemand mit ſchmaler Fronte, d. i. en colonne oder gliederweiſe vorbeimarſchiren.

Defilement, in der Befeſtigungskunſt die Beſtimmung der Lage und Höhe einer Verſchanzung, in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derſelben der Einſicht des Feindes zu entziehen. Dieſe erſt von den neuern franz. Ingenieurs wiſſenſchaftlich behandelte Beſtimmung beruht auf einer Berechnung der Entfernung und Höhe der Anhöhen, nebſt dem Winkel, unter welchem Wurfgeſchütze von dort aus auf den zu befeſtigenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Bruſtwehr beſtimmt.

Definiren, erklären, einen Begriff mit ſeinen weſentlichen Beſtimmungen angeben. — Definition, Begriffsbeſtimmung, Erklärung, iſt ein vollſtändig präciſer Begriff einer Sache, oder ein Begriff innerhalb ſeiner Grenzen. Sie erfordert 1. Deutlichkeit, d. h. daß die Merkmale, welche ſie angibt, deutliche und klare Vorſtellungen ſind und das durch ſie zu Definirende (Definitum) wirklich deutlich wird; 2. Ausführlichkeit, daß ſie alle weſentlichen Merkmale anführt; 3. Präciſion, daß ſie nicht zu viele Merkmale angibt oder Merkmale nennt, die ſchon in einander enthalten ſind. Die Definition des Kreiſes: er iſt eine Figur, die von einer einzigen Linie ſo begrenzt wird, daß man von einem Punkte innerhalb nach derſelben lauter gleiche gerade Linien ziehen kann, hat die drei von einer vollkommenen Definition geforderten Eigenſchaften. Der definirte Begriff heißt das Definitum. Man nimmt den Ausdruck Definition auch noch in einer doppelten Bedeutung, entweder verſteht man das ganze Urtheil darunter, deſſen Subject das Definitum und deſſen Prädicat die Merkmale deſſelben ſind, z. B. ein Dreieck iſt eine von 3 Linien begrenzte Figur, und dieß nennt man definitio adplicans, oder man verſteht bloß die vom definito angegebenen

Merkmale, z. B. eine von 3 Linien begrenzte Figur, und dann nennt man sie definitio adplicata oder terminus definiens. Ein einfacher Begriff wird sich nicht definiren lassen. Die analytischen Definitionen beruhen auf Erörterungen, und eine vollständige und präcise Erörterung ist eine analytische Definition; die synthetischen Definitionen beruhen auf Declarationen, und eine vollständige und präcise Declaration ist eine synthetische Definition. Analytische Definitionen finden also auch nur bei gegebenen, synthetische bei gemachten Begriffen statt. Eine jede Definition ist demnach ein kategorisches Urtheil, in welchem das Definitum das Subject, die darin angegebenen Merkmal das Prädicat ausmachen. Eine Definition ist vollkommen: 1. der Quantität nach, wenn sie weder zu eng, noch zu weit, d. h. präcis ist; dieß ist der Fall, wenn die Definition und das Definitum Wechselbegriffe sind. 2. Der Qualität nach, wenn ihre Merkmale klar oder deutlich sind. 3. Der Relation nach, wenn die Vorstellung des Prädicats das Subject deutlicher macht und man nicht einen Cirkel (s. d.) begeht, d. h. das zu Definirende nicht in die Definition bringt. 4. Der Modalität nach, wenn die Merkmale wesentliche Stücke oder Attribute sind. Eine vollkommene synthetische Definition zu Stande zu bringen hat keine Schwierigkeit; unendlich schwieriger ist eine vollkommene analytische Definition. Gegenstände der Erfahrung wird man immer nur beschreiben und erörtern, nie definiren können, weil sie unendlich viele Merkmale enthalten. Ebenso schwierig ist die Definition der a priori gegebenen Vorstellungen; auch bei ihnen muß man dadurch, daß man die Erörterung immer vollständiger macht, sich der Definition nach und nach nähern. Die meiste Schwierigkeit bei einer Definition macht das Erforderniß, daß sie weder zu eng, noch zu weit sey. Man unterscheidet Wort- (oder Nominal-), Sach- (oder Real-) und Entstehungs- oder genetische Erklärungen. Die Worterklärung hat es bloß mit dem Worte, als dem Zeichen des Begriffs zu thun, z. B. ein Gymnasium ist ein Ort, wo körperliche Uebungen vorgenommen werden; Tugend ist die Tauglichkeit oder Brauchbarkeit zur Erreichung eines Zwecks. Mit solchen Definitionen müssen wir uns überall da behelfen, wo wir, wie z. B. bei Gegenständen der Natur, mit dem Wesen der Dinge nicht bekannt sind. Die Sacherklärung (auf welche die Mathematik dringt) macht mit dem Wesen und der innern Beschaffenheit des mit dem Worte bezeichneten Begriffs bekannt, z. B. ein Gymnasium ist eine öffentliche Lehranstalt für die Sprach- und wissenschaftliche Ausbildung junger Studirender; Tugend ist eine dem Sittengesetze angemessene Gesinnungs- und Handlungsweise. Die Entstehungserklärung belehrt über den Ursprung und die Entstehung eines Dinges, z. B. ein Gymnasium entsteht, wenn öffentliche Hörsäle angelegt und Lehrer angestellt werden, welche fähig sind, Studirende in Sprachen und Wissenschaften zu unterrichten. Diese Erklärung enthält eigentlich bloße Folgerungen aus den Realdefinitionen, und ist besonders anwendbar bei Gegenständen der Anschauung in Zeit und Raum, daher sie vorzüglich in der Mathematik vorkommt, wo sie auch die praktische genannt wird, z. B. wenn ein Cirkel eine vom Mittelpunkt gleich weit abstehende krumme Linie ist; so folgt, daß eine Cirkellinie oder Cirkelfläche entstehen müsse, wenn eine gerade Linie, um einen Mittelpunkt geführt, Spuren aller ihrer Punkte oder ihres Endpunktes zurückläßt. Eine weitere Entwickelung dieser Begriffe gibt die Logik (s. d.).

Definitivfriede, vollkommen abgeschlossener Friede, im Gegensatz des Präliminarfriedens, der nur vorläufig in der Hauptsache und, ohne die Details näher zu bestimmen, abgeschlossen wird.

Defterdar, im osmanischen Reiche der Name des Oberaufsehers der Finanzen, Großschatzmeister des Reichs; verschieden von dem Kasnadar-Baschi, dem Schatzmeister des Sultans für dessen Privatkasse. Defter heißt ein Register über Finanzgegenstände. Das Wort ist ursprünglich persisch.

Degen, ein Seitengewehr. Das Schwert (Ritterschwert, Schlachtschwert) unterscheidet sich vom Degen durch größere Schwere und Länge und dadurch, daß es zweischneidig und zu Hieb u. Stich gleich brauchbar ist, während der Degen in der Regel am Griff dreikantig ist, keine Schneide hat und nur zum Stoß oder Stich dient. Zwar unterscheidet man Stoß- und Haudegen, doch sind letztere wenig im Gebrauch, wie denn auch das Schwert gegenwärtig nur bei Enthauptungen angewandt wird. Staatsdegen sind sehr leicht, öfter reich verziert und dienen nur zum Putz. — Der Pallasch, das Seitengewehr der schweren Reiterei, ist breit, einschneidig mit abgerundeter Spitze, und dient daher nur zum Hauen. Er hat gewöhnlich ein großes, die ganze Hand bedeckendes Gefäß, während der Degen nur ein sogenanntes Stichblatt hat, und die ehemaligen Schwerter nur einen, mit der Klinge ein Kreuz bildenden, Querstab zum Schutze der Hand hatten. — Der Säbel, das Seitengewehr der leichten Reiterei und des Fußvolks, bei jener länger, bei diesem kürzer, unterscheidet sich von dem Pallasch durch seine Krümmung. Die sehr stark gekrümmten türkischen Säbel haben das Eigenthümliche, daß sie, wie unsere Sicheln, die Schneide innerhalb der Krümmung haben. Die Griechen und Römer führten kurze, breite Schwerter, gewöhnlich von Kupfer, und trugen sie an der rechten Seite, wahrscheinlich um dadurch in der Handhabung des Schildes nicht behindert zu werden. Ihnen ähnlich sind unsere sogenannten Hirschfänger der Jäger. — Sobald die Kunst erfunden war, Metalle zu schmieden, wurden auch künstliche Waffen aus denselben gegen den Feind bereitet. Einige Geschichtschreiber geben den Belus, König von Assyrien, als Erfinder des Degens aus; die Griechen schrieben sie — nach Diodor — den Kretensern zu. Aus den heiligen Schriften sehen wir, daß der Degen schon im höchsten Alterthume in Asien bekannt gewesen ist. Abraham zog sein Schwert, um den Isaak zu opfern; Simeon und Levi drangen mit dem Degen in der Faust in Sichem und richteten daselbst ein Blutbad an. Die Heroen des Alterthums erscheinen nie ohne Degen oder Schwert; so stellt Homer in dem berühmten Schilde des Achilles einen tanzenden Jüngling mit dem Schwerte umgürtet dar. Unter den Kaisern zu Rom durften nur die Soldaten Schwerter tragen; daher schreibt sich auch der Gebrauch, daß schon in jenen Zeiten die Ueberreichung des Degens die Uebertragung einer militärischen Würde andeutete. Die Ablieferung und Ablegung des Degens hingegen zeigte die Niederlegung des Amtes oder auch eine Unterwerfung an. Diese Sitte dauerte auch in den christlichen Jahrhunderten fort, wo die Kaiser und Könige bei der feierlichen Belehnung ihrer Reichsfürsten und Kronvasallen ihnen durch die Ueberreichung des entblößten Degens oder Schwertes die weltliche Herrschaft über ihre Länder übertrugen.

So ist auch bis auf den heutigen Tag den Soldaten die Hingebung ihres Degens ein Zeichen der Unterwerfung und die Wegnahme desselben die Entsetzung oder Suspendirung ihres Amtes (s. Degradation). — Im Mittelalter hatte das Wort Degen noch die Nebenbedeutung eines Dieners, doch wurde darunter immer ein in Würde stehender Diener, ein freier Mann verstanden. Auch unsere deutschen Dichter neuerer Zeit haben in ihren Ritterromanzen das Wort Degen in diesem Bedeuten vielfach wieder gebraucht.

Degen, geb. 1756 zu Wien, geschickter Uhrmacher; erlangte Ruf durch seine zahlreichen, freilich nur zum Theil gelungenen Fliegversuche. Seine erste Probe machte er, indem er von der Höhe des Stephansthurms zu Wien herabflog, allein die ungeheuren Flügeln vermochten nicht, die eigene Last, verbunden mit der seinigen, zu tragen; er stürzte herab und verletzte sich schwer. Dennoch machte er neue Versuche, indem er die ihm mangelnde Kraft von einigen Pfund durch einen kleinen Luftballon, der diese überwand, zu heben versuchte. Wirklich gelangen diese Versuche. Nun ging er 1813 nach Paris, wo sie indessen, wegen widrigen Windes, völlig mißlangen. Verhöhnt und verarmt zog er sich nach Wien zurück, wo er wenige Jahre später starb.

Degenfeld (Maria Susanna Loysa, Freiin von), Hofdame der Kurfürstin von der Pfalz, Charlotte (geb. Landgräfin von Hessen), deren Gemahl, Kurfürst Karl Ludwig (Sohn Friedrichs V. von der Pfalz), sich nach Verstoßung seiner Gemahlin die Freiin von Degenfeld, mit welcher er lateinische Liebesbriefe wechselte, zur linken Hand antrauen ließ (15. April 1657) und sie zur Raugräfin erhob. Sie gebar dem Kurfürsten 8 Kinder und starb in der Schwangerschaft den 18. März 1677. Der Kurfürst starb den 28. Aug. 1680. S. Felix Joseph Lipowsky's Schrift: „Karl Ludwig Kurfürst von der Pfalz und Maria Sus. Loysa, Raugräfin von Degenfeld", Sulzbach 1824. Die Schrift: „Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des bandverischen Hofes", Berlin 1825, enthält ebenfalls die Geschichte dieser Dame.

Dego, Dorf an der Bormida in der Provinz Acqui des Fürstenthums Piemont (Königreich Sardinien). Hier Schlacht zwischen den Oestreichern unter Beaulieu und den Franzosen unter Bonaparte am 14. bis 16. April 1796. Beide Flügel der weit stärkern Oestreicher wurden umgangen und geschlagen, und die Armee mußte sich mit großem Verluste zurückziehen. Verlust: 2500 Todte und Verwundete, 6000 Gefangene, 22 Kanonen, und der Franzosen 3000 Mann. Mit dem Gefecht bei Dego eröffnete Bonaparte seine Laufbahn und leistete hier mit einer schlecht gekleideten und organisirten und weit schwächern Armee gegen die viel stärkere und bessere östreichische Bewunderungswürdiges.

Degradation, Degradirung, Entsetzung von einem Amte oder Ausschließung aus einem bis dahin behaupteten Range, oder Versetzung aus einem höhern Range in einen niedern, welches letztere besonders von Militairpersonen gilt. Sie fand insbesondere sonst bei Officieren (mit verschiedenen Feierlichkeiten, nach Maßgabe des verübten Verbrechens) und findet im russischen Heere noch jetzt Statt; bei den deutschen Heeren ist sie, als eine mit der Würde des Officierstandes unvereinbare Strafart, abgeschafft, und wer ein Verbrechen begeht, das ihn dieser Würde unfähig macht, wird cassirt. Es können daher nur Unterofficiere zu

Gemeinen und zwar nur nach dem Ausspruche eines Kriegs- oder Standrechts, degradirt werden; im preußischen Heere besteht seit der Einführung der neuen Kriegsartikel (1808) die Einrichtung, daß gemeine Soldaten, welch sich eines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht, in die zweite Classe des Soldatenstandes degradirt werden; die zu dieser Classe gehörenden sind des Nationalzeichens verlustig (auch der Kriegsdenkmünze, wenn sie solche besaßen) und es kann bei neuen Vergehungen auf Bestrafung durch Stockschläge, welche sonst ganz abgeschafft sind, über sie erkannt werden. In die erste Classe können sie nur nach wenigstens einjähriger tadelloser Aufführung mit Genehmigung des Königs wieder aufgenommen werden. — In der katholischen Kirche ist Degradation die Hauptkirchenstrafe, wodurch der Geistliche wegen schwerer Verbrechen nicht bloß seines Amts entsetzt, sondern seiner ganzen geistlichen Würde und aller damit verbundenen Rechte und Privilegien beraubt wird (degradatio actualis). Findet bloß die Entsetzung vom Amte Statt, so heißt dieß degradatio verbalis. Sonst geschah die Degradation auch wegen geringerer Vergehungen, mit Verlust aller Priestervorzüge, jetzt nur bei schweren Criminalverbrechen. Dem Geistlichen werden dann von dem Bischof unter schauerlichen Formalien seine priesterlichen Insignien, Amtskleidungen und Symbole seiner Weihe stückweise abgenommen, die Tonsur auf dem Haupte und die gesalbten Finger mit einem kleinen Messer abgerieben, zuletzt weltliche Kleider angezogen, worauf er dann dem anwesenden Criminalrichter sogleich übergeben wird. — Bei den evangelischen Geistlichen geschieht die Degradation durch Abnahme der den Geistlichen auszeichnenden Kleidung, gewöhnlich vor dem Consistorium.

Dehnbarkeit (Ductilitas, Phys.), die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher man ihren Theilen verschiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zusammenhang zu zerstören. Das Gegentheil ist Sprödigkeit. Jene Eigenschaft ist besonders den Metallen eigen; doch besitzen sie dieselbe in verschiedenen Graden. Die größte Dehnbarkeit hat das Gold. Ein feinstes Goldplättchen beträgt nach Reaumur nur $^1/_{30000}$ einer pariser Linie. Eine Unze Gold, welche für Anfertigung von hoher Tressen zu Vergoldung einer 15 Linien dicken und 22 Zoll langen Silberstange angewendet wird, welche 45 Mark wiegt, reicht aus, wenn diese Stange nach und nach in immer feinere Fäden ausgezogen wird, die, wenn sie auch noch so fein werden, doch immer äußerlich noch vergoldet bleiben, um einen Faden daraus zu ziehen, der für sich eine Länge von 1.163.520 Schuh haben würde, und auch dieser würde durch fortgesetzte Verfeinerung um $^1/_7$ vergrößert werden können. Hiernach würde der Goldüberzug, wenn man auch annehmen könnte, daß der feine Faden durchaus völlig gleich stark sey, überall nur $^1/_{145840}$ einer Linie betragen; da man aber theilweise dünnere Stellen bei ihm voraussetzen muß, so ist an diesen das Verhältniß ein noch geringeres und auch diese Ausdehnung immer noch nicht die höchste, worauf sie zu treiben ist. Außerdem gehört von festen Körpern Glas zu den höchst dehnbaren, wie die Künsteleien der Glasspinnerei (s. d.) beweisen. Von organischen Körpern verdienen besonders die feinen Fäden der Spinnen und ähnlicher Insekten hinsichtlich der Dehnbarkeit des schleimigen Stoffes, aus dem sie sich bilden, Bemerkung. Jeder Spinnenfaden besteht aus einer Menge einzelner Fäden, die aus unzählbaren kleinen Löchern an 5 Warzen am Leibe der Spinne hervortreten und dann zu Einem sich zusam-

menfügen; schon die allerkleinsten Spinnen, die kaum das Ei verlassen haben, und deren Warzen dem Auge noch unsichtbar sind, fangen an zu spinnen, was aber erst in dem durch Zusammenfügung der Fäden entstandenen Gespinnste sichtbar wird. Aber ohne eine durchaus keinem Calcul zu unterwerfende Dehnbarkeit des Stoffes für diese Fäden vorauszusetzen, würde man sich gar keine Vorstellung machen können, wie die Bildung dieser Elementarfäden, gegen welche die sichtbar werdenden Spinnefäden schon wie Stricke gegen einen Hanffaden erscheinen, möglich sey. Die neuesten Erfahrungen und Versuche über die außerordentliche Dehnbarkeit, namentlich der Metalle, findet man in Biot's „Lehrbuch der Experimentalphysik" (3. A. deutsch v. Fechner), Leipz. 1824 fg., 4 Bde., Bd. 1. S. 10 fg.

Deïanira (Deïaneira), nach Einigen des Oeneus, Königs von Kalydonien, nach Andern des Dionysios und der Althäa Tochter, war ungemein schön und dabei sehr heroisch. Daher wurden Herkules und Achelous zugleich ihre Verehrer. Ihr Vater sagte sie Demjenigen von beiden Anbetern zu, welcher den andern im Kampfe überwinden würde. Beide begangen nun den Zweikampf; Herkules siegte und empfing in Deïaniren den Preis der Belohnung. Mit ihr zeugte er in der Folge den Hyllus, Glenus, Ktesippus und Onites. Als Herkules wegen des bekannten Todtschlages eines Knaben freiwillig aus Aetolien flüchtete, folgte ihm Deïanira in die Verbannung. Bei dem ausgetretenen Flusse Evenus erbot sich der Centaur Nessus, sie auf seinen Schultern über denselben zu tragen. Herkules nahm dieses Anerbieten an. Als nun der Centaur sich weit genug von ihm entfernt glaubte, und er Deïaniren zur Untreue zu verleiten suchte, da schickte ihm Herkules einen seiner, mit dem Blute der lernäischen Schlange getränkten Pfeile nach und tödtete ihn damit. Sterbend mahnte Nessus Deïaniren, sie möge sein aus der Wunde und vom Pfeile triefendes Blut aufheben und mit Oel vermischen; dieses werde, im Falle ihr Herkules untreu würde, eine treffliche, Liebe erweckende Salbe abgeben. Deïanira befolgte seinen Rath. Als in der Folge Herkules, nach der Eroberung von Oechalia, sich in die schöne Jole verliebt hatte, da erwachte in Deïanira die Eifersucht, und als nun Herkules zu ihr schickte und ein Feierkleid begehren ließ, weil er auf dem Oeta ein Opfer zu begehen gedächte, da bestrich sie dieses mit der Salbe. Die Folge davon war, daß Herkules nach Anlegung des Kleides vor Schmerzen rasend ward und sich selbst verbrannte. Deïanira erfuhr es; sie fiel in eine Art von Verzweiflung, ergriff einen Strick und erhängte sich.

Deich, — bund, — bandsgenossen, — bau, — buch, — geschworene, — graf, — last, — recht, — schau, — wesen. Deiche sind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Ueberschemmungen (des See- und Flußwassers) vorzubeugen. Mit ihnen sind Siehle oder Schleusen verbunden, durch welche das Wasser aus dem bedeichten Lande abgeführt oder nöthigenfalls frisches Wasser zugeführt wird. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat seine besondern Rücksichten und Grundsätze. Da in Beziehung der Deiche wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen, so gibt es ein besonders Deichrecht: die Lehre von den rechtlichen Verhältnissen, welche in Hinsicht der Deiche eintreten. Die Hauptquellen desselben sind die Deichordnungen oder Deichgesetze der Länder, wo große Deiche angelegt sind, und zugleich das

erkommen. Vgl. v. Hunrich's „Entwurf des jetzigen Deichrechts", Nellmann's „Einleitung ꝛc." und Petiscus's „Allgem. Grundsätze ꝛc.", owie Penzler's „Lexikon über die Ausdrücke, die beim Deichwesen vorommen". Die Hauptgrundsätze desselben sind: Jeder ist zur Erhaltung ines Deichs verbunden, dessen Grundstück durch die Ueberschwemmung ines austretenden Wassers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines Deichbandes (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Personen besteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet sind), sobald eine Gesellschaft der Art vorhanden ist; und der Landesherr kann befehlen, daß sich eine solche Gesellschaft bilde. Die Deichlast (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenossen oder Deichbandsgenossen obliegt, ist eine Reallast, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die also der Eigenthümer, nicht der Inhaber, trägt, und von welcher keine Ausnahme stattfindet, wenn sie nicht durch anerkannte Privilegien bestätigt wird. Grobe Nachlässigkeit in der Abtragung der Deichlast begründet das Spadenrecht, nach welchem ein Grundstück, auf welchem die Deichlast haftet, nach einem gewissen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlast oder Nothhülfe ein, welche darin besteht, daß alle fähige Bewohner eines Bezirks zu Hülfe aufgefordert werden können, damit das Wasser nicht durchbreche. Nicht immer liegt nach den Deichrechten Denjenigen eine Entschädigung ob, die durch Aufopferung eines speciellen Eigenthums oder durch dessen Beschädigung gewinnen. Sogar hört bisweilen ein ausgedeichtes Grundeigenthum nach der Ausdeichung auf, ein Eigenthum Dessen zu bleiben, der es binnen Deichs besaß. Die Vertheilung der Deichlast aber geschieht entweder so, daß jedem Bundesgenossen ein bestimmter Deichantheil zur Erhaltung angewiesen, oder der Deichbau als gemeinschaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Wassers weiter landeinwärts angelegt wird, sind die Eigenthümer, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird, berechtigt, Schadenersatz zu fordern. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaues gemacht werden, sind bevorrechtet und werden in die erste Classe gesetzt. Streitigkeiten, die über diese entstehen, pflegen von einem besondern Gerichtsstande, dem Deichgrafen (obersten Aufseher und Richter in Sachen des Deichbaues) und seinen Geschworenen (Deichgeschworenen), die ihm als Schöppen beigeordnet sind, entschieden zu werden. Von diesen Personen wird auch von Zeit zu Zeit eine Untersuchung des Deichwesens (die Deichschau) angestellt. Ihre Schlüsse heißen die Deichwache, und die Beschreibung des ganzen Deichs und seiner Theile das Deichbuch.

Deïdamea (Deïdamia), die Tochter des Königs Lykomedes auf der Insel Skyros, mit welcher Achilles, als er sich dort in Frauenkleidern verborgen hielt, den Pyrrhus zeugte. (S. Pirithous.) Bion schrieb auf diese Liebe des Achilles ein Hochzeitlied, wovon noch ein Fragment vorhanden ist.

Dei gratia (von Gottes Gnaden), eine Formel, die man in den Urkunden und Briefen der weltlichen und geistlichen Fürsten gleich im Anfange derselben bei ihrem Namen und ihrer Würde fast allgemein findet. Sie war anfänglich keineswegs ein Zeichen der Unabhängigkeit

und Herrschaft, sondern bloß ein demüthiges Geständniß der Abhängigkeit von Gott. Schon die Väter der Kirchenversammlung zu Ephesus bei der Verurtheilung des Nestorius schreiben sich zum Theil Bischöfe von Gottes Gnaden. Die Bischöfe der folgenden Zeit blieben dabei, und die Prälaten und andre hohe Geistliche machten es ihnen nach. Von den Geistlichen nahmen die weltlichen Fürsten, und unter den fränkischen Königen zuerst Pipin, diese Formel an; seine Söhne Karlmann und Karl der Große behielten sie bei, und so vererbte sie sich auf die nachfolgenden Kaiser mit mehr oder weniger veränderten Worten, sodaß seit jenen Zeiten diese Formel vorzüglich den regierenden Fürsten und Bischöfen gleichsam zum Titel diente, um ihre Macht und Herrschaft dadurch anzuzeigen. Der einzige Unterschied, den man in der Folge der Zeit dabei wahrnimmt, besteht darin, daß die Bischöfe statt Dei gratia, sich des Ausdrucks Dei et apostolicae sedis gratia (von Gottes und des Apostolischen Stuhls Gnaden) bedienen.

Dejotarus, Tetrarch oder Vierfürst von Galatien in Kleinasien, wozu er, wegen der den Römern im Kriege gegen Mithridates geleisteten Dienste, noch Kleinarmenien und den Königstitel erhielt. Im bürgerlichen Kriege ergriff er die Partei des Pompejus. Cäsar nahm ihm Kleinarmenien, nöthigte ihn, mit gegen Pharnaces zu ziehen, und ließ ihm nichts als den Königstitel. Sein Enkel Kastor beschuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben Cäsars, weßhalb ihn Cicero in einer noch vorhandenen Rede vertheidigte. Nach Cäsars Ermordung kehrte er in seine Staaten zurück. In dem neuen Bürgerkriege verband er sich mit Brutus, dann mit Augustus. Er starb in einem hohen Alter, 30 v. Chr.

Deïsmus oder **Theïsmus** (latein. und griech.), heißt eigentlich Glaube an das Daseyn einer Gottheit, und in dieser Bedeutung steht er dem **Atheïsmus** (s. d.) oder der Gottesleugnung entgegen. Gewöhnlich aber versteht man darunter den bloßen Vernunftglauben an Gott, der den Glauben an einen Offenbarungsglauben verwirft. Der von Kant und seiner Schule gemachte Unterschied zwischen Deïsmus, als Glaube an ein Urwesen ohne Intelligenz, und Theïsmus, Annahme dieses Wesens mit Intelligenz, die durch Vernunft und Freiheit Urheber der Welt sey — ist willkürlich und findet außerhalb derselben nicht statt. — **Deïst, Theïst**, Derjenige,, welcher bloß aus Gründen der Vernunft einen Gott glaubt, ihn also nicht auf das Zeugniß einer Offenbarung glaubt. In diesem Sinne redet man z. B. von englischen Deisten, welche die Offenbarung bestreiten, ziemlich gleichbedeutend mit Naturalisten.

Dekade (v. d. griech. Dekas, Zehn), ein Ganzes, das aus zehn gleichen Theilen besteht; besonders in der ehemaligen franz. republik. Zeitrechnung, der dritte Theil eines Monats oder eine Zahl von 10 Tagen, die (da die Sonntage abgeschafft waren) jedesmal mit einem Dekadi, d. i. Ruhetag, endeten. — **Dekadik** (Dekadisches Zahlensystem), Zählungsart, wonach 10 Einheiten von irgend einer Ordnung eine Einheit der höchst höhern Ordnung ausmachen. Bei den Namen für diese Einheiten kehren die Wörter Eins, Zehn, Hundert regelmäßig wieder. — Die Benennungen Million, Billion, Trillion ꝛc. rühren von Albert Girard her (vgl. **Dodekadik**). — In dem franz. Maßsystem bedient man sich des griech. Wortes deka bei zu vergrößernden Bestim-

ungen, z. B. Dekagramm (ein Gewicht von 10 Grammen [2⅓ Quen-
n]), Dekalitre (ein Maß von 10 Litres), Dekametre (10 Metres),
Dekare (10 Ares, ungefähr 20 QRuthen.

Dekagon (decagonum), in der Geometrie, eine Figur von 10
Ecken und Winkeln (Zehneck).

Dekamerone (griech., Zehn-Tag), ein Buch, worin der Verfasser
die Begebenheiten ꝛc. von 10 Tagen erzählt. Ueber den Dekameron
des Boccaccio, s. d. Dibdins Dekameron erzählt bibliographische
Denkwürdigkeiten.

Deken (Agathe, auch von Einigen Anna genannt), holländ. Schrift-
stellerin, geb. 1741 in dem Dorfe Amstelveen bei Amsterdam. Sehr
früh ihrer Eltern beraubt, empfing sie in dem Waisenhause der Colle-
ianten eine streng moralisch-religiöse Erziehung, von der alle ihre nach-
herigen Schriften das Gepräge tragen. Zeitig entwickelten sich ihre
glücklichen Anlagen zur Dichtkunst und erwarben ihr Freunde, welche
ihre Bildung unterstützten. Sie lebte unverheirathet, verband sich zu
literarischen Arbeiten mit Maria Bosch und später mit Mad. Wolf
geb. Bekker), mit welcher sie bis zu ihrem Tod in der vertrautesten
Freundschaft stand, obschon beide Frauen verschiedener Gemüthsart wa-
ren; die Deken ruhig und ernst, die Wolf lebhaft, fröhlich und schalk-
haft. Beide werden als die Schöpferinnen des holländ. Originalromans
betrachtet. Mit ihren beiden Freundinnen gab sie heraus: „Sara
Burgerhart" (Haag 1782, 2 Bde.), „Geschichte Willen Levends" (8
Bde., Ebend. 1784—85), dazu ein Supplementband in Briefform
(Ebend. 1786), vom Verfasser des „Siegfried von Lindenberg" (Müller
u. Itzehoe) ins Deutsche übertragen; „Briefe Abraham Blankaarts"
(3 Bde., Ebend. 1787—89). Diese Romane zeichnen sich durch feine
Sittenschilderung, Witz, pathetische Situationen und getreue Darstellung
der Volkscharaktere aus. Ihre „Lieder über das Familienleben" und
ihre „Fabeln" sind geschätzt. Für sich allein gab sie heraus: „Liede-
ren voor den Boerenstand", die als classisch betrachtet werden; auch
dichtete sie Kirchenlieder für die Anabaptisten zu Harlem. Sie starb
den 14. Nov. 1804 im Haag, nachdem sie ihre Freunden nur 9 Tage
überlebt hatte. Sie liegen auf dem Friedhofe zu Scheveningen ver-
einigt.

Delambre (Jean Baptiste Joseph), einer der berühmtesten Astrono-
men unserer Zeit, geb. d. 19. Sept. 1749 zu Amiens, hatte in seiner
Vaterstadt den Abbé Delille zum Lehrer, der später sein College beim
Nationalinstitut und beim Collège de France war, und stets sein Freund
blieb. Er widmete sich zuerst linguistischen Studien, machte sich die mei-
sten lebenden Sprachen eigen und war einer der besten franz. Helleni-
sten. Erst im 36. Jahre gingen seine Studien zur Astronomie über.
Nachdem er die Werke des Lalande mit einem Commentar bereichert hatte,
wurde er Lalande's Freund und Zögling, der mit Stolz von Delambre
sagte, daß er sein bestes Werk sey. Kaum hatte Herschel den Uranus
entdeckt, so folgte Delambre mit steter Aufmerksamkeit der Bahn desse-
ben. Obschon dieser Planet nach 8 Jahren erst einen kleinen Theil
seiner mehr als 80jährigen Bahn zurückgelegt hatte, so fertigte er dessen-
ungeachtet gegen 1790 schon die Uranustafeln an, die seitdem von allen
Astronomen bei ihren Berechnungen benutzt werden. Diese und seine
Tafeln über den Lauf des Jupiter und des Saturn, ferner seine Ab-

handlungen für die Akademie der Wissenschaften und seine wichtigen Berechnungen der Bahn der Trabanten des Jupiter, verschafften ihm einstimmig die Aufnahme ins Nationalinstitut. Er und Méchain maßen von 1792—99 den Bogen des Meridians zwischen Barcelona und Dünkirchen. Die nördlichen trigonometrischen und astronomischen Operationen bis Dünkirchen leitete Delambre, und Méchain übernahm den südlichen Theil der Messung bis Barcelona. Zur Verification maß hernach Delambre nach einem neuen Verfahren 2 Basen, jede von 6000 Klafter, die eine bei Melun, die andre bei Perpignan. Die ganze Art und die Resultate dieses Verfahrens theilte Delambre in seine „Base système métrique décimal, ou mesure de l'arc du méridien compris entre les parallèles de Dunquerque et Barcelone“ (Par., 3 Bde., 4.), und „Recueil d'observat. géodésiques p. faisant suite au 3me vol. de la base du syst. métr., redigé par Biot et Arago“ mit, welche 1810 einen der Decennalpreise erhielt. Bei der ersten Errichtung des Bureau des longitudes ward er Mitglied desselben. 1802 gab ihm Napoleon den wichtigen Posten eines Generalinspectors der Studien, und 1803 wählte ihn die Classe der mathem. Wissenschaften zu ihrem beständigen Secretair, wogegen er das Generalinspectorat aufgab. Jedoch ward er von Napoleon auch zum Schatzmeister der Universität ernannt. Seine ersten Sonnentafeln hatte Delambre 1792 geliefert. Ihre Wichtigkeit bestimmte ihn, seine Beobachtungen der Sonne fortzusetzen, und so erschienen 1806 seine neuen Tafeln, die seitdem den betreffenden Berechnungen zum Grunde gelegt werden. Ebenso arbeitete er seine Tafeln der Trabanten des Jupiter 1817 um und bereicherte solche mit neuen Beobachtungen. Als er 1807 Lalande im Collège de France ersetzte, ward er dadurch zu einer neuen Untersuchung aller großen Probleme in der theoretischen und praktischen Astronomie geführt, aus welchen Untersuchungen sein classischer „Traité d'astronomie théorétique et pratique“ (3 Bde., 4., 1814) hervorging. Diesem Traité folgten von 1817—22 die nicht minder classischen Geschichtbücher über die Sternkunde: „Hist. de l'astronomie ancienne“ (1817, 2 Bde., 4.); „Hist. de l'astron. du moyen âge“ (1819); „Hist. de l'astron. moderne“ (1821, 2 Bde.) und „Hist. de l'astron. du 18me siècle“ (2 Bde., 4.), zusammen 7 Bde., 4.: eine Reihe von Werken, wie keine Nation gleiche aufzuweisen hat. Auch als Secrétaire perpétuel der Akademie der Wissenschaften hat Delambre die größten Verdienste. Er starb den 19. Aug. 1822.

Delaware. I. Großer Meerbusen an der Ostküste Nordamerikas zwischen den Staaten Neu-Jersey und Delaware, von den Capo Hinlopen und Mai, macht eigentlich nur die Mündung des gleichnam. Stroms aus, hat eine Fläche von 26 QM., Länge 9 und Breite 3—6 Meilen, durchaus fahrbar, enthält aber einige kleine Inseln und mehre Sandbänke; hat vom Lord Delaware, der ihn 1610 zuerst sah, den Namen. — II. Fluß, welcher im Staate Neuyork durch den Zusammenfluß des Mohok und Pöpachtan entsteht, mit südöstlichem Laufe Pennsylvanien und Neu-Jersey durchströmt, mehre Wasserfälle, ist 13 Meilen (bis Trenton) schiffbar und mündet nach einem Laufe von 60 Meilen in die gleichnam. Bai. — III. Staat der nordamerikan. Union, nach Rhodeisland der kleinste derselben, indem er nur 100 QM. umfaßt; liegt auf der Westseite der Delawarebai, zwischen Pennsylvanien, Neu-Jersey und Maryland, bildet eine bloße Terrasse des Apalachengebirges,

e nur im Norden einige Hügel von 500 Fuß Höhe besitzt, im Westen ber viele Sümpfe, wie der Cypreßswamp zeigt, und wird von mehren üstenflüssen, wounter die Christina der merkwürdigste, bewässert. Das klima ist gemäßigt, der Boden fruchtbar, Ackerbau und Viehzucht Haupterwerbe und Holz (Waldungen von rothen und weißen Cedern, weißen Eichen, Wallnuß) noch immer im Ueberflusse vorhanden. Die 90.000 Einwohner, meistens Anglo-Amerikaner, nur mit wenigen Schweden und Holländern vermischt, bekennen sich meistens zum presbyterian. Cultus; außer diesen sind Episkopalen, Quäker, Baptisten, Methodisten vorhanden. Es bestehen mehre Akademien, aber noch keine Universität, wenngleich der Staat Vieles für den Unterricht gethan hat. Unter den Fabriken blühen vorzüglich Baumwollenweberei und Branntweinbrennerei; ein Staat der Union liefert verhältnißmäßig so vieles Mehl, das auch mit Holz, einigen Fabrikaten und Victualien die Stapelwaaren ausmacht. Seinen Markt macht eigentlich Philadelphia. Die Verfassung ist demokratisch, in die gesetzgebende und vollziehende Gewalt getheilt; die richterliche Gewalt ist unabhängig, der Staat in 3 Grafschaften getheilt, die in Hundreds zerfallen, die Miliz 7452 Köpfe stark; Hauptstadt Dower. Zum Congresse sendet der Staat 2 Senatoren und 1 Repräsentanten, er folgt dem Interesse der mittlern Staaten der Union. — Ferner gibt es eine Grafschaft Delaware im Staate Indiana, am Whiteßfluß, mit 4000 Bewohnern und dem Hauptort Indianopolis. Auch heißt so eine Grafschaft im Ohiostaate mit 8000 Seelen und dem gleichnamigen Hauptort; endlich noch 2 Grafschaften in der nordamerikanischen Union, eine im Staate Neu-York (27.000 Einwohner mit dem Hauptort Delhi) und die andere im Staate Pennsylvanien (ein sehr fruchtbarer Landesstrich mit 15.000 Einw. und dem Hauptort Chester). — Die Delawaren, welche der berühmte Reisende Schmit-Barton an die Spitze der ursprünglichen nordamerikanischen Stämme setzt, haben ihren Sitz im westlichen Gebiete von Nordamerika; sie nennen sich selbst die Urnation, und die meisten indischen Stämme beehren sie mit dem Namen ihrer Großväter, wie denn auch die große Verbreitung der verschiedenen Dialecte der delawarischen Sprache für die ehemalige Größe dieses Volks spricht.

Delegation (Rechtsw., v. lat. Delegatio), 1) Ueberweisung einer Schuld, wenn der Schuldner (delegans) einen Andern (delegatus) mit dessen und des Gläubigers (delegatarius) Zustimmung an seine Stelle setzt. Gewöhnlich wird der Begriff hierauf beschränkt; doch kann sie auch auf Seiten des Gläubigers geschehen, wenn dieser (delegans) an seine Stellen einen andern Gläubiger (delegatarius) mit dessen und des Schuldners (delegatus) Genehmigung setzt. Sie hat dieselben Wirkungen, welche die völlige Tilgung der alten Schuld durch Zahlung hervorbringt, und hebt das Rechtsverhältniß nicht nur für den Ueberweisenden, sondern auch für die Bürgen und die etwa bestellten Pfänder auf, wodurch sie sich von der Cession, Bürgschaft, Assignation unterscheidet. — 2) Uebertragung der Gerichtsbarkeit für einen einzelnen Fall oder für eine Klasse von Geschäften, daher delegirte Gerichtsbarkeit (jurisdictio delegata), delegirter Richter (delegatus judex). Sie kann nur vom Landesherrn oder von einem Oberrichter verfügt werden. Geschieht dieß auf den Antrag der einen Partei, so wird gewöhnlich die andere erst gehört.

Im lombardisch-venetianischen Königreiche ist Delegation so viel als Provinz und Delegat der in dem Hauptort jeder Provinz residirende königl. Stellvertreter. Auch im Kirchenstaat heißt der Statthalter des Papstes so in mehren Provinzen (Delegationen).

Delft, alte und finstere Stadt in Südholland, an der Schie und von 3 Kanälen durchschnitten, zählt in 4900 Häusern 14.200 Einw. Merkwürdig sind: die alte Kirche mit den Denkmälern der Seehelden Tromp und Pieter Hein; die neue Kirche mit dem prächtigen Mausoleum Wilhelms I. von Oranien, den Denkmälern Hugo Grotius's und Leuwenhoek's (Beide hier geboren) und einem berühmten Glockenspiel; das Rathhaus mit einigen guten Gemälden; der Prinzenhof, worin 1584 Wilhelm I. von Oranien ermordet ward; das Zeughaus u. s. w. Delft hat eine königl. Artillerie-, Genie- und Marineschule für 200 Zöglinge; ferner Manufakturen und Fabriken in Tuch, Artilleriegeräthe, Fayence (u. d. N. Delfterzeug bekannt), Steingut, Tapeten, Decken, marseiller Seife, mathematischen Instrumenten ꝛc.; Geneverbrennereien, Bierbrauereien; ansehnlicher Handel aus dem Hafen Delfshaven, der mit der Maas zusammenhängt. Die Stadt soll schon 1075 vom Herzog Gottfried von Lothringen erbaut worden seyn und war während der Revolutionszeit die Hauptstadt des batav. Departem. Delft. — Geburtsort der beiden Folgenden.

Delft (Jakob), berühmter Portraitmaler, 1619—61, kam seinem Großvater, dem gefeierten Mirevelt, gleich; 2) (Wilhelm), Maler und Kupferstecher, blühte gegen das Ende des 16. Jahrh., lieferte besonders schätzbare Kupferstiche nach Mirevelt, auch gelungene Bildnisse und andere kleine Gemälde.

Delhi (Dehly), britisch-ostindische Provinz in der Präsidentschaft Bengalen von 1610 QM. und 8 Mill. Einw. (Hindus, Mohammedaner, Rohilla, Seiks), zwischen den Seikstaaten Gurwal, Nepaul, Oude, Agra und Aschmir; vorzüglich Reiß, Weizen, Gerste, Baumwolle hervorbringend. — Die Stadt Delhi (auch Schah-Dschehanabad, d. i. Stadt des Schah-Dschehan (Jehan), der sie sehr vergrößerte und verschönerte. Sie liegt (28° 37′ N. Br.) am westl. Ufer des Flusses Dschumnah (Jumna), über den eine steinerne Brücke führt, in einer großen und fruchtbaren Ebene, wo sie sich auf 8 engl. Meilen in der Länge und an einigen Orten auf 4 Meilen in der Breite ausdehnt. Diese hochberühmte zweite Haupt- und Residenzstadt des Großmoguls in Hindostan (Agra war die erste) hatte vor den schrecklichen Verwüstungen, die sie 1738 vom Schah Nadir, 1747 von den Afghanen und in neuern Zeiten von den Maratten erlitten, eine 2 Millionen starke Bevölkerung. Was glaubhafte Reisende von der ehemaligen Pracht der Stadt und von den Reichthümern erzählen, welche die mongolischen Kaiser daselbst aufgehäuft hatten, grenzt an das Fabelhafte. So war der sogenannte Pfauenthron von massivem Golde, und man hatte an dessen Rücklehne, die einen Pfauenschwanz bildete, durch zahllose Edelsteine aller Art das natürliche Farbenspiel nachgeahmt. Er ward auf 70 Mill. Thlr. geschätzt; Nadir Schah führte ihn als Beute hinweg. Was dieser Eroberer an baarem Gelde, Kleinodien, kostbaren Gefäßen und Waffen aller Art allein aus den kaiserl. Schatz- und Rüstkammern, ingleichen an Elefanten, Pferden und Kameelen aus den kaiserl. Ställen raubte, schätzt man auf 425 Mill. Thlr. Die Ruinen von Palläsien, prächtigen

Grabmälern, Wasserleitungen ꝛc. bedecken eine QM. Trotz dem ist Delhi noch immer eine der ansehnlichsten Städte Ostasiens. Sie ist mit Mauern umgeben, wird in die Hindus- und Mongolenstadt getheilt, hat nur schmale Straßen, mit Ausnahme dreier, welche die Stadt von N. nach S. durchschneiden; zahlreiche glänzende Moscheen, viele Pagoden, eine Menge gut gebauter Privathäuser, große Bazars, welche die unermeßliche Stadt mit allen Bedürfnissen versehen; ein Zeughaus und eine Sternwarte. Vor allen aber ist merkwürdig das kaiserl. Residenzschloß (noch jetzt der Wohnsitz des entthronten Großmoguls Akbar II. und seiner aus mehren tausend Köpfen bestehenden Familie) aus rothem Granit erbaut, am Fluß, mit 7 Hauptgebäuden, trefflichen Säulenhallen, Gärten, den prächtigsten Anblick darbietend. Die 200.000 Einw. unterhalten viele Fabriken in Indigo, Baumwolle, Taback, Zucker; Steinschneidereien, bedeutenden Handel mit Bengalen, Kaschmir, Kabul u. a. Ländern.

Delille (Jacques, auch Delisle, de Lille), der berühmteste unter den französischen Lehrdichtern neuerer Zeit, geb. 1738 zu Aligue-Perse in Auvergne; verlor in früher Jugend seinen Vater, erhielt dann seine Bildung in Paris und zeichnete sich durch seltene Talente bald daselbst aus. Zu weiterer Ausbildung besuchte er das Collegium zu Amiens, und fing dort schon seine metrische Uebersetzung der „Georgica" des Virgil an, die er in seinem 23. Jahre vollendete. Sie erschien zuerst 1770. Der Ruf, den er dadurch erhielt, verschaffte ihm die Stelle eines Lehrers am Collegium de la Marche, späterhin am Collège de France. Seine Reise nach Konstantinopel und Griechenland mit Choiseul-Gouffier erhöhete seinen Ruf. Delille zeichnete sich ebenso sehr durch seine Liebenswürdigkeit im Umgange als durch seine vorzüglichen Dichtungen aus. In seinem Aeußern glich er an Häßlichkeit Pope'n, dem er aber auch an Geiste nicht nachstand und dessen originale Kunst im Versbau er sich ganz eigen zu machen wußte. Ueber seine „Georgica", die Didot in Paris in prachtvoller Quartausgabe lieferte und dadurch zum Ruhme des jungen Dichters nicht wenig beitrug, hatte er viel durch Neid und Eifersucht auszustehen; allein seiner Uebersetzung wurde, trotz aller Ränke, die Classicität von den Franzosen zuerkannt. Nach langem Zwischenraum folgte dieser Uebersetzung sein eignes Lehrgedicht: „Les Jardins, ou l'art d'embellire les paysages" (Paris 1782, deutsch von Vogt, Jena 1786, u. A. 1800), in 4 Gesängen. Mehre Pfründen und seine Stelle trugen ihm ein jährliches Einkommen von 30.000 Livres ein, von denen ihm aber der Ausbruch der Revolution nur 600 übrig ließ; doch verursachte sein berühmter Name, daß ihn alle Demagogen, selbst Robespierre, unangefochten ließen; ja als Letzterer eine Hymne von ihm verlangte, schrieb er in 24 Stunden den „Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame", die aber den damaligen Gewalthabern, wegen der darin enthaltenen Grundsätze, nicht zusagte, da sie nicht nur das Tröstende, sondern auch das Schreckende der Unsterblichkeit für den Schuldbefleckten schilderte; sie erschien später 1802. Kurz hierauf verließ er Paris, begab sich in die einsamen Gegenden der Vogesen und von da in die Schweiz, wo er seinen „Homme des champs" in 4 Gesängen dichtete, welches von Kennern noch höher, als „Les Jardins", geschätzt wird. Von Basel, wo er sich lange aufgehalten hatte, begab er sich nach London und verheirathete sich daselbst 1802 mit Demoiselle Vaudchamps,

die lange Zeit seine Reisegesellschafterin gewesen war und die er in seinen Gedichten seine Antigone nennt. Im folgenden Jahre erschien zu London sein berühmtestes Gedicht: „Le Malheur et la Pitié“, in 4 Gesängen, worin er die Leiden seines Vaterlandes schildert. Darauf folgten: „L'Enéide de Virgile, traduite en vers français“, 1804, 2. Aufl. 1814; „Le Paradis perdu de Milton, trad. en vers français“, 1805; „L'imagination, poëme en 8 chants“, 1806; „Les trois règnes de la nature, poëme en 8 chants“, 2 Bde., Paris 1808, gr. 4., m. K., und einige andere Gedichte. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich 1802 nahm er die ihm mehrmals angetragene Stelle in der Akademie an. 1812 erschien sein Gedicht „La conversation“, das als ein wahres Gemälde der hohen Zirkel seiner Zeit und ihres kleinen Geistes von Interesse ist. Was aber die Poesie anlangt, so gilt von diesem wohl, was von seinen übrigen Gedichten gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannigfaltigkeit der Anschauung, daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchste Zierlichkeit des Ausdrucks, harmonischer Wohllaut und Fluß der Verse sind ihre höchsten Vorzüge, weßhalb Bouterwek nicht mit Unrecht sagt: „Ein didaktisches Werk, wie der höchst elegante Landmann des Abbé Delille, kann sehr viele Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu seyn“. Delille st. am 1. Mai 1818, nachdem er im höhern Alter mehrmals an Schlagflüssen gelitten und auch das Gesicht verloren hatte. Sein Tod ward allgemein auch wegen seines liebenswürdigen Charakters betrauert und ein feierliches Leichenbegängniß bewies, in welcher hohen Achtung er gestanden hatte. Er arbeitete alle seine Werke im Gedächtniß aus. So trug er sogar die 30.000 Verse der Uebersetzung seiner „Aeneide“ im Kopfe herum. Seine Schriften erschienen zu mehren Malen in allen Formaten. Eine Ausgabe in 4. befaßt 17, eine andere in 8. 18 Bde. und noch eine in 18. 19 Bde.

Delisle oder de l'Isle (Guillaume), der sich große Verdienste um die Erdkunde erwarb, wurde 1675 zu Paris geboren. Durch seinen Vater Claude, ebenfalls Geograph und Geschichtschreiber, erhielt er früh Neigung zur Geographie. Acht bis neun Jahr alt, zeichnete er schon Charten und machte unter Cassini so reißende Fortschritte, daß er im 25. Jahre eine vollständige Weltkarte, Karten der 4 Welttheile, und einen Erd- und einen Himmels-Globus herausgab (1700). Seine vortrefflichen Arbeiten wichen weit von den vorhergehenden ab. Mit unermüdlichem Fleiße suchte er jede Entfernung, zur See wie zu Lande, auf's Pünktlichste zu bestimmen. Mehre diesen folgende gediegene Werke erwarben ihm 1702 eine Stelle in der französischen Akademie. Zum Lehrer der Geographie Ludwigs XV. erwählt, schrieb er einige gründliche Schriften zu dessen Unterichte und erhielt den damals noch nicht bekannten Titel eines königlichen Geographen (1718). Delisle schrieb ein Werk, über den Lauf sämmtlicher Flüsse, welches unübertrefflich in Bestimmtheit und daher für die Geographie von namenloser Wichtigkeit ist. Mehre schätzbare Arbeiten, außer den vielen erschienenen, waren noch unter seiner Feder, als er am 25. Januar 1726 sein thätiges Leben endete. Sein Name war nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande hochgefeiert. Der Czaar Peter besuchte ihn bei seiner Anwesenheit in Paris, ihm noch einige Nachrichten über Moskau mitzutheilen, besonders aber, um sein eignes Reich bei diesem Gelehrten kennen zu lernen. Seiner Karten zählt man über hundert, da fast kein Geo-

raph seiner Zeit ein Werk in Druck gab, welches er nicht durch eine erselbe zu schmücken suchte. Er hat den Ruhm, der eigentliche Begrün- er der neuern Geographie zu seyn, und immer noch bewähren sich durch ie Reisenden der letzten Zeiten seine Angaben; daher seine Schriften inen bleibenden Werth behalten haben. Sein Bruder Joseph Nicolas Delisle, (geb. zu Paris 1688), folgte von ebenso früher Jugend an einer leidenschaftlichen Neigung zur Astronomie und wurde in dieser Wis- enschaft einer der berühmtesten Gelehrten Frankreichs. Die totale Son- enfinsterniß am 12. März 1706 war gleichsam das Signal, womit die Natur sein Genie erweckte. Seitdem ermüdete sein Scharfsinn nicht in stronomischen Beobachtungen, und glücklich löste er verschiedene Auf- aben dieser Wissenschaft. 1714 nahm die Akademie der Wissenschaften en jungen Gelehrten zu ihrem Mitgliede auf; und durch rühmliche Schriften machte er sich dieser Ehre würdig. 1723 vermehrte er seinen Ruf durch seine Beobachtungen des Durchgangs des Merkur durch die Sonne, wie auch durch die Beschreibung der Sonnenfinsterniß von 1724. In diesem Jahre machte er eine Reise nach England und wurde von Newton und Halley mit Auszeichnung aufgenommen. 1726 erhielt er von Katharinen I. einen Ruf nach Rußland und folgte ihm. Er legte daselbst eine Schule für Astronomie an, welches schon Peter I. von ihm gewünscht hatte, und blieb in Petersburg bis 1747, wo er durch ange- brengte Thätigkeit und neue ersprießliche Forschungen im Gebiete der Astronomie und Geographie, von Stufe zu Stufe die höchste Höhe des Ruhmes erstieg. Es gab fast keine gelehrte Gesellschaft, die ihm nicht in Ehrendiplom zum Beweise ihrer Verehrung geboten hätte. Nach Paris zurückgekehrt, kaufte der König seine geographischen und astrono- mischen Sammlungen, schenkte sie dem Marine-Depot und bestellte ihn um Aufseher darüber. Unter seiner Leitung bildeten sich La-Lande und Messier ꝛc. 80 Jahre alt, beschloß er 1768, in immer noch unermüd- licher Thätigkeit seine gehaltvolle irdische Laufbahn. Sein wichtigstes geographisches Werk, das „Mémoire sur les nouvelles découvertes au Nord de la mer du Sud“ (1752), enthält das Ergebniß der Bemühun- gen der Russen zur Entdeckung eines Weges aus dem Südmeer in die Gewässer nördlich von Amerika. Seine „Mémoires pour servir à l'his- toire et aux progrès de l'astronomie, de la géographie et de la phy- sique“ (1738, 2 Bde., 4.) blieben unvollendet, und sein „Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25 juin 1748“, ist eine vollständige Uebersicht aller ringförmigen Son- nenfinsternisse.

Delitzsch, preuß. Kreis im Herzogthum Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, eine sehr fruchtbare Landschaft (13¼ QM. mit 40800 Einw. in 3 Städten, 164 Dörfern ꝛc.), deren Boden ausgezeichneten Weizen, anderes Getreide, Obst, Gartenfrüchte und Holz erzeugt; die Viehzucht ist ebenfalls sehr ansehnlich. Der Sitz der Kreisbehörde ist in der Stadt Delitzsch, an der Löber, rings mit Alleen umgeben, hat ein altes Schloß, 3 Kirchen, Hospital, 474 Häuser und 3570 Einw., die Strumpf-, Handschuh- und Tabacksfabrikation treiben.

Delius (Christoph Traugott), berühmter Mineralog, geboren zu Wallhausen in Thüringen 1780, studirte zu Wittenberg die Rechte, vor- züglich die Mathematik, Philosophie und Naturgeschichte, trat aber nach vollendeten Studien in Kriegsdienste, ging dann nach Wien, wurde Ka-

tholik, 1756 bei den Bergwerken in Ungarn angestellt und brachte es, in der Folge nach Wien berufen, bis zum wirklichen Hofrath und Referenten in Bergwerks- und Münzsachen. Er starb auf einer Reise nach den Bädern zu Pisa, zu Florenz den 21. Jan. 1779. Unter seinen Schriften zeichnet sich die auf k. k. Befehl und Kosten herausgegebene „Einleitung zur Bergbaukunst" (Wien 1773, 4., mit 24 Kupfern) aus. Auch entdeckte er ein neues Erz zu Nagyag. — 2) (Heinrich Friedrich von), ein berühmter Arzt und Chemiker, geboren zu Wernigerode 1720, studirte zu Altona, Halle und Berlin, wurde 1747 Hofmedikus und Landphysikus zu Baireuth, 1749 Professor der Arzneikunst zu Erlangen, 1752 Hofrath und 1775 geheimer Hofrath. Seine Verdienste verschafften ihm nicht nur einen bedeutenden Ruf, sondern auch vom kaiserl. Hofe den Adelstand. Er starb 1791. Seine Kenntnisse beurkunden 8 Bde. „Fränkischer Sammlungen", deren Herausgeber er war, die „Erlangischen gelehrten Anzeigen" und die „Schriften der Gesellschaft der Naturforscher", die er mit Beiträgen bereicherte. Auch als Chemiker zeigte er Kenntnisse in seinen Untersuchungen über die Salze in den Körpern, über das berliner Blau, über die Echtheit des Weins, über die Bestandtheile mehrer Gesundbrunnen u. a. m.

Della Maria (Dominique), ein gefeierter französischer Componist, stammte von angesehenen Eltern aus Marseille. Ein unnennbare Neigung zog ihn zur Tonkunst, und seine durch Fleiß unterstützten Naturgaben stempelten ihn schon in seinem 18. Jahre zum Meister seiner Kunst. Damals führte man schon seine große Oper von ihm mit rauschendem Beifalle in Marseille auf. Hierauf begab er sich nach Italien, wo er 10 Jahre in stetem Studium großer Meister, besonders des Paisiello, zubrachte. Sechs komische Opern verfertigte er hier, worunter „Mestro di Capello" die vorzüglichste war. Nach seiner Rückkehr (1796) versuchte er zu Paris die Geister zu fesseln, welches ihm auch in ausgezeichnetem Grade in: „Le Prisonnier" „l'Oncle et le valet" „Le vieux Chateau etc.", welche alle in kurz auf einanderfolgenden Zeiträumen erschienen, gelang. Leichter, sanft fließender Gesang, reiner und eleganter Styl, glänzende Begleitung, sind die Grundzüge seiner Musik. In der Blüthe seiner Jahre raffte ihn ein plötzlicher Tod (1800) hinweg.

Delolme (Jean Louis), geb. zu Genf 1740, war Advocat in seiner Vaterstadt, ward aber durch die innern Unruhen derselben, an welchen er durch eine Schrift: „Examen des trois points de droit", Theil nahm, veranlaßt, sich nach England zu begeben, wo er einige Jahre in großer Dürftigkeit zubrachte. Er arbeitete für Journale, trieb sich in gemeinen Wirthshäusern umher, war dem Spiel und dem Vergnügen sehr ergeben, und hielt sich so verborgen, daß, als er schon durch sein Werk über die engl. Verfassung berühmt geworden war, und einige Vornehme ihn aus seiner dürftigen Lage zu reißen wünschten, es unmöglich war, seine Wohnung auszukundschaften. Sein Stolz gefiel sich in dieser niedrigen Unabhängigkeit und verschmähte jede Unterstützung, die er zuletzt nur von der Gesellschaft zur Unterstützung armer Gelehrten (the literary found) annahm, um in sein Vaterland zurückkehren zu können. Dieß geschah wahrscheinlich 1775, weil er sich nach dieser Zeit Mitglied des Raths der Zweihundert von Genf nennt. Er starb im Juli 1806 in dem Dorfe Gawen in der Schweiz. — Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er, der sich hauptsächlich mit Staatsrecht beschäftigte, nie zu

ewegen war, einer Parlamentssitzung beizuwohnen. Als er nach Eng- and kam, hatte die aristokratische Anarchie in zwei Reichen, in Schwe- en und Polen, ihren Culminationspunkt erreicht, und in England fürch- ete man (nicht ohne Grund), auf dem Wege zu einem ähnlichen Ziele u seyn. Delolme ging in diese Untersuchungen ein; daraus entstand sein erühmtes Buch: „Constitution de l'Angleterre, ou état du gouverne- ent anglais comparé avec la forme républicaine et avec les autres onarchies de l'Europe“ (Amsterd. 1771), und eine Schrift in englischer Sprache: „A parallel between the english government and the former overnment of Sweden“ (London 1772). In beiden suchte er die Vor- üglichkeit und Kraft der englischen Staatsverfassung auseinanderzusetzen. Dieser Eigenschaft als einer geistreichen Lobrede hatte er es wohl zuzu- chreiben, daß die ersten Staatsmänner Englands, Lord Chatam, Marq. amden und der berühmte Verf. der „Briefe von Junius“, dieß Werk ines Ausländers so hoch erhoben. Es ist kein schulgerechtes Staats- echt Englands, dergleichen außer dem alten, aber noch immer geschätzten Buche des Ritters Th. Smith, Staatssecretairs der Königin Elisa- eth: „De republica Anglorum I. III.“, London 1583, noch gar nicht xistirt; daher man ihm bei uns den Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht at. Aber es enthält sehr scharfsinnige Betrachtungen über die englische Verfassung, über die Kraft, welche aus einer glücklichen Verbindung der Monarchie mit großen Freiheiten des Volks entspringt, und besonders ber den Werth einer unabhängigen Gerichtsverfassung und eines durch Strafgesetze geregelten, aber durch keine Censur gehemmten Gedanken- erkehrs. Daher wird dieß Buch, welches vom Verfasser selbst 1772 ins nglische übersetzt, in der franz. Ausg. von 1784 sehr vermehrt, in der engl. Ausg. 1784 aber von D. Ch. Coote mit Anmerk. begleitet wur- e, noch jetzt in England als eins der vorzüglichsten Werke über die nglische Verfassung betrachtet. Es ist zum letzten Male 1806 aufgelegt, is Holländische, 1772, und ins Deutsche, 1776, und neuerlich mit iner Vorrede vom Professor Dahlmann, Altona 1819, übersetzt worden. Delolme hat noch einige Schriften in engl. Sprache herausgegeben, u. a.: History of the flagellants or memorials of human superstition“, 1782, .; „Essay, containing strictures on the union of Scotland with Eng- nd“, London 1796, 4. Bei Gelegenheit des Thellusson'schen Testa- ments, welcher seinem Enkel ein Capital von wenigstens 20, und in dem irklich eingetretenen Falle von 30 Mill. Pf. Sterl. aufzusparen ver- rdnete, schrieb er: „Observations on the power of individuals to pre- cribe by testamentary dispositions the particular future uses to be ade of their operty“, London 1798, 4.

Delmenhorst, s. Oldenburg.

Delonia, Sandschakat in dem europäisch-osmanischen Reich, ein Küstenstrich Albaniens, 110 QM., zum Theil durch den Kimara gebir- ig, mit nur geringer Bewässerung; Haupterzeugniß des Bodens sind Oliven; außer einiges Holz im Osten gibt er nur gute Viehweiden. Die Bewohner, Arnauten und Griechen, treiben Viehzucht, Fischerei an er Küste und Salzschlämmerei. — Die Hauptstadt Delonia (Del- no) auf einem Abhange des Kimara, 2 Meilen vom Meere, ist gut efestigt, hat einige Moscheen und griech. Kirchen, 8000 Einw., starker elbau, Handel.

Delorme (Marion), geb. um 1612 von bürgerlichen Eltern zu

Chalons in Champagne, erregte durch ihre Schönheit in dem Günstlinge Ludwigs XIII., dem nachher so unglücklichen Cinq-Mars, die glühendste Leidenschaft. Schon vor dem Tode ihres Geliebten knüpfte sie neue Verbindungen an, und ihr Haus war der Sammelplatz der feinsten jungen Höflinge. Unter ihren Anbetern war der Cardinal Richelieu (vgl. d.) und der große Condé. Als sie sich 1650 in die Sache der mißvergnügten Prinzen verwickeln ließ, sollte sie auf Befehl des Cardinals Mazarin verhaftet werden; doch durch ihre Vertrauten hiervon unterrichtet, gab sie eine Krankheit vor und wußte bald nachher das Gerücht von ihrem Tode zu verbreiten. Sie soll ihrem Leichenbegängniß am Fenster zugesehen haben. Tags darauf entwich sie nach England, wurde dort Gattin eines reichen Lords, welcher ihr, nach einigen Jahren sterbend, große Geldsummen hinterließ. Mit denselben zurückkehrend, ward sie auf ihrer Reise nach Paris von Räubern angegriffen und ihres Geldes beraubt. Der Hauptmann der Bande, von ihren Reizen gefesselt, zwang sie, seine Frau zu werden, machte sie aber bald wieder zur Wittwe mit Hinterlassung von mehren 1000 Livres. Nun heirathete sie einen gewissen Lebrun in der Franche-Comté, mit dem sie später nach Paris kam, aber ihn bald durch den Tod verlor. Still und eingezogen verlebte sie nun 30 J. zu Marais, mit großem Mangel kämpfend, und starb vor Gram, von ihrer ältesten Freundin, Ninon de l'Enclos, bei einem Besuche der versailler Bildergallerie nicht erkannt zu seyn, 1695, n. A. 1706 zu Paris. La Borde hat im Anh. zu den von ihm herausgegebenen „Briefen der Ninon" (Paris 1816, 3 Bde.) Marions abenteuerliches Leben erzählt.

Delos, die mittelste der cykladischen Inseln im ägäischen Meere, ward als das Vaterland des Apollo und der Diana (s. die mythische Geschichte der Insel in d. Art.) geehrt, zu welchem Zwecke sie aus dem ogygischen Meere emporstieg. Sie mißt ungefähr 5000 Schritte im Umkreise und ist im Ganzen ein nackter Felsen, der seinen Bewohnern wenig Nahrung darbieten konnte. Doch trug er eine reiche bevölkerte Stadt, die keine Mauern, aber einen Hafen hatte. Anfangs hatte die Insel eigne Könige, die zugleich das priesterliche Amt ausübten; in der Folge kam sie unter die Herrschaft Athens. Das Eiland galt bei allen Hellenen für heilig; ja die Perser verschonten dasselbe aus heiliger Scheu, als sie Griechenland mit Krieg überzogen. Nichts wurde hier geduldet, was das Bild der Zerstörung oder des Kriegs mit sich führte. Die Todten wurden auf der nahen Insel Rhenea begraben; ebendahin brachte man die schwangern Frauen. Nach der Zerstörung Korinths hielt Delos eine Zeitlang den Handel von ganz Griechenland in Händen. Dem Apollo war hier einer der prächtigsten Tempel geweiht. Von Cekrops's Sohn, Erisichthon, gegründet, und von verschiedenen Staaten Griechenlands immer mehr verschönert, war er aus parischem Marmor erbaut und enthielt einen merkwürdigen Altar, von welchem das sogen. delische Problem (delische Aufgabe) seinen Namen hat. Als auf Delos die Pest wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen dieselbe befragten, erhielten sie die Antwort: sie sollten den Altar des Apollo, der aus einem Würfel bestand, noch einmal so groß machen. Dieses in der Geometrie berühmte Problem von der Verdoppelung des Würfels versuchten mehre alte Philosophen und Mathematiker auf ver-

hiedene Weise zu lösen. Die Orakel, welche Apollo hier ertheilte, hielt man für die deutlichsten und zuverlässigsten von allen. Sie wurden aber nur im Sommer gegeben; im Winter ertheilte der Gott seine Orakelsprüche zu Patara in Lycien. Bei dem Tempel hielten die Helenen alle 5 Jahre feierliche Spiele und die Athener jährlich die schöne Wallfahrt (Theorie genannt) mit Chören und Tänzen. Alle Staaten von Hellas beschickten ihn durch Gesandtschaften. Der ungemeinen Schätze, welche hier aufgehäuft waren, bemächtigte sich im Mithridat'schen Kriege dessen Feldherr Menophanes, zerstörte den Tempel und die Stadt und ließ alle Einw. entweder niedermetzeln oder in die Sklaverei führen. Jetzt wird Delos — zum neuen Hellenenstaate gehörend — Ilegi genannt, ist unbewohnt, voller prächtiger Ruinen, und gewährt nur Schlangen, Scorpionen und Seeräubern Aufenthalt.

Delphi, eine der berühmtesten Städte des alten Griechenland, und der Sitz des gepriesensten Orakels, lag in Phocis an der südlichen Spitze des Parnassus, am Abhange des Berges in amphitheatralischer Gestalt gebaut und gewährte durch ihre herrlichen Gebäude einen erhabenen schönen Anblick. Delphi hatte zur Zeit seines Flors 16 Stadien im Umfange, und keine Mauern, weil es von 3 Seiten durch Gebirge und jähe Abgründe geschützt war. Ueber den Ursprung Delphi's. Apollo. Als den Schutzgott Delphi's verehrte man Apollo, dessen weltberühmter Tempel, der früher ein Raub der Flammen, auf Befehl der Amphiktyonen, von dem Baumeister Spintharus aus Korinth, von sehr schönem Stein wieder aufgebaut worden, ein Theil desselben sogar von parischem Marmor aufgeführt war. Ueber der Thür de Tempels befand sich die berühmte geheimnißvolle Inschrift, die aus einem Worte mit zwei Buchstaben bestand, nämlich aus dem Worte: Ei „Du bist," mit deren Auslegung sich die Griechen sehr beschäftigten. Bei der Thüre war an der Mauer eine Tafel aufgehängt, worauf mit großen Schriftzügen die Worte standen: „Wessen Hände unrein sind, betrete nicht diesen Ort!" Die Stadt lebte theils von dem Dienste Apollo's, theils von den vielen Fremden, die des berühmten Orakels vielbegehrte Aussprüche hierherlockte. Der Ort, wo die Orakelsprüche gegeben wurden, war eine Höhle und hieß Pythium. Ihre Entdeckung schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnaß weidete und von dem berauschenden Dunste, der ihm aus derselben entgegenkam, in prophetische Begeisterung versetzt wurde. Seitdem stellte man über diese Höhle, welche man in den Tempel einschloß, den heiligen Tripos (Dreifuß), auf welchem die Priesterin, durch deren Mund Apollo reden sollte, Pythia genannt, die begeisternden Dünste, die aus der Tiefe aufstiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphischen Gottes empfing und verkündete (daher das Sprichwort, ex tripodo, vom Dreifuße herab sprechen, von dunkeln, aber für unfehlbar ausgegebenen Behauptungen und Aussprüchen). Wenn sie zuvor den Leib und besonders das Haar in dem nahen kastalischen Quell gebadet, dann mit Lorber bekränzt, auf dem mit Lorber geschmückten Dreifuß sich niedergelassen und den dabei stehenden Lorberbaum geschüttelt, auch wohl einige Blätter davon gegessen hatte, gerieth sie in den Zustand der Entzückung. Ihr Gesicht wechselte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder, und aus ihrem Munde tönten Klaggeschrei und langes Stöhnen. Sie ward bald wüthend.

Die Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, und von dem aufsteigenden Dunste fast erstickt, mußte man die Ringende auf dem Sitze gewaltsam zurückhalten, worauf sie denn unter fürchterlichem Geheul anfing, einzelne Worte auszustoßen, welche die Priester mit Sorgfalt auffaßten, ordneten und schriftlich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verse gebracht, aber als später das Ansehn der Orakel sank, begnügte man sich, sie in Prosa zu ertheilen. Den Nutzen, den die Orakel (s. d.) überhaupt für Griechenland hatten, hatte das Delphische im höchsten Grad, denn es diente besonders durch seine Verbindung mit dem Amphiktyonengericht und durch die Pythischen Spiele (s. d.) in den Händen der Priester als das wirksamste Mittel, die politischen, bürgerlichen und religiösen Verhältnisse Griechenlands zu leiten. Anfangs war für das Orakelsprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag bestimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geschenke erscheinen. Delphi war zugleich die Bank, in der die Reichen ihr Capital unter dem Schutze Apollo's niederlegten, wiewohl dieser Schutz nicht hindern konnte, daß diese Schätze mehr als ein Mal von Griechen und Barbaren geplündert wurden. Die Alten hielten Delphi für den Mittelpunkt der Erde, und man erzählte, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu messen, zwei Adler, denn einen von Abend, den andern von Morgen her abgeschickt, welche hier zusammengekommen wären. Auch war in Delphi das Grab des Neoptolemus (oder Pyrrhus), des Sohns Achilles's, der hier von Orestes getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnot mit der Geschichte des trojanischen Krieges ausgemalte Lesche. (S. Polygnotus.) Jetzt ist Delphi ein geringes Dorf und heißt Kastri. Man sieht hier, außer einigen beträchtlichen Trümmern des Stadions, nur wenige armselige griechische Kirchen und Klöster. Die wahrscheinlichste An- und Aussicht vom alten Delphi finden wir in Anacharsis Reisen (2 Bde., 316 der Biesterschen Uebersetzung).

Delphin. Dieser Name bezeichnet zwar bei den Naturforschern ein ganzes Geschlecht von mehren Gattungen See-Säugethieren; allein er kommt doch von Alters her einer bestimmten Gattung ausschließlich zu, welche die Schiffer Tümmler nennen. Der Körper dieses Delphins ist walzenförmig, aber übrigens 9 bis 10 Fuß lang und seine Haut glatt, oben schwarz und am Unterleibe weiß. Auf dem zugespitzten Kopfe befindet sich eine Luftröhre, woraus er häufig Wasserstrahlen bläst; über der Schnauze läuft eine weiße Binde, und beide Kinnladen haben spitzige Zähne. Er bewohnt die mildern Meeresgegenden; z. B. das mittelländische und schwarze Meer nährt sich von Fischen, und kommt in der übrigen Lebensart mit andern See-Säugethieren überein. Das Weibchen bringt 1 bis 2 Junge; das Fleisch dieses Thiers ist grob und schwarz, wird aber dennoch im Nothfall gegessen. — Der Delphin schwimmt so schnell als ein Pfeil, ist gesellig, beim Sturm macht er die mannigfaltigsten Sprünge. Die sogenannten fliegenden Fische werden von ihm sehr verfolgt. Die griechischen und römischen Dichter erwähnen des Delphins oft; auch findet man ihn häufig von den Alten, jedoch in fabelhafter Gestalt, abgebildet. So wurde ein Delphin, welcher sich dem Neptun durch seine Fürsprache bei der Venus gefällig bewiesen hatte, von diesem Gotte unter die Sterne versetzt. Auch werden die Delphine

überhaupt als Boten und Diener dieses Gottes betrachtet. Man schrieb ihm Neigung zur Musik und ein mitleidiges Herz für das Unglück der Menschen zu, wie die bekannte Geschichte vom Arion zeigt, die A. W. v. Schlegel in einer Romanze so meisterhaft behandelt hat. — In der Astronomie ist Delphin ein nördliches Gestirn von zehn Sternen zwischen dem Pegasus und dem Adler.

Delta. 1) ein, wegen verschiedenen Denkmalen merkwürdiger Flecken in Argolis, unweit Kriterion; 2) der bekannte Namen von Unterägypten, der zwischen der kanopischen Mündung, Heliopolis und Pelusium lag. Das eigentliche Delta zwischen den beiden Nilarmen war der fruchtbare Theil von Unter-Aegypten, und wahrscheinlich ein Geschenk des Nils, dessen Schlamm den Boden nach und nach erhöhte, und da Land ansetzte, wo vorher Wasser war.

Deluc (Jean André), geb. zu Genf 1726, berühmter Naturforscher, Mitglied der königl. Gesellschaft zu London; widmete fast sein ganzes Leben Untersuchungen über Physik und Geologie und bemühte sich besonders, seine Wissenschaft mit dem 2. Buch Moses in Einklang zu bringen. Anfangs lebte er in Genf, bis ihn Unglücksfälle 1773 nach England führten, wo er Vorleser der Königin ward. Von da unternahm er Reisen durch Frankreich, Holland, Deutschland und ward 1798 auf einer derselben Professor honorarius zu Göttingen, welchen Posten er jedoch nie antrat. Er starb zu Windsor 1817. Außer einen zahlreichen Schriften, worunter besonders: „Recherches sur les modifications de l'atmosphère“ (Genf 1772, 2 Bde., 4.; deutsch, Leipz. 1776—78); „Idées sur la météorologie.“ Lond. 1786, 2 Bde.; deutsch Berl. 1787—88, 2 Bde. u. „Traité élémentaire de géologie“ (Paris 1810, 8.) angeführt zu werden verdienen, machte ihn auch die Benutzung des Barometers zu Höhenmessungen berühmt. — Sein Bruder Guillaume Antoine Deluc, Naturforscher, geb. zu Genf 1729, begleitete ihn auf mehren Reisen, besuchte 1756 und 57 die feuerspeienden Berge Italiens und die Insel Vulcano, und bereicherte sein Naturalienkabinet so sehr, daß es eines der bedeutendsten in Frankreich wurde. Er starb 1812, und hinterließ eine Menge Abhandlungen über naturhistorische Gegenstände, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

Demagogische Umtriebe in Deutschland. Im Alterthum und besonders in Athen, wo dieser Ausdruck am gebräuchlichsten war, verstand man unter Demagog, Volksführer, einen Mann, der durch seine Beredtsamkeit und Kenntnisse ein großes Gewicht in den Versammlungen ausübte und die Beschlüsse derselben leitete. Die größten Männer von Athen waren in diesem Sinne Demagogen und mußten es seyn, wenn sie für das Wohl ihres Vaterlandes wirksam seyn wollten. In unserer Zeit hingegen hat sich der Begriff in Volksaufwiegler umgewandelt, und Demagogie bezeichnet ein Streben, die Bürger eines Staates gegen die bestehende Ordnung einzunehmen und sie einer Umwälzung entgegen zu führen. Ein solches Streben, doch mehr den jugendlichen Theil der Nation ergreifend, that sich nach dem Befreiungskriege und vorzüglich auf den Universitäten, wo selbst Lehrer die politische Schwärmerei zuerst angeregt und befeuert haben sollen, kund. Die Regierungen wurden auf dieß Treiben bald aufmerksam und leiteten Untersuchungen gegen dasselbe ein. — Noch liegen indessen aus den

Akten dieses großen, vielfach zergliederten und über einen großen Theil von Deutschland verbreiteten Untersuchungsprocesses, der 1819 seinen Anfang nahm, der Welt nur Bruchstücke vor Augen; denn die, um Alles darüber zusammenzufassen, in Mainz niedergesetzte Central-Untersuchungs-Commission hat wohl einen sehr ausführlichen Bericht vom 1. Mai 1822, nach der Aktenlage am 30. November 1821, an die hohe Bundesversammlung in Frankfurt erstattet, die auch auszugsweise in öffentlichen Blättern erschienen ist (vgl. die „Ueberlieferungen" Juli 1823); allein der nachträgliche und der Schlußbericht sind noch nicht erschienen; indeß hält man die Untersuchungen für beendigt, weil nach einem Beschlusse der Bundesversammlung die mainzer Central-Untersuchungs-Commission am 20. Sept. 1828 geschlossen worden ist. Es kann daher nur Das, was jenem Processe vorausgegangen ist, was zu demselben Veranlassung gegeben hat, und was von dem Gange desselben bis jetzt Urkundliches, oder durch Amtsblätter selbst, bekanntgemacht worden ist, hier in einer historischen Uebersicht, so gut es unser Standpunkt und unsere Erfahrung gestatten, zusammengestellt werden.

Die Theilnahme des Volks und der Jugend, besonders der akademischen, an dem Kampfe gegen Napoleon zur Wiederherstellung der deutschen Fürstenthrone hatte die Fürsten in Wien bewogen, ihren Völkern neue dem gegenwärtigen Zustande ihrer gesteigerten Cultur angemessene ständische Einrichtungen (vgl. die in Klübers „Archiv" aufbewahrten diplomatischen Noten) zu versprechen. Dieses Versprechen brachte in den durch jene Theilnahme ohnehin exaltirten Köpfen ein allgemeines Hinneigen zu einer neuen Ordnung hervor, indem man, weil die Fürsten den alten deutschen Kaiserthron nicht wieder aufrichteten und sich selbst von den Fesseln des Reichslehnwesens für immer losmachten, auch in Ansehung der Völker die alten, auf die Reichslehnverfassung gegründeten Territorial-Feudalstände für aufgehoben ansah. Aber bald verrieth eine „heimliche Unruhe und eine dumpfe Gährung" in Reden und Schrift die, wie uns dünkt, ungegründete und in den vielen constitutionnellen Staaten des deutschen Bundes bereits widerlegte Furcht, daß man die Wiederherstellung der Feudalstände, bloß um den Staatscredit zu untermauern, beabsichtige. Zugleich erregten mehre öffentliche Angelegenheiten, z. B. die Frage über die freie Stromschifffahrt und über das gegenseitige Sperrsystem des Zollwesens in verschiedenen deutschen Staaten, den Antagonismus zwischen der alten und neuen Zeit in dem uralten Streite der Praxis mit der Theorie aufs Neue. Insbesondere reizten der dunkle Sinn des 13. Art. der Bundesakte und die Vollziehung desselben in einzelnen Staaten, wie Baiern, Baden, Weimar, Würtemberg, Nassau ꝛc., die Ungeduld der übrigen Völker Deutschlands, und veranlaßten eine lebhafte Bewegung in der Meinungswelt einiger Schriftsteller.

Die Anhänger des Feudalsystems schienen nun in dem Wunsche des Volks nach einer zeitgemäßen Feststellung der Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft ein revolutionnaires Bestreben zu sehen, dem sie sich entgegenstellen müßten. Es entstanden dadurch gegenseitig Mißtrauen und Erbitterung. Ein Unglück wurde es, daß mehr als ein Schriftsteller des Tages leichtsinnig oder bitter für die Volkssache schrieb; am wenigsten wußte die Jugend, welche — anfangs von den Regierungen selbst — für das Vaterland begeistert worden war und die Waffen ergriffen

hatte, das rechte Maß zu halten und zugleich wieder in den aller Politik fremden Kreis ihres schönen Berufs zurückzukehren. Hierzu kam, daß die alte fromme Zucht und Ordnung schon längst aus der häuslichen Erziehung größtentheils und zum Theil auch aus den Schulsälen entwichen war, daher die Jünglinge immer unreifer die Akademie bezogen, von wo sie 1813 und 1815 der Ruf ins Feld zwei Mal abrief. In den Feldlagern und in den Standquartieren Frankreichs entwich die Zucht und Mäßigung nicht minder. Zu dem erhöhten Vaterlandsgefühl in ihrer Brust gesellte sich nach der Rückkehr der Jugend aus dem Felde, wie psychologisch leicht zu erklären, noch ein stolzes Selbstvertrauen in Ton und Haltung, und sie nahm fortwährend Antheil an Vielem, was man in der aufgeregten Zeit dachte und besprach. Es fand in Deutschland etwas Aehnliches von Dem statt, was 40 Jahre früher sich in Frankreich nach der Rückkehr der französischen Hülfstruppen aus dem amerikanischen Kriege begeben hatte. Vorzüglich ergriff manchen jugendlich überspannten Kopf die vorherrschende Richtung unserer Zeit: jene einseitige Richtung des Gemüths und der Einbildungskraft auf unklare Ideen, womit sich der neumodische altdeutsch romantisch ästhetische Mystizismus und der leider Schwärmerei eigene Sektirerstolz verbanden. Indeß reizten auch wohl hier und da die Gleichgültigkeit gegen die Feier des 18. Okt. und verächtliches Absprechen über das Daseyn und die Bedeutung der ebenso frommen als glorreichen Volksbegeisterung in den J. 1813 fg. das Volk und ganz besonders die erwachsene Jugend zum Unwillen. Endlich gab die Jubelfeier der Reformation unter den deutschen Protestanten dem Nationalgefühle einen erhöhten Schwung. In dieser — psychologisch sehr erklärbaren — Stimmung feierte die akademische Jugend das von der weimarschen Regierung, unglücklich genug, nicht gehinderte Wartburgsfest; zugleich suchte sie die von der Teutonia und andern Vereinen längst gehegte Idee der Einheit der deutschen Nation in der sogenannten allgemeinen Burschenschaft darzustellen. Da nun dieser an sich unhaltbare Plan, dessen Mittel überdieß noch weit ablagen von der Sphäre des akademischen Berufs, manchem ernsten Manne verdächtig erschien, so wurde um so eher denjenigen Schriftstellern, welche durch den literarischen Censurmuthwillen einiger Studenten bei dem Octoberfeuer des Wartburgfestes beleidigt worden waren, aufs Wort geglaubt, daß dieser allerdings strafbare Muthwille ein politischer Frevel sey und daß die ganze akademische Freiheit eine revolutionnaire Richtung genommen habe. Diese wieder übertriebene Beschuldigung reizte die jungen Leute heftig auf; dazu kam der Vorfall in Göttingen. Doch erst als Kourdza und Kotzebue, die Jugend verhöhnend, in die Schranken traten, vergaßen einzelne Studenten das würdige Benehmen, welches dem ruhigen Manne geziemt. Da geschah es, daß ein in der Gemüthsschwärmerei längst befangener, übrigens unbescholtener Jüngling sich bis zum Fanatismus eraltirte. Er griff zum Dolche und setzte Leben und Ehre an eine Idee, für welche er zu sterben entschlossen war. Natürlich bewunderte mehr als Einer den Muth, der für etwas edles Gefühltes einem Meuchelmorde sich hingab; der jugendliche Dünkel übersah dabei, daß der Zweck falsch durchdacht und daß das Mittel ein Verbrechen war.

Nun wurden politisch verdächtig die, oft doch nur scheinbare, Rohheit vieler Turner, deren Gesetze übrigens (wenigstens nach Guths-

Muths „Katechismus") streng sittlich waren, der allerdings anmaßende Ton eines großen Theils der jungen Welt und das mystisch-alterthümliche Deutschthum der Burschenschaft. Als das Gefährlichste erschien jedoch die geheime Verbindung. Hatten aber der Tugendbund und die deutsche Union schon früher den Trieb zu solchen Verbrüderungen selbst unter Männern genährt und hatte späterhin die Kette des Adelsbundes ein Beispiel anderer Art gegeben, so war es erklärlich, daß auch in der Studentenwelt das alte Spiel mit Orden und Landsmannschaften sich als Burschenschaft erneuerte.

Es hatte nämlich schon der edle Fichte durch seine „Reden an die deutsche Nation" Deutschlands Jugend begeistert, daß sie Deutschlands Ehre wieder herstelle, wann sie einst zum Mannesalter und Geschäftsleben gereift seyn würde. Dieses Ziel ward beabsichtigt und vorbereitet durch die Stiftung des Tugendbundes (s. d.) im Frühjahr 1808, der nicht ohne Vorwissen höherer Behörden entstanden war. Als er nach Schills blutigem Rettungsversuche aufgehoben ward, dauerte der Geist desselben im charlottenburger Vereine fort, abermals nicht ohne Vorwissen und Theilnahme höherer Personen. Dann trat Jahn (s. d.) auf (1810) mit seinem Turnwesen (s. d.) und es ward in demselben Jahre zu Berlin der deutsche Bund gestiftet, der sich 1811 schon ziemlich verbreitet hatte, aber in Kraftlosigkeit versank, als der Staatsrath Justus Gruner (s. d.) ihn durch kein Geld mehr unterstützen konnte. Doch war er in den J. 1813 und 14 sehr thätig. Im Mai 1814 ward er aufgelöst. Nach dem pariser Frieden d. J. aber vereinigten sich an verschiedenen Orten (zuerst zu Usingen) die sogenannten deutschen Gesellschaften, deren Ziel, wie man sagt, die staatsthümliche Einheit Deutschlands war. Allein der Geh. Reg. Rath Schmalz (s. d.) machte auf das Daseyn und die Gefährlichkeit der geheimen Gesellschaften aufmerksam. Die deutschen Gesellschaften wurden nachher von den Regierungen aufgehoben und der usinger Verein trat von selbst im Oktober 1825 auseinander. Es blieb jedoch der Wunsch nach festerer Verbindung der deutschen Völkerschaften, um in Krieg und Frieden Größeres zu leisten. Da selbst Männer, die für Deutschlands Wiederherstellung bisher die regsamsten gewesen waren, denselben aussprachen, so erhob er noch mehr die jugendliche Einbildungskraft. In diesem Bezug nahmen auch die Studentenorden eine politische Färbung an. So zu Tübingen (die Teutonia), zu Heidelberg und besonders zu Gießen. Ein neuer Verein in Darmstadt (seit Ende 1815) brachte sogar im Frühjahr 1817 die Idee in Gang, die jedoch kalt aufgenommen wurde, durch Unterschriften eine Art Ausdruck des Volkswillens für Errichtung eines deutschen Nationalparlaments am Bundestage zu sammeln! Doch weder dieß, noch die Sammlung von Unterschriften zu einer Adresse an den Bundestag wollte gelingen, worin um Einführung landständischer Verfassungen mit vertragsmäßiger Beziehung des Volks gebeten werden sollte. Nun suchte man die Jugend durch Reden und Lieder für Deutschlands Einheit und Stärke zu begeistern. Diese, leicht entzündbar, blieb nicht unbewegt. Es entstanden auf mehren Universitäten patriotische Vereine, wie die Teutonia, die Arminia, der Ehrenspiegel u. a. m. Den meisten Beifall fand die Burschenschaft in Jena (12. Juni 1815), vorzüglich seit 1818, als in Folge der beim Wartburgsfeste (s. d.) 1817, von den Jünglingen gepflogenen Abreden, daß sämmtliche Orden und Landsmannschaften in eine sogenannte „allgemeine deutsche Bur-

chenschaft" zusammenfließen sollten. Die Burschenschaft bezweckte in ihrer Form ursprünglich — es ist dieß Thatsache — viel Gutes und Löbliches; die Jugend vergaß dabei aber freilich, daß es zum Guten einer solchen Verbindung bedarf, die ohnehin nur so oft der eigenen Selbstständigkeit des Jünglings von Charakter nachtheilig werden kann. Indeß machte selbst die politische Anfeindung, welche, durch Sands Mordthat noch mehr erregt, in dessen Papieren und sich widersprechenden Aussagen Stoff genug zu schwerem Verdacht gefunden hatte, jene Verbindung, welche übrigens, soviel bekannt geworden, ohne Theilnahme der akademischen Lehrer zu Stande gekommen war, wie es in ähnlichen Fällen immer gewesen, nur noch enger und den Geist derselben hartnäckiger. So entstand eine Opposition der Gesinnung und Meinung, welche die Farbe der Zeit an sich trug, auch in der Schul- und akademischen Jugend, wie sie schon im Volke durch die politischen Erwartungen, Erinnerungen und Ansprüche sich gebildet hatte. Zwar blieb es beim Schreien, Sprechen und Lesen; als aber endlich das politische Leben in den süddeutschen Ständekammern sich regte und die Furcht immer mehr zunahm, daß auch in andern deutschen Staaten der Wunsch nach einem Repräsentativsystem laut werden und Unordnungen veranlassen könnte, beschloß man, die bedrohte bürgerliche Ruhe durch kräftige Maßregeln zu sichern und der gefährlichen Richtung des Zeitgeistes, die sich in demagogischen Umtrieben offenbare, mit aller Macht Einhalt zu thun.

Vorläufig wurden in der preußischen Monarchie die Turnplätze geschlossen und in Teplitz fanden ministerielle Verabredungen statt; zugleich erfolgten in Berlin im Juli 1819 Verhaftungen von einigen Studenten und jungen Gelehrten. Jahn (s. d.) wurde in gefängliche Haft gebracht, und zuletzt vor eine Immediat-Untersuchungs-Commission gestellt, die ihn jedoch am Ende nicht kriminell strafbar gefunden hat, weßhalb er seine Pension behielt und bloß nach Kolberg unter weite Aufsicht gebracht wurde. In Bonn nahm ein Polizeibeamter aus Berlin die Papiere von drei Professoren, Arndt und den beiden Welcker, in Beschlag, was (nach einem Schreiben des Staatskanzlers) „nicht sowohl wegen eines persönlichen Verdachts gegen sie, als vielmehr zur näheren Ermittelung der in Deutschland vorhandenen demagogischen Umtriebe verfügt worden war". Denn bis sich um dieselbe Zeit, im August, in Karlsbad die Minister von Oestreich, Preußen, Baiern, Hanover, Sachsen, Würtemberg, Baden, Sachsen-Weimar, Mecklenburg und Nassau versammelt hatten, war das Gerücht von einer entdeckten Verschwörung zum Umsturz der deutschen Throne allgemein, man sprach von einem in den Papieren eines Studenten gefundenen Plane zu einer deutschen Republik. Eine französische, mit Unrecht Chateaubriand zugeschriebene Schrift: "Des sociétés secrètes en Allemagne etc.", sah überall geheime Verbindungen und Revolutionen, selbst in den Bibelgesellschaften und in der Lankasterschen Methode. Die Polizei war in voller Thätigkeit. Doch entdeckte die auf der kurhessischen Universität Marburg besonders dazu niedergesetzte Commission so wenig einen Verschwörungsplan, als die in Heidelberg, Tübingen, Erlangen und die gleich anfangs in Jena mit größter Strenge angestellte Untersuchung von Sands Mitschuldigen, deren er, wie sich am Ende zeigte, aber keine hatte. Dessen ungeachtet glaubte man, daß unter der Burschenschaft und in den Turngemeinden geheime Zwecke noch verborgen lägen, wozu die Form von beiden und die un-

reisen oder anmaßenden politischen Reden und Aufsätze mehrer Mitglieder einen sehr triftigen Grund gezeigt hatten. Selbst in Wien verfolgte man solche Spuren und man verhaftete daselbst im Okt. und Nov. 1819 mehre junge Schweizer (Geinoz, Kolly, Frossard, Gottrau, Alb. v. Müller, Badoud, Savary, Baumgärtner u. A.), zum Theil Erzieher in dortigen Familien, von denen einige im Feb. 1817 eine literarische Gesellschaft unter sich gebildet hatten, die aber bereits im Aug. 1817 von ihnen freiwillig wieder aufgelöst worden war. Sieben blieben in Verhaft. Ihre Untersuchung wurde den 24. Nov. 1819 geschlossen, und nach 10monatlichem Arrest den 6. Aug. 1820 wurden sie aus der östreichischen Monarchie verwiesen (s. „Ueberlieferungen", Dez. 1820), ohne daß geheime Umtriebe entdeckt worden waren. Auch die Verhaftungen im Nassauischen führten zu keinem Resultate, und in Mecklenburg-Schwerin wurden 2 als Staatsgefangene eingezogene Candidaten nach Urtel und Recht als völlig straflos freigesprochen. Dasselbe geschah im Oct. 1820 im Hessen-Darmstädtischen und im Badischen. Dort wurde der Lieutenant Schulz, der Verfasser des 1819 erschienenen „Frag- und Antwortsbüchleins über Allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders Noth thut", nach einjährigen Verhaft durch ein Kriegsgericht in Darmstadt den 18. Oct. 1820 völlig freigesprochen. Zu Wisbaden im Nassauischen wurde der aus gleichem Verdacht gefänglich eingezogene Jugendlehrer Sartorius den 22. Nov. 1820 auf freien Fuß gesetzt. Ebenso wenig bestätigte sich der gegen den Director des Gymnasiums zu Wetzlar, Ludw. Snell, vorhandene Verdacht, und die gegen ihn eingeleitete Criminaluntersuchung fand ihn schuldlos. Auch in Berlin wurde der wegen Umtriebe verhaftete Candidat Follenius aus dem Stadtvogteigefängnisse im Dec. 1820 entlassen; doch blieb er in der Stadt unter polizeilicher Aufsicht. Der aus gleicher Ursache verhaftete Unterprocurator v. Mühlenfels, in Köln am Rhein, saß zwar länger im Verhaft zu Berlin, weil er die richterl. Behörde nicht anerkennen wollte und zu antworten sich weigerte. Allein auch er ward nicht verurtheilt; zuletzt entkam er (6. Mai 1821) und flüchtete sich nach Schweden, von wo er in der Folge si- nach London als Lehrer der deutschen Sprache begab, und hier ist er 1828 bei der Universität als Prof. der deutschen Literatur angestellt worden. 1829 ist er in Berlin gewesen, ohne daß ihn die Regierung der durch die Flucht sich entzogenen Untersuchung wegen beunruhigte.

Während dieses Untersuchungsgeschäfts hob man die Turnanstalten in beiden Hessen, in Sachsen-Weimar und in andern Ländern auf. In Jena verlor der Hofrath Oken seine Professur, weil er die „Isis" nicht aufgeben wollte, und Prof. Fries sein Lehramt, ohne daß jedoch Beiden eine Verführung der Jugend zu demagogischen Umtrieben zur Last gelegt wurde. Indeß behielt der Letztere seinen Gehalt, und es wurde ihm im December 1823 die Professur der Physik und Mathematik, jedoch vor der Hand nur widerruflich und ohne Theilnahme an den Geschäften des Senats und des Consiliums, übertragen. Schon fing das Publicum an zu glauben, daß nur ein blinder Lärm Deutschland geängstigt und die öffentliche Aufmerksamkeit von andern Dingen abgezogen habe; ja Benj. Constant behauptete („De l'état de l'Europe sous le point de vue constitutionnel") geradezu, daß die Voraussetzung dieser „conspiration ténébreuse" denjenigen Classen willkommen gewesen, die dabei interessirt seyen, daß jede Constitution ausgesetzt und jede billige

nd zweckgemäße Reclamation in Aufruhr umgedeutet werde. „Arndt, Görres, Jahn (der erste Freiwillige 1813) hätten ja die deutsche Ju- end vor Kurzem noch zum Kampfe für ihre legitimen Fürsten aufge- ordert, wie sey es denkbar, daß sie jetzt gegen dieselben conspiriren ollten!" Indeß gab es freilich in Deutschland deraisonnirende Phanta- len, ungezogene Tadler und unberufene Staatsprojectschreiber in Menge, as allerdings den Glauben an das Vorhandenseyn revolutionnairer erbindungen zu rechtfertigen schien. Diese Ueberzeugung erklärte der räsidialvortrag des östr. Bundestagsgesandten vom 20. Sept. 1819. estreich forderte nämlich die Bundesversammlung auf, ihre ganze Auf- erksamkeit auf die in einem großen Theile von Deutschland herrschende nruhige Bewegung und Gährung der Gemüther zu richten, welche sich n „Aufruhr" predigenden Schriften, in weit verbreiteten sträflichen erbindungen, selbst in einzelnen Gräuelthaten (Sand und Löning) ffenbart habe. Der Präsidialgesandte fand zwar die Quellen des Uebels um Theil in Zeitumständen, und zeichnet besonders aus: 1) die Ungewiß- eit über den Sinn des 13. Art. der Bundesacte; 2) die unrichtigen orstellungen von den der Bundesversammlung zustehenden Befugnissen und er Unzulänglichkeit der Mittel; allein er klagte auch als Mitschuldige n: die Gebrechen des Schul- und Universitätswesens und den Mißbrauch er Presse. Oestreichs Verlangen, daß, so lange die Bundesversamm- ung den 13. Art. der Bundesacte nicht ausgelegt habe, die in mehren Bundesstaaten eingeleiteten Constitutionsarbeiten noch ruhen möchten, urde nebst allen von der Präsidialgesandtschaft vorgelegten, auf 5 Jahre ültigen Entwürfen von der Bundesversammlung sofort genehmigt.

Es ward nämlich die Vollziehung der für die innere Sicherheit im Bunde zu fassenden Beschlüsse der Bundesversammlung entworfene pro- isorische Executionsordnung als Bundesform anerkannt; es wurden auf llen deutschen Universitäten Curatoren angestellt, die darüber wachen ollten, daß die Professoren keine gefährlichen Lehren vortrügen und die Studirenden kein politisches Treiben mehr verfolgten. Kein deßhalb ab- esetzter Professor soll wieder ein andres Lehramt in Deutschland erhalten; ein Student, der an der Burschenschaft oder ähnlichen Verbindungen erner noch Theil nimmt, soll in einem öffentlichen Amte angestellt und ein relegirter Student soll auf irgend einer andern deutschen Universi- it zugelassen werden. Es ward ferner eine allgemeine Censur für alle eitblätter und Schriften, die nicht über 20 Bogen im Druck stark sind, ngeordnet, und der Bundesversammlung eine unmittelbare Censurge- alt über alle mißfällige Schriften, in welchem deutschen Staate sie uch erscheinen mögen, ohne weitere Appellation eingeräumt. Endlich ard eine Central-Untersuchungs-Commission — „eine, wie es der Aus- huß des Bundestages selbst erklärte, in der Geschichte politischer Maß- geln einzige Anstalt" — von 7 Mitgliedern (ernannt von Oestreich, reußen, Baiern, Hanover, Baden, Darmstadt) mit Einschluß eines Vor- zenden in Mainz niedergesetzt, welche, ausschließlich bestimmt zur wei- rn Untersuchung der in mehren Bundesstaaten entdeckten revolutionnai- n Umtriebe und demagogischen Verbindungen, nöthigenfalls sogar ver- chtige Individuen aus jedem deutschen Bundesstaate requiriren konnte, aß sie nach Mainz abgeführt würden.

Nach diesen gemeinschaftlichen Beschlüssen durfte man, obwohl ein-

zeln fast alle deutsche Regierungen dem Daseyn revolutionnairer Umtriebe in Ansehung ihrer Unterthanen widersprachen, an der Größe des vorhandenen Uebels nicht mehr zweifeln. Um diese Zeit erschien die Schrift von Görres: „Deutschland und die Revolution", welche vor jenen Beschlüssen geschrieben war, und scharfen Tadel über einige Regierungen aussprach, auch in erhabener Mystik viel Irriges behauptend, manches Ultramontane, Phantastische und selbst Liberale vorschlug. Das Buch ward confiscirt und der Verfasser entzog sich durch die Flucht nach Frankreich der über ihn, wie man sagt, schon verhangenen Festungsstrafe. Hierauf las man in dem „Journal général des Pays-bas" einen aus Berlin datirten Artikel, welcher aus angeblich 10.000 Actenstücken ungefähr 12 Fragmente mittheilte von sinnlosen revolutionnairen Aeußerungen, ohne jedoch hinzuzufügen, wer sie gethan, wie viele deren seyen, wo und zu welchem Behufe sie so gesprochen oder geschrieben, und was sie wirklich veranstaltet hätten. Doch schloß man wohl nicht mit Unrecht aus Aeußerungen wie z. B.: „Alexanders, Friedrich Wilhelms Throne müssen fallen", daß Leute, die so sprechen und schreiben konnten, sehr dumme, wo nicht halb oder ganz verrückte Verschwörer seyn müßten. Uebrigens behauptete jener Artikel: „man habe seit 1812 versucht, Verbindungen unter den studirenden Jünglingen auf den deutschen hohen Schulen, selbst in Berlin, zu Stande zu bringen. Der Plan sey gescheitert; allein im Stillen gereift, habe er sich bei dem Wartburgsfeste entfaltet. Nun kenne man bereits 14 solcher Verbindungen, alle zu Einem Zwecke verbunden; unabhängig von diesen, dem Anscheine nach noch ziemlich unschuldigen, größeren Vereinen, bestünden besondere Ausschüsse von auserwählten, durch Fähigkeit und glühenden Eifer ausgezeichneten Mitgliedern. Wer noch nicht bis zum Fanatismus erhitzt sey, daß er als thätiges Werkzeug bei der gewaltsamen Wiedergeburt des Vaterlandes — dem geheimen Zwecke aller dieser Verbindungen — sich hinzugeben verlange, bleibe in den Propyläen und werde nie in das Heiligthum zugelassen. Man habe bis jetzt 4 dieser Ausschüsse entdeckt, welche die 14 größern Verbindungen leiteten: 3 auf Universitäten, den 4. in der Residenz eines deutschen Fürsten; sämmtlich über den Plan und über die Mittel einverstanden, die bestehenden Verfassungen umzustürzen, nur nicht darüber, ob das in einen Körper zusammengeschmolzene Vaterland eine Wahlmonarchie oder einen demokratischen Freistaat bilden solle. Die Mitglieder nennten sich selbst nach ihrer Kleidung die Schwarzen, und zählten nicht bloß Studenten, sondern Männer aus allen Ständen, während die eigentlichen Häupter sich noch zu verbergen wüßten. Unter den Eingeweihten gebe es den höhern Grad der Unbedingten, welche Das, was ihnen als das Eine, was Noth thue, erscheine, durch jedes Mittel zu vollziehen entschlossen seyen. Sand sey ohne Zweifel Einer aus dieser Classe ꝛc.

Bald nach der Erscheinung dieses Artikels las man in mehren öffentlichen Blättern (s. „Polit. Journ.", Nov. 1819) ein merkwürdiges, angebliches Cirkular eines großen deutschen Cabinets an die Gesandten und diplomat. Agenten bei den fremden Höfen, welches noch mehr Furcht vor dem geheimen Uebel „eines erkünstelten Mißvergnügens verbreitete, das neben dem natürlichen (in den Verhältnissen der Zeit gegründeten) herrschte, und das aus irrigen Grundsätzen, aus verderblichen und chimärischen Theorien, aus geheimen und strafbaren Absichten, aus niedri-

en und eigennützigen Leidenschaften entstanden, und durch die Schriften ner revolutionnairen Partei verbreitet worden sey". — „Diese aus Bahlverwandtschaften von Meinungen und Gesinnungen hervorgegange- e Partei habe sich durch förmliche Gesellschaften verstärkt, welche den lmsturz von Deutschland zur Absicht hätten, um eine einzige und un- eilbare Republik oder sonst eine Chimäre gewaltsam zu realisiren. Sands und Löwings Attentate seyen, wenn sie auch keine eigentlichen genannten Mitschuldigen hätten, nichtsdestoweniger die Folge der allge- einen Denkungsart einer gewissen Classe, das Zeichen einer ernsthaften, esen, ausgebreiteten Krankheit! Die geheimen Anführer würden durch leichheit der Grundsätze und Gesinnungen mit einander verbunden und yen durch eine natürliche Anziehung mit einander verknüpft. Sie ollten alle politischen Unterschiede unter den Völkern Deutschlands auf- eben; zu diesem Endzwecke hätten sie sich der aufwachsenden Generation emächtigt, der sie den Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes ein- auchten: Vernichtungsgrundsätze, eingehüllt in abstruse Metaphysik und in ne myst. Theologie, um den polit. Fanatismus durch religiösen Fanatis- us zu verstärken u. s. w." — Indeß gesteht der Verfasser dieses undschreibens selbst ein, daß hier nicht von einer Verschwörung die ede ist, sondern von einer Vorbereitung einer Revolution in Preußen nd ganz Deutschland, nicht im jetzigen Augenblicke, sondern in der Zu- nft.

Unterdessen gingen die Untersuchungen fort und die Beschlüsse vom 0. Sept. wurden vollzogen. Mehre Regierungen fanden sogar noth- endig, die Vorschriften des Bundestages in Ansehung der Censur für re Unterthanen noch strenger abzufassen. Doch war die Vollziehung ier und da auch äußerst mild. Die Universität Göttingen behielt auf rhobene Beschwerde ihre Censurfreiheit; in Leipzig und in Sachsen berhaupt blieb es bei den bisherigen Censurordnungen, die für hin- eichend angesehen wurden, um so mehr, „da die Unterthanen durch ihr Betragen gar keine Ursache zu Nachforschungen wegen demagogischer lmtriebe gegeben hätten." Anderwärts war die Curatel strenger. In eidelberg und Freiburg erhielt der Commissair das Recht, die Hefte er Studenten zu untersuchen und die von der Dogmatik und dem öffent- chen polit. System in ihren Vorträgen sich entfernenden Professoren recht zu weisen u. s. w. Der akademische Senat zu Freiburg sandte aber eine Protestation gegen solche die Lehrfreiheit beschränkenden Maß- egeln an den Hof ein. In Berlin protestirte die Universität gegen die on der Bundesversammlung den Universitäten gemachten Anschuldigun- en. Endlich behaupteten Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. ihr Re- räsentativsystem; und ersteres soll, wie man sagt, auch in Wien, wo iner der muthigsten Vertheidiger der baierischen Constitution, Herr von entner, an dem Ministercongresse (am Ende 1819) Theil nahm, nebst er würtembergischen Gesandtschaft (Herr von Mandelslohe und Herr . Trott), die Oeffentlichkeit der ständischen Versammlungen gerettet haben.

Die Centraluntersuchungscommission begann ihre Arbeiten am 8. Nov. 819. Um allen „einzelnen oder vereinten Bestrebungen", wie sie sich usdrückte, auf die Spur zu kommen, „welche zur Absicht hätten, wider Willen, oder doch ohne Mitwirkung der Regierungen Deutschlands, von nten Veränderungen in der bestehenden Verfassung auf einem durch die Gesetze nicht gebilligten Wege herbeizuführen", ging sie in ihren Nach-

forschungen bis 1806 zurück. Zwar hat sie nach mehrjährigen Untersuchungen, nachdem sie beinahe 3000 einzelne Aufsätze und Actenstücke gesammelt und geprüft hatte — außer Sands und Lönings Verbrechen, die einzeln dastanden und schon von den besondern Landesregierungen gerichtet worden waren — „keine Ausbeute für die strafende Gerechtigkeit" gemacht; allein desto genauer hat sie die Irrwege kennen lehren, auf welche die deutsche Jugend und viele politische Nebler und Schwebler gerathen waren, dadurch aber der aufsehenden Gewalt im Staate einen wesentlichen Dienst geleistet. Darum wurden ihr auch, wie ein Schreiben aus Mainz im „Moniteur" vom 3. Dec. 1822 erzählt, von Wien und Berlin aus eine Menge Fragen vorgelegt, deren Beantwortung für die Minister von Oestreich und Preußen bei dem Congresse in Verona bestimmt gewesen seyn soll. Durch dieß Alles überzeugten sich die größern deutschen Höfe von der Nützlichkeit des Fortbestehens der mainzer Commission, deren Auflösung einige Höfe vom zweiten und dritten Range vorgeschlagen hatten.

Was aber die entdeckten geheimen Verbindungen betraf, so bezogen sich die meisten auf Burschenschaft, Turnsachen und andere offenkundige Gegenstände, wobei zwar viele unbesonnene Meinungen, Ansichten und Schriften, aber keine verbrecherischen Handlungen an das Licht kamen. Am gespanntesten war die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Sand'schen Proceß, dessen Resultate aber, wie aus der Schrift: „Actenauszüge aus dem Untersuchungsprocesse über C. L. Sand" sich klar ergibt, den Glauben an das Daseyn eines geheimen revolutionnairen Bundes keineswegs bestätigten. Denn auch die bereits am 9. Juli 1819 in Beschlag genommenen Papiere der berliner Burschenschaft hatten auf keine andere Spur geführt, als auf die, daß der Prof. D. de Wette in Berlin ein Trostschreiben an Sands Mutter erlassen habe. Die preuß. Regierung trug daher bei der baierischen auf die Vernehmung der Sand'schen Familie über ihre Verhältnisse zum Prof. de Wette und auf die Mittheilung jenes Schreibens an. Bei der nähern Untersuchung ergab sich zwar in Ansehung jener Verhältnisse nichts Verdächtiges; allein die von Sands Eltern dem Landgerichte zu Wunsiedel (5. Aug.) ausgelieferte Abschrift des de Wette'schen Schreibens an die Justizräthin Sand am 31. März veranlaßte die Vernehmung des D. de Wette, und da er sich zu dem Inhalte der Abschrift seines Privatbriefes bekannte, die sofortige Entlassung desselben von seinem Lehramte durch eine Cabinetsordre (vgl. Sand).

Endlich ward das Publikum durch die in der preuß. „Staatszeitung" (Febr. 1820) enthaltenen „actenmäßigen Nachrichten über diese revolutionnairen Umtriebe in Deutschland" aufgeklärt, und nun sah man allerdings, daß ein gefährlicher politischer Schwindelgeist die Köpfe vieler junger Leute eingenommen hatte. Gewissermaßen an der Spitze derselben zeigte sich ein ehemaliger jenaische Student, Ferd. Joh. Witt, der Sohn eines holsteinschen Pferdehändlers, welcher erst in Kiel, dann in Jena bis Ende 1818 studirt und zuletzt in Altona unter Polizeiaufsicht gestanden, dann aber, im Okt. 1819, sich nach England eingeschifft und in London die auffallenden aber läppischen Artikel über Deutschland im „Morning chronicle" geschrieben hatte. Dieser Enthusiast, der nach dem Protokolle des jenaer Universitätsgerichts vom 21. Decemb. 1818

chon in Jena für einen überspannten, wo nicht halb verrückten Men-
chen galt, sollte daselbst nebst Sand und andern in Arrest gewesenen
Individuen zu einem engern Vereine gehört haben. Er war Verfasser
er Flugschrift: „Neuestes aus Kurhessen", und hat sich selbst als Verf.
es berüchtigten Gedichts: „Die deutsche Jugend an die deutsche Menge
um 18. Okt. 1818, 30 oder 35 gleichviel" angegeben. Jene Aufsätze
on ihm im „Morning chronicle" stimmten mit den im Juli 1819 in
Beschlag genommenen, an Wahnsinn grenzenden, politischen Tiraden
ines unter Polizeiaufsicht stehenden Gymnasiasten in einer preuß. Stadt
ast wörtlich überein. Ferner theilte die „Staatszeitung" als Beweise
er Jugendverführung (daß man nämlich in Schulen gelehrt habe: „die
Jugend sey schon im Knabenalter mündig und müsse daher frühzeitig
mit den Grundlagen einer auf republikanischen Grundsätzen aufzurichten-
en Verfassung sich beschäftigen, sodaß sich Tertianer und andre Schul-
naben zu Staatsreformatoren und Constitutionsverfassern berufen ge-
laubt"), jedoch ohne die Namen der jungen Verfasser zu nennen,
ehre schriftliche Expectorationen dieser Lykurgus-Embryone mit, und
ügte die Bemerkung hinzu, daß sie fast sämmtlich leidenschaftliche Schü-
er der Turnplätze gewesen seyen. Wir führen hieraus nur so viel
n: 1) Ein 16jähriger Gymnasiast schrieb phraseologischen Unsinn über
Einheit und Freiheit an einen jungen Privatdocenten, d. 19. Mai 1819.
) Aehnliche schwärmerische Luftblasen beschrieb ein 16jähriger Tertianer
. 30. Nov. und d. 29. Dec. 1819 einem Seminaristen. 3) Erklärte
ich ein 20jähriger Seminarist schriftlich über das wiederkommende hei-
ige deutsche Kaiserthum; auch die Turngemeinden hatten der Wieder-
unft eines deutschen Kaisers entgegengeharrt. 4) Ein Buchdruckerlehr-
ing schrieb Dasselbe an einen Seminaristen. 5) Ein 18jähr. Hand-
ungsbursche schrieb Aehnliches an einen Schulamtscandidaten d. 24.
Sept. 1819. 6) Ein Schüler, der eben confirmirt werden sollte, legte
emselben Seminaristen d. 27. Nov. 1819 seinen Constitutionsentwurf
on einem deutschen Kaiserthume vor, wie es in 14 Kreise einzutheilen
ey u. s. w. Diese Solone äußerten sich gegeneinander mit beifälliger
Bewunderung, oder wie ein 20jähriger, unmündiger Schulamtscandidat
ystisch albern über Sands That. 7) Noch kecker erklärte sich ein
ewisser D. M. in F. f. t. in einem Briefe vom 13. August 1819,
ber das künftige „nicht mehr Bestehen der Kleinstaaten in Deutschland".
ußerdem wurde die politische Einheit Deutschlands in mehren wissen-
chaftlichen Studentenvereinen, z. B. in G., J., F., ganz ernsthaft
esprochen, wie die in der „Staatszeitung" ausgehobenen Stellen aus
Briefen und Auszügen mehrer Studenten und Magister bewiesen; aber
ast immer erschien die Freiheit und Einheit Deutschlands unter Einem
Kaiser nur als Idee, wie sie schon oft in gedruckten Büchern verhan-
elt worden ist. Falsche Theorien, selbst in der Politik, sind aber von
eher innerhalb und außerhalb der Mauern Ilions aufgestellt worden.
So z. B. suchte ein Recensent in der von Mastiaux'schen „Literaturzei-
ung" (Heft 3, 1819) den Grundsatz aus der Finsterniß des Mittelal-
ers wieder hervorzuziehen: „daß der Papst, zwar nicht ex officio, aber
uf Anrufen (der Unterthanen) den Huldigungseid relariren könnte". —
Doch eine falsche Theorie wird durch die Theorie widerlegt, nicht durch
ie Macht: erst wenn Absicht und That hinzukommen, greift die Macht ein.

Von solchen verbrecherischen Thatsachen enthielten auch die aufgefundenen Papiere Nichts. Vielmehr brachte die „Staatszeitung" selbst Zeugnisse bei, daß von gewaltsamen Mitteln, eine Einheit in Deutschland zu bewirken, in den Burschenschaften nie die Rede gewesen sey. Werfen wir einen Blick auf Alles, was kund gemacht worden ist, so bleibt die Oeffentlichkeit auffallend, mit welcher diese Jünglinge ihren Galimathias in Briefen und Stammbüchern niedergeschrieben hatten, sowie die Formlosigkeit ihrer Verbindungen. Aus allem bisher Bekanntgemachten aber schien sich so viel zu ergeben, daß politische Träume allerdings eine Menge jugendlicher Köpfe erhitzt und drehend gemacht, daß die jungen Schwärmer aber weislich die That der Zukunft überlassen hatten. Das Materiale des Verbrechens beschränkt sich also glücklicher Weise auf demagogische Luftschlösser in der Studentenwelt, die man als Umtriebe behandelte. — Später kamen andere Lehrer in Untersuchung. So wurde auf Antrag der Centralcommission in Mainz, durch ein Ministerialrescript vom 4. Nov. 1820, eine Untersuchung über den Prof. E. M. Arndt in Bonn verhangen, und derselbe von seinem Lehramte suspendirt. Arndt protestirte gegen die Form des Verfahrens den 16. Febr. 1821, und ließ „Ein abgenöthigtes Wort aus seiner Sache, zur Beurtheilung derselben" drucken, worin er die Aufrichtigkeit seiner monarchischen Gesinnungen betheuerte. Von seiner Schuld ist Nichts bekannt geworden, und er darf jetzt wieder Vorlesungen halten. Ebenso wenig hat die gegen Jahn 1822 erneuerte Untersuchung, sowie die Unterdrückung eines neuen berliner Studentenbundes, Arminia genannt, zu einer weitern Entwickelung geführt. Auch hat sich im Okt. 1823 die Schuldlosigkeit der beiden Lehrer am Gymnasium zu Wetzlar, Sartorius und Snell, völlig erwiesen. Dem Prof. Gottlieb Welcker in Bonn wurden die vor mehren Jahren bei ihm in Beschlag genommenen Papiere im J. 1826 von der Ministerialcommission zu Berlin mit der Erklärung zurückgegeben, daß es hinreichend dargethan sey, er habe an den politischen Umtrieben selbst keinen Theil genommen, sondern sey denselben fremd geblieben. Indessen hatten sich allerdings Einzelne in dieser Hinsicht straffällig gemacht. Daher wurden 1824 in Preußen der Student L. Köhler und der Privatsecretair L. F. Sachse, wegen Theilnahme an verbotene geheimen Verbindungen zu 6jährigem Festungsarreste verurtheilt. Noch nähere Aufschlüsse über die demagogischen Umtriebe, über die damit verbreitenen geheimen Bunde und ihren Zweck erhalten wir aus dem Straferkenntnisse des Oberlandesgerichts zu Breslau, erlassen im Mai 1826 über die in Köpenick in Untersuchung sich befindenden Mitglieder des geheimen Bundes der Jungen. Wir setzen dasselbe in Auszügen hierher. Durch dasselbe sind von den in Köpenick eingezogenen 26 Mitgliedern dieses Bundes 1 Gymnasiallehrer, 2 Land- und Stadtgerichtsreferendarien, 1 Lehrer an einer Erziehungsanstalt, 4 Schulamtscandidaten und 3 Studenten zu 15jähriger, 1 Justizauscultator und 1 Schulamtscandidat zu 13jähriger, 1 Gutsbesitzer und 1 Schulamtscandidat zu 12jähriger und 12 Andere, theils Doktoren, Candidaten, Auscultatoren und Studenten, zu 11—2jähriger Festungsstrafe, alle zu Verlust der Nationalcocarde und der Ehrenzeichen, sowie die Angestellten zur Cassation und Unfähigkeit zur Wiederanstellung verurtheilt worden. Das Urtheil hat insonderheit Diejenigen tief erschüttert, welche bisher an hochverrätherische Umtriebe, aller Wahrzeichen derselben und

r von den Regierungen dagegen genommenen Maßregeln ungeachtet, yt glauben wollten. So viel jetzt aus den Untersuchungsacten be- nt geworden, waren die staatsgefährlichen Verbindungen, durch welche ntschlands Boden vulkanisirt werden und das Netz, welches besonders deutsche Jugend zur hochverrätherischen Dienstbarkeit umschlingen te, nach einem Plane angelegt, der, ohne Dazwischenkunft des festen ms der Regierungen, die davon gehofften Früchte getragen haben rde. An der Spitze aller dieser Umtriebe stand, so viel man jetzt 3 zuverlässigsten Quellen weiß, in höchster Potenz ein Männerbund, ssen Endfäden über Deutschlands Grenzen gingen und mit bekannten ctionen anderer Länder zusammenliefen und zu dessen Thätigkeit die eils versuchten theils entworfenen Volksaufstände, die wegen Ueberlie- ung von Festungen und Ammunition genommenen Abreden und die rbindung mit den Carbonaris und andern groben und feinen Revo- tionnairs gehörten. Diesem Bunde unmittelbar und mittelst Eid- wurs der Treue und des unbedingten, selbst auf Meuchelmord der undesfeinde ausgedehnten Gehorsams untergeordnet und unterworfen, ar der obengedachte Bund der Jungen, dessen Mitglieder durch ganz eutschland verbreitet waren. Er ward 1823 entdeckt, und die Mit- ieder desselben wurden in den verschiedenen Ländern, z. B. Preußen, anover, Würtemberg, Baden, Baiern, Hessen, Mecklenburg, Sachsen . s. w. zur Untersuchung gezogen und haben dort bereits ihr Urtheil rhalten. Dieser Bund hatte Deutschland in 12 Bundeskreise getheilt nd für jeden derselben aus seiner Mitte einen Kreishauptmann bestellt; n der Spitze dieses Bundes stand ein Oberhaupt, durch welches und inige andere Individuen die allgemeinen Angelegenheiten dieses Bundes eleitet und insonderheit der Zusammenhang mit dem Männerbunde un- erhalten ward. Dieser Bund, der für das bürgerliche Leben geschlos- en, hatte die möglichste Beförderung des Umsturzes der öffentlichen Ver- assung, der Unzufriedenheit mit der Regierung und des Aufstandes um Zweck; die Mitglieder übten sich zum Voraus in den Waffen, waren den Anordnungen unbekannter Obern unterworfen, selbst bis zum Meuchelmorde der Bundesfeinde, das Loos sollte Denjenigen bestimmen, welcher den Meuchelmord vollbringen müßte. Meineid gegen die Re- gierungen und Unverbindlichkeit des denselben geleisteten Eides war eins der Bundesgesetze; jedes Bundesglied gelobte die Beobachtung dieser Gesetze mittelst körperlichen Eides; der Bund versammelte sich jährlich mehrmals. Diesem Bund der Jungen waren die auf den Universitäten befindlichen geheimen Vereine unmittelbar unterworfen, in welchen die akademische Jugend diejenigen constitutionnellen und andern übeln Leh- ren empfing, durch welche sie zur dereinstigen Aufnahme in den Jugend- bund reifen mußte. Mitglieder des letztern präsidirten in diesen geheim- men Vereinen, ohne daß deren Mitgliedern diese geheime Leitung oder die Existenz jenes Bundes bekannt war; diese Vereine versammelten sich jährlich einige Male, zu welchem Ende Deutschland in Beziehung auf sie in 3 Hauptkreise getheilt war. Unter diesen geheimen Vereinen und deren geheimen Leitung stand wiederum die Burschenschaft, von Vereinsmitgliedern präsidirt und gleichfalls ohne Ahnung dieser ihrer Abhängigkeit. Endlich standen unter der Burschenschaft die Lese- und andern Clubs auf eben diese Art. Die eben angeführte Ueber- sicht der Abstufungen der verschiedenen Verbindungen von ihrer höchsten

bis zur letzten Potenz erklärt vollständig, wie consequent der von der preuß. Regierung in dieser wichtigen Angelegenheit genommene Gang gewesen. Nach allen Erscheinungen der Zeit überzeugt, daß ein gemeinschaftlicher höherer Vereinigungspunkt vorhanden, aber auch überzeugt, daß dieser so versteckt sey, daß die auf ihn zunächst gerichtete Untersuchung keine vollständigen Resultate geben werde, griff sie dieß Gebäude von unten auf an. Daher zuerst die Untersuchungen und übrigen Maßregeln wie die Lese und anderer geschlossenen Klubs, welche bald auf die Ermittelnng der so geheim gehaltenen Burschenschaft führte, Maßregeln, über welche unkundige, kurzsichtige oder einseitige Urtheile in großer Menge gefällt wurden. Durch fortgesetzte Aufmerksamkeit wurden endlich auch die obengedachten 3 höhern Grade entdeckt. Im Laufe dieser Untersuchung waren auf die Requisition der mainzer Central- und der mit der nähern Untersuchung beauftragten preuß. Commission in Köpenik von einzelnen Bundesstaaten Mehre wegen Verdachts demagog. Umtriebe Verhaftete nach Köpenik gebracht woden; so von Seiten der großherzogl. hess. Regierung 1825 die bereits in Darmstadt verhörten Hofgerichtsadvokaten H. K. Hoffmann und Rühl, und von Seiten der k. sächs. der auf Anzeigen der franz. Polizei un Verlangen der mainzer Commission in Dresden im Nov. 1824 verhaftete Prof. Cousin aus Paris, der jedoch nach einigen Verhören in Berlin völlig freigesprochen, im Mai 1825 nach Paris zurückkehrte. In München endigte die daselbst geführte Untersuchung im Juni 1825 mit der Freilassung der Verhafteten; allein sie blieben noch für einige Zeit unter Polizeiaufsicht. („Allg. Zeit.", 1825, Nr. 159.) Dagegen wurden im Königreich Würtemberg im Mai 1825 von den auf Hohenasperg wegen Theilnahme an hochverrätherischen Verbindungen zur Criminaluntersuchung gezogenen Individuen 17 Personen als überführt zu 4monatl. bis 4jähr. Festungsstrafe verurtheilt, und die in Aemtern standen, ihrer Stellen entsetzt (Allgem. Zeit.", 1825, Nr. 219). Auch im Königr. Sachsen sollte nach dem Befehle vom 21. März 1825 gegen Unterthanen, welche der Theilnahme an den staatsverbrecherische Zwecke verfolgenden geheimen Verbindungen beschuldigt würden, criminell verfahren und die Ueberführten für unfähig zu öffentl. Anstellungen, insbesondere zur Errichtung von Erziehungs- und Unterrichtsanstalten erklärt werden. In der Schweiz verweigerten 1824 die Cantonsregierungen die in Basel und Aarau als Lehrer angestellten Brüder K. A. Follenius (Prof.) und Adolf Follenius auf Verlangen des preuß. Gesandten auszuliefern, um sie mit dem bekannten Witt zu verhören. Adolf Follenius begab sich jedoch 1825 nach Neuyork in Nordamerika, und K. A. Follenius wurde 1829 als Prof. des römischen Rechts bei der Universität zu Cambridge in Nordamerika angestellt.

Im Allgemeinen sind bei diesem Processe gar mancherlei Ideen, Gesinnungen und Ansichten aus dem vertraulichen Umgange an das Licht und in Criminaluntersuchung gezogen worden; natürlich mußte also auch bei der Abfassung der prohibitiven Beschlüsse den möglichen Folgen, welche die realisirte Gesinnung in der künftig erwachsenen Generation hätte haben können, vorgebeugt werden, und dem weitern Umsichgreifen des Schwindelgeistes und der Ansteckungsmitel Einhalt geschehen. Diese Maßregeln betrafen aber nicht den Geist der freien wissenschaftlichen Untersuchung, noch beschränkten sie die Thätigkeit würdiger Gelehrten, sondern sie stellten bloß die Schar der Tages- und periodischen Schriftsteller

nter höhere Aufsicht und legten dem jugendlichen Ungestüm den Zügel
er Ordnung und der Erfahrung an. Schon hatte man vielen Familien
nd gelehrten Schulen wahrgenommen, daß in der männlichen Jugend
„Bescheidenheit, Gehorsam, deutscher wissenschaftlicher Fleiß, Ehrfurcht
nd Vertrauen, nicht sowohl für Regenten und bürgerliche Ordnung,
ls vielmehr für Aeltern, Lehrer, Vorgesetzte und das Alter überhaupt",
nerklich abgenommen hatten. Man hatte gesehen, daß in mehr als
iner Familie vom sogenannten feinen Tone das väterliche Ansehen
anz gesunken war, weil die Frauen aus ihrer Sphäre heraustraten,
nd der Luxus beide Theile in seine Wirbel fortzog. Was, fragte der
Beobachter, wird diese gesetz- und zuchtlos aufgewachsene rohe Jugend
uf der Universität beginnen, wo sie füglich unter keiner nähern Aufsicht
ehr stehen kann? Hier wo schon längst dem Unsinn der Duelle und
ndrer rohen Ausbrüche der Selbsthülfe von Seiten des Staats nicht
inhalt gethan werden konnte, wodurch nothwendig das Ansehen desse-
en in den Augen der jungen Freiherren sinken mußte! Vorzüglich
ber sind auch die schlaffe Zucht der Rectoren und Schulinspecto-
en, nebst der Schwäche der Väter und Mütter, an der trotzigen
Richtung des Jünglings Schuld gewesen. Jeder Wohlwollende muß
aber ernstlich wünschen, die am 18. November 1819 ausgefer-
igte Dienstvorschrift für die außerordentlichen Regierungsbevollmäch-
igten bei den preußischen Universitäten sowohl, als die neue Ordnung
ür die Verwaltung der akademischen Disciplin und Polizeigewalt, welche
inem eignen Universitätsrichter in allen Fällen, wo Ermahnungen und
Verweise nicht ausreichen, übertragen ist, dem akademischen Geiste die
einwissenschaftliche und sittlich freie Richtung wiedergeben möge, welche
einer Burschenordnung bedarf, um akademische Händel anders als durch
Duelle abzuthun. Es ist zu wünschen, daß künftig keine politische
Träumerei mehr dem jugendlichen Geiste jene heitere Unbefangenheit
nd die Freiheit rauben möge, welche allein das ernste Studium zur
einsten Lebensfreude erhöhen können. Sollte nun auch, wie man glaubt,
as große Schreckbild einer im Keime erstickten gewaltsamen Umwäl-
ung der monarchischen Ordnung des deutschen Staatenbundes mit der
Freilassung der Gefangenen völlig verschwinden, so wird dieses politische
Meteor dennoch sehr wohlthätige Folgen zurücklassen, wenn man gegen
ie Schulepidemie theoretischer Schwindelei eine hinlängliche Dosis Nies-
urz und Disciplin bereit hält, ohne deßhalb dem „vernünftigen und
echtlichen" erwachsenen Theile der Nation den Genuß einer rechtlichen
nd vernünftigen Freiheit zu entziehen. In jedem Falle aber wird die
nbefangene Mit- und Nachwelt es dankbar anerkennen, daß aufgeklärte
Staatsmänner es für ihre Pflicht hielten, den Gefahren einer übertrie-
enen Exaltation mit Ruhe, Ernst und Unparteilichkeit durch alle gesetz-
che Mittel kräftig vorzubeugen, und man wird andern Staatsmännern,
ie aus Sorglichkeit für die öffentliche Ruhe und für die Sicherheit der
estehenden Fürstenthrone, oder aus Aengstlichkeit vor dem Schreckbilde
lles Dessen, was Revolutionen ähnlich sieht, vielleicht zu weit gingen,
ielleicht auch wohl unzweckmäßige Mittel ergriffen, dieß nicht aus bloßer
Tadelsucht zum Vorwurf machen. Hierdurch gerade entfernt man sich
on dem großen Ziele, das uns Allen nach langem Zwiespalte vorschwe-
en muß und das wir Alle zu erreichen suchen sollten: „Einheit und
inigung in der Liebe für das deutsche Vaterland und für unsere Fürsten".

Demarcationslinie (Kriegsw.), eine Linie, die zwei im Waffenstillstand oder im Frieden in der Besetzung eines Gebietes eines Dritten begriffene Armeen vertragsmäßig von einander trennt. Gewöhnlich folgt sie, so weit es möglich ist, natürlichen Terraingegenständen, Flüssen, Bächen, Wegen ꝛc. Z. B.: die Demarcationslinie nach dem Frieden von Basel 1796 zwischen der französischen und preußisch-sächsisch-hessischen Armee, und 1813 zwischen der französischen und preußisch-russischen in Schlesien. 2) Ueberhaupt so viel wie Grenzlinie, besonders wenn sie vorher streitige Grenzen bestimmt; eine solche zog der Papst im 15. Jahrh. durch das Weltmeer, um die Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien über die neu entdeckten Länder zu schlichten.

Demarteau (Gilles), geb. 1729; st. zu Paris 1776; Kupferstecher; sein Stich gilt der Kreidezeichnung; man hält ihn für den Erfinder dieser Art des Stichs und er lieferte mehr als 500 Blätter davon nach Boucher, Raphael u. A.

Demerary, 1) Fluß Süd-Amerika's, entspringt im Lande der Arowaker und fließt durch das britische Guiana dem Ocean zu. Er ist 20 Meilen aufwärts, aber noch 20 Meilen weiterhin angebaut. Seine Mündung $^2/_3$ Meilen breit, aber durch eine Barre versandet, die nur Schiffe von 18 Zoll Wasserfracht zuläßt. 2) Die mittlere der drei britischen Colonien von Guiana, Essequebo im Westen, Berbice im Osten lassend und auf beiden Seiten des Demerary liegend. Das Gestade des Flusses ist niedrig, ringsum mit Walde umgeben, hinter welchem die Savannen ihren Anfang nehmen; der Boden üppig fruchtbar, aber das Klima, wenigstens für Europäer, nicht gesund. Man baut vorzüglich Zucker, Baumwolle und Kaffee und alle Producte Süd-Amerika's, vor allem treffliches Farbeholz, außer Reis aber bloß amerikanische Cerealien und Gemüse. Auf den Savannen weiden große Heerden europäisches Hausvieh. Die Einw., Essequebo mit 90.000, bestehen aus Holländern und Briten, freien Farbigen, Negersklaven (77.376) und Indianern. Die reformirte Kirche ist die zahlreichere, aber auch britische Secten, Herrnhuter und Lutheraner zahlreich. — Demerary war seit 1667, wo die Holländer sich auf Guiana festsetzten, eine holländische Besitzung; 1807 ward es von den Briten erobert und im Frieden von 1814 behalten. Seitdem bildet es ein britisches Gouvernement, das zugleich Essequebo begreift. Hauptstadt Stabroek. Sprache, Sitten und Gebräuche der Pflanzer, die bloß westindischen Plantagenbau treiben, sind noch ganz holländisch, und die Briten haben in der alten Verfassung wenig geändert.

Demeter s. Ceres.

Demetrius ist der Name mehrer Könige von Macedonien und Syrien. Demetrius, König von Macedonien, mit dem Beinamen Poliorcetes d. i. Städteeroberer, Sohn von Antigonus, wuchs in jenen kriegerischen Zeiten unter den Waffen auf und erfuhr mannigfaltigen Glückswechsel. Er führte viele Kriege, besonders mit Ptolemäus Lagi, mit ungleichem Erfolge. Er eroberte, vermittelst einer großen Flotte Athen, verjagte den Demetrius Phalereus und gab dieser Stadt ihre alte Verfassung wieder. Gegen Seleukus, Kassander und Lysimachus verlor er die berühmte Schlacht bei Ipsus 299 v. Chr., flüchtete nach Cypern, verheirathete seine Tochter Stratonice an Seleukus, eroberte kurz darauf Cilicien, Tyrus und Sidon, zerfiel aber deßwegen mit seinem Schwiegersohne. Im Jahr 293 eroberte er Macedonien und regierte es 7

Jahre lang; doch Stolz und Tyrannei beraubten ihn des Thrones, und o sah er sich gezwungen, seinen Schwiegersohn Seleukus um einen Auf- nthalt zu bitten, der ihm Arameo, oder auch Pella genannt, in Syrien nwies, wo er 284 v. Chr. Geb., 54 Jahre alt, starb. — Demetrius I., König von Macedonien, Sohn und Nachfolger des Königs Antigo- us Gonatas und Enkel des Vorigen, erregte schon in seiner Jugend roße Erwartungen, denn als sein Vater durch die Treulosigkeit der Macedonier sein Reich dem König Alexander v. Epirus überlassen und nach Griechenland flüchten mußte, sammelte er ein Heer, eroberte Ma- edonien wieder, und breitete nach seines Vaters Tode, nach einer 10- ährigen Regierung die Grenzen seines Reichs bedeutend aus. — De- netrius I. Soter, König von Syrien und Sohn des Königs Seleu- us Philopator, der ihn als Geißel nach Rom sandte. Unglücklich im Kriege (denn er verlor an die Parther Babylonien, Mesopotamien, As- yrien, Susiana und Karamanien), machte er sich seinen Unterthanen uch durch Ausschweifungen verhaßt, und blieb nach einer zwanzigjähri- en Regierung in einer Schlacht gegen Alexander I. Balas, vorgeblichen Sohn von Antiochus IV. Epiphanes. — Demetrius II., Nikator, König von Syrien, des Vorigen Sohn, erlangte nach Alexanders I. Balas Tode den väterl. Thron wieder, entriß durch glückliche Kriege en Parthern mehre Provinzen Syriens, gerieth aber in ihre Gefangen- chaft. Günstige Umstände erhoben ihn zwar noch einmal auf den syr. Thron, er behauptete ihn aber nicht lange; denn er wurde zu Tyrus on einem Statthalter, 126 v. Chr., ermordet.

Demetrius Phalereus, ein berühmter Redner und Philosoph der eripatetischen Schule, war ein Schüler Theophrasts, und stand zur Zeit lexander des Großen in so großem Ansehen zu Athen, daß er nach em Tode dieses Königs 309 v. Chr. Archont dieser Stadt wurde. We- en Verschönerung der Stadt setzten ihm die Athenienser 305 Statuen; llein nachher verdammten sie ihn zum Tode. Er entfloh aber, zuerst um Kassander, dann zum Ptolemäus Lagi, und soll in Aegypten 283 on Ptolemäus Philadelphus verwiesen, in dem Distrikte Busiris, von iner Schlange gebissen, gestorben seyn. Ihm soll die Bibliothek zu lexandrien ihre erste Anlage verdanken, sowie die heilige Schrift die riechische Uebersetzung der 70 Dollmetscher. Ihm wird mit Unrecht ein wohl vom Sophist Demetrius aus Alexandria unter Marc Aurel ver- aßtes) rhetorisches Werk, über den Ausdruck, beigelegt; herausgegeben n der Sammlung der griechischen Rhetoriker von Aldus, von Gale und on Fischer (Leipzig 1775 und 84), einzeln von P. Victorius, Florenz 562, Fol.; 1594, Fol., v. J. G. Schneider, Altenb. 1779.

Demetrius Griska, von einer adeligen, aber armen Familie zu Jaroslaw, anfangs Mönch des heiligen Basilius, wurde von einem Mönche dieses Ordens, der seine Talente hatte kennen lernen, angetrie- en, eine Rolle in der Welt zu spielen. Er sandte ihn zuerst nach Lit- hauen in die Dienste eines vornehmen Herrn. Demetrius, eines Ta- es von demselben übel behandelt, deutete mit dunkeln Worten seine ohe Abstammung an und gab vor, ein Sohn des Czaaren Iwan Bas- owitz zu seyn, der durch List eines getreuen Mannes den Nachstellungen es Kronräubers entwischt sey. Sein Dienstherr ließ sich täuschen und ielt ihn wirklich für den Prinzen Demetrius. Die Polen unterstützten hn mit Geld und Truppen, und selbst die Russen schickten ihm Abge-

ordnete, damit er den Thron seiner Väter besteige, und überlieferten ihm den Czaar Feodor mit seiner ganzen Familie. So schnell er aber auch gestiegen, so vermochte er sich doch nicht zu behaupten. Denn da er die Tochter des Woiwoden von Sendomir (der ihn vorzüglich unterstützt hatte), eine Katholikin, heirathete, wurde er allgemein verhaßt; es bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze der Bojar Suski oder Schuskoi stand, und er wurde von den Verschwornen noch während der Hochzeitfeierlichkeiten ermordet. Suski wurde hierauf zum Großfürsten erwählt und den ersten Juni 1606 gekrönt. Die Tochter des Woiwoden von Sendomir gebar späterhin einen Sohn und fand Mittel, ihn aus ihrem Gefängniße in die Hände eines treuen Kosacken zu liefern. Der Priester, der den Knaben taufte, grub mit ätzenden Mitteln Schriftzüge auf seine Schultern, welche seine Abkunft bezeichneten. Der junge Demetrius, diese nicht ahnend, wuchs empor und war 26 Jahr alt, als er sich eines Tages in den öffentlichen Bädern badete und Andere diese Zeichen bemerkten. Ein russischer Priester erklärte sie für russische Buchstaben und las: Demetrius, ein Sohn des Czaaren Demetrius. Bald verbreitete sich das Gerücht hiervon und kam bis zum König Ladislaus nach Polen, der ihn zu sich berief und ihn wie einen königlichen Prinzen behandelte. Nach dessen Tode war Demetrius genöthigt, sich nach Schweden und von da nach Holstein zu begeben. Der Herzog lieferte ihn den Moskowiten aus, um damit eine Schuld zu bezahlen, die ein Gesandter von ihm, den er nach Persien geschickt, in Moskau gemacht hatte. Der unglückliche Demetrius wurde 1636 hingerichtet, der Kopf auf's Rad gesteckt und der Körper den Hunden zur Speise übergeben.

Demme (Hermann Christian Gottlieb), meisterhafter Erbauungsschriftsteller, geb. 1760 zu Mühlhausen, war daselbst zuerst Subconrector und von 1796—1801 Superintendent; seitdem bis an seinen Tod 1822 Generalsuperintendent zu Altenburg. Aus seinen Schriften — „Der Pächter Martin und sein Vetter"; „Karl Stille"; „Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben"; „Abendstunden im Familienkreise gebildeter und guter Menschen"; „Predigten zur Beförderung häuslicher Andacht und bei besondern Veranlassungen" u. m. — leuchtet sein Streben hervor, echte Lebensweisheit und frommen, praktischen Sinn zu verbreiten, welches ihm durch ansprechende Herzlichkeit, durch meisterhaftes Individualisiren und durch eine edle, einfache Sprache, die durch den Verstand den Weg zum Herzen sucht und findet, bei so Manchem auch in vorzüglichem Grade gelang.

Demmin, Kreis im Reg.-Bez. Stettin, preuß. Provinz Pommern, von dem Reg.-Bez. Stralsund, dem Kreise Anclam und dem Peeneflusse begrenzt, bildet eine, mit dem mannigfaltigsten Boden bedeckte Landschaft, deren Hauptprodukte in aller Art Getreide, Hopfen, Taback, Obst und Holz bestehen. Der Flächenraum des Kreises beträgt über 16 QM., auf denen in 3 Städten und 194 Dörfern ꝛc. 32.220 Menschen wohnen, denen, außer städtischen Gewerben, Ackerbau, Viehzucht und Fischerei, auch besonders die (15) Oelmühlen und die (18) Ziegeleien nicht unbeträchtliche Gewerbzweige bieten. — Kreisstadt ist Demmin an der Peene, über welche eine steinerne Brücke führt, mit 3 Vorstädten, 4 öffentlichen Plätzen, einer evangel. Kirche, in 400 Häusern 4300 Einw., die durch allerlei Manufakturen und Fabriken für Tuch, Leinwand, Strümpfe, Hüte, Handschuh, Taback, durch Ackerbau, Fische-

ei, Schifffahrt und einen nicht unbedeutenden Handel, der durch 4 jährliche Märkte, worunter Pferdemärkte, am Umfang gewinnt, sich ihren Unterhalt verschaffen. Demmin ist eine der ältesten Städte Pommerns und Sitz eines Superintendenten.

Demokratie ist diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk selbst (d. h. sämmtliche Bürger zusammengenommen) die höchste Gewalt ausübt. Es könnte dieses geschehen unmittelbar von sämmtlichen Staatsbürgern, und zwar durch Einhelligkeit oder Mehrheit der Stimmen (dies ist die reine oder absolute Demokratie, welche in größern Staaten nur Anarchie führen muß, weil hier der Unterschied der Befehlenden und Gehorchenden ganz zusammenfällt), oder mittelbar, d. i. durch Stellvertreter (repräsentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrschende der alten Zeit, und vorzüglich kleinern Staaten angemessen. Ihre Vorzüge bestehen in der aufopfernde Vaterlandsliebe, welche dadurch geweckt wird, daß sie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die Gleichheit derselben, durch die Theilnahme an der Landesverwaltung und durch die Oeffentlichkeit der letztern mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten und durch Gesetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habsucht, geht diese Form zu Grunde. Ihre Nachtheile sind dann zunächst Parteigeist im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebener Gleichheit, Herrschaft der blinden, veränderlichen Volksgunst und des Neides über das Verdienst, leidenschaftliche Zügellosigkeit in der Beherrschung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beschlüsse, daher Schwäche nach Außen; so geht häufig die Demokratie unaufhaltsam in Aristokratie und Despotie unter, indem die Stellvertreter allmählig Aristokraten werden, oder ein einziger ausgezeichneter das Ruder ergreift. In der neuern Zeit hat der Begriff der Demokratie, welchen man sonst nur theoretisch zu entwickeln pflegte, wieder einen prakt. Werth bekommen. Es kommt in der neuern Staatslehre hauptsächlich auf die beiden Punkte an: erstlich, inwiefern die öffentliche Gewalt vom Volke ausgehe, und inwieweit also der Wille des Volks im Stande sey, Verfassung, Regierung und Gesetze des Staats abzuändern, in welcher Beziehung man von der Souverainetät (s. d.) des Volkes gesprochen hat; und zweitens, inwiefern man dem Volke in der Verfassung eines jeden, auch des monarchischen Staats einen mehr oder weniger unmittelbaren, mehr oder weniger bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten einräumen könne oder müsse. Dieß ist das demokratische Element genannt worden, welches einer jeden Verfassung in gewisser Art schon durch die Natur mit solcher Nothwendigkeit beigemischt ist, daß auch der unumschränkteste Monarch sich demselben nicht entziehen kann, ja daß man wohl sagen mag, dieser Einfluß des Volksgeistes, seiner Vorurtheile und Leidenschaften werde gerade um so größer seyn, je weniger ihm ein bestimmter Spielraum (in der Gesetzgebung, in den Wahlen gewisser Beamten und in dem freien vereinten Wirken für gemeinschaftliche Zwecke), bestimmte Formen und Organe zugetheilt sind. Die Lehre von der Souverainetät des Volkes machte einst in England den vorzüglichsten Glaubensartikel aller Hofpublicisten aus, denn auf ihr beruhte die Rechtmäßigkeit der Regierungsveränderung von 1688, die Legitimität Wilhelms III. und des regier. hanöv. Hauses. Erst als das Stuart'sche Haus erloschen, kam die entgegengesetzte Lehre eines vom Volke ganz unabhängigen Ur-

sprung der höchsten Gewalt wieder zu Ansehen. In der neuern Zeit hat man die Ableitung der Herrschergewalt aus dem Volkswillen als höchst gefährlich verdammt, und sie ist es auch, sobald man sie dazu mißbraucht, der ungebildeten Masse des Volks die Befugniß einzuräumen, in jedem Augenblicke den Befehlen der Regierung mit einem angeblichen Willen des souverainen Volks entgegenzutreten, die Staatsverfassung und die Regierung zu verändern, und an die Stelle der Gesetze das tolle Geschrei eines mißigen, unwissenden, bestochenen, verführten, durch Trunk und Lüge erhitzten Pöbels treten zu lassen. Die Lehre von der Volkssouverainität ist gefährlich, wenn man, wie in Frankreich seit der Julirevolution von 1830, welche die jüngere Bourbon'sche (Orleans'sche) Linie auf den Thron erhob, die Regierung als bloße Vollziehungsbehörde (den Monarchen als ersten Diener des Staats oder gar des Volks, die oberste befehlende Behörde in der Republik als directoire exécutif) betrachtet, woraus folgt, daß die Regierung das Gesetz ihres Wirkens von einem Gesammtwillen empfangen müsse, dessen Aussprüche aus der öffentlichen Meinung, einer ebenso ungewissen als trüben Quelle, geschöpft werden sollen. Nicht der factische, in der Wirklichkeit vorhandene Wille des Volks darf die Regierung leiten, sondern der vernünftige Wille, dessen Gebote aus der höhern Gesetzgebung der Sittlichkeit und Religion geschöpft und auf die zufälligen Verhältnisse der Völker, welche das Resultat ihrer Geschichte sind, angewandt werden müssen. Diejenigen also, welche so viel vom geschichtlichen Staate sprechen, irren nur darin, daß sie dem Historischen eines Volks einen zu großen Werth beilegen, indem sie es zur alleinigen Quelle staatsrechtlicher Wahrheiten machen, da es noch nie ohne eine starke Beimischung solcher Dinge seyn kann, deren Ursprung in frühern Irrthümern und Ungerechtigkeiten zu suchen ist. Auf der andern Seite ist aber auch jede andre Ableitung der öffentlichen Gewalt, aus dem unmittelbaren Willen Gottes, aus einer Art von Naturnothwendigkeit, aus der frühern Besitznahme des Bodens, oder nach Hrn. v. Haller, einem schon in der Benennung sich als unsinnig ankündigenden Rechte des Stärkern gerade ebenso gefährlich. Denn wenn man den unmittelbaren göttlichen Willen nur aus der Zulassung Dessen, was eben geschehen ist, zu erkennen vermag, so ist die Revolution, die Usurpation nur dann dem Rechte zuwider, wenn sie nicht gelingt oder sich nicht behauptet. Die Naturnothwendigkeit und die Herrschaft der Stärke gestatten als rechtmäßig jeden Versuch, zu sehen, wer der Stärkere sey, also jede Empörung und jede Verbindung dazu, wie denn auch Hr. v. Haller in der That Conspirationen und Insurrectionen für vollkommen erlaubt erklärt. („Restauration der Staatswissenschaft", B. XV, Thl. I, S. 397, 401, 413, 416.) Da man aber selbst in der praktischen Staatsverwaltung immer auf die Nothwendigkeit einer Regel für den Umfang und die Beschaffenheit der Staatsgewalt zurückgeführt wird, so wird man auch immer wieder zu der Theorie, als der einzig haltbaren, daß alle öffentliche Gewalt nur von dem Volke ausgehen könne, zurückkehren müssen (s. Legitimität). Man wird einen Grundvertrag des Staats, nebst seinen dreifachen von einander ganz unabhängigen Bestandtheilen, der Vereinigung, der Unterwerfung und der Verfassung, zu Grunde legen müssen (und zwar keineswegs als rechtliche Fiction, aber auch nicht historisch, als eine auf einmal vollendete, sondern als eine sich immer erneuernde und fortgehende Thatsache), und

nan wird die Herrschergewalt immer nur als eine übertragene, als eine uf die nothwendigen Zwecke des Volks beschränkte Gewalt ansehen kön- ten. Allein durch den Zusatz, daß die Uebertragung ihrer Natur nach nwiderruflich ist, weil sie die Bürger zu Dem hinleiten muß, was sie ollen, wird alle Gefährlichkeit der Lehre vollkommen aufgehoben. Es olgt aus ihr alsdann weiter Nichts, als, was sich auch von andern Seiten als rechtlich nothwendig und als natürlich unvermeidlich erweist, aß nämlich in der Verfassung und Verwaltung des Staats das oben enannte demokratische Element nicht fehlen dürfe. Es soll sich ein Je- er im Staate einer rechtlichen Freiheit bewußt seyn, und ein Jeder nuß fühlen können, daß die Leitung, welche er von Außen durch die Obrigkeit empfängt, mit dem Gesetz, welches er in seinem eignen Herzen eschrieben findet, übereinstimmt. Er muß fühlen, daß sein gesetzmäßiges Handeln einen Werth, und die Anstrengung, welche er der Regierung arbringt, ein Verdienst hat, welches nur möglich ist, wenn der Gehor- am nicht ausschließlich erzwungen ist, sondern der bessere Theil esselben auf dem freien Willen beruht. Um diesen hohen Zweck des Staats zu erreichen, ist erforderlich:

Zuerst muß die Regierung neben sich eine Gesetzgebung, Stände- ersammlung, bestellen, in welcher man sehr irrig eine Vertretung des Volkswillens zu suchen gewohnt ist, welche vielmehr nur dazu bestimmt st, die Regierung von allen Unternehmungen, Neuerungen, selbst Ver- esserungen, abzuhalten, die mit der allgemeinen Ansicht des Volkes von em Rechten und Guten nicht übereinstimmen, ihr aber selbst einen ichtigen Maßstab von der geistigen Totalbildung der Gesammheit u geben. Bei dieser Stellung der Stände bleibt der Regel nach ie Regierung das alleinige Organ des Lebens und Wollens im Staate, und nur Ausnahmen, aber nicht zu versagende Ausnah- nen sind es, wenn eine Aenderung in den Gesetzen oder eine An- lage gegen Staatsbeamte von den Ständen ausgeht. Möglich muß Beides seyn, wenn das Ganze nicht zur leeren Form werden soll, aber Beides muß auf seinen nothwendigen Zweck beschränkt werden, Jenes urch das Veto der Regierung, welches noch besser dadurch verstärkt wird, daß es den Ständen nicht gestattet ist, förmliche Gesetzesentwürfe u beschließen, Dieses durch die Beschränkung auf die Stelle des ankla- enden Theils. Aber unsere neuern ständischen Corporationen sind, au- erdem, daß man viel zu sehr auf die Repräsentation der bloßen ma- eriellen Interessen (des Landbesitzes und Gelderwerbes) gesehen hat, och dadurch in eine schwierige Lage versetzt und von ihrem rechten Wege bgeführt worden, daß man ihnen oft die bedenkliche Frage vorlegte, ie in Verwirrung gerathenen Verhältnisse des Staats zu ordnen, wo- urch man ihnen selbst den Geist der Neuerung eingeflößt hat, welcher, inmal entbunden, keine Schranken kennt, und welcher die Ursache so rauriger Verirrungen geworden ist. Das echte demokratische Princip er ständischen Verfassung ist, der rechtliche Ordnung zum Vortheil Aller egen die Mißbräuche der Gewalt zu vertheidigen, und insoweit ist es armonisch mit dem echt monarchischen, sowie mit der echten Aristokratie. s geht aber in ein falsches, antimonarchisches und antisociales über, enn es die Stände selbst mit einem Antheil an der befehlenden Ge- alt bekleidet und hierdurch (wie es in der französischen Revolution ge- hehen ist) alle gesetzliche Schranken derselben vernichtet. Verschieden

von jenem demokratischen Princip, welches sich in dem Wirkungskreise der Stände zeigt, ist das demokratische Element, welches in ihrer Zusammensetzung nothwendig zu finden seyn muß, um nicht der Gesetzgebung eine einseitige Richtung nach den Ansichten und eigennützigen Wünschen einzelner Volksclassen zu geben. In der Ständeversammlung muß zwischen den Armen und Reichen ein solches Gleichgewicht bestehen, daß nicht in dem natürlichen und ewigen Kampfe zwischen ihnen der eine Theil dem andern preisgegeben ist.

Der zweite nicht minder wesentliche Punkt besteht in dem Spielraume, welchen auch die Monarchie dem freiwilligen Wirken ihrer Unterthanen überlassen kann; und hier ist England vorzüglich als Muster angeführt worden. Sehr Vieles von Dem, was man in andern Ländern nur durch Staatsbeamte thun läßt, hat man in England den Gemeinden, dem großen Friedensgerichte und dem großen Schöffenrechte der Grafschaften, und endlich den freiwilligen Verbindungen einzelner Bürger überlassen. Dieses demokrat. Element der Verwaltung wird in einem Volke in dem Maße nothwendiger, als sich der Wohlstand und die geistige Bildung desselben höher entfalten. Es erwachen dann Kräfte, welche beschäftigt werden müssen, wenn sie nicht störend und widerstrebend wirken sollen, und es würde in unsern Tagen eins der wirksamsten Mittel seyn, den unruhigen Sinn der Völker zu beschwichtigen und das echt monarchische Princip, welches ja kein andres Ziel haben kann, als die Völker einer höhern sittlichen Ausbildung entgegenzuführen, dauerhaft und zeitgemäß zu befestigen. Denn die wankenden Verhältnisse des Staats sind nur dadurch aufs neue zu begründen, daß der Druck auf die schadhaften Theile vermindert, und den zweckwidrig wirkenden Kräften eine den Organismus des Ganzen fördernde Richtung gegeben werde. Die in dem Volke sich regende Kraft muß die Regierung, um ihrer Meister zu bleiben, benutzen, sey es nach Außen oder nach Innen; allein durch gewaltsames Zusammenpressen wird sie nur entweder dieselbe zu eignem Schaden zerstören, oder wenn die Kraft größer wird als der Druck, das gewaltsame Ausbrechen derselben herbeiführen. Auch von dieser Seite möchte die Tendenz unserer Zeit in ihrer demokratischen Richtung vielleicht lange nicht so gefährlich, d. h. antimonarchisch seyn, als man sagt. Wenigstens ist Derjenige, welcher ein Verstärken dieser hier auseinandergesetzten demokrat. Principien auch in der Monarchie für heilsam hält, noch lange kein Demokrat in dem Sinne, daß er eine Volksregierung an sich oder für irgend ein bestimmtes Volk für wünschenswerth erklären oder gar für ihre Einführung zu wirken suchen müßte. Die Demokratie, als Form der Staatsverfassung, ist vielmehr nicht gerade darum die fehlerhafteste, weil sie nicht auch eine kräftige Regierung für eine geraume Zeit aufstellen könnte, wohl aber darum, weil sie der Regierung die wenigsten Mittel darbietet, sich über die Leidenschaften und Vorurtheile des Volks zu erheben. Denn da Niemand anders als durch die Wahlen des Volkes einen Antheil an der öffentlichen Gewalt erlangen kann, so wird auch in der Regel nur Derjenige dazu gelangen, welcher dem Volke zu schmeicheln versteht, welcher sich in Gesinnungen und Ansichten niedriger, in Haß und Gunst noch leidenschaftlicher stellt als der Haufe ist, zu dem er spricht, kurz, welcher es über sich gewinnen kann, vor Leuten zu kriechen, über welche er herrschen will, d. h. Demagog zu seyn.

Demokrit, Philosoph der atomistischen oder neuern eleatischen
Schule, aus Abdera in Thracien, geb. gegen 460 v. Chr. Sein Vater
ar reich und beim Perserkönige Xerres beliebt. Daher ließ dieser,
s er wieder nach Asien zurück ging, einige Magier und Chaldäer bei
m, welche den jungen Demokrit in ihre Geheimnisse einweiheten und
durch die erste Neigung zur Philosophie in ihm erweckten. Nach
ines Vaters Tode wandte er einen Theil des ihm zugefallenen Erb-
eils zu Reisen an, um sich in Wissenschaften zu vervollkommnen, und
jenkte den Rest seinem Bruder. Er war in Aegypten, nach Einigen
uch in Indien, erweiterte seine Naturkenntnisse, studirte vornehmlich
Mathematik und Physik und machte sich mit den Philosophemen der
onier, Pythagoräer und Eleaten bekannt. Am meisten Befriedigung
dem System des Leukippos findend, schloß er sich diesem besonders
n. Nach Vollendung seiner Reisen in seine Vaterstadt zurückkehrend,
ß er sich nun, da er sein mitgenommenes Vermögen aufgeopfert hatte,
n seinem Bruder die nothwendigsten Lebensbedürfnisse reichen. Um
h gegen das Gesetz zu schützen, welches Demjenigen, der sein väterli-
es Erbtheil verschwendet hatte, das Begräbniß versagte, las er seinen
ndsleuten ein Werk vor, das ihm ihre Achtung und Bewunderung er-
rb, sodaß sie ihn eine Zeitlang an die Spitze der öffentlichen Ange-
jenheiten stellten. Er entsagte aber dieser Stelle wieder, entweder
s Unwillen über die Thorheiten der übelberathenen Abderiten, oder
il diese mit ihm unzufrieden waren, überließ sich ganz in der Ein-
nkeit seinen philosophischen Betrachtungen und starb in einem hohen
ter um 362 v. Chr. Der Märchen über ihn, z. B. daß er beständ
gelacht habe ꝛc., gibt es eine große Zahl, und es scheinen mehre
e Veranlassung in wirklichen Begebenheiten gehabt zu haben. Noch
iter als Leukippos (s. d.) entwickelte dieser große Naturforscher
s Atomensystem. Er stellte Gründe für die Atomen auf, leitete aus
: Anfangslosigkeit der Zeit die Ewigkeit derselben, des leeren Raums
d der Bewegung her. Den Atomen legte er noch die Schwere und
durchdringlichkeit als ursprüngliche Eigenschaft bei. Alles Wirken
d Leiden ist, ihm gemäß, Bewegung durch Berührung nach dem
undsatze: nur ähnliche Dinge wirken auf einander. Er unterschied
ursprüngliche und abgeleitete Bewegung durch Widerstand und
hwingung, in welchen das Gesetz der Nothwendigkeit näher bestimmt
rde. Die Physiologie vermehrte er mit der Lehre von den Bildern
idola) als consequenter Atomist, und bestimmte daher die Regeln zur
urtheilung der Vorstellungen des Sinnes und des Verstandes, dunkle
d wahre Erkenntniß. Auf folgerechte Weise erklärte er die Entstehung
Vorstellungen von Göttern, theils aus der Unbegreiflichkeit auffallen-
Naturerscheinungen, theils aus den Eindrücken ungeheuer großer
nschenähnlicher Wesen (Eidola), die in der Luft schweben, und in
t Träumen von ihnen leitet er auch die Divination ab. Auch über
ktische Philosophie erstreckte sich sein Nachdenken. Sein praktisches
incip ist Wohlseyn durch Gleichmuth (Klugheitslehre). Unter seinen
hängern zeichneten sich Metrodor, Nessos, Nausiphanes u. A. aus.
ine zahlreichen Schriften, in poetischer Prosa abgefaßt, sind größten-
ils verloren. Bruchstücke s. in „H. Stephani poes. phil.“ (Paris
73), Anhang.

Demonstration, 1) (Logik), im weitern Sinne jeder Beweis; 2) im engern ein strenger (apodiktischer), oder eigentlich logischer Beweis, der das Bewußtseyn der Möglichkeit des Gegentheils ausschließt; 3) im engsten Sinne (nach Kant), ein Beweis, der apodiktisch (mit dem Bewußtseyn der Nothwendigkeit verbunden) und intuitiv ist (d. h. der so geführt wird, daß die Wahrheit des zu erweisenden Satzes an einer Darstellung derselben mittelst der Einbildungskraft oder durch die sogenannte Construction angeschaut werden kann). 4) (Kriegsw.), eine Vorspiegelung (z. B. Bedrohung eines Ortes), welche man dem Feinde durch besondere Corps macht, um die Bewegungen der eigentlichen Armee zu verheimlichen, ihn vielleicht zum Detaschiren einzelner Corps zu verleiten, und so in dem Augenblick, wo er sich geschwächt hat, die vorliegenden Zwecke desto sicherer zu erreichen. 5) (Rechtsw.), a) die einem Rechtsgeschäft hinzugefügte Beschreibung, um dadurch etwas näher zu bezeichnen. Eine falsche Demonstration, wenn sonst deren Zweck sicher auszumitteln ist, schadet nichts; wenn sie aber so beschaffen ist, daß deren Tendenz ganz ungewiß wird, so gilt das ganze Geschäft nichts. b) Auch eine weniger förmliche Beweisführung, die in schleunigen und andern summarischen Sachen gebräuchlich ist. 6) (Anat.), Vorzeigung zergliederter und präparirter Körpertheile, mit Erklärung und Erläuterung derselben zum anatomischen Unterricht.

Demonstrativum (Gramm.), Fürwort, das auf eine Person oder einen Gegenstand, wofür es gesetzt wird, oder wozu es hinzutritt, hinweiset oder ihn seiner Quantität nach bezeichnet; solche Demonstrativum sind im Deutschen: dieser, jener, derselbe, derjenige und der (statt derjenige und dieser).

Demonte, Marktflecken in der Provinz Cuneo des Fürstenthums Piemont (Königr. Sardinien), am Stura; hat ein Fort, Bleigruben und 6000 Ew.

Demontiren (Kriegskunst), das feindliche Geschütz durch Zerschießen der Lafetten und Achsen aus dem Gefecht bringen, ferner die Brustwehr einer Schanze oder eines Walles durch hineingeschossene Kugeln so zerstören, daß sich kein Vertheidiger, besonders kein Geschütz mehr hinten ihnen halten kann. **Demontirbatterien** legt man parallel mit der Face, die sie beschießen sollen, sodaß, im Fall der Feind Schießscharten in seinen Wällen eingeschnitten hat, die unsrigen ihnen gerade gegenüber zu liegen kommen; oder man nimmt auch die Verlängerung einer Backe der feindlichen Scharte zur Hauptlinie an, allignirt auf dieser das Mittel der ersten Scharte und geht so von Scharte zu Scharte weiter. Ihr Zweck ist, die feindlichen Schießscharten zu zerstören und das darin stehende Geschütz zu demontiren, um dem Feinde dadurch seine Vertheidigung zu nehmen, oder diese wenigstens zu schwächen. Hieraus erhellet, daß eine Demontirbatterie in einem beliebigen Winkel gegen die feindlichen Werke gelegt werden kann, wenn derselbe nur nicht zu stumpf ist und die Scharten deßhalb zu schräge eingeschnitten werden müssen. Die beste Arbeit bleibt aber immer die, wo die Mittellinien unsrer Schießscharten das feindliche Werk senkrecht durchschneiden. Wenn daher der Bastionswinkel kein rechter ist, so können Rikoschett- und Demontirbatterien, der ersten Bestimmung zufolge, nicht in dem nämlichen Allignement liegen, wohl aber nach der zweiten; in welchem Falle sich dann

die Demontirbatterien nach den Rikoschettbatterien zu richten haben; denn diese müssen im rechten Winkel, jene aber können schräge gestreckt werden. Es ist übrigens keine besondere Nothwendigkeit, die Brustwehr einer Rikoschettbatterie genau senkrecht auf die Verlängerung des zu enfilirenden Werks anzulegen; denn wenn z. B. eine Erderhöhung mit dieser Verlängerung einen Winkel von 100 Graden machte, und man schon einen bedeutenden Aufwurf von Erde, einen Damm u. dergl. m., welcher von der Festung nicht enfilirt würde, vorfände und dadurch viel Arbeit ersparte, wenn man gleich die Schießscharten einschneiden könnte; oder aber, es läge eine Vertiefung im Wege, welche viel Arbeit zum Ausfüllen erforderte und welches man vermeiden wollte, so kann die Brustwehr unter diesen Umständen zwar schräge angelegt werden, die Scharten aber müssen durchaus parallel mit der Verlängerung gestreckt werden. Man hat in neuerer Zeit vorgeschlagen, zum Demontiren der Werke Granaten statt Vollkugeln aus Kanonen in dieselben abzuschießen, um durch deren Crepiren eine minenartige, und also desto schnellere Wirkung zu erhalten. Das Wort Demontirbatterie ist besonders bei der preußischen Armee üblich, von der es auch herstammt.

Demosthenes, der größte Redner des Alterthums, geb. zu Päanum, einem Flecken in Attika, ungefähr 383 v. Chr., büßte frühzeitig seinen Vater (ein Degenschmied), sowie durch nachlässige und eigennützige Vormünder ein beträchtliches Vermögen ein. Seine Kränklichkeit hielt ihn ab, sich in früher Jugend den Wissenschaften ganz hinzugeben. Anfänglich jedoch studirte er die Philosophie bei Platon. Allein die durch einen Zufall im 16. Jahre seines Alters bei ihm erweckte Eifersucht, den Ruhm des Redners Kallistratos zu erstreben, fixirte seinen Entschluß, sich in der Schule des Isaios und Isokrates zum Redner heran zu bilden. Die von ihm gegen seine Vormünder gehaltene Rede, durch die er den Proceß glücklich gewann und einen Theil seines Vermögens wieder erlangte, gaben ihm alle Aufmunterung, auf der einmal betretenen Bahn fortzuwandeln und die Hindernisse, welche ihm die Natur in den Weg gelegt hatte, durch eine strenge Aufmerksamkeit auf sich selbst und durch unausgesetzte Uebung zu beseitigen. Bei seinen nächsten rednerischen Versuchen vom großen Haufen, wegen seiner schwachen Stimme und stammelnden Zunge, die das R nicht aussprechen konnte, verspottet, rieth ihm er auf den Rath des Schauspielers Satyros kleine Kiesel in den Mund und lief laut redend hohe Berge hinan oder wandelte am Meeresstrande bei brausender Brandung auf und nieder, sich im Vortrage rednerischer Stücke übend, um seinem Sprachorgane die nöthige Stärke zu ertheilen; dann schloß er sich eine Zeitlang ein, scheerte sich das Hauptbaar, um nicht zum Ausgehen verleitet zu werden, suchte seinen Styl durch öftere Lectüre des Thukydides zu vervollkommnen und schrieb oft bei dem schwachen Scheine einer Oellampe jene classischen Reden, womit er Griechenland erschütterte, von denen aber seine Neider sagten, daß sie nach Oel röchen, die aber als Muster in ihrer Gattung als ein unsterbliches Denkmal auf die Nachwelt übergekommen sind. Nach und nach wurde er der größte Redner Griechenlands und erhielt als solcher den bedeutendsten Einfluß auf die öffentlichen Staatsangelegenheiten. Auf die um diese Zeit wachsende Größe Philipps und dessen gegen Athen und die althellenische Freiheit gerichteten Unternehmungen donnerte er

mit dem Feuer seiner ganzen Beredtsamkeit. Die aus diesem Gesichtspunkte gehenden Reden belegte er mit dem Namen Philippischen, deren erste er zu der Zeit verfaßte, als der macedonische König sich des Passes bei Thermopylä bemächtigt hatte. Er drang darauf, auf der Stelle eine Flotte und eine Armee auszurüsten, den Krieg selbst anzufangen, den Schauplatz desselben nach Macedonien zu verlegen, und die Feindseligkeiten nicht eher, als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entscheidenden Sieg zu enden. Wie sehr auch die Athenienser die weisen Vorschläge dieses Staatsmannes billigten, so war doch bei dem Plane an Ausführung nicht zu denken. Der Demosthenische Antagonist Phokion, ein die Schwäche Athens wohlkennender Verräther, predigte dagegen Frieden mit dem Könige von Macedonien, und benahm allen Heilsrathschlägen für den Freistaat den Stachel, welcher das in Schwelgerei versunkene Volk aus seinem Schlummer wecken sollte. Nur als Philipp mit der Stadt Olynth kriegte, gelangt es Demosthenes, die Athener zur Hülfe zu vermögen, die aber so gering war, daß die Macedonier Herren über das Schicksal dieser Stadt wurden. Bei der Gesandtschaft, welche Athen nachher an Philipp schickte, befand sich außer Aeschines auch Demosthenes, und ob er gleich als der jüngste Redner den ersten Angriff auf diesen gefährlichen Feind wagte und mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit auf Philipp zu wirken suchte, so entsprach doch der Erfolg dieser Sendung den Erwartungen seiner Mitbürger nicht. Seit dieser Zeit zeigte er aber einen rastlos hohen Patriotismus und Eifer für Volksfreiheit. In der Senatsversammlung drang er darauf, mit Philipp zu brechen, den Phokiern gegen ihn zu Hülfe zu eilen und des Passes bei Thermopylä sich zu bemächtigen. Krieg gegen Philipp war sein Losungswort, und jede Gelegenheit benutzte er, Griechenland gegen ihn in Bewegung zu setzen. Unterdessen war Philipp mit einer Armee durch den Paß bei Thermopylä in Phokis eingedrungen und hatte sich zum größten Schrecken der Athener der Stadt Elatea bemächtigt. Bei einer Volksversammlung am folgenden Tage war die Bestürzung so groß, daß Keiner die Rednerbühne besteigen wollte. Mit Unerschrockenheit trat endlich Demosthenes auf und zeigte die Nothwendigkeit, allen Haß und Eifersucht gegen Theben schwinden zu lassen, sich mit diesem Staate zu vereinigen und ein Kriegsheer zu seiner Hülfe in schlagfertigen Stand zu setzen. Er bewirkte einen Volksbeschluß, Kraft dessen eine Flotte von 200 Schiffen ausgerüstet, die Landarmee nach Eleusis geführt und Gesandte an alle griechische Städte sollten geschickt werden, um einen allgemeinen Bund gegen den herrschsüchtigen Eroberer zu Stande zu bringen. Es gelang sogar seiner Beredtsamkeit, die Thebaner zu bewegen, eine athenienſische Armee in ihren Mauern aufzunehmen. In Böotien zeigte er eine gleiche Thätigkeit; überall war er; Alles ging durch ihn; die Versammlungen der Böotier und die Berathschlagungen der Feldherren beschleunigte er, setzte durch seine Beredtsamkeit Alles in Flammen und erweckte den Durst nach Thaten auf dem Waffenfelde des Ruhms. Ein zahlreiches Heer zog gegen den macedonischen König, es kam zur Schlacht bei Charonäa, Philipp siegte, und Demosthenes war einer der Ersten, welcher die Flucht ergriff. Trotz seiner schimpflichen Niederlage, wollte er doch eine Leichenrede auf die in der Schlacht gefallenen Krieger halten. Dem Streite, welcher sich hierüber mit Aeschines entspann, verdanken wir jene vortreffliche Rede pro corona, worin Demosthenes

inen Triumph feierte, der aber seinem Widersacher die Verbannung zu-
g. Nach der Ermordung Philipps glaubte Demosthenes, Athen würde
an seine Freiheit mit leichter Mühe wieder behaupten und legte eine
iche ausgelassene Freude über den Tod des Königs an den Tag, daß
sogar Blumenkränze trug. Aber die schreckliche Rache, welche Alexan-
r an Theben nahm, setzte die Athenienser in Furcht, daß sie bald um
nade flehten. Als Bedingung seiner Verzeihung verlangte Alexander
ifangs durchaus die Auslieferung des Demosthenes und einiger anderer
edner, und nur mit Mühe gelang es dem Gesandten Demades, ihm
id dem Lykurgus (s. d.) die Freiheit zu retten; die Athener mußten
n jedoch aus ihrer Stadt verbannen. Er entwich auf die Insel Ka-
uria bei Trözen, wurde aber nachher wieder zurückberufen. Nach der
iederlage bei Lamia ward er abermals verwiesen und dann zum zwei-
n Male zurückberufen. Der Bestechung durch den, nach Athen mit
roßen Schätzen geflüchteten, Harpalus (der in Babylon Aufseher der
roßen Schätze Alexanders des Großen gewesen war) angeklagt, als ob
von demselben, um ihm Aufenthalts-Erlaubniß zu Athen zu bewirken,
) Talente auf eine feine Art zum Geschenke angenommen hätte, wurde
zu einer Geldbuße von 50 Talenten (64.062 Rthlr.) verurtheilt und
fangen gesetzt. Er entwich aber aus dem Gefängnisse und verweilte
Aegina und Trözen. Indeß starb Alexander d. Gr. Von Neuem
ploß sich Demosthenes an die von Athen in die griechischen Städte ge-
schickten beiden Gesandten an, um gegen Antipater (einen von Alexan-
rs Feldherren) sich zu verbinden. Dieser Treue wegen rief man ihn
ich Athen zurück und holte ihn unter großen Ehrenbezeugungen ein.
ach der, für die Griechen unglücklichen Schlacht bei Kranon in Thes-
lien (321 v. Chr.) die der griechischen Freiheit ihr völliges Ende machte,
ang Antipater auf seine Auslieferung. Demosthenes mußte Athen von
euem verlassen. Jetzt ward Demosthenes zum Tode verurtheilt. Zwar
chte er Schutz auf der Insel Kalauria am Altare des Neptunustem-
el, nahm aber, weil er sich hier auch nicht sicher glaubte und den süßen
Worten des Archias nicht traute, Gift, das er aus einem Rohr aus-
ugte, womit er einen Brief zu schreiben schien, und so gab er 321 v.
hr. im 67. oder 70. Jahre des Lebens plötzlich seinen Geist auf. Nach
inem Tode setzte man ihm eine Bildsäule. Sein Charakter wurde,
iewohl er sich durch die rühmlichen Eigenschaften der Vaterlandsliebe,
urch Enthaltsamkeit, Edelsinn und Freundesliebe auszeichnete, dennoch
on bedeutenden Flecken des Wankelmuths, der Feigheit, der Eigenliebe,
s Stolzes und des Geizes sehr entstellt. In Hinsicht auf Darstellung
nd Sprache, war er ein vollkommener Redner. Die Gabe war ihm
gen, Alles genau und nach allen Umständen aus einander zu setzen,
odurch er durch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit der Ueber-
dung zu bewirken wußte. Selbst Kleinigkeiten verstand er Größe und
eben einzuhauchen, und in seinen Schilderungen mit lebhaften Farben
ufzutragen. Er gab ebenso hohe Muster von Erhabenheit, von Feuer
nd Kraft, als von Anmuth und Einfachheit. Seine Reden waren
nmittelbar Ergüsse echter Begeisterung. Viel Talent besaß er, aus
em Stegereife Reden zu halten und sie mit der größten Ruhe und
Sarbeit in der lebendigsten und gediegensten Darstellung zu entfalten,
aber gibt ihm auch Cicero das günstige Zeugniß (»Orat. 7.«): »Hoc
Demosthene nec gravior exstat quisquam, nec callidior etc.« —

Was beſonders ſeine Reden auszeichnet, iſt: a) das Großartige in der Behandlung. Demoſthenes faßte, wie Thukydides, ſeine Gegenſtände von Seiten des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Ein durchaus intellektueller Charakter herrſcht in ſeinen Reden, und er iſt, wie Thukydides, für das Erhabene der Denkart geſtimmt. Er läßt, indem er allen leeren Schmuck und ein üppiges Ausmalen verſchmäht, die Sachen und Gegenſtände ſelbſt ſprechen, nicht aber den Redner. Und doch iſt er kein Sophiſt, um willkürlich zu Dem, was er will, zu überreden. Seine Kunſt iſt nie mühſam, überall zeigt ſich Reichthum an Ideen. Man ſieht b) überall eine überſchwengliche Kraft, eine feurige Stärke und wahre Erhabenheit. Dieß bewirkte er durch die trefflichſte Stellung der Gründe, durch die Kürze und Abgemeſſenheit in der gedrungenſten Schreibart, ſowie durch den wohlklingenden Bau ſeiner Sprache. Sein Anſtand und ſeine Eleganz wirken viel. c) Er bedient ſich nie eines und deſſelben Tons. So feurig er in ſeinen Philippiſchen Reden iſt, ſo ruhig, ganz auf Ueberzeugung wirkend, iſt er in der Rede gegen den Leptines; denn er miſcht nach Verhältniß der verſchiedenen Gegenſtände ſeine Farben und weiß den Styl dem Inhalte anzupaſſen. d) Läßt ſich gleich Demoſthenes mit Cicero nicht vergleichen, weil ſie zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern lebten und nach Talenten und Sprache verſchieden waren; ſo iſt es doch nach Einrichtung und dem Gehalt der Reden Beider gewiß, daß er dem Cicero in der Beweisart, in der gehörigen Darſtellung und mäßigen Belebung des Thema durch Bilder und Figuren, in der überzeugenden Kraft der den Gegenſtänden genau angemeſſenen Darſtellung oder in der Ueberzeugungskraft durch Erregung und Leitung der erweckten Leidenſchaft überlegen iſt. Demoſthenes's Reden ſollten auf Schulen geleſen werden. Sie ſind wegen des hohen Rednertalents des Verfaſſers ſelbſt für Schüler nicht zu hoch; denn er abmt die ſchlichte Sprache des gemeinen Lebens nach und ſtellt ſeine Beweiſe durch die frapanteſten Beziehungen auf Gegenſtände der wirklichen Welt und treffliche Vergleichungen natürlicher Dinge gleichſam ins Leben vor die Anſchauung hin. Nur muß man die Rede wider den Midias, die ſehr faßlich für Jünglinge iſt, zuerſt, dann die Philippiſchen und zuletzt die für die Krone leſen. Wir beſitzen unter Demoſthenes's Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und 6 Briefe; einige ſind unecht. Unter den älteſten Ausgaben der Reden iſt die vorzüglichſte die pariſer vom J. 1570 in Fol., griech. mit Ulpians Commentaren. Die erſte Ausgabe ſämmtlicher Werke lieferte Hieronymus Wolf, gr. und lat. (Baſel 1549, wiederholt 1572 und Frankfurt 1604, Fol.). Auch finden ſich die Reden in Reiske's Ausgabe der griech. Redner. Eine treffliche Ueberſetzung der 3 olynthiſchen Reden ins Deutſche führt den Titel: „Demoſthenes's Staatsreden, überſ. und mit vielen Anmerk. von Fr. Jacobs" (Leipzig 1805). Die Philipp. Reden, deutſch von A. G. Becker (neue Auflage, Halle 1824—25, 2 Bde.). Die Rede über die Krone, von Fr. v. Raumer (Berlin 1811).

Demouſtier (Charles Albert), bekannter franz. Dichter, Mitglied des Nationalinſtituts und des Athenäums zu Paris, geb. 1760 zu Villers-Coterets; ein Nachkomme Racine's und mütterlicher Seits von Lafontaine; dieß, vereint mit glücklichen Anlagen, mochte wohl Veranlaſſung ſeyn, daß er das Geſchäft eines Advokaten verließ, um ſich ſei-

ier Neigung zur schönen Literatur zu überlassen. Sein erstes und be-
rühmtestes Werk sind: „Briefe an Emilie über die Mythologie" (mehr-
mals aufgelegt und von Rostitz-Jänkendorf ins Deutsche übersetzt, Dres-
den 1802 — 4). Man kann ihnen zwar mit Recht Oberflächlichkeit,
Ziererei und Das vorwerfen, was man im Französischen Style de ma-
drigale nennt; aber sie sind doch mit Geist, Feinheit und Leichtigkeit
geschrieben. Seine Lustspiele (von denen sich „Le conciliateur", „Les
femmes" u. „Le tolérant" auf dem Theater erhalten haben), Opern
und Gedichte sind voll Witz, der freilich oft gesucht ist. Er starb in
der Blüthe seiner Jahre 1801 an einem Brustübel, in welcher Krank-
heit ihn auch keinen Augenblick die sanfte Güte seines Charakters ver-
ließ, der sich besonders auch in seinen Briefen an Emilie auf das Lie-
benswürdigste ausspricht.

Demulcirende Mittel (latein. Demulcentia, Med.), Mittel, die
durch ihre dickere Consistenz und ihren Schleimgehalt chemische oder
mechanische Reize im organischen Körper abstumpfen und so mildern,
besänftigend werden. Vorzüglich gehören hierher schleimige, ölige, oder
auch mehlige und zuckerhaltige Stoffe.

Demurki (Tumurki), Land, östlich von Sudan (Mittelafrika), ist
eben, von Bergen umgeben, wird von einem Sultan regiert. Die
Einw. heißen Seiroua, sind schwarz, kurz und kraushaarig, bewaffnen
sich mit eisernen Panzern, die Pferde mit Wollendecken gegen die Pfeile.
Man baut hauptsächlich Durrha und treibt Jagd. Die Hauptstadt ist
Jendel.

Demuth, diejenige Gesinnung, vermittelst welcher man seine sittli-
che Selbstschätzung herabstimmt, oder seinen sittlichen Werth, in Ver-
gleichung Dessen, was das Gesetz verlangt und andre Menschen wirklich,
diesem zu Folge, leisten, niedrig anrechnet. Demuth gehört unter die
Bedingungen, Fortschritte im Guten zu machen. Die Demuth aber
kann in Herabwürdigung der Persönlichkeit ausarten, wenn sie nämlich
eine ausgesonnene Erniedrigung des eigenen sittlichen Werthes, als Mit-
tel zur Erwerbung der Gunst eines Menschen oder Gottes wird. Was
Gott anlangt, so findet er an einer Erniedrigung dieser Art keinen
Wohlgefallen, wohl aber an der wahren Demuth, weil diese seinen
Endzweck, die vernünftigen Geschöpfe zur Heiligkeit zu führen, befördert.
Demuth unterscheidet sich von der Bescheidenheit dadurch, daß diese sich
in Beziehung auf Andere, die Demuth aber, an sich, durch richtige
Selbstwürdigung in der Ueberzeugung der sittlichen Unvollkommenheit
erhält. Daher ist Bescheidenheit eine mehr conventionnelle Tugend.
Echte Demuth kann sehr wohl mit Stolz, aber nie mit Eitelkeit ge-
paart seyn.

Demüthigung, die Niederschlagung des Eigendünkels, sowohl
des eigenen durch Selbstbekämpfung, wo dann das Gefühl der Demuth
herrschend wird, als auch Anderer, durch Bekämpfung ihrer zu hohen
Ansprüche, wo dann die Demüthigung mehr in äußern Handlungen be-
steht, als in Umänderung der Gesinnung, wenn der Gedemüthigte nur
nothgedrungen der Ueberlegenheit der äußern Gewalt sich unterwirft.

Denain, Dorf im Bezirk Douay, franz. Depart. Nord, ehemals
mit einer Abtei, hat 700 Einw. Hier Schlacht am 24. Aug. 1712.
Die Franzosen unter dem Marschall Villars griffen ein kaiserliches und
ein verbündetes Corps, das hier unter dem Lord Albemarle hinter ver-

schanzten Linien die Zufuhr zur Belagerung von Landrecy deckte, an, stürmten die Linien und nahmen Lord Albemarle mit 17 Bataillonen gefangen. Die Aufhebung der Belagerung von Landrecy, die Einnahme von Douay, Quesnoy, Bouchain ꝛc. war die Folge hiervon, und dieß Ereigniß beschleunigte die Frieden von Utrecht und Baden, welche den spanischen Erbfolgekrieg endigten.

Denaisius (Peter) wurde 1561 zu Strasburg geboren. Er erhielt in der Folge die Würde eines Doktors der Rechtsgelehrsamkeit, wurde pfalzgräflicher Rath, und als Abgesandter nach Polen und England geschickt, worauf er den Posten eines Assessors bei dem Kammergerichte zu Speier verwaltete und 1610 zu Heidelberg starb. Man zählt ihn gewöhnlich unter Opitzens Vorläufer und stellt ihn in dieser Rücksicht dem P. Melissus und G. R. Wekherlin an die Seite. Opitz soll insbesondere die Idee einer reinern und regelmäßigern Versification von ihm entlehnt haben.

Denar (Denarius), eine römische Silbermünze von verschiedenem Werthe. Von 560 v. Chr. an betrug ihr Werth 10 Aß, oder nach neuerm Gelde 5—6 Groschen. Man hatte auch Golddenare, die aber eben so wie die Silberdenare unter den verschiedenen Regierungen verändert geprägt wurden. In der mittleren Epoche (650) betrug ein Golddenar 6 Rthlr. 4 Gr. in unsrer Ausprägung. Denar wird mit dem Drachme der Griechen gleichbedeutend genommen. Das Zeichen des Denars als Münze war X. Denarius war auch ein Gewicht. Nach französischem Gewichte betrug der Denar 63 Gran; nach Berl. Gewicht $91/100$ Quent.; und nach kölnischem 69, 6 Assen. Ferner ist Denaro eine italienische Kupfermünze (französisch Denier), welche soviel wie einen deutschen Heller beträgt. In Schlesien und Ungarn ist der Denar eine kupferne Scheidemünze, die $1\frac{1}{2}$ Heller oder $\frac{3}{4}$ Pfenning Werth hat. Drei Denar machen einen Gröschel, 4 einen Kreutzer, 12 einen Silbergroschen, 360 einen Reichsthaler.

Denbigh, Grafschaft im Fürstenth. Wales (England), ans irische Meer grenzend, hat 32 QM. mit 77.000 Einw., ist zum Theil gebirgig (waleser Gebirge), wird bewässert vom Cluyd (der ein reizendes, viel besuchtes Thal bildet) u. a., hat scharfe Luft, bringt Holz, Getreide, Rindvieh, Steinkohlen; man treibt viel Viehzucht, Fischerei und gewinnt viel durch die Reisenden. Denbigh sendet 2 Deputirte zum Parlament und wird in 9 Hundreds eingetheilt. Die Hauptstadt gl. N. auf einer felsigen Anhöhe an der Istrad, einem Arm des Cluyd, hat ein festes Schloß, in 680 Häusern 3200 Einw., welche Leder bereiten, Handschuhe fertigen und mit Wirthschaftserzeugnissen handeln. Die Familie Fielding hat von Denbigh den Grafentitel.

Denderah (Thierkreis von). Bei Denderah, einem von Palmen umgebenen Dorfe der Thebais am westl. Ufer des Nils, eine Stunde weit von seinem Bette, erhält der Reisende, welcher von Cairo nach Oberägypten kommt, zuerst einen anschaulichen Begriff von einer Bauart, wie sie kein andres Land der Erde aufzuzeigen im Stande ist. Denderah liegt unter dem 26° N. B. am Rande der Wüste, auf der letzten Bergebene der lybischen Kette, bis zu der die Nilüberschwemmung sich

ausdehnt. Seinen Namen hat es vom alten Tentyra oder Tentyris, dessen prächtige Ueberreste, von den Arabern mit dem Namen aller Ruinen, Berbé, bezeichnet, 3 Viertelstunden davon entfernt sind. Ihre genauere Kenntniß verdankt man erst dem denkwürdigen Feldzuge der Franzosen. Ihre enthusiastischen Beschreibungen und bestimmtern Untersuchungen haben die Aufmerksamkeit aller Gebildeten dorthin gerichtet. Durch ein halb von Trümmern verstecktes, mit Hieroglyphen bedecktes Thor, das aus ungeheuern Blöcken von Sandstein zusammengesetzt ist, sieht man beim Nähertreten einen Tempel, welcher den Hintergrund dieses prachtvollen Gemäldes ausmacht. Alles, was man hier sehe, versichern die franz. Gelehrten, von den Isiskolossen an, welche das Getäfel der Vorhalle tragen, bis zu der kleinsten Hieroglyphe, scheine einem Wunder- oder Feenlande entnommen. Weder Griechenland und Rom, noch das übrige Europa habe etwas dem Aehnliches hervorgebracht. Für die Allgemeinheit dieses Eindrucks spricht der Umstand, daß selbst die gemeinen Soldaten des Heeres aus eignem Antriebe von dem Wege abbogen, um diese Heiligthümer genauer zu besehen, und daß alle einstimmig versicherten, ihr Anblick entschädige für die Beschwerden des Feldzugs. Die Monumente Thebens, welche sie später kennen lernten, verlöschten diesen ersten Eindruck nicht; der große Isistempel schien ihnen auch dann noch das vollendetste Denkmal ägyptischer Kunst. — Noch steht von dem alten Tentyra, das bis in die Zeit des Strabo und des Theodosius sich erhalten haben mag, ein Typhöum. An der Decke des Portikus jenes Isistempels fanden sich, auf die Soffiten aufgenagelt, Figuren und Embleme, welche auf die Astronomie Bezug haben; an den beiden äußersten Soffiten bemerkte man die zwölf Zeichen des Thierkreises. Diese, durch später zu erwähnende Eigenthümlichkeiten wichtige Darstellung traf man an der Decke eines Zimmers wieder an, das sich im obern Stocke an der linken Seite des Vestibulums befand. Wie alle andern, war dieß Zimmer mit Hieroglyphen bedeckt, und das Planisphär, dem Eintretenden links, nahm nur die Hälfte der Decke ein. Hinter dem großen Gebäude findet sich nach Süden hin noch ein andrer Tempel, welcher der Isis und Horus gemeinschaftlich geweiht seyn mochte. Vor Allem zogen aber die Angaben über die Planisphäre die Blicke der europ. Gelehrten nach diesem Punkte hin, dessen astronomische Wichtigkeit bei d. Art. Vorrücken der Nachtgleichen einleuchten wird. Auf beiden nämlich bemerkt man, daß der Löwe als erstes Zeichen, als Führer der andern dargestellt war. Man konnte sich über die Absicht, diese Ordnung anzudeuten, darum nicht täuschen, weil auf dem größern Planisphär (an der Decke des Portikus) die Zeichen auf zwei Streifen vertheilt erscheinen, von denen einer aus dem Innern des Tempels herausgerichtet ist, der andre nach dem Innern des Tempels hinein weist. Auf dem kleinern (in dem obern Gemache, gegenwärtig in Paris) stehen sie auf einer Spirale. Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, folgten in der bei uns noch üblichen Ordnung. Der Löwe schien sonach als ein Anfangszeichen nach dem Durchschnittspunkte der Ekliptik und des Weltäquators hier absichtlich hingestellt zu seyn. Von der Lage dieser Durchsch. hängt aber der Ort des Solstitiums ab, der immer in der Mitte liegen muß. Wie man bemerkt, so ist er auf der Planisphäre v. Tentyra im Krebse verzeichnet.

Ist dieß das Wintersolstitium, wie man aus den umgebenden Hieroglyphen sich herausdeuten wollte, so lag damals der Frühlingspunkt in der Wage. Jetzt aber liegt er in den Fischen, folglich um volle sieben Zeichen oder um zweihundert zehn Grad rückwärts. Da nun bei gleichförmiger Bewegung 2152 Jahre zur Zurücklegung eines Zeichens erforderlich sind: so ergibt die Rechnung, daß er, um aus der Wage in die Fische zu kommen, siebenmal zweitausend einhundert zweiundfünfzig, also beinahe 15.000 Jahre zugebracht hat. Der Astronom Littrow meinte, das auf dem denderahschen Thierkreise verzeichnete Solstitium sey das Sommersolstitium. Der Frühlingspunkt fiele dann zwischen Stier und Wider, also fünfundvierzig Grad weiter vorwärts als heutzutage. Daraus würde folgen, daß der Thierkreis fünfundvierzigmal 71,74 Jahre alt wäre. Dann würde er nur 3228 Jahre alt zu seyn scheinen. Zu dieser letztern Annahme wäre man berechtigt, wenn das Sternbild, welches das erste im Thierkreise ist, dasjenige seyn sollte, welches die Sonne zuerst nach dem heliakischen Aufgange des Sirius durchlief. Und dieß zu glauben, hat man mancherlei Gründe. Die Erscheinung des Sirius erfolgte nämlich wenige Tage nach dem Sommersolstitium; er bezeichnet das Wachsen des Nils und den Anfang des agrarischen Jahres in Aegypten. Durch diese Beziehung auf den Anfang des agronomischen Jahres scheint diese Voraussetzung Gewißheit zu erlangen. Aus artistischen und astronomischen Gründen wollte E. G. Visconti dieses Planisphär und den ganzen Tempel, da beide sicher gleichzeitig ausgeführt worden sind, für weit jüngern Ursprungs halten. Er setzte diesen Bau in die Zeit, wo der unbestimmte Thoth, der Anfang des unbestimmten ägyptischen Jahres, mit dem Zeichen des Löwen zusammenfiel, was seit dem Jahre 12 bis zu 132 unsrer Zeitrechnung der Fall war. Diesem Datum aus den ersten Jahren der Römerherrschaft haben die Verfasser der großen Beschreibung Aegyptens aus triftigen Gründen widersprochen. Es hat außerdem, betrachtet man die Architektur dieser Gebäude, im Vergleich mit andern Denkmälern dieser Periode, unleugbare Schwierigkeiten. Sie sind so rein ägyptisch ausgeführt, daß an Zeiten fremden Einflusses, der Vernachlässigung und Geringschätzung der Landesreligion nicht zu denken ist. Abgesehen von den astronomischen Angaben, waren die Verfasser der Beschreibung von Aegypten geneigt, den Bau des Tempels, in dessen Ausführung man durchaus keine Abweichung von dem ursprünglichen Plane, keine Einwirkung einer schwächer werdenden Zeit bemerkt (denn Alles scheint wie auf einmal entstanden), jener Periode zuzuweisen, wo die ägyptische Kunst auf ihrem Gipfel zu seyn schien; der Zeit zwischen Nekos und Amasis, wo man im Delta große Gebäude ausführte und Memphis glänzend war. — Der Franzose S. Saulnier kam indeß auf den sonderbaren Einfall, diesen vielbesprochenen Thierkreis seinem Vaterland zu verschaffen. Da ihn ein unerwartetes Geschäft hinderte, selbst nach Aegypten zu gehen, so überließ er die Abholung dem Vertrauten seines Plans, einem H. Lelorrain, der, mit Sägen und anderm Handwerkszeug reichlich versehen, sich im Okt. 1820 nach Alexandria einschiffte. Muhammed Ali zeigte eine beklagenswerthe Bereitwilligkeit, die heiligen Denkmäler von Denderah verstümmeln zu lassen. Lelorrain wählte den oft genannten kleinern runden Thierkreis im obern Zimmer. Da der Stein zu groß war, so schnitt man von der einen Seite in einem Zickzack Streifen, und begnügte sich

mit der großen Platte, auf welcher der Thierkreis à peu près (nach dem Ausdrucke des „Journal des Savans“) vollständig dargestellt war. Der Stein war vortrefflich erhalten, nur schwarz geworden durch einen ölichten Ueberzug, der vielleicht aus der Zeit herstammt, wo die Mysterien und Weihen des Thierdienstes in diesen stillen Hallen vollbracht wurden. Die Platte war von der Sandsteinart, aus welcher alle Denkmäler zwischen Philä und Denderah ausgeführt sind. Das Meer trug H. Letorrain glücklich mit seiner Beute von Alexandria nach Marseille. Dort bemerkte man bei einer Vergleichung mit den Kupfern in dem großen Werk über Aegypten so ziemlich Alles an seiner Stelle, aber eine Verschönerung in der Zeichnung, die glücklicher Weise das Denkmal nicht bestätigte. Im Jan. 1822 kam er nach Paris. Die Eigenthümer des Denkmals ließen durch den berühmten Architekten Gau aus Köln (Verfasser des Werks über die Alterthümer von Nubien) eine genaue Zeichnung von allen noch erkennbaren Figuren machen, die, in Kupfer gestochen, eine treue Abbildung von den astronomischen Zeichen der Aegypter geben wird. Die Regierung kaufte das Planisphär für 150.000 Frcs. In Paris regte der Thierkreis die Deutungssucht von Neuem auf; ein geschickter Erklärer fand sich aber in der Person des Hrn. Letronne („Observations sur l'object des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité“, Paris 1824). Schon früher hatte Champillon der Jüngere durch seine Entdeckung des hieroglyphischen Alphabets und durch das Lesen der auf die Denkmäler gegrabenen Legenden gezeigt, daß diese sämmtlich aus den Zeiten der Römer waren. Der Zweck der Verrückung des Zeichens des Solstitiums blieb also nur noch zu erklären. Letronne zeigte nun aber aus einem in einem Mumiensarge (den Caillaud mit aus Aegypten brachte) auf dem innern Deckel gefundenen Thierkreis, der dem Thierkreis von Denderah ganz ähnlich ist, und wo nur das Zeichen des Thierkreises fehlt und über dem Haupte der mittlern Figur steht, und aus der gleichfalls auf dem Sargdeckel bemerkten Inschrift, welche bedeute, „Petemenon, geb. d. 2. Jan. 116, gest. d. 12. Jan. 95 v. Chr.“, daß dieß den Stand der Gestirne bei Petemenons Geburt anzeige, und schließt hieraus sehr richtig, daß auch der Thierkreis von Denderah eine solche astrologische Deutung habe.

Dendermonde (Termonde), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (94.000 Einw.) in der Provinz Ost-Flandern des belgischen Staats, in der Mündung der schiffbaren Dender in die Schelde, starke Festung, kann unter Wasser gesetzt werden. Die (6000) Einw. bauen guten Flachs, spinnen Baumwolle, bleichen Garn und Leinwand, handeln mit Getreide, Hanf und Spitzen.

Dendriten (graptolithus, dendrites, Mineral.), Steine mit baum- oder pflanzenartigen Zeichnungen: Malereien, welche die Natur auf verschiedene Steinarten — am häufigsten auf Kalk- oder Mergelstein — in mancherlei Abwechselungen hingeworfen hat. Die Farben der Dendriten sind sehr verschieden; so schattirt oft die schwarze in die braungelbe oder röthliche Farbe hinüber, jenachdem die Beschaffenheit der Steine diese oder jene Farbe mehr begünstigt. Auf dem florentinischen Marmor findet man oft Dendriten von dem mannigfaltigsten Farbenspiele. Ueber die Entstehung dieser Farben, sowie über die Zeichnung der Dendriten selbst, sind die Meinungen bei den Naturforschern sehr

verschieden. Einige behaupten, daß sie durch flüssige, mit verschiedentlich gefärbten Mineralien geschwängerte Materien gebildet und zwischen zwei Flächen wären gepreßt worden; Andere leiten die Dendriten von der Verwitterung einiger Theile der Steine her, auf welcher dieselben liegen. Am gewöhnlichsten ist die Meinung, daß eine gewisse metallische und ätzende Feuchtigkeit die Farben der Dendriten hervorgebracht habe; daß aber die Bildung derselben eine geheime Kunst der Natur sey. Man findet an einigen derselben eine bewunderungswürdige Regelmäßigkeit in der Zeichnung, und diese trifft man nicht immer auf der bloßen Oberfläche der Steine, sondern oft tief in die Steinmasse eingedrungen, sodaß durch Schleifung des Steins der Dendrit erst seine Gestalt erhält und die Figur sich in ihrer schönen Zeichnung darstellt. Zu diesen gehören die Dendrachate und Moccasteine, deren Schönheit erst durchs Abschleifen erhalten wird. Man findet die Dendriten an unzähligen Orten, und daher haben sie keinen besondern Werth, obgleich man Dendriten von seltener Größe noch immer schätzt und in Sammlungen aufbewahrt. Vorzüglich schätzt man diejenigen Arten hoch, welche sich auf Feuersteinen, Kreide, Jaspis, Wasserkieseln u. dgl. befinden.

Dendrolithen (Petrefactenk.), Versteinerungen von Bäumen und Sträuchern und ihren Theilen. Die so gefundenen Gewächse weichen häufig von den unsrigen ab, und die in Urgebirgen gefunden werden, kommen mit den Gewächsen heißer Zonen mehr überein. Vgl. d. Art. Urwelt.

Denham (John), ein in der beschreibenden Poesie ausgezeichneter Dichter, geb. 1616 zu Dublin, widmete sich auf der Hochschule zu Oxford dem Studium der Rechtswissenschaft, konnte aber einer unmäßigen Neigung zum Spiel, über das er auch eine eigene Abhandlung („Essay upon gaming") schrieb, nicht widerstehen. 1641 gab er sein Trauerspiel: „Der Sophi" („The Sophi"), heraus. Vorzüglicher war sein Lehrgedicht „Cooper's hill" („Cooper's Hügel", London 1643), wodurch die Vorliebe der Engländer für poetische Landschafts- und Naturmalerei vorzüglich geweckt wurde. Es empfiehlt sich durch geistreiche Zierlichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderungen, zeigt aber alle Mängel der beschreibenden Poesie. In der Revolution des Cromwell zeigte er eine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Haus Stuart und vollzog mehre Aufträge des königl. Hofes, welcher ihn später durch Würden und Aemter belohnte. Eine zweite unglückvolle Heirath trübte sein Glück und sein Geist versank auf kurze Zeit in Wahnsinn. Doch erhob er sich wieder aus dieser Nacht und dichtete beim Tode seines Freundes Cowley eine ausgezeichnet treffliche Elegie. Bald darauf aber (1668) verschied auch er und wurde neben Chaucer, Spencer und Cowley in der Westminsterabtei beigesetzt. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu London 1684 und 1704, auch in den Sammlungen von Johnson und Anderson.

Denina (Giacomo Carlo), ein berühmter italien. Literator und Geschichtschreiber, geb. 1731 zu Revel in Piemont, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften und erhielt die Professur der Humanioren an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledigung des Lehrstuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward Denina zum Professor derselben, sowohl an dem Collegium als an der Universität, ernannt. 1755 erhielt er die Doktorwürde der Theologie und gab 1756 sein Werk: „De studio theologiae et norma fidei" heraus. Er ließ hierauf die 3

rsten Bde. seiner „Geschichte der Revolution" (Turin 1769, 3 Bde., L, eine Universalgeschichte Italiens enthaltend) erscheinen, worüber er inige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geistlichen Freiheiten zu erfahren hatte. 1777 begab er sich, seiner Gesundheitsum tände wegen, nach Rom, verweilte zu Florenz, wo sein Werk: „Dell' mpiego delle persone" erschien, ward Bibliothekar beim König von Sardinien, erhielt später einen Ruf nach Preußen, reiste im Sept. 1782 nach Berlin, wurde dem Könige durch den Marquis Lucchesini vorgestellt und mit einem Platze der dasigen Akademie nebst 1200 Thlr. Jahrgehalt beehrt. Der große Friedrich, über dessen Leben und Regierung er nachher schrieb, sowie er auch „La Prusse littéraire sous Frédéric II." (3 Bde.) herausgab, sprach mehre Male mit ihm über seine Werke. 1791 machte er eine Reise nach Piemont und ließ bei seiner Rückkunft nach Berlin seine Reisebeschreibung: „Guide littéraire", drucken. Schon früher (Turin 1760) erschien sein für die Literaturgeschichte wichtiges Werk: „Discorso sopra le vicende della letteratura" (deutsch v. Volkmann, 3 Thle., Leipz.; auch ins Franz. übersetzt). Ueberhaupt hat er eine meisten Werke in Berlin geschrieben, so z. B. auch seine „Geschichte Piemonts und der übrigen sardinischen Staaten" (deutsch von Straß, 2 Thle., Berlin 1800 fg.), seine „Staats- und Gelehrtengeschichte Griechenlands" (a. d. Ital. von Dau, 2 Thle.) und seine „Brandenburgischen Briefe" (a. d. Ital. von Rode, 2 Hefte, Berlin 1787 fg.) u. a. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Universität Turin. Ehe er dieses Amt antrat, erschien sein „Clef des langues, ou observations etc.", das er dem ersten Consul zueignete; er erhielt von diesem ein ehrenvolles Schreiben und (durch Duroc) eine goldene Dose. Dieser Gunstbezeigung folge der Antrag der Stelle eines kaiserl. Bibliothekars, worauf Denina sich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erschien sein historisch-statistisches Gemälde von Oberitalien; 1808 aber sein „Discours historique sur l'origine de la hiérarchie et des concordats entre la puissance ecclésiastique et la puissance séculière. Er starb zu Paris den 5. Dec. 1813.

Denis (Michael), Dichter und Literator, wurde den 27. Sept. 1729 zu Schärding, einer Stadt am Inn, in Baiern geboren. Sein Vater war ein Rechtgelehrter und dabei ein großer Bücherliebhaber. Diese Neigung ging auch bald auf den Sohn über, der auch schon frühzeitig am liebsten mit Büchern sich beschäftigte. Außerdem waren Blumen, Vögel und Insekten die Gegenstände seines unschuldigen Zeitvertreibes. Er verrieth eine weiche Gemüthsart, lebhafte Einbildungskraft und reizbare Sinne. Nachdem er in dem Jesuiten-Gymnasium zu Passau in Sprachen und Wissenschaften ausgezeichnete Fortschritte gemacht hatte, trat er 1747 zu St.-Anna in Wien in den Orden der Gesellschaft Jesu, wo man ihn, von seinem Eifer und seinen Talenten überzeugt, mehre Jahre hindurch zum Unterrichte der Jugend und zum Predigtamte in verschiedenen Provinzen der östr. Erbstaaten gebrauchte. 1769 wurde er als Lehrer an das Collegium Theresianum zu Wien, eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt, welche die Kaiserin Maria Theresia 1746 für die adelige Jugend gestiftet hatte, berufen, wo er bis zur Aufhebung seines Ordens 1773, anfänglich die schönen Wissenschaften, späterhin aber auch die Literargeschichte und Bücherkunde lehrte,

und nach dem Tode des gelehrten Schell die Aufsicht über die mit dem Theresianum verbundene Garellische Bibliothek erhielt. Als diese Ritterakademie 1784 aufgehoben wurde, ernannte ihn Joseph II., nachdem schon seine große Wohlthäterin Maria Theresia ihm, außer einem Gnadengehalte, den Titel eines k. k. Rath ertheilt hatte, zum zweiten Kustos der Hofbibliothek. 1791 wurde er erster Kustos und erhielt vom Kaiser Leopold II. das Decret eines wirklich k. k. Hofraths. Er starb den 29. Sept. 1800. Denis hat sich die entschiedensten Verdienste um deutsche Sprache und Dichtkunst, um Literatur und Bücherkunde erworben. Er war einer der Ersten, die sich im katholischen Deutschlande die Reinigung der Muttersprache und Verbreitung eines bessern Geschmacks angelegen seyn ließen. Auch wählte er zur eignen Bearbeitung Gegenstände, bei denen der Geist mit mehr Freiheit, als man ihm wohl hätte gestatten mögen, sich bewegen konnte. Als Dichter hat er einen geringen Werth; das beweisen seine poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756, und noch mehr sein keineswegs glücklicher Versuch, den Ossian in sogenannte Hexameter zu übersetzen, sowie seine eignen, im Geschmacke des Ossian gedichteten Lieder, die er vereinigt mit jener Uebersetzung u. d. N. des Barden Sined herausgab: „Ossian's und Sined's Lieder" (Wien 1784, 4 Bde.). Als Literator und Bibliograph war er weit mehr achtungswerth, wie dieß sein „Grundriß der Bibliographie und der Literargeschichte", noch mehr aber seine „Einleitung in die Bücherkunde" und am allermeisten die „Supplemente" zu Maittaire's „Typographischen Annalen" bezeugen. Auch war er der lateinischen Sprache mächtig, dieß beweisen seine „Carmina queadam" (Wien 1794, 4.). Außerdem schrieb er noch: „Zurückerinnerungen" (1794, 8.); „Lesefrüchte" (1797, 2 Thle., 8.); „Literarischer Nachlaß" (herausgegeben von Retzer, 2 Abth. 1801, 4.), worinnen „Commentariorum de vita sua lib. V." (deutsch, Winterthur 1802, 8.); „Codices manuscripti theologici latini aliarumque Occidentis linguarum bibliothecae Palatinae Vindobon".

Denken heißt Mannigfaltiges in eine Einheit des Bewußtseyns vereinigen oder sich Etwas mittelbar vorstellen. Das, was durchs Denken herausgebracht wird (das Produkt des Denkens), nennen wir Gedanken. Gedanken sind Vorstellungen. Bei einer jeden Vorstellung unterscheiden wir: 1) das Vorstellende (das Ich, das die Vorstellung hat, das Subjekt der Vorstellung); 2) das Vorgestellte (das Objekt, den Gegenstand, von dem ich Vorstellung habe, und auf den ich sie beziehe); 3) die Vorstellung selbst. Eine solche ohne ein Etwas, das die Vorstellung hat, ist ebenso wenig zu denken, als eine Vorstellung ohne Vorgestelltes, ohne mögliche Beziehung auf ein Objekt. Gedanken und Anschauungen sind beides Vorstellungen, aber die Anschauung unterscheidet sich von dem Gedanken dadurch, daß sie sich unmittelbar auf einen Gegenstand bezieht, der Gedanke hingegen zu einer solchen Beziehung immer erst eine Anschauung voraussetzt, auf die er sich, und vermittelst welcher er sich auf einen Gegenstand bezieht. Daher stellt die Anschauung auch nur einen einzeln bestimmten Gegenstand vor; dahingegen der Begriff sich auf mehre Gegenstände bezieht, durch ihn mehre Gegenstände vorgestellt werden. Wenn ich z. B. meinen Freund Cajus sehe, so habe ich eine unmittelbare Vorstellung (eine Anschauung) von ihm, d. h. ich beziehe meine Vorstellung unmittelbar auf den Gegenstand, der durch sie vorgestellt

wird. Sage ich hingegen: Mensch, so habe ich auch eine Vorstellung; aber diese Vorstellung entsteht nicht unmittelbar durch einen Gegenstand in mir, sondern ich bringe sie durch die Vergleichung mehrer Anschauungen: Cajus, Titus, Livius ꝛc. heraus. Die Gedanken sind entweder Begriffe, Urtheile oder Schlüsse. Denkbar ist Dasjenige, was sich in eine Einheit des Bewußtseyns verbinden läßt. Der oberste Grundsatz des Verstandes für das Denkbare heißt nun: Einstimmiges Mannigfaltiges läßt sich in eine Einheit des Bewußtseyns vereinigen, ist denkbar. Dem Denkbaren steht das Nichtdenkbare entgegen, für dieses heißt der oberste Grundsatz des Verstandes: Mannigfaltiges, was sich widerspricht, läßt sich nicht in eine Einheit des Bewußtseyns verbinden. Die erste dieser Grundsätze heißt der Grundsatz der Einstimmung (principium identitatis); der zweite erhält den Namen: Grundsatz des Widerspruchs (principium contradictionis). Der Grundsatz für das Gedachte ist: Alles was gedacht, hat einen zureichenden Grund. Man nennt diesen Grundsatz den Satz des zureichenden Grundes (principium rationis sufficientis). Der dritte Grundsatz des Verstandes fürs Denken: Jedem (logischen) Gegenstande muß von zwei einander widersprechenden Merkmalen nothwendig eines zukommen — heißt der Satz des ausschließenden dritten (principium exclusi tertii oder medii).

Denkfreiheit ist die Befugniß, in Ansehung des Denkens, Urtheilens und Schließens seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen (Recht der innern Denkfreiheit). Daß Niemand dieses Recht aufgeben oder verlieren könne, ohne die Vernunft selbst aufzugeben oder zu verlieren, ist für sich klar und wird auch durch das Sprüchwort: Gedanken sind zollfrei, allgemein anerkannt. Das Recht zu denken, ist daher so wenig veräußerlich, als das Recht anzuschauen und zu empfinden, indem die eine Thätigkeit so gut wie die andere zu unserm innern Leben gehört. Indessen ist ein indirekter Zwang von Außen auch hier insofern denkbar, als erstlich von den Staaten zuweilen eidliche Erklärungen über die innere Ueberzeugung der Menschen, oder Versicherungen, daß man sich von irgend einer Regel des Glaubens nicht entfernen wolle (Glaubensbekenntnisse, Widerruf angeblicher Irrlehrer, Testeid in England), gefordert und die Weigerungen als Verbrechen bestraft worden sind, und weitens, indem die Erziehung zum eigenen richtigen Denken durch Beschränkung der Lehrer, Anstalten unfähiger Menschen in den Lehranstalten und eine den Geist niederdrückende Lehrmethode gehindert wird. Durch solche Mittel läßt sich die geistige Entwickelung eines Volkes allerdings auf geraume Zeit bedeutend zurückhalten, wiewohl ein solches frevelhaftes Eingreifen in die göttliche Vorsehung und das Gesetz der Natur sich immer als vergeblich und sich selbst bestrafend erweist. — Aber das Recht der äußern Denkfreiheit, d. h. die Befugniß, jenes innere Leben auch laut werden zu lassen, es äußerlich kund zu machen und Andere dadurch zu demselben innern Leben anzuregen oder gar aufzufordern, ist bezweifelt worden. Nun behauptet man erstlich, daß das Mittheilen unserer Gedanken oder das Aeußere unseres Innern eine nothwendige Bedingung der Entwickelung und Ausbildung unserer Geistesvermögen, mithin, wer hierzu berechtigt, auch zu jenem berechtigt sey. Denn wer sich nicht mittheilen kann, entbehrt des vornehmsten Reizmittels zum Denken. Daher stehen Denken und Sprechen in der innigsten Wechselwirkung, und die Natur hat uns eben darum Denk-

und Sprachvermögen zugleich gegeben, damit wir das Gedachte bestimmt bezeichen und durch diese Bezeichnung Andern mittheilen können. Wer also dieses Mittheilen hindert, hindert auch das Denken, und Denkfreiheit ohne Sprechfreiheit wäre so viel, als die Freiheit zu gehen, mit gefesselten Füßen, oder die Freiheit zu athmen, mit zugeschnürtem Halse. Man behauptet aber auch zweitens, daß das Sprechen, an und für sich, es geschehe mündlich oder schriftlich, Niemanden beleidigen könne. Denn das Gesprochene mag wahr oder falsch seyn, so steht es Jedem frei, davon zu halten, was er will, und, wenn er es für falsch hält, es auch in seiner Falschheit darzustellen, wofern allgemeine Denk- und Sprachfreiheit stattfindet. Diese beschränkt sich also dann selbst auf eine ganz natürliche und eben darum rechtliche Weise. Wenn nun aber Jemand durch sein Sprechen selbst den Zweck ankündigte, fremdes Recht zu verletzen, z. B. die Ehre eines Andern zu kränken, oder die öffentliche Sicherheit zu gefährden — dürfte er auch dann nicht in Anspruch genommen werden? Allerdings. Denn wer fremdes Recht nicht hochachten will, was er doch vermöge der Rechtspflicht soll, darf gezwungen werden. (Vgl. Preßfreiheit.)

Denkmal (Monument), Zeichen zum Andenken an eine merkwürdige Begebenheit oder Person, zur Aufmunterung der Mitwelt, zur Verewigung bei der Nachwelt öffentlich errichtet; im weitern Sinne nennt man so Alles (vorzüglich Gegenstände menschlicher Kunst), was als Zeichen der Vergangenheit gewisse Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo sie gefertigt wurden, erwecken will oder kann. Denkmale des Alterthums können schriftliche, artistische und mechanische seyn; denn Homers Gedichte sind für uns ebensowohl ein Denkmal ihrer Zeit als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend sind diese Denkmäler alle, insofern jeder gebildete Mensch an dem Alterthume überhaupt Interesse nimmt. Der Grad von Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung, dessen die Gegenwart sich erfreut, ist das Ergebniß der Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung der Geschlechter, die vor uns diese Erde bewohnten. Wir reden hier von den Denkmälern, welche Werke der Bau- und Bildhauerkunst sind. Rob, wie die Nation selbst, waren anfangs auch ihre Denkmale; ein aufgerichteter einförmlicher Stein ersetzte dessen Stelle. So errichtete der Erzvater Jakob (1 Mos., 28, 18) da einen Stein, wo ihn eine himmlische Erscheinung beglückt hatte. Auch pflegte man Hügel von Steinen oder Erde aufzuthürmen, um den Ort zu bezeichnen, wo große Thaten geschehen oder wo die Asche der Helden ruhte. Ebenso dienten zu Denkmalen die sogen. Hünengräber (s. d.), die man hin und wieder in Deutschland und andern Ländern antrifft. Aber auch schon im grauen Alterthum hatte man kunstvolle, majestätische Monumente, wie die himmelanstrebenden Pyramiden und die Obelisken (s. d.) in Aegypten, von denen mehre bis auf unsre Tage den Elementen Trotz geboten haben; ebenso die Gräber in Persepolis und Palmyra (s. d.), welche noch jetzt in ihren Ruinen den Reisenden in Erstaunen setzen. Als der Geist der Bildung sich nach und nach aus Asien her über Europa verbreitete, waren es die Griechen, welche die schönsten Denkmäler errichteten. Die Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feierlichen Spielen Statuen und Denksäulen. Auf dem Isthmus zu Korinth standen bei dem Tempel Neptuns die Statuen der Sieger

n den isthmischen, in dem heiligen Haine Altis bei Olympia die der Sieger in den olympischen Spielen. Der Trophäen gab es eine große Menge. Merkwürdig waren die choragischen Denkmale zu Athen, welche den Siegern in den theatralischen und musikalischen Spielen zu Ehren errichtet wurden. Ein solcher Sieger erhielt einen Dreifuß von Erz, gewöhnlich von der Hand großer Künstler bearbeitet, als Preis, der für ein ganzes Geschlecht ehrenvoll war. Dieser Dreifuß wurde entweder n kleinen Gebäuden oder auf Säulen, die man zu diesem Zweck errichtete, öffentlich ausgestellt, und in passenden Aufschriften verkündigten sie dem Wanderer den Namen des Siegers und die Zeit der gehaltenen Spiele. Diesen Monumenten war zu Athen eine eigene Straße gewidmet, die Dreifußstraße (Tripodes). Einige derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Das prächtigste von allen ist das choragische Monument des Lysikrates, gewöhnlich die Laterne des Demosthenes genannt. Um die Namen großer Männer in Griechenland zu verewigen, wurden daher auch ihre Grabmäler nicht an abgelegenen Orten angebracht, sondern an Landstraßen und auf öffentlichen Spaziergängen, wo sie Niemand unbemerkt bleiben konnten. Natürlich mußten solche Denkmäler der Griechen zu sehr ernsthaften und den Geist erhöhenden Betrachtungen erheben. Man hatte der Trauermonumente von zweierlei Art: entweder an der Stelle selbst, wo die Asche des Verstorbenen war, eigentliche Grabmale, oder an einem beliebigen Orte errichtete Monumente, ohne daß die Asche des Verstorbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Cenotaphien). Der rohe Stein verwandelte sich in die die Säule; nachher errichtete man auf einem steinernen Grunde 2 kleine Säulen, bedeckte sie mit einem Giebel und verzierte den Zwischenraum mit den Bildnissen des Verstorbenen, Inschriften, Basreliefs. Endlich ward ein kleines Gebäude daraus, welches die Form eines Tempels hatte und oft in höchster Kunst und Pracht errichtet wurde. Das berühmteste Denkmal dieser Art im Alterthum war das sogen. Mausoleum (vgl. Artemisia), nach welchem alle prächtige Grabmäler Mausoleen genannt werden. — Die Römer, als sie mit den Griechen in der Kunst zu wetteifern suchten, blieben auch in Errichtung von Denkmalen nicht zurück, und von ihren Trauermonumenten gilt das bereits von den in Griechenland Gesagte. Eine Gattung von Ehrendenkmalen war ihnen ganz eigen: die Triumphbogen (s. Arcus). Da indessen Einfachheit die größte Zierde bei den Monumenten ist, so haben die Römer durch ihre mit Zierrathen überladenen Triumphbogen diese Erforderniß der Kunst nicht genug beobachtet. Die Zierrathen der Denkmäler müssen nämlich genau mit dem Charakter der Vorstellung übereinstimmen. Große Gegenstände ernsthafter Art erfordern etwas Majestätisches und verschmähen das Gezierde; zu jenen munterer Art hingegen passen sich Verzierungen, welche Anmuth und Grazie athmen. Die Seele eines Denkmals besteht überhaupt in einer einfachen, kurzen und prachtvollen Aufschrift oder in bildlichen Vorstellungen, die entweder historisch oder allegorisch seyn können. Man wird immer von solchen Werken mit Recht fordern, daß sie mehr sagen als eine Schrift, weil sonst die bloße Schrift vorzuziehen wäre. Hieraus geht hervor, daß dergleichen Vorstellungen nie das Werk gemeiner Künstler seyn können, denn es gehört mehr als ein mittelmäßiges Talent dazu, nicht nur die Gemüther der Menschen in diese

nige Stimmung zu versetzen, die dem Eindruck entspricht welchen das Monument auf sie machen soll, sondern auch um in Dem, was zum Historischen gehört, verständlich zu seyn und den ganzen Geist einer Begebenheit in wenigen Bildern darzustellen. Auch die neuere Zeit besitzt viele der kunstvollst ausgeführten Denkmäler, der Trauermonumente aber unverhältnißmäßig mehr als der Ehrendenkmale, wie es auch die Natur der Sache mit sich bringt, da jene durch Privat-, diese durch öffentliche Theilnahme errichtet werden. Besonders ist Frankreich reich an Denkmälern, und dieß ist wohl kein Wunder, da es sich viele Jahre lang durch Eroberungskriege bereicherte. Doch ist auch Deutschland, trotz der Schulden, in welche es durch diese Kriege gerathen, nicht arm an Denkmälern. So wurden z. B. Franke'n, dem frommen Stifter des Waisenhauses in Halle, womit er sich selbst das beste Monument gesetzt, ein Denkmal der Kunst, und dem Kunstkritiker Lessing in Kamenz, seinem Geburtsort, ein Waisenhaus als Denkmal gewidmet, und wir haben deren alljährlich immer mehr zu hoffen. Großen Geistern, die im Leben oft mit Mangel zu kämpfen hatten, hat man nach ihrem Tode prächtige Monumente errichtet. Viele Ehrendenkmäler sind beschrieben und abgebildet in Sturms „Architektonischen Reiseanmerkungen". Eine ziemlich gute Sammlung gab der Abbé de Lubersac in s. „Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous les peuples" (Paris 1776, Fol.). Mehre dieser Monumente Frankreichs hat Millin in s. „Antiquités nationales" abbilden lassen. Nach den verschiedenen Mythenkreisen stellte Raoul-Rochette in s. „Monum. inédits l'antiquité figurée grecque, étrusq. et romaine" (die er auf seiner Reise in Italien und Sicilien 1826 gesammelt hatte) zusammen (Paris 1828, 2 Bde., Fol., mit 200 Kpfrn.). Frankreich leitete seine Künstler zu dieser Beschäftigung durch die Gründung einer königl. Académie des inscriptions. — Schließlich stehen hier noch folgende beherzigungswerthe Worte: Möchte doch unsere Zeit, wie die frühere, mehr Sinn für gemeinnützige Anstalten hegen. Wir haben eine Menge Stifter und Klöster zertrümmert und zertrümmern sehen, aber keine zeitgemäßern Anstalten an deren Stelle gesetzt. Der Unglückliche, Verwaiste, mit der Welt Zerfallene findet keinen Zufluchtsort mehr; der Arme, welcher arbeiten will, keine Arbeitshäuser, ja es fehlt selbst in den meisten Provinzialstädten an Zwangsanstalten dieser Art für liederliche Bettler und Verbrecher, die nicht arbeiten wollen. Wenn jetzt bei uns Jemand zu ansehnlichem Vermögen gelangt, so wendet er es nur dazu an, sich und die Seinigen zu bereichern und ein großes Haus zu machen, statt es, wie vor Zeiten, zu nützlichen Stiftungen oder zu Anlagen zu verwenden, welche sein Andenken verewigen. Wenn alle die Summen, die oft so unnütz bei Privatleuten aufgehäuft sind, zu solchen Denkmälern verwendet würden, mit welchem edleren Selbstgefühl könnte unsere Zeit auf die Zukunft blicken; denn sowie ein heiliges Band die Mitwelt mit der Vorwelt zusammenhält, so auch mit der Nachwelt, welche unsere gegenwärtige glänzende Armuth, sowie unsern Papierreichthum gewiß nicht beneiden wird.

Denkmünzen, Schaumünzen, Medaillen. Die Gewohnheit, Münzen zur Erinnerung an gewisse Begebenheiten und Ereignisse zu gebrauchen, ist alt. Colbert stiftete die Acad. des inscriptions, um Münztypen und Inschriften zu den Medaillen Ludwigs XIV. zu erfinden. Als Er-

nnerungszeichen an die Befreiungskriege unserer Zeit sind mehre bei den verbündeten Heeren gestiftet worden. Zuerst verordnete Alexander, daß alle russ. Krieger, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, eine silberne (oder zinnerne) Medaille an hellblauem Bande tragen sollten; der König von Preußen bestimmte unterm 24. Dec. 1813 ebenfalls eine Denkmünze für Diejenigen, welche während dieses Kriegs wirklich gegen den Feind gefochten und tadellos gedient hätten; sie ist aus dem Metall eroberter Geschütze gegossen, hat auf der Vorderseite unter des Königs Namenzuge die Inschrift: „Preußens tapfern Kriegern", und die Umschrift: „Gott war mit uns, ihm sey die Ehre"; die Rückseite enthält ein Kreuz, in welchem, von Lorbern und Eichenblättern umgeben, die Jahreszahl 1813, 1814, 1813—14 oder 1815, nach Maßgabe der Theilnahme an einem dieser Feldzüge, steht. Sie wird an einem orange Bande mit schwarz und weißer Einfassung getragen. Oestreich bestimmte für seine Krieger ein ebenfalls aus dem Metall eroberter Geschütze gegossenes Denkzeichen in Kreuzform; diesem Beispiele folgten Baiern, die Herzoge von Sachsen, andere deutsche Fürsten und die Hansestädte. Neuerlich ist in Preußen eine Denkmünze aus Gußeisen, in ovaler Form, für die dem Heere gefolgten Nichtstreiter bestimmt worden, welche, vom Staatskanzler an, Jeder erhielt, der die Armee vermöge seines Berufs, aber nicht als Soldat, ins Feld begleitete. Eine besondere Art der Denkmünzen sind Ehrenmedaillen. (S. Medaillen und Münzkunde.) S. Heräus's „Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer vom 14. bis 18. Jahrh., in einer Folgenreihe von Schaumünzen" (1. A. 1728, 2. A. 1828, Wien).

Denkspruch (Sentenz, Maxime), ein Ausspruch, der uns eine wichtige Wahrheit ins Gedächtniß rufen soll. Drückt er die Norm oder herrschende Regel des eignen Verhaltens aus; so heißt er ein Wahlspruch (symbolum).

Denkverse (versus memoriales), Verse, verfertigt, um durch Reim, Rhythmus ꝛc. dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, z. B. der Vers: „Gazi frequens Lybicos duxit Karthago thriumphos", enthält alle einfachen Buchstaben des lateinischen Alphabets, und: „o si jam post haec sint reddita tempora prisca", alle Redetheile. Oft sind Denksprüche lateinischen Grammatiken beigefügt.

Denkwürdigkeiten, s. Memoiren.

Denkzettel, 1) Matth. 23, 5.; bei den Juden kleine Pergamenttäfelchen, die sie an der Hand, Stirn oder Arm banden, um sich an die Gebote Gottes zu erinnern, da auf diese Täfelchen verschiedene Abtheilungen des Gesetzes geschrieben waren. Die Pharisäer machten diese Denkzeichen groß und breit, um desto frommer zu scheinen. 2) Im Scherz eine Maulschelle, oder sonst ein Uebel, das man Einem zufügt, um ihn an Etwas zu erinnern.

Denner (Balthasar), ein berühmter deutscher Maler, war 1658 zu Hamburg geboren, und starb 1749 zu Rostock. Als unübertroffener Meister in der Portraitmalerei wird sein Name gefeiert. Alle Regenten des Nordens riefen ihn an ihre Höfe, um sich von ihm malen zu lassen. Kaiser Karl VI. erstand um die Summe von 5875 Guld. den Kopf einer alten Frau von diesem genialen Künstler und verwahrte ihn in einem Cabinet, wozu er nur allein den Schlüssel hatte. Für denselben Fürsten lieferte er ein Seitenstück zum vorigen, den Kopf

eines alten Mannes, welches als ein zweites Meisterstück seiner Malerei angepriesen wird. Eine von den Meistern seiner Zeit abweichende eigenthümliche Manier, Treue und Präcision charakterisiren unsern Künstler. — 2) Johann Christian, Erfinder der Clarinette (s. d.), geb. zu Leipzig 1655, zog mit seinen Eltern nach Nürnberg und blieb daselbst. Seine Hauptbeschäftigung bestand in Verfertigung von Blasinstrumenten, besonders aber der Flöten. Durch das Studium, auf welche Art die Verbesserung der Schalmei zu bewerkstelligen sey, wurde er auf die Erfindung der Clarinette geleitet. Sein Tod fällt ins Jahr 1707.

Dennewitz, Dorf im jüterbock-luckenwaldschen Kreise des Regierungsbezirks Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg. Hier Schlacht am 6. Sept. 1813. Napoleons Lieblingsproject, die Wegnahme Berlins, war durch die Niederlage bei Großbeeren (s. d.) unter Oudinot zwar mißlungen, aber vom franz. Kaiser noch nicht aufgegeben worden. In Folge dieses Plans sollte Ney einen neuen Versuch auf die preuß. Königsstadt wagen und deren Besitz erkämpfen. Mit einem Heere von 80.000 Mann und 200 Kanonen brach er aus den Verschanzungen vor Wittenberg am 3. Sept. auf. Am folgenden Tage stürmte seine Avantgarde gegen Zahna, wo der preuß. Gen. v. Dobschütz mit einer kleinen auserlesenen Schar Landwehren und Kosaken stand. Dieser mußte dem fürchterlichen Kanonenfeuer und den ungestümen Angriffen des Ney'schen Vortrabs weichen und zog sich in fester Ordnung kämpfend bis Jüterbock zurück, wo Tauenzien das 4. preuß. Armeecorps (12.000 M. mit 28 Kanonen) sammelte, und sich dann hinter Dennewitz auf den Höhen zwischen Kaltenborn und Jüterbock in Schlachtordnung aufpflanzte. Er rief indessen seinen Waffengenossen, den Kampfhelden Bülow, der das 3. preuß. Armeecorps befehligte, von Krobstadt her zu Hülfe; denn der Kronprinz von Schweden war mit dem starken rechten Flügel des Nordheeres weitab bei Rabenstein zurückgeblieben. Ney zog mit dem Anbruch des 6. Sept. in 3 Heerhaufen auf der berliner Straße freudig fort. Der Kronprinz von Schweden brach ebenfalls am 6. frühe von Rabenstein auf und besetzte nach einem Marsche von 2 Meilen die Höhen von Lobessen. Die Vorhut der Russen, unter Tscherniüscheff und Woronzow, hatte ihre Stellung vor Wittenberg. Die Schlacht begann. Tauenzien griff den ersten Heerhaufen unter Bertrand (30 000 Mann) um 9 Uhr Morgens mit entschlossener Kühnheit an. Trotz den heftigsten Stürmen und dem anhaltend mörderischen Kartätschenfeuer des Feindes behaupteten die preuß. Heeresmassen dennoch ihre Stellung, und ihre Kavallerie brachte sogar durch ihr unvermuthet plötzliches Hervorsprengen die des Feindes zum Weichen. Indeß langte Reynier mit der 2. Franzosenschar (20.000 Mann) auf dem Kampfplatze an, stellte sich Bertrand zur Linken und stürzte auf Tauenziens rechte Seite. Jetzt wurde durch die große Ueberzahl des Feindes der Kampf immer ungleicher und mörderischer, aber dennoch hielt der Heroismus der tapferen Preußen unter Tauenziens Fahnen herzhaft Stand; endlich da sie ihre letzten Kräfte aufboten und ihre Munition zu Ende ging, erschien Bülow mit seinem Heere auf dem Schlachtplatze. Thümen flog Tauenziens bedrängtem rechten Flügel zu Hülfe und lief sogleich einen herzhaften Sturm gegen die Kanonen des Feindes auf der Höhe von Niedergersdorf. Sie wankten. Reynier stürzt hervor sie zu durchbrechen. Da sprengt Bülow mit Hessen-Homburg u. A. heran. Die Kanonen protzen

itten im Kartätschenhagel ab und zerbrechen Reyniers vorgeschobene Sturmrüstung. Thümen dringt von Neuem vorwärts, und Nachmittags Uhr ist Niedergersdorf mit Sturm genommen. Die Mitte der feindchen Schlachtordnung ist durch die einzige Heldenschar Thümens schon ½ Meile zurückgeschlagen; aber jetzt wirft sich der Feind mit großen Massen und allem Geschütz in den Platz Dennewitz. Verzweiflungsvoll uchen sie dieses Dorf zu behaupten, mit dessen Verlust der Mittelpunkt nd rechter Flügel vom Linken abgeschnitten und die Schlacht verloren t. Mit brausendem Ungestüm dringen die Ostpreußen vor; Dennewitz ird erobert, Reynier flieht nach Rohrbeck, und hier verfolgt sucht er ie anliegenden Höhen zu erreichen. Während dessen betrat auch Oudiot mit dem linken Franzosenflügel (24.000) das blutige Schlachtfeld, r zog sich gegen Gehlsdorf an, wollte den weit vorgedrungenen Bülow hnell arf der rechten Seite umgehen, im Rücken fassen und so die Schlacht wieder herstellen. 9000 Pommern und Neumärker boten hier en Oudinot'schen Scharen heldenmüthig die Stirn; aber der Sieg schien chon zu wanken und die Gefahr, einem doppeltstarken Feinde plötzlich nterzuliegen, dräuete nah und grausenvoll. Da lange Borstell mit einer Schar von 5 Tausenden auf der Schlachtlinie an und stürzte sich soleich bei Gehlsdorf, wo die Kriegswuth am Heftigsten tobte, ins Gämmel. Gehlsdorf wird den Franzosen in 2 Stürmen entrissen und ehauptet. Tauenzien war indeß auf der andern Seite mit dem siegeichen linken Flügel auf die Scharen des Reynier gestoßen, der sich in arrer Verzweiflung bis Langen-Lipsdorf zurückzog. Die feindl. Schlachtrdnung war ohne Mittelpunkt. Der Oudinot'sche Heerhaufen wurde von Bülow nach den hartnäckigsten Angriffen ebenfalls zum Weichen gebracht. Die Franzosen kämpften wie Verzweifelte; ihre Reiterei wurde auf die Infanterie zurückgeworfen und die Reiter der siegreichen Preußen trieben lles vor sich her. Die wüthenden Franzosen würgten die preuß. Verwundeten, und durchstießen jeden mit dem eisernen Kreuze geschmückten Todten mit unzähligen Bajonetstichen. Der Abend dämmerte, und der Feind war auf allen Seiten zum Weichen gebracht. Der in dem Schrekken des Rückzugs von Moskau unerschütterte Ney wagte sich so ins Feuer, daß die Hälfte seines Gefolges umkam; vergebens ritt er umher, en Bertrand mit Oudinot zu verbinden und die Lücke dazwischen mit Kanonen auszufüllen. Aber in diesem Moment langte das große Nordeer (70.000 Mann mit 150 Kan.) unter dem Kronprinzen v. Schweden n Eilmärschen auf diesem Schlachtraume an, wo einst Torstenson und Gallas gerungen hatten. Dieß entschied den Sieg. Reuter und Kanoen unter Pahlen und Adlerkreuz brausten voran; die feindlichen Quare's wurden gesprengt, und die Scharen Stedingks und Winzingerode's arfen sich auf den geschlagenen Feind, der nun in der verworrensten Flucht Torgau zu erreichen suchte. Die preuß. Königsstadt war also um 2. Male von den übermüthigen Franzosen befreit worden. 24.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 80 Kanonen, 400 Kriegswagen, mehre Fahnen und andere Siegeszeichen waren die Trophäen dieses für die Heldenscharen Tauenziens und Bülows so blutigen ls glorreichen Tages, der ihnen über 10.000 Tapfere an Todten, Verwundeten und Gefangenen entrissen hatte. Resultat dee Schlacht: Blokaden von Torgau, Wittenberg und Magdeburg, Vereinigung der Nordrmee mit der schlesischen bei Halle. Bülow führte seitdem auf Befehl

seines Monarchen den Ehrennamen: „Bülow v. Dennewitz.“ Auf dem Kampfplatz steht ein eisernes Monument zur Erinnerung an jene Waffenthaten.

Denon (Dominique Vivant, Baron v.). Dieser franz. Künstler und Kunstkenner, geb. d. 4. Febr. 1747 zu Chalons-sur-Saone aus einem adeligen Geschlechte, sollte in Paris die Rechte studiren. Er machte Glück in der Gesellschaft; Talent und Neigung führten ihn zum Studium der bildenden Künste; auch schrieb er ein Lustspiel: „Der gute Vater“, das den Damen gefiel. Seine persönliche Liebenswürdigkeit erwarb ihm die Gunst Ludwigs XV., der ihn zum Gentilhomme ordinaire bei seiner Person ernannte und ihm die Aufsicht über seine Medaillen und geschnittenen Steine anvertraute. Späterhin ging er als Gesandtschaftscavalier nach Petersburg, wo ihn aber Katharina mit ängstlichem Auge bewachte, dann ward er mit einer diplomatischen Sendung nach der Schweiz beauftragt. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er Voltaire (gestochen von St.-Aubin) und das bekannte Blatt: „Le déjeûner de Ferney“. Dann bekleidete er 7 Jahre lang eine Stelle bei der franz. Gesandtschaft in Neapel. Der Aufenthalt in dieser Stadt und Reisen nach Sicilien und Malta gaben ihm Gelegenheit, sein Talent für die Zeichnung und Kupferstecherkunst zu üben. Bei des Abbé St.-Non „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile“ führte Denon die Aufsicht über die Zeichner, und der Text war größtentheils aus seinem Tagebuche entlehnt. Dieses Prachtwerk erschien zu Paris 1788. Der übrige Theil von Denons Tagebuch, Sicilien und Malta betreffend, erschien einzeln 1788. Der Tod des Ministers Vergennes, seines Gönners — u. A. die Ungunst der Königin Maria Karoline — endete Denons Laufbahn zu Neapel. Doch fesselte ihn das Studium der großen Maler an Italien; besonders hielt er sich mehre Jahre zu Venedig auf. Dort glänzte er in den Cirkeln der Gräfin Albrizzi, welche für eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen galt und gern berühmte Männer um sich versammelte. Denon hat auch eine Stelle in der „Rittratti“ dieser Dame erhalten, wo sie seinem Charakter, seiner Leidenschaft für die Kunst, seiner Anmuth und Fröhlichkeit die größten Lobsprüche macht, auch jene unschuldige Bosheit, welche das Lächerliche Andrer in ihm aufregt, in Schutz nimmt. Die Aufmerksamkeit, welche die Revolution überall auf die Franzosen lenkte, vertrieb ihn aus Venedig. Zu Florenz konnte er ebenso wenig lange verweilen, als in der Schweiz; er mußte nach Frankreich zurück, und zwar zur Zeit des Terrorismus; doch Robespierre fand Gefallen an ihm, weßwegen Denon auch der Nachrede nicht entgangen ist, den jakobinischen Grundsätzen gehuldigt zu haben. Um diese Zeit übte er sich im Kupferstechen, und der berühmte Maler David sah ihn dazu aus, die Trachten, welche die Nation annehmen wollte, zu graviren. Endlich lernte er Bonaparte kennen und verband sich sogleich auf das engste mit ihm. Er begleitete ihn auf den ital. Feldzügen, dann nach Aegypten, und Desair nach Oberägypten. Das Werk, welches die Frucht dieser Reise war, hat Denons Ruhm noch fester begründet, vorzüglich die Kupfer, die dasselbe zieren („Voy. en Egypte“, Paris 1802, 2 Bde., Fol., und 3 Bde. in 12. ohne Kpf.). Denon zeigt sich hier als höchst geschickten und gewandten Zeichner; die todte und die lebende Natur, die Monumente der Jahrhunderte, und dem Araber, der die Wüste durchfliegt, sind mit Treue und Wahrheit dargestellt. Als er mit

Bonaparte nach Paris zurückgekommen war, ward er zum Generaldirector der Museen ernannt, und was die bildende Kunst zur Verherrlichung der Thaten Bonaparte's hervorbringen sollte, Denkmäler, Schaumünzen, die Errichtung der Triumphsäule auf dem Platze Vendôme ꝛc., ward seiner Oberaufsicht anvertraut. Er begleitete Napoleon auf allen Feldzügen, zeichnete, und hatte besonders das Geschäft, in den eroberten Ländern die Kunstwerke auszuwählen, welche als Siegestrophäen nach Paris geführt wurden. 1815 hatte er die Demüthigung, daß der Raub wiedergefordert wurde, und Jeder zurückerhielt, was ihm gehörte. Bei dem Sturze Napoleons behielt er seine Aemter; er verlor sie erst, als er 1815 sich dem Usurpator genähert hatte; doch blieb er Mitglied des Instituts. Quatremère de Quincy kam an seine Stelle. Seitdem lebte er zurückgezogen, und die Herausgabe seiner reichen Kunstsammlung, die durch Kupferstich und Steindruck vervielfältigt werden sollte, machte die Beschäftigung seines Alters aus. Er starb zu Paris d. 28. April 1825. Sein Geist erhielt sich bis an sein Ende in voller Lebhaftigkeit. Denon hatte im Alter viel Aehnlichkeit mit Voltaire. 1826 erschien zu Paris die „Description des objets d'art composant le cabinet de feu M. le bar. V. Denon“ (in 2 Bdn.: Monumens antiques, tableaux und estampes). Das Cabinet selbst wurde versteigert.

Dentilla, Negerreich in Senegambien (Afrika), bringt viel Eisen, Löwen, Elephanten. Hauptstadt Dschulifunda mit 2000 Ew. Andere Städte: Baniserile, Kirwanny.

Denys (St.-), die Hauptstadt eines Bezirks im franz. Departement Seine, zwei kleine Stunden von Paris, in einer fruchtbaren Gegend, mit 4500 Einw., und einem königl. Erziehungshause für 500 Töchter dürftiger Mitglieder der Ehrenlegion. Merkwürdig ist die dortige, von der heil. Genoveva nach einem großen Plane ausgeführte Kirche, die im 6. Jahrh. zu einer der blühendsten Abteien erwuchs, und die älteste christliche Kirche Frankreichs ist. Vor der franz. Revolution war das Innern derselben groß und reich durch Geschenke der Frömmigkeit und die herrlichsten Kunstwerke. In der Gruft des Chors ruhete die Asche von 25 Königen von Frankreich, von 10 Königinnen und 84 königl. Prinzen und Prinzessinnen nebst der des Connetable Bertrand du Guesclin und des tapfern Turenne; unter den Ersten befanden sich die Leichname von mehren Königen des ersten und zweiten, sowie alle Regenten des dritten Geschlechts von Hugo Capet bis auf Ludwig XV. Allein in der vandalischen Wuth der Revolution wurden alle Leichname herausgerissen und die bleiernen Särge sammt dem Kirchendache zu Kugeln verschmolzen, wie denn auch das Innere der Kirche aller Orten die Spuren einer durchdachten Zerstörung darbot. Napoleons Decret vom 20. Febr. 1806 bestimmte St.-Denys wieder zum Begräbnißorte der franz. Regentenfamilie; die Kirche wurde neu geordnet und ausgeschmückt. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in schwarzem Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu seiner und seiner Gemahlin Ruhestätte bestimmt. Ludwig XVIII. hat diese Kirche von Neuem zur königl. Familiengruft erhoben, und die aufgegrabenen Ueberreste seines unglücklichen Bruders Ludwig XVI. und seiner Famile dort beisetzen lassen und die Obhut davon Regular-Kanonichen anvertraut, für die er diese Abtei, unter dem Oberhaupte eines bischöflichen Abten aufs Neue votirt hat.

Deodur (Deodhur), Staat im Gebiete des Guicowar der vorderindischen Prov. Guzerate, mit der Hauptst. gl. N. von 1000 Häus.

Deogaum (Friede von), Friede, geschlossen den 17. Dec. 1803 im englischen Lager zwischen dem Marquis Wellesley (Wellington), Bevollmächtigten der englisch-ostindischen Compagnie, und dem Rajah von Berar; durch die Eroberung von Ghur, der Hauptfestung von Berar, bezwungen. Der Rajah entsagte in demselben dem Bündniß mit dem Scindiah und trat bedeutende Stücke Landes ab.

Deonally, Stadt im Staate des Rajah von Mysore; hier und in der Umgegend wohnen ungefähr 10—12.000 Menschen von der hinduschen Kaste Murrasoo Wocul, deren Mädchen sich, wenn sie heirathen wollen, mehre Fingerglieder müssen abschneiden lassen.

Departement (franz.), 1) eigentlich eine Vertheilung einer Sache auf Mehre; daher 2) Geschäftsbezirk, Fach; so das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, das Finanz-Departement; 3) Amtsbezirk, Landkreis. In solche Departements wurde Frankreich laut Beschluß vom 4. Nov. 1789 nach einem Plane des Abbé Siéyes getheilt, um die Geschäfte zu vereinfachen und dem Haß der Provinzen unter sich vorzubeugen. Anfangs hatte Frankreich 83 Departements, welche sich durch die Eroberungen der Republik und Napoleons bis auf 130 mehrten, nach dem pariser Frieden aber sich wieder auf 86 beschränkten. Jedes Departement zerfällt in 3—6 Unterpräfecturen (Arrondissements, Bezirke), diese wieder in Kantons und diese in Gemeinden (Communen). Man ahmte diese Eintheilung im Königreich Neapel, Italien, Baiern, Würtemberg, Baden u. a. nach.

Depeschen, amtliche Schreiben, die einer schleunigen Erledigung bedürfen. In unserer Zeit versteht man darunter Briefschaften und Actenstücke, die einem Courier zur Besorgung übergeben sind.

Dephlegmiren (v. gr., Chem.), eine Flüssigkeit, sie von dem ihr außerwesentlichen Wassergehalte (Phlegma) durch Abdampfen oder Destilliren befreien.

Dephlogistisiren (v. gr., Chem.), aus den Körpern die brennbaren Theile (Phlogiston) ausscheiden, ist mit dem Aufgeben der Hypothese von Phlogiston veraltet und der Ausdruck Oxygeniren oder Oxydiren an dessen Stelle getreten. Dephlogistisirte Luft, eine vom Phlogiston gereinigte Luft (Sauerstoffgas). Dephlogistisirte Salzsäure, ebenso rein dargestellte Salzsäure (Chlorin).

Deployiren (franz.) heißt wörtlich entwickeln, ausbreiten, entfalten; in der Militärsprache aber die Bewegung, wenn die Züge einer geschlossenen Colonne, welche sich, wegen des mangelnden Zwischenraums, nicht durch schräges Herausziehen in Linie formiren können, sich zuvörderst durch den Marsch auf Linien, die mit der zu erreichenden Aufstellung gleich laufen, dem ihnen bestimmten Platze nähern und dann durch rechts- oder linksum in denselben rücken. Indeß wird dieser Begriff nicht überall so streng festgehalten, und man nennt wohl auch, im franz. Heere, Entwickelungen geöffneter Colonnen, welche durch schräges Herausziehen der Züge erfolgen, Deployements. Das Deployiren wird zur Bildung einer längeren Feuerlinie, und daher oft nach gelungenen Bajonnetangriffen, stets aber im Geschwindschritt (Deployirschritt, 120 auf die Minute) angewendet; und da die schnelle Bildung und Entwickelung der Colonnen ein Haupttheil der Elementartaktik ist, so muß auch

das Deployiren aus allen Arten von Colonnen fleißig geübt und mit Genauigkeit ausgeführt werden. Dieses Manöver ward zuerst 1748 bei dem preußischen Heere eingeführt, welches zufällig schon 1745 in der Schlacht von Hohenfriedberg auf eine ähnliche Art aufmarschirt war.

Deponens (Gramm.), in der lateinischen Sprache ein Zeitwort, das ursprünglich passive Form und Bedeutung hatte, aber nach und nach, mit Beibehaltung der passiven Form, die passive Bedeutung ablegte (deponebat, daher der Name) und active oder neutrale Bedeutung erhielt, indem die Activa entweder außer Gebrauch kamen (z. B. bei insidiari, nachstellen) oder vergessen wurden, weil ihre frühere Bedeutung „werden" später in „seyn" überging (z. B. comitari, Begleiter werden, in: Begleiter seyn, d. h. begleiten; mori, getödtet werden, in: sterben). Mit veränderter Bedeutung änderte sich auch die Construction. Haben solche Verba neben der activen Bedeutung, zugleich noch die (gewöhnlich seltenere) passive Bedeutung beibehalten (z. B. dignor, ich würdige und ich werde gewürdigt), so nennt man sie D. communia.

Deportation, eine Art von Verbannung, welche bei den Römern schon von Augustus eingeführt wurde. Wer mit dieser Strafe belegt wurde, verlor sein Vermögen, das römische Bürgerrecht, das Jus Quiritium und konnte kein Testament machen, da ihn der Fiskus beerbte. Gewöhnlich verbannte man ihn auf eine, wenigstens 50.000 Schritte vom festen Lande abgelegene Insel, die aber weder Kos, Rhodos, Lesbos noch Sardinien seyn durfte. Der Hauptunterschied von andern Verbannungsarten war also der, daß dem Deportirten die Wahl des Ortes seines Aufenthaltes nicht überlassen wurde. In Frankreich bürgerte sich diese Strafart zu den Zeiten der Revolution ein, und wenn die Geschichte über den Namen eines Bouylay und Talot, als Verpflanzer dieses Strafmittels auf französischen Boden, sich nicht einigen kann, so bleibt doch so viel ausgemacht, daß man die Verweisungen nur deßhalb an die Stelle der bluttriefenden Guillotine setzte, um desto ungestörter und sicherer das Vermögen der Reichen an sich ziehen zu können. Daß in den Zeiten der Robespierre'schen Regierung die Zahl dieser Opfer am größten war, läßt sich aus dem Charakter dieses Ungeheuers schließen. Cayenne, Port-Marat auf der Insel Madagaskar, waren in der Regel diejenigen Orte, welche mit solchen Unglücklichen angefüllt wurden. 1810 wurde diese Strafe als eine legale, in den Code des peinlichen Rechts für die Franzosen förmlich aufgenommen. Jeder Verbannte wird, in Folge dieses Gesetzes, des Genusses seiner Güter entsetzt, und da er als bürgerlich todt betrachtet wird, so treten seine Erben den Besitz seines Vermögens mit allen den Rechten an, als wenn der Verbannte wirklich verstorben wäre. Wird ein solcher Exilirter auf dem französischen Boden ohne Erlaubniß zur Rückkehr betreten, so wird er auf der Stelle zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. England brachte anfangs die zur Deportation Verurtheilten nach Nordamerika, seit der Trennung der vereinten Staaten vom Mutterlande kommen dieselben aber nach Botany-Bay (s. d.). Rußland bringt seine Verbrecher nach Sibirien. So zweckmäßig die Strafe an sich ist, so verursacht doch der Transport nach einem entlegenen Verbannungsort bei Unvermögenheit der Verurtheilten für den Staat einen bedeutenden Aufwand.

Deposition, Hinterlegung, Niederlegung; deponiren, Geld und Geldeswerth an einen Ort in Sicherheit oder Verwahrung bringen; Deponent heißt der Hinterleger, Depositarius der Aufnehmer. Die Deposition geschieht a) gerichtlich, b) außergerichtlich. Die erstere findet besonders in Schuld- und Streitsachen statt, zur Verhütung fortlaufender Zinsen u. dgl. Ein Wechselschuldner kann, wenn zur Verfallzeit seines Wechsels das Geld nicht abgeholt wird, dasselbe auch deponiren, wenn er den Wechselbrief zurückerhält. Ein verhafteter Wechselschuldner ist durchs Deponiren des Arrestes entledigt. Deponiren heißt auch aussagen. — Depositionsschein, Depositenschein, das gerichtliche Zeugniß, welches Jemanden wegen deponirten Geldes ꝛc. ertheilt wird. — Depositobank s. d. folg. Art. — Depositogeld, das Geld, welches Kaufleute zur besseren Fortsetzung ihrer Handlung auf Zinsen aufnehmen; daher Depositengelder nehmen, Gelder in Depot oder Deposito nehmen, gegen ausgestellte, zur gewissen Frist zahlbare Wechsel baar benöthigte Gelder bei Jemanden aufnehmen. Solche Wechsel heißen Depositowechsel. Ueber Gelder, die man gegen Interesse a deposito gibt, hält man besondere Rechnungen. — Depositum, 1) anvertrautes Gut; 2) ein Hinterlegungscontract, für die sichere Aufbewahrung und Wiederherausgabe der einem Andern anvertrauten Sache. Er gehört zu den Realcontracten der Römer, weil die gegenseitigen Pflichten durch die wirkliche Uebergabe der Sache begründet werden, ohne daß es weiterer Abreden darüber bedürfte. Der Depositar haftet für getreue und sorgfältige Aufbewahrung und muß dem Deponenten die Sache (das Depositum) unbenutzt zurückgeben, wenn auch dessen Recht an derselben ersetzen; dagegen ist der Deponent verpflichtet, die darauf gewandten nothwendigen Auslagen zu erstatten.

Depositobank, eine Bankanstalt, bei welcher Vorräthe von baarem erprobtem Gelde, oder Münzen, oder auch in ausprobirten Barren, niedergelegt werden, um dadurch die Zahlungen im Großhandel zu erleichtern. Da nämlich die großen Hin- und Herzahlungen in einer großen Handelsstadt viel Mühe und Zeit kosten, und die Kaufleute bemerken mußten, daß sie stets große Geldvorräthe in Cassa halten mußten, um ihre Schulden zu bezahlen oder andere Verbindlichkeiten zu erfüllen, und daß wieder große Geldsummen von Andern in ihre Casse einflossen, wobei es fast nicht möglich war, Irrthümer oder Betrug zu vermeiden, indem leichte und schwere Münzen untereinandergemischt, auch wohl falsche Münzen mit einliefen, da auch Irrthümer beim Zählen nicht ganz zu vermeiden waren; so verfielen die Kaufleute einer großen Handelsstadt leicht darauf, sich dahin zu vereinigen, die Summen, die sie zur Bestreitung ihrer Zahlungen an einander gewöhnlich in ihrer Casse vorräthig halten mußten, lieber an Einem Orte niederzulegen, und die Summen, welche ein Jeder daselbst niederlegte, ihm in einem Buche gut zu schreiben, sodaß er nichts weiter nöthig hatte, als dem seiner Mitbürger, an den er Geld zu zahlen hatte, und der ebenfalls Mitglied der Bank war, dasselbe gut schreiben und von seinem Conto löschen oder abschreiben zu lassen. In der Bank wurde Buch und Rechnung über die niedergelegte Summen gehalten, und Jeder konnte durch sie an Andre zahlen und von Andern, welche gleichfalls Geld in der Bank hatten, empfangen so viel als nöthig war, ohne daß das Geld zu berühren erfordert wurde. Alles ward durch Ab- und Zuschreiben abgemacht.

ie Vortheile einer solchen Einrichtung sind für den Kaufmannsstand ner großen Handelsstadt sehr groß. Denn 1) liegt das Geld daselbst m sichersten, da ein feuerfestes Gebäude und gehörige Bewachung für as Geld in der Bank, mit den leichtsten Kosten für jeden Einzelnen, zu haffen ist; 2) wenn nur aufgewogene und probirte Münzen gleicher rt in der Bank angenommen werden, so ist ein Jeder sicher, nie durch ichtes oder falsches Geld benachtheiligt zu werden; nie ist ein Irrthum eim Zählen ꝛc. zu besorgen; an Zeit und Mühe ist viel gewonnen; das Geld ruht, und ist daher keiner Abreibung oder sonstigen Veränderung nterworfen. Jeder ist sicher, Das, was er zu empfangen hat, stets in en vollkommensten ganz gleichen Münzen zu empfangen. Denn so viel uf sein Folium in seiner Einnahme kommt, so viel gehört ihm von den t der Bank vorhandenen Geldvorräthen. Die Vollkommenheit eines olchen Bankgeldes macht auch sehr bald, daß es mehr gilt als das um- aufende baare Geld von gleichem Namen und selbst ein Agio gegen olches Courant trägt, welches nach gleichem Münzfuß ausgeprägt ist. Beschränkt sich eine solche Bank bloß darauf, für die Inhaber der in er Bank liegenden Geldsummen Buch und Rechnung über das Ab- und Zuschreiben der von ihnen auszugebenden oder einzunehmenden Summen u führen, so heißt sie Girobank (s. d.). Stellt sie aber Recepisse der Scheine über die an sie gezahlten Summen aus, so braucht sie sich ar nicht um Die, welche das Geld an sie zahlen, zu bekümmern, son- ern die Inhaber der Recepissen werden von ihr als Eigenthümer des n der Bank niedergelegten Geldes betrachtet, und die Recepissen laufen daher gleich dem Bancogelde selbst um, und jeder Inhaber eines solchen Scheins hat ein Recht, die Summe, auf welche der Schein lautet, aus er Bank zu erheben, oder jeden Andern, der sodann dasselbe Recht von hm erhält, damit zu bezahlen. Man sieht leicht, daß eine Bank, welche Recepissen ausgibt, mehr Nutzen gewährt als eine Bank, die für die Eigenthümer des Bankgeldes bloß Rechnung führt. Denn Letztere müs- en die Bank selbst anweisen, wenn sie die ihnen gehörenden Summen Bankgeldes zuschreiben; die Inhaber der Recepissen aber können Jeden damit bezahlen, ohne der Bank davon Notiz zu geben. Die Recepissen können daher auch gebraucht werden, Fremde damit zu bezahlen, da eine Bank, die sich auf Ab- und Zuschreiben beschränkt, bloß von den Einw. des Handelsplatzes, wo sie besteht, unmittelbar benutzt werden kann.

Das Bancogeld hat dadurch noch einen höhern Grad von Vollkom- menheit erreicht, daß man dasselbe nicht durch geprägte Münzen, son- dern durch Quantitäten feines Silbers bestimmt. Diese Vollkommenheit hat die hamburger Bank ihrem Gelde verschafft. Sie schreibt nämlich einem Jeden, der eine kölnische Mark fein Silber bei ihr niederlegt, 27 Mark 10 Schilling Banco dafür gut. Da nun ein Thaler Banco 3 Mark, und 1 Mark 16 Schilling Banco enthält, so bestimmt sich hier- durch genau, wie viel holländische Asse fein Silber jeder Bancothaler, jedes Mark Banco und jeder Schilling Banco enthält, und so viel ist das hamburger Bancogeld unveränderlich werth. Eine hamburger Mark Banco ist daher eine Rechnungsmünze, welche jederzeit ein vollkommen gleiches Gewicht von feinem Silber andeutet, und dadurch wird dasselbe geschickt, um alle übrige Münzarten zu messen; denn man braucht nur zu erforschen, wie viel holländische Asse eine Münze in feinem Silber enthält, um zu wissen, welcher Summe in hamburger Bancomarken oder

Schillingen dieselben gleich sey. So erhält man also in dem Bancogelde ein festes Geld, das für alles andre Geld als unveränderlicher Maßstab gebraucht werden kann. Eine solche Bank wird also nichts als Silber in Zahlung annehmen, und wenn bestimmt ist, daß dieses Silber eine bestimmte Feine haben muß, so wird eben nicht nöthig seyn, daß alles Silber, was bei ihr eingebracht wird, diese Feine habe, sondern sie kann auch minder feines annehmen, jedoch immer nur reducirt auf dasjenige Silber, was in ihren Rechnungen zum Grunde gelegt wird, sodaß alles bei ihr eingehende Silber nach der Quantität des feinen Silbers geschätzt wird, welches den Werth des Bancogeldes bestimmt. Bleibt nun das eingebrachte Silber, welches dem Einbringer in Bancogeld gut geschrieben wird, in der Bank liegen, so enthält die Bank stets die ganze Summe des Bancogeldes in Silber wirklich in sich, welche in ihren Büchern gut geschrieben ist. Da aber auf diese Weise eine große Quantität Silber ganz ungenützt in den Kellern der Bank ruht, indem das Bancogeld, welches in ihren Büchern verzeichnet ist, die Stelle des baaren Geldes durch bloßes Ab- und Zuschreiben der Zahlen auf andre Namen vertritt, und Niemand aus der Bank das Silber herauszuziehen verlangt, so könnten die Eigenthümer der Bank leicht auf den Gedanken gerathen, einen Theil der baaren Vorräthe anderweitig zu benutzen. Sie könnten z. B. dieselben verleihen, oder dafür Etwas kaufen u. s. w. Die Bank könnte auf diese Weise Gewinn von den in ihren Kellern liegenden Baarschaften ziehen, oder sie könnte auch dadurch Andern Geld verschaffen, daß sie ihnen ein Folio in ihren Büchern eröffnete und ihnen Summen in Banco zu Gute schriebe, wofür Jene keinen gleichen Werth in Silber eingebracht hätten, sondern deren Werth sie in Zukunft zu ersetzen versprächen. In beiden Fällen wird weniger Silber in den Kellern der Bank enthalten seyn, als die Bücher andeuteten. Indessen würde sich doch die erstere Art, der Bank Vortheile zu verschaffen, besser mit dem Wesen eines solchen Instituts reimen lassen als die letztere. Denn wenn die Gelder nur auf kurze Zeit sicher ausgeliehen werden und nach der bestimmten Frist wieder in die Bank zurückkehren, so ist keine Gefahr davon für die Bank zu fürchten. Daher ist das Discontiren der Wechsel ein vortheilhaftes und sicheres Geschäft für dieselben. Aber Gelder auf lange Zeit, auf langdauernde Unternehmungen oder sonst so zu verleihen, daß dem Debitor möglicher Weise die Mittel, seine Verbindlichkeit gegen die Bank pünktlich zu erfüllen, fehlen können, ist den Grundsätzen der Solidität einer solchen Bank zuwider. Daher haben sich Banken dieser Art, die dem Staate große Summen vorgeschossen oder sich in Speculationen von Unternehmungen mit ihren baaren Fonds eingelassen, öfters um ihren Credit gebracht, weil sie in Lagen kamen oder kommen konnten, wo sie außer Stand gesetzt waren, die von ihnen ausgestellten Recepisse zu realisiren, oder das Geld, was in ihren Büchern den Banktheilhabern gut geschrieben war, in Silber vorzuzeigen und auf Verlangen baar zu bezahlen. Die erste Bankanstalt dieser Art entstand in Venedig, dem Hauptmarktplatze von Europa vor Entdeckung der Umfahrt um die südliche Spitze Afrikas; die zweite in Amsterdam 1609 nach dem Plane der venetianischen; die dritte in Hamburg 1619, die vierte in Genua u. s. w. Nach diesen Mustern wurden noch in andern Städten dergleichen Banken errichtet. Auch Friedrich der Große gründete eine ähnliche Bank zu Berlin 1765; jedoch erhielt sie daneben noch andere Bestimmungen.

Depot. Dieſes Wort hat im Kriegsweſen zweierlei Bedeutung: 1) verſteht man darunter eine Niederlage von Waffen, Schießbedarf und ähnlichen Vorräthen, die ſowohl durch Entfernung vom Kriegsſchauplatze, als auch durch andere Anſtalten gegen den Feind ſicher geſtellt iſt. — 2) Diejenige Mannſchaft des Regiments, welche man nicht ins Feld nimmt. Ihr werden alle Angelegenheiten des Regiments aufgetragen, beſonders die Einübung neuer Erſatztruppen, die Abrichtung neuer Erſatzpferde, Bereitung des Schießbedarfs u. ſ. w. Weil man hierzu die erfahrendſten und älteſten Krieger zu wählen pflegt, denen vielleicht der Feldzug zu beſchwerlich werden dürfte, ſo nennt man dieſe Depot-Mannſchaft, auch wohl den Stamm des Regiments. Aus dieſem Stamme wird in dem Falle, wo ein Regiment im Felde ganz aufgelöſt worden wäre, ein neues errichtet. Etwas Aehnliches ſind die Cadres oder Rahmen, die man auch Stämme der Regimenter nennen könnte, weil ſie aus dem nur Wiedererrichtung eines Regiments erforderlichen Perſonal beſtehen, welches man beibehält, wenn die übrigen Glieder aufgelöſet werden. Das Rahmſyſtem kommt beſonders in neuern Zeiten ſehr in Aufnahme, wo Landwehren für den Krieg errichtet, zur Friedenszeit aber wieder außer Dienſt treten. Um jedoch ihre Formirung bei neuen Kriegen ſchneller betreiben zu können, behält man von jedem Regiment einen Stamm oder Rahmen bei, in welchen bald, wenn es erfordert wird, das Ganze wieder eingepaßt werden kann.

Depreſſionslaffette, eine Laffette, auf welcher man das Geſchütz bis auf 70 Grad unter den Horizont richten kann, um von oben den Fuß einer ſteilen Höhe beſteigen zu können. In ſehr hoch gelegenen Feſtungen ſind die D. von entſchiedenem Nutzen. Die erſte D. gab der engl. Artillerielieutenant Köbler bei der Vertheidigung Gibraltars an. — **Depreſſionswinkel** (Senkungswinkel), der Winkel, den ein unter den Horizont gerichtes Geſchütz mit demſelben macht und der bei der gewöhnlichen Einrichtung der Laffetten nicht über 8 Grad beträgt.

Depping (Georg Bernhard), geboren 1784 zu Münſter in Weſtfalen, wo ſein Vater Kanzliſt war, verließ ſein Vaterland 1803, nach der Beſitznahme deſſelben durch die Preußen, begleitete einen franzöſiſchen emigrirten Grafen nach Frankreich und blieb ſeitdem in Paris. Hier war er zuerſt Lehrer in einigen Erziehungsanſtalten, ſtudirte die verſchiedenen lebenden Sprachen Europas, und nahm dann an vielen Zeitſchriften, ſowohl Frankreichs als andrer Länder, Antheil. Er trug dazu bei, ſie wechſelſeitig mit ihren verſchiedenen literariſchen Producten bekanntzumachen, und gab eine große Anzahl von Schriften, theils für die Jugend, theils im geographiſchen und hiſtoriſchen Fache, heraus. Die philotechniſche und die königl. antiquariſche Geſellſchaft nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf; 1819 krönte die königl. Académie des inscriptions et belles lettres ſ. Preisſchrift „Ueber die Urſachen der Auswanderungen der Normänner im Mittelalter und ihrer Niederlaſſungen in Frankreich". Seine Jugendſchrift: „Les soirées d'hiver", iſt mehre Male aufgelegt worden; von ſeinen „Merveilles et beautés de la nature en France" iſt 1819 zu Paris die 4. Aufl. erſchienen. Eine 1811 begonnene „Histoire générale de l'Espagne", wovon Bonaparte's Cenſur 10 bereits gedruckte Bogen umzuändern befahl, hat der Verf. nicht fortgeſetzt. Mit Malte-Brun hat er eine n. Aſl. v. Levesque's „Histoire de Russie" 1812, und mit Villeneuve 1817 eine n. Aſl. v. J. J. Rouſſeau's

Werken besorgt, und 1821 Mentelle's „Géographie de la France“ umgearbeitet. Ferner hat er die bei Belin in Paris erschienen Ausgaben der Werke Fontenelle's, Montesquieu's, Labruyère's, Lorochefoucault's, Hamilton's und Diderot's besorgt und mit biographischen Notizen versehen. Er schrieb auch die pariser Correspondenznachrichten im „Morgenblatt“, gehörte zu den Mitarbeitern der „Biographie universelle“, der „Revue encyclopédique“, der Fortsetzung des chronolog. Werkes „Art de vérifier les dates“ u. s. w. Noch führen wir an seine „Sammlung der besten spanischen Romanzen, mit Anmerk. und Einleitung“ (Altenburg und Leipzig 1817); „La Suisse“ (Paris 1822, 4 Bdchn.); „La Grèce“ (Ebend. 1823, 4 Bde.); „Voyage d'un étudiant danse les 5 parties du monde“ Ebend. 1822, 2 Bde.) und „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris“ (Leipzig 1832).

Deptford, sonst auch Westgreenwich, Stadt in Kentshire in England, an der Themse, dicht neben Southwark, wird als Vorstadt von London betrachtet, mit 3600 Häusern, 20.800 Ew., Schiffswerften, bei denen über 2000 Arbeiter beschäftigt sind, dem Dreieinigkeitshause (Stiftung für 300 arme Seeleute mit Weibern und Kindern in 59 Häusern), Schifffahrt, Spangrünfabrik, Bierbrauereien, Gemüsebau. Auf der Stelle, wo das Arbeitshaus von St.-Niklas steht, stand die Wohnung Peters des Großen, Kaisers von Rußland, welcher auf den hiesigen Schiffswerften arbeitete.

Deputat, Naturalienbesoldung der Beamten außer dem Geldgehalt aus den Mitteln des Staats.

Deputation (v. lat.), 1) eine Abordnung von Niederen an Höhere, oder von Gleichen an Gleiche, um eine Vorstellung, Bitte, Gratulation u. dgl. zu überbringen; 2) die Abgeordneten selbst; 3) eine Abordnung von den Ständen eines Landes, welche sich über gewisse Angelegenheiten berathschlagen sollen. Deputationstage (Conventus deputationum), Versammlungen derselben. Zur Zeit, als das deutsche Reich noch bestand, gab es allgemeine oder Reichsdeputationstage und besondere Deputationen, welche in den einzelnen Staaten von den Abgeordneten der Stände gehalten, und welche wieder in die ordentlichen und außerordentlichen Deputationstage abgetheilt wurden, je nachdem sie nach der in den Reichs- oder den Provinzialgesetzen vorgeschriebenen Verfassung, oder außer der Ordnung, wegen eingetretener besonderer Umstände, gehalten wurden. Auf den Reichsdeputationstagen sollten nach dem Reichsabschied vom J. 1555 nur die Kurfürsten, 6 Personen von der Fürstenbank, 1 von der Prälatenbank, 1 von der Grafenbank und 2 von den Reichsstädten erscheinen können; jedoch wurde deren Zahl später erhöht. Der von den Deputirten und kaiserl. Commissarien zu Stande gebrachte Beschluß wurde der Deputationsreceß (Deputationsabschied) genannt, und solcher hatte gleiche Kraft mit dem Reichsabschiede. Noch jetzt gibt es in einigen deutschen Staaten, die noch die alte landständische Verfassung haben, dergl. Deputationstage.

Deputirtenkammer, s. unter Kammer.

Derbend (Darband), Landesstrich in der russischen Provinz Daghestan, am kaspischen Meere und den Flüssen Terbagh und Rubat, 6 QM. groß, reich an Wein, Safran, Seide, Baumwolle, Salzseen und heißen Quellen. Ihr Besitzer, ein Chan, steht seit 1806 unter russischer

Oberhoheit und wohnt in der durch ihr Alterthum berühmten Hauptstadt Derbend (das verschlossene Thor), bisweilen Demir Capi, d. i. Bergpaß, genannt (durch den der Eingang nach Persien offen steht) 42° N. Br., am östlichen Ende des Bergrückens von Thabasseran und am kaspischen Meere amphitheatralisch erbaut. Sie bildet ein Dreieck, dessen einer Winkel hoch auf dem Gebirge liegt und das Castell enthält, ist mit hohen und breiten Mauern umgeben und regelmäßig gebaut und hat mit den Vorstädten über 1650 Häuser, die meistens oben mit Balken belegt sind, auf welche Erde geschüttet wird, 22.500 Einw. (Perser, Georgier, dann Armenier, Juden), welche Tuch- und Seidenwebereien unterhalten, Wein, Getreide und Safran bauen. Derbend ist eine Schiffahrtsstation für das kaspische Meer, aber ohne Vortheil. Die Vorstädte dieser Stadt liegen längs dem Strande zerstreut; das Meer ist seicht, und die Schiffe sind daher genöthigt, sich 2 Werste vom Lande entfernt zu halten, wo sie ohne Schutz gegen Windstöße sind, die sie überraschen können, während den Grund scharf schneidende Conchylien bedecken, woran sich das Takelwerk leicht beschädigt. Die Einw. treiben keinen eigentlichen Seehandel; sie besitzen bloß 5 kleine Fahrzeuge, einzig für den Transport der von Astrachan dem Regiment von Kur zuzuführenden Bedürfnisse und um Brennholz von der Mündung des Samur zu holen. Ueberhaupt war es zu keiner Zeit die Sache der Einw. von Daghestan, sich auf die offene See zu wagen; denn auch damals, als die Karakaïtak sich auf das Seeräuberhandwerk legten und den astrachanischen Handel gefährdeten, beschränkten sie sich darauf, die Fahrt furchtsamer Küstenfahrer auszuspähen und bei den zahlreichen Unglücksfällen, die jeder Sturm an der mit Klippen besäeten Küste verursacht, ihre Raubsucht zu befriedigen.

Derbeten, Volksstamm aus der Kalmückei; wohnte erst an dem See Koko-Nor, zog dann nach dem Irtisch, theilte sich in 2 Horden, deren eine sich mit den Songharen vereinigte, die andere nach dem Jaik und, noch 1723, an die Wolga zog, wo er, ungefähr 25.000 Mann stark, noch wohnt. Dieser Stamm zahlt keine Steuern, thut nur Kriegsdienste, theilt sich in Aimaks, deren mehre unter einem Noyon vereinigt sind; alle aber werden von einem Oberhaupt oder Taitscha regiert.

Derby, Grafschaft in England, liegt 10° 87′ — 16° 85′ OL., 52° 35′ — 53° 25′ NB., grenzt im Nordwesten an Ches, im Norden an York, im Osten an Nottingham, im Süden an Leicester und im Westen an Stafford, und enthält auf 47⅓ QM. 214.000 Ew. in 10 Städten und Marktfl., 136 Kirchspielen. Im Norden und Osten ist das Peakgebirge mit vielen tiefen Höhlen, wie die Peaks-, Elden- und Poolshöhle mit vielen Tropfstein-Figuren und einem gewaltsam sich durch die Felsen herabstürzenden Strome. Die Flüsse sind: Derwent, Trent, Dee, Dove (mit dem Dovekanal). Das Klima ist im Norden und Osten rauh mit reiner Luft, im Süden und Westen milde und gemäßigt. Die Produkte sind: Steinkohlen, Eisen, Blei, Spiesglas Galmei, Alaun, Marmor, Alabaster, Krystall, elastisches Petroleum, Holz, Getreide, Kamillen, Vieh. Auch gibt es viele Mineralquellen. Man führt Käse, Blei, Mennig, Bleiweiß, Steinkohlen, Porzellan, Horn-, Mühl- und Schleifsteine, Wolle, Häute, Kamillen, Baumwollengarn, grobe Hüte, Töpfer- und Eisenwaaren aus. Die Grafschaft schickt 4 Deputirte zum

Parlament, wird in 6 Hundreds eingetheilt und hat 2) die gut gebaute Hauptstadt gleiches Namens am Derwent, über den eine Brücke geht, mit 3380 H., 17.500 Einw., 5 Pfarrkirchen, philos. und liter. Gesellschaft, Porzellan-, Steingut-, Kattun-, Strumpf-, Mennig-, Zinnblech-Fabriken; eine Seidenmühle mit 26.586 Rädern und 97.746 Getrieben, die sich dreimal in einer Minute umdreht, und bei jedem Umdrehen 73.726 Ellen Seidengarn liefert; Baumwollspinnerei, Strumpfweberei, Marmor- und Flußspathschneiderei, worin Pyramiden, Obelisken, Vasen ꝛc. mit und ohne Bronze bearbeitet werden, Malzhandel. Sie schickt 2 Deputirte zum Parlament, hat Zollfreiheit in London und in den meisten Orten Englands und ist der Geburtsort des Dichters Sam. Richardson (st. 1761).

Dereliction (v. lat.), das freiwillige Aufgeben eines Rechts, ohne dasselbe an einen bestimmten Andern zu übertragen, besonders die Entäußerung des Eigenthums, wodurch dann die Sache herrenlos wird (res derelicta, res nullius).

Derenburg, Stadt im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg, Kreis Halberstadt, an der Holzemme, mit Mauern, 2 Thoren, 4110 H. mit 2020 Einw., worunter 50 Juden; ein altes Schloß, eine Kirche, ein Hospital, Papier- und Oelmühlen, Schafzucht, 2 Jahrmärkten. Sitz eines Rentamts.

Derflinger (Georg, Freih. von), früher Dörfling genannt, preußisch-brandenburg. Generalfeldmarschall, einer der ersten Helden des von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, gegründeten preuß. Militairstaats, geb. im März 1606, nach einigen Nachrichten in einem östr. Dorfe im Lande ob der Ens, war, nach Pauli, der Sohn eines protestantischen Landmanns in Böhmen. Von ihm zum Schneiderhandwerk bestimmt, bewogen ihn die damaligen Kriegsunruhen, Soldat zu werden. Er diente unter dem Grafen Matthias von Thurn, wohnte der Schlacht auf dem weißen Berge bei, trat dann in schwedische Dienste, stieg durch Muth und Eifer von Stufe zu Stufe, bis ihn 1642 die Königin Christina zum Generalmajor ernannte, als er ihr die Nachricht von dem Siege bei Leipzig überbrachte, zu welchem er, als Oberster eines Reiterregiments, durch Klugheit und Standhaftigkeit viel mitgewirkt hatte. Bis zu Ende des 30jährigen Krieges nahm er an allen Kriegsvorfällen Antheil. Nach hergestelltem Frieden wurde er als Fremder aus dem Heere entlassen und trat in kurbrandenburgische Dienste. Er wohnte von 1664—95 allen Feldzügen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gegen die Polen, Schweden und Franzosen rühmlich bei, wurde deßhalb 1670 General-Feldmarschall, 1677 Obergouverneur aller pommerschen Festungen und 1678 Statthalter von Hinterpommern. Derflinger wurde vom Kurfürsten auch zu diplomatischen Geschäften gebraucht; namentlich war er Gesandter am östreichischen Hofe und wurde von Kaiser Leopold 1674 auf Antrag seines Landesherrn in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb 1695, 89 Jahre alt. Auf einer Münze, die zu seiner Erinnerung geprägt wurde, sieht man auf dem Avers des Helden Bildniß; der Revers stellt Mars und Herkules als seine Ahnen dar. Sein Geschlecht erlosch mit seinem Sohne, Friedrich, Freih. v. Derflinger, der als königl. preuß. Generallieutenant 1740 zu Berlin ohne Erben starb. Vgl. Pauli's „Leben großer Helden ꝛc.", IX.; „König's Authent. Nachr. von dem Leben Derflinger's" (Stendal 1786) und Varnhagen von Ense's „Biograph. Denkmale" (Berl. 1825, 2 Thl.).

Derne, Stadt in der Provinz Bengasi des Reichs Tripolis (Afrika); at Castell, Hafen am mittelländischen Meere, schlechte Häuser, 6000 w.; ist Sitz eines von Tripolis abhängigen, über 30.000 Familien errschenden Bey; umgeben von Pomeranzen- und Citronenwäldern.

Derschawin (Gabriel Romanowitsch), ein genialer Mann, der ahre Repräsentant der russischen Dichtkunst, wurde 1743 zu Kasan eboren. Seine Jugendjahre widmete er dem Kriegerstande; diente anngs als Gemeiner im Ingenieurcorps und zeichnete sich im Felde aus, amentlich 1774 gegen den Rebellen Pugatscheff. Er stieg bald durch ein Genie und seine Thaten empor, ward 1800 Reichsschatzmeister, 802 Justizminister; allein nicht lange konnte ihn das Geschäftsleben esseln und er trat bald von der Weltbühne ab, einzig den Musen ebend. Er starb 1819 auf seinem Landgute Swanka, unweit Nowgood. Derschawin besang den Ruhm der russ. Waffen unter Katharina's Regierung, wie Lomonosoff und Petroff; wenn aber diese nur Lobedner ihrer Souveraine und Helden waren, so besang sie Derschawin ls Dichter, unabhängig von seinem Gegenstande. In Allem herrscht ein freier Dichtergeist vor; er bleibt Philosoph zu den Füßen des Thrones, er zeigt sich selbst in Dem, was er von Andern sagt, er erweckt große und patriotische Gedanken, und zugleich schildert er die Natur mit unnachahmlichen Zügen. Seine Erzeugnisse sind jedoch nicht ehrreiche Muster, aber sie glühen von einem Feuer, welches entflammt nd das poetische Gefühl erweckt. Berühmt ist seine „Ode an Gott", ie Czersky zu Wilna 1819 ins Lateinische übersetzt hat. Auch ließ sie er chinesische Kaiser ins Chinesische übersetzen und auf Seide in Gold edruckt in einem Saale seines Pallastes aufhängen. Hohen poetischen Werth hat „Der Wasserfall". In andern Gedichten artet der Bildereichthum bisweilen in Schwulst aus. Mehre Proben von diesem Dichter findet man, ins Englische übersetzt, in Bowrings „Russischer Anthologie", auch in v. Borgs „Poetischen Erzeugnissen der Russen" (Riga nd Dorpat 1823). Seine Gedichte sind 1808 in 4 Bdn. erschienen. Derschawin hinterließ auch mehre staatswissenschaftliche und topographische Werke.

Derwisch, Dervis (persisch), wörtlich ein Armer, dann aber ame muhammedanischer Geistlicher, unsern Mönchen ähnlich, die zum heil in Klöstern zusammen, zum Theil einzeln leben, sich der Fasten, asteiungen und strengen Gebräuche befleißigen und gewisse religiöse Tänze aufführen, deren Schwierigkeit in einem stundenlang anhaltenden rehen besteht und nach deren Vollendung sie besinnungslos niederfallen. Sie tragen ein Tespi (Scapulier) mit 33, 66 oder 99 Kügelchen, den e nach Art des Rosenkranzes abbeten, stehen in dem Rufe großer eiligkeit und haben überall, selbst bei den Tafeln der Vornehmsten, reien Zutritt. Aus ihnen werden in der Regel die Imans (s. d.) ewählt. Die Derwische wurden 1294 zu Konieh in Karamanien von Mavelava (daher sie auch Mavelaviten heißen) gestiftet; dort residirt och jetzt ihr General in einem Kloster mit 5000 Zellen und mit 500 Mönchen, von denen jedoch immer 400 auf Missionen sind, umgeben. Bei den Hindus führen diese Mönche den Namen Fakir.

Des, die zweite Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter, oder as durch ein b um einen halben Ton erniedrigte d; ist die kleine Terz von b durch die Quinte von ges.

Desaguero (Desaguadero), Fluß in Südamerika, entspringt auf den Anden, fällt in das magellanische Meer; ward nach der für die vereinigte peru-colombische Armee unter General Sucre glücklichen Schlacht gegen die Spanier 1824 als Grenze von Ober-Peru angenommen.

Desair (Louis Charles Antoine), berühmter französischer Feldherr, geboren 1768 auf dem Schlosse Boygour unweit Riom, trat, gleich seinen Voreltern, welche seit mehren Jahrhunderten rühmliche Lorbern auf der militärischen Laufbahn gebrochen hatten, nach Beendigung seiner Studien auf der Akademie zu Effiat (1784) als Unterlieutenant in das Regiment von Bretagne ein. Mit dem Beginnen des Revolutionskrieges erwählte ihn der General Custine zu seinem Adjutanten, und den durchdachten Rathschlägen desselben hatte der General es zu danken, daß die schlimmen Folgen, welche die Wegnahme der weißenburger Linien hätte haben können, vermindert wurden. Bei Lauterburg durch eine Kugel verwundet, sammelte und ordnete er erst die in Unordnung gerathenen Heerhaufen, ehe er sich verbinden ließ. Nach und nach zum Brigade- und Divisionsgeneral gestiegen, unterstützte er durch seinen entschlossenen Muth und seine Kenntnisse den Rückzug des Gen. Moreau von den Ufern der Donau bis an den Rhein. Er ging am 24. Juni 1796 über diesen Fluß und entriß Offenburg dem Condé'schen Corps. In der Schlacht bei Rastadt befehligte er den linken Flügel der Franzosen, und seiner Tapferkeit gelang es, den Erzherzog Karl zum Weichen zu bringen. Nach einiger Zeit zur Vertheidigung des Fort Kehl bestimmt, vertheidigte er dasselbe mit der ihm eigenen Energie. Einsicht und muthvolles Benehmen erwarben ihm hier das uneingeschränkte Vertrauen der Soldaten und den Beinamen „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel". Den General Bonaparte begleitete er 1797 nach Aegypten, wo er abwechselnd beauftragt wurde, bald die Landungen zu decken, bald die Mamelucken und Araber zu verjagen und die Unternehmungen des Murad-Bei zu vereiteln. Als Gouverneur von Oberägypten hatte er täglich Gefechte zu liefern, und stets Sieger, konnte er den Feind nicht vernichten, beurkundete aber dabei seine Klugheit vorzüglich. Er hatte hier ein durchdringend heißes Klima, Wassermangel, oft auch Mangel an Lebensmitteln, sowie an Kenntniß des Lokals und der Stellungen, und ein ganzes, von Haß glühendes, Volk zu bekämpfen. Allein durch seine geschickten Manövres und Tapferkeit verschwanden endlich die ägyptischen Chefs. Nach Bonaparte's Rückkehr nach Europa konnte auch er, nach dem Vertrage von El-Arisch, sich einschiffen und dahin eilen. In Frankreich angelangt, erfuhr er die Erhebung Bonaparte's zum ersten Consul, und daß er abgegangen sey, Italien wieder zu erobern. Desair eilte, ihn aufzusuchen, und erhielt den Oberbefehl über die Reserve. Ein Drittheil der Armee war zur Schlacht untauglich, als das Corps unter Desair's Befehlen zu Marengo am 14. Juni 1800 ankam. Allein, ungeachtet eines forcirten Marsches von 10 Stunden, ungeachtet der feindlichen Artillerie, die sie heftig beschoß, formirte er sich in eng geschlossenen Reihen, und sich rechts nach Sanct-Stephano schwenkend, schnitt er den linken Flügel der Oestreicher völlig ab. Aber in diesem glorreichen und entscheidenden Augenblick verlor er, am 25. Prärial, 8. Jahr der Republik, durch eine Kugel sein Leben. Kaum blieb ihm noch so viel Zeit, die Worte auszusprechen: „Geht, dem ersten Consul zu sa-

gen, daß ich mit dem Bedauern sterbe, noch nicht genug gethan zu haben, um in der Nachwelt fortzuleben". Sein Leichnam wurde einbalsamirt und auf dem St.-Bernhard (s. d.) beigesetzt, wo ihm auch ein Denkmal errichtet ward. Ein anderes Monument befand sich in der Ebene von Marengo, wo er gefallen war, welches aber die Oestreicher zerstörten. Zu Paris auf dem Platze Dauphin ist unter Bonaparte's Consulat ein drittes aufgeführt, an welchem seine letzten Worte angebracht sind. Uneigennützigkeit, Tapferkeit und Rechtschaffenheit waren die Grundsätze in Desair's Charakter. Sogar in Aegypten erwarben ihm diese Tugenden Bewunderer und man nannte ihn dort den gerechten Sultan.

Desatir (arab., d. i. Einrichtung, persisch Hernidsaw, d. i. Vernunftreligion), eine angeblich uralte, erst vor Kurzem wieder entdeckte Sammlung von 16 heiligen Schriften der 15 altpersischen Propheten, mit Einschluß eines Buchs von Zoroaster, in einer von der Zend-, der Pelvi- und neupersischen unterschiedenen Sprache, die wahrscheinlich eine Mundart der persischen ist und zu Banian gesprochen ward. Der letzte jener Propheten, Sassan, aus den Zeiten des Falles der Sassaniden, hat den Desatir wörtlich übersetzt und mit einem Commentar begleitet. Bis ins 17. Jahrh. war der Desatir Hauptquelle der altpersischen Religionslehre, ward dann vergessen und erst in den neuesten Zeiten zu Ispahan wieder aufgefunden, worauf Molla Firuz, der Sohn des Auffinders, vom Marquis Hastings dazu aufgefordert, denselben zu Bombay 1820 herausgab und Erskine diese Ausgabe mit einer englischen Uebersetzung begleitete. Erskine und Silvestre de Sacy („Journ. des Savans", Febr. 1821) halten den Desatir für untergeschoben und Letzterer für ein Werk des 9. Jahrh. n. Chr.; Joseph von Hammer für echt. In jedem Fall muß es interessant seyn, aus dem Desatir ein altes Religionssystem der Orientalen genauer kennen zu lernen, in welchem sich, neben dem Pandämonismus und der Metempsychose, alle Stoffe des Sterndienstes, der Astrologie, der Theurgie, der Amulette, sowie die Elemente der Religion der Hindus, namentlich die der brahmanischen Kastenlehre, und viele Elemente der christlichen Religion, beisammen finden.

Desault (Peter Joseph), der ausgezeichnetste franz. Anatom und Chirurg des 18. Jahrh., Oberwundarzt am Hotel Dieu zu Paris, wurde den 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais geboren und erhielt daselbst eine gute Erziehung. Als jüngstes Kind einer zahlreichen Familie bestimmten ihn seine Eltern dem geistlichen Stande. Seine Neigung war aber so wenig in Uebereinstimmung mit dem elterlichen Willen, daß er es endlich erlangte, die Militär-Hospital-Schule zu Befort besuchen und die Chirurgie daselbst studiren zu dürfen. 1764 ging er nach Paris und wurde ein Schüler des berühmten Antoine Petit. Nach zwei Jahren eröffnete er selbst einen Cursus der Anatomie, stellte ein neues Zergliederungs-System auf und übertraf an Klarheit und detaillirter Umsicht im Unterrichte dieser Lehre alle seine Vorgänger. Neid und Mißgunst bereiteten ihm zwar manche Unannehmlichkeiten; allein die Fülle von Kenntnissen, verbunden mit genauester Richtigkeit, die seine vielen Schüler in allen Prüfungen beurkundeten, verschafften ihm einen solchen Sieg über seine Feinde, daß sie sogar seinem System ebenfalls folgen mußten. Die Akademie der Chirurgie nahm ihn 1776 zu ihrem Mitgliede auf, auch wurde er damals zum Oberchirurg an der Charité zu Paris ernannt. Bald indeß bot man seinen außerordentlichen Fähigkeiten ein

weiteres Feld und versetzte ihn ans Hotel Dieu als Oberwundarzt. Hier gründete er eigentlich seinen ausgebreiteten Ruf. Unermüdlich in Erfindung von neuen erleichternden Instrumenten, in Anwendung neuer Mittel, bereicherte er die Wissenschaft wesentlich, und es sind besonders seine Beobachtungen über die Kopfwunden und deren Heilung schätzenswerth. Fast in allen Zweigen seiner Wissenschaft machte er sich verdient, und seine einfachen und sinnreich zusammengefügten Bandagen sind allgemein nachgeahmt worden. In Mitten seiner vielfachen fast zahllosen Geschäften setzte er stets seine Lehrvorträge fort und erwarb sich durch Stiftung einer vortrefflichen klinischen Anstalt neuen Ruhm. Der Zulauf von Zuhörern und Schülern war außerordentlich, und mehre Fürsten sandten fähige Jünglinge nach Paris, um durch Desaults Unterricht sich zu bilden. In den stürmischen Zeiten der Revolution wurde er erretirt, aber durch die allzufühlbare Lücke, die aus seiner Entfernung entstand, war das Gouvernement genöthigt, ihn zu befreien. Leider aber genoß er die Freiheit nicht lange, denn er starb plötzlich am 1. Juni 1795. Seine zahlreichen Verehrer behaupteten damals, er sey vergiftet worden, weil er dem Dauphin von Frankreich seine ganze Sorgfalt gewidmet hatte. Ein Beweis seines trefflichen Charakters ist es, daß er bei seinen einträglichen und gehäuften Arbeiten keine Schätze hinterließ. Desault hat wenig geschrieben; sein hauptsächlichster Nachlaß besteht in den vielen geschickten und berühmten Wundärzten, die er gebildet. Nach seinem Tode gab Bichat, einer seiner Zöglinge, „Desaults Oeuv. chirurgiques“ (1798. 3 Bde. 8.) heraus. (Deutsch von G. Wardenburg, Göttingen 1799. 4 Thle. 8.) Schon früher erschienen seine auserlesenen chirurgischen Wahrnehmungen deutsch zu Frankfurt o/M.

Descartes (René), lateinisch Renatus Cartesius, der erste gründliche Reformator der gesammten Philosophie und Stifter eines neuen Systems, welches die Aristotelische Schule verdrängte. Er stammte aus einer angesehenen adeligen Familie und wurde zu la Haye in der Provinz Touraine in Frankreich 1596 geboren. Die natürliche Neigung, die der junge Descartes hatte, von allen Dingen die Ursachen zu erforschen, und die unaufhörlichen Fragen, die er darüber an seinen Vater stellte, veranlaßten, daß dieser ihn gewöhnlich seinen kleinen Philosophen nannte. Schwach von Körper, schickte ihn sein Vater, als seine Constitution stark genug war, seine Studien anzufangen, in das Jesuitencollegium nach la Fleche. In allen Disciplinen übertraf er hier an Talent und Lernbegier, besonders aber in der Dichtkunst seine Mitschüler. Auch in der Algebra machte er große Fortschritte. Nach Vollendung seines Cursus über die scholastische Philosophie verließ er, unzufrieden mit seinen bisherigen Kenntnissen, 1612 la Fleche und begab sich auf Anrathen seines Vaters nach Paris, um daselbst den Ton der großen Welt zu lernen und so als Weltmann sein Glück zu versuchen. Hier überließ er sich eine Zeitlang den Vergnügen großer Städte, dem Spiel und andern geistlosen Zerstreuungen. Dieser Lebensart bald überdrüssig, suchte er die Bekanntschaft der Gelehrten, erneuerte seine Freundschaft mit dem Pater Mersenne, den er schon zu la Fleche kennen gelernt hatte, und trat in vertraute Verbindungen mit Mydorge, einer der größten Mathematiker seiner Zeit. Durch den Umgang mit Ersterem wurde er namentlich von seiner Spielsucht geheilt und ganz für die Philosophie gewonnen. Von nun an widmete er sich ganz der Untersuchung

er Wahrheit, und als Mersenne, wegen einer ihm angetragenen Lehrelle Paris verließ, entzog sich Descartes völlig der Welt und lebte bis 616 an den äußersten Enden der pariser Vorstadt St.-Germain. Als n hier endlich einer seiner ehemaligen Gesellschafter entdeckte, verließ r Paris und nahm Kriegsdienste. Er focht in Holland unter dem Prinzen Moritz. Während er hier die Waffen trug, war einst an den Straßen von Breda eine mathematische Aufgabe angeschlagen; unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm en Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Probems, Professor Beeckmann; er lächelte über den jungen Officier und ard sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf die Aufgabe gelöst atte. Von da ging Descartes nach Deutschland und trat in baierische, ndlich in kaiserliche Dienste, entsagte aber zuletzt der militairischen Laufahn, durchreiste Ungarn, Polen, Deutschland, die Niederlande und ehrte nach Frankreich zurück. Nach einer nachmaligen Wanderung urch die Schweiz und Italien beschäftigte er sich zu Paris mit physikaischen Versuchen, der Fortsetzung jener Forschungen, die er schon in aierischen Kriegsdiensten zu Neuburg an der Donau begonnen, seitdem ber wieder aus den Augen verloren hatte, nämlich mit den festen Grundlagen einer sichern Metaphysik. Aber auch hier trieb ihn eine momentane Anwandlung aus dem friedlichen Schoße der Wissenschaften noch einmal unter's Heer und erst, nachdem er der Belagerung von Rochelle beigewohnt, kehrte er wieder nach Paris zurück, vertauschte aber 629, um sein System der Philosophie zum Druck auszuarbeiten, sein Vaterland mit dem Aufenthalte in Holland, und förderte hier sein erstes Werk (1639) über die Art Wissenschaften zu studiren, u. d. T.: „Dothode" an's Licht; eine Schrift, worin er die Fundamentalsätze der ogik genauer zu begründen suchte und mehre moralische Maximen vorug. Diesem schriftstellerischen Versuche folgten (1640) seine „Meditaionen", worin die Hauptwahrheiten der natürlichen Theologie und Psychologie nach des Verfassers Meinung, unerschütterlich bewiesen und iermit zugleich die festeste Grundlage zu der ganzen Philosophie gegeben eyn sollte. 1649 ging er auf dringende Einladung der Königin Christina von Schweden nach Stockholm und starb hier im Febr. 1650, wo ein Körper einbalsamirt, dann nach Paris gebracht und in der Kirche er heil. Geneviève du Mont begraben wurde. Carteſius war nicht bloß Philosoph, sondern auch großer Mathematiker, Astronom und Physiker. Sein Ruhm und Glück, das er als Philosoph machte, hängt zum Theil von seinen Einsichten und Verdiensten in andern Wissenschaften ab. Sein Ziel, die Philosophie als evidente Wissenschaft zu begründen, war lobenswerth; es fehlte ihm aber an propädeutischen Einsichten, an Methode, und er ging viel zu rasch zu Werke, um aus dem Zustande des Zweifels, den er als Bedingung alles Philosophirens betrachtete, zum Besitze der Wissenschaft zu gelangen. Seine Prinzipe sind unbestimmt und precär und das System von Folgerungen, welches er vermittelst der logischen Methode daraus zieht, kann nur durch einen Schein von Evidenz trügen. Er gehet von dem Selbstbewußtseyn und dem Denken aus, schließt daraus auf die Existenz der denkenden Substanz (Cogito: ergo sum), welche sich von allen materiellen Dingen unterscheidet und daher von denselben unabhängig ist, deren Wesen aber in dem Denken besteht, welches daher erkennbarer ist als der Körper.

Klarheit und Deutlichkeit ist ihm das zureichende Kriterium der Wahrheit. Die Seele denkt nicht Alles gleich deutlich, in Vielem ist sie ungewiß, und also nur eine unvollkommene, endliche Substanz. Sie findet aber in sich die angeborne (innata) Idee eines absolut vollkommnen Wesens oder Geistes, dessen erstes Attribut die Existenz ist. Durch die Erkenntniß der Existenz des vollkommensten Wesens wird die Evidenz und Wahrheit aller Erkenntniß absolut begründet. Gott als unendliches Wesen, ist Urheber des Universums, welches unendlich ist; die materiellen und denkenden Substanzen, woraus es besteht, sind vollkommen endlich; sie haben den Grund ihres Daseyns und der Fortdauer in Gott (System der Assistenz, welches in der Folge von de la Forge und Malebranche zum System des Occasionalismus ausgebildet wurde). Körper und denkende Substanzen sind einander wesentlich entgegengesetzt. Das Wesen der Körper besteht in der Ausdehnung. Da er darin Materie und Raum nicht unterschied, so war es ihm ein Leichtes, mittelst der Bewegung und deren Gesetzen, die er unmittelbar von Gott ableitete, durch seine Wirbel das physische Weltgebäude zu construiren. Die Seele, deren Wesen im Denken besteht, ist einfach und immateriell, und hat ihren Sitz in der Zirbeldrüse. Aus der Immaterialität der Seele folgert er ihre Unsterblichkeit, und um diese nicht den Thieren einräumen zu müssen, machte er diese zu lebenden Maschinen. Die Seele ist frei, weil sie sich frei denkt, in der Freiheit liegt die Möglichkeit des Irrthums. Auch machte er einen Unterschied zwischen den passiones und actiones der Seele. Willensthätigkeiten, Einbildungen und Gedanken gehören zu den letzten ihrem Grunde nach. Bei den Ideen nennt er erworbene, gemachte und angeborne. Die ersten entstehen durch Objecte vermittelst der Bewegung in den Organen. Lebenswärme und Bewegung rührt bei ihm nicht von der Seele, sondern von den Lebensgeistern her. Die Gemeinschaft der Seele und des Körpers erklärt er durch das System der Assistenz. Descartes hat, ungeachtet der Fehler seines Philosophirens, der Verwechselung des Denkens und Erkennens, der Grundlosigkeit und des Mangels an Bündigkeit in den Folgerungen und der innern Widersprüche, welche ihm klarer eingeleuchtet haben würden, wenn er auch die praktische Philosophie bearbeitet hätte, doch das Selbstdenken durch die Form und die Materie seines Systems, und selbst durch seine blendenden und kühnen Hypothesen in hohem Grade befördert, zur Untersuchung der Theorie des Denkens und Erkennens und des Unterschieds von beiden genöthigt, zur Entscheidung des Kampfes zwischen Supranaturalismus und Rationalismus, zwischen Empirismus und Speculation Veranlassung, der Scholastik den Hauptstoß versetzt, das Interesse des Philosophirens belebt und auf die Verirrungen desselben aufmerksam gemacht. Viele ausgezeichnete Denker nahmen an seinen Bemühungen Theil. Er erhielt an Hobbes, Gassendi, Huet u. A. scharfsinnige Gegner, die mit philosophischer Ruhe seine Hauptsätze prüften, aber auch viele leidenschaftliche Bestreiter und Verfolger, besonders unter den Theologen und Anhängern der Schulphilosophie, die ihn des Atheismus und Scepticismus beschuldigten. Viele treffliche Denker bildeten sich in seiner Schule, oder nahmen sich doch seiner Philosophie an, welche ungeachtet der harten Verfolgungen und der gegen sie ergangenen Verbote (1643 in Italien und 1651 in Holland) doch sich in den Niederlanden und Frankreich (weniger in England und Deutschland) ver-

breitete und auf alle Theile der Philosophie, auf Logik, Metaphysik, Ethik, und selbst auf die Theologie einen wirksamen Einfluß hatte. Seine Werke sind mehrmals einzeln und zusammen herausgekommen (z. B. Amsterdam 1692, 9 Bde., 4.). 1828 wurden seine „Oeuvres complètes“ in 9 Bdn. von Cousin in Paris neu herausgegeben. Sein Leben haben Baille und Tepelius beschrieben. Vgl. Buhle's „Geschichte der neuern Philosophie“, Bd. 3, S. 1, und die Lobschriften von Gaillard, Thomas und Mercier, nebst Leibnitz in seinen Briefen über ihn. Auch hat Heidenreich über die Entwickelung des Geistes und über die Philosophie von Descartes lehrreiche Betrachtungen geschrieben im 1. Th. seine „Originalideen ꝛc.“

Descendenten, s. Absteigende Linie.

Descension, s. Absteigung.

Des dur (Musik), diejenige harte Tonart, deren Grundton des ist. Die Töne h, d, e, a und g werden nur einen halben Ton erniedrigt, es sind daher 5 b vorgezeichnet.

Deserre (Hercule) Graf, franz. Staatsminister und 1822 fg. Botschafter am Hofe zu Neapel, ein durch Talente und Energie ausgezeichneter Staatsmann und Redner, geb. zu Metz 1774, stammte aus einer adeligen Familie Lothringens. 1791 wanderte er aus und machte mehre Feldzüge in der Armee des Prinzen Condé mit. In der Folge erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, und bildete sich zu einem Sachwalter. Bonaparte ernannte ihn zum Generaladvocaten beim Appellationshofe zu Metz, dann zum Präsidenten des Appellationshofes zu Hamburg, wo er sich durch Rechtlichkeit, Mäßigung und Thätigkeit Achtung erwarb. Er verließ Hamburg kurz vor der Einschließung 1813. 1814 stellte ihn Ludwig XVIII. als ersten Präsidenten des Appellationshofes zu Colmar an. Während der hundert Tage hielt er sich bei dem Könige in Gent auf. Nachher wählte ihn das Departement des Oberrheins zum Abgeordneten bei der Kammer von 1815; hier machte er sich durch die Kraft, mit welcher er die ultraroyalistische Mehrheit bekämpfte, dem Ministerium ebenso bemerkbar, als er das Vertrauen der Nation gewann. 1816—18 bekleidete er die Stelle eines Präsidenten der Kammer mit Würde und Unparteilichkeit; zugleich war er Mitglied des Staatsraths in dem Ausschusse für die Gesetzgebung. Im Dec. 1818 ernannte ihn der König zum Großsiegelbewahrer und Justizminister. Als solcher schloß er sich an das System von Decazes an; insbesondere zeichnete er sich 1819 durch seine Vertheidung der 3 Gesetzvorschläge über die Presse aus, welche den 17. Mai, den 26. Mai und den 9. Juni an die Stelle der bisherigen Censur traten. Auch widersetzte er sich mit Nachdruck der Abänderung des Wahlgesetzes. Heftig klagte er in seiner Rede am 23. März 1819 die Parteisucht der Ultras als die Ursache an, daß die 1815 im Süden von Servant, Truphémi u. A. begangenen Verbrechen unbestraft geblieben wären. Das ungestüme Verlangen der Liberalen aber, daß alle Königsmörder zurückgerufen werden möchten, wies er durch sein berühmtes Jamais! zurück (am 17. Mai 1819). In der Folge trennte er sich von den Doctrinairs, deren Grundsätze auch die seinigen gewesen waren, und unterstützte Decazes, als dieser im Febr. 1820 das Wahlgesetz von 1817 abzuändern vorschlug. Als hierauf in dem parlamentarischen Kampfe über die Gesetzvorschläge des abgegangenen Premierministers die Erbitterung der Par-

teien auf das Höchste gestiegen war, vollendete er, durch die Annahme der vorgeschlagenen Abänderungen des neuen Wahlgesetzentwurfes am 9. Juni 1820, den Sieg der gemäßigten rechten Seite und des Ministeriums. Indem er so der Haupturheber des neuen Wahlgesetzes von 1820 wurde, leistete er den Royalisten die größten Dienste, machte sich aber die Liberalen gänzlich zu Feinden. Zur Belohnung erhob ihn der König in den Grafenstand und ertheilte seinem Sohne ein Majorat von 20,000 Fr. jährlicher Einkünfte. Deserre selbst hatte kein Vermögen und eine zahlreiche Familie. Als die neuen Wahlen von 1820 u. 1821 eine große Zahl von Ultraroyalisten in die Deputirtenkammer brachten, bildete sich eine mächtige Opposition der rechten Seite gegen das Ministerium. Die Wortführer derselben, Corbière und Villèle, strebten, selbst in das Ministerium zu kommen, und ihr Einfluß bewirkte endlich die am 14. Dec. 1821 erfolgte Ministerialveränderung, nach welcher Deserre, Pasquier, Latour-Maubourg, Simeon, Portal und Roy aus dem Ministerium traten, und Peyronnet an Deserre's Stelle Justizminister und Siegelbewahrer wurde. Deserre selbst soll zu des Letztern Ernennung mit beigetragen haben. Er trat jetzt nicht auf die Seite der Opposition, obgleich er dem Gesetzentwurf des neuen Ministeriums, das die Jury bei dem Urtheile über Preßvergehen aufheben wollte, entgegen war, und deßhalb in der Deputirtenkammer (im Febr. 1822) durch seinen Freund, Herrn Froc de la Boulaye, erklären ließ, daß er fester als je von der Nutzbarkeit des Geschwornengerichts überzeugt sey. Das Ministerium indeß erreichte seinen Zweck. Oefters Kränklichkeit hinderte den Grafen Deserre, an den Verhandlungen persönlich Theil zu nehmen. Im Mai 1822 begab er sich auf seinen Gesandtschaftsposten von Neapel, wo er den 21. Juli 1824 starb. (Vgl. sein Leben in den „Zeitgenossen", Heft XIX.)

Deserteur wird derjenige Soldat genannt, der ohne Erlaubniß seiner Obern sich von seinem Regimente entfernt, mit dem Willen, nicht mehr zu demselben zurückzukehren. Desertion ist immer ein Eidbruch, und die Strafe, die ein solch eingeholter Deserteur empfängt, hängt von den Umständen und den Motiven seiner Entfernung ab. Bei den Römern wurde Derjenige, der über den gegebenen Urlaub von der Armee wegblieb, oder sich von dem Heere weiter entfernte, als man die Trompete hören konnte, als Deserteur betrachtet. In Kriegszeiten war der Tod auf die Desertion gesetzt; in Friedenszeiten verlor in diesem Falle ein Ritter sein Pferd, und wer kein Ritter war, wurde zu einer niedrigern Classe der Soldaten herabgesetzt. Bei den Griechen mußten die Deserteurs in Athen nach einem Gesetze des Charondas drei Tage nach einander in weiblicher Kleidung auf öffentlichem Markte sitzen. Dieses Verbrechen wird auch heutzutage durch Umstände (z. B. wenn der Soldat von seinem Posten desertirt, zum Feinde übergeht) vergrößert oder vermindert. Desertion im Frieden wird meist mit Versetzung in die 2. Klasse und 1jähriger Festungsstrafe oder 6wöchentlichem strengen Arrest, schwerer die Desertion einer Schildwache von dem Posten bestraft. Desertion heißt auch die Entweichung einer Frau von der Seite ihres Mannes, oder des Mannes von seiner Gattin, welches den Desertionsprozeß veranlaßt und Ehescheidung zur Folge hat. Endlich bezeichnet man mit diesem Ausdrucke die Versäumniß des Beweises, welcher einem Rechtsanwalde binnen einer bestimmten Frist zu liefern aufgegeben ist.

Deseze (Raymond), Graf, Ludwigs XVI. Vertheidiger vor den Schranken des Nationalconvents, stammte aus einer alten Familie ab und war der Sohn eines berühmten Parlamentsadvocaten in Bordeaux, in welcher Stadt er 1750 geboren ward. Aus Neigung widmete er sich der Advocatur und entwickelte dabei ungewöhnliche Talente. Durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure ward er dem Minister de Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen. Sein Ruhm war schon gegründet, als ihm das schwere Geschäft übertragen wurde, Ludwig XVI. zu vertheidigen, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit voraussahen, es allein zu beendigen. Für die Verfertigung der Schutzschrift blieben ihm nur 4 volle Nächte; die Tage verstrichen unter den Untersuchungen der Actenstücke und den nöthigen Unterredungen mit seinen Collegen. Deséze lieferte aber dessenungeachtet in seiner Vertheidigungsschrift ein Meisterstück, welchem nur der Vorwurf zu machen ist, daß er darin zu sehr als bloßer Advocat spricht und sich nicht zu dem höhern Standpunkte des Staatsmanns erhebt. Am 26. Dec. 1792 hielt er die Vertheidigungsrede vor den Schranken des Convents. In der Folge ward er als verdächtig verhaftet und erst durch den 9. Thermidor befreit. Nach der Zurückkehr der Bourbons ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zum ersten Präsidenten des Cassationshofes und zum Großschatzmeister der königl. Orden ernannt. 1815 folgte er dem Hofe nach Gent und wurde nach dessen Zurückkunft Graf, Pair von Frankreich und, an Ducis's Stelle Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris den 2. Mai 1828.

Desfontaines (Pierre François Guyot), geb. zu Rouen 1685, trat 1700 in den Jesuitenorden und lehrte Rhetorik zu Rennes. 1715 verließ er jedoch den Orden wieder und arbeitete später an dem „Journal des savans", ward hierauf in das Bicêtre eingesperrt, weil man ihm Schuld gab, die Jugend zu verderben, durch Voltaire's Einfluß aber wieder in Freiheit gesetzt, dessen unversöhnliche Feindschaft gegen ihn erst später entstand. Er starb zu Paris 1745. Unter seinen periodischen Schriften zeichnen sich aus: „Nouvelliste du Parnasse ou Réflexions sur les ouvrages nouveaux" (2 Bde.), welche von der Regierung unterdrückt wurde; „Observations sur les ecrits modernes" (Paris 1735, in Verbindung mit Granet, dann fortgesetzt durch Fréron, Mairault und d'Estrées, 35 Bde., bis 1745) und „Jugemens sur les ouvrages nouveaux" (Avignon 1745 und 46, 11 Bde., die beiden letzten von Mairault. Außerdem übersetzte Desfontaines Virgils Werke (Paris 1743, 5 Bde.), die Oden des Horaz und Mehres aus dem Englischen, unter andern Gullivers Reisen, und war Mitarbeiter an mehren geschätzten Werken, bei der Uebersetzung von de Thou's Geschichte ꝛc. Er hatte mit Voltaire heftige literarische Streitigkeiten. Wenn indeß Letzterer durch die Ueberlegenheit seines Witzes die Lacher auf seine Seite zu ziehen wußte, so ist man doch längst darüber eins, daß das Recht keineswegs so ganz auf seiner Seite war, und daß die Kritiken des Abbé Desfontaines zwar streng, aber nicht ungerecht zu nennen sind. Er hatte vielen Antheil an dem „Dictionnaire néologique" (6. Aufl., Amsterd. u. Lpz. 1750), welches die Galle des verwöhnten und reizbaren Dichters am meisten in Bewegung setzte. — Desfontaines de la Vallée, geb. 1733, st. zu Paris 1825, hinterließ Romane, komische Opern, Vaudeville-Stücke ꝛc.

Deshoulières (Antoinette), französ. Dichterin, lebte von 1638 bis 1694 zu Paris. Sie suchte besonders der Hirtenpoesie ein neues Interesse zu verschaffen, und ist eine von den Dichterinnen, deren Werke den wahren Charakter einer praktischen Weiblichkeit haben. Sie sprach und verstand mehre fremde Sprachen; ihre Anmuth und Lebhaftigkeit machten sie zur Zierde der besten damaligen Gesellschaften. In späterer Zeit, wo sie oft anhaltend krank war, beschäftigte sie sich mit der Philosophie. Verschiedene gelehrte Gesellschaften nahmen sie zu ihrem Mitgliede auf. Voltaire gab ihr den Rang vor allen französ. Dichterinnen. Aus einer uns unbekannten Ursache wurde sie im Febr. 1658 zu Brüssel von den Spaniern in Verhaft genommen, allein von ihrem Gatten, einem Offizier, befreit. Der 2. Theil ihrer Werke wurde erst nach ihrem Tode von ihrer Tochter, Antoinette Therese, welche auch, wiewohl mit weniger Erfolg, Dichterin war, herausgegeben. Beider Gedichte vereinigt kamen überdieß noch zu Paris 1753 in 2 Bdn. in 12., und zu Brüssel 1740 in 2 Bdn. 8vo. u. d. T.: „Oeuvres de Madame et de Mademoiselle Deshoulières", heraus. Ihre Idyllen gehören noch jetzt zu den bessern französischen. Moralische Reflexionen waren ihr die liebsten. Diese kleidete sie mit einer eigenen Art von Naivetät und eleganter Simplicität in bukolische Empfindungsgemälde ein, die man weder zu der Schäferpoesie im theokritischen Styl noch zu der romantischen rechnen kann. So entstanden ihre hinlänglich bekannten Eklogen. Die berühmteste unter diesen („Les moutons") gehört einem unbedeutenden, fast gar nicht bekannt gewordenen Dichter, Namens Antoine de Cotel oder Coutel (starb 1580), an. Sie ist beinahe wörtlich abgeschrieben, nur mit einiger Veränderung der Versart und veralteten Wendungen. Ihre Oden sind sämmtlich höchst mittelmäßig. Sie schrieb ferner ein Trauerspiel „Genserich". Auch zu dieser Dichtungsart hatte unsere Dichterin kein Talent, und man rieth ihr, unter Anwendung einer bekannten franz. Redensart, zu ihren Moutons zurückzukehren. In ihren poetischen Briefen, Epigrammen und Madrigalen finden sich viele feine und treffliche Bemerkungen, welche sie, besonders durch die Vergleichung des Menschen und Dem, was ihr als natürliche Weisheit der Thiere erschien, aufzufinden wußte. — König Friedrich II. hat eine Auswahl von ihren und Chaulieus Gedichten drucken lassen u. d. T.: „Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu (Berlin 1777); sie ist aber wenig bekannt geworden.

Desiderius, letzter König der Longobarden, wurde 756 nach König Atulfs Tode, dessen Heere er befehligt hatte, zum König erwählt. Der Papst machte große Anforderungen an ihn, und da er nicht Willens schien, diese zu befriedigen, so rief derselbe den König Pipin herbei, wodurch Desiderius gezwungen wurde, dem Papst fast noch mehr zu bewilligen, als dieser früher von ihm verlangt hatte. Nach Pipins Rückkehr nach Frankreich brachen jedoch die Streitigkeiten von Neuem aus, und da während dieser Zeit derselbe starb, so wandte sich der Papst an Karl den Großen, der, ungeachtet er des Desiderius Schwiegersohn war, nach Italien zog und 774 dem longobardischen Reiche in Italien ein Ende machte, nachdem es 206 Jahre gedauert hatte. Desiderius, mit seiner ganzen Familie gefangen genommen, wurde nach Frankreich abgeführt, wo er bald darauf starb.

Desmarest 1) (Nicol.), geb. zu Soulaine im Dep. Aube 1725, gest. i Paris 1815; als ausgezeichnetes Mitglied der Akademie der Wissenhafften zu Paris, vielfach verdient um Förderung der Nationalindustrie; ar auch Mitherausgeber der „Encyclopédie méthodique". 2) (Anselm ßaëren), Sohn des Vor., geb. zu Paris 1784, Prof. der Zoologie an er Veterinärschule zu Alfort, einer der ausgezeichnetsten Zoologen unrer Zeit. Mitarbeiter an dem von Deterville herausgegebenen „Diconnaire d'histoire naturelle" und der „Encyclopédie méthod." Wichg sind seine Werke: „Histoire naturelle des oiseaux" (12 Lieferungen, aris 1805, gr. Fol., mit farbigen Kpfrn.); „Histoire naturelle des rustacées fossiles (Ebend. 1815, 4., mit Kpfrn.); besonders aber Mammaliologie, ou Description des mammifères" (2 Thle., ebend. 820, 1823.

Desmologie, die Bänder- und Flechsenlehre, ein Theil der Anaomie (s. d.).

Des moll (Musik), eine der weichen Tonarten, statt der man, um ie Vorzeichnung zu vieler b zu vermeiden, meist cis moll mit einer orzeichnung von 4 ♯ braucht. Nur im Lauf der Modulation kommt e zuweilen vor.

Desmoulins (Benoit Camille), einer der exaltirtesten Häupter der anz. Revolution, wurde 1762 zu Guise in der Picardie geboren. Im udwigscollegium zu Paris erhielt er seine erste Bildung, war daselbst Mitschüler von Robespierre und mehren andern jungen Leuten, die ämmtlich späterhin in der Revolution eine wichtige Rolle spielten. Er urde Advokat zu Paris. Sein Feuergeist, der ans Excentrische grenzte, ieß ihn die Grundsätze der Revolution mit Lebhaftigkeit ergreifen, ohne hre Folgen vorauszusehen. Er redete und schrieb ohne irgend einen lan und durchrannte alle Caffeehäuser, wo politische Versammlungen ehalten wurden, sowie er sich bei allen Zusammenkünften, die täglich m Garten des Palais-Royal Statt hatten, einfand. Vom Anfang der evolution an verband er sich mit Robespierre, welcher in ihm ein eicht entzündbares Gehirn fand. Den 13. Juli haranguirte er die or dem Palais-Royal versammelte Volksmenge, beredete sie, eine auseichnende Cocarde zu tragen und die Bastille zu stürmen. Diese wurde un belagert und genommen. Nach diesem ersten Erfolge fuhr er ifrigst fort, die Gemüther sowohl durch Flugblätter als durch Reden u erhitzen, und gab sich den Titel: General-Procurator der Laterne. r war einer der Stifter des Clubbs der Cordeliers und schrieb dessen agsblatt. Auf kurze Zeit nahm er die Partei des Generals Lafayette, ber dessen Flucht er jedoch sehr aufgebracht wurde. Mehre nächtliche usammenkünfte, die er zu Mousseaux mit dem Herzoge von Orleans atte, lassen vermuthen, daß er der Agent desselben war. Die Einleiung der Scenen auf dem Marsfelde, wo die Abschwörung Ludwigs erlangt wurde, war sein Werk. Er ward hierdurch genöthigt, sich inige Zeit verborgen zu halten. Aber am 20. Juni 1792 zeigte er ich wieder in voller Würde, als die Vorstädter St.-Antoine nach en Tuilerien sich begaben, um den König zu zwingen, das Decret egen die unbeeidigten Priester zu unterzeichnen. Der 10. Aug. vererrlichte sein Ansehen noch mehr; er ward in dieser Zeit Secretair es Justizministers Danton, dem er seitdem unerschütterlich treu blieb. lls Mitglied des Nationalconvents stimmte er für den Tod des Königs

und hatte den Muth, den Herzog von Orleans zu vertheidigen. Dann trug er zu dem Sturze der 22 (Girondisten) bei. Aber seine Anhänglichkeit an Danton gereichte ihm zum Verderben. Robespierre strebte mit Riesenschritten der Dictatur entgegen. Camille erhielt den Auftrag, in seinem Journale „Le vieux cordeliers" den Anfang zum Sturze seiner Partei zu machen. Er erklärte sich daher gegen das Schreckenssystem und wagte es, das Wort Milde (clemence) auszusprechen. Dieß Wort bewirkte aber auch sein Todesurtheil. St.-Just, den er ebenfalls bespöttelt hatte, klagte ihn vor dem Heilsausschusse als heimlichen Royalisten an und erwirkte für die Nacht vom 31. März 1794 seine und seiner Anhänger Verhaftung. Am 4. April ward er zum Tode verurtheilt, „als mitschuldig, die Monarchie wieder herstellen zu wollen". Den 5. ward er nur mit Gewalt zum Richtplatze geführt; seine Augen sprüheten Feuer als seine Hände geknebelt wurden. Mit ihm starben Danton, Chabot, Bazire u. A. Seine schöne und geistreiche Gattin, die er anbetete, liebte auch ihn so zärtlich, daß sie verlangte, ihm aufs Blutgerüst zu folgen. Robespierre, ihren Wunsch erfüllend, ließ ihr den Proceß machen, und nach 10 Tagen wandelte sie, aber mit mehr Standhaftigkeit als ihr Gatte, denselben Weg. Desmoulins's Schriften sind vergessen.

Desorganisation, der höchste (6.) Grad des thierischen magnetischen Zustands, in welchem, nach der Theorie, der in ihn Versetzte allen geistigen individuellen Lebensbeschränkungen entrissen, zu einer höhern Verbindung mit der ganzen Natur gelangt ist und in dieser nur durch die höchsten und edelsten Gefühle belebt wird.

Despot, bedeutete ursprünglich, im Griechischen, nichts weiter als Herr, im Gegensatz von Diener, Sklave; späterhin ward es ein Ehrentitel, den die griech. Kaiser ihren Söhnen und Schwiegersöhnen beilegten, wenn sie ihnen die Verwaltung einer Provinz übertrugen. Alexis III. Angelus soll diese Würde zu Ende des 12. Jahrh. eingeführt und ihr den ersten Rang nach dem Kaiser beigelegt haben. So gab es einen Despoten von Morea, von Serbien ꝛc. Der türkische Titel der Fürsten von der Moldau und Walachei (Hospodar) ist ein Ueberbleibsel davon. Nach dem jetzigen Sprachgebrauch ist Despot ein eigenmächtig und tyrannisch regierender Fürst. Der Despot erkennt kein Recht seiner Unterthanen, sie sind insgesammt Sklaven und Mittel, er schaltet und waltet mit ihrem Leben, Freiheit und Eigenthum nach Gutbefinden; er glaubt, der Staat sey seinetwegen, nicht er des Staates wegen da, und mit dem Allen hebt er eigentlich den Staat auf. Asien ist die eigentliche Heimath des Despotismus und er herrscht dort, sowie in Afrika. Despoten waren Tiberius, Caligula, Nero u. A. Eine solche Gewaltherrschaft (Despotie, Despotismus) kommt aber nicht bloß in Monarchien vor, sondern wird auch in andern Staatsformen gefunden, wo dann mehre Personen, welche insgesammt das Staatsoberhaupt bilden, sie ausüben, wie z. B. die 30 Tyrannen in Athen.

Dessalines (Jacob), Neger, auf der Goldküste geboren, gehörte anfangs, als Sklave nach St.-Domingo gebracht, einem freien Schwarzen und zeichnete sich bei den Unruhen der Insel durch so viel Unerschrockenheit und Thätigkeit aus, daß ihn Jean François, einer der ersten schwarzen Generale, zu seinem Adjutanten ernannte. Als dieser sich mit Toussaint Louverture entzweite, folgte Dessalines der Partei des Letz-

tern, bekämpfte mit vielem Glück den Mulattengeneral Rigaud, sowie auch späterhin zugleich mit Christoph den General Leclerc, dem er sich nach Toussaints Gefangennehmung ergab, und, von demselben angestellt, so viel Eifer in Entwaffnung der Schwarzen zeigte, daß er dessen Vertrauen gewann. Bald empörte er sich aber wieder und wußte sich im Norden der Insel gegen die Franzosen zu behaupten, die er endlich zwang, die Insel völlig zu räumen, worauf es ihm nicht schwer ward, sich die Herrschaft anzumaßen und sich unter dem Namen Jacob I. zum Kaiser ausrufen zu lassen (den 8. Oct. 1802). Er suchte sich nun auch des spanischen Theils von St.-Domingo zu bemächtigen, ward aber von dem General Ferrand, der sich mit wenigen Franzosen dorthin begeben hatte, gezwungen, dieses Vorhaben aufzugeben. Mißlaunig hierüber, drückte er seine eigenen Unterthanen auf das Grausamste; dieß hatte eine Verschwörung zur Folge, an deren Spitze sein Nachfolger Christoph und der Mulatte Petion, nachheriger Präsident der Republik St.-Domingo, sich befanden, und der gemäß er am 17. Oct. 1806 ermordet ward.

Dessau, Herzogthum in Deutschland, einer Linie der Fürsten von Anhalt gehörig, liegt meist an der Elbe und Mulde, enthält, den 1793 geerbten Antheil der zerbster Linie mitgerechnet, 17 QM., 57.500 Einw., ist völlig eben, theils fruchtbar, theils sandig und haidig, bringt Getreide, Oelgewächse, Taback, Färberröthe, Holz, Zuchtvieh (Schweine, veredelte Schafe), Fische (Lachse, Welse, Störe), Töpferthon, Porzellanerde, hat wenig Industriezweige (etwas Tuchmacherei). Es wird regiert von einem souverainen Herzog, der mit den übrigen anhaltischen Fürsten und mit Oldenburg und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15., im Plenum aber eine eigene Stimme hat. Die Einkünfte schätzt man auf 510.000 Gldn. Außerdem besitzt der Herzog noch viele mittelbare Besitzungen in Deutschland und in Ostpreußen unter preuß. Hoheit, welche zusammen 27 QM. betragen, mit 66.000 Einw. in 8 Städten, 4 Flecken u. 940 Dörfern, einem Einkommen von 200.000 Gldn. Das Bundescontingent ist 529 Mann; Eintheilung des Herzogthums in 15 Aemter. — Die Geschichte von Anhalt-Dessau ist die des gesammten Anhalt (s. d.) bis zum J. 1606, wo die Theilung Anhalts in 4 Theile erfolgte und Johann Georg I., der älteste Bruder, Stifter der Linie Dessau ward. Ihm folgte Johann Kasimir, Georg II. und Leopold (s. d., der alte Dessauer), Wilhelm Gustav, und 1751 Leopold Friedrich Franz (s. d.), der von Napoleon 1807 den Herzogstitel erhielt, dem Rheinbunde beitrat und 1817 starb. Ihm folgte sein Enkel, Leopold Friedrich (geb. 1794), welcher gegenwärtig (Ende April 1832) noch regiert. — Die Residenzstadt Dessau, an der Mulde, unweit der Elbe, Sitz der obersten Landesbehörden, hat 2 Schlösser, mehre Kirchen, schöne Reitbahn, Jagdzeughaus, Schauspielhaus, viele Unterrichtsanstalten (jüdische Franzschule und die aus Basedows Philanthropin [s. d.] entstandene Hauptschule), in 920 Häusern nahe an 10.000 Einw. (worunter viele Juden mit einer Synagoge), welche Tuch weben, Gold- und Silberarbeiten machen, Lachse fangen, Handel treiben. In der Nähe die Lustschlösser Luisium, Georgium und Vogelbeerd mit schönen Kunstanlagen, Parks ꝛc., der Drehberg (herzogliche Grabstätte), der Stieglitzberg, das Badehaus in der Mulde, der schöne Gottesacker und ein Vitriolwerk. Eine Meile von der Stadt liegt Wörlitz (s. d.).

Dessert, Nachtisch, wird der letzte Aufsatz einer Tafel genannt, welcher aus feinen Früchten, Gelée's, Confituren ꝛc. und feinen Weinen besteht. Zu dieser letzten Tracht pflegt man besondere kleinere Teller, Messer und Gabel und eigene Löffel zu den Cremen, besondere Gläser zu den Weinen ꝛc. aufzutragen; besteht das Dessert bloß aus Früchten, so nennt es der Franzose nur le fruit. Von den ältesten Zeiten der nehmen wir die Sitte wahr, nach den derberen Speisen gleichsam noch eine Spielerei oder Ergötzlichkeit folgen zu lassen, die zugleich das Auge beschäftigt. Darum bedarf es auch, um bei solennen Gelegenheiten ein Dessert gehörig anzuordnen, nicht ganz gemeiner Kenntnisse der Götterlehre, Architektonik, Perspective ꝛc.; denn bei einem Gastmahle muß das Dessert irgend ein Ganzes, ein Lokalverhältniß ꝛc. darstellen. Gärten mit wohlriechenden Springbrunnen; Tempel und Ruinen; wohl angebrachte Statuen; Triumphzüge aus der Fabelwelt, sind die gewöhnlichen Verzierungen der Tafeln, welchen sonst die Porzellan-Fabriken bedeutend vorarbeiteten, deren Producte aber nach neuerem Geschmacke fast ganz durch Krystallaufsätze verdrängt worden sind. In unzähligen großen und kleinen Platten, Tellern, Blättern und Muscheln, werden dann um den Hauptaufsatz herum, Creme, Confituren, Früchte gruppirt, und gewöhnlich wird ein solches Dessert erst im Vorsaale aufgestellt, damit die Bedienten es auf der Tafel gehörig aufzutragen verstehen. Die italienische Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behauptet; das zeigt das wundersame Dessert auf der Hochzeittafel zu Kana, in dem Gemälde von Paul Veronese. Ein nicht weniger berühmtes Dessert zierte die Hochzeittafel Ludwigs XV. bei seiner Vermählung mit Maria Leczinka 1725. Noch jetzt hat man in Paris weiter als irgendwo auf künstliche Desserts gesonnen, und die ältern Künstler, Desfreyes und Delorme, sind durch Datfoy völlig verdunkelt. Seine Dessertaufsätze stellen die schönsten Muster der Baukunst und Bilderei dar; sie enthalten mythologische und historische Gruppen; auch weiß er dabei zierliche Tafelfeuerwerke anzubringen. In einem Nu verwandelt sich der Aufsatz in ein Miniaturfeuerwerk, ambrosische Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleichwohl wird selbst der feinste Stoff durch den Feuerregen nicht im mindesten verletzt. Bei deutschen und englischen Gastereien, besonders bei letztern, pflegt sich das Dessert in die Trinktafel zu verlieren und wird gewöhnlich erst durch den Caffee auf der Serviette verdrängt.

Dessin (franz.), jedes Muster, nach welchem ein Kunstwerk, besonders eine Weberei, Stickerei, gearbeitet wird. **Dessin abtragen**, das auf Papier gezeichnete Muster auf seinem ganzen Umriß mit Nadeln durchstechen, auf das zu stickende Zeuch legen und feinen Kohlenstaub oder gepulverte Kreide darauf streuen; die auf dem Zeuche entstandenen Punkte geben dann einen Umriß, nach welchem das Muster leicht mit Kreide, Röthel oder Tinte nachgezeichnet werden kann.

Dessolles (Jean Joseph Paul Augustin, Marquis), Generallieutenant und Pair von Frankreich, Staatsminister ꝛc., stammte aus einer angesehenen adeligen Familie in Gascogne. Er ward zu Auch im Gersdepart. den 3 Juli 1767 geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Beim Ausbrucke der Revolution stellte er sich unter die Fahnen der Freiwilligen, diente 1792 als Capitain in der westlichen Pyrenäenarmee, wurde Adjutant des Generals Reynier und kam in den Generalstab.

1796 ward er als Generaladjutant und Bataillonschef bei der italienischen Armee unter Bonaparte angestellt und überbrachte die Urkunde des zu Leoben 1797 abgeschlossenen Präliminarfriedens nach Paris. Hierauf zum Brigadegeneral ernannt, schlug er die Oestreicher im Veltlin bei Santa Maria, wurde im April 1799 Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes unter Scherer bei der Armee von Italien, wo er sich Moreau's Achtung und Freundschaft erwarb. Vorzüglich zeichnete sich Dessolles, nebst seinem Freunde Gouvion St.-Cyr, durch Heldenmuth in der Schlacht bei Novi aus. Als Moreau im Frühling 1800 an die Spitze der Rheinarmee kam, verlangte und erhielt er den tapfern Dessolles zum Chef seines Generalstabes. Dieser berühmte Feldzug und die Schlacht bei Hohenlinden gründeten den militairischen Ruf Dessolles's, dessen Berichte noch jetzt als musterhaft angesehen werden. 1803 commandirte er provisorisch, nach Mortier's Abgang, die Armee von Hanover, in welchem Lande er sich durch Mäßigung und Uneigennützigkeit allgemeine Achtung erwarb. Nach Bernadotte's Ankunft ging er nach Paris, wo er sich, nebst Macdonald und Lecourbe, in Moreau's Processe für die Unschuld seines Freundes lebhaft erklärte. Bald nachher zog er sich auf sein Landgut bei Auch zurück. 1808 übertrug ihm der Kaiser ein Commando in Spanien, das er mit ebenso viel Tapferkeit als Menschlichkeit führte. Von 1810—12 lebte er wieder als Privatmann in Frankreich; denn seine Ansichten stimmten nicht zu den Planen des Kaisers. Gleichwohl ernannte ihn Bonaparte 1812 zum Chef des Generalstabes bei dem Armeecorps des Vicekönigs; allein nach der Eroberung von Smolensk nahm er, weil er den Zug in das Innere von Rußland mißbilligte, zur Herstellung seiner Gesundheit, seine Entlassung und ging nach Paris, wo er mit Talleyrand in Verbindung stand. Am 31. März 1814 ertheilte ihm die provisorische Regierung den Befehl über die pariser Nationalgarde. Damals erklärte er sich, ebensowie Talleyrand, in der Nacht vom 6. April, vor dem Kaiser Alexander gegen die von Bonaparte als Bedingung seiner Abdankung vorgeschlagene Regentschaft der Kaiserin Maria Louise, und für die Wiederherstellung der Bourbons. Bald darauf wurde er zum Militaircommandanten des Seinedep. und zum Chef des Generalstabes der von Monsieur, dem Bruder des Königs, befehligten Nationalgarde von Frankreich ernannt. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair und Staatsminister. Während der hundert Tage lebte er als Privatmann auf seinen Gütern. Den 7. Juli 1815 trat er wieder als Pair in die Kammer ein, und Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Mitgliede des Geheimenraths. Weil er aber das Reactionssystem der Ultras mißbilligte und in der Pairskammer für die Befolgung constitutionneller Grundsätze sprach, so sah er sich veranlaßt, im Oct. 1815 das Commando der pariser Nationalgarde niederzulegen, welches hierauf dem Herzog von Reggio verliehen ward. Er lebte nun abwechselnd auf seinen Gütern und in Paris, wo er in den Commissionen der Pairskammer sehr thätig war und vorzüglich das Recrutirungsgesetz unterstützte. Am 29. Dec. 1818 erhielt er in dem von Decazes gebildeten Ministerium die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und den Vorsitz im Ministerium, wodurch er an Richelieu's Stelle trat. Zugleich erhob ihn der König zum Marquis. Als Minister dem constitutionnellen System treu, widersetzte sich Dessolles mit großer Lebhaftigkeit der Abänderung des Wahlgesetzes von 1817; dieß war auch die Veranlassung, warum er, nebst seinen mit ihm

gleichgesinnten Collegen, St.-Cyr und Louis, am 17. Nov. 1819 aus dem Ministerium des Grafen Decazes heraustrat. Sein Nachfolger war Baron Pasquier. Dessolles wurde damals seiner Festigkeit wegen von der Nation nur le ministre honnête homme genannt. Auch der König, der ihn 1814 zum Großkreuz der Ehrenlegion, 1818 zum Commandeur des St.-Ludwigs- und 1820 zum Commandeur des heil. Geistordens erhoben hatte, behielt ihn als seinen Staatsminister bei und fragte ihn öfter um seine Meinung als Mitglied des Geheimenraths. Diese Stellen verlor er jedoch 1822, theils in Folge seiner bei den Deputirtenwahlen im Mai ausgesprochenen Gesinnung, theils weil er sich zur Opposition hielt. Bei den Verhandlungen der Pairskammer stimmte er öfter wie Talleyrand. Geradheit, constitutionnelle Festigkeit und Freimuth zeichneten diesen Staatsmann aus, welcher zu Paris am 2. Nov. 1828 starb. (Vgl. „Zeitgenossen", Heft XIX.)

Destillation ist eine Art Abdampfung in verschlossenen Gefäßen, wobei die Einrichtung getroffen ist, daß die zu destillirende Materie durch die Wärme sich in Dämpfe verwandelt, welche wegen ihrer Elastizität sich ausdehnen, in dem kühlern Theil der Destillirgeräthschaft ihren Wärmestoff absetzen, wieder in ihren vorigen Aggregatzustand zurückkehren und in das mit der Destillirgeräthschaft verbundene Gefäß abfließen. Durch die Destillation werden flüchtige Materien von mehr festern abgesondert, auch Flüssigkeiten von verschiedener Flüchtigkeit von einander getrennt, oder verschiedene Flüssigkeiten genauer mit einander verbunden. Man theilt die Destillation ein in die aufsteigende (Destillatio per ascensum) und in die absteigende (Destillatio per descensum) ein; bei der letztern werden die Dämpfe nach unten zu getrieben und sie ist kaum noch bei einigen Verrichtungen gebräuchlich, z. B. bei der Gewinnung des Theers und des Birkenöls. Bei der aufsteigenden Destillation hingegen wird das Feuer unter das Destillirgefäß gebracht, z. B. unter die Blase; die Dämpfe steigen dann in die Höhe und verdichten sich in dem obern Theil des Destillirgefäßes, indem sie ihren Wärmestoff daselbst absetzen. Sonst unterschied man auch noch die seitwärtsgehende Destillation (Destillatio obliqua, Destillat. latus); allein man kann zwischen ihr und der aufsteigenden keinen besondern Unterschied auffinden, als den, daß die Dämpfe weniger hoch sich erheben. Die Destillirgeräthschaften bestehen aus Retorten (s. d.), oder Kolben mit Helmen oder aus Destillirblasen mit Helmen. Man legt die Retorten bei der Destillation gewöhnlich in eine Sandkapelle, oder in manchen Fällen auch in ein Wasserbad, wenn sie aber nicht zu unbedeutend groß sind und man keine besonders hohe Temperatur nöthig hat, so kann man sie auch bloß in einen Drahtkorb legen, den man über einem Windofen oder einer Kohlpfanne aufhängt. Wenn die Retorten einer Hitze ausgesetzt werden sollen, bei der das Glas schmelzt, so muß man anstatt der gläsernen irdene, am Besten aus einer Art von Schmelztiegelmasse verfertigte Retorten anwenden, die man zur Vorsicht noch mit einem Beschlage überzieht. Zu vielen Arbeiten sind eiserne Retorten sehr brauchbar, z. B. zur trocknen Destillation der Knochen und andern Substanzen, die das Eisen nicht angreifen. Die gläsernen Tabulatretorten (retortae tabulatae) sind zu vielen Arbeiten unentbehrlich. Die Kolben (Cucurbitae) stellt man bei der Destillation aufrecht und setzt auf die Mündung einen Helm (alembicus, capitulum). Der Helm muß mit einer Traufrinne versehen seyn, die sich in den Schna-

el verläuft, ohne vorstehende Erhabenheit, welche das Abfließen der flüssigkeit verhindert. Die Vorstöße (tubi intermedii), die man zwischen er Retorte und der Vorlage anbringt, theils um letztere recht weit vom Ofen zu entfernen, theils auch um eine bessere Abkühlung der Dämpfe arin zu bewirken, sind bei den meisten Arbeiten überflüssig, wenn nämich der Retortenhals die gehörige Länge hat. Bei der Destillation aus läsernen Retorten thut man sehr wohl, wenn man nicht nur den Retorenhals, sondern auch die Vorlage mit nassen Tüchern oder feuchtem öschpapier umwickelt und durch öfteres aufgetröpfeltes Wasser abkühlt, eil dadurch die Arbeit sehr beschleunigt wird. Im Sommer ist es rathm, die ganze Vorlage unter Wasser zu legen und das Wasser zu ereuern, wenn es warm ist, vorzüglich wenn man sehr flüchtige Substanen, z. B. Aether destillirt. Daß die Fugen bei jeder Destillation gut verlebt seyn müssen, versteht sich von selbst, ehe man aber die Oeffnungen lebt, müssen die Gefäße fest einander schließen und nicht wanken; daher mwindet man den Retortenhals vorher mit einem Papierstreifen, ehe an ihn in die Oeffnung des vorzulegenden Kolbens steckt. Zum Verleben dienet in vielen Fällen ein bloßer Streifen naßgemachter Schweinsase oder Papierstreifen mit Kleister überstrichen. Wo starke Säuren bzutreiben sind, nimmt man einen fetten Kitt aus weißem Bolus und einölfirniß, der auf Leinwandstreifen gestrichen und mit Bindfaden fest mwickelt wird, oder auch ein Lutum aus Leimwasser und Thon oder grannten Gyps. Man macht einen Unterschied zwischen der feuchten oder er Destillation auf nassem Wege (Destillatio humida), und zwischen der rocknen Destillation (Destillatio sicca); die erste findet Statt, wenn Flüssigkeiten, oder Flüssigkeiten und feste Körper zugleich der Destillation nterworfen werden; bei der letzten werden bloß trockne Körper, z. B. Pflanzentheile oder thierische Substanzen für in verschlossenen Gefäßen em Feuer ausgesetzt, und geben Dämpfe, die sich zu Flüssigkeien verdicken. So werden alle empyreumatische Oele, brandige Säuen ꝛc. durch trockne Destillation gewonnen. Die Regierung des Feuers st bei jeder Destillation die Hauptsache, die Temperatur darf nicht zu gelinde, aber auch nicht zu hoch seyn. In der Regel muß man bei jeder Destillation anfangs ganz gelindes Feuer geben, um das Zerspringen der Gefäße zu verhüten und dann es bis auf den gehörigen Grad vermehren. Der Aether, versüßte Säuren, Alkohol erfordern einen geringern Hitzgrad, als den, wobei das Wasser siedet; Säuren, Quecksilber u. a. einen stärkern Grad. Manche Substanzen erfordern gegen das Ende der Arbeit oft Glühfeuer. Ist das Feuer bei flüchtigen Substanzen zu stark, so verliert man viel von dem Destillate, oder verdirbt es auch wohl, und wendet man umgekehrt bei schwer zu destillirenden Materien ein zu schwaches Feuer an, so geht wenig oder nichts über und man verbrennt das Feuermaterial umsonst. Durch einige Uebung lernt man indessen bald den gehörigen Feuersgrad kennen, ohne dazu eben ein Thermometer nothwendig zu haben. Destillirt man aus gläsernen Gefäßen über freiem Feuer, so muß man zum Feuermaterial gut gebrannte Holzkohlen anwenden, auch unter die Sandkapellen gehört sich die Feuerung mit Kohlen; aus der Blase hingegen kann man Wasser und andere nicht sehr flüchtige Substanzen mit Holz destilliren. Torf und Lohballen sind auch ein gutes Feuermaterial bei Destillationen, die keinen sehr hohen

Grad von Hitze erfordern. Im Kleinen kann man Destillationen über der Lampe vornehmen. Wir empfehlen Lentin's Schrift: „Ueber den Proceß der Destillation" (Göttingen 1799). Die neuesten Verbesserungen des Brennzeuges beschreiben Klaproth und Wolf im „Chemisch. Wörterb." (Berlin 1807 fg.), im 1. Suppl.-Bd., S. 589 fg., wo auch die Literat. angeführt ist. Ein allgem. Uebers. gewährt Schreger's „Beschreibung der chemischen Geräthschaft" (Fürth 1802, 3 Bde.).

Destouches (Philippe Nericault), einer der besten franz. Lustspieldichter, geb. 1680 zu Tours, bildete sich im Collegium Mazarin zu Paris, trat dann in Kriegsdienste und begleitete hierauf den Marquis de Puisieux, Gesandten in der Schweiz, als Sekretär nach Luzern. Hier entwickelte sich sein Schriftstellertalent für die Bühne, und sein erstes Lustspiel: „Le Curieux impertinent", dessen Stoff er aus dem „Don Quixote" des Cervantes entlehnte, fand glänzenden Beifall auf dem Theater. „Der Undankbare", eins seiner ersten Erzeugnisse, beurkundete besonders sein unverdorbenes Herz. Der Ruf seines Geistes und seiner diplomatischen Kenntnisse verschafften ihm die Gunst des damaligen Prinzregenten von Frankreich, welcher ihn 1717 nebst dem Abbé Dubois nach England sandte, um diesem in den Geschäften behülflich zu seyn. Nach Dubois's Abgang besorgte er diesen Posten allein, erwarb sich hohe Verdienste durch seine ausgezeichnete Geschäftsführung und verheirathete sich in England. Der Regent hatte ihm glänzende Anerkennung seiner Verdienste bei einstiger Rückkehr nach Frankreich versprochen, starb aber, ehe er sein Wort lösen konnte. Destouches zog sich, nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, auf sein Landgut Fort-Oiseau zurück, entschlossen, das Glück und dessen Wandelbarkeit zu vergessen. Er widmete sich daselbst bis an das Ende seiner Tage dem Landbau, der Philosophie und den Musen. Der Cardinal Fleury, dem seine Brauchbarkeit nicht entging, wollte ihn der Einsamkeit entreißen und als Gesandter nach Petersburg schicken; der Dichter aber verbat sich diesen Posten. Er starb auf seinem Landgute 1754. Destouches ist nächst Molière und Regnard der vorzüglichste Lustspieldichter Frankreichs. Die Anzahl seiner Stücke ist nicht gering. Besonders werden sein „Le glorieux" und „Le philosophe marié" als Hauptwerke der franz. Bühne betrachtet. Leichte Erfindung, feine Charakterzeichnung, Eleganz, Lebhaftigkeit und Witz des Dialogs zeichnen seine Stücke besonders aus. Seine Epigramme sind unbedeutend. Sein Sohn besorgte auf Befehl Ludwigs XV. die Herausgabe seiner Werke, 4 Bde., Paris 1757; ferner erschienen sie Paris 1759, mit Kpfrn., u. Ausg. in 4 Thln., ebend. 1824, 4. Meißner und Mylius gaben eine Auswahl seiner Stücke heraus: „Destouches für Deutsche" (Leipzig 1778, 1. Bd. (ein 2. ist nicht erschienen). Außerdem haben Romanus, Dyck und Jünger mehre seiner Lustspiele für die deutsche Bühne bearbeitet.

Detaschement, ein von dem Hauptcorps abgeschickter Haufen Soldaten, der, wenn er einige tausend Mann beträgt, auch detachirtes Corps genannt wird. Kleinere Haufen unter 50—100 Mann heißen Commando's. Man gebraucht sie, um sich der vom Feinde noch besetzten Posten zu bemächtigen und um während der Schlacht dem Feind in die Seiten und in den Rücken zu fallen. — 2) Eine Abtheilung von der Stärke einer Compagnie, welche nur für einige Zeit, etwa für die Dauer eines Krieges errichtet ist, so: Jägerdetachement.

Detachirte Note, in der Musik eine Note, welche zur Hälfte durch einen dahinter gesetzten Punkt in eine Pause verwandelt ist, oder ein halb Mal mehr gilt, als sie sonst gegolten haben würde.

Detachirte Werke sind unter den Außenwerken einer Festung diejenigen, welche in der Entfernung von 200 und mehr Schritten jenseits des Glacis vorgerückt liegen, und zur Festhaltung einer dominirenden Höhe oder eines andern Punkts dienen. Sie haben die Form der Bastions, Sternschanzen, Redouten, Fleschen u. s. w. Jetzt braucht man auch zu ihnen häufig die Montalembert'schen, d. h. bombenfeste, mit mehren Geschützreihen besetzte Thürme.

Detail. Unter diesem Worte versteht man die einzelnen Theile eines größern Ganzen, dann auch die genauern Umstände einer einzelnen Sache. Daher heißt: ins Detail gehen, detailiren, kleine sonst unbedeutende Umstände erörtern, prüfen und bestimmen. In der Kaufmannssprache wird Detailhandel dem Großhandel entgegengesetzt, weil jener sich auch über das Kleine im Handel, dieser hingegen sich nur auf große Massen (en gros) erstreckt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausschnitthändler). — Auch in der Kunstsprache hat dieses Wort seine Bedeutung erhalten und bezeichnet hier die genauere Ausarbeitung der einzelnen Theile, z. B. eines Kopfes, wozu nicht bloß der genaue Umriß des Ganzen, sondern auch die Darstellung der einzelnen, selbst für sich unbedeutenden Züge gehören, weil sie zur Charakterisirung des Ganzen nothwendig sind. Unser Denner (s. d.) mag hierin als Muster angeführt werden, der in seinen trefflichen Köpfen sogar die Schweißporen mit bewunderungswürdiger Kunst nachzubilden verstand. Daß man auch in der grauen Vorzeit in den bildenden Künsten das Detail im geringern oder höhern Grade als bedingt angesehen und nicht immer vernachlässigt hat, bewies zu seiner Zeit schon Phidias in der einen Statue seines Jupiter, worin es ihm gelungen war, den gerechten und zürnenden und zugleich den gütigen und liebevollen Gott in der treffendsten Wahrheit darzustellen. Ebenso müssen Dichter und Redner ins Detail zu gehen wissen, wenn sie anders eine lichtvolle, anmuthige und alles Trockene vermeidende Darstellung des Ganzen entwerfen wollen.

Determination (v. lat., Philos.), Bestimmung eines Begriffs durch Zusammensetzung (Synthesis) einzelner Merkmale und zwar so, daß man davon von dem Allgemeinen zu dem Besondern übergeht, während bei der Analysis (Zerlegung) eines Begriffs vom Besondern ausgegangen wird, und daß man durch fortgesetzte Zergliederung erst zu der allgemeinen Vorstellung gelangt. Determinationsvermögen, der Verstand, insofern er neue Merkmale mit seiner Vorstellung verknüpft.

Determinismus, in der philosophischen Moral der Lehrsatz, daß der Wille freier, denkender Wesen durch irgend einen Grund bestimmt wird, also alle freie Handlungen der Menschen aus einem vorhergegangenen Zustande nothwendig und unvermeidlich folgen. Denkt man sich diesen Grund einer menschlichen Handlung in den Gesetzen der Natur, oder gar im thierischen Instinkt: so hebt der Determinismus den Begriff der Freiheit auf, die nicht nothwendig durch sinnliche Antriebe bestimmt wird, und zerstört damit alle Sittlichkeit. Denkt man ihn sich aber in einer von der Natur und den Erscheinungen der Zeit nicht abhängigen Ursache, sondern in einer allgemein nothwendigen Gesetzmäßigkeit der

Dinge an sich selbst, so wird damit nur behauptet, daß Nichts von ungefähr sey. Hiernach ist dieser Lehrsatz nur eine unmittelbare Folge aus dem Satze von zureichendem Grunde. Ein Vertheidiger und Anhänger dieser Bestimmungslehre heißt Determinist. Der Gegensatz von Determinismus ist Indeterminismus.

Detmold, 1) s. Lippe-Detmold; 2) Amt im Fürstenthum Lippe-Detmold; hat 15.400 Einw.; theilt sich in das eigentliche Amt Detmold und mehre Voigteien; 3) Hauptstadt des ganzen Landes und Residenz des Fürsten, liegt an der Werra, ist Sitz der obersten Landesbehörden, hat ein Schloß, Seminar, Gymnasium mit Bibliothek, ein Waisen- und Krankenhaus, und in 350 Häusern 2460 Einw. Dabei ist das Schloß Friedrichsthal. Unweit Detmold liegt das Schlachtfeld, wo Hermann den Varus besiegte; hier auch Schlacht zwischen Wittekind und den Sachsen und den Franken unter Karl dem Großen; letztere wurden geschlagen.

Dettingen, Dorf im Landger. Stockstadt des Untermainkreises (Baiern); hat 500 Einw. Hier Schlacht 1743, unglücklich für die Franzosen unter Noailles gegen die Kaiserlichen und Engländer, unter Georgs II. persönlicher Anführung. Die Franzosen überraschten die Engländer auf dem Marsche, und würden sie geschlagen haben, hätten nicht die Herzoge von Grammont und von Harcourt den an den Main gelehnten Flügel der Engländer umgangen und die franz. Batterien am andern Ufer des Mains dadurch gehindert zu feuern; der Sieg blieb folgenlos.

Deukalion, Vater des Hellen und Stammvater der Hellenen, war der Sohn des Prometheus, eines Fürsten in der Gegend des asiatischen Gebirges Kaukasus, und der Pandora. Ums Jahr der Welt 2430 führte Deukalion eine Colonie aus Griechenland und ließ sich zu Lykorea auf dem Gebirge Parnaß nieder. Von hier aus machte er als Anführer der parnassischen Völker, besonders der Kureten und Leleger, einen Einfall in Thessalien, woraus er die Pelasger vertrieb und einen Theil zwang, ihm unterthänig zu werden. In diesen Gegenden erlitt er im 16. Jahrh. v. Chr. die, unter den Namen Deukalionische Flut bekannte Ueberschwemmung, welche vorzüglich mit daher so furchtbar wurde, weil der Fluß Peneus noch keinen Abfluß hatte, indem ihn die Gebirge Ossa und Olympus aufhielten. Als er sich mit Gewalt einen Weg gebahnt hatte, verlief sich das Wasser wieder. Die Mythe erzählt darüber Folgendes: Jupiter entschloß sich, die Menschheit wegen ihrer Sittenlosigkeit zu vertilgen und ließ daher eine solche Menge Regen fallen, daß die ganze Erde davon überschwemmt wurde, sodaß selbst die höchsten Berge unter Wasser standen und die Menschen alle zu Grunde gehen mußten. Nur der Gipfel des Parnassus blieb frei und errettete den frommen Deukalion und seine Gemahlin Pyrrha. Nachdem die Gewässer wieder in ihre Ufer getreten waren, fragten sie das Orakel der Themis auf dem Parnassus um Rath, wie sie die Erde wieder bevölkern sollten. Dieß befahl ihnen, die Gebeine ihrer Mutter mit verhülltem Antlitz hinter sich zu werfen. Lange sannen sie über diesen dunklen Götterspruch, bis sie endlich bedachten, daß die Gebeine ihrer Mutter nichts anders seyn könnten als die Steine, welche die Mutter-Erde zusammenhalten, wie die Gebeine den menschlichen Körper. Sie warfen also mit wegge-

andten Blicken Steine hinter sich, und zu ihrem Erstaunen verwandel-
n sich die Steine des Deukalion in Männer und die der Pyrrha in
Weiber. Uebrigens werden mehre Umstände von den alten Schriftstel-
ern über die Ueberschwemmung erzählt, die mit denjenigen, welche die
eiligen Bücher von Noah anführen, viel Aehnlichkeit haben. S. Sünd-
lut.

Deus ex machina (lat.), 1) wörtlich: ein Gott aus der Maschi-
e; 2) in Schauspielen und Romanen das unerwartete Dazwischentreten
iner Person, die den Knoten mehr zerhaut als löst. Das Sprichwort
ührt von dem Theater der Alten her, wo zuletzt oft ein helfender Gott
urch Maschinen auf das Theater herabgelassen wurde und den Knoten
öste; 2) auch im gewöhnlichen Leben das glückliche Eintreten eines un-
erhofften Umstands.

Deut, eine niederdeutsche und holländische Scheidemünze, deren 8
uf einen Stüber gehen; uneigentlich eine unbedeutende Kleinigkeit.

Deutlich, 1) leicht zu erkennen; 2) Philos.), eine Vorstellung heißt
lar, wenn sie abgesondert von andern ähnlichen oder verwandten Vor-
ellungen für sich im Bewußtseyn aufgefaßt wird; deutlich aber, wenn
an ihre einzelnen Merkmale für sich in bestimmten Erklärungen sich
um Bewußtseyn bringen kann, oder, wenn man eine Vorstellung durch
ie Unterscheidung und Zusammenfassung aller Theilvorstellungen ihres
nhalts und Umfangs denkt. Es gibt Grade der Deutlichkeit. Deut-
ichkeit vom 1sten Grad ist ein Begriff, von dem man Merkmale ange-
en kann; Deutlichkeit vom 2ten Grade, wenn man Merkmale von den
Merkmalen kennt ꝛc.

Deutsche Baukunst, s. Baukunst (Geschichte der) und Köl-
er Dom.

Deutsche Bibliotheken. 1) Heidelberg, Universitäts- und Kur-
ürstliche Bibliothek, angelegt um 1390, und verzeichnet 1396, ansehn-
ich vermehrt durch die Sammlung R. Agricola's und H. v. Dalberg's,
esonders 1584 durch die überaus reiche Fugger'sche ꝛc.; sie enthielt
egen 4000 Handschriften, darunter 1956 lateinische, 431 griechische und
in Folge der Vorliebe Friedrichs IV.) 846 deutsche, als sie, nachdem
illy Heidelberg erobert hatte, seit dem 19. Sept. 1622 beraubt und
er größte Theil 1623 von Leone Allazzi nach Rom geschafft, und mit
er Vatikan'schen vereinigt wurde. Eine neue wurde angelegt 1652,
urch die Vorräthe M. Frehers und D. Pareus verstärkt, an diese gab
816 die Pariser-Bibliothek 38 altclassische und die Vatikan'sche 852
eutsche Handschriften zurück. 2) Prag, Dom-Bibliothek auf dem Hrad-
hin, mit schätzbaren Handschriften; Universitäts-Bibliothek, schon im
5. Jahrh. beträchtlich durch Bücher des Prämonstrat. Stiftes Strahow,
it alten Drucken gut ausgestattet, der Bücher der Kreuzherrn, der Au-
ustiner u. a. 3) Ingolstadt, Universitäts-Bibliothek 1477, jetzt in
andshut, hat viele Handschriften und Inkunabeln. 4) Frankfurt a. M.,
om-Bibliothek mit Handschriften, Seltenheiten und vielen alten Druk-
en; Stadt-Bibliothek, gestiftet 1484, verzeichnet 1562, im Wachsthume
egriffen und 1823 in einem neuen Gebäude aufgestellt. 5) Wien, kai-
erliche Hof-Bibliothek, der ersten Anlage nach sehr alt, als öffentlich
egründet von Maximilian I., und eingerichtet unter Maximilian II. und
eopold I., fortwährend vermehrt durch Ankauf der Lambeck'schen, des
r. Eugen, des Gr. Hoheneck ꝛc., Vermächtnisse und Einverleibungen;

sie enthält über 12.000 Handschriften und über 300.000 Bände und wird viel benutzt. 6) Hamburg, Raths-Bibliothek 1529, vermehrt 1739 durch die L. Ch. Wolf'sche. 7) Augsburg, Stadt-Bibliothek 1537, gegründet durch die Sammlung X. Betulejus, M. Welser ꝛc.; ihre großen Handschriftenschätze sind seit 1806 in München; doch aus Klosterbibliotheken neu entstehend und auch jetzt nicht arm. 8) Nürnberg Stadt-Bibliothek, aus Büchervorräthen aufgehobener Klöster zusammengebracht 1538. 9) Leipzig, die Pauliner- oder Universitäts-Bibliothek, deren Grundlage die Dominikaner-Bibliothek ist, eingerichtet 1544 und durch Vorräthe aufgehobener Klöster und mehre Vermächtnisse, neuerdings durch Ankauf der Schäfer'schen Sammlung bereichert, hat ziemlich viele Handschriften und typographische Seltenheiten. 10) Jena, Universitäts-Bibliothek 1548, begründet durch die dahin gebrachte wittenberger Universitäts-Bibliothek, durch viele Vermächtnisse und durch Ankauf der Bose'schen, Sagittarius'schen, Danzi'schen, Buder'schen u. a. Sammlungen vermehrt, hat Handschriften und typographische Seltenheiten. 11) Zeitz, Stifts-Bibliothek, durch Vermächtniß des Bischofs Jul. Pflug 1568, vermehrt durch Reinesius und Milke's Sammlungen, hat mehre Handschriften und gegen 14.000 Bände. 12) Danzig, Stadt-Bibliothek 1580, durch ansehnliche Vermächtnisse bereichert. 13) Dresden, königl. Bibliothek, gegründet 1556 in Annaburg von Kurfürst August und 1586 nach Dresden geschafft, und durch Ankauf der Werther'schen vermehrt; dazu kamen die Taubmann'sche, Besser'sche, Bünau'sche, Brühl'sche u. v. a.; sie ist musterhaft geordnet und literarisch gemeinnützig, enthält 2700 Handschriften, über 220.000 Bände und 150.000 Dissertationen ꝛc. 14) München, königl. Bibliothek, von Albrecht V. angelegt 1595, durch Ankauf der H. Schedel'schen, J. A. Widmanstadt'schen und H. J. Fugger'schen, fortwährend vermehrt, besonders seit 1802, sodaß sie jetzt mit ihrem Handschriften-Vorrath neben der Wiener die erste Stelle in Deutschland behauptet und durch ihre ausgebreitete Nutzbarkeit sich auszeichnet; sie enthält über 400.000 Bände. 15) Wolfenbüttel, angelegt 1604 auf dem Schloße Hitzacker, von Herzog August d. J. 1636 nach Braunschweig, und 1644 nach Wolfenbüttel verlegt, überaus reich an vortrefflichen Handschriften und seltenen Drucken. 16) Berlin, königl. Bibliothek, angelegt 1656 von Friedrich Wilhelm dem Großen, öffentlich 1661 und seitdem ansehnlich vermehrt. 17) Breslau, die Th. Rehdiger'sche, der Vaterstadt vermacht 1575, und in der Elisabethkirche öffentlich 1658, überaus reich an vortrefflichen Handschriften, welche erst in der neuesten Zeit bekannter zu werden angefangen. Die Magdalenäische Bibliothek, die Neustädter oder Bernhardiner-Bibliothek, die Universitäts-Bibliothek, zum kleineren Theile, doch dabei die Steinwehr'sche historische und Oelrichs'sche Pommer-Brandenburgische, mit eigenthümlichen Mitteln zur Fortsetzung von Frankfurt a. d. O. 1811 mitgebracht; zum größeren aus den Sammlungen aufgehobener Stifter und Klöster erwachsen, enthält über 2000 Handschriften, meist theologischen und historischen Inhalts, und mehr als 160.000 Bände mit vielen Incunabeln. 18) Gotha, Herzogliche Bibliothek um 1680, seitdem vielfach vermehrt, reich an Handschriften und Incunabeln, durch Gemeinnützigkeit und gute Verzeichnisse ausgezeichnet; abgesondert aufgestellt ist die Bibliothek Herzogs Ernst II., und die sehr wichtige Seetzen'sche Sammlung orientalischer Handschriften. 19) Weimar, Großherzogliche Biblio-

thek, gestiftet 1619, beträchtlich vermehrt seit 1718. (20 Kassel, Kurfürstl. Bibliothek, bedeutend seit 1700, durch mehre Seltenheiten und äußerst genaue Verzeichnisse merkwürdig. 21) Hanover, Königliche Bibliothek, öffentlich 1718. 22) Karlsruhe, Großherzogliche Bibliothek, ansehnlich vermehrt seit 1771. 23) Stuttgart, Königl. Bibliothek, 1784 vermehrt durch die Vort'sche Bibelsammlung. 24) Darmstadt, Großherzogliche Bibliothek, öffentlich seit 1812, ungemein reich, gut gewählt, geordnet und verzeichnet. 25) Die durch literarische Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit treffliche Anordnung und Verzeichnung, ausgebreitete Nutzbarkeit ausgezeichnete Universitäts-Bibliothek in Göttingen seit 1736, enthält über 300.000 Bände. Außerdem viele Universitäts-Bibliotheken mit eigenthümlichen Vorzügen, z. B. die Altorf'sche, gegründet 1598, dabei die Trev'sche von 34.000 Bänden, Schwarz'sche von 12.000 Bänden u. a.; die Mainzische, mit vielen herrlichen Incunabeln; die Kölnische; die Bambergische, jetzt erst bekannter mit ihren großen Handschriften und typographischen Schätzen; die Würzburg'sche; Erlangen'sche; Marburg'sche; die Rostock'sche mit der Tych'en'schen vermehrt; die Tübingen'sche; sehr viele Klosterbibliotheken, meist in größere Sammlungen übergegangen; im Oestreichischen die zu Tegernsee, Kremsmünster, Melk, St.-Florian, Neuburg ꝛc.; viele Stadtbibliotheken, unter welchen der besonnenen Richtung wegen die zu Bremen vorzügliche Aufmerksamkeit verdient; und eine Menge bedeutender Privat-Bibliotheken.

Deutsche Bildhauerkunst. Kaum dämmerte in Italien der Morgen für die bildende Kunst, als sie auch in Deutschland sich zu entwikkeln begann. Vor allen verdienen zuerst genannt zu werden **Bernward**, Bischof zu Hildesh. († 1015) und **Thiemo**, Erzbischof v. Salzb. († 1110) (s. bde.). Die altdeutsche (sogenannte gothische) Baukunst rief die Bildhauerkunst in diesem Zeitraume besonders zur Thätigkeit auf, und ihr danken wir die bessern und eigentlichen Bildwerke. Gleich bei dem Eingange der Kirchen wurden die spitzgewölbten Thorbögen mit unzähligen, kleinen, heiligen Figuren bekleidet, um den Vorbeigehenden zum Besuchen des Tempels einzuladen, den Hineintretenden, noch ehe er das geweihte Haus betrat, schon durch den Anblick der vielen Heiligen und Märtyrer allen weltlichen Gedanken zu entziehen und ihn vorzubereiten zu der hohen Feier des innern Gottesdienstes. Im Innern selbst wurde die kühne Höhe der Säulen, aber nur derjenigen, die vorzüglich gesehen wurden, durch große Statuen, meistens der Mutter, des Sohnes und der Apostel, die auf leichten, zierlichen Fußgestellen und unter ähnlichen Bedeckungen standen, gemildert. An den äußern Seitenwänden endlich und an den Thürmen waren in gewissen Entfernungen Statuen in kleinen, laubverzierten Kapellchen angebracht, die man die äußern Beschützer des Heiligthums nennen kann. Auch an diesen Werken ist der deutsche Fleiß und die deutsche Frömmigkeit nicht zu verkennen. Viele derselben, wie wir am Dom zu Köln u. a. Kirchen des Mittelalters sehen, zeichnen sich durch einen sehr leichten Faltenwurf der Gewänder, manche auch durch eine sehr kühne und charakteristische Haltung und durch wahren Ausdruck in den Gesichtern aus. Die Namen der deutschen Künstler aus jener frühern Periode sind unbekannt. Ihre Lehrer waren höchst wahrscheinlich Byzantiner. Mit Albrecht Dürer, dem deutschen Michel Angelo, beginnt in Deutschland die Reihe der Bildhauer; ebenso ernsthaft und gelehrt in seiner Zeichnung als der Italiener, ein nicht minder

großer Meister des Ausdrucks, und in allen Theilen der Kunst, wie Jener, berühmt. Er zeigte sich als trefflichen Bildner in großen und kleinen, ganz und halb erhobenen Gestalten aus Holz und Stein. In Nürnberg war noch lange nach ihm eine Reihe höchst schätzbarer Bildgießer und Bildschnitzer. Dem unglücklichen Andreas von Schlüter, geb. 1662 zu Hamburg, der in Berlin die schöne Reiterstatue von Kurfürst Friedrich Wilhelm vollendete, die in aller Kenner Augen ein Meisterstück ist, gebührt hier eine ehrenvolle Erwähnung. Er hatte sich nach Michel Angelo gebildet, seinen ernsthaften Geschmack geerbt und sich auch, wie er, als großer Architekt bewiesen. Das Zeughaus zu Berlin ist ein redendes Denkmal seines vortrefflichen Geschmackes. In Wien und Dresden that sich im Anfang des 18. Jahrh. Balthasar Permoser, ein Salzburger, hervor. Leonhard Kern, 1580 zu Forchtenberg geb., bildete sich in Italien und arbeitete mit vieler Kunst in Holz, Stein und Elfenbein. Gottfr. Leygebe, 1630 zu Freistadt in Schlesien geb., 1683 zu Berlin gest., besaß die zuvor unbekannte Kunst, aus einer Masse von Eisen kleine Rittergestalten zu machen. Von ihm ist Kaiser Leopold I. zu Kopenhagen, Karl II. von England als heil. Georg zu Dresden, und Kurfürst Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller arbeitete an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitssäule zu Wien. Der Ritter Gabr. Grupello (s. d.), ein Brüsseler, einer der größten Künstler seiner Zeit († 1730), arbeitete u. a. die treffliche Equestrstatue des Kurf. Johann Wilhelm zu Düsseldorf. Uebrigens sind Messerschmidt (s. d.), Zwenkhof, Dunker und Stahlmeier aus Wien, Osner aus Nürnberg, Schwarz aus Dresden, Adam, die Brüder Ränz, J. A. Nahl, Alexander Trippel (s. d.) geboren 1747 zu Schaffhausen, gestorben zu Rom 1793, dessen Werke von tiefem Studium der Antike zeugen, zu erwähnen. Die jetzige Zeit ist stolz auf mehre wackere deutsche Bildner. Als den berühmtesten von allen nennen wir zuerst Johann Heinrich von Dannecker geb. 1758 zu Stuttgart, daselbst Professor der bildenden Künste. Seine vorzüglichsten Werke sind: Ariadne, auf einem Leoparden reitend (von Moritz Bethmann in Frankfurt für 20.000 Fl. erkauft), 2 kolossale Büsten Schiller's, ein Amor und als Gegenstück eine Psyche (im Besitz des englischen Generals Murray), Monument des Grafen Heppelin zu Ludwigsburg im Park, seine Büsten gekrönter Häupter und deren Dynastien, vor allen aber ein kolossaler Christus (vgl. d.) für die Kaiserin Mutter in Rußland, jetzt im Besitz des russischen Kaisers. Es ist kein Zweifel, daß er auf dieses Werk am meisten Studium, Zeit und so zu sagen Frömmigkeit verwandt hat. Seitdem beschäftigte ihn 1825 die 7 Fuß hohe Statue des Evangelisten Johannes für die königl. Kapelle auf dem Rothenberg. Auch wiederholte er sein Christusbild in derselben Größe. Einfach in Motiven und Composition, das Sinnreiche dem Phantasiereichen vorziehend, voll Wahrheit, Natur und Leben, ist sein Genius dem der Alten verwandt zu nennen, an deren Studium er sich emporgebildet hat, und die Nachbarschaft des königlichen Antikensaals, der in seiner Wohnung befindlich ist, wirkt nicht störend und beschämend auf die Werkstätte des Künstlers. Unter seinen Schülern sind bis jetzt Wagner und Zwerger in Rom die vorzüglichsten. Friedr. Wilh. Döll (st. 1816 zu Gotha, s. d.), aus dessen Werken die Bekanntschaft mit den classischen Werken der alten Kunst hervorleuchtet. Landolin Ohmacht, geb. um 1768 zu Rotweil, lehrte bei dem vortreffli-

hen Melchior in Frankenthal, vollendete seine Bildung in Italien. In Hamburg arbeitete er ein Denkmal, welches dem Bürgermeister Rodde im Dom zu Lübeck errichtet wurde, und Klopstock's Büste, beide in Marmor und von großer Vollkommenheit. 1801 ward er nach Strasburg berufen, um das Denkmal für den General Desaix auszuführen. Nur der Entwurf und die Ausarbeitung der einzelnen Figuren dieses Denkmals gehört ihm, nicht aber die Idee des Ganzen, welches mit Recht getadelt worden ist. Er hat seitdem seine vorzüglichsten Arbeiten in Strasburg verfertigt, als: das Urtheil des Paris, eine Gruppe von 4 Personen, in Sandstein; 2 kolossale Büsten in Marmor, Hans Holbein und Erwin von Steinbach; Neptun auf einem Felsen sitzend, kolossal, in Sandstein; ein junger Faun, in Sandstein; das Denkmal Oberlin's in der Thomaskirche in Strasburg, Hautrelief in Marmor; eine Venus in Lebensgröße, in Marmor; eine Flora, als Seitenstück zu Venus; das Denkmal Koch's in der Thomaskirche u. s. w.; eine Menge schätzbarer Miniaturarbeiten in Alabaster, viele Portraits, Büsten u. s. w. Seine letzte uns bekannt gewordene Arbeit sind 2 weibliche Figuren und ein Christusbild für die neue protestantische Kirche zu Karlsruhe. — Franz Adler v. Zauner, Hofbildhauer, Professor und Rath der kaiserl. Akademie der bildenden Künste zu Wien, geb. zu Feldpatan im Kaunerthale im deutschen Tirol 1746, st. 1822; sein berühmtestes Werk ist Kaiser Josephs kolossale Bildsäule in Bronze gegossen, auf dem Josephsplatze in Wien. Außerdem hat man von diesem großen Künstler noch mehre Monumente erlauchter Fürsten, viele Büsten noch lebender Personen in Marmor, welche die treffendste Aehnlichkeit und den passendsten Ausdruck mit einer sehr feinen Ausarbeitung vereinen. — Franz Pettrich, geb. 1770 bei Leitmeritz in Böhmen, ist Professor und Hofbildhauer zu Dresden. Zu großen Arbeiten in Marmor fehlte diesem fleißigen Künstler mehr der Anlaß als der Neigung; dafür zeigt Dresden mehre Denkmäler von seiner Geschicklichkeit in Bearbeitung des pirnaer Sandsteins. Die Denksäule mit Reliefs auf den General Christiani auf dem Neustädter Begräbnißplatze, das noch größere Denkmal auf den Bischof Schneider (auf dem kathol. Kirchhofe) gehören zu seinen ausgezeichneten Arbeiten. Mehre besitzt Böhmen, von woher ihm fortwährend Bestellungen zu Kirchenverzierungen und Begräbnißausschmückungen zukommen. Sein Sohn Ferdinand Pettrich, geb. 1798 zu Dresden, seit 1819 in Rom unter Thorwaldsen's Augen arbeitend, ist ebenfalls ein talentvoller Künstler. — Christian Friedrich Tieck, geb. 1776 zu Berlin, Bruder des bekannten Dichters, Professor an der berliner Kunstakademie, gebildet in Berlin, Paris, Rom, lieferte besonders viele Büsten, welche sich durch eine meisterhafte Charakteristik auszeichnen. Auch sind sein Talent bei den Denkmälern, womit die Ereignisse der Zeit und Berlin verherrlicht wurden, vielfältig Anregung. Seine neuesten Arbeiten sind eine sitzende Statue Iffland's für einen der Säle des berliner Schauspielhauses, deren Modell schon längst vollendet war, eine Marmorbüste der Kronprinzessin für den neuen Trinkbrunnen zu Aachen, eine Reihe kleiner Statuen für die Zimmer des Kronprinzen von Preußen, die in Marmor ausgeführt werden, und das Standbild Friedrich Wilhelms II. in Bronze für die Stadt Ruppin, 1829. — Christian Rauch, Prof. der Bildhauerkunst bei der Akademie der Künste zu Berlin, geb. 1777 zu Arolsen im Waldeckschen, bildete sich hauptsächlich in

Rom, wo Thorwaldsen's Kunstleistungen nächst der Antike den meisten Einfluß auf ihn ausübten. Von den Arbeiten des fleißigen Künstlers nennen wir nur die Reliefs Hippolyt und Phädra für den kais. russ. Kammerherrn v. Balk; Mars und Venus von Diomedes verwundet, für den Staatsminister v. Humboldt; sowie die Statue eines 11jähr. Mädchens, die später in Marmor ausgeführt ward; seine Büsten des Königs von Preußen kolossal, gegenwärtig im weißen Saale des Schlosses zu Berlin); die lebensgroße der verst. Königin, im Besitze des Grafen Magnis in Schlesien; alle durch Naturwahrheit und liebevolle Ausführung, sowie eine geistreiche Auffassung, auszeichnet. Ferner die Statue der allbetrauerten Königin Louise von Preußen an ihrem Denkmal (1814); die Marmor-Statuen der Generale Scharnhorst und Bülow v. Dennewitz in der Lindenstraße zu Berlin (1822); eine Statue des Kaisers Alexanders (den er in Berlin nach dem Leben modellirt hatte); die Büsten des Königs, der Königin, der Prinzessin Charlotte, des Fürsten Hardenberg, des Kaiser Alexander, die der Fr. von Mahlzahn, die von Göthe und F. A. Wolf. Ueberhaupt arbeitete der Künstler von 1799 — 1824 69 Büsten mit eigner Hand aus dem Marmor, worunter wohl 20 kolossal große sind; ein Kolossalbild zum Andenken des Fürsten Blücher und seines Heeres, im Gusse glücklich vollendet, 10 F. 2 Z. Höhe, am 9. Juli 1827 zu Breslau aufgestellt. Eine andre Blücherstatue ward ihm nach des Feldmarschalls Tode vom Könige aufgetragen. Wie jene von Bronze und von gleicher Größe (die Statue mißt mit Sockel und Plinte 11 Fuß preuß.), kam sie gleichfalls auf ein ganz bronzenes, 16 Fuß hohes Piedestal zu stehen. Das Piedestal schmücken reiche mit Scenen aus dem denkwürdigen Kriege belebte Reliefs. Sie ist das erste Denkmal, das vom Boden aus Metall ist, und wurde 1826 aufgestellt. Bronzeguß und Granitschleiferei werden unter Rauch's Leitung so eifrig gefördert, daß die in Berlin gelieferten Arbeiten jede Vergleichung mit ausländischen aushalten, viele hochgepriesene schon übertreffen. Auch hat Rauch Antheil an den 12 Statuen, jede von 7 Fuß Höhe, welche das in Eisen gegossene 60 F. hohe Nationaldenkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin schmücken. 1829 vollendete er zu München die 12 F. hohe, sitzende Statue des Königs Maximilian von Baiern, für den Erzguß; auch führte er Göthe's Standbild im Kleinen und mehre Bildnisse nach dem Leben aus. — Joh. Gottfr. Schadow, Prof., Direct. der k. Akad. der Künste und mechanischen Wissensch. zu Berlin, auch k. Hofbildhauer und Mitgl. der Akademien der Künste zu Stockholm und Kopenhagen, geb. 1746 zu Berlin. Unermüdet fleißig arbeitete er 1785—87 in dem Museum des Vaticans und des Capitols zu Rom. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem verst. jungen Grafen v. d. Mark 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin. Diesem folgten bald mehre, z. B. die kolossale Bildsäule des Generals v. Ziethen in Husarenuniform; die Bildsäule Friedrichs d. Gr. zu Stettin; die Bildsäule Leopolds von Dessau im Lustgarten zu Berlin; das Denkmal des Generals v. Tauentzien zu Breslau, das Denkmal auf Luther in Wittenberg. Außer vielen vortrefflichen Büsten berühmter Männer hat er das Blücher'sche Denkmal in Rostock verfertigt. — Sein ältester Sohn Rudolf st. 1822 als einer der ausgezeichnetsten Bildhauer in Rom. Außer mehren trefflichen Basreliefs, Büsten ꝛc. haben in der neuesten Zeit seine Statuen einer Sandalenbinderin und Spinnerin den einstimmigen Beifall

ller Kenner erworben und sind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen. — Außerdem nennen wir noch als verdienstvolle eutsche Bildhauer: Ruhl in Kassel und Rozzi in Manheim, Anderer icht zu gedenken.

Deutsche Bühne. Die dramatische Poesie der Deutschen entwickelte ich, wie anderwärts, aus Mysterien oder geistlichen Schauspielen, deren chon im 13. Jahrh. wohl meist lateinische vorhanden gewesen zu seyn cheinen. Die Fastnachtsfreuden (1450) mögen zur Entstehung dramati- rter Volksschwänke in Nürnberg Veranlassung gegeben haben; mehre Versuche der Art von den Nürnberger Meistersängern Hans Rosenplüt, en. der Schnepperer (1450), und dem Barbier Hans Folz (1470), die uch viele Erzählungen verfaßt haben, sind auf unsere Zeiten gekommen. Das ganze 16. Jahrh. hindurch und noch länger war die dramatische Poesie ausschließliches Eigenthum des Volkes, und blieb in dürftigem Zustande der Kindheit; sie bestand theils in dialogisch gereimten biblischen Geschichten, denen oft Scherzhaftes beigemischt war, theils späterhin in ustigen Schwänken; ihr dichterisches Element beschränkt sich fast allein uf Allegorie; sie dienten besonders in der Fastnacht zur öffentlichen Belustigung, wurden von Bürgern ohne allen theatralischen Apparat auf- eführt, und können überhaupt in sprachlicher Hinsicht, auch hier und da ls Beiträge und Winke zur Geschichte der Sitten, herrschender Vor- ellungen und gangbaren Witzes benutzt werden. Im Reformations- eitalter fand bisweilen eine kirchlich-satyrische Richtung Statt; z. B. n dem „Neuen deutschen Bileams-Esel" (1522). Die nicht seltenen ebersetzungen des Terenz, wozu Plautus's „Aulularia" v. Joach. Greff Magdeb. 1535) kam, hatten unbedeutenden Einfluß: sie scheinen auf en Kreis gelehrter Schulen beschränkt geblieben zu seyn. Vor allen ndern dramat. Arbeiten dieses Zeitalters behaupten die von Hans Sachs en ersten Rang; sie sind reich an richtigen und feinen Beobachtungen nd an heitern Zügen, oft sehr lebendig dialogisirt; besonders zeichnen ich viele Schwänke vortheilhaft aus. Er wurde bei Weitem nicht er- eicht von dem meist kalt nüchternen und eigentlich nur im Pathetischen offierlichen nürnb. Notar Ayrer (1590), dessen 30 Schauspiele, darunter uch geschichtliche sind, und 36 Fastnachtsspiele zum Theil erträgliche An- age und verhältnißmäßig gute Sprache haben; in den Singspielen, elche er einführte, zeigt sich volksthümlich lyrisches Talent („Opus thea- icum", Nürnberg 1618). Beachtung verdienen die satyrischen oder sitt- ch didaktischen Comödien, deren mehre vorhanden sind (Joh. Strizers Deutscher Schlemmer", Magdeb. 1588; Thomas Birken's „Doppel- ieler", Tübingen 1590. 4. ꝛc.). Inzwischen fanden sich (seit 1600) on den Niederlanden aus, sogenannte englische Schauspielergesellschaften n mehren deutschen Städten ein, gewannen großen Beifall und bedeu- enden Einfluß auf die Gestaltung der Bühne. So wurde der dramat. Geschmack auf das Ausländische hingeleitet; die vaterländischen Schwänke nd dialogisirten Sachen scheinen den nicht lange nachher sich verbreiten- en Marionettenbuden überlassen worden zu seyn, deren Eigenthum sie och heute sind. Durch die schlesische Dichterschule kam das Drama unter Vormundschaft des gelehrten Standes, und erhielt eine andere Gestalt. Opitz übersetzte Sophokles „Antigone" und Seneca's „Trojanerinnen", nd gab mit seiner „Daphne" (1672) den Ton zum lyrischen Singspiele n, welcher in den Arbeiten seiner Nachfolger (Dach, der Chöre ein-

führte; Dav. Schirmer; J. Klaj; S. v. Birken; Jak. Schwiger; Mich. Johannsen; C. Ch. Dedekind u. A.) vorherrschet. Italienische und niederländische Vorbilder wurden nachgeahmt. Dan. Schwenter in Altorf (geb. 1585, gest. 1636) soll englische vor Augen gehabt haben; die Unbeholfenheit der einheimischen Sittengemälde kann aus Joh. Gg. Schochs „Studentenleben" (Leipz. 1657; 1668. 6.) ersehen werden. Dieß war die Beschaffenheit der deutschen Bühne, als Andr. Gryphius aus Groß-Glogau (geb. 1616, starb 1664) sich ihrer annahm, ungleich mehr als seine Vorgänger für sie that und über ein Jahrh. in seinen Leistungen unerreicht blieb. Seine dramat. Arbeiten, meist altrömischen, italienischen, niederländischen und französischen Mustern nachgebildet, haben bei vielem allegorischen Schmuck und rhetorisirenden Wortprunke, verständige Anordnung, belebten Dialog und zwar ungleiche, aber in der Regel schöne Sprache, und beurkunden eine lautere sittliche Weltansicht und richtige, oft tiefe Auffassung der Eigenthümlichkeiten verschiedenartiger menschlicher Gemüther. Die geschichtlichen Trauerspiele in gereimten Alexandrinern mit lyrischen Chören geben eine entschiedene Neigung zum Wunderbaren zu erkennen und sind auf Ueberraschung und Erschütterung berechnet. In den Lust- und Singspielen ist die Charakterzeichnung häufig sehr gelungen, der Ton frohsinnig, witzig satyrisirend; namentlich verdient das „Verliebte Gespenst", seiner romantischen Haltung wegen, sowie die fast ausgelassen lustigen „Peter Squenz" u. „Horibilicribrifax", beide in Prosa, ausgezeichnet zu werden. Lohensteins tragische Manier wird durch Unnatur in anstößiger Uebertreibung und maßlose declamatorische Breite beschwerlich; Ch. Weise wollte und konnte nur den bescheidenen Bedürfnisse der Schülerwelt Genüge leisten; die übrigen Verfasser langweiliger Haupt- und Staatsactionen kommen nicht in Betracht; die seit dem Anfang des 18. Jahrh. vermehrten Schauspielergesellschaften gaben Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen und befriedigten damit leidlich die sehr mäßigen Anforderungen des durch Besseres nicht verwöhnten schaulustigen Publikums. Gottsched förderte eifrig die Anerkennung der franz. Regelmäßigkeit und machte sich hauptsächlich dadurch um die Bühne verdient daß er die Theilnahme der Gebildeten an ihrem Gedeihen weckte und die freilich in den engen Grenzen des Uebersetzungseifers gehaltene schriftstellerische Thätigkeit dafür ermunterte; der Kunstgewinn von diesem einseitigen Franzosenthume war sehr gering. Doch werden Vorzeichen erstrebter Vervollkommnung des dramatischen Geschmackes wahrgenommen und sie würden von schnellerem und reicherem Erfolge begleitet gewesen seyn, wenn der ästhetische Zeitgeist weniger nachsichtig gegen Mittelmäßigkeit und der Kunstsinn der Arbeiter unabhängiger von dem Herkommen der französischen Regelmäßigkeit gewesen wäre. Nicht ohne Beruf und glücklich in Einzelnem war J. E. Schlegel im Trauerspiel und in der Komödie; auch versuchte er sich in Darstellung vaterländischer Stoffe; seine Stücke haben mehr kunstgerechten Zuschnitt und rhetorischen Werth als inneres dramatisches Leben; die Alexandriner gelingen ihm besser als die Prosa. Ch. F. Weisse's wortbreite stylistische Uebungen, obgleich bei einigen britischen Muster zum Grunde liegen, sind ohne erwärmende Kraft; Besseres leistete er für das komische Singspiel, und dankenswerth war sein kritisches Bestreben. Anlage und fleißiges Studium sind in Cronegks Versuchen und Entwürfen nicht zu verkennen. Zu noch größern

Erwartungen berechtigte Joach. Wilh. von Brawe (geb. 1738, starb 1758) besonders durch seinen „Brutus" in Jamben, Trauerspiel (Berl. 1768, 8.). Dem Lustspiele wurden mehre nicht unfreundliche Bereicherungen zu Theil; Gellert gab den Ton zur vaterländischen Sittenschilderung an und wirkte mit allen Schwächlichkeiten vortheilhaft auf seine genügsame und verarmte Zeit; mehr Geist haben Mylius's Nachbildungen ausländischer Muster; Joh. Chr. Krüger (geb. 1722, starb 1750) zeigte Talent für das Niedrigkomische und war nicht ohne satyrischen Witz („Poetische und theatralische Schriften", herausgegeben von J. J. Löwen, Leipzig 1763, 8.); Karl Fz. Romanus (geb. 1731, starb 1787) war nicht unglücklich in Anlegung komischer Verwickelungen und zeichnete sich durch Correctheit der Sprache aus („Komödien", Dresd. 1767, 8.); J. L. Schlosser versuchte sich im rührenden Lustspiel (Hamb. 1767, 8.). — Die Theaterlust war in Deutschland sehr allgemein geworden, mehre herumziehende Schauspielergesellschaften hatten Achtung gewonnen, und Leipzig, Hamburg, Dresden, Berlin u. a. Städte erfreuten sich dieses nur auf kurze Zeit unterbrochenen Kunstgenusses, als Lessing die Umstaltung der deutschen Bühne mit kritisch reifer Einsicht unternahm, und nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch nachhaltig zu wirken begann. Er steuerte kräftiglich dem Gottschedischen Franzosenthume, wies die Gebrechen der bisherigen dramatischen Kunstmethode gründlich nach, machte auf Shakspeare und auf das Wesen des Volksthümlichen im Drama aufmerksam, stürzte den Gebrauch des Alexandriners und ließ veredelte gesellschaftliche Prosa an deren Stelle treten. „Mina von Barnhelm" war das erste gelungene wahrhaft deutsche Lustspiel und „Emilia Galotti" drückte die Eigenthümlichkeit des bürgerlichen Trauerspiels aus; herrliche Anlage und Richtung hat das auch von Seite des Stoffes und der Charakterzeichnung preiswürdige didaktische Drama: „Nathan der Weise". Der Nachfolger und Nachahmer waren viele, einige des großen Vorgängers nicht unwürdig; im Trauerspiele Joh. Ant. Leisewitz (geb. 1752, starb 1806), „Julius von Tarent", 1776; auch haben wir treffliche humoristische u. a. Aufsätze von ihm (Wien 1822, 8.); Anton Matth. Sprickmann, „Eulalia" (1777), „Die natürliche Tochter" (Lustspiel, 1774); im bürgerlichen Lustspiele: Joh. Ph. v. Gebler („Theatr. Werke" Prag 1772, 8.), „Adelheid von Siegmar" (Trauerspiel, Wien 1774, 8.); Cornelius von Ayrenhoff, eine Zeitlang durch Carricatur des Komischen gefallend („Sämmtliche Werke", Wien 1789, 4. 8.); Joh. Jak. Engel, einer unserer gefeiltesten Prosaisten, dessen „Philosoph für die Welt" (1775), „Br. Stark" (1795) und „Fürstenspiegel" (1798) mit Recht in Ehren gehalten werden; Joh. Chr. Brandes („Dramatische Schriften", Leipzig 1790); Otto Heinrich von Gemmingen, „Deutscher Hausvater" (1780); J. F. W. Großmann, „Nicht mehr als sechs Schüsseln" (1780); Chr. F. Bretzner, zwar nachlässig, aber aufheiternde Schauspiele (Leipzig 1792); Johann Franz Jünger, Verfasser mehrer Romane; der in einigen seiner Lustspiele ziemlich angenehm aber selten geistreich unterhielt („Komisches Theater", Leipzig 1792, „Theatralischer Nachlaß", Regensburg 1803). Vieles wurde fortgesetzt aus dem Auslande entlehnt; so G. C. Pfeffel und Ch. G. Schmidt; mit überlegener Theaterkenntniß und geschickt, das Individuelle verallgemeinend, bearbeitete Fr.

Ludw. Schröder, ein achtungswerther Schauspieler und mannigfach verdient um dramat. Literatur und Kunst, fremde Muster für die vaterländische Bühne („Beitrag zur deutsch. Schaubühne", Berl. 1786 ꝛc.); durch wohllautende Correctheit treten Gotters Nachbildungen hervor; Johann Karl Wetzel, fruchtbarer Romanschriftsteller, schloß sich in dramat. Darstellungen an Marivaux an und machte bald vorübergehendes Glück („Lustspiele", Lpz. 1778); entschiedenen Werth behaupten fortwährend Chn. Lebr. Heynes oder Ant. Wall, eines unserer anmuthigsten Erzähler, geistreiche freie Nachbildungen franz. Muster („Bagatellen", Leipzig 1783). Studium Shakspeare's zeigt sich in Jak. Mich. Reinh. Lenz's „Hofmeister" und „N. Mendoza" (1774) und in Friedr. Max. Klingers genial überspannten tragischen Schaudergemälden; die düstere Weltansicht, welche darin herrschet, verleugnet sich auch nicht in seinen Romanen und Betrachtungen; sie hinterlassen einen herzverwundenden Eindruck und machen mit geheimen Zuständen bekannt, deren Beschaffenheit ein räthselhaftes Dunkel birgt („Sämmtl. Werke", Königsb. 1815). Der höhere lyrische Styl in Gerstenbergs „Ugolino" (1786), in Fr. Müllers sinnvollen dramatischen Legenden, Klopstocks Trauerspielen und Bardieten, und späterhin in der Stolberge Schauspiele mit Chören konnte nur mittelbar auf die dramat. Poesie, wie sie der Wirklichkeit angehöret, geistig einwirken. Dagegen griff Göthe's reiche Kunstthätigkeit desto tiefer und unmittelbarer in das Geistige und Aeußere des dram. Lebens ein. Seine milde Fügsamkeit in das Bestehende, selbst Uebersetzungen und Nachahmungen nicht abweisend, veranlaßte ihn, Vieles zu geben, was der geltenden Ordnung und Herkömmlichkeit nicht fremd war und womit die Mehrheit gewonnen werden konnte, welche für großartige Eigenthümlichkeit weniger Empfänglichkeit gehabt haben würde. Frei bewegte sich der kräftigste vaterländische Sinn in „Götz von Berlichingen", und zu immer höhern Leistungen erhob sich der Vielvermögende in „Iphigenie", „Tasso", in der „Natürlichen Tochter" und im „Faust"; aber auch die Fastnachtsschwänke und heiteren Scherzspiele, sowie die lieblichen Singstücke sind nicht zu übersehen; und welche Veredlung ihm die Schauspielkunst verdanket, bezeugen allbekannte Thatsachen. Das Dramatisiren der Stoffe aus der deutschen Ritterwelt kam an die Tagesordnung; Jos. Mar. Babo „Otto von Wittelsbach" (1782); Jos. Ant. Gr. Törring und Gronsfeld „Agnes Bernauerin" (1780) und „Kaspar der Thöringer" (1785); Jul. Graf Soden „Julius v. Sassen"; Leonh. Ferd. Huber, ein wackerer freisinniger Denker, Verf. des „Heimlichen Gerichts" (1789) u. A. m. Aber Göthe's vollgültiger Einfluß auf die Gestaltung der Bühne wurde durch Zufriedenstellung des gutmüthigen Publikums mit geringhaltigen Arbeiten, durch Vorliebe für bequeme Unterhaltung, welche weder Geist noch Herz zu tief ergreift, und durch vielbegünstigten Hang zur Ausländerei erschwert. Bald übten zwei Schriftsteller fast alleinige Herrschaft über die Bühne aus: Aug. Wilh. Iffland mit anziehenden, aus dem wirklichen Leben entlehnten, durch manche treffende Charakterzeichnung gehobenen Familiengemälden, welche meist sittliche Bedeutung haben, nach Verlauf einiger Zeit aber an wiederholender Einförmigkeit erkrankten („Dramat. Werke", Leipzig 1798); Aug. Friedr. Ferd. v. Kotzebue, ohne sittlichen Sinn, und denselben gefährdend und verletzend, Hauptrepräsentant der weinerlichen Schlechtigkeit und grob geschminkten Gemeinheit des Zeitalters, gefiel

eils durch flach witzige Schlüpfrigkeit und glatte Halbheit in bunt ge-ischten Grundsätzen, theils durch eine aus allen Enden der Welt zu-mmengebettelte Mannigfaltigkeit, theils durch überraschende Theater-reiche und leichten Dialog; die beiden letzten Eigenschaften begründen inen Anspruch auf dramatisches Talent, und lassen oft bedauern, daß on ihnen kein edeler Gebrauch gemacht worden ist; in der Fruchtbar-it stehen ihm Wenige gleich; die Zahl seiner Stücke beläuft sich fast uf 200. Künstlerische Würde und Schönheit, verbunden mit dem sie edingenden sittlichen Geiste, herrschen in Friedrich von Schillers dra-atischen Werken und wurden, wenigstens bei dem gesunderen Theile es Publikums, zur Anerkennung ihrer Alleingültigkeit gebracht; seine öhere Wirksamkeit begann mit „Don Carlos" und stieg mit jedem sei-er folgenden Werke. Er und Göthe wurden nun die Vorbilder, denen achzustreben die bessern Köpfe sich verpflichtet hielten. Deutschland ann sich eines bedeutenden dramatischen Reichthums erfreuen. Unter en Tragöden glänzen v. Auffenberg, Fouqué, Grillparzer, Houwald, immermann, Klingemann, Müllner, Reinbeck, Uhland und Werner, eren Dichtungen zum Theil, wenn auch nur eine Zeitlang, die Auf-nerksamkeit des Publikums in Anspruch nahmen. Daß übrigens die Bahn, welche Werner, Müllner und Grillparzer einschlugen, früher chon durch Schiller in der „Braut v. Messina", diesem, als Dichtung an ich betrachtet, Meisterwerke, gebrochen wurde, ist bekannt, und man darf uverlässig annehmen, daß ohne dieses, in seinen Grundprincipien auf ine keineswegs lobenswerthe Schicksalsansicht gegründete, Trauerspiel ie Erscheinung eines „Vier und zwanzigsten" und des „Neun und wanzigsten Februars", einer „Schuld", einer „Ahnfrau" u. s. f. nicht ins Leben getreten wären. Um Aufstellung eines echt nationalen Theaters, wozu Göthe („Götz") und Schiller („Wallenstein") die Bahn gebrochen, hat sich im Grunde in neuester Zeit unter den Dich-ern des Vaterlandes fast Niemand gemüht, und es bleibt uns in die-er Hinsicht fast Keiner zu nennen übrig als Uhland, der durch das Wenige, was er bisher in dieser Art lieferte („Herzog Ernst v. Schwa-en" und „Ludwig der Baier"), rühmlich zeigte, was er wohl, bei mfig fortgesetztem Streben, hierin würde leisten können. Zwar haben uch Klingemann und Fouqué (versteht sich, Jeder in seiner Art) mehre Versuche in dieser Hinsicht gemacht, allein eben weil es Jeder in seiner höchst abgeschlossenen, um nicht zu sagen, einseitigen Art that, konnte bis jetzt nichts recht Gedeihliches daraus werden. Raupach behandelt historische Stoffe mit einer, meist des Gegenstandes würdigen Art und Ansicht, leider aber im Styl zu sehr nach deklamator. Pomp haschend und in den Charakteren und Stoffen oft Ideen statt Handlungen und Personen gebend. Houwalds dramatische Dichtungen sind Blüthen der Gemüthswelt; sanfte Wehmuth ist ihr Grundcharakter. Im „Bilde" treten gut gezeichnete Charaktere hervor; Bildung und Gediehenheit der Sprache, ein trefflicher Dialog und meisterhafte poetische Schilderun-gen zeichnen dieses Trauerspiel aus. Zu den fleißigsten, wenn auch nicht zu den glücklichsten dramatischen Dichtern gehören Reinbeck und von Auffenberg. Beide behandelten verschiedene historische Stoffe nicht ohne Geschick, ja von Auffenberg auch nicht ohne ein würdiges Erfas-sen der im höhern Drama stets walten sollenden höhern Idee. Genia-

ler, aber ebendeßwegen dem dermaligen Zustande der deutschen Bühne und dem Geschmacke ihres Publikums weniger zusagend, sind die Trauerspiele von K. Immermann, der sich das höchste Ziel der Nachahmung, aber freilich auch das Unnachahmlichste vorgesetzt hat, den Shakspeare, und die dramat. Versuche des Grafen Platen. Zu den deutschen dramatischen Dichtern, und zwar des ersten Ranges, gehört der Däne Oehlenschläger. E. v. Schenk, W. Waiblinger, A. Maltitz, E. Arnd, Fr. v. Heyden u. A. haben sich ebenfalls im ersten Drama versucht. Noch nennen wir v. Collin, Th. Körner, Heinr. v. Kleist, L. Tieck, E. Gehe, mehre Andre. Im Original-Lustspiel können wir nur die Frau von Weißenthurn, Steigentesch und den Theaterdirektor Schmidt in Hamburg mit Auszeichnung nennen. Müllner hatte für das feinere Lustspiel den richtigsten Takt und das meiste wirkliche Talent unter den neuesten Dichtern entwickelt, wenn er auch nur nachzubilden, nicht zu schaffen verstand. Eine andere neu entstandene dramatische Dichtung, die man nicht füglich weder dem bürgerlichen Schauspiel noch dem eigentlichen höhern Drama anrechnen kann und sie deßhalb, des Berufs der darin vorkommenden Hauptpersonen wegen, Malerschauspiele zu nennen pflegt, fand an Fr. Kind gleichsam ihren Begründer, und Gerle, Deinhardstein u. A. schlugen seitdem verschiedentlich denselben Weg ein. Für angenehme dramatische Unterhaltung haben unter vielen Andern noch gesorgt: Castelli, Kurländer, Contessa, v. Holbein, Th. Hell, Angely, v. Holtei, Fr. Rochlitz, Schall, Kratter, K. Stein, P. A. Wolff, Lebrun, Mahlmann, West, Herklots, Clauren, Gleich, Meisl, M. Beer u. s. w. Am wenigsten ist die Bearbeitung des Volksschwankes, dessen Bedeutung Göthe gewürdigt hat, berücksichtigt worden; daher darf nicht übersehen werden, was Seb. Sailer, der Strasburger Arnold in seinem „Pfingstmonat", zum Theil Jul. v. Voß (würde bei minderer Flüchtigkeit und Eile im Produciren Bedeutendes in diesem Fache leisten können) und Ad. Bäuerle dafür geleistet haben. Mögen besonders L. Tiecks humoristisch-phantastische Meisterstücke nicht unbeherzigt bleiben. Vgl. auch **Deutsches Theater.**

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

	Seite		Seite		Seite
C	1	Cagliari	14	Caldiero, Dorf und Schlacht	30
Cabale		Cagliari, Paolo, s. Veronese, Paul		Caledonier	
Cabanis, Pierre J. Gg		Cagliostro, Aler., Graf		Caledonischer Canal,	
Cabarrus, Franç., Graf	2	Cagnoli, Antonio	15	s. Schottland, geogr.	
Cabello		Cagots		Caledonisches Meer	31
Cabinet		Cahawba	16	Calembour	
Cabinetsbefehle	3	Cahors		Calendae	
Cabinetsjustiz		Cahorsweine		Caliber	
Cabinetsordre	4	Caille, Nicol. L. de la		Calicut	
Cabinetsstück		Cairo, s. Kahira	17	Californien	32
Cabochon		Cajus		Californisches Meer	
Cabot, Sebastiano		Calabrese	18	Caligula, Cajus Cäsar Augustus Germanicus	
Cabotage		Calabrien			
Cabral, Pietro Alvarez		Calahora	19	Calixtiner	34
Cacaobaum	5	Calais		Calixtus, Päpste	35
Cachao		Calandra, Giov. B.	20	Calixtus, Georg und	
Cachet, lettres de, s. Lettres de cachet		Calandrini, Joh. Ludw.		Friedrich Ulrich	36
Cäcilie, die heilige		Calas, Joh.		Callao	38
Cacus	6	Calasantius, Joseph	21	Calkoen, J. Frederik van Beek	
Cada Mosto, Aloisio		Calatafimi			
Cadenz	7	Calataniſetta		Callenberg, Johann Heinrich	39
Cadet		Calatayud			
Cadet de Vaux, Antoine Aleris		Calatrava	22	Callico	
		Calatrava-Orden		Callisen, Heinrich	
Cadiz	8	Calau, Benjamin		Callot, Jacques	
Cadre	10	Calcagnini, Cälius		Calmar	40
Caducëus		Calciniren	23	Calmet, Augustin	
Caducirte Güter	11	Calcio		Calmoucks	41
Caen		Calcutta		Calonne, Ch. Aler. de	
Caermerthen		Caldara, Antonio	26	Calottisten	42
Caffarelli, s. Majorano		Caldara, Polidoro	27	Calpe	
Caffarelli du Falga, Louis, M. Jos. M.		Caldarisches Erz		Calprenede, Gautier de Costes de la	43
		Calderari			
Caffé, Daniel	12	Calderon, Don Pedro de la Barca Henao y Riano		Calpurnius, Tit. Jul.	
Caffeebaum				Calquiren	
Caffeehäuser	13		28	Caltagirone	44

Seite

Calumet, s. Friedenspfeife 44
Calvados, Departem.
Calvaire, la Congrégration de notre Dame du
Calvarienberg
Calvaert, Dionysius
Calvert, Georg 45
Calvin, Johann
Calvinismus 47
Calvisius, Sethus
Camaldulenser 48
Camaldulenserinnen
Camayeu
Cambaceres, Jean Jacques Regis
Cambai 50
Cambiosi, Lucas
Cambodscha
Cambrai 51
Cambrayer Ligue
Cambrayer Friede
Cambridge
Cameen 52
Camenen 53
Cämentation
Camera, Camerarius, s. Kammer
Camera clara, -lucida, -obscura
Cameralwissenschaften 54
Camerarius, Joachim I. und II. 55
Camerino
Cameronianer
Camerti Varini 57
Camillus, Marc. Furius
Camisarden, s. Sevenenkrieg 60
Camoens, Luis de
Campagna di Roma 64
Campagnola, Dom. 66
Campan
Campan, Jeanne Louise Henriette
Campana, Pedro 67
Campanella, Thomas
Campani, Mattia 69
Campanien

Seite

Campbelltown 69
Campe, Joach. Heinrich
Campeche 70
Campecheholz
Campenhausen, Balthasar, Freiherr von 71
Camper, Peter
Camperdün, Dorf und Seeschlacht 72
Campher
Campidoglio
Campistron, Jean G. de
Campo Formio, Friede
Campomanes, D. Pedro Rodriguez, Graf 73
Campomayor
Campremoldo di Sopra 74
Canada
Canäle
Canal, Pas de Calais, s. Calais
Canaletto
Cananove
Canara
Canarienseet, s. Canarische Inseln 75
Canarienzucker
Canarische Inseln
Cancion 76
Candelaber
Candidaten 77
Candirte Sachen
Candis 78
Candy, s. Ceylon
Canea, s. Kandia
Canicatti
Canigou
Canino
Canisius, Petrus
Canitz, Friedrich Rudolf Ludw., Freih.
Canna, Schlacht bei 79
Cannelirungen 80
Cannibalen
Canning, George 81
Cano, Alonzo 82
Canopus 83
Canosa
Canossa 84

Seite

Canot 84
Canova, Antonio
Canstein, Karl Hillebrand, Freih. v. 86
Cantabile
Cantal
Cantate
Canterbury 87
Cantharіden, s. Fliege
Canto fermo
Canton
Canton, John
Canut der Große 88
Canzone 89
Canzonetta
Cap
Cap Breton 91
Capacität
Capelle, Capellmeister
Capello, Bianca 92
Caper 94
Capern 95
Capetinger
Capi-Aga
Capilarität
Capitain 96
Capitale
Capitalist 97
Capitalverbrechen 98
Capitälchen
Capitanata
Capitel
Capitolium
Capitulare 99
Capitulation
Capo d'Istrias 100
Caponnière
Caprara, Giambattista
Capri 101
Capriccio
Caprification, s. Feigen
Capstadt, s. Cap
Capua
Capuciner s. Franciscaner
Caput Mortuum 102
Cap Verd, s. Grünes Vorgebirge 82
Capweine, s. Cap und Constantia 83
Carabiner 84

Verzeichniß der in diesem Bande enth. Art. 1107

	Seite
arababo	102
aracalla, Kaiser	
aracas, s. Colombia	104
araccioli, Louis Antoine de; Marq. de u. Fr. Mch. de	
aracten	105
araffa	
araiben	
aravaggio, Michel Angelo Merigi da	107
aravane	
aravanserai	108
arbonari	
arbonarismus	
arbunkel	109
arcasse	
arcassonne	
ardano, Geronimo	
ardi, Ludovico	110
ardigan	111
ardinal	
ardinaltugenden	
ardona	112
arenage	
arettschildkröte	
arga	
ariaco	113
aricatur	
arignano	115
arillo	
arissimi, Giacomo	
arità	116
arli, Giov. Rinaldo	
arlin	
arlisle	117
arlos	118
arlos, Don	
arlotta	123
arlow	
armagnola	
armagnole	
armel	
armeliter-Orden	124
armer, J. H. E., Graf	
armin	125
armona	126
armontelle	
armosiren	
arnarvon	
Carnation	126
Carneol	
Carneval, s. Fastnacht	
Carnot, Laz. N. M.	
Caro, Annibale de	128
Carolath-Beuthen	129
Carolina, Nord- u. Süd-	
Carolina, s. Halsgerichtsordnung	
Carolina Maria	
Carolina Amal. Elis.	131
Carolina Mathilde	135
Carora	136
Carotten	
Carpentras	
Carpi	
Carpzov, Familie	
Carracci, Familie	137
Carrara	139
Carré	
Carrier, Joh. Baptist	
Carron Iron Works	
Carronnade	
Carrousel	140
Carstens, Asmus Jakob	
Cartagena	
Cartago	142
Cartell	
Carteſius, s. Descartes	
Carthago, Staat u. Stadt	
Carthäuser	147
Carton	148
Cartouche	149
Cartouche, Louis Dom.	
Cartwright	150
Casa, Giovanni della	
Casale	151
Casalanza	
Casanova, J. J. de Seingalt, Franz und Johann Cäsar	154
Casas, Bartolomeo de las, s. Las Casas	161
Cascade	
Casematte	
Caserne	
Casimir d. Dritte	162
Casino	163
Casiri, Michel	164
Caspe	
Cassabuch, -Conto, -Credit, -Debet	164
Cassai	
Cassander, Georg	165
Cassano, Schlacht bei	
Cassas, Louis Franç.	
Cassation	166
Cassationsgericht	
Cassel, Franz Peter	
Cassenanweisung, s. Papiergeld	168
Cassia	
Cassini, Johann Domenico, Jacques, Cassini de Thury und Jacq. Dom., Graf	
Cassiodorus, Mag. A.	170
Cassius Longinus	171
Castagnetten	
Castaing, Edm. Samuel	
Castel Gandolfo	172
Castellan	
Castello, C. de la Plana, C. a mare Stabia	
Castelnaudary	
Castel nuovo	
Castel Sarrazin	
Castelveterano	
Casti, Giambatista	
Castiglione, Stadt u. Schlacht	173
Castiglione-See	174
Castiglione, Balt., Graf	
Castiglione, Benedetto Benedette, gen.	175
Castiglione, Duc de, s. Augereau	176
Castilien, Alt- u. Neu-	
Castlereagh, Lord, s. Londonderry	177
Castleton	
Castletown	
Castramentation	
Castrat	178
Castres	179
Castro, Herzogthum und Stadt, C. Giovanni, C. Reale, C. Vireyna	
Castrum Doloris	

	Seite		Seite		Seite
Caſnar	180	Cazotte, Jacques	201	Cerebralſyſtem	221
Caſualpredigten		Cazwine, Ben Mah.	202	Ceremoniel	
Caſuismus		C-dur		Ceremonien	224
Caſuiſten	181	Ceara		Ceres	225
Caſuiſtik		Cebes von Theben		Cerignola	227
Casula		Cecil, William	203	Cerigo, ſ. Cythera	
Cäſur		Ceder	204	Cerigotto	
Caſus	182	Cefalonien		Cerinthus, ſ. Gnoſtiker und Chiliasmus	
Casus reservati		Cekrops	205	Cerquozzi, Michel Angelo	
Cataldo		Celebes		Certe Partie	
Catalonien		Cellarius, Chriſtoph	207	Certioration	
Catania	184	Cellamare, A. G., Duca di Geovenazzo Fürſt v.		Certiren	
Catanzaro		Cellini, Benvenuto		Cerrutti, Giuſeppe Antonio Joachimo	
Catarina, St.		Celſus, Aurel. Corn.	209	Cervantes Saavedra,	
Cateau	185	Celten		Miguel de	228
Catilina, Luc. Sergius		Celtes, Konrad	210	Cervelatwürſte	231
Catinat, Nicolas	187	Cement, ſ. Eiſen u.		Cervera	
Cato der Cenſor	189	Cämentation	211	Cervia	
Cato von Utica	191	Cenci, Familie		Cervignano	
Cats, Jakob	193	Cendrillon	212	Ces	
Cattaro	194	Cenis, Berg u. Straße		Ceſari, Giuſeppe	232
Catten		Cenotaphium, ſ. Denkmal	213	Ceſarotti, Melchior	
Cattun	195	Cenſur		Ceſena	233
Catullus, Caj. Valerius		Cenſus		Ceſſion	
Caudiniſche Päſſe, ſ. Avellino	196	Centauren		Ceto, ſ. Phorcus	
Caulaincourt, A. A. V. de, ſ. Vicenza		Centerwinkel	214	Cette	
Causae majores		Centgericht		Ceuravvah	234
Cauſalität		Centiare		Ceuta	
Cautel		Centimanen		Ceva, Thomas	
Cauterium	197	Cent jours		Ceva	
Caution, ſ. Bürgſchaft		Centlivre, Suſanne	215	Cevennen, ſ. Sevennen	
Cavaillon		Centner	216	Ceylon	
Cavalcade		Cento		Ch	237
Cavalier		Centralamerika, ſ. Mittelamerika		Chaban, François L. R. M., Graf von	
Cavalletta		Centralbewegung		Chabanon, N. de	238
Cavanilles, Ant. Joſ.		Centralfeuer	217	Chabert, Joſ. B., Marq.	
Cavatine	198	Centralkräfte		Chablais	239
Cavedone, Jakob		Centralverwaltung		Chabot, Franz	
Cavendiſh, Henry		Centre, le	218	Chacabuco	
Cavore	199	Centrum	219	Chactaws	
Caramarca		Centurie		Chagaing	
Caratombo		Centurien, magdeb.		Chagrin, ſ. Schagrin	
Carton, William		Cephalus	220	Chaillot	
Cayenne, ſ. Guiana	200	Cerachi, Joſeph		Chaiſe, ſ. Lachaiſe	240
Cayennepfeffer		Ceram	221	Chalcedon, Mineral	
Caylus, Marthe, Marquiſe, u. Anne Claude x. Graf		Cerberus		Chalcedon, Concilium	
		Cerealien		Chaldäa	241

Seite

Chalkis 241
Chalkographie, s. Kupferstecherkunst
Chalkondyles, Demetr.
Chalons sur Marne u. Schlacht bei; Ch. sur Saone 242
Chalotais, L. R. de C. de la 243
Chaloupe 244
Chamade
Chamäleon
Chambers, Ephraim 245
Chambery
Chambord
Chambre ardente 246
Chambre introuvable
Chamfort, Seb. R. N.
Chamouni 247
Champagne, Philippe
Champagne, Ludsch. 248
Champagnerweine 249
Champ d'Asyle 250
Champeaubert 251
Champignon
Champion
Champlainsee
Chamsin 252
Chan
Chancellor
Chandernagor
Chanderrona
Chandler, M. u. Rich.
Chantilly
Chaorzow
Chaos 253
Chapelain, Jean
Chapelle, Cl. Em. Lullier
Chappe, Claude 254
Chappe d'Auteroche
Charade 255
Charakter, Anthropol., Charakteristik in der Poesie, Ch. in der Darstellung
Characterindelebiles 264
Charaktere 265
Charakteristik
Charakteristisches Dreieck
Charatsch

Seite

Charcas
Chardin, Jean 265
Charente, 266
Charenton
Charette de la Coutrie
Charfreitag
Charge d'affaires, s. Gesandten 267
Chargirung
Charité
Charité, la
Chariteo
Charitinnen, s. Grazien 268
Charkow
Charlatan
Charlemont u. Givet 269
Charleroi 270
Charlestown
Charleville 271
Charlotte v. Braunschweig-Wolfenbüttel u. Charlotte Auguste von Wales
Charlottenbrunn 272
Charlottenburg
Charlotteninseln 273
Charon
Chäronea
Charost, A. J. de Bethune, Duc de 274
Charpentier, J. F. W. von 275
Charron, Pierre
Charta 276
Charta magna, s. Magna charta
Charte constitutionelle, s. Frankreich, Gesch.
Chartres
Charybdis
Chasseki 277
Chasteler, J. G. Marq.
Chatam, William Pitt, Graf von 278
Chateaudun 280
Chateau-Goutier
Chateaurour
Chateaurour, M. A. de
Chateau-Salins

Seite

Chateau-Thierry 280
Chatelet 281
Chatelet, Marquise du
Chatellerault
Chatham
Chatillon sur Seine, Congreß zu
Chatoulle 289
Chatterpoor
Chatterton, Thomas
Chaucer, Geoffrey 290
Chaudet
Chaudon, Louis M. und M.
Chaufepié, Jcq. G. de 293
Chaulieu, Guill. Amboise de
Chaumont, Traktat 294
Chaumont
Chaussée, Pierre Cl. Nivelle de la
Chaussëen 295
Chaur (la) de Fonds 297
Chaves
Checks 298
Chelmsford
Chelsea
Cheltenham
Chemiatrie
Chemie und Geschichte derselben 299
Cheminais, Timoleon 307
Chemnitz 308
Chemnitz, Martin, Martin u. Philipp Bogislav von
Chemosis 310
Chenal
Chenier, Marie Joseph de 311
Chenille
Chenopodium
Chepstow 312
Cher
Cherasco
Cherbourg 313
Cherhill
Cheribon
Cheroke-Gebiet
Cherso

Cherson 314
Chersonesus 315
Cherub
Cherusker
Chesapeakbai 316
Chesshire 317
Chester
Chesterfield
Chesterfield, Phil. D. Stanhope, Graf von
Cheval, à 318
Chevalier, Jean B. de.
Chiabrera, Gabrielo 319
Chiapa
Chiaramonte 320
Chiaramonte, Museum, s. Rom
Chiari
Chiari, Abbate Pietro
Chiavari
Chiavenna
Chichester
Chiemsee 321
Chieri
Chieti
Chiffern
Chievres 322
Chihuahua
Chile
Chiliasmus 325
Chiloeinseln 326
Chilon 327
Chilogramme
Chilon
Chimära
Chimboraso, s. Cordilleras
China 328
Chinarinde 345
Chinesische Sprache, Schrift u. Literat. 347
Chinon 351
Chioggia
Chios, s. Scio
Chiosk
Chiragra
Chirographarius
Chirologie 352
Chiromantia
Chiron 353
Chironomie, s. Chirologie
Chirurgie 354
Chiwa 356
Chladni, Ernst Florenz Friedrich 357
Chlodwig 358
Chlorin 359
Choa
Choc
Choco 360
Chocolade
Choczim 361
Chodowiecki, Daniel Nicolas
Chodzesen 363
Choiseul-Gouffier, Graf
Choiseul-Stainville, Et. Fr., Herzog v.
Cholera 365
Choleriker 368
Choliamb
Cholula
Chor, Dramatisch, Musik; Chorbischof, Chorgericht
Choral 370
Chordo 371
Chordienst
Chordometer
Choregraphie
Choriambus 372
Chorley
Chorographie, Chorographische Charten
Chorolithen
Chorton
Choschotei
Chotusitz 373
Chouans
Chrestomathie
Chrie 374
Chrisam
Christ, Joh. Friedrich
Christ, Joh. Ludwig
Christ, Joseph Anton 375
Christenthum, an sich; Ursachen seiner Ausbreitung; Ausbreitung; Einfluß auf Staat, Kunst und Menschenleben 375
Christenverfolgungen 383
Christian II. 387
Christian VII. 390
Christiania 391
Christiansand 392
Christiansfelde
Christianshe
Christianstad 393
Christianstadt
Christianfund
Christine, Königin v. Schweden
Christine de Pisan 399
Christofani, Pietro P.
Christoph der Heilige
Christoph d. Kämpfer 400
Christoph, Herzog von Würtemberg 401
Christoph, s. Haiti u. Heinrich 402
Christus
Christusköpfe 403
Chrodo 404
Chrom, Chromsäure
Chromatisch
Chronik 405
Chronik, Bücher der 406
Chronische Krankheiten
Chronogramm 407
Chronologie
Chronolog. Methode 413
Chronometer
Chrudim
Chrysalide, s. Schmetterlinge
Chryseis, s. Achilles
Chrysippos
Chrysoberyll
Chrysographie
Chrysolith 414
Chrysoloras, Emanuel
Chrysopras
Chrysostomus, d. heil. 415
Chur 420
Churchill, s. Mississipi
Churchill, Charles 421
Churchid Pascha 422
Chylus
Cibber C., Th., S. M.

Ciborium 423
Cicade
Cichorium
Cicero, M. Tullius
Cicerone 431
Cicisbeat
Cid, Don Rodrigo 432
Cider 436
Cienfuegos, Nicasio 437
Cigarro
Cignani, Carlo 438
Cilicien
Cilicium 439
Cimabue, Giovanni
Cimarosa, Domenico
Cimbern
Cinaloa 442
Cincinnati
Cincinnatus, Luc. Q.
Cinna, L. C. u. C. 443
Cino de Sigibuldi 444
Cinque Ports 445
Cintra, Convention zu
Ciotat, La 446
Cipriani, Giambattista
Cirani, G. A. u. E.
Circars
Circe
Circenſiſche Spiele 447
Circulation 448
Circulationsbank, ſ. Zettelbank 451
Circulationspapiere
Circumferentor
Circumvallations- u. Contravallationslinie
Circus
Cirenceſter 452
Circaſſien
Cirkel 454
Cis Cis-dur Cis-moll 455
Cisalpiniſche Republik
Ciſelirkunſt, ſ. Silberarbtr.
Ciſpadaniſche Republik
Ciſplatana 456
Ciſrhenaniſche Republik
Ciſtercienſer
Ciſterne
Citadelle
Citiren 457
Citronen-, Oel-, Säure
Cittadella 458
Citta di Caſtello
Citta Vecchia
Ciudad real
Ciudad Rodrigo
Civilbaukunſt 462
Civilis, Claudius 464
Civiliſation 465
Civilliſte 466
Civilrecht 467
Civilverdienſtorden 468
Civita di Penna 469
Civita du cale
Civita Vecchia
Clackmanan
Clairet
Claire obscure
Clairon, Hippolyte
Claire Leyis de la Tude
Claire voyance 471
Clamecy
Clan
Clare, Grafſchaft und Stadt 472
Clarendon, Edward Hyde, Graf
Clarinette 474
Clariren
Clariſſinnen
Clarke, Samuel
Clarke, Ed. Daniel 475
Clarke, H. J. G. 476
Claſſe
Claſſenſteuer
Claſſiſch, Claſſiker 477
Claude Lorrain 480
Claudianus, Claud. 481
Claudius, Tib. Cl. Cäſar
Claudius, Mathias 482
Clauſewitz, Karl v. 483
Clauſeln, jurid. u. muſikal. 484
Clavicembalo 485
Clavicylinder
Clavier
Clavierauszug 486
Clavierſchlüſſel
Clavijo y Flarardo, Don Joſeph
Clavis 486
Clemence-Iſaure 487
Clemens, Tit. Flav. 488
Clemens, Päpſte I—XIV. 489
Clemens Auguſt 499
Clemens Wenceslaus 500
Clemement, Jacq. 501
Clement, J. M. B. 502
Clementinenſ. Clemens V.
Clerfayt, Graf von
Clerk, John
Clermont 503
Client
Clifford, Thom., George und George
Clifton 504
Clinton
Clinton, George
Clinton, Sir Henry 505
Clive, Robert
Cloake 508
Clodius, Chriſtian Aug.
Clonmel 509
Clootz, Baron de
Clos, P. A. Fr. Choderlos de la, ſ. Laclos 510
Clotilde de Vallon Chalys, Marg. Eleonore
Cloture 511
Cloud, Saint-
Clubb
Clugny 512
Cluſium
Coadjutor
Coaks
Coalition
Coban 513
Cobbe
Cobenzl, Ludwig, Graf, u. Joh. Phil., Graf
Coca 514
Cocagna 515
Cocarde
Cocceji, Heinrich und Samuel
Coccejus, Johann 516
Cochambaba 517
Cochenille
Cochin 519

Cochin, Charl. Nicol. 519
Cochinchina
Cochrane, John D. 525
Cocles, ſ. Horatius
Cocon
Cocospalme
Coda 526
Codes, les cinq
Coder 535
Codicille
Codogny 536
Coefficient
Coehorn, Menno B. v.
Coeur, Jacques 537
Cognac 538
Cognation
Cohäſion
Cohahuila 539
Cohorte, ſ. Legion
Coimbatoor
Coimbra
Col' arco 540
Colardeau, Charl. Pierre
Colbert, Jean Baptiſte
Colcheſter 541
Cöleſtinus, Päpſte
Cölibat 542
Colibri 548
Coligny, Gasp., Graf
Coliſeum 551
Colla parte 552
Collateralverwandte
Collatinus, L. Tarquinius
Collatio, Collator
Collation
Collé, Charles
Collectaneen 553
Collectiv, Collectivglas
Collegialrechte, evangel.
Collegialſyſtem 554
Collegianten
Collegiatſtiftkirche
Collegien 555
Collegium 556
Collegium de Propaganda
Collenuccio, Pand. 557
Collin, Heinrich Joſ., Edler von
Collin, Matth., Edler v.
Collin d'Harleville 558
Colliſion 559
Cölln, Friedrich v. 560
Colloredo, Familie 561
Collot d'Herbois 562
Colman, George 563
Colmar
Colombia 564
Colombo 569
Colombo, Chriſtoforo
Colonien 578
Colonialwaaren, ſ. Welthandel 592
Colonna, Familie
Colonne 593
Colophonium 595
Coloratur
Colorit
Colquhoun, Patrik 597
Columbanus 598
Columbia
Columbus ſ. Colombo 599
Columella, Lucius J. M.
Comayagua 600
Combattanten
Combination
Comenius, Joh. Amos 601
Comes Palatinus 602
Comines, Philippe de
Comitate, ſ. Geſpannſchaften 604
Comitien
Commandant 605
Commendement
Commanderie
Commandite
Commelin, Jerome, Johann, Kaspar und Iſaak
Commenſurable Größen 606
Comment
Commentar
Commerce d'entrepôt
Commerſon, Philib. 607
Commerztraktate 608
Commiſſion
Commiſſionshandel
Commitee
Commodi 609
Commodore
Commodus Antoninus
Communeros 610
Communication 611
Communion
Como u. Comerſee 612
Comoro-Inſeln 613
Compagnie
Comperativ
Comparſie
Compaß
Compendium 615
Compenſation
Competenz
Compiegne 616
Compilation
Complement der Lebensdauer
Complerion 617
Compliment
Componium
Compoſition, Componiſten
Compoſtello, ſ. San-Jago 622
Compreſſe
Compreſſibilität
Compreſſionsmaſchine
Compromiß 623
Concav 624
Concentriſches Feuer 627
Conception
Conception de la Vega Real
Concert, Concertmeiſter, Concertiren
Conceſſion 628
Concetti 629
Concilium, kathol. 630
Concilium, evangel. 633
Conclave 634
Conclaviſt 635
Concordanz
Concordat 636
Concordia, mythol. 641
Concordia, geogr. 642
Concordienformel
Concret 643
Concubinat
Concurs 644
Concuſion 645
Condamine, Ch. M. 646

Seite

Condatchy 647
Condé, Stadt 648
Condé, Louis II. de Bourbon, Prinz v. Condé, Louis Joseph de Bourbon, Prinz von 649
Condé, Louis Henri Joseph, Herzog v. Bourbon 650
Condenſation
Condé ſur Noireau 651
Condillac, Etienne Bonnet de
Condom 652
Condor 653
Condorcet, Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de
Condottiere 655
Conductor, elektriſcher
Conegliano 656
Confeſſion
Confeſſoren
Configurationen
Confirmation 657
Confiscation
Conflans
Conföderation
Conformiſten 658
Confrontation
Confucius, ſ. Kon-fu-tſe
Congeſtion
Conglomerat, ſ. Sandſtein 659
Congregation
Congregationiſten, ſ. Independenten
Congreß
Congreve, William 661
Congreve, Will., Sir 663
Congruent
Coni
Conjectur
Conjuration 664
Conjunction
Conjunctiv
Con mano destra
Connaught
Connecticut

Seite

Connetable 667
Conninxloo, Aegid. 668
Cönobiten
Conrad, Fr. W.
Conradin v. Schwaben
Couring, Hermann 669
Conſalvi, Ercole 670
Conſcription 671
Conſecration 672
Conſens 673
Conſequenz
Conſervationsbrillen
Conſervatorien 674
Conſigniren 675
Consilium abeundi
Conſiſtorium
Consolato del mare, Handelsrecht 677
Conſole
Conſolidirte Fonds ſ. Fonds
Conſonanten
Conſonanz 678
Conſtable
Conſtant de Rebecque, Benjamin 679
Conſtantia, mythol. 681
Conſtantia, Conſtantiawein
Conſtantine
Conſtellation 682
Conſtitution, polit.
Conſtitution, mediz. 687
Conſtitutionen, apoſtol.
Conſtitutioniſten
Conſtruction
Conſul
Conſulta 690
Conſultation
Conſumtion
Conſumtionsſteuern 691
Contagiöſe Krankh. 692
Contarini, Geſchlecht 693
Conté, Nic. Jacques 694
Contemplation 695
Conteſſa der Aeltere
Conteſſa der Jüngere,
Conti, Abt Antonio Schinelle 696
Contiguität

Seite

Continent 696
Continentalſyſtem
Contingent
Continuität
Conto
Contorniaten 699
Contour, ſ. Umriß
Contrabaß
Contract, ſ. Vertrag
Contractivkraft
Contractur
Contrafechten 700
Contraproteſt
Contrapunkt
Contrapunktiſt
Contraremonſtranten, ſ. Arminianer u. Gomariſten
Contraſignıren
Contraſt
Contraſubject 702
Contratöne, ſ. Tabulatur
Contravallationslinie
Contraviolon, ſ. Violon
Contre-Alt
Contreapprochen
Contrebande 703
Contregarde
Contremarſch
Contremine
Contreſcarpe
Contretanz
Contribution
Controlle 704
Controlleur
Controverſe
Controversiae status
Contucci, Andreo
Contumacia
Contumaz
Conty 705
Conus, ſ. Kegel
Convenirnz
Convent, Convention, Conventualen, Conventicula
Conventionalſtrafe
Conventionsfuß 706
Convergenz
Converſation

Converſationsſtücke 707
Convertiten
Convertiteneid
Conver
Convictorium
Convoy
Convulſionärs, ſ. Janſeniſten
Convulſionen ſ. Krämpfe
Conz, Karl Philipp
Cook, James
Coordination, Coordinirt 713
Copaivabalſam
Copalbaum
Copie 714
Copirmaſchinen 715
Copley, John Singleton
Coppet 716
Copuliren
Coquetterie
Coquimbo
Coram
Corbray 717
Corday, Marianne Charlotte d'Armans
Corbeliers 719
Cordilleras de los Andes
Cordon 722
Cordova, Provinz u. Stadt; Staat 723
Correlli, Arcangelo 724
Coriander 725
Coriaria 726
Corigliano
Corilla, ſ. Improviſatoren
Coriolanus, Caj. Marciu
Cork, Grfſch. u. Stdt. 729
Corleone
Cornaro, Lodovico
Cornazzano, Antonio 730
Corneille, Peter
Corneille, Thomas 734
Cornel. Geſchlecht 735
Cornelis, Cornelius
Cornelius Nepos 736
Cornets
Corniche, ſ. Säule
Cornova, Ignaz
Cornut 737
Cornwall 737
Cornwallis, Charl. Grf.
Cornelli, Marco Vincentio 738
Coroner
Corporale
Corporalſchaft
Corporationen 739
Corporationsacte, ſ. Teſtacte 741
Corps
Corpulenz ſ. Fettleibigkeit
Corpus Catholicorum u. C. Evangelicorum
Corpus delicte, ſ. Thatbeſtand 742
Corpus juris
Correa di Serra, Joſeph Franz 743
Correct, Correctheit
Correctio 744
Correctionshäuſer, ſ. Beſſerungsanſtalten
Correctur
Correferent 745
Correggio, Ant. Allegri
Corregidor 747
Correigao
Correlate
Correſpondent
Correus 748
Correze, Fluß u. Dep.
Corridor
Corrientes
Corrigiren
Corſaren
Corſica 749
Corſo 750
Corſoer
Cortaillod
Cortejo 751
Cortereal, Jeronimo
Cortes, ſpan. u. portug.
Cortez, Fernando 755
Cortona 756
Cortona, Pietro Bettetti de 757
Cortryk
Corrunna
Corvette 758
Corrydon 758
Coſel, Gräfin von
Coſenza 760
Coſimo, Pietro
Cosmo I. von Medici, ſ. Mediceer 761
Cosne
Coſſé, Charles de
Coſſimbazar 762
Coſta, Claude Manoel da
Coſta Rica
Coſter, Joh. Lorenz 763
Coſtume 764
Cosway, Maria 765
Cote-aur-Fees
Cote-d'or
Cote droit, Cote gauche
Cotin, Charles
Cotta, Geſchlecht
Cottin, Sophie Riſteau
Coucy, Raoul de
Couliſſen 768
Coulomb, Ch. Ag. de 769
Coumaſſie 770
Coup
Couplet 771
Coupon
Cour 772
Courrant
Courbette
Courbiere, Guill. Rene, Baron
Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe d. Liebe 773
Courier
Cours 774
Court de Gebelin 776
Courtine 777
Courtois, Jacques 778
Courtoiſe
Couſin, Johann
Couſtou, Künſtlerfamilie
Coutances 779
Covenant
Coventry
Cowley, Abraham
Cowper, William 781
Core, William 782
Coris, Michael
Coypel, Künſtlerfamilie

Seite

Coysevox Antoine 784
Crabeth, Dierk u. Wouter
Cramer, Joh. Andreas
Cramer, Joh. Andr. 786
Cramer, Karl Friedr.
Cramer, Karl Gottl. 787
Cramer Wilhelm
Cramner Thomas 788
Cran'ac 789
Crapelet, Charles
Craſſus Lucius Licinius und M. Licinius
Craß, H. C. 790
Craven, Eliſab., Lady
Cra.leys 791
Crayer, Kaſpar de
Crayon
Crebillon, Prosper Jolyot de
Crebillon, Claude Prosper Jolyot de 794
Credenzen 795
Credere
Credit
Creditbillets
Creditbriefe
Creditiv
Creditſyſtem
Credo
Creeks
Creil, k. Fl. Friedr. v.
Crema
Cremona 797
Cremonini, Ceſare
Cremor tartari
Crenеaux
Creolen 798
Crescendo, Muſik
Crescendo, Inſtrum.
Crescentius, Petrus de
Crescenzi, D. Juan Baptiſta, Marquis de la Torre 799
Crescimbeni, Giovanni Maria
Crespi, Guiſ. Maria 801
Creſſi
Creuſe, Fluß u. Depart.
Creutz, Guſt. Phil. von
Creuz Fr. Karl Caſimir,

Seite

Freiherr von 802
Crevenna, Pet. Ant. 803
Crichton, James
Crillon, Louis de Balbe 804
Crillon-Mahon, Louis de Berton de Balbe de Quiers, Herz. v. 805
Criminalgericht 806
Criminalrecht 807
Crispinus 810
Cromford
Cromwell, Oliver 811
Cronegk, Joh. Friedr. Freih. von 823
Cronſtedt, Axel Friedr., Freih. von 824
Croup
Croy, Herzoge v. 825
Croydon
Crozat Antoine
Cruſade
Crusca, Acam. della
Cruſſius, Chr. Aug. 826
Cruz, Juana Inez de la
Cſaba 827
C-ſchlüſſel
Cſongrad
Cuana
Cuba
Cubus, ſ. Würfel 829
Cubach, Michael
Cudworth, Rudolph
Cuença 830
Cuers
Cueva, Juan de la
Cuiraſſiere
Cujaba 831
Cujas, Jacques
Cujon 832
Culbate
Cullen
Cullen, William
Culloden, Schlacht 833
Culmination 834
Culminationspunkt
Culminiren
Culpepa
Culur
Cultus, ſ. Gottesdienſt 836

Seite

Cumä 836
Cumana
Cumberland, Herz. von
Cumberland, Richard 837
Cundinamarca 838
Cuneo
Cupido
Cupolofen, ſ. Eiſen- und Schachtöfen
Cura
Curaçao 839
Curara
Curatel, ſ. Vormundſch.
Curiatier, ſ. Horatier
Curie, Curialien, Curialſtyl, Curien, Curie, römiſche
Curio, C. Scribonius 841
Curius Dentatus 842
Curran, Joh. Philpot
Currende 843
Curſiv
Curſoriſch
Curſus 844
Curtius, Marcus
Curtius, Mich. Konr.
Curtius Rufus 845
Cuſanus 846
Cusco 847
Cuſtine, Ad. Phil. v. 848
Cuſtos 850
Cutch
Cuttac
Cutter
Cybele 851
Cykladen 853
Cykliſche Dichter
Cykloide 854
Cyklopen 855
Cyklus
Cylinder 856
Cymbel
Cyniker
Cynoſura
Cynthius 857
Cypern
Cyperwein 858
Cypreſſe
Cyprianus 859
Cypris 861

	Seite		Seite		Seite
Cyr, Saint.	861	Daktylus	883	Dampier, William	916
Cyrenaiker		Dalai-Lama, s. Lama		Danaë	
Cyrene		Dalayrac, s. Allayrac		Danaïden	
Cyrillische Buchstaben		Dalberg, Geschlecht		Dancourt, Florent Carton	917
Cyrillus von Jerusalem		Dalberg, Karl Theod. Ant. Maria, Reichsfreiherr von	884	Dänemark, geographisch und statistisch	
Cyrillus von Alexandrien	862	Dalekarlien	887	Dänemark, Gesch.	924
Cyrillus von Tessalonich	864	Daleminzen	888	Daniel, Prophet	931
Cyrus		Dalin, Olof von		Daniel, Gabriel	
Cythera	866	Dalkeith	889	Daniel, Samuel	932
Czar		Dalmates, s. Dalmatien		Daniels, Heinr. Gottfried Wilhelm	
Czartoryski, Ad. Casimir, Fürst	867	Dalmatica		Dänische Sprache, Literatur u. Kunst	934
Czenstochowa	868	Dalmatien		Danischmed	942
Czernigow		Dal segno	892	Dankali	
Czernowitz	869	Damascus, Joannes		Dank	
Czerny, Georg, s. Serbien		Damasciren		Dankbarkeit	943
Czirknitz, Mrkfl. u. See		Damaskos	893	Danksagungsschreiben	
D	871	Damascenerpflaume, Rose-, Trauben	894	Dannebrogorden	
Da Capo		Damast		Danneberg	
Dacca		Damaun	895	Dante Aligbieri, Dante da Majano, Peter Vincenz und Giambattista	944
Dach		Dame		Danton, Georg Jak.	949
Dach, Simon	872	Damgard		Danus	952
Dachrecht	873	Damhirsch		Danville	
Dachstuhl		Dämiano, San-		Danwantari	
Dachs		Damiat		Danzig, Reg.-Bezirk und Stadt	
Dachshund	875	Damiens, Rob. François		Daphne	956
Dacien		Damm	896	Daphnis	
Dacier, Andre u. Anna Le Fevre	876	Dammerde	897	Dardanarius	957
Dädalus	877	Dämmerung		Dardanellen	
Daendels, Hermann Wilhelm	878	Dämmerungskreis	898	Dardanos	959
Dagheſtan	879	Dämmerungsfalter, s. Schmetterlinge		Darfur	
Dagobert der Große		Damon und Pintbias		Dariel	
Dagon		Dämon, Dämonologie		Darien, s. Panama	
Dagoe		Dampf	904	Darjes, Joach. Georg	
D'Aguesseau, Henry François		Dampfbad	905	Darius	960
D'Aguesseau, Henry Cardin J. B. Marq.	881	Dämpfer	906	Darkehmen	963
Dahlen		Dampfboot, s. Dampfmaschine		Darlehen	964
Dahme		Dampfgeschütz		Darlington	965
Dahomey		Dampfkochen		Darmkanal	
Daire, s. Japan	882	Dampfkugel, s. Dampf	908	Darmsaiten	966
Daktyliographik, s. Steinschneidekunst		Dampfkutsche, s. Dampfwagen		Darmstadt, s. Hessen, Großherzogthum	
Daktyliothek		Dampfmaschine		Darmstadt	
Daktylologie		Dampfmesser	912		
		Dampfschiff			
		Dampfwagen	915		

Seite

Darmstädtische Landständische Verfassung, s. Hessen, Großherzogthum 968
Darnetal
Darnley
Darnley, Heinrich Stuart, Lord
Darre 969
Darstellung, ästh.
Darstellung
Dartmouth
Daru, Pierre Antoine Noel Br., Gr. v. 970
Daruvar 971
Darwin, Erasmus
Daschkoff, Katharina RomanowaFürstin 972
Dasymeter 973
Datarie
Datio in solutem
Dativ
Datelpalme
Datum 974
Daubenton, J. L. M.
Daudnagur 975
Dauer
Daun, Kreis u. Flecken
Daun, L. J. M. Reichsgraf von 976
Dauphin 977
Dauphiné
Dauurien
Davenant, Sir Wil. 978
David, König
David, Jacques Louis 980
Davila, Arrigo Caterino 981
Davis, John 982
Davisstraße, s. Davis
Davoust, Louis Nicolas
Davy, Sir Humphry 984
Day, Thomas
D dur 985
Deal
Deba
Debatten
Debet, s Credit
Debreczin
Debure, Guillaume u.

Seite

Guillaume François
Decan 986
Decan, geographisch
Decatiren
December
Decemvir
Dechant, s. Decan 987
Dechiffrirkunst
Decimalmaß 989
Decimalrechnung
Decimalsystem, s. Zahlensystem 990
Decimation
Decime
Decision
Decius Mus und Decius, Kaiser
Decke 991
Deckendorf 992
Deckfarben
Deckung
Declamation
Declination 994
Decliniren
Decoration 995
Decrés, Denys
Decrescendo 996
Decret
Decretalen, s. Kanonisches Recht
Decurio
Dedication 997
Deduction
Defenders, s. Irland
Defension
Defensivbündniß, s. Allianz 998
Defensivkrieg, s. Vertheidigungskrieg
Defilé
Defilement 999
Definiren
Definitivfriede 1001
Defterdar
Degen, Schwert, Säbel
Degen 1002
Degenfeld, Mar. Sus. Loysa, Freiin von
Dego, Dorf u. Schlacht
Degradation

Seite

Dehnbarkeit 1003
Deianira 1004
Deich, bund, bandgenossen, bau, buch, Geschworne, Graf, last, recht, schau, wesen
Deidamea
Dei gratia
Dejotarus 1006
Deismus
Dekade, Dekadik
Dekagon 1007
Dekamerone
Deken, Agathe
Delambre, J. B. Jos.
Delaware, Meerbusen, Fluß, St., Grfschften
Delawaren 1008
Delegation 1009
Delft 1010
Delft, Jak. und Wilh.
Delhi
Delille, Jacques 1011
Delisle, Guillaume 1012
Delitzsch 1013
Delius, Chr. Traugott u. Heinr. Friedr. von
Della Maria Dom. 1014
Delolme, Jean Louis
Delmenhorst, s. Oldenburg 1015
Delonia
Delorme, Marion
Delos 1016
Delphi 1017
Delphin 1018
Delta 1019
Deluc, Jean André u. Guillaume Antoine
Demagogische Umtriebe
Demarcationslinie 1034
Demarteau, Gilles
Demerary
Demeter, s. Ceres
Demetrius, Könige v. Macedonien u. Syrien
Demetrius Phaler. 1035
Demetrius Griska
Demme H. C. Gottl. 1036
Demmin, Kreis u. Stadt

Demokratie 1037
Demokrit 1041
Demonſtration 1042
Demonſtrativum
Demonte
Demontiren, Demontirbatterien
Demoſthenes 1043
Demouſtier, Charles Albert 1046
DemulcirendeMitt. 1047
Demurki
Demuth
Demüthigung
Denain, Dorf u. Schlacht
Denaiſius, Peter 1048
Denar
Denbigh, Grfſch. u. Stadt
Denderah, Thierkreis von 1049
Dendermonde 1051
Dendriten
Dendrolithen 1052
Denham, John
Denina, Giac. Carlo
Denis, Michael 1053
Denken 1054
Denkfreiheit 1055
Denkmal 1056
Denkmünzen 1058
Denkſpruch 1059
Denkverſe
Denkwürdigkeiten, ſ. Memoiren
Denkzettel
Denner, Balth. und Joh. Chriſt.
Dennewitz, Dorf und Schlacht 1060
Denon, Dominique Vivant, Baron 1062
Dentilla 1063
Denys, Saint-
Deodur 1064
Deogaum, Friede von
Deonally 1064
Departement
Depeſchen
Dephlegmiren
Dephlogiſtiſiren
Deployiren
Deponens 1065
Deportation
Depoſition, Deponiren
Deponent, Depoſitarius, Depoſitionsſchein, Depoſitogeld, Depoſitowechſel, Depoſitum 1066
Depoſitobank
Depot 1069
Depreſſionslaffette, Depreſſionswinkel
Depping, Gg Bernh.
Deptford 1070
Deputat
Deputation, Ds.-tage, Ds.-receß
Deputirtenkammer, ſ. Kammer
Derbend
Derbeten 1071
Derby, Grfſchft und Stadt
Dereliction 1072
Derenburg
Derflinger, Georg, Freiherr von
Derne 1073
Derſchawin, Gabriel
Derwiſch
Des
Desaguero 1074
Deſair, Louis Charles Antoine
Deſatir 1075
Deſault, Peter Joſeph
Descartes, René 1076
Descendenten, ſ. Abſteigende Linie 1079
Descenſion, ſ. Abſteigung 1079
Des dur
Deſerre, Hercule
Deſerteur 1080
Deſéze, Raimond 1081
Desfontaines
Deshoulières, Mad. 1082
Desiderius
Desmareſt, Nicolas u. Anſelm Gaeten 1083
Desmologie
Des moll
Desmoulins, B. Camille
Desorganiſation 1084
Despot
Deſſalines, Jakob
Deſſau, Herzogthum und Stadt 1085
Deſſert 1086
Deſſin
Deſſolles, J. Joſ. P. Auguſt., Marquis
Deſtillation 1088
Deſtouches, Philippe Nericault 1090
Detaſchement
Detaſchirte Note 1091
Detachirte Werke
Detail, Detailhandel
Determination
Determiniſmus
Detmold, Amt u. St. 1092
Dettingen, Schlacht
Deukalion
Deus ex machina 1093
Deut
Deutlich
Deutſche Baukunſt, ſ. Baukunſt, Geſchichte der, u. Kölner Dom
Deutſche Bibliotheken
Deutſche Bildhauerkunſt 1095
Deutſche Bühne 1099

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06392 8405

A 507653 DUPL